

Dr. TH. SCHACHT

Grofs. Hefs. Oberstudienrath.

Mainz C. G. Kunze's Nachfolger.

Theodor Schachts

Lehrbuch der Geographie

alter und neuer Zeit

mit

besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte.

[illegible] vollständig umgearbeitete Auflage

von

Dr. Wilhelm Rohmeder,
Lehrer an der städtischen Handelsschule in München.

Mit [illegible] Karten, drei Figurentafeln und dem Portrait des Verfassers.

Mainz.
Verlag von C. G. Kunzes Nachfolger.
1874.



Dr. TH. SCHACHT

Grofs. Hefs. Oberstudienrath

Mainz C. G. Kunze's Nachfolger

Theodor Schachts

Lehrbuch der Geographie

alter und neuer Zeit

mit

besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte.

Achte vollständig umgearbeitete Auflage

von

Dr. Wilhelm Rohmeder,
Lehrer an der städtischen Handelsschule in München.

Mit vier Karten, drei Figurentafeln und dem Portrait des Verfassers.

Mainz.
Verlag von C. G. Kunzes Nachfolger.
1874.

Vorwort zur achten Auflage.

Als mir vor beiläufig 8 Jahren der unterdessen verstorbene Oberstudienrath Dr. Theodor Schacht in Darmstadt die Herausgabe der künftigen Auflagen seiner geographischen Werke übertrug und mich daraufhin in der von mir besorgten 12. Auflage der „Schulgeographie" in den „Letzten Worten des Verfassers" bei seinem Publikum einführte: da ahnte ich freilich nicht, welche Summe von Arbeit zur Besorgung der nun hier fertig vorliegenden 8. Auflage des „Lehrbuches" nothwendig sein würde. Hätte ichs aber geahnt, ich würde mich gleichwohl und mit eben der Liebe und Hingebung der lohnenden Aufgabe unterzogen haben, wie es wirklich der Fall war. Denn als ich vor nun bald 3 Jahren mit der Bearbeitung dieser Auflage begann, da fand sichs bald: mit einem bloßen Berichtigen zahlreicher einzelner Angaben kann hier nichts gedient sein, es müssen ganze Partien umgeformt, manche gestrichen, neue eingefügt werden, es muß eine wahre und vollständige Umarbeitung vorgenommen werden, um dem gegenwärtigen Stande der geographischen Wissenschaft und der einschlägigen Hilfswissenschaften möglichst zu genügen, um das Werk zu verjüngen und der Jetztzeit entsprechend herzustellen, damit es in seinem Range erhalten bleibe und wo möglich noch wirksamer werde. Dies wurde die Ursache des verzögerten und langsamen Erscheinens des Werkes; denn diese Umarbeitung war, ernst aufgefaßt, kein leichtes Geschäft, wobei denn auch das Manuskript sich unter der Hand beträchtlich und mehr erweiterte, als vorhergesehen werden konnte, und war dem sel. Verfasser schon in der 7. Auflage auf den Wunsch vieler Freunde hin sein „Lehrbuch" zu einer Art geographisch-historischem Handbuche geworden, so wird das jetzt in erhöhtem Maße der Fall sein.

Da die Verlagshandlung sich zu einer Ausgabe in Lieferungen

entschlossen, so war während des Erscheinens des Werkes der allgemeinen und Tages-, sowie der speciellen Fachkritik hinreichend Gelegenheit gegeben, über meine Umarbeitung des Schachtschen Werkes sich auszusprechen, und es erfüllt mich jetzt, am Schlusse der Arbeit, mit hoher Befriedigung, daß, so zahlreich und verschiedenwerthig die Stimmen auch waren, sich alle, mit ganz geringen Ausnahmen, nur anerkennend darüber ausgesprochen haben. Einem geäußerten Vorwurfe aber muß ich hier entgegentreten, dem nämlich: das Buch führe nur noch mit Unrecht Schachts Namen, es sei ein völlig neues Werk, das unnöthigerweise gewissermaßen unter fremder Flagge segle. Es ist wahr, drei Viertel des Werkes sind nach Form wie nach Inhalt ganz neu, also meine Arbeit, und in dem letzten Viertel werden sich wenige Seiten, ja wenige Absätze finden, in denen nicht mehr oder minder umfangreiche Aenderungen nothwendig gewesen wären. Aber der Plan und die Grundmauern des Gebäudes sind unverändert dieselben geblieben, ebenso die Art der Behandlung des Stoffes. Nicht minder war ich bestrebt, in Schachts Geiste zu arbeiten und zwar sowohl im Hauptsächlichen, nämlich in den rein geographischen, als auch in den kulturgeschichtlichen und historisch-politischen Abschnitten des Werkes, festhaltend an dem Grundsatze, der in den Worten v. Steins ausgedrückt ist: „Ich habe nur ein Vaterland und das ist Deutschland, und ihm allein bin ich von ganzem Herzen ergeben" — einem Grundsatze, der mit dem Umstande, daß die Geographie eine kosmopolitische Wissenschaft ist, sich gar wohl verträgt. Ob es mir wirklich gelungen ist, in dieser Beziehung so zu schreiben, wie Schacht ungefähr geschrieben haben würde, müssen natürlich andere beurtheilen; einige Zuschriften von alten Freunden desselben lassen michs wenigstens vermuthen.

Was die benützte Literatur betrifft, so war es mir Grundsatz, nur auf Quellenwerke mich zu stützen; andere geographische Lehr- und Handbücher (außer hie und da Daniels „Handbuch" und Guthes „Lehrbuch") wurden deshalb, was Prüfung und Beschaffung des Stoffes betrifft, grundsätzlich nicht beigezogen. Die Hunderte von Karten und Kartenskizzen, Reisebeschreibungen und Reiseberichten, Itinerarien, Monographien über einzelne Länder, Ländergruppen und Landestheile, ethnographischen Schilderungen, historischen und statistischen Arbeiten u. s. w., u. s. w., die ich benützte, abgesehen von periodischen Zeitschriften

und der Tagesliteratur: diese alle hier aufzuführen, möge man mir erlassen; manche sind ohnedies an Ort und Stelle genannt. Es war, besonders bei fremden Erdtheilen, oft keine geringe Arbeit, die so verschiedenen und von einander abweichenden, ja sich häufig widersprechenden Angaben zu prüfen, zu vergleichen, das Eine aus dem Andern zu ergänzen und daraus dann ein selbständiges Gesammtbild zu gestalten. Daß ich der Gothaischen Publikationen als der des bedeutendsten geographischen Institutes von Deutschland (Petermanns „Mittheilungen", Behms „Jahrbuch", „Gothaer Almanach", Behms und Wagners „Bevölkerung der Erde" 2c.) nicht entbehren konnte, versteht sich für jeden Fachmann wohl von selbst.

Nicht geringe Mühe verursachte mir die Umwandlung der verschiedenen Fußmaße (rheinische, baierische, darmstädtische, österreichische, englische, pariser, englische Faden 2c.), die bisher in dem Werke gebraucht waren und die man noch immer in verschiedenen Schriften in verschiedener Weise angewendet findet, in das einheitliche Metermaß. Ich hielt dies aber für unbedingt nothwendig. Anhängern des Alten zuliebe habe ich bei den höchsten Gipfeln der deutschen, sowie der meisten außerdeutschen und außereuropäischen Gebirgsgruppen die auch in Fußen ausgedrückte Höhe in Klammern beigesetzt; es sind indes damit stets pariser Fuße gemeint. Als Meilenmaß ist durchaus, wo nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt wurde, die geographische Meile ($^1/_{15}$ des Aequatorgrades) und zwar nach Bessels Elementen des Erdsphäroids (1 Meile = $7420,_{139}$ m.) angewendet.

Bei einer geringen Zahl von deutschen Städten weichen die Angaben der Einwohnerzahl im 2. Abschnitte des Buches von denen im 4. Abschnitte III, §. 7 um ein Unbedeutendes ab. Dies hat darin seinen Grund, daß beim Druck des 2. Abschnittes erst die vorläufigen, vielfach nur durch Correspondenzen ermittelten Resultate der Volkszählung vom 1. Dezember 1871 vorlagen, während bis zum Erscheinen des 4. Abschnittes bereits die revidirten und wirklichen Ergebnisse durch die statistischen Bureaux veröffentlicht waren. Ich hielt mich für verpflichtet, die wirklichen Ergebnisse, sei es auch auf Kosten der Uebereinstimmung mit den Angaben im 2. Abschnitte, dem Buche nicht vorzuenthalten. Die Abweichungen betragen indes stets höchstens einige Hundert von Bewohnern und kommen nur bei 20 und etlichen Städten vor.

Trotz der großen Sorgfalt, die Herausgeber und Verleger darauf verwendeten, das Werk möglichst frei von Druckfehlern herzustellen, ist deren dennoch eine ziemliche Anzahl stehen geblieben; es wird zweckmäßig sein, die in einem Verzeichnis am Schlusse des Buches zusammengestellten vor dem Gebrauche des Werkes zu verbessern.

Daß in einem so gearteten, wenn auch noch so umfassenden und mit dem größten Fleiße hergestellten Werke immerhin der einzelne dieses oder jenes noch vermißt, oder zu berichtigende Angaben, Urtheile und Ansichten ausgesprochen findet, ist ja wohl kaum anders zu erwarten. Ich werde für alle in dieser Beziehung mir zukommenden Anträge und Berichtigungen in hohem Grade dankbar sein, sowie ich überhaupt schließlich im Interesse des Werkes um recht ergibige Beurtheilungen bitte. Wird auch nicht jeder Wunsch erfüllt und nicht jeder Wink benützt, so wird doch jeder mit dem ihm gebührenden Ernste geprüft werden.

München, den 5. September 1874.

Dr. **Wilhelm Roßmeder.**

Inhalt.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Vorbegriffe nebst Anfang des geographischen Zeichnens.

Seite

Zweiter Abschnitt.

Die deutschen Länder und ihre Nachbarschaft, oder Mittel-Europa.

Dritter Abschnitt.

Die Erdkugel, oder Lehren aus der mathematischen und physischen Geographie.

Vierter Abschnitt.

Die Länder und Staaten der Erde.

I. Asien.

II. Afrika.

III. Europa.

VI. Amerika.

Ueber

Geographie als Lehrgegenstand in Schulen.

§. 1. Unter dem Titel **Geographie** oder **Erdbeschreibung** läßt sich, wenn man will, sehr Vieles zusammenfassen. Bedenkt man aber, daß die Gestalt und Bewegung des Erdballs und seine Abhängigkeit vom Sonnensystem ihre Erklärung in der Astronomie finden, daß Minerale, Pflanzen und Thiere in die Naturbeschreibung, sowie das Untersuchen ihrer Bestandtheile und Kräfte nebst den Eigenschaften der Atmosphäre in die Wissenschaften der Chemie und Physik gehören, und daß Geschichte und Statistik alles auf die Völker und Staaten Bezügliche für sich in Anspruch nehmen: so wird die Grenze der Geographie enger zu ziehen sein. Sie ist demnach: **Beschreibung der Oberfläche des Erdballs nach ihrer natürlichen Beschaffenheit und als Wohnplatz der Menschen.***)

Doch kann man, selbst innerhalb dieser Grenze, gar Manches aus den genannten Wissenschaften nicht beiseit schieben, was als Resultat derselben nothwendig bei der Beschreibung der Erde zu Hilfe genommen werden muß. Dies würdigt aber die Geographie ebensowenig herab, wie es jene Wissenschaften herabwürdigt, daß auch sie der Erdbeschreibung nicht entbehren können. Ueberhaupt muß man die Gebiete der Wissenschaften, da sie fast allzumal in einander übergreifen, nicht zu ängstlich abmarken wollen. Namentlich darf die Beziehung zwischen Geschichte und Geographie nicht als eine nur äußerliche oder zufällige aufgefaßt werden; schon der historische Entwickelungsgang der beiden herodoteischen Disciplinen verbietet eine solche Auffassung. Das Object der geographischen Wissenschaft ist die Erde; be-

*) K. **Ritter** definirte bekanntlich so: **Die Geographie ist die Wissenschaft des irdisch erfüllten Raums.**

trachtet man diese aber als „das Wohn- und Erziehungshaus des Menschengeschlechts" (Ritter), so folgt daraus sowohl für den philosophisch-wissenschaftlichen, als für den pädagogischen Standpunkt, daß die beiden genannten Wissenschaften sich gegenseitig nicht entbehren können, sondern in inniger Wechselwirkung zu einander stehen. In Beziehung auf die beiden Seiten, in welchen die Welt als Natur und Geist zur Erscheinung kommt, stellt die Geographie — philosophisch betrachtet — den in der Räumlichkeit, die Geschichte den in der Zeitlichkeit erscheinenden Gedanken dar. Erde und Menschheit gehören aber zusammen wie Natur und Geist, wie Leib und Seele, und mit dieser Erkenntnis ist auch die Idee zur Geographie als Wissenschaft gegeben. In diesem Verhältnis beruht auch die Selbständigkeit der geographischen Wissenschaft, nämlich darin, „daß ihr Object die Erde ist, nicht bloß in ihrem Fürsichsein, sondern die Erde als Prophezeiung des im Menschen zur Erscheinung kommenden Geistes, die Erde als Hintergrund aller geschichtlichen Färbung und als Material der Verklärung der Dinge, mit einem Wort, die Erde, wie sie bestimmend auf die Entwicklung des menschlichen Geistes wirkt, und hinwiederum vom Geiste bestimmt und verändert wird." (Kapp.)

§. 2. Hält man diese Bestimmungen und die Idee des Erdganzen fest, so wird man maßlose Uebergriffe in die Gebiete anderer Wissenschaften, namentlich der Naturwissenschaft und der Geschichte, wie sie gemacht worden sind, statt daß man sich lediglich mit der Voraussetzung jener begnügt hätte, leicht zu vermeiden wissen. Die geographische Betrachtung umfaßt demnach folgende Gegenstände: 1. die kosmische Stellung der Erde, als Planet, in dem dreiseitigen Verhältnis zur Sonne, zum Monde und zu sich selbst, mit anderen Worten die Stellung des Erdballs unter den Himmelskörpern, seine Gestalt, Größe und Bewegung, den Einfluß dieser Umstände auf seine Beleuchtung und Erwärmung, die hieraus hervorgehenden weitern Erscheinungen, sowie Messung und Zeichnung seiner Oberfläche; — 2. das Erdindividuum nach seinen Theilen, soweit dieselben für die geographische Betrachtung zugänglich sind, d. h. also nach seiner umschlossenen und umschließenden Oberfläche und deren elementaren Unterschieden, den allgemeinen physischen Elementen, m. a. W. die Schilderung der in der Atmosphäre sich vollziehenden meteorologischen Prozesse und der damit zusammenhängenden klimatischen Erscheinungen, ferner der Vulkanität, der Gewässer, der festen Erdformen und der an denselben wahrgenommenen jüngeren Veränderungen; — 3. die individuellen Bildungen, zu welchen sich die Erdrinde aufschließt, m. a. W. die Produkte, die als geologische, vegetabilische oder animalische Natur zum Vorschein kommen, und deren Abhängigkeit von allgemeineren Faktoren; — 4. „die Spitze, in welche als in den einfachen Brennpunkt die

Vielheit der Natur zusammen geht, den Menschen, in welchem die Natur Geist wird," m. a. W. die Einwirkung allgemeiner und spezieller Faktoren auf den Menschen in physischer und intellektueller Hinsicht, Völkerunterschiede, Völkerverbreitung und Völker-Vervollkommnungsfähigkeit, sowie endlich die Sphären, in denen sich das Bewußtsein des Menschen in organischen Gestaltungen offenbart und sich selbst als Volksgeist gegenständlich wird, m. a. W. die Staaten, deren Kulturzustände und die Naturseite derselben: Berg und Thal, Fluß und Meer, Wald und Wüste, überhaupt Grund und Boden, ihre natürlichen Schätze, politischen Grenzen, Eintheilung und wichtigen Ortschaften.

Hiemit schließt sich die Geographie als eine für sich bestehende Wissenschaft ab, indem sie der Ethnographie die nähere Schilderung der Völker, der Topographie die Aufzählung auch unwichtiger Ortschaften, und der Statistik die eigentliche Staatenbeschreibung überläßt.

Die Statistik hat es mit der übersichtlichen Ordnung aller derjenigen Angaben und Schilderungen zu thun, woraus sich der Zustand eines Staats bezüglich seiner Lage und natürlichen Hilfsquellen, seiner religiösen, moralischen, intellektuellen und gewerblichen Bildung, seiner innern Einrichtungen und äußern Verhältnisse, sei es in der Gegenwart oder in einem bestimmten Momente der Vergangenheit möglichst klar erkennen läßt. Worauf es bei Aufsuchung und Erörterung dieser Gegenstände ankommt und nach welcher Methode in ihrer Aufstellung verfahren werden kann, lehrt die Statistik in ihrem allgemeinen oder theoretischen Theile, während die Staatenbeschreibung selbst die angewandte oder besondere Statistik genannt werden kann.

§. 3. Streng wissenschaftliche Anordnung paßt nicht überall für den Jugendunterricht, der sich mit Recht Abweichungen davon erlaubt, sowie er schon in Behandlung der einzelnen Theile oft anders zu verfahren genöthigt ist. Sowohl allgemeine pädagogische, als auch besondere Regeln, die sich aus der Eigenthümlichkeit des geographischen Lehrfachs ergeben, sind hierin die Führer. Man wird es nicht am unrechten Orte finden, wenn hier die wichtigsten dieser Regeln berührt werden.

§. 4. Zuerst soll man nicht vergessen, daß der Vortrag auf Schulen verschieden ist von dem akademischen; die Schule hat nur vorzubereiten zur strengen wissenschaftlichen Auffassung, und deshalb Vieles zu übergehen, was sich füglich erst dem reiferen Alter bieten läßt oder was zum eigentlich geographischen Studium gehört. In den inhaltreichen Schriften eines Berghaus, eines Ritter und andrer, gibt es gar viele sinnvolle Vergleichungen, Betrachtungen und Hypothesen, die den Lehrer ergötzen können, ohne zugleich für die Schule nothwendig zu sein. Auch ist zu bedenken, daß die Jugend noch mit andern Lehrfächern sich zu beschäftigen, folglich auf ein einzelnes, wie die Erdbeschreibung, nur wenig Zeit zu verwenden hat. Und da die

Geographie schon als Wissenschaft sich des überflüssigen Materials zu entledigen sucht, so muß der Unterricht um so mehr sich hüten, das Gedächtnis mit unnützem Ballast zu beladen. Was das Anschauungsvermögen übt, die Urtheilskraft weckt, in Bezug auf Natur- und Völkergeschichte von bleibendem Werthe ist, überhaupt das jugendliche Gemüth anzusprechen und den geistigen Gesichtskreis zu erweitern sich eignet — das ist auch besonders zu beachten.

Wozu soll z. B. in einer deutschen Schule gelernt werden, wie die 68 Provinzen Rußlands oder die von China heißen, welche Flüßchen auf den Höhen der Bretagne entspringen, und daß diese oder jene polnische Stadt ein Gymnasium, diese oder jene holländische Stadt eine Branntweinbrennerei besitzt? Daten, die selbst bei Nennung einheimischer Städte größtentheils unnütz sind.

§. 5. Die Jugend ist noch in der Entwicklung der Geisteskräfte begriffen; um so weniger darf man die Regel übersehen, nicht dem Leichten das Schwerere vorauszuschicken. Mit der mathematischen Geographie zu beginnen, ist deshalb nicht rathsam; und die Rundung und Bewegung der Erde kurzweg wie Glaubenssätze zu lehren, bloß um den Globus und die Hemisphären zuerst vornehmen zu können, ist nicht einmal nöthig; es läßt sich auf andere Weise mit Anfängern verfahren.

§. 6. Ebenso entspricht es der Pädagogik keineswegs, wenn man die Geographie erst rein von allem, was statistisch und historisch heißt, durchgehen und in einem spätern Kurse die Völker, Staaten und Städte der fünf Erdtheile folgen lassen will; denn was auf Anschauung der Karte und auf Uebung des Urtheils beruht, muß abwechseln mit dem, was nur Gedächtnissache ist, und mit dem, was das Gemüth und die jugendliche Neigung zur Geschichte verlangt. Das Stadtbeschreiben hat eben nichts Bildendes, das Aufzählen und Einlernen vieler Städte langweilt sogar, und um so mehr, je weiter man über die Kinderjahre hinaus ist; wer wollte deshalb, statt das nöthige Wissen derselben im geographischen Unterrichte zu vertheilen, es für den Schluß aufsparen und da zusammenhäufen? Wenn also das Interesse reg erhalten werden soll, so thut man wohl, zwischen der alten Lehrart, der die physische Geographie fast nur eine Nebensache war, und der neuen, die oft zu viel Gewicht darauf legt, die Mittelstraße einzuhalten und das Wissen aus beiden Hauptpartieen der Geographie, wo es zulässig ist, mit einander zu verbinden. Zu viele Terrainschilderungen, namentlich fremder Länder, passen eben so wenig, als zu große Spenden aus den Vorräthen der Statistik; denn was etwa in Special-Lehranstalten z. B. für's Militär und für den Handel gehören mag, sollte man nicht mit gleicher Ausdehnung in die allgemeine Schulbildung einführen wollen.

§. 7. Die Erde ist nicht bloß an sich, sondern auch als Schaubühne der Völkerbegebenheiten betrachtenswerth. Was in der reinen Geographie zur Anschauung gebracht worden, das darf auch nicht leblos bleiben, die Jugend verlangt Staffage in die Landschaften, sie verlangt Menschen darauf handeln zu sehen.

Sehr passend erinnert Vogel in seinem trefflichen Schulatlas an Herbart's Wort, „daß die Geographie eine associirende Wissenschaft sei, bei deren Unterricht man die Gelegenheit nicht versäumen dürfe, eine Verbindung von allerlei Kenntnissen, die sonst vereinzelt ständen, zu stiften, und daß bei Betrachtung gegenwärtiger Zustände die Frage nahe liege nach der Vergangenheit." Wenn also auf Veränderungen in der Ausdehnung der Staaten, auf Kulturepochen, auf wichtige Ereignisse und Charaktere hingewiesen, wenn Altgeographisches zwischen Neueres verflochten wird, so ist es pädagogisch nicht zu tadeln. Nur hat man sich dabei vor planloser Vermengung zu hüten, wie sich von selbst versteht.

Ein Lehrbuch darf deshalb immerhin Beschreibungen von Palästina und Alt-Hellas, von den Umgebungen des alten Roms und andern klassischen Gegenden Italiens, auch Angaben über den Umfang des Römerreichs, über Wohnplätze und Wanderungen unserer ältesten Vorfahren, über Karl des Großen Reich, über die noch im vorigen Jahrhundert giltige Eintheilung Deutschlands in 10 Kreise, und Aehnliches enthalten, freilich am gehörigen Orte und mit nöthiger Beschränkung. Oft ist sogar das Alte dem Neuen vorzuziehen; die alten Provinzialnamen Frankreichs vor der Revolution sind z. B. gewiß für die geographisch-historische Betrachtung wichtiger als die der 86 Departements.

§. 8. Getrennt zu behandeln, was zusammen gehört, muß man vermeiden. Wer den einen Strich der Alpen bei Italien, den andern bei Deutschland, den dritten bei der Schweiz kennen lehrt, bringt keinen Ueberblick des Alpengebirgs hervor; ebenso, wer die Betrachtung des Donaulaufs in die verschiedenen Kapitel von Deutschland, Ungarn und der Türkei vertheilt. Umgekehrt ist ebenso fehlerhaft, zu vereinen, was nicht zusammen gehört, z. B. bei Aufstellung von Naturganzen, um danach die reine Geographie lehren zu wollen. Ein Gebirg, ein Stromgebiet, eine stark vortretende Halbinsel, ein Hochland u. s. w. sind als Ganze zu betrachten, so wie der Erdball, ein Welttheil u. s. w. Nach solchen Naturganzen läßt sich ohne Anstand abtheilen, nur nicht nach solchen, die jemand willkürlich annimmt, ohne daß sie wirklich eine Umgrenzung zulassen.

§. 9. Die Wissenschaft behandelt kein Land mit größerer Vorliebe als das andere, außer wo sie von bekannten Ländern mehr Wichtiges zu sagen weiß, als von minder bekannten. Lehrbücher für die Jugend haben indes dem Vaterlande stets den meisten Raum gewidmet, und mit

Recht; schon das Leben fordert, daß jeder mit dem Vaterlande vorzüglich bekannt sein, und wenn nicht mit eignen Augen, doch auf Karten und in Büchern es durchwandert haben sollte. Vor allen sind also Deutschlands Berge, Thäler, Ebenen und Flüsse, seine Verschiedenheiten in Bezug auf Temperatur, Boden und Produktionsfähigkeit, seine bedeutenderen Städte und Schlösser, seine Naturschönheiten und was sonst der jugendlichen Wißbegier aus der gegenseitigen Beziehung des Landes und Volkes von Werth sein kann, ein wesentlicher Gegenstand des geographischen Unterrichts. Auf der deutschen Karte muß man so tüchtig orientirt sein, daß sie uns im Geiste wie ein Basrelief erscheint, und bei ihrem Anblick eine Menge einzelner Kenntnisse in unserer Erinnerung auftauchen. Darum ist hier auch Lokalgeschichtliches, selbst wenn der Begriff der Geographie als Wissenschaft dagegen spräche, nicht auszuschließen, sondern mit Absicht einzuflechten, und was in dieser Hinsicht ein Lehrbuch, z. B. das vorliegende, nur spärlich bieten, oft nur andeuten darf, wird der Lehrer ergänzen.

Wie reizlos steht z. B. die Nennung der Ebene unterhalb Wien da, ohne Erinnerung an Rudolf von Habsburg und an Karls Sieg bei Aspern? So das Uferland der Dithmarschen ohne die Heldenthat der Bauern bei Wöhrden; Trebur ohne Kaiser Heinrichs IV. Unglück; die Umgegend Basels ohne die Schlacht von St. Jakob. Selbst der angenehme Murtensee gewinnt an Bedeutung durch den Untergang des Burgunderheeres, der Teutoburgerwald durch Schilderungen Hermanns und Wittekinds, wie Presburg durch das moriamur pro rege nostro Maria Theresia; und wer wird nicht bei Lübeck von der Macht der Hansa, bei Liegnitz von der Tartarenschlacht, wie beim Grütli von der Entstehung und Ausbildung der Eidgenossenschaft erzählen!

§. 10. Daß die Geographie vor der Karte am zweckmäßigsten zu lehren sei, und ein Lehrbuch nur zur Erklärung des Abbildes und zur Ergänzung dessen, was die Karte nicht gewährt, dienen solle; daß das Dictiren nichts tauge, man aber die Schüler anhalten müsse, sich kurze Auszüge aus dem Lehrbuche zu machen; daß ferner vielfaches Ueben im Orientiren auf den Karten, und das Abzeichnen, aber auch das Skizziren derselben aus der Erinnerung, so wie Entwürfe von Reisen, von wesentlichem Nutzen seien — das alles sind methodische Vorschriften, die hin und wieder immer noch der Auffrischung bedürfen mögen. Zur Schärfung des geographischen Blicks und der Urtheilskraft ist es auch rathsam, solche Schlüsse, die der Schüler selbst bilden kann, nicht vorzudociren. So muß man z. B. aus Breitengrad und Seehöhe eines Landstriches, aus der Neigung desselben nach dieser oder jener Weltgegend, und aus der Beschaffenheit des Bodens, ihn selbst Vermuthungen über das herrschende Klima, über Produktion und über den Einfluß des Landes auf die Bethätigung und Geistesentwicklung der Bewohner anstellen lassen. Das gibt Anleitung zum eigenen Fortstreben und schafft zugleich

das angenehme Gefühl eines gewissen Mitantheils an der Gewinnung der Erkenntnis! Der Werth der vergleichenden Betrachtung geographischer Momente und Faktoren sei hier ganz besonders noch hervorgehoben.

§. 11. Sehr wird auch Lehren und Lernen erleichtert, wenn man ein Land an der Schultafel stückweis vorzeichnet und so allmählich, während die Zöglinge nachzeichnen, das Abbild ohne Einschreibung der Namen vor ihnen entstehen läßt, und es dann einübt. Daß es hiebei weniger auf Schönzeichnerei als vielmehr auf correcte Darstellung ankommt, ist selbstverständlich; aber der Schüler werde in den Stand gesetzt, jedes Pensum, soweit es graphisch darstellbar, in saubern, richtigen Grundzügen gewandt zu entwerfen. Es kann dies Verfahren nicht genug empfohlen werden, und selbst der Lehrer der Geschichte wird wohl thun, sofern seine jungen Zuhörer im geographischen Wissen noch schwach sind, die Volksgeschichte, die er eben beginnen will, durch ein solches Vorzeichnen und Einüben der betreffenden Karte einzuleiten.*)

§. 12. Wenn übrigens vorhin vor zu langem Verweilen in der Bodenbeschreibung der Länder gewarnt wurde, so ist nicht damit gesagt, daß die Terrainbetrachtung, d. h. die Auffassung einer Karte als Basrelief, nicht eine Hauptaufgabe des geographischen Unterrichts sei. Dazu gehört aber, daß man die Schüler mit den für sie verständlichen Theilen der Terrainlehre beschäftige und zur Erlangung einiger Fertigkeit im Plan- und Kartenabzeichnen anleite.

Je nach Alter, Befähigung und Vorfertigkeiten der Schüler läßt sich eine solche Anleitung mehr und minder ausdehnen und mit den geographischen Vorbegriffen überhaupt verbinden. Für Anfänger mag es ausreichen, nur den Unterschied von Plan und Karte aufzufassen, die Zeichen derselben zu kennen, und nur im Bergschraffiren, wie auf Generalkarten, sich zu üben. Das Planzeichnen mit Andeutung der Böschungswinkel ist für diejenigen, die schon die nöthigen geometrischen Kenntnisse besitzen. Was davon im folgenden ersten Abschnitte mitgetheilt wird, mag für Schulen, die nicht zu den technischen gehören, genug sein.

§. 13. Wie schon gesagt, ordnet sich der geographische Lehrstoff nach pädagogischen Zwecken anders, als nach dem System der Wissenschaft. Wie jedoch die einzelnen Theile auf einander folgen sollen, darüber gibt es verschiedene Ansichten. Diesem Lehrbuche nun liegt die Ansicht zu Grunde, daß Bruchstücke der astronomisch-mathematischen Geographie nicht unter die Vorbegriffe gehören, daß vielmehr erst die Kenntnis des heimatlichen und des vaterländischen Bodens voraus gehen müsse, ehe vom Erdball im Ganzen und von den Welttheilen gehandelt wird. Die jugendliche Phan-

*) Man sehe hernach in Abschnitt I. den Schluß, und in Abschnitt II. die Einleitung zum ersten §. über die Gebirge und Landschaften des mittleren Deutschlands.

tasie schweift nur zu gern über das Nahe hinaus in die Ferne, die einen besonderen Zauber für sie hat, und ergeht sich lieber in Entdeckungsreisen nach Australien und zum Nordpol, als in Büchern über altbekannte Länder. Zu Hause aber soll sie besonders angezogen und fest gehalten werden und kann es auch, wenn man das Interesse zeitig zu wecken weiß. Doch abgesehen davon ist es dem natürlichen Gange angemessen, daß sich die Vorbegriffe von den Arten des Bodens, von Höhen, Tiefen und Flußsystemen, von der Lage der Oerter gegen einander und die beginnende Kartenkenntnis nebst dem Kartenzeichnen, an die wirkliche Anschauung geographischer Gegenstände knüpfen; und diese kann natürlich nur die Heimat, d. h. die Umgebung des Schulorts, gewähren.

Eine Gegend von höchstens einigen Meilen im Durchmesser ist allein hiezu paßlich; ein ganzes größeres Land, Baiern z. B. als Heimat behandeln zu wollen, würde den beabsichtigten Zweck eher hindern als fördern, da alsdann die Begründung der geographischen Vorbegriffe durch eigne Anschauung wegfiele, auch das zum Unterricht dienende Blatt einen viel zu kleinen Maßstab haben müßte, um speciell und deutlich genug zu sein. — Wie übrigens eine Heimatskarte anzufertigen und in der Schule zu benutzen sein möchte, ist im ersten Abschnitt §. 27 erörtert.

§. 14. Was nun an der Natur der heimatlichen Gegend durch eigne Anschauung und vermittelst eines deutlichen Plans zu lernen war, muß den Schüler dazu ausgerüstet haben, auch das Abbild des Vaterlandes bald verstehen und nachzeichnen zu können. Der folgende Kurs des Unterrichts beschäftigt deshalb mit Deutschland, d. h. mit dem deutschen Boden, nicht mit den einzelnen Staaten; diese sparen wir für einen späteren Kurs auf.

Vielleicht wendet man dagegen ein, daß es doch wohl näher läge, erst den besondern Staat vorzunehmen, dem der Schulort angehöre. Wir sind nicht der gleichen Meinung, es wäre denn, daß der fragliche Staat zu den kleineren gehörte, wie z. B. Waldeck oder Schaumburg-Lippe, die sich auch deshalb zu einer Heimatskarte eignen. Der angehende Geograph hat nämlich mit Staaten, mit politischen Linien auf dem Erdboden, mit Ländern, deren wandelbare Grenzen, unbekümmert um die Natur, oft quer über Ströme und Bergrücken setzen, noch nicht zu verkehren. Berge und Flüsse, Hoch- und Tiefländer, sammt Abdachung, natürlicher Beschaffenheit und wichtigen Ortschaften, sind zunächst der Gegenstand seines Lernens, und zwar Gebirge im Ganzen, Stromgebiete im Ganzen. Und wenn die Pädagogik, die auch das Nationalgefühl zu ehren hat, dazu sofort diejenigen auswählt, die von unserm Volke bewohnt werden, so ist sie gewiß im Recht, denn der junge Bürger eines in einzelne Staaten abgetheilten Volkes kann nicht früh genug dahin geführt werden, das gesammte Vaterland als seine größere Heimat, der kleineren des Geburtsortes

gegenüber, anzusehen, so daß sich der besondere Begriff von den einzelnen Staaten, die sich darin gestaltet haben, dem höhern allgemeineren Begriffe zeitig unterordnet. Sollte aber jemand in dem zu großen Umfange Deutschlands einen Grund sehen, weshalb erst ein besonderer Staat als das Kleinere vorausgehen müsse, so fällt dieser Grund von selbst weg, wenn man bedenkt, daß ein Gebirg oder ein Stromgebiet ja auch nur ein Theil desselben, also ein Kleineres ist, und daß keineswegs das gesammte deutsche Land gleich als ein Ganzes im Unterrichte behandelt werden kann. Im Gegentheil soll man es nur stückweis und allmählich durchwandern und sich gehörig Zeit dazu lassen, denn es gibt gar Vieles dabei zu beachten, weshalb auch der zweite Abschnitt, das deutsche Land und seine Nachbarschaft, oder Mittel-Europa, keinen geringen Raum in unserem Lehrbuche einnimmt.

§. 15. Daß man nach vorläufigem Ueberblick der Wohnplätze des deutschen Volkes, die westlich bis zu den Vogesen und der Schelde, östlich bis an den Niemen, südlich bis zum Gotthard sich erstrecken, zuerst in die Mitte führt, um auf dem Fichtel- und Erzgebirge, auf dem Böhmer- und Thüringerwalde, die nähere Bekanntschaft mit dem deutschen Boden einzuleiten, scheint uns am zweckmäßigsten, weil dort die meisten deutschen Stromgebiete zusammenstoßen. Bequem lassen sich dann das Weser- und das Elbgebiet sammt ihren Gebirgen, die benachbarten Küstenstriche, und der Nordosten mit Oder und Weichsel daran reihen.

Mit großer Lust ergeht sich die Jugend in diesen Räumen, wenn Gebirgs- und Flachgegenden charakterisirt, bedeutende Städte aufgesucht, denkwürdige Schlösser und Schlachtfelder nicht übergangen, Erinnerungen an Thaten und Persönlichkeiten wachgerufen werden. Und wie Vieles zur Erregung der Theilnahme bietet nicht die Erwähnung unserer Altvordern, deren tüchtigste Stämme, die Kimbern und Teutonen, die Katten, Cherusker, Friesen und Longobarden, die Markomannen, Hermunduren, Gothen, Burgunder u. s. w. gerade dort hauseten! wie Vieles die Erinnerung an die älteste Geschichte der Sachsen, an die große Völkerwanderung, an das Einrücken der Slaven in die aufgegebenen Ostmarken, an die spätere Wiedereroberung dieser Marken u. s. w.!

Dem Westen und Süden Deutschlands muß erst die Beschreibung der Alpen vorhergehen, und zwar in ihrer ganzen Ausdehnung, als die herrlichste Gestaltung, die uns die Oberfläche des mitteleuropäischen Bodens darbietet. Zudem ist das Gebäude dieses mächtigen Gebirgs, das sich von der riesigen Höhe seiner Hauptzüge in mannigfachen Ketten und Gruppen bis zu den Ebenen der Nachbarländer, von der wild zerrissenen Fels- und Gletscherwelt bis zu den lachendsten Thälern abstuft, vielseitig belehrend;

es ist die geeignetste Vorhalle zu der Beschäftigung mit dem Bau der Erdrinde überhaupt. Bei der Schilderung seiner Eigenthümlichkeiten wird gelegentlich auch der Alpenbewohner und ihrer Schicksale von den Kelten und Rhätern bis zur Gegenwart zu gedenken sein.

Das Alpengebirg entsendet seine Gewässer nach allen Seiten. Zunächst liegt das große Stromgebiet des Rheins mit seinen Gebirgen, Hochgegenden, Thälern und Tieflanden vor uns, reich an Schönheiten der Natur, an wichtigen Orten, an geschichtlichen Erinnerungen (z. B. das Eindringen der Römer, die Franken, die Allemannen 2c.) und an Gegensätzen seiner Bewohner. Man vergleiche Schweizer und Holländer! Daß dem Rheinstrome noch die Maas und der westlichste Winkel des ältesten Deutschlands an der belgischen Küste hinzugefügt wird, versteht sich von selbst.

Es folgt alsdann das Stromgebiet der Donau, die freilich nur in ihrem oberen Laufe völlig zu Deutschland gehört, aber in ihrem Mittellaufe das uns so eng verbundene Oesterreich-Ungarn durchfließt, und deshalb sowie als Wasserstraße ins ferne Ausland von solcher Wichtigkeit für uns ist, namentlich jetzt, wo sie von Dampfschiffen befahren wird, daß ihre ganze Stromentwickelung betrachtet werden muß. Man hat also auch die Karpathen und die Räume zwischen diesem Gebirge und den Alpen mit in den Kreis der Schilderung zu ziehen, und — nachdem noch in Siebenbürgen deutsche Brüder begrüßt sind — einen Blick in die türkische und russische Nachbarschaft zu thun, bis ans schwarze Meer. In ähnlicher Weise wird der Lehrer schon zuvor die Gelegenheit benutzt haben, um aus dem Gebiete der Eider in die deutsch-dänische Halbinsel, so wie von den Argonnen und westlichen Ardennen in den Nordosten Frankreichs hinein zu schauen;*) und weil im Alpengebirg Rhone, Po und Etsch entspringen, so führt dieses auch zu einer vorläufigen Bekanntschaft mit Norditalien und dem südwestlichen Frankreich.

Ist nunmehr die Vorstellung von dem mittleren Theile Europas hinreichend klar geworden, so wird man von neuem den Umfang des eigentlich deutschen Landes nachsehen und in das große Bild die historisch wichtigsten Umgrenzungen des Vaterlandes einzeichnen, namentlich die vorrömische, ferner die von 870, die westlich der Maas über sechs Jahrhunderte hindurch behauptet worden, ferner die vom Jahre 1200 zur Zeit der Hohenstaufen, dann die jetzige Sprachgrenze und die des deutschen

*) Mit Vergnügen las der Verfasser, daß E. M. Arndts treffliches Büchlein, — „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", i. J. 1813 kurz nach der großen Oktoberschlacht geschrieben, — unlängst neu gedruckt worden ist. Solche Schriften müssen von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden, damit der Deutsche nicht vergißt, was ihm gehört.

Reiches. So markt sich das Bild Deutschlands ab und hebt sich aus dem des mittleren Europa hervor.

Anmerk. Hiemit haben wir die Idee skizzirt, die der Abfassung des zweiten Abschnitts zum Grunde lag. An ein bestimmtes Alter der Zöglinge, an eine bestimmte Schulklasse war absichtlich nicht dabei gedacht. Nur klar und faßlich sollte das Mitgetheilte sein und den Kreis des für die Jugend Interessanten nicht überschreiten; den Lehrern mocht' es dann überlassen bleiben, je nach Befähigung ihrer Schüler und nach Maßgabe der auf den Unterricht zu verwendenden Zeit, auswählend oder aus eignem Schatze hinzusetzend damit zu verfahren. Für den eingeschlagenen Weg hat sich die Erfahrung mancher geschickten Lehrer ausgesprochen, und auch die Darstellungsweise hat vielfachen Beifall, sogar bei einem Meister im Volkstone, dem ehrwürdigen, i. J. 1848 verstorbenen Zschokke, gefunden.

§. 16. Auf Mittel-Europa kann unmittelbar die allgemeine Erdbeschreibung folgen. Ob dies ein Sprung ist? wir zweifeln: uns scheint sogar der Uebergang ein natürlicher zu sein.

Zwar wurde vor einiger Zeit geäußert, daß es unsystematisch sei, wenn der eingeschlagene synthetische Weg verlassen werde. Wie man beim Ersteigen einer Anhöhe von Staffel zu Staffel den Horizont sich erweitern sähe, so müßten die Schüler von Land zu Land in immer ausgedehnteren Kreisen bis zur Kenntnis des ganzen Erdbodens geführt werden, so daß mathematische und physische Geographie den Unterricht schlösse; — eine Ansicht, die auf den ersten Blick etwas für sich haben mag, doch nicht beim zweiten und dritten. Wir theilen sie, und wenn sie auch ausführbar wäre, in keiner Weise; denn ein Unterrichtsgang, und somit auch ein Lehrbuch für Schulen, soll sich unsers Erachtens vom wissenschaftlichen Gange nur insoweit entfernen, als die Entwickelung des jugendlichen Geistes es erfordert. Der Pädagogik kann aber im vorliegenden Falle nichts daran liegen, das synthetische Verfahren fortzusetzen. Mit der Errichtung einer geographischen Vorhalle, worin über Heimat und Vaterland belehrt wird, ist ihr völlig Genüge geschehen, und die Erdbeschreibung kann nun ohne Anstand so beginnen, wie die Wissenschaft verlangt, die zuerst den Erdball betrachtet, dann zu den Welttheilen und deren Einzelgliedern herabsteigt.

Auch die Weise, wie wir die Vorstellung von dem Basrelief des deutschen Bodens aus der Betrachtung der Gebirge und Stromgebiete allmählich entstehen und die Jugend ziemlich lange dabei verweilen lassen, möchte sich nicht dazu eignen, auf die andern Länder der Erde, und wäre es auch nur auf die europäischen allein, angewendet zu werden. Der Weg würde für die Schulzeit viel zu ausgedehnt, oder — wenn man zu seiner Abkürzung das Färbende und Belebende meistens wegließe — bald höchst langweilig werden. Und was wollte und könnte am Ende mehr damit erreicht werden,

als durch die Kenntnis der deutschen Stromgebiete allein schon gewonnen sein muß — nämlich die Schärfung des Blicks im Aufsuchen der Wasserscheiden, die Beachtung des Abdachens der Länder und Landstriche, und mancher dadurch bedingten Eigenthümlichkeiten, die Uebung sich flache Karten zu einem plastischen Bilde zu gestalten, u. s. w.? Hat man dies bei den Schülern erreicht, ist auf solche Art die Terrainkunde angebahnt, so zerlegen sie die Oberfläche anderer Länder schon für sich, ohne weitere Anleitung, in gleicher Weise, und der Lehrer braucht nur auf die Hauptpunkte eines Basreliefs hinzuweisen, um die physische Landesbeschreibung darauf zu stützen.

Der erwähnten synthetischen Fortsetzung treten aber noch verschiedene Schwierigkeiten, unter andern die folgende, entgegen. Bei der ersten Behandlung der Karte von Deutschland, und selbst bei der Hinweisung auf klimatische Unterschiede, ist bekanntlich die Lehre von den Breitengraden und vom mathematischen Klima noch keineswegs nothwendig, es reicht noch hin, bloß zu wissen, daß es gegen Norden und Nordost kälter ist; und im Zeichnen gewährt es sogar für den Anfang Vortheil, quadrirte Netze zu gebrauchen statt Meridiane mit Parallelen. Erst bei näherer Bekanntschaft mit dem mittleren Europa, beim Hinausblick in die nach Nord, Ost, Süd und West liegenden europäischen Länder, drängt sich die Frage nach der wirklichen Stellung der Erde gegen die Sonne, nach den Zonen u. s. w. auf und verlangt alsdann ihre Beantwortung. Wer wollte sie länger aufschieben! Werden also nunmehr die Schüler zur Lösung dieser allmählich hervortretenden Probleme geführt, und folgt deshalb die allgemeine Beschreibung der Erde unmittelbar auf die Schilderung des vaterländischen Bodens, so sind wir wohl im Rechte, hierin keinen Sprung, vielmehr einen natürlichen Uebergang zu sehen.

§. 17. Was den dritten Abschnitt betrifft — der das leicht Faßliche und hieher Gehörige über die kosmische Stellung der Erde, die Lehre vom Globus, den Ueberblick der Erdoberfläche, die Eigenthümlichkeiten des Meers, das Nöthige über den Erdmagnetismus und aus der Klimatologie mit ihrer Anwendung auf die Produktenkunde, ferner den höchst merkwürdigen, die jugendliche Wißbegierde und Urtheilskraft besonders erregenden Bau der Erdrinde, und schließlich die Menschenrassen und deren Bildungsfähigkeit zum Gegenstand hat — so führt er geflissentlich die Ueberschrift: Lehren aus der mathematischen und physischen Geographie. Man betrachte ihn deshalb weder als vollständigen Abriß der allgemeinen und sogenannten reinen Geographie, noch suche man darin gewisse statistische Vorbegriffe, wie sie öfters in den Einleitungen der Kompendien vorzukommen pflegen. Was nämlich in den dritten Abschnitt aufgenommen ist, wird völlig

zum geographischen Schulunterricht genügen, indem ein noch tieferes Eingehen in diese Materien wohl paßlicher den Lehrern der Mathematik, der Physik und der Naturgeschichte überlassen bleibt, eine Einleitung in die politische Geographie aber theils überflüssig ist, theils in die Theorie der Staatenbeschreibung gehört.

Anmerk. So möchte es wohl überflüssig sein, der Definition von: Dorf, Flecken, Stadt, Residenz, Heerstraße, Handel, Fabrik, Nähr-, Lehr- und Wehrstand, besondere Paragraphen zu widmen. Selbst weniger Bekanntes wie: Börse, Bank, Stapel, Consulate, Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Repräsentativverfassung und dergl. zu erklären, findet der Lehrer schon im Verlaufe des Unterrichts Gelegenheit.

§. 18. Der vierte und größte Abschnitt handelt von den Ländern und Staaten der Erde. Da in dem vorigen die Continente und Inseln nur allgemein überblickt wurden, so ist nunmehr jeder Welttheil insbesondere näher kennen zu lernen, und zwar zuerst nach seiner Gestaltung als Basrelief, nach Küstenumfang, Klima, Boden, Produktionsverschiedenheit, Bewohnern u. s. w., woran sich alsdann eine kurze historische Uebersicht reiht, ehe die Betrachtung zu einzelnen Staaten übergeht. Europa erfordert es, daß bei seinen Ländern etwas umständlicher verweilt, ihre Gestaltung und physische Beschaffenheit noch näher beleuchtet, auch mit der Beschreibung eines jeden noch eine besondere historische Skizze verbunden werde; und zwar Skizzen, die nicht trockene Tabellenauszüge von Namen und Zahlen sein dürfen, die vielmehr, wenn auch noch so kurz, nicht ohne Zusammenhang an die bedeutendsten Kulturzustände, Ereignisse und Personen erinnern, wie man sie etwa am Schlusse historischer Vorträge in einer Recapitulation hervorheben würde. Die im Lehrbuche eingeflochtenen sollen nur andeuten, wie in dieser Beziehung von dem Lehrer der Geographie zur Weckung einer lebhaftern Theilnahme der Schüler zu verfahren sein möchte, jedem überlassend, sie nach Bedürfnis so oder anders zu benutzen. Jedenfalls ist die Empfänglichkeit für geschichtliche Darstellungen und selbst für geschichtliche Uebersichten größer, wenn das Bild des Landes, um das es sich handelt, noch eben frisch vor dem inneren Auge steht, sowie das Aufsuchen und Erlernen von Provinzen und Städten, und das Beachten damit verbundener statistischer Angaben eher mit einiger Lust geschieht, wenn ein historischer Blick auf das Volk vorangegangen ist.

§. 19. Der Beziehungen zwischen Geographie und Geschichte gibt es aber so mannigfache, daß sie nicht allzumal in jene historischen Ueberblicke einzuschichten sind; wie sie im Studium der Geographie häufig unerwartet hervortreten, so wollen sie auch im geographischen Unterrichte, wo der Gegenstand es mit sich bringt, ihr Recht haben.

Von Stellung und Gestalt des Erdballs z. B. wird man nicht reden können, ohne der älteren Ansichten darüber und deren allmählicher Läuterung zu gedenken. Und was die Abtheilung der Menschheit in Rassen, die Verbreitung der Völker über die Erde, die Verschiedenheit ihrer Kulturzustände und die Ursachen dieser Verschiedenheiten betrifft, so ziehen wir sie unbedenklich in den Bereich der Geographie, da sie offenbar in Wechselwirkung mit der klimatischen Beschaffenheit, den physischen Formen und dem Anbau der Länder stehen. Das Menschengeschlecht ähnelt den übrigen Naturorganismen. Wie diese nach Himmelsstrichen, nach Grund und Boden, in verschiedener Gestaltung sich zeigen, so ist auch der Mensch nicht überall der gleiche. Er erscheint physisch und geistig ein anderer in Guinea als am Libanon, anders am Ganges als am Amur; „der hochgebirgische Schweizer, der paralische Niederländer, der oceanische Britte, der continentale Slave, der vulkanische Italiener, der archipelagische Grieche, der Beduin in der Wüste, der Nomade in den Steppen — sie sind alle eins mit ihrer Localität und mehr oder weniger das persönlich gewordene Wesen ihres Bodens." Und wenn auch der Mensch, gemäß seinem Begriffe als zusammengefaßte Natur oder als Organismus, in welchem alle anderen Organismen gleichsam wie in einem Brennpunkte vereinigt zu ihrer Erfüllung kommen, und gemäß seiner Bestimmung, die Natur zu verklären und den Erdboden mit in den Prozeß seiner Entwicklung hineinzuziehen, die den unvollkommneren vegetabilischen und animalischen Organismen gezogenen Schranken durchbricht, terrestrische Ubiquität behauptet und den freien Geist gegen die unfreie Natur geltend macht, demnach fähig ist, in fremden Erdgürteln sich zu akklimatisiren und die Kultur seiner Heimat zugleich mit zu verpflanzen: so ändert sich doch bald unter dem fremden Himmel seine Lebensweise, und die Kultur seiner Nachkommen wird fremde Formen und Farben annehmen. Sogar kirchliche nnd bürgerliche Einrichtungen vermögen kaum, den klimatischen Einflüssen zu entgehen.

Welcher geographische Lehrer wird nun seine Vorträge nicht mit Hinweisungen auf solche geschichtliche Erfahrungen anziehender und fruchtbringender machen wollen? Wer könnte den Gegensatz, worin die jetzige Verödung und Unbedeutsamkeit mancher Länder mit ihrer ehemaligen Blüte und Wichtigkeit steht, unberührt und für die Bildung seiner Zöglinge unbenutzt lassen? Ganz natürlich heben sich deshalb die herrlichen Bilder alter Zeit, wie unter andern die syrische Küste und das Nilland, Hellas und Italien sie darbieten, nicht bloß im geschichtlichen, sondern auch im geographischen Unterrichte hervor. Und umgekehrt werden wir, wenn die Karte vom heutigen aufblühenden Amerika vor uns liegt, an die Zeiten seiner Entdeckung erinnert, und unwillkürlich zu Vergleichungen der Gegenwart mit der Ver-

gangenheit veranlaßt. Ja man fühlt sich zu der Frage hingedrängt, was aus diesem Welttheile, bei seinem Mangel an gewissen die bürgerliche und geistige Entfaltung der alten Welt befördernden Produkten, geworden wäre ohne die Verbindung mit Europäern.

Selbst die bloße Betrachtung der Gestalt und Größe eines Welttheils, oder eines seiner Glieder, und die Vergleichung der Gestalten mehrerer Welttheile und ihrer Glieder unter einander, führen gradwegs auf Vermuthungen, die ihre Bestätigung in der Geschichte suchen müssen. Denn wie z. B. die Nähe des Meeres der geistigen Entwickelung günstiger ist, als das entfernte Innere der Kontinente, so deutet auch eine vielgestaltete busenreiche Küste auf eine höhere Kultur, als ein Küstenland, das zackenlos und einförmig und ohne Nachbarschaft von Inseln sich hinstreckt. Hellas mit seinem Archipel, Großbritannien, die ganze Süd- und Westhälfte von Europa, so entgegengesetzt der geringen Küstenentwickelung Afrikas, liefern die Belege dazu; sowie in der Osthälfte der nordamerikanischen Union den Staaten nördlich von Carolina stets das Uebergewicht an Bildung und Macht bleiben wird.

Daß auch unser Lehrbuch auf dergleichen Beziehungen der Geschichte zur Geographie Rücksicht genommen, wird man, wenn nicht aus besonders dazu bestimmten Kapiteln, doch aus häufig eingestreuten Bemerkungen leicht ersehen. Jedoch war Maß darin zu halten; es konnte nur so viel davon mitgetheilt werden, als der vorwaltende Zweck des Schulunterrichts erlaubte. Die Jugend soll freilich, und sei sie auch mit dem Fundament des Wissens allein beschäftigt, jederzeit zum Denken angeregt werden; aber wahr bleibt es ebenfalls: es gibt viele Resultate wissenschaftlicher Studien, die sich nur zum Schlußstein der Bildung eignen und über die Schuljahre hinaus liegen.

§. 20. Deutschland wird nach dem Gange des vorliegenden Lehrbuchs zweimal zum Gegenstand des Unterrichts gemacht, doch auf verschiedene Weise. Wenn der erste Kurs es hauptsächlich nach Gebirgen, Stromgebieten und Ortschaften kennen lehrt, und nur Lokalgeschichtliches einflicht, so betrachtet es der spätere des dritten Abschnitts im Ganzen, fügt einen Umriß der Gesammtgeschichte nebst statistischen Bemerkungen hinzu und geht die einzelnen Glieder des Bundesstaates durch. Vielfache Hinweisungen auf den früheren Kurs werden allerdings unerläßlich, aber grade dadurch soll der Schüler sich zum Arbeiten veranlaßt sehen, und seine Bekanntschaft mit dem Vaterlande sich nur um so fester begründen. Was eignete sich mehr dazu, den Ausspruch Schillers:

Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen u. s. w.

klar und lieb zu machen und der jugendlichen Seele tiefer einzuprägen, als die Vergegenwärtigung unsers an Naturschönheiten so reichen Landes, mit der Einsicht in die Eigenthümlichkeiten und unbestreitbaren Vorzüge unsers Volkes?

Da es übrigens in jedem Lehrfache verschiedene Methoden geben kann, ohne daß irgend eine ein Anrecht hätte, sich grade für die absolut richtige zu halten, und da die Bedürfnisse der Schulen sehr verschieden sind, so hat die Anordnung dieses Lehrbuchs das Bequeme, daß die Lehrer leicht eine Auswahl treffen können. Was besonders die Behandlung im einzelnen betrifft, so mögen hier die Worte wiederholt werden, womit die Vorrede zur ersten Auflage schloß: Die Gewandtheit der Lehrer reicht hoffentlich aus, um die Form meines Buches, von der ich nicht wünsche, daß man sie für starr und unbiegsam halten möge, nach Belieben anders zu gestalten. Ein Lehrbuch mag noch so sehr das Gegentheil von Dürre, Flachheit und Dürftigkeit bezwecken, — hat der Lehrer kein Leben, so wird der Unterricht todt sein.

Erster Abschnitt.

Vorbegriffe nebst Anfang des geographischen Zeichnens. Karte der Heimat.

---

§. 1. Verschiedene Arten von Grund und Boden.

Der Unterricht beginne damit, daß man die Unterhaltung auf die Verschiedenheit des Erdreichs leitet. Da findet sich denn bald im allgemeinen, daß der Boden fruchtbar oder unfruchtbar, fett oder mager, schwer oder leicht, schwarz oder hell, lehmig oder sandig, trocken oder naß u. s. w. sein kann. Alle diese Beschaffenheiten lassen sich unter die 4 Titel bringen: steinig, sandig, erdig, weich.

a) Fels- oder Steinboden ist da, wo die Oberfläche aus wirklichem Fels oder doch aus Steingeröll, Geschieben und Blöcken besteht. Er taugt also nicht zur Hervorbringung von Gewächsen, außer wo die Spalten mit erdigem Grunde ausgefüllt oder das Steingeröll damit vermischt ist.

b) Sandboden ist entweder grober Kies oder leichterer Sand und, wenn ihn der Wind hin und her wehen kann, Flugsand. Bewässert und mit erdigem Grunde vermischt, ist er zur Vegetation tauglich; er heißt alsdann in manchen Gegenden Geestland.

c) Erdiger Boden. So nennt man alle oberen Erddecken, die den Pflanzenwuchs begünstigen und nicht fortdauernd naß sind. Die Bestandtheile können verschieden sein, weshalb man von Lehm- und Mergelland, Klai- und Kreideboden u. s. w. spricht. Die Fruchtbarkeit kommt eigentlich aus der in ihm vorhandenen Dammerde (Moder, Humus), die aus der Verwesung thierischer Stoffe und Pflanzen entsteht und deshalb durch Mist oder Dung vermehrt wird. Da aber manche Pflanzen mehr, andere weniger Dammerde zu ihrem Wachsthum bedürfen, so ist oft der zu fette oder zu humusreiche Boden ebensowenig besonders ertragsfähig als der zu magere. Enthält z. B. das Erdreich eines Ackers mehr als 1/5 Dammerde, so schießt das Getreide wohl in üppige Halme, bringt aber wenig Körner. Sehr fetter Boden mit dem üppigsten Gras- und Kornwuchs, in der Nähe niedriger Fluß- und Meeresufer, heißt in manchen Ländern Marsch oder Masch.

d) Weichland ist jeder Boden, der von Wasser durchzogen und immer oder doch größtentheils naß und weich ist. Je weniger feucht, desto ähnlicher ist er dem erdigen Boden, und je nässer, desto ähnlicher dem völligen Wasser. Auch das Weichland bringt Pflanzen hervor, doch kein Getreide. Reisfelder freilich, die am meisten Nässe bedürfen, könnte man ebensogut zum Weichlande als zum erdigen Boden rechnen.

§. 2. Benennungen des Landes nach Beschaffenheit und Nutzbarkeit.

Man unterscheidet die Ländereien und Gegenden nicht bloß nach den Bestandtheilen des Grundes, sondern auch nach Bewachsung und Gebrauch. Die Schüler mögen aus eigner Anschauung und Erinnerung viele solcher Benennungen aufsuchen; wir gehen die wichtigsten durch.

Feld, ein Stück Landes, worauf Getreide, Gemüse, Futterkraut gebaut wird; auch große flachliegende angebaute Gegenden. Einzelne Felder, in mancher Gegend von bestimmter Größe, heißen auch Acker. — Wiese, Land, worauf Gras, oft mit anderem Kraut vermischt, zum Abmähen wächst. Wird der Platz von der Heerde selbst abgefressen, so heißt er Weide, und ist er niedrig, feucht gelegen und von Feldern umgeben, auch Anger. Eine blumige Wiese wird hie und da Aue genannt; doch bezeichnet dies eigentlich einen an den Ufern von Flüssen und deshalb tief gelegenen fruchtbaren Landstrich; so heißt in Thüringen das kornreiche schöne Thal der Helme die goldne Aue, und bei den Anwohnern des Mittelrheins sind Auen die Inselchen im Strome, die man eigentlich Werder nennen sollte. — Felder und Wiesen zusammen, die um ein Gut oder Dorf her liegen, nennt man die Flur oder Fluren.

Haide oder Haideland ist ein zum Feldbau mehrentheils untauglicher Sandboden, entweder mit magerem Gras und Haidekraut bewachsen, oder mit Kiefern und Fichtengehölz. — Wüsten sind sandige oder steinige Landstriche, die in Folge des Mangels an Wasser gar keine Vegetation oder nur spärliches Strauchwerk hervorbringen. — Steppen sind große Ebenen ohne Baumwuchs, doch mit Gras überzogen. Quellen gibt es darin wenige, sie verlieren sich meistens im Sande. In Deutschland gibt es wohl Haiden, doch weder Steppen noch Wüsten, die man weit von uns aufsuchen muß. Die mesopotamische Steppe und die arabische Wüste kennt man schon aus der Bibel; es gibt aber noch größere Steppen mitten in Asien und noch größere Wüsten in Afrika. Die unabsehbaren Grasflächen Nordamerikas heißen Savannen, die höher gelegenen Prairien; die in Südamerika, die in der heißen Jahrszeit trocken, staubig und vor Dürre zerborsten da-

liegen, in der Regenzeit aber sich schnell mit dem herrlichsten Grün überziehen, nennt man Llanos. Aehnlich sind die südafrikanischen Karroos. Die salzhaltigen Steppen im südlichern Theile Südamerikas führen den Namen Pampas.

Waldungen sind große Massen wildwachsender Bäume. Sorgfältig behandelt heißen sie Forst. Holz, Gehölz sind kleine Wälder. Unterholz ist das im Wald stehende niedere Baumwerk, gewöhnlich Nachwuchs. Dem Unterholz entgegengesetzt ist der Hochwald, bei welchem Worte der Schweizer mehr an Alpenwälder denkt. Man unterscheidet im allgemeinen Laub- und Nadelholz. Niedriges, verwachsnes Strauchwerk, schwer zu durchgehen, ist Gestrüpp. Lichte oder baumlose Stellen in den Wäldern nennt man Waldblößen, und die Wege, welche in graden Linien durchgehauen sind, Wildbahnen oder Schneusen.

Viele Plätze oder Landstriche zeigen auf ihrer Oberfläche eine scheinbar feste Grasrinde, unterwärts aber Wasser, so daß der Boden bebt oder zittert, wenn man darauf tritt. Man nennt sie Moor oder Moos (auch Veen, Peel, Loh, Luch) und wenn die harzig wurzlichte Decke zum Brennen gebraucht werden kann, Torfmoor. — Man verwechsle nicht Moor und Morast. Morast ist ein schlammiger nicht zu betretender Platz, und wird Sumpf genannt, wenn er mit einem trüben Wasserspiegel bedeckt ist. Morastige und sumpfige Strecken, die mit Buschwerk bewachsen sind, heißen Bruch, Brücher; stehen sie voll Binsen, ein Ried; und voll Rohr, ein Röhricht.

§. 3. Zeichen für die genannten Gegenstände.

Die Erklärung wird angenehmer, wenn man sich mit den Zeichen beschäftiget, wodurch einige derselben auf Plänen und umständlichen Karten angedeutet werden. Zu diesem Behuf sind auf Taf. I. Fig. 1 u. 2 die Zeichen für Garten, Ackerfeld, Weinberg, Hopfen, Wiese, Haide, Wüste, Wald, Laub- und Nadelholz, Hecken, Hutung oder Weide, Moor und Sumpf mitgetheilt.

Der Lehrer zeichnet sie einzeln, wenn auch die Schüler das Buch selbst haben, an der großen Schultafel vor, und läßt sie erst auf Schiefer und dann auf Papier nachzeichnen und jedes einzeln so lange einüben, bis die Schüler eine gewisse Fertigkeit darin erlangt haben. — Auf Fig. 3 sind noch Wege und Flüsse angegeben. Da es in beiden auf parallele Linien ankömmt, so wird es gut sein, sich vielfältig zuvor in nahe neben einander laufenden Parallelstrichen, geraden und schlängelnden, zu üben. Auf manchen Plänen sind große Heerstraßen durch 4, gewöhnliche durch 2 Linien angedeutet; zwei punktirte Linien sind alsdann Feldwege, während bloße Fußpfade nur eine punktirte Linie haben. Man thut wohl, die Zeichen nicht gleich in der Kleinheit nachzubil-

den, wie sie auf Plänen vorkommen. Hat man sie mehrmals groß und grob gemacht, so wird man schon das feinere lernen. Unter den Bäumen sind die des Laubwalds, worin übrigens Buchen, Eichen u. a. nicht unterschieden werden, am höchsten. Pappeln zunächst, Obstbäume nur halb so groß, Weiden kleiner und Hecken noch kleiner. Auch im Nadelholz wird Kiefer, Fichte u. a. nicht unterschieden. — Hat man sich im Zeichnen einzelner Bäume und Hecken geübt, so bildet man durch Zusammenstellung verschiedener Bäume und Hecken die Waldpartieen, und durch unregelmäßige Verbindung solcher Partieen die Waldung selbst, indem man die Lücken dazwischen mit einzelnen Bäumen und Punkten ausfüllt. — Ferner ist nöthig, die Bäume in Alleen zu zeichnen, in schräger, horizontaler und krummer Linie, wo aber stets die Bäume perpendikulär bleiben müssen. Aecker oder Felder werden durch parallele Reihen feiner länglichter Punkte in derselben Richtung angedeutet, nach welcher der Pflug bei ihrer Bearbeitung geführt wird. Um Wiesen und Weiden darzustellen, setzt man die Grasbüschel und Graspartieen unregelmäßig zusammen und Punkte dazwischen. Da man stehende Wasser durch parallele horizontale Linien andeutet, so wird eine nasse Wiese daraus, wenn man Graspartieen hineinstreut; und ein Sumpf, wenn man statt des Grases höheres Rohr nimmt und Pünktchen dazwischen setzt. Daß man Weinberge durch kleine Rebstöckchen andeutet, den Sand durch bloße punktirte Stellen 2c., sieht man auf der Zeichnung.

§. 4. Von den Erhöhungen des Bodens.

Daß die Oberfläche der Erde nicht glatt und eben ist, weiß jeder. Doch nennt man die Gegenden, deren Unebenheit gering ist, Flächen, Pläne, Ebenen, und nur die bedeutenderen Erhöhungen Hügel und Berge. Es gibt wenig Striche Deutschlands, wo man nicht die Anschauung eines Hügels haben kann. Wo aber ringsum, so weit das Auge reicht, alles flach ist, da muß freilich der Lehrer von Anhöhen erzählen, und zwar von mäßigen, sanften, höheren und steileren. Beträchtliche Hügel erhalten den Namen Berge, wiewohl fast jedermann die hervorragendsten Höhen seiner Umgegend schon Berge zu nennen pflegt, würden sie auch in einem gebirgigen Lande nur für kleine Hügel gelten. Manche wollen so unterscheiden: Anhöhen sind Erhebungen des Bodens unter 50 Meter, Hügel bis zu 200, und Berge über 200 m., d. h. in senkrechter Höhe. — Gibt es viele Hügel und Anhöhen in einer Gegend, so heißt sie ein wellenförmiges Land. Man vergleicht durch diese Bezeichnung das Land mit einem großen Gewässer oder mit dem Meere, welches der Sturm bewegt. — Geht man aus der niederen Gegend auf eine Anhöhe, die sich fast eben und in beträchtlicher Weite fortzieht, ehe sie wieder sich absenkt, so nennt man den oberen Boden eine Landhöhe oder Hochebene. Es gibt deren auf der Erde, die so viele Meilen in die Länge und Breite sich ausstrecken, daß der Reisende gar nicht mehr auf einer Anhöhe oder in einem oft sehr hoch gelegenen Lande zu sein glaubt. Eine Landhöhe, die wenig in die Breite,

desto mehr in die Länge sich erstreckt, heißt **Landrücken.** Wo dieser sehr hoch ist, also einem Berge gleicht, dessen Höhe beträchtlich in der Länge fortläuft, spricht man von einem **Bergrücken.** Wo einzelne Hügel hinter einander stehen, nennt man sie **Hügelreihe;** und sind es Berge, eine **Bergkette.**

Man unterscheidet an jedem Berge drei wesentliche Theile: 1) den **Fuß,** d. i. den untersten Theil oder den Umkreis an der niedrigsten Stelle; 2) den **Scheitel** oder obersten Punkt; 3) die **Seiten** oder Hänge, Abdachungen, Böschungen. Weil aber die Berge mancherlei Gestalt oder Form haben, so gebraucht man zur Bezeichnung mancherlei Ausdrücke. So nennt man den obersten Theil, wenn er abgerundet und dick erscheint, **Kuppe, Kopf;** Berge mit kugelähnlicher Kuppe heißen in südrheinischen Gegenden oft **Belche** oder Ballons. Ist der oberste Theil flach oder eben, so heißt der Berg ein **Tafelberg,** bei größerer Ausdehnung der Fläche **Bergplatte, Plan.** Berge mit weniger abgerundetem Scheitel heißen **Kegelberge, Gipfel,** und nähert er sich einer Spitze, so heißt er namentlich an hohen riesenhaften Bergen auch **Pik** oder **Spitz, Nadel, Gräte,** bei besonderer Gestaltung (z. B. schiefer Gesammtstellung) **Horn, Zahn.** Ganze Berge haben davon den Namen, z. B. die Schneekoppe im Riesengebirge, der Ochsenkopf im Fichtelgebirge, das Schreckhorn und das Finsteraarhorn in den Berner Alpen, der Mittagzahn (dent du midi) nahe dem Genfersee, und die Nadel von Bohm (aiguille de Beaume) im Juragebirge nahe bei Iferten.

Die **Seiten** oder **Böschungen** der Berge sind vorzüglich zu beachten. Eine Böschung kann sanft herab liegen, so daß sie mühelos zu besteigen ist, man benennt sie alsdann **sanfter Abhang** oder allmähliche Abdachung. Manche sind **steil, jähe,** so daß nur ein geschickter Kletterer hinauf kann; mitunter so **schroff,** daß keine Erddecke daran zu haften vermag und nackter Fels herausragt, der nicht zu erklimmen ist. Man spricht alsdann von **pralliger, senkrechter,** ja von **überhängender Felswand.** Die Ansteigung selbst kann sein: **stetig, bauchig** (convex), **hohl** (concav), **stufen-** oder **terrassenförmig** (terrassirt); manchmal fällt ein Absatz noch einmal etwas abwärts, ehe er sich wieder nach oben krümmt; solch ein Absatz heißt **Rückfall.**

Denkt man sich von der Stelle, wo man unten am Fuße des Berges steht, eine horizontale Linie in den Berg hinein, und dann eine Linie an der Böschung hinauf, so entsteht an unserm Auge zwischen beiden Linien ein Winkel, wonach man den Grad der Sanftheit oder Steile des Bergabhangs schätzt. Er heißt **Böschungswinkel.** Beträgt er etwa zehn Grad, so kann ein Reiter noch hinauf galoppiren. Bei fünfundzwanzig Grad

kann man nur mühsam hinauf reiten. Eine Böschung von 45° läßt sich nur mit den Händen erklettern und gehört schon zu den schroffen.

Der Name Gebirg bedeutet eine Masse von Bergen und Bergrücken mit Vertiefungen dazwischen. Der Theil eines Gebirgs, von welchem sich nach verschiedener Richtung Bergreihen oder Züge erstrecken, heißt der Gebirgsstock oder Knoten; gehen drei Züge von ihm aus, so unterscheiden ihn manche mit dem Worte Gebirgsgabel. Der höchste Rücken eines Gebirgs wird zuweilen Kamm oder First genannt, auch wohl Grat, wenn er sehr felsig und scharfkantig erscheint. Aus dem Rücken erheben sich gewöhnlich Gipfel, Kuppen, Hörner u. s. w.

Bergzüge, die nach verschiedenen Seiten im Gebirge auseinander ziehen, heißen Arme, Zweige oder Aeste des Gebirgs.

Um die höheren Berge eines großen Gebirgs liegen niedere her, die Vorberge. Liegen vor diesen andere noch niedrigere, so nennt man diese die Vorberge und jene Mittelgebirg. Das Gebirg kann sich demnach entweder in kleineren Bergen, Hochthälern und Hochflächen allmählich abstufen; oder, wenn es gleich zur unteren Tiefe des Landes sich senkt, abfallen. Man hat deshalb die Ausdrücke: Es stuft sich schnell oder langsam ab; es fällt schnell (kurz, steil) oder mäßig ab.

Zur deutlicheren Erklärung der einzelnen Bergtheile stellt Fig. 4 einen einfachen perspectivisch gezeichneten Berg vor. Es ist hier A der höchste Punkt oder der Scheitel. Die krummen Linien AOMKF und APNLH sind die Seiten oder Hänge, und die Linie Fm Hn, welche die Grenze auf der horizontalen Gebirgsohle BCDE darstellt, ist der Fuß des Berges. Die aus der Kuppe A senkrecht zur Horizontalebene gezogene Linie Aq ist die Höhe oder Axe des Berges. Wird der Fußpunkt b der senkrechten Linie Kb durch eine Horizontale mit dem Punkte F verbunden, so entsteht das rechtwinklige Dreieck FbK, dessen spitzer Winkel x den Böschungswinkel an der Stelle F der Bergoberfläche andeutet. Dieses Dreieck heißt das Böschungsdreieck.

§. 5. Von den Vertiefungen.

Wo es Erhebungen des Bodens gibt, sind natürlich auch Vertiefungen da, sanfter und unmerklicher in den scheinbar flachen Gegenden, bedeutender im wellenförmigen Hügellande, und am stärksten in den Gebirgen; doch kommen auch in Flachgegenden oft scharfe Einschnitte des Bodens vor, und an der Seite von Hochebenen senkt sich zuweilen das Land schnell zu tiefen Thalungen und niedrigen Ebenen herab. Die Vertiefungen in und an Gebirgen verdienen nähere Betrachtung. — Wo sich aus einem Bergrücken oder Gebirgskamm mehrere Kuppen erheben, heißt die Vertiefung dazwischen ein Sattel und, geht ein Weg hinüber, ein Paß. Von solchen Sätteln hinunter laufen gewöhnlich Schluchten (Dellen), d. i. Einschnitte zwischen

den Abhängen der Berge, auf denen die Kuppen thronen. Der obere Theil der Schluchtseiten oder Schluchtwände ist der Rand, von wo man die ganze Breite der Schlucht übersehen kann. Es gibt Schluchten, die sanft, aber meistentheils solche, die jäh abwärts liegen. Eine Schlucht mit schroffen oder felsigen Wänden ist ein Schlund, eine mit fast senkrechten ein Abgrund oder eine Kluft. Der Anfang der Schlucht, von der Höhe ausgehend, heißt Wanne oder Mulde. In anderem Sinne nennt man Mulden oder Senkungen solche in die Länge sich erstreckende Vertiefungen, die zwar von beträchtlicher Breite, aber geringer Tiefe sind. Mündet sich unten eine Schlucht in eine andere größere, so heißt diese die Haupt-, jene die Nebenschlucht.

Windet sich die untere Vertiefung nicht aus dem Gebirge hinaus, steigt vielmehr der Boden ringsum wieder zu Höhen und Bergen hinan, so nennt man solche Vertiefung einen Kessel, ein Becken. Doch kommt der Name Kessel auch Tiefen zu, die seitwärts einen Ausgang haben, sobald sie nämlich in der Breite sich so ziemlich wie in der Länge ausdehnen und der Ausgang schmal ist; dieser Ausgang, oder die schmale Vertiefung, welche zwei Becken verbindet, heißt Durchbruch, und ist sie kurz, mit steilen Böschungen, Pforte. Es liegt in dem Worte Becken, daß die Vertiefung, die es meint, flacher und weiter sein muß als die, welche sich mit einem Kessel vergleichen läßt. Oft wird ein ganzes Land, wenn es fast von allen Seiten sich allmählich gegen die Mitte absenkt, aber für die Wasser, die dort in einen Strom sich vereinigen, zur Seite hin eine noch größere Vertiefung und ein Durchbruch sich öffnet, ein Becken genannt.

Abtiefungen von größerer Längenausdehnung, die im Gebirge hin und aus dem Gebirge heraus führen, fast immer mit einer schluchtartigen Vertiefung beginnen, meist aus einer Reihe von Becken, abwechselnd mit Durchbrüchen, bestehen und ähnliche Abtiefungen aufnehmen, heißen Thäler. Bei einem Thal, das im allgemeinen schmal ist, werden die einzelnen Becken, die gewöhnlich bei den Verengungsstellen von Gewässern liegen, Thalweiten genannt, Thalengen dagegen sind Zusammenziehungen eines im allgemeinen weiten Thales; Thalvertiefungen, welche nicht von bedeutenden Höhen eingefaßt sind, sondern sich mehr oder weniger sanft unter das Niveau der übrigen Gegend senken, heißen Thalgründe. Streichen die Thäler zwischen Bergarmen, die ziemlich parallel liegen, in der Hauptrichtung des Gebirgs hin, so heißen sie Längenthäler, Querthäler aber, wenn sie vom Rücken seitab streichen. Die Seiten des Thals nennt man nur dann Wände, wenn sie steil sind, sonst gewöhnlich Thalhänge. Der Thalhang hat zu oberst den Thalrand. Die niedrigste Rinne des Thals

ist die Thalsohle (Thalweg, Rinnsal). Thäler ziehen nicht so schroff abwärts als Schluchten; oft sogar liegt ihre Sohle fast wagrecht. Mündet sich ein Thal in ein anderes, so heißt dieses Hauptthal, jenes Nebenthal.

§. 6. Zeichnung des Höhenprofils oder des Aufrisses.

Wenn wir einen Körper darstellen, d. h. den Eindruck, den derselbe auf unser Auge macht, auf eine ebene Fläche (Papier oder dergl.) übertragen wollen, so können wir dies auf verschiedene Weise thun. Wir können den Raum, den ein Körper in verticaler Richtung, d. h. nach der Höhe zu ausfüllt, darstellen; natürlich wird damit zugleich auch eine horizontale Ausdehnung desselben, d. h. eine Ausdehnung nach der Länge oder nach der Breite, zum Ausdrucke kommen; eine solche Zeichnung gibt uns den Aufriß oder das Profil des Gegenstandes. Oder wir können die Horizontalausdehnung eines Körpers wiedergeben, d. h. den Verfolg der Richtung nach Länge und Breite, den Raum, den die Grundfläche eines Körpers bedeckt; dies geschieht durch den Grundriß oder Plan. Aufriß und Grundriß nennt man auch geometrische Bilder. Endlich kann die Darstellung eines Gegenstandes erfolgen durch das perspektivische d. i. fernsichtliche (landschaftliche) Bild, auch kurzweg Bild genannt, welches zwar klare Anschauungen, lebhafte Vorstellungen von den äußern Umrissen der darzustellenden Körper gewährt, jedoch nur von einer Seite derselben und so, daß bei gleichzeitiger Abbildung vieler Körper manche davon für unser Auge verdeckt werden und die entfernteren Gegenstände kleiner als die gleich großen nähern erscheinen. Jede dieser drei Darstellungen hat ihre Vorzüge, jede ihre Mängel; nur nebeneinander gestellt, sich gegenseitig ergänzend, können sie eine vollständige Darstellung von Körpern gewähren.

In der Regel können weder Bild, noch Grundriß und Aufriß in natürlicher Größe dargestellt werden; man nimmt eine Verkleinerung oder Reduktion vor und zeigt mittels eines Maßstabes an, wie vielmal verkleinert der Körper dargestellt worden ist. Stellt man z. B. eine Raumausdehnung eines Körpers von 1 Meter (Länge, Breite, Höhe) durch eine Linie von 1 Centimeter Länge dar, so nennt man dies ein Reduktionsverhältnis von 1:100; der Grundriß selbst aber wird in diesem Falle, weil eine Fläche bildend, nur einen Raum einnehmen, der 100 mal 100, d. h. 10000 mal kleiner ist als die Grundfläche des Körpers. Ausführlicheres davon später. Halten wir uns nun an den Aufriß.

Wir wollen uns eine Gebirgsgegend denken. Könnten wir ein mehrere Meilen langes Messer grad über die hervorragendsten Gipfel derselben hinhalten und die ganze Gegend senkrecht bis auf den Boden in zwei Theile

schneiden und die eine Hälfte bei Seite werfen, so würden wir den Durchschnitt der Gegend sehen. Stellten wir uns dann grade davor und betrachteten den oberen Rand des Durchschnitts, so sähen wir den Aufriß, das Profil der Gegend, von der einen Seite nämlich, vor uns; denn Profil ist der Rand eines Durchschnitts an den Hervorragungen einer Gegend, eines Gebirgs, eines Landes. Man braucht nun freilich kein Gebirg zu spalten, sondern nur Höhen und Vertiefungen zu messen, um das Profil zeichnen und sich den Durchschnitt denken zu können. Auf Taf. I. Fig. 5 findet man ein eingebildetes Profil, worin mehrere Höhen und Tiefen angebracht sind, die in den vorigen Paragraphen erklärt wurden, nämlich: 1) Kuppe, 2) Bergplatte, 3) Horn, 4) Sattel, 5) bauchige (convexe) Böschung, 6) hohle (concave) Böschung, 7) Terrassen, 8) Rückfall, 9) Schlucht, 10) Thal.

Wird dieses an der Schultafel vorgezeichnet, so kann es zur Uebung des Gesagten zweckdienlich und für Anfänger ausreichend sein; für Schüler von reiferem Alter diene Folgendes zu näherer Einsicht: Fig. 6 stellt das geometrische Profil (Profilriß) des Berges Fig. 4 nach der Richtung FAH genommen, vor. An diesem Profil kann man die gegenseitige Neigung der Bergoberfläche gegen die horizontale Linie F′ H′, die hier den Durchschnitt FH der schneidenden Ebene FAH mit der horizontalen Bergsohle BCDE (Fig. 4) vorstellt, deutlich sehen. Zur genaueren Angabe des Böschungswinkels in noch mehr Orten der Oberfläche des Berges, und zur bequemeren Anfertigung des Profils, denkt man sich auf die Axe des Berges, von der Sohle nach der Kuppe zu, die gleichen Theile 1, 2, 3 aufgetragen, und durch diese Theilpunkte schneidende Ebenen gelegt, die mit der Grundfläche BCDE parallel laufen, und den ganzen Berg in gleich hohe Scheiben 1, 2, 3 ꝛc. (Fig. 4 u. 6) zerfällen. Die oberste Scheibe ist nicht immer den untern an Höhe gleich, weil die gleichen Theile, die man auf die Höhe Aq des Berges sich aufgetragen denkt, selten eine ganze Anzahl mal in der Höhe enthalten sind, wodurch denn die obere Scheibe weniger hoch als die übrigen Scheiben ist. Die Begrenzungen dieser Scheiben sind, als Durchschnitte der schneidenden Ebenen mit der Bergoberfläche in sich zurückkehrende krumme Linien, deren unregelmäßige Form durch die Form der Bergoberfläche bestimmt wird. Es zerlegen die Durchschnitte K′L′, M′N′, O′P′ die Grenzlinie des Profils (Fig. 6) in kleinere Theile F′K′ K′M′ M′O′ ꝛc., durch welche die Verschiedenheit der Böschungswinkel x, z, w, v, r ꝛc. näher angedeutet wird. Wie aus der Figur ersichtlich, so ändern sich die Grundlinien F′b, K′c, M′d ꝛc. der Böschungsdreiecke F′bK, K′cM, M′dO′ ꝛc. mit dem Böschungswinkel, und zwar werden erstere kürzer, sobald der Böschungswinkel zunimmt, und umgekehrt. Nur bei stät oder gleichmäßig geböschter Oberfläche sind die Grundlinien gedachter Böschungsdreiecke von gleicher Länge. Bei geringer Ausdehnung der Bergfläche kann das Profil mittels Setzwage (Fig. 7) und sogen. Klafterstange bestimmt werden. Die Einrichtung der Setzwage kann als bekannt vorausgesetzt werden. Die Klafter oder Setzlatte kann eine Länge von 3—6 m. haben; es ist solche 3 Centimeter dick und 6—12 cm. breit, und dergestalt gearbeitet, daß sie keinen bedeutenden Beugungen während des Gebrauchs unterliegt. —

Der Messung muß das Abstecken des Profils vorhergehen. Hiebei verfährt man auf folgende Weise. Vorerst werden die beiden Endpunkte A und F des Profils (Fig. 8) mittels Absteckstäbe bezeichnet und solche senkrecht in den Boden gesteckt. Beträgt die Entfernung dieser Endstäbe schon mehrere Lattenlängen, so müssen in geeigneten Entfernungen z. B. von 5 zu 5 oder von 10 zu 10 Metern noch mehrere Stäbe eingeschaltet werden, um während der Messung die Richtung des Profils einhalten zu können. Hierauf legt man die Meßstange mit ihrem einen Ende auf den Boden bei A an und gibt ihr die Richtung des Profils, wobei das untere Ende a um so viel erhöht werden muß, bis die durch einen Gehilfen auf die Mitte der Stange aufgesetzte Setzwage genau einspielt. Nunmehr mißt man mittels eines Maßstabes den Abstand a b in Metern und Decimetern, und trägt diese Angabe in ein eigens gefertigtes Register ein. Der Punkt b muß gehörig bezeichnet werden, damit man bei fortgesetzter Messung die Stange an ihn anlegen und in die Lage bc bringen kann. Bei allen übrigen Stationen wird dasselbe Verfahren angewendet und solches so lange wiederholt, bis man an dem Fußpunkte F des Profils angelangt ist. Sämmtliche Höhenangaben ab, cd, ef, gh &c. addirt geben die Höhe Aq des Berges. Trägt man die in dem Meßregister eingetragenen Zahlen in verjüngtem Maßstabe auf das Papier, so erhält man das Profil. Näheres §. 9.

Hat die zu vermessende Bergoberfläche, deren Profil zu entwerfen ist, schon eine bedeutende Ausdehnung, so muß die Messung mit Hilfe der Wasser- oder der Nivellirwage ausgeführt werden. Bei der Vermessung ganzer Gebirgszüge bedient man sich der trigonometrischen und barometrischen Höhenmessung.

§. 7. Zeichen für die Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens im Grundriß.

Der Grundriß beschränkt sich eigentlich auf die Wiedergabe der Lagenverhältnisse in der horizontalen Ebene, auf den Verfolg der Richtung nach Länge und Breite, und nicht nach der Höhe. Da aber auf der Erdoberfläche hoch und tief manchfach miteinander wechseln, und da dieser Wechsel höchst einflußreich ist für die vielseitige Entwickelung natürlicher und davon abhängiger Verhältnisse, so muß man bei Abbildung der Erde und ihrer Theile, die ja im Grunde immer auf eine Wiedergabe der horizontalen Raumverhältnisse zurückzuführen ist, bemüht sein, auch diese Unebenheiten darzustellen. Am einfachsten würde natürlich diejenige Abbildungsart erscheinen, bei der man die Richtungen in Länge, Breite und Höhe, mit einem Worte das Körperliche naturgetreu wiedergäbe, d. i. die Abbildung durch einen Körper in verkleinertem Maßstabe, durch ein Relief. Allein aus verschiedenen Gründen ist diese Darstellungsweise nur für wenige Fälle anwendbar. Die Zeichnungskunst hat demnach auf Mittel gesonnen, die dritte den Körper bezeichnende Richtung der Höhe zu versinnlichen, m. a. W. durch Zeichen auf ebener Fläche die Unebenheiten des Bodens auszudrücken. Davon handelt das Folgende.

Vorübungen sind: 1) parallele gleichmäßig feine Striche zu machen, 2) divergirende (d. h. auseinander laufende) Striche auf ein Rund oder länglichtes Rund so zu setzen, daß sie wie Borsten rings herum stehen; siehe Taf. I. Fig. 9. Man gebraucht diese Striche als Schatten und bezeichnet damit die Abhänge der Höhen, während man Gipfel und Ebenen weiß oder hell läßt. Der Umriß der Berge wird aber nicht so aufgefaßt, wie sie vor uns stehen, weil man sonst nur eine Seite wiedergäbe und alles, was auf der andern Seite und hinter dem Berge sich befindet, versteckt bliebe; sondern von oben herab betrachtet, wo man ihnen auf den Kopf und auf alle Seiten blickt.

Wir wollen uns jetzt einen ziemlich zugespitzten Berg denken, der von allen Seiten gleich abschüssig mit etwas ausgehöhlter (concaver) Böschung hinabstreicht. Der Schatten, wodurch man den Abhang andeutet, wird also rings um den Gipfel gleichmäßig anzulegen sein, siehe Taf. I. Fig. 10. — Denken wir uns einen andern einzelnen Berg, der auch rings herum gleich ist, aber dessen Absätze in verschiedenen Böschungswinkeln bestehen, wie in Fig. 11, so wird auch der Schatten der verschiedenen Absätze nicht von einerlei Stärke sein dürfen. Von welcher Stärke aber, davon in §. 9. Für jetzt genügt es, sich bloß zu denken, wie der Berg von oben betrachtet sich ausnimmt. In b wird ein Absatz wie ein sanfter Gürtel sich unter der Kopfplatte herumlegen, in c ein steilerer also dunklerer, und in d wieder ein sanfter und deshalb heller. Die Berge sind aber selten an allen Seiten gleichhängig; deshalb wird auch die Schattirung um einen Gipfel (Platte, Bergrücken, Hochebene 2c.) herum nicht auf allen Seiten gleich sein. Fig. 12 stellt einen Berg vor, wo es an der einen Seite des Gipfels abschüssig heruntergeht, an den zwei andern Seiten erst sanfter und dann abschüssiger, wo zugleich fünf Einschnitte den unteren Abhang zertheilen; zum Fuß wird die Böschung wieder flacher.

Anm. Da die von einem Punkte ausgehenden Gesichtslinien jeden Gegenstand mit wachsender Entfernung immer kleiner und kleiner erscheinen lassen, so ist man, wie schon oben erwähnt, genöthigt, bei der topographischen Zeichenkunst anzunehmen, daß die Gesichtslinien unter sich parallel sind, daß also das Auge senkrecht über jedem Punkte des zu betrachtenden Gegenstandes sich befindet. Durch diese Annahme wird man in den Stand gesetzt, die Gegenstände nach einem und demselben Maßstabe in der Zeichnung aufzutragen.

Denkt man sich z. B. aus allen Punkten der bei Fig. 4 und Fig. 6 bereits erwähnten horizontalen Durchschnitte Perpendikel bis zur Gebirgssohle herab, so bildet die Verbindung der Fußpunkte der zu einem und demselben Durchschnitt gehörigen Perpendikel dessen Grundriß. Wird bei jedem einzelnen dieser Durchschnitte ein gleiches Verfahren beobachtet, so erhält man den Grundriß der horizontalen Schnitte Fig. 13 des Berges Fig. 6. In diesem Grundriß zeigen sich, (wie früher schon erwähnt) die

Grenzlinien sämmtlicher Durchschnitte als krumme in ihren Anfang zurückkehrende Linien, die man Horizontale nennt. Die Entfernung dieser Horizontalen entspricht der Grundlinie des Böschungsdreiecks. Wie schon bemerkt, läßt sich aus der Länge dieser Grundlinie auf den Böschungswinkel insoweit schließen, als dem größeren Böschungswinkel eine kleinere Grundlinie, d. h. ein kürzerer Abstand in der Horizontale zugehört. Wie die Zeichnung näher nachweiset, ist das Profil auch immer da am steilsten, wo die gedachte Grundlinie des Böschungsdreiecks am kürzesten ist.

§. 8. Unterschied von Landschaften, Plänen und Karten.

Die Zeichnungskunst geht verschieden zu Werke, um das Bild der Unebenheiten wiederzugeben; deshalb ists nun am Platze, von der Verschiedenheit des Zeichnens oder Abreißens einer Gegend, von dem Unterschied zwischen Landschaft einerseits, Plan und Karte anderseits zu reden. Eine Gegend läßt sich nämlich 1) perspektivisch (d. h. fernsichtlich, hindurchschauend) zeichnen, so wie sie nämlich vor unsern Augen daliegt, wo wir über nahe Gegenstände und zwischen solchen zu fernen durchsehen, und die näheren größer als die fernen erblicken. Dies kann auch so geschehen, daß der Zeichner von einer Anhöhe oder einem Thurme die Gegend ringsumher aufnimmt, was dann ein Panorama (Rundsicht) gibt. Beide Zeichnungsarten liefern Landschaften; in beiden Fällen wird die Aufnahme der Gegend von einem Punkte aus erfolgen, so, daß der Zeichner seitlich vor den abzubildenden Gegenständen steht und die Lichtstrahlen schief einfallend gedacht werden. So schön deshalb auch das landschaftliche Bild auf unsere Phantasie zu wirken vermag, so wird es in Folge der Einseitigkeit seiner Auffassung doch nicht im Stande sein, eine erschöpfende und allseitige Erkenntnis der wahren Bodengestaltung zu vermitteln. Denkt man sich aber 2) die Vogel-Ansicht, d. h. die Auffassung einer Gegend, wie sie im Vogelflug von oben herab, senkrecht über jedem vorragenden Punkte schwebend, zu zeichnen wäre, und zwar so, daß in der Zeichnung alle Gegenstände in gleichem Verhältnis der Größe zu einander stehen und die Gegend durch lauter senkrechte Lichtstrahlen beleuchtet wird, so wird unserm Blick kein Punkt der Erdoberfläche entgehen, und wir werden alles gleichmäßig beleuchtet erblicken. Eine solche Zeichnung (in welcher alle Perspektive wegfällt) heißt Plan oder Riß. Da der Zeichner senkrecht über jedem Punkte stehend gedacht wird, so erscheinen hier die horizontalen Lagenverhältnisse der einzelnen Positionen nicht verzerrt und wenn auch noch so sehr verkleinert, immer naturähnlich; und da ferner bei gleichmäßiger Beleuchtung durch überall senkrecht einfallende Lichtstrahlen sich leicht erkennen läßt, unter welchem Winkel die Erhebungen zur horizontalen Fläche geneigt sind, so ist durch diese Darstellung, falls die verschiedenen

Neigungen der Bodenfläche durch eine gesetz- und gleichmäßige Schattirung bezeichnet sind, auch eine zutreffende und allseitige Erkenntnis der Höhenunterschiede ermöglicht.

Da wir nun nicht auf Fittichen in der Luft verweilen können, und die Genauigkeit eines Plans auch Messung der Entfernungen und Höhen verlangt, so werden Pläne oder Risse eben nach solchen Messungen entworfen, und sind also nicht wie Landschaften Werke der schönen Kunst, sondern Werke der geometrischen Wissenschaft.

Der Zeichner stellt die Gegenstände der Natur verkleinert dar. Zeichnet er ein Haus allein, so kann er Thüren und Fenster deutlich machen; inmitten einer großen Landschaft wird das Haus, und selbst eine ganze Stadt, nur mit wenig Strichen anzudeuten sein. Ebenso ist es im Planzeichnen. Der Plan von ein paar Dörfern mit ihren Gemarkungen kann so umständlich sein, daß jedes Brückchen, jeder Pfad, jedes einzelne Haus und der Unterschied der Felder, Wiesen, Wälder ꝛc. darauf angegeben ist. Je ausgedehnter aber das Stück Land, desto mehr muß der Zeichner zu Zusammenziehungen schreiten, die Zeichen für die Gegenstände verkleinern, das weniger Wichtige ganz übergehen und der Deutlichkeit halber viele für den menschlichen Verkehr wichtige Gegenstände — Straßen, Brücken, Kanäle u. s. w. — breiter anlegen, als es der Natur entspricht.

Ist der zu zeichnende Landstrich so groß, daß für ganze Dörfer nur Thürmchen oder Nullen gebraucht werden müssen, gehen überhaupt die unmittelbar ähnlichen geometrischen Bilder allmählich in bestimmte Zeichen oder Signaturen über, und findet so nicht nur eine Verallgemeinerung statt, sondern wird es auch nothwendig, einen immer größeren Theil des Stoffes von der Verbildlichung auszuscheiden: so heißt die Zeichnung nicht mehr Plan und Riß, sondern Landkarte. Auf Plänen sieht man nur große Gärten, Dorf- und Stadtumgebungen, Schlachtfelder u. s. w., Karten hingegen stellen Länder dar. Gibt es von einem großen Lande (z. B. Deutschland) eine Karte, die es im Ganzen darstellt, und einzelne Karten für die einzelnen Theile desselben (z. B. Sachsen, Hessen), so heißt jene die Generalkarte, und diese werden Specialkarten genannt.

§. 9. Andeutung der Böschungswinkel.

Im Kriege hat man die speciellsten Karten oder Pläne nöthig, da auf die Kenntnis selbst kleinerer Anhöhen, Buschwerke, Wege und Stege u. s. w., besonders der Böschungen an Bergen und Hügeln viel ankommt. Man gebraucht zu dem Behuf Karten, worauf die Winkel der Böschung durch dünnere oder dickere Schraffirung oder durch sonst verschiedenartige Striche

angemerkt sind. Auf Taf. I. Fig. 14 a und b stehen zwei Muster solcher Böschungsbezeichnungen. Das eine, wo von 5 zu 5 Grad die Striche dicker und die weißen Zwischenräume schmäler werden, ist die Manier Lehmanns (geb. 1765, gest. 1811 als kgl. sächsischer Major); das andere, durch Müffling in Uebung gebracht, wo gerade, schlängelnde und punktirte Linien verbunden sind, um das für kriegerische Zwecke gangbarste Terrain leicht und schnell erkennbar zu machen, wurde früher vorzugsweise im Berliner topographischen Bureau gebraucht. Nach Lehmanns Manier wird die horizontale Ebene ganz weiß gelassen, während man die Böschungen von 45° und darüber ganz schwarz macht. Zur Bezeichnung für die zwischen 0 und 45° fallenden Winkel wird eine Schraffirung angewendet, mittels der die Böschung durch das Verhältnis der Breite des Schraffirstrichs zur Breite des weißen Zwischenraums angegeben und nach folgendem Gesetz bestimmt wird:

Die Breite des schwarzen Strichs verhält sich zur Breite des weißen Zwischenraums, wie der Böschungswinkel zu seiner Ergänzung auf 45°. Berechnet man hienach die Mengungsverhältnisse für die Böschungswinkel von 5 zu 5°, so erhält man folgendes Schema:

Böschungswinkel.	Verhältnis von Schwarz zu Weiß.
0°	0 : 45 = 0 : 9
5°	5 : 40 = 1 : 8
10°	10 : 35 = 2 : 7
15°	15 : 30 = 3 : 6
20°	20 : 25 = 4 : 5
25°	25 : 20 = 5 : 4
30°	30 : 15 = 6 : 3
35°	35 : 10 = 7 : 2
40°	40 : 5 = 8 : 1
45°	45 : 0 = 9 : 0

Die Bergscala a Fig. 14 ist nach den Verhältniszahlen dieser Tabelle entworfen.

Auf Tafel II. findet sich Fig. 15 das Stück eines Flußthals im Querprofil und im Grundriß nach O'Etzels Terrainlehre. A und B ist die Höhe des Flußspiegels. Wir sehen das Rinnsal des Thals, worin das Wasser fließt. Von der Bergplatte x senkt sich die Höhe herab, erst sanft in a, dann etwas rascher in b. In c wird der Hang zur Fläche, die in d steil zur Tiefe abfällt. Dies ist das Ufer, welches der Fluß zur Winterzeit, wenn er angeschwollen ist, erreicht. In e ist das Sommerufer. Auf der linken Seite in f fließt er dicht am steilen Berghange hin, der zur Bergplatte y aufsteigt. Dasselbe sieht man von oben herab auf dem Plane, wo durch stärkere und mildere Striche die Abhänge oder Böschungen be=

zeichnet und die Platten oder Flächen weiß gelassen sind. In f sieht man z. B. in den starken Strichen das steile linke Ufer des Flusses.

Jedoch braucht der Lehrer, wenn es an Zeit gebricht, beim Schraffiren von bestimmten Böschungswinkeln nicht zu verweilen, da sie, wie gesagt, nur in Plänen (speciellsten Karten) vorkommen. Auf gewöhnlichen Landkarten wäre es unmöglich, so genau zu verfahren, weshalb hier der Grundsatz der Lehmann'schen Scala: „Je steiler desto dunkler" übergeht in den Grundsatz: „Je höher desto dunkler." Wo es sich jedoch auf Landkarten thun läßt, Abfall und Abstufung (oder kurze, jähe Abdachung und allmähliche mit Vorbergen) erkennbar zu machen, da gibt man der einen Seite des Gebirgszugs, die sich sanft abdacht, auch eine sanftere hellere Schraffirung, der andern, wo das Gebirg kurz abfällt, eine schwärzere — z. B. in unserer Karte von der Mitte Deutschlands.

Näheres für vorgerückte Schüler: Um die Böschung an irgend einer Stelle der Bergoberfläche aus ihrem Grundrisse Fig. 13 zu ermitteln, so darf nur die Entfernung der Horizontalen an derjenigen Stelle, z. B. für F"K", für welche die Böschung verlangt wird, als Grundlinie ab Fig. 16 des Böschungswinkels aufgetragen werden; wird alsdann in dem Punkte b der Perpendikel bd errichtet und auf solchen der verjüngte senkrechte Abstand bc der betreffenden Horizontalen aufgetragen und c mit a verbunden; so ist cab der gesuchte Böschungswinkel, der in vorliegendem Falle dem Winkel x des Profils Fig. 13 gleich ist. Der Winkel kann in Graden ausgedrückt werden, sobald man ihn mit Hilfe des Transporteurs mißt.

Die Länge bc der aufzutragenden Senkrechten richtet sich sowohl nach dem Maßstabe der Zeichnung, als auch nach dem Charakter des Gebirges. Nachstehende Tabelle enthält die Abstände für die am häufigsten vorkommenden Maßstäbe:

Verjüngter Maßstab.	Entfernung der Horizontalen für	
	Hochgebirg	Flachgebirg.
1/50000	150	100
1/25000	100	50
1/20000	80	40
1/15000	60	30
1/10000	40	20

Wird der Maßstab größer, so werden die Horizontalen des Grundrisses nur durch punktirte Linien angedeutet, solche aber nicht schraffirt.

Der Höhenunterschied zweier Punkte z. B. 13 und 8 (in Fig. 17 Taf. II.) läßt sich ebenfalls leicht dadurch bestimmen, daß man von der Bergsohle z. B. von B an aufwärts, die Anzahl der Horizontalen für beide Punkte bestimmt und die Differenz beider Zahlen berechnet. Diese Differenz gibt alsdann an, um wie viel Horizontale der eine Punkt höher gelegen ist, als der andere. In vorliegendem Falle liegt der Punkt 13 auf der 2ten und der Punkt 8 auf der 7ten Horizontale, woraus sich die Differenz 7 — 2 = 5 ergibt. Ist nun diese Zeichnung im Maßstab 1/25000 entworfen, und stellt

solche Hochgebirge vor, so ist nach vorstehender Tabelle der senkrechte Abstand der Horizontale = 100 Meter und die Höhendifferenz beider Punkte = 5 . 100 M. = 500 M.

Zur Anfertigung der Profile geben die Horizontalen des Grundrisses ein sehr einfaches und leicht auszuführendes Mittel an die Hand. Verlangt man z. B. das Profil nach der Richtung AB (Fig. 17 Taf. II.), so ziehe man eine Horizontale A'B' (Fig. 18) und mache solche der Länge des Profils AB gleich. In dem Endpunkte A errichtet man hierauf die Senkrechte A'm von noch unbestimmter Länge und trägt auf solche, beim Punkt A' beginnend, lauter gleiche Theile auf, deren Anzahl durch den höchsten Punkt des Profils bestimmt ist. Diese aufgetragenen gleichen Theile richten sich nach dem Maßstabe der Zeichnung und nach dem Gebirge, wobei man von der schon früher mitgetheilten Tabelle Gebrauch macht. Durch die auf der Linie A'm aufgetragenen Theilpunkte werden Parallelen zur Grundlinie A'B' geführt. Nunmehr nimmt man aus dem Grundriß die Entfernungen 2, 3, 4 ꝛc. und trägt solche auf die Horizontalen des Profils in Fig. 18 über, und endlich werden diese Punkte miteinander verbunden, wodurch man das Profil selbst erhält. Nach demselben Verfahren ist das Profil C'D' in Fig. 19 entworfen.

Aus den aufgetragenen Profilen lassen sich auch sogleich die mehr oder weniger steilen Stellen der Bergoberfläche nach der Richtung des Profils entnehmen.

Zur Ausarbeitung, d. h. Schraffirung eines in seinen Grundriß gelegten Berges ist es sehr zweckdienlich, sich vorher die Böschungsscala Fig. 20 anzufertigen, welches auf folgende Weise geschieht.

Zuerst zieht man die Linie AB, errichtet in A die Senkrechte At und trägt auf solche, mit Rücksicht auf Maßstab und Gebirgscharakter, die 9 gleichen Theile bis t auf. Alsdann wird in B der Winkel 5° angesetzt und die Linie Dm gezogen; bei m wird ein Winkel von 10° angetragen und die Linie mn gezogen; es wird dieses Verfahren, bei einer Zunahme des Winkels von 5°, so lange fortgesetzt, bis man auf den Winkel von 45° also bis t gekommen ist. Oberhalb dieser Construction wird das Rechteck wx yz, dessen Breite übrigens ganz beliebig ist, construirt und auf solches die Eintheilung mittels gestrichelter Linien übertragen. Die hiedurch erhaltene Eintheilung des Rechtecks wird hierauf nach Vorschrift des bereits mitgetheilten Mischungsverhältnisses und der demselben entsprechenden Schraffirungen ausgefüllt, wodurch die Böschungsscala vollendet ist. Will man alsdann einen Berg ausschraffiren, so nimmt man diese Böschungsscala, vergleicht den Abstand je zwei zunächst liegender Horizontalen mit der Böschungsscala und füllt deren Abstand mit einer Schraffirung aus, die der Böschungsscala entspricht. Das Schraffiren beginnt zunächst bei der Kuppe des Berges und geht, nachdem die der Kuppe zunächst liegende Horizontale durchaus schraffirt ist, auf die folgende über. Dieses Verfahren wird so lange wiederholt, bis der ganze Berg schraffirt ist. Sämmtliche Schraffirstriche müssen auf den Horizontalen senkrecht stehen. Zur Erleichterung dieser Arbeit kann sich der Anfänger Bleilinien, von der Kuppe ausgehend, durch den Grundriß des Berges legen, damit die Schraffirstriche ihre richtige Stellung erhalten.

Figur 21 bis 24 sind mit Rücksicht auf die Bergscala Fig. 20 angefertigt und können zu fernerer Uebung im Ausschraffiren dienen.

Wie aus dem Voranstehenden ersichtlich, setzt die Anwendung der Lehmannschen Schraffenscala das Dasein von äquidistanten Horizontalen (d. h. von Linien, welche die Punkte gleicher Meereshöhe, und zwar in gleichen Abständen der Höhe, verbinden) voraus, diese aber dienen nicht zur gleichzeitigen Erkenntnis der absoluten Höhe, sie sind nur Mittel zum Zwecke und verschwinden, wenn dieser erfüllt ist. Die Schraffirmethoden ermöglichen somit wohl den mathematisch genauen Ausdruck der Böschungsverhältnisse und das leichte Ablesen der Böschungswinkel nach dem Auge, ohne schwerfällige Winkelinstrumente, m. a. W. den Ausdruck der relativen Höhenunterschiede; aber der Erkenntnis der absoluten Höhenverhältnisse mußte durch zahlreiche Coten d. i. Höhenziffern entgegengekommen werden. In neuerer Zeit ging man einen Schritt weiter, indem man auch den dritten Faktor der Bodenform, die absolute Höhe, in das Programm der Darstellung aufnahm, was man dadurch erreichte, daß man jene Niveaukurven aus bloßen Hilfslinien in bleibende absolute Isohypsen verwandelte, d. h. in Kurvenlinien, welche alle in gleicher Höhe liegenden Punkte miteinander verbinden und in sich zurückkehren. Damit ist eine neue geometrische Grundlage für die Darstellung der Bodengestaltung gegeben, genauer und sicherer, als die früheren; denn nicht die Schraffen, sondern die Isohypsen sind die Träger des geometrischen Inhaltes geworden. Die Schraffen sind nur mehr das Mittel, dem Auge die Plastik der Form deutlich zu machen. In die Schule allerdings hat diese, an und für sich des plastischen Momentes entbehrende, rein wissenschaftliche Art der Darstellung durch Niveaukurven noch wenig Eingang gefunden, wird deshalb hier auch nicht weiter behandelt.

Es gibt übrigens der Darstellungsmethoden gar viele; bei der Ausstellung zu Paris 1867 waren nicht weniger als 77 Arten der Darstellung des Terrains durch Proben vertreten.

§. 10. Von der Luft auf den Berghöhen.

[Während die Schüler im Bergzeichnen sich üben und mit Aufgaben dieser Art beschäftigt sind, ist mit ihnen Folgendes zu besprechen, was sich auf Gebirgsnatur, besonders auf Luft, Klima und Pflanzenwuchs bezieht, und nichts zu zeichnen gibt.]

Der Gebirge in einzelnen Gruppen, oder in Ketten und manchfacher Verzweigung gibt es im deutschen Vaterlande viele. Sie sind dem Boden zur Zierde, dem Menschen zum Nutzen und Vergnügen. Reizlos und ermüdend für das Auge ist eine Haidefläche, erfreulicher eine frucht-, korn- und baumreiche Ebene; manchfaltiger und deshalb noch reizender anzuschauen ist ein Land, wo nicht bloß Felder, Gärten, Wiesen und Wälder, sondern auch kleine Ebenen, Hügel, Niederungen und Berge abwechseln,

verschönert durch rieselnde Bäche und strömende Wasser. Vielfacher sind auch die Erzeugnisse eines solchen Bodens. Gebirgsländer sind reicher an Waldungen und Steinarten; auch liefern sie Metalle und Kohlen, um sie zu schmelzen. Der dortige Bewohner athmet gesündere Luft, als der der Ebene, und fühlt sich desto rüstiger und stärker. Der Reisende merkt dies bald, wenn er einige Zeit in Berggegenden gewandert ist. Bald steigend, bald abwärts gehend, ermüdet der Fuß weniger, als in der gleichmäßigen Bewegung auf der Ebene. 500 oder mehr Meter über der niederen Fläche erhaben, fühlt er, daß seine Brust leichter athmet. Nach langem Steigen erquickt oft eine Rast von wenigen Minuten so sehr, daß man frisch und leicht weiter schreitet, und der Wechsel der Gegenstände, die weiteren Aussichten reizen und ergötzen immer mehr. So eilt die Zeit dem Bergreisenden schnell und angenehm dahin, während sie dem Fußgänger auf der Ebene nur schleicht, und jede folgende Stunde sich zu immer größerer und unerträglicherer Länge auszudehnen scheint.

Unter der leichtern erfrischenden Bergluft ist nicht das Wehen des Windes gemeint; denn der Wind durchstreicht auch die Ebenen und stürmt oft in unabsehbaren Moor- und Haideflächen eben so heftig als auf Bergen. Vielmehr meinen wir damit die Eigenthümlichkeit der Luft im Gebirg, auch wenn sie ruhig und nicht so bewegt ist, daß man ihre Bewegung Wind nennen kann. — Die Luft ist nicht sichtbar, man kann sie aber fühlen, sobald sie in Bewegung geräth. Sie ist also ein mehrentheils unsichtbarer, durchsichtiger und doch fühlbarer Körper, der sich über die ganze Erde hinbreitet. Sie ist überall, wo kein anderer Körper sich befindet. Sie dringt in alle Löcher und Höhlungen ein, und wenn sie auch so klein sind, daß wir sie nicht wahrnehmen können. Man schreibt ihr deshalb Flüssigkeit und Dehnbarkeit zu.

Man drücke ein umgekehrtes Glas mit seiner Oeffnung auf und ins Wasser und drehe es dann im Wasser um; schnell wird die Luft in Blasenform heraufsteigen. Daraus sieht man, daß die Luft leichter ist als das Wasser. Jedoch hat sie auch einige Schwere und drückt, wenn auch fast unmerklich, von oben herab. Die untere, dem Erdboden nähere Luft, wird offenbar von der oberen oder höheren Luft gedrückt; die untere ist deshalb dichter als die über ihr befindliche, und die Dichtigkeit der Luft nimmt mit der Entfernung vom Erdboden immer mehr ab. Daher kömmt es, daß auf mäßigen Bergen von 500 oder mehr Meter Höhe leichter zu athmen ist als in der Tiefe. Auf sehr hohen Bergen aber wird die Luft zu dünn und zwingt den Menschen zum schnellen heftigen Athmen, was der Lunge gefährlich ist. Rüstige Wanderer, die den höchsten Berg Europas, den Montblanc oder Weißberg in Savoyen erkletterten, haben nicht lange

da droben ausgehalten; die zu leichte scharfe Luft, die ihnen starkes Herzklopfen und Ermattung verursachte, verwundete auch die Gesichtshaut und machte, daß ihnen das Blut unter den Fingernägeln herausdrang. Der Montblanc ist über 1/2 Meile hoch; wie dünn muß also die Luft in mehr als meilenweiter Höhe sein!

Dünne Luft trägt weniger als dichtere. Vögel können deshalb nur bis zu einer gewissen Höhe fliegen. Drüber hinaus würde sie die Luft, die für ihre Lungen nicht mehr taugt, auch nicht mehr tragen. Aehnlich ist es mit dem Rauch, der vermöge seiner Leichtigkeit aufsteigt und sich verbreitet. Merkwürdiger noch ist das Schweben und Aufsteigen der Dünste aus den Wassern, aus der feuchten Erde, aus den Pflanzen und Thieren. Wir sehen die Dünste als Nebel auf Flüssen und Wiesen sich bilden, hin- und herziehen und an den Bergen empor- und herabwallen. Wir sehen sie aufsteigen, und entweder in der oberen Luft sich so zertheilen, daß sie wie verschwunden sind, oder als Wolken sichtbar hoch über uns sich bewegen; ein deutliches Zeichen, daß sie leichter sind, als die jedesmal unter ihnen befindliche Luft. Sobald sie aber durch eine seltsame Aenderung ihres Wesens zu Tropfen verdichtet sind, fallen diese vermöge ihrer größeren Schwere als Regen herab. — [Das Nähere im 3. Abschnitt §. 38 u. 39.]

In Gebirgsländern sind die besten Beobachtungen darüber anzustellen. In beträchtlicher Höhe nimmt man z. B. deutlich wahr, daß die dünnere Luft weniger von der Sonne erwärmt wird, als die tieferen Luftschichten und unteren Abhänge der Berge. Darum schmilzt auf den Bergen der Schnee später als in der Ebene, und auf den höchsten Bergen liegt ewig Schnee und Eis. In den deutschen Alpen haben die Gipfel und Rücken nebst den oberen Vertiefungen dazwischen, sobald sie über 2500 Meter hoch liegen, ewigen Schnee. Man nennt diese Höhe für uns Deutsche die Schneegrenze oder Schneelinie in der Luft. Es versteht sich, daß in solcher Höhe der Kälte wegen nur wenige Quadrupeden leben, höchstens Gemsen, Steinböcke und Murmelthiere; noch weniger können dort Pflanzen gedeihen.

(Beim Unterricht läßt sich hier Mehreres über die Eigenschaften und Erscheinungen der Atmosphäre mittheilen.)

§. 11. Klima und Pflanzenwuchs auf Gebirgen.

Das Wort Klima mag uns für jetzt so viel bedeuten als: die herrschende Witterung an einem Orte; also nicht jeder Wechsel des Wetters, sondern die herrschende Witterung. Wenn es z. B. in einem Lande spät Frühling und früh Winter wird, so daß der Weinstock

keine Zeit hat, reife Trauben zu bringen, so ist dort die herrschende Witterung im ganzen kälter als in einem Lande, wo die Rebe gedeiht und neben der Traube auch die süße Kastanie und Mandel reifen kann. In beiden Ländern mag es oft gleich heiße und gleich kalte Tage geben; rechnet man sie aber zusammen, so hat das letztere im allgemeinen mehr warme Tage, also wärmeres, für den Bau jener Gewächse günstigeres Klima.

In Gebirgsländern ist das Klima in den Tiefen anders als an den Seiten; an der Sonnenseite anders als an denjenigen Abdachungen, die weniger oder gar nicht von der Sonne bestrahlt werden; und wiederum anders auf den Gipfeln als an dem untern Abhange. Danach richtet sich nun das Gedeihen der Pflanzenwelt oder die Vegetation. An den Riesenbergen der Alpen, welche ewigen Schnee auf ihren Firsten und Hörnern tragen, prangen oft unten die herrlichsten Nuß- und Kastanienbäume, der Pflanzenwuchs ist saftig und rasch, und Trauben werden geerntet. Höher hinauf stehen Wälder von Eichen, Buchen und Eschen, und breiten sich Wiesen oder Matten mit schönem kräuterreichen Rasen aus. Weiter hinauf ist der Wuchs jener Bäume nur schwach und klein. Bald gedeihen sie gar nicht mehr, wogegen die Weiß- oder Edeltanne, der Bergahorn und die Birke noch fortkommen. Auch diese verlieren sich bald, und man erblickt, je höher man steigt, nur noch Lärchtannen, Fichten oder Rothtannen, doch von niedriger, krüppelhafter Gestalt und zuletzt nur noch die Legföhre und die Zirbelnußkiefer oder sibirische Zeder, deren noch manche auf einer Höhe von 2100 Meter stehen. Alsdann hört der Baumwuchs gänzlich auf; man findet keine Erdbeeren, kein Vergißmeinnicht mehr, wohl aber verschiedene Moosarten und andre Alpenpflanzen. Unter diesen zeichnet sich die Alpenrose aus, eine Pflanze mit festen Blättern, etwa fußhoch und darüber, mit anmuthig rothen Blumen, die oft dicht neben ewigem Schnee lange Striche bedecken.

§. 12. Gewässer.

Wasser fließt auf jeder schrägen Fläche ab. Nur da, wo es keine tiefere Niederung neben sich erreichen kann, verhält es sich ruhig. Man unterscheidet deshalb stehende und fließende Wasser.

a. Stehende, nämlich: die Pfütze, Lache, der Sumpf, Weiher, Teich, der See oder Landsee, und die See oder das Meer. — Pfütze ist ein Wasser, das in einer flachen Vertiefung zusammengelaufen oder stehen geblieben ist und abtrocknen kann. Lache oder Pfuhl ist eine größere Pfütze. Sumpf ein mit trübem Wasserspiegel überzogener Platz, der nur bei großer Hitze zum bloßen Morast werden kann und selten eintrocknet.

Wenn man seinem Wasser, das aus ärmlichen Quellen sich stets ersetzt, durch angelegte Gräben Abzug verschafft, so läßt er sich austrocknen. Weiher ein stehend Wasser, das Zu- und Abfluß hat und deshalb reiner und frischer ist als Pfützenwasser. Teich ein künstlich angelegter Weiher. Ein großer Weiher wird ein Landsee genannt. — Das Meer oder die See ist die ungeheure zusammenhängende Wassermasse, welche die größten Länder oder Welttheile umgibt, und auf der Oberfläche der Erde mehr Raum einnimmt, als das feste Land. Alles feste Land und alle Meer-Inseln (kleinere von Meerwasser umgebene Länder) ragen über der Oberfläche des Meeres (Meerspiegel) hervor. Der Meerspiegel ist also die am niedrigsten gelegene große Fläche der Erde, an dessen Rande (Ufer, Gestade) sich überall das Land erhebt. Die Landstriche dem Meeresufer entlang heißen Küsten.

Das Meer dünstet stark aus und liefert den Ländern zu ihrer nöthigen Befruchtung mehr Wolken, als sie durch eigne Ausdünstung erzeugen würden. Dennoch bleibt es gleich groß, weil Quellen auf seinem Grunde und die unzähligen Flüsse aller Länder ihm stets neues Wasser zuführen. Soviel man den Grund und Boden des Meeres kennt, ist er der Oberfläche des Landes ähnlich. Er hat eben solche Abwechselung von Ebenen, Hügeln, Thälern, Bergen und Felsen; er ist mit Schlamm, Sand, festem Gestein oder Klippen, mit Seepflanzen und Schalthieren bedeckt. Die über den Meerspiegel vorragenden Inseln sind die höchsten Gipfel oder Bergrücken der auf dem Grunde des Meeres sich erhebenden Gebirge. Die Tiefe des Meeres ist natürlich höchst verschieden. An manchen Stellen ist es seicht, so daß man den Sand- oder Steingrund ganz nahe erblickt. Die Schiffe haben sich vor solchen Stellen (Sandbänke, Felsbänke oder Klippen) in Acht zu nehmen, damit sie nicht fest fahren. An andern Stellen ist es so tief, daß kein Senkblei auf den Grund kommt. Wo eine Küste sich flach ans Meer abdacht, streicht gewöhnlich diese schräge Richtung des Bodens noch weit ins Meer hinein und macht, daß das Meer nahe dem Ufer nur geringe Tiefe hat. An steilen Küsten senkt sich auch der Meeresgrund schnell abwärts.

Das Meerwasser ist auf seiner Höhe (d. i. fern vom Lande) dunkelgrünblau; nahe an der Küste ist es heller. Ziehen finstere Wolken am Himmel hin, so ist es aschgrau. Bei völliger Windstille malt sich am Tag die blaue Luft mit ihren hellen oder gefärbten Wolken, und nachts der prächtig gestirnte Himmel im Spiegel seiner glatten Oberfläche. Es ist aber selten so ruhig; Wind und Sturm erregen Wellen, die sich oft 8, ja an Felsküsten, wo es brandet, d. h. wo 8 und mehr Wellen über einander schlagen, an 16 Meter hoch aufbäumen. Fast immer in Bewegung, wird es eben dadurch, wie durch eine große Beimischung salzig bitterer Stoffe vor Fäulnis bewahrt. Diese Stoffe haben wahrscheinlich in vielen Gegenden des Meergrundes ungeheure Lager, um den Ocean trotz des unaufhörlichen Zuströmens von süßem Flußwasser stets salzig zu erhalten. Der Geschmack des Meerwassers ist auch so, daß die Menschen es vor Ekel nicht trinken können. Uebrigens soll die Bewegung des Meeres, selbst bei Sturm, in seiner Tiefe nicht zu verspüren sein, wie die Taucher versichern.

Von Ebbe und Flut wird später im Weser- und Emsgebiete, und von den Ursachen derselben in der allgemeinen physischen Geographie die Rede sein.

b. Fließende Wasser. Sie entspringen als Quellen aus der Erde, sowohl in flacheren Gegenden wie in bergigen, oder schmelzen aus den unteren Schichten ewigen Eises und Schnees der höchsten Gebirge. Aus rinnenden und rieselnden Quellen entstehen Bäche. Nur selten ist ein einzelner Quell so stark, daß er für sich allein einen Bach bildet. Gewöhnlich entspringen die Bergquellen in den Anfängen der Schluchten und höheren Thäler. Mehrere sich vereinende Bäche bilden einen Fluß, und wenn dieser nicht selbst dem Meere zueilt, was nur in der Nähe desselben geschehen kann (er heißt dann Küstenfluß), so ergießt er sich in einen andern größeren oder Hauptfluß. Man unterscheidet also, wie Haupt- und Nebenthäler, so auch Haupt- und Nebenflüsse. Die größeren nennt man Ströme. Da aber viele Nebenflüsse wiederum Nebengewässer haben, so unterscheidet man am besten so: Strom oder Fluß, Nebenfluß, Zufluß, Beifluß, Seitenbäche. Der Main z. B. ist ein Nebenfluß des Rheinstroms. Zuflüsse des Mains sind Regnitz, Saal u. a. Die Pegnitz ist ein Beifluß der Regnitz. Betrachtet man indes das Maingebiet für sich, so ist der Main der Hauptfluß darin, die Regnitz ein Nebenfluß und die Pegnitz deren Zufluß. Die Rinne der Thalsohlen oder Niederungen, worin die Wasser fließen, nennt man ihr Bett. In der Zeichnung sieht ein Strom oder Fluß mit allen Nebenflüssen und Bächen etwa so aus, wie ein Baum zur Winterzeit mit Aesten, Zweigen und Zweiglein. Den Fluß mit sämmtlichen zu ihm gehörenden Gewässern heißt man ein Flußsystem, und das Land, woraus sie entstehen und das sie durchfließen, das Gebiet jenes Flusses oder Stromes.

Die Oberfläche eines Gewässers ist der Wasserspiegel, und der Abstand des Spiegels vom Grunde die Tiefe. In sonst tiefen Gewässern gibt es oft flache seichte Stellen oder Untiefen. Erstreckt sich eine Untiefe von einem Ufer zum andern quer durch den Fluß, so heißt sie eine Fuhrt oder Durchfuhrt. Bei 2½ Meter Tiefe ist ein Fluß für gewöhnliche Lastschiffe, bei 7 m. Tiefe für beladene Seeschiffe fahrbar.

§. 13. Gefäll und Seehöhe.

Die Ausdrücke: es schleicht, es strömt, es wird reißend, es stürzt als Wasserfall, bezeichnen die langsamere oder schnellere Bewegung des fließenden Wassers. Nun bewegt sich freilich die gleiche Wassermenge in einem breiten flachen Bette langsamer fort als in einem schmalen tiefern, wo der Druck größer ist; allein das tiefe wie das flache Gewässer würde still stehen ohne Abfluß und ohne Abhang des Bettes. Nach diesem

Abhang richtet sich die größere oder geringere Geschwindigkeit eines Flusses, mit anderm Worte: sein Gefäll.

Gefäll ist demnach der Höhenunterschied zwischen zwei gewissen Punkten der Oberfläche eines Flusses in seiner Länge. Man sagt z. B. der Fluß hat an jener Stelle auf eine gewisse Länge so und so viel Meter oder Decimeter Gefäll. Je nachdem nun der Fluß eine stärkere oder sanftere Abdachung, ein abhängiges Bergthal oder eine fast wagrechte Ebene durchläuft, wird sein Gefäll größer oder kleiner sein. Das Gefäll der Gebirgswasser ist so, daß sie stürzen. Ein Strom, der in einer Secunde 2 m. fließt, ist sehr reißend; und wenn er auf 200 Schritt nur 3 dm. Gefäll hat, kann er doch aufwärts kaum beschifft werden. Die Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg fällt auf 400 m. Lauf nur etwas über 1 dm. Am stärksten ist das Gefäll eines Flusses in der Regel in seinem obersten, am geringsten in seinem unteren Laufe.

Man hat das Gefäll vieler Ströme von ihrem Ursprunge bis ans Meer gemessen. Um dies zu können, mußte man ausmitteln, wie viel Meter mehrere Ortschaften am Ufer höher liegen als der Meerspiegel; denn dieser Spiegel ist ja die tiefste Fläche, die wir uns horizontal unter dem Lande durch bis senkrecht unter den Quell des Flusses fortgesetzt denken. Die Meeresfläche bildet somit eine Ebene, welche in allen Punkten gleich weit vom Erdmittelpunkte entfernt ist und als Grundfläche oder Basis für Höhenbestimmungen betrachtet wird. Ist vermittels mathematischer und physikalischer Instrumente die Höhe vieler Punkte des Stromspiegels über jener wagrecht gedachten Fortsetzung der Meeresfläche bestimmt, so sagt man: der Strom hat da und da so viel Meter Seehöhe. Der Rhein hat z. B. in Mainz 79 m. Seehöhe, bei Basel 248, noch weiter stromauf bei Reichenau in Graubündten 599, und bei seiner Quelle 2388.

Statt Seehöhe sagt man auch absolute Höhe. Wenn ich einen Thurm messe, so sag ich: er erhebt sich so und so viel Meter über den Platz, worauf er steht. Eben so kann ich von einem Berggipfel sagen: Er ist so und so viel hundert oder tausend Meter über das nächste Thal oder den nächsten Flußspiegel erhaben. Dies nennt man nicht absolute, sondern nur relative (bezugsweise) Höhe; denn über einem andern Nachbarthale oder Flusse würde seine Höhe auch anders sein, weil hier eine andere Grundfläche angenommen wird. — Ueber Barometermessungen siehe Abschnitt III. §. 35.

§. 14. Wasserscheiden.

Da alle Wasser von höherer Gegend der niederen zufließen, so ist jedes Flußgebiet von Gebirgen oder Landrücken oder doch von einer sanft erhöhten Gegend umgeben, die alle auf ihrer einen Seite entspringenden

Bäche nöthigen, in das Stromgebiet hineinzulaufen, während die Gewässer an der anderen Abdachung einem andern Flußgebiete zugehören. Auf jedem Höhenzuge, auf jeder noch so unmerklichen Erhebung eines Flachlandes, läßt sich eine Linie ausfindig machen, wodurch zwei verschiedene Abdachungen mit ihren Gewässern getrennt werden. Jene Linie nennt man die Wasserscheide. Sie bildet also die Grenze zwischen zwei verschiedenen Flußgebieten.

Manche Kartenzeichner haben sich die Wasserscheiden als Landrücken gedacht, und sie überall bis ans Meer wie Gebirgsfortsetzungen gezeichnet. Das ist irrig. Nur wo Gebirg und wirkliche erhebliche Landrücken sind, darf die Karte sie angeben. Auf speciellen Plänen kleiner Gegenden ist es ein anderes; da kann auch die leise Absenkung einer Ebene von der Wasserscheide an den Bächen hinab angedeutet werden. Man thut deshalb besser, wenn eine Wasserscheide auf keiner erheblichen Höhe fortläuft und doch soll angedeutet werden, sie nur mit Pünktchen oder leisen Strichen zu bezeichnen.

§. 15. Inseln, Halbinseln u. s. w.

Zu den Gegenständen, die auf Landkarten vorkommen, gehören noch folgende: Insel, Halbinsel, Erdenge, Meerenge, Meerbusen, Erdzunge und Vorgebirg.

Insel oder Eiland ist ein Land, das aus dem Wasser hervorragt, rings davon umflossen; Halbinseln sind nur größtentheils von Wasser umgeben und hängen mit dem festen Lande zusammen. Ist die Verbindung zwischen festem Land und Halbinsel (oder zwischen zwei Ländern) schmal, so nennt man sie eine Land- oder Erdenge oder Isthmus. Ebenso ist Meerenge die schmale Wasserverbindung zwischen zwei Meeren. Die Einschnitte des Meers tief ins Küstenland hinein heißen, wenn sie klein sind, Buchten, Baien; und Meerbusen oder Golfe, wenn sie besonders groß sind. Streckt sich ein schmales Stück Land gleichsam leckend in die See hinein, so heißt es Erdzunge. Alle Spitzen der Küsten aber, die ins Meer ragen, werden Vorgebirge (Caps, Promontorien) genannt; oft sind sie auch Ausläufer oder Enden von Gebirgsästen und Landrücken.

§. 16. Zur Versinnlichung und Wiederholung.

An der Wandkarte können Flußsysteme, Flußgebiete und Wasserscheiden gezeigt werden. Irgend eins der Stromsysteme als Beispiel mag der Lehrer mit Weglassung kleiner Nebenwasser auf der Tafel skizziren und, um Zeit zu sparen, die Gebirgszüge an der Grenze und im Innern durch Zickzacke oder (mit eingekerbter Kreide) durch Doppellinien kurzweg andeuten. Da wo keine wirklichen Berge oder Hochrücken sind, macht er Punkte.

Zur Versinnlichung von Gefäll und Seehöhe läßt sich von einem Ende der Tafel zum andern eine Horizontallinie ziehen, in so viel Meilen (von 10 zu 10) abgetheilt, als man bedarf. Auf das eine Ende der Linie setzt man eine senkrechte Linie, in Meter von 10 zu 10 oder von 50 zu 50 abgetheilt. Kennt man nun die Angaben von der Seehöhe verschiedener Orte am Strome und ihre grade Entfernung vom Meere, so schreibt man die letztere seitwärts an die untere Linie, welche zugleich die gedachte Fortsetzung des Meerspiegels bedeutet. Die Seehöhe aber nimmt man mit dem Zirkel von der perpendiculären Meterscala ab und setzt sie mit einem Punkte grade über jeden Ort. Nun zieht man von der Grenze des Meers (oder Mündung des Flusses) zum nächsten Punkte, von diesem wieder zum nächsten und so fort bis zur Flußquelle eine Linie. Auf solche Weise ist ungefähr die Abdachung des Landes den Strom entlang zu versinnlichen. Doch behält die Zeichnung immer den sehr groben Fehler, daß die Scala der Seehöhe nach Metern in gar keinem Verhältnisse steht mit der Scala der Ortsentfernungen in Meilen. Ueberdies macht der Fluß viele Krümmungen nach verschiedenen Richtungen, und hier erscheint er in grader Richtung, wenn auch bergab.

Nicht unpassend mag es sein, sich auch im Erfinden von Gegenden zu üben. Man kann Aufgaben daraus machen, z. B.: Zeichnet einen Bergstock oder vielmehr eine Berggabel, wovon sich 2 oder 3 Arme ausstrecken. Aus 2 Thälern kommen Flüsse und vereinigen sich zu einem größern. Der eine von ihnen fließt zuvor durch einen Bergsee. Oder: Zeichnet ein Gebirg, das sich am untern Rande des Papiers erhebt und in Krümmungen fortstreicht. Ein Seitenast bildet ein Längenthal mit Seitenschluchten, das in ein Querthal ausläuft. Dieses mündet in ein Hauptthal, das durch einen großen Arm des Gebirgs gebildet wird. Die Schluchten und Thäler sind mit Wasserfäden auszufüllen, die ein Hauptfluß vereint. Auf der andern Seite des Gebirgs ist Abdachung zu einem andern Flußgebiete, oder auch zum Meere hin. Zeichnet die Küste mit Buchten, einer Halbinsel, einem Vorgebirge. Ins Meer zeichnet Inseln u. s. w.

§. 17. Die vier Hauptgegenden.

Die Schüler sind jetzt ziemlich vorbereitet, den gewonnenen Ausdrücken und Begriffen gemäß die Umgegend ihres Ortes beschreiben zu können. Doch fehlt es noch an der näheren Bezeichnung der Lage der Oerter nach den Himmels- oder Weltgegenden. Die Ausdrücke vor, hinter, rechts und links, wodurch man sich zu helfen sucht, zeigen sich als unsicher. Man leite sie also dahin, feste Punkte zu suchen, wonach die Richtung und Lage der Gegenstände im Verhältnis unter einander zu bestimmen sei. Daß solche Punkte außerhalb der Erde liegen müssen, wenn man überall auf der Erde sich danach richten soll, wird bald klar sein. Es sind die Himmels-

gegenden. Wir beschäftigen uns zuerst mit den 4 vornehmsten: Nord, Süd, Ost, West.

1. Ost oder Morgen. Die Sonne geht nicht das ganze Jahr durch am gleichen Punkte des Himmels auf. Im wahren Ost erscheint sie beim Aufgang nur am 21. März und 23. September, und zwar um 6 Uhr morgens. Kehrt man alsdann das Gesicht gegen diesen Punkt, so liegt uns im Rücken Abend, rechts gleich weit von beiden Punkten Mittag, und links Mitternacht. — 2. West oder Abend. Der wahre Westpunkt ist da, wo die Sonne an denselben Tagen im März und September untergeht, 6 Uhr abends. Kehren wir uns mit dem Gesichte nach diesem Punkte, welche Weltgegend haben wir dann im Rücken? welche rechts, welche links? — 3. Nord oder Mitternacht. Jede Nacht, wenn der Himmel rein ist, läßt sich ein Stern sehen, der nicht wie die andern seine Stelle bedeutend ändert, vielmehr immer in derselben Gegend zu finden ist. Es ist der Nord- oder Polarstern im Schwanze des kleinen Bären. Mit Hilfe des großen Bären (ein auffallendes aus 7 hellen Sternen bestehendes großes Sternbild, siehe Taf. III. Fig. 37) ist der kleine Bär mit dem Polarsterne leicht zu finden. Sehen wir grade gegen ihn hin, so haben wir die Richtung nach Norden, also rechts? links? im Rücken? — 4. Süd oder Mittag. Der Stand der Sonne um 12 Uhr mittags deutet uns diese Gegend an: nur muß unsere Uhr richtig gehen. Ob sie aber richtig geht, läßt sich wieder nach der Sonne beurtheilen. Darum wirds gut sein, wenn wir hier eine leichte Methode mittheilen, wie man die Mittagszeit erfahren kann.

§. 18. Wie die Mittagslinie zu finden.

Man nehme eine wagrechte dem Sonnenscheine ausgesetzte Fläche, sei es ein mit den Füßen im Boden festgemachter Tisch von Holz oder Stein, oder ein geebneter platter Sandplatz. Man ziehe darauf (siehe Taf. II. Fig. 25) einen gegen die Nordseite sich krümmenden Kreisbogen oder, wenn Platz genug ist, einen ganzen Kreis. Im Mittelpunkte A errichtet man einen senkrechten (lothrechten) Stift oder dünnen Stock. Vormittags wird der Schatten desselben über die Kreisfläche hinausfallen, vielleicht bis x. Immer kürzer werdend, wird sein Ende sich der Kreislinie nähern, dann sie berühren, dann sogar innerhalb der Kreisfläche aufhören (versteht sich, daß der Stift oder Stock lang genug und doch nicht zu lang ist), bis der Schatten wieder nachmittags wächst, wieder die Kreislinie berührt, und hernach sich darüber hinaus, vielleicht bis y verlängert.

Wo er vormittags grad an der Kreislinie endete, da macht man einen Punkt, den wir a nennen wollen, und wo er nachmittags im Längerwerden

ebenfalls die Kreislinie berührte, da macht man den Punkt b. Man sucht nun vermittels Zirkelschnitte oder einer Schnur genau die Mitte zwischen a und b, d. i. den Punkt c, und zieht die Linie Ac, dies ist die Mittagslinie; und sobald an einem sonnigen Tage der Schatten des Stocks genau diese Linie bedeckt, ist es mittags 12 Uhr. Die Weltgegend Mittag ist hinter A; Mitternacht wird von der Linie selbst angezeigt; dort würden wir die Sonne nachts um 12 Uhr erblicken, wenn sie dann nicht eben so tief unter dem Horizont stände, als mittags.

Zur größeren Genauigkeit kann man dasselbe Verfahren mit einem zweiten und noch mehrern concentrischen Kreisbögen wiederholen, die Punkt p (Fig. 26) zum gemeinschaftlichen Mittelpunkte haben. Auch darf man bei der Anwendung dieses Verfahrens die Beobachtungsmomente nicht zu nahe am Mittage nehmen, weil sich da die Länge des Schattens zu langsam ändert, so daß man nicht mit Schärfe den Augenblick angeben kann, wann das Ende des Schattens in die Peripherie des Kreises fällt. Da übrigens das Ende des Schattens eines nur mäßig hohen Stabes wegen des ihn umgebenden Halbschattens nicht deutlich genug gesehen werden kann, so wird es rathsamer sein, an dem obern Ende des Stabes eine mit einer kleinen Kreisöffnung versehene Metallplatte (Fig. 26) zu befestigen, wo man die durch diese Oeffnung fallenden Sonnenstrahlen ganz ebenso wie zuvor das Ende des Schattens zur Bestimmung der Mittagslinie gebrauchen kann. Um für diese Vorrichtung den Mittelpunkt p der zu ziehenden concentrischen Kreisbögen zu erhalten, läßt man durch die Oeffnung o einen Faden op mit einem unten zugespitzten Gewichte herab, und zieht alsdann aus dem Punkte p, in welchem die Spitze dieses Gewichtes die Tafel A B trifft, die Kreisbögen von verschiedenen Halbmessern.

Will man die Mittagslinie in größerer Ausdehnung erhalten, so muß man dem senkrechten Stabe eine größere Länge geben, weshalb man oft Säulen und Obelisken dazu nöthig hat, oder auch hohe Kirchen, in deren Gewölbe man jene Oeffnungen anbrachte, durch welche das Sonnenbild auf den horizontalen Fußboden der Kirche geworfen wird. Diese Vorrichtungen sind unter dem Namen Gnomonen (Weiser, Zeiger) bekannt. Die Bestimmung eines solchen Gnomon hatte der von Kaiser August errichtete Obelisk auf dem Marsfelde bei Rom. Zu gleichem Zwecke errichtete Toscanella in Florenz einen Gnomon von 91 m. Höhe, Lindenau einen solchen zu Frankfurt von 8 m. In der Petroniuskirche zu Bologna, in der Sulpizkirche zu Paris und in der Kathedrale zu Mailand wurden die Sonnenzeiger der zweiten Art konstruirt.

§. 19. Der Horizont.

Stehen wir inmitten einer Ebene oder einer hochliegenden Stelle, so daß wir ringsum ziemlich freie Aussicht haben, so ist es, als wenn im weiten Kreise umher der Himmel die Erde berührte. Den fernen Rand des Himmels, womit er auf der Fläche oder auf fernen Erhöhungen zu ruhen scheint, nennen wir Horizont oder Gesichtskreis (Kimm). Der Mittelpunkt ist die Stelle, von wo wir ihn anschauen, der Standort.

Mit Veränderung desselben verändert sich der Horizont, und je höher der Platz liegt, je größer die uns umgebende Ebene, desto freier ist der Horizont.

Anmerk. Verschieden von dem eben beschriebenen natürlichen Horizonte sind der scheinbare oder astronomische und der wahre Horizont, die bei geometrischen Vermessungen in Anwendung kommen.

§. 20. Die Windrose.

Um von unserm Platze die Lage der umliegenden Gegenstände aufzufassen, ist die Kenntnis mehrerer Weltgegenden nöthig, als der vier genannten. Zuerst bestimmt man die Punkte N. S. O. und W. im Horizonte. Dann bezeichnet man die Mitten zwischen den Hauptgegenden und bekommt dadurch die 4 ersten Nebengegenden, nämlich Nordost, Nordwest, Südost und Südwest. Um die Benennung der wiederum dazwischen liegenden Punkte (der sogenannten 8 zweiten Nebengegenden) zu verstehen und dem Gedächtnis einzuprägen, bemerke man, daß jede der 4 Hauptgegenden die ihr zunächst liegenden Punkte durch Voranstellung ihres Namens zu dem Namen der nächsten Nebengegend bezeichnet. Neben Nord liegen also Nordnordost NNO und Nordnordwest NNW. Neben Ost liegen Ostnordost ONO und Ostsüdost OSO; neben Süd liegen SSO und SSW; neben Westen WSW und WNW.

Außer den 16 Benennungen bezeichnen die Schiffer, um auf ihrer Windrose mehr Winde zu benennen, nochmal die Mitten der dazwischen liegenden Bögen und erhalten dadurch 16 neue, sogenannte dritte Nebengegenden, ja durch nochmalige Halbirung der Bögen 32 vierte Nebengegenden, also zusammen 64 Benennungen. Die Namen der dritten Nebengegenden werden gebildet aus den Bezeichnungen der nächsten Haupt- oder ersten Nebengegenden, welchen man je nachdem die zu bezeichnende Gegend links oder rechts von jenen liegt, das Wörtchen „in" oder „gen" beisetzt. Von Süd nach West folgen demnach aufeinander: S, S gen W, SSW, SW in S, SW, SW gen W, WSW, W in S, W. Windrose (Fig. 27) nennt man jene den Horizont vorstellende Zeichnung, worauf im Kreise die Weltgegenden angegeben sind, und im Mittelpunkte sich eine schwebende Magnetnadel befindet, um jederzeit zu wissen, wo Norden ist, und bestimmen zu können, aus welcher Weltgegend der Wind weht.

Ueber Abweichungen der Magnetnadel siehe Abschnitt III. §. 23.

Es knüpfen sich hieran einige Uebungen, die sich auf Schule, Haus und Umgegend beziehen; man muß sich darin orientiren lernen. Dieses Wort kommt her von oriens der Morgen. Weiß man, wo Ost oder Morgen ist, so kann man sich leicht nach den Weltgegenden orientiren, d. h. zurecht finden. Es ist also im Schul-

zimmer zu bestimmen, wohin N. S. O. W. und die Zwischenpunkte NO und NW, SO und SW liegen. Das gleiche in Bezug auf den Umfang des Dorfs oder der Stadt und auf Richtung von Häusern und Straßen. Nach welcher Himmelsgegend liegt die Kirche vom Lehrzimmer aus? Wohin das Nachbardorf x? Wohin der Ort y? Wohin fließt dieser Bach, jener Fluß, soweit ihr seinen Lauf kennt? — Wohin streicht dies oder jenes Thal abwärts von seinem Anfang an? oder jener Weg, jene Heerstraße? Denkt euch an den und den Ort, in welcher Weltgegend würdet ihr dann unsern Ort erblicken? Was liegt von dem und dem Orte südlich, nördlich? u. s. w.

§. 21. Längenmaße.

Man mißt die größere Linie durch irgend eine kleinere; man sieht nämlich, wie vielmal diese in jener enthalten ist. Meß ich mit meinem Schuh die Länge und Breite des Schulzimmers, so erfahr ich, wie viele meiner Schuhe das Zimmer lang und breit ist. Thut dies ein andrer, so erfährt er, wie viele seiner Schuhe das Zimmer lang und breit ist. Es wird aber vielleicht nicht grade so und so viel ganzer Schuhe lang sein, sondern noch ein wenig länger: ich müßte also die Länge des Schuhes in Hälften, Viertel, Achtel und Sechszehntel oder in andre kleine Theile abtheilen, um die Zimmerlänge genau damit anzugeben. Und doch wäre dies nur eine Angabe, die der Besitzer des Schuhes allein verstünde; für jeden andern wäre sie kein verständliches oder giltiges Maß.

Man hat daher bestimmte Längenmaße gemacht, z. B. einen Fuß, den man in 12 oder auch in 10 gleiche Theile (Zolle) und den Zoll wieder in 12 oder 10 gleiche Theilchen (Linien) getheilt hat. Das Maß, wo jeder größere Theil in 10 kleinere zerfällt, ist das geometrische oder Decimalmaß; das andere, wo jeder größere in 12 kleinere Theile zerfällt, das Duodecimal- oder Werkmaß. Der rheinische Werkschuh, wonach bisher in mehreren Gegenden Deutschlands gemessen wurde, ist etwas über 4 Linien (genau $4^1/_{12}$ Linie) kleiner als der pariser Fuß, der auch pied du roi heißt.

Ein gewöhnlicher (einfacher) Schritt enthält zwischen 2 und $2^1/_2$ Fuß; 12 (rheinische, preußische, bairische u. s. w.) Fuß, jeder zu 12 Zoll, machen eine (rheinische, preußische, bairische) Ruthe. In Rechnungen bezeichnet man Ruthe mit °, Fuß mit ′, Zoll mit ″, Linie mit ‴. Die Franzosen maßen sonst, ehe das Metermaß, das vom 1. Januar 1872 an auch im deutschen Reiche das gesetzliche Maß ist, eingeführt wurde, nach Toisen. Eine Toise oder Klafter = 6′ pariser oder 6′ 2″ $^1/_2$‴ rheinisch. 1 Meter (m.) enthält 10 Decimeter (dm) = 100 Centimeter (cm.) — 1000 Millimeter (mm.); 10 Meter machen 1 Dekameter (metrische Ruthe), 10 Dekameter (Dm.) = 1 Hektometer (Hm.), 10 Hektometer (1000 Meter) = 1 Kilometer

(Km.), 10 Kilometer (10000 Meter) = Myriameter (Mm.). Es folgt hier eine Vergleichung der am häufigsten genannten Fußmaße mit dem Meter als Einheit. 1 *Meter* = 3,0784' pariser, 3,125' rheinisch, 3,1635' wiener, 3,1862' rheinländisch*) oder preußisch, 3,2809' englisch und amerikanisch, 3,3333' badisch (10 Fuß = 3 Meter), 3,4263' bairisch, 3,4904' württembergisch, 3,5312' sächsisch, 4' darmstädtisch. Unter den genannten Fußmaßen ist demnach das pariser das größte, das darmstädtische das kleinste.

Das Maß für größere Entfernungen ist die Meile und zwar *die geographische Meile* = 7420,44 *Meter***) (= 3807 Toisen oder 22842,5' pariser = 23641,8' preußisch = 25421,6' bairisch = 29681,8' darmstädtisch. Hiemit stimmt unsre (alte)***) *deutsche* Meile überein, die man etwa in *zwei Stunden* mit 12000 mäßigen Schritten gehen kann. Bei andern Völkern weicht die Meile mehr von der geographischen ab. Die wichtigsten sind folgende. Die *englische*, mit der die *italische* ziemlich übereinkommt, ist = 1609,3 m.; also gehen über $4\frac{3}{5}$ engl. Meilen auf eine geographische, oder ihrer 2 auf eine kleine Stunde. 1 *Seemeile* = 1852 m.; demnach etwas über 4 Seemeilen = 1 geographische. 1 *französische* Meile (lieue) ist etwas größer als eine deutsche Stunde, nämlich $4444\frac{4}{9}$ m. (= 13742' pariser); doch mißt man in Frankreich gewöhnlich nach Kilo-, und bei größerer Entfernung nach Myriametern. Die *spanische* gesetzliche Meile (Milla legal = $\frac{1}{3}$ Legua legal oder maritima) stimmt mit der englischen Seemeile überein. Diese Meilenmaße sind alle kleiner als die geographische Meile. Größer sind die *dänischen* = 7532 m., *schweizer* Meilen = 9600 m., die *schwedischen* = 10688 m. Die *Russen* messen nach *Wersten* = 1066,78 m., deren also ungefähr 7 auf 1 Meile gehen. — Die Tiefe des Meers wird nach *Faden* gemessen; ein Faden ist beinah so groß als eine Klafter.

Diese Angaben brauchen nicht grade genau dem Gedächtnisse eingeprägt zu werden, sondern nur den Hauptsachen nach, wozu einige Maßverwandlungen hinreichen; z. B. 10 geographische oder deutsche Meilen, wie viel englische Meilen, wie viel französische lieues, wie viel schweizer Stunden, wie viel Werste? — Paris ist von Wien 240 lieues entfernt, wie viel ist dies in deutschen, englischen, schwedischen Meilen? — 630 pariser Toisen, wie viel preußische Fuß? 545 pariser Fuß, wie viel rheinische? wie viel Meter? u. s. w.

Für gelehrten Unterricht mögen hier noch antike Maße stehen: Die jetzigen englischen und italischen Meilen sind wenig von den *altrömischen* verschieden, deren

---

*) Die Benennung *rheinländisch* kommt von der Landschaft *Rheinland*, worin *Leyden* liegt, ist also soviel als: holländisch.

**) Nach den Angaben des Astronomen *Bessel*; andere Angaben weichen ab.

***) Das Gesetz für den ehemaligen norddeutschen Bund d. d. 17. August 1868 nimmt eine Meile von 7500 m. = $7\frac{1}{2}$ Km. an.

jede 1000 (= mille, daher Meile) Schritt enthielt. Ein Schritt aber bestand aus dem Vorschreiten beider Füße des Menschen, also eigentlich aus einem Doppelschritte von 5 Fuß. 1000 römische Schritt sind demnach 5000′ = 1472½ Meter, die man in einer kleinen halben Stunde gehen kann. Ein kleineres altrömisches Längenmaß war das Stadium (⅛ röm. Meile) von 184 Meter oder 625 Fuß. Das griechische Stadium war etwas kleiner = 180 Meter; ihrer 10 etwa ¼ deutsche Meile.

§. 22. Anleitung, das Augenmaß zu üben.

Die Schule muß außer Zirkel und Winkelmaß (Transporteur) auch einen Maßstab besitzen, der auf der einen Seite nach dem Fuß-, auf der andern nach dem Metermaße abgetheilt ist. Man lasse die Schüler damit Länge, Breite und Höhe des Zimmers, der Tische, Thüren und Fenster messen, damit sie das Verfahren lernen und eine Anschauung von der Länge der Maßtheile bekommen. Wer Lust und Zeit hat, seine Schüler im Augenmaß der Linien und Winkel zu üben, kann unter andern in Herbarts Abc der Anschauung, einem Buche, woraus sonst noch viel zu lernen ist, und in der trefflichen Terrainlehre von O'Etzel gute Anleitung finden. Folgende Uebungen lassen sich wenigstens vornehmen:

1) Nachdem jeder Schüler sich aus Holz, Pappe oder Papier einen Maßstab von 1 Fuß oder 1 Meter, getheilt in die treffenden Untermaßtheile, gemacht hat, läßt man sie auf ihrem Schiefer Linien von verschiedener Länge nach ihrem Maßstabe ziehen.

2) Man zieht Linien an der Schultafel und fordert die Schüler auf, sie nach dem Augenmaß zu schätzen, und hält hernach den Maßstock daran, um zu sehen, wer am besten getroffen hat.

3) Man läßt die Länge und Breite verschiedener Gegenstände (z. B. Thür, Fenster, Bank) schätzen und mißt ebenfalls nach. — Solche Uebungen vielfach wiederholt, erfreuen die Jugend und setzen Aug und Urtheilskraft in Thätigkeit. Zugleich müssen grade, horizontale, perpendiculäre, diagonale Striche, gleichlaufende, im rechten Winkel sich durchschneidende ꝛc. aus freier Hand gezogen, und dies möglichst zur Fertigkeit gebracht werden.

4) Haben die Schüler selbst ein Winkelmaß, so verfährt man mit Winkeln, wie zuvor mit den Linien. Man läßt erst auf dem Schiefer aufgegebene Winkel ziehen, macht dann beliebige Winkel auf der großen Tafel und läßt deren Grade schätzen.

5) Bei den Linien ist besonders wichtig, daß sich das Auge die Länge eines Fußes oder eines Meters und deren Theilgrößen einpräge. Bei den Winkeln ist darauf zu sehen, daß man den rechten, den von 45 Grad (das Zeichen Grad ist wie das Zeichen Ruthe eine kleine Null, also 45°) d. h. den halben rechten, die von 30° und 60° d. h. drittel und zwei-

drittel rechte erkennen lernt, wonach sich dann die Größe der andern leichter beurtheilen läßt.

Die Schüler mögen sehen, wie sich ihr eigner Fuß oder Schuh zum Maßstabe verhält, um wieviel ihr eigner Schritt kleiner als ein Maßschritt ist, der aus zwei Fuß besteht. Daran knüpft sich das ungefähre Ausmessen größerer Längen, z. B. einer Hecke, eines Stück Wegs, u. s. w. Man messe nämlich die Länge eines gewissen Wegs mit der Schnur, gehe ihn dann in gewöhnlichem Gange hin und zähle seine Schritte. Geschieht dies öfters, so kann man ziemlich genau wissen, wieviel Fuß oder Meter ein längerer Weg beträgt, den man gemacht hat. — Auch läßt sich das Auge im Schätzen von Entfernungen üben. Man sei nur aufmerksam darauf, in welchem Abstande man die Fenster oder Thüren eines Hauses, das Schreiten eines Menschen, Kleiderfarben, Gesichtszüge u. a. m. erkennen kann. Haben wir daher gehörige Erfahrung, so werden wir leicht beim Anblick eines entfernten Gegenstandes seine Weite von uns schätzen können. Augen von mittlerer Schärfe unterscheiden z. B. auf 1000 Schritt die Beine einer Kompagnie Soldaten, auf 300 die Gesichter und auf 150 die Augen darin.

§. 23. Von der Linienmessung.

Auf dem Papier werden die geraden Linien mittels Maßstab und dem Hand- oder Stangenzirkel gemessen. Auf dem Felde mißt man sie mit Hilfe der einfachen oder der doppelten Klafter, oder auch mit der Meßleine oder Meßkette.

Dem Messen der Linie geht das Bezeichnen ihrer Endpunkte mittels senkrecht in den Boden eingesteckter Visirstäbe*) voraus, zwischen die man nöthigenfalls noch mehrere Visirstäbe einpflanzt, um die Richtung der Linie gehörig einhalten zu können. Ist die Linie gehörig ausgesteckt, so wird ihre Länge mit Hilfe der Meßstange, deren man in der Regel sich zwei anschafft und beide mit verschiedenem Oelfarbanstrich versieht, auf folgende Art bestimmt.

Die eine Meßstange legt man nach dem Augenmaße in die Richtung der zu messenden Geraden, bei dem einen ihrer Endpunkte beginnend, und bringt das Ende der Meßstange, durch Vor- und Rückwärtsschieben in der ihr gegebenen anfänglichen Richtung, über den Endpunkt der graden Linie oder an die Mitte des diesen Endpunkt bezeichnenden Absteckstabes. Hierauf wird die zweite Meßstange vor die bereits liegende in die Richtung der Linie gebracht, und sanft an das Ende der erstern angeschoben, und alsdann ruhig liegen gelassen. Die zuerst gelegte Meßstange wird vorsichtig hinweggenommen und an das andere Ende der zweiten Stange gebracht, daselbst in die Linie eingerichtet und an die noch liegende Stange

*) Die Visirstäbe sind 2—4 m. lang, 3—5 cm. dick und in der Regel mit abwechselnden Farben, z. B. weiß und roth angestrichen. Das untere Ende des Stabes ist mit einer eisernen Spitze versehen, um ihn sicherer in den Boden stecken zu können.

angeschoben. Dieses Verfahren muß so lange wiederholt werden, bis die ganze Länge der Linie gemessen ist. Bei jedesmaligem Aufnehmen einer der gelegten Meßstangen muß laut gezählt und das Resultat der Messung in ein eigens gefertigtes Meßjournal oder Brouillon eingeschrieben werden. Damit die Arbeit mehr fördert, gibt man der Meßstange eine Länge von 2 Klaftern und nennt sie deshalb Doppelklafter. Auf der Stange selbst sind die einzelnen Fuße, und einer dieser Fuße in Zolle, oder bei Anwendung des Metermaßes die einzelnen Meter, und einer derselben in Decimeter getheilt, mittels eingeschlagener Nägel bezeichnet.

Bei dem Messen mit der Kette*) sind 2 Mann, die sogenannten Kettenzieher, erforderlich, die nun die Kettenlänge so oft in die abgesteckte Linie eintragen, als solches thunlich ist. Der eine der Kettenzieher steckt hiebei den Kettenstab in den Anfangspunkt der Linie, richtet den 2ten Kettenzieher in die Linie ein, und letzterer spannt die Kette straff und steckt den Kettenstock in den Boden. Auf diese Art ist die Kettenlänge einmal eingetragen. Nunmehr nimmt der vordere Kettenzieher seinen Stab heraus, steckt an die Stelle des herausgezogenen Kettenstabes einen kleinen Zeichenstab, der einige cm. dick und einige dm. lang ist, und geht, nachdem er dem Hintermann ein Zeichen zum Abmarsch gegeben hat, in der Richtung der Linie so lange vorwärts, bis der hintere Kettenzieher an dem Zeichenstäbchen angelangt ist. Das Zeichenstäbchen wird durch letztern aufgehoben, und an dessen Statt der Kettenstab eingesteckt; hierauf richtet sich der vordere Kettenzieher wieder in die Linie ein, und beide setzen dieses Verfahren so lange fort, bis die ganze Linie gemessen ist. Bei der letzten Kettenlage darf man nur die von dem hinten gehenden Kettenzieher gesammelten Zeichenstäbe zählen und ihre Anzahl mit der Kettenlänge multipliciren, um die Länge der Linie zu erhalten.

Ist der Boden nur wenig geneigt, so kann man die Meßstange oder die Meßkette unmittelbar auf den Boden legen; bei geneigter Bodenfläche dagegen ist die Meßstange oder die Kette in ihrem einen Ende etwas zu erhöhen, damit sie in die geeignete horizontale Lage kommt, weil nur die

*) Die (bei dem bis jetzt gebräuchlichen Fußmaße angewendete) Meßkette besteht aus einzelnen, durch kleinere und größere Ringe verbundenen Kettengliedern, aus federkieldickem Eisen- oder Messingdraht gefertigt. Der Abstand der Ringmittelpunkte beträgt genau einen Fuß, weshalb jedes einzelne Kettenglied etwas kürzer als 1 Fuß sein muß. Die ganze Länge der Kette beträgt 5 bis 10 Klafter, wobei die einzelnen Klafter durch größere, gewöhnlich aus Messing gefertigte Ringe bezeichnet sind. Beide Enden der Kette sind mit starken Messingringen versehen, durch welche die Kettenstäbe, die 4 — 5′ lang und mit einem eisernen Stachel versehen sind, zur Handhabung der Kette gesteckt werden. Bei Anwendung des Metermaßes bildet der Dekameter das größte zu Feldmessungen gebräuchliche Längenmaß; er stellt eine Meßkette dar aus 50 gleichen Gliedern bestehend, wovon jedes 2 Decimeter lang ist.

horizontalen Linien gemessen werden. Da der Boden selten ganz eben, häufig aber sehr verschieden geneigt ist, so muß in der Mehrzahl der Fälle die sogenannte Staffelmessung, wie solche aus der Fig. 8 Taf. I. zu entnehmen, in Anwendung kommen. Es ist jedoch bei der Staffelmessung nicht erforderlich, daß man die Meßstange in die horizontale Lage mittels Aufsetzen der Bleiwage bringe, indem dieses Verfahren zu weitläufig sein würde; es genügt, diese Horizontlage nach dem Augenmaß herzustellen, was für die meisten Fälle hinreichende Genauigkeit ist.

§. 24. Vom Flächenmaße.

Wie die Linien nach dem Längenmaße, so werden die Flächen nach dem Flächenmaße bestimmt. Dazu hat man das gleichseitig rechtwinklige Viereck, d. h. das Quadrat, gewählt. Ist jede Seite des Quadrats einen Zoll lang, so heißt das Maß ein Quadratzoll □''. Was ist nun ein Quadratfuß □', ein Quadratmeter □m., eine Quadratmeile?

Man zeichne an der Tafel ein Quadrat, wo jede Seite 1 Fuß lang ist; man theile jede in 12 Zoll und ziehe die sich durchkreuzenden Parallelen, um den Schülern zu zeigen, wie viel Quadratzoll auf 1 Quadratfuß gehen. Danach werden sie leicht begreifen, wie viel Quadratfuß 1 Quadratruthe enthält. Dasselbe Verfahren läßt sich mit dem Quadratmeter vornehmen.

Da gewöhnlich die Felder nach Aeckern oder Morgen Landes geschätzt werden, so müßten Aufgaben darüber folgen, wie viel Quadratruthen auf einen ganzen, halben und Viertelmorgen gehen; versteht sich, daß der Lehrer sein übliches Landesmaß angeben und mit andern vergleichen muß, denn sie sind sehr verschieden. Ein berliner oder magdeburger Morgen z. B. ist = 180 Q. R. — ein badischer Morgen 160 Q. R. — ein hessischer Morgen 400 Q. Klafter — ein hannovrischer und braunschweigischer 120 Q. R. — ein sächsischer 150 Q. R. Das Doppelte oder 300 ist ein sächsischer Acker. — Ein schlesischer Morgen = 394½ Q. R. — ein württembergischer 384 Q. R. — ein bairisch Tagwerk 400 Q. R. — ein österreichisch Joch = 1600 Q.-Klafter.

Nach Einführung des metrischen Maßes wird durchs ganze deutsche Reich (mit Ausnahme Baierns, das „bis auf weiteres," und Württembergs, das bis 1876 die alten Feldmaße beibehält) zur Bestimmung des Flächeninhaltes der Felder und Waldungen das Ar oder die metrische Quadratruthe dienen. 1 Ar = 1 Quadratdekameter (10 m. lang und breit, 100 Quadratmeter oder Centiar); 100 Ar bilden 1 Hektar oder einen metrischen Morgen. Ein Hektar enthält mithin 10000 □ m. (nahezu 4 berliner Morgen) und kann als ein Quadrat gedacht werden, dessen Seiten je 100 m. lang sind. Eine geographische Quadratmeile hat ungefähr 55 □ Km. à 100 Hektar, genau 5506,29 Hektar.

Aufgaben: Ein berliner Morgen, wie viel Quadratfuß? — Wie viel Ruthen enthält jede Seite einer Q. Meile, einer viertel Q. Meile? Wie viel Ruthen wird also ¼ Q. Meile enthalten? u. s. w.

Uebrigens ist zu bemerken, daß man kein quadrirtes Flächenmaß aus Holz oder Metall hat, das etwa, um den Flächeninhalt eines Ackers zu erfahren, darauf herum gelegt würde. Es würde bei der Unebenheit des Bodens nicht wohl gehen und überdies viel zu umständlich sein. Es ist aber auch unnöthig, da man nur die Seiten einer Fläche und die daran liegenden Winkel zu messen braucht, woraus ihr Inhalt zu berechnen ist.

§. 25. Erster Begriff von der Flächenmessung.

Bei der Betrachtung, wie viel gewisse kleinere Quadrate in einem gewissen größeren enthalten seien, stellt sich die Regel heraus, daß jede Quadratfläche leicht berechnet ist, wenn man die Länge einer der Seiten mit sich selbst multiplicirt. Ich kann auch die eine Seite des Quadrats die Höhe, die andre die Grundlinie nennen und sage dann: Höhe und Grundlinie werden multiplicirt.

Theile ich das Quadrat durch eine schräge grade Linie (Diagonale) in 2 Theile, so sind dieses genau die beiden Hälften des Quadrats. An einem Quadratfuße, der in 144 Quadratzoll getheilt ist, läßt sich dies anschaulich zeigen, indem auf jede Hälfte 66 ganze und 12 halbe Quadratzoll kommen. Habe ich nun eine Fläche zu messen, welche die Gestalt der Hälfte eines Quadrats hat, also ein rechtwinkliges Dreieck mit zwei gleichen Seiten, so denk ich mir das Quadrat vollständig, messe dieses und halbire die Summe. Z. B. in dem Dreiecke a c d (Taf. II. Fig. 28) ist der Winkel a ein rechter, die Seite ac = cd, folglich kann ich mir das Dreieck als die Hälfte eines Quadrats acde denken. Ich messe die Seiten; find ich, daß jede 20 m. hat, wie groß ist das Dreieck?

Dasselbe geschieht, wenn auch das rechtwinklige Dreieck ungleichseitig ist; man betrachtet es als die Hälfte eines Rechtecks, d. h. einer Figur, worin 4 rechte Winkel und die sich gegenüberstehenden Seiten gleich sind, und braucht alsdann nur die den rechten Winkel bildenden Schenkel als Höhe und Grundlinie zu multipliciren und das Product zu halbiren.

Da nun aus jedem andern Dreieck, das keinen rechten Winkel hat, durch Hilfslinien ein Rechteck gebildet werden kann, wovon das Dreieck die Hälfte ausmacht, so läßt sich auch hier eben so verfahren, wie oben. Zieh ich z. B. in dem Dreieck xyz (Taf. II. Fig. 29) eine senkrechte Linie auf die Gegenseite, nämlich xb, und errichte parallel und gleichlang mit xb zwei senkrechte in y und z und ziehe die Linie cd, so entstehen zwei Rechtecke, wovon die beiden Dreiecke die Hälften sind. Ist bx 4 m. und by 2 m. lang, so enthält das Rechteck b x c y 8 □m.; b x a z enthält 4 . 4 = 16 □m., folglich das Rechteck c a y z 16 + 8 = 24, also das zu messende

Dreieck xyz die Hälfte, nämlich 12 □m. — Es ergibt sich daraus die Behauptung, daß der Flächeninhalt jedes Dreiecks gefunden wird, wenn man die Höhe desselben mit der Grundlinie multiplicirt und das Produkt halbirt. Im obigen Dreieck war bx die Höhe, und yz die Grundlinie.

Dies mag an Aufgaben geübt werden, z. B. die Höhe eines Dreiecks ist 16 m., die Grundlinie 41 m., wie viel Ar und □m. enthält das Dreieck? — Die Höhe eines Dreiecks ist 5 m., die Grundlinie 15 m. 7 dm., wie groß ist der Flächeninhalt? — Die Höhe ist 8 Dm. (Dekameter) 4 m. 6 dm., die Grundlinie $11^1/_2$ Dm., wie groß die Fläche desselben? 2c.

Liegen Vierecke zu messen vor, die weder Quadrat noch Rechteck sind, so braucht man sie nur in Dreiecke zu zerlegen. Mit einem Trapez (d. h. mit einem Viereck von nur 2 Parallelseiten, deren senkrechter Abstand die Höhe des Trapezes heißt, (siehe Fig. 30) wird kurz so verfahren: man summirt die parallelen Seiten ab und cd, und multiplicirt diese Summe mit der Hälfte ihres senkrechten Abstandes mn. Ist z. B. ab = 9 Dm., cd = 6 Dm., und mn = 4 Dm., so ist der Flächeninhalt der Figur = (9 Dm. + 6 Dm.) $^4/_2$ = 15 Dm. × 2 = 30 Quadrat-Dekameter oder Ar.

Bei der Aufnahme einer vielseitigen Figur (z. B. eines Feldes mit vielen Ecken, Ein- und Ausbiegungen) kann man 2 Methoden in Anwendung bringen, von welchen bald die eine, bald die andere ihre Vorzüge hat. Man zerfällt nämlich entweder die ganze Figur in Dreiecke, die durch die Verbindung der Eckpunkte der Figur entstehen, oder man steckt über die Figur eine gerade Linie aus, und zerfällt erstere durch Perpendikel, die aus den Endpunkten der Figur auf gedachte Gerade gefällt worden, in rechtwinklige Dreiecke und Trapeze. Ein jedes der Dreiecke und der Trapeze wird für sich gemessen und berechnet und der Inhalt aller zusammengezählt. Fig. 31 und 32 zeigen beide Behandlungsarten.

Zu näherer Belehrung: Wendet man bei der Aufnahme einer vielseitigen Figur die Zerfällung in Dreiecke an, so kann der Inhalt letzterer entweder aus den 3 Seiten oder aus der Grundlinie und Höhe berechnet werden. Die Berechnung aus den gemessenen 3 Seiten wird folgendermaßen ausgeführt. Vorerst wird die Summe der 3 Seiten halbirt und von dieser Hälfte jede der 3 Seiten einmal abgezählt, wodurch man 3 Differenzen erhält. Die Quadratwurzel aus dem Produkte dieser 3 Differenzen mit der halben Summe der 3 Seiten ist alsdann der Flächeninhalt des Dreiecks. Betragen z. B. die gemessenen Dreieckseiten 7, 8 und 5 Dm., so ist ihre Summe 7 + 8 + 5 = 20 Dm., also die halbe Summe = 10 Dm. Die Differenzen sind 10 — 7 = 3, 10 — 8 = 2, 10 — 5 = 5, und das Produkt dieser Differenzen mit der halben Summe = 3 . 2 . 5 . 10 = 300. Die Quadratwurzel dieses Produktes ist auf 2 Stellen = 17, 32. Es beträgt demnach der Dreieckinhalt 17 Ar und 32 Quadrat-Meter oder Centiar.

Der Berechnung des Inhaltes aus der Höhe und Grundlinie des Dreiecks muß die Ermittelung des Fußpunktes der Höhe auf der als Grundlinie angenommenen Dreieckseite vorausgegangen sein. Ist dieser Fußpunkt bestimmt, so wird dessen Abstand von der gegenüber liegendrn Dreieckspitze gemessen, und eben so die Länge der Grundlinie bestimmt und der Inhalt des Dreiecks nach der bereits mitgetheilten Vorschrift berechnet. Die Kreuzscheibe, welcher man sich mit Vortheil in solchen Fällen bedient, besteht aus einem runden oder viereckigen Stück Holz (Fig. 33 u. Fig. 34), das mit einer Säge rechtwinklig eingeschnitten ist. Es wird dieses Holz, der sogenannte Kopf, auf einen starken, ungefähr 1½ m. langen, Stock befestiget, dessen unteres Ende mit einer eisernen Spitze versehen ist, damit das Instrument bei seinem Gebrauche gehörig in den Boden eingesteckt werden kann.

Statt dieses hölzernen Kopfes wird mit größerer Sicherheit ein hohler, ungefähr 1 dm. hoher messingener Cylinder (Fig. 35) durch einen Mechanikus angefertigt und die krumme Fläche des Cylinders, der oben und unten durch aufgeschraubte Deckelplatten geschlossen ist, dergestalt in 4 gleiche Theile getheilt, daß die Theilpunkte ¼ Umkreis von einander abstehen. An diesen Theilen wird der Cylinder mit, durch das Messing gehenden, ungefähr 8 cm. langen Einschnitten versehen, die man Diopter nennt, und von welchen das eine Paar aus einem feinen Einschnitt besteht, während das andere Paar Einschnitte von ca. 1½ cm. Breite hat. Die breiten Einschnitte stehen den eineren dia metral gegenüber, und es ist jeder der erstern mit einem, über den Einschnitt straff gespannten Pferdehaar versehen. In dem Mittelpunkte der Bodenfläche des Cylinders ist eine kreisrunde Oeffnung angebracht, die eine Schraubenmutter enthält, in die das Schraubengewinde des Kreuzscheibenstockes bei jedesmaligem Gebrauch des Instrumentes eingeschraubt wird.

Ist der Fußpunkt c der zu errichtenden Senkrechten (siehe Fig. 36) in der Graden ab gegeben, so wird die Kreuzscheibe in c senkrecht in den Boden eingesteckt und das eine Diopterpaar nach dem Stab a oder b dergestalt eingerichtet, daß das vor dem feinen Diopter befindliche Auge den Absteckstab a durch das Haar der zweiten Diopteröffnung gedeckt sieht. Hierauf läßt man, bei unverändertem Stand der Kreuzscheibe, durch den Gehilfen einen Absteckstab in die Richtung c d des zweiten Diopterpaares bringen und solchen, auf ein gegebenes Zeichen, in den Boden einstecken, wobei das Haar des 2ten Diopters den Stab wiederum decken muß.

Wäre der Fußpunkt c zu suchen gewesen, d. h. hätte man von dem außerhalb der Graden a b liegenden Punkt d die Senkrechte d c fällen sollen, so würde man vorerst mit der Kreuzscheibe in die Richtung der Linie a b gegangen sein, solche an irgend einem, dem Augenmaß nach, entsprechenden Punkte eingesteckt und das eine Diopterpaar auf a wieder eingerichtet haben. Nunmehr läßt man das Instrument unberührt und sieht durch das zweite Diopterpaar nach der Seite hin, auf der sich der Stab d befindet. Findet man letztern durch das Pferdehaar gedeckt, so ist der Standpunkt der Kreuzscheibe der gesuchte Fußpunkt c des Perpendikels. Bei dem erstmaligen Aufstellen der Kreuzscheibe wird jedoch der Stab d noch nicht sichtbar, vielmehr der Punkt c durch Wiederholung derselben Operation zu suchen sein.

§. 26. Das im Feld Gemessene auf dem Papiere darzustellen, oder von Anwendung des verjüngten Maßstabes.

Hat man vorher an der Tafel Figuren gemacht, die nach dem üblichen Maßstabe gemessen waren, z. B. Dreiecke mit Seiten von so viel cm. oder m., als die Größe der Tafel zuläßt, so kann man sie nunmehr kleiner zeichnen; man setzt nämlich fest, wieviel der cm. unseres wirklichen Maßes vorstellen solle, ob einen Meter oder mehr. Nun lassen sich Linien an der Tafel ziehen, wodurch Längen von 36 und mehr m. angedeutet werden, z. B. ein Dreieck mit Seiten von 36, 24 und 42 m. Länge. Hätten wir solch ein Dreieck draußen gemessen, so wäre es hier im Kleinen aufgezeichnet. Wollt ihr dasselbe noch kleiner auf Papier zeichnen, so mag ein kleineres Maß, z. B. 1 Millimeter des Maßstabes, einen m. bedeuten. Zeichnet man hiernach ein Dreieck, dessen Seiten die Länge von 36, 24 und 42 mm. besitzen, so wird solches dem im Felde gemessenen vollkommen ähnlich sein. Es wird also auf diese Weise statt des natürlichen ein kleineres Verhältnis, d. h. eine Reduktion angewendet. Je genauer und deutlicher der Plan oder die Karte sein soll, um desto geringer darf das Maß der Reduktion sein, und umgekehrt kann es um so größer sein, je mehr die Karte nur dazu bestimmt ist, durch Aufnahme des Hauptsächlichsten eine allgemeine Uebersicht zu gewähren.

Hat man statt der 3 Seiten des Dreiecks nur die eine seiner Seiten gemessen, so müssen, um das Dreieck zeichnen zu können, noch 2 seiner Winkel, z. B. die der gemessenen Seite anliegenden, bestimmt werden. Die gemessene Seite wird alsdann in cm. oder mm. zu Papier gebracht und an ihre beiden Endpunkte die 2 bestimmten Winkel mittels des Transporteurs angetragen. Durch gehörige Verlängerung der Schenkel dieser angetragenen Winkel erhält man die 3te Ecke des Dreiecks und hierdurch das verkleinerte Dreieck selbst.

Der zu einer solchen Operation dienende Maßstab (dessen kleine Theilchen also größere Längen z. B. Schritte, Meter, Ruthen, Meilen ꝛc. bedeuten können) wird verkleinerter oder verjüngter Maßstab genannt. Ist das Verhältnis der verjüngten Meile oder einer in Längenmaß ausgedrückten Linie gegeben, und will man danach das Maß derselben in kleineren Maßtheilen ermitteln, so theilt man mit dem Nenner der Verjüngungszahl das Maß der wirklichen Meile oder der gegebenen Linie; der hiedurch bestimmte Quotient drückt die Länge der verjüngten Meile oder der verjüngten Linie aus. Ist z. B. das Verhältnis der verjüngten Meile (à 7500 Meter) zur natürlichen Länge auf der Karte $= \frac{1}{100000}$ angegeben, so ist die verjüngte Meile $= \frac{7500\text{ m}}{100000} = \frac{75000\text{ dm.}}{100000} = \frac{750000\text{ cm.}}{100000} = 7^1/_2$ cm. Eine Linie der Karte von $7^1/_2$ cm. Länge stellt die wirkliche Entfernung einer Meile vor. Befindet sich unter einem Plan die Verhältniszahl $\frac{1}{2000}$, so ist die verjüngte Länge einer Linie von z. B. 1 Kilometer

$= \frac{1 \text{ Km.}}{2000} = \frac{1000 \text{ m.}}{2000} = \frac{1}{2}$ m., d. h. eine Linie des Plans von $\frac{1}{2}$ m. bedeutet eine 2000mal größere natürliche Entfernung = 1 Km. Wir sehen also: je größer die Reduktion, desto kleiner der Maßstab.

Ist umgekehrt das Maß einer verjüngten Meile oder einer verjüngten Linie angegeben, und will man hieraus das Verhältnis zur natürlichen Länge, d. h. den Maßstab des Plans ermitteln, so darf man nur mit dem Maß der verjüngten Meile oder Linie in das gleichnamige der wirklichen Meile oder Linie dividiren; den Quotienten in die Einheit getheilt, gibt den verjüngten Maßstab. Es sei die verjüngte Meile eines Plans = 15 mm., so ist der Quotient (die Meile zu 7500 m. = 7,500000 mm.) durch den Ausdruck $\frac{7500000 \text{ mm.}}{15} = 500000$ gegeben, mithin der verjüngte Maßstab = $\frac{1}{500000}$. Ist die verjüngte Länge einer Linie = 4 m., so ist, wenn ihre wahre Länge 4 Km. beträgt, der Quotient $\frac{4000}{4} = 1000$, der Maßstab also = $\frac{1}{1000}$.

Aus dem Linearverhältnis eines Plans läßt sich leicht das Flächenverhältnis berechnen. Man darf zu dem Ende nur das Linearverhältnis, d. h. den Maßstab des Plans mit sich selbst multipliciren, so gibt das Produkt an, wie vielmal der Flächeninhalt des Plans in dem Flächeninhalt der durch den Plan dargestellten Figur enthalten ist. Gesetzt man hätte eine Gegend vermessen und solche in dem Maßstab $\frac{1}{500}$ gezeichnet, so ist der Flächeninhalt des Plans = $\frac{1}{500} \times \frac{1}{500} = \frac{1}{250000}$ des Inhaltes der dargestellten Gegend. Man findet also das Flächenverhältnis durch das Quadriren des Linearverhältnisses. Um das Linearverhältnis aus dem Flächenverhältnis zu bestimmen, muß aus letzterem die Quadratwurzel gezogen werden. Ist z. B. das Flächenverhältnis des Plans = $\frac{1}{90000}$, so ist das Linearverhältnis = $\sqrt{\frac{1}{90000}} = \frac{1}{300}$, also der Maßstab des Plans = $\frac{1}{300}$.

Construction des verjüngten Maßstabes. Ist die Länge der zu verjüngenden Linie in Maßtheilen durch Rechnung bestimmt, und soll hiernach der verjüngte Maßstab angefertigt werden, so zieht man auf einem starken Blatt Papier, das zuvor auf die gut geebnete breite Seite eines Lineals von geeigneter Länge geklebt worden, eine möglichst feine und grade Bleilinie ab (Fig. 37). Auf diese Linie wird, von dem beliebig gewählten Punkte c aus, die für den verjüngten Maßstab berechnete Länge cd von einem genauen Centimeterstabe abgenommen und so oft aufgetragen, als nöthig ist, um dem Maßstabe die gehörige Länge zu geben.

In den aufgetragenen Theilpunkten c, d, e, f, g ꝛc. werden Perpendikel zur Linie ab errichtet, und auf die beiden äußersten dieser Perpendikel 10 gleiche Theile aufgetragen, deren Länge unter sich zwar gleich, sonst aber ganz beliebig sein kann. Durch die aufgetragenen Theilpunkte zieht man parallele Linien zur Grundlinie ab. Das Stück cd sowohl, als auch das oben liegende gleich große Stück kl wird in 10 gleiche Theile getheilt, von welchen jeder einzelne, wenn cd = 1 Dekameter beträgt, einen verjüngten Meter vorstellt. Durch Verbindung dieser untern Theilpunkte mit den obern in schräger Richtung entstehen die Transversalen, die den Zweck haben, noch Zehntheile

des Meters, d. h. die Decimeter anzugeben. Nach Vollendung dieser Construction wird der Maßstab mit Zahlen beschrieben; es erhält hiebei der Punkt d die Null, die diesem Punkte zur Rechten liegenden Punkte e, f, g erhalten 10, 20, 30, und die zur Linken dieses Punktes gelegenen einzelnen Meter werden nur von 2 zu 2 eingeschrieben, wie die Figur näher nachweiset.

Die von 2 zu 2 eingeschriebenen Zahlen des Perpendikels ck geben die dm. an. Der auf diese Art erhaltene verjüngte Maßstab wird der tausendtheilige genannt, weil die Länge des cm. eine Linie von 1 Dm. vorstellt, und 1 cm. in 1 Dm. = 1000 cm. tausendmal enthalten ist. Der Maßstab erhält die Ueberschrift: Maßstab $\frac{1}{1000}$ der natürlichen Länge. Soll irgend ein Maß, z. B. 36 Meter, vom Maßstab abgenommen werden, so setzt man den Zirkel mit der einen Spitze in den Perpendikel für 30 m. rechts vom Nullpunkt, öffnet ihn, bis die andere Spitze in den Theilpunkt von 6 links vom Nullpunkt zu stehen kommt, wodurch die Länge von 36 m. im Zirkel gefaßt ist. Sollen 36 m. 8 dm. abgegriffen werden, so geht man mit der auf der Linie 30 m. stehenden Zirkelspitze bis zur Parallele, die mit der 8 dm. Ziffer beschrieben ist, und öffnet den Zirkel, beide Spitzen auf derselben Parallele ruhend, bis zur 6ten Transversale, so ist die verlangte Länge abgegriffen. In Fällen, wo es auf große Genauigkeit ankommt, müssen die Maßstäbe auf elfenbeinerne oder messingene Lineale construirt und auf einer Längentheilmaschine eines Mechanikers eingetheilt werden.

Zur Uebung diene Folgendes: Es wird ein Garten gedacht, dessen Seiten und Winkel gemessen sind. Die Seite (Fig. 38) ab war 25,98 m. lang. Der Winkel abf war 95°, der bei b 90°. Von b ging die Gartenseite 9,74 m. grad aus bis c; von da einwärts 3,89 m. lang bis d, so daß ein Winkel von 120° entstand. Nun lief eine Seite von d, einen Außenwinkel von 132° bildend, weiter; wie weit, darum wollen wir uns noch nicht kümmern, sondern wieder nach dem Winkel a sehen. Die eine Seite desselben bis f enthielt 38,97 m. Von hier bei f einen Winkel von 80° bildend lief eine Seite gradaus und traf mit der vorhin unvollendet gelassenen Linie in einem Punkte zusammen, der g heißen mag. Da nun der Flächeninhalt außen noch nicht gemessen ist, so muß es auf dem Papier geschehen, was auf folgende Art ausgeführt wird: Man nehme einen hinreichend großen Maßstab, z. B. den $\frac{1}{1000}$ theiligen, und greife auf ihm mit dem Handzirkel die Länge der Linie ab ab und trage solche auf einen aufgespannten Bogen Zeichenpapier über. Hiebei hat man darauf zu achten, daß die Linie ab zweckmäßig gelegt wird, damit man die ganze Figur auf den Zeichenbogen übertragen kann. Mit Hilfe des Transporteurs werden an a und b die durch Beobachtung (mittels der Boussole z. B.) bestimmte Winkel 95° und 90° angetragen, und der Schenkel a f = 38,97 m. und der Schenkel b c = 9,74 m. lang gemacht. Auf diese Weise werden die übrigen Winkel und Seiten an einander gereihet und hiedurch die Figur zum Schlusse gebracht. Zur Berechnung des Flächeninhaltes kann man, nachdem die Figur durch das Ziehen ihrer Diagonalen ag, ad, ac in Dreiecke zerfällt ist, die 3 Seiten jedes einzelnen Dreiecks auf dem Maßstabe messen und den Inhalt des Dreiecks alsdann aus den 3 Seiten berechnen, wie solches bereits in §. 25 mitgetheilt worden ist. Auch kann man die Inhalte der Dreiecke dadurch finden, daß

man die Höhe und Basis jedes einzelnen Dreiecks mißt und hieraus die Inhaltsberechnung ableitet.

Da die Bestimmung der Winkel mittels der Boussole und das Auftragen derselben mit dem Transporteur keinen großen Grad von Schärfe zuläßt, so ist es in solchen Fällen rathsamer, die Figur mit Hilfe der Kreuzscheibe und der Klafterstange oder Meßkette aufzunehmen. Hiebei beobachtet man die in dem vorigen §. bereits mitgetheilte Messungsart. Zum Auftragen der Figur bedarf man alsdann nur eines Handzirkels und des verjüngten Maßstabes. Man ziehet auf die Zeichenfläche eine Grade, fällt auf sie, nach Vorschrift des Vermessungsbrouillons, senkrechte Linien, greift deren Länge auf dem Maßstab ab und trägt solche in die Zeichnung über. Die aufgetragenen Punkte mit einander verbunden, liefern den Grundriß oder Plan des vermessenen Grundstückes oder Gartens; die Berechnung geschieht nach Trapezen und rechtwinkligen Dreiecken, in welche die Figur ist zerfällt worden.

§. 27. Die Karte der Heimat.

Auf Grund und Boden, auf seine Unebenheiten, Richtung der Höhen und Flüsse, und [Lage der nächsten Ortschaften unter einander, sind die Schüler bereits mehrfach aufmerksam gemacht. Für Fertigkeit in den Anfangsgründen des Plan- und Kartenzeichnens und für sonstige geographische Vorkenntnisse ist gleichfalls hinlänglich gesorgt. Sie können jetzt füglich mit der Umgegend des Schulorts (mit ihrem Heimatlande) geographisch beschäftigt werden.

Hiezu ist Zeichnung der Karte unumgänglich und von wesentlichstem Nutzen. Um dies zu bewerkstelligen, braucht der Lehrer eine gute Specialkarte, worauf dasjenige Stück des größeren Vaterlandes, dessen er bedarf, mit einiger Ausführlichkeit sich befindet. Dies Stück theilt er (und zwar mit Bleistift, damit es wieder ausgelöscht werden kann) in kleine Quadrate; mit andern Worten: er überzieht den Landstrich, so groß er ihn auswählt, mit einem quadrirten Netze. Des richtigen Begriffs der Entfernungen halber nimmt er zum Maß der Quadrate eine oder nur eine halbe Meile des auf der Karte befindlichen Meilenmaßstabs, je nach dem Bedürfnis und der Größe des Landstrichs. Eben so viel Quadrate, als er auf der Landkarte gezogen hat, trägt er (natürlich im Großen) auf die Schultafel, jedoch vorher, eh die Lehrstunde beginnt. In der Lehrstunde selbst geht er nun so zu Werke:

1. Die Schüler müssen auf ihren Schiefern oder auf Papier eben so viel Quadrate ziehen, als an der Tafel. Wer keinen Zirkel und Maßstab hat, hilft sich mit andern Meßarten, z. B. mit eingeknickten Streifen Papier.

2. Der Raum zwischen den im rechten Winkel sich durchschneidenden, gleich weit von einander laufenden, Parallellinien (so sagt er) soll diesmal

1 (oder 2 oder $1/2$) Stunde bedeuten. Jede Seite der Quadrate ist also von dieser Länge. Die Ausdrücke oben und unten gelten nicht; hier ist Nord, dort Süd, also hier Ost und dort West.

3. Er bemerkt nun die Stelle seiner Stadt oder seines Dorfes so: Hier im zweiten oder dritten (oder vierten ꝛc.) Quadrate von West nach Ost, und in dem und dem Quadrate von Nord nach Süd soll unser Wohnort liegen. Macht den Punkt (Null, Thürmchen, Kreuz oder anderes Zeichen) ebenfalls.

4. Nun trägt er die nächsten bedeutenderen auf seiner Karte befindlichen Bäche und Flüsse ein, d. h. die Wasser der Gegend. Jeden einzelnen Fluß benennt er, und läßt die Schüler entweder die Namen in ihre Zeichnung, oder wenn sie dadurch überhäuft würde, an den Rand schreiben und durch bloße Anfangsbuchstaben in der Zeichnung selbst kenntlich machen.

5. Nachdem er genau wiederholt, was auf der Tafel zu sehen ist, und durch öfteres Fragen die Namen der Gewässer eingeübt hat, fährt er fort mit Einzeichnung der Höhen, immer stückweis, immer wartend, bis die Schüler das einzelne Stück nachgezeichnet und die Benennungen sich notirt haben. Dies wird eingeübt und vielfach über Richtung und Lage nach den Weltgegenden gefragt.

6. Seen, beträchtliche Sümpfe, Haiden, Moore (wenn dergleichen im Lande sich vorfinden) und Waldungen werden eingezeichnet; auch einzelne Höfe, Berg- und Hüttenwerke, Bäder und Gesundbrunnen ꝛc., wenn die Karte, wonach gezeichnet wird, solche Gegenstände enthält oder der Lehrer sonst genaue Kenntnis von ihrer Lage hat.

7. Zuletzt trägt man die Orte der nächsten Umgegend und von den entfernteren die wichtigsten mit Kreuzchen ein. Bei jedem Kreuzchen verweilt man, bis jeder Schüler es sammt Namen (oder wenigstens mit Anfangsbuchstaben) sich gemerkt hat. — Der Lehrer selbst schreibt keinen Namen an die Tafel, oder höchstens auch mit einem Buchstaben, damit er beim Durchfragen das Gedächtnis der Schüler desto besser üben kann und nicht nöthig hat, die Tafel zu überfüllen.

Jeder Schüler hat am Rande der Zeichnung einen Maßstab für dieselbe anzubringen, d. h. eine Linie, doppelt so lang als eine Seite seiner Quadrate, und diese in 2 und mehrere Theile getheilt. Bedeutete die Quadratseite z. B. 1 Meile, so hätte der Schüler, um auf seinem Blatte die Entfernungen der Oerter zu messen, seine Linie bis in Viertels-, ja halbe Viertelsmeilen abzumarken. Damit sind dann Uebungen anzustellen, wie weit von dem Schulorte nach dem und dem Orte, Berge u. s. w. sei. Der Lehrer mißt auf der Originalkarte nach, um zu sehen, wie weit seine eigne

Handzeichnung an der Tafel und die der Schüler davon verschieden und also unrichtig sind.

9. Fällt eine Grenze in den gezeichneten Landstrich, so wird sie durch die üblichen Pünktchen angedeutet. Auch ist über die Richtung der am Rand der Tafel abgebrochenen Wasserfäden und Gebirgstriche und darüber zu reden, in welchen andern Strom, oder ob ins Meer, sich die Wasser ergießen; ob sie zu einem oder mehreren Flußgebieten gehören; was für Wasserscheiden auf dem Blatte vorhanden, und ob diese Scheiden wirkliche Gebirge oder nur Landhöhen sind u. a. m.

10. Aufgabe für den häuslichen Fleiß ist nun, das in der Schule Entworfene zu Hause richtiger und schöner zu kopiren und die Namen einzuüben. Die Tafelkarte wird deshalb nicht abgewischt, so lange sie zur Wiederholung und mancherlei Uebungen und Erörterungen gebraucht werden kann, und die Schüler ihre Blätter berichtigen müssen.

Will ein Lehrer zu Wien nach obiger Methode verfahren, so kann er bequem das Stieler'sche Blatt die Donau von Passau bis Wien dazu gebrauchen. Auf die Mitte der Tafel trägt er die Hauptstadt ein und zieht 1) eine Linie von West nach Ost mitten durch die Stadt über den Ort Groß-Enzersdorf, und 2) eine von N. nach S., die rechtwinklig mitten in Wien jene Linie durchschneidet; theilt dann vom Durchschnittspunkte beginnend diese nach geographischen Meilen ein (auf jede Seite etwa 3), zieht Parallelen durch die Punkte und macht auf diese Weise 36 Quadrate, jedes eine □M. vorstellend. Außerhalb des zweiten Quadrats links von oben notirt er den Ort Tuln, auf der zweiten Horizontallinie von oben Korn-Neuburg, zeichnet dann den Lauf der Donau mit ihren Inseln oder Auen (Aue und Prater bei Wien, nebst der berühmten Lob-Au), das Flüßchen Wien, die Triesting, Ließing, den Canal, die Fischa, Leitha, den Rußbach, der das Marchfeld durchfließt u. s. w. Sodann die Höhen: Kahlenberg mit dem Wienerwald, Anigerberg westlich von Laxenburg, den Königsberg zwischen Donau und Leitha, und im N. den Rohrwald und Leuthenwald. Hierauf, wenn alles eingeübt ist, folgen Orte und Heerstraßen, und zwar unter den Orten vorzüglich 1) nördlich der Donau: Groß-Enzersdorf, Aspern und Eßling, Deutsch Wagram; 2) südlich: Schönbrunn nebst den Alleen nach Laxenburg und von hier nach der Hauptstadt, Mödling und Schloß Lichtenstein, Trautmannsdorf an der Leitha; unten am Rande der Karte Baden, das $6^1/_2$ Stunde in grader Richtung von der Mitte Wiens entfernt liegt, nebst den Burgen Scharfeneck und Rauhenstein, &c. Dies alles läßt sich so behandeln, daß es höchst belehrend und anziehend sein wird.

Ist Berlin der Ort, wo die Schüler eine Heimatkarte zu zeichnen haben, so entwirft man nach demselben Maßstab (siehe Berlin und Umgebungen auf dem Stieler'schen Blatt) die Quadrate, jedoch — um die Havelgegend von Potsdam hineinzubringen — so, daß von O. nach W. 7 Quadrate zu liegen kommen, während von S. nach N. nur 5 nöthig sind, also zusammen 35. Das Quadrat, welches von der Linken zur Rechten das vierte, von oben das zweite ist, wird gewählt, um in dessen SO. Spitze den Mittelpunkt Berlins zu setzen. Man notirt die Orte Spandau,

Köpenik und Potsdam. Nun werden Havel und Spree, die Seen und Bäche eingezeichnet; dann die Höhen, worunter der Mügelsberg, südöstlich von Köpenik 111 m. hoch, und die Waldungen; hierauf die übrigen Orte und Straßen. Unter den Orten vorzüglich: Charlottenburg, Schloß Sanssouci und neues Palais bei Potsdam, Louisenbrunn, Strahlau, Tegel, wo Humboldts Schloß, Glienike, Teltow, Groß-Beeren, wo Schlacht 1813, u. s. w.

Anmerk.: Die Beschäftigung mit der Geographie der Umgegend des Schulortes oder des Heimatlandes muß nicht übereilt werden. Grade durch ihre Zeichnung und die damit verbundenen Erörterungen lernt die Jugend viel. Denn wie mancherlei läßt sich nicht aus Naturgeschichte, Geschichte und Statistik damit verbinden! Wenigstens darf man nicht vergessen, von besonders dem Lande eigenen Beschäftigungen der Bewohner, von ausgezeichneten Fabriken, großen Handelsgeschäften, trefflichen Einrichtungen und Bauten, Austrocknungen von Mooren, Forst- und Bergwerksbehandlung, Naturschönheiten, Localmerkwürdigkeiten, Ereignissen aus der Vorzeit u. s. w., das Nöthige mitzutheilen.

Zweiter Abschnitt.

Die deutschen Länder und ihre Nachbarschaft, oder Mittel-Europa.

(Gebirge, Fluß- und Küstengebiete nebst Städten.)

Was ist deutsches Land? — Diese Frage kann in verschiedenem Sinne beantwortet werden: nach den oft ziemlich willkürlich gezogenen politischen Grenzen, nach der von der Bodenbeschaffenheit abhängigen natürlichen Umrahmung, in historischer und endlich in sprachlicher Beziehung. Wir geben die Antwort hier vornehmlich im Sinne des Arndtschen Vaterlandsliedes: soweit die deutsche Zunge klingt. Wo die deutsche Sprache vom Volke geredet wird, da ist deutsches Land. Doch rechnen wir auch einige Ostgegenden (Polnisch Schlesien, Posen, Theile Ost- und Westpreußens), in denen Slaven wohnen, die aber in unsere Reichsgemeinschaft aufgenommen sind, zum deutschen Lande.

Gewöhnlich heißen auf den Karten nur diejenigen Länderstriche Deutschland, die den jetzigen deutschen Bundesstaat ausmachen. Aber fast die ganze Schweiz war ehemals ein Theil des deutschen Reichs und ist noch jetzt durch gemeinsame Sprache und Literatur mit uns verbunden; in den österreichischen Alpen-, Donau- (bis Preßburg) und Elbländern wohnen über 7 Millionen Deutsche, und waren diese Länder bis 1866 auch politisch mit Deutschland vereinigt; im Mündungsgebiete des Rheines, den Niederlanden wird holländisch und südlich davon, in der untern Hälfte des Scheldegebiets und bis Dünkirchen hin, vlämisch gesprochen, beides Nebenarten des niederdeutschen Sprachdialektes. Wir nehmen deshalb die Holländer und Flamländer (Flamänder, Vlaminger), sowie die Luxemburger gleichfalls für Deutsche, umsomehr, da sie erst in neuerer Zeit, wie die Schweizer, vom deutschen Reiche getrennt wurden.

Man betrachte zuerst auf der Karte als angrenzende Meere und Länder: die Nord- und Ostsee, das adriatische Meer, Dänemark, Rußland, Galizien, Ungarn, Croatien, Italien, Frankreich; — darauf als deutsche Länder: 1) das deutsche Reich von 1870; 2) Oesterreich diesseit der Leitha, wo jedoch in Böhmen und Mähren, sowie in den südlichen Provinzen (Kärnten, Krain, Küstenland) viele Slaven wohnen, 3) die Schweiz, wovon die Bewohner der Südwestecke französisch und die südlich des Gotthard wohnenden italisch reden, 4) Holland nebst dem nördlichen Belgien, denn im südlichen spricht man französisch.

Was hievon nicht auf der Wandkarte Deutschlands zu sehen ist, muß auf der von Europa gezeigt werden; beide dürfen im Lehrzimmer nicht fehlen. Man wähle übrigens eine solche Wandkarte des Vaterlandes, die östlich über Memel hinausreicht; weiter nordöstlich ist nicht nöthig, wenngleich in den russischen Provinzen Kurland und Livland die Hauptbewohner Deutsche sind. Wünschenswerth ist es aber, wenn sie das ferne Siebenbürgen umfaßt, weil dort, sowie in Ungarn, zusammen noch 1⁸/₁₀ Mill. deutsche Brüder, und zwar als ein Volk unter österreichischem Scepter sich vorfinden. Sie muß so gearbeitet sein, daß sie das Terrain und die Wasserscheiden der Stromgebiete deutlich angibt und außer den Hauptstädten auch historisch wichtige oder sonst merkwürdige Orte enthält.

Begriff von seinem Umfange. — Im S. bildet der Südabfall der Alpenmauer vom Genfersee bis zum Busen von Fiume die Grenze des deutschen Landes; im N. berührt es mit großen Landstrichen 2 Meere, welche durch die kimrische Halbinsel geschieden sind. Vom Vorgebirg der grauen Nase (Gris-Nez) bis zur Elbmündung beträgt die Ausdehnung des Küstenstriches, die Einbuchtungen nicht mitgerechnet, an 100 Meilen, wovon 30 dem deutschen Reiche angehören; von der Elbmündung bis zur dänischen Grenze bei Ripen sind wieder 30 Meilen. Die Ostseeküste ist noch ausgedehnter; sie beträgt vom Koldinger Busen (deutsch-dänische Grenze) bis Memel an 140 Meilen. — Vom adriatischen Meer bis an die Nordsee sind an 135 Meilen; dies ist jedoch eine schräge Linie. Noch größer ist die Ent-

fernung von der französischen bis zur russischen Grenze (von der Mosel bis zum Niemen), nämlich 175 Meilen. Im Mittel finden wir von N. nach S. (zwischen Dänemark und Italien) einen Abstand von 120 Meilen, und etwa ebensoviel von W. nach O., d. i. von der französischen zur polnischen Grenze. — Was die Schweiz besonders betrifft, so ist der längste Abstand darin zwischen Genf und Bregenz an 42 Meilen. Von Schaffhausen zum Großen Bernhard 31, und von Basel zum Gotthard 17.

Wäre das deutsche Land ein rechtwinkliges Viereck und ganz eben, so brauchte man nur 120 mit 120 zu multipliciren, um den Flächeninhalt zu wissen. So aber ziehen seine Grenzen verschiedentlich hin und her, und die Gebirgsoberflächen verlangen eigene Berechnungen. Doch trifft jene Multiplication so ziemlich zu, sobald das deutsche Reich mit 9900 Q.-M., Schweiz mit 750 und das cisleithanische Oesterreich (ohne Galizien und Dalmatien) mit 3600 zusammengezählt werden. Die Zahl der Quadratmeilen, worauf Slaven und andere Fremde wohnen, geht gegen die der Holländer und Flamländer auf. Somit läßt sich annehmen, daß die deutschen Länder über 14000 Q.-M. groß sind, die von nahezu 52 Mill. deutsch redender Menschen bewohnt werden; aufs Deutsche Reich kommen hievon 37 Mill. (Gesammtbevölkerung mit den Slaven an der Ost- und den Franzosen an der Westgrenze $40^1/_{10}$ Mill.); in ganz Europa leben 55 Mill. Deutsche; auf der ganzen Erde 75 Mill.

Die Vorstellung der Größe noch deutlicher zu machen, vergleiche man die Ausdehnung des Landes, das auf der Heimatkarte dargestellt war, mit obigen Entfernungen und quadratischem Inhalte. Hierauf sind die Fragen zu beantworten: In welchem Theile der deutschen Länder der Schulort liegt, ob nahe der Mitte, oder nahe dem Meere? ob im NW., NO., SW., SO. Viertel? wie weit der Schulort von der nächsten und fernsten Grenze? wo das Stromgebiet, in welchem der Schulort liegt, seinen Anfang, sein Ende hat? ob dies Stromgebiet ganz oder zum Theil von Deutschen bewohnt wird u. s. w.

Seine Stromgebiete und Küstenstriche. — Die Stromgebiete und Küstenstriche der Deutschen sind: 1. Die Gebiete der Weser mit Ems, der Elbe und Oder, nur daß nahe dem Ursprung beider letzten Ströme und an der Warthe (Nebenfluß der Oder) Slaven wohnen. — 2. Küstenstriche an der Nord- und Ostsee. Zu der letzteren gehören Stücke von den Stromgebieten der Weichsel und des Niemen. — 3. Das Stromgebiet des Rheins größtentheils, und das der unteren Maas und Schelde. — 4. Das Gebiet der oberen Donau. — 5. Ein Stück vom oberen Etschgebiet, und ein kleiner Küstenstrich des adriatischen Meers. — 6. Das Quellengebiet der Rhone in Oberwallis.

Um sie mit ihren Gebirgen, Hügelländern und Flächen, mit ihren Produkten, Bewohnern und denkwürdigen Orten kennen zu lernen, und

nebst ihren Nachbarn in Mittel=Europa besser zu überblicken, gehen wir sie, ehe noch von politischer Abmarkung und Staatseintheilung die Rede ist, in folgenden Kapiteln durch:

1. Die Mitte der deutschen Länder.
2. Nördliche und Nordöstliche Stromgebiete und Küstenstriche.
3. Das ganze Alpengebirg.
5. Die in den Alpen beginnenden Stromgebiete.

I. Gebirge und Landschaften des mittleren Deutschlands.

Warum die Mitte zuerst? — Die Schilderung derselben geht voran, weil sich die meisten deutschen Stromgebiete, die hernach desto leichter einzeln durchzugehen sind, daselbst berühren. Ueberdies ist es zweckmäßig, die Betrachtungen der Gebirge Deutschlands möglichst zu vertheilen, damit die Schüler nicht zu viel bloß mit einem Gegenstande beschäftigt werden. Auch bildet sich der Ueberblick des ganzen vaterländischen Bodens nur allmählich und wird bei der einzelnen Behandlung aller Stromgebiete nicht im mindesten schwierig und nur desto klarer sein. Die mittleren Gegenden Deutschlands bieten sich also als das schicklichste Stück dar, womit die Beschreibung in Schulen anfangen kann, und da sie die Anfänge mehrerer deutschen Stromgebiete in sich fassen, so ist ihre vorläufige Kenntnis für diese eben so nothwendig, als hernach für die übrigen die Kenntnis des Alpengebirgs. Von beiden, nämlich von den Alpen wie vom mittleren Deutschland, sind diesem Buche Karten beigefügt, womit eben so zu verfahren ist, wie mit der Heimatkarte; weshalb auch das Terrain nur in soweit darauf angedeutet worden, als es bequem und zum Hauptzwecke hinreichend an der Tafel vorgezeichnet werden kann.

Zeichnung der Karte. — Was unsere Karte des mittleren Deutschlands betrifft, so ist sie in Quadrate abgetheilt, deren Seite etwa 7 Stunden oder 3½ geographische Meilen beträgt. Die Schultafel wird vielleicht nicht so groß sein, um 160 oder mehr Quadrate zu ziehen, wenn nicht die Deutlichkeit darunter leiden soll. Ist dies der Fall, so nehme man die Karte in 2 Hälften oder 4 Vierteln vor, und zwar zuerst den nordöstlichen Theil wegen der Stromquellen am Fichtelgebirg, womit die Zeichnung beginnen muß.

Was der Lehrer zuerst angibt, ist der Anfang der Flüsse des Fichtelgebirgs und einige Punkte auf ihrer Laufbahn. Dann kommt die Zeichnung des Mains, des rothen und weißen. Die Schüler zeichnen nach, und der Lehrer benennt den Fluß. Die übrigen Flüsse eben so. Nun folgen die Berge und Gebirge, wie sie in den nächsten 7 Paragraphen aufgeführt sind, nebst den daran entspringenden Flüssen. Jedesmal, wenn ein Gebirgstück rasch mit Hauptstrichen angegeben ist, hält man inne, um den Schülern Zeit zum Kopiren zu lassen. Einzelne Bergkuppen werden genannt. Die Karte gibt durch stärkere Striche an, wo das Gebirg kurz oder tief abfällt, und durch

schwächere, wo es sich länger oder weniger tief abstuft. Ist die Hälfte oder das Ganze abgebildet, so beginnt die Erklärung, wobei stets auf die Tafelkarte gezeigt wird. Das Wichtigste der Erklärung wird notirt, damit die Schüler es zu Hause als kurzen Auszug ins Reine schreiben, sowie sie auch gehalten sind, das in der Schule nur flüchtig gezeichnete Blatt mit Muße schöner zu arbeiten. Bei der Erklärung wird noch Einzelnes in der Karte angemerkt, z. B. Höhe der Berge, ältere und neuere Namen der Länder, Höhe einzelner Städte, um danach das Stromgefäll und die Erhebungen verschiedener Flußgebiete zu vergleichen, u. s. w. Da der Lehrer keine Namen an die Tafel schreibt, so wird durch das Nachzeichnen die Karte so eingeübt, daß einzeln aufgerufene Schüler die Namen jedes Flusses und Berges, die Bedeutung jedes Sternchens (Städte) und jedes dicken Strichs (Namen der Länder) leicht angeben können. Sieht eine solche mit Kreide entworfene Zeichnung noch so verwirrt für den Unkundigen aus, die Schüler werden sich schon wie auf bekanntem Terrain zurecht zu finden wissen, da sie ja stets mit ihrem graphischen Versuch der Vorzeichnung des Lehrers gefolgt sind, und gewiß geben sie recht einläßlich Bescheid über Lage, Himmelsgegend, Entfernungen, Größe und Form der Gegenstände, u. s. w. Jeder Paragraph wird gelesen, durchgesprochen, und sein Inhalt zuletzt kurz zu fassen gesucht.

§. 1. Das Fichtelgebirg.

Zwischen den Orten Baireuth und Eger, Münchberg und Eberndorf ist eine Masse oder vielmehr Gruppe von Bergen, die sich ringsum in schmale Hochflächen absenkt und ihre Quellen nach den 4 Weltgegenden sendet. Das Gebirg ist in der Richtung von SW. nach NO. 13 Stunden lang und in der größten Ausdehnung von N. nach S. 10 Stunden breit, und hebt sich in meist abgerundeten Kuppen empor, die durch Joche und Thäler zugleich verbunden und geschieden sind. Von den Fichtenwaldungen hat es den Namen. Sein innerer Kern besteht aus Urgebirg (Granit, Gneis und Glimmerschiefer), in SW. von buntem Sandstein, in NW. von Thonschiefer umlagert; im südlichen Theil des Gebirgs finden sich auch Basaltkegel. Nach SW. und S. ist der schnellste Abfall. Die höchste Kuppe ist der Schneeberg, zwar 1070 m. (3294' pariser) über dem Spiegel der Ostsee, doch ist sein Anblick wegen der hohen Umgegend nicht bedeutend; er erhebt sich über den nächsten Ort Wunsiedel nur 538 m. und bleibt natürlich im Sommer keineswegs mit Schnee bedeckt. Stattlicher, obwohl 31 m. niedriger, erscheint wegen seines südlich tieferen Abfalls der Ochsenkopf, dessen Gipfel eine weite Aussicht gewährt. Beide Kuppen gehören der Centralmasse des Gebirges an, von welcher in östlicher Richtung in langen, schmalen Rücken mit mehr oder minder abgerundeten Einzelgipfeln und Sätteln zwei Gebirgsflügel auslaufen, die eine innere Hochebene, das Oval des Egerkessels, umschließen und nach ihren bedeutendsten Kuppen die nördliche als Waldstein = (877 m.), die südliche als Weißen-

stein (845 m.) — Kette benannt werden; das Egerthal verhindert im Osten das vollständige Zusammenrücken der beiden Höhenzüge. Oestlich von dem Verbindungszug zwischen dem Schneeberge und der Weißensteinkette steigt in malerischer und höchst interessanter Umgebung, nahezu in der Mitte des Gebirges, die zweikuppige Kösseine (942 m.) in die Höhe, an deren Fuß das freundliche Alexandersbad (572 m. hoch) liegt.

Vier Hauptflüsse entspringen im Gebirge: 1) die Saale im Walde von Zell, nicht weit vom Waldstein; Hauptrichtung nach Norden zum Elbstrom. 2) Die Eger nördlich vom Schneeberg; Hauptrichtung nach O. ebenfalls zur Elbe. 3) Die (Fichtel-) Naab; Hauptrichtung nach S. zur Donau. 4) Der weiße Main, der den rothen aufnimmt, westlich zum Rheinstrom. Naab und weißer Main entstehen am Ostabhang des Ochsenkopfes, aus dem geheimnisvollen, sagenverherrlichten Fichtelsee, der freilich jetzt nur noch als eine mit schwankender Torfdecke überzogene, etwa 150 Schritte breite und 1/2 Stunde lange Bruch- oder Moorstrecke zwischen den beiden höchsten Bergkuppen des Fichtelgebirges vorhanden ist. — Es beginnen also im Fichtelgebirg 4 Flußgebiete, welche durch drei Gebirgsstrecken (Böhmerwald, Erzgebirg, Frankenwald) und durch einen Höhenzug (fränkischer Jura) nach Süden getrennt werden. Zu dem letzteren Höhenzuge gehören noch die Berggegenden, die von ihm zu den Quellen des rothen Mains, der Wisent und Pegnitz hinstreichen, und unter dem Namen der fränkischen Schweiz oder des Muggendorfer Gebirges bekannt sind. Sie bilden die südwestliche aus Jurakalkfels bestehende Vorstufe des Fichtelgebirgs. Besonders sind darin die Gegenden an der Wisent unweit Baireuth merkwürdig wegen der Muggendorfer und Gailenreuther Höhlen, worin sich Tropfsteine und versteinerte Bärenknochen finden.

Das Fichtelgebirg ist stark bewohnt, obgleich in den obern Thälern wenig Anbau stattfinden kann. Dort in gesunder, doch kalter Luft gedeiht nur spärlich Hafer; dafür gibt es Preißel- oder Kronsbeeren und Holz genug, mehrere Marmorarten, Eisengruben, Hütten- und Hammerwerke. In einigen Gewässern finden sich Perlmuscheln, so im weißen Main, in Seitenbächen der Saale und namentlich in der benachbarten Elster. Man sperrt sie ein wenig auf, um hinein zu schauen, und wirft sie wieder ins Wasser, wenn die Perle unreif ist. Die Auster (das Thier in der Muschel) trägt ihre Perle bis zur Reife, was an 10 Jahre dauern soll. Die jährliche Ausbeute ist sehr schwankend, zwischen 200 und 400 Stück verschiedenen Werthes (150 bis 500 Thaler Gesammterlös). — Das Fichtelgebirg ist, trotz seiner geringen Dimensionen, der Mittelpunkt Deutschlands; von Trient und Lübeck, vom Beginne des Rheindeltas und Beuthen an der oberschlesisch-polnischen Grenze ist es ungefähr gleichweit entfernt. Vier Gebirgszüge und drei Stromsysteme reichen sich hier die Hand. In vielen Sagen ist die Bedeutsamkeit dieses mittelsten Gebirges ahnungsweise ausgesprochen. Durch die 4 Flüsse, welche von ein und demselben Gebirgsstocke nach den 4 Weltgegenden fließen, sind die

größten deutschen Ströme, deren Hauptrinnen selbst sich gegenseitig auszuweichen scheinen, in eine centrale Beziehung gesetzt. „Zur Herstellung einer solchen Beziehung sind nicht immer schiffbare Flüsse nöthig. Flüsse sind an und für sich, auch ohne Schiffbarkeit, gerade in bergigen Gegenden, wo die Furchen ihrer Läufe die von der Natur vorgezeichneten Linien für die Anlegung von Kunststraßen sind, die Sammelpunkte und Leiter des Verkehrs. Dieser hat am Fichtelgebirg seine Hauptrichtungen von Hof an der Saale nach Amberg an der Naab und von Eger an der Eger nach Baireuth am rothen Main. Sie durchschneiden sich im Kreuz und verbinden solchergestalt in ihren Fortsetzungen den Norden Deutschlands mit dem Süden, seinen Westen mit dem Osten." — Als südwestlicher Vorposten des Gebirges gilt der rauhe Kulm (695 m.) über Neustadt; im SO. lagert, vor der Weißensteinkette, durch die Senke von Waldsaßen (487 m.) davon geschieden, das rundliche Plateau von Waldsaßen (600 m.), das die Verbindung mit dem Böhmerwalde vermittelt.

§. 2. Der Böhmerwald.

Er beginnt mit dem 747 m. hohen Poppenreuther Berg und zieht, im NW. und SO. mehr plateauartig, im mittleren höchsten Theile in mehreren Parallelzügen, die durch Querriegel verbunden sind, 36 bis 40 Meilen lang nach SO., wo er unter den Namen Karlsberge und Greiner Wald als steiler Plateaurand die Donau berührt. Der Rücken, über 4 M. breit, ist in der Nähe des Fichtelgebirgs am niedrigsten, erhebt sich aber gegen SO., besonders südlich des Passes, der, als Thalsohle der Chamb, aus Böhmen nach Cham in Baiern führt, in höhere Kuppen. Der Arber (1479 m.) nördlich vom schwarzen Regen, und der Rachel (1448 m.) südöstlich davon sind die höchsten; ihnen zunächst, und zwar östlich vom Rachel im böhmischen Zuge, der Kubani (1394 m.), im baierischen Zuge der Plöckelstein (1356 m.) und der Lusen. Besonders malerisch ist das Angelthal; die 292 m. hohe Felswand des Plöckelstein fällt dort senkrecht an einen See ab. Die herrlichste Aussicht gewährt der 1234 m. hohe Dreisessel nahe den Moldauquellen (südöstl. vom Rachel, deshalb nicht auf unserer Karte) in die Länder Baiern, Böhmen und ins schöne österreichische Donauthal. Der dem äußern westlichen Hochrücken im mittleren Haupttheile des Gebirges vorgelagerte, durch die Thäler des Regen und der Ilz von der Hauptmasse geschiedene Zug ist der baierische Wald, der steil zur Donau abfällt. Der Klingenberg 1217 m. und der Hirschenstein 1085 m.

Unter den Flüssen auf der Ostseite: Die Moldau mit Nebenfluß Beraun oder Mies, läuft zur Elbe. — Auf der Westseite: Die Waldnaab und Pfreimt, beide zur Naab; der schwarze und weiße Regen und die Ilz zur Donau.

Das Gebirg, dessen Kern Granit und Gneis, ist mehrentheils rauh, wild, mit viel hervorstehenden Felsmassen, schauerlichen Schluchten und mancher unwegsamen Sumpfstrecke. Ins Gebiet der Naab und zum Regen hinab ist der Abfall schroff und kurz, nach Ost länger und abgestumpft. Die hohen Kuppen sind nackt; Böschungen, Fuß, niedere Seitenäste und deren Thalhänge mit Fichtenwald (böhmischer Urwald) bestanden. In den Vorbergen ist es sehr metallhaltig. Südlich vom Rachel und Dreisessel liefert es Graphit, woraus u. a. eine große Menge Schmelztiegel gegossen werden. Diese und eine brauchbare Porzellanerde werden weithin versandt. Bei Zwiesel nahe dem Arber gibt es Perlmuscheln. Viele und berühmte Glashütten sind im Gebirge; z. B. auf der Ostseite zu Tachau und Taus, auf der Westseite zu Waldmünchen. Merkwürdig ist das Schloß Trausnitz an der Pfreimt, wo Friedrich der Schöne von Oesterreich, der mit Ludwig von Baiern 1322 um die deutsche Königswürde unglücklich gestritten hatte, als Gefangener geraume Zeit zubrachte; siehe Schillers: deutsche Treue.

§. 3. Das Erzgebirg.

Es beginnt mit unentschiedenem Charakter an den Hochflächen, die im NO. an die Waldsteinkette des Fichtelgebirges sich schließen, und zwar unweit Asch oder der Quelle der weißen Elster mit dem 757 m. hohen Kapellenberg als Elstergebirge und zieht 22 M. nach ONO., wo es unter dem Namen Elbsandsteingebirg von der Elbe durchbrochen wird. Aus seinem breiten Granitrücken, der eine mittlere Höhe von 810 m. (im westl. Theile, dem sogenannten Obergebirge, etwas mehr, im östlichen Niedergebirge etwas weniger) besitzt, heben sich abgerundete Kuppen; so namentlich aus dem Centrum des Obergebirges, zwischen den Städten Wiesenthal und Joachimsthal, dem „sächsischen Sibirien," von wo Gewässer nach allen Richtungen abfließen: der schwarze Wald- oder Keilberg 1235 m. (3804′), der Fichtelberg 1209 m. (3723′), der Spitzberg mit kegelförmigem Gipfel 1119 m.; gegen NW. der Auersberg (1017 m.) bei Eibenstock, gegen NO. der Haßberg (990 m.) und der Wieselstein (956 m.). Am Fuße des Spitzberges liegt die höchste Stadt Deutschlands, Gottesgab (1027 m.); dort hinüber, unweit des Keils, führt der Weg von Annaberg in Sachsen über Joachimsthal nach Karlsbad in Böhmen. Auf unserm Kärtchen, das nur den westlichen Theil des Gebirgs enthält, findet sich der Wieselstein nicht, aber der Bühel oder Pöhl und der Haßberg. Nahe der Elbe, im Sandsteingebirge liegt der Schneeberg 743 m. nahe dem böhm. Ort Eule und dem Passe von Nollendorf.

Es ist bewaldet, zu oberst mit Nadelholz, weiter unten mit Laubholz, und zwischen den unteren Hängen voll schöner Wiesen. Die Abdachung nach S. ist kurz und schnell ins Egerthal hinab; nach N. stufen die Aeste und deren Thäler, obwohl hie und da wild und eng, doch nur allmählich mit Uebergangsgebirg sich ab, bis sie in wellenför-

miges Land übergehen, so daß man, von dieser Seite kommend, sich kaum einem hohen Gebirge zu nähern glaubt. In dieser Abdachung finden sich manche Naturmerkwürdigkeiten: z. B. bei Scheibenberg eine Reihe Basaltsäulen von 12—16 m. Höhe, wie Orgelpfeifen neben einander, Orgelberg genannt; und nördlich davon bei Ehrenfriedersdorf der Greifenstein, ein aus 9 senkrechten 52 m. hohen Spitzen bestehender Granitfels. — Am südlichen Abfall des Gebirges sind viele Heilquellen und Bäder. Die nördliche Seite ist reicher an Mineralien, besonders an Metallen; kein Bergland kann mit größerem Recht ein Erzgebirg heißen. In der Nähe des vogtländischen Städtchens Schöneck ragt in rauher Waldgegend der Schneckenstein, ein in 2 Theile gespaltener an 20 m. hoher Fels, in dessen zahllosen Höhlungen sich die schönen gelben Topas-Krystalle herausgebildet haben. Die fleißigen Bewohner der Nordseite haben ihr Möglichstes gethan, um alles zu benutzen, was die Höhen und Thäler und der Schoß der Erde ihnen bieten. Im Gebirge werden viele Holzwaaren verfertigt und Beeren, Schwämme, Morcheln, gute Kräuter und isländisch Moos gesucht. Wenn oben rauhes Klima und Wald den Ackerbau nicht erlauben, so wird er zwischen Vorbergen und im Hügelland desto sorgfältiger betrieben. Viehzucht ist bedeutend. Die Wolle der kursächsischen oder meisnischen Schafe (Electoralwolle genannt) kommt der spanischen gleich. Neben der Wolle wird in vielen Orten emsig Baumwolle gesponnen und zu ungeheuren Massen trefflicher Waare verwebt. Im Gebirge aber nährt und beschäftigt Flachsspinnerei, Leinenweberei, Holzschnitzen, Posamentiren und Spitzenklöppel eine Menge Menschen, die sonst gar arm wären. Man zählt im Erzgebirge gegen 30000 Spitzenklöpplerinnen. Die Lehrmutter des Spitzenklöppelns, Barbara Uttmann, starb 1575 zu Annaberg, wo noch jetzt die Hauptniederlage der Spitzen ist. — Die Metalle werfen das reichste Einkommen ab. Besonders ist der ganze nördliche oder sächsische Abhang des Gebirgs fast eine einzige Fabrikstätte; es gibt dort 600 Erzgruben mit 12000 Bergleuten. In den Metallfabriken sind an 50000 Arbeiter beschäftigt. Da wird in Hochöfen das Erz geschmolzen, wiederum in andern Schmelzhütten durch frisches Feuer in andre Formen gebracht, in Blech- und Drahthütten verarbeitet und in Fabriken zu Waffen aller Art, Spaten, Sensen, Sicheln, Blechwaaren, Blasinstrumenten, Nadeln u. s. w. umgewandelt. Auch Kupfer und Zinn wird gegraben. Selbst an Silber fehlt es nicht, wovon man jährlich etwa 54000 Pfund oder 27000 Kilogramm ausbeutet und zuweilen große gediegene Stücke oder Stufen findet, z. B. im Jahre 1750 eins von 62 Kilo. In früherer Zeit war die Ausbeute an Silber größer; so soll im Jahre 1478 zu Schneeberg eine Stufe von 20000 Kilogramm gefunden worden sein, woran die Meisnische (Kursächsische) Fürstenfamilie einmal der Merkwürdigkeit wegen zu Tische saß. — Von der fleißigen Fabrikation ist auch der Ort Klingenthal ein Beweis, wo jährlich wohl 8000 Geigen, 150 Bässe und mehrere 1000 Lauten, Harfen und Zithern verfertigt werden. Das Erzgebirg ist hoch hinauf bis an seinen Scheitel bewohnt — die höchste Wohnung liegt 1154 m. hoch am Fichtelberge — und bebaut, ist überhaupt das am stärksten bevölkerte Gebirg Europas.

Südlich zur nahen Eger rinnen nur Bäche und unbedeutende Flüßchen; auf der nördlichen Seite entspringen größere Wasser, namentlich: die Zwickauer Mulde zwischen Schöneck und Klingenthal, mit dem Schwarz-

wasser vom Keilberg. Sie vereint sich im flacheren Lande mit der Freiberger Mulde, die aus der Gegend des Kahlenbergs kommt und die Zschopau vom Fichtelberg aufnimmt; vereint heißen sie Mulde, die in die Elbe fließt. — Die Elster entspringt unweit Asch, nimmt in der Ebene die Pleiße auf und mündet in die Saale.

Da die Abdachung des Gebirgs nach N. sich wohl 12 bis 18 Stunden erstreckt, eh sie in wellenförmiges Land übergeht, so unterscheidet man: das obere Gebirgsland mit den Bergstädten Joachimsthal (wo die ersten Thaler geprägt wurden), Johann-Georgenstadt (die 768 m. hoch liegt), Gottesgab, Altenberg, Schöneck (747 m.), Klingenthal u. a.; das Mittelgebirg, worin die Bergstädte Schneeberg (465 m.), Annaberg (621 m.) u. a.; und das Untergebirg, worin z. B. Freiberg liegt, dessen Seehöhe noch 399 m. ist.

Einige Gegenden im Erzgebirg sind für die sächsischen Fürstenhäuser durch den Prinzenraub im Jahre 1455 denkwürdig geworden. Der Ritter Kunz von Kaufungen glaubte sich von seinem Herrn, Friedrich dem Gütigen (Markgraf von Meissen und Kurfürst von Sachsen) schwer beleidigt und stieß heftige Drohungen aus. Er ward des Landes verwiesen und ging übers Gebirg nach Böhmen, kaufte dort das Schloß Eisenberg und sann auf Rache. Heimlich kommt er mit Verschwornen zurück und raubt aus dem Schlosse zu Altenburg Friedrichs Söhne Ernst und Albrecht. Den letzteren entführt Kunz gerade zum Erzgebirg, aber mitten im Walde am Fürstenberge befreit der wackere Köhler Schmidt den Prinzen und nimmt den riesig großen Kunz gefangen. Als die andern Verschwornen dies hörten, ließen sie auch den Ernst los; sie hatten ihn unweit Hartenstein an der Mulde drei Tage lang in einer Höhle festgehalten, die noch jetzt Prinzenhöhle heißt. Der Köhler ward belohnt, Ritter Kunz aber zu Freiberg enthauptet. Vom älteren Prinzen Ernst stammen die jetzigen sächsischen Herzoge, vom jüngeren Albrecht das jetzige sächsische Königshaus.

§. 4. Der Frankenwald.

Wo das Fichtelgebirg zwischen Saale und Main unfern dem Ort Gefrees sich absenkt, erheben sich bald wieder Höhen und ein breiter Rücken, der nordwestl. bis gegen die Werraquelle 9 Meilen weit fortzieht. Dies ist der Frankenwald, der vor Zeiten mit zum Thüringerwald gerechnet wurde, aber geognostisch und geographisch von demselben durchaus verschieden ist. Die Wasser der nördlichen und östlichen Seite, wo der Abfall des Gebirgs am stärksten, fließen zur Saale; die von der andern Seite, z. B. die Rodach, in den Main.

Die Gestalt des Gebirgs ist nur an wenig Stellen schroff oder kantig, nach den Hängen abgerundet, und die Kuppen erheben sich wenig über das 3—4 Meilen breite, gipfelarme, fichtenbewaldete Grauwackenplateau von 584 m. Mittelhöhe. Der Kulm bei Lobenstein hat 737 m. (2270') und der Sieglitz daneben ungefähr gleiche Höhe;

über die hochliegende Umgegend erheben sie sich nur 100—160 m. Höher ist der Wetzstein, westlich von den genannten 828 m.; der Döbra am südöstlichen Beginne des Plateaus hat 801 m. Auf dem breiten Rücken zieht das ganze Gebirg entlang ein befahrbarer Weg, die alte Grenzlinie zwischen Franken und Thüringen, Rennsteig oder Rennweg, d. i. Rainweg, Grenzweg genannt, wo Steine als Mark- oder Landgrenze hie und da noch aus alter Zeit aufgehäuft liegen.

§. 5. Thüringerwald.

Wo die Itz (zum Main gehörig) entspringt, geht der Frankenwald in den Thüringerwald über. Es erhebt sich zugleich die Kuppe des Bleßbergs, von wo der schmale 650—800 m. hohe Kamm des Gebirgs in nordw. Richtung 12 Meilen lang bis zur Umgegend von Eisenach zieht und da endet, wo die kleine Hörsel in die Werra fließt. Die Werra, eine von den Weserquellen, die am südlichen Beginn des Gebirgs entspringt, begleitet es zur linken Seite. Der Abfall ist also gegen diesen Fluß am kürzesten, aber nicht am tiefsten, weil das Thal desselben hoch liegt. Tiefer ist der Abfall an der NO.-Seite, grade wie beim Frankenwalde. Auch führt derselbe Grenzweg auf dem Kamme des Thüringerwaldes hin.

Die Hauptmasse des Gebirgs ist Porphyr und Sandstein, woraus öfter, z. B. bei Ilmenau, Granit ragt. Nadelholz herrscht vor und gibt den meisten Stellen einen düstergrünen schwärzlichen Anstrich; doch sind die Hänge der anfangs engen, dann ausgeweiteten Seitenthäler häufig mit schönem Laubwald bewachsen, während Wiesengrund die rieselnden Bäche einfaßt. Der nördliche Theil vom Inselberg bis Eisenach hat Laubwald. Die höchste Kuppe, der mit Tannen und Fichten bestandene Beerberg hat 995 m. (3063′) Seehöhe, aber nur 162 m. relative Erhebung. Von ihm ist nur durch eine finstere Schlucht der kahle Schneekopf 988 m. geschieden, an dessen Hängen die zur Saale gehörigen Gera und Ilm entspringen. Nahe dabei der Finsterberg 955 m. Der Bleßberg, in dessen Nähe außer der Werra und Itz noch die zur Saale gehörige Schwarza hervorquillt, 866 m. Seitwärts vom Hauptrücken nach der Werra hin hebt sich unter andern noch der Basaltberg Dolmar 743 m. mit baumloser Kuppe und schöner Aussicht, und auf der andern Seite unweit Ilmenau der Kükelhahn 861 m.

Die ergötzlichste Aussicht gewährt in der nördlichen Hälfte des Zuges die abgerundete kahle Kuppe des Inselbergs 927 m., dessen Gestein röthlichbrauner Thonporphyr, durchzogen von Feldspath und Quarz. Oben ist ein Haus zur Bewirthung, von wo man zunächst zwar nur die bewaldeten Höhen und Tiefen des Bergwaldes um sich sieht, in der Ferne aber südwestlich die hohe Rhön, nordwestlich den Meisner bei Kassel, nördlich sogar den Harz und rechts den Kiffhäuser (bei Frankenhausen) er-

kennen kann. Man überblickt Thüringens Gaue bis zur Sachsenburg, und den Ettersberg bei Weimar. Um die nächsten Vorberge des Inselbergs windet sich die Hörsel, in deren Thale das durch Salzmanns Erziehungsanstalt bekannte Schnepfenthal; jenseits derselben erhebt sich die schroffe Felswand des Hörselberges. Im Durchbruch zur Werra trennt die Hörsel den Thüringerwald von der Fortsetzung der Höhen an der Werra, eine anmuthige Pforte zwischen Thüringen und Hessen drei Stunden lang bildend, wo Eisenach und auf dem letzten Vorsprunge am NW.-Ende des Waldes, 418 m., die Wartburg liegt. — Die engen Thäler der Gera und Ilm sind reich an malerischer Schönheit. Im schauerlichen Thale der Schwarza zieht besonders die alte Schwarzburg, um deren steilen Felsabhang der Fluß sich windet, die Blicke an. Sie ist das Stammhaus der Fürsten von Rudolstadt und Sondershausen und bewahrt noch eine Sammlung von Ritterrüstungen und Waffen des Mittelalters. Nicht weit davon die sehenswerthen Ruinen der Abtei Paulinzell.

Das Thüringer Gebirg ist von milderer Form und hat nicht so wilde, rauhe, öde Stellen, wie der Böhmerwald. Mit dem Erzgebirg kann es sich an Metallreichthum nicht messen, obschon es auch Metalle liefert und Eisen- und Glashütten trägt. Bekannt sind die Eisen- und Stahlwaaren von Suhl, Schmalkalden und Ruhla.

Für die fleißigen Bewohner des Thüringer- und Frankenwaldes gibt auch das Holz Stoff zu mancherlei Arbeiten. Hochgelegene Dorfschaften leben fast nur von Kindergeigen, Schiefertafeln, Schachteln und allerlei Spielwaaren, besonders Sonnenberg am südlichen Abhang des Frankenwaldes. Der höchstgelegene Ort, wo die Werra entspringt, ist Steinheid 750 m. hoch. Noch höher (824 m.) liegt das Gebirgsdorf Oberhof am Fuße des Schneekopfes, wohl der höchstgelegene Ort des Gebirges. — Uebrigens weiden an den Hügeln veredelte Schafe oder Merinos, wie am Erzgebirg.

§. 6. Die Hennebergischen Höhen.

Der Thüringerwald scheidet das Saalgebiet von dem der Werra oder Weser. Wo er mit dem Frankenwald zusammenhängt, tritt eine namenlose Seitenkette von Höhen an das linke Ufer der Werra und scheidet diesen Fluß vom Maingebiete bis zum Orte Fladungen an der Streu. Man kann sie die Hennebergischen heißen, da das dortige Land ehmals gefürstete Grafschaft Henneberg hieß. Der Hauptfluß, der nach SW. zum Main abrinnt, ist die fränkische Saale, die an der Lederhecke, einer Anhöhe südlich der Gleichberge, entsteht. Die bedeutendsten Kuppen des Bergzuges sind: die genannten beiden Gleichen am Ursprung der Milz bei Römhild, 698 m. und 657 m.; der Henneberg mit dem alten Schloß gleiches Namens, und der 737 m. hohe Geba westlich von Meiningen. Die Gegend an der obern Saale hieß vor Zeiten das Grabfeld.

Unweit Neustadt an der Saale liegen spärliche Trümmer der altdeutschen Königsburg (Palatium) Selz oder Salze. Karl der Große hat hier einmal Hof gehalten.

Daß königlich deutsche Reichsgüter umherlagen, bezeugt noch der Name des Ortes Königshofen im Grabfeld.

§. 7. Die Rhön.

Man unterscheidet die aus flach konischen Massen zusammengesetzte südliche Rhön bis zur Senke von Bischofsheim, die plateauartige rauhe, arme, unwirthliche hohe Rhön bis zur Milseburg, und die kuppenreiche, freundlichere, bewaldete vordere Rhön. Der ganze Gebirgszug beginnt an der Mündung der Saale und Sinn und zieht in nördlicher Richtung bis Vach an der Werra. Abfall nach SO. steiler als nach NW., wo das Gebirg allgemach absinkt. Der Kern ist massiver Sandstein, darüber ein rothes Thonlager, dann Muschelkalk, doch nicht überall. Die Kuppen sind reich an Basalt, dazwischen Tuff, Mandelstein, Porphyrschiefer; ihr nicht zu verkennender vulkanischer Ursprung wird namentlich auch durch die umfangreichen kraterförmigen Vertiefungen, die sich hin und wieder auf dem Gebirge finden, bestätigt; als eine solche ist auch der kesselförmig geschlossene, unergründlich tiefe Frickenhauser See bei Mellrichstadt zu betrachten. Schroffe spitze Giebel finden sich nicht. Auch gibt es in den Nadel-, Eichen-, Buchwäldern namentlich in der hohen Rhön sehr große lichte Strecken, deren Gras man benutzt, sowie beträchtliche Moore und Sümpfe. Die hohe Rhön ist demnach nicht waldreich, ja in den Hochgegenden felsig und öde. Auf dem 941 m. hohen heiligen Kreuzberge (in der südlichen Rhön) steht ein 27 m. hohes hölzernes Kreuz. Die große Wasserkuppe 947 m. (2915′) ist der höchste Berg des Rhöngebirges; das Dammersfeld (NW. vom Kreuzberge) hat 924 m. Die Milseburg, ihrer sonderbaren Gestalt wegen auch Todtenlade oder Heufuder genannt, mit praller Abdachung, hat 831 m. Ihr gegenüber liegt die merkwürdige Teufelswand.

Ein Blick auf die Karte gibt im allgemeinen die Aussicht an, die man von diesen Höhen genießt. Vom Kreuzberge schaut man ins obere Maingebiet, also ins herrliche Frankenland hinab, wo in der Ferne der Steigerwald und seitwärts die Gegend von Würzburg sich verlieren. Hingegen nach W. und N. sind kahle Kuppen und Wäldchen. Vor der Milseburg liegt voll Hügel und Thäler das Gebiet der Fulda, die an der kleinen Wasserkuppe entspringt und sich zur Vereinigung mit der Werra gen N. richtet. Um sich her hat man eine Menge von Basaltkegeln, z. B. gegen die Werra hin die Kuppen der vorderen Rhön, wie den beträchtlichen Baier (725 m.); während man gegen W. den Vogelsberg, den isolirten Kegel der Amöneburg (695 m.) bei Marburg, ja sogar die ferne Bläue des Taunus erkennt. — Die Rhön, in ihrer Hauptmasse nur 4 Meilen von N. nach S. lang und 2 Meilen breit, jedoch mit starken Seitenästen, scheidet das Gebiet der Fulda von dem der fränkischen Saale und der Werra. Die Kinzig fließt nach SW. zum Main.

§. 8. Der Spessart, und die Wasserscheide zwischen Donau- und Maingebiet.

Der Spessart oder Spechteshart, auf 3 Seiten vom Main umschlungen, durch die Sinn von der Rhön, durch die Kinzig vom Vogelsberg getrennt, hat einen 480—580 m. hohen, vom SW.-Ende der Rhön bis in die Mainbiegung bei Miltenberg hinziehenden Hauptrücken, wo ihn das anmuthige Mainthal vom Odenwalde scheidet. Abfall nach allen umliegenden Flußthälern schroff und steil. Höchste Punkte: der Geiersberg, 4 St. nördl. von Wertheim 605 m., an dessen Fuß die Straße von Aschaffenburg nach Würzburg durch den Rohrbrunner Paß führt, die Geishöhe südlich des Passes 542 m., das Orber Reisig 553 m., südöstlich von Orb. Der südlichste Theil des Gebirges heißt Eselshöhe und beginnt mit dem steilen Engelsberge vor Miltenberg.

Der Spessart, aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer und aufgelagertem bunten Sandstein bestehend, bildet ein hohes, wildrauhes, waldiges, meist armes Land, dessen einziger Reichthum in Waldungen (besonders Eichen) besteht, mit engen tiefen Thälern und Schluchten, die oftmals räuberischem Gesindel zum Verstecke dienten. Die Bewohner, ein kräftiger Menschenschlag, schlugen 1796 tüchtig auf die fliehenden Franzosen los (petite Vendée). Im 17. Jahrh. zeichnete sich ein Spessarter als Schriftsteller aus, Greifenson von Hirschfeld, der in seinem „abenteuerlichen Simplicissimus" besonders das Soldatenleben des 30jährigen Krieges schilderte. —

Wir haben nunmehr 8 Gebirge mit ihren vornehmsten Gewässern kennen gelernt. Böhmerwald, Fichtelgebirg, Franken- und Thüringerwald liegen wie ein Gebirgswall quer durch die Mitte Deutschlands. Auf der NO.-Seite dieses Walls fließen alle Gewässer zur Elbe, deren Stromgebiet durch das hineinstreichende Erzgebirg in ein oberes und mittleres abgegrenzt wird. Auf der SW.-Seite des Walls gehören die Flüsse 3 verschiedenen Stromgebieten an, nämlich: der Weser, wie die Werra nach ihrer Vereinigung mit der Fulda heißt, dem Main, Nebenflusse des Rheins, und der Donau.

Unter den Wasserscheiden, wodurch die Flußgebiete abgegrenzt werden, suchen wir zunächst die zwischen Donau und Main. Diese trennt 1) die Beiflüsse der südl. gerichteten Naab von den Beiflüssen der Regnitz, die ziemlich parallel den entgegengesetzten Lauf nimmt; 2) die Retzat (obere Regnitz) von der Altmühl, die zur Donau fließt; 3) die Quelle der zum Main eilenden Tauber von der zur Donau gehörigen Wernitz; und wendet sich 4) südl. zur Quelle der Jaxt, die zum Neckar (Nebenfl. des Rheins) sich richtet und durch Höhen von der Tauber getrennt ist. — Die südliche und östliche Umrahmung des Regnitzgebietes führt den Namen fränkischer Jura, der als sanft geschwungener Bogen vom Wernitzdurchbruch bei Harburg bis zum Fichtelgebirg 36 M. weit mit einer mittleren Breite von 4 M. als hochgelegenes Plateau mit tief eingeschnittenen Fluß- und Bachthälern sich erstreckt. Die Abdachung zur Naab und Donau

ist unmerklich, tiefer die ins Regnitz- und Maingebiet, doch auch hier so schwach, daß man, was schon Karl der Große im Sinne hatte, Donau und Main durch einen Kanal verbunden hat; er zieht durch die Gegend von Neumarkt, dessen Seehöhe (390 m.) die von Regensburg und Nürnberg nur um 50 m. Fuß übersteigt. Der ganze Höhenzug ist arm an Gipfeln (Poppberg bei Kastl 666 m.) und endigt mit der grotesk geformten, keilförmigen Spitze des Staffelsteines 564 m. bei Lichtenfels. Mittlere Höhe des Zuges 500 m. Merkwürdig sind die Durchbruchstellen der Wernitz und namentlich der Altmühl, wo der berühmte Lithographiestein von Solnhofen gefunden wird. Die Wasserscheide zwischen Regnitz und Tauber bildet die Frankenhöhe; davon im nächsten §.

§. 9. Steigerwald und Aalbuch.

Von der obern fränkischen Saale ziehen bis zum Kessel von Bamberg die Haßberge. Ihnen gegenüber erhebt sich, umflossen von Regnitz und Main, in Gestalt eines niederen Gebirges der Steigerwald, von welchem mehrere Flüßchen des Namens Ebrach zur Regnitz fließen. Hohe Punkte sind der Zabelstein (NW.-Ecke), der Schwabenberg 715 m., von welchem schöne Aussicht in das Mainthal, der Frankenberg (SW.-Ecke). Die Abdachung gegen die Regnitz erfolgt allmählich, kürzer und tiefer ist die zum Main. — Vom Steigerwald zieht nach SSW. ein kaum bemerkbarer flacher, breitscheiteliger Höhenrücken (Frankenhöhe, fränkische Terrasse, fränkischer Landrücken), von welchem zwischen dem Schillingsfürster Wald und dem Wildbade Burgbernheim verschiedene Flüsse abrinnen: Aisch zur Regnitz, fränkische Rezat, Quellfluß der Regnitz, Altmühl und Wernitz zur Donau, Tauber zum Main. Zu dieser waldreichen Höhe gehört auch der isolirte Rücken des Hesselberges 681 m. an der Wernitz.

Da die äußerste SW.-Ecke unserer Karte noch das Aalbuch enthält, so dürfen wir es hier nicht übergehen. Ungefähr parallel mit der Jaxt fließt links der Kocher zum Neckar. Dem Ursprung beider Flüsse gegenüber liegen die Quellen der Egge und Brenz, die zur Donau ablaufen. Das bewaldete plateauartige, circa 617 m. hohe Gebirg, worin alle 4 entstehen, heißt im östlichen Theile Härtfeld, im westlichen, durch den Kocher- und Brenzeinschnitt von jenem geschieden, Aalbuch, wenig über 5 Meilen lang und breit und hauptsächlich Jurakalk. Es sendet seine Aeste zwischen diesen Flüssen kürzer ins Donaugebiet, weitergestreckt ins Neckargebiet. Der steinige Boden der Gebirgsthäler erlaubt nur Haferbau, dagegen gedeiht unten trefflicher Flachs und Hopfen. Die größte Kuppe im Härtfeld ist der Braunberg 726 m., im Aalbuch der Kocherberg, 755 m., der hohe Rechberg, 716 m., mit 2 durch eine Brücke verbundenen Gipfeln, und der hohe Stauffen bei Göppingen, 690 m, der „auf dem königlichen Gipfel kühn der Hohenstaufen alte Stammburg trug."

In der Gegend von Geißlingen verliert das Gebirg den Namen Aalbuch, und beginnt im Fortzug nach SW. seinen Rücken sehr breit auszudehnen. Es heißt dann Rauhalp oder rauhe Alp, und bildet die fernere Scheide zwischen Neckar und Donau. Rauhalp, Aalbuch und Härtfeld sind bloß Theile des schwäbischen Jura, der durch den tiefen kesselförmigen Einbruch des Ries und durch die Spalte des Wernitzthales vom fränkischen geschieden ist. Das Ries ist eine korn- und grasreiche Gegend (ehemaliges Seebecken), von wohl 18 Stunden im Umfang. Gänse gibt es daselbst in großer Anzahl. Hauptort im Ries ist die ehemalige freie Stadt Nördlingen.

§. 10. Höhere oder tiefere Lage. Ländernamen.

Das Naabgebiet senkt sich nur wenig zur Donau hinab, denn die Mündung der Naab hat 340 m. absolute Höhe über dem Meerspiegel, und südlich der Donau steigt das Land, obwohl flach, allmählich wieder hinan. Das Maingebiet aber liegt tiefer, denn die Mündung der Regnitz hat 228 m. Seehöhe, also hat das Thal dieses Flusses eine 112 m. tiefere Lage als das Thal der Naab; der Main fällt natürlich noch mehr, so daß bei Schweinfurt die Seehöhe 202 m. und bei Würzburg nur 168 m. ist. — Aehnlich senkt sich das Egergebiet; denn Saaz an der Eger 201 m. (die auch in die Elbe fließende Moldau an der Prager Brücke 167 m.), mehr das Gebiet der Saale, wo Jena 130, Naumburg 128 m. Die vier Orte Naumburg, Regensburg, Schweinfurt und Saaz sind so ziemlich in gleicher Entfernung von der Mitte des Fichtelgebirgs. Vom Wesergebiet enthält unsere Karte nur ein Stück der Werra. Das Thal derselben, so nah der Quelle und zwischen Bergen, liegt höher als die genannten Flußgebiete: Hildburghausen 373 m., Meiningen 286 m.

Man sieht hieraus, wie verschieden die Senkung dieser Landstriche ist, und da sich das Klima nach höherer und tieferer Lage richtet, so können wir schließen, daß es in den Landschaften Mitteldeutschlands sehr verschieden sein müsse. Bei Naumburg ist es auch in der That milder als bei Regensburg, obgleich dieser Ort 32 Meilen südlicher liegt; an der untern Eger und im Maingebiet besonders westlich vom Steigerwald ist es noch wärmer, da ihre Thalgegenden zugleich durch Höhen gegen Norden gedeckt sind.

Ländernamen. 1. Böhmen südlich des Erzgebirgs, also im Osten des Fichtelgebirgs und des Böhmerwalds. — 2. Meissen nördlich vom Erzgebirg, und Vogtland nördl. vom Fichtelgebirg an oberer Elster und Saale; beide zusammen Kursachsen oder Königreich Sachsen. — 3. Oberpfalz oder bairischer Nordgau südl. vom Fichtelgebirg. — 4. Franken im Maingebiet. — 5. Thüringen zwischen Rennsteig und Saale, westlich davon Hessenland. — 6. Schwaben südwestl. von Franken.

Nicht alle diese Namen sind die der jetzigen deutschen Staaten, doch der deutschen Geschichte wegen wissenswerth. Es gibt schon lange keinen Staat mehr, der Thüringen

oder Schwaben hieße, und beinahe ganz Frankenland ist jetzt ein Theil des Königreichs Baiern. — Die bemerkenswerthesten Orte werden hernach in den einzelnen Stromgebieten erwähnt.

II. Gebiete der Weser und Ems.

(Der Auszug aus den folgenden Paragraphen ist in drei kleine §. zu bringen: 1. Natur. — 2. Ortschaften. — 3. Geschichtliches. — Das gleiche Verfahren nebst Zeichnung von Karten findet bei den andern Stromgebieten statt.)

§. 1. Lauf der Weser und Nebenflüsse.

Die beiden Flüsse Werra und Fulda bilden die Weser. Erstere entsteht aus 3 Bächen am Süd-Ende des Thüringerwaldes zwischen Wurzel- und Bleßberg 782 m. hoch, nahe dem hochgelegenen Städtchen Steinheide, und richtet sich im allgemeinen nach NW., während sie unweit Eisenach auf der rechten Seite die Hörsel aufnimmt. Von S. kommt die in einer Höhe von 611 m. der kleinen Wasserkuppe des Rhöngebirgs entfließende Fulda, die linksher durch die Eder aus dem Rothlagergebirg (mit der Schwalm aus dem Vogelsberge) verstärkt wird.

Werra und Fulda vereinen sich bei Münden, worauf der an 100 m. breite Fluß Weser heißt und seinen Lauf weiter nach N. richtet. Das Gebiet der Weser ist eine geraume Strecke bis zum Flachlande sehr schmal und hat deshalb nur kleine Nebenflüsse, z. B. links die Diemel aus dem Rothlagergebirg, die bei Karlshafen, die Werre vom Teutoburger Wald, die oberhalb der westfälischen Pforte einfließt. Rechts oder von O. her fügt sich zum Wesergebiet das der Aller, die 4½ Meilen westlich von Magdeburg in den Helmstedter Höhen entspringt, meistens flach zwischen Wiesenrändern 33 M. durchfließt und die Ocker und Leine aufnimmt, jene vom Harz, diese vom Eichsfelde. Unweit Verden durch die Aller verstärkt fließt die Weser 230 m. breit durch Bremen, nimmt dann links die Hunte auf, und ergießt sich zuletzt 2 M. breit in die Nordsee. Der ganze Lauf des Stroms vom Ursprung der Werraquellen an — denn die Werra ist der eigentliche Hauptfluß — beträgt wegen der Krümmung wohl 103 M., in grader Linie nur 55 M., der Flächeninhalt seines Gebietes 946 □ M.

§. 2. Wasserscheiden.

(Es ist zweckmäßig, daß die Schüler auf der Karte den Umfang jedes vorkommenden Stromgebietes betrachten, und nach der Ordnung von der Quelle bis ans Meer sowohl rechts als links die Wasserscheide aufsuchen. Um sie daran zu gewöhnen, verfahren wir umständlicher, als sonst nöthig wäre.)

Einfassung des Wesergebiets: a) Oestlich. Von der Höhe über der Werraquelle auf dem Rennsteig des Thüringerwaldes zum Beerberg, dann um die Hörsel- und Nessequellen herum. Jenseits der Hörsel nahe der Werra zieht die Scheide nordw., wo sich das Hainich erhebt, dann über die Hochflächen des Eichsfeldes, von wo östlich die Unstrut und Wipper, westlich die Leine ablaufen. Eine hervorragende westöstliche Waldkette zwischen den Quellen genannter Flüsse heißt Dün; über diesen zieht die Scheide zum Harzgebirg, zwischen Ocker- und Bodequellen zum Brocken, dann nördl. durchs Bruch zum kleinen Bergwalde Elm und von da um die Wirpke (Bodezufluß) herum zur Allerquelle; hierauf als flacher kaum merkbarer Landrücken zwischen Elbe und Aller durchs lüneburgische und bremische Flachland nach der Nordsee mitten zwischen den Mündungen der Elbe und Weser. Auf dieser ganzen Strecke von Steinheide bis ans Meer gehört jede östliche Abdachung, welche die Bäche und Flüsse nicht zur Weser führt, zum Stromgebiet der Elbe.

b) Westlich. Von der Werraquelle über die Hennebergischen Höhen und auf der Rhön zur kleinen Wasserkuppe, und das Thal der Kinzig links lassend auf den Mittelhöhen zum Vogelsberge, wo die Schwalm entspringt; dann nordw. gegen die Eder und zwischen den Quellen der Lahn und der Eder hin. Das Rothlager-Gebirg leitet die Grenze weiter um die Diemelquelle zur Egge und zum Teutoburgerwald. Während die Ems- und Lippequellen links bleiben, folgt man der Grenze zwischen Hase und Hunte an die Nordsee, mitten zwischen den Mündungen der Weser und Ems.

Im S. gehen von der Wasserscheide die Flüsse zum Main, und im Westen grade zum Rhein, bis wo die Ems entspringt; also grenzt das Wesergebiet an die der Elbe, des Mains und Rheins, und der Ems.

Auch die Wasserscheiden im Innern sind zu beachten. 1) Zwischen Werra und Fulda zieht sich ein Höhenzug vom Rhöngebirge nördlich hinein, erhebt sich im Meisner (765 m.) zu einer wirklichen Berghöhe, und sinkt im Kaufunger Wald zur Werra ab. Zwischen Fulda und Schwalm (die Knüllberge 627 m., dem Vogelsberge nördlich vorgelagert, und weiterhin das Homberger Bergland) und zwischen diesem Fluß und der Eder (Kellerwald, Kniebrecher, Waldeck'sches Bergland bei Bad Wildungen) gibt es gleichfalls Hügel und Hügelreihen, ja die Eder wird anfangs von beiden Seiten von gebirgigem Land begleitet, das nördlich zwischen Eder und Diemel zum Habichtswald unweit Kassel (Dörnberg 585 m., Wilhelmshöhe 552 m.) ansteigt und als Reinhartswald (Staufenberg 466 m.) zwischen Weser und Diemel zur Weser abfällt. — 2) Scheidung zwischen dem Aller- und Wesergebiet: Vom Harzabfalle ziehen Bergzweige von geringer Höhe zwischen Ocker, Innerste und Leine eine Strecke hinein, bis sie sich bald verflachen. Andere Höhen streichen vom Dün bei Duderstadt vorbei ins Göttingische, wo sich die Burgtrümmer

der beiden Gleichen und der Plesse daraus erheben; wieder ein anderer vom Dün ums linke Ufer der Leine herum zur Werra, wo unweit Witzenhausen sogar noch ein Weinberg zum Vorschein kommt; und weiter, wo sich der Sollingerwald und noch nördlicher der Deister erhebt, der links zum Suntal und in die Weserberge übergeht, durch welche der Strom sich in uralter Zeit Bahn gebrochen hat. Diese Oeffnung heißt die westfälische Pforte.

Anmerk.: Sollte der Schüler solche Flußgebietskarten haben, wo sehr irrig jede Wasserscheide mit Gebirgsstrichen angegeben ist, so muß man dies sorgfältig berichtigen, damit sich die Einbildungskraft nicht mit Bergen anfüllt, die gar nicht existiren; denn z. B. zwischen Aller und Elbe und bis ans Meer gibts keinen Gebirgszug.

§. 3. Das obere Wesergebiet, von der Quelle bis Münden.

Der Thüringerwald, die Henneberge und die Rhön sind schon vorhin beschrieben, wir gehen also gleich, der Wasserscheide folgend, zum Vogelsberge. Dies ist ein Hochland mit Basaltkuppen, welche die Grundlage von buntem Sandstein durchbrechen, die größte Basaltmasse der Erde, von 30 □ M. Flächeninhalt, eigentlich ein einziger, sehr flach ansteigender Kegel. Nach allen Seiten fließen Bäche ab, worunter die bedeutendsten: die Nidda nebst der Wetter und Nidder ins Maingebiet, die Ohm zur Lahn, die Schwalm zur Eder, die Schlitz zur Fulda. Das Hauptgebirg, dessen höchste Theile zwischen Herbstein und Schotten Oberwald heißen, ist stark bewaldet, kalt und rauh, und gehört zur Trappbildung, worin der Basalt vorherrscht; der anlagernde bunte Sandstein streicht durch das Fulda-Gebiet und noch mehrere Meilen die Weser hinab. Stellenweis nach O. ist die Abdachung des Vogelsberges steil, doch mit Zweigen, die bis ins Fuldathal ranken; nach W. verflacht er sich in die fruchtbare aus jüngeren Flötzgebilden bestehende Wetterau, die ins Maingebiet gehört; am Südrande finden sich Salzquellen.

Höchste Punkte: der Taufstein südwestl. von Herbstein, der Centralkrater in der Bildungszeit des Massengebirgs, 766 m. (2359′), der Hoherothskopf, 747 m., die Herchenhainer Höhe 730 m., der Ulrichstein 602 m., woran die Ohm entspringt. Das Dorf Herchenhain liegt in einer Höhe von 639 m. Mannigfaltige Höhen zwischen Ohm und Schwalm, dann zwischen Eder und Lahn (z. B. die Sackpfeife bei Hatzfeld 699 m. bilden nun die weitere Grenze, bis an der obern Eder das Land zum Rothlager steigt.

Das Rothlagergebirg oder Rothhaar ist rauher und steiniger noch als der Vogelsberg und bildet ein ziemlich unfruchtbares kaltes Hochland, dessen Rücken von der Lahnquelle zur Diemel streicht. Wo nicht Waldung die Höhen deckt, findet man Schafzucht, doch keine veredelte. Man bricht Marmor und Alabaster, fördert Kupfer und andere Metalle zu Tag und benutzt Gesundbrunnen.

Der Ederkopf, woran die Ederquelle, hat 715 m.; höher ist der Kahle Asten auf dem Plateau von Winterberg, 824 m. (2536′) über dem Spiegel der Nordsee*), der Hunau 807 m. Nach S. hängt das Gebirg mit dem Westerwald, nach N. durch das 536 m. hohe Plateau von Brilon mit der Hohen Lau zusammen. Nach W., wohin die Sieg und Ruhr mit der Lenne fließen, ranken seine Zweige, nachdem sie zunächst das rauhe Sauerland oder westfälische Südland gebildet haben, noch weit ins Rheingebiet hinein. Nach O. verbreitet sich gleichfalls Bergland bis zum Habichtswald, der nahe bei Kassel mit der Wilhelmshöhe endet. Nordwärts vom Habicht der Reinhartswald in der Ecke zwischen Weser und Diemel, ist gleichfalls schon erwähnt.

Hiemit schließt sich das obere Wesergebiet an der linken Seite, an der rechten Seite aber, nordwestlich des Thüringerwaldes, mit den Höhen des Hainich (von Hain oder Wald) und des Eichsfeldes, das nach NW. zwischen Leine und Weser zum Bramwald, gegenüber dem Reinhartswald, in einer Reihe von Basaltkuppen sich fortsetzt; hier ist der Bramberg die nördlichste Basaltkuppe im Osten der Weser.

Vom Bleßberg, Dammersfeld, Taufstein und Ederkopf neigt sich die Abdachung des Landes zur Vereinigung der Werra und Fulda. Meiningens Seehöhe ist 286 m., Fuldas 258 m., Kassels 135 m. und weiter nördl. im mittleren Wesergebiet hat Karlshafen nur 95 m. Eigentliche Ebene findet sich im ganzen Gebiete nicht. Es ist mit Hügeln und Hügelreihen überstreut, und eine Menge sanfter Thäler senken sich zu den Niederungen der Flüsse. Merkwürdig ist der Meisner, 7 Stunden südöstl. von Kassel, eine über Braunkohle, Buntsandstein und Muschelkalk gelagerte Basaltmasse 765 m. hoch, oben mit einer Fläche von 435 Hektar; und in der Nähe bei Hausen die Kitzkammer, eine große Höhle von wagrecht liegenden Basaltsäulen; auch der Hirschberg bei Almenrode. — Die Mannigfaltigkeit der Höhen und Tiefen, die fruchtbaren Aecker und gewässerten Wiesengründe, öfters durch Laubwald, nur selten durch Nadelholz unterbrochen, machen den Anblick des Landes angenehm. Das Klima ist nicht so milde als südlich der Rhön im Mainthale, jedoch dem Anbau des Getreides und Obstes und der Landwirthschaft überhaupt günstig. Der eingeborne deutsche Volksstamm ist der chattische oder hessische, wiewohl die Chatten noch weiter südlich über Rhön und Vogelsberg hinaus an fränkischer Saal, Kinzig und Lahn wohnten. Ihr Name glänzt in den ältesten Geschichten unsers Vaterlands; ihre Tapferkeit hat sich so bewährt, daß ein Hesse und ein guter Soldat fast gleichnamig sind. Zähes Festhalten an Gewohntem und Ueberliefertem, Gradheit und Biederkeit, Sparsamkeit, Treu und Glauben in Handel und Wandel sind dem Hessenstamme in hohem Grade eigen.

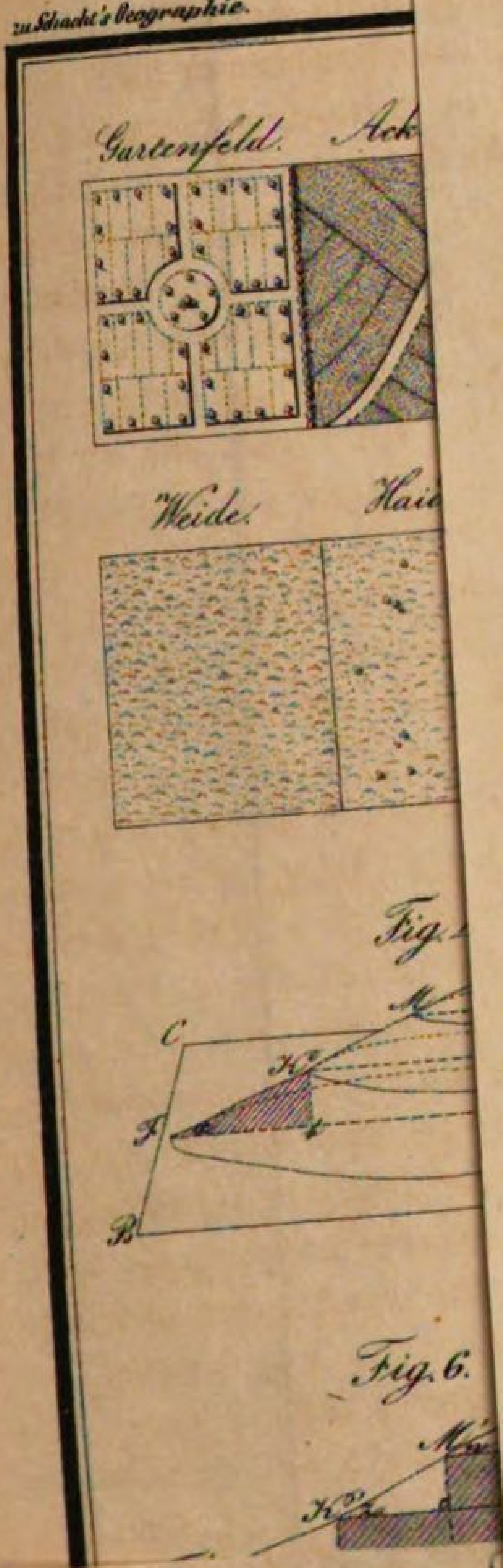
Ortschaften: Hildburghausen und Meiningen an der ob. Werra, kleine Städte; letztere, Residenz eines sächsischen Herzogs, hat 8600 E. Eisenach mit 13500 E. in herrlicher Lage. Als Erbauer der Wartburg im Jahre 1067 wird Ludwig der Springer genannt, der sich durch einen kühnen Sprung, vom Schlosse Gibichenstein (bei Halle) in die Saale herab, aus Gefangenschaft befreit haben soll. Seinen Enkel,

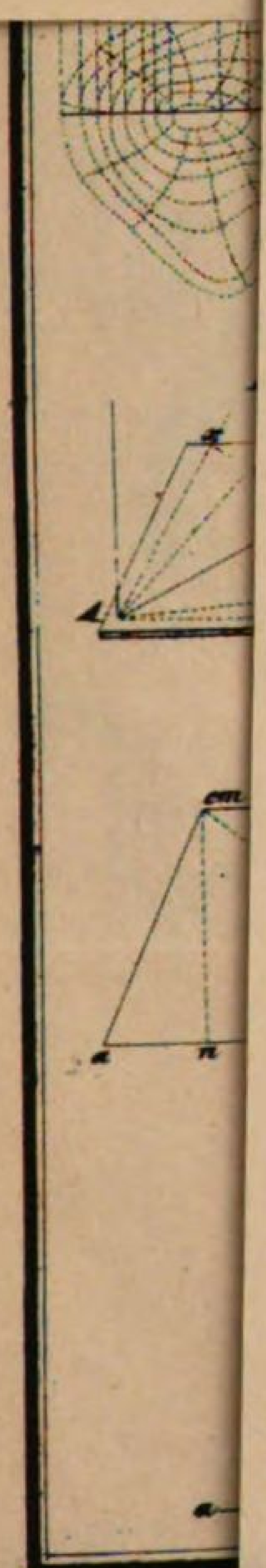
---

*) Wie auch die folgenden Höhenangaben; alle vorangegangenen bezeichnen die Erhebung über dem Spiegel der Ostsee.

Ludwig den Eisernen, kennt gewiß mancher aus der Sage vom Schmied, der am Ambos sang: „Landgraf, werde hart!“ Dieser Eiserne war Vater Hermanns, der im Beginn des 13. Jahrh. berühmte Minnesänger beherbergte und seinen Sohn mit der heiligen Elisabeth vermählte. Da es bald darauf an männlichen Nachkommen fehlte, so kam die Landgrafenwürde an Fürsten aus dem verwandten meisnischen Hause; den westlichen oder hessischen Theil erhielt indes ein Tochtersohn Elisabeths als erster Landgraf von Hessen. Mit der thüringschen Landgrafenwürde im 15ten Jahrhundert hörte auch die Wartburg auf, ein Fürstensitz zu sein. Dagegen erlangte sie neue Berühmtheit durch den Aufenthalt Martin Luthers 1521. Unweit des Schlosses Altenstein, 2 Meilen südlich von Eisenach, zeigt man noch eine Luthersbuche nebst einem Luthersbrunnen. Auf seiner Rückreise von Worms hatte er sich hier erfrischt und war kaum wieder im Wagen, als ihn verkappte Reiter auszusteigen nöthigten und nach der Wartburg entführten; hier begann er die Bibelübersetzung. Eben vorher hatte er das naheliegende Dorf Möhra, die Heimat seiner Eltern, besucht. Noch zeigt man auf der Wartburg sein Arbeitszimmer und Dintenfaß, so wie ein Saal voll alter zum Theil schöner Rüstungen an ehemalige Landgrafen und überhaupt an die Ritterzeit erinnert. Durch Lage und Geschichte gehört die Wartburg zu den interessantesten Punkten Deutschlands; Großherzog Karl Alexander hat sie auf würdige und geschmackvolle Weise restauriren und mit Fresken von der Meisterhand Moritz v. Schwinds ausschmücken lassen. — Ruhla ist berühmt durch die „Ruhlaer Artikel“, Suhl und Schmalkalden durch ihre Eisenindustrie; letzteres auch durch den schmalkaldischen Bund. — Gotha angenehme Stadt und Sitz eines zugleich die koburgischen Lande regierenden sächsischen Herzogs mit 19000 E., großer Bibliothek und Perthes' geographischem Institut, das A. Petermann leitet; Gotha war Heimat der Gelehrten Manso und Fr. Jakobs. Im Schloßgarten das Grabmal des edlen Herzogs Ernst; in der Nähe: die Sternwarte Seeberg, das Dorf Siebeleben, wo Gustav Freitag das werthvolle Buch „Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes“ geschrieben hat, das in keinem Orte Deutschlands fehlen sollte; und die alte Erziehungsanstalt Schnepfenthal. — Fulda mit 9500 E. und dem Bonifacius-Denkmal; ein Freund dieses Bischofs, Abt Sturm, legte 742 hier im wilden Urwalde Buchoniens ein Kloster an, die nachmals vornehmste Abtei des deutschen Reichs. Auf Burg Stöckelberg, 2 M. südwärts, kam 1488 Ulrich v. Hutten zur Welt, dessen Thaten und Streben der Schweizer Fröhlich besungen und der Württemberger D. Strauß in einer gediegenen Biographie beschrieben hat. — Kassel an der Fulda, Hauptort des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen mit 46900 E. in ebener von Höhen umkränzter Gegend, hat schöne öffentliche Plätze und Bauwerke, und in der Nähe das Lustschloß Wilhelmshöhe mit herrlichen Wasserkünsten und mit dem 10 m. hohen, auf einem Piedestal von $3^1/_2$ m. stehenden kupfernen Herkules, in dessen Keule allein mehrere Personen Platz haben; die Bildsäule befindet sich aber in beträchtlicher Höhe, denn das Piedestal hat zur Unterlage eine steinerne Pyramide von 31 m., die sich auf einem großen achteckigen Gebäu erhebt, und dieses, Winterkasten genannt, steht auf dem 422 m. hohen Karlsberge. — Waldeck, Stammschloß eines im Berglande der oberen Eder regierenden Fürsten; er residirt zu Arolsen (im Diemelgebiet), dem Geburtsorte der beiden großen Künstler Rauch und Kaulbach. Die Namen der Städtchen Sachsenberg und Sachsen-

zu Schacht's Geographie.





G. Kehrer gez.


51°
50°
Vach
Baier B
Würzburg
168
Dettelbach

hausen (links der Eder), Frankenberg und Frankenau (rechts der Eder) bezeugen, daß dort in der Vorzeit, nach Auflösung des Reiches der Thüringer durch den Franken Theodorich (Chlodwigs Sohn, 528) und ehe der Angelsachse Winfried oder Bonifacius dem dortigen Volk predigte, die Lande der Franken (wozu Hessen gehörte) und der Sachsen einmal an einander grenzten. Haina, ein Dorf östlich von Eisenach, an der Nesse, Heimat der Malerfamilie Tischbein.

Anmerkung. Das altdeutsche Sachsenvolk wohnte nördlich vom Rothlager und Dün bis zur Nordsee. Bonifaz predigte nur an ihrer Grenze. Karl der Große brachte, nicht durch Belehrung wie Jesus geboten, sondern mit der Gewalt des Schwerts das Christenthum in ihr Land, und nahm ihnen zugleich ihre Unabhängigkeit, trotz ihrer 30jährigen tapfern Gegenwehr; er hatte die Uebermacht.

§. 4. Das Gebiet der mittleren Weser von Münden bis Minden.

Gebirge: 1) Links von der Weser: der Ausdruck „Teutoburger Wald" ist ein bei Tacitus vorkommender, jetzt aber nur in der Welt der Bücher existirender Gesammtname für verschiedene Einzelbenennungen von kettenförmigen Höhenzügen und Hügellandschaften, die, meist mit schönem Laubholz bewachsen, durch das Plateau von Brilon mit dem Rothlager in Verbindung stehen, von Stadtbergen an als hohe Lau (439 m.*)) an der linken Diemelseite NO. hinziehen, dann vom Alpberge (397 m.) an als Egge und weiterhin unter dem Namen „Auf dem Walde" als breiter, rückenförmiger Westrand des zur Weser ungemein rasch abfallenden Plateaus von Paderborn (Köterberg [an der Weser abwärts Holzminden 489 m., 1507') bis zum Velmer Stoot (468 m.), einer imposanten Bergmasse als Grenzpfeiler zwischen dem Paderborner und Lippe'schen Berglande (durch das Flußthal der Emmer geschieden), zunächst nach N. streichen. Hier wendet sich der Zug nach NW. und zwar als Doppelkette bis zum Paß von Bielefeld, durch welchen die Eisenbahn von Bielefeld nach Hamm führt. Durch die Dörenschlucht wird dieser Theil in 2 Partien geschieden: die SO.-Partie, Lippe'scher Wald, auch bloß Wald genannt, hat als höchste Erhebung den Barnaken (460 m.), erwähnenswerth ist ferner die Grotenburg, westlich von Detmold, ein 388 m. hoher, weit vorspringender, unten bewaldeter, oben freier und abgerundeter Berg, welcher als Erinnerung an den Cheruskerhelden das Hermannsdenkmal trägt. Auf kolossalem, 30 m. hohem „wie für die Ewigkeit gebautem" massivem Unterbau wird die in Kupfer getriebene 20 m. hohe Figur stehen, in der Faust eine 7½ m. lange Schwertklinge mit der Inschrift:

„Deutsche Einigkeit meine Stärke,
Meine Stärke Deutschlands Macht"

---

*) Ueber dem Nordseespiegel.

haltend. Das gigantische Werk, die Arbeit eines ganzen Menschenlebens und unter unsäglichen Mühen und Kämpfen zu Stande gebracht, wird eine Totalhöhe von 59 m. haben und ist, wie eine Inschrift lautet, von „Ernst v. Bandel erdacht und gemacht.“ Am Abhange der Grotenburg (= großen Burg) sind in rohen, über einander gethürmten Steinmassen ruinenhafte Festungswerke erhalten, vielleicht Reste der alten großen Burg Teutoburg, welche die Cherusker hier erbauten. Ein Meierhof am Fuße des Berges heißt jetzt noch Teuthof. In der Nähe sind die Externsteine, 5 große und mehrere kleine, senkrecht zu 30 m. und darüber aufsteigende Sandsteinmassen, deren einer, 41 m. hoch, unten zu einer Kapelle, ein anderer, 26 m. hoch, oben zu einer Einsiedelei ausgehauen ist, vielleicht in heidnischer Vorzeit einer Alraune oder Weissagerin zum Aufenthalte dienend. Jenseit der Dörenschlucht erhebt sich mit dem 388 m. hohen Hermannsberge die Tönskette (die Ruine der Tönskapelle auf dem Tönsberge, 341 m., zum Gedächtnis an Karls Sieg über die Sachsen bei Detmold erbaut), hin und wieder auch Osning genannt. Lippe'scher Wald und Tönskette fallen nach SW. in die von der Ems bewässerte, seit alten Zeiten durch ihre Pferdezucht berühmte Senne ab. Jenseit des Bielefelder Engpasses verändert sich der bisherige kettenförmige Charakter der Höhenzüge und nimmt mehr die unbestimmtere Form von Hügellandschaften an, welche unter verschiedenen Specialnamen, aber noch zum „Wald von Teutoburg“ gerechnet, in nordwestlicher Richtung bis an die Ems bei Rheine sich erstrecken und mit dem 146 m. hohen Huckberge über Bevergern endigen, um dann jenseit der Ems inselartig aus weiten Moorflächen als festanstehendes Gestein in der 1 Meile langen Kette des Thieberges nochmals anzusteigen. — Parallel mit der 3. Abtheilung des Teutoburger Waldes, durch das osnabrückische und ravensbergische Hügelland und durch die Flüsse Haase und Else davon getrennt, zieht, mit dem Wittekindsberge (262 m.) über der porta westphalica aufsteigend, die westliche Weserkette, ein Gesammtname für viele Einzelnamen: Wiehen-Gebirg, Berge von Lübbeke, von Cappeln, von Bramsche u. s. w.; der Zug endet in letzter Erhebung bei Fürstenau. — Westfälische Pforte, oder Scharte, wie die Umwohner sagen, heißt man ein ziemlich geräumiges, freundliches Querthal zwischen der westlichen und östlichen Weserkette, durch welches der Strom, von Wiesen und Aeckern umsäumt, in die Ebene hinausfließt. — Nach W. laufen die Lippe und Ems, die erstere zum Rhein, die letztere sich nach Norden drehend in die Nordsee; nach O. ist unter mehreren Bächen und Flüßchen die Werre die bedeutendste; nach N. laufen von der flachgewordenen Abdachung die Haase zur Ems und die Hunte zur Weser.

2) Rechts: der Solling, zwischen dessen ziemlich steilem Abhang und dem Reinhartswald sich die Weser bei Karlshafen durchdrängt, beginnt nördlich von Adelepsen und erhebt sich im Moosberge SO. von Holzminden bis zu 512 m. Seine Forste überlagern eine Strecke von 9 □Mln. Einzelne Hügel- und Waldzüge zwischen Leine und Weser, wie Elvas, Vogler, Hils, Ith, Lauensteiner Berge u. s. w. machen die Verbindung mit dem Deister und links mit dem Süntel, welcher nur durch ein Seitenthal vom Deister getrennt ist und als eine Kette schön bewaldeter Berge unter dem Namen östliche Weserkette bis zur Weser zieht und mit dem 171 m. hohen Jakobsberge an der Scharte endet. —

Nur wenige Stunden davon ist die nördlichste Erhebung des norddeutschen Gebirgsystems, die Rehburger Berge, 168 m., nahe dem flachgelegenen halbbesumpften Steinhuder See. Auf den lichten Stellen des waldigen Süntel und der Weserberge gibts reizende Aussichten, besonders auf dem Großen Süntel, 446 m., auf der Luhdener Klippe, die 364 m. hoch ihre Wand gegen Rinteln schroff absenkt, ferner auf der 362 m. hohen Paschenburg, deren unteren Vorsprung die Trümmer der Schauenburg zieren, und auf dem Hohenstein.

Von diesen Standpunkten sieht man in das lachende Thal der von Ost nach West (von der Nähe Hamelns bis über Rinteln hinab) sich drehenden Weser, an deren linkem oder südl. Ufer bald wieder bebaute und bewaldete Höhen aufwärts ziehen. Das ganze Thal ist über 6 Stunden lang, an manchen Stellen über eine Stunde breit, wenn man den sanft ansteigenden Fuß der nördl. und südl. Berge nicht mitrechnet, denn sonst würde die Breite an 2 Stunden enthalten. „Schwerlich, sagt ein neuerer Reisender, gibt es im nördlichsten Deutschland eine schönere Gegend, wo kein Fuß breit unangebaut liegt, wo die reichen Aecker der Thalfläche und die trefflich gehaltenen Forsten des aufsteigenden Gebiets den reichen Boden und den Fleiß der umwohnenden Menschen beurkunden.“ Und grade dieses Thal ist es, dessen Hälfte am rechten Ufer in der deutschen Vorzeit den berühmten Namen Idistavisus geführt hat. Das ganze mittlere Wesergebiet ist durch wichtige Vorfälle in der altdeutschen Geschichte merkwürdig geworden. Ehe die dortigen Volkschaften nebst vielen Nachbarn sich den Sachsen anschlossen und gemeinsam mit ihnen ein großes Volk ausmachten, hießen die, so ostwärts vom Teutoburger Wald bis zum Harzgebirg wohnten, Cherusker; die auf der Westseite Brukterer und Marser, und grenzten im Diemelgebiet an die Chatten. Diese tapferen Völker retteten Deutschland vom römischen Joch, und ihnen ist das heutige Dasein eines deutschen Volkes zu danken. Hermann der Cherusker leitete den Aufstand und vernichtete das römische Heer unweit der Grotenburg im Jahre 9 nach Christi Geburt. 6 Jahre später suchten die Römer die erlittene Schmach zu rächen. Ihr Feldherr Germanikus fiel mit Heeresmacht ins Land, hätte aber bald das gleiche Loos gehabt wie Varus. Nur durch Geschicklichkeit zog er sich glücklich aus dem Teutoburger Wald und rüstete Flotten am Rheinstrom, um an der Nordsee zu landen. Von der Mündung der Ems zog er mit 100,000 Mann, ohne den verhängnisvollen Bergwald zu berühren, an die Weser und setzte in der Gegend von

Rinteln über. Auf dem Idistavisfeld empfingen ihn die Cherusker, von den Höhen der Paschenburg und des Hohensteins herabstürmend. Und so muthig fochten die schlecht gewaffneten Deutschen gegen die geharnischten und an Kriegszucht gewöhnten Römer, daß diese nur das Schlachtfeld behaupteten, ohne weiter vorzudringen. Hermanns Wunde, die er in der Schlacht erhalten, konnte noch nicht geheilt sein, als er den Landsturm seines Volks wieder heranführte, und am Steinhuder See nochmals so muthvoll mit den Römern stritt, daß Germanikus des Rückzugs gedachte und seine Schiffe aufsuchen mußte. Seitdem wagten sich die Römer nicht wieder so weit über den Rhein, und nach ein paar Jahrhunderten änderte sich die Stellung beider Völker gegen einander; die Deutschen brachen ins römische Reich, ganze Volkschaften aus den östlichen Gegenden Deutschlands von der Elbe, Oder und Weichsel verließen ihre Wohnsitze, um die römische Herrschaft über Italien, Frankreich, Spanien und andere Länder zu vernichten, und sich selber in diesen eroberten Provinzen niederzulassen. Zu gleicher Zeit bekämpften und eroberten sächsische Heerhaufen, nebst ihren deutschen Nachbarn, den Angeln, die Insel Britannien, deren Bewohner fortan Angelsachsen hießen und ihre deutsche Muttersprache beibehielten. Aber am mächtigsten ward das deutsche Volk der Franken, am Mittel- und Niederrhein, und verstärkt durch andere chattische Landsleute und Anwohner des Rheins. Sie gründeten in Gallien das Frankenreich, zwangen andere Deutsche, als Schwaben, Thüringer und Baiern, sich ihnen anzuschließen, unterwarfen sogar die deutschen Longobarden, die ein Reich in Norditalien gegründet hatten, und wandten zuletzt ihre Waffen, von Karl dem Großen geführt, im achten Jahrhundert gegen die Sachsen.

Diese hingen stark am heidnischen Glauben ihrer Väter und mehr noch an ihrer herkömmlichen Landesverfassung. Sie standen unter keinem Könige. Aus den Edelingen oder begütertsten Männern wählten sie ihre Fürdersten (Fürsten, principes) oder Aeltesten (Altermann, Grave), die Oberrichter oder Vorsteher der Untergaue oder Hundertschaften für Krieg und Frieden, sowie ihre Herzoge, die Anführer eines ganzen Stammes oder Gaues für den Krieg; und auf den Versammlungen oder Landtagen hatte jeder Friling oder freie Sachs (d. h. freie Grundbesitzer, denen das übrige Volk mit seinen Hütten gehörte) ein offenes Wort mitzureden. Nunmehr sollten sie einem fremden König unterthan und eingesetzten königlichen Beamten gehorsam werden; ohne Zustimmung und in Kriegen, die ihrem Lande und Herzen fremd waren, sollten sie gezwungenen Herrendienst thun, und den Zehnten nebst anderen Abgaben entrichten. Dies war ihnen zuwider. Sie vertheidigten sich mit großer Anstrengung viele Jahre hindurch, bis ihr an sich keineswegs zahlreiches Volk sehr zusammengeschmolzen, manche Landesstrecke wüst gelegt war, und Karl der Große endlich mildere Bedingungen ihnen vorschlug, worauf sie sich unterwarfen. Lange war der Schauplatz des Krieges an der Ruhr bei der Veste Hochsigburg (bei Herdecke in Westfalen) und an der Diemel bei der Veste Eresburg; überhaupt am Teutoburger Wald und am Süntel. Hauptheld der Sachsen war der edle Wittekind. Er überwältigte im Thale zwischen Suntal und Deister 782 ein fränkisches Heer. Mit Karl dem Großen

selbst schlug er sich in mörderischem unentschiedenen Kampfe etwa 3 Stunden westlich von Detmold, zwischen Oerlinghausen und Wistinghausen, auf dem langen ebenen Bergrücken des Tönsberges. Karl wich, drang mit größerer Macht vor, und Wittekind mußte am Ende nach drei schrecklichen Kampftagen unterm Vorderberg an der Haase das Feld räumen 783. Und dennoch gab es noch manch' verheerendes Kriegsjahr. — Die hervorragenden Helden und der Charakter jener Zeit sind in „Starklofs Wittekind," einem der besten historischen Romane, vortrefflich dargestellt.

Ueberall erinnern berasete Todtenhügel, Gebeine und Waffenstücke, selbst römische Münzen, die man ausgräbt, an jene alten und ältesten Kriege für deutsche Freiheit; auch tragen viele Bäche, Felder und Oerter bedeutungsvolle Namen, wie Winfeld, Blutbach, Knochenbach, Feldrom oder Römerfeld u. a. m. Der Name Detmold selbst ist sehr alt und aus Dietmal (Diete Versammlung, Mal Stätte) entstanden; es war also ein heiliger Platz zu Gerichts- und Landtagen, jetzt Residenz eines Fürsten von Lippe. Freiligrath ist ein Detmolder. — Andere Städte im mittleren Wesergebiete: Stadtbergen vormals Eresburg, hoch an der Diemel. Dort stand die verehrte Irminsäule, vielleicht zum Andenken Hermanns oder Irmins; Karl der Große zerstörte sie. Corvey an der Weser oberhalb Holzminden, ehem. Benedictiner-Abtei, wo der Mönch Wittekind ums Jahr 1000 die altsächsische Geschichte schrieb. Lemgo Vaterstadt des gelehrten Reisenden Engelbrecht Kämpfer, geb. 1651, der 2 Jahre in Japan war. Bielefeld, Hauptort des Linnenhandels. Fast überall vom Harzgebirg bis zur Ems und Nordsee wird Flachs gebaut, und auf dem Lande von Männern sowohl als von Frauen gesponnen. Die Rietberger an der obern Ems spinnen so fein, daß man einen Strang ihres Linnengarns mehrfach zusammenlegen und noch durch den Goldring des kleinen Fingers ziehen kann. — Bückeburg, rechts v. d. Weser, Sitz eines Fürsten von Lippe-Schaumburg. Minden im alten Engernlande, eine Festung, wo der preußische Feldherr Ferdinand von Braunschweig 1759 die Franzosen schlug. Der berühmte Astronom Bessel zu Königsberg, 1846 gest., war aus Minden.

§. 5. Der Harz nebst dem Seitengebiete der Leine und Ocker bis zum Flachlande.

Das ganze Gebiet der Aller zerfällt dem Boden nach in zwei Theile. Der südliche ist Berg- und Hügelland oder auch wellenförmiges Vorland des Harzes, nördlich aber von Hannover und Braunschweig ist der Boden völlig flach, wie nördlich von Minden, und muß deshalb eigens betrachtet werden. Wie sich die Höhenzüge zwischen Leine und Weser herabranken, ist schon gesagt. Der Harz (früher auch Hart, d. h. Wald) verdient nähere Beschreibung. Er gehört zu den bedeutenden Gebirgen Deutschlands und erhebt sich inselartig aus einem Kranze von Vorgebirgen, Vorhügeln und Vorplateaux zwischen Saale und Leine, welche er jedoch nur mit seinen äußersten Vorposten erreicht oder überschreitet. Der eigentliche Harz hat seine größte Längenausdehnung von 13 Meilen zwischen Seesen und Hettstedt, jenes im Thal der Nette (Beifluß der Innerste), dieses an

der Wipper (Zufluß der Saale), seine größte Breitenausdehnung von 5 Mln. zwischen Blankenburg und Nordhausen und bedeckt eine Fläche von etwa 40 □Mln. Kein Hauptrücken oder Kamm. Er ist ein Massengebirge mit plateauartiger Oberfläche, von tief eingerissenen Thälern in einzelne Abschnitte zertheilt und von Bergen mit meist sphärischen Kuppen und aus Eruptivgestein gekrönt. Sein Hauptgestein ist Grauwackengebild (Thonschiefer 2c.), aus welchem das granitne Brockengebirg (Brocken oder Blocksberg, 1140 m. (3508′) über der Ostsee, mit seiner Umgebung: Heinrichshöhe 1034 m. (3185′), Bruchberg 998 m., Wormberg 993 m., Achtermannshöhe 922 m., Hohne-Klippen, Ilsestein 2c.), der granitne Ramberg zwischen Bode und Selke, 595 m. hoch, und die Porphyrmasse des Auerberges am Südrande des Selkeplateaus, 602 m. hoch, inselartig aufsteigen. Die Umgrenzung des Grauwackengebiets besteht aus späteren Schichten der Erdrinde, im Süden besonders aus Zechstein und Buntsandstein, im Norden aus Todtliegendem, Quadersandstein 2c. Man theilt das Gebirg in zwei ungleiche Hälften. Die nordwestliche, wo die höchsten Kuppen als kahle Häupter über die dunklen Tannenwäldern hervorragen, heißt Oberharz; die südöstliche Hälfte, der Unterharz, hat meistens Laubholz, ist aber auch an vielen Stellen felsig und rauh. Die Grenze zwischen beiden, die Wasserscheide zwischen Elbe und Weser, zieht etwa von Wernigerode über den Brocken nach Sachsa. — Von den Flüssen des Gebirgs gehören 1) zum Wesergebiet: die Ocker, die am Bruchberge unweit Altenau, und die Innerste (Beifluß der Leine), die südlich von Klausthal entspringt; 2) zum Elbgebiet: die Helme, bei Stöckey unweit Sachsa am Südabhange des Unterharzes, vereint sich mit der Unstrut. Die Wipper vom Auerberg fließt zur Saale; ebenso die Bode vom Brocken (Quelle 883 m. hoch), welche noch Selke und Holzemme aufnimmt.

Die Schluchten und Thäler oben an diesen Flüssen sind meistens eng, und bieten manchfaltige Naturschönheiten dar, wie überhaupt der Harz eines der schönsten Stücke des deutschen Mittelgebirges ist. Vorzüglich sehenswerth: 1) Die Gegend von Schierke, einem Oertchen, dessen Bewohner nur von Eisenwerken leben. Dort liegt der Abhang des Brockens voll Granitblöcken, deren manche wahre Riesenmassen und hie und da mit Strauchwerk und Bäumen bewachsen sind; dazwischen rauscht die kalte Bode durchs schauerlich tannendüstere enge Thal. An den Ufern stehen die Felsennasen, „die da schnarchen, die da blasen“, die Schnarcher, zwei 14 m. von einander entfernte, 23 m. hohe Felskolosse, die wie Trümmer eines riesigen Triumphbogens aussehen. 2) Die Roßtrappe, wo die Bode tobend und schäumend in tiefer Schlucht aus dem Gebirg ins Quedlinburger Thal rauscht und einmal $2^1/_2$ m. herab stürzt; zur Seite starren hohe Felswände, eine fast senkrecht gegen 300 m. hoch. Oben zeigt man einen in den Berggipfel gehauenen riesig großen Roßhuf (Roßtrappe), der wahrscheinlich den heidnischen Priestern dazu diente, sich hineinzustellen und zu weissagen. Sage

vom Riesen Bodo und Emma, der Königstochter des Riesengebirgs. Seitwärts von der Roßhufklippe gelangt man durch laubigen Bergwald zum Tanzplatz, einer felsigen Stelle, von 475 m. Höhe. Dicht vor der tiefen Schlucht, wo die Bode heraustritt, liegt im Wiesengrund der kleine Hüttenort Thale, wo stattliche Blechhämmer. 3) Das Oberthal mitten im Oberharz. Eine Viertelmeile hinter Andreasberg beginnt ein von Tannen beschatteter Damm, der an dem gemauerten Oberkanal bis zum Oberteichthal sich hinstreckt. Zur linken Seite hat man den rauschenden Fluß, über welchen der steile und doch belaubte Rehberg (892 m. hoch, 248 m. unter dem Horizont des Brockenhauses) aufragt; zur Rechten aber ist ein tiefer Absturz voll Wälder, und drüber die Achtermannshöhe mit ihrem kahlen Gipfel. Vor der Rehbergerklippe, einer riesigen Felsmasse, ist der Anblick am angenehmsten. 4) Das sagenverherrlichte Ilsethal beginnt an der Ostseite des Brocken zwischen der Heinrichshöhe und der Zeterklippe, und wird bald an nördlicher Abdachung des Brocken bei Ilsenburg sehr reizend, wo außer Eisenhütten und Kupferhämmern noch ein 75 m. hoher nackter Granitfels, der Ilsestein, den Wanderer anzieht, und unten im klaren Flusse Forellen spielen. 5) Die Gegend von Blankenburg am nordöstl. Abfall des Harzes ist um so merkwürdiger, da man im dortigen Schloßparke eine lange Allee zahmer Kastanien antrifft, deren Früchte in guten Jahren reif und schmackhaft werden. Nur 1½ Stunde davon, nahe dem Hüttenorte Rübeland an der Bode, finden sich auf entgegengesetzten Flußufern im Kalkfelsen die Baumanns- und Bielshöhle, worin die manchfaltigsten Stalaktiten oder Naturgebilde aus Tropfstein. 6) Auch am Südharze ist eine Höhle oder Grotte, die Kelle unweit Ellrich, 93 m. lang 81 m. breit, die Oeffnung 49 m. hoch, und im Innern ein 16 m. tiefes Wasser von ungeheurer Kälte, so daß Fische und Frösche darin erstarren. Die Höhle bei Scharzfeld ist 280 m. lang. 7) Gepriesene Punkte des Selkethales sind: das Alexisbad, das Eisenhüttenwerk Mägdesprung und die alte Burg Falkenstein, auf welcher der Sachsenspiegel, das älteste der deutschen Rechtsbücher, von dem anhaltinischen Ritter Ebko von Rebkow um 1226 in niedersächsischer Mundart geschrieben wurde; Falkenstein ist ferner das Schloß „mit Mauern wie Silber, mit Dächern wie Stahl, mit Fenstern wie brennende Spiegel," das Bürger — zu Molmerswende in der Nähe des Falkenstein 1747 geboren — in seiner Pfarrerstochter von Taubenhain (das unter dem Schlosse gelegene Pansfelde) erwähnt. 8) Die Aussicht vom Brocken. Dieser poetisch vielfach verherrlichte Berg ist der höchste des nördl. Deutschlands und scheint um so höher, da er nach N. tiefen Abfall hat, von wo er einen erhabnern Anblick gewährt, als irgend ein Gipfel des Fichtel- und Erzgebirges. Sein Gestein ist Granit, und da an den Hängen bis in die Schluchten und Thalsohlen zahllose Granitblöcke wie Trümmer eines Gebirgs umherliegen, so vermuthet man, sein kahler Scheitel sei in uralter Zeit viel höher gewesen. Von ungeheurer Tannenwaldung, wohl ½ Qm. einnehmend, ist er umlagert. In der Höhe von 1030 m. schwindet schon der Baumwuchs, nachdem er zuvor niedrig und krüpplicht geworden; nur Moose (isländisches z. B.), Bergkräuter und die Brocken-Anemone überziehen die nicht felsigen Stellen des kahlen Gipfels. Auf der Kuppe liegen 2 Felsstücke, Hexenaltar und Teufelskanzel, und der Hexenbrunn, ein heller sehr kalter Quell, der nie versiegt. Unweit

davon steht ein Gasthaus mit einer Thurmwarte, um zu übernachten und der weiten Aussicht zu genießen. Die Weite der Aussicht hat 17 Meilen im Halbmesser, also das Doppelte im Durchmesser. Man sieht in dämmernder Ferne die Städte Magdeburg, Braunschweig und Hannover. Die Elbe vermuthet man in einem feinen Silberstreif am Horizonte. Gegen S. liegen Hunderte von Gipfeln, dunkle Tannenwälder und zwischenschimmernde grüne Gebirgswiesen. Ueber die ganze Harzbreite hinweg sieht man bis zum Schlosse von Gotha und zum Herkules bei Kassel. Nur fehlt in der nächsten Umgebung ein bedeutender Wasserspiegel, Strom oder See. Vom Brockenhaus südöstl. ist nur 1/2 M. zur kahlen Granitkuppe Heinrichshöhe, und ebenfalls nicht weit zu den Hirschhörnern oder Felsspitzen des Königsberges, 77 m. unter dem Horizont des Brockenhauses. — Im Unterharz sind die bedeutendsten Gipfel der granitne Ramberg (Victorshöhe) bei Mägdesprung und der Auerberg (Josephshöhe) bei Stollberg.

Ungeachtet mehrerer kleinen Flüsse hat das Gebirg doch keine Wasserfülle; wenigstens vom Oberharz kann man sagen, daß er ärmer an lebendigen Wassern sei als andere Gebirge Deutschlands; man trifft dort 2—3 Stunden weit keinen Quell an. Deshalb ist nur in den sanfteren Schluchten und Thalungen guter Graswuchs. Die Herden der Harzdörfer weiden zwischen den Wäldern an Berghängen und auf niederen Kuppen, aber auf höheren Kuppen ists öde. Viehzucht belebt im allgemeinen das Gebirg weniger, als z. B. manche Alpengegenden, obschon hie und da das Schellengeläute der Bergkühe den Wanderer erfreut, treffliche Milch ihn erquickt, und in den nächsten Nachbarlanden die kleinen Harzkäse beliebt sind. Die größten Reichthümer des Harzes bestehen in Metallen, welche durch den Bergbau zu Tage gefördert, in Schmelzhütten geschieden, in Hammerwerken und Fabriken verarbeitet werden. Bergbau und Hüttenwesen erstreckt sich aber nicht wie Viehhütung und Milchwirthschaft über ein ganzes Gebirg, sondern sammelt die Thätigkeit der Menschen nur an einzelnen Stellen. Daher ists oft so einsam auf dem düsteren Harze. Wie einsam, schauerlich und durch wilde Thiere gefahrvoll muß es vor 1000 Jahren gewesen sein, ehe das Herauffördern und Verarbeiten der Metalle Anlaß zu Errichtung von Dörfern und Städten gab. Dies geschah erst, als die Herzoge der Sachsen zugleich Könige über ganz Deutschland waren. Der erste unter ihnen, Heinrich der Finkler, ein tapferer, edelmüthiger und volksfreundlicher Herr, hat sich den Namen Städtegründer erworben. Er zog waffenfähige Männer vom Land in die kleinen Orte Sachsens und Thüringens, die er zum Schutz gegen die damals Deutschland bedrohenden Ungarn oder Magyaren mit Mauern und Thürmen umgeben ließ, und so erhoben sich viele Städte, andern deutschen Ländern zum Muster. Zu diesen gehört Quedlinburg (nahe der Gegend der Roßtrappe), wo Heinrich begraben liegt. In einer der Vorstädte zeigt man den Finkenherd, auf dem nach der Sage dem mit Vogelfang beschäftigten Sachsenherzoge die deutsche Königskrone angeboten wurde. Zur Zeit seines Sohnes Otto des Großen ward im Rammelsberge (im Oberharz) Silber entdeckt, und die Ausbeute war anfangs so bedeutend, daß Sachsen die reichste Gegend des deutschen Vaterlandes ward. Bloßes Silber macht nicht reich, aber die Thätigkeit, welche der Grubenbau anregt. Nun ward der Bergbau allmählich paßlicher betrieben, an meh-

reren Stellen des Gebirgs nach Erz gesucht, und Werkstätten der Betriebsamkeit entstanden, wo es zuvor nur wilde Jagd auf Eber und Bären gab. Am Rammelsberge erblühte die Stadt Goslar, wo sich Kaiser, nicht mehr sächsischen, sondern rheinfränkischen Ursprungs, niederließen. Heinrich III. und IV. zogen den dortigen Sitz den lachenden Gegenden am Rhein und Neckar vor. Noch erinnern daran die nahen Trümmer der kaiserl. Harzburg. Damals erhoben sich auch andere Schlösser auf und am Gebirg, besonders auf den milderen Vorbergen des südöstl. Unterharzes, wie Anhalt, Hohnstein, Stollberg, Mansfeld, Scharzfeld u. a., jetzt in Trümmern oder größtentheils verlassen; und die erste, welche fiel, war die kaiserl. Harzburg selbst. Heinrich IV. ein junger, unbesonnener, leidenschaftlicher Fürst, hatte durch Unsittlichkeit und Härte die Sachsen so sehr beleidigt, daß sie ihn endlich vertrieben und sein Gebäude zerstörten (1073). Aber die Städte dauern, denn noch ist der Schatz im Innern der Berge nicht erschöpft. Noch sind die Gruben und Hüttenwerke von Andreasberg, Klausthal und Zellerfeld, Goslar, Grund und Lauterberg von stets gleicher Bedeutung; noch bewundert man bei Grund den Georgstollen, der 10504 m. lang, an einigen Stellen 329 m. tief, die Grubenwasser abzuführen dient, und im Selkethal (auf dem Unterharz) das Eisenwerk der wildschönen Gegend Mägdesprung, sowie nicht weit davon die Silber- und Eisengruben nebst Kupfer-, Eisen- und Vitriolhütten von Harzgerode. Im allgemeinen steht jedoch der Unterharz an Metallreichthum hinter dem Oberharze zurück, ist aber milder, bevölkerter und von romantischen Thälern durchfurcht, in welche sich allsommerlich der Schwarm der Touristen ergießt. Die mächtigen Feuer der Hochöfen, Hämmer u. s. w. verzehren eine ungeheure Menge Kohlen, weshalb in den Harzwäldern gar viele Kohlenmeiler rauchen, und die meisten Wege durchs Tannendickicht und in den Thälern schwarz sind.

Trotz des Holzverbrauches, da auch die Ofenheizung im rauhen Bergklima viel v erlangt, kann der Harzer doch Massen von Brenn- und Bauholz ins Nachbarland verkaufen, Pech und Theer sieden und eine ungeheure Menge Bütten voll Kienruß ausführen. Am Fuß und an den Vorlanden des Harzes wird Flachs gebaut, mit dessen Spinnen und Weben sich viele im Winter beschäftigen. Manche nähren sich auch durch Verfertigung von Zündhölzern, Körben, Eimern, Bütten, Zubern, Käfigen und anderm Holzgeschirr, und in Klausthal wird jetzt auch das künstliche Holzschnitzen gelehrt, wie es im Schwarzwald und in den Alpen getrieben wird; manche fangen Vögel zum Verkauf (Andreasberg) und sammeln die Beeren des Waldes und isländisches Moos, um sie in den Ebenen der Nachbarschaft feil zu bieten. Denn kömmt auch viel Erz aus dem Schoße der Erde, so werden doch Bergleute und das Volk des Gebirgs nicht reich davon. Grubenbau und Hüttenwerke fordern Kapitalien zur Anlage, die nur die Gutsherrn und reichen Kaufleute in den weiteren Thälern und seitab liegenden Städten besitzen; ja die Hauptbergwerke gehören den Regierungen. Wer also mit eignen Händen Erzadern sprengt, schmelzt, hämmert, der hat die Mühe und nicht den Ertrag, mag er nun Silber oder Gold, oder Eisen und Kupfer zu Tag bringen. Doch freut ihn gute Ausbeute, als wäre sie sein; denn er ist arm, aber zufrieden. Die Bewohner des Oberharzes sind seit alter Zeit Kolonisten aus dem Fränkischen und sprechen

deshalb auch einen oberdeutschen Dialekt, während die Bevölkerung des Unterharzes niedersächsischen Stammes ist und platt redet. — Die höchst gelegenen Orte des Harzes sind: die Bergstadt Andreasberg, 3500 E. (612 m. hoch gelegen), und die Dörfer Schierke an der kalten Bode (594 m.) und Hohegeis zwischen Oder und warmer Bode südöstl. von Andreasberg (633 m.).

Im Gebirg und seiner nächsten Umgebung grenzen die Staaten Preußen, Braunschweig und Anhalt an einander.

Städte an den südlichen Zuflüssen der Aller: Heiligenstadt, Hauptört des hochgelegenen Eichsfeldes, unweit der Leinequelle am Fuße des Iberges, der zum Dün gehört. Zwischen hier und Göttingen die Burgtrümmer der beiden Gleichen. — Göttingen 6 M. nordöstl. von Kassel, 16000 E., mit einem fruchtbaren rings ausgeweiteten Thale an der Leine von Berghöhen umkränzt, vorzügliche 1737 eröffnete Universität mit einer Bibliothek von 400,000 Bänden und vielen Sammlungen (z. B. Blumenbachs Schädelsammlung). Hier lehrten unter andern die Geschichtsforscher Schlözer, Spittler, Plank und Heeren, der witzige Physiker Lichtenberg, der Philosoph Herbart; die Naturforscher Haller und Blumenbach, der Mathematiker Gauß, ferner die berühmten göttinger „Sieben", mit deren Vertreibung (1837) allerdings die Blüte der Hochschule beeinträchtigt wurde; an den Dichter Bürger erinnert ein sinnvolles Denkmal. Gandersheim nördlich von Göttingen, ein Städtchen an der Gande (Beifluß der Leine), bekannt durch die alte Abtei, in welcher um 980 die berühmte Nonne Hruodswintha (Roswitha) lateinische Komödien nach Terenz in blühender Sprache dichtete. — Hannover an der Leine, ehmals Residenz hannoverscher Könige, nur 55 m. über der Ostsee, mit 88000, einschließlich der Vororte Linden und Glocksee 105000 E., Geburtsort der Königin Luise von Preußen, der Dichter Leisewitz und Gebrüder F. und W. Schlegel, des berühmten Schauspielers und Dichters Iffland, sowie Herschels und Rambergs. Auch steht dort ein Denkmal des großen Leibnitz, und die 51 m. hohe Waterloosäule. Hildesheim mit 20,700 E., in hügeliger Gegend an der Innerste, Vaterstadt des kühnen Reisenden Hornemann, der 1800 in Afrika umkam. Die bronzenen Thürflügel am Dome sind ein Werk eines der ältesten deutschen Meister, des kunstreichen Bischofs Bernward aus dem Jahre 1000. Wolfenbüttel mit Denkmal Lessings, der hier seinen Nathan schrieb; er war Vorsteher der 200,000 Bände starken Bibliothek und starb 1781. 2 Mln. nördlich davon und ebenfalls an der Ocker: Braunschweig mit 57,000 E., Sitz eines Herzogs aus der älteren Linie des Welfenhauses, das ursprünglich aus dem Schwabenlande vom nördl. Ufer des Bodensees stammt; in England regiert die jüngere Linie. Unter den Bauwerken ist das Rathhaus der Altstadt mit Statuen sächsischer Fürsten sehr sehenswerth; es ist vom Jahre 1325. Das neue Residenzschloß gehört zu den schönsten Palästen Deutschlands. Neben der Domkirche steht auf hohem Piedestal ein metallner Löwe, den im 12. Jahrh. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern, als Zeichen seines Muthes errichtete. Manchen Sieg hat er auch erfochten, aber seinem frühern Freunde, Kaiser Friedrich Rothbart, dem er abtrünnig geworden, mußte er endlich unterliegen und sich nach Verlust der höheren Würde mit Braunschweig und Lüneburg begnügen. Zu den alten Denkmälern sind neue gekommen, theils für Herzog Wilhelm und seinen Vater Karl

Wilh. Ferdinand, die beide, dieser 1806 und jener 1815, im Kampfe gegen Napoleon ihren Tod fanden, theils zu Ehren Schills und seiner von den Franzosen gefangenen und hier erschossenen Gefährten; jetzt auch zum Andenken Lessings, dessen Standbild aus Erz, ein Werk Rietschels, 1853 aufgestellt worden. Die in Deutschlands Kulturgeschichte nie zu vergessende Amalia von Weimar war eine braunschweigische Prinzessin; auch der berühmte Mathematiker und Astronom Gauß ist von hier, und Campe, der Jugendschriftsteller. Helmstedt, an der Straße nach Magdeburg, bis 1809 eine geschätzte Universität.

§. 6. Das Flachland der untern Weser und der Ems.

Das Gebiet des Küstenflusses Ems legt sich links an das der untern Weser, und hat gleiche Beschaffenheit des Bodens und Klimas; wir fügen es deshalb hinzu. Die Ems, mit allen ihren Krümmungen nur 51 Mln. lang (gerader Abstand der Mündung von der Quelle 30 Mln.), entspringt aus bruchiger Stelle auf der Sennerhaide am südwestl. Abhang des Teutoburger Waldes und fließt durch ebene meist wiesige Gründe; die Dollart-Bai ist ihre Mündung, die Haase ihr größter Nebenfluß.

Rechnet man zu dem Gebiet der Ems noch die Hunse, einen Moor-Ausfluß, der seitwärts mit dem Dollart in Verbindung steht, so zieht die Grenze des Ems-Gebiets von der Quelle bis zur Meerbucht Lauwersee, indem die Gebiete der Lippe, Vechte und kleiner holländischer Küstenflüsse links bleiben.

Ehe wir indes das untere Weser- nebst dem Emsgebiet näher betrachen, ist ein Blick auf das ganze norddeutsche Flachland nöthig.

Die Karte zeigt, daß die meisten deutschen Flüsse nach der Nord- und Ostsee strömen, und unser Land sich von den Gebirgen des Innern anfangs hügelicht, dann in großer Ebene, dahin abdacht. Als Grenze dieser Ebene läßt sich eine Linie ziehen, die von Antwerpen über Roermonde, Wesel, Münster, Osnabrück, Minden, Steinhuder See, Hannover, Braunschweig, Helmstedt zur Leipziger Ebene und südlich von Torgau über die Elbe nach Kamenz, Liegnitz und im Westen der Oder aufwärts bis Oppeln zieht. Am schmalsten ist also das Flachland zwischen Minden und dem Meere, nach O. aber wird es immer breiter. Es ist in einer Längenausdehnung von 160 Mln. dem deutschen Berglande vorgelagert und nimmt ungefähr ein Drittel des ganzen deutschen Bodens ein. Trotz der großen Ausdehnung ist es doch nur ein Theil der großen Tiefebene, die am Fuße der Pyrenäen in Frankreich beginnt, das mitteleuropäische Gebirgsland im W. und N. umfaßt und ostwärts der deutschen Grenze in das weite osteuropäische oder sarmatische Tiefland übergeht, welches durch den Gebirgswall des Ural vom nordasiatischen Tieflande geschieden wird.

Indes darf man sich dieses Tiefland nicht als völlig gleichförmige Ebene vorstellen; es bietet Abwechslung und sogar auch landschaftliche Reize. Zwei Landrücken, einer vom Süd-, einer vom Nordende des Uralgebirges ausgehend, durchziehen dasselbe und reichen auch in den deutschen Theil des ungeheuren Flachlandes herein. Der erste derselben, uralisch-karpathischer Landrücken genannt, berührt Deutschland mit

dem metall- und kohlenreichen Plateau von Tarnowitz rechts der obern Oder — Trokkenberg 372 m., St. Annaberg 421 m. —, zieht, dem deutschen Mittelgebirge vorgelagert, von Oder und Elbe und deren Zuflüssen durchbrochen, in nordwestlicher Richtung weiter — zwischen Spree und Elbe der Ochsenberg 160 m., der Fläming mit dem 96 m. hohen Golmberg —, um jenseit der Elbe zum Steppenplateau der Lüneburger Haide zu verflachen — wo die Hügel von Wilsede 185 m. —, welches zwischen Harburg und Stade ungemein rasch 33 m. tief zu dem feuchten Moorgrunde abfällt, der den Gürtel der Elbmarschen von der Geest trennt; der Landrücken endigt zwischen Weser- und Elbmündung westl. von Cuxhafen. Der zweite dieser Landrücken, der uralisch-baltische, kann vom Nordural ausgehend gedacht werden, wird, wo er sich der Ostsee nähert, zu einem wahren Seenplateau (Fortsetzung der finnischen Fels- und Seeplatte diesseit des finnischen Busens), behält diesen Charakter auch im deutschen Theile bei, und windet sich dann um das südwestl. Becken der Ostsee herum durch die schleswig-jütische Halbinsel bis zum Skagenshorn, die Ostsee auf drei Seiten umgürtend. Die bedeutendsten Höhen liegen im Pregel- und Weichselgebiet: der Goldapper Berg 195 m., der Hasenberg bei Löbau 196 m. und links der Weichsel südwestl. von Danzig der Thurmberg 331 m., die größte Berghöhe zwischen Harz und Ural. Weiter gegen W. liegen: der Revekohl O. von Stolpemünde 158 m., der Gollenberg bei Köslin 143 m., beide in Pommern; in Brandenburg der Müggelsberg bei Köpnick unweit Berlin 111 m.; im Mecklenburgischen der Helpterberg 201 m., der Ruhnerberg südl. von Parchim 187 m., die hohe Burg bei Schleimmin 166 m.; auf der Insel Rügen die Pyramide des Königstuhles auf der großen Stubbenkammer 133 m. — Auch zwischen Yssel und Vechte gibts einige Hügel, und die veluvischen Berge nördl. von Arnheim. Im Ganzen und Großen aber behauptet das ausgedehnte Land den Charakter der Ebene. In grauer Vorzeit sind diese Ebenen mit Meerwasser überdeckt gewesen. Dann hob sich das Land und war, als die Flut sich verlaufen, voller Sandstrecken und morastiger Plätze, wo die Flüsse aus den obern Gegenden freies Spiel hatten sich Betten zu suchen; sie schoben die Sandmassen bei Seite und setzten an ihren Ufern hergeschwemmte Erde und Schlamm an. Daher mag es kommen, daß die dortigen Flüsse größtentheils von Wiesengrund und Ackerland begleitet sind, während seitab, als breite flach erhobene Scheiden ihrer kleinen und großen Gebiete, fast überall der Sand sich hinstreckt. So geht z. B. die Wasserscheide zwischen Aller und Elbe durch eine sandige, mehrere Meilen breite flache Landerhöhung. Im allgemeinen ist die Beschaffenheit des Bodens, auf der Oberfläche nämlich, im ganzen norddeutschen Flachlande sich gleich, strichweis vortrefflich zum Anbau, aber auch voll Haiden, Moore und Brücher, neben Marschen auch Geest. Nur östlich der Elbe gibt es noch viele Landseen.

Was die Abtheilung des Flachlandes betrifft, die zum unteren Weser- und zum Emsgebiete gehört, so haben wir zuerst die Küste, dann das Innere zu betrachten.

a. Eine der merkwürdigsten Bewegungen des Meeres ist Ebbe und Flut. Das Wasser am Strande steigt und fällt, in regelmäßigem Wechsel, innerhalb 24 St. 50 Min. 48 Sec. zweimal. Das Steigen, welches 6 St. dauert, nennt man Fluten.

Wächst es nicht mehr, so ist hohe See, die ungefähr ¼ St. dauert. Fällt es und läuft vom Ufer zurück, was wieder 6 St. anhält, so sagt man, es ebbet. Im niedrigsten Stande (tiefer See) beharrt es wieder ¼ Stunde, bevor es zu steigen beginnt. In der Ostsee, die fast gänzlich von Land umgeben ist, spürt man keine Flut, wohl aber in der Nordsee. Die Küste der Nordsee ist flach und durch keine Felsen geschirmt; nur des Fahrwassers kundige Lootsen finden den Weg in die Häfen. Für die Schifffahrt im allgemeinen ist dies hinderlich, für die Vertheidigung der Küste gegen feindliche Angriffe ist es von großem Vortheile. Die niedrigsten Ränder, welche die Flut überdeckt, und die Ebbe wieder bloßlegt, werden Watten genannt und sind von vielen Vertiefungen oder Balgen durchzogen. Das Steigen des Meeres mit der Flut ist beträchtlich, denn bei Varel an der Jademündung ist der Unterschied zwischen tiefer und hoher See 4½ m., und die Flut dringt so weit in die Weser, daß sie noch in die Hunte und Wümme tritt und die großen Seeschiffe bis Brake aufwärts führt. Zuweilen, namentlich zur Zeit des Neu- und Vollmondes, übersteigt das Meer die gewöhnliche Höhe und wird desto gefährlicher. Man nennt dies Springflut. Der Anwohner der Nordsee hat häufig damit zu kämpfen. Um sich zu schützen, hat man deshalb überall von der Schelde bis Dänemark die Küste mit kostspieligen Dämmen oder Deichen, 3—6 m., ja im Lande Hadeln (zwischen Weser- und Elbmündung) 12 m. hoch eingefaßt. Zu den Deichen in Hadeln sind Granitblöcke benutzt, die, wahrscheinlich auf schwimmenden Eisschollen von Skandinavien und Finnland nach Deutschland eingewandert, seltsam genug weit im Haideland, wo sonst kein Gestein ist, zerstreut umherliegen. Um aber das Moorwasser los zu werden, hat man die Deiche mit Pforten (Sihlen) von 2—6 m. Weite versehen. Zur Ebbezeit öffnen sich die Sihlthüren und lassen das Wasser der Kanäle hinaus. Die steigende Flut, natürlich weit stärker als das träge Moorwasser, drückt dann die Thüren wieder zu und verschließt sich selber den Eintritt ins Land. Zur Aufsicht der Deiche und Sihlen ernennt man geschworne Männer, die den Titel Deichachter (Deichrichter) und Sihlachter führen. In ältester Zeit, bevor es solche nützliche Anstalten gab, änderte das Meer gar oft und gewaltig die Gestalt der Küsten, riß hier ganze Landstriche ab und setzte dort neue an. Aus früherer Landesgeschichte weiß man, daß im 13. Jahrh. die Bucht der Jade entstand, indem 7 Rüstringer Kirchspiele zu Grunde gingen. Einige Jahre später (1225) riß Westfriesland weiter auseinander, wodurch das bisherige Binnenwasser, die Südersee in Holland, zum Golf wurde; und später zu des Habsburgers Rudolf Zeit (c. 1280) wurden 50 Ortschaften an der Mündung der Ems von der See verschlungen und so der Dollart vergrößert. Dem Abreißen wehrt man seitdem mit mehr Sorgfalt. Das Ansetzen neuen schlammigen Landes aber läßt man sich gern gefallen, und wo es tauglich ist, wird es mit Dämmen eingefaßt, bebaut, und ein Polder genannt. Eine große Küstenstrecke der Nordsee erfreut sich noch eines natürlichen Schutzes gegen den zu starken Andrang der Wogen. Eilande nämlich oder Inseln (friesisch Oog, dänisch Oe) liegen in einer Reihe vor ihr hin, und brechen die anstürmende Flut, wenigstens an vielen Orten.

b. Das Innere und zwar 1) das höher gelegene Binnenland, die Geest, d. h. eigentlich unfruchtbares Land; denn es besteht zum größten Theil aus Sandgegen-

den, worunter die größte und bekannteste die übel verrufene Lüneburger Haide, „das Landmeer," nahe den Ufern der Aller und nördl. bis gegen die Elbe. Sie besteht aus Kiefernwald und Haidekraut (dessen zahllose Blüten eine Lieblingsnahrung der Bienen sind), aus Geeständern und mageren Grasplätzen, worauf man Herden kleiner schwarzer Schafe oder Haidschnucken sieht. Dazwischen liegen Dörfer, wenn auch ärmliche, hie und da an den Bächen umher, und zwar öfters von Eichen, Ellern, Buchen und Birken umgrünt, und mit Buchweizen, Hafer-, Gerste- und auch wohl spärlichen Roggen-, Flachs- und Rübenfeldern umgeben. Aus der Schaf- und Bienenzucht wissen sie einigen Gewinn zu ziehen. Unter den Geestländern sind die der Lüneburger Haide freilich die ärmsten, aber anderwärts findet man Dörfer, deren fleißige Bewohner sich über die Dürftigkeit ihrer Nachbarn bis zu einem gewissen Wohlstande herauf gearbeitet haben. Manche Gegenden, ehemals nur Kiefernwald und Haide, sind zu Geestland umgeschaffen. In der Vorzeit, als die alten Bewohner des Landes, des Deichbaues noch unkundig, die fruchtbaren Marschen noch nicht dem Meere abgerungen hatten, die trüben, schlammigen Fluten der See noch bis an die Sandhöhen schlugen und die Gewässer der Moorstriche mit der Ebbe und Flut noch fielen und stiegen: waren diese Geesthöhen, welche über den Tieflandsmooren und Marschen aufragen, die Lieblingswohnsitze der Bevölkerung; zahlreiche „Hünengräber" und „Heidenkirchhöfe" finden sich hier noch vor. — 2) Moore oder Brücher, welche das Geestland umgrenzen, oder als weite mit Moor ausgefüllte Tieflandsbuchten in den Landrücken eindringen, oder zwischen den dürren Sandländern hie und da trübselig umherliegen. Sie sind spärlich mit kurzem schilfigen Moorgras und etwa mit Binsen überzogen; überall tritt braunes übelschmeckendes Wasser zu Tage. Eine Todtenstille ruht auf ihnen, höchstens unterbrochen durch das Geschrei des Kiebitz, der in Brüchern seine Nester baut, oder durch den klagenden Laut des einsamen Moorhuhns. Oft erinnern nur die gradlinigen widerlichen Einschnitte der Torfstecher, und die Abzugkanäle an die Nähe der Menschen. Solche Kanäle werden angelegt, um das Moorwasser, das sich in die benachbarten fruchtbareren Lande ergießen würde, abzuleiten, oder auch zur Entsumpfung der Moore. Es ist schon an manchen Orten geglückt, auf solche Art oder durch Moorbrennen Weiden, Wiesen und Felder zu schaffen. Nur die Torfmoore muß man erhalten, weil ihre Grasdecke unermeßliche Schätze an Torf gewährt. Meist sind sie zwischen 1 und 3, hie und da an 6 m. dick, ja in manchen Mooren hat man die Tiefe nicht ergründen können. Unter den größeren Mooren merken wir: den Drömling, einen bruchigen Wald auf der Wasserscheide, nahe der obern Aller; das Teufelsmoor unweit Bremen, worin Kartoffel- und Kornfelder; das todte Moor am Steinhuder See; das Wietingmoor zwischen Hunte und Haase; das große Hochmoor zwischen Oldenburg und der Ems, worin auf Streifen festeren Bodens die kleinen Ortschaften des Saterlandes liegen; das Burtanger Moor westl. der Ems und in Holland. — 3) Marschen oder Masch. Die Ufer der untern Weser von Minden abwärts begleitet Wiesen- und Ackergrund, anfangs schmal, dann sich links und rechts ausdehnend, so daß immer mehr seitab der Geestboden zurücktritt. Die Niederung wird immer fruchtbarer und zieht sich an der Meerküste neben und zwischen der Geest und den Mooren umher. Das Gleiche ist in der Gegend der Ems und an der Jade, und

ebenso im benachbarten östl. Stromgebiete der untern Elbe der Fall. Man nennt jene fruchtbaren Striche Marschen. Alle Marschen sind ein Produkt des dem Flußwasser sich bei Flutzeit entgegenstauenden Meeres; fruchtbare Anschwemmungen weiter aufwärts an den Flüssen heißen Börden (bekannt ist z. B. die Magdeburger Börde). Marschen können also an den Flüssen einerseits nicht weiter aufwärts sich bilden, als die Flut reicht, anderseits erheben sie sich nur wenig über den Stand des Hochwassers und müssen daher durch Deiche, die zugleich oft als Straßen dienen, gegen die See geschützt und durch meist schnurgerade schlammige Wassergräben entwässert werden. Alle Marschen bilden somit eine vollständig wagrechte Ebene, und in ihrer oberen Erdrinde, die sich aus dem Wasser niedergeschlagen hat, findet sich kein Steinchen, es sei denn durch Menschenhand herbeigetragen. Die Marsch hat wohl Bäume, aber keine Wälder, Wassergräben, aber keine Quellen und eigenen Flüsse. Alle Marschen tragen den Namen Land, ein Begriff, der dem mitteldeutschen „Gau" entspricht und sogar auch auf die Inseln angewendet wird (Helgoland, Ameland, Vlieland), wogegen die Inseln in der untern Weser und Elbe als Sande oder Werder bezeichnet werden (Altersand, Eschersand; Badingersand, Krautsand, Billwerder, Ochsenwerder ꝛc.). Die bedeutendsten hierher gehörigen Marschen sind: das Land Wursten mit dem Orte Dorum rechts der Wesermündung; links der Weser: Stedingerland (rechts der untern Hunte), Butjadingen (zwischen Jadebusen und Wesermündung), Jeverland oder Rustringen, weiter westl. Harlingen und andere im eigentlichen Ostfriesland, dann in Nordholland. Der Boden dieser Marschen, schwerer Klaiboden, fetter als die reizenderen Gefilde im innern deutschen Hügellande, ist im Gegensatz zur weniger ergiebigen Geest in dem Vergleiche geehrt, daß er die „goldverbrämte Kante eines abgeschabten Mantels" bilde; hier findet man hohen Graswuchs, reiche Triften, das trefflichste Getreideland, Gärten und Obstpflanzungen. Hier in der Marsch hat sich der altgermanische Charakterzug nach Isolirung und eigenartiger Abgeschlossenheit noch darin erhalten, daß die Dörfer nicht, wie in der Geest, aus nahe beisammen gebauten Häusern und Hütten bestehen, sondern aus weit von einander liegenden stattlichen Gehöften oder Höfen, jedes mitten in seinen Aeckern, Wiesen und Baumwerk, und von wohlhabenden Bauern bewohnt; auch fehlt in der Marsch keinem Hause der Schornstein, während die Bauernhäuser auf der Geest stets an dem Mangel der Essen kenntlich sind, überhaupt die altniedersächsische Bauart in der ganzen Anlage beibehalten haben. Da vom Haus zur Kirche oft 1—2 Stunden ist, sieht man häufig den friesischen Bauer zur Kirche reiten. Daß der Contrast zwischen Geest und Marsch auch auf den Charakter der Bewohner wirken muß, ist klar. Der Geestländer ist stabiler, konservativer, als der Bewohner der Marsch; dieser sucht vorwärts zu streben, trachtet danach, sich den Anschein moderner Bildung zu geben und will in Kirchen- und Staatsangelegenheiten nicht nur regiert, sondern auch um seine Meinung befragt sein. Seine größere Beweglichkeit läßt sich aus der bevorzugten Beschaffenheit seines Landes und aus dem mehrseitigen Verkehre mit der Außenwelt ableiten. Dem echten Marschensohn zerfällt die Welt in Marsch und Geest, und die barfuß gehenden Haidebewohner und armen Mooranbauer, die „Lü mit de gelen Haken" (Leute mit den gelben Fersen) sieht er mitleidig über die Achsel an. Seine Neigung zu Politik

hat er stets ausgebildet, und er trägt die Freiheit persönlicher Ansicht auch auf das kirchliche Gebiet über. Selbst die Bauart seines Hauses hat er vielfach modificirt und modernisirt und in manchen Theilen der Marschen gibt es keine Volkstracht mehr. Der Binnenbewohner dagegen ist schlicht und einfach geblieben; Volkstracht und Bauart der Gehöfte bleiben unverändert; statt des politischen kultivirt er mehr das religiöse Gebiet. „Solche Freiheitskämpfe, wie sie die Stedinger und Wurster im Mittelalter ausgefochten, dürfen wir nur von Marschbewohnern erwarten, dagegen ist auch die großartige Entwickelung der Mission, wie sie von Hermannsburg (im Lüneburgischen) ausgegangen, nur in einem Haidedorfe möglich" (Ruge). —

Beschäftigungen in den Marschen sind vorzüglich Viehzucht, Ackerbau, Fischerei, auch Seehandel. Friesisches Rindvieh ist berühmt, ebenso Butter und Käse. Auch die schweren Pferde, die man in großer Zahl aufzieht, kommen ins Ausland. Bloß das jetzige Ostfriesland verkauft jährlich über 44,000 Faß Butter, über 4 Millionen Pfund Käse, 4500 Stück Rindvieh und 3400 Pferde.

Friesen ist der uralte Name alles deutschen Küsten- und Inselvolkes vom Ausflusse des Rheins bis östlich der Wesermündung. Ja um die Mündung der Eider, also an der dänischen Grenze, hießen die Strand- und Inselbewohner Nordfriesen. Jetzt gehört der Namen nur noch den Friesländern in Nordholland und den Ostfriesen im unteren Emsgebiet. Durch die nahen Moore und Haiden, wie durchs Meer von den Menschen geschieden, blieb diesem Volke viel Alterthümliches und Eigenes in Lebensart und Sprache. Es ist aufrichtig und grade, bedächtig, dienstfertig und sparsam, und hat länger als die meisten übrigen Deutschen an den Rechtsamen und Bräuchen altgermanischer Vorzeit festgehalten. Freies Gehöfte und persönliche Selbständigkeit galt dem friesischen Manne mehr als das Leben. Edler freier Friese! war der schönste Gruß, womit einer den andern empfing. Wie sie das Joch der Römer nicht geduldet, so warfen sie auch das fränkische ab und schlossen zu besserer Abwehr den Bund der 7 Seelde, der im 11. Jahrh. die einzelnen Gemeinden an der Nordsee vereinte. Ein alter Baum unweit Aurich ward zur Stätte des gemeinschaftlichen Upstals d. h. Obergerichts und Landtags bestimmt, und lange Zeit standen die Freiheiten aufrecht wie der Upstalsbom, trotz der herrschsüchtigen Angriffe der Nachbarn, denen nur gelang, die Stedinger zu vernichten und die Mündung der Weser zu erobern. Was indes äußere Feinde nicht vermochten, that Uneinigkeit im Innern. Ehrgeizige Häuptlinge strebten nach der Herrschaft und bestritten einander so lange, bis im 15. Jahrh. das Haus Cirksena von Greetsihl die Oberhand und 1463 die fürstliche Würde erhielt. So verlor sich die Häuptlings-Verfassung. Dagegen kam Ruhe unters Volk, das an seinem Vaterlande trotz der Seestürme un des neblig feuchten Klimas mit ganzer Seele hängt. Als 1744 das Haus Cirksena ausstarb, fiel Ostfriesland an den preußischen Staat, zu dem es seit Einverleibung Hannovers jetzt wieder gehört. — Um das altfriesische Recht und die Geschichte des Landes hat sich der wackere Wiarda sehr verdient gemacht.

Orte im Gebiet der untern Weser: Celle mit 17,000 E. an der Aller; sein Dichter E. Schulze starb leider zu jung. Auf der Haide von Sievershausen, 3 Mln. südl. von Celle, fiel Kurfürst Moritz von Sachsen als Bundesgenoß Heinrichs von Braunschweig in der Schlacht gegen Markgraf Albert von Baireuth 1553 den

9. Juli. Verden, nicht weit von der Mündung der Aller in die Weser, berüchtigt durch Karl des Großen Grausamkeit; er ließ die 5400 gefangenen Sachsen in Erbitterung über die standhafte Gegenwehr des Volkes zusammenhauen. Mariensee, ein Dorf an der Leine, unweit des Steinhuder Sees, Geburts- und Todesort des liebenswürdigen Dichters Hölty, der 1776 im 28. Lebensjahre starb. Bremen, wichtigste Stadt an der Weser mit 83000 E., umgeben von schönen Gärten und Spaziergängen, die nebst dem Anblick des Stroms und der Handelsthätigkeit der Bürger es vergessen lassen, daß ringsumher reizlose Geestflächen, Haiden und Moore sind. Bremen, jetzt eine der 3 deutschen Städterepubliken, gehörte ehemals zur Hanse. Das Rathhaus ist ein stattliches altdeutsches Gebäude, in dessen Keller sich die 12 Apostel (Stückfässer voll Rheinwein) befinden. Auch die 6 m. hohe Rolandssäule ist aus dem 14. Jahrhundert. Bremen hat gegenwärtig das größte Rhedereigeschäft von allen Häfen des Kontinents; es besitzt an 300 (1865 : 294) eigene Seeschiffe und laufen jährlich an 3000 Seeschiffe aus und ebenso viele ein (abgesehen von den noch weit zahlreicheren Flußschiffen und Flößen), die großen nicht ganz bis Bremen, weil die Flut nicht so weit reicht, sondern nur bis Bremerhafen, wo man sie löscht (auslabet) und mit kleinen Schiffen die Waaren aufwärts führt. Bremen ist der Hauptstapelplatz für den Handel mit amerikanischem Tabak und der zweite Baumwollenmarkt des europäischen Kontinents. In Bremen erwuchsen die Historiker Heeren und Luden und der Astronom Olbers (sein Marmorbild in den Anlagen), sowie das nahe Dorf Lilienthal durch die Sternwarte Schröters berühmt geworden. Oldenburg an der Hunte zwischen Haide und Moor, eine großherzogl. Residenz mit 14200 E., Geburtsort K. L. Woltmanns, L. Starklofs und des scharfsinnigen Philosophen Herbart. Aus Jever, nahe der Jade, stammte der Historiker Chr. Schlosser (gest. in Heidelberg 1861), und am linken Ausfluß des Jadebusens ist an vorzüglich gelegener Stelle, auf preußischem Boden, der großartige deutsche Kriegshafen Wilhelmshafen angelegt worden.

Im Gebiete der Ems: Münster an der Aa, Nebenfluß der Ems mit 24800 E. Am Markte sind die Häuser so gebaut, daß die obern Stockwerke weit herausragen und vorn auf Pfeilern ruhen; das bildet Bogengänge rings umher. Auf dem Rathhause wurde 1648 den 24. October der unglückliche westfälische Friede*) geschlossen, worin Deutschland den größten Theil des Elsaßes und die Lothringer Städte Metz, Tull und Verdun verlor. In Münster wurde 1802 der durch seine Thätigkeit in der preußischen Nationalversammlung von 1848, dann in der preußischen Kammer und im norddeutschen Reichstag berühmt gewordene Abgeordnete Waldeck geboren (gest. 12. Mai 1870). Osnabrück mit 23200 E. an der Hase in angenehmer weiter Thalung, denn südl. zieht das belaubte Ende der Teutoburger Berge vorüber, und nördl. verläuft sich die Höhe, die von den Weserbergen herzieht. Bildsäule Justus Mösers, des großen Kenners altsächsischer Geschichte und Sitten. In der Nähe: Tecklenburg, Geburtsort des Parabeldichters Krummacher. Detern, ein Flecken am großen Hoch-

*) Das Sachsenvolk hieß westl. der Weser bis zum Niederrhein Westfalen; am Teutoburger Wald und im Weserthal Engern; östl. zwischen Weser und Elbe Ostfalen; und nördl. von der Elbmündung bis zur Eider Nordalbinger. Falen ist so viel als Volk.

moor, berühmt durch den Sieg der Friesen im Jahre 1426 über die Bremer und Oldenburger; 3000 Friesen, geführt von Fokke Ukena, schlugen 11000 Feinde, die ihre alte Freiheit bedrohten. — Papenburg im Saterland, durch einen Moorkanal mit der Ems in Verbindung, nur 7000 E., doch haben die Bürger dieser größten und blühendsten Moorkolonie 19 Anstalten zum Schiffbau, große Sägemühlen, viele Seiler- und Segeltuchwerkstätten und Muschelkalkbrennereien, und selbst Schiffe auf der See. In den Marschen dort sind recht behäbige Wohnungen, in den Mooren aber Hütten aus Lehm und Torf mit Rasen gedeckt. Emden, ostfriesischer Hauptort am Munde der Ems, auf einem 3—4 m. hohen Warf; so nennt man dort jede Landerhöhung in der niedrigen fetten Marsch. Unter den 12500 E. sind viele hundert Kaufleute und Schiffer, die mit eignen Schiffen fahren. Häringsfischerei beschäftigt allein 1400 Menschen. Nicht minder lebhaft ist die Schiffahrt der Bewohner von Leer. Gröningen an der Hunse mit hohem baumreichen Wall; 37600 E. Unter den Plätzen der 209 m. lange und 123 m. breite Markt mit großem Rathhause. Diese friesische Stadt mit Universität gehört zu Holland. — Die Inseln vor der Küste sind mehrentheils sandig, mit spärlichem Gras bewachsen; nur Borkum hat Marschen. Auf Wangeroog und Norderney sind Seebäder.

III. Gebiet der Elbe mit dem nächsten Küstenstrich.

§. 1. Der Strom mit den Nebenflüssen. Umgrenzung und Abtheilung.

Oestlich an das Gebiet der Weser legt sich, in NW. Richtung, das der Elbe (Elbe von Elfe = Fluß). Die Elbe übertrifft die Weser an Wasserfülle und Länge; sie entspringt aber auch aus dem hohen wasserreichen Riesengebirge unweit der Schneekoppe, wo in einer Höhe von 1393 m. viele kleine Quellen auf der Navorer Hochwiese in größere Bäche zusammenrinnen und sich schließlich zum Elbbach oder Elbseifen vereinigen, der sich in den schroff abfallenden Elbgrund stürzt; höher noch liegt die Quelle des Bruderbaches, des Weißwassers, das 2 Meilen östlich von der Elbwiese am Brunnberge 1427 m. hoch der weißen Wiese entquillt. Bei einem geraden Abstand von 81 Meilen zwischen Quelle und Mündung, durchläuft die Elbe bis zur Nordsee 164 Meilen, indem sie von rechts her aufnimmt: die Iser, den Polzen, die schwarze Elster, Havel mit der Spree, Alster, Stör; und von links her: die Adler, die 57 Meilen lange Moldau mit Beraun und Sazawa, die Eger, Mulde, Saale (mit Ilm, Unstrut, weißer Elster und Bode), die Ilmenau, Este und Oste. Das ganze Stromgebiet umfaßt 2772 Geviertmeilen.

Südlich von ihrem Gebiete liegt das der Donau, westl. das der Weser, östl. das der Oder, nördl. die Nordsee, das Eidergebiet und ein Küstenstrich der Ostsee. Die Wasserscheide zieht natürlich um die Quellen aller Nebenflüsse herum, und zwar a) links von der Quelle auf dem Riesengebirg südöstl. zum mährischen Rücken und, vielfach gewunden, zum Greiner- und Böhmerwalde, dann auf demselben und übers Fichtelgebirg, über Franken- und Thüringerwald, Hainich und Dün, quer über den Harz und nahe der Allerquelle durch das nördl. Flachland bis in die Mitte der zwischen Weser- und Elbmündung liegenden Küste — b) rechts von der Elbquelle, auf dem Kamme des Riesengebirgs bis zur Tafelfichte, durch die Lausitzer Berge zur Landskrone bei Görlitz, dann im Flachlande zwischen Spree und Neiße, Spree und Oder, Havel und Oder bis zu den Landseen, denen die Havel entrinnt, und südl. des Schweriner Sees durch nach Holstein. Da hin und wieder die Wasserscheide zwischen Nieder-Elbe und Ostsee so unmerklich ist, daß sogar die Elde, ein Nebenwasser der Elbe, durch den Löwitzer Bruch mit dem Schweriner See und dieser mit der Ostsee zusammenhängt, so zieht man deshalb vom Ursprung der Havel die Grenze zwischen den Strömen Elbe und Oder gleich nördl. (so daß der Müritz-See links, der Tollen-See und Malchiner See rechts liegen bleiben) an die östl. Seite der Warnow. Zur Beschreibung des Elbgebietes läßt sich alsdann die nächste Küste der Ostsee als ein Seitenstück hinzufügen.

Das Ganze zerfällt dem Boden nach in 2 Abtheilungen, nämlich: das Berg- und Hügelland nebst seiner wellenförmigen Abdachung bis Magdeburg, und das völlige Flachland. Da aber jenes durch Erzgebirg und Lausitzer Berge wiederum in 2 Hälften geschieden wird, so theilen wir das ganze Stromgebiet ins obere, mittlere und untere.

§. 2. Das obere Elbgebiet.

Es ist ein weites, auf 3 Seiten von Hochrändern eingeschlossenes Parallelogramm, das nur nach SO. hin durch eine flache plateauartige Erhebung begrenzt wird. Von der Natur ist es wohl begabt, Wälder, Felder und Wiesen wechseln auf Höhen und Flächen, und manche Strecken sind wahre Obstgärten. Die Gegend um Leitmeritz, besonders ergibig an Getreide und Wein, wird das Böhmer Paradies genannt. Die Berge liefern Metalle, Granaten und Rubine, in der Wottawa finden sich Perlmuscheln. Die Ansicht der Karte besagt, daß sich das Land von 3 Seiten gegen die Wassersammlung bei Leitmeritz hin meistens allmählich abstuft, nur nicht vom Erzgebirge, das zum Egerthale kurz abfällt; es streifen aber zwischen den Flüssen verschiedene Höhenzüge weit in die Ebenen hinein und selbst bei Prag sind Uferberge und Weinhügel. — Von den Gebirgen haben wir, da Böhmerwald, Fichtel- und Erzgebirg schon oben geschildert sind, nur folgende zu erwähnen:

1) Das Riesengebirg erstreckt sich, 7½ Meilen lang und 3—4 breit, vom Ursprung der Lausitzer Neiße bis zum Bober bei Liebau, wo das hohe

Kammgebirg sich in mehrere Bergrücken theilt, von denen das Eulengebirg, das Reichensteiner und Grenzgebirge den Glatzer Gebirgskessel im NO., das Adersbach-Pölitzer Gebirg, die Heuscheuer und jenseit der Reinerzer Senke (Thal des Weistritzbaches) und des Passes von Nachod der böhmische Kamm mit der hohen Mense und das Habelschwerter und Erlitz-Gebirg denselben im SW. umfassen. Das Riesengebirg ist rauh, voll schroffer Abstürze und Schlünde, hat einige Moore und weglose Wildnisse. Hauptwaldung ist Nadelholz, nur zu oberst ist es nackt. Die Gipfel scheinen in alter Vorzeit umgestürzt zu sein; denn eine Menge kleiner und großer Granitblöcke liegen in den Schluchten umher, jedoch sind die Kuppen noch von beträchtlicher Höhe, die Riesen- oder Schneekoppe von 1611 m. (4960′ pariser) über dem Spiegel der Ostsee. — NO. vom Riesengebirg ist Odergebiet und längerer Abfall, SW. Elbgebiet und kürzerer Abfall, so daß von der böhmischen Seite der Anblick mächtiger ist. (Näheres über das Riesengebirg siehe in der Schilderung des Odergebiets.)

2) Die Lausitzer Berge. Sie beginnen jenseit der Reichenberger Einsenkung an der Görlitzer Neiße und erstrecken sich zur Elbe. Die Höhen sind oft steil und kegelförmig, von Nadelholz umlagert. Oberste Gipfel: der Jeschken 997 m. südwestl. von Reichenberg, und die hohe Lausche 802 m. im Zittauer Bergland. Im größern Theile des Gebirgs gewahrt man einen Zusammenhang, worin der Granit vorherrscht; dagegen besteht die zerrissene Gruppe an der Elbe, wozu noch die nächsten Berge am linken Stromufer gehören, aus Quadersandstein, an hundert Stellen von Basalt durchbrochen. Durch eine Lücke dieses Sandgesteins, zwischen dem Königstein (354 m.) und dem Schneeberg (743 m.) links und dem Lilgenstein (405 m.) und Winterberg (557 m.) rechts strömt die Elbe hinaus. Das Erzgebirg tritt also nicht völlig an den Fluß; es erhebt sich westlich von den Höhen der Elbepforte.

Anmerk. Das ganze Lausitzer Gebirg hat seinen südlichen Abfall ins Böhmerland, seinen nördl. in die Ober-Lausitz, und zwar rechts an der Neiße ins Odergebiet, links wo Spree und schwarze Elster entspringen, ins Elbgebiet. Ein Hauptpaß durchs Gebirg führt von Zittau über Gabel nach Böhmen. Die südl. Thäler haben freilich noch milderes Klima als die nördl., aber der Boden ist in beiden fruchtbar und gut benutzt. —

3) Das kleine aus Basalt bestehende Mittelgebirg von Bilin ist dem Erzgebirge vorgelagert. Es streicht zwischen der Eger und der Bila bis zum Elbethale und erhebt sich im Millischauer oder Donnersberg, „dem Riesensohn vulkanischer Gewalten,“ 859 m. Gegenüber dem Biliner Mittelgebirg, zwischen Leitmeritz und Tetschen an der Polzenmündung, erhebt sich,

dem östlichen Elbsandsteingebirg parallel, das Kegelgebirg mit dem Schreckenstein an der Elbe 678 m. und dem Geltschberg bei Auscha.

Die Südostseite des obern Elbgebiets, wo Böhmen an Mähren und Oesterreich grenzt, ist nicht durch einen eigentlichen Gebirgszug eingefaßt, sondern bloß durch eine Wasserscheide, welche meist wenig merkbar aus dem Innern Böhmens ansteigt und in gleicher Weise in Mähren absinkt. Prag liegt 167 m., Olmütz 223 m. und die Wasserscheide bei Zwittau nur 474 m. Die Ebene von Budweis hat 368 m., von wo man 6 Meilen sanft ansteigt bis zu der nur 325 m. höheren, von der Eisenbahn durchschnittenen Wasserscheide zwischen der Moldau und Donau.

Wann zuerst Menschen einwanderten, ist hier, wie bei fast allen Ländern der Erde, unbekannt. So viel wissen wir, daß lange vor Christi Geburt Leute aus dem Stamme der Kelten sich dort niederließen, Bojer genannt. Von Norden und Westen her drangen aber kurz vor Christi Zeit deutsche Männer ein und nannten sich Hüter der deutschen Mark (d. h. Grenze) oder Markmannen. Als diese 4 Jahrhunderte später auszogen mit Weib und Kind, um an der Zerstückelung des römischen Reichs Theil zu nehmen, kamen von SO. her die Czechen, ein wendisches oder slavisches Volk, und nahmen die weite herrnlose Gegend in Besitz. Noch jetzt nennen sich ihre Nachkommen Tschechen. Wir nennen sie aber Böhmen, und ihr Land Böheim oder Bojenheim, weil es vor alters die Heimat der Bojer gewesen. Anfangs waren sie unabhängig von fremder Herrschaft; allein Kaiser Otto der Große gedachte, daß ihr Land früher ein deutsches gewesen, und zwang ihren Fürsten, ihm als Oberherrn zu huldigen. So ward Böhmen ein Theil des deutschen Reichs, seine Fürsten liebten unsere Sprache, und so viele Deutsche ließen sich allmählich bei ihnen nieder, daß heutzutag weit über ein Drittel der Bewohner, besonders an den Gebirgen umher und in den größeren Städten, deutsch ist, nämlich 2 Million unter $5^3/_{10}$ Millionen. Freilich stehen seit vielen Jahren die beiden Nationalitäten in einem sehr unfreundlichen Verhältnisse zu einander und die minder gebildeten Tschechen machen gegenwärtig, zum Nachtheile des Landes, große Anstrengungen, ihre Mehrzahl im Staats- und Unterrichtswesen zur Geltung zu bringen. Alle gehören jetzt zum Kaiserthum Oesterreich und sind ein Volk, das sich größtentheils auf guten Feld- und Bergbau, auf Spinnerei und Weberei versteht, obwohl es die Kursachsen an Fleiß und Betriebsamkeit nicht erreicht. Berühmt ist das böhmische Glas, das in mehr als 100 Glashütten (namentlich bei Taus am Böhmerwald und zu Hayda in Nordböhmen) über 4000 Arbeiter beschäftigt. Diese Glashütten, wie auch Bergwerke und Gesundbrunnen sind meistens Eigenthum des Adels, der in Böhmen zahlreich und sehr begütert ist.

Ortschaften: Sie sind, mit Ausnahme Prags, nicht von großem Umfang; doch hat Eger, wo man an Wallensteins Tod (1634) erinnert wird, an 13,400 E., Pilsen an der Beraun hat 23,600 und die ehemals durch Silbergruben bedeutende Bergstadt Kuttenberg 12,700. Der vorzügliche Fabrikort Reichenberg mit 22,300 E. liegt an der Lausitzer Neiße, unweit des Passes bei Gabel, und gehört deshalb ins Odergebiet. In Aussig a. d. Elbe wurde 1728 der Maler und Kunstschriftsteller Mengs geboren (gest. zu Rom 1779). — Prag, Böhmens Hauptstadt, hat, das Militär mitgerechnet, 162,000 Bew., worunter viele Juden. Vom Hradschin,

einem hochgelegenen Stadttheile, hat man den Ueberblick der großen untenliegenden Stadt mit ihren 57 Kirchen und Kapellen, 15 Klöstern, 10 Synagogen, vielen Palästen, und den 2 stattlichen Brücken, der alten steinernen mit Heiligenstatuen darauf, und der neuen Kettenbrücke; sie führen beide über die Moldau, die schon von Moldautein abwärts Schiffe mit 1000 Ctr. trägt. Das Schloß oben ist größer als das kaiserliche zu Wien; im dritten Stock zeigt man noch die Landstube, aus deren Fenstern (1618) Martinitz und Slawata herabgestürzt wurden. Prächtig ist unter den Grabmälern der Domkirche das des Nepomuk, des Lieblingsheiligen der Böhmen; seine Gebeine ruhen in einem Sarge aus gediegenem Silber, von silbernen Engeln umgeben. Wichtiger ist das 1858 enthüllte, aus Kanonen, die den Piemontesen abgenommen worden waren, gegossene 9 m. hohe Radetzky-Denkmal; der alte Feldherr steht in Kampagneuniform, die Reichsfahne haltend, auf einem von 9 Soldaten getragenen Schilde. Prag besitzt die älteste deutsche Universität (1348 gegr.) und eine polytechnische oder hohe Landes-Gewerbschule. Neben der Stadt liegt der Ziskaberg, wo die Hussiten 1420 den ersten Sieg erfochten, und der weiße Berg, bekannt durch die Schlacht von 1620 in der für Prag und für ganz Böhmen traurigen Zeit des 30jährigen Krieges. Auch erinnert die dortige Gegend an Friedrichs II. Sieg und Schwerins Tod 1757. — Südwestl. an der Beraun das 1348 von Karl IV. erbaute Felsenschloß **Karlstein**, wo ehemals die böhmischen Reichsinsignien aufbewahrt wurden. **Hussinetz**, östl. vom Berge Falkenstein im oberen Moldaugebiet, Geburtsdorf des **Joh. Huß**, der als Sitten- und Kirchenverbesserer auftrat und großen Anhang unterm Volke fand. Die Gegner seiner Lehre luden ihn vor das Concil zu Kostnitz am Bodensee; der unerschrockene Mann reiste hin, ward aber verdammt und verbrannt 1415. Auch seine Lehrsätze ollten ausgerottet werden, allein die Hussiten wehrten sich gegen Kaiser und Reich, und erfochten in vieljährigem schrecklichen Kampfe manchen Sieg, bis sie unter sich selbst in Zwist geriethen und die Frucht ihrer Siege größtentheils einbüßten. In Czaslau östl. von Kuttenberg zeigt man das Grabmal ihres tüchtigsten Helden, des einäugigen Ziska. Auch **Tabor** auf einem Berge an der Luschnitz (Beifluß der Moldau) ist aus dem Hussitenkriege bekannt; Ziska, dessen Panzerhemd und dessen Brustbild aus Stein hier gezeigt wird, gründete es 1419 kurz vor der Geburt des berühmten Podiebrad. — Manche Orte Böhmens sind berühmt durch kriegerische Ereignisse der neuern Zeit, besonders durch die Feldzüge Friedrichs des Großen, z. B. **Sorr**, nahe dem Riesengebirge, **Lowositz** und **Collin** an der Elbe. Bei **Jenkau**, im Kreise Kaurzim, letzte Schlacht im 30jähr. Kriege; Torstenson siegte über die Kaiserlichen. **Königgrätz** a. d. Elbe, wo, nach den in den letzten Tagen des Juni vorausgegangenen Gefechten bei Nachod, Skalitz, Trautenau, Liebenau, Podol, Münchengrätz und Gitschin, Sorr, Königinhof, Jaromierz &c., durch den Sieg der preußischen Heere über die österreichische Armee am 3. Juli 1866 die erste Bedingung eines engeren Zusammenschlusses der deutschen Nation erfüllt und Deutschland **ein** natürliches Gravitationscentrum gegeben wurde. — Unter den Brunnen und Badeorten: **Karlsbad** an der Tepl nahe der Eger; der Sprudel, die reichste der dortigen Quellen, hat eine Wärme von 60° R. — **Teplitz** zwischen der Bila und dem Erzgebirg, mit Seumes Denkmal unter Eichen; in der Nähe die Monumente bei **Kulm** zum Andenken an den Kampf 1813, worin

Vandamme gefangen wurde. Seidschütz und Seidlitz, nicht weit vom Ursprunge der Bila, wo berühmtes Bitterwasser; Franzensbad (auch Kaiserfranzenbrunnen oder Egerbrunn genannt) bei Eger; Marienbad nahe der Teplquelle, und Friedlandshöhe bei Pilsen. Festungen: Theresienstadt am Ausfluß der Eger, Königgrätz und Josephstadt an der Elbe. — Elbogen, westl. von Karlsbad, ist sehenswerth, sowohl wegen seiner hohen von der Eger umarmten Felslage, als auch wegen des großen Meteorsteins, den das Volk „verwünschter Burggraf" nennt. Zu Horzowicz am großen Brady-Wald zwischen der Beraun und Moldau, dem Grafen Wrbna gehörig, sind jetzt die beträchlichsten Berg- und Eisenwerke Böhmens. Zum reichsten böhmischen Adel gehört auch der Fürst Schwarzenberg; sein größtes Schloß heißt Krummau 2½ Mln. von Budweis. — Noch ist im Elbgebiet der fränkische Ort Wunsiedel im Fichtelgebirg zu merken als die Wiege Jean Pauls; er starb zu Baireuth 1825.

§. 3. Das mittlere Elbgebiet.

Das mittlere Elbgebiet vom Erzgebirge bis Magdeburg gleicht beinah einer Halbkreisfläche, deren Sehne sich gegen Nordosten kehrt. Es umfaßt: a) Alles Land, das von den Gebirgen, die es auf Süd- und Westseite umgeben, sich anfangs terrassenförmig mit Bergen und Hügeln, dann in welligen Ebenen bis zum Strome absenkt. Seehöhen, woraus auf die Abdachung zu schließen: Stadt Schneeberg 465 m., Chemnitz 292, Weimar 240, Erfurt 206, Jena 130, Altenburg 221, Borna südl. von Leipzig 140, Dresden 102, Riesa 86, Halle 75, Elbe bei Torgau 69, Dessau 61, Calbe a. d. Saale 54. Die wichtigsten Flüsse: 1. Die Mulde, aus der Freiberger (mit Zschopau) und Zwickauer Mulde bestehend, die sich unterhalb Kolditz vereinen; sie mündet unweit Dessau. 2. Die Saale mit ihren schon genannten Zuflüssen; sie durchläuft 48 Mln. (Luftlinie 26 Mln.) bis zur Elbe und mündet unweit Barby; bei Halle trägt sie Schiffe von 1500 Ctrn. — b) Rechts vom Strome nur noch das hügelige Vorland der Lausitzer Berge, wo schwarze Elster und Spree entspringen.

Das ganze mittlere Elbgebiet gehört zu den gesegneteren deutschen Ländern. Die Berge sind reich an Holz, Metallen und anderen Mineralien; auf den Hängen der Vorberge und noch in das wellenförmige Land hinein weiden veredelte Schafe; Viehzucht und Ackerbau unterstützen einander, und während der Landmann seine größtentheils ergibigen Felder fleißig bestellt, lebt die manchfaltigste Betriebsamkeit in den Städten, und die Bevölkerung ist beträchtlich. — In ältester Zeit hießen die Eingebornen von dem obern Main bis zur Saalmündung und vom Hainich bis zur böhmischen Elbepforte Hermunduren. Die Elbe trennte sie von den Semnonen oder Sennen, die von den Lausitzer Bergen weit an beiden Seiten der Spree bis zur oberen Havel nordwärts wohnten. Als aber in der großen Völkerwanderung sich Vieles änderte, die Sennen ihre reizlose Heimat aufgaben, um als Allemannen mit an den Neckar- und Oberrhein, oder in Gesellschaft der Markmannen nach Frankreich

und Spanien zu ziehen, verloren sich auch diejenigen Hermunduren, die rechts der Saale gewohnt. Ins südliche Sennenland wanderten die Lausitzer und bis zur Saale die Sorben, beides wendische oder slavische Völker. Aber im zehnten Jahrh. bemeisterten sich die tapferen Könige Heinrich der Finkler und sein Sohn Otto der Große wiederum dieser ursprünglich deutschen Länder. Zwischen Saale, Erzgebirg und Elbe ward die Mark Meissen und jenseit des Stroms die Mark Lausitz angelegt. Beide Marken kamen Jahrhunderte später unter das kursächsische Fürstenhaus, das jetzt königlichen Titel führt. Links der Saale war altdeutsches Stammvolk geblieben: nur der Name Hermunduren hatte sich geändert in Duringer oder Thüringer, und noch immer nennt man das Land zwischen Saale, Rennsteig und Helme Thüringen. Am Unterharze grenzten die Bewohner mit den alten Sachsen. Wie sich aber die Herrschaft in diesen Ländern verschieden geändert hat, ist hier zu weitläufig zu erzählen. Gegenwärtig ist es so, daß außer den sächsischen und schwarzburgischen Fürsten auch der König von Preußen große Landstriche in Thüringen regiert. Manche Gegenden und Orte dieser Länder werden in der Kriegsgeschichte genannt; große Schlachten älterer und neuerer Zeit sind hier geliefert, manche leider von Deutschen gegen Deutsche, einige aber zum Ruhme unseres Vaterlandes gegen fremde Verwüster und Eroberer. Besonders wurden die fruchtreichen Blachfelder an der Elster und mittleren Saale öfters zu Schlachtfeldern. Rühmlich und zum Heile des Volks vernichtete 933 Heinrich der Finkler ein wildes Reiterheer der damals noch rohen Magyaren oder Ungarn unweit Merseburg. Bei Mölsen an der Elster schlug sich 1080 Kaiser Heinrich IV. mit seinem Gegenkönige Rudolf. Zwar verlor der Kaiser die Schlacht durch die Tapferkeit des sächsischen Grafen Otto von Nordheim, der für den Gegenkönig focht; aber Rudolf verlor Hand und Leben im Kampfe und ward entseelt nach Merseburg gebracht. Man sagt, des Kaisers Bannerträger, Gottfried von Bouillon, welchem dafür die lothringische Herzogswürde zu Theil ward, habe dem schon verwundeten Rudolf, der nach Verlust der rechten Hand noch im Kampfgewühl sich tummelte, den Schaft des Banners in den Leib gerannt. Heinrich IV. hatte sich die Feindschaft der Sachsen durch übles Betragen und thatsächlichen Verrath selbst zugezogen; daß also Otto von Nordheim und andere sächsische Herren so hartnäckig den Kaiser bestritten, hatte dieser selbst verschuldet. Denn als er einst im Glück war, und seine Gegner nach der Niederlage der Sachsen bei Hohenburg (Homburg) a. d. Unstrut Versöhnung suchten, ließ er ihnen Friede zusagen, nur müßten sie hinüber in sein Lager kommen und sich vor ihm demüthigen. Die sächsischen Herren kamen, wurden durch die Reihen der kaiserlichen Kriegsmänner geführt und beugten vor ihm ihre Knie. Plötzlich wurden sie verhaftet und als Gefangene weggeführt. Dies geschah 1075 in der thüringischen Ebene von Spira zwischen Greußen und Kindelbrück an der Helbe, einem Nebenflüßchen der Unstrut. Des vierten Heinrich Sohn, Kaiser Heinrich V., hatte wiederum Krieg mit den deutschen Fürsten. Sein Kriegsvolk, von Graf Hoyer von Mansfeld geführt, verlor gegen die Sachsen ein wichtiges Gefecht am Welfsholze zwischen Hettstedt und Sandersleben (zwischen Eisleben und Aschersleben) 1115. Wiprecht von Groizsch durchrannte den Hoyer von Mansfeld. —

In neuerer Zeit, als man wegen der Reformation mit Kaiser Karl V. zerfiel, ward der schmalkaldische Krieg geführt. Man stritt 1547 bei Mühlberg a. d. Elbe,

unweit Torgau. Karl siegte und nahm den sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich gefangen. — Im folgenden Jahrhundert wüthete durch ganz Deutschland der dreißigjährige Krieg mit allen Gräueln der Verheerung. Da ward Magdeburg von den Kaiserlichen belagert, trotz ruhmvoller Vertheidigung endlich am 10. Mai 1631 erstürmt und auf Befehl des bairischen Generals Tilly in Asche gelegt; das Feuer verschonte nur den Dom und wenige Häuser. Aber im gleichen Jahre ward Tilly für seine Grausamkeit bestraft. Gustav Adolf, der Schwedenkönig, kam den Deutschen gegen den Kaiser Ferdinand zu Hilfe und erstritt im September großen Sieg beim Dorfe Breitenfeld nördlich von Leipzig. Der verwundete Tilly floh mit Schmach beladen; das frühere Glück kehrte ihm nicht wieder, denn auch im südlichen Deutschlande (am Lech) mußte er vor dem Schwedenkönige weichen und starb bald nachher. Etwas über ein Jahr nach jenem Leipziger Treffen ward nahe der früheren Walstätte eine noch blutigere Schlacht bei Lützen südwestl. von Leipzig geliefert (16. Nov. 1632), wo der kaiserliche General Wallenstein überwunden wurde, aber Gustav Adolf, der Sieger, das Leben verlor. Auf der Todesstätte ist ein Denkmal errichtet.

Wer kennt nicht die neuesten Schlachten in denselben Blachfeldern, nämlich den Kampf bei Großgörschen und Lützen, wo Napoleon den 2. Mai 1813 Sieger war, und den 16. und 18. Oktober 1813, wo er bei Leipzig überwältigt wurde? Bis damals war er Oberherr im nördlichen Deutschlande seit dem 14. October 1806, wo die Preußen, unweit Jena und Auerstädt, unterlegen. — Gegenüber Lützen, links der Saale, unweit Müchreln ist auch ein berühmtes Feld, nämlich bei Roßbach, wo Preußens Friedrich 1757 ein dreimal so zahlreiches französisches Heer in die Flucht schlug und 7000 Gefangene machte. Rechts von der Elbe an den Lausitzer Bergen hat derselbe König viel mit Oesterreichern gestritten und besonders furchtbar bei Torgau an der Elbe 1760, wo General Daun von ihm überwunden ward. — In der neuesten Zeit kurz nach dem erwähnten blutigen Tage bei Görschen, zog der Krieg an den Lausitzer Bergen hin und her; Schlacht bei Bautzen den 21. Mai, und bei Dresden den 26. August 1813. — Bei Langensalza a. d. Unstrut den 27. Juni 1866 blutiges Gefecht zwischen Hannoveranern und dem preußischen General Flies.

Ortschaften — 1) Rechts von der Elbe: Bautzen auf einer Granithöhe, an deren Fuße die Spree vorbeifließt, Manufakturstadt mit 13,300 Einw., Geburtsort Meißners, Verfassers der Skizzen. Aus Rammenau bei Bischofswerda war der Philosoph Fichte, dessen „Reden an die deutsche Nation" in der Zeit napoleonischer Tyrannei mitwirkten zur neuen Kräftigung des Volks. Herrnhut, Stammort der evangelischen Brüdergemeinde, welche der fromme Graf Zinsendorf (geb. 1700 zu Dresden) stiftete; die Zahl sämmtlicher Mitglieder ist etwa 192,000. Der Ort ist nett gebaut, sehr reinlich gehalten, mit betriebsamen Handwerkern, Fabrikanten und Kaufleuten. — Kamenz, ein Städtchen an der Elster, merkwürdig als die Wiege des gelehrten Denkers und Dichters G. E. Lessing, geb. 1729. Die von Ad. Stahr verfaßte Biographie dieses außerordentlichen Mannes ist höchst lesenswerth.

2) An den Elbufern. Wo der Strom sich aus den Gebirgen hervor windet, und hinab bis Meissen, gewähren seine Ufer reizende Ansichten und werden zu den schönsten Gegenden unseres Vaterlandes gerechnet. Unter den Höhen, deren Fuß er

berührt, zeichnet sich links der Königstein 354 m. hoch, und rechts der steilfelsige noch höhere Lilgenstein aus. Auf jenem liegt eine Feste, die wenig Besatzung bedarf, nur ein einziger Zugang ist zu vertheidigen; Platz zu Vorräthen von Nahrungsmitteln ist hinreichend da, und ein Brunnen 331 m. tief, liefert das nöthige Wasser. Unterhalb Pirna endet die Gebirgswelt und beginnt wellenförmige Thalung, links die große Flur von Dörfern und Aeckern von anmuthigen Hügelgruppen verschönert, und rechts eine Kette von Weinhügeln und hübschen Landgütern. Hier liegt die Sommerresidenz des sächsischen Hofes, das schöne Schloß Pillnitz, bekannt durch die folgenschweren Beschlüsse vom 27. August 1791, hier prangt die Hauptstadt Dresden, durch Lage und Kunstschätze das „deutsche Florenz." Aber nicht bloß dicht am Flusse ists schön, seitwärts an den Bächen und Flüssen hinauf gibt es gepriesene Thäler, vorzüglich am rechten Ufer in einem großen Halbkreis um den Lilgenstein her, zwischen den Orten Lohmen, Hohenstein, Sebnitz, Schandau und dem kleinen und großen Winterberg. Man nennt diese in reizender Unordnung umherliegende Masse von Felsen, engen Thälern, Waldhöhen und Schluchten nur die kleine Schweiz der Dresdner oder sächsische Schweiz. Vom großen Winterberg ist sie ganz zu überblicken, indem man die Elbe dicht seitwärts in der Tiefe hat. Steigt man südlich vom Berge nach dem nächsten böhmischen Dorfe hinunter, so kann man auf einem Kahne die angenehmste Fahrt nach Schandau hinab und eine Stunde weiter nach Königstein machen. — Dresden, mit 177,000 Bew., eine der schönsten Städte Deutschlands. Die steinerne Brücke, wodurch Alt- und Neustadt verbunden sind, wölbt sich in 16 großen Bogen über 17 mächtigen Pfeilern hin, 552 Schritte lang, mit eisernen Geländern eingefaßt und führt gerade auf die prächtige katholische Hofkirche zu, die vor der Zeit des siebenjährigen Krieges gebaut wurde; merkwürdig ist das große Altargemälde von Mengs. Neben der Brücke in der Altstadt steigt man auf steinerner Treppe zu der vielbesuchten Brühl'schen Terrasse, wo man unter Bäumen die angenehmste Aussicht, besonders stromaufwärts, genießt. Zu den Merkwürdigkeiten gehören ferner: das sogenannte grüne Gewölbe im kgl. Schloß, das in 8 großen Zimmern Sachen enthält von ebenso kostbarem Stoff als von künstlicher Arbeit, denn an edlen Gesteinen und Metallen ist kein Mangel; die Gemäldegallerie, die über 1800 Gemälde (darunter Rafaels Madonna) von 400 Meistern zählt, die bedeutendste unter den cisalpinischen Sammlungen; eine Sammlung Gefäße aus japanischem, chinesischem und meißnischem Porzellan; das Münzkabinet, der Antikensaal, mehrere Museen, die 220,000 Bände starke Bibliothek, die Akademie der bildenden Künste u. s. w. Die Dresdner galten stets für Leute von feiner Bildung; die Maler Heß, Retzsch und Vogel, der berühmte katholische Theologe Wessenberg (gest. 1860 zu Konstanz), der kriegerische Dichter Th. Körner, an den ein Denkmal erinnert, der Bildhauer Rietschel (geb. zu Pulnitz in der Lausitz 1804) u. a. m. gingen aus ihrer Mitte hervor. Auch am Hofe wird Wissenschaft und Kunst mit Liebe gepflegt; König Johann ist bekannt als geistvoller Bearbeiter Dante's und die jüngst (Sept. 1870) verstorbene Prinzessin Amalia, „Amalia Heiter", als Verfasserin angenehmer sittenreiner Schauspiele. — In der Nähe: der kohlenreiche Plauen'sche Grund, welchen die Weißeritz durchläuft. Bei Plauen wird das Thal reizend und windet sich zwischen malerischen Umgebungen, worin Tharand mit einer berühmten

Forstakademie und den Ruinen eines alten Bergschlosses, zum Erzgebirg hinauf. — Meissen, Geburtsstadt Hahnemanns, des Homöopathen, und der Dichterbrüder Elias und Adolf von Schlegel. Die Gebäude des Afranums, der berühmten Fürstenschule, die Lessing, Gellert, Rabener u. a. unter ihre Schüler zählt und worin 130 Alumnen fast ganz frei erhalten werden, liegen auf felsiger Höhe, und daneben das alte markgräfliche Bergschloß, worin jetzt die Porzellanfabrik. Im 17. Jahrhundert verstanden die Europäer die Verfertigung des Porzellans (vom portugiesischen porcella, ein Schälchen; denn die Portugiesen brachten es zuerst nach Europa) noch nicht, und mußten es aus Japan und China theuer kaufen. Da ward es durch den Alchimist J. Fr. Böttîcher um 1705 erfunden, und 1710 die erste Fabrik von ihm zu Meissen angelegt. Seitdem sind viele Porzellanfabriken errichtet, vorzüglich in Berlin, Wien und Paris; die meißnische behauptet aber stets einen vorzüglichen Rang. Die Kaolingruben von Aue (im Erzgebirg), die so vorzügliches Produkt lieferten, sind erschöpft; dafür wird jetzt die unweit Meissen gewonnene Seilitzer Erde verarbeitet. Das Zeichen der Meissner Porzellanwaaren sind die zwei gekreuzten sächsischen Kurschwerter, der Berliner ein Scepter, der von Sevres bei Paris ein kleiner Stern mit gradem Strich darunter.

Unterhalb Meissen liegt die Festung Torgau, und weiter abwärts an der Elbe: Wittenberg, berühmt durch Luther und Melanchthon. Auf dem Markte sieht man die erzene Statue Luthers, und in der Schloßkirche die Bildnisse beider Männer, lebensgroß von Lukas Kranach gemalt. An der nun aufgehobenen Universität lehrte noch im Anfang dieses Jahrhunderts der ausgezeichnete Historiker Matthias Schreckh; er war aus Wien, der Akustiker Chladni aber war ein Wittenberger. — Wenn man auf einer Karte Deutschlands die einzelnen Fürstenthümer mit Farben abgrenzt, so wird der Raum zwischen Rhöngebirg und Mittel-Elbe besonders bunt. Zu den Hauptorten dieser kleinen Staaten gehört auch das freundliche Dessau. Es liegt an der Mulde, unfern ihrer Mündung in die Elbe, hat 17,200 Einw. und ist Residenz des anhaltschen Herzogs, dessen Garten beim Schlosse Wörlitz zu den größten und schönsten in Deutschland gehört. — Magdeburg, starke Festung und bedeutende Fabrik- und Handelsstadt in ebener Gegend an der Elbe mit 114000 E. (incl. der Vorstädte Neustadt und Buckau). Auf dem alten Markte die steinerne Bildsäule Kaiser Otto I., der nebst seiner Gemahlin Edith im Dome begraben liegt. Der große ehrwürdige Dom ist ein Werk des 13. Jahrhunderts. Otto von Guerike, Bürgermeister der Stadt, erfand 1650 die Luftpumpe. H. Zschokke und K. Immermann waren Magdeburger, und in der Nähe zu Hohendodeleben wuchs Matthisson auf.

3) Zwischen den Ufern der Elbe und der Saale: Freiberg mit 21700 E., vornehmster Ort unter den königl. Bergstädten des Erzgebirgs, mit einer Bergakademie. Im Dome steht das Grabmal des berühmten Mineralogen A. G. Werner (gest. 1817) nicht weit von dem des Kurfürsten Moritz, der den Kaiser Karl V. zum Frieden zwang. — Chemnitz, das „sächsische Manchester,“ an einem Nebenflusse der Zwickauer Mulde mit 68000 E., in einem der schönsten Thäler des Landes; ferner Glauchau mit 22000 E. (darunter 12000 Weber), Zwickau mit 26000 E., und der voigtländische Hauptort Plauen mit 23400 E. an der obern Elster sind wichtige Fabrikstädte. Beim Vogtland darf man den Dichter Paul Flemming (geb. zu Hartenstein a. d. Mulde ober-

halb Zwickau 1609) nicht vergessen, der 1637 mit Olearius aus Aschersleben Persien bereiste; des Olearius Reisebeschreibung ist noch jetzt lehrreich. — Weiter abwärts in großer wohlangebauter Ebene liegt Leipzig an der Pleiße und nahe der Elster mit 107000 E., eine der wichtigsten Handelstädte mit trefflichen Schulen und Universität, Mittelpunkt des deutschen Buchhandels mit nahezu 300 Buch-, Musik- und Kunsthandlungen, vielen Druckereien, Schriftgießereien, mechanischer großer Werkstätte für Landwirthschaft ꝛc. und 3 vielbesuchten Messen. Joh. Seb. Bach, der kunstreichste der Componisten (geb. zu Eisenach 1685 und gestorben zu Leipzig 1750), war lange Zeit Musikdirector der hiesigen Thomasschule; ein Denkmal erinnert an ihn, sowie ein anderes an den Lieder- und Fabeldichter Gellert; Kästner, Leibnitz, Mahlmann, Thomasius, Schnorr von Carolsfeld sind Leipziger. — Hubertsburg, östlich von Leipzig auf dem Culmberg, ein Jagdschloß, nennenswerth wegen des Friedens von 1763, der den siebenjährigen Krieg beendigte. Altenburg oberhalb Leipzig an der Pleiße, Manufakturstadt mit 20000 E. und Sitz eines sächsischen Herzogs. Die Bauern umher, germanisirte Sorben, halten noch an ihrer alten Tracht, dulden auch, um ihren Wohlstand zu erhalten, keine Zerstückelung der Güter, deren es fast 100 gibt, jedes zu mehr als 200 Morgen, und mehr als 300 von mindestens 100 Morgen. Zeitz mit 15400 E., Gera mit 17900 E., beide gewerbsame Städte a. d. Elster; erstere ist preußisch, letztere gehört der Fürstenfamilie Reuß j. L., die in der Nachbarschaft ihre kleinen Residenzorte hat.

4) An der Saale: Rudolstadt, Sitz eines Fürsten von Schwarzburg. Jena im tiefen Thal, eingefaßt von beträchtlichen, aber waldlosen Höhen, berühmt als Universität. Naumburg der Unstrutmündung gegenüber mit 15100 E. und ansehnlichem Handel. An den Uferhöhen wird einiger Wein gebaut, der trinkbarste am Schloßberge Hoseck. In der Nähe die Pforta, die berühmteste der 3 von Moritz von Sachsen aus Gütern eingezogner Klöster gestifteten Fürstenschulen; seit 1815 unter preußischer Hoheit und nun im Wesentlichen ein modernes Gymnasium. Die Einkünfte der Anstalt betragen an 44000 Thlr. und da von 1543 an 11,000 Zöglinge Aufnahme und Unterricht gefunden, so ist leicht begreiflich, daß in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, sowie in allen Richtungen des öffentlichen Lebens Namen berühmter Pförtner glänzen. Weißenfels, bekannt durch A. Müllner und den jungen Dichter Hardenberg, genannt Novalis. Aus einem Nachbardorf war Seume. Merseburg, dessen kräftiges Bier Hölty mit dem Göttertrank Walhallas verglich. Halle, Universität mit 52000 E., des großen Componisten Händel Geburtsort; er starb zu London 1759, wo sein Denkmal in der Westmünster-Abtei. Die Salzquellen zu Halle sind so ergibig, daß man jährlich bis 220000 Ctr. siedet. Die Arbeiter heißen Halloren und sind wendischen Ursprungs. Sie bildeten ehemals eine bis ins Kleinste gegliederte „Thalbrüderschaft"; kein junger Hallor heiratete ein anderes als ein Hallorenmädchen; deshalb machten sie ein eignes kleines Völkchen aus und blieben alter Art und Sitte treu. Jetzt hat sich das manchfach geändert; doch genießen die Halloren noch immer besonderer Privilegien. Man rühmt ihren Fleiß, ihre Rechtlichkeit, und daß sie in Nöthen, etwa bei Feuersgefahr, eifrige Helfer seien. Die Universität war oft mit tüchtigen Lehrern versehen und viel besucht; Fr. Aug. Wolf war eine Zierde derselben von

1783 bis 1807. Berühmt sind die Francke'schen Anstalten, deren Gebäude zwei Straßen einnehmen. Sie enthalten 1) das eigentliche Waisenhaus, worin über 100 verwaisete arme Kinder; 2) das Pädagogium, wo Söhne bemittelter Eltern erzogen und unterrichtet werden; 3) eine lateinische, eine Real-, eine Bürger- und eine Töchterschule. Verbunden damit ist eine eigne Apotheke, Buchhandlung, Druckerei und Bibelanstalt, die schon über 2 Millionen Exemplare vollständiger Bibeln und mehr als 1 Million des neuen Testaments unter die Menschheit gebracht hat. Merkwürdig ist die Entstehung dieses großen Ganzen; der Kern, um den sich alles Uebrige später angelegt hat, ist das 1698 gegründete Waisenhaus. Dem Gründer hat man ein sinnvolles Denkmal aus Bronze errichtet; es ist ein Werk Rauchs. — Bernburg zwischen Wipper- und Bodemündung mit 16000 E.; eine kleine freundliche Stadt, „an den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold." Auf hohem Felsen thront majestätisch die Burg mit ihrem Eulenspiegelthurm und schaut weit hinaus in die anmuthige Landschaft.

5) Westlich der Saale. Von Jena liegt nach Westen fast in gleichen Zwischenräumen die Städtereihe: Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach. — Weimar im Thale der Ilm, die den geschmackvollen fürstlichen Garten und Park durchfließt, mit 16000 E., also nur ein Ort mittlerer Größe, allein durch die edle Fürstin Amalia und ihren Sohn, den Herzog Karl August, zu einer hochgefeierten Stadt gemacht. Der Fürst war ein Mann von Geist, ein thätiger Regent, Volksfreund und Förderer der Kultur, auch durch seine Freundschaft mit Göthe ausgezeichnet. Von den bedeutenden Männern, die seine Mutter und er im vergangenen Jahrhundert nach Weimar zogen, lebt keiner mehr; denn wie der Fürst selbst, so sind auch Musäus, Göthe, Herder, Wieland und Schiller unter den Todten. Außer Herders Statue vor der Stadtkirche und Wielands Denkmal auf dem Wielandsplatze ist unlängst ein Doppelmonument für Göthe und Schiller errichtet worden, ein schönes Werk Rietschels. Karl Augusts Erzbüste steht im Garten des Armbrustschützenhauses und zu einem größern Denkmal wurde schon 1857 auf dem Fürstenplatze der Grundstein gelegt; auch Amaliens Verherrlichung durch die Kunst wird nicht ausbleiben. Schilderungen des damaligen Hofs und der großen Männer sind viele vorhanden, sogar von Engländern verfaßte; zu den neuesten gehört Göthes Leben von Lewes (übersetzt von Frese) und Schillers Leben von J. Scherr, beide vorzüglich. — Der leichtfertige Lustspieldichter Kotzebue war ein Weimaraner. Erfurt, 43600 E., weitläufige Stadt mit mittelalterlicher Physiognomie, Festung ersten Ranges und Metropole des deutschen Gartenbaues. Auf dem Hauptthurme des sehr merkwürdigen Domes die mit allem Metallwerk an ihr 300 Ctr. wiegende große Glocke (Maria gloriosa, nach einer früheren auch wohl Susanna genannt). Im vormaligen Augustinerkloster*) zeigt man noch die Zelle Martin Luthers, die er bewohnte, eh er Professor zu Wittenberg ward. An der obern Unstrut liegt das gewerbsame Mühlhausen mit 19500 E., ehemals freie Reichsstadt. Nördlich begleiten die Unstrut einige Zuflüsse, zwischen welchen vom Dün und Unterharz gen Ost Bergreihen hinlaufen, mit schönem Laubwald bewachsen. Die fruchtbaren Längenthäler dazwischen werden Auen genannt und prangen mit fleißigem Anbau, vielen Dörfern und Städtchen. Die Bergreihe zwischen Wipper und Unstrut heißt die Hainleite, und wo die Unstrut unweit Helb-

*) Jüngst (Februar 1872) größtentheils abgebrannt.

rungen (Geburtsort des Philosophen Gottlob Ernst Schulze) durchbricht, ragen aus laubigem Bergwalde die zwei verfallenen Schlösser der Sachsenburg. Die Reihe zwischen Wipper und Helme kommt vom Unterharz aus der Gegend des Hohensteins und hebt sich im Kiffhäuser zur Höhe von 471 m., von wo die Trümmer eines Schlosses herabsehen. Die ergreifende und hoffnungsreiche Sage vom Zauberschlafe des Kaisers Barbarossa im Kiffhäuser und seinem Erwachen hat sich herrlich erfüllt. Niemals und nirgends im ganzen Reiche der Dichtkunst war des deutschen Volkes Sehnsucht nach der verlornen Macht und Herrlichkeit des Vaterlandes so tief und bedeutsam zum Ausdruck gelangt, als in dieser Sage, welcher wohl kaum ein anderes Volk der Erde etwas gleich Bedeutsames, gleich Trostverheißendes und gleich wunderbar Ergreifendes an die Seite zu stellen hat. „Die Raben, sie gingen zu Grunde!" An der nördlichen Seite dieser Reihe liegt das Thal der Helme, welches vorzugsweise die goldene Aue genannt wird, und am Beginn derselben die durch ihre Spirituosenfabriken bekannte, ehemalige freie Stadt Nordhausen mit 21400 E., in deren Nähe das Dorf Hainrode, F. A. Wolfs Heimat. Südlich an der Wipper Sondershausen, Residenz eines Fürsten von Schwarzburg. Westlich von Halle Eisleben, vor Zeiten den Grafen v. Mansfeld gehörig, deren Geschlecht ausgestorben ist; merkwürdig als Geburts- und Sterbeort Luthers, 1483—1546. In der Nähe sind Kupfergruben und Schmelzhütten. Auch Luthers Vater war ein Bergmann. — NW. im Gebiet der Bode: Quedlinburg mit 16400 E. an der Bode, wo Klopstock 1724 (starb zu Hamburg 1803) und der Geograph K. Ritter 1779 geboren; in einer hochliegenden Kirche ist das Grab Heinrich des Finklers und seiner Frau Mathilde. Halberstadt mit 25600 E. an der Holzemme in fruchtbarem bis jenseit Magdeburg hinziehenden Kornboden, südlich des schön bewaldeten 245 m. hohen Huibergs; im vorigen Jahrhundert oft von ausgezeichneten Männern besucht, die sich hier des Umgangs mit „Vater" Gleim erfreuten, dem Verfasser der Kriegslieder eines preuß. Grenadiers. Gleim starb 1803. — Nicht weit davon Aschersleben mit 17000 E.

§. 4. Das Elbgebiet des norddeutschen Flachlandes.

1. Die Gegend an Spree und Havel.

Es ist schon gesagt, daß sich im Osten die Gebirge immer weiter vom Meer entfernen. Die Landskrone, eine schön bewaldete Basaltkuppe von 429 m. über der Ostseefläche, SSW., und das Königshainer Gebirg (Kämpfenberg 407 m. und Ahlborg 424 m.), W. von Görlitz, sind wohl die nördlichsten Vorposten der Lausitzer Berge. Hat man von dieser Höhe die Hauptkette der Lausitzer Berge und das daran stoßende Riesengebirg betrachtet, und wendet sich gegen Mitternacht, so erblickt man in der Ferne Kiefernwälder, die sich vom Boberfluß an Schlesiens Grenze über die Gebiete der Neiße und Spree und Elster, wie ein graugrüner Schleier, mit geringen Zwischenräumen hinziehen. Einzelne Haiden sind: im Odergebiet die von Sagan und Freiwalde, Forsta und Guben; im Elbgebiet die Bartsche und die von Hoyerswerda, Finsterwalde, Liebenwerda und Rochau, selbst nahe Dresden ist Haide. Dies Land mit mehrentheils sandigem

Boden ist zunächst die niedere Lausitz. In der Mitte rinnt die Spree langsam abwärts und wird wie andere Flüsse zwischen Geest und Kiefernwald hindurch von wiesigen und fruchtbareren Ufern begleitet. Unterhalb Kottbus zertheilt sich die Spree in viele Arme und versumpft einen Strich von 7 QM., Spreewald genannt. Weiterhin tritt sie in die zwischen Elbe und Oder liegende Mark Brandenburg, wo sie in die Havel mündet. Der Sand bleibt vorherrschender Charakter des Bodens nördl. über Berlin hinab und westl. zur Elbe, nur daß Landseen, auch Brücher oder Moore, darin zerstreut sind. Der Fläming mit dem Golm (SW. von Baruth) und die Müggelsberge sind oben S. 92 schon erwähnt.

Mitten in der Mark, nur 37 m. überm Meere, erhebt sich an der Spree die königliche Hauptstadt Berlin, die an Schönheit der Straßen und Gebäude keinem andern Ort in Europa nachsteht. Sie hat über 5 Stunden im Umfang, 360 Straßen, an 50 öffentliche Plätze und Märkte, 49 Brücken, 70 Armen-, Kranken- und Versorgungshäuser, 43 Kirchen, 10 Theater, 828,000 E. einschließlich der Besatzung von 22,000 Mann (1804 hatte Berlin 182,000 E., 1740: 90,000, 1650 nach dem 30jährigen Kriege: 6100, 1560: 12,000). Das Brandenburger Thor im griechischen Baustil ähnelt den Propyläen von Athen; es ist 63 m. breit und wurde 1789 erbaut; zu oberst steht Victoria auf dem Viergespann, in der rechten das eiserne Kreuz. Den Platz Wilhelm zieren die Statuen der Feldherrn Friedrichs: Schwerin, Winterfeld, Ziethen, Seidlitz, Keith und der Dessauer. Der Lustgarten zwischen Schloß, Dom und Museum ist jetzt ein angenehmer Platz mit Bäumen, Rasen, Blumen und dem Reitermonument Friedrich Wilhelms III., des Vaters des Kaisers. Eine erzene Victoria auf granitner Säule zeichnet den Platz von Belle Alliance aus. Am neuen von Schinkel erbauten Wachthause und gegenüber stehen die kolossalen Marmorstatuen Scharnhorsts und Bülows von Rauch, und der bronzene Blücher mit York und Gneisenau; auf der Spreebrücke der im 17. Jahrhundert berühmte Kurfürst Friedrich Wilhelm. Alle werden jedoch überstrahlt von Friedrich des Großen Monument, einem Werke Rauchs, das nicht des Königs Person und Leben allein, sondern Preußens Geist in dessen Zeitalter versinnlicht, und nach Gegenstand und Ausführung für das herrlichste unter den geschichtlichen Bildwerken Deutschlands gelten kann. Sehenswerth sind ferner: das Opernhaus; der große Gensdarmenmarkt mit 2 Kirchen und dem von Schinkel gebauten neuen Theater, in dessen Nähe Schillers Statue; die Schloßbrücke von Schinkel mit 8 Marmorgruppen auf großen Granitblöcken; ferner die Galerien im königl. Schloß, im Schloß Bellevue, in dem von Schinkel gebauten, von Cornelius und Kaulbach mit Fresken ausgeschmückten Museum, sowie in den Sälen Raczynskis und Wagners, wo sich auch Werke lebender Maler, besonders von Lessing und Kaulbach finden; ferner die Universitäts- und Bibliothekgebäude, worin über 600,000 Bände und Handschriften, das Invalidenhaus mit der Inschrift: Laeso, sed invicto militi, (dem verstümmelten, aber unbesiegten Kämpfer des Vaterandes) u. s. w. Zur Erheiterung des Volks dient unter andern der Thiergarten vor dem Brandenburger Thor, 80 Hektaren groß, eine Waldanlage mit geraden und geschlängelten Wandelgängen, Kaffee-

sälen und Villen; man genießt hier Schatten, Kühlung, unverdorbene Luft, und scheint wenigstens aus der meist sandigen Natur des Landes entrückt zu sein. Der Berliner rühmt sich seiner Stadt und seines Staates; denn bei ihm hat der größte König der Neuzeit gelebt und regiert, und wie schon früher in geistiger, in wissenschaftlicher und künstlerischer („Berolinum lumen orbi"), ist Berlin nun auch in politischer Beziehung die Hauptstadt Deutschlands geworden. Berlin ist Geburts- und Bildungsstätte vieler ausgezeichneter Männer, der Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt, des Generals Grolmann, der Componisten Zelter und Mendelsohn, des Schauspielers L. Devrient, des Physiologen J. Müller u. s. w. Die Universität und die Akademie der Wissenschaften zogen ausgezeichnete Gelehrte herbei, wie Schleiermacher, Neander; Savigny; Fichte, Hegel, Schelling, Niebuhr, Raumer, Ranke, Mommsen; Ritter; Böckh, Lachmann, Hagen, J. und W. Grimm, Bopp; Enke, Lichtenstein, Poggendorf, Dove, Ehrenberg; Hufeland, Dieffenbach, Gräfe rc. — An künstlerischer und fabrizirender Betriebsamkeit fehlt es nicht. Eisen- und Erzmassen werden in die manchfaltigsten Maschinen- und Kunstgebilde umgeschaffen; und aus der Porzellanfabrik gehen jährlich über 1/2 Million Geschirre hervor. Auch gibt es andere Fabrikation in Seide, Wolle, Baumwolle, Leder und in Tapeten; Eisenbahnen nach Hamburg, Stettin, Breslau, Magdeburg, Halle u. s. w. fördern den Handelsverkehr. Was Vaterlandsliebe im Herzen der Berliner vermag, hat das Jahr 1813 bewiesen; ein 20 m. hohes eisernes Denkmal vorm Hallischen Thore erinnert daran. — Charlottenburg unterhalb Berlin an der Spree mit königl. Lustschlosse; im Parke das granitne Mausoleum, worin Königin Luise und ihr Gemahl auf dem Paradebette, von Rauch; die schlummernde Luise, ein noch schöneres Werk desselben Meisters, hat ihre Stätte in einem Mausoleum bei Charlottenhof unweit Potsdam.

Die Havel, die sich bei der Festung Spandau mit der Spree vereint, kommt unweit Strelitz aus mecklenburgischen Seen, durchfließt, in ihrem Mittellaufe von Tegel bis Plaue eine Anzahl von Seen bildend und hier von zahlreichen Schwänen bevölkert, halbkreisförmig und zwischen flachen Ufern die Mark Brandenburg; ihr Lauf ist 35 Meilen lang. Sie ist schiffbar, für den Handel also von Werth und durch den Finow-Kanal mit der Oder verbunden. Außerdem führt noch der Mühlroser Kanal aus der Spree zur Oder, der Plauensche vom letzten Havelsee zur Elbe und der Rhin- oder Neuruppiner von der Havel zum Rhin.

In der Nähe des Finow-Kanals gibt es Wald genug, um Eisenwerke betreiben zu können, wie zu Neustadt-Eberswalde, und Messingwerke wie im Dorfe Hegermühle, so daß sich im sandigen Brandenburg eine Betriebsamkeit findet, wie sonst nur an Gebirgen, zu Neustadt an der Dosse sogar eine bedeutende Spiegelhütte. Auch haben die Märker, den Kursachsen nachahmend, die Schafzucht veredelt, und an manchen Stellen, besonders am rechten Havelufer, hat die Natur ergibiges Kornland verliehen. — Potsdam, wohlgebaute Stadt an der Havel mit 44000 E. und 7000 Soldaten, in schwach hügeliger, angenehmer Gegend. Potsdam war gewöhnlicher Aufenthalt Friedrich des Großen, der sich neben der Stadt das Schloß

Sanssouci (Sorgenfrei) gebaut hatte, das nur ein Stockwerk hoch, aber von langer Vorderseite ist, und mehr durch einfache Schönheit als durch Pracht hervorsticht. Man erhält es in demselben Zustande, worin er es beim Tode verlassen. Noch steht im kleinen Concertsaale sein Notenpult, noch glaubt man im Bibliothekzimmer, er könne hereintreten und sich an den schlichten Arbeitstisch setzen. Und welche Gedanken erweckt es, wenn man in seinem Audienzgemache den antiken Herkules betrachtet, der als Kind die Schlange erdrückt, oder in den korinthischen Sälen die Statuen von Trajan, Marc Aurel, Venus Urania und Apollo, und die Kolossalbüste Karls XII.! Einen Fürsten von so viel Geist, Einsicht, Thätigkeit und wahrem Ruhm, wie Friedrich II., hatte Deutschland seit fünf Jahrhunderten nicht gehabt. Geboren ward er 1712 und regierte 46 Jahre von 1740—1786. Nicht bloß sein beharrlicher Muth dient der deutschen Jugend zum Muster, auch seine weise Benutzung der Zeit. Männer ohne inneren Werth hatte er nicht gern um sich, wissenschaftliche und geistvolle Köpfe bildeten seine Gesellschaft. Er achtete Selbständigkeit, Gedankenkraft und freimüthiges Urtheil. Wir besitzen von ihm eine Reihe lehrreicher Schriften, Briefe und Gedichte, die er ungeachtet seiner Thätigkeit in kriegerischen und Regierungsgeschäften niederschrieb; seine „Geschichte meiner Zeit" z. B. ist vortrefflich. Es gibt viele Bücher über diesen König, manche die mit Ernst und Wahrheitsliebe verfaßt sind. Wer ihn aber auch hinlänglich daraus kennen gelernt, wird doch wohl thun, das Kapitel zu lesen, das ihm Gustav Freytag in seinem „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes" gewidmet hat. Der volle und wirkliche Werth Friedrichs als König und als Mensch ist darin so treu und meisterhaft geschildert, wie nur ein so feiner und tief eingehender Charakterzeichner, wie Freytag es vermochte. — Rheinsberg am Rhin, in der Nähe vieler Seen, deren einer sich dicht an das Städtchen erstreckt und durch seinen Wasserspiegel die Gegend verschönert. Schloß und Garten zu Rheinsberg sind auf immer merkwürdig, denn Friedrich bewohnte sie als Erbprinz und nachmals sein ausgezeichneter Bruder Heinrich. — Fehrbellin, südlich von Rheinsberg, wo der Kurfürst Friedrich Wilhelm, ein würdiger Vorfahr Friedrichs des Großen, im Jahre 1675 die Schweden schlug. Neuere Schlachtfelder sind: bei Großbeeren, nicht weit von Berlin, und bei Dennewitz, nördlich von Wittenberg, wo 1813 die Franzosen besiegt wurden. — Brandenburg an der Havel mit 24,500 Einw., ein alter, nach Auswanderung der Sennen und Einwanderung der Wenden unter dem Namen Branibor d. i. Waldberg bekannter Ort. Die Umwohner hießen nach dem Fluß die Havler; sie selber nebst anderen wendischen Nachbarvölkchen nannten sich Wilzen oder Berühmte. Mehrmals mußten sie den Kaisern sich unterwerfen. Wirklich bezwungen wurden sie erst von dem anhaltischen Fürsten Albrecht dem Bären. Dieser tapfere Graf erhielt 1142 von Konrad III. die alte Mark in der langen Börde an der Elbe wo der Ort Salzwedel liegt, nebst der Ostmark (Niederlausitz) als unmittelbares Fürstenthum. Als Markgraf hatte er die Mark oder Grenze Sachsens gegen die Wenden zu schirmen und benutzte die Gelegenheit zu Eroberungen. Südlich an der Elbe bis über Wittenberg aufwärts, und östlich über die Spreemündung hinaus, unterwarf oder vertilgte er die Bewohner und lud zum Anbau verheerter oder noch unbebauter Felder niederländische Bauern (d. h. aus dem untern Rheingebiet) ein. Auch neue Orte entstanden, z. B. Berlin, und das

ursprünglich deutsche Land begann wieder deutsch zu werden und erhielt den Namen Mark Brandenburg. Albrechts Familie regiert nicht mehr; sie erlosch nach ein paar Jahrhunderten. Andere Fürsten strebten nach dem Besitz der Mark, bis der Nürnberger Burggraf Friedrich von Hohenzollern auf dem Kostnitzer Concil 1415 von Sigmund dem Luxemburger erblich damit belehnt wurde.

2. Untere Elbe.

Man bemerkt dasselbe, was an der unteren Weser, daß nämlich der Strom den Sand rechts und links bei Seite geschoben, selbst aber von Acker- und Weideland begleitet wird; besonders von der Havelmündung abwärts und gegenüber bei Werben zeichnet sich die Lenzener Wische (5 M. lang, 2 M. breit) durch Fruchtbarkeit aus. Das ganze Uferland hinab von der Magdeburger Gegend bis Harburg war in uralter Zeit der Sitz der Longobarden, durch lüneburgische Haiden von den Cheruskern getrennt, und heißt noch jetzt Lange Börde (Bord = Rand, Ufer). In der Völkerwanderung zogen sie gleich ihren östlichen Nachbarn davon und nahmen den Römern Norditalien ab, welches noch Lombardei heißt. Auch der Name Bardengau, wie nach dem Abzug der Longobarden ein Theil der langen Börde an der Ilmenau noch immer bei den Sachsen hieß, erinnerte an die alten Bewohner. — Bei Hamburg liegen die Vierlande, fette, von Armen der Elbe und dem Nebenflüßchen Bille umfaßte Marschländer, die Bill-, Ochsen- u. a. Werder, und weiter abwärts: Badinger-, Poggensand 2c. Gegen die Mündung hinab breiten sich an der rechten Seite die Wilster-Marsch an der Stör und die Dithmarschen zwischen Elbmündung und Eider aus, links das Land Kehdingen, durch die kleine Schwinge (woran Stade) vom Altelande, durch die Oste vom Lande Hadeln getrennt. Zur Grenze gegen das Aller- und untere Wesergebiet liegt Haide und Geest mit Brüchen oder Mooren untermischt, und nordöstlich ziehen gleichfalls sandige Striche gegen die Seen und Quellen, deren Wasser langsam zur Ostsee abfließen, wie auch gegen die Eider.

Rechts vom Strome liegt a. d. Magdeburg-Berliner Eisenbahn Burg mit 15,000 Einw.; links aber: Stendal, Geburtsort des großen Geschichtsschreibers der griechischen Kunst Joh. Winkelmann (geb. 1717, ermordet zu Triest von einem Italiener 1768), und Gardelegen, woher der Dichter Tiedge. Lüneburg an der Ilmenau mit 16,300 E. und starken Salzquellen, Heimat des Liedercomponisten Abraham Schultze, gest. 1800. Unweit davon Bardewiek, älter als Hamburg und ehemals ein wichtiges Glied der Hansa, jetzt ein kleiner Flecken, 1189 von Heinrich dem Löwen zerstört. — Hamburg, 35 Meilen von Berlin, eine der 3 deutschen Freistädte und Freihafen wie Bremen, sonst zum Hansebund gehörig, der reichste und wichtigste Handelsplatz unseres Vaterlandes. Die Elbe, schon oberhalb in mehrere Arme getheilt, ist hier an 2 St. breit und nimmt die Alster und Bille auf. Die Stadt

hat mehr als 2 Stunden im Umfang und 235,000 Einw. An herrlichen Gebäuden, die sich seit dem furchtbaren Brande (5. bis 8. Mai 1842) noch vermehrten, ist kein Mangel, doch zeigt sich große Dürftigkeit neben großem Reichthume. Der schönste Platz ist um einen stattlichen Weiher, welchen die Alster füllt. Sommers sieht man darauf geschmückte Gondeln und Kähne, Winters ein buntes Gewühl von Schlittschuhläufern und fahrenden Schlitten. Die eine Seite des Weihers ziert ein hoher mit Bäumen bepflanzter Damm und die andere eine dreifache Allee, Jungfernstieg genannt, mit einer Reihe prangender Häuser. Unter den Kirchen ist besonders sehenswerth die St. Michaelis mit ihrem 131 m. hohen Thurme und einem schönen Gemälde Tischbeins; unter den andern Bauwerken: der prächtige 78 m. lange Bazar mit Glasdach, und das große neue Krankenhaus, das 1,300,000 Mark gekostet hat. Für treffliche Lehranstalten und Hilfsmittel zu mancherlei Studien ist gut gesorgt; die Stadtbibliothek hält über 200,000 Bde. Die Reihe hervorragender Hamburger ist nicht klein; der einflußreiche Schriftsteller S. Reimarius, der große Schauspieler Eckhof, der Philanthrop Basedow, die Dichter Hagedorn und Ch. Stollberg, der Componist Mendelssohn-Bartholdy, der Astronom Enke gehören dazu. Friedrich Perthes war ein Thüringer, aber groß als Mensch und Buchhändler ward er in Hamburg. Die Hauptthätigkeit der Bewohner richtet sich jedoch auf Gewerb und Handel, vorzüglich auf Seehandel. Die Elbe mündet erst 18 Meilen unterhalb, die Flut aber bringt die ganze Strecke herauf und führt die Schiffe in die Häfen, die sich weit in die Stadt einbuchten. Hier sieht man oft einige hundert zum Theil dreimastige Schiffe verschiedener Nationen mit verschiedenen Flaggen. Auf Kanälen werden die Waaren durch kleinere Fahrzeuge nach den Häusern der Kaufleute geschafft, die deshalb ihre Geschäftswohnungen am liebsten in den niederen Theilen der Stadt haben. An eigenen großen Seeschiffen besitzen die Hamburger gegen 550 zu nahezu 100,000 Kommerzlasten (à 6000 Pfund), es laufen aber jährlich über 5200 ein und eben so viele aus; regelmäßige Dampfschifffahrten nach England, Holland, Frankreich, Amerika. An 2000 Fluß- und über 100 Lichterschiffe. Die jährliche Einfuhr wird auf 650, die Ausfuhr auf 200 Mill. Mark Banco geschätzt; übers atlantische Meer allein versendet man an Waaren für 60 Mill. Mark. Die Umgebungen Hamburgs sind nur eine weite Ebene mit geringen Erhöhungen, doch belebt durch den breiten vielbesuchten Strom, und gut angebaut. Die Alster und Bille schleichen im fetten Boden hin. Bis auf eine Stunde weit erstrecken sich die Gärten, oft mit Palästen besetzt, die vom Reichthum ihrer Besitzer zeugen. Auch die Dörfer sind wohlhabend, vorzüglich auf den Werdern und zwischen den Elbarmen und der Bille in den sogenannten Vierlanden, dem „nordischen Aegypten." Diese letztern enthalten vier Kirchspiele nebst dem Städtchen Bergedorf; sie sind überaus ergibiges Marschland und versorgen die volkreiche Handelsstadt mit Gemüse, Obst und Korn; man sieht dort Erdbeerfelder von einer Ausdehnung wie Kornfluren. Der Vierländer Bauern gibt es ungefähr 8000, an Sitten und Tracht eigenthümlich. — Das oft genannte „Rauhe Haus" liegt ¾ St. von Hamburg beim Dorfe Horn. — Altona (d. h. allzu nah bei Hamburg) mit 73,000 Einw., Freihafen, durch Handel und Schifffahrt gleichfalls blühend geworden, obwohl die Zahl der eigenen Schiffe nur 160 beträgt. — Harburg an der anderen Seite der Elbe, mit neuangelegtem Seehafen und regem Dampfschiffverkehr, eine aufblühende Rivalin Hamburgs mit 17,500 Einw.

Es laufen jährlich über 1000 Schiffe aus und ein. — Ein paar Stunden seitwärts im Lande liegt Wandsbeck, berühmt durch M. Claudius (Asmus oder Wandsbecker Bote). Der Dichter Voß, der eine Zeit lang bei ihm wohnte, Klopstock, viele Jahre sein Nachbar zu Hamburg, Gleim, F. H. Jakobi und andere Häupter unserer Literatur, waren seine Freunde. Nordwestl. davon zu Rellingen hatte der deutsche Garrik, F. L. Schröder aus Schwerin, einen Landsitz, wo er sein Alter verlebte; er starb 1816. Ottensen, ein Dorf an der Elbe, unweit Hamburg, wo Klopstocks Grabmal. Nicht weit vom Kirchhof ist ein öffentlicher Garten auf dem hohen Elbufer; hier beherrscht das Auge eine heitere lachende Landschaft, man überschaut den gewaltigen Strom mit seinen fruchtbaren Inseln und grünen Uferhöhen. Links erscheinen die zahllosen Masten des Hamburger Hafens, die gegenüberliegende Stadt Harburg, und weiterhin Dörfer, Windmühlen, Felder, Baumgruppen und Wiesen; rechts verliert sich der Blick auf der Stromfläche, oder begleitet den Zug absegelnder Schiffe, die dem Ocean zueilen. Rechts an der Elbe hinab kommt man nach Glückstadt. Unterhalb am linken Ufer südl. des Orts Stade breitet sich von dem Flüßchen Este durchschnitten die Marsch Alte-Land aus, dessen 16,000 Bew. sich von Feld- und Gartenbau, Viehzucht und Schiffbau nähren. So viel Obst wird gebaut, daß es im Frühling mit Blüten wie übersäet ist. Hauptflecken sind Estebrücke und Jork. — Nördlich von Stade die Marsch Kehdingen, 5 □M. mit 19,500 Einw., ebenso reich angebaut wie die vorige, mit dem Hauptflecken Freiburg. — Westl. von der Oste das 5½ □M. große Land Hadeln (woher die Familie des Historikers Niebuhr stammt) mit 17,800 Bew., nur durch Deiche gegen Ueberschwemmung gesichert. Hauptstädtchen Hadelns ist Otterndorf, wo der Dichter Voß in jüngern Jahren Rektor war und seine Uebersetzung Homers vollendete. Er mag wohl oft den hohen Damm bei Otterndorf besucht haben, um den Anblick der Elbmündung zu genießen; kein Wunder, daß der Schiffbruch des Odysseus so unvergleichlich in deutscher Sprache nachgebildet ist, da er die Erscheinung des vom Sturm empörten Meeres selber betrachten konnte! — Cuxhaven, ein kleiner Flecken im Hamburger Amt Ritzebüttel mit einem Seebade und einem sichern 7 m. tiefen Hafen, sendet regelmäßig Packetboote nach Yarmouth in England. Aus diesem Nordwinkel zwischen Weser- und Elbmündung war der Physiker und Astronom H. W. Brandes.

Die eben genannten Länderstriche taugten, ehe man sie entwässerte und durch Dämme gegen das Meer schützte, nur hie und da zur Viehweide. Dies war noch der Fall, als man schon längst im untersten Rheingebiet, d. i. in Holland und Flandern, es verstand, die Wasser zu zähmen und den ergibigen Boden zu nutzen. Wackere Herrn luden deshalb im 12. Jahrhundert viele Holländer, die gerade durch Wassers- und Hungersnoth geängstigt waren, zu Niederlassungen ein. Der Bauer, dessen Vorfahren freie Leute gewesen, schmachtete damals fast überall in Leibeigenschaft; das Feld, das er bebaute, und selbst seine Person und seine Familie gehörten einem Herrn; er konnte sogar von diesem verkauft werden, wie ein Stück Acker oder ein Stück Vieh. Jene holländischen Ansiedler erhielten aber gewisse Freiheiten und wurden nach eigenem Rechte gerichtet. Das zog sie an, und sie wandten allen Fleiß auf den neuen Boden, der bald die Mühe des Ansiedlers mit üppiger Ergibigkeit lohnte. Noch jetzt findet

man in einigen solcher Colonieländern altes Recht, alte Gewohnheit und große Wohlhabenheit, was den Reisenden erfreut, wenn auch die Natur des Landes, den erhabenen Anblick des Meeres abgerechnet, dem Auge nichts Schönes darbietet. Die Luft ist feucht und schwer, doch Menschen und Thiere gedeihen vortrefflich darin. Kühe und Ochsen bleiben den ganzen Sommer durch (wie in Holland) Tag und Nacht auf der Weide, und so saftig ist der Graswuchs, daß freie Grasung so fett macht, als gute Mästung im Stalle. Die großen langgestreckten Kühe geben fette Milch zu vortrefflicher Butter. Die Pferde sind groß, stark und dauerhaft. Man schlachtet Schweine von 4—500 Pfund, und Gänse, die gerupft und ausgeweidet nicht selten 25 Pfd. wiegen. Stattlich ist der Körperbau der Menschen, die trotz Klößen, Speck, Rauch- und Pöckelfleisch, doch keineswegs schwerfällig, im Gegentheil thätig und aufgeweckten Gemüthes, ja von muthwilliger Munterkeit sind. Die Wohnungen liegen auch hier, wie an der friesländischen Küste, nicht in engen Dörfern beisammen, sondern zerstreut im Lande umher. Bauern, die nur 2 bis 6 Pferde haben, sind arm; ihre Besitzungen heißen nur Kötherhöfe. Große Höfe dagegen sind diejenigen, wo man 8 bis 24 ja bis 30 Pferde hält. In ihrer Nähe wohnen gewöhnlich Beisaßen oder Meier, deren Vorfahren von den ältesten Hofbesitzern ein Stück Feld, Garten oder Wiese erkauften oder zum Lehn erhielten und zwar unter Bedingungen, die noch gelten. Der Meier muß nämlich dem Hofbesitzer in Zeiten, wo Hilfe nöthig ist, um ein gewöhnliches Tagelohn dienen, wofür dieser ihm wiederum für einen geringen Preis durch seine Pferde den Acker bestellen läßt. Der Anblick der größern Bauernhöfe ist stattlich; wären sie nicht der Seestürme und heftigen Regengüsse wegen mit Stroh gedeckt, man würde sie für Edelsitze halten. Das Gehöft, das heißt die Gebäude eines Bauern sammt dem freien Rasenplatze dazwischen, ist oft mit breitem tiefen Graben umgeben, dessen innerer Rand mit hohen Bäumen, meistens Weiden, bepflanzt ist, so daß die Gehöfte aus dem Baumgrün hervorragen. Die Einfahrt ist ein Thor und oft mit Schlagbaum versehen. Draußen liegen die Ländereien des Besitzers umher. Im Innern sieht man gediegenen Hausrath, kostbare Schränke von Eichen- und Nußholz, und bei manchen Bauern findet sich nicht bloß feines Porzellan, auch wohl silbernes Theegeschirr darin. — Sehr bevölkert sind übrigens diese Marschen nicht. Es gibt auch nur wenig kleine Kötherhöfe, fast lauter großen Höfen gehört der Boden an; und dies ist nothwendig, denn das schwere Erdreich ist schwer zu bearbeiten. Vier Pferde mindestens bedarf der Pflug oder die Egge, und ist ein Feld neu zu begraben, d. h. mit Schlamm neu ausgetiefter Gräben überworfen, so bedarf man wohl 6 Pferde. Wie könnte nun ein armer Bauer sein Feld bestellen? Gut gewiß nicht. Darum hat man vor Jahrhunderten dafür gesorgt, die Güter bei Erbschaften nicht zu vertheilen. Im Hadler Landrechte ist festgesetzt, daß man die Töchter und älteren Söhne nach bestem Vermögen ausstatten, dem jüngsten Sohne aber das Gut gegen mäßige Entschädigung der Geschwister ungetheilt überlassen soll. Wie heilsam solche Einrichtung ist, sieht man deutlich an der Marsch Wursten im Wesergebiet, wo die Güter häufig getheilt werden. Da haben denn viele arme Besitzer den Feldbau ganz eingestellt und begnügen sich mit Viehzucht allein.

Die rechts von der Elbmündung gelegenen Marschen verdienen ebenso ausgezeichneter Erwähnung, wie die am linken Ufer, ja noch mehr. Nicht bloß die Natur des

Landes, der Anbau und die Eindeichung gegen die Meerfluten, nicht bloß das eigenthümliche Leben der Bewohner ist beachtenswerth; sie haben dies in geringer Verschiedenheit mit den Hadlern und Kehdingern gemein. Aber große Erinnerungen an die Thaten ihrer Vorfahren beseelen das dithmarschische Volk. Gleich den Friesen ging ihnen Erhaltung eigener Lebens- und Rechtsweise und Unabhängigkeit von benachbarter Adels- und dänischer Königsgewalt über alles; hier erhielt sich, wie im schweizer Alpenlande, ein Rest von altgermanischer Gemeinfreiheit. Ihre starken Arme hatte jeder zu empfinden, der ihnen das Theuerste, die Freiheit rauben wollte; sämmtliche Männer und Jünglinge traten bewaffnet auf, selbst die Weiber folgten dem Heereszug. Auf immer denkwürdig ist ihre Vertheidigung im Jahr 1500. Denn die dänischen Königsbrüder Johann und Friedrich (aus fürstlich-oldenburgischem Stamm) hatten beschlossen, das Bauernvolk der Dithmarschen endlich mit größerer Anstrengung als je zuvor anzufallen. Mehr als 30,000 Streiter, mit Inbegriff der sogenannten schwarzen Garde, waren versammelt, worin der Adel Holsteins und Schleswigs durch Rüstungen und eitle Zuversicht hervorglänzte. Das Geestland war rasch genommen, in Meldorf alles, was nicht fliehen konnte, niedergehauen, und die Ueberwältigung der niederen Marsch schien ein Geringes; denn wie sollte das kleine Völkchen, das kaum 7000 Männer zählte, einem so vielfach überlegenen Heere widerstehen können! Allein den wenigen Helden entsank der Muth nicht. Sie bauten auf Gott, der den Hilflosen, wenn er tüchtig ist, nicht verläßt. Der Hand einer muthvollen Jungfrau, die sich dem Allmächtigen geweiht hatte, vertrauten sie ihr Banner und besetzten, ihrer nur 500 auserlesene Männer unter Wolf Isenbrands Führung, den Paß bei Hemmingstedt. Hier kam es am 17. Februar zum Kampf. Vergebens drängten die Schaaren des Adels mit übermüthiger Verachtung der geringen Zahl ihrer Gegner heran. Mit dem Feldgeschrei: „Garde hüte dich, hier kommt der Bauer!“ stürmten die Dithmarschen auf sie los, mit so kräftigem Schlag und so unermüdeter Faust, daß die stolzen Heerschaaren des Königs erlagen. Was nicht im Kampfe fiel, kam auf wilder Flucht in Gräben und Sümpfen ums Leben. Es blieb Ritter Jürge Slenz, Hauptmann der Garde, ein riesenhafter Mann; es blieben die Grafen Adolf und Otto von Oldenburg, und kein vornehmes Geschlecht war in Holstein und Schleswig, das nicht einen Verwandten betrauerte. Groß war die Beute; selbst das Heiligthum der Dänen, die Fahne Danebrog, ward genommen und von den Siegern in der Kirche zu Wöhrden aufgehängt. Seit jenen Tagen hatte das Volk Ruhe, der Adel wagte nichts mehr, bis 60 Jahre später die gestiegene Fürstengewalt endlich dennoch die Oberhand gewann.

Außer den genannten Orten ist noch Heide zu bemerken, wo in der alten Zeit der Freiheit sich die selbstgewählten Vorsteher des Volks auf offnem Markte versammelten zu Berathungen und zur Schlichtung von Zwistigkeiten. — Vor den Mündungen der Elbe und Weser, 8 Mln. vom Lande entfernt und leider in brittischem Besitze (seit 1808) liegt die $^1/_{100}$ QM. große, nackte Insel Helgoland, deren eine Seite sich 66 m. aus den Wellen erhebt. Die Bewohner (2200) sind altfriesischen Stammes und nähren sich vom Lootsen und von Fischerei, sowie von dem starken Fremdenverkehr während der Badesaison, denn Helgoland ist ein berühmtes Seebad; auch Schiffbrüche „segnen den Strand.“ Das Meer nagt aber fortwährend an der ehemals größeren

Insel und wird sie, vielleicht schon in einem Jahrhundert, ganz verschlingen. Die Engländer haben einen Leuchtthurm daselbst erbaut.

§. 5. Nachbarküste der Ostsee.

Das Gebiet der 19 Meilen langen Eider, die in der Rendsburger Haide schiffbar wird und bei Tönningen in die Nordsee fällt, ist klein, der Elbmündung nahe; es läßt sich daher von der Grenze der Dithmarschen an bequem mit der Seeküste zusammennehmen, welche nördlich von der untern Elbe und Havel liegt. Dies sind die Länder, die westlich vom Ausfluß der Trave Holstein, und östlich Mecklenburg heißen. Unter den Küstenflüssen merken wir: die Trave, nur 16 Meilen lang; sie entwindet sich dem Plöner und andern holsteinischen Seen. Von der Steckenitz, einem Zufluß der Trave, wurde schon 1398 ein Kanal nach Lauenburg a. d. Elbe gegraben. Die Warnow, aus einer Menge kleiner Seen ihr Wasser ziehend, 21 Meilen lang, wird unterhalb Rostock zur breiten langen Seebucht, die schwere Schiffe trägt. Man zählt der Seen in Holstein über 50, in Mecklenburg über 200, und die Gebiete der Havel, der untern Oder, und fernere Küstenländer der Ostsee sind ebenfalls in Ueberfluß mit solchen stehenden Gewässern begabt, was deutlich anzeigt, daß hier überall in gewisser Entfernung von der Küste ein fast horizontaler Landstrich hinzieht, der diesen Seengürtel bildet. Der Strand an der Ostsee ist nicht so niedrig, wie an der Nordsee, und um so weniger den Verwüstungen des Meeres ausgesetzt, da in der Ostsee keine Ebbe und Flut wechselt. — Unter den Landseen sind zu merken: NW. der Travemündung: der Eutiner, Plöner und Westensee; S. der Ratzeburger und SO. der Schweriner See. Der Müritz kann zum obern Havelland gerechnet werden und viele andere Seen Mecklenburgs, wie der Tollensee und die von Malchin und Kummerow, gehören durch den Peenefluß zum Gebiete der unteren Oder.

Der Besatz von Seen und Weihern, die häufig durch Ausflüsse schmaler Wasserärmchen und Bäche an einander hängen, ist da, wo Havel, Peene und Tollensee ihre Namen bekommen, so groß, daß man nur mit Mühe die Wasserscheide zwischen den Flüssen auffindet. — Von Bergen kann hier keine Rede sein; doch hat der Boden seine Einsenkungen und Erhöhungen; jene mit Wassern ausgefüllt oder mit Wiesengras und fruchtbaren Aeckern prangend und nur hie und da bruchig oder morastig; höhere Striche dagegen oft sandig als Geest oder Haide. Schöne Laubwälder machen den Anblick des Landes angenehm und überlagern oft Hügeln, die den Umwohnern für Berge gelten. Die höchsten Hügel: der Helpterberg bei Woldegk, der Ruhnerberg und die Hohe Burg sind oben S. 92 schon angeführt; ihnen nahe kommt manche Höhe in Holstein. Die Luft ist an der Küste und zwischen den Seen feucht, was den Graswuchs befördert; darum große Rindvieh- und Pferdezucht. Holsteiner Butter und

Mecklenburger Pferde stehen in gutem Rufe, und an Getreide nebst andern Produkten des Landbaus wird ebenfalls so viel gewonnen, daß man beträchtliche Ladungen ins Ausland verkaufen kann.

Orte: Kiel, mit 32900 E., an dessen Universität der Geschichtsforscher Dahlmann, eh er nach Göttingen und später nach Bonn ging, lehrte, wird in Zukunft der Hauptkriegshafen der deutschen Flotte sein. Die Lage Kiels ist herrlich, rechts und links ziehen die Ufer an einer weiten Bucht der Ostsee hin, und zwischen 2 Obelisken aus nordischem Marmor öffnet sich ein Kanal, der die Ostsee mit der Eider verbindet. Die Eigenschaften des Kieler Hafens als Kriegshafen sind erstaunlich und finden ihresgleichen fast in der Welt nicht wieder. Die Kieler Bucht, deren innerster Theil den Hafen bildet, ist 2 Meilen lang und 2—3000 Schritte breit. Die geringe Breite macht es möglich, durch die Anlage starker Uferbatterien feindlichen Flotten jeden Zutritt zu verwehren, so daß die hier ankernden Schiffe vollständig geschützt sind. Dabei hat der innere Hafen eine Tiefe von 10—13 m., während die größten Kriegsschiffe nur 9 m. Wasser nöthig haben. Hier finden sich große Werftanlagen und fast alle Behörden und Anstalten der Marine vereinigt; und wenn an die Stelle des jetzt schon nicht unwichtigen 11 Stunden langen Eiderkanals, der statt der langen und gefahrvollen Fahrt um ganz Dänemark herum eine überaus kurze und gefahrlose bietet, aber nur Schiffe von 70 Lasten zu tragen vermag, der projektirte große Nordostseekanal getreten sein wird, dann wird die Bedeutung Kiels für die deutsche Flotte erst zur vollen Geltung kommen, weil es dann in der Mitte der ganzen ungefähr 180 Meilen langen Küstenlinie liegt. — Plön mit alter hochgelegener Burg zwischen zwei Seen, deren einer wohl eine Meile lang ist. Fruchtbar ist der Boden umher; belaubte Höhen und Dörfer verschönern die Ufer, woran der Weg bis zum waldbekränzten Aschberg und dem unten gelegenen herrlichen Garten hinzieht. Nicht weit von hier, besonders in der Nähe des Westensees, gibt es viele Hünengräber aus altdeutscher Zeit, die sich übrigens auch in andern Gegenden Deutschlands finden, Hügelchen nämlich von 3—4 m. Höhe und 30—60 m. im Umfange, in deren Innern man Todtenkammern aus flachem Granit gefunden hat, und in den Kammern gewöhnlich Aschenkrüge, Waffen, Spangen, Haken, Nadeln, Gürtel, Beinringe, Messerschäfte und anderes Geräth. Unter Hünen versteht das Volk Riesen, und riesenhaft denkt man sich gern seine Vorfahren. Auch waren sie gewiß kräftiger, als wir. Eutin, hübsches Städtchen an einem fischreichen kleinen See in angenehmer Gegend, eine Zeit lang der Aufenthalt des Dichters Voß und seines Freundes Graf Stolberg. Voß schrieb hier seine Luise, die er später, nicht zum Vortheil des trefflichen Gedichts, erweiterte. — Gehen wir über die Eider nordwärts nach der Halbinsel, die vor alters die kimbrische hieß, so finden wir zunächst das deutsche Land Schleswig vor uns, das nebst Holstein bis 1864 unter dem Könige von Dänemark stand; jetzt bilden beide Länder zusammen die preußische Provinz Schleswig-Holstein. Die Mark Schleswig wurde durch den König Heinrich I. und dessen Sohn Otto dem deutschen Reiche gewonnen, später jedoch (1027) von Konrad II. an den Dänenkönig Knut den Großen abgetreten und die Eider zur Reichsgrenze bestimmt. Die deutsche Sprache herrscht dort bis zu einer Linie, die von der Mündung der Widau in die Nordsee zur Flensburger Föhrde gezogen wird, so daß die Städte Hoyer, Tondern und Flensburg ins deutsche Gebiet fallen. Nördlich dieser Linie hört beim

Landbewohner die rein deutsche Sprache auf, aber die Städte Apenrade, Hadersleben u. a. sind deutsch. Schleswig a. d. Schlei war eine Zeit lang Herzogssitz (Schloß Gottorf) und hat nicht unbedeutenden Handel.

Lübeck, freie Handelsstadt mit den Vorstädten 39800 E. an der schiffbaren Trave, hat zwei Häfen, einen für kleinere Schiffe nahe der Stadt, und einen größeren bei Travemünde, wo man die ankommenden Kauffahrer löscht und die Waaren auf leichtere Prahmen (Schiffchen) packt, um sie nach der Stadt zu bringen. Schon in der Zeit Heinrich des Löwen wuchs die Thätigkeit der Lübecker. Den Kaisern Friedrich Rothbart und Friedrich II. aus Hohenstaufischem Geschlechte verdankten sie Reichsfreiheit; und als im 13. Jahrh. das deutsche Reich durch innern Zwist erschüttert wurde, und überall die Städte sich gegen fürstliche und adelige Nachbarn stärken mußten, traten die Lübecker und Hamburger in eine Hanse, d. h. Handelsgesellschaft. Bald vereinten sich noch im gleichen Jahrh. mehrere Städte mit ihnen, und so entstand die große Hanse, die mächtig genug ward, Heer- und Wasserstraßen zu sichern und die Nachbarn in Furcht zu halten. Der ganze Handel auf der Ostsee kam ausschließlich in ihre Hand, denn in Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland wußten sie große Rechte zu erlangen; aber auch in der niederländischen Stadt Brügge errichteten sie eine große Faktorei, und in London, wo ein eigenes Stadtquartier ihnen eingeräumt wurde. Zuweilen versuchten zwar die Könige, die Rechte der reichen Hanse zu schmälern, damit ihre eignen Unterthanen einen Theil am Handelsgewinn erhielten; allein die Hanse rüstete Flotten aus und erzwang durch See- und Landschlachten völlige Herstellung, ja noch Vergrößerung ihrer früheren Rechte. Sie vermochte aber so bedeutende Kriege zu führen, da 80 Städte von Holland bis Livland zu ihrem Bunde gehörten. Der großen Ausdehnung wegen hatten sie den ganzen Bund in Viertel abgetheilt, an deren Spitze Köln (westfälisches), Braunschweig (sächsisches), Lübeck (wendisches) und Danzig (preußisches Quartier) standen. Lübeck aber war Hauptstadt, wohin die Gesandten aller Bundesstädte zu wichtigen Versammlungen sich begaben. Die Bürgermeister Lübecks regierten das Ganze und glänzten oft als Heerführer der Flotten und der Landmacht. Schon 1234 erfochten die Lübecker, von Alexander v. Soltwedel geführt, einen Seesieg über die Dänen, und eroberten sogar 1249 Kopenhagen. Ueber 100 Jahre später bekriegte man den Dänenkönig Waldemar Atterdag. Die Rathsherrn Eberhard v. More und Gotschalk v. Attendorn liefen mit der hansischen Flotte aus, auf welcher Bruno v. Warendorp das Kriegsvolk befehligte. Sie landeten in Norwegen, dessen König Hakon Friede machen mußte; siegten dann über die Dänen, nahmen Kopenhagen und nöthigten den Waldemar zum Frieden von Stralsund 1370. Der Leichnam Warendorps, der bei der Eroberung Kopenhagens gefallen war, ward zu Lübeck in der Marienkirche beerdigt. Im nächsten Jahrhundert gab es Krieg mit England, wo 1452 der Hanseat Paul Beneke aus Danzig sich als Seeheld Ruhm erwarb. So blühete der Bund vom 13.—16. Jahrhundert. Erst als die Fürstengewalt überall in Europa größer wurde, stehende Heere aufkamen, städtische Mauern dem Feuer des vervollkommneten Geschützes nicht mehr widerstehen konnten und der Welthandel nfolge der Umschiffung Afrikas und der Entdeckung Amerikas andere Bahnen nahm, verfiel allmählich die Macht der Hanse. Die Staaten, deren Handel ehmals ganz in der Gewalt der Hanse gewesen, warfen dies Joch ab. Die meisten Städte des Bundes

kamen unter fürstliche Herrn und hörten dadurch auf, freie Glieder eines großen Vereins zu sein. Die Handelsthätigkeit Hollands und später Englands überflügelte allmählich den Handel der Deutschen. Der letzte Hansetag zu Lübeck ward 1630 gehalten, und 1669 löste der Bund sich förmlich auf, nachdem sein Geschick längst sich besiegelt hatte. Nur drei Städte führen noch den Namen Hansestädte: Lübeck, Hamburg und Bremen. Hamburg und Bremen sind jetzt reicher als ehedem; Lübeck dagegen hat nur noch große Erinnerungen aufzuweisen. Da sie unverschuldet ihre Bedeutung im Welthandel eingebüßt haben, so ziemt den Bürgern noch immer das edle Selbstgefühl, freistädtisch zu heißen. Und mit Recht rühmt man die Sorgfalt, die sie auf Erziehung der Jugend verwenden, um wenigstens an geistiger Bildung keiner andern Stadt nachzustehen. Der berühmte Maler Overbeck zu Rom und der lyrische Dichter Em. Geibel sind aus Lübeck.

Rostock an der Warnow mit 31,000 E., Seehandel und Universität; zu Warnemünde ist der Hafen. Rostock ist Geburtsort Blüchers, dem die Bürger eine Statue gesetzt, ein Werk Schadows, mit der treffenden Inschrift von Goethe:

Im Harren und Krieg,
Im Sturm und Sieg
Bewußt und groß —
So riß er uns vom Feinde los.

Weiter im SW. liegt die Seestadt Wismar. — Schwerin mit 26500 E. am gleichnamigen See, der das Schloß umgibt, und Neustrelitz, kleine Stadt am Zirkersee, sind Residenzen der mecklenburgischen Großherzoge; in beiden Städten sehenswerthe Sammlungen obotritischer Alterthümer. Mecklenburg (meckel, niederd. für hochdeutsch michel = groß) nördlich von Schwerin ist das fürstliche Stammhaus. Südlich von Schwerin, 1/2 Stunde von Rosenberg, fiel Th. Körner im Befreiungskriege, seine Kameraden begruben ihn unter einer alten Eiche bei Wöbbelin. Südlich davon zu Ludwigslust kann man das lebensgroße Bild des Herzogs von Orleans sehen, dessen edle Wittwe Helene von Mecklenburg ihre Kinder zu Eisenach erzog. — Aus Parchim war J. J. Engel, Verfasser der Mimik, des Lorenz Stark und des Philosophen für für die Welt; er starb 1802 hier in seiner Heimat. Aus Parchim ist auch der große Stratege Graf Moltke (geb. 1800). Sommersdorf unweit Waren nördlich vom Müritzsee, Geburtsort des J. H. Voß; er wuchs aber im benachbarten Städtchen Penzlin auf. Auch Fr. Kortüm, bekannt durch eine gediegene Geschichte des Mittelalters, war ein Mecklenburger.

Anmerk. Blicke auf Dänemark, Schweden, Rußland, und auf Lage und Entfernung ihrer Hauptstädte, womit die deutschen Ostseehäfen in Verbindung stehen.

IV. Stromgebiet der Oder nebst der Nachbarküste.

§. 1. Der Strom mit den Nebenflüssen. Umgrenzung.

Das Odergebiet streckt sich neben dem der Elbe in nordwestl. und zuletzt nördlicher Richtung zum baltischen Meere oder zur Ostsee hin. Alles Land, woran es im O. grenzt, gehört zum Weichselstrom. In gerader Linie durchschneidet die Oder bis zum großen Haff 67, bis zur Mündung in die pommersche Bucht (Swine) 72, mit den Krümmungen insgesammt 121 Meilen. Sie entsteht (554 m. über dem Spiegel der Ostsee) am Lieselberge im südlichen Gesenke und wird erst durch Zufluß der Oppa und Olsa bedeutender. Bis dahin gehört sie noch dem kleinen österreich. Schlesien an, worauf sie in das große preußische Schlesien tritt, es der ganzen Länge nach durchströmt, und durch Brandenburg und Pommern sich zur Ostsee bewegt. Unter den Nebenflüssen merken wir links: die Glatzer Neiße, die Katzbach mit der wüthenden Neiße, den Bober mit der Queis, die Lausitzer Neiße; rechts die Malapane, die Bartsch und die große 96 Meilen lange Wartha mit der Netze. Größe des Stromgebiets: 2207 □Meilen.

In der letzten nördl. Richtung ist die Abdachung so unbedeutend, daß der Fluß sich häufig in viele Arme theilt und unzählige Inselchen bildet. Vor der breiten, einer Meerbucht ähnlichen Mündung liegen zwei große sandige Inseln, Usedom und Wollin. Dadurch entsteht das kleine und große Haff, ein Süßwasser-See, der sich neben den Inseln dreiarmig ins Meer ergießt. Die Arme heißen Diwenow, Swine und Peene. Der letztere ist eigentlich ein Nebenfluß, der aus den Mecklenburger Seen von Malchin und Kummerow herkömmt und, nachdem er den Tollensee aufgenommen, sich mit der linken Mündung der Oder vereinigt. Durch das Wasser der Peene erstreckt sich die Oderküste westl. bis gegen die Warnow. Oestl. ist sie beschränkter, doch lassen sich die Küstenflüßchen Rega und Persante und ein Strich Landes bis in die Nähe der Weichselmündung bequem mit dazu rechnen.

Sucht man die Umgrenzung des Gebiets bestimmter auf, so findet sich, daß die Wasserscheide auf der linken Seite vom Lieselberge an stets auf Gebirgen bis zur Lausitz, dann in ebenem Lande, Spree, Havel und Warnow westl. lassend, zur Ostsee hinzieht. Auf der rechten Seite läßt sie Teschen links, Pleß rechts, und zieht über Tarnowitz u. s. w. gen Ost zu einem breiten Landrücken, wo die Wartha entspringt. Diese Höhe liegt in der Mitte zwischen Krakau und Czenstochau, und sendet sowohl an beiden Ufern der Wartha kleine Höhenzüge hinab, die noch die Umgegend Czenstochaus verschönern, als auch schmale Erhebungen als Wasserscheide zwischen Oder und oberer Wartha, (s. o. S. 92.). Von Bergen aber, ja von eigentlichem Hügelland ist nichts mehr anzutreffen. Ebenso flachrückig ist die Scheide zwischen Wartha und Weichsel, die nach Inowrazlaw, quer durch den Kanal Brombergs, die Stolpequelle vorbei, zwischen Lauenburg und Putzig an die Ostsee zieht.

§. 2. Die Gebirge.

Alles Gebirg, das vom Winterberg an der Elbe erst nach O. dann nach SO. sich 40 Meilen in der Länge bis zum Eintiefungsstreifen der obern Oder (mährische Pforte, Kuhländchen) hinstreckt, ward vor alters Sudeten genannt. Wir theilen es jetzt in 4 Stücke: das oberschlesische Gebirg oder das Gesenke, das Glatzer Hochland, das Riesengebirg, und die schon beim Elbgebiet beschriebenen Lausitzer Berge.

a. Das Gesenke, sonst wohl auch Sudeten genannt, beginnt als 9 Meilen breites, 130—160 m. hohes, wellenförmiges, fast durchaus bebautes Plateau an der obern Oder zwischen Oderberg und Leipnik (a. d. Betsch oder Beczwa), behält in seiner ganzen SO. Hälfte (Niederes Gesenke) diesen Charakter, obwohl es allmählich zu einer durchschnittlichen Höhe von 330 m. und im Quellgebiet der Oder von 550 m. ansteigt, über die sich die Gipfel (Lieselberg 640 m.) nur wenig erheben. Der NW. Theil (Hohes Gesenke) ist ächtes Gebirgsland, das durch die Quellwasser der Neißer Biele in das eigentliche Altvatergebirg mit dem Hauptberge Altvater 1501 m. (4621'), in dessen Nähe Quellen der Oppa, das Freiwaldauer Schneegebirg mit dem Köpernickstein 1431 m., und den Hirschbadkamm 988 m., an dessen Fuß das durch Prießnitz und seine Kaltwasser-Heilanstalt berühmt gewordene Dörfchen Gräfenberg liegt, zerlegt wird.

b. Das Glatzer Gebirgsland wird gebildet durch einen rechtwinkeligen 7 M. langen, von der Neiße und Steine durchflossenen, rings umwallten Gebirgskessel von 330 m. mittlerer Höhe. An der SO. Seite erhebt sich das Glatzer Schneegebirg, das im Großen Schneeberg, der Wasserscheide zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, die Quellbäche der March (1369 m.) und der Neiße (1037 m.) entsendend, 1427 m. (4393') hoch ansteigt. Der Süd-Westwall des Kessels, der in der Mitte durch das Thal des Weistritzbaches (Päße von Reinerz und Nachod, W. von Glatz) unterbrochen ist, wird zunächst gebildet durch die parallelen Kämme des Habelschwerter und Erlitzgebirges (Heidelberg 978 m.) und des Böhmischen Kammes (Deschnayer Kuppe 1143 m.), beide durch Einsattelungen oder moorige Plateauflächen verbunden mit dem majestätischen Gipfel der Hohen Mense 1083 m., und weiterhin durch die Sandsteingruppe der Heuscheuer (Große Heuscheuer 922 m.) und des Aderbach-Poiltzer Gebirges. Die Heuscheuer kann man in drei Stunden von der Stadt Wünschelburg wie von dem Gesundbrunnen Kudowa aus ersteigen. Sie heißt nach ihrer Gestalt, denn oben hat sie eine breite Platte von 49 Hektaren, und gegen Böhmen wie ins Thal der Weistritz gar schroffen Abfall. Auf einer Stelle, Tafelstein genannt, ist ein so tiefer Abgrund, daß die Kiefern unten nur wie kleine Büschel Buchsbaum aussehen. Ihr höchster Punkt ist der Großvaterstuhl, den man auf einigen Stufen ersteigt. — Auf der böhmischen Seite streicht vom Königshahner Kamm das Thal der Metau, eines Nebenflusses der Elbe, vorbei; die dortigen, wenig über 680 m. ansteigenden Höhen, sind merkwürdig durch seltsame Gestaltungen des Sandsteins, woran schon die Heuscheuer reich ist, die aber beim Dorfe Adersbach und 3/4 Stunden weiter bei Weckelsdorf die Verwunderung des Reisenden erregen. Die eine Seitenhöhe des Aders-

bacher Thals ist von Natur in eine zahllose Menge Felskegel zerklüftet, deren manche an 60 m. hoch und zu oberst mit Strauchwerk, Nadelholz und Birken begrünt sind. Man kann sich um ihre Kanten herumwinden und zwischen ihnen hingehen. In der Mitte bildet sich eine Art Felsallee in Krümmungen wohl 730 m. lang und von einer klaren Quelle durchrieselt. Der Anblick kann ängstlich machen, da viele dieser Riesenkörper nicht steil, sondern mit überhängenden Wänden aufsteigen und jeden Augenblick den Umsturz drohen. Die Sonne dringt nur hie und da in dies Felslabyrinth, weshalb in den heißesten Sommertagen die Kühlung empfindlich ist. Einzelne der seltsamsten Felsen hat man besonders benannt, z. B. Kanzel, Mönch, Hochgericht, Zuckerhut. Der letztere ist unten viel schmalern Umfangs als oben; der Forellenbach, der ihn umspült, wird wahrscheinlich seinen Fuß zuletzt so auswaschen, daß er umstürzen muß. Merkwürdig ist der Wiederhall eines Schusses; der Knall gleicht dem Donner, der zuerst an der rechten Seite des Felsthals hinrollt, dann erstirbt, und nach etwa 20 Secunden gegenüber der linken Seite sich wiederholt und furchtbar nach den Waldgebirgen hinauf rauscht. — Der NO. Wall der schönen Glatzer Berglandschaft wird gebildet, zuerst durch das Grenzgebirge (Landecker Heidelberg 904 m.) und das Wartha-Reichensteiner Gebirg, das im Jauersberg 872 m. ansteigt und an der Neiße endigt; dann durch den dreifachen Kamm des Eulengebirges zwischen Neiße und Weistritz (Hohe Eule 1019 m., Sonnenkuppe 964 m.). Den NW. Riegel des Kessels bildet das Waldenburger Gebirge (W. Heidelberg 923 m.), in dessen Mitte der geschäftliche und amtliche Mittelpunkt für das Hauptprodukt dieses Gebirgsabschnittes, die Steinkohle, nämlich das Städtchen Waldenburg liegt. — Die Neiße entspringt bei Thanndorf am Glatzer Schneeberg nur 200 Schritte von der böhmischen Grenze, und hat ein Gefäll von 774 m. bis zum Austritt aus den Bergen bei Wartha, wo ihre Breite alsdann 52 m. mißt. Manchfache Schönheiten bieten die Thäler von Reinerz und Steinau. Noch anziehender sind die Gegenden an der Neiße aufwärts zum Schneeberg. In einem wilden Seitenthale stürmt der Wölfelsbach zwischen steilen Berghöhen herab, und indem er durch eine schmale Felsspalte sich drängt, stürzt er 6 m., dann 9 m. tief in einen Kessel, dessen Wände wohl 20 m. emporstarren. Die Spalte des Felsen geht aber noch viel tiefer und bereitet dadurch dem Wasser des Kessels einen nochmaligen Sturz von 9 m. Dann erst fließt er ruhiger gen Abend. Die Gegenden am Schneeberg und am Mittelwalder Thal, wohin er sich allmählich absenkt, gleichen den Vorbergen der Alpen in der nördlichen Schweiz; nur daß ein kleiner Schweizersee fehlt. — Auf dem Schneeberg berührt sich die Grenze von Schlesien, Böhmen und Mähren; eine Säule bezeichnet dies.

c. Das Riesen-, vor alters Asengebirg, das Hochgebirg unter den deutschen Mittelbergen, beginnt jenseit der Pässe, die von Landshut am Bober nach Trautenau in Böhmen führen, und steigt bald zur Riesen- oder Schneekoppe 1611 m. (4960′) empor. Im Hauptkamm folgen im NW. Richtung die Kleine Sturmhaube 1417 m., das Hohe Rad 1523 m., die Große Sturmhaube 1458 m., der Reifträger 1355 m., im hohen Iserkamm der Preißelsbeerberg 1093 m., die Tafelfichte 1152 m., auf deren Gipfel die drei Länder Schlesien, Böhmen und Lausitz an einander stoßen. So erstreckt sich also das eigentliche Riesengebirg nur vom Boberquell bis zur Absenkung der Tafelfichte gegen die Görlitzer Neiße. Auf der böh-

mischen Seite lagern 2 parallele Kämme mit bedeutenden Höhen (Brunnberg 1542 m. oder 4746′, der Ziegenrücken 1397 m., der Krkonosch 1478 m., der Heidelberger Ziegenrücken zwischen Elbe und kleiner Iser, auch Schüsselberg genannt, 1436 m., der Kesselberg 1439 m.), auf der N. Seite nur im NW. Theile ein kurzer Parallelzug (Kemnitzer Kamm mit dem Stein Kunz und Geierstein 812 m.) So beträchtliche Höhen liegen hier im kleinen Raume nahe beisammen und bilden eine Masse, die im Vergleich zu den andern deutschen Gebirgen, die Alpen abgerechnet, mit Recht eine riesenhafte heißen kann. Auf beiden Seiten sind romantische Gegenden, im Odergebiet vorzüglich die Thäler der Bober, des Zacken und der Queis: nach Böhmen hin die Thäler der Elbe, Aupa und Iser. Alle drei ergötzen durch Wasserfälle, vorzüglich die Elbe, welche aus sieben hochgelegenen sumpfigen Schluchten zwischen der Schneekoppe, Sturmhaube und dem Ziegenrücken ihr Wasser auf der Navorer Wiese zusammenzieht und über Felsen sich ins Thal stürzt. Auch das Zackerle, ein Nebenbach des Zacken, gewährt sehenswerthen Fall. In wilder Umgebung stürzt es 30 m. in Schaum aufgelöst herab. Der Kochel, ein anderer Nebenbach des Zacken, thut nur einen Sprung von 10 m. Auf den Vorbergen gibt es viele Punkte, von denen das Riesengebirg in seiner Gestaltung zu betrachten ist; am schönsten wohl vom Brunnberge in Böhmen. Schon der Spiegel (so heißt die hohe Platte des Schwarzberges bei Schwarzenthal zwischen Aupe und Elbe) gewährt eine große Ansicht. Diese wächst, je weiter man nordwestl. den Fuchsberg ansteigt, bis sie endlich auf dem Rücken des Brunnbergs fast grenzenlos wird. Man steht hier 1542 m. über der Meeresfläche, also nicht viel unter dem Horizont der Schneekoppe; den mittlern Theil des Hauptkammes hat man vor sich und zwar zunächst die Schneekoppe selbst, die aus der Tiefe des Riesengrundes mehr als 700 m. aufsteigt und ihren nackten mit einer Kapelle gekrönten Scheitel über alle andern Riesen des Gebirgs erhebt. Nicht ohne Schauder und Ueberraschung sieht man die gräßlichsten Klüfte und Schluchten, die den erstaunlichen Berg an den Seiten durchschneiden, eingefaßt von aufgethürmten Granitklippen. Unten zur Rechten öffnet sich der furchtbare Aupengrund mit 200 m. hohen fast senkrechten Felswänden, wo hie und da an Vorsprüngen düstres Knieholz grünt und kleine Wasser wie Silberbänder herabfallen, deren eintöniges Geräusch allein die friedliche Stille dieser Wüstenei unterbricht. Weiter links wetteifert eine andere Schlucht mit dieser an Furchtbarkeit: nämlich der Teufelsgrund. Da hinab rauscht zur eben entstandenen Elbe das Weißwasser, weiter als irgend eine der Elbquellen von oben herabkommend; denn diese entspringen in der Höhe von 1393 m., jenes noch 34 m. höher und zwar auf der weißen Wiese. Dies ist eine große unebene Fläche auf dem Gebirg, wohl eine Quadratstunde groß, die sich an den obern Gipfel der Schneekoppe hinauflehnt und seitwärts, hier als Rand des Riesengrundes, dort zum Teufelsgrunde abbricht. Aehnliche Schlünde sind auf der nordöstl. oder schlesischen Seite des Hauptkammes. Man nennt sie Schneegruben (die große und kleine), weil ihre dunkelsten Winkel nur wenige Monate des Jahres völlig ohne Schnee sein mögen. Ihre Lage ist östlich vom Hohen Rad. Am obern Rande in einer Höhe von 1254 m. ergreift den Wanderer ein Schauder beim Anblick der entsetzlichen Tiefe; 400 und mehr m. herauf starren die Felswände und Granitzacken.

Unten sind die Schluchten noch durch Berge von Granittrümmern verschanzt, die erst weiter abwärts einem Thale Platz machen, wo die Wildheit aufhört. Dies Thal, vom Sturzbache durchrauscht, führt nach Hermsdorf, ³/₄ St. von Warmbrnnn am Zacken, in dessen Nähe die von Theodor Körner besungenen Burgtrümmer des Kynast liegen Die Erwähnung einer alten Burg erinnert daran, daß des berühmten Wallenstein Schloß Friedland, welches er nebst dem Herzogstitel vom Kaiser zum Geschenk erhielt, in der Nähe ist, und zwar am nordwestl. Ende des Gebirgs, wo an den Fuß der Tafelfichte sich Berge reihen, welche die Thäler der Lausitzer Neiße bilden. Schloß Friedland zeigt sich auf einem freien Basaltfelsen, von der Wittach umflossen. Man findet daselbst ein altes Bild des berühmten Feldherrn in ganzer Gestalt. Er trägt ein ledergelbes Wams mit übergeklapptem Spitzenkragen; an rother Feldbinde hängt das Schwert. In der Hand führt er den Commandostab. Vor ihm auf dem Tische liegen Helm und Handschuh. Das Gesicht ist voll Ausdruck, doch mehr verschlagen als edlen Ernstes.

Die Kuppen des Riesengebirgs sind nackt, die Hänge und niederen Joche waldreich, doch mehrentheils voll Nadelholz. Ueber der Höhe von 1260 m. gedeiht nur noch eine Strecke hinauf das niedere Knieholz, dieselbe Baumart, aus deren rothem Holze man in Ungarn das Krummholzöl destillirt. Abwärts in der Höhe von 1070 m. trifft man schon Hafer und Kartoffelfelder. 450 m. tiefer beginnt der Roggenbau. Die Thierwelt ist manchfaltig; doch sind Wölfe und Luchse soweit ausgerottet, daß höchst selten einer zum Vorschein kommt. Im Jahre 1726 ward der letzte Bär geschossen. Ueberall im Gebirg gibt es, wo keine Dörfer sind, zerstreute Wohnungen, Bauden genannt. Man zählt über 2500, die an 20,000 Kühe und 12,000 Ziegen halten. Der Reisende findet leicht ein Obdach und einfache Kost. Wer die Schneekoppe besteigt, pflegte sonst in der Hampelbaude (1252 m. Seehöhe) oder in der Wiesenbaude (1392 m.) zu übernachten; jetzt findet er ein Wirthshaus. Die Baudner des obern Gebirgs sind oft Monate lang außer aller Verbindung mit den Thalbewohnern, sie bewahren ihre Leichen so lange im Schnee, bis das Thauwetter erlaubt, sie hinab zum Kirchhofe ihres Orts zu bringen. Schnee belästigt sie im Winter oft entsetzlich, während die Gewitter des Sommers sich weiter abwärts an den Hängen und Thalrändern entladen. Sie leben mehrentheils von Viehzucht; 14 bis 15 Sommerwochen ertönt das Gebirg vom Geläute der Kühe. Um Johannis wird gewöhnlich das Vieh aus den Dörfern zu Berg getrieben; froh blöckt die Herde, und lustig singen die Hirtin und der Bub. So gehts zwischen Fichten und Tannen hinauf zur Sommerbaude. Dort hauset das Vieh nachts in Ställen, den ganzen Tag über draußen auf der Weide. Butter und Käse wird viel gemacht. Man preist die runden 8 Pfund schweren Kräuterkäse, wo der Käsemasse ein gewürzig duftendes Pulver von getrockneten Kräutern beigemischt ist, nämlich von Majoran, Thymian, Bergsalbei, Bergminz, Steinklee und Schafgarbe. — Aber auch fleißige Spinner und Weber wohnen in den Thälern, wie überhaupt in ganz Schlesien. Groß ist die Masse und Güte der Schleier, die man webt. Feine Schleier wurden zuerst 1623 zu Grünau bei Hirschberg durch Frau Martha Maibaum verfertigt, deren Andenken billig in Ehren steht, denn ihr Beispiel hat zum

Wohlstand Schlesiens viel beigetragen. In Böhmen ist die Schleierwebe erst seit 1790 verbreitet.

Das Hauptgestein der Riesenkette ist Urgebirg (Granit, Gneis, Glimmerschiefer), an den Hängen und in Niederungen umlagert von Grauwacke und späteren anderen Steingebilden, vielfach von Porphyr und Basalt durchbrochen. Wo der Glimmerschiefer vorherrscht, z. B. auf der Ostseite im Schmiedeberger Kamm, sind starke Erzlager; auf der böhmischen Seite und bei Waldenburg auch Steinkohle. Dies wichtige Mineral ist jedoch weit reichhaltiger in Oberschlesien zu Haus, wo man diesen schwarzen Schatz erst in neuester Zeit würdigen lernte. Als diese Gegend (worin Gleiwitz, Beuthen, Tarnowitz u. a.) an Preußen fiel, war es noch höchst arm, fast in wildem Zustande, der Ackerbau schlecht, die Bevölkerung dünn. Seit der Anlage von Kohlenminen, von geregeltem Hüttenbetrieb, hat es große Bedeutung erlangt; der steigende Gewinn an Kohlen und Eisen wirkt auf den Wohlstand von ganz Schlesien. Aehnlich ging es in England, wo die jetzige sehr bedeutende Eisenproduction erst möglich geworden, als man die Steinkohle zum Betrieb der Eisenhütten zu benutzen anfing, und dies geschah erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

§. 3. Eintheilung des Odergebiets. Obere Hälfte.

Ueberblicken wir nun das Odergebiet, so findet sich nur ganz im S. und auf der linken Seite nur als Vorstufe der Gebirge, bis zur Lausitzer Neiße hin, Berg- und Hügelland. Der berühmte Zobten, NO. von Schweidnitz a. d. Weistritz, 546 m. über dem gleichnamigen Städtchen und 730 m. über der Meeresfläche, ragt schon einzeln aus den umgebenden Fruchtfeldern empor, die bis zum Strome 5 Mln. weit sich fortstrecken. Sonst ist es eben und der größte Theil völliges Flachland. Da dieses einige Stunden nordwärts von Görlitz an der Neiße beginnt, so ziehen wir eine Linie von da bis zur Bobermündung, die das fruchtbare schönere Gebiet der obern Oder von dem reizlosen der untern trennt. Und da die Wartha ein so beträchtlicher Nebenfluß ist, so macht sie den dritten Theil des Stromgebiets. — Zuerst nun die obere Hälfte.

a. Oesterreichische Orte: Troppau, dem Fürsten Liechtenstein gehörig, mit 17,000 E. an der Oppa. Neu-Titschein östlich der Oderquelle, im wiesenreichen Kuhländchen. Teschen an der Olsa, mit einem herzoglichen Schloß und dem einzigen protestantischen Gymnasium, das sich in den deutschen Staaten Oesterreichs findet. SW. von Teschen gewährt der Gipfel des hohen Lissahora eine herrliche Aussicht nach den Karpathen. — b. Preußische: Breslau an der Oder, 118 m. überm Meerspiegel, schlesische Hauptstadt mit 208,000 E. (worunter 45,000 Katholiken) incl. 5500 Soldaten, mit lebhaftem Handel, vielen Fabriken und wohleingerichteter Universität. Sehenswerth: die Bildsäule Blüchers von Rauch; Friedrich II. zu Pferd von Kiß; Tauenzins Grabmal von Schadow; die schöne Handschrift der ritterlichen Chronik Froissards, nebst einer Kupferstichsammlung von 15,000 Blättern, in der Thedigerschen Bibliothek; und unweit der Stadt Blüchers Grab zu Kriblowitz. Garve, Schleiermacher und der Phi-

losoph Wolf waren Breslauer. Es ließen sich viele Schlesier nennen, die in der Literatur sich auszeichneten, z. B. Martin Opitz, der während des 30jährigen Kriegs zu Danzig an der Pest starb, aus Bunzlau; der Epigrammatist Logau, Opitz' Zeitgenosse, aus Liegnitz; K. A. Menzel, Geschichtschreiber Deutschlands aus Grünberg; Otfried Müller aus Brieg; Schauspieler Seidelmann aus Glatz u. a. Der Mystiker Jacob Böhme war ein Lausitzer und starb zu Görlitz 1624. — Andere betriebsame Orte sind: die schon erwähnten im Kohlen- und Eisenbezirk Oberschlesiens Tarnowitz, Gleiwitz, Beuthen und Malapane, wo das größte Hüttenwerk, ferner: Brieg an der Oder; die großen Webereidörfer Langenbielau (12,000 E.) und Peterswaldau am Eulengebirg; ferner Schweidnitz (17,100 E.), Schmiedeberg und Hirschberg am Riesengebirg, Goldberg und Liegnitz (23,100 E.) an der Katzbach. Unweit Schmiedeberg neben dem königl. Schloß Erdmannsdorf erhielten die im Jahre 1838 aus Tirol vertriebenen Zillerthaler — dem Fanatismus ihrer zu katholischen Landsleute hatten sie weichen müssen — Felder und Wiesen und was sie sonst bedurften, zur Niederlassung; die Natur des Riesengebirgs konnte ihnen hier einigermaßen ihr Tirol ersetzen. Görlitz im obern Gebiete der Lausitzer Neiße hat 42,700 E.; in der Nähe liegt das weltbekannte Herrnhut und die sächsische Stadt Zittau. Bei Görlitz und Bunzlau hat die Eisenbahn großartige Bauten erfordert; dort ragt ein Viaduct 40 m. über den Spiegel der Neiße empor, und hier zieht einer auf 35 Bogen in 23 m. Höhe übers Boberthal hin. — Oels, östl. von Breslau, ist Hauptstadt eines kleinen zu Braunschweig gehörigen Mediat-Fürstenthums. Festungen sind: Kosel in Oberschlesien und Großglogau (18,200 E.) in Unterschlesien, beide an der Oder; Neiße mit 19,000 E. am Fluß gleichen Namens; Silberberg, eine Bergstadt im Eulengebirg mit einer ganz in Felsen gehauenen Feste; und Glatz zwischen Gebirgen. — Unter den Schlachtfeldern: Walstadt, Dorf unweit Liegnitz, wo 1241 Tartarenschlacht. Damals ward das west. Europa schwer bedroht von den Mongolen und Tartaren, die, von den Söhnen des Dschengis Chans Temudschin geführt, in Asien bereits große Völkermassen sich unterthan gemacht, und Rußland, Polen und Ungarn verwüstend durchstreift hatten. Ein Theil ihrer Horden drang auch ins Odergebiet. Deutschlands Kaiser, Friedrich II., war eben in Italien mit Bekämpfung dortiger Feinde beschäftigt. Er konnte nicht helfen, und leider waren die Deutschen schon kein einig großes Volk mehr; eine Menge Fürsten waren die Herren des in viele Stückchen gespaltenen Reichs. Was dem einen gefiel, das wollte der andere nicht. Ehe die Gefahr sie vereinigen konnte, naheten die Asiaten schon dem Riesengebirg. Nur Ritter aus der Nachbarschaft eilten den Herzogen Heinrich von Liegnitz und Miecislav von Oberschlesien zu Hilfe, die nunmehr an der Spitze von 30,000 Mann sich zum Kampfe wagten. Es wurde hart gestritten. Endlich flohen die Oberschlesier, und vergeblich hielten die Niederschlesier und ihre tapferen Freunde wacker aus. Der Herzog mitten im Gedränge sank durch einen Stoß, der ihm unterm Arm durch die Fugen der Rüstung in den Leib fuhr. Als sein Kopf auf einer Pike in der Luft erschien, und das wilde Asiatenvolk Sieg jauchzte, da flohen die Christen. Aber der Feind hatte den Sieg theuer erkauft. Die geschwächte Horde zog nach Ungarn und weiter zurück nach Asien. Sie begnügten sich, von Europa nur Rußland zu behalten, das auch 200 Jahre

lang ihnen verblieben ist. — Unweit von diesem Schlachtfelde sind die Ufer der Katzbach, wo sie mit dem Flüßchen wüthende Neiße sich vereint, durch den Sieg Blüchers über das französische Heer Macdonalds berühmt geworden den 26. August 1813; es wurden 17,000 Franzosen gefangen und 101 Kanone erbeutet. – Bei Molwitz unweit Brieg trat Friedrich II. zum erstenmal als Feldherr auf 1741, und bei Leuthen, etwas nordwestl. von Breslau, erfocht er 1757 einen seiner größten Siege.

§. 4. Untere Hälfte des Odergebietes.

Bei Grünberg und Züllichau ist noch Gehügel; ja einige Stunden nordöstl. bei Bombst gedeiht an den Höhen noch die Rebe, doch kümmerlich; abwärts aber ist wahres norddeutsches Flachland. In den Niederungen der Oder und ihrer Nebenflüsse breitet sich Wiese und Sumpf, abwechselnd mit Fruchtfeldern; seitwärts ist mehr und minder sandiger Boden, mittelmäßiger Anbau, häufig Haide, Wald und Seen. So gehts durch die untere Lausitz und Mark Brandenburg. Gegen die Seeküste, nämlich in Pommern, ändert sich diese Beschaffenheit nur darin, daß zwischen Bruch und Haide größere Strecken fettern Lehmbodens hinziehen. Pommern wird dadurch zu einem Lande, das vieles Obst, auch Getreide zu eigenem Bedarf und zur Ausfuhr baut; die pommersche Gänsezucht ist berühmt. Nur können sich die Marschen des Odergebietes weder an Größe noch an Fruchtbarkeit mit denen an der Elbe- und Wesermündung messen, wogegen auch die Moore Pommerns nicht solche Ausdehnung haben. Die Erhebungen des Bodens sind gering; den pommerschen Hügel Gollenberg bei Köslin nennt man einen Berg, er ist nur 143 m., und die sandigen Hügel oder Dünen an der Küste sind kaum so hoch. Nur auf der Insel Rügen zeigt die Natur wieder das Reizende und Malerische einer kleinen Berggegend, verbunden mit dem erhabenen Anblick des Meeres.

Rügen ist 20 Q.-Mln. groß, hat über 46,000 Einw. und ist durch den nur ½ Stunde breiten Gellen vom Festlande getrennt; das Meer hat sich vielfach hineingebuchtet (Bodden oder Wieke, deren größter, der Jasmunder Bodden, die Halbinseln Jasmund und Wittow vom Kerne der Insel scheidet) und dadurch größere und kleinere Halbinseln gebildet, die zuweilen nur durch schmale Landengen in Zusammenhang stehen. Einige Theile der Insel haben sumpfige Stellen und Ueberfluß an Sand und Feuersteinen, andere erfreuen sich schön gestalteter Felsen, üppiger Buchenwälder, grüner Hügel und lachender Fluren, vorzüglich Jasmund und Wittow. Da nährt sich der Bauer reichlich durch Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Der nördlichste Punkt der Insel ist das Vorgebirg Arkona auf Wittow (slavisch: urkan — am Ende), eine jäh abstürzende, 55 m. hohe kreidegraue Lehmwand, in deren Nähe seit 1826 ein Leuchtthurm den zahllosen Strandungen an diesen Küsten voll Klippen und Untiefen Einhalt thut; Arkona ist von herrlicher Aussicht und dem Freunde der Völkergeschichte wichtig, da hier bis 1168 eine gleichnamige Feste der Wenden und der Tempel ihres

Lichtgottes Swantewit*) stand. Nur einen Halbkreis noch umfaßt der Ring, die andere Hälfte fraß das brandende Meer, das tief unten über Felsblöcke grollt, klappernd mit den am Rande gehäuften Feuersteinen spielt und mit gierigem Wühlen an der blutgetränkten Stätte nagt. Höher als der Hügel Arkonas erhebt sich auf Jasmund die Stubbenitz. Bestandtheil dieses kleinen Gebirgs ist Kreidefels mit Feuerstein gemischt; ein 2 Meilen langer stattlicher Buchwald überdeckt seine östliche Hälfte. Hat man ihn durchschritten, so steht man plötzlich auf einem Vorsprung des Bergs, der an zwei Seiten steil 80 m. tief abfällt. Nur dumpf hört man das Brausen des Meeres heraufftönen. Dieser steile Abschnitt heißt die Stubbenkammer. Rückwärts zieht sich der Fels noch hinauf zum Königstuhl, dem obersten Platze der Stubbenitz, 133 m. über der Meeresfläche. Da die Wellen des Meeres unaufhörlich rauschen und branden, so wird immer mehr von dem Fuße des Felsen abgespült; man sieht es an der milchigen Farbe des Wassers, worin die Kreide sich auflöst, während die Feuersteine sich in Bänken am Strande aufhäufen. Auf dem Rückwege durch den Buchenwald hat der Wanderer noch den schwarzen, Burg- oder Hertha-See zu beachten, in dessen Wasser sich die beschattenden Buchen und Ueberreste eines Erdwalles spiegeln, der vor Zeiten den See umgeben hat. Man meint, hier sei, lange bevor Wenden auf die Insel kamen, die altdeutsche Göttin Hertha verehrt worden. In anderen Gegenden Rügens gibt es ebenfalls Alterthümer, z. B. zwischen Jasmund und der Stadt Bergen, wo in öder Haide sich Hünengräber vorfinden, wie in Holstein. Auf einer andern Stelle wird ein großer Granitblock gezeigt mit künstlichen Vertiefungen; er soll in heidnischer Zeit zum Opferstein gedient haben. Aehnliche sieht man im Riesengebirg, im Harz, in Franken und in anderen Gegenden Deutschlands. — Auf der Insel Rügen, in dem Dorfe Schoritz, wurde am 26. December 1769 des deutschen Volkes „Vater Arndt“ geboren. Ihm, der ein Thurm war in der Schlacht der mannhaften Geister wider die napoleonische Zwingherrschaft, soll jetzt inmitten seiner Heimat ein Denkmal errichtet werden, ein Thurm, der weit hinausschaue über Land und Wasser und bis in späte Zeiten dafür zeuge, daß dieses schöne Fleckchen deutscher Erde die Geburtsstätte des wahrhaftesten deutschen Mannes war. — Auf den Rugard, eine 110 m. hohe, wallartige Anhöhe bei Bergen, soll das Denkmal zu stehen kommen.

Orte: Muskau an der Lausitzer Neiße, berühmt durch den Park des Fürsten Pückler. Frankfurt an der Oder mit 43,700 Einw., 3 großen jährlichen Messen und lebhafter Schifffahrt, Geburtsort Heinrichs von Kleist; Denkmal Leopolds von Braunschweig, der bei Rettung Unglücklicher in der Oder das Leben verlor. In der Nähe: Kunersdorf, wo Ewald v. Kleist aus Pommern, ebenso bekannt durch den „Frühling“ als durch seine Tapferkeit, 1759 in der Schlacht gegen die Russen umkam. Küstrin Festung in morastiger Gegend; in der Nähe Zorndorf, ebenfalls durch eine Schlacht zwischen Preußen und Russen (1758) bekannt. Prenzlau mit 16,500 E. an der Uker, des Landschaftsmalers Ph. Hackert und des scharfsinnigen Gelehrten Adolf Stahr Geburtsort. — Stettin, Festung und Hauptstadt Pommerns mit 76,000 E.,

*) Ein anderer Obergott der Wenden war der finstere Radegast, vorzüglich verehrt im Tempel zu Rethra unweit dem heutigen Strelitz.

Seehandel mit 200 Schiffen. Die Oder fließt in vier Armen vorüber. Der Haupthafen, wo auch die Dampfboote abfahren, ist Swinemünde auf der Insel Usedom. Auf dem Paradeplatze Stettins haben die Pommern durch den Künstler Schadow des großen Friedrich Bildsäule aus Marmor errichten lassen mit der Inschrift: Friderico Pomerania. — Westl. von der Odermündung: Greifswalde nördl. der Peene, mit einer Universität und der landwirthschaftl. Akademie Eldena; Todesort des Dichters Kosegarten. E. M. Arndt war hier eine Zeit lang Professor. — Stralsund mit 27500 E., feste Hafenstadt am Gellen; das Dampfboot fährt von hier nach Ystadt in Schweden in 8 Stunden. Geraume Zeit besaß Schweden diese deutsche Stadt, bis sie in neuester Zeit preußisch geworden. — Oestl. der Odermündung: Kolberg, feste Hafenstadt an der Mündung der Persante. Bei der Vertheidigung gegen die Franzosen im Jahre 1807 zeichnete sich der Bürger Nettelbeck aus. Der Odendichter Ramler war auch aus Kolberg. Köslin ist Hauptort in Hinterpommern. Oestl. von Köslin, von dem Flüßchen Wipper, das bei Rügenwalde mündet, begrenzt und durchflossen, liegt südl. von Schlawe, des deutschen Reichskanzlers Bismarck vielgenannte Besitzung Varzin.

§. 5. Das Gebiet der Wartha.

Flachland, wo angebaute Strecken mit Haiden und großen Wäldern wechseln. Längs der Netze ist viel Morast. Das Gebiet der Wartha wird großentheils von Polen bewohnt; nur die letzten Meilen, bevor der Fluß bei Küstrin in die Oder mündet, fließt er durch eigentlich deutsches Land.

Die Grenze zwischen deutscher und polnischer Sprache läßt sich etwa so ziehen: Von Oderberg über Leobschütz bis Schürgast (unterhalb Oppeln), dann am rechten Oderufer über Namslau und östl. von Oels vorbei an die Bartsch; ferner über Lissa bis einige Mln. östl. von Züllichau; dann gerade nordwärts zur Wartha etwa bis in die Mitte der Entfernung Posens von Küstrin. Von da nordöstl. zur Netze bei Czarnikau und links dieses Flusses aufwärts zur Weichsel oberhalb Thorn. Von hier läuft die Sprachgrenze weit nach Osten; denn die Gegenden der unteren Weichsel und die östl. davon gelegene Küste des baltischen Meeres sind gleichfalls vor 5 Jahrhunderten von Deutschen erobert und umgedeutscht worden, sowie sich auch außerhalb der angegebenen Linie viele deutsche Sprachinseln befinden.

Orte: Czenstochau in hügeliger Gegend am Fuße des Klarenbergs, auf welchem ein ehemals befestigtes Kloster, ein berühmter Wallfahrtsort. Kalisch an der Prosna, Nebenfluß der Wartha, wird schon in ältester Geschichte Deutschlands erwähnt. — Posen mit 57,000 E. an der Wartha, Festung und Hauptort des polnischen Landstrichs, der zum preußischen Reiche gehört; in der Stadt wohnen aber mehr Deutsche als Polen. Gnesen war vor alters einmal Hauptort von Großpolen; größere Städte sind Bromberg mit 28,600 E., und Landsberg an der Wartha.

V. Gebiet der Weichsel nebst der Küste bis Memel.

Erst ein Blick ins östl. Europa. — Oestl. der Oder liegt das weite Gebiet der Weichsel zwischen den Karpathen und dem baltischen Meere. Jenes Gebirg erhebt sich unweit Presburg an der Donau, zieht dann nordöstl. zwischen der March und Waag bis zum Paß von Jablunka (a. d. oberen Olsa) und zur Weichselquelle. Dann in Krümmungen wohl 35 Mln. lang bis zur Sanquelle, scheidet es das Weichselgebiet von den ungarischen Nebenflüssen der Donau; die SO. Fortsetzung, das Karpathische Waldgebirg, ist niedriger, während die Transsylvanischen Alpen, die sich um das Hochland von Siebenbürgen herumwinden, wieder zum Hochgebirg ansteigen. Zwischen dem nach SO. gerichteten Zuge und der Uralisch-karpathischen Landhöhe fließt der Dnjester zum schwarzen Meere. Nördlich dieser Landhöhe liegt das Gebiet des oberen Dnjepr, welches durch beträchtliche Nebenflüsse (z. B. den Pripet) sich in die Breite dehnt. Auch das Dnjeprgebiet streckt sich gleich denen des Dnjestr und der Donau zum schwarzen Meere hin. Nördl. vom Pripet nimmt der Niemen den Anfang, doch mit entgegengesetzter Richtung zum baltischen Meere. Es ist natürlich, daß auch diese Flußgebiete durch eine Wasserscheide getrennt sind, die aber als flache Landhöhe kaum in Betracht kommt. Sie löst sich südwestl. der Stadt Lemberg von den Karpathen, zieht um den Bug herum und dann nach N. zwischen dem Bug und Pripet, theilt sich dann, um links das Weichselgebiet vom Niemen, und rechts den Niemen vom Pripet und Dnjepr zu scheiden. Sie trennt auch, zur Ostsee streichend, den Niemen von der Düna. — Der ganze Zug des Karpathengebirgs in dem vorhin angegebenen Hauptkamme bis zum Ende der Transsylvanischen Alpen macht einen ungeheuren Bogen, der die ungarischen Länder umfaßt. Die Donau wird dadurch genöthigt, in der größten Vertiefung auf der Sehne des Bogens weit hin nach S. zu strömen, bevor das Ende der Karpathen ihr erlaubt, und ein anderes mehr südl. Gebirg ihr gebietet, den Lauf wieder gen O. ins schwarze Meer zu nehmen.

(Dies alles ist auf der Karte Europas genau aufzusuchen und der Vorstellungskraft einzuprägen. Leicht stellt sich alsdann heraus, daß vom Jablunkapaß bis weit in den Nordosten Europas eine Wasserscheide streicht, deren eine Abdachung zur Ostsee, die andre zum schwarzen Meere und nach Asien führt. Diese Hauptscheide heißt, wo sie die Karpathen verläßt, erst polnische, dann littauische Landhöhe, hernach in Rußland, etwas aufsteigend Wolchonski-Wald oder Waldai-Gebirg).

§. 1. Flüsse, Grenzen, Beschaffenheit des Bodens.

Die Weichsel oder Wisla entspringt östl. von Jablunka und wächst durch karpathische Wasser, besonders durch den San bei Sandomir. Hernach kommt von der linken Seite die Pilica, weiter unten von der rechten Seite bei Modlin der Bug (mit Narew), dann die Drewenz. Unterhalb Marienwerder theilt sich die Weichsel in zwei Arme. Der rechte heißt Nogat; der linke behält den Namen Weichsel, und theilt sich wieder in Weichsel und Altweichsel. Nur der westliche Arm mündet geradezu

in die Ostsee, Nogat und Altweichsel bilden aber zuvor einen langen See, Frisches Haff genannt, der durch eine schmale sandige Landzunge oder Nehrung beinah ganz vom Meere getrennt ist. In dieses Haff ergießen sich: das Flüßchen Passarge und der größere Küstenfluß Pregel, der aus dem Spirding-See seinen Ursprung nimmt. Länge des Weichselstroms 138, gerader Abstand der Quelle von Weichselmünde 72 Mln.

Die Karpathen sind grade im obersten Weichselgebiet sehr hoch, mehrere Gipfel über 2500 m., die Spitze von Gerlsdorf 2720 m. (8374'), die von Lomnitz 2705 m. (8328'). Unter der 2606 m. hohen Wysokyspitze entspringt aus einem See der Poprad, Nebenfluß der Donajec, die zur Weichsel hinfließt. Die Waldungen daselbst sind von gewaltiger Ausdehnung, großentheils Nadelholz. An Metallen, Salz und andern Mineralien Ueberfluß. Nur kommt der Reichthum des Gebirgs mehr den Gebieten der Waag und Theiß (also den ungarischen Ländern) zu gut, weil die Karpathen den längsten Abfall mit Aesten und Vorbergen nach Süd haben. Auf der Nordseite ist der Abfall kurz und das hüglige Vorland wenig ausgedehnt. Gar bald, wo Weichsel und San sich vereinigen, beginnt die Ebene, die sich links übers Warthagebiet grad aus und rechts durch Polen, Preußen, Littauen und Rußland erstreckt. In dieser Ebene wechselt leichtes, oft gutes Ackerland mit dürrem Sandfeld und sehr großen Wäldern. Der beste Weizenacker findet sich an der Grenze von Altlittauen. — An den Flußufern sind weniger Wiesen als bruchige Strecken, so wie im Wartha- und Netzegebiet. Jedoch ist kein Moor der Weichselgegenden mit den ungeheuren Morästen und Sümpfen zu vergleichen, die weiter im Ost das Gebiet des Pripet überlagern. Die Abdachung zur Ostsee ist gar unmerklich. Und weil unfern dem Küstenlande Hügelreihen hervortreten, so haben sich, wie in Mecklenburg und Pommern, Landseen gesammelt, die im untern Weichselgebiet kaum zu zählen sind. Ueberhaupt sind die Ostseeküsten mit einer Verbrämung aus Landseen besetzt. Im NO. Petersburgs und in Finnland ist bei der Unzahl der Landseen fast mehr Wasser als Erde. Den Seegürtel aber erblickt man grade da, wo Küstenflüsse ihren Anfang nehmen und kleines Gehügel Züge von Landhöhen bildet.

§. 2. Der große polnische Theil.

Das Stromgebiet läßt sich am besten nach der Sprachgrenze abtheilen. Die bei weitem größere Hälfte von den Gebirgen hinab bis nahe der Stadt Thorn wird von Polen, der untere Küstenstrich von Deutschen bewohnt.

Ortschaften im polnischen Theil: Wir beginnen im Süden mit Wieliczka und Bochnia am Fuß der Karpathen, beide merkwürdig durch die Stein-Salzbergwerke, die einer umfangreichen unterirdischen Stadt gleich eine Fläche von 94 Hektaren bedecken und jährlich über 1 Mill. Centner Ausbeute gewähren. Sie sind in 3 Grubenfelder, deren jedes aus mehreren (3—5) übereinanderliegenden Stockwerken besteht, eingetheilt und haben 7 Tagförderungs-, 2 Fahr-, 13 in Betrieb stehende Schachte und einen Wasserhebungsschacht. Tief unten befinden sich 16 Teiche. Kürzlich drohten einbrechende Wassermassen einen Theil des Bergwerks zu vernichten. Zum Einfahren er-

hält der Reisende einen weißen Linnenmantel statt der anderwärts bräuchlichen schwarzen Grubenkittel, und wird beim Schein des Grubenlichtes 65 m. hinabgelassen. Hier ist ein Gang (Strecke) durch braungrauen Salzstein gehauen und führt zur sogenannten Kapelle. Dies ist ein großes Gewölbe mit spitzbogigem Eingang, Kanzel und Altar, an dessen Stufen zwei Mönche knien und die oberhalb stehenden Gestalten Christus und Marie anbeten; alles ist nach Angabe eines geschickten Bergmannes aus dem Salzstein gehauen. Setzte sich über die Oberfläche des abgebrochenen und abgemeißelten Gesteins nicht ein düstrer Salzschleim, so müßten die Wände und Gestalten bei gehörigem Fackellicht flimmern und glitzern; so aber sieht es düster aus. Gänge streifen von der Kapelle weiter und durchschneiden sich manchfach, so daß man in einem Labyrinthe zu sein glaubt. Oft gehts viele Stufen hinunter und hinauf, wie in verschiedenen Stockwerken, denn die größte Tiefe beträgt 396 m. Hier kommt man in ungeheure Gewölbe (Verhaue), deren ausgeleerte Räume nicht geringe Massen Salz geliefert haben; dort wird mit Pulver gesprengt, mit Meißel und Hammer, mit Keil und Brechstange stückweis oder bänderweis das Gestein abgelöst, und damit die Decken nicht einstürzen, hat man Felsstützen wie Pfeiler stehen lassen. Besonders merkwürdig ist der große Saal, ein Verhau, worin eine Dorfkirche bequem stehen könnte. Er dient zur Aufbewahrung solcher Dinge, die in den mancherlei Abtheilungen des weitschichtigen Bergwerkes sehenswerth sind und hier auf einmal betrachtet werden können, z. B. Stufen in den Wänden, getrennte Salzbänder, erste Anfänge dazu, Anlagen von Strecken, Fossilien, Versteinerungen und Krystallisationen, die im Salzstein gefunden werden. Pyramiden aus geöltem Papier und andere Vorkehrungen zum Illuminiren stehen umher, Kronleuchter (aus Salz) hängen von der Decke, und in gewisser Höhe ist eine ringsum laufende Galerie ausgehauen. — Der unerschöpfliche Reichthum des Minerals wird für die Zukunft noch eine Menge Verhaue und Strecken im Innern des Gebirgs, eine unterirdische Salzwelt, veranlassen. Zwar wohnen noch keine Menschen unten, obschon 1500 Arbeiter in den Werken beschäftigt werden, aber Ställe für Pferde finden sich schon, und weiten sich die Werke noch mehr aus, so möchte die Anlage von Häusern nöthig werden. Die Pferde werden gebraucht, um die Maschinen in Bewegung zu setzen, womit aus untern Stockwerken die Salzlasten hinauf gefördert werden. —

Nicht weit von diesen Salzorten, an der Weichsel, die hier bereits Schiffe trägt, liegt **Krakau**, vor Zeiten Hauptstadt Polens, nun zu Oesterreich gehörig, mit 41000 E. Die Lage ist schön; der Fremde pflegt deshalb ungesäumt zur alten Burg hinauf zu gehen, wo die an Kirchen und Klöstern reiche Stadt und die Umgegend bis zu den Karpathen hin den herrlichsten Anblick gewähren. Die Burg selbst, früher in königlichem Glanze, heutzutag eine Kaserne und verunstaltet, ist ein Bild vom Schicksale Polens. Wer die öffentlichen Plätze und sehenswerthen Bauwerke durchwandert, trifft überall auf denselben Gegensatz der Gegenwart und Vergangenheit, aber auch auf Zeugnisse von der Unverwüstlichkeit des polnischen Nationalcharakters. Am meisten fühlt man sich angezogen von der ehrwürdigen Kathedrale oder Schloßkirche und von dem Kosciuskoberg. In der **Kathedrale** erinnert eine Reihe von Grabmälern und Bildnissen an die Geschichte der Könige und Helden, besonders an Johann Sobiesky, Thaddäus Kosciusko und Jos. Poniatowsky, während inmitten des Doms der silberne Sarg des Märtyrers Stanislaus, als Schutzheiligen des Reichs, von silbernen Engeln

emporgehoben wird. Auch zwei eigentliche Kunstwerke schmücken den Tempel, ein segnender Christus und ein Graf Potozki, der vor Moskau fiel, beide aus Marmor und von Thorwaldsens Hand. Das Koscziusko-Denkmal ist draußen vor der Stadt. Es ist ein Berg, aber nicht von der Natur, sondern von Menschenhand geschaffen, ein kolossales Hünengrab, das grün beraset, mit Schneckenwindungen, auf dem Bronislawa-Hügel zu der Höhe von 100 m. aufsteigt. Das Volk, in seiner Verehrung des Helden, hat mit Spaten und Karren ihm dieses Denkmal aufgethürmt, und zwar das Volk ohne Unterschied des Standes und Alters; Greise wie Jünglinge, Senatoren, Bürger und Bauern waren daran bethätigt. Aus allen Woiwodschaften Polens ward etwas Erde beigesteuert, selbst aus Amerika, wo Kosczinsko unter Washington seine Kriegsschule gemacht, und aus der Schweizerstadt Solothurn, wo er gestorben. Das muß man sagen: Was auch der Pole verschuldet hat, seine Vaterlandsliebe kann manchem Volke zum Muster dienen. — Jetzt steht auf dem Kosczinskoberge ein starkes Fort.

Von Krakau ostwärts, etwa 40 M. entfernt, liegt Lemberg mit 87000 E., vornehmster Ort im südpolnischen Lande Galicien oder Halicz, das 1773 bei der ersten Theilung Polens an Oesterreich fiel. Unter österreichischem Scepter hat die Stadt an Bevölkerung und Wohlstand sehr gewonnen, sie ist Sitz des Gouverneurs und 3 geistlicher Oberhirten, nämlich eines griechischen, lateinischen und armenischen Bischofs. Die jüdische Gemeinde ist groß, wie überall in Polen, sie zählt 21000, die zu Krakau 14000, die zu Warschau über 40000. — Fast eben so weit von Krakau wie Lemberg, aber nordwärts, liegt Warschau, am linken Ufer der Weichsel, mit der Vorstadt Praga gegenüber durch eine Schiffbrücke verbunden. Einwohnerzahl 180000. Sehenswerth: das königl. Schloß mit den Bildern der polnischen Könige, vielen Büsten berühmter Polen und den beiden Landtagssälen; die in einem Park liegende Sommerresidenz Lazienki mit vielen Marmorstatuen und Büsten, Mosaiken und dem Reiterstandbild Sobieskys; der Palast der Potozkis mit Gemäldegalerie und Kunstsammlung rc. Dem Kopernikus, den die Polen gern zu den ihrigen rechnen, ist vor der Akademie ein Monument errichtet. Die Bauart der Stadt ist übrigens auffallend gemischt; neben steinernen Häusern und prächtigen Palästen stehen noch elende Hütten. Das gleiche bemerkt man im ganzen Polenlande, hin und wieder stattliche Landgüter zwischen den erbärmlichsten Dörfern. Warschau, seit der Theilung Polens eine Zeit lang unter Preußen, ist jetzt russisch und wird von der 1832 neugebauten Citadelle, der Alexanderfestung, beherrscht.

§. 3. Der kleine deutsche Theil.

a. Geschichtliches. — In früheren Jahrhunderten, ehe Littauen am Niemen und Polen an der Weichsel ein gemeinsames Reich ausmachten, erstreckte sich die Sprache der Littauer auch über den größten Theil des untern Weichselgebietes; das Volk daselbst bestand aber als ein eignes für sich und hieß Preußen oder Prutener. Bis ins 13. Jahrhundert nach Chr. Geb. behielt es seine Unabhängigkeit und seine eigene heidnische Religion. Die christlichen Priester der Deutschen aber strebten, das Christenthum unter sie zu bringen, und deutsche Ritter und Fürsten wünschten, ihr Land zu erobern. Dies geschah, sobald die übrigen wendischen Völker zwischen der Elbe- und

Weichselmündung bezwungen waren. Eine seltsame Brüderschaft von Edelleuten, halb durch mönchische, halb durch ritterliche Gelübde zum Deutschen Orden verbunden, stellte sich an die Spitze der Unternehmung und bekämpfte die Preußen. Mit dem Schwerte wurde die Religion der Liebe herrschend gemacht. Die Preußen aber wehrten sich tapfer und verfochten ihre Unabhängigkeit und ihren Götterdienst gegen so ungerechte und so unchristliche Angriffe. Ein halbes Jahrhundert dauerte der Kampf. Mancher Preußenheld zeichnete sich aus, wie unter den Deutschen ehemals Hermann gegen die Römer und Wittekind gegen die Franken. Vor allen preist man die Heldenthaten des Herkus Monte. Endlich als weit über die Hälfte des Volkes erschlagen, der größte Theil des Landes verwüstet und vom Ordensmeister milde Behandlung zugesichert war, unterwarfen sie sich der Uebermacht im Jahre 1283. Dies diente nachmals zum Heil. In verwüstete und noch unbebaute Striche rief man deutsche Anpflanzer, nicht als Leibeigene, sondern als freie Bauern. Auch Städte begann man zu bauen und verlieh deutschen Handwerkern und Kaufleuten, die sich darin niederließen, gute bürgerliche Rechte, wie man sie in Städten Deutschlands besaß. Da blüheten Thorn, Culm, Danzig, Marienburg, Elbing, Königsberg u. a. auf; durch das ganze Land hörte man deutsch reden, und die Sprache der Eingebornen erstarb allmählich. So ist das Preußenland ein deutsches geworden; doch finden sich noch immer, inselartig, stark vertretene Reste polnischer (Masuren) und littauischer Bevölkerung, die im allgemeinen auf viel niedrigerer Bildungsstufe stehen, als die deutschen Bewohner des Landes.

Es fügte sich auch, daß im 16. Jahrhundert der Brandenburger Markgraf Albrecht zum Hochmeister gewählt und zum erblichen Herzog von Preußen gemacht wurde. Da hörte die Regierung des Ordens auf; und 1701 verwandelte der Brandenburger Kurfürst Friedrich das Herzogthum Preußen in ein Königreich.

b. Eigenthümlichkeiten des Landes. Der preußische Landrücken sondert das Küstengebiet von dem Innern des Landes. Thurmberg, Hasenberg und Goldapper sind oben S. 92 schon erwähnt. Gehügel ist auch hie und da im Fischhausenschen Kreise des Samlandes (zwischen frischem und kurischem Haff) unweit Kumehnen nicht unbeträchtlich (Galtgarbenberg 164 m.). Der Boden hat mit dem polnischen viel Sand und Haide (also auch Bienenzucht), große Wälder und Brücher gemein. Die Wälder und Haidestrecken hegen wie in Polen noch viele Wölfe, selbst Bären schweifen oft aus Polen herüber, und das Elenn, das vor Jahrhunderten auch im südlichen Deutschland hauste, findet sich noch in geschützten Exemplaren auf der Kaporner Haide nahe der Nordküste des nach dem Flüßchen Frisching genannten frischen Haffs. Auch Seehunde gibt es an der preußischen Küste, wie an den Küsten der Nordsee. Preußen unterscheidet sich aber von Polen besonders darin:

1) Es ist voller Landseen, deren man über 150 zählt; am bemerkenswerthesten der Mauer- und Spirding- und zwischen beiden der Löwentinsee (woran das befestigte Lötzen in der „masurischen Schweiz"); der oberländische Kanal verbindet den Drewenz- mit dem Drausensee bei Elbing. Das frische und das kurische Haff liegen dicht an der Küste, nur durch Nehrungen vom Meere getrennt, in das sie unmittelbare Mündungen haben. Wie an der Niederelbe sind hier Marschgegenden von

einer Fruchtbarkeit, womit die ergibigsten Aecker Polens sich nicht messen können, z. B. die Werder von Danzig und Marienburg und die Felder von Stargard und Elbing. Einzelne Landschaften Littauens haben guten Weizenbau, üppige Wiesen, viele Rinder, Merinos und schöne Pferde; auch die Niederung an der Memel zwischen Tilsit und dem kurischen Haff ist wegen ihrer Viehzucht berühmt. Es wird viel Getreide, Flachs, Hanf und Hopfen gebaut, obwohl in den minder ergibigen Landstrichen der Landbau noch lange nicht zur Vollkommenheit gediehen ist. Die genannten Werder werden von den Weichselarmen umfaßt oder bespült; da aber der Wasserspiegel an vielen Stellen höher ist, als die niedrigen Marschen, so sind kostspielige Dämme und Deiche nöthig, um sie zu schützen. Innerhalb derselben zeugen die vollen Viehställe und die Gehöfte der Landleute, die aus den fetten Weizenäckern und üppigen Wiesen hervorragen, von großer Wohlhabenheit. Auf dem Wege von Elbing nach Königsberg kommt der Reisende ins sogenannte Hochland, wo es hügelig und waldreich ist, und da sandiger Boden mit der besseren Lehmerde wechselt, so trifft er wohl ärmere Bewohner, sie sind aber thätiger als in der fetten feuchten Niederung, haben ein heiteres Gesicht und festen gesunden Körperbau. — Ein eigenthümliches Produkt Preußens ist der Bernstein, der, freilich seltener, auch an der pommerschen Küste, sowie an der von Sibirien und Kamtschatka,*) gefunden wird. Dies Mineral, bei den Griechen seines goldgelben Glanzes wegen Elektron oder Sonnenschein, bei den alten Deutschen Glas genannt, weil es durchsichtig ist, erhielt später den Namen Bernstein (brennender Stein), weil es am Feuer schmilzt und aufflammt. Es ist leicht zu drechseln und zu kleiner angenehmer Waare zu verarbeiten und wurde, wie unter uns, so schon im hohen Alterthum, von Asiaten und südlichen Europäern geschätzt. Unstreitig ist der Bernstein ursprünglich ein Harz vorweltlicher Koniferen; denn häufig findet man Stücke, worin Ameisen, Fliegen, Würmchen, Sandkörner, Moos und Wassertropfen eingeschlossen sind. Er muß leichtflüssig gewesen sein, eh er die Insekten überzog und in den durchsichtigen Kerker einsperrte, wo sie, von keiner Luft berührt, sich unversehrt erhalten haben. Zuweilen hängt der Bernstein noch an Baumrinden und kleinen Aestchen. Man vermuthet daher, daß vor undenklicher Zeit ein anderes Klima in Preußen herrschte, auch daß der Boden der Ostsee einmal Land gewesen sei, das sich allmählich aus unbekannten Ursachen ins Meer senkte. Der Bernstein wird entweder aus der Erde gegraben, oder durch Baggerei (zum Theil mit Anwendung der Dampfkraft) gewonnen, oder bei heftigen NW.-Stürmen von der Ostsee an die Küste geworfen. Besonders häufig wird der Bernstein an der samländischen Küste gefunden, von Pillau bis hinter Palmnicken. Die Baggerei Schwarzort bei Memel lieferte 1866 73000 Pfund Bernstein. Der beste ist weißlich gelb, von 6 Loth Schwere und drüber. Das größte Stück wird zu Berlin gezeigt; es wiegt 13½ Pfund, und ist mitten im Lande unweit Gumbinnen ausgegraben worden.

2) Der Hauptunterschied zwischen Preußen und Polen ist aber der des Volkes, denn Preußen wetteifert mit dem übrigen Deutschland an Bildung. Seine Städte sind gewerbsam, seine Schulen im Steigen, und mehrere Männer sind dort erwachsen, die unter den größten unsers deutschen Vaterlandes hervorleuchten; besonders folgende:

*) Neuestens auch zu Grassy Gully in der Nähe von Bokewood in Australien.

Niklas Kopernikus, großer Astronom und Mechaniker, der den Lauf der Planeten um die Sonne gelehrt. Er war gebürtig aus Thorn an der Weichsel (weshalb sich auch die Polen, die eine Zeit lang diese Stadt besaßen, ihn zueignen), Sohn eines Chirurgs, und studirte ebenfalls Arzneikunde, eh er der mathematischen Wissenschaft sich ergab. Er starb 1543 zu Frauenburg am frischen Haff, 70 Jahr alt, da er eben die Freude erlebt hatte, sein Buch über die Bewegungen der Himmelskörper (de revolutionibus orbium coelestium) aus Nürnberg gedruckt zu erhalten. Von seinen Kenntnissen der Mechanik zeugen die Reste einer Wasserleitung zu Frauenburg. Vermittelst eines Dammes und Druckwerks führte er aus der 2 Stunden entfernten Passarge Wasser auf einen Thurm; hier sammelte es sich in ein großes kupfernes Becken und ward durch Röhren nach der steilen Domhöhe und in die Häuser der Domherrn geleitet. — Immanuel Kant, geb. zu Königsberg 1724 und ebendaselbst 1804 als Lehrer an der Universität gestorben, war einer der größten philosophischen Denker; seine Lehren haben auf die Denk- und Handlungsweise des preußischen und des deutschen Volkes einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. — J. Gottfr. Herder, geb. zu Mohrungen 1744, gest. zu Weimar 1803, ist ein herrliches Beispiel, wie bedeutende Fähigkeiten sich durch Fleiß und Beharrlichkeit selbst in der dürftigsten Lage entwickeln. Sein Vater war zu arm, um den Sohn in die Schule schicken zu können; und eben dieser Sohn gehörte nachmals zu den geistreichsten Männern des 18. Jahrhunderts. — Ferner der originelle Denker Hamann, Humorist Hippel, Maler Chodowiecki, Liedercomponist Reichard, Geschichtschreiber Archenholz, die Weltumsegler Forster (Vater und Sohn), der Satiriker J. Falk, die wunderlichen Dichter Z. Werner und E. T. A. Hoffmann, der Verfasser einer Reformationsgeschichte C. H. Bresler, und der Sprachforscher Eberhard Graff, letzterer aus Elbing, jene mehrentheils aus Danzig oder Königsberg.

c. Ortschaften: Thorn an der Weichsel, ehemals auch im Hansebund; in der Johanniskirche ein Denkmal des Kopernikus, und vorm Rathhause sein neulich gefertigtes Standbild. Graudenz, Festung auf einer Anhöhe an der Weichsel. Marienburg auf hohen Ufern an der Nogat; das alte schöne Schloß der Hochmeister des deutschen Ordens ist jetzt wieder hergestellt. Danzig, starke Festung am westlichen Arm der Weichsel mit Seehandel und 94300 E. In Neufahrwasser ist der Hafen, und zu Hela an der Bai Putziger Wiek ein Leuchtthurm von 23 m. Höhe. Manche Gebäude dieser ehemaligen Hansestadt z. B. das Rathhaus, haben mittelalterliche Bauart. Besonders zeichnet sich die ehrwürdige Marienkirche aus; ihr Thurm hat 107 ihr Gewölb 32 m. Höhe, ihr Umfang 653, und Manches im Innern der Kirche ist sehenswerth, vor allem das jüngste Gericht von Hans Memling aus Damm bei Brügge gebürtig. Gemalt 1467, brachte es der Seeheld Paul Beneke 1474 nach Danzig. Die Bürger besuchen gern das nahe 65 m. hohe belaubte Vorgebirge Adlerhorst, und die waldige Gegend des Thurmbergs, wo an 2 Seen das Dorf Karthaus. Danzig hat bedeutende See- und Flußschiffahrt. Elbing mit 31100 E. in fruchtbarer Korngegend rechts der Nogat, treibt Seehandel mit preußischen und polnischen Produkten; auf der NO.-Seite erhebt sich waldige Höhe und gewährt weite Aussicht über das frische Haff. Preußisch Eilau in Mitte Wegs zwischen Passarge und Pregel, südlich von Königsberg, und Friedland weiter nordöstl. an der Alle, sind

merkwürdig durch große Schlachten gegen Napoleon, die erstere am 7. und 8. Februar und die letztere am 14. Juni 1807. — Königsberg in der Luftlinie 71 Mln. von Berlin, Festung und Hauptort in Altpreußen mit 112000 E., Universität und starkem Handel zur See. Die Stadt, die in der preußisch-deutschen Geschichte eine hervorragende Bedeutung hat und in deren einem Theile noch enge Gassen mit vielstöckigen Giebelhäusern an die hanseatische Zeit erinnern, liegt auf hüglichtem Boden am Pregel, der im frischen Haff mit den Wassern der Nogat, Alt-Weichsel und Passarge sich mischend, bei Pillau, dem eigentlichen Hafen Königsbergs, in die Ostsee mündet. Im Dome liegt u. a. Kant begraben; auch eine Statue ist ihm errichtet. Die Landschaft Samland hat manche Haidestrecken, aber auch schöne Laubwälder z. B. bei dem reizenden Seebade Warniken. — Gumbinnen ist Hauptort im Littauer Lande, wo das heitere Volk reich ist an Dainos (alten Liedern) und eigne Tracht und Sitten bewahrt. Dort ist auch vorzügliche Pferdezucht, besonders in dem k. Landgestüte zu Trakehnen, dem besteingerichteten von Europa.

Weil sich Preußen bis zur Mündung des Niemen (oder Memel) erstreckt, so merken wir noch Folgendes, das freilich nicht zum Weichselgebiete gehört: Tilsit am Niemen mit 21,000 E. bekannt durch den Frieden, der 1807 nach der Schlacht bei Friedland den Krieg Preußens und Rußlands gegen Frankreich beendete. Eine Stunde unterhalb der Stadt beginnt die 4 Meilen lange Tilsiter Niederung, ein Marschland zwischen den Memelarmen Gilge und Ruß bis ans kurische Haff. Noch vor 100 Jahren war es lauter Moor oder Bruch. Der Fleiß rüstiger Ansiedler hat im Streit mit überschwemmenden Wassern den Sumpfschlamm in die fettesten Wiesen und Gemüsefelder umgeschaffen. So bezwang hier wie an vielen Orten der Mensch die Natur. Noch an mancher Stelle Deutschlands ist sowohl der Boden zu verbessern als neues Gewerbe einzuführen; es braucht nur Kopf, redlichen Willen und Fleiß. — Memel mit 22,400 E. an der Oeffnung des kurischen Haffs in die Ostsee, nördlichste Stadt Preußens, in öder Sandebene; ihr Seehandel (94 Segler und 8 Dampfer) ist im Zunehmen begriffen. Nicht weit davon ist die Grenze des russischen Staates, der sich von Osten her seit 140 Jahren dem baltischen Meere genähert und seine Herrschaft an der Küste ausgebreitet hat. Auch dort ist noch viel Deutsches in Sprache und Lebensart auf den Landsitzen der reichen Edelleute und in den Städten; denn im 12. Jahrhundert gründeten Bremer Kaufleute an der Mündung der Düna eine Niederlassung, woraus die Stadt Riga entstand. Bald verbreiteten deutsche Ordensritter unter den Letten, Kuren und anderen Nachbarvölkern, die großentheils gleich den heidnischen Preußen zum littauischen Stamm gehörten, das Christenthum und ihre Adelsherrschaft. Der zu Marienburg wohnende Hochmeister bestellte zur Regierung der Länder einen eigenen Heermeister. Dies währte nur bis ins 16. Jahrhundert, wo die Länder, noch ehe das Landvolk gänzlich umgedeutscht war, unter die Herrschaft des Polenkönigs kamen. Ein Theil ward nochmals von den Schweden in Besitz genommen; alles aber gerieth zuletzt in die Hände der erobernden Russen.

VI. Die Alpen nebst dem Jura.

§. 1. Im allgemeinen.

In den vorigen Kapiteln ist des Rheins und der Donau schon erwähnt worden. Beide sind deutsche Ströme, jener ganz, dieser nur zum Theil. Jener entspringt in den Alpen, dieser zwar im Schwarzwalde, allein die Wasserfülle, wodurch er zum bedeutenden Strome wird, erhält er ebenfalls aus den Alpen. Wir wollen also dies Gebirg, das die andern europäischen an Höhe übertrifft, zunächst betrachten.

Im Norden wird das deutsche Land begrenzt durch die Nord- und Ostsee; zwischen beiden streckt sich das dänische Jütland hinaus. Reisen wir aber gen Süden, so liegt quer von ONO. nach WSW. eine Masse gewaltiger Gebirge vor uns, womit die ganze Südgrenze überlagert ist. Eine Menge Flußthäler führt zwischen ihnen immer weiter hinauf bis zu den Hauptkämmen, hinter denen kürzere Bergarme und Thäler in das italische Land abfallen. Sowohl im West als Ost breitet sich das Gebirg südwärts, auf der einen Seite mit der Fortsetzung des Hauptkammes, zwischen Italien und Frankreich, bis zum ligurischen Golf, auf der anderen Seite mit niedrigeren fächerartig ausgestreckten Armen gegen das ungarische Tiefland und zum adriatischen Meere, wodurch es den Anfang der langen Halbinsel Italien umklammert. Die Ausdehnung ist beträchtlich, im graden Längendurchschnitt von W. nach O. über 110 Mln., und die Windung bis zum ligurischen Golf mitgerechnet über 140. Die Breite ist verschieden, zwischen 20 und 30 Meilen, im weit verzweigten Osten nahe an 40 Mln. —

Ungezählt ist die Menge riesiger Gipfel, Gruppen und Hochrücken; doch lassen sich in dem scheinbaren Gewirre mehrere Ketten unterscheiden, deren Lage, Richtung und Zusammenhang man am leichtesten nach dem Laufe der Gewässer auffassen kann. Suchen wir also zuerst die bedeutendsten Alpenflüsse und diejenigen Punkte des Gebirgs auf, in deren Nähe sie entstehen: der Rhein und die Nebenflüsse Aar und Reuß, an, auf und nahe dem Gotthard — die Landquart und die Ill, Nebenflüsse des Rheins, aus der Sivrettagruppe nahe dem Inn — der Inn vom Maloja-Joch, nebst der Salzach nördlich der Dreiherrnspitz; — die Enns kommt aus dem Pongau vom Faulkogl in den Radstädter Tauern; — die Drau, aus dem Sextener Thale vom Bürkenkogl, mit der Mur, aus der Nähe des Ankogl, fließt zur Donau in Ungarn; desgleichen die Save vom Terglou; — die Etsch entspringt auf der Malser Haide nahe dem Piz Lat; — die Adda, deren Quellen nahe dem Umbrail und Ortler — der Tessin vom Gotthard mit der Tosa vom Gries — die Rhone an der zum

Gotthardstock gehörigen Furka — die Sesia vom Monte Rosa und die Dora Baltea vom Montblanc, beide zum Po fließend — die Isere vom Iseran und die Durance aus der Gegend des Genevre, Nebenflüsse der Rhone — der Po vom Viso.

Die Hauptkette der Alpen, zw. Leitha und Oedenburg in Ungarn beginnend, zieht zwischen Enns und Drau zu beiden Seiten der Mur bis zum Ankogl, zwischen Salzach und Drau bis zur Dreiherrnspitze, und zwischen dem Inn einerseits, der Etsch und Adda andrerseits, über den Piz Lat bis zum Bernina weiter zum Malojajoch. Neben dem Zuge vom Lat zum Maloja zieht auf der anderen Seite des Inn zwischen diesem Fluß und Ill und Rhein eine Parallelkette über den Silvretta. Weiter zieht die Hauptkette vom Maloja zwischen Rhein und dem Como-, Luganer und Langensee zum Gotthard, von da südl. der Rhone zum Montblanc, und windet sich von dort zwischen den Rhone- und Poflüssen gegen das Meer hin.

Unter den vielen Aesten und Nebenketten des Gebirgs sind vorläufig folgende aufzusuchen: 1) Vom Ankogl zwischen Enns und Salzach zum Dachstein und weiter östl. der Enns sich verzweigend. 2) Von der Dreiherrnspitze einerseits um die Quelle der Salzach herum bis zum Watzmann, anderseits nach Süden zum Bürkenkogl und von da theils nach SW. zu den Südtirolischen Dolomitbergen (Vedretta Marmolata) und den Lessinischen Bergen, theils nach SO. zum Terglou u. s. w., auf solche Weise Etsch, Drau und Save von den nördlichen Küstenflüssen des adriatischen Meeres trennend. 3) Vom Umbrail zum Ortler, und sich verzweigend zwischen Etsch und Adda. 4) Vom Silvretta-Gebirg nördlich zum Arlberg und theils nordöstlich eine große Strecke links vom Inn hinziehend, theils nordwärts zwischen Lech und Rhein. 5) Vom Gotthard links und rechts der Reuß, dort zwischen diesem Fluß und der Aar zum Titlis sich verzweigend; hier zum Tödi und an der linken Seite des Rheins weiter. 6) Vom Gotthard über Finsteraarhorn und Jungfrau zwischen Rhone und Aar westwärts bis zur Dent de Morcles. 7) Vom Montblanc nordwärts zur Dent du Midi und im Süden des Genfer Sees sich verästend.

So wäre vorläufig die Möglichkeit angebahnt, sich in dem großen mehr als 3000 Quadratmeilen Grundfläche überlagernden Gebirgslande zurecht zu finden. Was die Höhe der Bodenerhebung des Ganzen und der aufragenden, häufig zerklüfteten Ketten und Gruppen betrifft, und deren manchfach als Dome, Kegel, Pyramiden, Zacken, Hörner, Dächer und Zähne gestalteten Gipfel: so bedarf es nur einiger Vergleiche mit den höchsten Kuppen der übrigen deutschen Gebirge, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Der sogenannte Schneeberg in Niederösterreich mißt nur 2133 m. und

gehört nur zu den **Vorbergen** der Alpen, verdient aber seinen Namen schon eher als der 1070 m. hohe Schneeberg des Fichtelgebirgs. Der beliebte Schafberg östlich der Salzach 1828 m., die Benediktenwand am bairischen Isarflusse 1780 m, der lombardische Camoghè nahe dem Comer See 2838 m., der Moleson nordöst. des Genfer Sees 2008 m., der Rigi am Vierwaldstädter See 1800 m., allzumal wegen ihrer schönen Aussicht gerühmt, würden in Mitteldeutschland Kolosse sein, die 1611 m. hohe Schneekoppe des Riesengebirgs überbietend; im großartigen Alpenlande gelten sie nur für niedrige Gipfel, für bloße Vorberge. Selbst die wenigen tiefen **Einsenkungen** der großen Centralkette liegen — mit alleiniger Ausnahme des über den Radstädter Tauern (1592 m.) und der 2 Tiroler Päße, am Brenner (1402 m.) und bei Reschen (1571 m.) nahe der Etschquelle — höher über dem Meerspiegel als jene Schneekoppe. Der **Kamm der Centralketten**, jene wenigen Einschnitte auf 130 Meilen Länge abgerechnet, hat demnach über 2200, in einigen bedeutenden Strecken zwischen 2600 und 3000 m. Höhe. Und aus so hohem Kamme erheben sich erst die prachtvollen Schneehäupter der Alpen!

Im Osten, wie schon erwähnt, ist das Gebirg niedriger; in Niederösterreich haben die Gipfel zwischen 1900 und 2200 m. Weiter westlich in Steiermark steigen sie schon auf 2600 bis 3000 m., also bis zu beschneiten Häuptern, denn die Schneelinie hält sich in den Alpen zwischen 2500 und 2900 m. Mit dem Ankogl steigen sie über 3200 m., so daß sich bis Graubünden die erhabensten Massen zwischen 3500 und 3900 m. halten; im Bernina steigen sie über 4000, in der Finsteraarhorngruppe bis über 4200, in der Walliser oder Monte Rosakette über 4500 m. und erreichen im Montblanc 4810 m. Auf dem Südzuge zum ligurischen Golf wird solche Höhe nicht mehr erreicht, doch prangen auch dort noch Kolosse von 4000 m., einer sogar, der Ollan, von 4200 m.; selbst der letzte im Genuesischen gelegen, der Gioje mißt noch 2653 m. Höhen von 3500 m. und darüber werden sich in den Alpenketten leicht mehr als 60 zählen lassen, und derer von 3500 bis 3000 abwärts ist eine große Zahl. Da nun der Niederschlag aus den Wolken dort viel größer ist als in Ebenen und kleinen Gebirgen, so kann man ermessen, welche Fülle von Schnee sich auf den Alpen und besonders da anhäuft, wo mehrere Hochgipfel zwischen sich bedeutende Vertiefungen, Kessel, Hochthäler und Schluchten bilden, und welche Gletschermassen aus diesen Vorrathsstätten ewigen Schnees in Seitenmulden herabhängen.

Außer der oben schon beobachteten (**longitudinalen**) Eintheilung der Alpen in eine Haupt- (Central-) Kette, vorzugsweise aus Urgestein zusammengesetzt und Träger der Wasserscheide, und nördliche und südliche Nebenketten, scheiden wir zur leichtern

Gewinnung einer Uebersicht durch 2 Quer- (transversale) Linien das ganze Gebiet in drei große Abschnitte: Ost-, Mittel- und Westalpen. Die Scheidelinie zwischen Ost- und Mittelalpen ziehen wir, dem Vorgange von Sonklars*) folgend, durch die Thäler des Rheins, der Ill, der Rosana, des Inns und der Etsch, indem wir die Punkte Bregenz, Feldkirch, Klösterle, Arlberg, Landeck, Reschen, Glurns, Meran, Bozen, Trient, Verona berühren, die zwischen Mittel- und Westalpen von Vevey am Genfer See über Martigny, den Großen Bernhard und Aosta nach Ivrea. Wird diese Eintheilung angenommen, so fallen die Ostalpen hauptsächlich Oesterreich (Deutsche Alpen), die Mittelalpen hauptsächlich der Schweiz (Schweizer Alpen), die Westalpen, hauptsächlich Frankreich und Italien (französisch-italienische Alpen) zu. Die Ostalpen bedecken in der hier angenommenen Ausdehnung eine Fläche von 1465 □Mln., die Mittelalpen 890, die Westalpen 769. Die Scheidelinie zwischen den nördlichen Nebenzügen und den Centralalpen zieht von Neustadt südlich von Wien die Leitha aufwärts über Neunkirchen und Gloggnitz, über das Niederalpl zum Maria-Zeller Gußwerk an der steirischen Salza, diese abwärts bis zur Mündung, die Enns entlang bis Radstadt, nach St. Johann an der Salzach, über den Gerlossattel nach Zell am Ziller, zur Zillermündung, längs des Inns bis Landeck, durch das Stanzer Thal und über den Arlberg nach Feldkirch, längs des Rheines aufwärts und über den Oberalp- und Furkapaß zur Rhone, an dieser bis Martigny, über den Col de Balme nach Chamounix und Sallanches, nach Albertville a. d. Arly und zur Isere, durch verschiedene franz. Alpenthäler längs des Var ans Meer. Einfacher ist die Grenze der Centralalpen gegen die Südalpen. Sie beginnt beim Austritt der Drau aus dem Gebirge bei Marburg, zieht an der Drau aufwärts über das Toblacher Feld an die Rienz, längs derselben bis Brixen, den Eisack entlang bis Bozen, die Etsch aufwärts und über das Stilfser Joch an die Adda und an den Comer See, am Westufer desselben bis Menaggio, berührt Lugano und endet bei Magadino am Langen See. Vom Lago maggiore an bis zum Monte Viso erhebt sich das krystallinische Gebirg unmittelbar aus der Ebene; südl. vom M. Viso umwallen dagegen wieder Kalkmauern den Centralzug auch auf der Innenseite des Bogens.

§. 2. Die Ostalpen.

a. Centralzug in den Ostalpen.

Die nähere Betrachtung der Ostalpen beginnen wir unweit der Etschquelle, an dem tiefen Einschnitte des Hochgebirgs bei Reschen, in dessen Nähe bei Finstermünz der Inn zwischen zwei Parallelzügen der Centralalpen sich hervorpreßt, und wo zugleich Tirol und Graubünden, also Oesterreich und Schweiz, aneinander grenzen, mit den Tiroler Bergen, welche durch den Paß am Brenner in zwei Hälften zerlegt sind. Der Brenner selbst, obwohl 689 m. höher als der Paß, über den Straße und Eisenbahn von Innsbruck nach Italien ziehen, bildet mit seiner nächsten Umge-

*) Petermanns Mittheilungen, Bd. 16.

bung die Einsenkung, welche östlich zur Zillerthaler, westlich zur Oetzthaler Alpengruppe sich erhebt. Die letztere, vielgipfelig, reich an Firnmulden und Gletschern, an Schluchten und Thälern mit herabrauschenden Bächen, bildet die höchste und ausgedehnteste Gebirgsmasse in Tirol (der Orteler liegt auf der Grenze); 13 Mln. lang von SW. nach NO. und 9 Mln. breit, übertrifft sie bloß an Grundfläche den norddeutschen Harz um mehr als das Doppelte. Nur 3 Stunden von Finstermünz ragt das Hochjoch 3105 m. und eben so weit von Reschen der Glockthurm 3400 m. empor, weiter in der Mitte der Gruppe die vierkantige Similaunspitze 3716 m., der Weißkogel 3839 m. und die Wildspitz 3868 m. (11910′), der Oetzthaler Ferner 3610 m., der Wildpfaff 3250 m. Wege übers Gebirg sind Gänge über die Gletscher und oft gefährlich.

Nach Norden stuft sich das Gebirg an der zum Inn eilenden Oetz und am Stubay (wo nahe von Innsbruck der 2462 m. hohe Suile), nach Süden am Paseier, Nebenfluß der Etsch, wo nördlich von Hofers Sandhaus das Klein-Kreuz fast 2600 m., am Ende des Thales bei Meran der Jfinger Spitz 2537 m. und zwischen Meran und Klausen die hintere Scharte 2560 m.

Auf der andern Seite des Brenner steigt, zwischen Wippthal und Krimler Ache, das Hochgebirg rasch zu der 7 Mln. langen Zillerthaler Gruppe auf, die nach SO. meistens ins quer vorliegende Ahrenthal abfällt, auf der Nordseite vielfach zerklüftet von mehreren Wildbächen durchrauscht wird, die sich zuletzt vereinigen, um das lachende Zillerthal bis zum Inn zu durchfließen. Bedeutendste Gipfel: der Hohe Feiler 3524 m. (10849′), die Löffelspitz 3388, Reichespitz 3317, der Ahorn 3048 m. In den Gletschern der Reichespitz entsteht eine Ache, die zur Salzach fließt und oberhalb des Dorfes Kriml (1069 m.) zwischen Felsen geengt in 3 Absätzen den berühmten 650 m. tiefen Fall macht. Uebergang nur möglich über das Hörndl 2620 m. aus dem Zillergrund ins Ahrenthal; höchst sehenswerth die furchtbare Schlucht, durch welche der Zembach in dunkler Tiefe brausend und in Wasserfällen stürzend sich Bahn bricht. Das Gebirg hängt nordwestlich zusammen mit dem Tuxer Gebirge (Gefrorene Wand 2925 m.) und dem 2700 m. hohen Glungeser nahe von Innsbruck, und im Südwesten mit dem 2825 m. hohen Eidex. An die Zillerthaler schließt sich, zwischen dem Salzachthal einer-, dem Rienz- und Drauthal anderseits, bis zur Murquelle der 14 Mln. lange Zug der Hohen Tauern*), der mit der 3085 m.

*) Tauern so viel als Hochgebirg, ein uralt celtisches Wort, das noch in Salzburg und Steiermark auf die Kette von der Löffelspitz bis Eisenerz angewendet wird. — Ferner nennt man in Tirol die Gletscher und auch die Hochspitzen; der Salzburger sagt statt Gletscher Kees, der Italiener vedretta, der Romane in Graubünden vadred. — Ache oder Aa bedeutet von deutscher Urzeit her einen Bach, kleinen Fluß, und entspricht dem lateinischen aqua (Wasser) und dem slavischen = awa (z. B. in Morawa, Orlawa).

hohen Dreiherrnspitz beginnt. Sie steigen wieder zu gewaltigen Gipfeln und Gletschern auf, besonders zu dem 3686 m. (11349′) hohen Sulzbacher Venediger mit dem Habich-Kees, und zum König der Ostalpen, dem Großglockner 3967 m. (12213′) mit dem Pasterzen-Kees und dem vorgelagerten 3577 m. hohen Wiesbachhorn. Nunmehr nehmen die Gipfel an Höhe wieder ab, der Hochnarr 3546 m., der Goldberg 3200 m. südl. des Orts Rauris, der Naßfelder Tauern 3346 m. mit dem vorgelagerten Rathhaus, und der Ankogl 3253 m. Unter den Querthälern, die nordwärts in den vorliegenden Pinzgau abstreichen, ist das längste und besuchteste das Gasteiner, wo nahe dem Ankogl und dem Rathhaus das 1077 m. hoch gelegene Wildbad Gastein. — Den noch übrigen sehr ausgedehnten Theil der östlichen Central-Alpen, welcher hauptsächlich dem Lande Steiermark angehört, nennt man Steierische Alpen, durch die Thäler der Mur und Mürz in einen nördlichen und südlichen Arm getheilt, Gebirgsgegenden ohne feste Begrenzung und meist nach nahe gelegenen größeren Ortschaften benannt. Zunächst folgen im nördlichen Zuge Tappen 1694 m. und Rothhorn 2436 m., wo (im Lungau) die Murwiege, die noch zur Ankoglgruppe gehören; dann von der Arlscharte bis zu den Diagonalthälern der Liesing (zur Mur) und Palten (woran Rottenmann) die Kleinen Tauern, in deren westlichem Theile, den Radstädter Tauern, der Tauern von Radstadt, an dem ein 1592 m. hoher Paß von Radstadt an der Enns am Tauernhaus vorbei nach St. Michael an der Mur führt; neben der Straße der fast 200 m. hohe Wasserfall der Tauern-Ache; ferner der Hochgolling 2938 m. Der Knallstein 2664 m. und der Hohenwarth 2422 m. in der Wölzer Gruppe; in den Rottenmanner Tauern, dem nordöstlichsten Theile der kleinen, der Bösenstein 2510 m.; und SO. davon in den Seckauer Alpen der Zinken 2300 m.; zwischen beiden ein 1689 m. hoher Paß aus Rottenmann zur Pöls und nach Judenburg. Jenseit der Palten, zwischen Enns, Salza, Mürz, Mur und Liesing, die Eisenerzer Alpen, wo im Reichensteiner Gebirg am Gesäuse, einer von der Enns durchrauschten Thalenge, die Lugauer Berge (Hochthor 2342 m.), mit denen seitwärts die Gruppe um den Ort Eisenerz zusammenhängt, namentlich der reiche Erzberg und der Prebühl 2016 m. Weiter NO. die Schwabenkette mit dem Hochschwab 2328 m., wo in malerischer Gegend 139 m. hoch Erzherzogs Johann Brandhof an der Straße von Mariazell nach Aflenz, und die Veitschalpen (Hohe Veitsch 2027 m.), von der oberen Mürz im Halbkreis umflossen. — Gehen wir zurück zur Ankoglgruppe, so folgt im südlichen Arme die Hafnerspitz 3061 m., ein Nachbar des Ankogl; es entspringt dort der Lieserbach, der in romantischem Thale sich um den Faschaunerrock (2850 m.) herum wendend nach der Drau läuft.

Vom Hafner zieht nun eine lange Kette als Wasserscheide zwischen Mur und Drau über den Königsstuhl und Eisenhut 2508 m. (Stangalp), Kuhalp, Wenzelalp bei Judenburg bis zum Rappelkogl 2074 m. und Hochgössing 2368 m. in der Stubalp, und von da theils nordöstlich über die Kleinalp (Speikogl 2055 m.) zur niedrigern Hochalp (1696 m.) unweit Leoben und Bruck, theils südöstl. zu den Stainzer Alpen (Rosenkogl, Koralp 2034 m., Hartenig 2127 m., Posruck a. d. Drau oberhalb Marburg 390 m.) zwischen den Flüssen Mur und Lavant. Die Lavant kommt aus zwei kleinen Seen des Berges Sirbitz, über den sich von der Wenzelalp ein Gebirgsast südwärts zur großen (2112 m.) und kleinen Saualp (zw. Lavant und Gurk) in Kärnten ausstreckt. Die steirischen Höhen östl. der Mur (Raabthaler A., im SW. wohl auch Fischbacher oder Cetische, im NO. Wechselalpen benannt) sind unbeträchtlich, der Schöckl bei Grätz 1486 m., der Teufelstein 1530 m., der Wechsel 1783 m. Der Große Pfaff (1569 m.) stellt die Verbindung mit dem Semmeringstocke her, dessen Querjoch anderseits die Centralpen mit den nördlichen Nebenalpen verbindet, zu denen Schnee- und Raxalp (1950 m.), und jenseit des Höllenthales der Schneeberg (2133 m.) bereits gehören. Straße über den Semmering 1020, Eisenbahn 882 m. — Vom Ankogl streckt sich ein Ast, worin das Sauleck 3164 m. und der Hühnersberg 2748 m., in Kärnten hinein gegen das Drauthal; und vom Glockner eine Kette zwischen Tirol und Kärnten zum Zieten 2547 m. und seitwärts zum Kreuzeck 2960 m. in Kärnten.

b. Südlich des Centralzuges.

Von der Dreiherrnspitz läßt sich in den östlichen tiroler Gebirgen eine Kette verfolgen zur Hohen Gall, über den Riesen-Ferner zur 2732 m. hohen Rothwand und, nach einer beträchtlichen Einsenkung beim Orte Innichen, zum 2893 m. hohen Bürkenkogl. Jene Einsenkung (Toblacher Feld 865 m.) ist die höhere Stelle des quer von O. nach W. vorliegenden langen Pusterthals, worin von dieser höheren Stelle theils nach O. die Drau, anderseits gen W. die Rienz (zum Eisack) hinfließt. Beide Flüsse entspringen nahe dem Bürkenkogl, von wo sich das Gebirg nach verschiedenen Seiten verzweigt: gen O. als Grenze zwischen der Drau und dem Quellengebiet der Piave; südwärts zum 3248 m. hohen Antelao, (zw. dem Ampezzothal und der Piave), gen SW. zur „Königin der Dolomite,“ der 3460 m. (10651′) hohen Vedretta Marmolata (Marmorferner), der der Avisio entquillt, und weiter theils nördl. um diesen Fluß herum zum Langkofl 2930 m. und Schlern 2250 m. am Eisack, theils südl. desselben zum Cima di Lagorei, dem höchsten Porphyrgipfel der Alpen, 2773 m., zum Cima d' Asta 2580 m. und zum 2335 m. hohen Pavione a. d. Piave, bis zur Val Sugana (Brentathal). Das ganze Gebiet zwischen Brenta im S., Etsch und Eisack im W., Piave und dem Orte Sexten im O., Rienz im N. führt den Namen Süd-Tirolische Dolomit-Alpen (auch Cadorische A.), ein durch merkwürdige Gipfelbauten, sowie durch großartige Zersplitterung in isolirte Stöcke mit Recht viel

bewundertes Gebirge. Der Avisio durchfließt das berühmte Fassa- und Fleimser, und am Langkofl beginnt das gleich schöne Grödner Thal. Zwischen Val Sugana, Etsch und Tiefebene breiten sich die Lessinischen Alpen aus, die im Monte Passubio (2883 m.) ihren höchsten Gipfel haben. — Kehren wir zurück zum Toblacher Feld, so können wir von dort einem Doppelzuge (rechts und links der Gail) folgen (Quarterna 2600, Paralba 2586 und Antola 2460, wo Hauptquell der Piave, Hochwipfel 2180 und ihm gegenüber links der Gail Reiskofl 2427 m., der durch schöne Aussicht berühmte Dobracz oder die Villacher Alp 2160 m.), der an der Grenze Kärntens hinstreicht bis Villach und bis zum Diagonalthale von Tarvis und Malborghet, aus welchem der Paß von Pontafel oder Ponteba (942 m.) zum Val del Ferro und zum Tagliamento führt — Karnische Alpen, die sich zwischen Sau und Drau bis Windisch-Grätz als Karawanken, worin der Loibl 1406 m. (Paßhöhe 1310 m.), der Petschen 2206 m., weiter ziehen. An die Karawanken schließt sich die Steiner Alp (Rinka 2680 m.) zw. Laibach und Windisch-Grätz und das Bacher Gebirg (Welko 1780 m.) zw. W.-Grätz und Marburg an. Das Bergland von Cilli und das Matzelgebirg schließen den ganzen Zug. — Vom Paralba zieht eine Kette zw. Tagliamento und Piave südwärts zum Cridola 2583 m., Premaggiore 2482 m., Cavallo 2180 m. und M. Simon 1820 m., gegenüber dem Pavione — Venetianer Alpen, und südl. des Thales von Malborghet liegen in einer meist zusammenhängenden Reihe ausgedehnter Rücken mit einzelnen wenig über 1300 m. Kuppen zwischen Sau, Tiefland und Meer die Julischen Alpen, im N. Theile am höchsten; hier der Canin 2500 m., und östl. von diesem, zwischen den beiden Savequellen, der Terglou (Triglaw, Dreikopf) 2860 m. Der mittlere Theil der jul. Alpen besteht aus dem Tarnowaner und Birnbaumer Wald, der südliche, jenseit der Straße von Laibach über Adelsberg nach Görz, der zugleich steil an den Triestiner und Quarnerischen Golf abfällt und in die Halbinsel Istrien sich hineinstreckt, aus dem größtentheils waldlosen Karstplateau. Zu den vielen Wundern des Karst gehören auch der Zirknitzer See und die große Adelsberger Höhle. Der istrische Monte maggiore gegenüber von Fiume hat 1433 m. Die Inseln neben Istrien sind nur Fortsetzung des kalkigen Karst, desgleichen das kroatische Küstenland bis zum Felsen Kleck beim Hafen Zeng.

c. Nördlich des Centralzuges.

Vom Bodensee bis zum Wiener Becken reichend ist diese 75 Mln. lange Gebirgszone vorherrschend parallel gegliedert, von den aus den Centralalpen kommenden oder innerhalb der Zone selbst entspringenden Gewässern vielfach transversal durchschnitten und dadurch, besonders in den östl. Theilen, in stockförmige Massen aufgelöst.

1) Wie aus Früherem ersichtlich, theilt sich zwischen Glurns a. d. Etsch und Landeck am Inn der Central-Alpenzug in 2 Parallelketten, getrennt durch das schmale obere Innthal (Engadin). Dem Oetzthaler-Gebirg gegenüber steigt die Silvretta-Gruppe und zwar über Finstermünz im hohen Mondin empor. Von der Mitte der Silvretta-Gruppe zieht zwischen dem Fermunt- oder obern Montafun- und dem Paznaunthale eine Kette nach N. zum Arlberg (Verwall-Gruppe), die sich dann durch Vorarlberg, durchs nördliche Tirol und durch Südbaiern verzweigt. Sie beginnt am Augstenberg (3183 m.), wo ein stattlicher Gletscher ins tirolische

Jamthal herabhängt.*) Am Arlberg (1796 m.), dessen Joch (Paßhöhe zwischen Stanzen- und Klosterthal 1692 m.) hier im Westen Central- und Nebenalpen in gleicher Weise verbindet, wie der Semmeringstock im Osten, theilt sich die Kette nach links und rechts.

a. Vorarlberger und Allgäuer Alpen zw. Rhein und Lech. Links vom Arlberg zum Schafberg (2600 m.) und zur Rothwand (2688 m.), zwischen denen der Lech entspringt. Zwischen dem Lech und der am 2529 m. hohen Widderstein entstehenden Iller erhebt sich an der baierischen Grenze der Hochvogel 2573 m. Allenthalben divergiren vom Hauptstamme Ausläufer (Bregenzer Waldgebirg, Grünten 1733 m. bei Kempten).

b. Nordtirolische Kalkalpen und baierisches Oberland zwischen Lech und Inn. Rechts vom Arlberg der Stanzkopf 2748 m., von wo zum Muttekopf 2767 m. nördl. von Imst, der Solstein mit der Martinswand bei Innsbruck 2849 m. und rechts der Isar das wunderbar gezackte Karwendelgebirg mit der gleichnamigen Spitz 2514 m. und am Achensee das Sonnenwendjoch 2300 m. In Oberbaiern: die Hochplatte bei Hohenschwangau 2069 m.; auf der Grenze die Gruppe des Wetterstein-Gebirges mit mehreren Kolossen: Zugspitz 3043 m. (9369'), Alpspitz 2709 m., Dreithorspitz 2651 m.; ferner der Kramer bei Partenkirchen 1985 m. und der vielbestiegene Krottenkopf 2156 m.; Heimgarten, Herzogenstand und Benediktenwand, alle ungefähr 1780 m., am Kochel- und Walchensee; der Miesing 1863 m. südöstl. und der Wendelstein 1842 m. östlich vom Tegernsee, zwischen beiden das Leutzachthal; und weit vorgeschoben in die Ebene der Peißenberg 1111 m., Baierns Rigi. 3 Päſſe führen über diese Nordalpen: Ehrenberger Klause (Lech-Inn), die Scharnitz (Isar-Inn), Achenpaß (Tegernsee-Achensee).

2) Salzburger Alpen, auf 2 Seiten von der Salzach umflossen. Von der Reicheſpitz (in der Zillerthaler Gruppe) nordwärts, links der Krimler Ache, liegt der Plettenberg; er ist nicht hoch, gewährt aber schöne Aussicht einerseits nach dem Krimlfall und ins Salzachthal, anderseits ins Thal der zum Zillerfluß laufenden Gerlos. Der Gerlos-Paß (1483 m.) führt von dem einen Thale ins andere. Am Inn bei Kufstein das wilde Kaisergebirge (Hoher Kaiser 2064 m.). Wenden wir uns ostwärts, so ist der Gambshag 2030 m. zu merken, wo die Saalach entspringt. Nun verzweigt sich das Gebirg, links dieses Baches zum Breithorn 2435 m. bei Lofer u. s. w., rechts zum Berchtesgadener Hochland, nämlich Ewig Schnee 2723, Steinern Meer 2934 m., Watzmann 2824 m. am Königssee, Hochgöll 2600 m. bei Berchtesgaden, Untersberg bei Salzburg, der süddeutsche Kiffhäuser, mit ergibigen Marmorbrüchen, 1985 m.

3) Oesterreichische Kalkalpen, von der Salzach bis zum Wiener Becken, westlich der Enns höher, als östlich derselben, gegen Nord ins österreichische Hügelland abfallend, aus vielen meist stockartigen Massen bestehend. Man unterscheidet auch oft: Oberösterreichische (Salzkammergut-) A., westlich, und Niederösterr. A., östlich der Enns. Auch hier gibt es noch Gipfel, die sich bedeutend im Gebirge hervorheben, so die

---

*) Der Bach Jam fällt in die Trisana, die durchs tirolische Paznaunthal zum Inn läuft.

Rauchеck 2494 m. im Tännengebirg, das an den engen von der Salzach durchströmten Lueg-Paß abfällt; nordöstlich von Radstadt aber, auf der Grenze von Salzburg und Oberösterreich, die Dachstein-Gruppe, worin der Dachstein 3085 m. und der nur 62 m. niedrigere Thorstein. Vom Dachstein an der Traun hinunter, vor dem Bade Ischl vorbei, kommt man links zum Schafberg 1828 m. am Mondsee, und rechts zum Höllengebirg mit dem 1912 m. hohen Kranabitsattel zwischen Atter- und Traunsee Südlich dieses Sees der Schönberg, von welchem östlich im Todten Gebirge der Große Priel 2566 m. Vom Dachstein nach Osten zieht eine Kette am linken Ufer der Enns zum Grimming 2411 m., zum Bürgas 2280 m. und zum gleich hohen Buchstein nicht weit von Admont am Gesäuse, schräg dem Hochthor gegenüber. Nördlich vom Hochschwab (im Centralzug) erhebt sich der Dürrenstein 1320 m., und nordöstlich von diesem der Oetscher 1939 m. — Das Sandsteingebirg Wiener Wald, das nördlich der weiter oben schon erwähnten Gruppe Schnee- und Raxalp und Schneeberg, jenseit des Triestingthales mit dem Araberg beginnt, im Schöpfl (848 m.) seinen höchsten Gipfel zeigt und in seinem südlichen Zuge (Kahlenberg) mit dem Leopoldsberge (432 m.) bei Wien zur Donau abfällt, gehört nicht mehr zu den Alpen; ebenso nicht der SO.-Rand des Wiener Beckens, das an den Leitha-Ufern sich hinziehende Leithagebirg (486 m.).

§. 3. Die Mittelalpen.

a. Die centrale Region

ist nördlich, von Feldkirch bis Martigny, durch die Längenthäler des Rheines und der Rhone, südlich durch das Trafoier Thal, das Stilfser Joch, das Addathal und durch den tiefen Einschnitt zwischen Menaggio am Comer und Mogadino am Langen See (über Lugano) von den Nebenzügen getrennt. Zwischen dem Langen See und der Dora Baltea fehlt eine südl. Vorlagerung. Nach einer durch Geschichte und Herkommen gebilligten, auch orographisch und geognostisch statthaften und außerdem für den Unterricht vorzüglich brauchbaren Eintheilung zerfällt dieser große Gebirgscomplex in 3 Hauptabschnitte: Penninische, Lepontinische und Rhätische Alpen.

1) Die mittlere Gruppe, die Lepontinische, reicht von der Straße, die von Brieg an der Rhone über den Simplon (Scheideckhöhe 2005 m.) nach Domo d' Ossola und durchs Tosathal an den Langen See führt, bis zur berühmten Splügenstraße von Reichenau am Rhein über Thusis das Thal des Hinter-Rheines (Schamsthal mit der Via mala und Rheinwaldthal) hinauf über den Splügen (2115 m.) und durchs Jakobsthal (Giacomo, Lirothal) hinab nach Chiavenna und an den Comosee. Den Hauptkamm bildet die Gotthardkette, durch die nahe vom Gries ausgehenden Thäler der Tosa und des Tessin von den Tessiner Alpen und durch das Sumvixer und Blegnothal (Breno, linker Zufluß des Tessin) von der Adulagruppe geschieden. Ungefähr in der Mitte dieser Kette liegt das Gotthard-Gebirge. Es ist kein Berg, der diesen Namen trägt, sondern eine Gruppe

von Höhen, die in die Schneeregion reichen, mit Jochen und Hochthälern dazwischen, oder „eine 2300—2600 m. hohe Plateausenke, welche mit einer Zackenmauer erhabener Gipfel gegürtet ist, zugleich die Paßhöhe (2136 m) der berühmten Alpenstraße," mit Recht als Centralknoten des Hochalpengeflechtes angesehen. Von allen Seiten fahren hier Gebirgsstrahlen wie zu einem Sterne zusammen und desgleichen entsendet die Gruppe Flußstrahlen nach allen Seiten. Man zählt in diesem Gebirgstock etwa 8 Gletscher, 30 kleine Seen und 17 Thäler; unter den letzteren besonders bemerkenswerth das Urseren-Thal an der Nord- und das Birkenthal (val Bedretto) an der Südseite, beide über 1300 m. hoch. Aus dem Urseren- ins Bedretto-Thal steigt die Straße über die Einsattelung, worin das Gotthard-Hospiz in 2093 m. Seehöhe liegt. Westlich dieses Passes erhebt sich der Lucendro 3161, der Fieudo 3083, der Fibbia 3167, auf der Ostseite das Winterhorn oder Urserenspitze 2664, der Prosa 3002, der Vinci 2956, und am südöstlichsten der Stella 2706 m.

Hinter diesen Bergen, durch Schluchten und Thäler getrennt, liegen von Süd nach Nord: an der Westseite der Pisciora 3215 m. (an dem der Nüfenen-Paß 2358 m. aus dem Bedrettothal ins Wallis) und das Mutthorn 3102 m., zwischen welchem und dem 3597 m. hohen Galenstock der Furkapaß 2530 m. vom Urserenthal zum Rhonegletscher in Wallis führt; an der Ostseite Neraspitz 2774 m., Sixmadun 2931, Badus 2977 und Crispalt 3326 m., alle von Fels- und Schneelabyrinthen, den Quellen des Vorderrheins umringt. Die Reuß hat ihren Ursprung theils hinterm Hospiz im Lucendrosee, theils östlich im Oberalpsee; und der Ticino kommt theils vom Nüfenen- theils vom Gotthardspaß.

Oestlich des Nera setzt sich die Gotthardkette noch fort zum Scopi 3200 m., an dessen Westseite der Saumpfad Lukmanier den niedrigsten Paß in den Schweizer Alpen, einen Uebergang aus dem rheinischen Medelser Thal ins italische Blegno von nur 1932 m. bildet, und zur Cima Camadra (3203 m.) bis zum Greinapaß, der aus dem Sumvixer Thal gleichfalls zum Blegno führt. Gegen SW. setzt sich die Gotthardkette jenseit des Nüfenenpasses fort in den 2900 m. hohen Grieshörnern (an deren anderer Seite der gepflasterte Saumpfad Gries 2384 m. aus dem Wallis ins Formazza- oder Tosathal) und zieht mit Gipfeln von mehr als 3200 m. (Blinnen-, Ofen-, Bortelhorn) nur 1½ M. von der Rhone und parallel mit ihr bis zum Monte Leone 3520 m. und zur Simplonsenke.

Die Adula- oder Vogelsgebirg-Alpen umschließen eine Reihe von Ketten, die von einem Centralknoten radienförmig auslaufen, vorherrschend aber nordsüdlich streichen, meist furchtbar zerrissen sind, von der Wasserscheide quer übersetzt werden und längs dieser vom Greina- bis zum Splügenpasse reichen, mit dem Sumvixer, Blegno- und Tessinthale im

Westen und der Splügenstraße im Osten. Auf einem Flächenraum von höchstens 36 □Mln. finden sich 10 Gipfel von 3000 m. und mindestens 22 Gletscher; Völker deutscher, rhätoromanischer und italienischer Zunge bewohnen die zwischenliegenden Thäler. Das Lentahorn hat 3250 m.; höher ragt als nordwestl. Eckpfeiler das Rheinwaldhorn (Piz Val Rhin) 3396 m. (10454') hervor, nordöstl. verbunden mit dem Zaporthorn 3391 m. und südöstl. durch den langgestreckten Vogelberg- (Avicula-)stock mit dem 3122 m. hohen schwarzen Moschelhorn. Im hohen Winkel zwischen ihnen entquillt aus dem Gletschergewölbe des Piz Val Rhin der Hinterrhein und durchtobt, nachdem er in einen tiefen Felsenkessel herabgerauscht und von 12 andern Gletscherbächen verstärkt worden, den furchtbaren Schlund, den man die Hölle nennt, während eine ärmliche Schafmatte oben zur Seite das Paradies heißt. An dem 2124 m. hohen Bernhardin-Passe zwischen dem Ramit- und Schwarzhorn endet die Adulagruppe, die außerdem noch mächtige Arme ausstreckt sowohl ins Tessiner Gebiet (Pizzo Rotondo 3996 m., P. di Termine, di Claro), als den Hinterrhein entlang zum Beverin 2998 m. — Jenseit der das Rheinwald- und Misoxerthal verbindenden Bernhardinstraße erhebt sich das 3276 m. hohe Tambo- oder Schneehorn, das auf der andern Seite zum Splügen abfällt.

Uebrigens ist noch zu bemerken, daß vom Tambohorn eine Seitenkette nach S. zum Cresem, Camedo und Camoghé, (2838 m.) bis zum Luganer See sich ausreckt, der Val Mesocco (Thal Misox) von Val San Giacomo (Clevner Thal) oder Bernhardin- und Splügenstraße streng von einander trennt.

Die Tessiner Alpen, als 3. Gruppe der lepontinischen, sind durch Toce und Tessin (Leventina) auf 3 Seiten eingeschlossen und daher plastisch auf das deutlichste individualisirt; am Passe von San Giacomo (NO. vom Gries) hängen sie mit der Gotthardkette zusammen, von wo aus sie als strahlenförmiger Gebirgsfächer sich ausbreiten, durch das Maggiathal in eine NO.- (wo der Mutascia 2908 m.) und SW.- (wo der Basodine oder Gieglnhorn 3276 m. und Cana Rossa 1786 m.) Hälfte geschieden.

2) Die Rhätischen Alpen bilden den östl. Theil der centralen Mittelalpen; sie bedecken das alte Rhätien par excellence, von der Splügenstraße bis zur Linie Landeck-Glurns. Durch die Maira (zum Comer See) und den Inn wird dieses Gebirg in einen nördlichen und südlichen Zug geschnitten.

Die Nordrhätischen Alpen bedecken den weiten Raum innerhalb des Dreieckes Landeck — Feldkirch — Chiavenna (Cleven, Schlüsselburg); der Hauptkamm in denselben, zwischen den Thälern Bergell und Engadin einer-, Davos und Paznaun anderseits, wird durch den Flüelapaß (2400 m., von Süs im Engadin längs der Flüela nach Davos) in die (südwestl.) Err-

und in die (nordöstl.) Silvrettagruppe geschieden, innerhalb welcher durch die meist sehr hoch liegenden Thäler wieder scharf geschiedene Stöcke und Ketten wahrzunehmen sind. So zunächst der Splügenstraße die Surettakette vom Surettahorn 3024 m. (gegenüber dem Tambo) über den Madesimo südwärts zum Stellahorn 3042 m., dem SW.-Pfeiler des großen Gebirgsdreieckes, dann eine Kette östl. zum Pizzo della Dogana 3131 m., dem ungefähr gleich hohen Gletscherhorn und nordöstl. desselben zum alten wüsten 2306 m. hohen Septimerpaß (aus Oberhalbstein nach Bergell), von wo aus (zunächst zw. den Thälern Avers und Oberhalbstein) ein Zug nach NW. zum Plattenberg 3378 m., zum Curver, und in niedrigerem Zuge bis gegen Thusis am Hinterrhein, dem Beverin gegenüber, hinrankt. Nordöstl. des Septimer verbindet der Julier 2287 m. Oberhalbstein und Engadin, und es folgt dann die gewaltige breite Albulagruppe mit vielen Gipfeln über 3000 m.; so der Suvretta nahe der Julierstraße 3372 m. der Munteratsch 3385 m., der Piz d' Err 3391 m. und am höchsten der Piz Kesch 3417 m. (10519'). Das größte Gletscherfeld umgibt den Piz d' Err, weshalb, und weil er in der Mitte der SW. Hälfte des Hauptkammes liegt, nach ihm die ganze Partie bis zur Flüelastraße benannt wird. Schroffe Felswände aus Talk und Serpentinschiefer erheben sich hier zu beträchtlicher Höhe; der 2339 m. hohe Albulapaß (von Ponte im Engadin nach Bergün im Albulathale) über der Quelle der Albula ist eine durch Lawinen und Bergstürze verödete Einsenkung. Kalksteinmassen von 2500—3000 m. legen sich seitwärts an dieses Gebirg bis gegen Tiefenkasten und das Thal Davos. Minder gewaltig ist die, ebenfalls nach einem Paß benannte, Skaletta-Gruppe, das Schwarzhorn hat 3150 m. und Piz Vadred da Brail 3234 m.; doch bilden auch ihre Aeste eine großartige Begleitung des wilden Davoser Landwassers.

Hier in der weiten Umgegend des Piz d' Err (wie überhaupt östlich des Gotthard bis Landeck-Glurns) ist die Erdrinde mit der ganzen Summe ihrer Land- und Bergmasse außerordentlich gehoben; daher die geringe relative Höhe der Gipfel über den anliegenden Thalgründen; daher die vielen Hochthäler, welche in der Nähe der Bergstöcke noch fruchtbare und bewohnte Kulturländer darstellen, obgleich sie an absoluter Höhe die kahlen Gipfel des Riesengebirges, Schwarzwaldes und Harzes noch um ein Bedeutendes überbieten. Das schon erwähnte Thal Avers hat in seiner Mitte bei dem Dorfe Cresta fast 2000 m. und zufolge seiner natürlichen Umwallung ein so gemäßigtes Klima, daß noch in einer Seehöhe von 2175 m. sich ein Weiler findet, namens Juf. Benachbart dem Avers hat ein großer Theil des bewohnten Thals am Oberhalbsteiner Rhein 1820 m.; desgleichen das Ober-Engadin im Mittel 1720 m., so daß man aus dem Innthal ins Oberhalbsteiner über die Julier-Alp eine bequeme Straße bauen konnte. Nur die Landschaft Bergell (Bregaglia), von der Maira durchflossen, hat minder hohe Lage;

auch ist ihr Hintergrund nur ein Rücken von 2300 m. mit einer nur 1825 m. hohen Einsattelung, durch welche aus dem Engadin ins Bergell die vielbesuchte Malojastraße führt. Dieser Rücken, das Maloja-Joch (woran eine der Innquellen), verbindet beide Parallelzüge der Räthischen Alpen.

Höher als die Skalettagruppe steigen jenseit der Flüelastraße die schön umgletscherten Silvretta-Alpen, an deren Mittelpunkte, dem 3326 m. hohen Piz Buin, aus dem großen Silvrettagletscher die Landquart entspringt, die das lange Graubündner Prättigau durchfließt. An der andern Seite des Buin entsteht die vorarlbergische Ill, deren Thal zu oberst Fermunt (Ferreus mons wegen der Eisenfarbe des Gesteins) hernach Montafun heißt; unweit davon, an den schönen Jamthaler Fernern, für die genaue Messungen noch fehlen, die tirolische Jam. Vom Buin 1½ M. südwärts steht über Lavin der Piz Linard, eine schlanke, majestätische, im ganzen südl. Schwabenlande sichtbare Pyramide von der Höhe des Piz Kesch (3416 m.). Nach NO. vom Gletschergebiet verschmälert sich die Kette in einen immer noch die frühere Höhe behauptenden Kamm, der bis nahe vor Landeck anhält; auch hier prangen noch mehrere Riesen, z. B. das Fluchthorn 3375 m., der Muttler 3200 m., der Bürkel 2851 m., der Spiam 2934 m.

Ein Seitenarm der Silvretta-Alpen nach NW. ist die 6 M. lange Rhätikon-Kette, welche rechts der Landquart bis an den Rhein zieht und Graubünden von Vorarlberg scheidet. Auch in dieser Nebenkette ist der Kamm hoch, mindestens 2300 m., doch steigen die Kuppen und Hörner nicht bedeutend daraus empor. In ihrer östlichen Partie, des Gesteins halber noch zur Silvretta-Gruppe gehörig, hat der Groß-Litzner 3124 m., in der westlichen die groteske dunkelgraue Kalksteinmasse Scesa Plana 2968 m. Die Kette endet am Rheinthal mit dem schönen 2566 m. hohen Falknis. — Innerhalb des Winkels zwischen dem Rhätikon- und dem Silvretta-Skaletta-Gebirge, zwischen den Thälern Prättigau, Davos, Domleschg und dem des Rheines, liegen 2, größtentheils aus mittleren und jüngeren Sedimentgebilden zusammengesetzte Ketten, beide vom Ursprung des wilden Davoser Landwassers ausgehend, indem die eine Kette an der rechten Seite des Thals von Davos, die andre an der linken Seite des Prättigaus hinabzieht und so das gegen Chur sich öffnende Schanfigg-Thal umfassen, „das zerrissenste aller Bündner Thäler," wie Berlepsch sagt. Nach der Plessur, die Schanfigg durchfließt, nennt man die beiden Ketten Plessurgruppe; man zählt in ihr 10 Gipfel von mehr denn 2600 m. Der Strela im nördl. Zug 2600 m., das Rothhorn im südl. 2890 m. — Die vom Verwallthale durchschnittene Verwallgruppe zwischen Montafun, Paznaun und Arlbergstraße ist S. 148 schon erwähnt.

Die Südrhätischen Alpen, von Chiavenna bis zum Querthale von Nauders, enthalten in ihrer SW.-Hälfte die höchste und großartigste Entwickelung der gesammten Alpen östlich des Gotthard und werden durch

die Querthäler von Pontresina und Poschiavo (Puschlav) mit dem Berninapaß dazwischen in 2 Theile zerlegt, von denen der südwestl. Bernina-, der nordöstl. Umbrail- (auch Ofenpaß-) Gruppe heißt. Das Berninagebirg überbietet an Höhe und Gletscherfülle die Albula- und Silvrettagruppen. Mittlere Höhe 3100 m., größte Höhe 4081 m., tiefster Uebergangspunkt (Bernina-Paß) 2033 m. Gegen die Adda ist die Abdachung tiefer als zum Inn, welcher 10 Stunden seines Oberlaufs eine Seehöhe von mehr als 1600 m. einhält. Schon an der Südgrenze Bergells stehen Massen von weit über 3000 m., wie die Tschingelspitz mit dem Bondasca-Gletscher neben dem Ort Bondo, südöstl. davon im Addagebiet der Monte della Disgrazia 3497 m.; eine Meile nordwärts von diesem der Rosso 3359 m., und nahe dem Silser See der prächtige Pizzo della Margna 3154 m.; aber neben dem Rosso der Güz 3372 m. mit einem ins wilde Thal Vedoz herabgehenden Gletscher, der die Hauptquelle des Inn liefert. Daneben der noch höhere Tremoggia mit dem Fexgletscher, welcher dem Roselaui im Berner Oberlande ähnelt. Inmitten des Gebirgszuges dehnen sich die Firnmulden weiter aus und werden die Gletscher mächtiger. So an dem fast 3800 m. hohen Piz Rosegg (bei den Lombarden Rosso di Scersen) der Rosegg-Gletscher, mit dem sich der vom Bernina hängende Tschierva vereinigt. Ueber der steilen 648 m. hohen Wand dieses Gletschers erhebt sich der majestätische 4081 m. (12564′) hohe Piz Bernina selbst, und streckt auf der andern Seite nordwärts den Vadred da Morteraccia hinaus, einen Gletscher, der 2 Stunden lang ist. Ihm nahe folgen noch andre umgletscherte Hochgipfel, besonders der Palü durch einen südlichen Seitengrat mit dem Piz Verona verbunden, und der 3914 m. hohe Cambrena, an dessen Abhange der See Bianco. Jenseit des Sees führt der Berninapaß vorüber aus dem Oberengadin ins Thal von Puschlav. — Jenseit des Passes steigt das Gebirg rasch wieder zu 3000 m. Höhe, theilt sich aber in vereinzelte Hochmassen, wie Trevesina (im S.), Cima di Campo (in der Mitte) und Piz Languard (im N.); dieser bei Pontresina, nur 2½ Stunden vom Kurgebäude St. Moritz, stellt eine schlanke Felsnadel vor, 3265 m. hoch, und wird in neuester Zeit öfters bestiegen; man will von seinem Gipfel den Glockner und Monte Rosa gesehen und 1700 Bergspitzen gezählt haben. — Vom Campo zieht die Wasserscheide zwischen Adda und dem durch Livigno dem Inn zufließenden Spöl in einem öfters über die Schneelinie aufsteigenden Kamm zum Piz Umbrail 3034 m., nahe der österreichisch-schweizerisch-italienischen Grenze und östl. vom Addaquell; von da zwischen Etsch und Inn zum Daint, an dem der 2352 m. hohe Buffalorapaß und eine Straße über den 1804 m. hohen Ofenpaß aus dem nach Glurns sich öffnenden Graubündner Münsterthal nach dem Engadin;

dann über den Seesvenna 3324 m., den Lischan bei Schuls zum 2883 m. hohen Piz Lat bis Finstermünz. Dieser hochbegipfelte, aus felsigen von weiten Schutthalden umgebenen Dolomitbergen bestehende Zug ist mehrfach von Querthälern unterbrochen und füllt das Unter-Engadin mit Gebirg und Wald*); in ihm erheben sich auch zu beiden Seiten der grausig wilden Schlucht des Skarlthales der Piz Pisoc 3177 m. (südl. von Tarasp) und der Piz St. Jon. Von ähnlicher Beschaffenheit ist der zwischen Livigno und Engadin vom Languard über den Casana zum Piz Fier sich hinrankende Zweig. Das weite mit 3 Seen besetzte Thor von Mals, von dessen höchstem Punkte, der Reschen Scheideck 1571 m., aus dem obersten Becken, dem Reschensee, die Etsch abfließt, schließt hier die Rhätischen Alpen im Osten ab und verbindet das Vintschgau mit dem Engadin.

3) Die Penninischen**) (auch Walliser) Alpen bilden den westlichen Theil der centralen Mittelalpen, von der Simplonstraße bis zum großen Bernhard. Die Paßhöhe der Simplonstraße 2005 m. Auf der Südseite der Senke steigt der Kamm rasch wieder in die Schneeregion und bald zu den 4030 m. hohen Fletschhörnern auf, von denen er sich grade südwärts zum Weißmies, Pizzo d' Andolla und Moro, dann in südwestlichem Bogen zum Ursprung des italischen Anzaflusses (Macugnaga-Thal) am neungipfligen 6 Meilen von der Rhone entfernten Monte Rosa hinzieht. Unter den 9 Gipfeln dieser Gebirgsmasse sind 4 von 4500 m. und darüber, das Gornerhorn oder die Dufourspitze als die höchste Spitze des Rosa, zuerst am 31. Juli 1855 von den Brüdern Smith aus Yarmouth erstiegen, hat 4640 m. (14284'); die 3 andern höchsten Spitzen: Nordende 4597 m., Zunsten- (Zumstein-) Spitze 4568 m., Signalkuppe 4562 m.; die übrigen, alle neun durch einen sehr langen und breiten Kamm vereinigt, haben 4220—4440 m. Vom Rosa streicht nun der Hauptkamm westlich, indem die bedeutendsten Gipfel so aufeinander folgen: der Lyskamm 4247 m., das Breithorn 4147 m., das Matterhorn oder großer Cervin 4515 m, der Zahn von Rong (oder dent d'Herens) 4190 m; der Colon, Otemma, Cima de Fenêtre, der Combin 4297 m, der Velan 3792 m.; ferner die minder hohen Mont Mort 2845 m. und Chenalette 2875 m., zwischen denen der 2393 m. hohe Paß des Großen Bernhard eine Saumpfadverbindung zwischen dem wallischen

*) Selbst das Thal des großen Skarlbachs, in der Mitte weit und deshalb gut bebauet, ist im untern Theile ebenfalls dunkel bewaldet wie die andern Thäler Unter-Engadins, in deren Wildnissen noch Bären hausen.

**) Pen (Bergspitze) ist celtisch; die Verbreitung dieses Wortes in Italien (Apennin, penninische Alpen), Spanien (peña), Frankreich (Penmarch) und Großbritannien (pennin. Gebirg, Ben —; Pennigant, Penrice) weist auf die früheren Wohnsitze der Celten hin.

Entremont- und dem italischen Aostathale herstellt. Das durch seine christliche Menschenliebe weltberühmte Hospiz auf der Paßhöhe, 962 durch Bernhard von Menthon gestiftet, liegt noch auf wallischem Boden und erstand in seinem heutigen Umfange um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Schon die Römer haben den Paß benützt und auf der Höhe dem Jupiter Penninus einen Tempel erbaut.

Wie wir so dem Hauptkamm gefolgt sind, müssen wir auch die durch gewaltige, vergletscherte Ausläufer gebildeten grandiosen Thäler aufzählen, die namentlich abwärts nach der Rhone streichen. Sie folgen von der Fletschhornkette westwärts so: das Saasthal und das von Nikolai, die beide sich unten als Visp'thal vereinen; dann die kürzeren: Turtmannthal, Einfischthal oder Val d'Annivier, Val d'Herens, Val de Bagne, Val d'Entremont.*) Die erhabensten Umgebungen bietet das Nikolai-Thal; von Visp 8 Stunden aufwärts wandernd hat man dort rechts und links viele Gletscher, riesige Hörner, Kuppen und Zacken, im Westen besonders das Bruneckhorn 3862 m., Weißhorn 4513 m., den Weißzahn (Dent Blanche) 4459 m. und das Gabelhorn 4093 m.; auf der Ostseite hauptsächlich den ungeheuren Saasgrat, aus dem die 4 Mischabelhörner (das Grabenhorn oder der Dom 4554 m., das Täschhorn 4558 m.) sich erheben, dann den Allolin und das Strahlhorn oder Cima di Jazzi 4301 m. Und das Thal selbst ist nicht hoch, zu oberst am Dorfe Zermatt kaum 1360 m.; während das Ober-Innthal zu Füßen des Bernina 350 m. höher liegt. Welch eine ungeheure Wildnis aber auch im Hintergrunde des Nikolai-Thals; sei es daß man von Zermatt über den Theodul-Gletscher und über das Matterjoch**) 3339 m. ins italische Val Tournanche, oder ostwärts über den Findeln-Gletscher 3500 m. um das Strahlhorn herum zum Moro und nach Macugnaga gehen, oder über den Gorner-Gletscher den Monte Rosa selbst erklimmen will; oder daß man nur auf dem Riffelhorn, 3 Stunden von Zermatt, die Aussicht genießt einerseits auf den Findeln- und Gornergletscher und die Rosaspitzen, anderseits nach den Gletschern des Tête Blanche und Dent Blanche und südwärts auf die Felsen- und Gletscherwand zwischen Rosa- und Matterhorn, wo besonders mächtig der breite Lyskamm die Augen auf sich zieht. Herrlicher ist der Anblick des Matterhorns, einer am 14. Juli 1865 zum erstenmal erstiegenen, wunderschönen Felsenpyramide; der Engländer Ruskin nennt sie das Ideal eines Berges. Wer sie in ihrer vollen Größe sehen will, muß das dem Matterhorn nahe Hörnli erklimmen. Wer indes überhaupt nicht Zeit hat, in die Walliser Gebirgswelt einzudringen und doch aus mäßiger Entfernung eine umfassende Aussicht auf die Zackenkette sucht, mag nahe der Rhone südlich von Leuk die 2900 m. hohe Bella Tola zwischen dem Turtmann- und Einfischthal besteigen. Was die Schneegrenze betrifft, so ist sie, wie auch sonst in den Alpen, je nach der Lage und Kettenrichtung verschieden; am Bernhard liegt sie bei 2700 m., am Findelngletscher im Zer-

*) In Oberwallis wird deutsch gesprochen, in Unterwallis französisch.

**) Auch St. Theodulspaß, der höchste und beschwerlichste Saumpfad der Alpen, nur im höchsten Sommer gangbar. Auf der Paßhöhe ein vor 300 Jahren von den Bewohnern des Tournanchethales gegen die Walliser erbautes Festungswerk, gewiß das höchste Europas, seit 1865 auch eine durch Dollfuß in Mühlhausen errichtete meteorologische Beobachtungsstation.

matthale 2850 m., auf der italischen Seite des Gebirgs bei 2900 m. Höhe. — Das penninische Gebirge erscheint als die mächtigste Erhebung des Alpengebietes; seine Ausdehnung vom Großen Bernhard bis ans Tosathal beträgt das Doppelte derjenigen der Montblanc- und ist auch um mehr als die Hälfte größer als die der Finsteraarhorn-Masse. Seine Kammhöhe, durchschnittlich 3300 m., übertrifft die aller Alpenketten und kann nur auf wenigen hohen Gletscherpässen überstiegen werden; seine Gipfel erheben sich — am West- und Ostende und in der Mitte — zu größerer Höhe als irgend einer der Mittel- und Ostalpen. Von nicht viel geringerer Bedeutung sind mehrere seiner Ausläufer, die ohne Unterbrechung mit vergletscherten Kämmen und Gipfeln, welche wie Weißmies, Mischabelhörner und Strahlhorn, Weiß- und Gabelhorn und Weißzahn, Ruinette und Pleureur, denjenigen des Hauptrückens an Höhe wenig nachstehen, bis zum Rhonethal sich erstrecken. Durch diese nördl. und südl. vom Mittelkamm wie Rippen von der Wirbelsäule ausgehenden Nebenketten gestaltet sich der Bau dieser Gruppe einfacher als der jeder andern. Mit den Ergebnissen der Geologie zeigen allerdings, nach Studer, diese Gebirgsformen wenig Uebereinstimmung. „Während der Hauptkamm eine westöstliche Richtung einhält und seine Ausläufer dem Meridian parallel sind, folgen die Steinarten der Richtung SW. — NO. und schneiden sowohl den Hauptkamm als seine Ausläufer in schiefen Linien. Unter der wahrscheinlichen Voraussetzung, daß früher die Gestalt des Bodens der Vertheilung der Felsarten entsprochen habe, muß man nothwendig annehmen, daß später das Land eine von jener Vertheilung ganz unabhängige Umgestaltung erlitten habe."

b. Südlich des Centralzugs.

An der Südseite des Umbrail liegt das Hochthal von Fraele mit den Addaquellen, und östl. desselben ist eine schwache Einsattelung des Gebirges, das Wormser oder Bormser Joch (2566 m.), über welche ein Reitweg aus dem Bündner Münsterthale zu der berühmten Kunststraße führt, die über eine noch höhere Stelle, das Stilfser Joch (2814 m.), das tirolische Trafoierthal mit dem Veltlin verbindet. Diese Straße, 1820—31 von der österr. Regierung erbaut, ist jetzt die höchste in den Alpen. Am Stilfser Joche hängen mit den Rhätischen Alpen die Oertler-Alpen zusammen, die mit ihren Hochgipfeln, Firnmulden und Gletschern nach SW. bis zu der Straße, die von Tresenda a. d. Adda über den Sattel bei Aprica nach Edolo am Oglio führt, nach S. in der Richtung des Hauptkammes bis zum Tonalpasse (zwischen Ogliothal oder Val Camonica und Val di Sole oder Sulzberger Thal), nach O. unter Einrechnung des dem Kalkgebirge angehörigen Nonsberger Zuges bis zur Etsch sich ausbreiten. Unter den Gipfeln hat der Orteler (Ortles) selbst 3906 m. (12026'), der Cristallo auf der lombardischen Seite soll noch 33 m. mehr haben, die Königsspitz (Zebru) 3854 m.; unter den Gletschern ist der Madatschgletscher der Liebling derer, die über das Stilfser Joch reisen. Ein südl. Grat verbindet den Ortles mit dem Cevedale, Tresero (3600 m.) und der Corno di tre Signori (italienische Dreiherrnspitze zwischen Trient, Graubünden und Mailand). — Vom grünen Bergwall des M. Tonale (3330 m.) und dem gleichnamigen Passe zieht nach S. bis zur Ebene, zwischen dem Oglio im W., dem Val di Sole im N., der obern Sarca und der Chiese im O., die Adamello-Gruppe (Presanella, Adamello 3562 m., Frerone), und vom Sattel bei Aprica breitet

sich zwischen Adda und Ebene, Comer See und Oglio die Gruppe des Orobischen Gebirges oder der Bergamasker Alpen aus (Redorta südöstl. von Sondrio 3040 m., Diavolo, Stella, Azarini, Legnone im Hauptrücken, Presolana, Arera und Alben, Aralalta in südwärts gerichteten Rippenverzweigungen). Zwischen dem Comer und Langen See verzweigen sich zu beiden Seiten des gleichbenannten Sees die Luganer oder Mesolcinischen Alpen. (Galbiga über dem Luganer, Tamaro, Nudo und Campo de Fiori über dem Langen See), sowie ostwärts der obern Sarca und der untern Chiese bis herüber zur Etsch, in ihrem südl. Theile den Gardasee, zu dem die Sarca fließt, umklammernd, die Tridentinischen Alpen. Letztere, sowie auch der schon erwähnte Nonsberger Zug längs der Etsch von Lana bis Mezzo Lombardo (wo der Nonsberg seitwärts zwischen Kaltern und Tramin) gehören dem Kalkgebirge an, während die Bergamasker, Adamello- und eigentlichen Ortler-Alpen größtentheils aus den Gesteinen der Urformation zusammengesetzt sind.

c. Nördlich des Centralzuges.

1) Zwischen Rhein und Reuß. — Vom Crispalt, der NO.-Ecke der Gotthardgruppe, zieht als nördl. Einfassung Graubündens mit mäßigen Windungen die 10 Mln. lange Tödikette bis Ragatz. Drei Knoten und deren Aeste sind besonders zu beachten: Tödi, Hausstock, Sardona. Zunächst dem kahlen Crispalt (crispa alta) die Tödigruppe, worin der Oberalpstock 3305 m., der Hüfistock 3294 m., der Tödi 3610 m. (11115′) und der Bifertenstock 3500 m. in der Felsmauer Selbsanft. Der Tödi ist ein aus bläulichen Firnwüsten aufwachsender steilfelsiger Gebirgskoloß, das breite Haupt mit schimmernder Schneekrone geschmückt und schwer zu erklimmen. Westlich von ihm liegt die Sandalpe, auf welcher die Linth entspringt, und der lange Grat der Clariden (höchste Stelle 3292 m.) mit Gletschern an der Nord- und steilen Abstürzen an der Südseite. In gleich westlicher Richtung schließen sich an die Clariden noch das Schneehorn 3296 m., der Ruchen und die Windgelle 3189 m. und fassen so auf der N.-Seite das sehenswerthe Maderaner Thal des Cantons Uri ein. Es streckt sich aber aus der Tödigruppe, und zwar von den Clariden, auch ein Arm nordwärts aus, links der Linth, zum Klausenpaß mit der malerischen Thalwand der Glatten, zum Rieselt oder Faulenstock (2803 m.), dann zum 2888 m. hohen Glärnisch und zu den Wiggisbergen mit einigen Kuppen von 2300 m. Daß vom Klausen westl. eine Kette zwischen Schächen- und Muotta-Thal (hier auch eine Windgelle, dann Kaiserstock 2516 m., Roßstock u. s. w.) zum Axen und zur Fronalp am Vierwaldstädter See sich ausstreckt, daß ferner auch vom Glärnisch eine Bergreihe zur mattenreichen Mieseren 2235 m. (wo Ursprung der Sihl) und zum Mythen 1903 m. bei Schwyz hinzieht, in dessen Nähe die 1800 m. (5541′) hohe schöne Gebirgsinsel Rigi prangt, sei hier noch beiläufig erwähnt.*) — Auf den Biferten folgt der Hausstock, eine Pyramide von 3155 m., östlich davon der seit Suwarows Uebergang im Oktober 1799 viel genannte Panixer Paß (2402 m.) und weiter östlich der gefährlichere Paß von Segnas 2600 m.; letzterer heißt auch Martinsloch-Paß, denn in der Tschingelspitz daneben ist ein natür-

*) Schwyzer oder Sihl-Alpen zwischen Vierwaldstätter See, Altdorf, Klausen, Linth, Zürcher See. —

licher Tunnel, ein hausgroßes Loch, durch welches die Sonne zweimal des Jahres, im März und September, 3 Tage auf das Oertchen Elm an der Sernft scheint, das außerdem völlig des Sonnenscheins entbehren muß. Vom Hausstock streckt sich ein Ast zw. der Linth und ihrem Beifluß Sernft zum Kärpfstock 2832 m. in den Freibergen, im schieferreichen Plattenberg endend. — Der Sardona- oder Saurenstock 3112 m. verzweigt sich ebenfalls um das Kalfeuser Thal herum bis zu den grauen Hörnern 2810 m. und weiter nordwestlich sich umbiegend gegen den Wallensee und gegen Glarus, wo der Schilt 2394 m. und der zerklüftete Kalkstock Mürtschen 2361 m. — Zum Saurenstock gehört noch die 3200 m. hohe Ringelspitz, von wo die Kette grad ostwärts zum langen Calanda zieht, dessen höchster Gipfel, der Weibersattel, 2710 m.

Abgesondert von diesen Gebirgszügen steigt nördlich der Grauen Hörner aus der Thalfläche von Sargans unweit des Rheins mit dem steilen bewaldeten Gonzen eine Kette auf, worin der Alvier 2350 m. hervorsticht. Mit dieser Kette sind nördlich des Wallensees verbunden: der Kaiserruck und die allzumal einer vom andern durch tiefe Schluchten getrennten 7 Kurfürsten, die jäh nach der Seeseite abfallen; der höchste hat 2303 m. — Nordwestlich von ihnen die meist bewachsenen Nagelfluhketten des Speer- (2015 m.) und Kronberges, und jenseit des tief eingeschnittenen Thurthales (Toggenburg) die kalkige Säntisgruppe mit dem 2gipfeligen begletscherten Säntis 2504 m., dem Altmann 2530 m., Hohen-Kasten. (St. Galler und Appenzeller Alpen zw. Zürcher, Wallen- und Bodensee).

2) Zwischen Reuß und Aar. — Vom 3597 m. hohen Galenstock zieht ein Kamm nach N., aus welchem der Dammastock, die Thierberge, das Sustenhorn 3518 m. und der Titlis 3238 m. aufragen. Am Titlis, der östl. mit den Spannörtern zusammenhängt, 3 Pässe: südlich der Sustenpaß 2240 m. zwischen Meien- und Gadmen-Thal (Reuß-Aar), westlich das Engstlen- oder Trübjoch 2176 m. aus dem Engelberger ins Aarthal, im NO. der aus dem Engelberger Thal aufsteigende 2300 m. hohe Surenenpaß; umsomehr ist er mit seinem 55 m. dicken schimmernden Schneedache weit umher sichtbar und wird öfters besucht. Nordöstlich von ihm steht die Gruppe des Urner Rothstocks 2932 m., die westlich mit den Wallenstöcken, und nahe dem Vierwaldstädter See mit dem Selisberger Culm, Buochser Horn ꝛc. zusammenhängt; zwischen dem Engelberger- und Melchthal der Hochhut 2690 m. Auch zieht vom Titlis jenseit des Engstlenjochs westwärts eine das Gadmen- und Unter-Haslithal begrenzende Kette über den Hochstollen 2482 m. zum 1024 m. hohen Brünigpaß (aus dem Haslithal zu dem der Sarner Aa). Da wir die Wand des Unterhasli-Thals erwähnten, so ist auch noch die Wand am Oberhasli zu nennen. Sie liegt westlich parallel mit dem Galenstock und den Thierbergen und besteht aus einer Reihe bedeutender Bergmassen, worin die Gelmerhörner 3161 m. erreichen. Der Raum innerhalb der 2 Parallelreihen stellt eine furchtbare Firn- und Eiswüste dar, wo vom Dammastock nach S. der Rhonegletscher sich ins Wallis an den Fuß der Furka herabsenkt, und nach N. ins Gadmenthal der Triftgletscher, dessen Abfluß die junge Aar verstärken hilft. Das Alpengebiet zwischen Reuß, Vierwaldstädter See, Sarner Aa und Aar benennt man als Urner und Engelberger Alpen. Westlich derselben, jenseit der über den Brüning führenden Straße breitet sich zwischen der Aar


N
Dietfurt
Rege
Kelheim
Egg
I

und deren Seen und dem Vierwaldstädter und Sempacher See ein ausgedehnter Complex von Vorbergen aus, die Emmenthaler A. Hier zunächst dem Brünig die Brienzer Gräte (Rothhorn 3351 m.), dann zw. Thuner See und dem Emmenthal die Beatenbergfläche, Sigriswylgräte und der Hohgant 2200 m., zwischen Emmenthal (gr. Emmen) und Entlebuch (kl. Emmen) der Schratten und Nagelfluhberge wie Oberberg und Napf, und endlich zw. Entlebuch und Sarner Straße: Feuerstein, Schafmatt und der „vielgezackte" Pilatus, dessen höchste Spitze, das Tomlishorn 2132 m., ein berühmter Aussichtspunkt.

3) Zwischen Aar und Rhone. — Wir betrachten zuerst den imposanten, 15 Mln. langen Zug der Berner Alpen zwischen der Grimsel und dem Genfer See, auf 2 Seiten durch die Rhone, auf den 2 andern durch die Aar und deren Seen und durch eine Linie begrenzt, welche vom Thuner See längs der Simme bis Zweisimmen, von hier längs der Straße über die Saanenmöser nach Saanen und dann von Montbovon über den Plan de Jaman nach Montreux am Genfer See gezogen wird. Durch die Gemmi werden die Berner A. in 2 geognostisch verschiedene Theile getrennt; im westlichen bleiben die Gipfel unter 3700 m. Beginnen wir den Ueberblick mit dieser niedrigeren Hälfte und zwar mit dem südwestl. Eckpfeiler der südwestl. Masse, der Dent de Morcles 2940 m., die an der Rhonepforte der Dent du Midi gegenübersteht. Beide Zähne bilden, von Nord her gesehen, eine gewaltige schneegekrönte Felsenpforte, die den Waadtländern das Wallis zu verschließen scheint. An die Morcles schließt sich der etwas höhere Grand Moëveran, und in den Diablerets oder Teufelshörnern, einer schroff nach Süd absinkenden Masse, erreicht eine der Spitzen die Höhe von 3285 m. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlebten die Umwohner der Diablerets verheerende Bergstürze, in Folge welcher der Deborence-See entstand. Das Oldenhorn, westl. der Saanequelle, 3133 m. Unter den in der Kette folgenden Bergen, zwischen Sanetsch- und Rawylpaß, jener 2240 m., dieser 2264 m., sticht besonders das Wildhorn hervor. Jenseit des Rawylpasses folgt das furchtbar vergletscherte Hochrevier des Wildstrubels mit mehreren Hörnern von über 3200 m. Oestlich davon, am Daubensee vorbei, der berühmte aus dem bernischen Kanderthal nach dem wallisischen Leuker Bad führende Saumpfad über den Gemmi-Paß; dieser hat 2302 m., und der Weg ins Kesselthal des Bades geht in ausgehauener Schlangenwindung an einer 420 m. tiefen fast senkrechten Felswand hinab. Hart an der Gemmi steigt das 3557 m. hohe unlängst von Studer bestiegene Rinderhorn auf; es gehört zu der Altels-Gruppe. Die Altels selber, aus der Ferne betrachtet einem blendend weißen Zeltdache ähnelnd, hat 3634 m., das Balmhorn 3687 m.

Damit wären wir zur zweiten Hälfte des Berner Zuges gelangt, haben aber erst die Veräſtung der Westhälfte zwischen der Kander und dem Genfer See nachzuholen. Links der Saane, die ihre Wasser den Gletschern des Arbelhorns (am Sanetsch-Paß) und des Wildhorns verdankt, zieht vom Oldenhorn jenseit des Pillonpasses (zw. Gsteig im Saanethal und den Ormonds) eine Kette über das Arnenhorn gerade nordwärts zur Gumfluh 2469 m. 2c., ein Seitenzweig vom Arnenhorn gerade westwärts um das Ormondthal herum zu den Zwillingen (Tour de Mayen und Tour d'Ay 2350 m.) und nun nordwärts zum Naye und Jaman 1873 m. — Rechts der

Saane: zwei Ketten, welche das obere Thal der am Wildstrubel entspringenden Simme an beiden Seiten einfassen, an vielen Stellen 2200 m. erreichend, besonders die vom Wildstrubel über das Albristhorn 2768 m. zum schönen Riesen 2365 m. im Winkel der Simme und Kander.

Nun zur Osthälfte der Berner Alpen. Die Altelsgruppe liegt zwischen der Gemmi und dem Lötschengrat, über den auch ein Weg, doch ein höchst beschwerlicher (2681 m.), aus dem Gastern-Kanderthal ins Wallis geht. Von diesem Lötschengrat steigt die Hauptkette rasch wieder empor, im Schild- und Zackhorn über 3300, im Tschingelhorn 3500, im Breit- und Großhorn 3770, im Mittagshorn im Hintergrund des Lauterbrunnenthals zu 3887 m. Hinter den 3 letztgenannten beginnt bereits die ungeheure Fels-, Schnee- und Eiswüste mit herausstarrenden Graten und Gipfeln, den höchsten der Berner Alpen, die sich unter dem Namen des Finsteraarhorn- oder Jungfrau-Systems nach NO. bis ans Haslithal ausbreitet. Zunächst seitwärts dem Mittagshorn liegt nämlich die Ebenenfluh 3963 und das Gletscherhorn 3979 m. mit dem nie betretenen vergletscherten Roththal, aus dem der Roththalsattel zur Jungfrau hinauf führt; und weiter seitwärts nach SO. im Wallis die prächtigste und großartigste Schneepyramide dieses Zuges, das Aletschhorn 4182 m. (12874'), der bis jetzt noch unerstiegene zweithöchste Gipfel der Berner Alpen. Der alle anderen an Größe überbietende Gletscher des Aletsch, östlich vom Horn, 2½ Mln. lang und ¼ Mle. breit, sendet seine Wasser zur Rhone. Von hier nun dreht sich ein furchtbar zerrissener Seitenast gen Südwest mit Spitzen von 3600 bis 3900 m., worunter das Nesthorn 1½ Meilen von Brieg, und bildet dadurch zwischen sich und der Hauptkette (vom Lötschengrat zum Mittaghorn) ein Thal, in welches der Lötschengletscher ein wildes Bergwasser hinab sendet — ein Thal, seiner Lage nach ähnlich dem früher erwähnten Maderaner zwischen Oberalpstock und Windgelle, und zugleich ein deutlicher Beleg für die Bemerkung, daß Hochgebirgthäler in ihrem oberen Theile meistens breiter sind als an ihrem Ausgange. Auch auf der Nordseite des Hauptkamms, zwischen Kander- und Lauterbrunnenthal, liegt eine kleine Parallelkette vor, doch der ganze Raum zwischen inne mit Eis erfüllt, das im O. Tschingel-, im W. Kandergletscher heißt. Die Parallele, gleichsam ein vorgeschobener Wall, enthält die Doldenhörner 3644, die Blümlisalp (oder Frau) 3670, das Gspaltenhorn 3430 m. mit der Tschingelfluh und mit nordwärts bis zum Thuner See ausgestreckten Armen, wo am Kanderthal das Dunden- und Aermighorn 2700 m., am Lauterbrunnen das Schlitthorn über 2900 m. Unter all diesen Bergen ist die breite schöne Blümlisalp mit ihrem weißen tief herabhängenden Gewande und ihrem Seitengletscher, der den stillen waldumkränzten 1585 m. hoch gelegenen Oeschinen-See speist, am leichtesten von Norden her zu unterscheiden. — Nun weiter nach Osten. Wer südl. des Brienzer Sees vom Lauterbrunnen- (Weiße Lütschine) über die Wengernalp zum Grindelwald- (Schwarze Lütschine) Thal und von da über die große Scheideck zum Haslithal geht, hat auf der Nordseite neben sich das, wegen der von ihm aus zu nehmenden herrlichen Uebersicht der Berner A. so häufig besuchte Faulhorn 2683 m. und das Schwarzhorn 2888 m., auf der andern Seite die Jungfrau 4166 m. (12827'), den Mönch (oder inneren Eiger) 4114, den Eiger 3976, den niedrigeren Mettenberg (zwischen inne die beiden Grindelwaldgletscher), die Wetterhörner 3719 und das Wellhorn

3196 m. mit dem Rosenlauigletscher. Hinter ihnen verbreitet sich das Hochgebirgs- und Gletscherreich noch 2 Meilen weit in Wallis hinein. Aus dieser in neuester Zeit möglichst erforschten Eiswüste ragen Felsgrate und, durch die Grate verbunden, Hörner und Spitzen hoch empor, einige wie das Finsteraarhorn (finster wegen der einen steilen und deshalb schneelosen Seite) und das Schreckhorn von solcher Höhe, daß sie, obwohl hinter den schon genannten Kolossen, doch an manchen Stellen von Norden her zu erblicken sind. Das Schreckhorn hat 4082 m., das Finsteraarhorn, der höchste Gipfel der ganzen Gruppe, 4275 m. (13160'); eines der Viescher Hörner 4047 m., das Schneehorn nahe der Grimsel 3791 m. Der Grimselpaß aus dem Haslithal nach Wallis liegt 2175 m. hoch (Grimselhospiz 1877 m. beim Todtensee) nahe den Siedelhörnern, den Aargletschern und Aarquellen. Die blendend weiße Jungfrau, der dritthöchste Gipfel, galt von jeher wegen ihrer herrlichen Gestalt und in ihrer vortretenden Stellung für die Königin der Berner Alpen.

Wir haben nun noch jenes Gebirgsstück zu erwähnen, das nordwestlich der Berner Alpen zwischen Thun und Vevey sich ausdehnt; es liegt größtentheils im Canton Freiburg (Freiburger Alpen) und bildet die Vorberge des Berner Zuges. Von dem kahlen, dreieckigen Felszahn des Jammen (Dent de Jaman) eine Kette links der Saane nordwärts zum schönen Moleson 2008 m.; rechts der Saane der Zahn von Branleire 2335 m. und der Vanil Noir 2070 m., und links der untern Simme die stark ausgezackte Stockhornkette (Stockhorn 2196 m., Gantrisch 2185 m.), die auf der Nordseite nackte unfruchtbare Felsen, auf der Südseite aber voll kräftiger Alpenweiden sind. Nördlich von diesen felsigen Gebirgen finden wir die bewachsenen Rücken der Bera, der Schweinsberge, der Pfeife und des Gurnigel, dann folgen die aus Molasse bestehenden Rücken des Gibloux und der Giebeleck.

Wie vom Gotthardknoten 2 Ketten den Rhein einfassend gen O. ziehen, so auch entgegengesetzt 2 Hochkämme rechts und links der obern Rhone, doch in gewaltigeren Massen, an Gletschern und an Höhe die östlichen Züge weit überbietend. Das Wallis zwischen beiden Hochkämmen ist durchaus gebirgig, von den Aesten der Hauptkämme so überlagert, daß der Rhone nur ein schmales Längenthal gestattet ist, in welches eine Menge Querthäler einmünden, wie in diese eine noch größere Menge Seitenschluchten als Rinnsale herabfließender Wasser. Das Rhonethal liegt dem nördlichen Hochkamme näher als dem südlichen; die Querthäler von Süden her sind also länger, einige aber auch, namentlich das Nikolai- und das Saasthal, durch Gebirgskämme geschieden, deren gewaltige Massen und Gipfelhöhen mit denen des Hauptkammes selbst wetteifern.

§. 4. Die Westalpen.

Die Grenze gegen die Mittelalpen ist schon oben S. 150 angegeben. Westlich des Großen Bernhard erhebt sich zunächst die 2953 m. hohe Spitze von Dronaz und der Bellecombe, die durch ein Hochjoch, den Col de Ferret (2358 m.), mit der Montblanc-Kette in Verbindung stehen. Wir betrachten zunächst diese und ihre Umgebung.

1) Montblanc. Der Montblanc-Stock im engern Sinne, zwischen dem Col de Balme im N. und dem Col de la Seigne im S., ist in der

Richtung von NO. nach SW. 5 Mln. lang und liegt auf savoyschem Boden, ein merkwürdiges Gebirg, ohne eigentliche Thäler, nur voll wilder jäh abstürzender mit Schnee und Eis erfüllter Schluchten, aus denen mehr als 100 riesige Felsspitzen von verschiedener Höhe und Gestalt hervorragen. Deshalb sind auch die Firnmulden nicht so ausgedehnt als am Monte Rosa und Matterhorn, wahrscheinlich aber desto tiefer, denn der Gletscher, die ja den Ueberfluß an Firn darstellen, sind viele; man zählt 30 größere, wie den Bossonsgletscher, das Eismeer, den Glacier d'Argentiere u. s. w. Vom Col de Balme an erhebt sich aus der südöstl. Wand eine Reihe zackiger Hochgipfel oder Aiguilles: Aiguille du Trur, Aig. d'Argentiere, Aig. verte, Mont Mallet, alle über 4000 m., Aig. du Géant 4229 m.; etwas niedriger sind die an die Westseite gerückten: Aig. du Dru, du Midi u. a. Alle überragt aber, als höchster Koloß Europas, der in kuppel- oder domartigem Bau nahe dem Südrande sich erhebende, 4810 m. (14809') hohe Montblanc selbst, dessen herrliche glänzend weiße Gestalt man sogar von den Dampfschiffen des Genfer Sees in einer Entfernung von 10 Mln. über die vorliegenden nordsavoyschen Gebirge her schimmern sieht. Jaques Balmat aus Chamounix hat zuerst seine Spitze erstiegen, im Juni 1786. — Der Länge nach liegen an der Montblanckette zwei Thäler, an der NW.-Seite das von Chamounix, welches die Arve durchfließt, an der andern Seite das aus dem Val Ferret und der Allee blanche bestehende Thal, in dessen Mitte die zwei an den entgegenstehenden Höhepunkten herabfließenden Bäche sich vereinen, um bei Entrèves als Dora Baltea ins Thal Aosta zu eilen.

Man kann deshalb, wenn auch mühsam, die ganze Montblanc-Gruppe umwandern, aus dem Chamounix von der Arvequelle über den 2228 m. hohen Col de Balme ins Wallis, dann südlich und über das 2358 m. hohe Joch ins Thal Ferret, und in der Allee blanche hinauf über den 2753 m. hohen Col de la Seigne, wo die vorzüglichste Ansicht des Montblanc, und über den Col de Bonhomme wieder zur Arve zurück. Wie diese Paßhöhen ringsum, so lassen sich zu der Gruppe im weiteren Sinne noch rechnen die Fortsetzungen der eigentlichen Montblanckette nach SW. bis zur Südspitze des oberen Isèrethales bei Moutiers, sowie jenseit des schmalen Arvethals die 2683 m. hohen Aiguilles Rouges mit dem Mont Brevent, ferner der Büet 3118 m., und nahe der Rhone, wieder in Wallis, die 3209 m. hohe Dent du Midi. Geeigneter jedoch zählt man letztgenannte Berge zur Chablaisgruppe, die um ihren Knotenpunkt, den Sagerou, zwischen Arve und Rhone, Col de Balme und Genfer See sich ausbreitet und von deren Mitte die Dranse nach N. abfließt. Dent d'Oches nahe dem See 2436 m.

2) Die Südkette bis ans ligurische Meer. Sie windet sich zwischen Piemont einer-, Südsavoyen, Dauphiné und Provence anderseits hin und her, indem sie auch hier nach der Innenseite des Bogens, d. h. nach Italien, kürzer und tiefer abfällt als nach der äußern französischen, wo sie sich manchfach gegen die Rhone hin verästet, und gehört im allgemeinen zu den noch wenig erforschten Theilen des Alpensystems.

Die Südkette beginnt mit dem Col de la Seigne und dessen Nachbar, dem **Kleinen Bernhard**, dem ältesten Weg zwischen Italien und Gallien (von St. Maurice im Isèrethal nach Aosta), wo in der Höhe von 2138 m. Hannibal die Alpen überschritt, und zieht zum **Sassiere** 3765 m. und zum **Iseran** 4046 m. (12456'), wo die Isère, Nebenfluß der Rhone, und die Arc (Beifluß der Isère) entspringen. Vom Sassiere streckt sich ein Arm ostwärts, worin der begletscherte **Grand Paradis** 4053 m. (12479') und der Roche Fonton am Thal Aosta; und vom Iseran ein Arm nach Westen zum **Vanoise** 3865 m., zum Mont du Chat und weiter. Der Hauptkamm zieht aber vom Iseran südwestl. zum 3592 m. hohen **Cenis**. Benachbart dem Cenis ist nahe der Stadt Susa der **Roche Melone** 3536 m. Bis hieher heißt das Gebirg seit alten Zeiten **Grajische** (nicht graue) **Alpen**.

Die bekannte Straße über das Cenisplateau von Lans le Bourg a. d. Arc nach Susa a. d. Dora Riparia hat in ihrem höchsten Punkte 2064 m. Die ältere, nach dem Systeme Fells gebaute Mont Cenis-Eisenbahn folgt dieser Straße. In den Jahren 1857—71 hat die italienische Regierung mit einem Kostenaufwande von 75 Millionen Francs den 25 Kilometer südwestl. vom M. Cenis gelegenen Fréjusberg durchstechen und so durch die (oft irrthümlicherweise auch nach dem M. Cenis benannte) **Fréjus-Bahn** eine Eisenbahnverbindung zwischen Bardonеche und Modane (a. d. Arc) herstellen lassen. Der Eingang des 12849 m. (über 1½ Mln.) langen Riesentunnels im Bardonechethale, das sich bei Oulx vom Dorathale abzweigt, liegt 1291½ m., der nördliche Ausgang bei Modena 1159 m., der Culminationspunkt aber 1294½ m. über dem Meeresspiegel.

Nun folgen bis zum Monte Viso die **Cottischen Alpen**. Vom Fréjus zieht nämlich der Hochkamm westlich zum Monte Tabor 3181 m., und dann südwärts zu den Quellen der Dora Riparia und der Durance und zum Genevre-Paß (1849 m., Duranza — Dora) unweit der Stadt Briançon. Im W. und NW. von Briançon liegen die Hochalpen der Dauphiné, **Berge von Oisans** genannt, die an Höhe, Firnmulden und Gletschermasse sich mit dem Bernina messen dürfen; darin der **Mont Ollan** 4214 m. (12973'), der **Pic des Arsines** 4107, der **Ecrins** 4103, die **Aiguille du Midi** 3987, der **Grand Pelvoux** 3954, die **Aiguille de Goleon** 3882 m. u. a.

Die Vorketten dieses Hochgebirgs, die am meisten nach W. vorgeschobenen Ausläufer der Alpen, ranken über den **Obiou** (2910 m.) einerseits zwischen Durance und Rhone nach S., wo sie in einem rechten Winkel auf die **Montagnes de Lure** und auf den nach seinen Stürmen benannten M. **Ventoux** (1950 m.) stoßen, anderseits nach NW. bis zum M. **Embet**, östl. von Valence. Auch nach N. strecken sich Arme bis zum Einfluß der Arc in die Isère, sowie jenseit der Isère und zwischen Arly, Arve und Rhone die **Savoyschen Kalkalpen** (Touret 2144, M. Salève 2170 m. südl. von Genf) sich ausbreiten.

Vom Genevre geht der Hauptkamm wieder südöstl. zum Col de Razis und zum **Mont Viso**, der minder hoch als die Ollan-Gruppe (er hat jedoch 3836 m., 11809′) seine ganze Umgebung beherrscht; es kommt ihm auch von da bis zum Meere keiner an Größe gleich. Von ihm streckt sich ein Arm zum Mont Parpaillon unweit der Stadt Embrun, der Hauptkamm aber nach Süden über den Grand Rioburent 3370 m., zum Col de l'Argentiere (della Maddalena) und zum M. Enchastraye 2973 m., dann neben dem Pelaz (Quellgegend des Var) vorbei, sich nach Osten umbiegend. Dies (südl. vom Viso) sind die **Seealpen**, immer noch hoch; denn der bedeutendste Gipfel, die **Cima Gelas** hat 3206 m., und nur Ein bequemer Paß führt hinüber, der Col di Tenda 1877 m.

Die Seealpen enden südlich der Stadt Mondovi mit dem 2653 m. hohen Gioje, wo sich im Genuesischen der ligurische Apenninenzug anschließt. Das Gebirg verzweigt sich in der Provence nach W. und SW. zur Durance, Verdon und zum Meer (Esterel-Gebirg 600—900 m., Montagnes des Maures nahe der Küste).

§. 5. Saumwege, Straßen, Eisenbahnen. — Einige Ersteigungen.

Die meisten Joche und Sättel sind so hoch und steil, durch Abgründe, Gletscher und Schneestürze so gefährlich, daß sie wohl hie und da für Menschen, seltener noch für den sichern Tritt der Maulthiere und Saumrosse (Lastpferde) gangbar gemacht werden konnten. Ist das letztere der Fall, so heißen sie **Saumwege**.

Z. B. der 2352 m. hohe **Buffaloraweg** im Unter-Engadin von Zernetz nach Münster — der über das **Grimseljoch**, 2175 m. hoch; er führt aus dem Haslithal theils grade nach Obergesteln in Wallis, theils östlich seitwärts an der steilen Maienwand hinab zum Rhonegletscher und dann zur 2530 m. hohen Furkastraße hinauf — der über den 1932 m. hohen **Lukmanier**. — Viel genannt ist auch der 2302 m. hohe **Gemmipfad** aus dem Kanderthal im Berner Oberland zum Leuker Bad in Wallis; der Paß über den **Großen Bernhard** 2393 m.; das **Wormser Joch** 2566 m. u. a.

Einzelne Pässe sind jedoch mit viel Mühe und Kosten in **Straßen** umgeschaffen.

Z. B. die Straße von Klagenfurt nach Laibach über den **Loibl** ist 1310 m. hoch — die über den **Radstätter Tauern** 1592 — die **Brennerstraße** 1402 — die von Finstermünz über **Reschen** 1571 — über den **Arlberg** 1692 — die **Stilfser** von der Etsch zur Adda 2814, sie ist die höchste — die Straße über den **Tonale** 4 Mln. südl. vom Stilfser Joch und 814 Meter niedriger; sie kommt aus dem Etschthale oberhalb Trient und führt durch das Thal des Noce hinüber an den Ogliofluß in der Lombardei — die über den **Julier** 2287 — das **Maloja-Joch** 1825 — über den **Splügen** 2115 — **Bernhardin** 2124 — über den **Gotthard** 2136 — über den **Simplon** 2005 aus Oberwallis zum Lago Maggiore und

nach Mailand — über den Cenis 2064 von Susa in Piemont nach Lanslebourg in Savoyen — über den Genevre 1849 aus Briançon a. d. Durance zum obern Po — Col di Tenda 1877 von Nizza nach Turin. —

Französische Truppen sind mehrmals über den Genevre, auch durchs Thal von Barcelonette südlich des Viso über die Alpen gezogen. Hannibal überstieg den kleinen Bernhard, und Napoleon, wie früher ein Heer Karl des Großen, den großen St. Bernhard.

Die Schwierigkeiten gipfeln sich bei Anlegung von Paß-Eisenbahnen; sie erfordern Aufwand von Kunst und Geld in einem riesigen Maßstabe, insbesondere die Bohrung großer Tunnels.

Bis jetzt existiren folgende Alpenbahnen: 1) die Semmeringbahn aus dem Leithathal zur Mürz in Steiermark (Wien — Triest), höchster Punkt 882 m., von 1842—53 erbaut, mit kühnen und großartigen Kunstbauten; 2) die Brennerbahn folgt der alten Verbindungsstraße zwischen Deutschland und Italien von Innsbruck nach Bozen (durchs Thal des Sillbaches, das sog. Wippthal zum Eisackthal) und wurde am 18. August 1867 dem Verkehr übergeben, höchster Punkt 1402 m.; 3) die Mont-Cenis- und die im Oktober 1871 eröffnete Fréjusbahn sind oben schon erwähnt worden; 4) die Pusterthalbahn von Franzensfeste oberhalb Brixen über das Toblacher Feld (865 m.) nach Villach in Kärnten, 1871 vollendet; 5) die projektirte Gotthardbahn, deren Bau vom Deutschen Reich und von Italien durch beträchtliche Summen unterstützt wird, wird das Reuß- und das Tessinthal verbinden; sie soll von Geschenen bis Airolo einen fast 4 Stunden langen Tunnel (Fréjustunnel 3¼ St.) erhalten, wird aber 8—9 Jahre Bauzeit erfordern.

Der Montblanc wurde im Jahre 1786 von dem später oft genannten Alpenführer Jaques Balmat erstiegen; der Genfer Naturforscher Saussure erstieg ihn vom 1.—3. August 1787; seitdem sind mehrere hundert glückliche Ersteigungen des Montblanc, selbst von Damen, ausgeführt worden. — Der Ortler zuerst 1804 von dem Gemsjäger Pichler. — Die Jungfrau, zuerst von den Brüdern Meyer aus Aarau den 3. August 1811; die vierte Besteigung wurde 1841 ausgeführt von Agassiz aus Neufchatel, Desor aus Hessen-Homburg und Forbes aus Edinburg, die fünfte im Jahr 1842 von den Bernern G. Studer und Bürki. — Eine der Spitzen des Monte Rosa, doch nicht die höchste, 1819—23 mehrmals von Zumstein aus der Umgegend. Die höchste Spitze zu ersteigen gelang erst am 31. Juli 1855 den Brüdern Smith aus Great-Yarmouth in England. — Hugi aus Solothurn erklomm im Jahr 1828 das Finsteraarhorn bis auf etwa 60 m.; im nächsten Jahre soll seinen 2 Führern Leutpolt und Währen aus Grindelwald die völlige Ersteigung gelungen sein; sicher ist aber, daß Roth aus Bern mit drei Führern, Namens Blatter, am 31. Juli 1861 glücklich hinauf kam, nachdem in demselben dauernd schönen Sommer Hans Hallwyl und Gosset aus Bern auf dem Wetterhorn gewesen. — Den Piz Linard erstieg 1835 Oswald Heer aus Glarus. — Den Tödi erklommen 1837 einige Gemsjäger, und 8 Tage später von ihnen geführt Dürler aus Zürich. — Das Sustenhorn 1841 von G. Studer aus Bern. — Die höchste Spitze des Bernina ward im Jahre 1850 vom Topographen Coaz und seinem Führer Tscharner erstiegen. — Der innere Eiger

oder Mönch den 12. Juni 1855 von der walachischen Fürstin Kolzow-Massalsky und 6 Führern aus Grindelwald. — Das Rinderhorn neben der Gemmi im Jahr 1854 von G. Studer aus Bern. — Der Großglockner 1855 von Heiligenblut aus vom Oestreicher Sonklar mit 3 Gefährten und 5 Führern, nachdem es schon 1800 und 1802 soll gelungen sein, die höchste Spitze zu erreichen. — Das Schreckhorn soll 1857 Eustace Anderson erstiegen haben, unbezweifelt aber kam Leslie Stephen mit den Führern Michel und Kaufmann aus Grindelwald hinauf am 16. August 1861. — Die Spitze des Matterhorns wurde zum erstenmale am 14. Juli 1865 von 4 Engländern mit 3 Führern und zwar von Zermatt aus erstiegen; beim Abstieg verunglückten 2 von den Engländern und 1 Führer. Drei Tage darauf ward es von der andern Seite her erklommen. — Der Monte della Disgrazia und der Piz Rosegg im August 1869 von Dr. P. Güßfeldt mit dem Führer Hans Graß aus Pontresina. —

Anmerk. Es ist zweckmäßig, von den Schülern die höchsten Gipfel sowohl aus den einzelnen Alpengebieten als aus den Gesammtalpen zusammenstellen zu lassen, um diese Zusammenstellungen zu Vergleichungen und zur Anfertigung von Profillinien zu benützen.

§. 6. Das Berggebäude der Alpen.*)

Fragen wir nun nach den Gesteinsarten, woraus das 3000 □M. große Alpengebiet zusammengesetzt ist, so erhalten wir zunächst zur Antwort, daß hauptsächlich der Centralzug das Vorrecht beansprucht, krystallinischen Gesteins zu sein, während die übrigen Alpenmassen andern Gebirgsarten angehören. Die krystallinischen sind meistens Gneis, Glimmerschiefer, Talk- und Hornblendeschiefer und Granit. Dem letzteren liegt gewöhnlich der Gneis näher als jene Schieferarten, z. B. in der Montblancgruppe, wo die Gneislager von grobkörnigem und dieser wiederum von feinkörnigem Granit durchbrochen sind, desgleichen in den französischen Alpen von Oisans, auf der Grimsel und am Gotthard, im Bernina, in der Monte Rosa-Gruppe rc. In den Ostalpen herrscht besonders der Glimmerschiefer vor, der als ein hartes, schwer verwitterndes Gestein scharfe Kämme bildet, wie z. B. in der Oetzthaler Gruppe, östlich der Rottmanner Tauern aber dem nicht krystallinischen Thonschiefer, also der Grauwacke Platz macht. — Was die Seitenarme des Hauptzuges betrifft, so setzt sich das krystallinische Gestein nur hie und da, und nur streckenweis darin fort, so z. B. im SO. im kleinen Bacher Gebirge südlich der Drau, ferner in der Ortler-, Bergamasker- und Adamellogruppe, im Tödi, im Hochkamm der Osthälfte der Berner Alpen bis zur Altels. Dagegen gibt es auch Stellen im Centralzuge, die nicht krystallinisch sind,

*) Dieser Paragraph erhält seine Erklärung im folgenden Abschnitt da, wo vom Bau der Erdrinde die Rede ist.

namentlich die Münsterthaler Berge rechts in Unter-Engadin, ferner der größere nordwestliche Theil der Rhätikonkette, die Plessurgruppe.

Wer die Ansicht theilt, der ungeschichtete Granit, wo er auch in den Alpen an verschiedenen Stellen zum Vorschein kommt, habe seine geschichtete Umgebung von unten auf durchbrochen, wird dasselbe auch vom Serpentin annehmen, der nicht minder hie und da in unbedeutenden Massen sich zeigt, besonders im Monte Rosa, im Monte Viso, wo er mächtig aus dem Gneiszuge emportritt, in der Berninagruppe, in der Quellgegend des Davoser Landwassers (Graubünden), wo der zerborstene Gipfel des Casanna Schwarzhorns aus dunkelm Serpentin und rothem Jaspis besteht und in teigartigem Zustande aus der Erde hervorgepreßt zu sein scheint. — Porphyr findet sich in dem Hauptzuge selten, mehr außerhalb desselben, z. B. im südlichen Tirol nahe von Trident. Neuere vulkanische Produkte fehlen überhaupt, etwa mit Ausnahme des östl. vom Gardasee stehenden Basaltbergs Baldo, der nebst den Euganeen in jener Zeit, wo die Lombardei unter Wasser lag, so geflammt haben mag, wie jetzt der Vesuv und die Liparen.

Von den andern Gebirgsarten sind zunächst zwei Gesteinslagen, die eine im Südwesten, die andre im Nordosten zu beachten. Jene zieht dicht an den krystallinischen Alpen aus der Provence durch Dauphiné, westlich vom Cenis, aber östlich der Granitmassen von Oisans nach Südsavoyen. Sie ist ein von Anthrazit durchdrungenes Sand- und Kalkgestein, schwarz, glimmerig, schieferig, mit einzelnen Anthrazitnestern, die auch in Unterwallis (Bagne-, Herens- und Einfischthal), und im nördlichen Graubünden zum Vorschein kommen. Die andre Gesteinslage im Nordosten, schmäler als die vorige, erstreckt sich vom Brenner und der Nähe Innsbrucks bis Radstadt und südlich der Enns weiter bis Leoben a. d. Mur und zum Semmering — auch dunkelfarbiger Kohlenkalk und Schiefer mit Einlagerungen von Spath-Eisenstein, die besonders in den Eisenerzer Bergen sehr reichhaltig sind. Aehnliches Gestein findet sich hie und da am Pusterthal, an der obern Drau und in den Münsterthaler Alpen.

Größer ist eine Zone manchfaltiger Kalkgebirge, die den ganzen nach außen gekehrten Raum des Alpengebiets im Norden und Westen, desgleichen im Süden einen Strich vom Lago Maggiore bis ans adriatische Meer erfüllen. — a. Der nordöstliche Theil der Kalkzone, von der Nähe des Wiener Waldes und von den Lugauer Bergen am Gesäuse bis Bludenz in Vorarlberg, hat meistens eine Unterlage bunten Sandsteins und besteht aus kalkigen Thonschiefern, wechselnd mit Liasflecken und dunkelm Muschelkalk, der in Oberösterreich und Salzburg höchst bedeutende Salzlager

einschließt, an einigen Stellen auch rothen Ammonitenmarmor enthält. In diesen österreichisch-salzburgisch-baierischen Kalkalpen finden sich beträchtliche Höhen, wie der Priel, der Dachstein, das steinerne Meer, der Watzmann, der Solstein, die Zugspitz, der Hochvogel u. s. w. — b. Der südöstliche Kalkalpenstrich, vom Südende des Langen Sees durch den Comer See, nördlich Brescias vorbei, an beiden Seiten des Gardasees, südlich Tridents, um Porphyrberge herum zu den obern Gebieten der Flüsse Piave, Tagliamento und Isonzo, über den Norden Venetiens sich verbreitend ꝛc. und ebenfalls mit Kolossen, wie Vedretta Marmolata, Antelao, Canino, Terglou ꝛc. Vorzüglich interessant sind die Landschaften des tiroler Fassathals, wo neben den Porphyrgebilden die zu oberst vergletscherten Dolomitmassen z. B. der Langkofel, weiß, fest, zackig emporstarren. Es schließt sich das jurassische Gestein der Julischen Alpen daran, das im Karst und durch Istrien ganz in Kreidekalkfels übergeht. — c. Kalkalpen in der Schweiz und in Frankreich. Es ist schon erwähnt, daß das krystallinische Gestein der Silvrettagruppe nur eine kurze Strecke weit in den Rhätikonzug sich fortsetze, und daß vom Gotthard aus nur bis zum Bifertengletscher sich Granit finde. Der übrige längere Theil der Tödikette und des Rhätikon, wie auch inselartig große Striche mitten in Graubünden, sind Kalkgebirg, worin mächtige Dolomitmassen. Vom Tödi, dessen schneegekrönter Kopf schon aus Kalkfels gebaut ist, um das Maderaner Thal herum (denn Schneehorn und Windgelle sind Kalk) quer durch das untere Uri ins Unterhasli (denn Titlis und Uri Rothstock sind Kalk) hart vor der krystallinischen Riesenmasse der Finsteraarhorngruppe vorbei, zieht der Kalkgürtel nach Südwesten. Schwarz- und Faulhorn, wie die schwärzlichen Felswände des Lauterbrunnenthals, ja die Blümlisalp und ein Stück der Jungfraupyramide vom Roththal bis zum Silberhorn aufwärts — alles ist Kalkfels; desgleichen die ganze Westhälfte der Berner Alpen von der Altels bis zur Dent de Morcles. Und so zieht dieser Gürtel über die Dent du Midi in Savoyen weiter am Montblancgebirge und hinter dem Anthrazitstreifen durch Dauphiné und Provence bis zur Grafschaft Nizza. — Was die Schweiz betrifft, so ist nördlich Graubündens der Gürtel, von Chur bis zum Säntis, wohl 10 bis 12 Stunden breit und behält diese Breite bis Martinach und Villeneuve am Genfer See, so daß er die manchfaltigen Querketten und Thäler darstellt, welche die mittlere Schweiz, d. h. das südliche St. Gallen, Glarus und die Urkantone, das Berner Oberland und die Südstriche Freiburgs und der Waadt so reizend machen.

Ganz gleich sind übrigens die Gesteine dieses Kalkgürtels nicht; die Bestimmung ihrer Altersverhältnisse bietet den Geologen große Schwierigkeiten dar. Theils mangelt es oft an hinreichenden Petrefakten zur Beleuchtung jener Verhältnisse,

theils haben chemische Einflüsse Veränderungen (Metamorphosen) in der Structur der Gesteine zur Folge gehabt, theils sieht man viele Spuren allmählicher oder gewaltsamer Erhebungen und Senkungen, wodurch Gebirgsschichten gebogen, zerrissen, oft große Massen benachbarter Gebirgsarten über und durcheinander geschoben worden.*) Kein Reisender wird den Vierwaldstädter See befahren, ohne sich über die schlangenartig gewundenen Schichten der nackten Felswände der Fronalp und des Axen zu verwundern — seltsame Lagerungen, die auch im Uri Rothstock und an andern Orten vorkommen. So ist es in der Grenzkette zwischen Glarus und Graubünden auffallend, wie dort eine eigne Art ganz und halb krystallinischer Schiefer (nach dem Sernfthale Sernfschiefer genannt) sich vorfindet und noch dazu über Kalkschichten liegend statt unter denselben. Der Glärnisch bietet in seinen Schichtungen eine wahre Musterkarte verschiedener Gesteine.

An mehreren Orten geht der Jurakalk über in die jüngeren Kalkgebilde der Kreidezeit und in die noch jüngeren Kalk- und Sandsteine der Nummuliten- und Flyschzeit. Der schöne Niesen und die 1600 m. hohe Bera Freiburgs z. B. sind Flysch, das Stockhorn ist Jura; Dent de Morcles enthält Nummulitenkalk. Nummuliten und Flysch umsäumen ebenfalls hin und wieder den Rand der Kalkalpen Oesterreichs und Oberbaierns, auch die französischen, und zeigen sich auch an den Südostalpen. Den Schweizer Alpen ist es außerdem noch eigenthümlich, daß an ihrem Kalk- und Flyschrande hie und da noch gewisse aus mechanischer Zerstörung von Felsarten entstandene und fest gekittete Conglomerate liegen, welche man Nagelfluh nennt. Der Kronberg z. B. (vorm Säntis) besteht aus Nagelfluh, auch der Speer nordwestlich vom Wallensee, desgleichen die Nordhälfte des Rigi und der Napf nordwestlich vom Pilatus. Der Pilatus selbst gehört noch, gleich der Südhälfte des Rigi, zur Kreide- und Nummuliten-Kalkformation.

Betrachtet man nun eine geologische Karte Mittel-Europas, z. B. die von Bach, so sieht man, wie das ganze lang ausgestreckte Alpenreich rings von hügligen oder auch ebenen Ländern umgeben ist, deren Boden entweder aus Molasse (wie in der niedern Schweiz und in Ungarn diesseit der Donau) oder aus Molasse mit Diluv wechselnd, wie auf der Hochebene Baierns, oder bloß aus Diluv, wie in der Tiefebene Norditaliens besteht. Es ergibt sich daraus, daß die Abstufung vom großen Hochgebirgskamm bis zu jener flachen Umgebung meistentheils zugleich eine Abstufung von sehr alten zu minder alten und immer jüngeren

*) Die Jungfrau soll nach Hugis zu Solothurn Untersuchungen folgende Gesteine enthalten: zu unterst Granit, darüber Alpenkalk, Eisenrogen und Granit-Sandstein, Grauwacke, Liaskalk und Liasschiefer, Hochgranit und Alpenkalk; dann wieder Granit, Liaskalk und Liasschiefer und zu oberst feinkörniger Hochgranit, woraus ihr Gipfel besteht. Wie sonderbar hatten sich demnach diese Arten durch und übereinander gelagert!

Gesteinsarten darstellt; nur in Nordwest-Italien fällt das krystallinische Gebirg ohne jene Mittelstufen zum Diluv ab. Man könnte deshalb glauben und hat auch sonst geglaubt, die Hochalpen hätten längst in ihrer Herrlichkeit vor der Bildung der Kalkfelsen dagestanden. Neuere Geologen behaupten das Gegentheil, sie wissen triftige Gründe dafür anzuführen, daß das krystallinische Gebirg, trotz seines höheren Alters, sich aus der Tiefe erst später erhoben hätte, als das weit minder alte Juragestein. Die Ostalpen, meinen sie, seien erst nach der Kreidebildung in die Höhe gestiegen, die Westalpen gar erst nach der Molassezeit.

§. 7. Der Jura.

In durchschnittlicher Entfernung von 10 Meilen streckt sich vor den Schweizer Alpen von SW. nach NO. das Juragebirg hin. Bei weitem nicht zu vergleichen mit den Alpen weder an Höhe und Gestaltung, noch an Naturschönheiten, nicht einmal manchfaltig durch Seitenarme mit Querthälern, ist es dennoch in vieler Hinsicht merkwürdig. Auf einer Strecke von 34 Meilen liegt es da, nur selten kettenförmig, meistentheils in langen gewölbten Wällen oder Rücken, und zwar in derselben Richtung wie das ganze Längengebirg selbst. Solcher Wälle sind nun mehrere, fast parallel neben einander, mit Längenthälern dazwischen. Von einem Luftballon aus schräger Höhe schauend, müßte man glauben, die Erdoberfläche sei hier, eh sie noch fest war, in Falten gepreßt worden. Es gibt aber natürliche Einschnitte und Einsenkungen in den Wällen, wodurch Längenthäler mit einander verbunden sind und den Gewässern der Ablauf ermöglicht ist. Die breiteren dieser Einschnitte heißen Klusen und Pässe, die engeren Combes. Nur an einzelnen Stellen zeigen sich die Buckel und Kuppen der Wälle in angenehmen Gipfelformen z. B. bei Aarau, Olten, Solothurn, und ganz im Südwesten, wo der Jura überhaupt höher ist und mehr Gruppen bildet, während im Norden, namentlich im hochwelligen Basellamd, statt der Gruppen auch Hochplatten vorkommen.

Suchen wir nun zuerst die Flüsse auf. Der Doubs, der in seiner halben Länge nordöstlich, dann vor dem Mont Terrible durch eine Klus seitwärts biegend wieder zurück und zur Saone fließt; er trennt auf seinem erstern Laufe die westlichen (französischen) Wälle von den östlichen höheren, die der Schweiz angehören. Die Orbe, die bei Yverdon in den Neuenburger See läuft, entspringt in dem hohen Längenthale der Seen Rousses und Joux. Der Seyon (vom Chasseral), der das Val de Rüz bildet und bei Neufchatel, und die Reuse (aus der Combe de Nervoux nahe dem Chasseron), die das Val de Travers bildet und bei Boudry mündet. Die Schüß oder Süze durchfließt das Imerthal und läuft in den Ausfluß des

Bieler Sees, die Zihl. Die Dünnern, die hinterm Weißenstein entspringt, die Klus von Balstall durchbricht und bei Olten in die Aar mündet. Die Ergolz von der Schafmatt bei Aarau durchfließt das Baseler Plateau (360 m. Mittelhöhe) und eilt zum Rhein; desgleichen die Birs, nächst dem Doubs das bedeutendste Gewässer des Jura, theils in voller Quelle aus dem Pierre Pertuis bei Dachsfelden, theils aus den Bergen von Courtelary kommend, durchbricht mehrere Klusen, namentlich die von Münster und das sehenswerthe Münsterthal, und mündet unweit Basel.

Nordhälfte des Jura: Von der Mittelschweiz, etwa vom Napf aus kann man am Umriß des Jura westlich von Solothurn eine Kuppe unterscheiden, die 1449 m. hohe Hasenmatte mit dem als Aussichtspunkt auf die Alpen berühmten Weißenstein (Kurhaus 1088 m.). Sie liegt mitten in einer Kette, die nordöstl. zur Klus von Balstall und bis Olten, südwestl. zum Durchbruch der Schüß und an der Südseite des Imerthals zum langen Chasseral (Höhepunkt 1609 m.) hinzieht, an welchen sich gegen Neufchatel der Chaumont schließt. Dieser ganze Weißenstein-Chasseral Kettenwall ist 11 Meilen lang. Vorm Chasseral sieht man einen weit niedrigeren Längenberg, der hart an den Bieler See abfällt. — Hinter der Hasenmatte ꝛc. liegt die noch längere doch minder hohe Freiberge-Hauensteinkette. Die Freiberge nordwestl. vom Imerthal, steil an den Doubs abfallend, sind eine ehemals dicht bewaldete, jetzt lebhaft bevölkerte, industrielle Hochplatte mit Kuppen von 1000 m. Von da streckt sich die Kette zum 1340 m. hohen Moron und jenseit der Klus von Münster bis zum Oberhauenstein, zur schönen Basler Bölchenfluh (1100 m.) und zum Wysenberg neben dem Unterhauenstein (wo der Tunnel), dann zur Schafmatt und zur Geisfluh (963 m.) und nördl. von Aarau weiter, jenseit der Aar zum scharfkantigen Lägern (871 m.) und selbst jenseit des Rheins zum Hohen Randen (906 m.), der so die Verbindung mit dem schwäbischen Jura, der Fortsetzung des schweizerischen, vermittelt. Dahinter noch ein langer Kettenwall aus Baselland zum kraterähnlichen Thal von Bärschwyl an der Birs, dann nördlich von Delsberg durch zum Mont Terrible (946 m.) und jenseit des Doubs in der Franche Comté bis gegen Besançon.

Südhälfte des Jura. Der Chaumont-Wall wird durch den Seyon abgeschnitten, setzt sich aber jenseit des Val de Rüz fort bis zu den Bergen von Boudry am See. Hinter dem Chaumont und dem Rüz-Thal blickt der höhere Wall Tête de Rang (höchste Stelle 1423 m.) hervor, der nahe dem Ende des Chasseral aufsteigt und bis zum Val de Travers hinzieht. Südlich der Tête de Rang sind sichtlich die gewölbten Wälle mehrfach unterbrochen und in Gruppen getrennt. So unweit Boudry die Berge, die im

Halbkreis das Windloch (creux du vent) umschließen, und der Rücken des Chasseron (höchste Stelle der Süchеron 1611 m. oberhalb Yverdon), der sich lang bis zur Combe de Nervoux und dem Paß von St. Croix ausstreckt. Hinter Tête de Rang und Chasseron liegt ein Kettenwall bis zur Hochfläche Côte aux Fees und in Frankreich weiter bis zum See von St. Point (obern Doubs). Und wiederum hinter diesen ein dritter, der an den Freibergen beginnt, unter dem Namen Pouilleret (1049 m.) hart am Doubs abfällt, als Grand Taureau (1326 m.) gegen Pontarlier und in Frankreich südwestl. weiter zieht, und so dicht bewaldet ist, daß er noch Bären und Wölfe hegt. Diesseit dieser Kette liegt das gewerbreiche Hochthal von La Chauxdefonds, Le Locle und Brevine. Obgleich La Chauxdefonds 1000 m. Seehöhe hat, liegt es doch über Neufchatel nur 566 m. Die höchsten Juradörfer trägt der Chasseron, nämlich Mauborget 1176 und Büllet 1143 m.

Vom Rhein bis zur Rhone nehmen die Jurakuppen an Höhe zu; im Aargau nirgend 1000 m., in Baselland schon 100 höher, steigen sie unweit Solothurn auf 1449, im Berner Jura bis 1609, im Chasseron auf 1611, und noch weiter südwestlich über 1700 m. — Schönere Bergformen zerklüfteter Gewölbketten treten an der andern Seite des Passes von St. Croix hervor, z. B. der Süchet 1596, und die Dent de Vaulion 1488 m. unweit des Passes von Jougne. Dann wieder Gewölbreihen mit dem hohen Längenthal des Jouxsees zwischen inne, auf der Südostseite desselben die Kuppen Tendre 1680 und Marcheirü, über welchen 1450 m. hoch eine bequeme Straße führt. Dann der Paß von St. Cergues, an dem 1½ M. von der Stadt Nyon die Dôle 1681 m. aufsteigt, berühmt wegen der Aussicht nach dem Genfer See und dem Montblanc, so wie gen NW., wo man sechs Juraketten zu unterscheiden im Stande ist. Noch bedeutender sind die Höhen, die von der Dôle bis an die Rhone sich aus der vordern Jurakette erheben: Colombey, Reculet 1720, Crête de la Neige 1723 m. (5304′). Mit dem Grand Credoz sinkt die Kette zur Rhone.

Der Jura ist ein geschichtetes Kalk- und Mergelgebirg und zwar so eigenthümlicher Art und besonders mit so eigenthümlichen Versteinerungen, daß sein alter Name, den es schon ein paar tausend Jahr führt, in neuester Zeit zum Gemeinnamen geworden ist für ähnliche Gebirgsschichten, in welchen Ländern und Welttheilen man sie auch finden mag. Das jurassische Gestein ist theils Oolith oder Rogenstein, an einzelnen Stellen mit Bohnerz, theils Korallenkalk, worin ganze Bänke Korallen, aber auch feinerer Kalk- und Sandfels, häufig Mergel; und als unterste älteste Schichtung sogenannter Lias, ein bräunlicher oder graublauer Kalk mit schwarzem bituminösen Schiefern und kalkigem Sandfels. Die zahlreichen Versteinerungen sind meist Reste von Seethieren, und zwar von Arten, die nunmehr längst ausgestorben. In neuester Zeit wurden auch Zähne und andre Knochen von Säugethieren gefunden. — Be-

merkenswerth ist ferner, daß nach dem Bieler und Neuenburger See und nach dem Waadtlande abwärts sich an den Jurakalk auch harter Kreidefels abgelagert hat, ähnlich wie gegenüber an die jurassischen Kalkapen. Unter dem Molasseboden der dazwischen liegenden ebenern Schweiz wird also wahrscheinlich ein Zusammenhang der beiderseitigen Kreidefelsbildung, und noch tiefer des jurassischen Kalks vorhanden sein. Doch welch ein verschiedener Anblick des fast überall in seinen langhin gestreckten Rücken und Wällen eintönig daliegenden Jura und der formenreicheren Kalkalpen, und noch mehr des Alpengebirgs überhaupt, das auch ohne die Pracht der Schneehäupter und Gletscher durch die Mannichfaltigkeit seiner Ketten- und Thalbildungen wie durch seine Wasserfälle sich auszeichnet! Ein bloß aus Schichten bestehendes Gebirg kann nicht wetteifern mit einem, worin eruptives und metamorphisches, krystallinisches und geschichtetes Gestein wechselt. Uebrigens hat der Jura auch außer seinen höchst merkwürdigen Petrefakten viel Sehenswerthes, das grade aus der Natur seines Gesteins sich erklärt. Es ist nämlich eine Eigenheit der Kalkgebirge, voll Spalten, innerer Klüfte und Höhlen und deshalb arm an Bächen zu sein, weil die Feuchtigkeit in ihr Inneres durchsickert; sie haben oft Quellen, die zeitweis fließen und dann versiegen, oder auch sich plötzlich in unterirdische Höhlen verlieren, um an andern Orten wieder zu Tage zu kommen. So der zeitweise Wasserfall an der Aiguille de Beaume nahe dem Passe von St. Croix, die Perte du Rhone unterhalb Genf, das volle Ausströmen eines Quellbaches der Birs bei Pierre Pertuis u. a. m. Merkwürdig ist das doppelte Entstehen des Orbeflusses; denn er durchläuft erst den 1000 m. hoch gelegenen Jouxsee, verschwindet an dessen Ende und kommt in beträchtlicher Tiefe und Entfernung unten am Berge aus einer dunkeln Felsgrotte wieder hervor*); und nicht minder anziehend das malerische Münsterthal, wo die Birs in einer engen stundenlangen Spalte zwischen fast senkrechten hohen und zackigen Bergwänden hinrauscht.

§. 8. Klimatisches und Landschaftliches.

a. Gegensätze in der Temperatur und Pflanzenwelt. — In einem so weitschichtigen Gebiete, wie das der Alpen, kann das Klima nicht gleichmäßig sein. Nord- und Südseite bilden schon von selbst einen Gegensatz, und da die nördlichen Vorberge nicht so tief abfallen als die südlichen, so wird der Gegensatz dadurch noch verstärkt. Ohne die entlegenen Seealpen in Anschlag zu bringen, an deren Fuß man Oliven zieht und wo

*) Aehnliches zeigt die Adelsberger Höhle in den Julischen Kalkalpen; ein starker Bach, der schon eine Mühle getrieben, stürzt sich hinein und verliert sich, nachdem er in einem Theile der weiten durch Tropfsteinfiguren geschmückten Höhle Wasserfälle gebildet hat, in der Tiefe, bis er mehrere Stunden von Adelsberg entfernt zum Vorschein kommt, um nochmals durch einen Sturz in verborgene Tiefe zu verschwinden, und endlich bei Oberlaibach als schiffbares Wasser wieder zu erscheinen. Daß der Zirknitzer See, 3 Stunden von Adelsberg, in trocknen Sommern, wo die zahlreichen Zuflüsse aufhören, seine Wasser verliert, hat gleiche Ursache; das Wasser des Sees sickert nämlich durch die Spalten und Risse des Kalkgesteins in verborgene Höhlen hinab, und gibt weit davon entfernt im Laibacher Thale 2 Bächen den Ursprung. Es gibt Jahre, wo man im Zirknitzer See fischen, säen, heuen, ärnten und jagen kann.

bei Nizza oft schon zu Weihnacht Bienen schwärmen und Bäume blühen, vergleichen wir nur die Lombardei mit der baierischen Hochebene. Der Spiegel des Comer Sees liegt 200 m. überm Meere, die Seen Oberbaierns liegen dreimal höher; und München, schon in weiter Ebene, hat noch 529 m., während Mailand 140. An Weinbau, wie im Veltlin und südlichen Tirol, ist also in Oberbaiern nicht zu denken, noch weniger an Mirte und Lorbeer im Freien. Auf Isola Bella im Langen See steht sogar eine hübsche Orangerie, zu deren Winterschutz freilich der reiche Eigenthümer ein großes Magazin von Brettern und Balken bereit halten muß. Zwischen diesem so milden und jenem rauheren Klima finden sich nun im Alpengebirge alle Mitteltemperaturen, als wären sie aus Sachsen und Schwaben, aus Franken und Rheinland hier vereinigt; aber mit der Höhe der Thäler, Bergketten und Gipfel sinkt auch die Kühlung der Temperatur so unter den Grad der baierischen herab, daß der Bergwanderer mitten im Sommer sich über Deutschland hinaus nach Lappland und ans Eismeer versetzt glauben könnte. Die größten klimatischen Gegensätze sind hier einander benachbart. Unten in engen Thälern prallt der Sonnenstrahl von den Felsen ab und verursacht brennende Hitze, während ein paar Stunden davon entfernt auf den Höhen ewiger Winter herrscht; und selbst jene Hitze im Thal wandelt sich gegen Abend in empfindliche Kühle. Auch kann ein Thal beträchtlich höher liegen als ein anderes und doch ein milderes Klima haben; es kommt dabei auf die Richtung der Berge an, ob sie ihr Thal schützen oder dem rauheren Winde preisgeben. Des Orts Cresta, fast 2000 m. hoch, im Averser Thal, haben wir schon erwähnt. Im Ober-Engadin von 1825 bis 1690 m, (vom Maloja-Joch bis zum Ort Capella) abwärts liegen 10 Pfarrdörfer mit 10 Filialen, unter denen der vielbesuchte Brunnenort St. Moritz, wo man sogar Getreide baut, Erbsen und Blumenkohl zieht. Das arme Dörfchen Rofen im Oetzthaler Gebirge hat über 1900 m. Seehöhe.

Deshalb läßt sich auch nicht genau angeben, wie hoch die verschiedenen Baumarten in den Thälern aufsteigen. Wenn man also liest, die Region der Feigen, Mandeln, Kastanien, Reben und Nußbäume beschränke sich auf den breiten Fuß der Gebirge, besonders an lachenden Seen, unter 450 m. absoluter Höhe, Taxus und Eichen seien bis 1050 m., Buchen, Ulmen und Eschen hundert Meter höher, Ahorn bis 1450, Birke und Tanne 1950, Lärche und Arve oder Zirbel bis 2250 m. anzutreffen: so mag das für diese und jene Thäler gelten, nur nicht für die Alpen überhaupt. Gute Beobachter wollen behaupten, daß die gleichen Gewächse auf krystallinischem Boden 100 bis 150 m. höher aufsteigen als auf den Kalkalpen; auch sollen in den Regionen über 1750 m. keine Giftpflanzen vorkommen. — Uebrigens, wo der Baumwuchs schwindet, gibt es noch Alpenweiden, zusammenhängende

Grasdecken, immer noch Fundorte für den Botaniker, bis zur Grenze des ewigen Schnees, und diese Grenze findet sich verschiedentlich zwischen 2500 und 2900 m. überm Meerspiegel. Der Reichthum der Alpenländer an Pflanzenarten ist aber auch bedeutend und vermag selbst die Aufmerksamkeit von Wanderern, die der Botanik unkundig sind, lebhaft zu erregen, wenigstens durch den anziehenden Geruch, der uns andeutet, was für kräftige Kräuter die reine Luft der Alpen erzeugt. Selbst das Vergißmeinnicht da oben hat süßen Geruch. Und welches Blau könnte sich mit dem golddurchschimmerten Blau der kleinen Alpengenziane vergleichen!

b. Regen und Schnee; Wasserfälle, Bergstürze, Lawinen. — Wer ins Hochgebirg reist, muß in Erwartung der Herrlichkeiten, die er sucht und die er in Fülle finden wird, auch auf einiges Ungemach gefaßt sein, er muß sonnige Tage mit regnerischen zu erkaufen wissen. Die glänzenden Schneehäupter gönnen uns nicht immer ihren Anblick, häufig sind sie in Nebel und Wolken gehüllt; denn je gewaltiger und ausgedehnter die Gebirgsmassen, desto größer ist ihre Anziehungskraft für die Dünste der Atmosphäre, und außerdem haben die Alpen die günstige Lage, ein hoher Querwall zu sein, an welchem die übers Mittelmeer hergeweheten Wasserdämpfe, sofern sie nicht so niedrig ziehen, um schon an den Alpen einen Halt zu machen, und nicht so hoch, um nach dem mittleren Deutschland hinüber zu schweben, sich stauen und den Niederschlag an Regen und Schnee vermehren, der den Alpenländern ihre Matten und Thalwiesen wässern, ihre Ströme und Seen gefüllt erhalten soll. Auf dem Gotthard hat man fast $^2/_3$ des Jahres Nebel, des Winters am wenigsten, und durchschnittlich 105 Tage Regen oder Schnee; der jährliche Niederschlag beträgt dort über $2^1/_3$ m. (2365 mm.), nördlich der Alpen z. B. in Bern $1^1/_{10}$ m. (1135 mm.), an der Südseite $1^7/_{10}$ m. (1749 mm.) und in der lombardischen Ebene 1167 mm.; zu Frankfurt am Main ist er nur 811 mm. Deshalb kommt im Gebirge unzähliges Quellengeriesel zu Tag, und eine Menge Bäche entquellen den abschmelzenden Gletschern. Schluchten und Thäler sind belebt vom Plätschern und Rauschen der Wasser, vor allem wenn sie auf stark abschüssiger Sohle zwischen steilkantigen Wänden, durch zahllose Felsblöcke gehemmt, abwärts toben. 4 m. in der Sekunde ist nichts Seltenes; die tiroler Oetz läuft bei Sölden $3^1/_3$ m. in der Sekunde, und noch vor dem Erguß in den Inn $2^1/_3$ m. Oft hat sich ein Fluß durch tiefe dunkle Schlünde zu drängen, wie der Rhein an der schauerlichen Via Mala in Graubünden, oder wie in gleich wilder Umgebung der Zembach im Zillerthaler Gebirge. Nicht minder sehenswerth sind viele der zahlreichen Wasserfälle, z. B. der Strubfall bei Hallstadt unweit des Dachstein, wo 3 Bäche von der 200 m. hohen Siegwand in einen gemeinschaftlichen

Kessel stürzen — der eben so hohe Fall der Radstätter Ache am Tauernpaß — der 300 m. hohe schleierähnliche Staubbach im Lauterbrunnenthal — das 114 m. hohe Herabstürzen der Tosa im Thal Formazza, ausgezeichnet durch die beträchtliche Breite des untern großen Absatzes — der prachtvolle obschon nur 84 m. tiefe Fall der Aar unterhalb der Grimsel, und der höchst sehenswerthe der Krimler Ache, die in 3 Absätzen 650 m. herabstürzt ꝛc.

Je stärker nun die Wolkenbildung, um so eher kann das Segenbringende ins Verderbliche umschlagen. Bei heftigen Gewittern strömt oft das Wasser so gewaltig von den Halden in die Thäler herab, daß es Felsstücke mit fortreißt, fruchtbare Felder und Wiesen mit Geschiebe überdeckt. Man fürchtet in den tieferen Thälern nahe den Hochalpen solche Strömungen mehr, als den Hagel, der desto öfter die Mittellande heimsucht. Im mittleren Wallis, in tieferen Thalgründen Graubündens kennt man den Hagel kaum. Dagegen sind Schlipfe und größere Bergrutsche, als Folge anhaltender Regen, wodurch Schiefer- und Thonlager erweicht werden, nicht selten, und zuweilen von großem Umfange und entsetzlicher Wirkung. Bei Chiavenna ging im Jahre 1618 der Ort Plürs mit 2430 Menschen dadurch zu Grunde. Im Jahre 1795 wurde am Rigi ein Theil des Dorfs Weggis von einem steinigen Schlammstrom verschüttet, und 11 Jahre später an der andern Seite des Rigi durch einen Rutsch des Roßbergs das Dorf Goldau nebst der Umgegend, wobei 457 Menschen umkamen. — Schnee- und Eisstürze oder Lawinen (Lauinen) sind oft ebenfalls verderblich. Zwar ergötzt es den Wanderer, wenn er von fern Schneemassen an den Seiten der Hörner und Kuppen herabrollen und in Felsschluchten niederfallen sieht oder auch nur ihr donnerähnliches Krachen hört; in der Nähe aber sind sie grausenerregend, und man kann sich glücklich preisen, auf dem Cenis oder Simplon die zum Schutz in Fels gehauenen oder gemauerten Galerien oben erreicht zu haben, wenn eine Lawine auf die Straße stürzt. Im Beginn des Sommers, wenn der Föhn (Südwind) den Schnee zu erweichen beginnt, ist ihre Masse und Gewalt so groß, daß sie Felsstücke, Wälder und Wohnungen mit sich fortreißen. Das Unglück, das 1818 das Bagne-Thal in Wallis traf, war durch eine Eislawine veranlaßt, die vom Getroz-Gletscher abbrach und unten an der 650 m. hohen Felswand dem Dransebach den Weg versperrte; hinter diesem plötzlich entstandenen Damme ward nun die Dranse in wenig Wochen zum See und richtete nach ihrem endlichen Durchbruch die furchtbarste Verheerung an.

c. Gletscher. — Hier ist der Ort, etwas bei den Gletschern zu verweilen, die nicht bloß Bäche und Ströme erzeugen, nicht bloß die male-

rischen Reize des Hochgebirgs vermehren; sie haben vielfach auch die Naturforschung beschäftigt. — Gletscher scheinen beim ersten Blick erstarrte Eisströme zu sein, die in Schluchten und Thälern bis weit unter die Schneegrenze herab daliegen; und zwar mehr und minder weit, denn der beliebte Roselaui z. B. geht herab bis etwa 1522 m. Seehöhe, der von Macugnaga nur bis 1611, der untere des Grindelwalds dagegen bis 1023.*) Am untern Ende schmelzen sie ab, ohne kürzer zu werden, rücken also von oben nach, doch so langsam, daß man ihre Bewegung nicht sieht. An den Seiten eines Gletschers, den Fuß der Thalwände entlang, liegt jederzeit Steinschutt, mitunter große Blöcke, alles von den Felsen abgebröckelt, bekannt unter dem Namen Moräne oder Gandecke. Oft münden zwei Gletscher in einander, wo denn natürlich zwei Moränen zusammen stoßen; auf einem solchen Gletscher, der aus zwei oben entstanden, zieht nun von dem Vereinigungspunkte eine Mittelmoräne oder Gufferlinie abwärts, ohne daß man ein etwaiges Gleiten dieser und der andern Schuttreihen auf dem Eise zu erblicken vermag. Freilich nach Wochen oder Monaten ist eine Veränderung bemerkbar; genau beobachtete Blöcke liegen weiter abwärts, und unten im Thale häuft sich immer mehr, was nicht vom Wasser weggespült wird, Schutt und Blöcke. Offenbar rückt also alles, was auf den Gletscher zu liegen kommt, mit ihm in gleicher Langsamkeit fort. Dabei ist denn sehr auffallend, wie ein Gletscher, der doch aus festem Eise besteht, allen Biegungen seines Bettes folgen und stets die Breite desselben, mag sie sich verengen oder erweitern, ausfüllen kann, als wäre er eine teigartige Masse. Nach langen Untersuchungen hat sich das Räthsel mit dem Ausspruch gelöst: Gletschereis ist nicht Wassereis. Der Schnee nämlich, der geraume Zeit in Massen auf einander gepackt liegt, verliert allmählich an Lockerheit, er wird körnig, er wird zu Firn. Wo nun die Sonne auf der Oberfläche Schmelzung verursacht, bewirkt die einsickernde Feuchtigkeit im Innern der Firnmasse, daß die Körnchen wachsen. Dadurch wird der Firn dichter und im Herabrücken aus den obern Schneeregionen immer mehr zu Eis, jedoch zu einem Eise, das seinen körnigen Ursprung nicht verläugnet und voll zahlloser Haarspalten und Bläschen

*) Doch bleibt sich das bei einem und demselben Gletscher nicht fortwährend gleich sondern es ist bald ein Wachsen nach unten, bald ein Zurückweichen wahrzunehmen. Der Pasterzengletscher, der zweitgrößte der deutschen Alpen (der Oetzthaler ist größer), wie überhaupt alle Gletscher der Glocknergruppe, sind stark im Wachsen begriffen; ersterer ist in den Jahren 1830—50 so weit vorgerückt, daß sich manche Männer erinnern, Heu gemäht zu haben, wo jetzt Eis ist. Das slavische Wort Pasterze, das so viel wie Wiese, Flur bedeuten soll, zeigte demnach selbst diesen Unterschied von Sonst und Jetzt an. Gegenwärtig ist dieser Gletscher in geringem Zurückweichen begriffen, jedoch nur an den Rändern. In Grindelwald herrscht beim Volk der Glaube, daß der dortige Gletscher 7 Jahre wachse und 7 Jahre abnehme.

ist, weshalb es in seinem Innern sich etwas zu dehnen und den Biegungen seines Thals zu folgen vermag. Der Druck der Schwere von oben wirkt natürlich dazu mit, und würde noch stärker wirken, wenn das Eis nicht zugleich fest und starr wäre, und zwar so fest, daß es an manchen Stellen, besonders bei Thalwendungen, größere Spalten reißt. Die Bewegung des Gletschers ist, weil das Eis an den Felswänden des Thals sich reibt, minder langsam in der Mitte, als an den Seiten.

Man hat mehrmals eine grade Linie von Stäben quer über den Gletscher eingeschlagen und jedesmal im nächsten Sommer gefunden, daß die grade Linie zur bogenförmigen geworden, die Krümmung thalab gerichtet. Mit dem Eise, worauf sie liegt, rückt denn auch die Mittelmoräne ein wenig schneller vorwärts, als die Sanddecken, doch für den Beschauer eben so unmerklich; z. B. der Pasterzengletscher am Großglockner im Durchschnitt täglich nur 1½ cm., der mächtige Unteraargletscher 3 cm., und es ist ungefähr zu berechnen, wie viel Zeit sein Eis zu der Fahrt vom obern Beginn bis zum untern Ende braucht, wenn man weiß, daß er 1 Meile, mit der Firnmulde fast 2 Meilen lang ist; andere rücken viel rascher fort, mit einer Geschwindigkeit bis zu 77 cm. den Tag. (Balmats Messungen unterm Montanvert). Der Unteraargletscher hat eine Breite von ⅛ bis ¼ Meile und soll 250 m. dick sein. Dem Rosegg in der Berninakette schreibt man eine Dicke von 188 m., dem vereinigten Lauter- und Finsteraar-Gletscher eine von 350 m. zu. Was die Länge großer Gletscher betrifft, so ist der Morteratsch- oder Berninagletscher von gleicher Länge, wie der Unteraargletscher, der große Aletsch aber übertrifft sie alle, er ist 2½ Mln., ja mit der Firnmulde 3⅛ Mln. Die Firn- und Gletschermasse in den Berner Alpen wird auf 15 Q.-M. geschätzt.

Was sonst Bemerkenswerthes von ihrer Oberfläche, von den Gletschertischen, von dem graublauen Schimmer in den Spalten, vom Ausflußgewölbe, über die frühere Ausdehnung der Alpengletscher &c. zu sagen wäre, übergehen wir als zu weit führend; doch sei wenigstens auf die sorgfältigen und scharfsinnigen Untersuchungen und Aufschlüsse über die gesammte Natur der Gletscher hingewiesen, wie sie in Tyndalls Werk: The glaciers of the Alps 1860 und in Heers Urwelt der Schweiz niedergelegt sind. Auch der unterhalb eines großen Gletschers und oft weit von ihm entfernt im Thal liegenden Felsblöcke, denen man es ansieht, wie sie auf der langen Fahrt mit dem Gletscher sich an den Felswänden oder auf der Sohle des Gletscherbettes geschliffen und geritzt haben, sei hier nur kurz erwähnt. Das Räthselhafte dieser erratischen Blöcke, die man sogar am Jura, im Kanton Zürich und in der baierischen Hochebene antrifft, wird später im Kapitel über die Erdrinde besprochen werden.

d. Blicke von und nach den Alpen. Die Seen. — Natürlich herrscht in der obern Alpenwelt neben den himmelhohen Hörnern und schroffen Abgründen eine schauerliche Stille; rings umher nur Eis und Firn oder nackter starrer Fels, nirgend Lebendiges, wenn nicht etwa ein Murmelthier pfeift, eine flüchtige Gemse in der Ferne erscheint, ein Adler in der Höhe vorüberschießt, oder ein Schmetterling vom Winde in die Eis-

region hinauf geweht wird. Nur der Naturforscher, der es zu finden weiß, sieht überall Leben. In einem schneelosen vom Fels geschützten Plätzchen findet er ein Pflänzchen auf, das ihn anlacht, oder auf den Schneefeldern selbst kaum sichtbare Thierchen, wie Desor, der oben am Schreckhorn in 3600 m. Höhe eine Eisranunkel sah, und auf dem Aargletscher den Gletscherfloh entdeckt hat. Erdige Substanzen, die man vom Monte Rosa aus der Höhe von 4200 m. mitbrachte und mikroskopisch untersuchte, waren sogar voller Räderthierchen und anderer Infusorien. Wie sehr erfreute es den Forscher Schlagintweit, in solch wilder Einöde, hoch an der Oetzthaler Wildspitz, ein Blaukehlchen zu sehen, das auf der Insektenjagd verirrt war, und noch mehr als er einmal auf dem Pasterzengletscher Töne eines Flühvogels vernahm.

Aber welche Aussicht, wenn man in dieser Riesenwelt auf einem freien Punkte das Auge seitab in die Ferne wendet! Da ragen von den Mittelgebirgen nur die nächsten noch aus den tiefern Umgebungen hervor; die fernern verlieren sich sammt allen untern Landen in blauen Duft, worin die Seen und Ströme einzelne blitzende Punkte und lichte Fäden bilden. Die unermeßliche Landschaft scheint mit in den fernern Himmel zu zerfließen, und alles menschliche Thun verschwindet in der übermächtigen Natur. Vom Montblanc soll man das ligurische Meer bei Genua erblicken können. Aber Aussichten von so hohen Gipfeln sind zu ungeheuer und zu fern, um Einzelnes darin zu unterscheiden. Schön ist unstreitig der Hinblick auf die Alpen selbst, von Gipfeln der Mittel- und Vorberge, und aus nahe gelegenen Thälern; vor allem herrlich am frühen Morgen und am Ende des Tags; denn die aufgehende Sonne trifft zuerst die höchsten Spitzen, wenn noch alle niedern Berge in Dämmerung und die Tiefen in Nacht liegen, und die untergehende Sonne erleuchtet sie noch abends, wenn ebenfalls die untere Welt schon umdunkelt ist. Man nennt solche feurige und rosenrothe Beleuchtung der Schneeberge das Alpenglühen. — Wegen ihrer Höhe sind die Alpen in erstaunlicher Weite noch überm Horizonte erkennbar. Man erblickt ihre Gipfel als dunkelblaue Kegel und Pyramiden von vielen hochgelegenen Punkten des Oberrheins und der obern Donau. So ist z. B. südl. von Tuttlingen in Schwaben ein Bergrücken von fast 700 m. Höhe, über den eine Heerstraße führt. Hier erwartet den Wandrer an heitern Abenden ein unbeschreiblicher Anblick; den fernen südl. Horizont umgrenzen die zahllosen Alpengipfel von den Gegenden südöstl. des Bodensees bis zu den Berner Hochgebirgen, die mit ihrer glühenden Röthe gegen den blauen Himmel scharf abstechen und deshalb aus einer Weite von 24 Meilen herschimmern. Berühmt sind mehrere Punkte des nördl. Jura wegen ihrer weiten Umsicht; denn zu den Füßen breitet sich mit ihren Bergen, Hügeln und Seen, Strömen und Wäldern, Städten und Dörfern die ebnere Schweiz aus, und die gewaltige Kette der savoyschen und Schweizer Alpen umfaßt sie. Herrlicher, wenn auch minder ausgedehnt, ist die Aussicht auf südlicheren Jurabergen, am erhabensten aber zur Winterzeit, wenn das Waadtland sammt dem Genfer See, von Nebeln überzogen, wie ein weißgraues Schneemeer tief zu unsern Füßen liegt, und dahinter, scharf abgegrenzt und in blendendster

Weiße, die riesige Alpenwelt mit ihren zahllosen Gipfeln vom Finsteraarhorn bis zum Montblanc, und so nahe scheinend, als könnte man in wenig Stunden zu ihnen hinüber, himmelhoch emporstarrt. Die Mondessichel und den Morgenstern dicht über ihnen erblassen, und die Sonne, die zuvor alle Spitzen und Kanten mit flüssigem Golde umzieht, aufsteigen zu sehen, ist ein so überwältigender Anblick, daß er uns unwillkürlich auf die Knie niederdrückt.

Eine Landschaft, wenn auch sonst manchfaltig und reizvoll, wird durch einen Wasserspiegel noch verschönert. Die Alpenländer sind nun wie mit Wasserfällen, so mit Seen gesegnet.*) Man betrachte eine Alpenkarte, wie viele sind darauf verzeichnet, und doch sicher nicht alle! Abgerechnet die größeren, die uns gleich ins Auge fallen und die fast sämmtlich der Zone der Kalkalpen und der benachbarten Molasse angehören, gibt es eine Menge kleinerer im Gebirge bis zu den Hochalpen hinauf, wie der Gerlos an der Reicheſpitz, der Achensee in Nordtirol, der dunkelgrüne Seealpsee am Säntis, die Seen von Sils ꝛc. am Ursprung des Inn, der von Toma als eine der Vorderrheinquellen, der Daubensee auf der Gemmi, der idyllische Klönthaler am Glärnisch u. s. w. Man könnte leicht gegen 500 zusammen zählen, und ehmals muß ihre Zahl noch größer gewesen sein. Denn manche sind allmählich durch Schutt und Geschiebe ausgefüllt und zu Thälern geworden; andre, die eine niedere Randstelle überstiegen und in Wasserfällen sich ihres Ueberflusses entledigten, haben endlich diesen Ausgang erweitert und so ausgetieft, daß sie zuletzt ablaufen und sich gleichfalls in Thäler, von einem Bach durchrauscht, verwandeln mußten. Man erkennt noch deutlich an manchen Thalöffnungen, daß hier eine Sperrung war, die jetzt auseinander gerissen erscheint; weshalb auch solche Hochthäler oben am Beginn breiter sind als am Ende. So wird nach Jahrtausenden die Zahl der Seen, falls auch hie und da durch Einstürze des Bodens neue entstehen sollten, weit geringer sein, als heutzutag; was natürlich nicht bloß im Gebirge selbst, sondern auch in den Ländern, wohin die Alpen ihre Ströme senden, gewisse Veränderungen zur Folge haben wird. Die Alpenflüsse kommen aus Gletschergewölben oder aus Hochgebirgsseen, die mit Gletscherwasser gespeist werden. Auf ihrem Laufe aber durchfließen sie meistens noch einen oder mehrere Seen, oft noch weit von ihrem Ursprunge. All das Geschiebe, Kies, Geröll, und was sie und ihre Nebenbäche in reißendem Laufe aus dem Gebirge mit sich geführt, setzen sie in den Seen ab. Dies hat nicht bloß die allmähliche Ausfüllung der Seebecken, deren Tiefe freilich beträchtlich ist, zur Folge, es bewirkt auch eine Reinigung der Ströme, die den See verlassend klarer sind, als vor ihrem Eintritt; wovon es viele Beispiele, doch kein herrlicheres gibt als die Reuß, die von Andermatt herab ihr felsiges, zerrissenes Bett in tausend Stürzen schäumend durchtobt und unten trübe in den Vierwaldstädter See sich ergießt, bei Luzern aber mit wundervoller Klarheit das Grün ihrer schönen Uferhöhen und das Blau des Himmels abspiegelt.

---

*) Nach K. Vogt sind alle Seen auf beiden Seiten der Alpen Werke der Gletscher, und ist das Niveau derselben durch die Gletscherwälle bestimmt; Zürich, Luzern, Genf liegen auf Gletscherwällen.

§. 9. Beschäftigungen der Bewohner.

Vielleicht lockt kein Boden die Menschen mehr zur Ansiedelung als die Nachbarschaft von Gebirgen. Grade am Fuße derselben, wo abströmende Gewässer fruchtbares Erdreich angesetzt haben und es fortdauernd wässern und erfrischen, wo der Baumwuchs üppig gedeiht, mußte auch früh Wiese und Feld benutzt werden. Aber auch höher in den Thälern hinauf hat der Mensch Nahrung gesucht und gefunden, und sich Hütten gebaut, so weit es nur die unwirthbare Nähe der Felsen, Gletscher und Schneegipfel erlaubt*). Ueberall sind also die Alpenthäler und Berghalden von Menschen bewohnt und benutzt, nur in manchen Thälern fleißiger als in andern, und je nach Beschaffenheit der Natur und der Umstände in diesem und jenem Gewerbe. Feld- und Gartenpflanzen, wie Hanf und Flachs, Safran, Mohn und Hopfen, werden neben dem Getreide kultivirt, und alle Arten des Obstes und der Rebe, je nach dem Klima der Thäler. Getreide freilich kann nicht hinreichend gebaut werden, dagegen wirft die Viehwirthschaft auf den Bergen und mancherlei Hand- und Fabrikarbeit in den Thälern so viel ab, daß man aus den benachbarten ebenen Ländern alles beziehen kann, was am Nothwendigen fürs Leben mangelt oder was für Bedürfnis gehalten wird. Nicht bloß Käse, auch ganze Rinderheerden, zum Schlachten wie zur Zucht, gehen ins Ausland; Schweizervieh z. B. prangt auf vielen Landgütern bei uns und in Frankreich. Und wie viele Arzneikräuter von den Bergen wandern in die Apotheken, wie viele Naturalien aus den drei Reichen der Natur in die Museen Europas! In manchen Hochgebirgthälern z. B. in den tiroler Alpen und am Königsee, nährt der arme Aelpler, während er das Vieh wartet, sich als Holz-, Horn-, Knochendreher und Bildschnitzer. Der Tiroler ist als Weber und Gerber, wie als Sänger und Finkler bekannt. Wo das Gebirge Salzlager darbietet, sind viele tausend Menschen mit der Bearbeitung derselben beschäftigt, wie in andern Gegenden mit Metallen, besonders in Kärnten, das mit Blei, und in Steiermark, das mit Eisen gesegnet ist. Steinkohlen gräbt man hie und da in den nördl. Kalkalpen; in den julischen dagegen ist der vorzüglichste Metallschatz das Bergwerk von Idria, wo jährlich 6000 Ctnr. Quecksilber gewonnen werden. Edle Metalle sind seltner; Gold findet sich in einigen Flüssen, doch spärlich z. B. im Rhein und in der Salza. Uebrigens sind Granit und Gneis reich an schätzbaren Mineralen: Bergkrystallen, Granaten, Turmalinen u. s. w. — Unter den salzhaltigen Orten der Alpen-

*) Alpenländer können nicht so viel Bewohner haben, als ebene und hügelige. In Salzburg kommen auf die □Meile 1128, in Tirol 1620, in Wallis nur wenig über 1000, in Graubünden nur 712, im Kanton Zürich dagegen 8600, in Appenzell Außer-Rhoden 10,000, im Kanton Genf 16,000.

länder zeichnet sich ein ungeheures Salzsteinlager aus, welches von der Nähe Innsbrucks in Tirol durch die Gebiete der Salzach und Traun bis ins Ennsgebiet hinzieht. Die österreichische Regierung nennt ihre dortigen, an Salzbergwerken und Siedereien so reiche Besitzungen das Salzkammergut. — Viele Menschen beschäftigen sich mit Strohflechten, besonders zu Frauenhüten, verarbeiten auch Wolle, Hanf und Flachs. Und um mit dem Nothwendigen auch die Bequemlichkeiten des Lebens zu verbinden, ja bis zum Luxus zu steigern, hat der Gewerbfleiß auch ausländische Produkte, Baumwolle und Seide, in seinen Bereich gezogen. Vor allen Alpenländern ist die Schweiz, wenigstens ein großer Theil davon, zu einem wahren Fabriklande geworden, wo Papier, Uhren, Strohgeflechte, Baumwollwaaren, und mit immer wachsender Ausdehnung auch Seidengewebe in Masse gefertigt werden. Daß der Handel, schon an sich auf den Alpenstraßen zwischen Deutschland und Italien als Transit bedeutend, dadurch noch an Lebhaftigkeit gewinnen mußte, ist begreiflich; und Städte wie Basel, Zürich, St. Gallen, Winterthur, Genf, Aarau u. s. w. liefern durch ihre gestiegene Bevölkerung, durch grandiose öffentliche Bauten, durch schöne Landhäuser und mancherlei gemeinnützliche Anstalten den augenscheinlichsten Beweis für den Erfolg ihrer Gewerbthätigkeit und ihres Handels. — Alpenwirthschaft bleibt jedoch die Hauptbeschäftigung des eigentlichen Aelplers; deshalb noch etwas Näheres darüber:

Ein großer Theil des Hochgebirgs ist von der Natur zur Weide bestimmt; denn unterhalb der Schneegrenze, und wo kein nackter Fels aufstarrt, ist es mit einer dünnen Erddecke überzogen, die keinen Anbau dulden würde, aber von spät schmelzendem Schnee, von Dünsten und Regen Feuchtigkeit genug hat, um Gras und Kräuter zu treiben. Diese wachsen nun freilich nicht in' so saftigen Blättern und zu solcher Höhe, wie in fetten Wiesen und Marschländern, dagegen äußerst dicht, wie in einander gefilzt und von kräftiger Würze. Man denke sich die Höhe und die Ausdehnung der Gebirge, und man begreift, wie auf den Alpen, wo keine Wälder Wurzelgrund fänden, oder auch in einer Höhe, wo der Baumwuchs schwindet, doch der Gras- und Kräuterplätze eine unberechenbare Menge vorhanden ist. In manchem engen Thale zwischen hohen Felsmassen ahnt der Wanderer nicht, daß droben zwischen auf- und absteigenden Höhen und Tiefen die herrlichsten Bergweiden sind. Das Ländchen Glarus am Glärnisch und an der Limmat ist nur 11 St. lang und 8 St. breit, besteht nur aus 2 bebauten Thälern und nährt doch über 10,000 Kühe und 5000 Schafe. Für diese das niedere Gras zu mähen und in die Thäler zu schleppen, wie mühsam wäre das! Das Vieh muß es selbst abweiden. Alpenkraut in hoher Bergluft ist zudem so nährend, daß keine Stallfütterung unten im Thale ihm gleich kommt. — Ganz natürlich hat daher seit undenklichen Zeiten der Bergbewohner den Brauch gehabt, zur Sommerzeit auf den Alpen (so heißen auch die Weideplätze des Hochgebirgs, hin und wieder, in Tirol z. B., auch Almen) zu wohnen und das Vieh weiden zu lassen. Zu dem Behuf sind überall

auf den Alpen Hütten errichtet, schlechtweg aus übereinandergelegten Balken, das Dach mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert. Der Hirt oder Senn ist wenigstens darin geschützt, kann sein Vieh melken und die Milch verarbeiten, oder mit andern Worten, seine Alpenwirthschaft treiben. Butter wird droben wenig gemacht; Käserei ist das Hauptgeschäft und wird im Großen betrieben. Die kleinsten Schweizerkäse wiegen an 20, die größten an 80 Kilo, und Tag für Tag wird in jeder Sennhütte ein solcher Käs gefertigt, wozu man sämmtliche am gleichen Morgen und abends vorher gemolkene Milch nimmt. Die Sennen sind großentheils arme Leute, ihre Nahrung Milch oder Rahm, Käsmilch und Zieger (magerer Nachkäse), selten noch grobes Brod. Dabei sind sie kräftig und heiter, Bergluft erhält frisch. Selten besorgen sie eigne Herden, und noch seltner auf eigner Alp oder Alm; gewöhnlich werden sie von Besitzern der Alpenplätze hinauf geschickt, oder sie pachten eine Alp und oft die Kühe dazu. — Erfreulich ist der Anblick einer Auffahrt auf die Alpen, d. h. der Auszug einer Herde, wenn sie im Beginn des Sommers auf die Berge geht. Hirt und Herde sind voll Lust. Es ist, als wüßten es die Kühe, so jubelnd verlassen sie ihr Dorf, und so munter steigen, ja klettern sie bergan, wenn auch der Weg mühsam ist. Dabei hat der ganze Zug eine gewisse Ordnung, und an Putz und Jubel fehlt es nicht. Alles Vieh trägt Glocken, oft in harmonischem Geläute. Jede Kuh kennt ihre Glocke und ihren Namen, und Kühe und Ziegen verstehen den Ruf ihres Sennen. Man nennt die wenigen auf- und absteigenden Töne der Melodie, die der Senn gewöhnlich zu singen pflegt oder auf einer Schalmei bläst, den Kuhreigen. Er klingt im Gebirg gar lieblich, und die Seele des Bergbewohners hängt so daran, daß er in fernen Ländern leicht das Heimweh bekömmt, wenn er ihn blasen hört. Selbst Kühe, die einmal auf der Alp gewesen, kann man zuweilen dadurch wild machen. — Die Alpzeit dauert nur 12 bis 18 Wochen jeden Sommer, und zwar am längsten auf den niederen Staffeln des Gebirgs, am kürzesten auf den höheren, wo der Schnee früher fällt und später schmilzt. Im Ganzen ähnelt sich die Alpenwirthschaft in den verschiedenen Theilen der Alpenländer, jedoch wird sie in der Schweiz, in Tirol und Salzburg am besten betrieben. Der Bewohner der savoyschen und piemontesischen Alpen ist in allen Stücken nachlässiger und träger und benutzt also auch seine Alpen nicht so, wie der Deutsche. In den östlichen Alpen ist das weibliche Geschlecht mit der Sennerei beschäftigt; in Steiermark und Oesterreich wird auch schon mehr Butter als Käse gemacht, und wo die Gebirge niedrer werden, hört die eigentliche Alpenwirthschaft auf.

§. 10. Geschichtlicher Anhang.

Von den ältesten Bewohnern der Alpenländer wissen wir nichts*). So viel ist aber gewiß, daß an der Südseite des Hochgebirgs, im Stromgebiete des Padus und

*) In den dürren Sommern der Jahre 1853 und 1854 entdeckten Alterthumsforscher in den schweizerischen, später auch in den oberitalischen und baierischen, sowie neuestens in märkischen, pommerischen und mecklenburgischen Seen nicht weit vom Ufer Reste von Pfahlbauten nebst deutlichen Spuren, daß einmal der Brauch gewesen, sich Wohnungen überm Wasser anzulegen. Es finden sich zwischen den Pfählen im seichten und torfigen Boden allerlei einfache Waffen und Geräthschaften (aus Stein, aus Bronze und, jedoch sehr vereinzelt, auch aus Eisen), Gewebe, Knochen verspeister Thiere, ver-

weit in Italien hinein, die Rhätier (Rhäter) wohnten, ein Volk von eigener Sprache und nicht zum deutschen Stamme gehörig. Diese wurden von Schwärmen wandernder Gallier oder Celten, die von der Rhone und überhaupt aus den weiten Ländern nordwestlich der Alpen und des Jura herkamen, mit Uebermacht angegriffen und größtentheils aus ihrem Besitze verdrängt. Viele Tausende flüchteten und vertauschten die fruchtbaren Fluren am Po mit den unwirthlichen Thälern des Gebirgs. Hier vom Gotthard bis zum Großglockner und nördlich bis zum Ursprung des Lech und zum Bodensee behaupteten sie sich in ärmlichem Leben. Ringsum ward alles celtisch, nicht bloß im nördlichen Italien, sondern auch in den Alpenländern. Allmählich wuchs in Italien die Macht der römischen Bürger, die anfangs nur eine kleine Stadt am Tiber ihr eigen nannten, bald aber alle italischen Völker zum Gehorsam zwangen. Auch Gallien am Po ward von ihnen erobert; und als sie in unablässigen Kriegen sämmtliche Staaten am mittelländischen Meere unter sich gebracht, war auch das Alpengebirg kein Hindernis mehr. Ihre Legionen drangen über die Pässe. Das ganze eigentliche Gallien im NW. der Alpen ward durchzogen, und ebenso, trotz der tapfern Gegenwehr der Aelpler, wurden sie Herrn aller Thäler und der nördlichen Hochebene bis an die Donau. Dies geschah kurz vor und nach Christi Geburt.

Nun entstanden an den Flüssen feste Lager für römische Legionen; aus den Lagern wurden Städte; Heerstraßen wurden übers Gebirg geführt; Anbau, römische Lebensweise, römische Sprache und Kenntnisse verbreiteten sich hie und da. Weiter indes als zum Donaustrom vermochten die Römer ihre Herrschaft nordwärts der Alpen nicht auszubreiten. Kräftig widerstanden hier die Deutschen, kräftiger als Celten und Rhäter. Und endlich als das große römische Reich, das längst seine republikanische Verfassung eingebüßt, durch den gräuelhaften Despotismus seiner Kaiser innerlich geschwächt und zerrüttet war, neigte sich das Uebergewicht im Kampf auf die Seite der deutschen Völker. Sie überwältigten die römischen Grenzfesten an der Donau wie am Rhein. Sie erschlugen die Legionen oder trieben sie über die Alpen hinaus, und stürzten die im Sturm genommenen Städte, die sie für Plätze der Knechtschaft hielten, in Schutt. Ganz Europa gerieth damals in Bewegung, denn die Völker slavischen Stamms machten sich auf, wie die Deutschen, und selbst aus Asien kamen zahllose Horden von Hunnen, um in Europa neue Wohnsitze zu erfechten. An 2 Jahrhunderte dauerte die große Wanderung der Völker, von 375 — 573, und die vergebliche Vertheidigung der römischen Herrscher. Die Franken gründeten ein Reich in Gallien, die Sachsen und Angeln eins in Britannien (weshalb Angelsachsenland, Angelland oder England), und nach Spanien zogen die Westgothen. In Italien setzten sich zuerst die Ostgothen fest, dann die Longobarden, weshalb Norditalien oder das Pogebiet Lombardei genannt wurde.

In den Alpenländern gabs folgende Veränderung: die Südseite, nach Italien gekehrt, ward longobardisch; der Abhang nach der Rhone, die Umgegend des Genfer

---

kohltes Korn und sogar noch deutlich erkennbares Brod. Ueber Alter, Zweck und Bewohner der Pfahlbauten sind nur Vermuthungen vorhanden; doch darf man annehmen, daß die Bernstein- und Bronzesachen nicht älter als 3000 und nicht jünger als 1700 Jahre sein können, und daß die Erbauer auf keinen Fall Germanen, am wahrscheinlichsten Celten waren.

Sees und beide Seiten des Jura wurden burgundisch. Den größten Theil des hochrheinischen Gebiets (das vormalige Helvetien fast ganz) besetzten die Allemannen oder Schwaben, denen auch das Neckargebiet und beide Seiten der rauhen Alp gehörten. Neben ihnen hielt sich mit Deutschen vermischt noch ein Rest halb römisch gewordener Rhäter im heutigen Graubünden. Daneben saßen im heutigen tiroler Gebirg und auf der Hochebene zur Donau zwischen Lech und Enns mehrere Ueberreste durchgezogener Deutschen und vereinten sich zu einem Volke, Baiern genannt. Oestlich davon, an und hinter den steirischen Alpen, hatten sich Nichtdeutsche, und zwar wendische Völkerschaften vorgedrängt, weshalb noch heutzutag an der Save viel Wendisch gesprochen wird. Was aber die Sprachen betrifft, so ist zu merken: 1) Die Sachsen und Angeln, die in Britannien alles Römische zerstörten, behielten ihre niederdeutsche Sprache mit geringer Vermischung bei. 2) Die Franken und Burgunder waren in ihrem neuen Lande nur die geringere Zahl der Bewohner und nahmen die verdorbene lateinische Sprache ihrer Unterthanen an; aus der Vermischung des Deutschen und dortigen Lateinischen entstand nachmals das Französische. 3) Die Lombarden mischten ihre Sprache zu dem lateinischen Dialect, der in Italien geredet wurde, woraus das heutige Italienische hervorging. 4) Allemannen und Baiern blieben rein deutsche Stämme, und die Sprache ihrer Länder ist bis auf den heutigen Tag deutsch, denn alles Römische war, wo sie hinkamen, durch die jahrhundertlangen Kämpfe der großen Völkerwanderung ausgerottet. 5) Nur am Ostabhange der Alpen, also an Drau und Save, wie schon gesagt, ward das Wendische herrschend, aber vom Deutschen, da diese Länder an deutsche Fürsten kamen, zuletzt überwunden, so daß nur wenige Alpenthäler daselbst noch wendisch sind.

Unter den deutschen Völkern, die sich ins römische Reich getheilt, ward keins mächtiger, als die Franken. Sie eroberten nicht bloß das römische Gallien, sie zwangen nicht bloß Burgunder und Lombarden zur Abhängigkeit; sie unterwarfen auch alle andern im eigentlichen Deutschland zurückgebliebenen Stämme, nämlich Thüringer, Allemannen oder Schwaben, Baiern und zuletzt die Sachsen. Der fränkische König Karl der Große nahm deshalb den Titel Römischer Kaiser an. Dies geschah im Jahr 800 nach Chr. Er war ein kraftvoller und thätiger Fürst. Er vermochte so viele Völker zu lenken; seine Nachfolger vermochten es nicht, und als seine Enkel sich untereinander stritten, so trennte sich das große Reich in mehrere Staaten. Im West (in Gallien), wo sich die französische Sprache allmählich im Munde des Volks gestaltete, behielt einer von ihnen als König von Frankreich die Regierung. Im Ost, d. h. im eigentlich deutschredenden Lande (von der Straße von Calais, der Scheldequelle, den Argonnen und dem Jura bis zur Raab und zum Fichtelgebirg, nördl. bis zur Eider und Nordsee, und südl. bis zum Hochkamm der Alpen) entstand ein eigentlich deutsches Reich, dessen Könige auch Italien in Besitz nahmen. Unser König Otto der Große, ein Sachse von Geburt, Sohn Heinrich des Finklers, ließ sich, wie einst der Franke Karl, 962 zu Rom die Kaiserkrone aufsetzen. Die einzelnen Völkerschaften aber, aus denen das deutsche Reich bestand, vergaßen nicht ihre alten Namen; obschon unter demselben Kaiser, den sie gemeinsam erwählten, unterschieden sie sich fortwährend in Sachsen, Franken (im Main- und Mittelrheingebiet), Baiern, Schwaben u. s. w. Jeder dieser Stämme erhielt auch einen besondern Statthalter oder Herzog, dem die

Führung des Heeres übertragen war. Nicht so hoch als die Herzoge standen die Grafen, die nicht über ganze Stämme, sondern nur über einzelne Gaue oder über Grenzstriche gesetzt waren und deren Mannschaft dem Herzoge oder dem Kaiser selbst zuführten. Die Grafen wie die Herzoge waren also königliche Beamte. Sie benutzten jedoch ihre Gewalt, um ihre Stellen erblich zu machen und regierende Herrn zu werden. Eben danach strebten auch die hohen Geistlichen oder Bischöfe. Und so seltsam ging es in Deutschland her, daß die Kaiser, unter denen es Männer von Geist und Charakter gab, dies nicht zu hindern vermochten. Nach manchem Kampf, wo Deutsche gegen Deutsche stritten, behaupteten viele solche Beamtenfamilien, die sich regierende Gewalt in ihrer Umgegend errungen hatten, auch den erblichen Besitz derselben, und jeder Bischof war gleichfalls regierender Herr oder Fürst eines Landstriches. Viele Städte, denen es glückte, unter keinen jener geistlichen und weltlichen Herrn zu kommen, erwarben sich zu gleicher Zeit das Recht, sich selbst zu regieren, und waren stolz auf den Titel: kaiserlich freie Reichsstadt. So löste sich allmählich das deutsche Reich in eine bunte Menge kleiner Staaten auf, nämlich Herzog- und Fürstenthümer, Grafschaften, Reichsritterschaften, Erzbisthümer, Bisthümer, gefürstete Abteien, Reichsstädte und Reichsdörfer. Die angesehensten der geistlichen und weltlichen Fürsten ernannten den jedesmaligen Kaiser, wozu sie irgend einen regierenden Herrn erwählten, gleichviel ob einen mächtigen Herzog, oder nur einen Grafen, der wenig Land und Leute besaß. Der von den 7 Kurfürsten d. i. Wahlfürsten gewählte Kaiser hatte dann freilich stolze Titel und hohe äußere Ehre und galt in Europa unter allen Königen für den ersten; im Grunde war aber seine Macht nicht viel größer, als sein Herzogthum oder seine Grafschaft, die er von seinem Vater ererbt hatte. Später schlossen sogar einzelne Reichsstände Bündnisse unter einander und führten Kriege ohne den Kaiser zu fragen, oft auch gegen den Kaiser. Im hochrheinischen Lande thaten sich Landleute, Alpenhirten und Bürger zusammen und errichteten eine Eidgenossenschaft, die Schweizerische genannt. Sie nahm ihren Anfang 1308 und besteht noch. Wer kennt nicht die 3 Männer im Grütli und den Wilhelm Tell!

Nie zwar sind alle Deutschen wieder unter eine einzige Regierung gekommen; dennoch, trotz so vieler Herrn, erhielten sie. unbezwungen und angesehen, sich neben den übrigen Völkern Europas bis auf den heutigen Tag. Wenn vor 800 Jahren, wo unser gesammtes Vaterland ein einig großes Reich war, niemand vergaß, sich noch besonders einen Baier, Thüringer, Lothringer u. s. w. zu nennen, so sollte auch heutzutage nicht nur der Preuße, Sachse, Baier, Badener, Elsäßer, Mecklenburger &c., sondern auch der Tiroler, Oesterreicher, Schweizer und Holländer fühlen und wissen, daß er zugleich ein Deutscher ist. Ein starkes Band fesselt uns alle aneinander, nämlich gemeinsame Abkunft, vaterländische Sitte und Denkart und die gleiche eigenthümliche Sprache, die vom Monte Rosa und der obern Drau bis zur Nord- und Ostsee geredet wird und eine der schönsten Sprachen ist, die je durch Schriftsteller aller Art, durch Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosophen gebildet ward.

VII. Rhein nebst Maas und Schelde.

Der Rhein ist ein deutscher Strom; sein Gebiet umfaßt den Westen Deutschlands und streckt sich in etwas nordwestl. Richtung von den Alpen zur Nordsee hinab. Die grade Entfernung vom Ursprung bis ans Meer beträgt 92 Meilen, die Länge seines Laufs, den man in Hoch-, Ober-, Mittel- und Niederrhein abtheilen kann, 178 Mln., die Größe seines Gebiets 4095 Q.-M. Wir könnten nun diesem Laufe erst übersichtlich folgen nebst den Zuflüssen, Gebirgen u. s. w. Da wir aber Alpen und Jura bereits kennen gelernt, so wollen wir das obere Stück seines Gebiets vom Beginne des Stroms bis Basel zunächst durchgehen.

§. 1. Rheinisches Hochland.

Im Süden begrenzt durch den Hochkamm der Alpen, und zwar von der Silvretta-Gruppe bis zu den Diablerets. Von hier geht die Grenze über den Zahn von Jaman und über den Jorat (Hochrücken zwischen Neuenburger und Genfer See) zum Jura nordöstl. der Dole, um das Jouxthal herum, das Hochufer des Doubs entlang zum M. Terrible und über Les Rangiers bis westl. von Basel. Im O. und N. geht die Grenze vom Jamthaler Ferner über den Arlberg, oberhalb der Quellen des Lech und der Iller vorbei, um die kleinen Zuflüsse des Bodensees herum zum Schwarzwälder Feldberg und gegen Basel herab. Alle Gewässer innerhalb dieser Umgrenzung führt der Rhein bei Basel hinaus, ähnlich wie die Elbe die innern Flüsse des Kessellandes Böhmen sammelt und dann nach Sachsen durchbricht. Die Wassermasse, die der Rhein bei Basel jährlich ausführt, soll durchschnittlich 4100 Mill. Cubikmeter betragen, als Produkt von 400 Gletschern und Firnmulden nebst unzähligen Bächen und Rinnseln.

Die Hauptgewässer in diesem Flußsysteme sind nun zuerst die beiden Rheine in Graubünden.

a) Der Vorderrhein. Er entsteht aus mehreren Rieseln und aus Bächen, die bei den Eingebornen allzumal Rheine oder Rin heißen. Der Hauptbach ist der Rin de Toma aus dem gleichnamigen 2354 m. hoch gelegenen See am Sixmadun, von dessen Halden er in felsigem Bette, kaum 2 m. breit, schäumend herabrauscht. Der vorzüglichste Nebenbach, der kristallhelle Rin d'Ursera, kommt linksher vom Crispalt. Beide vereinigen sich bei dem ärmlichen Dörfchen Schamutt in einer Seehöhe von 1741 m. und tosen das enge Tavetscher Thal bis Dissentis hinab, wo sie rechtsher den reißenden Bach Rin de Medels (Ton auf der 1. Silbe!), oft fälschlich Mittelrhein genannt, aus der Nähe des Lukmanier empfangen. Der rasche Lauf geht in gleicher Richtung weiter, verstärkt durch den Glenner oder Lugneser Rin, bis bei Reichenau b) der Hinterrhein sich mit ihm verbindet. Dieser entquillt südlicher dem Pizvalrhin-Gletscher und

wühlt sich durch die düstre Schlucht des schwarzen Rheinwalds, wo 12 andre Gletscherbäche ihn verstärken, und bald darauf zwei Straßen über ihn zum Bernhardin und Splügen hinaufführen. Zwischen Sufers und Andeer drängt er sich durch die Rofla-Enge, und wenn er im Thale Schams, über Felsblöcke stürzend, die 100 m. tiefe dunkle Kluft der Via Mala hinter sich hat, so empfängt er unterhalb Thusis die Albula, die aus Forellenseen des Piz Uertsch kommend den fürchterlichen Schlund „Bergüner Stein" passirt und unterwegs durch das wilde Davoser Landwasser und den Oberhalbsteiner Rhin sich verstärkt hat.

Bald nach Vereinigung des Hinterrheins mit dem vordern, nahe der Stadt Chur, beginnt der Strom sich nach N. zu drehen und fließt zum Bodensee. Unterwegs erhält er noch von der Rechten: die wüthende Landquart aus dem Prättigau, und die Ill aus dem Thal Montafun; und von der Linken die Tamina, die aus dem Kalfeuser Thal kommt und an den heißen Quellen von Pfäffers im grausigen Schlunde vorüberjagt. Der Bodensee oder See von Kostnitz, 393 m. über dem Meere, von klarer grünlicher Farbe, ist 9 Mln. lang und in größter Ausdehnung 2 Mln. breit, Flächeninhalt 8³/₅ □Mln. Tiefe zwischen Lindau und Bregenz 73, zwischen Friedrichshafen und Arbon 278 m. Bei Kostnitz strömt der Rhein in ein Anhängsel des Bodensees, den untern oder Zeller See, der die Insel Reichenau umgibt. Bei Stein verläßt er auch diesen See und fließt westwärts nach Schaffhausen. Sehenswerth ist hier, 1 Stunde unterhalb der Stadt neben dem Bergschlosse Laufen, der Fall des prächtigen Stroms; in der Breite von 110 m. stürzt er 20 m. über eine zerklüftete Felswand brausend und in Schaum aufgelöst herab. Auf der nunmehr südlichen Richtung nimmt er links her die Thur auf, die am Säntis entsteht und bei Bischofszell die Sitter empfängt; dreht dann wieder nach W. bis Basel. Unterwegs kommt die Wutach aus dem Schwarzwalde zu ihm, und gleich darauf bei Coblenz (Confluentes) führt ihm die Aar oder Aare, welche durch Reuß und Limmat verstärkt ist, eine noch größere Wasserfülle zu als seine eigne.

Die Aar ist ursprünglich ein Abfluß au den Aarhorn-Gletschern oberhalb des Grimseljoches. Durch andre Gletscherwasser noch vergrößert, bildet sie den schon erwähnten Handeckfall und eilt im Haslithale hinab, durchfließt dann die Seen von Brienz und Thun, während sie besonders von den Berner Alpen viele andere Bergwasser erhält. Unter diesen sind am bemerkenswerthesten: die (weiße) Lütschine, ein Abfluß des Tschingelgletschers, die über Felsblöcke herabschäumend dem Brienzer See zueilt. Seitwärts aus Schluchten und Felsen herunter stürzen ihr oft in herrlichen Wasserfällen mehrere Bäche zu, z. B. der Schmadribach und der Staubbach; der vielen Wasser wegen heißt das Thal Lauterbrunnen-Thal. Weiter unten fließt ihr aus Grindelwald die schwarze Lütschine zu. Ferner die Kander aus dem Hindergrunde des Gastern-Thals; sie fließt in den Thuner See, nachdem sie vorher am Fuß des Niesen die Simme aufgenommen. Vom Thuner See fließt die Aar nach der Stadt Bern, dann einige Stunden westwärts, wo ihr von S. die Saane zufließt. Diese entsteht östlich der Diablerets und richtet sich, indem rechts und links eine geraume Strecke bedeutende Bergreihen ihr Thal einfassen, bald nach N. — Die aus dem Jura kommende Orbe mündet, nachdem sie den Joux-See gebildet, als Thièle in den Neuenburger

See, der über 5 Mln. lang und an der breitesten Stelle 1¹/₈ M. breit und bis 150 m. tief ist. Am Ende des Sees verbindet sich mit ihm ein Abfluß des Murtensees (die Broye). Seine eigene Wasserfülle schickt der Neuenburger See wieder durch einen Abfluß zum Bieler See, aus welchem die Zihl zur Aar läuft. Diese hat sich bereits nach NO. gewendet und erhält unterhalb Solothurn rechtsher: die große Emmen, die an dem Augstmatthorn nördl. vom Brienzer See ihren Ursprung hat und ohne Läuterungssee viel Gebirgschutt mit sich führt, den Suhren, Abfluß des Sempacher Sees, dann die Reuß und die Limmat. Die Quellenbäche der Reuß, theils aus dem Lucendrosee hinterm Gotthard-Hospiz, theils aus dem Oberalpsee und von der Westseite des Sixmadun (nur ¹/₂ Stunde vom Ursprung des Rheins) vereinigen sich im friedlichen grünen Urseren-Thal bei Andermatt in 1442 m. Seehöhe. Von da gehts rasch herab, auf der ersten Stunde Wegs mit 425 m. Gefäll, auf der zweiten bis vierten mit 172 m. in jeder. Der Vierwaldstädter See, den die Reuß nun durchfließt (437 m. überm Meere), streckt sich in mehrfachen Windungen eckig hin und her. So bildet er viele Buchten, an denen steile, oft fürchterliche Felswände aufstarren, nur daß hie und da auf breiterem Rande, und wo sich ein Thal öffnet, einzelne Ortschaften bald in wilder Umgebung, bald gar reizend zum Vorschein kommen. Seine größte Tiefe beträgt 260 m., die größte Breite ¹/₂, die ganze Länge 5 M. Er ist von schön grünlicher, durchsichtiger Farbe, die aber wie das Meer düster wird, wenn die Bise (Nordwind) oder der Föhn (Südwind) zwischen den hohen Felsufern toben und ihn zu entsetzlichen Wellen aufrühren. Unter den Bergen, die ihn umlagern, bildet der felsgezackte Pilatus mit dem freundlicheren Rigi*) eine breite Pforte, durch welche der von Norden herkommende Wanderer in die Herrlichkeit der Alpenwelt gelangt, während die Reuß bei Luzern hinausströmt. Von der Linken empfängt sie dann aus dem Thal Entlibuch die kleine oder Waldemmen, hernach von der Rechten die Abflüsse des Egeri- und Zuger Sees und mündet endlich bei Brugg in die Aar.

Der Züricher See beschreibt einen sanft gekrümmten 5¹/₂ Mln. langen Bogen, ¹/₂ M. breit, aber 200 m. tief. Auf beiden Seiten erhebt sich vom Wasserspiegel das schöne wohlangebaute mit Orten und Häusern übersäete Hochufer, das hie und da zu wahren Berghöhen aufsteigt. Er verdankt seine Wasserfülle vorzüglich der Linth, die am Tödi entsteht und an der Ostseite des Glärnisch vorüber erst in den Wallenstädter oder Wallensee und dann zum Züricher geht, aus dem sie unter dem Namen Limmat heraus tritt. Die Limmat eilt dann im lachenden Thale nordwestl. zur Aar.

Das rheinische Hochland begreift also einen Theil des Alpenlandes, den größten Theil des vorderen Jura und das Mittelland zwischen beiden. Dies Mittelland, die „schweizerische Hochebene," die schmälere und kürzere SW.-Hälfte der Hochebene, deren nordöstlicher und ausgedehnterer Theil die „schwäbisch-baierische" genannt wird, über 220 □Mln. groß, eher hügelig als bergig, nur hie und da mit einer kleinen wirklichen Ebene, liegt sanft abwärts vom Fuß der Alpen bis an den Fuß des Jura;

---

*) Seit dem Frühling 1871 führt auf den vielbesuchten Berg eine Eisenbahn; der Entwurf des genialen Bauwerkes ist vom Direktor Riggenbach in Olten.

seine Höhenzüge und Thäler richten sich auch meist nordwestlich, denn dort streckt sich die tiefere Gegend mit der Aar und ihren Jura-Zuflüssen am Jurafuße abwärts. Man kann dies klar einsehen, wenn man folgende Messungen vergleicht. Den Alpen nahe, fast noch Vorberge derselben, hat der Gurnigel südwestl. von Bern 1546 m., die Blume östl. von Thun 1575 m., der Napf auf der Grenze von Bern und Luzern 1620, das Schnabelhorn im Kanton Zürich 1293, der Appenzeller Gäbris 1252; und die Seen an oder doch nahe den Alpen: der von Thun 556, von Luzern 437, von Zug 415, der von Zürich 410, der Bodensee 393 m. Nun die Niederung: der See von Neuenburg 434 m., Aarau 367, Coblenz an der Aarmündung 315 m. Bedeutende Höhen inmitten des Mittellandes: Bütschelegg zwischen Bern und Thun 1059 m., der Bantiger nordwestl. von Bern 942, Albis 918, und Uetli bei Zürich 870 m. Die Sohle des Mittellandes (also Thalungen und Ebenen) hat im Durchschnitt 400 m. Seehöhe. Der Boden, von Flüssen und Bächen vielfach durchzogen, nur an wenig Stellen (wie um den Murtensee) sumpfig, ist fruchtbar, voll herrlicher Wälder, Wiesen und Kornfluren, häufig ungeheuren Gärten gleich, z. B. zwischen Züricher und Zuger See, und im reizenden Toggenburg an der Thur — lachende Landschaften, die man freilich bei der Nähe der Alpenthäler weniger beachtet. Gewöhnlich durcheilt jetzt der Reisende das Mittelland, um zu den Wundern der Natur in Graubünden, oder zu den Umgebungen des grandiosen Vierwaldstädter Sees und zum Gotthard, oder ins Berner Oberland zu gelangen. Wie herrlich dies Oberland sei, davon wissen jährlich Tausende von Reisenden zu erzählen; denn es enthält in großer Mannchfaltigkeit das Anmuthigste und das Erhabenste, das nur irgend die Oberfläche eines Landes von so mäßigem Umfange dem Auge darbieten kann. Welch eine Wanderung vom Gotthard über das beschneite Furkajoch zum Rhonegletscher, und die Maienwand hinauf über den Grimselpaß nach Mairingen im Haslithal! dann entweder zum Brienzer See und Gießbach, oder über die Scheideck ins Thal von Grindelwald und — nach einem Abstecher zum Faulhorn — über die vor der Jungfrau liegende Wengern-Alp ins enge von furchtbaren Felswänden eingeschlossene Lauterbrunnenthal, zum Dorf Mürren und an der schäumenden Lütschine abwärts nach dem lieblichen Interlaken (schimmernde Platte, Isleten Alp), zum Thuner See! und von dort in die Simmenthäler, oder grade südlich im Kanderthal aufwärts, um die Gemmi zu übersteigen. Wem es versagt ist, solche Herrlichkeit der Natur mit eignen Augen zu sehen, der findet wenigstens einen Abglanz davon in den vielverbreiteten Zeichnungen und Reisebüchern, welche die Schweiz zum Gegenstande haben, in den Schriften von Ebel, Zschokke, Bädeker, Berlepsch u. a.*) —

Ortschaften: Am Vorderrhein ist Ilanz zu merken südlich vom Martinsloch und am Hinterrhein Thusis nahe der Villa Mala. Chur 1/4 Ml. rechts vom Rhein vor der Oeffnung des Schanfiggthals, in schöner fruchtbarer Gegend, an der Straße ins

*) Man vergleiche die Umgrenzung des Hochrheins mit den politischen Grenzen der Länder, um den Unterschied ihres Umfangs zu sehen. Es stellt sich dabei heraus, daß der wichtigste und größte Theil der Schweiz dem Hochrhein angehört; nur das Engadin nebst dem südlichsten Graubünden, der Canton Tessin, Wallis, Genf, der südliche Strich der Waadt, das Doubsthal ꝛc. fallen weg. Dagegen umfaßt das Gebiet des Hochrheins noch ein Stück Vorarlbergs und das südlichste Schwaben.

wild romantische Thal Schams und über Thusis zum Splügen. Vaduz, ein Flecken mittewegs zwischen Landquart und Ill, mit dem Bergschlosse Liechtenstein, Hauptort eines Fürstenthums von nur 2⁹/₁₀ □Mln. und 8300 Einw.; der Fürst hat außerdem ausgedehnte Besitzungen in Oesterreich, Preußen und Sachsen, die etwa 104 □Mln. mit 600,000 Einw. umfassen und jährlich 1½ Mill. Gulden Einkünfte gewähren. Bregenz, österreichisch, und Lindau, ehemals Reichsstadt, jetzt baierisch, betriebsame Städtchen am Bodensee; Lindau, das schwäbische Venedig, in reizender Umgebung, liegt auf mehreren Inseln, die durch Brücken und den 615 m. langen Eisenbahndamm mit dem Festlande verbunden sind. Großartig ist der Maximilianshafen, auf der Spitze des rechten Molo, ein 37 m. hoher Leuchtthurm. Friedrichshafen, Hauptstation der Bodensee-Dampfschiffe, lebhafter Handel mit der Schweiz und Italien. Altdorf nördl. des Bodensees nebst der ehemaligen Abtei Weingarten, Stammort des welfischen Hauses, jetzt würtembergisch. Unweit davon, zu Ravensburg, ward frühzeitig Linnenpapier verfertigt, und zwar mit demselben Wasserzeichen, einem Ochsenkopfe, das in dem Papier zu sehen ist, welches später die Buchdruckerei Fausts gebraucht hat. Hohentwiel (700 m. hoch), Stauffen, Krähen, Stoffeln und Höwen sind Ruinen alter Burgen, nordwestlich vom Bodensee im ehemaligen Hegau. — St. Gallen mit 15,000 E. 1½ Ml. südlich vom Bodensee, nahe der Sitter (über welche 67 m. hoch die 200 m. lange Eisenbahnbrücke), merkwürdig durch die ehemals fürstliche Abtei und eine an alten Handschriften reiche Bibliothek; sehenswerth auch wegen seiner reizenden Umgebung, heutzutag prangend mit Fabrikgebäuden, reichen Landhäusern und Gärten. Man macht von hier Ausflüge, einerseits nach dem gleich thätigen Fabriksorte Herisau und in die lachende Landschaft Toggenburg (an der obern Thur), anderseits in das grüne Hirtenland der Appenzeller, und mit doppeltem Vergnügen, wenn man zuvor im Johannes Müller das Kapitel vom alten Befreiungskampf Appenzells gelesen. Tschudi, Verfasser des „Thierlebens in den Alpen“, ist ein St. Galler. Kostnitz oder Konstanz am Bodensee, ehemalige Reichsstadt, wo der sittenreine Johannes Huß den 6. Juli 1415 verbrannt wurde. Der 1860 hier gestorbene edle bischöfliche Generalvicar v. Wessenberg, allgemein geehrt, hätte ihn nicht mitverdammt. Unweit davon Arenenberg, Schloß der Hortense und ihres Sohnes Louis Napoleon. Schaffhausen, berühmt durch seinen Johannes Müller, der 1809 zu Hessen-Kassel starb und zu denjenigen Historikern gehört, die mit Gelehrsamkeit energische Sprache und Vaterlandsgefühl verbanden. Wildhaus am Ursprung der Thur in der ehemaligen Grafschaft Toggenburg, Ulrich Zwinglis Geburtsort; er fiel 1531 in der Schlacht bei Kappel, wo er als angesehenster Prediger den Zürichern die Fahne vortrug. — Bern, hochgelegen, halb von der Aar umströmt, in gesunder, reizender Gegend, massiv und schön gebaut, Sitz der schweizerischen Bundesregierung mit 36,000 E. und einer Universität. Vor dem Münster sieht man jetzt die Statuen Bertholds von Zähringen und Rudolfs von Erlach, jenen als Gründer der Stadt, dieser als Sieger bei Laupen (1339); der neue Bundespalast aber, grandios gebaut und mit der Aussicht nach den Hochalpen, spricht die würdige Stellung aus, zu der sich die Schweizer im Jahre 1848 erhoben. Ueberhaupt sehenswerthe öffentliche Gebäude, Chalands zoologisches Museum, u. s. w. Bern ist auch Geburtsort Albrecht Hallers (1708—1777), der in der Jugend die Alpen besang und später Professor der Medicin zu Göttingen war, ein bedeutender Mann.

Zu Hofwyl bei Bern blühete Fellenbergs Erziehungsanstalt und Ackerbauschule. Zwei Meilen ostwärts liegt das gesegnete Emmenthal mit den industriereichen Orten Langnau und Burgdorf, und Lützelfluh,[1] wo Pfarrer Albert Bitzius (Jerem. Gotthelf) seine berühmten Dorfgeschichten schrieb. Freiburg im Uechtland an der Saane; man hört hier schon vorherrschend die französische Sprache. Greyerz (Gruyeres), südl. von Freiburg, Stapelort des berühmten Greyerzer Käses. Ifferten (Yverdon), am südl. Beginne des Neuenburger Sees, ein freundliches Städtchen in der französischen Schweiz, berühmt durch das gewesene Pestalozzische Institut. Unweit von da erinnert Grandson (deutsch Gransee) an den Sieg der Schweizer über Karl d. Kühnen 1476. Neuenburg oder Neuchatel mit 10000 E. am See gleichen Namens und am Fuße des Jura, Hauptort eines Cantons, der bis 1848 als Fürstenthum unter dem Könige von Preußen stand. Solothurn an der Aar; im Zeughause sehr große Sammlung von Harnischen und Panzerhemden aus dem Burgunderkriege. Aarau, 5 Mln. SO. von Basel, Hauptort des Aargaues, Wohnort des Dichters Fröhlich und H. Zschokkes Grabstätte; Schweizertrachten im ehemaligen Hause des edlen Bürgers Rudolf Meier. — Altdorf, Hauptflecken des Cantons Uri an der Reuß vor ihrer Mündung in den Vierwaldstädter See. Neben dem Rathhaus bezeichnet ein alter Thurm die Stelle der Linde, wo Tells Knabe gestanden haben soll, als ihm der Vater den Apfel vom Kopfe schoß. Bürglen am Schächenbache ist Tells Geburtsort; wo er wohnte, steht jetzt eine Kapelle. Er hat noch lange nach Geßlers Tode gelebt; als Greis wollte er ein Kind aus dem Schächenbache retten und ertrank 1354. Die Urner sind schlichte Landleute doch ist der jetzige talentvolle Bildhauer Imhof aus ihrer Mitte hervorgegangen; eine Hagar von ihm ist in Bern zu sehen. Andere geschichtlich denkwürdige Stellen: Tells Kapelle am Fuße des Axen am südlichsten Theile des Sees; das Grütli und daneben aus dem Wasser ragend der Mythenstein mit Inschrift zu Ehren Schillers, der den Tell dramatisch verherrlicht hat; Steinen mit Stauffachers Haus in der Nähe des Städtchens Schwyz; der Morgarten am Egeri-See nicht weit von Steinen; die hohle Gasse bei Küßnacht am Fuße des Rigi. Stanz, Hauptflecken von Unterwalden. Man zeigt noch das Haus des Arnold Winkelried, der in der Schlacht bei Sempach freudig für die Rettung des Vaterlandes starb, indem er die unvergeßlichen Worte ausrief: „Ich will euch eine Gasse machen, Eidgenossen! Sorgt mir nur für Weib und Kinder!“ Sein Monument nach Angabe des dortigen Malers Deschwanden. — Luzern in unvergleichlich schöner Lage am Vierwaldstädter See; bemerkenswerth ist der in Fels gehauene sterbende Löwe, ein kolossales sinnvolles Monument von Thorwaldsen, zu Ehren der treuen Schweizergarde, die am 10. August 1792 für den unglücklichen Ludwig XVI. den Tod fand. Nordwestl. von Luzern der Sempacher See; Sieg über die Oesterreicher 1386. — Glarus an der Linth, nahe dem Fuße des hohen Glärnisch. Einer der berühmtesten Bürger war Aegidius Tschudi (1505—1572), der mit Gelehrsamkeit, Geisteskraft und Vaterlandsliebe eine vorzügliche Schweizer-Chronik schrieb; die Erzählung von Wilh. Tells Rettung aus dem Schiffe hat Schiller in seinem Drama fast wörtlich benutzt, so natürlich und kräftig ist sie. In unserer Zeit hat sich zur hiesigen alten Einfachheit und Alpenwirthschaft die Fabrikthätigkeit gesellt, die aus dem Toggenburgischen und von den Ufern des Züricher Sees her auch in das einsame Linththal eingedrungen ist. Sogar in dem wildromantischen Winkel des Bades Stachelberg,

von wo kein Reisender versäumen darf zur schauerlichen Pantenbrücke hinaufzusteigen, liegt ein großes Fabrikgebäude. Schinznach an der untern Aar, besuchter Badeort und Wiege des Kupferstechers Amsler. Daneben auf dem Wülpelsberge die gut erhaltene Ruine der im Jahre 1020 erbauten Habsburg; man zeigt noch das kleine niedrige Gemach, worin 1218 Graf Rudolf, der Gründer der österreichischen Staatsmacht, soll geboren sein. Wo der Schloßberg zur Reuß sich absenkt, liegt vor ihrer Mündung in die Aar der Ort Windisch, wo Kaiser Albrecht, Rudolfs Sohn, unter Mörderhänden fiel. — Zürich, das schweizerische Athen, wo die Limmat aus dem See tritt, östl. vom Uetliberg, 10 Mln. von Basel, mit 21,000, unter Einschluß der nächsten Umgebung, der „Vorstädte", 44,000 E. und lebhafter Gewerbthätigkeit. Universität; an dem berühmten Polytechnikum lehren u. a. der Würtemberger Joh. Scherr, vorzüglicher Literarhistoriker, und der Dichter und Kulturhistoriker Gottfr. Kinkel. Ausgezeichnete Männer: der Naturforscher Konr. Gesner und der Idyllendichter Salomon Geßner, jener starb 1565 und dieser 1787; der Physiognom Lavater, der im Jahre 1801, und der höchst wohlwollende geistreiche Menschenfreund Pestalozzi, der 1827 in hohem Alter gestorben; Usteri, Linth-Escher, Maler Vogel u. s. w. Im Beginn des 14. Jahrhunderts veranstaltete hier der ritterliche Bürger Rüdiger Manesse eine Sammlung von Gedichten deutscher Minnesänger, worunter auch die seines Freundes Hadlub; die Handschrift der Sammlung, Manessischer Codex genannt, ist leider jetzt zu Paris. Nordöstl. von Zürich liegt die betriebsame, wohlhabende Stadt Winterthur. — Basel, auf beiden Seiten des Rheins, unweit der Birsmündung, reiche Handelstadt und Universität, mit altem Rathhaus in großartigem Stile; jetzt der Festungswerke entledigt beginnt die Stadt sich auszudehnen, sie zählt 40,000 E. Berühmte Bürger: Merian, Sebast. Münster, die beiden Bernoulli, Euler, Hebel u. a. m. Im Beginn des 16. Jahrh. zog ein Augsburger Maler hieher und brachte seinen Sohn Hans Holbein mit, der bald einer der berühmtesten Maler seiner Zeit wurde. Er starb 1554 zu London. Damals war überhaupt die bildende Kunst in der schönsten Blüte, es lebten die 3 größten deutschen und die 3 größten italienischen Maler, nämlich der Nürnberger Dürer, der Basler Holbein und der unbekannte Kölnische Meister, der das überaus schöne, jetzt zu München befindliche Altarbild „die sterbende Maria" gemalt hat; ferner Rafael zu Rom, Michel Angelo zu Florenz und Leonardo da Vinci zu Mailand. — Der Winkel, welchen der Rhein bildet, indem er bei Basel um das anmuthige frucht- und weinreiche Vorland des Schwarzwaldes biegt, heißt der Allemannenwinkel. In der dortigen schweizerisch-schwäbischen (oder allemannischen) Mundart hat J. P. Hebel, geb. 1760 zu Basel, gar schön und sinnreich gedichtet. — Auf der andern Seite von Basel liegt das denkwürdige Schlachtfeld von St. Jakob an der Birs.

Im 15. Jahrh. ging es unter den zahlreichen Ständen des Reichs höchst verwirrt und kriegerisch zu. So haderte auch der Adel am Oberrhein, besonders der vorderösterreichische, mit den Bürgerschaften, unter andern mit Basel, das damals noch Reichsstadt, aber mit den eidgenössischen Ortschaften Solothurn und Bern im Bündnisse war und sein bekanntes Concil (1431—49) sammt dem Gegenpapste Felix zu schützen hatte. Zugleich war unter den Eidgenossen selbst eine arge Fehde entbrannt. Zürich, mit Schwyz verfeindet, war abtrünnig geworden, was die ganze Eidgenossenschaft erbitterte, und warf sich, im Felde überwältigt, dem Kaiser Friedrich in die Arme. Dieser, ein

gar schwacher Beistand, wußte für die bedrängten und belagerten Züricher nichts Besseres zu thun, als daß er Frankreich anrief. Das kam dem wälschen, schon vom römischen Papste Eugen gegen die Basler aufgeforderten Könige sehr erwünscht; denn er wußte eben mit seinen Söldnerschaaren (den Armagnaks) nicht wohin und hoffte bei dieser Gelegenheit außer der Demüthigung des Bauer- und Bürgervolks sich auch im Elsaß einzunisten und den dortigen Rhein, wie er selbst aussprach, zur „natürlichen Grenze" zu machen. Er rückte also mit gewaltigem Heere heran, berannte Metz, ließ zugleich ins Elsaß einbrechen und schickte 30,000 Mann, geführt vom Dauphin (Louis XI.) und dem erfahrenen Marschall Dammartin, gegen Basel und Eidgenossenschaft. Die Kunde davon erscholl bald in den Lagern der Eidgenossen vor Zürich und Farnsburg, und sofort machte sich, zu näherer Erkundigung wie zur Abwehr, eine kampflustige Schaar auf den Marsch gen Basel. Es waren Männer verschiedener Cantone, Urner, Schwyzer, Berner, Solothurner u. s. w., jedoch zusammen nur 1500 Mann. Als dies Häuflein rechts von der Birs bei Pratteln ankam, und man der Stärke und der kunstgerechten Aufstellung der Wälschen, bei denen noch Adel aus Vorderösterreich sich eingefunden, inne ward: da hielten die Hauptleute Rath, was zu thun sei. Ein zehnfach stärkerer Feind schreckte zwar die Schweizer nicht, allein hier stand ein zwanzigfacher und kriegsgeübter vor ihnen. Sich mit dem einzulassen, schien bedenklich. Es werde nicht gehen, meinten einige, man setze zu viel aufs Spiel. Es muß aber gehen — rief einer aus dem kampflustigen Haufen zur Antwort — und gehts nicht, nun so bekommt Gott unsre Seelen, der Feind nur die Leichname. Dies Wort schlug durch, alles jauchzte zu, und damit hörte das Berathen auf. Es ging vorwärts zum Angriff. Im Sturm ward die wälsche Vorhut über die Birs geworfen, dann angesichts der von drüben donnernden Geschütze durch den Fluß gesetzt. Bald war der Kampf allgemein und mörderisch. Hie und da, anfangs bestürzt, wich der Feind, und die Schweizer, „muthbrünstig", wie Tschudi sich ausdrückt, schafften Bahn, drängten vorwärts mit unerhörter Anstrengung, wurden aber im Hin- und Herwogen des Streits getrennt, so daß ein Theil auf einer Aue stritt, der andre am Siechenhause von St. Jakob, dessen Gartenmauer sie erreichten und zur Wehr benutzten. Hier wurde, während die auf der offnen Au ungünstiger standen und früher unterlagen, am längsten und mit wechselndem Glück gekämpft. Dreimal stürmten die Ritter und Knechte gegen die Mauer und mußten dreimal zurück. Selbst in den Augen des Marschalls schien stundenlang der Erfolg zweifelhaft, bis endlich auch hier die Ueberzahl die Oberhand gewann. Von allen Seiten umringt stritten indes die Helden, obschon die Mauer stürzte, Siechenhaus und Kapelle brannten, viele im Feuer umkamen, unverzagt und todesmuthig weiter. An Ergebung dachte keiner; und sich durchzuschlagen nach Basel, von dessen Thürmen man wehklagend und nicht im Stande zu helfen, dem gräßlichen Getümmel, soweit Dampf und Staub es erlaubten, zusah, war nicht möglich. Es galt zu sterben, aber das Leben sollte so theuer verkauft werden, daß der Sieg den Feinden nichts nütze und Fürsten und Ritter stets gedächten, mit wem sie hier thun gehabt. So schmolzen die Häuflein der Fünfzehnhundert allmählich zusammen und lagen endlich, nach zehnstündiger Schlacht, todt hingestreckt auf der Walstatt, jedoch nicht allein, mit ihnen auch achttausend Feinde und elfhundert Pferde. Bis auf den letzten Mann — wie in jener Etzelsburg, wovon der Dichter der Nibelungen singt — ja bis zum

letzten Athemzuge ward gefochten. — Es geschah dies am 26. August 1444, und ist dieser Heldenkampf nicht mit Unrecht selbst von ausländischen Historikern dem bei Thermopylä gleich, ja noch höher geschätzt worden; denn die Ritter und Armagnaks waren nicht weichliche Perser; auch hielten den Xerxes die Leichen der Sparter und Thespier nicht vom weiteren Eindringen in Hellas ab, während der Dauphin und sein Marschall nicht rathsam fanden, sich nach einem solchen Tage noch mit einer stärkeren Schweizerschaar zu messen. „Auf Ehre! — sagte der Dauphin — ich habe nie härteres Volk gesehen, und will sie nicht weiter versuchen"*). Bald darauf war er von Basel abgezogen, ließ sein verkleinertes Heer sich im Elsaß an Plünderung und Ausschweifungen aller Art erholen und beeilte sich, Friede (zu Ensisheim 28. Oct. 1444), wo möglich Freundschaft, mit den Schweizern zu schließen.

§. 2. Der Lauf des Rheins von Basel bis ans Meer.

Wir theilen so ab: a. Oberrhein, 58 Mln. bis in die Nähe von Mainz. Städte daran: Alt- und Neubreisach, Straßburg-Kehl, Germersheim, Speier, Mannheim, Worms und Oppenheim. Auf der ganzen Strecke tritt nur anfangs nördlich von Breisach ein vom Schwarzwald getrennter Berg, der Kaiserstuhl, rechtsher an den Rhein, und ebenso fällt am Ende bei Oppenheim und Mainz ein Hügelland dicht ans linke Ufer des Stromes ab. Dies abgerechnet, fließt der Oberrhein in sehr breiter Thalung, dem Boden eines ehemaligen Seebeckens, wo die Gebirge mehrere Stunden weit abstehen. Die Ufer sind niedrig, Windungen (Serpentinen), wie in der Regel bei dem durch Becken erfolgenden Mittellauf der Flüsse, häufig, theilweise regulirt (wie z. B. zwischen Lauterburg und Mannheim, wodurch die Fahrstrecke von 31 auf 17 Stunden abgekürzt), und die Zahl der Werder oder Inseln im Flusse sehr groß. — b. Mittelrhein, 24 Mln. von oberhalb Mainz bis Bonn. Städte: Mainz-Kastel, Bingen, Bacharach, Kaub, St. Goar, Coblenz-Ehrenbreitenstein, Neuwied, Andernach, Bonn. Nur von Mainz bis Bingen ändert der Strom seine Richtung und zwar westlich, hernach nimmt er nordwestl. Lauf, und fortwährend zwischen Uferbergen. Bei Bingen hat der vorhistorische oberrheinische See, unterstützt durch vulkanische Gewalten, den schieferigen Uferrand durchbrochen, so daß die Berge des Taunus rechts und die des Hunsrück links unmittelbar an den Fluten des Stromes aufsteigen und ihn auf dem ganzen Wege bis Coblenz so stark einengen, daß er in einer fortwährenden Gebirgsschlucht sich durchzudrängen scheint und schmal genug ist, daß man hinüberrufen und Antwort hören kann, was auf der Strecke zwischen Mainz und Bingen nicht angeht, wo er 450, ja 650 m. breit ist. Eine Stelle bei Bingen, vor 300 Jahren für Schiffe noch nicht befahrbar, wo Klippen im Rheinbette ein rauschendes Gestrudel verursachen, heißt das Binger Loch. Zwischen Bacharach und Kaub ist an der Seite eine Klippengruppe, wildes Gefährt genannt, und bei St. Goar ein Felsendamm, die Bank; man kann sie leicht umschiffen. Nördlich von Coblenz gehören rechts die Uferberge zum ferner liegenden Westerwalde; zuletzt aber, wenn der Strom sich Bonn nähert, steigt dicht

---

*) Wie im Alterthume Pyrrhus: Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren!

am Ufer das malerische Siebengebirge auf, während auch links die Höhen, die zum Eifelgebirg gehören, schöne Gestalten annehmen. — c. Niederrhein, von Bonn bis ins Meer 52 Meilen. Bei Bonn erweitert sich das Rheinthal, links hören die Berge auf, nur am rechten, doch schon entfernt vom Ufer, begleiten ihn noch Höhen mehrere Meilen weit, bis unterhalb Düsseldorf eben so rechts als links sich die große Fläche von Niederdeutschland ausbreitet. Zwischen niedrigen Rändern bewegt sich der breite Strom hin und überschwemmt öfters, wo nicht starke Deiche oder Dämme die Wiesen und Felder schützen. Wo er seinen NNW. Lauf zum völlig westlichen umbiegt, bei der Schenkenschanze nämlich, theilt er seine 700 m. breite Wasserfülle in 2 Arme. — Städte am Niederrhein bis zur Theilung: Köln-Deutz, Düsseldorf, Ruhrort, Wesel. — Der linke von jenen 2 Armen, nach Nymwegen fließend, entführt über $^3/_5$ der gesammten Wassermasse und ist an 410 m. breit. Seltsam, daß dieser die Waal genannt wird, während der schmälere rechte (nur 210 m. breit) den Namen Rhein behält. Nach ein paar Meilen verkleinert sich der Rhein, indem er kurz vor Arnheim nach N. die Yssel (Eißel gesprochen) abschickt. Nach etwa 8 Mln. Laufs theilt er sich aufs neue, und wiederum führt nun der kleinere rechte Arm den Namen (Krummer) Rhein, während der linke wasserreichere, nach Rotterdam laufende, der Leck genannt wird. Der Rhein, gar unbedeutend geworden, fließt nach Utrecht, wo er zum letztenmal ein Wasser, die Vecht, nordwärts entläßt, und kümmerlich in trägem Laufe als letzter Rest der Rheingewässer unter dem Namen Altrhein nach der Stadt Leyden sich hinschleppt, von wo aus er seit 1806 bei Katwyk aan Zee eine kanalisirte Mündung gefunden hat. Wahrscheinlich ist vor Jahrtausenden dies der Hauptfluß gewesen, sonst hätt' er wohl den Namen Rhein nicht beibehalten. Der jetzige Hauptstrom, der offenbar den Namen Rhein verdient, ist die Waal. Mit ihr strömt zwischen den Städten Workum und Vorkum die aus Süden kommende Maas zusammen, theilt sich jedoch bald wieder in die Westkill und die Merwe. Die Westkill bildet den im Jahre 1421 durch einen Deichbruch entstandenen $3^1/_2$ □Mln. großen Biesbosch mit ca. 125 Inseln und heißt nachher Hollandsdiep, das durch den Haringvliet (nördlich) und Grevelingen Krammer (südl. des Landes Overflakke) mit der Nordsee in Verbindung steht. Die Merwe setzt ihren Weg westl. bis Dortrecht fort, wo ein Theil des Wassers südwärts zum Hollandsdiep, ein anderer (Alte Maas) westwärts geht, ein dritter (Merwe) nordwestwärts mit dem Leck sich vereinigt, nun, an Rotterdam vorbeifließend, den Namen Maas annimmt und nachdem er auch das Wasser der Altmaas wieder an sich gezogen, unterhalb der Festung Brielle seine Mündung hat. Man müßte also nicht sagen, die Maas ergießt sich bei Brielle, sondern richtiger: der Leck und die Waal, oder noch richtiger: der Rhein selbst. Uebrigens umfassen die Rhein- und Maas-Arme vor ihren Mündungen mehrere Inseln und stehen durch kleinere Nebenausflüsse und Kanäle noch mit der Zuydersee (sprich Säudersee) in Verbindung, einem Meerbusen, in welchen sich Yssel und Vecht ergießen.

Gefäll des Stroms. Bei Basel hat der Strom 248 m. Seehöhe und also auf seinem langen Laufe zur Nordsee nur geringen Fall, der sich leicht berechnen läßt; denn die Seehöhe von Straßburg beträgt 146, von Mainz 79, von Bonn 44, von Köln 36 m., so daß von hier bis ins Meer das Gefäll kaum $^1/_2$ m. auf die Stunde ausmacht. Nach dem Gefäll wie nach der Wassertiefe richtet sich die

Beschiffung. Zwischen Basel und Straßburg gehen Kähne von 500 bis 600 Ctr. Ladung; zwischen Straßburg und Mannheim kleine Schiffe, auch Dampfer von 2—3000 Ctr.; zwischen Mannheim und Köln kann man bis 5000 Ctr. laden und unterhalb Köln noch mehr. Außer den Schiffen sieht man auf dem Strome auch Flöße von beträchtlicher Größe, deren Holz aus den Gebirgen herbeigeschafft und im holzarmen Holland verkauft wird.

Anmerk. Man spricht unter den Schiffern von Thal- und Bergfahrt; die erstere geht den Strom ab-, die andere aufwärts. Um eine Ladung von 2000 Ctr. zu Berg zu ziehen, bedurfte es sonst an 30 Menschen oder 7 bis 8 Pferde; jetzt thun ca. 50 Dampfboote als Schlepper diese Dienste. 50 Personenboote und — mit Einrechnung der holländischen — 900 Segelschiffe, dazu 2 Schienenwege links und rechts den ganzen Strom entlang, dienen sonst noch dem Verkehre.

§. 3. Nebenflüsse des Rheins.

a) Rechte Seite.

Der Oberrhein erhält wie von links so auch von rechts aus dem Schwarzwalde mit Ausnahme des den Rand durchbrechenden Neckars nur Beckenflüsse, d. h. in der Ebene oder am Innenrande des Beckens entstehende: das Flüßchen Wiesen, das unterhalb Basel mündet, berühmt durch Hebels allemannische Gedichte; die Elz mit der Dreisam, woran Freiburg, die Kinzig mit der Schutter, und die Murg; ferner den Neckar, er entsteht ½ Ml. östl. der Stadt Villingen auf der Baar, jenem Plateau, das Jura und Schwarzwald verbindet, in einer Höhe von 698 m. in einem Sumpfe, der zum Rhein- und Donaugebiete Wasser schickt und fällt in 4 Mln. bis Rottweil 146 m. Bei Mannheim, wo er jetzt*) mündet, hat er 91 m. Seehöhe. Obgleich 53 Mln. lang, ist doch sein Ursprung in gerade Linie nur 22 Mln. von der Mündung entfernt. Schön ist die Gegend bei Heidelberg, wo er durch eine Schlucht zwischen Bergen in die Rheinebene hervortritt. Unter den Zuflüssen des Neckars zu merken: aus dem Schwarzwalde die Enz mit der Nagold, aus dem Aalbuch: Rems, Kocher und Jaxt.

In den Mittelrhein fließen: der Main, dessen Quelle in gerader Linie nur 34 Mln. von der Mündung bei Mainz entfernt ist; er durchläuft aber 66 Mln. in beträchtlichen Krümmungen. Dies verringert das Gefäll und kommt der Schifffahrt zu gute, auch ist er durch einen Kanal mit der Altmühl und Donau verbunden. Schade, daß er so häufig an Wassermangel leidet; die Dampfschifffahrt auf ihm ist wieder eingestellt. Zuflüsse des Mains: Die Itz (woran Koburg) vom Bleßberge; die Regnitz, deren Quellflüsse, die fränkische Retzat (von der Frankenhöhe) und die schwäbische Retzat (vom Frankenjura), bei Georgensgemünd zur Rednitz sich vereinen, um nach Aufnahme der Pegnitz (Quelle nahe der Rothmainsquelle bei Lindenhart) bei Fürth aufs neue den Namen zu wechseln; Mündung unterhalb Bamberg; die Fränkische

*) Ehemals floß er bei der alten Kaiserpfalz Trebur nahe bei Mainz in den Rhein; das alte Neckarbett ist im sogen. Ried noch wahrnehmbar.

Saale von der Lederhecke nordöstlich herkommend; die Tauber, woran Mergentheim; die Kinzig von der Rhön; die Nidda, die am Fuße des Taufsteins im Vogelsberg entspringt und unterwegs die Wetter aufnimmt. — Ferner die Lahn, die vom Ederkopf erst im südöstlichen Bogen, dann westwärts fließt und oberhalb Coblenz mündet. Von Gießen bis zur Mündung hat sie 83 m. Gefäll, auf die Stunde etwa 2 m., wird jedoch unterhalb Weilburg fahrbar für größere Kähne. Auch die Sieg kommt vom Ederkopfe und mündet unterhalb Bonn.

Der Niederrhein empfängt rechtsher: die Wipper, in deren industriereichem Gebiete die Städte Barmen, Elberfeld, Solingen, Remscheid, mündet halbwegs Köln und Düsseldorf; die Ruhr mit der Lenne, aus dem Rothlager, beträchtlicher als die Sieg, über 30 m. breit, und in der 2. Hälfte ihres 30 Mln. langen Laufs fahrbar; sie mündet bei Ruhrort, etwa inmitten zwischen Düsseldorf und Wesel. Die Gegenden der Ruhr sind die letzten des Niederrheins, die durch Berg und Thal verschönert werden. Die Lippe, an Breite und Tiefe nicht ganz der Ruhr gleich, auch nicht von so schönen Umgebungen, doch fahrbar, entspringt am Teutoburger Wald unweit Paderborn und mündet bei Wesel. Die Alte Yssel entspringt 3 Stunden nördl. von Wesel; sie war vor alters ein eigner Küstenfluß, der unter dem Namen Fly einen Landstrich durchlief, welchen nachmals das Meer einriß und zum Zuydersee umwandelte. Der Römer Drusus ließ 12 Jahre v. Chr. einen Kanal aus dem Rhein in die Yssel graben, um seine Rheinschiffe, womit er die Norddeutschen angreifen wollte, desto schneller und gefahrloser zur Emsmündung führen zu können. Das Rheinwasser, das nun in den Kanal strömte, hat seitdem die Yssel zu einem eigenen Rheinarme gemacht, der durch einen Kanal bei Zwolle mit dem Küstenflüßchen Vechte verbunden ist.

b) Linke Seite.

Zuerst die Elsässer Ill, die vom nordwestl. Abfall des Jura die gewerbreiche Ebene zwischen Vogesengebirg und Rhein durchfließt und bei Straßburg mündet; dann die Lauter aus den nordöstl. Vogesen südlich von Pirmasens. Den Namen Lauter haben mehrere Flüßchen ihres hellen Wassers wegen; so rinnt eine Lauter aus den Vogesen zur Glan und mit dieser zur Nahe, und eine andere aus der Rauhalp zum Neckar. Die Nahe mündet bei Bingen, entspringt am südwestl. Zweige des Hunsrück, dem Hochwalde, nördl. vor Tholey. — Wichtig aber ist die Mosel, ein Strom von der Größe des Mains, 73 Mln. lang; sie beginnt am südl. Theil der Vogesen aus 3 Quellen (Hauptquelle am Drümont), von wo ein Höhenzug WNW. zu den Quellen der Saone zieht, und mündet bei Coblenz. Ihr oberer Lauf ist zu rasch, erst bei Metz wird sie völlig schiffbar. Zuflüsse der Mosel: Die Murte (Meurthe), woran Lüneville und Nanzig; die Salzach (Seille), die bei Metz mündet; die Saar, woran Saarbrück und Saarlouis, mündet oberhalb Trier, und entspringt ebenfalls an der Westseite der Vogesen nicht weit von dem alten Schlosse Salm.

§. 4. Maas und Schelde.

1) Die Maas. Das Gebiet dieses Stromes liegt an der Westseite des Mosel- und Niederrheingebiets von S. nach N. hinab. Ursprung 3 Mln. NO. von Langres

auf dem nach dieser Festung benannten Plateau, das durch die Sichelberge (Faucilles), von denen an der Südseite die Saone abrinnt, mit dem Wasgau in Verbindung steht. Vom Ursprung bis Verdun, wo sie schiffbar wird, kann sie obere Maas, von da bis Lüttich mittlere oder Ardenner Maas, und von Lüttich bis Workum, wo sie in die Waal fließt, Niedermaas heißen. Länge des Laufs 95 M., also länger als Mosel und Main. — Nebenflüsse: In das sehr schmale Gebiet der Obermaas fallen nur kleine kurze Bäche und Flüßchen. In die Ardenner Maas fällt von der linken Seite bei Namür die Sambre, die am westl. Abhange des Ardennerrückens beginnt; in die Untermaas von der rechten Seite bei Roermonde die Roer oder Ruhr, nicht zu verwechseln mit der Ruhr auf dem rechten Rheinufer. — Daß die Maas in die Waal strömt und hernach, da wahrscheinlich das Wasser beider Ströme sich nicht so schnell vermischt, großentheils wieder von ihr sich trennt und den Biesbosch bildet, ist vorhin schon gesagt. Man sieht auf der Karte, daß die linke Ausströmung der Maas mit der rechten Ausströmung der Schelde durch Wasserarme oder Kanäle in Verbindung steht. Auch die Schelde mischt sich in 2 Hauptmündungen (Oster- und Westerschelde) mit dem Meerwasser und umfaßt dadurch Inseln, vorzüglich Walchern und Beweland. Die Insel Schouwen aber ist die, welche die südlichste Ausströmung der Maas von der nördlichen der Schelde trennt.

2) Die Schelde, obgleich für sich ins Meer fließend, steht doch mit der Rheinmündung in so naher Berührung, und ihr Gebiet ist der natürlichen Beschaffenheit und Geschichte nach so sehr dem Gebiet der niederrheinischen Länder verknüpft, daß ihre Betrachtung der des Rheinstroms muß angefügt werden. Ihr Gebiet liegt westl. von Sambre und Niedermaas und umfaßt einen Küstenstrich, mit dessen Flüßchen es durch Kanäle verbunden ist. Nur ein sanfter Landrücken, den der Kanal von St. Quentin durchschneidet, trennt es von dem kleinen Gebiete des französischen Küstenflusses Somme, welcher durch Peronne und Amiens läuft. Die Schelde entspringt etwa 18 Mln. vom Meer, unweit der Sambrequelle, auf den Martinshöhen an der äußersten Abflachung der Ardennen, nimmt links bei Gent von den flandrischen Grenzhöhen die Lys auf, und wendet sich nach NO., ehe sie nach einem Laufe von etwa 46 Mln. mündet. Das Gefäll ist sehr gering, die Wasserfülle hinreichend, so daß sie schon bei Kamrik (Cambray) fahrbar wird. Unterhalb Antwerpen mit Meerwasser sich mischend, 650 m. breit und an 10 m. tief, trägt sie Seeschiffe.

§. 5. Umgrenzung des Stromgebiets.

Da wir den Umfang des hochrheinischen Gebiets schon kennen, so brauchen wir nur rechts und links fortzufahren; die Wasserscheiden sind aber genau auf der Karte zu verfolgen.

1) Oestliche Umgrenzung. Von der waldigen Höhe vor Tuttlingen und der Hochfläche Baar, wo die kaum merkliche Wasserscheide zwischen Wutach und Donau von einem Graben durchschnitten ist, zieht die Grenze des Hochrheins zum Schwarzwalde. Dort zieht sie um die Donauquellen Brege und Brigach herum, auf dem breiten Hochrücken der rauhen Alp, auf dem Aalbuch, auf der Frankenhöhe, zwischen Altmühl und

Retzat, und auf dem Frankenjura hin zum Fichtelgebirg, zur Werraquelle, auf den Henneberge zur Rhön, dann zum Vogelsberge, im Hügellande zum Ederkopf und zur Egge. Südwestlich Detmolds verläßt die Wasserscheide den Bergwald als schwacher Landrücken zwischen Ems und Lippe und zieht durch den hügligen Cäsischen Wald westl. von Münster (wo das von Germanikus 14 n. Chr. zerstörte marsische Heiligthum Tanfana stand) und weiter im völligen Flachlande zwischen Ems und Vechte zum Burtanger Moor und zur Lauwersee.

2) Westliche Umgrenzung. Vom Mont terrible, der die Quelle der Ill vom Doubs trennt, geht die Grenze um die Ill herum zum Elsässer (wälschen) Belchen und auf dem Vogesengebirge fast parallel mit dem Laufe des Stroms nach N. Da aber das im W. des Gebirgs gelegene Moselgebiet auch einen Theil des großen rheinischen Stromgebiets ausmacht, so müssen wir der Wasserscheide westl. der Moselquelle, ja noch weiter westl. der Maas folgen; denn das Gebiet der untern Maas wenigstens kann nicht anders als zum unterrheinischen gerechnet werden. Die Grenze des Rheingebiets führt somit vom wälschen Belchen links der Mosel zu den Sichelbergen und zum Plateau von Langres, dann zwischen Maas und Marne, Maas und Oise auf den Argonnen zum Ardennerwalde, der in tiefem Einschnitte von der Maas durchbrochen wird. Unweit der Stadt Mezieres entfernt sich die Grenze mehr von der Maas oberhalb der Quelle der Oise, die sammt der Aisne zur Seine gehört. — Folgt man nun der Wasserscheide von der Sambrequelle zum Ursprung der Schelde, und längs der flandrischen Grenzhöhen zum Vorgebirg Graue Nase SW. von Calais, so umfaßt man zugleich das Gebiet der Schelde, mit der Nachbarküste. Es ist zu beachten, daß diese westliche Wasserscheide vom wälschen Belchen an zugleich die natürliche und die historische (ursprüngl. auch die ethnographische) Westgrenze Deutschlands ist. Will man aber die genaue Abgrenzung des Maasgebiets, so hat man dem linken Ufer der Sambre und dann der Maas in geringer Entfernung zu folgen bis in die Nähe der Stadt Mastricht, wo der noch wellenförmige Boden in völliges Tiefland übergeht. Die Wasserscheide berührt dann die inselvolle Küste so, daß dicht neben ihr westlich die Städte Antwerpen und Bergenopzoom liegen.

3) Meergrenze. Das Meer ist bei Calais schmal; die Küste Englands nur 5 Mln. entfernt. Südwestl. der Enge von Calais wird das Meer breiter und heißt Ermelmeer (Canal, la Manche, auch wohl normandisches oder brittisches Meer). Wo die Küsten dieses Meeres sich nicht mehr gegenüber liegen, öffnet sich der Canal ins große atlantische Meer. Nordöstl. der Enge von Calais bis nach Dänemark wird das Meer Nordsee, auch deutsches Meer genannt. Es bildet mehrere Buchten, worunter die Zuyder- oder Südersee (siehe S. 93) die bedeutendste ist; seine Küsten aber sind zu niedrig, um dem Auge andere Schönheit, als den Blick über das unabsehbare Meer zu gewähren, ja in mancher Gegend liegt das Land tiefer als der Meerspiegel und wird entweder durch Dünen (hügelige Anhäufungen von Sand) natürlich geschützt, oder muß durch kostbare Deiche oder Dämme künstlich geschützt werden. Bevor dies geschah, war die Meergrenze häufig Veränderungen unterworfen.

§. 6. Oberrhein und Neckargebiet.

Es ist am schmalsten im Süden, am breitesten zwischen der Hart und dem Aalbuch. Durch den Schwarzwald wird das Oberrheinthal vom Neckargebiete getrennt. Betrachten wir zuerst die Gebirge.

Wasgau oder Vogesen, nebst Hart und Donnersberg.

Nordwestlich des Terrible dacht sich der Jura so tief ab, daß ein Kanal den Doubs mit der Elsässer Ill verbinden konnte; es befindet sich hier jenes große Völkerthor, um dessen Besitz schon gallische und altgermanische Völker, sowie Cäsar und Ariovist gekämpft, und durch das die Fluten der Völkerwanderung sich großentheils ergossen haben. Denn unweit Befort (Belfort) steigt das Land steil hinan und wird zum Vogesengebirg, dem Waskenwald der Alten, das 4 — 6 M. breit und 25 M. lang, parallel mit dem wenige Stunden entfernten Rheinstrom, sich nordwärts bis Pirmasens und Weißenburg (zur Lauter) erstreckt. Die weitere plateauartige Fortsetzung bis zur Senke Neustadt-Kaiserslautern-Landstuhl sammt Wäldern und weinreichen Abhängen wird die Hart (d. h. Waldgebirg) genannt*), die sich ins pfälzische Hügelland verliert, um nochmals zwischen Kaiserslautern und Alzey im Donnersberg aufzusteigen. Westlich der Vogesen liegt das theilweise verwälschte Plateau von Lothringen, östl. das deutsche Elsaß; die Hart aber gehört zur Pfalz.

Die bedeutendsten Höhen des Wasgaus, deren Kern Granit und Gneis, finden sich im Süden; einige derselben werden Bölche oder Belchen genannt (franz. ballon). Im südl. oder obern Wasgau (bis zur Markircher Senke, westl. von Schlettstadt) finden sich: der wälsche Belchen (ballon d'Alsace) 1257 m. südl. der Hauptmoselquelle, der Drümont, der Belchen von Sulz 1435 m. (4418'), drei Mln. nördl. von Mülhausen und östl. des Hauptkamms, aus welchem weiter im Nordwesten der Grand Ventron fast eben so hoch hervorragt. Die Hohenecke 1360, der Bonhomme südl. und der Rammelstein östl. von Markirch. Im breitrückigen mittlern Wasgau (bis zur Senke Zabern-Saarburg): der Climont, das Hochfeld oder Champ du Feu 1065 m. und die rothe Sandsteinkuppe des Donon 1010 m. nahe der Saarquelle. Der Odilienberg 801 m. unweit des Ortes Barr, 4 Mln. SO. von Straßburg, nicht im Hauptfirst, sondern in einem Seitenast, gewährt eine der herrlichsten Aussichten, wo sich die schönen Ebenen des Elsasses, der Lauf des Rheins und der ferne Schwarzwald dem Auge darbieten, bei heiterem Himmel soll man die Alpen erblicken. Der burgenreiche untere Wasgau bis zur Lauter gestaltet sich zu einem niedrigen, anmuthigen und interessanten Berglande; der große Winterberg 577 m. — Der höchste Punkt der Hart, der Kalmit, liegt zwischen Neustadt und Edenkoben und hat 689 m.; der Trifels bei Anweiler mit der uralten Kaiserburg nur 461 m.; berühmt ist die Madenburg (SW. von Landau) mit ihrer Aussicht vom Breisgau bis Mainz. Die Rheinebene vor der Hart, die Vorderpfalz, ist der weinreiche Wonnegau. — Der Donnersberg, 4 Mln. westl. von Worms, ist 666 m. hoch, hat

*) Es gibt mindestens 7 Bergwaldstrecken in Deutschland, die man Hart nennt, den Harz nicht mitgerechnet.

4½ M. in der Länge und oben eine Fläche von 2000 Schritt im Durchmesser, wo Kartoffeln und Hafer wachsen und Rinder weiden, während die Abhänge von Eichen, Buchen und Birken umgürtet sind; der höchste Punkt des Donnersberges heißt der Königstuhl. — Wenn in den südlichen Wasgaugipfeln das Urgebirg aufsteigt, so herrscht in dem nördlichen niedrigeren Zuge und in der Hart der bunte Sandstein vor. Gegen die Rheinebene hinab lagert sich Molasse dem Gebirg an und geht in ein aufgeschwemmtes Land über. — Das Vieh auf den Vogesen liefert gute Milch und treffliche Käse, unter andern den Bachelin; doch ist es fast überall klein. In manchen Gegenden ist gute Ausbeute an Metallen, und die Ost- oder deutsche Seite des Gebirgs, bei weitem die reichere und schönere, ist häufig mit Reben bedeckt. Die westl. Seitenarme und Querthäler, die sich weit in Lothringen hinein lagern, sind rauher und wilder; dort gibts noch zahlreiche Wölfe. Im Osten zum Rhein ist der Abfall des Gebirgs viel kürzer und verliert sich in der breiten, zwischen Ill und Rhein sandigen Rheinebene. Unter den hochromantischen und industriereichen Thälern der Vogesen merken wir: 1) im Süden: das von Amarin, von der Thur, das Blumen- oder Gebweiler Thal (Florival), von der Lauch durchflossen, und das von der reißenden Fecht gebildete Münsterthal (nicht zu verwechseln mit den schweizerischen gl. Namens), das anmuthigste und interessanteste von allen, ein Alpenthal mit luftigen hohen Weiden; der 351 m. tiefe Darmsee. In schauerlicher Gegend des obern Urbisthales ist der weiße und der schwarze See, etwa 5 Stunden westl. von Kolmar. 2) In dem mittleren Wasgau erinnert das Thal der Breusch (Mündung bei Straßburg) an die menschenfreundliche Wirksamkeit des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Steinthale. 3) Das Dahnerthal an der Lauter zwischen malerischen Bergen.

Der Schwarzwald.

Die Abdachung der Schweiz erreicht ihre größte Tiefe in der von O. nach W. quer vorliegenden Niederung, worin der Rhein nach seinem Austritt aus dem Bodensee genöthigt war, westwärts zu fließen. Gebildet wird diese Niederung dadurch, daß von nördlichen Bergen her ebenfalls Höhen und Thalungen dahin abstreichen. Zu jenen nördl. Bergen gehört der Schwarzwald. Unterhalb der Aarmündung liegen auf der Strecke gegen Basel 4 Städte am Rhein: Waldshut, Laufenburg, Säckingen (bekannt durch Scheffels „Trompeter") und Rheinfelden; man nennt sie die 4 Waldstädte. Aus ihrer Nähe steigt der Schwarzwald vom Rheinthal hinauf und erstreckt sich dann fast parallel mit dem rechten Ufer des Oberrhein 22 Mln. weit NNO. bis zum Thore von Pforzheim-Durlach (Pfinzthal). Der Schwarzwald, im S. wohl 9, im N. nur noch an 3 M. breit, stellt sich als zusammenhängende Bergmasse dar, woraus mehrere bedeutende Kuppen hervorragen. Den Namen führt er vom dunkelgrünen Nadelholz, womit Hänge und Kronen reichlich bewachsen sind. Der Hauptknoten, von welchem Aeste nach allen Richtungen sich ausstrecken, wird durch die Feldberggruppe, zw. Wiesen und Dreisam, SO. von Freiburg, gebildet. Das den ganzen Zug von SSO. nach NNW. durchschneidende Kinzigthal scheidet den obern und den untern Schwarzwald. In jenem entspringen: Wutach, Alb, Wiesen, Elz mit Dreisam, Schutter und Triberger Gutach (zur Kinzig); Breg und Brigach; in diesem: Kinzig, Murg, Pfinz, Enz und Nagold.

1) Der obere oder eigentliche Schwarzwald, wo es am meisten rauh, wild und düster ist, trägt gleich den südl. Vogesen die größten Kuppen, worin Granit und Gneis aufsteigen. Dabei ist bemerkenswerth, daß die höchsten derselben nicht auf der Wasserscheide, sondern gegen den Rheinwinkel hin südlich von Freiburg liegen. Der Feldberg hat eine abgerundete Krone, 1495 m. (4602'), weite Aussicht und jetzt oben ein Wirthshaus nach Schweizerart. Andere Gipfel im Centralknoten: der Belchen 2 Mln. SW. vom Feldberg 1415 m., der Erzkasten oder Schauinsland zw. Freiburg und Belchen 1393 m., der schöne Blauen 1½ M. SW. vom Belchen ober Badenweiler und Mühlheim 1161 m., das Herzogenhorn a. d. Südostseite des Gebirges 1416 m. Am Feldberg liegt in der Höhe von 1009 m. der kleine Feldsee; aus ihm kommt die Wutach, die östlich in wilder Gegend den größeren Titisee durchfließt. Der höchst gelegene Ort (1013 m.) ist das Dorf Höchenschwand bei St. Blasien nordwärts von Waldshut, nahe dem 1309 m. hohen Blößling. Nördlich des Dreisam-(Höllen-)Thales in der Kandelgruppe liegt der Kandel NO. von Freiburg 1264 m., der Kesselberg zw. Breg- und Brigachquelle 995 m., der Roßeck W. davon 1150 m. — 2) Im mehr plateauartigen untern Schwarzwalde herrscht, wie auch auf der Ostseite des Gebirgs, der bunte Sandstein vor, obwohl zw. Baden und Gernsbach Thonschiefer, und im Murgthale Granit und Gneis sich zeigen. Der höchste Punkt ist der Hochkopf 1283 m.; ferner zu erwähnen die Hornisgrinde 1166 m. östlich von Achern, nördlich von dem Mummelsee, der nur 125 m. tiefer liegt und aus dem die Acher fließt; der Katzenkopf 1153 m., der Roßbühl; der breite Rücken des 966 m. hohen Kniebis, 1½ M. W. von Freudenstadt a. d. obern Murg, mit herrlicher Fernsicht über Schwarzwald, Wasgau und Alpen und einem wichtigen Passe; in der Nähe bekannte Heilquellen (Rippoldsau, Petersthal, Antongast). — Links der Dreisam nahe dem Rhein erheben sich die 40—50 Basalt- und Doleritkegel des kleinen, 10 St. im Umfang messenden Kaiserstuhlgebirges, dessen Hänge mit üppigster Vegetation bedeckt und stark bevölkert sind. Auf dem höchsten Punkte, dem 580 m. hohen Todtenkopf oder eigentlichen Kaiserstuhl soll Rudolf von Habsburg Gericht gehalten haben. — Die Berge nördl. der Pfinz, Neckar-Bergland oder Kreichgauer Hügelland genannt, bilden eine flachwellige Hügellandschaft aus Muschelkalk von circa 400 m. Höhe, die nur von der Rheinebene aus gesehen ein bergartiges Aussehen gewährt. Erst am Neckar treten größere Erhebungen auf, wie der Königsstuhl (S. u.).

Unter den vielen reich bewässerten Thälern hat die Gutach, Nebenflüßchen der Kinzig, eins der höchsten, die Murg eins der schönsten, und die Dreisam oberhalb Freiburg das wildeste, das an einem engen Felsenpasse auch die Hölle genannt wird. Am Neckar hinab verlieren sich die Berge in hochgelegene Hügelstriche; und zwischen Neckar und Donau ändert sich bald der Name des Gebirgs in den der Rauhalp. Aber gleich den jenseit des Rheins liegenden Vogesen fällt der Schwarzwald am kürzesten und steilsten ins Rheinthal ab. Hier verwandelt sich schnell das waldige Gebirg in sanfte Traubenhügel, und an den Weizen- und Spelzgefilden stehen mächtige Nuß- und andere Obstbäume, ja Mandeln und süße Kastanien sieht man an den warmen untern Abhängen der Berge, während im Schwarzwalde selbst die Kirsche erst im September zeitigt, und auf mancher Strecke kaum Hafer, Kartoffeln und Wicken gedeihen. Der trefflichste Wein

wächst am Abhange des südwestl. Bergstrichs und heißt Markgräfler (bei Mühlheim), weil der Landesfürst ehemals Markgraf von Baden hieß. — Man zählt über 400,000 Bewohner des Schwarzwaldes. Sie fällen Holz zum Verkauf, das die Bäche hinab zum Rhein und weiter nach Holland geflößt wird, treiben Viehzucht, bauen Hafer und Kartoffeln, auch Sommerroggen, wo's geht. Sie machen Strohhüte und Holzwaaren, vorzüglich Uhren, deren jährliche Produktion auf 1$^1/_2$ Mill. Gulden geschätzt wird. Auch treffliches Kirschwasser wird bereitet, das mit dem schweizerischen wetteifert. Man findet überdies im Schwarzwald Hammerwerke, Glashütten, Potasche-, Pech-, Terpentin- und Theersiedereien, wie überhaupt in Gebirgen, die mit Nadelholz bewachsen sind. „Die Wohnungen liegen in den wildschönen Thälern zerstreut umher, von Holz, mit Stroh oder Schindeln gedeckt; man sieht kaum Nagel noch Stein, alles so dürftig, wie der Boden, und doch gehört der Schwarzwälder zu den genügsamsten und zufriedensten Menschen. Die Stuben zu ebner Erde sind schwarzgetäfelt mit vielen Fenstern, ohne darum viel Licht zu haben, wegen der weit hervorspringenden Dächer. Aeußere Gänge führen zu den Gaden oder Schlafgemächern. Unter diesen Gängen draußen am Hause liegt der Holzvorrath. Auf der Hinterseite senkt sich das Dach bis auf den erhöhten Boden, so daß man wie über eine Brücke nach der Tenne oder Scheune fährt und über den Köpfen von Menschen und Thieren drischt. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, der im Sommer zum Milchbehälter dient, und nicht selten steht eine kleine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet."

Der Odenwald

zwischen Rhein, Main, Neckar und Tauber liegt in der Richtung des Schwarzwaldes wie eine nördliche Fortsetzung desselben, und fällt in gleicher Weise am kürzesten und steilsten in die Ebene des Rheins ab. Eben deshalb zeigt er sich, von diesem Strom aus betrachtet, als ein ziemliches Gebirg, aus dessen Reihe einzelne Kuppen vorragen. Die Thäler sind breit genug, um nicht schauerlich zu sein, und da die Erhebung nicht beträchtlich, die obersten Rücken und Kuppen sämmtlich voll Laubholz, und die Hänge und Tiefen mit kleinen Ortschaften besäet sind, so ist der Anblick des nur 45 QM. überlagernden Odenwaldes mehr mild und freundlich, als wild und groß; am meisten von der Natur begünstigt ist der Fuß des Gebirges längs der Bergstraße. Seine Gewässer (die Weschnitz zum Rhein, und die Mümling und Gersprenz zum Main) sind nur Bäche. Im Odenwalde bildet der Granit (wechselnd mit Syenit) den Kern, er tritt auf der ganzen Westseite von Heidelberg bis Darmstadt zu Tag, während im Osten der bunte Sandstein vorherrscht, auch hin und wieder Basalt, Porphyr und Mandelstein zu finden sind. Südlich und östlich liegt der Muschelkalk an, im Westen aber das aufgeschwemmte Land der Rheinebene. — Höhen: Katzenbuckel, ONO. von Eberbach am Neckar ist 628 m. (1934′) hoch; nördlich davon, also gleichfalls im östl. Theile, der Krähenberg 544 m. Der Stotz, $^1/_2$ M. östl. von Lindenfels, bildet den Centralpunkt des Gebirges. Die Neunkircher Höhe, $^3/_4$ M. nordwärts von Lindenfels, hat 527 m.; der Malchen oder Melibokus, 2 M. südwärts von Darmstadt, 548 m., oben mit Wartthurm und weiter Aussicht über die Rheinebene und zu den jenseitigen Bergen. Dicht hinter dem Melibokus liegt der Felsberg, an dessen östl.

Hange die Riesensäule. Der schöne und weitsichtige Königsstuhl am linken Neckarufer, 567 m. bildet mit dem Heideberge am rechten Ufer die Pforte, aus welcher der Neckar neben der reizenden Stadt Heidelberg in die Ebene tritt.

Der schwäbische Jura,

in seinem mittleren (höchsten) Theile auch rauhe oder schwäbische Alp genannt, hängt zwischen Rottweil am Neckar und Tuttlingen an der Donau durch die Baar mit dem Schwarzwalde zusammen, und breitet sich von da nach NO. 23 Mln. weit bis zum Wernitzdurchbruche hin. Er ist eine 4—5 Mln. breite Bergfläche, worin man keinen Hauptrücken und oft kaum die Wasserscheide entdecken kann, die mehr am nordwestlichen höheren Rande hinzieht, so daß die größere Hälfte zur Oberdonau gehört. Der Theil zwischen Ulm, Eschingen und Blaubeuren heißt Hochsträß von einer alten Römerstraße. Ins Neckarland fällt der Schwabenjura kurz und steil ab, gegen das höher gelegene Donauthal sanft und terassenförmig; deshalb erscheint er im Donaugebiete nicht sonderlich hoch, stattlicher aber im Neckargebiete, wo man eine langgestreckte gebuckelte Höhe erblickt, von welcher die Berge wie Kegel, denen die Spitzen abgeschnitten sind, nur wenig aufragen. Die Wälder des Bergzugs sind mehrentheils Laubholz. Rauh heißt die oben nackte und steinige Alp, auf welcher nur selten und meist arme Ortschaften, in Bezug auf das Klima und den unfruchtbaren Boden und namentlich im Vergleich mit dem umliegenden sehr fruchtbaren Gelände, besonders mit dem herrlichen Neckarthale, denn das höhere Thal der Oberdonau ist minder schön. Als Hauptbestandtheil zeigt sich das Kalkgestein ähnlich dem schweizer Jura, auch eben so zerklüftet und höhlenvoll im Innern, und arm an Quellen; deshalb und wegen der gleichen Richtung von SW. nach NO. wird das Gebirg von den Geognosten als eine, vom Rhein unterhalb der Aarmündung durchbrochene Fortsetzung des schweizer Zuges betrachtet. — Höhen: der Hohenberg östl. von Rottweil 1026 m.; NO. nahe beieinander und durch schroffe Spalten geschieden der Plettenberg 1010 und der Schafberg 1014 m. Achalm, Kegelberg im O. von Reutlingen, 708 m., worauf Trümmer der Burg Achalm mit schöner Aussicht ins Neckarland. Hohen Urach und Neufen, beide mit Burgtrümmern. Teck, südl. von Kirchheim, ein Kegelberg mit Trümmern und schöner Aussicht. In SW. Theile des Zuges, über Hechingen, liegt der Hohenzollern, 858 m., wie im NO. Theile in der zwischen Fils und Rems gelagerten Vorkette der Hohenstauffen, 690 m., herrliche Kegelberge mit den Stammburgen zweier Fürstenfamilien Deutschlands, die in der Weltgeschichte zu so großer Bedeutung gelangt sind: der von den Ulmern 1425 zerstörten Stammburg unseres jetzigen Kaiserhauses, von König Friedrich Wilhelm IV. neu und prächtig wiederhergestellt, und der im Bauernkriege 1525 zerstörten Stauffenburg, abgetragen und nur noch in dürftigen Mauerresten vorhanden. Stauffen und Zollern — Vergangenheit und Zukunft, unsere ganze Geschichte liegt in diesen beiden Namen! Man darf es den Schwaben nicht verargen, wenn sie stolz darauf sind, die beiden großen Kaisergeschlechter geboren zu haben, noch ungerechnet die Welfen, deren Stammburg droben bei Ravensburg am Bodensee liegt, stolz darauf, daß mehr als einmal durch den schwäbischen Stamm die Axe des Reiches hindurchlief und er an der Spitze der Nation ging. —

Die NO. Theile des schwäb. Jura, Aalbuch und Härtfeld, sind schon oben S. 74 geschildert.

Das von diesen Gebirgen begrenzte Hügelland des Neckars gehört zu den schönsten des deutschen Vaterlandes; der ergibige Boden der sanften Hängen und Höhen ist für Korn, Obst und Wein geeignet und wird von den zahlreichen Bewohnern fleißig bebaut. Noch schöner sind die meisten Gegenden des Oberrheinthales. Dies ist die zwischen Wasgau und Hart, Schwarz- und Odenwald gelegene 3—5 Mln. breite Ebene von Basel bis gegen den Main, worin viele Nebenthäler aus den genannten Bergwäldern sich münden. Der Strom fließt so ziemlich in der Mitte, bevor er sich zu den Abstufungen der Hart hinwindet. Das Klima dort ist wohl das mildeste in Deutschland; 28° Wärme im Schatten ist häufiger, als 16° Kälte. Kirschen, Pflaumen, Aprikosen blühen schon in der ersten Hälfte des April. Reife Kirschen gibts anfangs Juni. An den wärmsten Abhängen der Berge gedeiht die Mandel; hie und da sind kleine Kastanienwäldchen. Besonders schön sind die Umgebungen der Bergstraße von Heidelberg bis zum Melibokus; es ist eine mehrere Mln. lange von prächtigen Obstbäumen beschattete Allee. Noch reizender sind die Abhänge des Schwarzwaldes bis zur Murg. Die Weine an der Hart und die Markgräfler, ebenso manche Elsaßweine werden sehr gelobt. Berühmt ist die Landwirthschaft der Pfalz, d. h. der Länder an beiden Seiten des untern Neckars und gegenüber zur Hart. — Nur zwischen Rhein und Ill ists sandig, ebenso in der Gegend von Karlsruhe, und im nördlichsten Theil der Ebene zwischen Darmstadt und Mainz.

Ortschaften. 1) Am Strome selbst: Straßburg, die „Amazone des Elsasses", am Zusammenfluß der Breusch und Ill, ehemals deutsche freie Reichsstadt, 1681—1870 franz. Festung, mit 85,000 E. Unter den Gebäuden ist der 752 Stufen (142 m.) hohe Münsterthurm eins der schönsten Werke deutscher Baukunst. Meister Erwin aus Steinbach, im 13. Jahrhundert, entwarf den Plan dazu und leitete den Bau bis an seinen Tod; erst im 15. Jahrhundert vollendete der Kölner J. Hülz die Spitze des einen Thurms, der andere ist unvollendet geblieben. Wenn die Bürger ihren 2 ruhmwürdigen Landsleuten aus alter Zeit, dem Minnesänger Meister Gottfried (Verfasser von Tristan und Isolde 1230) und dem Geschichtschreiber Twinger von Königshofen, der 1380 die erste Chronik in deutscher Prosa schrieb, ein Denkmal setzen wollten, so verdiente es im Münster zu stehen. Neulich haben sie Bildsäulen Gutenbergs und des Generals Kleber errichtet, doch nur der letztere war ein Straßburger von Geburt. Die 1872 wiederhergestellte deutsche Hochschule wird großen Einfluß üben auf die Verbreitung deutscher Bildung und Kultur im Elsaß; auch die beim Bombardement von 1870 zu Grunde gegangene Bibliothek wird durch edlen Wetteifer des gesammten deutschen Volkes und seine Schwesternationen wieder erneuert. Straßburg gegenüber und durch einige Brücken mit ihm verbunden Kehl, gleichfalls befestigt. — Speier, links am Rhein, ehemalige Reichsstadt, groß, doch schwach bevölkert (13,000 E.). Der ehrwürdige Dom mit 8 Kaiserdenkmälern (die Gräber haben die Franzosen zerstört) nämlich Heinrich III., der noch ein wirklicher Kaiser des Reichs war, Rudolf von Habsburg &c. ist wieder hergestellt und von Maler Schraudolf ausgeschmückt. — Mannheim, an der Neckarmündung, neu und regelmäßig gebaut, mit 39,600 E., einer der Hauptrheinhäfen und natürlicher Stapelplatz des Verkehrs für die Gebiete des Neckars,

des oberen Rheins und der oberen Donau; der jenseit des Rheins entstehende Ort Ludwigshafen hat schon nahe an 8000 E. Die Mannheimer gedenken gern der Zeit, wo einmal Iffland und Schiller hier lebten; des letzteren Statue steht vorm Theater. Auch des eignen Mitbürgers Bassermann, der im Parlament war, rühmen sie sich, und mit Recht. — Worms, am linken Ufer, 5 St. vom Donnersberg, alte ehemals sehr bevölkerte Reichsstadt mit einem Dome aus dem 12. Jahrhundert. Wie weit vor der Verwüstung durch die Franzosen von 1689 sich die Stadt erstreckte, sieht man an der einsam draußen stehenden Liebfrauenkirche, bei deren Mauern die Liebfrauenmilch wächst, ein gerühmter Wein. Denkwürdig sind hier die gehaltenen Reichstage von 1495, wo dem zerfallenden deutschen Reich eine neue Verfassung (ewiger Landfriede, Reichskammergericht u. s. w.) zu geben beschlossen ward, und 1521, wo Luther vor Kaiser Karl V. und den Fürsten des Reichs sich vertheidigte. Die nach dem Entwurfe Rietschels ausgeführte, 1868 enthüllte stattliche Gruppe des Lutherdenkmals ist eine großartige Verherrlichung der kirchenreformatorischen Ideen, deren Träger und Schützer. Worms ist Heimat der Dalbergischen Familie; ein Mitglied derselben (Karl Theodor) war einmal auf Napoleons Anordnung Großherzog von Frankfurt und starb zu Regensburg 1817. — Oppenheim, links am Rhein, auf unebenem Abhange hoher Hügel. Oben liegt die schöne im Stile des 13. Jahrhunderts erbaute, neu restaurirte Katharinenkirche; noch kürzlich konnte man sagen, daß vom hohen Chor nur noch die fensterlosen Mauern ständen, das Dach fehle und unten im Innern wuchere dichtes Gesträuch, — traurige Erinnerung*) an das Jahr 1689, wo die Franzosen plötzlich über die Grenze stürmend auf unmenschliche Art die Pfalz verheerten; das unter unzählige Herrn zertheilte deutsche Reich war damals zu ohnmächtig gegen den despotischen Hochmuth Ludwig des XIV. — Unterhalb Oppenheim wächst der Niersteiner.

2) Rechts ab vom Strom: Freiburg im Breisgau an der Dreisam, mit 24,400 E., sehr schön gelegene Universitätsstadt mit klaren Bächlein in den Straßen; Rottecks Denkmal. Der Münster mit 116 m. hohem Thurme gehört zu den Meisterwerken des 13. Jahrhunderts. Unweit Freiburg liegt die Ruine von Zähringen, Stammburg des badischen Fürstenhauses. Baden, am untern Schwarzwald in der Oeffnung eines schmalen schönen Thals, vielbesuchter Badeort mit glänzenden Bauwerken von Weinbrenner und Hübsch, und mit hochgelegener Schloßruine, die gleich der zu Heidelberg an den Vandalismus der Franzosen von 1689 erinnert. Der Weg von hier nach Karlsruhe führt über die Festung Rastatt. — Karlsruhe, 3/4 Mln. rechts vom Rhein in weiter Ebene, regelmäßig gebaut, mit 37,200 E., Residenz des Großherzogs von Baden, dessen gesegnete Länder sich von Mannheim bis an den Bodensee erstrecken. Vor dem Schlosse, von wo 11 schöne Straßen wie Strahlen oder Fächerrippen ausgehen, sieht man die Statue Karl Friedrichs von Schwanthaler, nahe dem Bahnhof das Standbild des Ministers Winter († 1838) und im Schloßgarten ein

*) Eine Menge anderer Ruinen (z. B. die Liebfrauenkirche bei Worms, das herrliche kurfürstliche Schloß zu Heidelberg) und nur halb wiederaufgebauter Orte erinnert gleichfalls an jene franz. Mordbrennerei, und an das diabolische: Brûlez le Palatinat! des „allerchristlichsten" und „allercivilisirtesten" Königs.

Denkmal Hebels. Der große Maler Lessing, sonst zu Düsseldorf, jetzt hier. Vorzügliche polytechnische Schule. Bretten, östlich von Karlsruhe, Vaterstadt Melanchthons, geboren 1497. In der Nähe (nördl.) Sickingen, wo die Stammburg des bekannten Franz. — Heidelberg mit 19,900 E., bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts Hauptstadt der Pfalz, mit berühmter Universität, herrlicher Schloßruine und steinerner Brücke über den 230 m. breiten Neckar. Die herrliche Lage von Heidelberg, „als der ländlich schönsten Stadt von Deutschland" ist bekannt*). Der gründliche Historiker Schlosser (wer kennt nicht wenigstens sein Werk über das 18. Jahrhundert, und seine von Kriegk herausgegebene Weltgeschichte?) war eine der Zierden der Universität; Prof. Häusser (gest. 1867) war würdiger Nachfolger auf seinem Lehrstuhl. Auch Gervinus lehrte und starb hier (18. März 1871). Weinheim ist sehenswerth als schönster Punkt der Bergstraße, und Lorsch mit den Trümmern einer Abtei, östlich von Worms, als Verbannungsort des letzten altbairischen Herzogs Thassilo des Agilolfingers; Karl der Große, der keine Herzoge in seinem Reiche dulden wollte, setzte ihn ab. — Darmstadt, hessische Residenz, an Vorhügeln des Odenwaldes, in der Nähe schöner, parkähnlicher Wälder, leider an keinem Flusse. Die Stadt, halb alt und eng, halb neu und weit, mit großen Plätzen, deren einer das hohe Säulenmonument des ersten Großherzogs trägt, hat 33,800 Einw. Unter den neuen Gebäuden sticht die von Moller gebaute katholische Kirche hervor, nicht gerade ihres Aeußern wegen, sondern wegen des schönen Säulenrundes im Innern. Die Sammlungen im Schloß, sowohl Naturalien (worunter das merkwürdige zu Eppelsheim ausgegrabene Dinotherium), als auch Alterthümer, Gemälde und physikalische Apparate sind bedeutend, die Bibliothek sehr ansehnlich. Vor dem Schloßgarten die Steinbilder Philipps des Großmüthigen und seines Sohnes Georg in der Tracht ihrer Zeit; im Garten selbst aber, halb im Grün versteckt, das Denkmal, das Friedrich der Große der Landgräfin Henriette Karoline († 1774) hat setzen lassen: eine marmorne Urne mit der Inschrift: Sexu femina, ingenio vir. Das Denkmal ist klein; der weise König war damals doppelt sparsam, er that alles, um die Wunden zu heilen, die der Krieg seinem Lande geschlagen. So wenig ehemals Darmstadt bedeutete, so hatte es doch mehrere ausgezeichnete Männer z. B. Goethes Jugendfreund Merk, den hessischen Geschichtsforscher Wenk; und jetzt kann es des großen Chemikers Liebig, des Literarhistorikers Gervinus und mancher Künstler sich rühmen. Der geistreiche Physiker Lichtenberg († 1799 zu Göttingen) war aus dem nahe gelegenen Oberramstadt. — Trebur, 1½ Mln. südöstl. von Mainz, ehemals kaiserliche Pfalz (d. h. kaiserliches Gut mit Palast), wo Karl der Dicke von den deutschen Großbeamten im Jahr 887 abgesetzt wurde; auch war hier 1076 die Versammlung der Fürsten gegen ihren König Heinrich IV., der bald darauf nach Canossa in Italien ging, um sich vor Gregor VII. zu demüthigen.

3) Links vom Rheine: Mülhausen an der Ill, mit 52,000 E., reichste Fabrikstadt im Oberrheingebiete, vor der franz. Revolution ein Theil der Schweiz. —

---

*) Scheffel im Trompeter von Säckingen":
Alt Heidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine kein andere kommt dir gleich;
Stadt fröhlicher Gesellen, an Weisheit schwer und Wein u. s. w.

Kolmar links der Ill, gewerbthätig mit 22,900 E., Wohnort des blinden Dichters Pfeffel (gest. 1809), auch durch den Erfinder der Kupferstecherei Lebrecht Rust (Zeitgenoß Gutenbergs) und den Maler Martin Schön berühmt. In der Nähe „das Lügenfeld" von 833. Schlettstadt, kleine Festung an der Ill. Hagenau an der Moder, einst eine der Lieblingspfalzen Barbarossas, dessen Andenken im Elsaß sehr lebhaft sich erhalten und der nach dortiger Sage von Hagenau allabendlich zum Trifels wandert, wo der Tisch für ihn gedeckt ist. NW. davon Wörth am Sauerbache, wo 1. großer Sieg der deutschen Südarmee unter dem Kronprinzen des deutschen Reiches, 6. Aug. 1870. Schon öfter als einmal ist das Elsaß von den Deutschen mit dem Schwerte zurückgenommen worden. Weißenburg, wo der Benediktiner Ottfried aus Schwaben um 870 die Evangelien in deutsche Verse brachte, eines der ältesten Denkmäler unserer Sprache. — Gefecht vom 4. Aug. 1870. Landau an der Queich, ehemals kleine deutsche Reichsstadt, jetzt bairisch, auf ebener Abdachung der Vogesen. Oberhalb im Gebirgsthal liegt das Städtchen Anweiler und daneben auf einem von drei Berggipfeln die uralte Kaiserburg Trifels, Reichsgut und Schatzkammerschloß des alten deutschen Reiches, Aufbewahrungsort der Krone und der Reichskleinodien; hier saß Richard Löwenherz 1194 als Gefangener. Göllheim 2 Stunden vom Donnersberg. Denkmal Adolfs von Nassau, der hier 1298 gegen den Habsburger Albrecht fiel; ein Zeitgenoß, Ottokar Horneck, hat die Schlacht sehr anschaulich beschrieben.

4) Im Neckargebiet: — Stuttgart, über 1/2 St. vom Neckar entfernt, von Weinbergen umgeben, Hauptstadt Würtembergs und einer der Hauptsitze des deutschen Buchhandels, jetzt mit 91,000 E., einschließlich des Militärs. Mit der steigenden Bevölkerung hat auch die Verschönerung der Stadt in diesem Jahrhundert gleichen Schritt gehalten. Alte Kirchen sind reparirt, neue Straßen entstanden mit stattlichen Gebäuden; außer dem großen königlichen Schloß, dessen innere Schätze sich durch plastische Werke von Canova, Dannecker, Thorwaldsen und Rauch vermehrten, ist neulich ein 135 m. langer Königsbau, dessen unterer Theil zum Bazar, der obere zum Concertsaal dient, fertig geworden, und der Schloßgarten und Park dehnt sich fast bis Cannstadt aus. Stuttgart war die Heimat des Historikers Spittler, des Kupferstechers Fr. Wilh. Müller (sein Hauptwerk die Dresdener Madonna) und des Philosophen Hegel. Sehenswerth ist außer dem, was vorhin erwähnt worden, das zoologische Museum mit 1000 ausgestopften Thieren in natürlicher Gruppirung, ferner die Jubiläumssäule auf dem schönen 4eckigen Schloßplatze, die Statue Schillers von Thorwaldsen, und manches Werk des Bildhauers Dannecker, z. B. seine Kolossalbüste Schillers und das Modell seines in Petersburg befindlichen Christus. Eine Psyche von ihm steht in dem königl. Lustschlosse Rosenstein, von wo man nach dem Kurorte Cannstadt und nach dem Rothenberge eine schöne Aussicht hat. In der Nähe die in maurischem Stile erbaute Wilhelma. Auf dem Rothenberge stand vormals das Stammschloß Würtemberg, jetzt aber eine Kapelle der verstorbenen Königin Katharina, geschmückt mit den 4 Evangelisten von Dannecker und Thorwaldsen. 2 Mln. nördlich von Stuttgart Ludwigsburg, eine der vielen, auf „allerhöchsten Befehl" entstandenen Städteschöpfungen Deutschlands aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, Nachahmungen von Versailles; hier residirten die Herzöge Würtembergs, wenn sie mit den Stuttgar-

tern schmollten. 3/4 Stunden NW., 300 m. über dem Neckarspiegel, auf steilem, jetzt größtentheils nacktem isolirten Bergkegel Schloß Hohen-Asberg*) mit starken Mauern und düstern Thürmen, das Zwing-Uri Würtembergs, das mit dem Hohen-Neuffen und Hohen-Twiel jene schauderhafte Trias bildet, die alles Elend und Verbrechen, alle Opfer heimlicher Rache wie unerbittlicher Gerechtigkeit, leidenschaftlicher Herrscherlaune wie entsetzlicher Schuld, zu einem Haufen bleicher Gestalten vereinte. Erinnerung an Schubart und seinen Peiniger, den despotischen Herzog Karl. — Reutlingen am Fuße des Achalm mit 14,200 E., ehemalige Reichsstadt. Sieg der Bürger über Ulrich von Würtemberg im Jahre 1377; die Wappen der 58 gefallenen feindlichen Ritter wurden als Glasmalereien im Rathhause angebracht. Nicht gar weit von da lag auch Lichtenstein gleich den übrigen Burgen vor der rauhen Alp in Trümmern, nun von einem Prinzen Würtembergs, und zwar durch den bekannten Meister Heideloff, in ein neues schönes Schloß umgewandelt und mit alten Rüstungen, Geräthschaften und Gemälden ausstaffirt; 250 m. über dem schon hohen Honauer Thale, ist Lage und Aussicht reizend, man sieht nicht bloß ins Neckarland herab, sondern auch über die Rauh-Alp hinweg nach den Appenzeller und Arlberger Alpen. Einen Felsvorsprung ziert ein Denkmal des liebenswürdigen würtembergischen Dichters Wilh. Hauff (sehr jung gestorben 1827) wegen seiner frischen lebendigen Erzählung „die Lichtensteiner." — Tübingen am Neckar, würtemberg. Universität, in der Geschichte des Landes berühmt durch den Vertrag im Jahr 1514 zwischen Herzog Ulrich und den Städtedeputirten; Dichter Uhland 1781—1861; die anmuthige Erzählerin Ottilie Wildermuth. Eßlingen mit 17,800 und Heilbronn am Neckar, mit 18,900 E., ehemals Reichs-, nun wichtige Fabrik- und Handelsstädte, und beide mit stattlichen Kirchthürmen von durchbrochener Arbeit. In Heilbronn, dessen schöner Thalkessel durch außerordentlich mildes Klima ausgezeichnet, ist auch der alte Thurm sehenswerth, worin Götz von Berlichingen 1519 gefangen saß; er starb aber nicht in der Haft, sondern viel später als ein und achtzigjähriger Greis 1562 auf seinem Schlosse Hornburg am Neckar. In der Nähe Heilbronns liegt auch Weinsberg, bekannt durch die schöne Sage von der Weibertreue (1140). Marbach am Neckar, zwischen Stuttgart und Heilbronn, Schillers Geburtsort; er starb zu Weimar 1805, erst 45 Jahre alt. — O. von Heilbronn Hall (schwäbisch Hall) am Kocher, ehemals Reichsstadt, mit alter Saline und 1822 aufgefundenem Steinsalzlager**); Heimat Gräters, der für deutsche Alterthümer und nordische Mythologie viel gethan. Die Häller (kl. Münze) hier zuerst geprägt. Zu Kupferzell, N., schrieb Jul. Weber seine Briefe eines durch Deutschland reisenden Deutschen. — 2 Mln. westl. von Stuttgart Weil (die Stadt) a. d. Würm, ehemaliges Reichsstädtchen, Heimat des großen Astronomen Johann Kepler, geboren 1571. Unweit Weil liegt das Dorf Döffingen, denkwürdig wegen der Schlacht vom 29. August 1388.

---

*) Auch Asperg, benannt nach den Eschen- (Espen- oder Aspen-) Wäldern, die ehemals seine Hänge bedeckten.

**) Noch reichere Salinen in und bei Wimpfen (Jaxtmündung), wie Friedrichs-, Ludwigs-, Clemenshall.

Es hatte sich zur Vertheidigung bürgerlicher Freiheiten gegen fürstliche und adelige Uebermacht nicht bloß die Hansa am Meere und die Eidgenossenschaft an den Alpen gebildet; auch in Schwaben, am Oberrhein und in Franken gab es städtische Vereine, zuerst um die Mitte des 13. Jahrh. durch den Mainzer Arnold Walpode veranlaßt, doch weiter verbreitet im folgenden Jahrhundert, wo unter dem ohnmächtigen Kaiser Karl IV. sich Deutschland beinah aufzulösen schien. Ritterbünde stellten sich damals den Fürsten und Bürgern, Städtebünde wieder den Fürsten und Rittern entgegen. Nach dem vorhin erwähnten Gefechte bei Reutlingen stieg den Bürgern der Muth. Den 31 schwäbischen Städten, worunter Augsburg und Ulm die größten, schlossen sich 7 rheinische (worunter Straßburg, Mainz und Frankfurt) nebst fränkischen, selbst Wetzlar und Regensburg, an. Man fürchtete, daß noch die Eidgenossenschaft hinzutreten würde. Dieses Wachsen des Republikanismus zu hindern, waren Herzog Leopold von Oesterreich und Graf Eberhard der Greiner (Zänker) von Würtemberg besonders thätig. Doch schien ihr Streben fruchtlos, als jener, 1386 in die Schweiz einbrechend, Schlacht und Leben bei Sempach verlor. Grade dieser Verlust aber gab den Schweizern solche Zuversicht, daß ihnen ein Bund jenseits des Rheins nicht noth that; und die freien Städte, wenig an die Kraft größerer Einigung denkend, glaubten sich stark genug, ebenfalls wie die Helden des Hochgebirgs für sich allein siegen zu können. Allein ihr Loos war ein anderes. Im hitzigen Gefechte am Kirchhof zu Döffingen fielen zwar auf Seiten Würtembergs viele vornehme Herrn und Ritter, jedoch durch Verrath des Hauptmanns der Nürnberger (es war ein Graf Henneberg), der vom Feinde bestochen war, kam Unordnung in die städtischen Scharen. Zugleich fiel Ritter Wolf von Wunnenstein, obwohl Feind Eberhards, doch noch größerer Feind aller Bürgerlichen, ihnen in den Rücken. Dies gab den Ausschlag. Konrad Besserer, Bürgermeister Ulms und Oberhaupt des städtischen Heers, fand seinen Tod auf der Walstatt, viele mit ihm; 600 geriethen in Gefangenschaft, die übrigen retteten sich durch die Flucht. — Diesem Unglück folgte mehreres, denn auch bei Worms und bei Eschborn (nördl. von Frankfurt) wurden die Bürger geschlagen. Der mächtig aufstrebende Bund sank, doch behaupteten die Städte wenigstens das Gleichgewicht und ihre Reichsfreiheit.

Pforzheim an der Enz und Nagold, sehr gewerbthätig, berühmt als Geburtsort Reuchlins (geb. 1455) und durch eine wackere That im 30jährigen Kriege. Als nämlich der Markgraf Georg von Baden im Gefecht bei Wimpfen (6. Mai 1622) von der Uebermacht Tillys besiegt und in der äußersten Noth war, wo es kaum möglich schien zu entrinnen, da beschlossen 400 treue Pforzheimer Bürger sich aufzuopfern; sie allein hielten mit Löwenmuth die Feinde auf und fanden ihren Tod, während der Fürst mit den Seinigen glücklich entkam. Wildbad mit warmen Heilquellen, in wildromantischer Gegend, „wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt." — Mancher kleine Ort des Neckargebiets hat genievolle und gelehrte Männer hervorgebracht; aus Gaggstadt war der Historiker Schlözer, aus Nürtingen der Theolog Planck, aus Leonberg der Theolog Paulus, aus Waldenbuch der Bildhauer Dannecker, aus Tiefenbrunn der anatomische Forscher Gall u. a. m. Auch der gelehrte Kritiker D. Strauß ist ein Würtemberger.

§. 7. Mittelrheinisches Gebiet

mit den Nebenflüssen Main und Mosel. Tiefebenen finden sich hier wenige; selbst die am untern Main ist nur als kleine Fortsetzung der oberrheinischen zu betrachten. Fast alles ist entweder sanfteres Hügelland, oder bergiges im Durchschnitt 300 bis 500 m. hohes Plateau, mit mehr oder weniger vorragenden Kuppen. Das Hügelland finden wir besonders im Maingebiete und an der obern Mosel westwärts von den Vogesen. Am meisten gebirgig, links über die mittlere Maas hinaus und rechts bis zur Eder und Diemel, ist der große Landstrich, der inmitten vom Rheinstrom, quer von Westen her von Mosel und Ahr, von Osten her von Lahn, Sieg und Ruhr durchschnitten, im Süden von Main, Rhein und Nahe, im Norden von der Lippe begrenzt wird und seines vorherrschenden Gesteins wegen rheinisches Grauwacken- und Schiefergebirg heißt. — Sehr verschieden ist also das mittelrheinische vom oberrheinischen Gebiete, außer daß die weite Maingegend in Annehmlichkeit und Fruchtbarkeit mit der am Neckar, so wie die Landschaft von Wiesbaden bis über Rüdesheim hinaus mit der Westseite des Schwarzwalds um den Vorrang streiten kann. Der Strom selbst aber, der sich als Oberrhein in flacher unschöner Umgebung hinwindet, erhält erst bei Mainz und mehr noch bei Bingen an der Mündung der Nahe jene Herrlichkeit, die ihn zum ersehnten Reiseziele aller Freunde der schönen Natur macht.

Der Hunsrück

d. h. Hochrücken, bildet ein im Durchschnitt 450 m. hohes, häufig von Quarz unterbrochenes Grauwackenplateau zwischen Rhein, Nahe und Mosel, das namentlich im SW. höher gehobene dunkle Waldhöhen besitzt. Hier ragt im Hochwald der Walderbeskopf, NW. von Birkenfeld, 820 m. (2526′) über dem Nordseespiegel; in NO.-Richtung schließt sich daran der Rücken des Idarwaldes mit dem 735 m. hohen Idarkopf. Links der untern Nahe der lützel (kleine) unt der große Soonwald (wo der Schanzenkopf), der südl. gegen Kreuznach und Bingen abfällt, während er nördl. in hohe von Thälern durchschnittene Landrücken sich ausweitet, deren Klima ziemlich kalt und der Pflanzenwelt wenig geneigt ist. Da hier der Rhein auf der 12 St. langen Strecke von Bingen bis Coblenz zw. dem westl. und östl. Flügel des Schiefergebirgs sich seinen Weg bahnte, fällt das Hochland des Hunsrücks in herrlichen Bergen und Felsen hart ans Ufer ab. Diese Abhänge, wie die an der Nahe und häufig an der wunderlich gekrümmten Mosel, bieten der Sonne so köstliche Schrägflächen und fruchtbare Erdspalten dar, daß sie reich an stattlichen Fruchtbäumen und Weingärten sind. Der ganz rauhe Hunsrück ist auf diese Weise an seinen scharfen Kanten fast überall mit herrlichen und gesegneten Gegenden eingefaßt. Uebrigens zu merken, daß alles Land umher zu beiden Seiten der Mosel, Saar, Nahe und Blies hochwellenförmig ist, woraus manche schöne Kuppe hervorragt, z. B. der Wetzelberg nordöstl. von St. Wendel. Im Südwesten des Hunsrück das 12 M. lange und 4 M. breite

Pfälzer oder Saarbrücker Kohlengebirg (Saarbrück bis Glanmündung), mit besonders mächtigen Flötzen zwischen Saarlouis und St. Ingbert.

Die Ardennen nebst Veen und Eifel.

Vor alters führte der große Landstrich von Verdün an der Maas bis zur Sambrequelle, und östl. bis an den Rhein, den Namen Ardennerwald, der jetzt auf engere Grenzen eingeschränkt ist. Die Argonnen, einen schluchtenreichen Wald, welcher von Verdün an rechts und links der Maas (Ost- und Westargonnen) bis in die Gegend von Sedan 15 M. weit sich erstreckt, rechnet man nicht mehr dazu, und eben so wenig die nordöstl. Striche zwischen Lüttich und Coblenz, die als Hochveen und Eifel bekannt sind. — Will man die Lage der eigentlichen Ardennen finden, so ziehe man Linien von Bonn nach Sedan, und von Trier nach Lüttich. In der Gegend, wo sie sich durchschneiden, ist der Ursprung mehrerer Wasser, die nach der Maas oder Mosel laufen. Von hier bis Rethel a. d. Aisne erstreckt sich das mittlere Hochland der Ardennen oder des Eisling. Denken wir uns nördl. davon eine Linie von der Sambrequelle bis Namur, und die Maas entlang bis Lüttich, so haben wir die Grenze der nördl. Abdachung. Im Süden breitet sich das Gebirg bis gegen Trier und zu den Argonnen. Die Maas hat also einen Thalweg hindurch geschnitten, der bei Revin den Hauptdurchbruch hat. — Bergketten muß man hier nicht suchen; die Ardennen sind ein schiefriges Hochland, vielfach von Gewässern durchschnitten und voll steilhängiger Thäler. Die einzelnen Erhebungen sind oben abgeflachte oft waldige und oft morastige Rücken und Wulste. Uebrigens wird der wilde Anblick dadurch gemildert, daß die Wälder größtentheils aus Laub- und nicht aus Nadelholz bestehen. Die größten Höhen zwischen Mosel und Maas erreichen nicht 700 m.; links von der Maas steigen die Waldgipfel nur ca 500 m. Zu den höchsten unfruchtbarsten Strichen des Ardennerwaldes gehören die Gegenden von St. Hubert, Bastogne und Neufchateau (zw. Lüttich und Montmedy), wo meilenweit kein Baum und Strauch zu sehen. Dagegen prangt die Thalgegend der Maas mit Wiesen und Feldern. Die größten Waldungen sind zwischen Sedan und Bouillon und aufwärts bis Montmedy. Auch Steinkohlen (aus einem großen Lager von Lüttich bis Valenciennes) liefert das Land, und Eisen, das in Namur und Seraing verarbeitet wird; ferner Zink, Blei, Schiefer, Mineralquellen, wie Spaa u. a. Auf den Bergweiden gedeihen die Schafe; Ardenner und Hunsrücker Hämmel sind besonders wohlschmeckend.

Die Hochveen liegt südöstl. von Lüttich, zwischen Eupen, Verviers, Malmedy und der obern Roer, und ist voller Sumpf und Moor, die man eher in niederm Lande als auf einem Erdbuckel erwarten sollte, der sich an 700 m. erhebt. Auf ganzen Strecken dieses traurigen Landes sieht man weder Baum noch Strauch; erst am nördlichen Ende wird der Boden wieder fruchtbar und angenehm. Dort liegt das weidenreiche, viel Käs und Butter liefernde Limburger Land; und bei Lüttich und Aachen ists schön. In den Städten herrscht großer Fabrikfleiß. — Bei Prüm beginnt die Eifel (Schnee-Eifel zw. Our und Kill, Hohe Eifel östl. der Kill und Vordere Eifel, der nordöstlichste Theil zw. Mosel, Rhein und Ahr). Von den Wassern kommt die Our mit Prüm und Sauer (vom Eisling) zur Mosel, die Kill gleichfalls, die Ahr

und Erft zum Rhein, die Urft zur Roer. Gestalt und Beschaffenheit dieses Gebirgs ähneln dem Ardennerwald, mit dem es zusammenhängt, außer daß die Eifel einmal eine große vulkanische Zeit erlebt hat. Aus der hochgelegenen verödeten Schieferfläche ragen an 80 Basaltkegel hervor, so die zuckerhutförmige Hohe Acht (d. i. Warte) bei Adenau 755 m. (2324'), der Ernstberg bei Daun 690 m., der Kelberg 671 m. 3½ St. südöstl. der Acht, der Goldberg 655 m. in der Schnee-Eifel. Mehrere erloschene Krater sind jetzt Seen; man nennt solche Kraterseen Maare. Das größte Maar der Eifel ist der Laacher See, nicht weit vom Gänsehals und vom Rheinstrom. Er liegt 216 m. höher als der Rhein, ist 70 m. tief und gefriert nie. An der Westseite das ehemalige Benediktiner-, nun Jesuitenkloster Laach. — So rauh und größtentheils unfruchtbar die Eifel selbst ist, so trefflicher Wein wächst an der Ahr und an den Abhängen zur Mosel.

Der Taunus

zwischen Main, Rhein und Lahn, ein Gebirg reich an Mineralquellen im Innern, voll der trefflichsten Weinberge an seinen Abhängen zum Rheinstrom, durch die kornreiche Wetterau vom Vogelsberg geschieden. Der höchste südöstliche Theil heißt die Höhe, der westl. hieß vor alters der Hainrich. Wer den Taunus von Frankfurt her betrachtet, hat gerade vor sich in nordwestl. Entfernung von 3 Mln. den großen Feldberg, auf dessen kahler Platte 884 m. (2721', der höchste Berg des ganzen rheinischen Plateaus), ein 4 m. hoher und 9 m. langer Quarzblock liegt, Brunhildenstein genannt. Oben ist jetzt ein Wirthshaus. Neben ihm wölbt sich der kleine Feldberg (806 m.), und südl. der belaubte hohe Altkönig (795 m.), auf welchem noch Trümmer eines altdeutschen Ringwalles zu finden sind, von einer Art, die nicht gemauert, sondern roh aus Steinen aufgehäuft wurde. Rechts nach NO. zieht das Gebirg sich absenkend in die Gegend von Butzbach; links (d. h. von Frankfurt betrachtet) dehnt es sich bis an den Rhein. Alles, was man unmittelbar vor sich hat, ist die breite Mainthalung, worin Frankfurt und Höchst und eine Menge Ortschaften liegen, und die fruchtbarsten obst- und kornreichen Hügel, die zum Gebirg ansteigen. — Von der Höhe bei Mainz betrachtet bilden die 8 Kuppen, deren höchste der große Feldberg ist, den rechten Flügel des Gebirgs, von wo der Hauptrücken herabwärts bis über Biebrich, mehr links bis gegen Bingen und dicht am rechten Stromufer weiter nordwärts zieht. Deutlich sieht man aber, wie jenseit des Rheins von der Ecke zwischen beiden Flüssen der Boden aufsteigt, zuerst zu dem weinreichen Hügel von Hochheim; dann weiter in höheren Hügelwellen bis zu Bergen, die vor dem Feldberge wie untere Bollwerke vor der Hauptfeste liegen. Zu diesen Bollwerken gehören der Rossert, ½ Ml. von Königstein, 494 m., und nahe dabei der Staufen 417 m.; neben beiden das malerische enge Thal von Epstein, in dessen Nähe der Gagernsche Familiensitz Hornau. Oberhalb Wiesbaden die Platte mit Jagdschloß und reizender Aussicht 491 m., der Trompeter 482 m., die hohe Kanzel 584 m. Im südwestl. Theil (Rheingauergebirg) ragt der Rabenkopf 559 und der aussichtsreiche Niederwald über Rüdesheim 330 m. — Von Walluf bis Lorch liegt am Fuße des Gebirges der eigentliche Rheingau, wo früh bis spät die Abhänge von der Sonne beschienen werden, während aus dem breiten

Strom zu Nacht erquickende Dünste aufsteigen und Obst und Reben erfrischen. In den meisten Sommern steigt auch hier wie am Oberrhein die Wärme auf 28°, ja auf 29°, während im Kanton Zürich selten über 24°. Und wenn die Wärme an der untern Aar auch 27° erreicht, so sind dafür die Nächte weit kühler als im Oberrheinthale und im Rheingau. — Von Rüdesheim an liegen die Taunusberge bis jenseit der Lahnmündung stets dem Hunsrück gegenüber, zwischen beiden der lange enge Durchbruch des Rheins. Hinter dem Gebirgsrücken, also entfernt von Rhein und Main, ist das Hochland des Taunus, mehrentheils rauher, bis erst das niedere Lahnthal wieder mit malerischen Formen auch stattlichen Pflanzenwuchs verbindet. Wo aber auch der Boden nur geringeren Anbau gestattet, liefert er wenigstens Mineralwasser zum Trinken und Baden. Berühmt sind die Brunnen zu Wiesbaden, Schwalbach, Ems, Selters, Faschingen und Weilbach.

Westerwald und Siebengebirg.

Im weiteren Sinne umfaßt der Westerwald die Hochgegenden zwischen Lahn, Rhein und Sieg; im engeren nur die mittlere rauhe Gebirgsgegend zwischen Hadamar und Hachenburg, für besondere Striche gelten dann Einzelnamen wie: Kalte Eiche (südl. der obersten Sieg), Weites Feld (weiter westwärts), Montabaurer Waldhöhe (südwestlichster Theil). Hochflächen und Breitrücken sind meistens baumlos, durchbrochen von Basalt, wo statt der Krater sich kleine Moore finden wie in der Eifel. In der Erde finden sich Massen von Braunkohlen. Einer der schönsten Felsen mit großer Aussicht ist der Bartenstein, O. vom Salzburgerkopf; dieser ist 629 m. (1937′) hoch, der Pfaffenberg (S.) kommt ihm nahe. — Im Nordwesten steht der Westerwald mit dem vulkanischen Siebengebirg in Verbindung, das in der Ecke zwischen Sieg und Rhein vielgipflig und schön sich erhebt. Am Gestade des Rheins bekleiden freundliche Fluren und fleißige Dörfer seinen Fuß. Auch der Weinbau gedeiht noch, wie gegenüber an der Ahr. Sieben Basalt- und Dolomitkegel treten besonders hervor; drei bilden die vordere Reihe dicht über dem Rhein: Drachenfels, Petersberg und Wolkenburg. Besonders malerisch hebt sich der erste 318 m. empor, einem Vorberge der Eifel gegenüber, der die Trümmer von Rolandseck trägt; zwischen beiden liegt unten im Strom eine reizende baumreiche Insel mit dem ehemaligen Kloster Nonnenwerth. Vier Berge bilden die hintere, vom Rheine entfernte Reihe, darunter der Oelberg 448 m. (1380′) und die Löwenburg 431 m.

Niederrheinisch-westfälisches Gebirg.

Das gleich dem vorigen zum rhein. Schiefergebirg gehörige Rothlager (auch Rothhaar) beginnt am Lahnquell mit dem 715 m hohen Ederkopf und geht als ununterbrochener Bergrücken um das Hochbecken der Eder herum über den Härdler (SW. von Schmallenberg) 749 m., und NO. zum Plateau von Winterberg, dem Centralknoten des ganzen Zuges. Hier ragt der Kahle Asten 824 m. (2536′), 168 m. über Winterberg, der Hunau 807 m.; der Küstelberger Schloßberg 787 m. Ein Rücken zieht nordwärts zw. Diemel und Ruhr und steht durch das Briloner Plateau (Mittelhöhe 536 m.) mit der Hohen Lau (Teutoburger Wald) in Verbindung. Kurzer Abfall nach O. ins Edergebiet, dagegen weite Abstufung nach W.,

wo sich ein niederes Bergland ausbreitet, dessen letzte Höhen 2 Mln. vom Rhein in die Ebene abfallen. Während also das linke Rheinufer schon den Niederlanden angehört, hebt sich unweit des rechten noch eine ziemliche Strecke Bergland, besonders stark zw. Wipper und Lenne, wo es nördlich der Orte Attendorn und Meinerzhagen den Namen Ebbe (Arnoba) führt. In der Ebbe ist eine Kuppe, die Nordhelle 653 m., von wo man in dem hochgelegenen rauhen Lande freier um sich blicken kann. — Vom Briloner Plateau nach W. zwischen Ruhr und der von rechts einfließenden Möhne der Arnsberger Wald (Großer Berg 494 m.), und rechts der Möhne und Ruhr ein langer Bergfaden, Haar oder Haarstrang, anfangs 250—200 m. hoch, ein kahler Kreiderücken, der bei Dortmund und Unna, wo er ins Tiefland fällt, Hellweg, und bei Herdecke an der Ruhr Ardey heißt. Auf einem Berge des letzteren lag vor alters die Sachsenveste Hochsiegburg, wo es, wie bei Eresburg, zwischen Karls und Wittekinds Kriegern scharf herging. Links der untern Ruhr liegt das breite Bergisch-Märkische Kohlengebirge. — Der angenehmere Theil dieses Grauwackengebirges ist die Abstufung an der Sieg. Rauher und steiniger ists an der obern Ruhr, und obern Lenne; in diesem armen westfälischen Sauerlande (d. h. Südland) wird mit Mühe nur Hafer gebaut. Weiter abwärts gibt es jedoch guten Roggen, woraus der Westfale den kräftigen Pumpernickel bäckt, und Schweinezucht, woran die westfälischen Schinken erinnern. Ueberhaupt fehlt es den Thälern nicht an Reizen landschaftlicher Anmuth und üppiger Fülle; besonders fruchtbar und kornreich ist die Soester Börde längs der Nordseite des Haarstranges. Die westliche Abstufung der Gebirge liefert viel Metall. Man baut auf Eisen, Blei, Kupfer, sogar auf etwas Silber. Ebenso ist Reichthum an Steinkohlen, besonders im Kohlengebirg. Die Metalle, Steinkohlen und Wälder haben da, wo das arme rauhe Sauerland sich westwärts in wohnlichere Thäler öffnet, Hüttenwerke und Fabrikation veranlaßt. Und nicht bloß Metalle, auch andere Stoffe sind Gegenstand der großen Arbeitsamkeit und des unternehmenden Geistes der Bewohner. Das ehemalige Herzogthum Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf wurde vor allen deutschen Ländern durch Kunstfleiß berühmt. Vorzüglich sind es die Umgegenden der Wipper, die vom Ebbegebirg zum Rhein läuft, wo man die Menge der Ortschaften, die übergroße Bevölkerung und die große Thätigkeit der Menschen bewundern muß. Solingen und Remscheid sind Hauptorte für Metallarbeiten, und Elberfeld-Barmen an der Wipper für Linnen-, Seide- und Baumwollenindustrie. Wer wüßte nicht von den Kruppschen Gußstahlfabriken bei Essen? Der Geist der Betriebsamkeit erstreckt sich auch über Düsseldorf jenseit des Rheins hinaus bis zur reichen Fabrikstadt Crefeld. —

Die Gebirge des Maingebiets (Steigerwald, Frankenjura, Fichtelgebirg, Frankenwald, Henneberge, Rhön, Vogelsberg und Spessart) sind schon beschrieben; wir gehen also zu den

Ortschaften

über, und zwar: 1) Im Gebiete des Mains: — Baireuth am rothen Main, geraume Zeit Residenz einer Nebenlinie des brandenburgischen Markgrafenhauses, jetzt bairisch, mit 17,800 E. und einer Statue Jean Pauls von Schwanthaler. Vor der Stadt das Lustschloß Eremitage, worin das Interessanteste die Bildnisse Friedrich

des Großen als Kind und als König, und seiner Schwester Friederike, der kunstliebenden Markgräfin von Baireuth. Kronach am Abhange des Frankenwaldes, wo 1472 Lukas von Kranach oder Kronach geboren ist. Er hieß eigentlich Lukas Müller, war in späteren Jahren Bürgermeister zu Wittenberg, und malte u. a. die Bildnisse Friedrich des Weisen, Luthers und Melanchthons. — Koburg mit 12,600 E., Residenz a. d. Itz und Todesstätte des in Leipzigs Umgegend geborenen Humoristen M. A. Thümmel. In der Nähe Neuses, der Landsitz Rückerts!, der hier 1866 starb. In der neuesten Zeit ist die fürstliche Familie zu hohen Ehren gelangt, vor allem durch den belgischen König Leopold (gest. 1865) und den in England tief betrauerten Prinz-Gemahl Albert. — Ansbach, wo das Standbild des Dichters Graf Platen, der hier geboren wurde, liegt an der Retzat mit 12,600 E. Eschenbach, Städtchen 4½ St. südöstl. von Ansbach, denkwürdig als Stamm- und Begräbnisort des Dichters des „Parcival", Wolframs v. E., dem hier 1861 ein Brunnendenkmal mit der Bildsäule des Dichters errichtet wurde. Spalt an der Retzat, Geburtsort des Georg Spalatinus (eigentlich Burkhard), bekannten Freundes Friedrich des Weisen. Es gewinnt vorzüglichen Hopfen; da dieses Gewächs wie hohe Reben anmuthig um lange Stangen sich aufrankt, so sieht die Gegend freundlich aus, wie ein Weingarten; auch wird die Ernte von den Spaltern festlich begangen, mit der Weinlese in Rebenländern zu vergleichen. — Nürnberg, nicht prachtvoll, nicht umfangreich, aber deutschen Vaterlandsfreunden (auch als „Stadt der Gothik") besonders lieb. Sie liegt auf hügeligem Boden an der Pegnitz, 25 Mln. von Frankfurt, und hat 82,000 E. Früh durch Gewerbfleiß, Handel und tüchtigen Bürgersinn zu Wohlstand und Ehren gelangt, war sie eine freie Stadt bis ins jetzige Jahrhundert und ehemals öfters Sitz deutscher Reichstage. „Nürnberger Tand geht durch alle Land", hieß es; so willkommen waren ihre Arbeiten und ihre Erfindungen, zu denen unter andern die Guffe (Stecknadel mit Kopf), die Pedalharfe, die Klarinette und die Taschenuhren gehören; letztere, von Peter Hele im J. 1500 erfunden, nannte man anfangs überall Nürnberger Eier. Dabei fehlte es nicht an Meistergesang und heiterm Humor, und das freiere Denken hatte kaum im Vaterlande sich aufgethan, so fand es auch in Nürnberg eine gute Stätte, indem zugleich die bildenden Künste (es war im 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts) vorzüglich gepflegt wurden. Unvergeßlich sind die Namen Martin Behaimb, Peter Vischer, Adam Krafft, Albrecht Dürer (1471—1528) nebst seinem gelehrten Freunde Wilibald Pirkheimer, Hans Sachs (1494—1576) rc. — Noch heutzutage steht Nürnberg mit seinen Stadtmauern und Mauerthürmen alterthümlich vor uns da, und innerhalb derselben treten uns häufig in Bildwerken, Kirchen, Brunnen, öffentlichen und Bürgerhäusern Denkmäler entgegen, die den städtischen Wohlstand und zugleich den Schönheitssinn jener Vergangenheit vergegenwärtigen. Erfreulich ist noch besonders, wie man das alte Herrliche zu erhalten und zu erneuern sich bemüht. Noch kann man Dürers und Hans Sachs Wohnungen sehen, das erneute Wißsche Haus stellt sich als Muster sogenannter Gothik dar, und in der Familie Holzschuher wird das treffliche von Dürer gemalte Bildnis des Bürgermeisters Hieron. Holzschuher aufbewahrt. Wichtiger ist die Lorenzkirche mit ihrem prächtigen Portal, alten und neuesten Glasgemälden und dem mit Standbildern und Reliefs geschmückten 21 m. hohen Sacramenthäuschen, das unten auf den Schultern dreier knienden Figuren steht, nämlich seines Meisters Adam Krafft und zweier Gesellen, die

5 Jahre daran gearbeitet, von 1496—1500. Die ehrwürdige Sebaldskirche, wo außen und innen hie und da derselbe Bildhauer Krafft thätig gewesen, vor allen aber Peter Vischer durch das umfangreiche in Erz gegossene Sebalds-Grabmal sich verewigt hat; es ist ein Meisterwerk, reich an Figuren, in bescheidener Ecke auch der Künstler selbst mit Schurzfell angebracht; in 13 Jahren, von 1506—1519 ist es entstanden, 5 Söhne haben dem Vater daran geholfen. Wie sich damals die Meister gelegentlich gern mit abbildeten, sieht man ebenfalls in der Holzschuher-Kapelle am Johannis-Kirchhof, wo Krafft selber unter den Personen der Grablegung Christi als Joseph v. Arimathia dasteht. Auch das Rathhaus, worin Wandgemälde von Dürer, und die höher gelegene, theilweise schon von Kaiser Konrad II. 1030 erbaute und 1855 im Innern zur königlichen Wohnung eingerichtete Burg sind sehenswerth; desgleichen auf dem Wege von der Burg zum Johanniskirchhof der kolossale Christus am Kreuz, Kraffts Meisterwerk, ferner der „schöne" Brunnen unweit des Rathhauses, ein 20 m. hoch aufrankendes figurenreiches Bauwerk aus dem 14. Jahrhundert ꝛc. Unsern Tagen gehört das Standbild Melanchthons von Burgschmiet an, und die Dürerstatue von Rauch. Seit 1852 besitzt Nürnberg auch das von Aufseß gestiftete Germanische Museum, das zu einem Sammelpunkte deutscher Alterthümer, Kunst- und Schriftwerke heranwächst und für die deutsche Kultur- und Literaturgeschichte von hoher Wichtigkeit ist und sein wird; Kaulbach hat es mit einer Freske geschmückt. — Nürnberg ist erste Industrie- und Handelsstadt Süddeutschlands, Centrum des kontinentalen Hopfenhandels; seine Spielwaaren und Leckereien sind weltberühmt. Fürth mit 24,500 E. und großer Production in Spiegeln, Broncefarben und Goldschlägerfabrikaten, und Schwabach sind gleichsam Gewerb-Filialorte von Nürnberg. In Erlangen, wo 1743 ein Schwager Friedrich des Großen eine Universität errichtete, lebte Rückert längere Zeit. Bamberg an der Regnitz nahe dem Main mit 25,700 E., ehemals fürstbischöfliche Residenz. Im Dom ein Christus am Kreuz von Schwanthaler; in der Bibliothek Handzeichnungen Dürers. In dem fruchtbaren, reich bewässerten Bamberger Kessel, dem „deutschen Italien", viel Gartenbau. Daneben die Trümmer der Altenburg, wo vor alters, ehe Bamberg ein Bisthum ward, Grafen von Babenberg hausten. Ermordung Kaiser Philipps durch Otto von Wittelsbach 1208. Joachim Camerarius, Melanchthons Freund und Biograph, war ein Bamberger; auch die Gelehrtenfamilie Döllinger stammt von dort. Nordwärts von Bamberg, 160 m. über dem Mainufer, liegt Banz, sonst Benedictiner-Abtei, jetzt zum schönsten der fränkischen Schlösser umgewandelt; bedeutend ist die dortige Sammlung von Petrefakten, darunter ein vollständiger Ichthyosaurus. Würzburg am Main, Universitätsstadt mit 40,000 E, und der Citadelle Marienberg auf 130 m. hohem steilen Hügel, an dessen Südhange der Leistenwein. Berühmt ist das große Juliusspital; der Gründer desselben und der Universität, Bischof Julius, steht in Erz vor demselben. 1121 ward zu Würzburg zwischen Kaiser Heinrich V. und den Fürsten ein Friede geschlossen, auf Grundlage des suum cuique, d. h. jeder behielt, was er an Rechten und Besitzthum in Zeiten kaiserlicher Noth an sich gebracht. Damit war lange Zeit die Hoffnung, daß Deutschland wieder ein einiger großer Staat werde, verschwunden. Kaiser Friedrich II. bestätigte zuletzt auf Reichstagen zu Mainz den geistlichen und weltlichen Fürsten ihre Landeshoheit. Der Würzburger Poet Konrad starb 1287 zu Basel; dagegen liegt der weit vor-

züglichere Minnesänger Walther von der Vogelweide zu Würzburg begraben, sein Grab jedoch ist wie die meisten Dichtergräber jener Zeit verschwunden. Die hiesige medicinische Facultät glänzte besonders durch die aus Jülich stammende Aeskulapen-Familie Siebold, zu welcher auch Franz Siebold gehörte, der von 1823—1829 in Japan war und die vor 100 Jahren von Kempfer gemachten Naturforschungen in diesem asiatischen Inselreiche mit Gefahr seines Lebens vervollständigte. Rothenburg ob der Tauber, thurm- und kirchenreich, mit Wall und Graben, Mauern und Thoren, eine der alterthümlichsten deutschen Städte, in Zeiten reichsstädtischen Glanzes mächtig und bedeutend. Mergentheim an der Tauber, ehemals Sitz des Deutschmeisters, d. i. Hochmeisters von dem halb geistlichen, halb weltlichen deutschen Ritterorden. — Kissingen a. d. fränk. Saale ist eines der berühmtesten deutschen Bäder; hartnäckiger Kampf zw. Baiern und Preußen am 10. Juli 1866. — Aschaffenburg, sonst angenehme Sommerresidenz der Kurfürsten von Mainz, jetzt bairisch. Man bewundert das antik-römische Pompejanum, das König Ludwig hat bauen lassen. Der Mönch Lambert von Aschaffenburg, trefflicher lateinischer Chronist des 11. Jahrhunderts, schrieb seines unglücklichen Kaisers Heinrich IV. Geschichte bis zur demüthigenden Scene in Canossa. Bedeutende Industrie (Buntpapier); Gefecht am 14. Juli 1866. Hanau, ebenfalls am Main, hübsche Stadt und wichtiger Fabrikort mit 20,400 Einwohner. Heimat der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Auch der Satyriker Moscherosch (eigentlich Kalbskopf), bekannt durch sein Werk: Philanders von Sittewald Gesichte 1652, lebte in Hanau. Weiter unterhalb am Strom liegt Offenbach mit 22,700 E. und zierlichem Renaissanceschloß, sehr gewerbthätig und in wachsendem Wohlstande. Der große deutsche Sprachforscher K. F. Becker aus Höxter an der Weser hatte hier seinen Wohnort. — Frankfurt am Main, wo wichtige Handelsstraßen von Nord nach Süd, und vom Innern Deutschlands an den Rhein, sich kreuzen, hat 90,000 E. Mit dem linken Ufer längst durch die alte stattliche Sachsenhäuser Brücke, sowie der Eisenbahn halber durch eine zierliche neue verbunden. Wie die Stadt seit 1866 sichtlich prosperirt und zur Weltstadt heranreift, beweist außer der raschen Zunahme der Bevölkerung besonders auch die große Zahl von öffentlichen und Privat-Neubauten, die theils vollendet, theils in Angriff genommen sind: Centralbahnhof, Opernhaus, Pferdebahn, Börse mit Post- und Telegraphenbureau, Wasserleitung, 2 neue Brücken über den Main, der Main-Rheinkanal, der Frankfurt zu einem Rheinhafen machen soll, das Siegesdenkmal für 1870—1871 u. v. a. Die ehemaligen Wälle haben sich in schattige Spaziergänge mit prangenden Landhäusern und Gärten verwandelt. Die reiche Stadt war von 1815—1866 Sitz des Bundestags und sah 1848 das erste deutsche Parlament, das in der Paulskirche tagte. Durch große Erinnerungen des alten Reiches geheiligt sind das Rathhaus, auch Kaiserhof oder Römer genannt — ein Name, der daran erinnert, daß ehemals Deutschlands Könige es vorzogen, römischer Kaiser (und, eh' man sie krönte, römischer König) genannt zu werden, wovor leider die Idee deutscher Größe in Schatten trat — zu den Krönungsfesten der deutschen Kaiser benützt, und der Dom, die Kur- und Krönungsstätte. Im Kaisersaale des Römers hat man die Wände mit den überlebensgroßen Bildern (von Lessing, Veit, Steinle u. a.) sämmtlicher Reichsoberhäupter geschmückt; „kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum." Des Reichsverwesers Erzherzogs Johann von Oesterreich Bild deckt eine Thüre. — Frank-

furt hat eine ausgebreitete Industrie- und Handelsthätigkeit; aber die Pflege geistiger Interessen wird nicht vernachlässigt. Aus ihm sind viele bedeutende Männer hervorgegangen, wie Klinger, Savigny und Feuerbach, Börne, der Reisende Rüppell ꝛc., vor allen Göthe; in der Bibliothek steht sein marmornes und unweit des Theaters sein aus Erz gegossenes Denkmal. In der Nähe desselben hat man die 3 ersten Drucker Guttenberg, Faust und Schöffer als Brunnengruppe nach Launitz' Entwurfe aufgestellt. Reichhaltig ist die Naturaliensammlung des Senkenbergischen Stifts, sehr anziehend der Palmengarten, der zoologische Garten und der Bethmannsche Gartensaal mit Danneckers Ariadne; das Städelsche Kunstinstitut besitzt, außer werthvollen älteren Gemälden, wahre Meisterwerke aus der Gegenwart, namentlich von Lessing, Achenbach, Overbeck, Veit, Hübner, Sahl, Funk, Becker ꝛc. Im J. 1859 ist auch von Frankfurter Gelehrten, namentlich von dem thätigen Geologen Otto Volger eine Akademie unter dem Namen Hochstift angelegt worden, wo einheimische und auswärtige Mitglieder interessante Vorträge halten. — Nauheim in der Wetterau, seit dem Erdbeben von 1845 mit höchst merkwürdigem, starkem warmen Sprudel, der nicht nur zur Salzbereitung benützt wird, sondern auch dem nunmehrigen Kur-Nauheim seine heilkräftigen Bäder liefert. Desgleichen ist Homburg vor der Höhe (d. h. vorm Taunus) ein prächtig eingerichteter Brunnenort. Kronberg am südl. Fuße des Altkönigs hat eine warme Lage und ragt aus einem Walde von Obstbäumen und süßen Kastanien. Nicht weit davon liegen die malerischen Ruinen der Schlösser Königstein und Falkenstein.

2) Mittelrhein mit Lahn. — Mainz, schräg gegenüber der Mündung des Mains, am Abhang einer nah an den Strom tretenden Höhe, sonst der Sitz des ersten geistlichen Fürsten Deutschlands, jetzt großherzogl. hessisch, mit 47,800 E. Eine stehende (Eisenbahn-) Brücke führt über den Rhein an die linke Mainseite und eine Pontonbrücke zur Vorstadt Kastel. Um Mainz-Kastel schließt sich eine gewaltige Vertheidigungskette, eine der stärksten Festungen Europas; die preußische Besatzung ist im Frieden 8700, im Krieg 22,000 Mann stark. Schöne Promenaden („neue Anlage" der Mainmündung gegenüber) und neue Bauwerke geben der Stadt theilweise ein gutes Aussehen. Im Dom u. a. der Grabstein Fastradas, der 3. Gemahlin Karls d. Gr., und des Minnesängers Frauenlob († 1318). Das stattliche Theater ist ein Werk Mollers aus Hoya an der Weser. Mainz war die Wiege der Buchdruckerei, welche Joh. Gensfleisch zum guten Berg (so hieß des verdienstvollen Mannes Stammhaus zu Mainz) 1436 in Straßburg erfunden und noch 1450 in seiner Vaterstadt ausgeübt hat. Sein Standbild nach Thorwaldsens Entwurf verschönert den Platz vorm Theater. Unweit davon, vor dem Gouvernements-Gebäude, die Schillerstatue vom Bildhauer Scholl. Leider hat die Stadt den Maler W. Lindenschmitt, der nebst dem Landschaftsmaler K. Seeger aus Alzey zu den besten rheinischen Künstlern zählt, durch zu frühen Tod verloren. Auch Mainz gehörte vom 13. bis ins 15. Jahrhundert zu den freien Städten und war nahe daran, kaiserlich freie Reichsstadt zu heißen, als ein unglücklicher Zwist zwischen den Gemeinen und den Geschlechtern (Plebejern und Patriziern) ihr Inneres zerrüttete, und bald darauf Erzbischof Adolf (aus dem Hause Nassau) sie durch Verrath 1462 unterwarf. Da wurden die Privilegien der Stadt vernichtet. — Noch ältere historische Erinnerungen wecken die vielen Funde von römischen Denkmälern und Alterthümern, an welchen keine Erde Deutschlands so reich ist, wie die Umgegend von Mainz; schon vor 500 Jahren mach-

ten dieselben die Stadt „zu einem offenen Markte römischer Alterthümer und Seltenheiten". Wiesbaden am Fuße des Taunus mit berühmter Heilquelle und 35,800 E., schönem Kursaal, prächtigen Anlagen und einer auf dem Nerohügel errichteten griechisch-katholischen Kapelle, worin das sehenswerthe Sarkophagbild der nassauischen Fürstin Elisabetha Michailowna von dem trefflichen Bildhauer Hopfgarten. In der Nähe das schön gelegene Schloß Biebrich am Rhein, mit ehemals berühmten Gewächshäusern. Unterhalb Biebrich im weinreichen Rheingau liegt eine Reihe wohlhabender Ortschaften. Die vorzüglichsten Weine daselbst wachsen bei Kidrich am Gräfenberg, bei Hattenheim oberhalb des Markbrunnen', am Steinberge beim ehemaligen Kloster Eberbach, am Schloß Johannisberg, bei Rüdesheim und Asmannshausen; auch der von Hochheim nahe der Mündung des Mains wird zu den ersten Rheinweinen gezählt. Des hübschen lebhaften Städtchens Bingen und seiner herrlichen Lage ist schon Erwähnung geschehen. Mitten im Strom 500 Schritte oberhalb des Binger Loches der wogenumrauschte Mäusethurm. Nicht weit davon, Asmannshausen gegenüber, sieht eine reizende Ritterburg auf die Vorüberschiffenden herab; es ist der Rheinstein, die der preußische Prinz Friedrich, und zwar ganz im Stile des Mittelalters, wiederhergestellt hat. Ein gleiches ließ der vorige König von Preußen mit der noch stattlicher gelegenen Burg Stolzenfels, in der Nähe von Coblenz, ausführen. Kreuznach an der Nahe, schön gelegen, gewerbreich, mit sehr besuchten Soolbädern und 12,800 E. Unfern die Trümmer des Rheingrafensteins (Stein heißt so viel als Burg) und der Ebernburg,' die gleich so vielen Ruinen im Rheinlande den Vandalismus der Franzosen vom J. 1689 beurkunden; es waren Schlösser des berühmten Ritters Franz von Sickingen, der auf seiner Burg Landstuhl (2 Mln. westl. von Kaiserslautern auf der Sickinger Höhe) 1523 im Krieg gegen Trier und Hessen einen zu frühen Tod fand. — Marburg und Gießen, in beckenartigen Erweiterungen des Lahnthales gelegene kleine Universitätsstädte. Gießen (12,200 E.) hat der Kunstwelt 2 vorzügliche Kupferstecher geliefert hat, Wille im vorigen Jahrhundert, und Felsing in diesem. Von Marburg ist, das Gespräch Luthers mit Zwingli abgerechnet, erwähnenswerth, daß von dort schon i. J. 1688 die Idee zu Dampfmaschinen mit Kolben durch den Mathematiker Dionys Papin ausging (papinianischer Topf), der aus Blois an der Loire gebürtig nebst andern gelehrten Protestanten, die der bigotte Louis XIV. vertrieb, sein Vaterland hatte verlassen müssen. Wetzlar an der mittleren Lahn, ehemals Reichsstadt und Sitz des Reichskammergerichts. Erinnerungen an Göthes Aufenthalt (Werther). Limburg an der Lahn mit schöner Kirche. Die Limburger Chronik vom Stadtschreiber Tilmann Emmel kurz vor 1400 ist interessant; Mechtel von Pfalz hat sie fortgesetzt. — Nassau, Städtchen an der Lahn, 2 gute St. oberhalb des Bades Ems, ist merkwürdig wegen der 2 Burgtrümmer; die eine oben auf dem Berge ist Burg Nassau, wonach die depossedirte Herzogsfamilie sich nennt, deren Stammschloß Laurenburg weiter aufwärts an der Lahn, und die andere auf tiefer liegendem Vorsprunge die Burg der Freiherrn von Stein, deren 7 Jahrhunderte altes Geschlecht im J. 1831 mit dem Tode des bekannten großen Ministers von Stein erlosch. Die körperliche Hülle dieses echt deutschen Mannes ist nicht im Städtchen Nassau beigesetzt, sondern in der Familiengruft zu Frücht unterhalb Ems. Die Grabschrift bezeichnet ihn als „demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind,

pflichttreu und hochbegabt, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn und Mitbefreier". Das schöne Lahnthal hat viel Sehenswerthes, nichts aber, was so herzerhebend wäre, wie dies stille Grab; denn was die Inschrift sagt, ist die lauterste Wahrheit. In unsern Tagen hat ihm das deutsche Volk ein würdiges Denkmal gesetzt; das im Juli 1872 enthüllte Standbild, ein Werk des Bildhauers Pfuhl, erhebt sich auf einem Bergvorsprung in der Nähe des St. Nassau. Coblenz, starke Festung in einer der herrlichsten Gegenden Deutschlands. Ueber die Mosel führt eine steinerne und über den Rhein eine Schiffbrücke, wodurch die Stadt mit Thal-Ehrenbreitstein verbunden ist, dessen Feste auf beträchtlichem Felsen liegt. Diese mitgerechnet hat die Stadt 32,000 E. Bädeker, Verfasser der beliebten musterhaften Reisehandbücher, war aus Coblenz. Rhense, ein Dorf 2 St. oberhalb Coblenz links am Rhein, wo die Uferfläche zwischen dem Strom und den Bergen breit genug ist, um eine große Versammlung halten zu können. Deshalb und weil ehedem die Besitzungen der rheinischen Kurfürsten Pfalz, Mainz, Trier und Köln sich hier berührten (Rhense selbst war kölnisch), hielt man ehemals daselbst wichtige Zusammenkünfte, wo die 7 Kurfürsten auf steinernem, von 7 Gewölbpfeilern gestütztem Hochsitz Platz nahmen, und öffentlich den neugewählten König der Deutschen dem umhergelagerten Volke zeigen konnten. Dies deutsche Heiligthum, Königsstuhl genannt, wurde 1794 von den Franzosen zerstört, neuerdings aber wieder hergestellt. Der 1338 unter dem bairischen Ludwig gestiftete Kurverein zu Rhense hatte den Zweck, die nationale Selbständigkeit gegen die Uebergriffe des Papstes und Frankreichs zu wahren. — Bonn, Preußens Rheinuniversität, links am Rhein mit 26,200 E. und einer Statue Beethovens; er war ein Bonner, desgleichen K. Simrock, der glücklichste Erneuerer der Nibelungen und des Parcival, und der Dichter Kinkel. Das Grab Niebuhrs (1831 gest.) hat Rauch mit Reliefs geziert. Dem biedern Patrioten E. M. Arndt, der lange hier gelebt und als neunzigjähriger Mann 1860 hier gestorben, wurde 1865 auf dem „alten Zoll" ein würdiges Denkmal gesetzt. Schräg gegenüber erhebt sich das Siebengebirg, dessen Anblick die ganze Gegend verschönert.

3) Im Mosel- und Saarlande: Zweibrücken, ehem. Residenz der Herzoge von Pfalz-Zweibrücken. An der Saar die nach dem Fluß benannten Orte: Saarburg, altdeutsches Aussehen, an der Eisenbahn von Straßburg nach Lünstadt (Luneville) und Nanzig (Nancy) a. d. Murthe, Saar-Union, das vereinigte Bockenheim-Saarwerden. Saargemünd mit großer Tabaksdosen-Fabrikation: diese 3 reichsländisch; Saarbrücken, Gefecht am 2. und Schlacht am 6. Aug. 1870 (Höhen von Speichern), Saarlouis, Festung, Saarburg: diese 3 preußisch. — Weiter westlich: Nanzig, die alte Hauptstadt Lothringens, 60,000 E.; Schlacht 1477, und Tull (Toul) a. d. Mosel, mit ehrwürdiger Kirche — beide jetzt französisch; Metz a. d. Mosel mit 51,000 E.; die „Jungfrau Metz", eine der stärksten Festungen Europas, ergab sich am 27. Oct. 1870 mit 180,000 Mann nach 10wöchentlicher Belagerung den deutschen Heeren; vor dem verrätherischen Ueberfall durch die Franzosen 1552 war Metz eine Reichsstadt, dann 318 Jahre ein französ. Trutz-Deutschland. Die Schlachtfelder von Courcelles (östl.), Vionville und Gravelotte (westl.) erinnern an die denkwürdigen blutigen und ruhmreichen Tage des 14., 16. und 18. Aug. 1870. Diedenhofen, Festung. — Trier, im schönen Moselthale, 21,800 E., sonst Sitz eines erzbischöflichen Kurfürsten, jetzt preußisch. Interessanter als der hl. Rock ohne Naht die merkwürdigen

römischen Ueberreste, namentlich eine Arena, Bäder, die kolossale porta nigra (jetzt Simeonsthor) und die 23 m. hohe Thurmsäule zu Igel, 2 St. von Trier. Luxemburg, 13,800 E., holländisch; die auf steilem Felsen der SO. Ardennen gelegenen Festungswerke geschleift, der politische Zusammenhang mit Deutschland gelöst.

4) Im Hügellande westlich des Rothlagergebirgs: Elberfeld an der Wupper, 71,000 E., östl. von Düsseldorf, eine der angesehensten Manufakturstädte Deutschlands. Aber noch vor der Stadt ist das Wupperthal fast 2 Stunden entlang mit Fabrikorten (Barmen, 75,000 E., Gemarke) besetzt, deren Bevölkerung mit der von Elberfeld zusammen auf 200,000 gestiegen ist. In Solingen, Remscheid, Iserlohn, Essen, Bochum rc. blüht die Eisenfabrikation. Simrocks „Schmid von Solingen". Im Wupper- und untern Ruhrgebiet (preuß. Reg.-Bezirk Düsseldorf) ist die am dichtesten bevölkerte Gegend von ganz Deutschland (12,100 Seelen auf 1 □Ml.).*)

Bevor wir zum Flachlande übergehen, sind hier noch 5) die bedeutenden Orte aus dem Berg- und Hügellande der Maas aufzuzählen. Vaucouleurs, am Hange eines Hügels links an der Maas, kleine Stadt, bekannt aus der Lebensgeschichte der Jungfrau von Orleans, die hier zuerst öffentlich auftrat. Im benachbarten Dorfe, Dom-Remy, wo sie geboren wurde, ist ihr ein Denkmal errichtet. Das schönste Denkmal ist Schillers Tragödie: „Jungfrau von Orleans". Verdün (Virten) an der Maas, nahe den Argonnen. Theilungsvertrag 843 zwischen Karls d. Gr. drei Enkeln, Karl, Lothar und Ludwig; der letztere erhielt Deutschland. Sedan, Festung an der Maas und an den Ardennen. Vorzügliche Wolltuchfabriken. Sieg der deutschen Armeen am 1. Sept. 1870 und Gefangennahme Napoleons mit 50 Generälen und 120,000 Mann. Namür mit 27,000 E. auf beiden Seiten der Sambremündung und links der Maas, belgische Festung; 3 Stdn. davon liegt Ligny, bekannt durch die Schlacht 1815. Schleiden, östl. von der Veen, Geburtsort des Joh. Philipsen, der unterm Namen Sleidanus zu Karls V. Zeit der größte Historiker war. Lüttich in malerischer Lage an der Maas, mit unebenen Straßen und hoher Citadelle, sehr vielen Kirchen, einer Universität und 106,000 E. Freundliches Standbild des Componisten Gretry. Die Industrie Lüttichs und der Nachbargegenden, schon längst weltberühmt, ist noch immer im Steigen. Verviers mit 33,000 E., an der hohen Veen, gehört zu den Hauptplätzen Europas für Tuchfabrikation. Am meisten aber werden zu Seraing (½ Ml. aufwärts von Lüttich) die Eisenwerke und Maschinenfabriken des nun gestorbenen Engländers Cockeril von den Reisenden bewundert. — Mastricht a. d. Maas, Festung mit 28,600 Einwohner. In der Nähe ein Steinbruch, der so weit ins Innere eines höhlenreichen mit Versteinerungen angefüllten Berges führt, daß man behauptet an 2000 Wege durchkreuzten sich darin. — Aachen, nördl. der hohen Veen in schöner Hügelgegend, von 814 bis 1558 deutsche Krönungsstadt, mit 73,000 E. Im Münster ist Karl des Großen Grabmal, der 814 hier gestorben ist. Aachens Wohlstand beruht auf den Heilquellen und auf der Gewerbthätigkeit; etwas tragen auch die Wallfahrer dazu bei, da alle 7 Jahre die alten Reliquien der Stadt

*) Im sächsischen Zwickauer Kreise 10,400 auf 1 □Ml., in Belgien 9200, in der belgischen Provinz Ostflandern 15,000.

(das Hemd der Mutter Gottes, die Windeln Christi u. s. w.) den Gläubigen gezeigt werden. Als Reichsstadt hatte Aachen große Vorrechte; „Aachener Luft machte jeden, selbst den Reichsgeächteten, frei".

§. 8. Das Flach- oder Tiefland.

Das Hügelland endet im rheinischen Stromgebiete etwa an folgender Linie: von Dünkirchen über Brüssel bis Mastricht und von da über Jülich zum Rhein unterhalb Bonn, ferner am rechten Rheinufer hinab bis unterhalb der Ruhrmündung und nordöstlich zum Cäsischen Wald (Hügelgruppe von Billerbeck, Vechtequell). Da aber Staats- und Naturgrenzen höchst selten dieselben sind*), so muß man nicht glauben, daß die Niederlande (die Königreiche Belgien und Niederlande) die gesammte Ebene oder nichts vom Hügellande umfaßten.

Fast überall ist an den Wasserscheiden Sand- und Haideboden, worin zahlreiche Veene oder Hochmoore zerstreut liegen. Ein besonders großer, von Morästen unterbrochener Sandstrich, die Campine mit dem Ort Turnhout, aus weißlichem Sandboden bestehend, breitet sich zwischen Untermaas und Unterschelde in Nord-Brabant aus. Unter den Veenen und Mooren ist nächst dem Burtanger Moor der Peel das größte; er liegt zwischen der Campine und der Maas unweit der Städte Venloo und Grave, 5 Mln. lang und 2 Mln. breit. — In den Niederungen ist der Boden mit fruchtbarer Erde überzogen, an den Strömen oft wahres Marschland. So hat das Scheldegebiet besonders große Strecken ergibigen Bodens. Was von den Niederungen der Ströme gesagt ist, gilt noch mehr von den Niederungen gegen das Meer hin, wo die Erde nur von den Wassern frei zu halten ist, um mit Wiesen und Ackerfeld zu prangen. — Das Klima des weiten Flachlandes ist natürlich von dem des Mittelrheins und der Hügel- und Bergländer verschieden. Kastanie und Rebe gedeihen nicht mehr, Obst nur im Beginn des Flachlandes und in Geldern (Nymwegen), dagegen Korn, Gemüse, Futterkraut, Blumen und Beeren. Je mehr man der Verzweigung der großen Flüsse und dem Meere sich nähert, desto feuchter und schwerer wird auch die Luft, so daß Metalle leichter rosten und das Holzwerk schneller fault als anderswo, der Sommer indes weder so warm, noch der Winter so kalt wird, als in den trocknern und hügligen Gegenden des nördl. Deutschlands. Zwar reinigen Seewinde die Luft, doch ist die Masse der Ausdünstungen zu groß und Nebel sehr gewöhnlich. Die dicken Herbstnebel heißen Mist. Wälder gibts nur noch im Beginn des Flachlandes. So ist südl. von Brüssel der große Soignerwald 3 Mln. lang und 2 Mln. breit. In der Tiefebene aber muß Torf zum Brennen gebraucht, und Bauholz (als Flöße) auf den Strömen herbeigeschafft werden. Eichen, Birken, Ulmen, sehr schöne Linden, Buchen zieht man zu Alleen. Die Bewohner haben außerordentlich viel für den Boden gethan.

---

*) Berge und Ebenen gehören zusammen. Die Bergbewohner haben die Produkte der Ebenen und diese die Ausbeute der Berge nöthig. Nur Alpenrücken, Meere und Sprachunterschiede können am füglichsten zugleich Natur-, Volks- und Staatsgrenzen sein.

Viele Haiden, viele Sand- und Moorstriche sind in fruchtbare Aecker und Viehweiden umgeschaffen, und wo ergibiger Boden und Marschen sich ausbreiten, hat man durch den trefflichsten Anbau den größten Ertrag erzielt. In den Scheldeländern (Flandern mit der Hauptstadt Gent, Südbrabant mit der Hauptstadt Brüssel und die Gegend um Antwerpen) herrscht die gute belgische Landwirthschaft, die mit der pfälzischen (zwischen Heidelberg und Kreuznach) um den Rang streitet. Außer Getreide wird in Flandern und Brabant vorzüglich feiner Flachs gebaut. Das Land gleicht dort einer unendlichen Menge von Gärten, denn alle Felder und Wiesen sind mit Bäumen, Hecken und Gesträuchen eingefaßt; ebenso alle Wege und Ufer mit Bäumen bepflanzt. Zerstreut liegen die Meiereien umher.

Am meisten hatte der Mensch da zu sinnen und zu arbeiten, wo er der Ueberfülle des Fluß- und Sumpfwassers und den Ueberschwemmungen des Meeres wehren mußte. Dies war der Fall in den Küstenländern von links der Scheldemündung bis in den nördlichsten Theil des rheinischen Stromgebietes. Wir wissen, daß zur Römerzeit der 57 Qm. große Meerbusen Zuydersee fast lauter Land war, und der Biesbosch entstand erst 1421. Die Provinzen Friesland und Gröningen (im nördlichsten Theil) und das eigentliche Holland (westl. des Zuydersees) liegen sogar an manchen Stellen tiefer als der Meerspiegel und haben nur schwachen natürlichen Schutz durch die Dünen. Wie hier die Kunst zu Hilfe kommen mußte, so war man auch bemüht, das Land durch Kanäle zu entwässern, und so die sumpfigen Tiefen in höchst ergibige Polder umzuwandeln. Selbst dem Meer wird wieder Land abgerungen: so wurden durch Austrocknung des Haarlemer Meeres 18,000 Hektaren Kulturland gewonnen, und sofort ist diesem Unternehmen der Gedanke an die Austrocknung des Zuydersee gefolgt. Zur Viehzucht sind diese Länder besonders geeignet. Zahlreiches schönes Rindvieh wird gehalten, das schwerste und mastfähigste in Süd- und Nordholland. Beste Butter bei Leyden und Delft; der Edamer Käse wird aus süßer Milch gemacht. Bloß die Provinzen Nord- und Südholland machen jährlich an 120,000 Ctr. Käse. Felder und Gärten sieht man in derselben Provinz, wo nur irgend möglich. Die Haarlemer treiben Blumenzucht im Großen; man rechnet zwischen Allmaar und Leyden bei 10 Hektaren Landes voll Hyacinthen. Aus dem Dorf Alsmeer gehen im Anfang des Sommers Fahrzeuge voll Garten-Erdbeeren nach Amsterdam.

Die vielen Kanäle, über deren Menge man bei Betrachtung der Karte staunen muß, sind nicht alle bloß zur Entwässerung des Landes gezogen. Viele sind zugleich so breit und tief gemacht, daß sie neben den natürlichen Wasserwegen (Rhein, Maas, Schelde) zur Schifffahrt dienen und den innern Verkehr fördern, obgleich einige in neuester Zeit durch die Eisenbahnen an Bedeutung verloren haben. Neben den Kanälen sind meist gepflasterte Treppelwege oder Leinpfade für die Menschen oder Pferde, welche an Seilen die Schiffe fortziehen. Nicht selten laufen auch noch fahrbare Kunstwege neben den Kanälen hin. Hauptkanäle: 1) Kanal von Rotterdam nach Amsterdam über Leyden und Haarlem, 11¼ Mln. lang. 2) Großer nordholländischer Kanal, 8 m. tief und 39 m. breit, für die größten Seeschiffe, von Amsterdam zum Helder; soll jetzt durch einen directen Ausgang in W. Richtung ersetzt werden. 3) Kanal in Friesland, von Harlingen über Franecker nach Gröningen und von da der Drenthekanal südwärts zur

Vechte. 4) Kanal von Brüssel in den Rupel zur graden Fahrt nach Antwerpen und aufwärts nach Charleroi (a. d. Sambre) und westwärts nach Bergen und Doornik (a. d. Schelde). 5) Von Gent westwärts nach Brügge und Ostende. 6) Der Campine- und Wilhelmskanal (Lier-Hertogenbosch). — Belgien besitzt außerdem ein engmaschiges Netz vorzüglicher Eisenbahnen.

Die Niederländer waren ehemals das gewerbfleißigste Volk Europas, und noch heutzutage, wo andere Völker, namentlich die Engländer, ihnen vielfach zuvorgekommen, ist ihr Kunstfleiß von Wichtigkeit. Schon die Menge und Bevölkerung der Städte, von denen einige ehemals noch größer waren als jetzt, beweist dies. Im 15. Jahrhundert waren in Brügge allein 50,000 Menschen mit Bereitung wollener Tuche beschäftigt, und Gent war so volkreich und mächtig, daß es beträchtliche Kriege, selbst gegen Frankreich, führen konnte. Antwerpen zählte, bevor Amsterdam in die Höhe kam, 200,000 E., während Brüssel jetzt weit bedeutender ist, als früher. Niederländische Tücher gingen aber auch durch ganz Europa, was seit geraumer Zeit abgenommen hat. Ebenso ists mit Bearbeitung der Seide; Haarlem hatte ehemals 3000 Seidenstühle, jetzt nur 50. Dessenungeachtet gehört Belgien durch seine Metall-, Wollen-, Linnen-, Baumwollen-, Rübenzucker-, Glas- und Thonwaarenindustrie zu den ersten Industrieländern der Erde. Hollands Tabake und Branntweinbrennereien („Schiedamer") sind so bekannt, wie Limburgs (Mastrichter) Gerbereien; gleichfalls berühmt sind die Brabanter (Brüsseler) Kanten oder Spitzen, wozu der feinhaarige Flachs, den man selber baut und spinnt, den Zwirn liefert. Ebenso vorzüglich ist holländisches Papier (Deventer, Zwolle, Zaandam), mit welchem in neuerer Zeit englisches und schweizerisches wetteifert. Schließlich sind auch die holländischen Thonpfeifen nicht zu vergessen, die am besten zu Gouda gemacht werden, wo 5000 Menschen damit beschäftigt sind.

Wie die Gewerbe, so ist auch der Handel der Holländer noch immer lebhaft, obwohl er sehr abgenommen. Der holländische Handel verhielt sich zum englischen im Jahre 1640 (vor der Schifffahrtsacte Cromwells wie 5: 1; 1750 wie 6: 7; 1794 wie 6: 15. Unter Napoleons Herrschaft war er Null, dann hob er sich wieder. — Wie der Kaufmann Hollands im Ruf großer Rechtlichkeit und Pünktlichkeit steht, so gilt das dortige Volk überhaupt für sparsam, einfach, aufrichtig und mildthätig. Holländisches Phlegma und holländische Reinlichkeit sind zum Sprichworte geworden, und das Wort: Alte batavische Treue*) hält der Holländer ebenso in Ehren, wie der Bewohner des rheinischen Hochlands sich der Schweizer Treue rühmt. Wir sind eben allzumal Deutsche. Die ältesten bekannten Bewohner des Landes zwischen den Rheinarmen, vom Taunus dorthin ausgewanderte Chatten und vom niedern Insellande (Bat-Auen) Batauer genannt, waren eine zeitlang den Römern verbündet, später unter deren Herrschaft. Nördlich von ihnen saß ein Theil des deutschen Friesenvolkes. Beim Verfall des Römerreiches kam das Land in Besitz der Franken, mit denen sich die Bataver vermengten und deren Namen nun aus der Geschichte verschwindet. Auch ins südl. Bel-

---

*) Man denke des hochherzigen Schiffskapitäns Speik, der 1831 den 5. Februar sich mit seinem Schiffe in die Luft sprengte, um die Ehre des holländischen Namens zu retten und nicht den untreu gewordenen Belgiern in die Hände zu fallen.

gien drangen im 6. Jahrh. deutsche Völker ein, mischten sich aber mit den romanisirten gallischen Belgiern. Diesen Unterschied sieht man noch jetzt; auf einem großen Strich der Ardennen wird wallonisch gesprochen, ein niederländisch-französisches Gemisch; aber in Hennegau, Namur, Westflandern und Südbrabant ist französisch herrschend. Sonst hört man in Nordbrabant und Ostflandern flamländisch oder vlämisch, und in allen nördlichen Provinzen das wenig davon verschiedene holländisch, als Nebenarten des niederdeutschen Dialekts.

Ortschaften: Köln, ehemals freie Reichsstadt und wichtiges Glied der Hansa, zur Zeit der Hohenstaufen mächtig genug, um eine Flotte ins Mittelmeer senden zu können. In spätern Jahrhunderten sank sie an Reichthum, Volksmenge und Geisteskultur tief herab. Erst seit 1814 (unter preußischem Scepter) hebt sie, durch natürliche Verhältnisse begünstigt, zum Verwundern rasch sich wieder empor; denn von 47,000 E. stieg die Bevölkerung, Militär abgerechnet, in so kurzer Zeit bis 129,000, worunter 13,000 Protestanten. Sie ist die vornehmste Handelsstadt am Rhein, selbst wetteifernd mit Rotterdam, und zugleich mit Deutz (10,500 E.) eine starke Festung. Zu letzterem führt jetzt neben der Schiffbrücke noch eine der Eisenbahn dienende Eisengitterbrücke; und das alte Kaufhaus, der Gürzenich, ist neuerdings verschönert und so erweitert, daß der große Festsaal 53 m. Länge und 23 m. Breite hat. Das Gewölbe des berühmten 141 m. langen Doms wird von 100 Hauptpfeilern getragen, die Höhe der Thürme ist auf 155 m. berechnet. Allmählich reift dieses schönste und höchste Bauwerk des Mittelalters, dessen Bau 1248 unter Erzbischof Konrad begonnen, dann über 300 Jahre unterbrochen, seiner Vollendung entgegen, indem es an Beisteuern von Nah und Fern und großartiger Unterstützung durch die preußischen Könige nicht fehlt; Ludwig I. von Baiern hat kostbare Glasmalerei geschenkt. Sehenswerth ist im Dome u. a. ein höchst ansprechendes Gemälde aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, Maria mit dem Jesuskinde und den 3 Königen, vom Meister Stephan. Ein neues Altarblatt, Marias Himmelfahrt, ist von Overbeck. Südlich von Köln das prächtige Königsschloß Brühl. — Düsseldorf an Größe wachsend, jetzt mit 69,000 E., Geburtsort der Brüder Jakobi (Friedr. Heinr. war Philosoph und J. Georg Dichter), und des Malers Pet. Cornelius. Es ist daselbst eine vortreffliche Malerschule*), ihr Geist spricht sich in den Meisterwerken von Lessing (Großneffe des Dichters), Hübner, Steinbrück, Sohn, Bendemann, Hasenclever, Schröter u. a. aus. Crefeld, schöne Fabrikstadt mit 57,000 E., Seidenwaaren, besonders Sammet. Kempen, nicht weit von Crefeld, Geburtsort des Thomas Hammerken oder a Kempis (1388—1471), Verfasser des Buchs „Von der Nachfolge Christi". Wesel, 18,500 E., preuß. Festung am Rhein, wo die Lippe mündet. Auf dem Wege von Wesel nach Cleve kommt man durch Xanten, wo eine alte Kirche aus dem 13. Jahrh. und durch Calcar, wo auf dem Markte das Standbild des berühmten Reitergenerals Seidlitz; er war dort zu Haus. Nymwegen an der Waal, holländische Stadt mit Trümmern der von Karl dem Großen erbauten Burg Falkenhof. — Dortrecht, älteste Handelsstadt Hollands a. d. Merwe, 24,800 E. — Gouda, 15,700 E., ist oben schon erwähnt. — Rotterdam mit 123,000 E. an

*) Ein Theil des Akademiegebäudes und der Sammlungen am 20. März 1872 leider durch Feuer zerstört.

der Maas, oder richtiger am Hauptrheinwasser, in Form eines Dreiecks erbaut, mit breiten Häfen. Lebhaftigkeit des Handels und Menge dreimastiger Schiffe mitten in der Stadt. Auf der großen Brücke das bronzene Standbild des berühmten Humanisten Erasmus, der 1467 hier geboren wurde. Nahe der Stadt sind gewaltige, mit denen bei Seraing wetteifernde Werkstätten, wo Dampfschiffe mit allem Zubehör gefertigt und vom Stapel gelassen werden. Delft, 22,000 E., wo Grabmäler des Staatsmannes Hugo Grotius († 1645), des Admirals Tromp und des 1584 hier ermordeten Wilhelm von Oranien. Haag oder's Gravenhaag (d. i. das Gehäge des Grafen), schöne offene Stadt mit königl. Residenz und dem Sitz der Generalstaaten; 93,000 E. Nicht weit davon das Schloß Ryswyk. Leyden, eine Ml. von der Nordsee mit 39,200 und Utrecht mit 61,000 E. Universitäten; die von Leyden erinnert an die heroische Vertheidigung 1575 und; besitzt berühmte Sammlungen (Siebolds japanisches Museum). Haarlem, 30,900 E., Geburts- und Todesort des Landschaftsmalers Ruysdael (1635—1681) und bekannt durch Leinwand, Gartenbau und Blumenzucht. Zur Blumenzeit reisen viele Fremde hin. Die Haarlemer sind des seltsamen Glaubens, die Buchdruckerkunst sei in ihrer Stadt erfunden. Amsterdam an der Amstel und am Meerbusen Y (sprich: Ei) mit 281,000 E., worunter $^2/_7$ Deutsche und $^1/_{10}$ Juden, Hauptstadt von Holland, mit großem Handel und berühmten Diamantschleifereien. Ihre 26,000 Häuser ruhen meist auf eingerammten Pfählen und sind fast alle von Backsteinen. Straßen und Kanäle (Grachten) sind regelmäßig angelegt; 300 Brücken verbinden die einzelnen Stadttheile. Das große Stadthaus ruht auf 13,659 Pfählen, ist 92 m. lang, 76 m. breit und 38 m. hoch, ohne den Thurm mit Glockenspiel, der noch 69 m. höher ist. Da Holland den Ruhm religiöser Duldsamkeit schon Jahrhunderte genießt, so ist nicht zu verwundern, daß unter den Gotteshäusern der Hauptstadt sich Kirchen für 9 verschiedene Sekten finden. Dem Kunstfreunde steht im Reichsmuseum die werthvollste Gallerie der altholländischen Malerschule offen. In der neuen Kirche die Grabmäler des Admirals Ruyter und des Dichters Vondel, auf dem Botermarkt die Statue Rembrandts. Nördlich von Amsterdam liegt von Windmühlen umgeben Zaandam, mit ehemals berühmten Werften, die an Peter d. Gr. erinnern, der hier den Schiffbau erlernt haben soll; 12,300 E. Alkmar, großer Käsemarkt. An der Nordspitze Nordhollands: Helder am Marsdiep, durch das die Schiffe hindurch gelootset werden müssen; starke Festung und Handelsstadt mit 17,800 E.; Station der holl. Kriegsflotte und befestigtes Lager für 30,000 Mann. Gegenüber die Insel Texel mit 6200 E., die von Schaf- und Austernzucht und Fischerei leben. — Leeuwarden in Friesland 25,000 E.

Im Scheldeland und an der westlichen Küste. 1) Französische Orte: Calais mit Hafen für kleine Schiffe an der 5 Mln. breiten Meerenge, die von ihr den Namen Straße von Calais führt. Ueberfahrt nach Dover an der englischen Küste. Bei hellem Wetter ist die englische Küste mit bloßen Augen zu sehen. Dünkirchen mit 33,000 E. und einer Rhede für große Seeschiffe. Kammerik oder Cambray, bekannt wegen der überaus feinen Leinwand, die nach der Stadt den Namen Kammertuch führt, und Valenciennes, Festungen an der Schelde. Arras, Festung; die Gegend umher hieß sonst die Grafschaft Artois. Ryssel oder Lille, starke Festung mit 154,000 E. und bedeutendem Handel. 2) Belgische Orte: Die Festungen Bergen

oder Mons, Hauptort im Hennegau, mit 23,100 E., nördlich von der Wasserscheide des linken Sambreufers, und Doornik (Tournay) an der Schelde mit 31,500 E., ehemals berühmt durch Gobelins, d. i. Teppiche mit eingewirkten Gemälden. Gent, Hauptstadt von Flandern an der Schelde und Lys, große von Flußarmen und vielen Kanälen durchzogene und deshalb brückenreiche Stadt, 4 St. im Umfang mit 121,000 E., vor der spanischen Herrschaft aber doppelt so volkreich. Viel Sehenswerthes, z. B. der 129 m. hohe viereckte Belfried oder befroi d. h. Friedensglockenthurm, der auch als Warte diente, mitten in der Stadt; das Spiel hat 44 Glocken; die neue eiserne Spitze des Thurms krönt der vergoldete Drache, welchen Balduin von Flandern nach der Eroberung Constantinopels im Jahre 1204 von der Sophienkirche abgenommen und den Gentern geschickt hatte. Wie der Belfried, so ist auch das weite reich verzierte Rathhaus und der aus mehreren Klöstern nebst einigen hundert Häuschen und 2 Kirchen bestehende Beghinen- (d. i. Nonnen-) Hof aus dem 14. Jahrhundert. In Belgien gibt es an 6000 Beghinen. Im alten Schlosse wurde Karl V. 1500 geboren. Brügge, 2 Mln. von der See entfernt, aber durch große Kanäle mit ihr und der Schelde verbunden; 50,000 E., Geburtsort der Brüder Hubert und Joh. v. Eyk, die in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts treffliche Gemälde lieferten; Hubert erfand die Oelmalerei. Brügge sieht noch mittelalterlicher aus als Gent und hat auch einen Belfried; an vielen Gebäuden ist noch alte Malerei. In den Kirchen bedeutende Gemälde, namentlich Meisterwerke von Memlinck im Johannisspital. Die Grabmäler Karls des Kühnen und seiner Tochter Maria in der Liebfrauenkirche. In der Kraenenburg war es, wo Max im J. 1488 sechs Wochen lang gefangen gehalten wurde. Brüssel mit Schloß Laeken, 189,000 E. (bei Einzählung angrenzender Gemeinden 300,000), worunter 13,000 Deutsche, Hauptstadt von Brabant, jetzt von ganz Belgien. Unter den Gebäuden stechen die Gudulakirche mit ihren Glasmalereien und das gleichfalls mittelalterliche grandiose Rathhaus, dessen Thurm leicht und zierlich 146 m. aufsteigt, besonders hervor. Im großen Rathssaale geschah die Abdankung Karls V. zu Gunsten Philipps II., und aus den Fenstern sah nachmals der Wütherich Alba der Enthauptung Egmonts zu. Südl. liegen die Schlachtfelder von Quatre Bras bei Jemappe 3½ Mln. von Brüssel (16. Juni 1815) und Belle Alliance nebst Waterloo, 2½ Mln. von Brüssel (18. Juni 1815). — Antwerpen, nahe der Mündung der Schelde, die hier, über 600 m. breit und 10 m. tief, an dem Wechsel von Ebbe und Flut theilnimmt, große Handelsstadt und Festung mit 126,000 E. Die Hauptkirche mit 151 m. hohem schönen Thurm ist 162 m. lang, 78 breit und 69 hoch, mit 125 Säulen. Nahe diesem Dome, worin er begraben liegt, hat Maler Paul Rubens (geb. 1577, gest. 1640) eine kolossale erzene Statue; die des vorzüglichen Porträtmalers van Dyk steht vorm Museum. Der ganze herrliche Kirchenbau ist fertig. Den Straßburgern und Kölnern fehlte es an Mitteln, um ihre angefangenen großen Werke auszuführen; die reicheren niederländischen Städte vermochten es eher. Berühmte 14monatliche Belagerung Antwerpens von 1584—85 und deren traurige Folgen, theilweise durch Kurzsichtigkeit und Egoismus der Bürger selbst verschuldet. Unter andern nicht kleinen Städten sind noch zu merken: Löwen und Mecheln, und die ehemalige Hansestadt Middelburg auf der Insel Walchern.

§. 9. Blick ins Ausland.

Nach Süden grenzt das rheinische Stromgebiet an den Tessin, der durch den Lago Maggiore zum Po läuft, und an die walliser Rhone, die durch den Genfer See sich nach Frankreich wendet. Geht man über den Po und durch die lombardische Ebene wieder südlich aufwärts, so ersteigt man die Apenninen und sieht hinab ins Land Etrurien oder Toskana, wo der Arno bei der schönen Stadt Florenz durchfließt. Noch weiter südlich ist Rom am Tiber.

Nach Westen grenzt der Hochrhein an das Gebiet des Doubs, der in die Saone (Nebenfluß der Rhone) fällt; der Oberrhein an das Maasgebiet und dieses an das der Marne, Aisne und Oise, die zur Seine fließen. Das Gebiet der Niedermaas grenzt an die Schelde, und der Bezirk dieses Flusses im SW. an den der Somme. Maas und Schelde haben also im SW. das große Gebiet der Seine, und das kleine der Somme. Geht man weiter südwestlich, so kommt man ins Gebiet der Loire, woran die Stadt Orleans SSW. von Paris. Die Loire fließt mitten durch Frankreich.

Nach Norden: das Meer. In mäßiger Entfernung liegt nordwestlich die Insel Großbritannien (England und Schottland). Nördlich von Dover öffnet sich der englische Fluß Themse, woran die große brittische Hauptstadt London. Von Rotterdam nach London braucht ein Dampfschiff nur 24 St.

§. 10. Geschichtlicher Anhang.

Vor 2000 Jahren wohnten die Deutschen nicht weiter südwärts als bis zur Donau und bis gegen Basel. Im Westen wurden sie durch Vogesen, Hunsrücker Hochwald, Eifel und Ardennen bis zur Schelde von den Celten getrennt. Auf der Grenze von Mosel bis Schelde hieß man zu beiden Seiten die Völker Belgier. Sprache, Religion und Gebräuche mochten hier halb deutsch, halb celtisch sein. Die echten Deutschen des linken Rheinufers, die man nicht Belgier hieß, waren: Tribokker bei Straßburg, Nemeter bei Speyer, Vangionen bei Worms und Mainz, Tungern auf den Ardennen und an Niedermaas bis über Mastricht hinab. Auf dem Hunsrück, auf der Eifel und Hoch-Veen mochte es wenige bewohnte Plätze geben.

Bei den Tungern kam der Name Germanen auf; die Römer lernten dies Wort kennen und wandten es, um seine Bedeutung wenig bekümmert, auf alle deutschredenden Völker an. Die Belgier nun und alle Germanen des linken Rheinufers kamen unter Römerherrschaft. Ja man gedachte auch die andern kleinen Völker im Innern Deutschlands zu unterjochen, und hatte sich bereits an der Weser eingenistet, als der Cherusker Hermann sein Vaterland rettete. Vergeblich suchten die Römer das Verlorne wieder zu gewinnen, alle Anstrengungen ein ganzes Jahrhundert lang führten zu nichts, als daß sie die SW. Ecke Deutschlands besetzten, nämlich den Schwarzwald, die Rauhalp, das Oberrhein- und Neckarthal, den Odenwald und den Taunus, lauter öde, größtentheils verlassene Länder. Zum Schutz derselben, und zur näheren Verbindung zwischen Augsburg und Mainz, warfen sie Verschanzungen auf, die von der Altmühl zum Kocher, an der Ostseite des Odenwalds, und vor dem Taunus durch zum Siebengebirg ans rechte Rhein-

ufer zogen (Pfahlgraben und Teufelsmauer*)). Die Deutschen ließen das Schanzenwerk nicht unangefochten. Aus den benachbarten suevischen Völkern (wohl besonders von Hermunduren, Semnonen und Markmannen) kamen, ums Jahr 213, kampflustige Häuptlinge mit Gefolge, erstürmten die Wälle und erschienen unter dem Namen Allemannen am Rhein, nicht rastend, bis sie den Römern endlich auch das linke Oberrheinthal und den größten Theil Helvetiens und Rhätiens bis zum Gotthard abgewannen. Bei ihren deutschen Landsleuten blieb ihnen der Name Sueven oder Schwaben. Der Lech schied sie nachmals von den Bajuvaren oder Baiern, welche die zuvor römische Stadt Regensburg zum Hauptort wählten.

Während dies vom 3. bis zum 5. Jahrhundert geschah, wurden der Römer Grenzen auch am Mittel- und Niederrhein erstürmt, und die dortigen deutschen Länder des linken Rheinufers wieder erobert. Dies führten die Franken aus, ein Verein von Chatten, Sigambern und andern Deutschen. Sie nahmen nicht nur ein Stück Belgiens nach dem andern, sondern zuletzt auch ganz Gallien. Kein deutsches Volk errang solche Macht als die Franken. Unter ihrem gewaltigen Könige Karl erstreckte ihr Reich sich im S. über die Stadt Rom hinaus; jenseit der Pyrenäen ward es vom Ebro, im N. von der Eider und im O. von der thüringer Saale und der Raab begrenzt. Oestl. dieser Grenze gabs keine Deutsche mehr, sie hatten allzumal in der großen Völkerwanderung ihre Heimat geräumt, um Römer-Provinzen zu erbeuten. An ihrer Stelle saßen nunmehr wendische Völker vom großen Stamme der Slaven; nur südlich der Karpathen hauseten die Avaren und später das mongolische Volk der Magyaren oder Ungarn.

Karl der Große war ein echt deutscher König. Obwohl man in mehr als der Hälfte seiner Staaten ein verdorbenes, mit deutschen Worten gemischtes Latein redete, woraus später Französisch und Italienisch entstand, so blieb er doch seinem deutschen Volke und seiner Muttersprache treu. Seine Lieblingssitze waren im rheinischen Stromgebiet (Heristal, Aachen, Ingelheim). Mehr als seine Siegesthaten hat ihn der Eifer ausgezeichnet, womit er die Unwissenheit seiner Völker zu mindern und Kenntnisse zu verbreiten suchte. Zwei hohe Schulen gründete er auf deutschem Boden, nämlich zu Fulda und zu Metz; und wären seine Nachkommen eben so kräftige Könige gewesen so würde sich der Deutsche bald in Wissen und Kunst hervorgethan haben. Sie verstandens aber nicht; alle Ordnung des Reichs zerfiel, und nur Weniges gedieh, was der große Karl begonnen. Schon im Jahr 843 (29 Jahre nach Karls Tode) trennten sich die deutsch gebliebenen Völker von denen, die Latein redeten, und im Jahr 888 sah man folgende Staaten an der Stelle des großen karolingischen: 1) Navarra und Barcellona zwischen den Pyrenäen und dem Ebro. 2) Frankreich im ehemaligen Gallien. 3) Italien, wo mächtige Besitzer um den Kaisertitel stritten, bis endlich unser König Otto über die Alpen zog und Italien sammt der Kaiserkrone nahm. 4) Burgund, an

---

*) Spuren der Teufelsmauer gibt es: nördl. von Ingolstadt — bei Weißenburg an der Retzat — unweit Dinkelsbühl an der Wernitz — bei Oehringen, links vom untern Kocher — südl. von Amorbach im Odenwald. — Den Pfahlgraben sieht man deutlich am Taunus um den großen Feldberg herum, und weiter nach der Lahn zu.

beiden Seiten des Jura, und vom Genfer See an der Rhone hinab. Es kam ebenfalls ans deutsche Reich; seine Nordgrenze von der Aarmündung über Basel zu den Monts Faucilles. 5) Deutschland als eignes Königreich. Die Grenze desselben gegen Frankreich war folgende: Vom Ursprung der Maas links des Flusses zu den Argonnen und diesen Wald entlang zu den Ardennen, von wo nach Westen zur Oberschelde (Cambray oder Kammerik blieb deutsch) und längs der Wasserscheide beim Vorgebirg der Grauen Nase (Gris Nez*)) ans Meer.

Sieben Jahrhunderte bestand diese Grenze, bis erst in neuerer Zeit die französischen Könige die Wasserscheide gegen die Schelde hin überschritten und das Lothringer-Land (an Obermaas und Obermosel) und das Elsaß an sich rissen, nachdem sie früher schon den größten Theil Burgunds (W. vom Jura und SW. des Genfer Sees an der Rhone) genommen hatten. Elsaß und etwa 1/4 Lothringens gehören jetzt wieder zu Deutschland. Das Königreich der Deutschen umfaßte aber anfangs die Völkerschaften: 1) Franken im Maingebiet, im Rheinland bei Speier, Worms und Mainz, und am Stromufer hinab bis unter Köln. 2) Schwaben oder Allemannen zwischen Vogesen, Lech und Gotthard. 3) Baiern mit Kärnten zwischen Fichtelgebirg und Italien, zwischen Lech und Leitha, wo sie mit den Magyaren grenzten. 4) Thüringer. 5) Sachsen und Friesen. 6) Lothringer, denen anfangs auch Trier und die Niederlande gehörten. Hierzu kam noch des jedesmaligen Kaisers Oberhoheit über Burgund und Italien. Allein auch im Osten vergrößerte sich das Reich; man bekämpfte die Wenden und nahm einen großen Strich der Länder, wo in der Vorzeit die Deutschen seßhaft gewesen. Fast überall ward nach verheerenden Kriegen eine solche Masse deutscher Kolonisten dorthin geführt, daß wendische Sprache und Sitte größtentheils verschwand. So dehnte sich Deutschland östlich an der Elbe und Oder wieder aus. Selbst an der Ostsee, östlich der Weichsel, eroberte man Preußen und gründete deutsche Ortschaften in Kurland, Livland und Esthland.

In der Geschichte der Deutschen wird erzählt, wie die alten Herzogthümer zergingen, und statt ihrer eine Menge geistlicher und weltlicher Staaten und freier Städte entstand. Zwei Länder sogar lösten sich ganz vom deutschen Reiche ab, eins am Ursprung, eins am Ende des Rheins. Es sind:

1) Die Schweiz. Auf Wilhelm Tells gerechte Nothwehr folgte der Aufstand in den Hirtenthälern Schwyz, Uri und Unterwalden mit dem Neujahr 1308. Vergeblich bemühten sich in zwei Jahrhunderten die habsburg-österreichischen Fürsten, das

---

*) Etwas verschieden davon ist die heutige Grenze unsrer Sprache gegen Westen: die obere Hälfte von Wallis ist deutsch, dann zieht die Sprachgrenze durch Freiburg, am Murten- und westlich des Bieler Sees hin zur schweizerisch-deutsch-französischen Grenze bei Reschlach (Réschéiy) zwischen Dattenried (Delle) und Pfirt (Ferette), nordwestlich zum elsaßer Belchen und längs des Vogesenrückens zum Donon (Saarquell); von hier nordwestl. zwischen den Quellen der deutschen und der französischen Nied durch Lothringen gegen Falkenberg und zur Mosel, die sie zwischen Metz und Diedenhofen überschreitet; an der Südseite Luxemburgs über Hussigny nach Longwy, dann westlich von Arlon vorbei nach Bastogne, Malmedy und Limburg, unterhalb Lüttich über die Maas nach Tirlemont, und südl. von Brüssel hin nach Courtray (Kortryk) und Hazebrook bis ans Meer.

von ihnen verachtete Hirtenvolk zu unterjochen, während der Bund der Eidgenossen fortwährend wuchs; denn es schlossen sich an jene 3 Waldorte die Bürger von Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Später traten die tapferen Landleute von Appenzell hinzu, die Städte Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, Basel und die Landschaften von Wallis und Graubünden. Seit dem Tage von Dornach (1499) betrachtete man den Bund als vom deutschen Reiche völlig getrennt, als eine eigene Schweizer-Republik.

2) Niederlande. Auch der Verlust des Rheinmündungsgebiets fällt den Habsburgern zur Last. In Frankreich gab es ein Herzogthum Burgund (nicht zu verwechseln mit dem ehemaligen Königreich gleichen Namens) rechts der Saone bis gegen die Loire, mit der Hauptstadt Dijon. An dieses Herzogthum kamen stückweis durch Erbschaft und Kauf die verschiedenen niederländischen Grafschaften und Herzogthümer; die Niederländer hatten nichts dagegen, so lange man ihre alten Freiheiten und Rechtsame nicht antastete. Kein Fürst des 15. Jahrhunderts konnte sich rühmen, reichere Bürger zu regieren. Damit war aber Herzog Karl der Kühne nicht zufrieden. Er wollte seinen von Frankreich und Deutschland abhängigen Staat vergrößern und ein eignes Königreich daraus machen. Diese Herrschsucht und sein Uebermuth stürzten ihn. Als er die tapferen Schweizer angriff, verlor er bei Grandson und Murten seine besten Kriegsheere, und bei Nancy 1477 das Leben. — Seine einzige Tochter Maria heiratete den österr. Prinz Max, nachmaligen deutschen Kaiser. Dies sahen Flanderer, Brabanter und andere Niederländer ungern, gleich als hätte es ihnen geahnet, was für unsäglich Elend der Großenkel dieses Max ihnen dereinst anthun werde. Er hieß Philipp II., Sohn des Kaisers Karl V., und ist nicht bloß als König von Spanien und den Niederlanden (oder dem burgundischen Kreis des deutschen Reiches), sondern auch als ein Tyrann bekannt, der es nicht begriff, wie man den Gesetzen und der Vernunft gemäß regieren könne und solle. Deshalb zertrat er die alten Rechte der Niederländer, verfolgte mit Grausamkeit die Idee der Kirchenreform und übte so drückende Herrschaft, daß endlich das Volk dagegen aufstand. Vergeblich schickte er seine spanischen Truppen, vergeblich einen Feldherrn nach dem andern. Nur die südlichen oder belgischen Provinzen wurden unterjocht. Die nördlichen vereinten sich 1581 unter dem Namen Niederländische Union, nach der volkreichsten Provinz auch Republik Holland genannt, die, wie die Schweiz, im westfälischen Frieden auch de jure vom deutschen Reiche getrennt und als selbständiger Staat anerkannt wurde.

Der langdauernde Krieg, wodurch man die Unabhängigkeit erfechten mußte, regte alle Geisteskräfte und alle Thätigkeit in den nördlichen Provinzen auf. Vorzüglich zur See wurden die Holländer mächtig, wodurch ihr Seehandel eine solche Ausdehnung erhielt, daß ihr kleines Ländchen bald zu den ersten Staaten Europas gehörte.

Was die südlichen Provinzen betrifft, so kamen sie, nachdem Ludwig XIV. einen Theil davon an sich gerissen, i. J. 1714 von Spanien wieder an Oesterreich, und im Revolutionskrieg an Frankreich. Nach Napoleons Sturz wurde dieser unser burgundischer Reichskreis, zu fünf Achteln vlämisch-deutsches Land, auf Befehl des Wiener Congresses 1815 mit Holland zu einem Königreich der Niederlande vereinigt und seine uralte Verbindung mit Deutschland, welche durch Lage, Bodengestaltung und Na-

tionalität begründet ist, vielleicht für immer gelöst — Oesterreich, das schon 1735 das alte deutsche Land Lothringen gegen Toskana an Frankreich vertauscht hatte, ließ sich auch hierfür mit italienischem Gebiete entschädigen. Wer aber entschädigte Deutschland für seinen Verlust?! — Weil jedoch Denkart und Religion in Belgien seit dem 16. Jahrhundert sich gänzlich der holländischen entfremdet hatte, so riß es sich 1830, obwohl das Land unter der Regierung des Hauses Oranien blühte, gewaltsam wieder los, und bildet seitdem einen eignen Staat. — So erhebend die Geschichte von den Befreiungskämpfen der Schweiz und der Niederlande an und für sich ist, so betrübend muß es anderseits für uns Deutsche sein, daß auf diese Befreiungskämpfe für Deutschland der Verlust dieser unserer wichtigen Grenzmarken folgte. Das deutsche Volk wohnt nicht innerhalb guter Naturgrenzen; und wo wir glücklicherweise feste Naturgrenzen an unserm Nationalgebiete besaßen, wie in der natürlichen Bergfestung der Alpen und an der Nordseeküste, unserer natürlichsten und wichtigsten Seeposition, da brachte uns die Selbstsucht, der siegreiche Partikularismus unserer Stämme um diese Länder. Durch den Verlust dieser wichtigen Provinzen seines Naturgebietes und zahlreicher Stammestheile wurde Deutschland nicht nur überhaupt beträchtlich geschwächt, sondern mit der Schweiz verlor es zugleich die wichtigsten Alpenpässe nach Italien und liegt es von dieser Seite her jedem Angriff offen; und durch den Verlust Hollands und die Sperrung des Rheins hat unser Handel, unsere Schifffahrt und unsere Volkswirthschaft einen noch heute nicht völlig überwundenen unberechenbaren Schaden erlitten, und sind wir auch hier von dem guten Willen unserer abtrünnigen Stammesgenossen abhängig geworden und geblieben.

VIII. Gebiet der Donau.

§. 1. Lauf, Nebenflüsse, Umgrenzung.

Die Donau strömt im allgemeinen von W. nach O.*) und ergießt sich ins schwarze Meer, gewährt also eine Wasserstraße nach der Levante und nach Südrußland, während der Rhein nach England und Amerika hinführt. Ihre Mündung ist vom Quell in gerader Linie 227 Mln. entfernt; die Länge des Laufs beträgt 396 Mln. und zerfällt in 3 Theile: deutsche Donau bis Presburg, ungarisch-slavische bis Orsowa, und walachisch-bulgarische. Wie bei keinem europäischen Strome der gerade Abstand der Mündung von der Quelle so groß ist, als bei der Donau, so durchströmt auch keiner so verschiedenartige Länder und Sprachgebiete. Ihr Ursprung ist auf dem Schwarzwalde. Gewöhnlich sagt man,

*) Der einzige unter den Hauptströmen Europas mit dieser Richtung.

daß sie in dem 690 m. hoch gelegenen Städtchen Donaueschingen aus dem Schloßhofe hervorquelle und durch die zwei volleren Bäche Brigach und Brege verstärkt werde. Die Brege, die 1126 m. hoch an der Martinskapelle entspringt, ist aber wohl der Hauptfluß, der erst nach Hinzutritt der Donaueschinger Quelle den Namen Donau erhält. Sie hat drei Hauptrichtungen: 1) nach O. wo an ihren Ufern: Ulm, Regensburg, Passau, Linz, Wien, Presburg, Gran, Waitzen; 2) nach S. wo: Ofen mit Pest, Neusatz und Belgrad; 3) wieder nach O. wo Orsowa, Widdin, Nicopolis und Silistria liegen.

Nebenflüsse: a) Linksher: Brenz, Egge, Wernitz, Altmühl, Naab mit Vils, Regen, Ilz; March (vom Glatzer Schneeberg) mit Thaya; Waag mit Neutra, Gran, Theiß mit Hernad (rechts), Szamos**), Körös und Maros oder Mieresch (links), Temes; Schyl (Jiul), Aluta (Alt), Sereth, Pruth. Unter diesen sind Grenzflüsse: March zwischen Deutsch-Oesterreich und Ungarn; Pruth zwischen Rußland und der Moldau. b) Rechtsher: Iller vom Widderstein in Vorarlberg und Lech mit Wertach von der Rothwand, Isar aus der Nähe des Solstein, mit den Beiflüssen Loisach und Ammer und den Seen Achen, Walchen, Kochel, Würm und Ammer. Inn, in dessen Gebiet die Seen Tegern, Schlier und Chiem. Er ist 68 Mln. lang und führt eine solche Wassermasse, daß erst durch ihn die Donau zum mächtigen Strom wird; die Salzach, in deren Gebiete der Königssee, ist ein Nebenfluß des Inn. Ferner die Enns, die ebenfalls wie Salzach und Inn sich nach einem östlichen Laufe nordwärts wendet. Zwischen Salzach und Enns liegt das schöne Seengebiet (der Hallstadter, der Wolfgang-, Mond-, Atter-, Traunsee ꝛc.), aus welchem die Traun zur Donau fließt. — Die Leitha wird nur als Grenzfluß viel genannt; ferner die Raab; nach Osten die Drau mit der Mur; sie ist 101 Ml. lang und beinah bis zur Hälfte ihres Laufs von Alpen eingefaßt, aus deren Thälern ihr viele Bäche und Flüsse zueilen, deren einige unterwegs Seen gebildet haben, wie den Weißen-, Ossiacher-, Klagenfurter See u. a. Der größte Nebenfluß, der erst am östl. Ende des Alpengebirgs sich mit ihr vereinigt, ist die Mur, die südl. des Mosermandels entspringt, lange zwischen 2 Hauptalpenketten nordöstl. fließt und bei Bruck nach SO. biegt. Ferner die 96 Mln. lange Save, die aus dem kleinen Wurzensee am Terglou kommt und südöstl. strömt, nimmt auf der rechten Seile 1) die Kulpa auf, welche südöstl. des Schneebergs nur 4 Mln. von der Küste des Meerbusens Quarnero (adriatisches Meer) entspringt, und 2) von da

*) Spr.: Samosch; in magyarischen Wörtern sz = s, s = sch, cs = tsch (z. B. in Csarda = Pußtenschenke), cz = z (z. B. in Debreczin).

an, wo sie die Grenze bildet zwischen Ungarn und Türkei, die aus den bosnischen und den schwarzen Bergen kommenden: Unna, Wrbas, Bosna und Drina. Ferner die Morawa (aus serbischer und bulgarischer), der Isker. — Obwohl selbst nicht in den Alpen entstehend, kann die Donau doch insofern zu den Alpenflüssen gerechnet werden, als sie ihre Hauptwassermasse (Inn, Drau, Sau!) aus diesem Gebirge empfängt.|

Eine Meile oberhalb Tultscha theilt sich der Strom in große Mündungsarme, die das 47 □Mln. große Deltaland umfassen, eine Wildnis, die einem unabsehbaren grünen Meere von 3 m. hohen Schilfwaldungen gleicht, durchschnitten von Flußarmen, Seen und Lachen, bevölkert durch unermeßliche Schaaren von Seevögeln, durch Wölfe und Herden von Büffeln. Die äußersten Mündungsarme liegen 12 Mln. von einander entfernt; die Hauptarme sind: die Kiliadonau, der nördlichste, für Schifffahrt ungünstig, die Sulinadonau, nach der Mündung hin 100—130 m. breit und 10—20 m. tief, der für Schifffahrt noch tauglichste Arm, an dessen Mündung auf Pfählen das Städtchen Sulina liegt, und die St. Georgsdonau, der Südarm, von dem sich die Portitzkaja zu dem nur 2—3 m. tiefen Rasinsee abzweigt. Vor allen liegen, Ein- und Ausfahrt erschwerend, Inseln, Sandbänke und Barren.

Umgrenzung a) links. 1) Auf deutschem Boden: Schwabenjura, Frankenhöhe, Frankenjura, Fichtelgebirg, Böhmerwald, Mährische Terrasse und Mährisches Gesenke. 2) Zwischen Ungarn und Galizien: Hochkarpathen oder Tatra bis über den Ursprung des Hernad, dann das karpathische Waldgebirg bis zum Quell des Pruth und an dessen linker Seite. 3) Auf südrussischem Gebiet: Ein Höhenzug zwischen Pruth und Dnjestr, sich ins Tiefland verlierend.

b) Rechts. 1) Auf deutschem Boden: der niedere Bergzug zwischen Oberdonau und Bodensee bis zum Ursprung der Iller, und in den Alpen weiter bis zum Ursprung der Kulpa, dann für eine kurze Strecke das croatische Kapella-Gebirg. Im hochrheinischen Gebiet ist des Flüßchens Wutach erwähnt worden, das am Schwarzwald entspringt und zum Rhein eilt. Zwischen dieser Wutach und der Donau in der Nähe des Orts Blomberg liegt die Wasserscheide, obwohl bei 700 m. überm Meerspiegel, doch so flach, daß ein bloßer Sumpfgraben die Verbindung mit einem Nebenbach der Donau bildet. 2) Auf türkischem Boden: SO. die dalmatischen Berge entlang, zwischen der Narenta und Drina durch bis zu den Quellen des Ibar (Beifluß der serbischen Morawa), dann ostwärts zum Isker, und auf dem langen Bergzuge des Hämus oder Balkan ans Meer.|

Durch die Wasserscheide ist das 14,517 □.-Mln. große Donaugebiet getrennt a) im Süden oder rechts: von den Gebieten des Hochrheins, der Adda (Nebenfluß des Po), der Etsch, der nordöstl. adriatischen Küste, der macedonischen Flüsse Vardar oder Axius und Strymon, des thrazischen Hebrus oder Maritza, und des Küstenflusses Kamtschick unweit Schumla; b) im Norden oder links: von den Gebieten des Rheines, der Elbe, Oder, Weichsel und des Dnjestr.

§. 2. Gebirgsländer.

Der oberste Lauf der Donau ist von schwäbischen Bergen eingeschränkt. Diese sowohl als die Alpenlandschaften und die Abdachungen des Fichtelgebirgs, Böhmerwalds und der mährischen Höhen sind in den vorigen Kapiteln bereits beschrieben; wir gehen deshalb gleich zu den außerhalb Deutschlands liegenden Gebirgen über.

Von Süden her rankt vieles Gebirg aus Kroatien und Bosnien gegen die Kulpa und Save hin. Die Donau wird erst bei Belgrad und unterhalb von Ausläufern der Gebirge Serbiens, jedoch nur mit Gehügel berührt, erst oberhalb Orsowa wird ihr Ufer gebirgiger (Golubinske-Planina). Das Gebirg, als dessen Zweige man die genannten zu betrachten hat, zieht von den dinarischen Kalkalpen (der Dinaro, 1838 m.) in südöstlicher Richtung am dalmatinischen Küstenlande hin und diesem parallel in Bosnien der Hauptzug (wo in der Ljubitschnja-Planina der Dormitor 2409 m., „vielgezackt" gleich dem schweizerischen Pilatus), beide Züge durch häufige Querriegel verbunden und schließlich zum breiten, massenhaften Gebirgsstock der Zrnagora (Montenegro) vereinigt (Kom 2700 m, an welchem 2 von den Drinaquellflüssen). Von hier südöstl. zur Schljeb-Planina (Prokletja 2400 m. und jenseit des Drin zum Schar-Dagh 2250 m. (Scardus), der in der Richtung von SW. nach NO. bis zur Ibarquelle oder dem Paß sich erstreckt, über welchen die Straße von Prischtina nach Skopia (Ueschküb) führt. Im Schar hat der Egribojun 2600, der Kobilitza (an dem der Paß von Kalkandelen nach Prisren) 2397, der Ljubatin 2100 m. (nördlich dessen die berühmte Ebene von Kossowo oder das Amselfeld bei Prischtina nur 500 m. hoch). Jenseit der erwähnten Straße nach Skopia der Kara-Dagh und rechts der obern bulgarischen Morawa die Kurbetzka-Planina (Skomius) mit dem Spasch 1800 m. Zweige ranken zum 2200 m. hohen Witoschgebirge südl. von Sofia und zum Rilo-Dagh (3000 m. 9235′), von dem der Kostendsche-Balkan (mit Demirkapu 2500 m. und Tschatal Tepe 2400 m.) bis zu den Maritzaquellen hinzieht. Nördlich von diesem, in minder hoher aber sehr zerklüfteter, waldleerer öder Gebirgsgegend jener Paß, der vor alters Trajans-Pforte hieß und über den die bequeme Straße von Sofia nach Tatar Basardschyk und Philippopel (vom Isker zur Maritza) führt. Auf der andern Seite dieses Weges beginnt der 45 Mln. lange Balkan (Hämus), zuerst in einem Hauptzug und granitisch mit Höhen von 1600—1800 m., bald aber in Parallelzüge sich auflösend und in Kalkgestein übergehend von nur 1000 m.; die nördlichen parallelen, oft steil entgegenstehenden Vorberge des Hauptzuges werden kleiner Balkan genannt. Der große macht die Grenze

zwischen Thrazien und Bulgarien, endigt am schwarzen Meere mit dem Vorgebirg Emineh, und ist bewaldet, quellenreich, zerrissen, voll Schluchten. Der Balkan läßt sich deshalb leicht vertheidigen. Hauptpässe außer dem Trajansthor: der Tschipka-Paß nach Kasanlik, und der von Schumla nach Aidos. Bulgarien liegt wie eine sanft gehügelte Platte vom Fuß der Vorberge zur Donau hin, doch so, daß das Südufer des großen Stroms 10 und mehr m. hoch bleibt, während das andere walachische Ufer flach und sumpfig und weit weniger bewohnt ist. Es läßt sich also auch die Donau von türkischer Seite gut vertheidigen. — In gerader Linie ist Orsowa von Presburg 77 Mln. entfernt; das Karpathengebirg aber, das von einem Ende dieser Linie bis zum andern in weitem Bogen Siebenbürgen und Ungarn umzieht, hat, kleinere Windungen abgerechnet, über 180 Mln. Länge. Es ist vieläftig, doch mehr nach innen als nach außen, und am meisten in SO., nämlich in Siebenbürgen, und im NW., nämlich in den Obergebieten der Flüsse Waag, Gran, Donajec und Poprad. Der lange Zug läßt sich von Orsowa aus so abtheilen: zuerst das 10 Mln. lange Banater Grenzgebirge bis zum Sarka, welches mit einer Biegung nach O. zum transsylvanischen Hochgebirg aufsteigt, das den 40 Mln. langen Südrand, dann umbiegend nach NW. die 36 Mln. lange Hinterwand Siebenbürgens und die Grenze gegen das moldauische Flußgebiet des Sereth bis zur Theißquelle und zum Gebirgsknoten des Pietrosza 2235 m. an der Grenze der Bukowina bildet. Von dort ziehen in einem 52 Mln. langen, nach NW. gerichteten Zuge bis zum Poprad die Waldkarpathen als plateauartiger, mit Fichten- und Buchenwäldern reichlich bestandener Damm zwischen dem Donaugebiete und den sarmatischen Strömen Dnjestr und und Weichsel; die Höhe des an bewaldeten Kuppen nicht armen Walles beträgt im allgemeinen 1000—1100 m., obgleich auch einzelne höhere Punkte sich finden, z. B. der 2004 m. hohe Czernagora (Schwarzberg). Die Einsenkung zw. Körösmezö und Jablonika (Magyarenpaß: Schwarze Theiß und Pruth) von nur 950 m. ist einer von den Pässen, durch welche von Ost her das Reitervolk der Magyaren ins Land kamen. Auf die Waldkarpathen folgt das eigentliche Hauptgebirg Ungarns, die Hochkarpathen oder der Tatra, in der Länge von O. nach W. nur 5 und in der Breite 3½ Ml., aber ein Gebirgsstock, der nach S. mit weiteren Bergzügen in Verbindung steht. — Die Westkarpathen ziehen, zunächst nördlich des Tatra als Babia Gura, dann und vom Jablunkapaß (633 m., Olsa-Waag) sich SW.-wärts wendend als Beskiden ins österr. Schlesien bis zum Radoscht bei Roznau, dann S.-wärts als Weiß- oder mährisch-ungarisches Grenzgebirge zwischen Waag und March bis Holitsch, und enden, stark bewaldet wie meist überall, als Kleinkarpathen an dem Felsenthore von Theben (Dévén).

Letztere haben höchstens Kuppen von 800 m., während im Weißgebirge der Jaworina nahe 1000 m., in den Beskiden aber der Lissahora (in österreichisch Schlesien) 1319 m., der Baranio unweit der Weichselquelle 1355 m. und der Jawornik in der Babia Gura 1775 m. hoch ist.

Das merkwürdige, von O. nach W. geneigte, im Durchschnitt 500 m. hohe Plateau von Siebenbürgen hat wahrhafte Naturgrenzen; leider war es sein Schicksal, daß Völker von durchaus verschiedener Herkunft und Sprache dort neben und durcheinander seßhaft geworden. Das wilde, transsylvanische Hochgebirg, wodurch es gegen S. und O. gedeckt ist, hat einen Kamm von nahe 2000 m., mit bedeutenden Gipfeln: der Butschesch (SO.-Ecke) 2582 m., der fast eben so hohe Butianu SW. von Fagaras, der Negoi 2612 m. (nach Warhaneck's Messung) u. a., und wenig fahrbare Pässe: Ojtozpaß a. d. Ost-, der Tömös- (S. von Kronstadt), Törzburger (SW. v. Kronstadt), Rothethurm- (Alutadurchbruch 415 m.) und Vulkanpaß (Schyldurchbruch) a. d. Südseite. Die Ostwand Siebenbürgens hat nach innen noch eine Parallelkette, wodurch das Längenthal der obern Aluta entsteht. Der Nordrand ist ein Karpathenarm, der vom Quellengebiet der Theiß sich weit westwärts erstreckt, in den Bergen von Rodau, wo das Kuhhorn 2263 m. (NO.-Ecke Siebenbürgens) am höchsten. Die Gebirgszweige, die innerhalb jener drei Seiten das Land durchziehen, fallen so am ungarischen Tieflande ab, daß ihre Enden gleichfalls eine Bergkette zu sein scheinen, die nur den Flüssen Siebenbürgens, besonders der Maros und denen, die nach ihrer Vereinigung Körös heißen, gehörigen Ausgang gestatten. Aber gerade in diesen Westgebirgen, wo der Bihar, 1842 m. hoch, viel genannt wird, ist der größte Metallreichthum, man heißt sie nur das siebenbürgische Erzgebirg. Die Thäler und kleinen Ebenen des Landes sind meist fruchtbar und wechseln in einer Seehöhe von 350—600 m. Siebenbürgen ist also ein Hochland, und nicht klein, denn sein Flächeninhalt beträgt 1017 Q.-Mln.

Der aus den tiefeingeschnittenen Thälern des Donajec (Neumarkt oder Ketskemet) und seines Nebenflusses Poprad (Zips), der Waag (Liptau) und ihres Nebenflusses Arva (Arva) inselartig aufsteigende Tatra ähnelt darin unserm Riesengebirge, daß alles, was eine Gebirgswelt Herrliches, Wildes, Staunenswerthes bieten kann, hier auf kleinem Raume versammelt ist, nur in noch größerem Maßstabe. Tausend Meter höher, so würde der Tatra mit Firnmulden und mit beschneiten Gipfeln, ja Gletschern prangen. Der Kamm ist 2000 m. hoch und mehrere Spitzen erheben sich über 2500: die Gerlsdorfer Spitze 2720 m. (8374'), die von Lomnitz 2705, der Eisthaler Thurm 2703 m., der Vysoky-Vrch 2606 m., der große Kryvan 2560 m. Charakteristisch sind dem Tatra die in einer durchschnittl. Höhe von 1600 m. liegenden und aus geschmolzenem Schnee- oder Quellwasser sich nährenden grünen Bergseen (Meeraugen); man zählt deren 27. Besonders sehenswerth die zerrissene großartige Umgebung zweier Seen am Vysoky, wo der Poprad entspringt, und westlich davon das Kesselthal, einer Hauptquelle der Waag, das der Kryvan nebst anderen Riesen einfaßt. — Südlich der Thäler Liptau und Zips, zwischen dem Oberlauf der Flüsse Gran, Hernad und Waag und der Turocz (Zufluß der Waag) der Nizné Tatry oder Niedere Tatra (oft fälschlich „Liptauer Alpen" genannt), der an der Granquelle im Kralowa Hola (Königsberg), auf dem M. Cor-

vinus 1474 einen Kriegsrath gehalten, zu 1940 m. und westl. davon im Djumbir zu 2041 m. ansteigt. Der westl. Theil des niedern Tatra wird Fatra genannt, der in der Richtung von S. nach N. von Neusohl am Mittellauf des Gran (nördl. dieser Stadt der Krizna) bis zur Waag sich erstreckt (Großer Fatra) und jenseit derselben in gleicher Richtung bis an die Beskiden (Kleiner Fatra). — Betrachtet man den niedern Tatra als 1. Abstufung des hohen, so wird das zwischen Neutra, Gran, Eypel (Ipoly), Rima und Hernad sich ausbreitende Ungarische Erzgebirg die 2. Stufe heißen können. Ein reicher Gebirgsstrich, voll Wälder und Wiesen, die Berge nicht über 1600 m., doch im Innern voll Metallschätzen, wie schon die bekannten Namen Kremnitz und Schemnitz bezeugen. Das Gestein des hohen und niedren Tatra ist vorherrschend krystallinisch; im Erzgebirge tritt viel Porphyr und Trachyt hervor. Noch vulkanischer zeigt sich aber die unterste Stufe gegen Waitzen und Erlau hin, der aus mehreren kleinen Berggruppen bestehende Matra; einer der höchsten Kegel, mit noch erkennbarem Krater ist der 1000 m. hohe Dasko. Auch die Hegyallya* (ein Höhenzug an der Theiß) mit den kostbaren Weinhügeln von Tokay u. a. m. ist basaltisch. Wie viele Vulkane haben einst hier in der Nähe eines Meers geflammt, dessen Boden jetzt die ungarische Ebene vorstellt!

§. 3. Ebenen und Tiefländer.

In folgenden Gegenden, den obersten Lauf abgerechnet, wird das Donauthal eingeengt: 1) durch Abdachung von Alpen und Rohrwald oberhalb Wien — österreichisches Donauthal und Tulner Feld; 2) bei Presburg durch die Leithahöhen und die kleinen Karpathen (Thor von Dévén) — Wiener Becken und Steinfeld rechts, das 42 □.-Mln. große Marchfeld links der Donau; 3) bei Waitzen durch den Bakony Wald und das Neograder Gebirg (Plintenberger Paß) — die 300 □.-Mln. große oberungarische Ebene beiderseits der Donau von Presburg bis Gran; die Donauinseln: große Schütt (28 □.-Mln.) und kl. Schütt (5 □.-Mln.); 4) bei Orsowa durch Golubinske-Planina und Banater Berge (Eisernes Thor) — niederungarische Ebene an Mitteldonau und Theiß, zw. dem Plattensee im W. und der Stadt Großwardein im O. und von Tokay im N. bis Pancsova im S. über 1800 □.-Mln. — Außerdem enthält das Donaugebiet noch folgende größere Flachgegenden: a) Schwäbisch-baierische Hochebene, b) Tiefland der Walachei, der Moldau und Bessarabiens mit schmalem Strich der Bulgarei.

Bemerk. 1. Donaueschingen hat 690, Ulm 468, Augsburg am Lech 493, München 529, Regensburg 340, Passau 274, Wien 152, Ofen 100 m. Seehöhe. Das Gefäll des Stromes beträgt zwischen Ulm und Donauwörth etwa $2^1/_3$ m. auf die Meile; von da bis Ingolstadt fließt er langsamer, indes immer noch schneller als der Rhein

*) Sprich: Hedj.... In ungarischen Wörtern gy = dj, deshalb auch: Madjaren.

bei Straßburg; bei Regensburg bewegt er sich wieder rascher, 3 m. auf die Meile, zwischen Passau und Linz gar $3^1/_2$, von da bis Wien aber nur $2^1/_2$ auf die Meile, doch aufwärts immer noch mühsam zu beschiffen. Presburg' hat 135 m. Seehöhe. Daraus läßt sich schließen, daß die Ebenen der mittlern und untern Donau tief liegen und der Lauf des Stromes, der von Ofen an noch $^2/_3$ seines Weges zurückzulegen hat, langsam, also der Schifffahrt äußerst vortheilhaft werden muß. Nur in der Gegend Orsowas, wo er, nur noch 36 m. über dem Meere, von 1200 m. Breite an der schmalsten Stelle des eisernen Thores auf 117 m. eingeengt wird, preßt sich seine Wasserfülle mit größerer Schnelle in die Waladjei hindurch; wahrscheinlich standen vor vielen Jahrtausenden die ungarischen Ebenen unter Wasser, ehe hier der Durchbruch geschah.

Bemerk. 2. Die große ungarische Tiefebene, das vielbesungene Allföld, erhaben und wehmüthig melancholisch, bildet eine Landschaft, flach und gradlinig wie ein Handteller! Durchsichtig blauer Himmel ruht am äußersten Ende des Gesichtskreises auf der Erde, wie ein Glassturz auf einer Platte: „kein Berg beißt den Rand des Horizonts zackig aus“ (Arany). Selten erhebt sich ein einzelner Baum oder eine spärliche Baumgruppe von jenem melancholischen Aussehen, das vereinzelten Bäumen in kahlen Ebenen immer eigen ist. Und wie gering die Absenkung des Bodens gen Süden ist, zeigen die unzähligen Krümmungen der Theiß und die Sümpfe, die ihre flachen Ufer begleiten; auf der langen Strecke von Tokay bis zu ihrer Mündung hat sie, in unzähligen Windungen die Länge ihres Laufs verdreifachend und von einem meilenbreiten Sumpfgürtel umgeben, nur 30 m. Gefäll. Noch weit ab von dem über 40 Mln. mit der Donau ziemlich parallel laufenden Strome steigt der Boden nur unbedeutend auf, selbst die Wasserscheide liegt dort kaum 30 m. über dem Spiegel der Donau. Das Tiefland mit den Sawannen Nordamerikas zu vergleichen ist nicht unpaßlich, denn strichweis ist es zwar sehr tauglich zum Mais- und Weizenbau, bei weitem mehr aber zur Viehweide (Pußten). In der großen Haide von Ketskemet (diesseit der Theiß) kann man halbe Tage reisen, ohne einen Baum anzutreffen, und die Haide von Debreczin (jenseit der Theiß sich viele Mln. südwärts ziehend) geht gleichfalls in eine wahre Einöde über, obwohl man große Strecken derselben für Pferde-, Rinder-, Schaf-, Schweine- und Gänseheerden benutzt. Das Allföld ist zugleich auch Gebiet der Betyaren (Räuber); begeisterte magyarische Patrioten finden das ungarische Betyarenthum ungleich naturwüchsiger, heroischer und poetischer als das ital. Briganten-, oder das griech. Klephtenwesen!

§. 4. Deutsches Donaugebiet.

Die Abtheilungen des Donaulaufs, wie sie durch die Engen oberhalb Presburg und bei Orsowa sich natürlich ergeben, stimmen im allgemeinen mit den Volksgrenzen überein, doch nur am Strom selbst; denn die Nebenflüsse Drau mit Mur und Save gehören zur Mitteldonau. Da wir indes den Flußlauf schon in den deutschen, ungarisch-slavischen und walachisch-bulgarischen abgetheilt haben, so behalten wir diese Namen bei, und fassen deshalb die Alpengegenden an genannten Flüssen mit dem Oberdonaugebiete zusammen — als deutsche Abtheilung des Ganzen.

Ortschaften. a) Im Norden. — Donaueschingen, wo der Strom seinen Namen erhält, kleine Residenz des Fürsten von Fürstenberg unter badischer Hoheit; die Ruinen seines Stammschlosses nicht weit davon. Ulm, mit 26,100 E. in fruchtbarer Ebene am Strom, der hier durch Aufnahme der Iller für größere Fahrzeuge schiffbar wird, daher früh bedeutender Handelsplatz, infolge davon reichsfrei und oft, im 14. Jahrh. besonders, an der Spitze des schwäbischen Städtebundes, der mit benachbarten Fürsten und Rittern stritt. Weit und breit hörte man die Reime: Venedigs Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz und Ulmer Geld behält den Preis in der Welt. Noch erinnert an den alten Glanz die hohe ehrwürdige Kirche von 135 m. Länge, 54 m. Breite, 49 m. Höhe. Neben den 2 mittleren Säulenreihen, die das Gewölbe des Kirchenschiffs tragen, werden noch 4 niedere Seitenschiffe durch 2 andere Säulenreihen gebildet, die eine schöne Perspective gewähren. Der Thurm soll nun nach dem ursprünglichen Plane Böblingers auch ausgebaut werden. In der Kirche sind viele Kunstwerke, „eine Weltkulturgeschichte in Bildern", darunter namentlich das größte Meisterwerk der Holzschnitzkunst aus dem ganzen Mittelalter, das eichne Chorgestühle mit den hölzernen Büsten der Propheten und Sybillen von dem Meister Sürlin aus d. J. 1489. Abwärts Ulm meilenbreite Versumpfungen a. d. Donau, deshalb hier auf eine weite Strecke der letzte bequeme Uebergangspunkt, in welchem Umstande die militärische Bedeutung dieser Stelle mit ihren vielen Schlachtfeldern. Ehemals Bundesfestung, sind nun die Werke im Besitze von Würtemberg und Baiern (Neu-Ulm). — Lauingen, nicht weit davon, wo 1205 der gelehrte und deshalb für einen Zauberer gehaltene Dominikaner Albertus Magnus geb. wurde. Bei Giengen NO. von Ulm überwand 1462 Ludwig von Baiern den Albrecht Achilles, und bei Höchstedt siegten Prinz Eugen und Marlborough im Jahre 1704 über ein französisch-bairisches Heer; 15,000 Franzosen streckten bei dem Dorfe Blindheim die Waffen. „Des Zeug' ist Höchstedt, wo die Schlacht noch donnert, wo vereint mit Britten Deutsche dem Gallier Flucht geboten." So singt Klopstock und nennt aus Zartgefühl die Baiern nicht mit. Nördlingen im Ries, ehemals Reichsstadt, wo Bernhard von Weimar nebst Gust. Horn 1634 vergeblich gegen die überlegene Macht des Oesterreichers Gallas kämpften. SO. davon Donauwörth, wo die aus Franken (Nürnberg) ziehende Straße die Donau erreicht (daher in der Umgegend zahlreiche Schlachtfelder), und wo man das Grabmal der schönen Maria von Brabant zeigt, die ihr 25jähriger Gemahl Ludwig v. Baiern 1256 aus Eifersucht enthaupten ließ. — An der Altmühl: Pappenheim, mit Stammschloß der aus dem 30jährigen Kriege bekannten Familie, Solnhofen mit seinen weltberühmten Marmorbrüchen, und Eichstädt, ehemals Sitz eines fränkischen Fürstbischofs. Bei Kelheim, wo auf dem Michelsberge 122 m. über dem Donauspiegel die prachtvolle, von Ludwig I. zum Andenken an die Befreiungskriege gebaute 18eckige, mit kolossalen Figuren geschmückte Rotunde „Befreiungshalle", mündet die Altmühl in die Donau. Oberhalb dieses Orts, wo hohe Felsen mit schwarzem Nadelholz die Donau einengen, liegt Weltenburg, das älteste Kloster Baierns und jetzt von Benediktinern bewohnt, in wildschöner schauerlicher Einsamkeit; diese Gegend entschädigt für die langweilige Stromfahrt von Ulm bis Regensburg. Ingolstadt an der Donau war geraume Zeit Lieblingssitz der Jesuiten; die von Moreau geschleiften Festungswerke sind jetzt verstärkt wieder hergestellt. — Zu Weidenmang bei Neumarkt wurde 1714

Christof Gluck, deutscher Tonkünstler, der große Reformator der Oper und Schöpfer des musikalischen Dramas, geboren (gest. zu Wien 1787). **Amberg** an der Vils, Nebenfluß der Naab, in der Oberpfalz, verherrlicht durch den Sieg des Erzherzogs Karl über die Franzosen im August 1796, worauf noch ein zweiter Sieg bei Würzburg folgte. In der Nähe ein Erzberg, der jährlich 150000 Centner Eisen liefert, und das Städtchen **Kastl**, wo Ritter Seifried Schweppermanns Grabstätte mit der Inschrift: Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei. — **Brünn**, Hauptstadt Mährens an der Schwarzawa, Beifluß der Thaya, mit 73,000 E. und wichtiger Tuchindustrie. Auf der Westseite der Stadt der unter dem Namen Spielberg bekannte 265 m. hohe Bergkegel mit seinen furchtbaren unterirdischen Gefängnissen, in welchen u. v. a. auch der fromme italienische Dichter und Patriot Silvio Pellico von 1822—1830 geschmachtet. Im landschaftlichen Hause wird der Pflug aufbewahrt, mit welchem Josef II. 1769 auf benachbartem Felde (bei Neu-Raußnitz) zum Zeichen seiner Hochachtung des Ackerbaues eine Furche zog. In der Umgegend die merkwürdige **Höhle bei Adamsthal**, ein unterirdisch romantisches Felsgewinde, worin auch Gewässer bei Fackelschein zu beschiffen sind. Westl. von Brünn liegt **Iglau** mit 20100 E. am mährischen Bergrücken inmitten einer großen deutschen Sprachinsel, östl. das Städtchen **Austerlitz**, wo Schlacht 1805 am 2. Dec., Napoleons Krönungstag, und südl. (halbwegs Wien) **Nikolsburg**, wo Abschluß des Präliminarfriedens vom 26. Juli 1866. Festung **Olmütz** mit 15200 E., starker Garnison und erzbischöflichem Palast an der obern March; zur Sommerzeit wohnt der Erzbischof in **Kremsier** (a. d. March), in der Hanna, wo 1848 der erste österreichische Reichstag, von Wien hierher verlegt, zu Ende ging. — Unten im Marchfelde (das nicht mehr zu Mähren, sondern zu Nieder-Oesterreich gehört) die Schlachtplätze: **Stillfried** am Weidenbache, wo Rudolf von Habsburg durch einen Sieg über den böhmischen Ottokar 1278 seinem Hause das Herzogthum Oesterreich erwarb; **Aspern**, wo 1809 Napoleon vor dem Erzherzog Karl weichen mußte, und **Wagram**, wo er ihn bald nachher dennoch überwand.

Anmerk. Das Marchgebiet hat fast die Gestalt eines rautenförmigen Vierecks, dessen Ecken gegen die 4 Weltgegenden gerichtet sind. Mehr als die Hälfte ist voll Berg und Hügel mit fruchtbaren Thälern und kleinen Flächen, die gegen Süden zum großen kornreichen Marchfelde werden. Die Abdachung des Landes von N. nach S, geht von 300 m. Seehöhe am Fuße der Berge bis 152 an der Donau. Klima weit milder als an der Nordseite der Gebirge; um Brünn reifen die ersten Kirschen zu Anfang Juni, in Oberschlesien erst 5 Wochen später. Sehr ergibige Gegend in der getreidereichen **Hanna** am gleichnamigen Flüßchen, inmitten des Landes. Die Bewohner Mährens sind überwiegend slavischen Stammes: im W. böhmische Mähren (Horaken), von den Tschechen nicht verschieden, in der Mitte Hannaken, am wenigsten mit Deutschen gemischt, im O. gegen Ungarn Slovaken und im NO. polnische Slaven. Die Deutschen (520000), gegen die Gebirge hinauf, im Lande der Thaya an der österr. Grenze und in allen bedeutenden Städten — Brünn und Olmütz sind fast vollständig deutsche Sprachinseln im Slavischen —, machen 26 Procent der Bevölkerung aus. Der deutsche Adel ist zahlreich und reich begütert.

b) **Im Süden.** — **Sigmaringen** am obersten Donaulauf in Schwaben, seit langer Zeit Residenz eines hohenzollerschen Fürsten, jetzt mit dem Königreich Preußen

verbunden. In der Nähe: Krähenheimstetten, Geburtsort des Paters Abraham a Sancta Clara, der eigentlich Ulrich Megerle hieß und 1709 zu Wien starb. **Biberach**, SSO. von Ulm, gewesenes Reichsstädtchen, aber glänzend durch seinen großen Dichter **Wieland**; er starb 1813 zu Weimar, beinah 80 Jahr alt. **Augsburg** am Lech, wo die Wertach mündet, also an der Grenze zwischen Schwaben- und Baierland, in flacher Gegend, war ehmals die vornehmste Reichsstadt Schwabens und hat 50000 E. Das von Elias Holl und andern Meistern ausgemalte Rathhaus soll das schönste Deutschlands sein, mit dem 17 m. hohen und 36 m. langen jetzt zur Gemäldegalerie dienenden Fürstensaal, der ohne Stützpfeiler und durch 52 Fenster erhellt ist. In der Kapellstube des bischöflichen Palastes wurde 1530 die Augsburgische Confession dem Kaiser übergeben. Ein Theil der Stadt mit eigner Kirche heißt die Fuggerei und wurde im 16. Jahrh. zu Wohnungen für arme Leute von 3 Brüdern Fugger erbaut. Diese Familie in früherer Zeit mit Leinweberei, dann mit dem Handel beschäftigt, erwarb im Verlauf des 15. Jahrh. solche Reichthümer, daß die Kaiser des Reichs sich in Geldnöthen an sie wandten. Das Emporsteigen der Fugger ähnelt dem der Familie Medici zu Florenz; jetzt sind sie mediatisirte Standesherrn in Baiern und Würtemberg. Die Augsburger Stadtgeschichte ist unterrichtend, wie die von Nürnberg, Köln, Straßburg und andern. Man sieht daraus, wie ein Bürgerstand entsteht, nach Befreiungen strebt, sich der Obergewalt eines Herrn, geistlichen oder weltlichen, zu entledigen sucht, um ganz den Fürsten gleich bloß den Kaiser über sich zu haben, und so die Reichsfreiheit erwirbt. Alsdann brechen, wie im alten Rom, Zwiste aus zwischen Patriziern und Plebejern, indem die letzteren, am Wissen und Wohlstand Theil nehmend, auch an der Regierung des Gemeinwesens Antheil verlangen. Kaum sind diese Zwiste zu Gunsten der Plebejer beigelegt, so zieht die Reformation, fast überall der Reichsbürgerschaft willkommen, neue Bewegungen im Innern und große Gefahren von Außen herbei. Augsburg kann solchen Gefahren wegen seiner zu südlichen Lage in Deutschland am wenigsten mit glücklichem Erfolg widerstehen, und so wird die reiche herrliche Stadt in den Reformationskriegen mehrmals ihren Gegnern zur Beute. Karl V. zwingt ihr den Bischof und Patrizierherrschaft auf, und Moritz von Sachsen stellt Bürger- und Religionsfreiheit wieder her, die Karl V. dann von neuem vernichtet. Der Religionsfriede schafft zweifelhafte Ruhe. Endlich fährt der 30jährige Krieg so furchtbar über die Stadt hin, daß ihre Bevölkerung von 80000 bis auf 30000 Menschen herabsinkt. Katholiken und Protestanten erhalten zwar im westfälischen Frieden gleichen Antheil an der Rathswahl, aber der Wohlstand und die Bedeutung Augsburgs erlangten nie wieder die alte Höhe.

Die Ebene zwischen Wertach und Lech von Landsberg bis Augsburg, 10 Stunden lang, heißt das **Lechfeld**. Es ist geschichtlich berühmt durch **Otto des Großen** Sieg am 10. August 955. Das war ein Mann wie wenige auf dem Thron, seines großen Vaters würdig! Sein Schwert war sein Scepter, ehrenvoll 37 Jahre lang, und mit dem Kampfesmuth verband sich stets bei ihm die Großmuth. Slav und Däne, Franzos, Italiener und Magyar fühlten sein Gewicht, während er zugleich im Innern des Reichs die oft untereinander, oft gegen ihn selbst empörten Großvasallen zu bändigen verstand. Vergeblich trachteten sie nach dem erblichen Besitz ihrer Herzogsämter; der König hielt fest auf des Königs Recht, nach seinem Willen darüber zu schalten, und

die Herrn mußten sich fügen. So gab es einst, aus diesem Anlaß, eine hartnäckige vielfach verzweigte Fehde, worin sein eigner Sohn Ludolf als Mitrebell auftrat: eine Fehde, um so gefährlicher und verderblicher für das ganze Reich, als einige der Herrn, selbst Bischöfe darunter, „ehrvergeßne Pairs," eifrigst in der Fremde Hilfe suchten, und zwar bei dem heidnischen, daheim nach scythischer Art noch in Zelten lebenden Volke der Magyaren oder Ungarn. Die hatten den Tag von Merseburg noch nicht verschmerzt und ließen deshalb nicht auf sich warten. In gewaltigen Schwärmen, theils noch mit Fellen bekleidet, mit Spießen, Pfeil und Bogen bewaffnet, theils schon im Panzerhemd und mit dem Säbel, kamen sie auf ihren schnellen Rossen die Donau aufwärts und durchzogen das Reich mit Raub, Mord und Brand, erst bis zur Nordsee, dann am Rheinstrom zurück. Die Verwirrung in Deutschland, wie es die Empörer gewünscht, wuchs ins Grenzenlose: nur den König ergriff sie nicht. Er sah alsbald ein, daß nichts anderes zu thun sei, als für jetzt die Ungarn zu lassen und erst den Aufstand zu dämpfen, damit er nächstes Jahr, wo sie unfehlbar wieder kämen, sie ungehemmt erreichen und züchtigen könne. So that er. Nach manchem Gefecht, mancher Belagerung, und oft schwer bedrängt, sah er sich endlich Meister, die Rebellenhäupter todt oder unterworfen, und den verblendeten Sohn reumüthig zu seinen Füßen. Er verzieh ihm, wie stets dem Bittenden. Das alles war in so kurzer Frist geschehen, daß im nächsten Sommer die Heergefolge, die er verlangt, ohne Widerspruch bei ihm erschienen; und zu rechter Zeit, denn die Ungarn, im Einverständnis mit dem Salzburger Erzbischof, durchritten schon Baiern und bedrohten Augsburg, dessen wackrer Bischof Udalrik, immer dem König treu, dringend um Hilfe rief. Ihm sollte zunächst geholfen, die Ungarn aber so getroffen werden, daß sie nicht wieder an Plünderung Deutschlands dächten. Ungesäumt ging es deshalb über die Donau und am linken Ufer des Lech aufwärts, aber — wie uns Wittichind erzählt — in vorsichtiger Ordnung, denn die windschnelle Bewegung des Feindes war bekannt: Baiern und Franken voran, inmitten des Zugs die Sachsen oder Norddeutschen, hierauf der schwäbische Herzog, und zum Schluß der böhmische als Schützer des Gepäcks. So geordnet wurde dennoch die Nachhut von einer großen Schaar, die durch den Lech gesetzt, plötzlich angefallen, und das Gepäck bestürmt; Böhmen und Schwaben geriethen in Zerrüttung, und nur des Königs treffende Befehle und die Tapferkeit seines Eidams, des Frankenführers Konrad beugten weiterm Unheil vor; das Gepäck ward gerettet, der Feind geworfen.

Auf dieses Vorspiel folgte die Entschüttung Augsburgs*) und am 10. August die Hauptschlacht auf der Ebene. Was der Annalist davon berichtet, ist leider nicht viel, doch hinlänglich, um den Muth und die Ausdauer der Deutschen, die ungestüme Hitze des Feindes, die schweren Opfer, die der Tag gekostet, und die Bedeutung des Siegs zu ermessen. Die Fürsten stritten ganz gleich den Recken und Knechten. König Otto mit Schild und Schwert und mit geweiheter Lanze (denn es galt den Heiden) drang selbst — und dabei wehte im Reichsbanner der Erzengel Michael, der Siegbringende, neben ihm — an der Spitze der Sachsen mitten in die Ungarn ein. Ingrimmig war der Kampf, laut tosend. Das Klirren der Schwerter und Panzer, das Splittern

*) Ehmals hieß es nicht: eine belagerte Feste entsetzen, sondern entschütten.

der Speere, wie das unaufhörliche Geschwirr der Bogensennen und Pfeile und das zwiefache Schlachtgeschrei von hüben und drüben, erfüllten die Luft. Da deckte mancher Held als Leiche das Gras, da fielen schwer verwundet sogar die Bischöfe von Regensburg und Eichstädt. Da vor allen hatte man Konrads Tod zu beklagen; ein Pfeil traf ihn in den Hals, eben als er, seines Orts schon Sieger, der Hitze halber das Panzerhemd lüftete. Aber das Glück bot Ersatz, es entschied sich auf jeglichem Punkte der weiten Walstatt gegen die Ungarn. An einer Seite überflügelt und an den Lech gedrängt, litten sie außerordentlich. Der Tod wüthete unter ihnen. Noch im Strom, ihrer einzigen Zuflucht, kamen sie, durch sich selbst gehemmt, massenweis um; und das, was sich glücklich hindurch rettete, ward von den Verfolgern, mehr noch von dem ergrimmten Landvolk erschlagen. Manche kostbare Sachen, auf ihrem Heranzuge zusammengeraubt, fielen den Siegern in die Hände, und unter den Gefangenen drei der Häuptlinge, die später der Baiernherzog, Ottos Bruder, aufknüpfen ließ. So war das Ende des letzten Einbruchs der Magyaren. Keine ihrer Horden wagte sich wieder heran, sie hatten das deutsche Volk, wenn es einig ist, kennen gelernt, wurden auch daheim allmählich angesessener und nahmen am Schluß des Jahrhunderts die christliche Taufe an.

König Otto überließ die Bestrafung des Bischofs von Salzburg dem Gutdünken des Baiers, und zog, aller Orten freudig begrüßt, nach NO., wo ebenfalls die Vertheidigung des Vaterlandes, doch diesmal gegen eingedrungnes Slavenvolk, seiner wartete. Weithin verbreitete sich indessen sein Ruhm, sogar in entferntes Ausland. Denn aus Byzanz, ja von muselmännischen Fürsten kamen Gesandte, wie anderthalb Jahrhunderte früher zum großen Karl, und brachten, ihm ihre Hochachtung zu bezeugen, reiche Geschenke.

Mindelheim westlich vom Lechfelde im Allgäu, ehmals Besitzthum der Ritterfamilie Frundsberg; der tapfere Georg von Frundsberg ist bekannt aus den Kriegen der Kaiser Max und Karl V., war auch 1521 auf dem Reichstage zu Worms. Der Ehrenberger Klause am obern Lech bemächtigte sich Moritz von Sachsen, als er unerwartet gegen Karl V. in Tirol losbrach; wo der Fluß aus dem Gebirge bricht das alte Städtchen Füßen (Friede von 1745), in dessen Nähe die prächtig wiederhergestellte, von schönen Seen und grünen Matten umgebene alte Welfenburg Hohenschwangau, wo der Hohenstaufe Konradin vor dem Unglückszuge nach Italien 1267 von seiner Mutter Elisabeth Abschied nahm. — Innsbruck mit 16800 E., am Mittelinn, Tirols Hauptstadt. In der Hofkirche sieht man die Denkmäler vom Kaiser Max I., von der Augsburgerin Philippine Welser, die mit dem Erzherzog Ferdinand vermählt war und 1580 zu Innsbruck starb; und von Andreas Hofer. Hiezu sollte noch ein Monument für den patriotischen 1848 in Bremen gestorbenen Geschichtsforscher Hormayr kommen, denn er war in und für Tirol höchst thätig und war ein geborner Innsbrucker; seine Büste im Museum. Die sehenswerthe Sammlung von Harnischen und Alterthümern, die sonst auf dem benachbarten Schloß Ambras sich befand, ist jetzt zu Wien. Westwärts von der Stadt geht es zur Martinswand, bekannt durch ein Abenteuer Maxens auf der Gemsenjagd, und ostwärts über Hall (Saline) und Schwaz (ehmals mit reichen Silber- und Kupferminen) zum reizenden Zillerthale. Kufstein, tiroler Feste an der Oeffnung des Innthals ins Baierische.

Bemerk. 29 Thäler Tirols sind bewohnt und, wo der Boden tauglich ist, auch bebaut, doch herrscht Waldung, Wiesenland und Alpenweide vor; Weinberge sind nur im Süden. Tirol liegt halb im Donaugebiet (Lech und Inn, der aus Graubünden kommt), halb auf der Südseite der Alpen, wo Etsch und Eisack strömen. Zur Hauptverbindung beider Theile dient die Straße über den Brenner. Nur in den südlichen Thälern weit unterhalb Bozen redet man italienisch; die meisten Bewohner sind gut deutsch, offenherzig, munter bei Gesang und Tanz, ein wackeres Bergvolk, dem österreichischen Kaiser treu ergeben, aber, durch ihre Geistlichkeit getrieben, intolerant. Ihre Tracht hat etwas Malerisches. Die kurze Hose mit entblößtem Knie, die rothe oder dunkle Weste mit grünen Hosenträgern darüber, der geschmückte Ledergürtel um den Leib, die schwarze Jacke und der grüne bebänderte Hut — daran ist der Tiroler zu erkennen; doch hat jedes Thal sein Besonderes. Stecken Federn auf des Tirolers Hut, so sind es Zeichen seiner Siege im Ringkampf. Daß die Tiroler tüchtige Schützen sind, haben ihre Feinde, namentlich die Franzosen, genug erfahren. Sie ähneln darin den Schweizern der Urkantone, überbieten diese aber noch in zu großer Anhänglichkeit an alten Bräuchen, weshalb im Jahre 1838 mehrere hundert Bewohner des Zillerthals ihres Glaubens halber die liebe alte Heimat verlassen mußten; der König von Preußen nahm sie wohlwollend auf und gab ihnen eine Niederlassung am Riesengebirge.

Wer Tirol bei Scharnitz oder Kufstein verläßt, wird bald den Uebergang zur baierischen Volksart gewahren. In den Gebirgen ähneln die Bewohner den Tirolern an Charakter, Wuchs und Tracht, die in der Gegend vom Tegernsee lieben noch die grüne Farbe und sind ein hübscher Menschenschlag. Weiter abwärts in der Ebene sieht man die Baiern untersetzter, minder lebhaft, und mit dem reicheren Ertrage des strichweise fetten Kornbodens nimmt das Phlegma zu. Zwar lärmend beim Bier, fehlt die geistige Munterkeit des Tirolers. Auch die Tracht ändert sich. Schwarz sind Hut, Jacke, Hosen; nur das rothe Loibl (Weste) mit grünem gestickten Hosenträger und der mit Silber gestickte Ledergürtel erinnern noch an das Volk der Alpen. Ist aber auch der Baier derber, behaglicher, nicht so erregbar als z. B. sein fränkischer Nachbar, so birgt doch die rauhe Schale einen gesunden, kräftigen Kern; er ist verlässig, gutmüthig und treu. Gut kommandirt gehört er zu den besten Kriegsleuten Deutschlands. An Geisteskultur standen die Baiern vor dem 16. Jahrhundert wohl keinem der übrigen deutschen Stämme nach; seit aber Volk und Fürsten in die Hände des einseitigen (jesuitischen) Ultramontanismus gerathen, wurde dieselbe über 2 Jahrhunderte lang überaus übel vernachlässigt*). In neuerer Zeit hat man sie zu heben gesucht, indem König Max Josef für Lehranstalten, zunächst höhere, mit Eifer sorgte, sein Nachfolger Ludwig sich besonders der Pflege der bildenden Künste zuwandte, und dessen Sohn, der

*) „Franken und Schwaben, Brandenburg, der Rheinstrom, Sachsen, Helvetien, alle brachten sie, nach Wiederherstellung der Wissenschaften, unsterbliche Weltweise, Dichter, Forscher und Eroberer in jedem Gebiete menschlicher Erkenntnis hervor; nur Baiern blieb Jahrhunderte lang an großen Namen verwaiset und gab der Welt nicht einen, welcher aller Deutschen Stolz oder der Menschheit ewige Zierde geblieben" (Zschokke), und auf Baurs geneographischer Karte von Deutschland zeigt in der That das Gebiet zwischen Alpen und Donau eine auffallende Leere.

treffliche Maximilian II., den großen Plan seines Lebens darin sah, „das baier. Volk durch freie Bildung höher zu heben und in jenes Gemeinbewußtsein der deutschen wissenschaftlichen Kultur zurückzuführen, welches ihm seit der Zeit der Gegenreformation theilweise abhanden gekommen war“ (Riehl); nur seltsam, daß Max Josef die Klöster aufhob und man sie später, besonders unter Ludwig I., sehr zahlreich, wieder herstellte.

München an der Isar ist Baierns Hauptstadt. Von Heinrich dem Löwen 1158 in flacher, reizloser — nur die sog. „Isarauen“ und „neuen Anlagen“, bilden einen „Naturpark voll lieblichen Wechsels“ — und unproduktiver Gegend gegründet, entwickelte sich die Stadt nur langsam, bis infolge des Anwachsens Baierns und besonders seit dem Regierungsantritte Ludwigs I., des 2. Gründers derselben, sie sich entsprechend ausdehnte. Im J. 1825 zählte sie 62,000 E., jetzt 169,000, darunter etwa 10% Protestanten. Auch durch manche Anlagen ist München seit dieser Zeit zu einer der merkwürdigsten Städte Europas geworden: nicht bloß die Bibliothek wurde namentlich durch die Bücherschätze aufgehobener Klöster bis auf 360,000 gedruckte Werke in mehr denn 800,000 Bänden, auf 22,000 Handschriften und durch eine bedeutende Sammlung chinesischer Drucke vermehrt und somit an Umfang zur zweiten Europas (die Pariser ist größer) erhoben, auch höhere Schulen entstanden, die 1826 von Landshut hierher verlegte Universität (mit Gelehrten aus allen Theilen Deutschlands, namentlich unter Max II. Regierung), die Akademie der Wissenschaften, die der bildenden Künste, die polytechnische Hochschule. Hierdurch, sowie durch die Anhäufung von Kunstwerken, durch Förderung der bildenden Künste selbst, durch Erweiterung und Verschönerung öffentlicher Plätze, durch kolossale Denkmäler und grandiose Bauten ist München zu einem Centralpunkt unseres wissenschaftlichen und besonders unseres Kunstlebens geworden. Auch die Industrie entwickelt sich neuestens in erfreulicher Weise, besonders gedeiht durch die kolossalen schöpferischen Kräfte, welche die Kunst für die Gewerbe verfügbar macht, eine selbständige und wohl bald mit der französischen wetteifernde eigenthümliche Kunstindustrie. — Unter den Merkwürdigkeiten nennen wir zuerst die würdig restaurirte große Frauenkirche wegen ihres Alters (1468—88 erbaut) und zweier Monumente. Draußen an der Mauer ruht der berühmte Musiker Orlando Lasso aus Mons in Belgien, gestorben 1595, wie der alte Denkstein sagt; und drinnen hat Kaiser Ludwig der Baier seine Grabstätte, der 1322 in der Schlacht bei Ampfing, unweit Mühldorf am Inn, den Gegenkaiser Friedrich von Oesterreich gefangen nahm. Diese ältere Kirche überbieten an Glanz die neuesten, die König Ludwig hat errichten lassen. Es sind ihrer vier: die Allerheiligen K. im byzantinischen und die Ludwigs K. im italienischen Stile, diese von Gärtner, jene von Klenze gebaut, beide mit Reliefs von Schwanthaler und Gemälden von Cornelius. Ferner die Bonifazius K. in Form einer Basilika, und die Mariahilf K. in der Vorstadt Au. Die letztere, in architektonischer Hinsicht vielleicht das bedeutendste kirchliche Gebäude Münchens, hat Ohlmüller im deutschen Stil des 13. Jahrhunderts aufgeführt, und ihre Fenstergemälde sind von solcher Schönheit, daß man gern der jetzigen Glasmalerei, zu deren Ausbildung Sigmund Frank aus Nürnberg und Ainmüller zu München das meiste gethan, den Vorzug vor der alten verloren gegangenen einräumt. Unter den weltlichen Gebäuden nennen wir zuerst das ältere Re-

sidenzschloß. Es ist 222 m. lang und umschließt 4 Höfe. Einige Prachträume darin heißen die Kaiserzimmer, weil Napoleon sie als Gast bewohnte. König Ludwig fügte diesem älteren Palaste einen neuen hinzu, den Königsbau mit einer Fronte von 140 m. Draußen auf dem Platze steht das kolossale Denkmal Königs Max Josef, drinnen im Königsbau haben Malerei und Skulptur ihre Herrlichkeit entfaltet: im Erdgeschoß Scenen aus dem Nibelungenlied, al fresco von Julius Schnorr: im Mittelgeschoß theils Gegenstände griechischer Mythologie und Poesie in Reliefs von Schwanthaler und in Malereien von Schnorr, Olivier und andern, theils Darstellungen nach deutschen Dichtern, und zwar aus Walther von der Vogelweide, aus Eschenbachs Parcival, aus Göthe, Schiller, Wieland, Klopstock, Bürger u. s. w., gemalt von Kaulbach, Foltz, Lindenschmitt, Neureuther und andern. Im obern ebenfalls reich ausgeschmückten Stock erfreut man sich vorzüglich an Landschaften von Rottmann. Auf der andern Seite der alten Residenz, gegen den Hofgarten, der im Prachtstile Palladios von Klenze aufgeführte Festsaalbau mit glänzenden Sälen und Meisterwerken der Malerei, Bildhauerei und Erzgießerei, u. a. den kolossalen Standbildern der Baierfürsten aus vergoldetem Erze. Die ästhetische Wirkung der Fassade, eines der schönsten Werke Klenzes, wird allerdings durch das zum Zweck der Herstellung eines Wintergartens längs des Daches errichtete Tonnengewölbe aus Eisenrippen und Glastafeln wesentlich beeinträchtigt. Im Hofgarten selbst wird man von den Arkaden angezogen, die an beiden Seiten in einer Länge von 750 m. hinlaufen, und mit historischen und landschaftlichen Freskobildern geschmückt sind, von Schnorr, Lindenschmitt, Foltz, C. Förster, Rottmann, Monten u. a. m. Die historischen dienen zur Verherrlichung des Wittelsbachischen Hauses. Das Odeon (wo Concertsaal) hat Kaulbach mit Deckengemälden geschmückt, und vor demselben steht, „von der dankbaren Stadt München" errichtet, das schöne Reiterstandbild K. Ludwigs I., hinter demselben, auf dem Wittelsbacherplatz, das des Kurfürsten Maximilian I. Auf dem Königsplatze glaubt man sich auf altgriechischem Boden: er ist umrahmt von der Glyptothek (zur Aufnahme von Skulpturen bestimmt) mit einem Portikus von jonischen Säulen, dem im korinthischen Stil aufgeführten Kunstausstellungsgebäude und dem Prachtthore Porpyläen. In der Nähe die alte und neue Pinakothek, jene im römischen Palast-, diese im byzantinischen Stil erbaut, jene eine reiche Gemäldesammlung aller Zeiten und Nationen, diese nur Werke von Meistern des 19. Jahrh. enthaltend. Bauwerke neuester Zeit: der die Maximiliansstraße beherrschende Prachtbau des Maximilianeums, mächtig in Anlage, kleinlich in Ausführung, der schöne Renaissancebau des Polytechnikums von Neureuther, das neue Rathhaus von Hauberießer. — An öffentlichen Denkmälern ist kein Mangel: auf dem Promenadeplatz allein stehen 5 (darunter das Standbild des Eroberers von Belgrad, Kurfürsten Max Emmanuel), auf dem Dultplatz 2 (Schiller und Göthe), auf dem Gärtnersplatz vor dem kgl. Volkstheater 2; in der Maximiliansstraße, da wo sie sich zwischen dem neuen Regierungsgebäude und den von Max II. „seinem Volk zu Ehr und Vorbild" erbauten Nationalmuseum zum Forum erweitert, 4; ferner die Feldherrnhalle oder Loggia am Anfange und das Siegesthor, ein dem römischen Konstantinbogen ähnlicher Triumphbogen, am Ende der Ludwigsstraße; das Monument zu Ehren der 30,000 in Rußland, als Theil des französischen Heeres i. J. 1812 umgekommenen Baiern; Eugens von Leuchtenberg

(Stiefsohn Napoleons) Grabmal in der Michaelskirche, entworfen von Thorwaldsens Meisterhand; die Statuen Herzog Albrechts V., des Gründers, und König Ludwig I., des Erbauers der Staatsbibliothek, in dem pompösen Stiegenhaus derselben; vor der Stadt auf der Anhöhe über der Theresienwiese die baierische Ruhmeshalle mit den überlebensgroßen Büsten ausgezeichneter Baiern, in Hufeisenform eine kolossale Bavaria mit einem Löwen zur Seite (ohne Piedestal 21 m. hoch und 2300 Ctr. schwer) umschließend. Ganz in der Nähe der Bavaria, an der Sendlinger Kirche, ein anspruchloses Wandgemälde Lindenschmitts zur Verherrlichung eines Kampfes altbaierischer Bauern im spanischen Erbfolgekrieg, und diesem gegenüber ein einfacher Gedenkstein für die im deutschen Kriege 1870/71 gefallenen Söhne der Dorfgemeinde Sendling.

Unweit Aichach am Flusse Paar liegt die Burgruine Wittelsbach. Als 1119 ein Herr von Schyren oder Scheiern nach Wittelsbach zog, nahm seine Familie diesen Namen an. Die Wittelsbacher wurden Pfalzgrafen, dann Herzöge von Baiern, jetzt sind sie königlich. In dem Dorf Oberammergau führt die Ortsbevölkerung alle 10 Jahre die weltberühmten Passionsspiele auf, die eine Menge Zuschauer aus der Nähe und Ferne herbeilocken. Oestl. von München das Dorf Hohenlinden, wo Sieg Moreaus über die Oesterreicher 1800. — Regensburg a. d. rechten Donauseite (Reginum der Römer!), der Regenmündung gegenüber, einst Ausgangspunkt des Christenthums für Baiern (Emmeran!), Hauptstadt der Baiernherzöge und bis zu den Kreuzzügen Hauptsitz des Donauhandels, später freie Reichsstadt, 29,200 E. Steinerne Donaubrücke; im alten großen Rathhaussaale wurden von 1663—1806 die Sitzungen des deutschen Reichstags gehalten. Sehenswerther ist der nun ausgebaute und mit herrlichen Glasmalereien verschönerte Dom, worin die Grabmäler des Fürsten Primas Dalberg, des aufgeklärten Bischofs Sailer († 1832) und ein Erzmonument der Margaretha Tucher von Peter Vischer zu Nürnberg 1521. In der Taxisschen Anlage vor der Stadt steht die Rottunde mit einem Basrelief von Dannecker zu Ehren Keplers: der Genius des großen Astronomen entschleiert die Urania. Kepler starb hier 1630 in Dürftigkeit. Nicht weit von Regensburg liegt die Burgruine Donaustauf nebst der prachtvollen Walhalla. Dies ist ein „Tempel deutscher Ehren" von K. Ludwig durch Klenze nach dem Muster des Parthenon zu Athen erbaut, fast 100 m. über der Donau, von deren Rande eine stattliche Doppeltreppe hinauf führt; die Büsten berühmter Deutschen werden darin aufgestellt, eine glorreiche Galerie, jetzt schon über 100; die Skulpturen in den Giebeln und im Innern sind von Schwanthaler und Rauch. — Abensberg, 3 Mln. südwestlich von Regensburg, Vaterstadt des 1534 zu Regensburg gest. Geschichtschreibers Joh. Thurmaier, gewöhnlich Aventinus oder der Abensberger genannt. Seine baierische Chronik (Frankfurt a. M. 1580) ist sehr lesenswerth und für die Geschichte der Wittelsbacher besonders brauchbar; er war ein freisinniger Mann und schrieb, eh die Jesuiten kamen. Landshut, auf schmalem Höhenzug neben der Isarversumpfung, 14,000 E.; die Universität, woran unter andern der vorhin erwähnte Theolog Michael Sailer gelehrt, wurde 1826 nach München verlegt. Neben der Stadt die Burg Trausnitz; doch nicht zu verwechseln mit Trausnitz an der Pfreimt, wo Friedrich der Schöne gefangen saß. Straubing, einmal, wie auch Landshut, Sitz einer baierischen Herzogslinie. Brücke über die Donau, von wo die Augsburgerin Agnes Bernauer, rechtmäßige Gemahlin des Prinzen Albrecht, auf Befehl seines Vaters Herzog Ernst von

Baiern im Jahr 1436 hinabgestürzt wurde, weil sie von Geburt bürgerlich war. Die Gegend umher ist besonders getreidereich, wie überhaupt die baierische Ebene, die in manchen Beziehungen mit dem norddeutschen Flachlande verglichen werden kann, manche kornreiche Landstriche hat; dagegen gibt es auch große Viehtriften, Haiden und Moore (hier Möser oder Moose genannt); letztere, mehrentheils torfreich und mit saurem Riedgras bewachsen (das Dachauer Moos zwischen Ammer und Isar nördl. von München, das Erdinger nordöstl. von München, das Isarmoos vom Isareck bis zur Donau 7½ Mln. lang, das Eschenloher an der Loisach bis Murnau, das Rosenheimer am Inn, das Donauried und Donaumoos am rechten Ufer von Lauingen bis Ingolstadt) bestrebt man sich zu entwässern. — **Bad Gastein**, in 1077 m. Seehöhe, südlich der obern Salzach; das Wasser von 36° Wärme entquillt dem Graukogl; in der Nähe bekannte Wasserfälle. **Salzburg**, Deutschlands „Marmorstadt" (Untersberg!), an der Oeffnung der Salzburger Alpen und deshalb in herrlicher Gegend, mit 19,300 E., ehemals Sitz eines regierenden baierischen Erzbischofs, jetzt österreichisch. Statue Mozarts von Schwanthaler. Im Jahr 1732 trieb ein hartherziger intoleranter Fürstbischof 30,000 Protestanten aus seinem Lande, ohne daß sich Kaiser und Reich darum kümmerten; sie fanden indes bei mehreren Fürsten, namentlich in Preußen, gute Aufnahme. Das Bisthum Salzburg hat lange Zeit den Verlust dieser fleißigen Leute gefühlt, und noch jetzt sind die Spuren sichtbar (Pinzgau!). Zu **Braunau** a. Inn (österr.) Denkmal Palms von Nürnberg, den Napoleon 1806 hier erschießen ließ; „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" mußte diese Tyrannei seines Unterdrückers dulden, denn noch war das Jahr 1813 nicht gekommen, wo Deutschland durch die energische Erhebung der Preußen gerettet wurde. **Passau**, 12,800 E., östlichste baierische Stadt an der Donau, wo sie mit dem Inn sich vereint. Von beiden Seiten des Stroms treten die Berge heran, was eine so herrliche Gegend bildet, daß man die Lage Passaus der von Coblenz vergleicht. Die malerische Einfassung des Donauthals setzt sich von hier bis unterhalb Dürrenstein fort. — **Linz** a. d. Donau mit 30,500 E., in reichem Thalkessel am Kreuzungspunkte der Straßen nach Böhmen (Eisenbahn nach Budweis über den Kirschbaumer Paß 696 m.), Steiermark und Salzburg mit der Donaustraße, daher wichtiger Handelsplatz und stark befestigt. Die vielgelobte Linzer Frauentracht (schwarzes Mieder und Goldhaube) leider im Verschinden. **Ischl**, mitten im Salzkammergute an der Traun, ist gegenwärtig ein besonders vornehmer Badeort, die Lage aber auch höchst anziehend; rings herum sind Ausflüge in die Alpen zu machen und zu den Seen von Hallstadt, zum Mondsee u. s. w. Der Schafberg bei St. Wolfgang gilt für den dortigen Rigi, trägt auch ein Gasthaus auf seinem Gipfel. Mühsamer ist die Wanderung auf den 3085 m. hohen Dachstein, die man gewöhnlich von Hallstadt aus antritt, mit höchst belohnender Aussicht; zur Heimkehr pflegt man den Weg am herrlichen Strubfall vorbei zu nehmen. **Hildberg**, altes Bergschloß; Wenzel von Böhmen, deutscher Kaiser, wurde hier 1394 vom Ritter v. Stahremberg gefangen gehalten. **Dürrenstein** an der Donau mit Trümmern einer Burg, bekannt durch die Gefangenschaft des Königs Richard Löwenherz. **Pöchlarn** an der Donau, mittenwegs zwischen Linz und Wien, war die älteste deutsche Burg zur Vertheidigung der Mark gegen die Magyaren oder Ungarn. Wer kennt nicht aus dem **Nibelungenliede** den Markgrafen Rüdiger und die Hochzeit seiner Tochter mit Gieselher auf Burg Beche-

laren? Die Mark hieß die östliche oder Oesterriche, woraus im 12. Jahrhundert Kaiser Friedrich Rothbart ein eignes Herzogthum machte. Als die damalige Herzogsfamilie ausstarb, versuchte Ottokar von Böhmen sich ihrer Besitzungen zu bemächtigen; aber Rudolf von Habsburg vereitelte seine Absicht und verlieh das Land seinem Sohne. Steier an der Enz mit 13,300 E., Blumauers Geburtsort; auf dem Bergschloß hausete in ältester Kaiserzeit der Graf des Traungaues. Die Grafen machten ihre Würde (oder Amt in Rechts- und Kriegssachen) erblich und gelangten alsdann zur Regierung des Landes an der Mur, das früher zum Herzogthum Kärnten gehörte und nunmehr Markgrafschaft Steier hieß. Zu den Merkwürdigkeiten der österreichischen Donaugegenden oberhalb Wien, und der benachbarten Alpenthäler, gehören die viel besuchten Wallfahrtsörter Maria Taferl nördlich von Pöchlarn und Mariazell südlich vom Oetscher; und mehrere sehr reiche Klöster, z. B. die Benedictiner-Abtei Gottweih, dessen Abt Bessel vor 100 Jahren in seinem cronicon gotwicense eine Karte von den altdeutschen Gauen entwarf; die Abtei Admont am Ende des „Gesäuses", d. h. eines 5 Stunden langen romantischen Engpasses, den die Enns durchsaust; und das Cistercienserstift Lilienfeld nordöstl. vom Oetscher im schönen Traisenthal, wo der Erzbischof Ladislav Pyrker (Verf. der Tunisias und des Epos Rudolf von Habsburg) mehrere Jahre als Abt lebte. Unweit davon der erst von Pyrker zugänglich gemachte sehenswerthe Wasserfall der Lasing, die in 3 Absätzen 88 m. herabstürzt.

Wien, die österreich. Kaiserstadt am rechten Ufer der Donau, die hier, in Arme getheilt, verschiedene Inseln bildet, aber gegenwärtig mit großen Kosten regulirt wird, besteht aus der Altstadt (innere Stadt, 1. Bezirk, innerhalb des auf den früheren Glacis angelegten „Ringes" und 8 ehemaligen Vorstädten (Leopoldsstadt, Alsergrund, Landstraße rc.) mit 607,000 E.; dazu kommen noch jenseit des Linienwalles 18 sogen. Vororte (Währing, Hernals, Ottakring, Fünf- und Sechshaus, Hietzing, Simmering rc.) zusammen mit 203,000 E., also Gesammtbevölkerung 810,000 E. (ungerechnet die 25,000 Mann starke Garnison), worunter 26,000 Protestanten und 50,000 Juden. Die Altstadt, ehemals durch Basteien, Graben und Glacis von den Vorstädten getrennt, jetzt durch ein neues Straßennetz mit ihnen verbunden, ist unregelmäßig, oft krumm und eng, hat aber auch einige schöne Plätze und Straßen und enthält die bedeutendsten Kirchen, prächtige Paläste des reichen österreichischen und ungarischen Adels, die Universität und die kaiserliche Burg. Diese Burg von gewaltigem Umfang, doch zu verschiedenen Zeiten gebaut und deshalb ungleichen Stils, besitzt Schätze an Kunstarbeiten, Naturalien und Münzen; zu ihren Gebäuden gehören auch: das Burgtheater, die Bibliothek mit einem 81 m. langen und in der Mitte 30 m. breiten Saale, 410,000 gedruckten Bänden und 12,000 Handschriften, die Reitschule, die beiden Redoutensäle, die Schatzkammer, welche u. a. seit 1796 die Reichskleinodien des Heiligen Römischen Reiches enthält. — Der St. Stephan ist ein ehrwürdiges mit den Münstern zu Straßburg und Freiburg wetteiferndes Gebäu, 111 m. lang, 72 m. breit, und 26 m. hoch, der jüngst restaurirte Thurm aber, welchen Meister Wenzla im 14. Jahrh. zu bauen begann und Meister Buchsbaum 1433 vollendete, hat 139 m. Höhe, so daß er weit aus dem Häusermeere emporragt und in weiter Ferne als Wahr-

zeichen der Stadt gesehen werden kann. Ein zweiter Thurm, der neben dem andern sich erheben sollte, ist nur halb zu Stande gekommen, gerade wie am Straßburger Münster; seit 1516 blieb die Arbeit daran liegen. Eine treffliche Büste Meister Buchsbaums sieht man im Innern der Kirche, auch ein Denkmal des Prinzen Eugen von Savoyen. Andere Denkmale stehen auf öffentlichen Plätzen, wie die Reiterstatue des edlen Kaisers Josef II. Höheren Kunstwerth besitzt aber das Grabmal der Erzherzogin Christina in der Augustinerkirche, ein Werk Canovas, von dem auch ein Theseus als Centaurensieger im Volksgarten zu sehen ist. In den Vorstädten sind die Straßen breiter und luftiger, und der adeligen Paläste gleichfalls viele; hier geschmackvolle Gärten, auch vorzügliche öffentliche Gebäude, namentlich das Belvedere mit der kaiserlichen Gemäldesammlung, das prächtige Münzgebäude, das polytechnische Institut mit den neuen Ausstellungssälen, das Opernhaus, das Musikvereinsgebäude ꝛc. Die regulirte große Donau, an welcher ein zehnter Stadttheil, die „Donaustadt", bereits im Entstehen begriffen ist, wird von 4 Brücken für Eisenbahnen und Volkspassage überspannt werden; von diesen ist außer der älteren Nordbahnbrücke (bei Florisdorf) die im Prater bei Stadelau (760 m. lang) bereits fertig. Der Prater auf Donau-Auland ist ein großer Lustwald von Laubholz mit prächtigen Alleen, Wildgehege, Fasanerie, Kaffee- und Weinhäusern und Volksbelustigungen. Der früher gleichem Zwecke dienende Augarten ist nur am 1. Mai vielbesucht; die Brigittenau ist zu einer Art Vorstadt geworden. — Viele tausend Menschen beschäftigen sich in Fabriken und Manufakturen verschiedener Art, wie auch mit Handel, denn Wien ist die größte Fabrikstadt des Reichs und Mittelpunkt des österreich. Handels, der jetzt durch Dampfschifffahrt und Eisenbahnen ungemein befördert wird. Unter den Künsten ist die zu Wien am meisten geliebte die Musik; sie wurde dort im vorigen Jahrhundert durch J. Haydn (geb. 1732 zu Rohrau an der Leitha) und durch Mozart (geb. zu Salzburg 1756) sehr gefördert. Ueber die Umgegend Wiens siehe oben Seite 59.

Gleich andern Städten an der Donau war auch Wien ein römischer Grenzplatz, und theilte deren Schicksale in der verheerenden Zeit der Völkerzüge, bis es wieder ein Grenzplatz, aber des deutschen Reiches, wurde und sich zum Hauptorte der Mark Oesterreich erhob. In glücklicher Stunde hatte Kaiser Otto II. einem Grafen von Babenberg das Markgrafen-Amt übertragen, das sich 264 Jahre ehrenvoll, zuletzt mit dem Herzogstitel, in derselben Familie erhielt. Dem Wiener, dem Oesterreicher überhaupt, kann die Erinnerung an die Babenberger noch immer lieb sein. Es war die tüchtigste Zeit des Mittelalters, der deutsche Name damals gefürchtet und geehrt, der deutsche Adel durch ritterliche Sitten und durch Liebe zur Poesie ausgezeichnet, und in beidem wetteiferten Oesterreich und Steiermark mit dem übrigen Deutschland. Aber auch die Bürgerschaft rührte sich im Handel und Gewerb, kräftigte sich durch Einrichtung von Zünften und Führung von Waffen, erwarb sich wichtige Gerechtsame und fühlte sich bei wachsender Zahl und blühendem Wohlstand stark genug, das Errungene hinter Mauern und Thürmen zu vertheidigen. Selbst das Höchste, wonach ein bürgerliches Gemeinwesen im Mittelalter streben konnte, die Reichsfreiheit, wäre den Wienern beinahe zu Theil geworden. Schon hatte Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, sie damit beschenkt, als mit dem plötzlichen Tode Herzog Friedrichs des Streitbaren (er fiel 1246 in der

Schlacht an der Leitha gegen König Bela von Ungarn) das Babenberger Geschlecht erlosch, und nach verheerenden Kriegen über den Besitz von Oesterreich und Steiermark endlich das Habsburger Haus an die Herrschaft kam. Der gewaltthätige Albrecht, des wackern Rudolf Sohn — derselbe, der mit Adolf von Nassau bei Göllheim stritt und nachher im Angesicht seines Stammschlosses Habsburg im jetzigen Schweizerland ermordet ward — zerriß die Haupturkunde, und so ging die Reichsfreiheit, die Krone der Errungenschaft aus der Babenberger Zeit, wieder verloren und auf immer. Dagegen bot der Glanz des neuen Regentenhauses Ersatz; es überstieg allmählich das alte an weiter Herrschaft, es ward erzherzoglich und trug seit 1438, immer neu gewählt, die deutsche Königswürde mit dem römischen Kaisertitel. Bei solchen Ehren mußte auch die Bedeutung Wiens als Residenz steigen; es ward eine Kaiserstadt, wenn auch nicht die Hauptstadt Deutschlands. Denn die habsburgischen Kaiser des 15. und der folgenden Jahrhunderte waren eigentlich nur Regenten ihrer eigenen Hausmacht, und von noch vorhandenen Königsrechten im Reich wurde ein Stück nach dem andern bei den Kaiserwahlen aufgeopfert zur Erkaufung der Stimmen. Deutschland hatte eine Menge von Regenten. Die Kaiser hießen „allzeit Mehrer des Reichs", während ganze Landstriche des Reichs abhanden kamen. Es kümmerte sie wenig, sofern nur von ihrer eigenen Hausmacht nichts verloren ging, oder Verlorenes durch glückliche Heirat doppelt ersetzt ward. Dagegen kümmerte sich auch das Reich wenig um sein geheiligtes Oberhaupt. Es sah z. B. ganz ruhig zu, daß Kaiser Friedrich III., freilich ein unfähiger saumseliger Herr, der 53 Jahre regierte und die Franzosen (s. oben Seite 196) ins Elsaß rief, einmal in seiner Burg zu Wien vom Bürgermeister Holzer hart belagert wurde; nur der später mit Undank belohnte Böhme Georg Podiebrad dachte kurfürstlich und rettete ihn. Eben so wenig gerieth Deutschland in Entrüstung, als 40 Jahr später ganz Nieder-Oesterreich dem großen Könige Matthias Corvinus zur Beute ward; Wien blieb 5 Jahre lang eine Ungarnstadt und wär es vielleicht (denn es mochte so gut abhanden kommen wie Schweiz und Niederlande) immer geblieben, ohne den unerwartet frühzeitigen Tod des Eroberers. Als 1683 Großvezier Kara Mustafa mit großem Heere erschien und die Kaiserstadt bedrängte, wäre sie, obwohl von Rüdiger Stahremberg muthvoll vertheidigt, sicher verloren gewesen ohne des ritterlichen Polenkönigs Joh. Sobiesky rechtzeitige Hilfe. Aus dem deutschen Reiche war nur dieser und jener mit Kriegsvolk herbeigeeilt, namentlich Max Emmanuel von Baiern, der jedoch später im spanischen Erbfolgekrieg für Louis XIV. gegen Oesterreich Partei ergriff und von zwei Ausländern, Prinz Eugen und Marlborough, dafür gestraft wurde.

So zerfahren sah es im „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" aus; und dennoch gab es höchst günstige Anlässe, veränderte Zeiten, wo es möglich gewesen, die einheitliche Größe wieder herzustellen. Wien hätte zur wirklichen Hauptstadt Deutschlands werden können, vor allem im 16. und noch im 17. Jahrhundert; aber die habsburgischen Kaiser thaten nicht, was sie sollten, würdigten die Anlässe nicht, schlugen die Wege nicht ein, die sich darboten, zogen sogar die entgegengesetzten vor. Mehrmals streckte die Reformation, diese große Bewegerin auf kirchlichem wissenschaftlichem und politischem Gebiete, bittend die Hände nach ihnen aus, aber sie griffen nicht zu. Mit der Leitung derselben hätten sie auch die Leitung Deutschlands wieder gehabt, denn

immer noch war das Wort Kaiser von bedeutsamem Klang, und die Macht wäre ihnen von selbst erwachsen. Sie hätten fortan nicht Magyaren, Slaven und Italiener, Unterthanen im Ausland bedurft, um ihren hohen Titel auf eine entsprechende Macht zu stützen; das deutsche Volk wäre ihnen mit Leib und Seele zugefallen. Das geschah leider nicht. Den Werth der großen Neuerung verkennend, wandten sie sich von ihr weg und stemmten sich, als wäre nur das Abgelebte des Mittelalters ihre eigentliche Lebens- und Regierungssphäre, dem Neuen, das sich Bahn brach, zuweilen in grausamer Art entgegen; in dem eigenen, zu wenigstens drei Viertheilen protestantischen Lande ward mit allen Mitteln jesuitischer Moral und Gewaltthat eine schmähliche Gegenreformation durchgeführt. Schon längst keine Mehrer des Reichs nach Außen, verschmähten sie es auch, Mehrer des Reichs nach Innen, Mehrer der geistigen und politischen Nationalentwicklung zu sein; wobei zugleich ihr eignes gutes österreichisches Volk in eine Richtung gerieth, die von den Fortschritten der Bildung im größten Theile des übrigen Deutschlands sich beträchtlich entfernen mußte. Sie stifteten gleichsam einen Sonderbund gegen sich selbst und rissen dadurch breit und tief einen Spalt in die deutsche Nation, der schwer zu schließen war und die vorher noch mögliche Herstellung alter Einheit fast unmöglich gemacht hat. Erst Maria Theresias Sohn Joseph II. (der Lothringer) sah die Fehler der Vorgänger ein und dachte darauf, die nothwendige Aussöhnung mit dem deutschen Geiste anzubahnen. Rasch, oft zu rasch zu Werke gehend, schritt er über jenen unseligen Sonderbund hinaus und öffnete seine Erbstaaten der Bildung und Toleranz des 18. Jahrhunderts. Was dies gewirkt, trotz wiederholter Hemmungen, das ist in vielen Dingen sichtbar geworden, vor allem in unserer neuesten deutschen Literatur, in welche endlich auch Oesterreicher, meist Wiener, und zwar mit Namen von bestem Klange eintreten.

Aber noch Eins ist zu beachten. Wien und Berlin sind beide in Marken erwachsen, die ausdrücklich nur zum Schutze gegen Osten angelegt wurden — eine höchst wichtige Bestimmung und ein bedeutsamer Mahnruf, die auch in Zukunft nie vergessen werden dürfen.

Von Wien führen Straße und Eisenbahn über Neustadt und über den Semmering nach der Provinz Steiermark; daselbst liegt **Bruck** an der Mur und unweit davon **Leoben**, durch den Präliminarfrieden von 1797 bekannt. Den Fluß hinunter kommt man nach **Graz** (oder **Grätz**), Hauptstadt von Steiermark mit 80,000 E., in herrlicher Gegend, Universität, Wohnort des kenntnisreichen, biedern Erzherzogs Johann, einstigen Reichsverwesers in Frankfurt; beim Volke in Tirol und Steiermark war er sehr beliebt, und Graz verdankt ihm neben vielem andern das Johanneum, eine wissenschaftliche Anstalt mit reichen Sammlungen. Außerdem können sich die Grazer noch mancher ausgezeichneter Landsleute rühmen: der berühmte Schauspieler Brockmann wuchs unter ihnen auf, und der gelehrte Orientalist J. von Hammer, Geschichtschreiber des Türkenreichs; der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein und Ottokar Horneck, Verfasser der großen Reimchronik, des ersten Geschichtswerkes in unserer Muttersprache, waren gleichfalls Steiermärker. Der Erzherzog hatte noch einen Lieblingssitz, den **Brandhof**, nicht weit von Mariazell; das bescheidene Gebäude ähnelt einem altdeutschen Gehöfte, enthält aber schöne Kunstsachen und Alterthümer. — Die Wien-Triester Eisenbahn folgt der Mur bis dahin, wo diese der Drau

parallel zu fließen beginnt und überschreitet die niedrige Wasserscheide beider Flüsse (Windisch-Bühl), um bei Marburg die Drau zu erreichen.

Südlich liegen die Länder Kärnten und Krain; man findet aber auf ältern Karten auch den Namen Illyrien. Illyrier hießen eigentlich bloß die Urbewohner der Ostküste des adriatischen Meers; Auswanderer dieses Stammes zogen viele Jahrhunderte vor Christi Geburt auch an die Nordseite des Meeres, weshalb die erobernden Römer auch die Gebiete der obern Save zur Provinz Illyrien schlugen. In der napoleonischen Zeit wurde nun die römische Benennung wieder aufgefrischt und eine zeitlang (bis 1849) den Ländern Kärnten, Krain und Istrien gegeben. Die meisten Bewohner dieser Länder, auch schon im südl. Steiermark, sind wendischen oder slavischen Stammes (Slovenen), meist mistrauisch und feindselig gegen ihre deutschen Landsleute, denen sie an Betriebsamkeit und Reinlichkeit, überhaupt an höherer Kultur*) nachstehen, träumen aber dessenungeachtet von Errichtung eines Zukunftreiches „Slovenien**)". Klagenfurt, kärntische Hauptstadt, nahe der obern Drau, mit 15,200 E. und dem Standbilde Maria Theresias, das aus Blei, dem Haupterzeugnis des Landes (namentlich bei Villach), gegossen ist. Im Museum zeigt man den alten steinernen Herzogsstuhl, auf welchem ehemals in freiem Felde nahe der Stadt, vor versammeltem Adel und Volk jeder neue kärntische Herzog in Landmanns Tracht erscheinen mußte. Ein wendischer Bauer auf dem Stuhle empfing und begrüßte ihn; und erst, nachdem der Fürst die herkömmlichen Fragen beantwortet und die Gerechtsame des Volkes beschworen hatte, räumte ihm der Bauer den Sitz ein. Zum letzten Male geschah dies 1564. — Etwas größer als Klagenfurt ist Laibach a. d. Save (23,000 E.), Hauptstadt von Krain. SO. davon zwischen Laibach und dem deutschen Ländchen Gottschee, liegt Auersperg, Stammschloß des Grafen Anton v. A. (Anastasius Grün), von dessen Schriften namentlich die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" vielen Beifall gefunden. — Das südliche Krain wie das südliche Tirol gehören nicht zum Donaugebiet.

§. 5. Die Sprachgrenze.

Beim Ueberblick der andern Stromgebiete ist schon gezeigt worden, wie weit die deutsche Sprache als Volkssprache im NO. (S. 132), im N. (S. 120) und im W. (S 234) reicht. Hier wird es nun am Ort sein, diese Grenze auch im S. und O. aufzusuchen.

1) Auf der italienischen Seite reicht unsere Sprache noch etwas südlich über den Monte Rosa hinaus; dann bildet bis zum Ortles die nördliche Wasserscheide des

---

*) Ein gefeierter Mann aus Krain, der Dichter der „Spaziergänge", hat erklärt, daß man die ganze slovenische Literatur in einem Schnupftuche wegtragen könne.

**) Schimmer gibt in Schmitts „Statistik des österr.-ungar. Kaiserstaates" die Nationalitäten-Verhältnisse dieser Provinzen Oesterreichs in folgenden Procentziffern: Steiermark Deutsche 63·28, Slovenen 36.66; Kärnten Deutsche 68·85, Slovenen 31·15; Krain Deutsche 6·50, Slovenen 93.29; Küstenlande Deutsche 4·30, Slovenen 42·01, Kroaten 21·13, Italiener 31·01; Tirol Deutsche 60·41, Italiener 39·48. Klun berechnet die Gesammtzahl aller Slovenen (mit Einschluß der in Ungarn und im Venetianischen lebenden) auf 1,356,000.

Po (gegen Rhone, Rhein, Inn und Etsch) die Grenze; von da läuft sie der Etsch und ihrer Krümmung bei Meran im Abstande von etwa 2 Mln. parallel, überschreitet diesen Fluß bei dem (deutschen) Dorfe Salurn (5 Mln. südl. von Bozen), geht von da nach NO. zu den Quellen der Drau und auf dem Rücken der Karnischen Alpen zum Pontebapasse. — Das Deutsch am Splügen wird vom Rhätischen und Italienischen ganz eingefaßt. In Welschtirol (Kreis Trient) sind mehrere deutsche Sprachinseln (von zus. 6300 Seelen) zu bemerken, z. B. Lusarn (Luserna) an der ital. Grenze; übrigens dringt in Südtirol, und zwar nicht ohne Schuld der österr. Regierung, das Italienische gegen das Deutsche reißend vor. Außerhalb Tirols 2 große deutsche Sprachinseln: die 13 Gemeinden (eine heißt Ghiazzo) bei Verona, und die 7 Gemeinden (Hauptort Asiago) von 30,000 Bew. an der obern Brenta nördl. von Vicenza; ihr Dialekt hat Aehnlichkeit mit dem der heutigen Gebirgsbewohner um Schlier- und Tegernsee, ist aber im Zurückweichen vor dem Italienischen begriffen.

2) An der Seite der Slovenen oder Winden in Kärnten und Steiermark sind (deutsche) Grenzorte: Villach, Völkermarkt, Radkersburg a. d. Mur., Klagenfurt, Marburg, Pettau und Zarz (Sorica) sind von wendischem Landvolk umgeben. Laibach ist zum Theil deutsch. und weiter nach SO. liegt inmitten von Slovenen und Kroaten als deutsche Sprachinsel das Ländchen Gottschee, dessen durch Hausirhandel mit Südfrüchten und Holzwaaren ziemlich allgemein bekannte Bewohner unter Einschluß der sprachverwandten Bevölkerung von den angrenzenden Bezirken Reifnitz und Tschernembl die Zahl 25,000 übersteigen; aber auch sonst tritt in Krain und den Küstenlanden das deutsche Element in größeren oder kleineren Sporaden noch vielfach auf.

3) An der ungrischen Seite: Von Radkersburg zieht die Grenze nach St. Gotthard an der Raab, nach Güns und östlich des Neusiedler Sees nach Wieselburg, Presburg, Marchegg und an der March aufwärts bis zur Mündung der Thaya. In den Ländern der ungarischen Krone sind viele und große deutsche Sprachinseln, s. u. S. 262 u. f.

4) Im Gebiete der March und Ober-Elbe. Vor alters sind die Moraven (mährische Slovaken) und noch weiter die Tschechen tief in das alte Deutschland eingedrungen, so weit es durch die Auswanderung der Quaden und Markmannen geräumt war*); und noch jetzt nehmen sie den größten Theil jener Landstrecken ein. Die deutsche Sprachgrenze umzieht sie auf folgender Linie: an der Thaya aufwärts bis zur Schwarzawamündung, dann westwärts in grader Richtung (Znaym bleibt südl. der Linie) nach Neuhaus, und über Krummau nach Klentsch am Böhmerwald. Von da nordwestl. über Pilsen und nordöstl. nach Theresienstadt, die Elbe etwas aufwärts bis in die Nähe Melniks, und gerade nordöstl. bis Hochstadt a. d. obern Iser; dann südöstl. bis in die Nähe von Josephstadt. Hierauf beschreibt die Linie einen Bogen nach O. über Stockstadt und an der Grafschaft Glatz hin, überschreitet den Elbe-Nebenfluß Adler, berührt Hohenmauth und Leitomischl, Zwittau und Brüsau (a. d. Zwittawa) und dreht

*) Die Polen drangen westlich der untern Weichsel vor, indem sie die ebenfalls slavischen Kassuben vor sich her bis ans Meer schoben. — Die Wenden an der Lausitz nennen wir nicht mit, denn ihre Sprache ist im Absterben.

sich nach O. über Littau (a. d. March), am Fuße des Gesenkes nach Leipnik und Weißkirchen (a. d. Beczwa).

5) Der polnischen Sprache gegenüber. Von Weißkirchen nach Freiberg, Oderberg u. s. w. (S. 132).

Auch hier gibt es jenseit der Grenze viele Deutsche: in Prag ist die deutsche Bevölkerung fast noch mal so stark als die tschechische, Budweis a. d. obern Moldau ist seit alter Zeit deutsch; die großen deutschen Sprachinseln um Iglau, ferner Brünn und Olmütz sind S. 245 schon erwähnt, und südl. von Brünn bilden 10 Dörfer eine fest geschlossene wohlhabende deutsche Sprachinsel; Teschen a. d. Olsa und Bielitz (schlesisch) und Biala (galizisch) nahe der obern Weichsel sind deutsch, desgleichen Milanowitz, Neu-Sandec, Lemberg und Landestreu inmitten polnischen und ruthenischen Sprachelementes; an der mittlern Wartha und links der untern Weichsel schreitet (und zwar nicht nur in den Städten) die Germanisirung rasch vorwärts, Posen kann bereits für eine deutsche Stadt gelten.

Man betrachte nun auf unsrer Karte von Mittel-Europa die jetzige politische Einrichtung Deutschlands, und vergleiche damit die Sprachgrenze: am obern und untern Rhein sehen wir innerhalb unserer Sprachgrenze mehrere Länder, die gegenwärtig nicht mehr zu Deutschland gehören; desgleichen die sämmtlichen deutschen Gebiete Oesterreichs. Dagegen finden sich innerhalb der politischen Einfassung des deutschen Reiches gegen Ost mehrere Landstriche, deren Bewohner fremder Abkunft sind und slavische Dialekte reden, und gegen West etwa 200,000 Franzosen.

§. 6. Der ungarische Theil des Donaugebiets.

Es erstreckt sich, die aus den bosnisch-serbischen Gegenden zufließenden Gewässer nicht in Betracht gezogen, von dem Thore von Dévén (Theben) bis zu der 17 Mln. langen Durchbruchsstelle der Donau von Bazias bis Turn-Severin, durch welche der See, der ehemals die niederungrische Ebene bedeckte, abfloß und die, früher jedenfalls ganz unfahrbar und jetzt noch bei Niedrigwasser für die Schiffahrt gefährlich und größeren Schiffen den Durchgang sperrend, den großen Strom in den Ister (unterhalb) und den Danubius (oberhalb der gefürchteten Katarakte) theilte. Die schmalste ¼ Ml. lange Strecke, unterhalb Orsowa, führt den Namen Eisernes Thor (Demir Kapi der Türken), in welcher ein eigentlicher kolossaler Wasserfall von 5 m. Höhe über eine quer durch den Strom gezogene Barriere, von welcher noch einzelne Felsspitzen über das Wasser emporragen; unmittelbar unter dem Sturze beträgt die Geschwindigkeit der gewaltigen Wassermenge, die bei Turn-Severin (neben Tschernetz, wo Reste einer großen, von Trajan erbauten Donaubrücke) in imposanter Breite in die walachische Ebene eintritt, 5 m. in der Sekunde. Man denkt von Seite der österr.-ungarischen Regierung jetzt daran, die schlimme Stelle für die Schiffe passabler zu machen (wie das beim Rhein am Binger Loch geschehen) und so zugleich

den häufigen, durch Stauung des Wassers entstehenden Ueberschwemmungen des mit fettem Marschboden bedeckten, des reichsten Anbaus fähigen Banats (Viereck zwischen Donau, Theiß, Maros und Grenzbergen), sowie den Versumpfungen im niederen ungarischen Donaulande abzuhelfen.

Von einem so großen Landstriche, wie der angeführte, der theils aus Gebirgen und Berg-Hügellandschaften, theils aus weiten fruchtbaren Ebenen, aus Savannen und Haiden besteht, der gegen Nord und Ost von Gebirgen eingefaßt, von vielen Flüssen durchschnitten ist, mit einem Klima wie im südlichen Deutschland, ja hie und da noch wärmer — von einem solchen Lande läßt sich erwarten, daß seine Produktion bedeutend sei. So ist es auch: Ungarische Weine und ungarisches Rindvieh gehen ins Ausland; Getreide und Reis werden im Ueberfluß gebaut; Bergwerke im ungarischen und im siebenbürgischen Erzgebirge liefern Metalle, selbst Gold, letzteres in solchem Maße, daß Siebenbürgen, trotz der dortigen primitiven Gewinnungsart, das goldreichste Land Europas zu nennen ist ($^1/_{200}$ der jährl. Goldproduktion auf der ganzen Erde). In den Städten, namentlich da, wo der gewerbfleißige Deutsche sich angesiedelt — und das ist eben fast überall der Fall, denn selbst in den aus Zeltlagern entstandenen echt ungarischen Steppenstädten versteht man deutsch — ist man thätig in Verarbeitung der Produkte; im Bau von Straßen und Eisenbahnen, in der Kultivirung von Pußtenstrecken ist in den letzten Jahren Anerkennenswerthes geleistet worden; aber noch immer, und zwar nicht nur in geistiger Beziehung und in Rechtszuständen, steht Ungarn tief unter Deutschland.

Vor alters gehörte das ganze rechte Donauufer den Römern; der Theil zwischen Wien, Belgrad und Laibach hieß Pannonien. Doch auch nördl. des untern Stromlaufs besaßen sie eine Provinz von der Theiß bis ans schwarze Meer, nämlich Dacien. In der Mitte zwischen Dacien und Pannonien lebten herumstreifende Jazygen, wahrscheinlich sarmatischen Stammes. Die Völkerwanderung änderte diesen Zustand. Die unter den Römern begonnene Civilisation ging großentheils zu Grunde; deutsche, slavische, asiatische Völkerschaften wechselten im Besitz, bis gegen Ende des 9. Jahrhunderts das wilde Hirten- und Jägervolk der Magyaren oder Ungarn (von slavisch Ugren d. h. Fremde) nebst einem Haufen tatarischer Kumanen von Osten her durch die Gebirgspässe eindrang, das gesammte Land innerhalb des karpathischen Bogens, wie auch das ehemalige Pannonien, eroberte und selbst verheerend in Deutschland hineinstreifte. Merseburg, Lechfeld, Mark Oesterreich! Oestlich der Alpen und der March blieben sie fortan die Herrn, und was sich an slavischen und walachischen Bewohnern vorgefunden, mußte der neuen Krone Ungarn gehorchen. Doch schlossen sie sich mehr dem Abend- als dem Morgenlande an, indem sie zum römischen Christenthum seit Beginn des 11. Jahrhunderts und zum germanischen Lehnwesen sich bekannten, und später gegen die Türken eine tapfere Vormauer der Christenheit bildeten. Zwar hatten sie noch im 13. Jahrhundert eine neue Schaar Kumanen in ihre Mitte aufgenommen, aber

auch deutsche Kolonisten fanden bei ihnen Niederlassungen. Drei vorzügliche Regenten haben sich in der Reihe der ungarischen Könige hervorgethan: um das Jahr 1000 Stephan der Heilige, im 14. Jahrh. Ludwig der Große, im 15. Matthias Corvinus, der große Stücke Oesterreichs eroberte und Gelehrsamkeit in seinen Staaten förderte. Nach seinem Tode 1490 gab es Thronstreitigkeiten, bis endlich in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts die ungarische Königskrone durch Wahl ans habsburgische Haus kam. Oesterreich ist dadurch hauptsächlich zur großen europäischen Macht geworden.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß 4 Hauptvölker diese Länder bewohnen: Magyaren, Slaven, Walachen und Deutsche. Durch das neue Nationalitätengesetz (1868) ist für das Gebiet der Krone des hl. Stephan folgenden 6 historischen und einheimischen Nationen politische Gleichheit der Nationalität und Sprache — wenigstens auf dem Papier — gewährleistet: 1) den Magyaren mit tatarisch-finnischer Sprache, sowohl in Siebenbürgen seßhaft, als von dort abwärts durch die Ebenen Ungarns, aber nie in die Gebirge hinaufgestiegen; und unter ihnen in besonderen Distrikten die Kumanen, Jazygen, Haiducken und Matyos, letztere, am Fuße des Matra im wellenförmigen Terrassenlande, angeblich Nachkommen der Hunnen, wie gleich den Szeklern und Paloczen in Gesichtsausdruck und Körperbau, so auch in Dialekt und Tracht von den Magyaren durchaus verschieden, breitknochig, gedrungen, mit unverkennbar mongolischer Gesichtsbildung. Die im Osten Siebenbürgens ansäßigen Szekler (d. h. Grenzwächter) sind den Magyaren sprachverwandt; — 2) den Serben (Raizen), besonders im südl. Theile des Landes, im Banat und in der Woiwodina, denen sehr nahe verwandt die beiden andern (süd-) slavischen Stämme: Kroaten und Slavonier (zusammen 2,400,000 = 15·60%)*); — 3) den Slovaken, deren Sprache von der mährischen und tschechischen nur dialektisch verschieden, Hauptbevölkerung in den eigentlichen Karpathen bis herab zur oberungarischen Tiefebene und ostwärts bis zum Bodrog, ein tüchtiges Bauernvolk (zu uns kommen sie nur als Mäusefallenhändler), einst Kern des großmährischen Reiches (Svatopluk!), 1,841,000 = 11.95%; — 4) den Ruthenen (Russinen, Rusniaken), in den Hochländern der Theiß und der östl. Hälfte des Waldgebirges, von Galizien eingewandert, die rohesten aller Slaven in Ungarn, 448,000 = 2.91%; — 5) den Rumänen oder Walachen (Wlachen), halb slavisirten Abkömmlingen altdacischer Unterthanen des Römerreiches, Hauptbevölkerung des Banats und Siebenbürgens (im N. und S.), bis in die neueste Zeit leibeigen, sittlich verderbt, arm und verachtet, von größter Unwissenheit, so daß niemand mit ihnen verkehren mag, an Bevölkerungszahl sich außerordentlich rasch mehrend, 2,477,000 = 16%; — 6) den Deutschen, in einer großen Zahl von Sporaden und zu verschiedener Zeit im Lande angesiedelt. Die interessantesten und ältesten Kolonien sind wohl die großen deutschen Sprachinseln der (jetzt allerdings slovakisirten) Zipser (am Tatra, zu denen auch die Gründner, Kaschauer, Dopschauer und Metzenseifner gehören) und Siebenbürger Sachsen. Die ältesten Urkunden weisen darauf hin, daß die Siebenbürger Sachsen unter Geisa II., nach der Sage 1143, die Zipser und die Sachsen der Berg-

*) Nach den Angaben Keletis in Pest.

städte (Kremnitz, Neusohl ꝛc.) gleichfalls um 1141 ins Land gerufen worden sind. In alten Urkunden heißen sie Flandrenses und Teutonici; unter ersteren sind Niederländer und Friesen zu verstehen — diese Elemente lassen sich aus der Mundart und aus den Familiennamen mit Sicherheit nachweisen —, unter letzteren, die zugleich mit den benachbarten Niederländern gekommen sein mögen, rheinische Franken. Alte Sagen von der Zusammengehörigkeit der Zipser und Siebenbürger Sachsen beruhen gewiß auf Wahrheit und werden durch eine genaue Betrachtung der Mundarten bestätigt. Stets freie Leute ohne Adel, hatten die Sachsen — seit dem 4. Jahrzehnt des 13. Jahrh. ohne zuverlässig nachweisbaren Grund so genannt — große Privilegien, die sie bis zu den neuesten Verfassungskämpfen, und was die freisinnige, autonome Kirchenverfassung betrifft, auch gegenwärtig noch bewahrt haben. Das Großfürstenthum Siebenbürgen, bald von Ungarn getrennt, bald — und auch seit 1867 wieder — eng mit demselben verbunden, hatte ehemals seinen eigenen Landtag in Hermannstadt, wo Abgesandte des Adels und des Klerus, der Sachsen, der kgl. Freistädte der Magyaren und Szekler in lateinischer Sprache Beschlüsse faßten, die der Durchsicht der siebenbürgischen Hofkammer in Wien und der Zustimmung des Kaisers unterlagen. In Siebenbürgen wohnen die Sachsen im N. (Nösnerland mit Bistritz), im SO. (Burzenland mit Kronstadt) und im S. (Königsboden mit Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg und Großschenk); sie sind 224,000 S. stark ($10^2/_3$ % der Gesammtbevölkerung von $2^1/_{10}$ Mill.) und anerkanntermaßen die Träger der Kultur im Lande. Schmerzlich muß es uns deshalb berühren, wenn wir hören, wie infolge der seit 1867 wie in ganz Ungarn, so auch in Siebenbürgen mit der gesammten Staatsmacht betriebenen gewaltsamen Magyarisirung und Unterdrückung der deutschen Sprache in Schule, Kirche, Amt und öffentlichem Leben, die Sachsen ihre Sprache aufgeben sollen, einem Volksstamme gegenüber, der in seiner Gesammtheit weit unter den Deutschen steht und vielfach deutschen Fleiß ausbeutet. — Außer den Sachsen finden sich, abgesehen von den Städten, noch viele Tausende, ja Hunderttausende später ins Land gezogener Kolonisten aus Oesterreich und Baiern im Lande, Schwaben genannt, meistens katholisch — die Sachsen sind Protestanten — und ohne die bevorzugte Stellung der Sachsen. Die wichtigsten dieser deutschen Sporaden sind (nach Schröers sorgfältigen Untersuchungen) folgende: in der Kraschauer Gespanschaft (SO. Ungarns) um Kraschau und Orawitza eine große deutsche Sprachinsel beinahe so groß als die der Siebenbürger Sachsen; mindestens eben so groß ist die in Torontal (zw. Maros, Theiß und Bega) bei Groß-Miklos und Hatzfeld; in Temes gilt Temesvar als deutsche Stadt mit deutschem Theater, rein deutsche Orte sind hier auch Lippa mit Umgebung und St. Andreas; unter Serben eine beträchtliche deutsche Sprachinsel bei Peterwardein; deutsche Sprachinseln unter Serben und Magyaren treffen wir ferner in den Comitaten Arad, Bacska (zw. Donau und unterer Theiß), Tolma (O. vom Plattensee) und Baranya (Fünfkirchen), in letzterem 278 deutsche Ortschaften: die schwäbische Türkei genannt; Deutsche finden sich am Vertesgebirg (Stuhlweißenburg) und im Bakonyerwald, eine bedeutende deutsche Sprachinsel umschließt Pest-Ofen; die sächsischen Bergstädte Kremnitz, Schemnitz, Neusohl ꝛc. mit den Häudörfern, den sog. Krickerhäuern, Deutschprobnern und Handburzen sind schon erwähnt; ebenso haben wir das von Presburg bis St. Gotthard 20 Mln. lange, bei Oedenburg 12 Mln. breite deutsche Sprachgebiet an der österr.-steierischen Grenze Ungarns schon in die deutsche Sprachgrenze mit einbezogen,

ein Gebiet, dessen Bewohner, die „Hienzen“ und „Haidbauern“, auf weit über 300,000 berechnet werden (mehr als die Siebenbürger Sachsen!), und doch besitzen diese Deutschen nicht eine deutsche Mittelschule. Die Gesammtzahl der Deutschen in den Ländern der ungarischen Krone gibt Keleti auf 1,894,000 (12¹/₃% der Gesammtbevölkerung von 15,400,000) an*), und wenn von den Deutschen in Ungarn gesagt wird, daß sie sich vermindern, so beruht das auf ungenauer Information: die Magyaren gestehen es nicht gerne ein, aber sie wissen es gar wohl, daß das deutsche Element in Ungarn nicht ab-, sondern zunimmt, und daß dessen Magyarisirung namentlich dort, wo es in größerer Kopfzahl beisammen ist, niemals gelingen wird; auch ist es bewiesene Thatsache, daß trotz der magyarischen Alleinherrschaft seit 1867 die magyarische Sprache erheblich an Terrain verloren hat. Eine Bevölkerung von nahezu 2 Mill., die den Mittelstand bildet, die Gewerbfleiß, Handel, Kunst und Wissenschaft hat und in einem großentheils noch unkultivirten Lande Trägerin der Gesittung ist, läßt sich eben, auch bei oft toller und kindischer Anfeindung, nicht so ohne weiteres ihres Volksthums berauben. Das sollte man in Ungarn bedenken, ebenso daß das Land alles, was es an Bildung besitzt, ja sogar seine Existenz den Deutschen verdankt: denn deutsche Heere unter deutschen Führern haben dasselbe den Türken wieder abgerungen! — Außer den genannten Nationalitäten finden sich noch bei 600,000 Griechen, Juden, Armenier, Zigeuner und Bulgaren im Lande zerstreut. — Unter allen halten sich die Magyaren (5,688,000 = 36.89%, in Ungarn 45%) für das Hauptvolk; sie besitzen — und nicht bloß ihre Edelleute — eine ausgezeichnete Persönlichkeit, die sich in ansprechender Gestalt, in scharfem Ausdruck der Gesichtszüge und wie bei den Polen in Beibehaltung einer Nationaltracht, in Behendigkeit und Tapferkeit, in einer gewissen Großmuth der Handlungsweise, auch in großer Leidenschaftlichkeit und Lust an reicher Prachtentfaltung äußert; und da sie es sind, die das Reich gestiftet und stets den Vorrang darin behauptet, so ist ihr Nationalgefühl nicht gering, so daß sie leicht die Leistungen anderer Nationen unterschätzen. Sie haben ihre finnische Sprache beibehalten, und während dieselbe früher nur die Sprache des gemeinen Mannes war, indem die Gebildeten sich des Deutschen bedienten und alle öffentlichen Verhandlungen in lateinischer Sprache geführt wurden, ist sie in den letzten 50 Jahren, durch einige namhafte einheimische Dichter und eine verhältnismäßig reiche magyarische Literatur gepflegt, dem Volke lieb und werth geworden, und werden nun auch die Verhandlungen der Pester Kammern in ihr geführt. Bis vor kurzem wurde das Volk fast nur durch den zahlreichen — auf 24 Köpfe ein Edelmann — und theilweise reichen Adel des Landes repräsentirt, der ein Drittel des Grundbesitzes und, der begüterte wie der verarmte kleine, alle politische Macht in Händen hatte; dagegen die große Masse des Volkes (nämlich des magyarischen und slavischen, die Sachsen waren von jeher freie Leute) lebte so gut wie leibeigen auf den Gütern der Magnaten, zahlte der Kirche den Zehnten, dem Edelmanne den Neunten, dem Staate die Abgaben und arbeitete jährlich mehr als 100 Tage für den Gutsherrn (plebs misera contribuens). Von Steuern, Zöllen und andern Lasten waren Adel und Klerus frei; dagegen verpflichtete sich der Adel, das Vaterland in Person und auf

*) Das deutsche Sprachgebiet in Elsaß-Lothringen zählt nach den gewissenhaften Zusammenstellungen Böckhs 1,359,000 S.

eigene Kosten, jedoch nur unter Zustimmung des Landtags zu vertheidigen. Durch Stephan den Heiligen dem Katholicismus zugeführt, wandte sich im Reformationszeitalter das Volk dem Protestantismus zu; doch wußte die österr. Regierung der kathol. Lehre besonders unter den Magnaten neue Ausbreitung zu verschaffen.

Ortschaften. — 1) An der Donau: Bemerkenswerth ist, daß an der mittleren und unteren Donau die größeren Städte sich paarweise gegenüber liegen: Ofen-Pest, Peterwardein-Neusatz, Belgrad-Semlin, Widdin-Kalafat, Rustschuk-Schiurschewo, Matschin-Braïla &c., und daß die Städte der (höheren) rechten Seite durch geschichtliche Erinnerungen ausgezeichnet, aber von dem früheren Glanze herabgekommen, die der (niedrigeren) linken durch Handel und Betriebsamkeit im Aufblühen begriffen sind; in all diesen Donaustädten ist das deutsche Element besonders stark vertreten und es bildete von jeher das anregende und belebende Princip, den Ursprung aller Gesittung, wie ja überhaupt die Kultur dem Lauf der Ströme zu folgen pflegt. Presburg zwischen hohen Bergen und weiter Ebene, eine zeitlang königliche Krönungsstadt, mit 46,500 E. ist nur zum vierten Theil magyarisch. Unterhalb theilt sich der Strom in 2 Arme, welche, die große fruchtbare Insel Schütt bildend, sich erst nach 11 M. bei der starken Festung Komorn (12,200 E.) wieder vereinen. Gran mit großartiger Domkirche; der dortige Erzbischof ist höchster Geistlicher oder Primas von Ungarn. Unterhalb Gran biegt der Strom südwärts nach der (durch eine Kettenbrücke verbundenen) Doppelhauptstadt des Landes, in den verschiedenen Epochen der wechselvollen Geschichte der politische Mittelpunkt desselben, an der Stelle, wo zum letztenmale steile Höhen an den Strom herantreten, an deren Fuß heiße Quellen hervorsprudeln. Ofen oder Buda mit 54,000 E. (zu mehr denn ³/₄ deutsch), alte Hauptstadt Ungarns, am rechten Ufer in schöner, weinreicher, in deutscher Weise mit Dörfern besäter Gegend, an Stelle des römischen Aquincum und des hunnischen Etelvar (Etzelsburg); Sitz der Regierungsbehörden. Zuoberst in der Festung, die sich 1849 siebzehn Tage lang gegen Görgeys Heer vertheidigte, ist dem General Hentzi und den mit ihm gefallenen Leuten ein Monument errichtet. Von der Türkenherrschaft her noch eine kleine Moschee auf dem Grabe eines muhamedanischen heiligen Mönchs, die laut dem Karlowitzer Frieden von 1699 erhalten wird. Pest, die größte Stadt Ungarns, Centralpunkt des Handels und der Industriethätigkeit. 200,000 E. Hier das Magyarenthum überwiegend, daher Sitz der Nationalinstitute: Universität, Akademie, Nationaltheater, Nationalmuseum. Die große Synagoge hat ein Fundament aus rothem einheimischen Marmor und ist nach dem Plane von E. Förster im maurischen Stile geschmackvoll ausgeführt. Vor der Stadt auf der Ebene Rakos (Pußte) wurden ehemals die ungarischen Reichstage gehalten, jetzt Pferderennen. — Weiter südlich berührt die Donau kleinere Orte, z. B. Mohacs, wo 1526 die Türken, 1687 aber die Christen siegreich gewesen (jenes Anfang, dieses Ende der Türkenherrschaft im Lande). Erst Neusatz ist wieder eine größere, rasch aufblühende Handelsstadt, wo deutsche Sprache herrscht (19,100 E.). Gegenüber die nach Komorn stärkste Donaufestung Peterwardein auf einem von 3 Seiten durch die Donau umflossenen Vorgebirge (daher das „ungarische Gibraltar"). Prinz Eugen und die Türken 1716. Karlowitz am Ostende des weinreichen Fruska Gora (hl. Gebirg, auch Vrdnik) in Syrmien (18 Mln. lange, 3 Mln. breite, schöne, frucht-

bare Landschaft an der rechten Donauseite, das Schweinemagazin für den ungarischen Groß-Schweinehandel), Sitz des Patriarchen der serbisch-griechisch-nichtunirten Kirche für ganz Oesterreich-Ungarn. In der Nähe mehrere deutsche evangelische wohlhabende Gemeinden mit eigenen Schulen und Kirchen. Semlin nahe der Savemündung, Belgrad gegenüber, aus den Türkenkriegen bekannt. — 2) Zwischen Donau und Drau: Oedenburg mit 21,100 E., nahe dem ehemaligen (nun ausgetrockneten) Neusiedler See. In der weinreichen Umgegend die großen Güter der Familie Esterhazy. Prächtig ist ihr Schloß Esterhaz mit der hochgelegenen Rosalienkapelle; gleich prächtig das Schloß Eisenstadt mit Park, Treibhäusern, Theater, Musikkapelle (Haydn, dessen Denkmal in der Wallfahrtskirche!) und Kaserne. — Raab mit 20,000 E., nicht weit von der Mündung der Raab. Stuhlweißenburg mit 23,000 E., südwestl. von Ofen, ehemalige Krönungs- und Grabstätte der Könige; südwestl. davon liegt der Plattensee mit einem Spiegel von 18 Qm. Westl. der Stadt Fünfkirchen (23,800 E.) liegt am Flüßchen Almas die verfallene Festung Szigeth, bekannt durch Zrinys heldenmüthige Vertheidigung und Solymanns Tod 1566. — 3) Auf und nahe den Nordkarpathen: Im Tatra das alte Bergschloß Zips oder Szepes Var (Johann von Zapolyas Geburtsort), wovon das Ländchen mit den Freiorten Käsmark, Leutschau und Neudorf den Namen hat. Im Fatra die deutschen Bergstädte Kremnitz, Neusohl und Schemnitz, wo Gold- und Silbergruben. Weiter abwärts der schöne, oberungarische Hauptort Kaschau am Hernad und nahe den Waldkarpathen die Festung Munka mit einem Staatsgefängniß (Ypsilanti saß dort). An der südlichsten Abflachung der Nordkarpathrn die von Weinbergen umgebene mit guten Lehranstalten versehene wohlhabende Stadt Erlau, Sitz des zweitmächtigsten Erzbischofs, mit 19,100 E. Der vorige Erzbischof war der deutsche Dichter Ladislav Pyrker. Tokay an der obern Theiß; die Tokayer Weine wachsen an dem 7 Meilen sich hinstreckenden Weingebirg Hegyallya. Nächst dem Tokayer die geschätztesten Ungarweine die von Rust bei Oedenburg und von Karlowitz. — 4) Im großen Flachlande haben alle Städte das Gemeinsame, daß weite, schlecht oder gar nicht gepflasterte, je nach der Jahreszeit staubige oder kothige Straßen mit ungeheuren Plätzen von nachlässig gebauten, niedrigen Häusern umgeben sind; nur wo man auf deutsche Ansiedlungen stößt, trifft man eine wohlthuende Ordnung und Reinlichkeit. An der Theiß: Szolnok, Szegedin mit 70,000 E. und der große Flecken Zenta mit 19,900 E. (Eugens Sieg über die Türken 1697!). Oestl. der Theiß: Debreczin mit 46,000 E., mitten in der Steppe zw. Körös und Theiß, nahe dem Haiduckenländchen, bedeckt als echt magyarische Stadt ein Gebiet von 10 □Mln., nach Pest bedeutendster Gewerb- und Handelsplatz; Handel namentlich mit Getreide, Vieh und Tabak; die Bischofsstadt Großwardein mit 28,700 E.; die großen Märkte Csaba mit 30,000 und Hodmezö-Vásárhely mit 49,000 E., nordöstl. von Szegedin. Arad Festung an der Maros, mit 32,700 E., und Világos, wo 1849 der Insurgentenführer Görgey sich den Russen ergab. Temesvár nahe den Banatbergen mit 32,200 E. Westlich der Theiß: Maria Theresienstadt mit 56,000 E. in der haferreichen Bacska oder eigentlichen Woiwodina, Zombor mit 24,000 E. am Franzenskanal, und nördl. Ketskemét mit 41,200 E. nahe den Kumanen-Distrikten. Die Hauptdörfer der Kumanen, Jazygen und Haiducken sind gleichfalls von beträchtlicher Größe, von 15 bis

20,000 E. — 5) In Slavonien und Kroatien: Festung Essek mit 17,200 E. oberhalb der von Sümpfen umgebenen Vereinigungsstelle von Drau und Donau, am rechten höher gelegenen Drauufer; nach SSW. Deákovár, Bischofssitz. Agram a. d. Sau, Hauptstadt des ungarischen Kronlandes Kroatien-Slavonien, mit 19,800 E.; Karlstadt a. d. Kulpa, Haupthandelsplatz. Die wichtigen Hafenorte Fiume und und Zeng am adriatischen Meere gehören auch zu Kroatien, aber nicht ins Donaugebiet. — 6) In Siebenbürgen: der größte Ort Kronstadt mit 27,700 E. und der schönste Hermannstadt mit 19,000 sind sächsisch und liegen im Süden, im Alutagebiet. Der Hauptort der Szekler ist Maros-Vásárhely (Markt an der Maros), mit 12,600 E. Bedeutendster Ort der Magyaren ist Klausenburg mit 26,300 E. Wichtig ist das Salzwerk von Maros Ujvar, nächst Wieliczka das bedeutendste der österreichischen Monarchie.

Militärgrenze. Zur Vertheidigung gegen die Türkei hatte der österreichische Staat eine eigene Einrichtung getroffen. Alle Bauern auf der 80 Mln. langen Grenze von Zeng bis zur SO.-Ecke Ungarns (früher auch an der S.-Seite Siebenbürgens) waren vom 20. Jahre an Soldaten und in Regimenter eingetheilt. Abwechselnd in Dienst und in der Ausnutzung der theilweise dem Staate gehörigen Felder und ungeheuer großen Waldungen, wurden diese Grenzer oder Granitzer von der österr. Regierung bis in die neueste Zeit als Grenzbewachung gegen Schmuggel und im Interesse anderer polizeilicher Grenzmaßregeln verwendet. Sie standen unter militärischer Verwaltung (von Wien aus) und befanden sich dabei in manchen Dingen, namentlich in Bezug auf Schulbildung, besser, als ihre kroatisch-slavonisch-ungarischen Gebietsnachbarn. Jetzt wird die Militärgrenze nach und nach provinzialisirt d. h. unter Civilverwaltung gestellt und den Ländern der ungarischen Krone einverleibt, in oder an deren Gebiet sie liegt, wie dies mit den beiden Warasdiner Regimentern (zw. Kroatien und Slavonien), den Städtchen Belovar, Ivanic, (Militär-) Sissek und Zeng, sowie der Banater Grenze (deren Bevölkerung zur einen Hälfte walachisch, zur andern deutsch und serbisch) bereits geschehen ist.

Zum großen österreichischen Antheile des Donaugebiets gehört noch das waldige Bergland Bukowina am obern Sereth und Pruth mit dem Hauptorte Czernowitz mit 33,800 E.; es wird zum Königreiche Galizien gerechnet.

§. 7. Das untere Donaugebiet.

Es umfaßt: 1) Auf der rechten Seite die (eigentlich noch zur mittlern Donau gehörigen) Gebirgsgegenden, die von den Ufern der Save und Unna bis zu den dinarischen (dalmatischen) Kalkalpen und zum macedonischen Hochlande, an der Bosna, Drina, Morawa und andern Flüssen hinan ziehen, und von Bosniern und Serbiern bewohnt werden. — 2) Die Länder der untern Donau, nämlich: a) an der Nordseite des Balkan die Bulgarei, und südlich Siebenbürgens die Walachei, beide durch die Donau geschieden; b) östl. Siebenbürgens die Moldau und Bessarabien, welche durch den Pruth von einander geschieden sind.

Die Bosniaken und Serbier sind slavischen Stamms, nah verwandt und doch gar verschieden. Jene, unter harter Adelsherrschaft, sind roh und räuberisch, meistens dem

Islam zugethan, von einem türkischen zu Serajewo oder Bosna Serai wohnenden Pascha regiert; die Serbier dagegen, griechisch-christlich, gesitteter, freiheitliebend und tapfer, stehen unter einem eigenen Fürsten, der zu Belgrad seinen Sitz hat. Von dem poetischen Sinn der Serbier zeugen ihre Volkslieder voll Sehnsucht und Trauer (Klagen um gefallene Helden). Sie haben keinen Adel. Ehemaliger Hauptort war Nissa, wo Kaiser Constantin zur Welt kam. Im Süden Serbiens, nahe dem Gebirg Skardus, liegt die fruchtbare Hochebene von Kossowo oder Amselfeld, in der Kriegsgeschichte bekannt, besonders durch des serbischen Königs Lazarus Niederlage und Tod 1389, wo aber auch Sultan Amurath I. unter dem Dolche des Milosch fiel; und 1448 durch die Niederlage des tapferen Ungar Joh. Hunyad, der vor Amurath II. weichen mußte.]

Die Bulgaren, griechisch-katholisch, vor Zeiten den byzantinischen Kaisern furchtbar, reden jetzt einen slavischen Dialekt und sind, nach Kanitz' Berichten, in der Ebene vorzügliche Ackerbauer, Gemüsegärtner und Viehzüchter; im Gebirge, intelligent, arbeitsam, erfinderisch, zeigen sie eine hervorragende Begabung für technische Künste (einzelne traditionell fortgepflanzte Industriezweige, wie Posamentirarbeiten, Tuch- und Teppichfabrikate, Schmucksachen 2c. weithin im Oriente berühmt), obwohl es an jeglichen Unterrichtsanstalten gebricht; ihr türkischer Pascha hat seinen Sitz in Sofia (Triaditza, Sardika). — Die Walachen (slavisch, so viel wie unser wälsch, sie selbst heißen sich Rumuni d. h. Römer) sind ein rohes und verkommenes, auf sehr niedriger Kulturstufe stehendes Mischvolk, zum Theil von romanisirten Daciern abstammend, und reden halb latein, halb slavisch. Sie standen noch kürzlich unter einem Fürsten oder Hospodar der Pforte; ihr Hauptort ist Bukarest. In gleicher Weise hatte die Moldau einen Hospodar, der zu Jassy residirte. Seit 1861 sind beide Länder unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, dem Fürsten von Rumänien, vereinigt, der, tributpflichtig, wie der Fürst von Serbien, fast unabhängig von der Pforte regiert, obwohl der Sultan das Recht hat, ihn als Fürsten zu bestätigen.

IX. Nordostküste des adriatischen Meeres.

Julische Alpen und kroatisch-dalmatische Berge bilden durch ihre Abstufung diesen Küstenstrich, der am Isonzo beginnt, an der Bai von Cattaro endet und größtentheils zum Kaiserthum Oesterreich gehört.

Er enthält: 1) das Gebiet des Isonzo, die Küste von Triest und die gebirgige Halbinsel Istrien. Der Adel dort ist deutsch, die meisten Bewohner der Seeplätze italisch, das übrige Volk wendisch. Orte: Idria, wichtig wegen seines reichen Quecksilberbergwerks. Im SO. sind Aeste und Thäler julischer Kalkalpen vom großen Birnbaumer Wald überdeckt, der mit mächtigen Eichen prangt. Dagegen streckt sich südwestlich, zwischen dem Adelsberger Thal und der Triester Küste, der Karst hin, ein kahles bloß von schwarzen Schafheerden benutztes Gebirg, dessen theilweise Bewaldung

gegenwärtig von der österr. Regierung versucht wird. Görz am Isonzo hat schon italisches Klima, öfters noch im December blühen Nelken und Rosen. — Triest, Freihafen, im Anfang des vorigen Jahrhunderts kaum von 7000 Menschen bewohnt, hat jetzt 70,000, mit Gebiet 120,000 E. Es hat der alten Rivalin Venedig längst den Rang abgelaufen und ist der Hauptausfuhrhafen Oesterreichs für die Produkte aller Landschaften südl. der Donau, namentlich auch für ungar. Getreide, und der Haupteinfuhrhafen (zugleich für ganz Deutschland) für Naturprodukte und Fabrikate des Orients. Regelmäßige Dampfschiffahrts-Verbindungen mit allen bedeutenden Häfen des Mittelmeeres, namentlich aber der Levante, zunächst begründet durch die Schiffahrts-Gesellschaft „österr. Lloyd". Jährlich kommen und gehen je an 12,000 Schiffe; Werth der jährlichen Gesammt-Einfuhr 150, der Ausfuhr 140 Mill. fl. Großartige Anstalten jeder Art für Seeverkehr. Triest liegt schön am Fuße des Karst an einer halbmondförmigen Bai des triestinischen Golfs und zeigt, abgesehen von der deutschen Nationalität, die durch die Besatzung, die Beamten und einen sehr bedeutenden Theil des Handelsstandes vertreten ist, im ganzen italienischen Charakter; doch hört man auch viele slavische Laute, und in den Straßen erblickt man jenes bunte Durcheinander verschiedenartigster (hier besonders orientalischer) Gestalten, das großen Seestädten eigenthümlich ist. — Im Dom das Grabmal des 1768 hier ermordeten Winkelmann; der Mechaniker Ressel hat hier die Schiffsschraube erfunden. Im nahen Johannisthale prangen die Villen der reichen Kaufleute mit Granaten und Pinien. Das herrlich gelegene Miramare erinnert an den unglücklichen Erzherzog Maximilian (in Mexiko). — Aglar, ein Dorf an der Stelle der ehemaligen Stadt Aquileja. — Istriens Küsten und die Quarnerischen Inseln sind hafenreich; man merke besonders die Orte: Capo d'Istria, Pirano, Rovigno und namentlich das „österreichische Portsmouth", den vortrefflichen Kriegshafen Pola an einer weiten und steilen Bucht, wo zugleich sehenswerthe römische Ruinen; auf den Inseln Veglia, Cherso ꝛc. wohnen noch Nachkommen altillyrischer Liburner; auf Lussin die wichtige Hafen- und Handelsstadt Lussin Piccolo.

2) Die kroatische Küste, wo die julischen Alpen enden und das Wellebichgebirg nahe dem Meere hinstreicht. Die slavischen Kroaten (Chrobaten=Bergbewohner, weil von den Karpathen herabgestiegen) wohnen nicht bloß hier an der Küste, sondern nach NO. an Kulpa und Save bis zur Drau, und gehören zum Königreich Ungarn; siehe voriges Kapitel. Häfen sind Fiume und Zeng.

3) Dalmatien, vom Quell des Flüßchens Zermanja, das in die morlackische Bai fällt, bis zum Busen von Cáttaro. Auf der Grenze von Kroatien heißt der Wellebich Morlackengebirg; hierauf am Ursprung des bei Sebenico mündenden Kerka erhebt sich 1838 m. hoch der Dinaro, wonach die ganze dalmatische Kette dinarische Kalkalpen genannt wird. Nicht alle Thäler gehören bis zu ihrem Ursprung den Oesterreichern, denn manche winden sich aus den Gebirgen der bosnischen Berglandschaft Herzegowina herab, namentlich das Thal der Narenta. Die meisten Bewohner sind ein Gemisch von Illyriern und Slaven, worunter die Morlacken und im Süden die rohen und räuberischen Bocchesen (um die Boccha di Cáttaro) und Montenegriner. In den Städten gibts viele Italiener. Orte: Zara, kleine Hafenstadt, mit 20,800 E., ehemals venetianisch, in heißer ungesunder Gegend. Im Angesicht des Meeres leiden die Be-

wohner Wassermangel und gebrauchen 3 mächtige Cisternen zur Aufsammlung des Regens. Spalato, 18,200 E., mit türkischen Produkten handelnd. Unweit davon, bei Salona, die sehenswerthen Ueberreste der gleichnamigen Römerstadt und besonders des riesenhaften Palastes, den der römische Kaiser Diocletian, ein geborner Dalmatier, im Anfang des 4. Jahrhunderts bauen ließ und der als Privatmann die letzten Lebensjahre ruhig in seiner Heimat verlebte. Ragusa, am Fuße des Bergs Vergato und auf einer Halbinsel, war Jahrhunderte lang eine kleine Republik, bis es in neuester Zeit gleich Venedig und Genua die Unabhängigkeit verlor. Cattaro, an romantisch schöner Bucht (Boccha), die mit Landhäusern, Wein-, Citronen- und Olivengärten besetzt ist.

Die ganze istrisch-kroatisch-dalmatische Küste hat ziemlich die gleiche natürliche Beschaffenheit. Die Gebirge, auch wo sie nicht mehr julische heißen, bleiben dem Charakter derselben getreu: aus Kalkstein bestehend sind sie voll unzähliger Höhlen und Durchlöcherungen, mehrentheils waldlos und wasserarm. Die Bewohner sind meistens unthätig: Getreidebau und Viehzucht sind vernachläßigt, für die Seidenzucht, die in einigen Distrikten herrlich gedeiht, geschieht nichts, der Oelbaum verschwindet fast; nur der Kroat hat löblichen Fleiß, vor vielen Slaven ausgezeichnet. Die andern Bewohner, namentlich die Dalmatier, scheinen sich damit zu begnügen, was in den bewässerten und minder steinichten Bezirken die gütige Natur gewährt, und dies ist in der That nicht gering. Man trifft oft die üppigste Fülle von Mais, Kastanien, Reben und Maulbeeren; besonders reich ist das südliche Dalmatien an Oliven, süßen und bitteren Pomeranzen, Feigen, Rosinen, Korinthen, Honig und Wachs, und wie sich dieses wohl an vielen Plätzen in ungeheure diocletianische Gärten verwandeln ließe, wenn das Volk deutschen Fleiß hätte: so könnte die ganze, bisher vernachläßigte Provinz ungemein gehoben werden, wenn man daran denken würde, Verkehrswege nach dem Mutterlande und namentlich auch nach der Türkei hin anzulegen, die ungeheuren Schätze des Pflanzenreiches auszubeuten und den Segen der Berge (prächtige Kohlen- und Eisenerzlager) zu heben.

Eine Kette von Inseln zieht vor der buchtenreichen Küste hin, den Schiffern Schutz gewährend vor den heftigen Winterstürmen des adriatischen Meeres.

X. Po und Etsch nebst der Nachbarküste.

Die Seealpen endigen mit dem Col Ardente zwischen Tenda und Coni. Die östliche Fortsetzung des Gebirgs, die den genuesischen oder ligurischen Meerbusen einfaßt, macht einen Theil des Apennin aus, der ganz Italien durchzieht. Diese ligurischen Berge sind nackt, wild und rauh, mit großen Klüften, doch nirgend 1500 m. hoch, obwohl sie wegen der tiefliegenden Gegend an ihrem Fuße dem Jura an Höhe gleich scheinen. Sie verschließen kein nutzbares Metall in ihrem Innern und bieten nur hie und da ein mageres Weideplätzchen für eine Schafheerde. Unter den Pässen, die hinüberführen, sind

am bekanntesten der zwischen Savona und Altare (an der östl. Quelle der Bormida) und die Bocchetta (790 m.) mit Straße und Eisenbahn nach Genua. Der Küstenabhang des Gebirgs, der Sonne stark ausgesetzt und vor kälteren Winden geschützt, hat ein heißes Klima, worin die Olive vorzüglich gedeiht. Die nördliche gestrecktere Abdachung erfreut sich einer milderen Wärme und sendet mehrere Flüsse dem Po zu, namentlich Tanaro und Trebbia. Wo der Name Ligurien aufhört, nämlich am Küstenfluß Magra, setzt sich das Gebirg nach OSO. unter dem Namen etrurische Apenninen fort und zwar mit steigenden Höhen, denn der Cimone am Quell des Panaro hat 2168 m. Der Kern dieser Apenninen ist wie in Ligurien Kalkgestein, der in einem ans Meer streifenden Aste herrlichen weißen Marmor, den carrarischen, liefert. Dies nebst der Ebene hinüber zum adriatischen Meer ist die südliche Einfassung des Pogebiets. Im W. und N. wird aber das ganze Gebiet des Po und der Nachbarküste von den Hochalpen wie von gewaltigen Felsmauern umzäunt und mit Wassern reichlich versehen. In den Po fließen von dort: Dora, Sesia, Ticino, Adda, Oglio und Mincio; ins Meer: die 56 Mln. lange Etsch, die Brenta, Piave und der Tagliamento.

Der Po selber entspringt am Berge Viso aus der Quelle Visenda und durchfließt in einem 25 Mln. langen Laufe eine Ebene von 68 Mln. Länge und 15 bis 18 Mln. Breite, eine durch Geröllablagerungen (am Fuße der Gebirge) und Anschwemmungen fruchtbaren Bodens (mehr nach der fast wagrechten Mitte hin) ausgefüllte ehemalige Seitenbucht des Adriameeres. Die Breite des ganzen Pogebiets, wo zur Ebene auch die Thäler zwischen den Abhängen der Alpen und Apenninen gerechnet werden, kann man an 30 und mehr Meilen schätzen. Die Senkung des Landes gegen das adriatische Meer ist nur schwach (bei Pavia nur noch 82 m. Seehöhe), also auch das Gefäll des Po bis zur vielarmigen Mündung, und dennoch treibt ihn die Wasserfülle aus den Alpen zu einem ziemlich raschen Laufe, nöthigt aber auch häufig zur Ueberschwemmung seiner Ufer, gegen die man sich durch Dämme, oft in parallelen Reihen angelegt, zu sichern sucht und die in gleicher Weise beim „Flußgefolge" *) des Po sich finden. In der Nähe des adriatischen Meers wird die nasse Einfassung des Po wie der andern Nachbarflüsse zu weit verbreiteten Morästen; den größten Theil des Stromlaufs begleitet dagegen ein schwarzer, sehr ergibiger marschähnlicher Boden. Wiesen werden dort sechsmal des Jahrs gemäht. Und wo vom Po entfernter die Marsch aufhört, da ist der sandige kalkhaltige Boden mit Schichten vegetabilischer schwarzer Erde so überlagert, daß die Fruchtbarkeit, durch Bewässerungskanäle noch erhöht, der im Marschlande kaum nachgibt und das Land durch Ertragsfähigkeit und die ihm zugewendete Behandlungsart zum großen Garten Europas wird.

Die Sommerglut beginnt im Mai, ist aber weit nicht so groß, als im südlichen Italien, obwohl stärker und anhaltender als in Deutschland. Kühlender Wind bläst oft von den Alpen herab. Im Januar und Februar liegt nicht selten 14 Tage lang Schnee; Nachtfröste dauern bis in den April und fangen zuweilen im November wieder an. Manchmal frieren die Lagunen von Venedig, ja in besonders strengen Wintern

*) Die Nebenflüsse nach Dantes Bezeichnung.

waren sogar der Po und das adriatische Meer zugefroren. Deshalb gibts hier noch keine Pomeranzen- und Citronenhaine; nur in den nach S. gewandten und durch hohe Felsmauern gegen Nordwinde geschützten Spaltenthälern, deren Boden häufig durch Seen ausgefüllt ist, gedeihen, den Süden Europas vorausnehmend, jene Südfrüchte, die weiterhin der Ebene fehlen und erst jenseit des Apennin wieder gefunden werden. *) Daher reifen Oliven in der Lombardei nicht zu so feinem Geschmack wie etwa an der genuesischen Küste und im südlichen Italien. Maulbeerbäume jedoch gedeihen zu großer Stärke, und Kastanien, Feigen, Mandeln und Melonen im Ueberfluß. In den ungesunden, feuchtheißen Sumpfgegenden wird viel Reis gebaut, außerdem Weizen und Mais. Der Mais keimt, wächst und reift in 50 Tagen, und wird gewöhnlich erst hinter dem Winterweizen her gesäet, so daß man doppelte Ernte macht. In manchen Gegenden der Ebene, also nicht bloß an den Abhängen der Alpen, lockt die Ueppigkeit der Wiesen und des Kleewuchses zur Viehwirthschaft; die Parmesankäse (die von Lodi besonders) und der Mailänder Strachino sind berühmt. Da man häufig die Schweine mit süßen Kastanien mästet, so bekommen Wurst und Schinken in Italien eine vorzügliche Güte. Seide ist ein Hauptprodukt, besonders im westl. Theile; i. J. 1868 betrug die Seidenproduktion der Po-Ebene 1,312,228 Myriagramm Kokons im Werthe von 25½ Mill. Thaler. Die gewonnene Rohseide wird aber meist nach auswärts zur Verarbeitung verkauft. Der Landmann hält so viel Maulbeerbäume, als er zur Auffütterung einer gewissen Anzahl Seidenwürmer braucht. Die Würmer kriechen nicht auf den Bäumen herum; er füttert sie in besondern Gemächern seines Hofs. Die Aecker und Wiesen sind mit Maulbeerbäumen eingefaßt. Man benutzt sie nebst den Ulmen zu Trägern des Weinstocks, den der Italiener gewöhnlich in graden Reihen zwischen jene Bäume pflanzt. Die Rebe rankt an ihnen auf und wird in Guirlanden von einem Baumgipfel zum andern gezogen; fürs Auge ein reizender Anblick. Nur behandelt man den Wein schlecht, so daß er dem Ausländer häufig widerlich schmeckt und sich nicht lange hält.

Der italische Landmann ist nicht Eigenthümer des Bodens, den er bebaut, er ist nur, oft schwer belasteter, Maier oder Pächter oder bloß Arbeiter; fast alles Land gehört Adeligen oder reichen Städtern. Als Pacht muß der Bauer die Hälfte der Ernte in Natura und die Hälfte des Wiesenertrags in Geld zahlen. Dafür läßt ihm der Gutsherr auch das Vieh zur Benutzung. Solche Pacht ist auf vielen Bauernhöfen erblich. Es gibt Gutsherrn, die oft über 100 Maierhöfe außer ihren Gütern und Schlössern besitzen und in großen Städten oder an Fürstenhöfen den Ertrag verzehren. Die Blütezeit des Volks war vor 3 und mehr Jahrhunderten, wo noch die Bürgerschaften vieler Städte für Unabhängigkeit stritten, Gewerb und Handel Reichthümer herbeizogen, vorzügliche Dichter und Geschichtschreiber die italische Sprache zu großer Feinheit und Schönheit bildeten und ihre Maler und Bildhauer Muster fürs übrige Europa wurden. So ist es längst nicht mehr, doch haben die letzten Jahrzehnte gezeigt, welches Nationalgefühls die Italiener fähig sind.

---

*) Berühmt durch herrliche Lage und Pracht der Vegetation sind die Borromäischen Inseln im Langen See und die Ufer des Gardasees.

Es gab noch kürzlich 6 verschiedene Regierungen im Pogebiet und an der Küste; jetzt gehört alles mit Ausnahme der Bevölkerung am obern Tessin, die an der Schweiz treulich festgehalten, zum Königreich Italien. Abgesehen von dieser politischen Aenderung haben wir hier bedeutende Orte des Po- und Etschgebiets zu durchgehen.

a) Nördlich vom Po: Turin, ehmals Hauptstadt von Piemont und Residenz des sardinischen Königs, mit 207,000 E., schön und regelmäßig gebaut. In der Nähe von Pinerolo die Thäler der jetzt geduldeten Waldenser, gegen die im 13. Jahrh. unter Simon von Montfort auf Betreiben Papst Innocenz. III. ein grausamer Kreuzzug gerichtet worden war. — Lugano, angenehme Stadt mit 6000 E. am gleichnamigen reizenden See und Hauptort des schweizerischen Kantons Tessin, dem der obere Theile des Lago Maggiore gehört; in dem untern größeren lombardischen Theile des Sees die Borromäischen Inseln. Im viel gepriesenen Como sieht man ein Denkmal Voltas, dem die Lehre vom Galvanismus viel verdankt, und in der Villa Sommariva, ebenfalls am wunderherrlichen Comer See, den Alexanderszug, ein Meisterwerk Thorwaldsens. — Mailand, Hauptort der Lombardei, mit 199,000 E. ohne Militär und Fremde, liegt in der fruchtbaren Ebene zwischen Tessin und Adda. Das größte, prachtvollste Gebäude, die Domkirche, ist mit 4400 Statuen geziert. Höhe der Kuppel (die ein deutscher Baumeister aus Straßburg ausführte) 75 m., und des höchsten Thurmes 109 m. Eine Treppe von 468 Stufen führt auf einen rings um die Kirche laufenden Balkon, wo man bei heiterm Himmel die Kette der Hochalpen sehen kann. Unter den sonstigen Kunstwerken, die in der Stadt zu sehen, ist Leonardo da Vincis Abendmahl, Wandgemälde im Speisesaale des Dominikanerklosters, das bewunderswertheste; die Länge 9 m., die Figuren anderthalb Lebensgröße. Längst schon abgeblaßt und dem gänzlichen Verderben nahe, besitzen wir es zum Glück in dem vortrefflichen Kupferstiche von Rafael Morghen und in mehreren alten Copien, besonders von einem Schüler Leonardos selbst, dem Bernardino Luvino zu Lugano. — Die benachbarte Stadt Monza hatte die Ehre, die „eiserne" Krone zu bewahren, mit der, nach den selbständigen longobardischen Königen, die Mehrzahl der deutschen Kaiser von Karl d. Gr. bis zu Karl V. gekrönt wurden. Napoleon krönte sich selbst damit als König von Italien; jetzt ist sie im Besitze V. Emmanuels. Pavia mit 29,600 E. am Tessin, vor alters Sitz der lombardischen Könige. Die ronkalischen Felder (Ebene beim Dorf Roncaglia bei Piacenza) in der Nähe brauchten sie zu Reichstagen. Auch die deutschen Kaiser, wenn sie mit Heeresmacht als Herrn von Italien übers Gebirg kamen, hielten es so; Vasallen und Stadtvorsteher hatten hier in ihrem Lager zu erscheinen. Die wichtigste dieser Versammlungen war die von 1158, wo Friedrich Rothbart durch Doctoren des römischen Rechts (etwas Neues in jener Zeit) die Machtbefugnisse eines Kaisers feststellen ließ. Die Folge davon war jener Kampf, worin Mailand 1162 zerstört wurde, aber auch 1167 der lombardische Bund entstand, dem der Papst sich anschloß. Friedrich mußte zuletzt nachgeben. Hier bei Piacenza (rechts!), 34,900 E., auch der letzte Punkt, wo vor Beginn der Versumpfungen an den Ufern der Po noch bequem überschreitbar ist, woher die hohe militärische Bedeutung dieser Stelle (Placentia der Römer). Brescia zw. Mailand und Verona mit 40,000 E., und Bergamo am Fuße der Alpen mit 37,300 E. Cremona auf

einer Po-Insel, berühmt durch seine Geigen; 30,900 E. Verona an der Etsch, unweit des Gardasees, 67,000 E.; Heimat des älteren Plinius und des Vitruvius. Ruinen eines altrömischen Theaters, groß genug, um 22,000 Menschen zu fassen. Das Grabmal der Julie Capulet erinnert an Shakespeares Romeo und Julie. — Mantua, 26,600 E., am Mincio, Inselfestung in Sümpfen, die durch Durchstechung der Kanäle leicht zu Seen gemacht werden können, bildet mit Legnago und Verona a. d. Etsch und Peschiera am Gardasee das berühmte Festungsviereck. Daher in der Nähe viele Schlachtfelder (z. B. aus neuester Zeit: Castiglione und Arcole 1796, Rivoli 1797, Solferino 1859, Custozza 1848 und 1866). Das Dorf Pietola bei Mantua ist Virgils Geburtsort und hieß zu seiner Zeit Andes.

Nördl. von Verona, aufwärts an der Etsch, erhebt sich das tiroler Land. Da liegt das reizende Meran an der obern Etsch, zwischen Hochalpen, einst ein herzoglicher Sitz; hier öffnet sich das Passeier Thal, berühmt durch den patriotischen Sandwirth Andreas Hofer, der auf Napoleons Befehl zu Mantua erschossen ward. In der Nähe die Ruine des alten Bergschlosses Tirol, an dessen Besitzer 1248 das Herzogthum Meranien fiel. Von Meran aufwärts an der Etsch kommt man zu der berühmten Straße, die vom Inn her, durch Glurns, nach dem Stilfser Berge und über dessen 2814 m. hohes Joch ins Addathal zieht. Die wilde Gegend und der feste Bau der kühnen Straße (siehe das Alpenkap.) sind zu bewundern. Die Straße beginnt am Orte Prad und windet sich zunächst am Stubenbache bis Trafoi (tres fontes) am Fuß des Orteler hinauf. Von hier in immer wilderer Natur, während seitwärts ein einsamer Felspfad zum Orteler selbst sich abzweigt, führt sie neben dem steilen schwarzen Mondatsch, der schneeigen Königswand und der nahen Eismasse des Madatschferners aufwärts zur Franzhöhe (2242 m.) und erreicht dann in noch ¾ Stunden den höchsten furchtbaren Punkt, das Stilfser Joch selbst. Nun senkt sie sich, während links die gewaltigen Eismassen des Krystallbergs erscheinen, durch eingehauene, vor Lawinen schützende Gallerien abwärts nach dem italienischen Post- und Zollhaus St. Maria, das von ewigem Schnee umgeben dennoch das ganze Jahr durch bewohnt wird. Hat sie im Zickzack weiter hinab die schauerliche Schlucht des Bormser Lochs und den Blick in gewaltige Seitenabgründe hinter sich, so gelangt sie endlich zum malerisch gelegenen Städtchen Bormio, und an der Adda sanfter abwärts an den Comer See. Bozen, tiroler Handelstadt a. d. Eisack, mit 4 Messen und 9300 E.; das Gardona Thal liefert schöne Schnitzarbeiten aus dem Holz der Zirbelkiefer; des schönen Fassaner Thals, des Dolomitberges Schlern, in dessen Nähe die vielbesuchte Seißer Alp, ist im Alpenkapitel Erwähnung geschehen. Weiter südlich an der Etsch der wegen seines Weins bekannte Ort Tramin. Noch südlicher das alte Schloß Maultasch, das an die Fürstin Margaretha Maultasch erinnert, die ihr Erbland Tirol dem Hause Habsburg vermachte und 1366 starb. Trient (Tridentum) an der Etsch, mit 17,000 E., ist zwar tirolisch, doch wird hier schon durchaus italienisch gesprochen. Die Geschichte des dortigen Kirchenconcils von 1545—1563 hat der berühmte Venetianer Paul Sarpi beschrieben; wir besitzen jetzt auch eine deutsche Uebersetzung seines Werkes.

Vicenza in Italien am Bacchiglione, mit 37,600 E., Geburtsort des berühmten italischen Baumeisters Palladio (1518—1580), von dessen Geschicklichkeit noch viele Bau-

werke Zeugnis geben. **Padua**, alte und stille Universitätsstadt mit engen Straßen und 66,000 E., Geburtsort des Livius. In den benachbarten Euganeischen Bergen liegt der Flecken **Arquato** oder Arqua mit dem Grabmal des 1374 dort gestorbenen Dichters Petrarka. Südwestlich von Padua liegt das kleine Städtchen **Este**, das einem berühmten fürstlichen Hause den Namen gegeben, welches im 10. Jahrhundert mit dem Welfischen in engste Verwandtschaft kam. Aus der einen Linien desselben stammte **Heinrich der Löwe**, dessen Nachkommen noch jetzt in Braunschweig und England regieren. Die andere Linie blieb in Italien und regierte nachmals in Ferrara. — Bei Padua geht die Mailänder Eisenbahn vorbei nach dem Meeresufer und vermittelst eines 3600 m. langen Viaducts auf 220 Bogen nach **Venedig, der berühmten Inselstadt**, die als **Republik** im Mittelalter allen handelnden Seeplätzen Europas geraume Zeit den Vorrang streitig gemacht, und die ein reiches Gebiet sowohl in ihrer Nachbarschaft als auf der gegenüberliegenden dalmatischen Küste, in mehreren Theilen des byzantischen Kaiserthums und auf der Insel Cypern besessen hat. Der Kriegshafen der Republik war zu Chioggia. Jetzt ist Venedig eine italische Seestadt. Nur der Umfang, die vielen ansehnlichen Gebäude, die Masse der Bewohner (128,000) und die merkwürdige vom festen Land getrennte Lage erinnern an die ehemalige Macht und Thätigkeit des Freistaats. Leider war die Herrschaft ausschließend aristokratisch. Die Adelsfamilien, voll Furcht, ihre Vorrechte zu verlieren, und voll Argwohn gegen hochstrebende und ausgezeichnete Köpfe, hatten ihre Regierung so eingerichtet, daß man über Religion, Politik und Staat kaum reden durfte. Das Volk blieb ohne Theilnahme an der Staatsverwaltung, der Adel selbst war in engen Schranken gehalten; man hatte sich vor Verhaftung und geheimster schrecklicher Einkerkerung zu hüten. Nur lustiges Leben und selbst Sittenlosigkeit waren erlaubt. Da erstarb alles Denken über Verbesserung des bürgerlichen und kriegerischen Lebens, da hörte alles Streben für Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes auf, und die mehr als tausendjährige Republik war zuletzt so wehrlos, daß sie fast ohne Schwertstreich 1797 den Franzosen sich ergab und nachmals (bis 1866) an Oesterreich abgetreten wurde. Völker gleichen den Wassern; ist die nöthige Bewegung gehemmt, so werden sie faul und schwach. **Venedig** liegt auf einer Gruppe von etwa 100 kleinen und 3 größeren Inseln, welche durch schmale Wasserarme (Lagunen, Kanäle) geschieden und durch 450 Brücken verbunden sind. Ueber die äußern Inseln, also am tieferen Meere, ziehen Sanddünen und alte Riesenmauern oder murazzi hin, um das Ganze zu umgürten und die Einfahrt der Seeschiffe in die 4 größeren Lagunen zu schirmen. Die Häuserreihen, meist auf eingerammten Pfählen gebaut, werden theils unmittelbar von den Kanälen bespült, theils haben sie noch trockene Fußwege zwischen sich und dem Wasser, wo indes nur 2 bis 4 Personen neben einander gehen können. Das sind Straßen in Venedig. Der Verkehr der Bewohner unter einander kann also der Gondeln nicht entbehren. Man stelle sich aber das straßenarme und häuserreiche Venedig nicht ohne öffentliche Plätze vor; es gibt deren 40, so wie eine Menge Kirchen, Paläste und andere Prachtbauten, besonders glänzend am breitesten Kanale (Canale grande), den die gepriesene marmorne Rialtobrücke in einem einzigen Bogen von 61 m. Länge überwölbt. Die ehrwürdigste und glanzvollste Kirche ist die des Evangelisten Markus als Schutzpatrons der Stadt. Ueber dem Hauptportale dieses Doms prangen die 4 antiken Rosse aus vergoldeter Bronce,

die nach Konstantinopels Eroberung durch die Kreuzfahrer 1204 von dem Dogen Andreas Dandolo als Trophäe heimgebracht wurden; sie hatten vorher den Hippodrom in Konstantinopel geziert. Nach der Hauptkirche heißt auch der Hauptplatz der Stadt, an dem sie steht, und der, noch von andern großartigen Bauwerken umgeben, den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens bildet. Hier mag es genug sein, nur der ehemaligen Residenz des Dogen, des jedesmal auf Lebenszeit gewählten Präsidenten der Republik, zu erwähnen: ein gewaltiges, dem heutigen Geschmack fremdes, doch sehr bedeutsames Gebäude aus dem 14. Jahrhundert. Sonderbares Geschick, daß der damalige Doge Marino Faliero in demselben Amtssitze, der ihm eben erst errichtet und ausgeschmückt war, unterm Henkerbeil (1335) fallen mußte! Er ward als Hochverräther verdammt. — Es findet sich dort viel Sehenswerthes, die Bibliothek, das Museum, die Gemäldegalerie, der Thronsaal, von dessen Balkon man die Stadt überblickt, und der Senatssaal der Republik. Daß es in der Galerie, wie überhaupt in den Adelspalästen der Stadt, nicht an Gemälden Titians und Paul Veroneses, noch an Skulpturen Canovas fehlt, kann man denken; denn alle drei gehörten von Geburt der Republik an. Der Senatssaal enthält ebenfalls Malereien, historische Wandgemälde, besonders die Porträts sämmtlicher Dogen, mit Ausnahme eines einzigen, des Faliero, dessen Stelle ein schwarzer Schleier mit bezeichnender Inschrift ausfüllt. — Venedig ist längst kein Welthandelsplatz mehr, erlebt aber vielleicht durch Eröffnung der Brennerbahn und des Kanals von Suez eine neue Nachblüte.

b. Südlich des Po. Casale, Festung am Po, Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Montferrat (Bergland zwischen dem Bogen des obern Po und dem ligurischen Apennin). Alessandria, am Tanaro, gleichfalls Festung ersten Ranges, einst vom lombardischen Bund als „Trutz-Friedrich" erbaut und nach Papst Alexander III. benannt; 57,000 E. Parma mit 45,500 E., in reizender Gegend, die einem natürlichen ungeheuren Garten gleicht und sich sanft vom Fuße der Apenninen gegen den Po hinbreitet, vor 1859 Residenz einer Herzogin. Modena in angenehmer Ebene zwischen Panaro und Secchia war ebenfalls Sitz eines souveränen Fürsten. Südwestl. davon, nahe den Apenninen, sind die Ruinen des Schlosses Canossa, berüchtigt in der Geschichte unseres Kaisers Heinrich des IV. — Bologna, 115,000 E., südöstl. von Modena nahe dem Reno, wo 43 Jahr vor Christi Geburt Antonius, Lepidus und Octavianus auf einem Flußinselchen das unselige Triumvirat schlossen, das vielen Römern, vorzüglich dem Cicero, das Leben raubte. Ferrara an einem Arme des Po, ehemalige Residenz von Fürsten aus dem Hause Este. Man zeigt hier das Grabmal des Dichters Ariosto und das Armenhospital, worin der gleich große aber unglückliche Dichter Torquato Tasso, als wär er ein Wahnsinniger, 7 Jahre lang auf Befehl des Fürsten Alfonso eingesperrt war.

XI. Stromgebiet der Rhone.

Westlich von Jura und Alpen streckt sich quer vorbei, von N. nach S. bis ans Mittelmeer, eine 75 Meilen lange Thalung. Die obere

Hälfte derselben ist das Gebiet der Saone, die an den Faucilles entspringt und vom Doubs verstärkt wird. Bei der Stadt Lyon verliert das Gewässer der Saone seinen Namen und nimmt den eines mächtigern Flusses an, der aus den Hochalpen kommt und mit ihm zusammenströmt, nämlich den der Rhone. Die zweite Hälfte der langen Thalung ist also Rhonegebiet.

Der herrliche dem Furkagletscher entquellende Strom, zwischen Hochketten der Alpen das Thal Wallis durchfließend, drängt sich zwischen Dent du Midi und Dent de Morcles hindurch, um eine breite Vertiefung, den schönen Lemanischen oder Genfer See, mit seinen Wassern auszufüllen, die bei der Stadt Genf in einer Breite von 100 m. wieder ausströmen. Bald aber aufs neue von Alpen und Jura beengt, muß er sich 5 Stunden lang in einem nur 20—30 m. breiten Bette hinwinden, vom Fort l'Ecluse bis Genissiat. Zweimal stürzt er hierauf in Felsenschlünde und scheint sich in der unterirdischen Tiefe zu verlieren (perte du Rhone), bis er endlich aus dem gepreßten Thale wieder ins Freiere kommt, und in einer Breite von 244 m. rasch weiter fließt. Im fernern Laufe empfängt er unter andern die 214 m. breite Saone und fügt sich, von Hügeln und Bergen hinter Lyon genöthigt, in deren südliche Richtung. Die Alpen schicken ihm alsdann von ihrer piemontesischen Hochkette mehrere Wasser zu, namentlich die Isère und Durance. Die Isère, welche bei Grenoble (Provinz Dauphiné) vorbei fließt, und ihr starker Zufluß Arc kommen beide aus den Gletschern der Iseranegruppe; der Arc nimmt seinen Lauf zwischen den Iseran- und Oissansgebirgen durch. Unter den kleinen Flüssen, die rechts her, also von Westen, aus den niedrigen Goldhügeln und dem Sevennengebirg herabkommen, wollen wir nur Ardèche und Gard erwähnen. Der Strom hat gleich der Weichsel neben der Hauptmündung an der niedern Küste noch mehrere, die eine Art Delta bilden, das aber an Fruchtbarkeit mit den Werdern der Weichsel sich nicht vergleichen kann, denn neben gar sumpfigen Stellen streckt sich links dem Ausfluß nahe der Küste ein großes steiniges Feld hin, die Crau.

Daß der größte Theil des Rhonegebiets gebirgig oder stark hügelig ist, zeigt der Anblick der Karte. Die gewaltigen langen Juraruͤcken mit Längenthälern liegen mit immer niedrigern Stufen im Doubsgebiete gegen die Saone hinab. Von den Alpen, deren Abfall ins Pogebiet sehr kurz und steil ist, verbreitet sich hier ein ungeheures Geäst, dessen niedere Vorberge und sanftere Hügel bis zur Rhone streichen. An Saone und Rhone sind nur wenige kleine Striche wirkliche Ebenen und nur gegen das Meer hin von größerer Ausdehnung, weil die Sevennen sich seitab nach SW. ziehen. — Das Klima der Gebirgstriche kennen wir schon, und besonders den Unterschied desselben auf Alpenhöhen und in Alpenthälern. Der Schluß ist leicht zu machen, daß es gar mild und angenehm in der Hauptthalung des Stromgebiets sein müsse. Herrliche Weine wachsen an der Saone und im Rhonegebiet. Je weiter nach Süden, desto wärmer die Luft und desto trockner der Boden. In den Thälern des untern Rhonegebiets (Provence) findet man ganze Olivenwäldchen, deren graues Grün nichts Erquickliches hat.

Geschichtl. Bemerk.: In dies ursprünglich gallische, dann von den Römern beherrschte Land kamen zur Zeit der Völkerwanderung im Beginn des 5. Jahrhunderts

die deutschen Burgunder. Deshalb, als längst ihre Sprache erloschen und ihre Unabhängigkeit durch Obergewalt der Franken vernichtet war, hießen die Lande immer noch Burgundien, und neue Könige, die sich im 9. Jahrhundert von dem zerfallenden Frankenreich losrissen und zu Herrn aufwarfen, burgundische Könige, denen westlich an der Saone noch ein burgundisches Herzogthum benachbart war. Mehrere Könige hatten nacheinander diesseit der Saone und Rhone regiert, als der kinderlose Rudolf III. auf den Einfall kam, seinen Staat dem deutschen Kaiserreich zu vermachen. Dies gefiel seinen adeligen Vasallen keineswegs, da sie billig um ihre Zustimmung gefragt sein wollten. Allein unser Kaiser Konrad der Wormser oder Salier nahm (1032) Land und Krone mit Gewalt. Seitdem machte das königliche Burgundien einen Theil des großen römisch-deutschen Kaiserreichs aus, nur daß unsere Stärke eher dadurch gemindert als vergrößert ward; die französisch redenden Bewohner betrachteten sich nicht als deutsche Brüder, und ihr hoher Adel gehorchte nur, wenn er gezwungen war. Je mehr nun später die Kaiser an Macht verloren, desto mehr lösten sich auch die burgundischen Herrn vom deutschen Reiche ab und suchten Unabhängigkeit oder schlossen sich an den Staat des französischen Königs. Was zwischen Jura und Walliser Alpen lag, die Waadt, ward schweizerisch, Savoyen südlich des Genfer Sees ward ein italisches Herzogthum und machte einen Theil des Königreichs Sardinien aus; der größte Theil kam nach und nach an Frankreich.

Einige Ortschaften im Rhonegebiet: Sitten (Sion), nur 4800 E. in prächtiger weinreicher Gegend, Hauptort des schweizer. Kantons Wallis, in dessen obern Theile noch deutsch, im untern schon franz. gesprochen wird. Wie die Sonne dort in einigen Thälern wirkt, läßt sich daran erkennen, daß bei Sitten Stachelfeigen, Granaten und Cactus im Freien wachsen. Lausanne am Genfer See, Hauptstadt des Kantons Waadt (pays de vaud) mit 26,500 E. und Genf, Hauptst. des Kantons Genf mit 46,700 E. (einschließlich der Vororte 68,000). Genf hat großen Handel mit Uhren und Schmucksachen, ferner eine Akademie, zwei Museen, eine Sternwarte und als besondere Zierde ein schönes Denkmal Rousseaus. Andre berühmte Männer Genfs: Saussure, Necker, Delolme, Decandolle, Pictet, Sismondi, Merle d'Aubigné ꝛc. — In Frankreich: Besançon am Doubs, Hauptst. der Freigrafschaft Burgund, Lyon am Zusammenfluß der Saone und Rhone, Grenoble an der Isère, Hauptstadt des Delphinats, Marseille Seehafen und größte Stadt der Provence, Nimes und Montpellier, bedeutende Städte jenseit der untern Rhone.

Zum Schluß.

Dieser Abschnitt begann mit Angaben über den Umfang deutscher Länder. Nachdem wir die einzelnen Stromgebiete derselben durchwandert, und über Weichsel und March, Alpen und Jura, Maas und Eider hinaus nach allen Weltgegenden in die Nachbarländer geblickt haben, würde es zweckmäßig sein, wieder zum Beginn zu-

rückzukehren und das Ganze als Gesammtmasse zu betrachten. Da aber im letzten Abschnitte das deutsche Reich, die Schweiz, die Niederlande und Oesterreich-Ungarn in der Reihe der europäischen Staaten besonders behandelt werden, so mag es für jetzt genug sein, wenn die Schüler sich nach den obigen Kapiteln folgende Fragen beantworten: 1) Wo ist die Sprachgrenze der deutschen Völker? — 2) Wie weit dehnte sich in ältester Zeit das Land der Deutschen aus? — 3) Wie verhalten sich die verschiedenen Gebirgshöhen zu einander? — 4) Wie verhalten sich die verschiedenen Berg-Hügelländer, höheren, mittleren und tiefliegenden Ebenen zu einander, und zwar nach ihrer Erhöhung überm Meerspiegel? — 5) Welche altdeutschen Völker wurden genannt, und welche Gegenden bewohnten sie? — 6) Zusammenstellung aller genannten und ausgezeichneten Männer. Hiermit verbindet sich die interessante Beschäftigung, in eine Karte gesammter deutscher Länder die berühmten Namen auf ihren Geburtsplätzen, oder, wo diese nicht mitgetheilt sind, an ihrem Hauptwohnorte einzuzeichnen; was man gelegentlich vervollständigen kann, da hier, natürlich des beschränkten Raumes wegen, mancher ehrenwerthe Name weggeblieben ist. — 7) Welches sind die auffallendsten Unterschiede des Klimas im N., S., W. O. und im Innern?

Daß gerade die Beachtung der letzteren Frage benutzt werden kann, um zur Lehre vom Erdkörper zu führen, braucht kaum bemerkt zu werden. Um also die Beschreibung des übrigen Europas und der Welttheile überhaupt vorzubereiten, bedarf es Kenntnis der mathematischen und allgemeinen physischen Geographie, zu welcher wir hiermit übergehen.

Dritter Abschnitt.

Die Erdkugel, oder Lehren aus der mathematischen und physischen Geographie.

§. 1. Meinungen des Alterthums über den Erdkörper.

Wer noch nie gehört hat, daß die Erde eine Kugel ist, worauf es kein Unten und Oben gibt, die man ringsherum bereisen kann, ohne herab zu fallen, der wird ungläubig bei einer solchen Behauptung den Kopf schütteln. Es scheint ihm natürlicher, sie für ein weitausgedehntes Land mit Bergen und Thälern, Flüssen und Meeren zu halten; und da man überall von jeder Höhe einen runden Horizont um sich erblickt, so ist vielleicht die ganze Erde nichts als eine runde Scheibe. Wie weit nach Unten

sie sich erstreckt, worauf sie dort ruht, und was noch weiter unten hinter dem Fundamente vorhanden ist, wer kann das ergründen? Selbst den Rand der Scheibe aufzusuchen, mag gefährlich sein; wer weiß auch, ob es überhaupt möglich ist, sich ihm zu nähern? Vielleicht stützt sich grade dort auf den Kreisrand der Erde das ungeheure Gewölbe des Himmels, woran Sonne, Mond und Sterne ihre Bahnen ziehen. Wo freilich diese leuchtenden Körper beim Aufgang herkommen, wo sie beim Untergang hingehen, das ist ein Räthsel; aber daß sie kommen und gehen, ist gewiß.[1]

So oder ähnlich lautet sicher noch jetzt die Meinung vieler Millionen, und so hat sie vor alters unter den Völkern der Erde gelautet, ehe man durch vielfältige Erfahrungen auf andere Ansichten und, durch Fortschritte in mathematischer Wissenschaft, zu Ueberzeugungen kam, die man trotz aller Phantasie und Erfindungskraft früher nicht haben konnte.

Der Dichter Homer — etwa 1000 Jahre vor Chr. — dachte sich die Erdscheibe vom Oceanus, einem Strome, umflossen, und dahinter Säulen als Stützen des Himmels. Bei den Hebräern, z. B. in Jesaias Zeit, 750 vor Chr. Geb., war man zweifelhaft, ob sie eine kreisartige oder viereckige Platte sei, doch floß das Meer herum; und wie dem Homer sein Griechenland, so war ihnen die Stadt Jerusalem die Mitte derselben; nur glaubten sie nicht, wie jener Dichter, daß die Sonne ein Gott sei, der abends mit seinen Strahlen in den Oceanus tauche und, von W. nach O. die Erde umfahrend, morgens am Himmel wieder aufsteige. Auf der Mitte der Erde zu wohnen, war übrigens ein Vorzug, den sich nicht leicht ein Volk nehmen ließ. So hielten die Hindu oder Indier den Götterberg Meru (ihren Olymp) für das Centrum der von Gebirgen eingefaßten, auf dem Weltmeer schwimmenden Erdscheibe. Schwimmend dachte sie auch der Philosoph Thales aus Milet, einer der 7 Weisen Griechenlands; er sah in der Erde eine walzenförmige Masse, lehrte indes schon die wahre Ursache der Sonnen- und Mondfinsternisse und wußte die Sonnenverfinsterung vom 30. Sept. 610 vorherzubestimmen. Sein Schüler Pythagoras aus Samos (um 550 v. Chr.) studirte auch in Indien und Aegypten und lehrte schon die doppelte Bewegung der Erde um sich und die Sonne, sowie die Kugelgestalt der Erde und wird deshalb der „Großvater der Kopernikaner“ genannt. Zwar wollten nur wenige daran glauben, denn noch 100 Jahre später lächelte der völkerkundige Herodot darüber; aber Aristoteles aus Stagira (um 350), indem er zuerst auf die runde Begrenzung des Erdschattens bei Mondfinsternissen hinwies, pflichtete bei und dachte sich die Kugel frei schwebend, obwohl an gleicher Stelle und unbeweglich, rings von der Luft, inmitten der Himmelskugel, umgeben.

Die meisten dieser Kenntnisse haben die Griechen uns nur überliefert, ohne sie selbst durch Beobachtungen erworben zu haben; dieselben stammen vielmehr von den Babyloniern und noch weit mehr von den Aegyptern, die durch das Fallen und Steigen des Nils zu Himmelsbeobachtungen genöthigt wurden. Sie waren es auch, welche die Sterne in Sternbilder abtheilten, und im Tempel zu Denderah am Nil sogar eine

Abbildung des himmlischen Thierkreises in Stein aufstellten. Zu genaueren Beobachtungen fehlte es aber an Instrumenten', und zur Erklärung des Beobachteten, wenn nicht an mathematischen Kenntnissen, doch an deren Anwendung; und so begnügte man sich lange Zeit mit bloßen Vermuthungen. Erst nach dem Jahre 300 v. Chr., als König Ptolemäus Lagi eine griechische Akademie mit Bibliothek und Museen in Alexandria gestiftet hatte und die bedeutendsten Gelehrten dorthin berief, begann auch die Sternkunde zur Wissenschaft zu werden. Zweckmäßige Instrumente (freilich noch keine Fernrohre) wurden erfunden, schwierige Messungen ausgeführt, und rasche Fortschritte waren die Folgen davon. Drei Männer zeichneten sich vor allen auf diesem Gebiete aus: Aristarch aus Samos um das Jahr 264, Eratosthenes aus Cyrene 236, und Hipparch aus Nicäa 150 v. Chr. Der letztere gilt als größter Astronom des Alterthums, dem die andern indes vorgearbeitet hatten. Von dem was sie erforschten sei hier nur erwähnt, daß sie zu der Gewißheit kamen, der Erdkörper drehe sich täglich um seine Axe und umkreise jährlich die weit größere Sonne und zwar in der schiefliegenden Ekliptik. Als das griechisch-ägyptische Reich zerrüttet wurde und zuletzt den Römern erlag und als die Pflege der Wissenschaften dadurch aufhörte, ging auch jene wichtige Wahrheit verloren. Claudius Ptolemäus aus Pelusium, ein sonst berühmter Geograph, ums Jahe 150 nach Chr. Geb., lehrte wieder das Verbleiben der Erde auf gleicher Stelle, und daß sich außer dem Monde Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn in kreisförmigen Bahnen um sie dreheten. Dies ptolemäische System erhielt sich 14 Jahrhunderte hindurch, so lange die wissenschaftliche Nacht des Mittelalters dauerte, in Ansehen, bis es im Beginn der neueren Zeit der endlich wiedererwachten Astronomie nicht widerstehen konnte und von Kopernikus so umgeändert wurde, daß nicht viel mehr davon blieb, als die allgemeinen älteren Begriffe vom Wandel und verschiedenen Abstand der Planeten.

§. 2. Rundung der Erde.

Der Begriff von der Kugelform des Erdkörpers beruht auf verschiedenen Gründen. Die man am leichtesten faßt, die auch im Alterthum zuerst Zweifel an der Teller- und Würfelgestalt erregten, sind folgende: 1) Auf der See, wo die Aussicht so weit ist, als das Auge trägt, gewahrt man die Spitzen ferner Berge eher als ihre Mitte, und diese eher als ihren Fuß, was allerdings noch nicht die Kugelgestalt der Erde, aber doch eine Wölbung der Fläche beweist, über die man hinfährt. Diese Wahrnehmung machten schon die griech. Schiffer in der Nähe Siziliens mit dem Aetna. 2) der (natürliche) Horizont (Kimm), d. h. die Begrenzungslinie des auf einmal sichtbaren Theiles der Erdoberfläche, erscheint überall da, wo nicht Unebenheiten derselben ihm eine unregelmäßige Gestalt geben, kreisrund, und je höher unser Standpunkt, desto größer ist die uns umgebende Ebene, was beides nur der Fall sein kann, wenn die Erde eine Kugel ist. 3) der Polarstern, der allein unter allen Gestirnen fast unbeweglich erscheint, erhebt

sich immer mehr vom Horizont, je weiter man nach Norden reist, und sinkt tiefer, sobald man sich südlich wendet; die Entfernung dieses Sterns von der Erde ist aber nach bloßem Augenmaße so groß, daß er überall gleich hoch am Himmel erscheinen müßte, wenn die Erdoberfläche wagrecht wäre. Hierauf stützte man schon im Alterthum den Beweis der Krümmung nach N. und S., und die Krümmung nach O. und W. wird klar durch die Betrachtung des Laufs der Gestirne überhaupt: reist man ostwärts, so erblickt man den Aufgang der Sonne und der Gestirne früher; und später, wenn man viele Mln. westwärts gereist ist. 4) Der stets kreisförmige Erdschatten bei verfinstertem Monde macht gleichfalls die Rundung der Erde sehr wahrscheinlich, indem zwar z. B. ein Cylinder unter Umständen auch einen kreisrunden Schatten werfen kann, aber doch nicht anzunehmen ist, daß die Erde sich stets so gegen den Mond stellen sollte, daß ihr Schatten sich nur als Kreis zeigte. 5) Genaue Beobachtungen haben an vielen Himmelskörpern die Kugelgestalt nachgewiesen, so wird wohl die Erde allein auch keine Ausnahme machen. — Reisen um die ganze Erde in verschiedener Richtung, und selbst rein naturwissenschaftliche Gründe, haben endlich in unserer Zeit allem Zweifel darüber ein Ende gemacht.

Freilich scheint es seltsam, daß niemand von der Kugel herabfällt; Herodot mag eben deshalb darüber gelächelt haben; und die Seefahrer vor Columbus Zeit fürchteten, obschon sie an die Kugelgestalt glaubten, doch die weiten Fahrten über den Ocean. Denn noch hatte kein Kopernikus die Umwälzung der Erde gelehrt; noch hielt jeder die Kugel für unbeweglich, und wenige waren frei von der Angst vor der untern Hälfte der Erde. Freilich jetzt sind wir besser unterrichtet und wissen genau, daß unser Erdkörper rings von derselben Luft umgeben ist und derselbe Sternenhimmel sie überwölbt. Es steht also eben jeder Mensch, wo er auch sei, mit den Füßen auf der Erde und hält den Kopf in die Luft. Das Unten ist überall gegen den Kern der Erde, und das Oben überall gen Himmel gerichtet. Alle Dinge, die man in die Höhe schnellt, müssen wieder auf den Boden zurückfallen, vermöge ihrer Schwere. Nirgend kann also ein Stück der Erde abreisen und sich in den Weltenraum hinein bewegen; alles wird nach Unten, d. h. gegen den Mittelpunkt oder Schwerpunkt des Erdballs gezogen.

§. 3. Scheinbarer Lauf der Sonne um die Erde.

Als man schon von der Kugelgestalt der Erde überzeugt war, wähnte man doch noch, daß die Sonne von O. nach W. uns fortwährend umkreise. So scheint es auch, aber der Schein trügt oft. Betrachten wir indes erst den Schein genau, um hernach das Richtige leichter zu fassen. Was beobachten wir? — Zunächst: die Sonne hebt sich das Jahr durch nicht immer an gleicher Stelle und zu gleicher Zeit über unsern Horizont, sowie sie nicht an derselben Stelle und zu gleicher Zeit untergeht.

Denken wir uns von unserm Kopfe eine senkrechte Linie zum Himmel, deren oberster oder Scheitelpunkt **Zenith** genannt wird*); und ziehen wir da einen Kreisbogen bis zum Nordpolarstern und ebenso hinter uns die Verlängerung dieses Bogens bis zum Südpol des Himmels: so wird die Sonne grade mittags, wo sie für den Tag culminirt, d. h. am höchsten am Himmel steht, den Bogen durchschneiden. Der Bogen, der vom Nord- bis Südpol einen Halbkreis (von 180°) bildet, heißt deshalb unser **Mittagskreis** oder unser **Meridian**. Beobachten wir nun von Tag zu Tag den Sonnenstand, so finden wir, daß sie im Sommer in geringerer Entfernung von unserm Zenith unsern Meridian durchschneidet als im Winter, wo wir sie viel weiter südlich erblicken.

Gegen Ende December (den 22.) geht sie im OSO. auf und beschreibt ihren kleinen Bogen so, daß sie 113½° vom Nordpol entfernt den Meridian durchschneidet, und etwa in WSW. untergeht. Bei Nacht läuft sie scheinbar um die Erde herum und wiederholt ihre Bahn Tag für Tag, doch stets um ein klein wenig mehr nach Osten aufgehend, den Meridian mehr nördlich durchschneidend und weiter westwärts sinkend. So kommt sie jeden Mittag höher am Himmel herauf. Endlich am 21. März erscheint sie morgens genau im Ostpunkte, berührt den Meridian 90° vom Nordpol und verschwindet abends im Westpunkte.

Denken wir uns einen Bogen am Himmel von O. nach W. durch jenen Meridianspunkt (also 90° vom Nordpol) und zwar rings um die Erde am Himmel herum, so heißt dieser Cirkel der **Himmelsäquator** oder **Gleicher**, weil er die Himmelskugel in 2 gleiche Theile theilt, und überall vom Nord- wie vom Südpol 90° entfernt ist. Bewegt sich die Sonne auf diesem Aequator, so haben Tag und Nacht gleiche Länge. Es ist Frühlings-Tag- und Nachtgleiche (**Frühlings-Aequinoctium**), während 3 Monate früher, Ende December für uns die Tage am kürzesten, die Nächte am längsten waren.

Diese scheinbare Wanderung der Sonne um die Erde können wir eine schraubenförmige nennen; denn sie dreht sich nun weiter, so daß sie nördlicher als im O. auf- und als im W. untergeht, und mittags höher am Himmel zu sehen ist. So gehts fort, bis sie am 21. Juni, wo für uns der längste Tag und die kürzeste Nacht ist, 23½° nördlich vom Aequator, also nur 66½° vom Nordpolarstern entfernt, durch unsern Meridian geht.

Nunmehr scheint es, als beschreibe sie mehreremals denselben Tagesbogen, weshalb die Tage vor und nach dem 21. Juni Sonnenstillstand (**Solstium**, und zwar **Sommersolstitium**) heißen. — Sie macht aber ihren Schraubengang wieder südwärts, entfernt sich also jeden Tag um ein unmerkliches vom Nordpol, bis sie am 23. September wieder am Himmels-

---

*) Verlängert man diese Linie durch den Mittelpunkt der Erde bis wieder zum Himmelsgewölbe, so heißt ihr dortiges Ende Fußpunkt oder **Nadir**.

äquator anlangt, d. h. im O. auf-, im W. unter-, und 90° vom Nordpol entfernt durch den Meridian geht. Wiederum sind Tag und Nacht gleich (Herbst-Aequinoctium). Und so dreht sie weiter südlich und erreicht am 22. December jenen entferntesten Standpunkt, nämlich $23^1/_2$° südlich des Aequators oder $113^1/_2$° vom Nordpol, wo sie fast zu verweilen scheint (Wintersolstitium), aber nur um ihren Schraubengang wieder nordwärts fortzusetzen.

Zieht man Kreisbogen am Himmelsgewölbe, da wo die Sonne im Sommer- und Wintersolstitium steht, also $23^1/_2$° nördlich und ebensoweit südlich vom Aequator, beide mit dem Aequator parallel, so nennt man sie Wendekreise oder Tropen, weil hier die Sonne sich wieder von Nord oder von Süd wegwendet.

§. 4. Vorläufige Annahme des Gegentheils.

Man hat sich viele Jahrhunderte mit diesen Beobachtungen begnügt und dafür gehalten, daß die Sonne sich schraubenförmig um die Erde bewege. Der Wechsel der Jahreszeiten und manches sonst ließ sich auch daraus erklären. Nur blieb viel andres, als man die Bewegung der Himmelskörper studirte und tiefere Berechnung anstellte, noch unerklärlich, bis man sich fragte, ob nicht die Sonne stehe und die Erdkugel sich bewege? Daß die Sonne ein ungeheuer großer Körper und weit größer als die Erde sei, hatte man schon gemessen. Wäre die Umwälzung der Erde, fragte man, ein größeres Wunder als der Lauf der Sonne? Sollte der Lauf der Sonne nicht eine Täuschung sein? so wie dem Schiffer, der bei einer Stadt vorüberfährt, es scheint, als wenn sein Schiff stillstehe, die Stadt sammt den Berghöhen aber vorüber fliege. Wir wollen uns diese Frage auch aufwerfen und wenigstens sehen, ob eine Umdrehung der Erde nicht gleichfalls die obigen Erscheinungen erkläre.

Daß ein gewisser Punkt der Erde den Nordstern im Zenith hat, und ebenso der entgegengesetzte Punkt einen Südpol des Himmels, ist richtig, weshalb man auch diese Punkte den Nord- und Südpol der Erde nennt. Man denkt sich nun vom Himmelsnordpol zum Himmelssüdpol eine grade Linie durch die beiden Pole der Erde und nennt sie die Axe. Dreht sich die Erde wirklich, so kann sie natürlich nicht gegen N. sich umrollen, weil es sonst scheinen würde, als umkreise uns der Nordstern. Er steht aber unbeweglich. Folglich muß sie um die Axe sich drehen. Und da die Sonne von O. nach W. zu gehen scheint, so muß die Erde nach Osten umdrehend gedacht werden. Thun wir dies, so ist die Frage, welche Stellung gegen die Sonne wird der Erdball haben müssen, damit jene schraubenförmige Erscheinung der Sonnenbahn sich erklärt?

Ist zur Versinnlichung keine Maschine bei der Hand, so muß man auf andere Weise sich zu helfen suchen; am leichtesten so, daß man irgend etwas im Zimmer als Sonne gelten läßt, und in einiger Entfernung davon eine Kugel, woran Nord- und Südpol, Aequator und Wendekreis bezeichnet sind, rechts oder östlich herumdreht. Und zwar 1) hält man sie wagrecht mit der Sonne, so daß die Erdaxe senkrecht steht, so sieht man, wie die Sonnenstrahlen senkrecht auf den Aequator und gleich schief gegen Nord- und Südpol der Erde fallen; 2) etwas höher, so sieht man, wie die Sonne $23^1/_2{}^0$ südlich des Aequators stehe und also den Südpol der Erde erleuchte und den Nordpol dunkel lasse; dann 3) tiefer als den ersten Stand, so sieht man, daß ihre Strahlen senkrecht auf $23^1/_2{}^0$ nördlich des Erdäquators fallen, also den Nordpol umleuchten und den Südpol im Dunkel lassen.

Hier scheint es nun, als drehe der Erdball sich schraubenförmig $23^1/_2{}^0$ über die mit der Sonne wagrecht gedachte Ebene gegen den Nordpol hinauf, und wieder eben so weit von der Ebene gegen den Südpol hinab. — Dies ist aber nur ein Erklärungsversuch, der unrichtig ist. Um den richtigen vorzubereiten, denke man sich die Kugel, mit gleicher Richtung ihres Pols zum Punkt, der den Nordstern vorstellt, und stets um ihre Axe gedreht, in die 3 verschiedenen Lagen allmählich hinauf- und hinunterbewegt und nur einmal auf einer in ihren Anfang zurückkehrenden Linie um den als Sonne geltenden Gegenstand herumgedreht. Daß die wagrechte Ebene der Sonne dadurch zweimal von der Erde durchschnitten wird, zeigt sich dabei; es sei wenigstens vorläufig darauf aufmerksam gemacht.

§. 5. Scheinbarer Lauf der Gestirne um die Erde.

Rings um die Erde her erscheint der Himmel wie ein blaues Gewölbe voller Sterne. Sie würden auch am Tage sichtbar sein, wenn das hellere Licht der uns viel näheren Sonne sie nicht überglänzte. Betrachtet man nun den gestirnten Himmel sorgfältig und Nacht für Nacht, so findet man, daß die unermeßliche Menge der leuchtenden Punkte, mit Ausnahme einiger wenigen, die man Planeten oder Wandelsterne nennt, immer gleiche Stellung gegen einander behaupten. Man nennt sie deshalb fixe, d. h. angeheftete. Jedoch scheint es, daß sie allzumal sich um die Weltaxe drehen, und zwar von O. nach W. Der Nordstern bleibt bei solcher Umwälzung so ziemlich an seinem Platze. Schon die ihm nächsten sieht man ein wenig zur Linken und wieder zurück sich bewegen, weil an der großen Himmelskugel ihre Kreisbahn um die Axe nur ganz klein ist. Je weiter vom Pol, desto weiter rücken sie westlich vor und östlich zurück. In noch weiterem Abstande vom Pole sehen wir sie an unserem Horizonte herauf tauchen und dann ihre Bahn am nächtlichen Himmel beschreiben, bis sie westlich unter den Horizont sinken, um hinter der Erdkugel durchlaufend am östlichen Horizont wieder sichtbar zu werden.

Da kein Fixstern sich dem Pol nähert oder von ihm entfernt, so müssen sie auch in unwandelbar gleichem Abstande vom Himmelsäquator bleiben; denn dieser ist überall 90° vom Pol entfernt. Die Gestirne bewegen sich deshalb parallel mit dem Aequator am Himmel herum. Stünden wir also auf einem der Erdpole, d. h. senkrecht unter einem Himmelspol, so würde unser Horizont mit dem Himmelsäquator eins sein und alle Gestirne der Himmelshalbkugel sich parallel mit dem Horizorte um uns herum bewegen.

Man hat gefunden, daß sie zu dieser Umkreisung der Erde stets 23 Stunden 56 Minuten gebrauchen, und nennt diesen Tag einen Sternentag. Eben deshalb erscheinen sie täglich um fast 4 Minuten früher an demselben Punkte (z. B. dem Aufgangs- dem Culminationspunkte rc.) des Bogens, den ihre Bahn beschreibt, was in 15 Tagen eine Stunde, in einem Vierteljahre 6 Stunden, im Jahre 1 Tag ausmacht. Daher kommt es, daß keinen Abend zur bestimmten Stunde die Sternbilder am selben Orte sind, und sich von Zeit zu Zeit andre, als kurz zuvor, überm Horizonte sehen lassen.

Der große Bär z. B., der bei uns das ganze Jahr zu sehen ist, befindet sich anfangs März abends um 10 Uhr hoch am Himmel, etwas nordöstl. vom Zenith, 3 Monate später (im Juni) sehen wir ihn zu gleicher Stunde NW. noch ziemlich hoch am Himmel. Anfangs September steht er abends unterhalb des Polarsterns zur Linken in NNW.; und im December unterhalb des Polarsterns in NNO. Dadurch, daß er täglich 4 Minuten vorrückt, muß er nach 15 Tagen (fast $1/24$ des Jahres) um $1/24$ seiner Bahn westl. vorgerückt sein, also den Standpunkt, den er vor 15 Tagen hatte, schon eine Stunde früher erreicht haben. Wo wir ihn heute um 10 Uhr erblicken, steht er nach 15 Tagen schon um 9 Uhr u. s. w. — Sterne, die weiter vom Pol abstehen, als der Pol vom Horizonte, sind natürlich nicht in jeder Jahrzeit zu finden. Der Sirius z. B. funkelt an Januar-Abenden gar niedrig am südöstlichen Himmel, während rechts aufwärts von ihm der Orion glänzt. Anfangs April ist er sammt dem Orion nicht mehr zu sehen, weil er (für die Mitte Deutschlands) schon während der Abendröthe unter den Horizont geht.*)

Aus dem Gesagten folgt nun: Alle 23 St. 56 M. scheint das ganze Sternengewölbe um die Weltaxe, wovon die Erdaxe das Mittelstück ist, sich herumzudrehen, und zwar so, daß am Jahresschluß die ganze Lage so ist, wie sie im Beginn desselben war.

§. 6. Das Kopernikanische System.

Ist dabei nicht auffallend, daß die Sonne ganz verschieden von allen übrigen Fixsternen sich benimmt? daß sie z. B. alle 24 Stunden regel-

*) Am leichtesten lassen sich die Sternbilder mit Hilfe einer Sternkarte auffinden, auf welcher zugleich die eben sichtbaren Bilder sich nach Tag und Jahreszeit abgrenzen lassen. Es gibt deren von vorzüglicher Güte und zu den verschiedensten Preisen; auch in fast jedem Handatlas ist eine mehr oder minder brauchbare Sternkarte zu finden.

mäßig durch unsern Meridian geht, was die Fixsterne stets 4 Minuten früher thun? Ferner, daß sie in ihrem Abstande vom Nordpolarstern sich nicht gleich bleibt, als auch ihre Stellung gegen die andern Gestirne im Ver laufe des Jahres fortwährend verändert?

Was den Mond betrifft, so hat er bei seinem Umlaufe eine durchaus eigne Bahn und ganz andre Zeitabschnitte, als Fixsterne und Sonne. Auch jene Sterne, die man noch außerdem als Wandler (Planeten) kennt, bedürfen wiederum noch ungleich verschiedener Zeiträume, um ihre Bahnen zu vollenden. Daß sie Weltkörper und von beträchtlicher Größe seien, leuchtete schon den alten Weltweisen ein; daß sie, was an den Fixsternen nicht zu bemerken war, eine umwälzende Bewegung haben, zeigte sich gleichfalls. Man überzeugte sich demnach, daß große Weltkörper schweben und sich bewegen können. Ueberdies mußte es auffallen, daß die Sonne gleich den Fixsternen ihr eigenes Licht, der Mond dagegen und die übrigen Planeten sammt unserer Erde nur ein von der Sonne erborgtes Licht besäßen.

Wie? fragte man nun — sollte unser kleiner an sich selbst dunkler Wohnort der Mittelpunkt sein, um welchen die viel größere leuchtende Sonne sich schwingt? Ja ist es möglich zu denken, daß die zahllose in unendliche Fernen zerstreute Sternenschaar Tag für Tag den alle Vorstellung überbietenden Umschwung um uns macht? Ist die Ansicht nicht faßlicher und natürlicher, daß der Erdball ebenfalls schwebe und sich fortwälze gleich andern Himmelskörpern? und daß er, seiner Natur nach ein Planet, auch planetarisch der leuchtenden mächtigen Sonnenkugel diene? — So gut den Planeten die Eigenschaft beiwohnt, sich in geregelter Bahn bewegen zu können, eben so muß auch ein Umschwung der Erde denkbar sein. Wie, wenn man dies als Hypothese aufstellte? wenn man versuchte, daraus nicht bloß den scheinbaren Sonnenlauf, sondern auch das unbegreifliche Zufrühkommen der Fixsterne, das dennoch stets nach 365 Tagen 6 Stunden sich wieder regelt, nebst andern Räthseln des Himmels zu erklären?

Aehnliche Fragen warf sich vor drei Jahrhunderten der Mathematiker und unermüdliche Himmelsbeobachter Nicolaus Kopernikus auf — und seine Vermuthung bestätigte sich; das Unerklärliche begann sich aufzulösen, und das Licht der Wahrheit, das nach Hipparchs Zeit erloschen war, ging von neuem in der Astronomie auf. Durch die heliocentrische Ansicht, welche zwar hie und da im Alterthum bei verschiedenen Völkern und Forschern aufgetaucht war, aber nie allgemein sich hat geltend machen können, weil eben der Geist noch vorherrschend von der Erfahrung, die die sinnliche Anschauung gewährt, von dem Scheine der Sinne, beherrscht war, verlor allerdings der Erdball den Rang, den er nach dem ptolemäischen System so lange behauptet hatte. Dafür gewann er an Leben und Thätigkeit, wurde er Glied eines Organismus, und

überließ der Sonne das ihr gebührende Recht, Mittelpunkt all der Bahnen zu sein, in welchen die Planetenschaar, darunter auch die von ihrem Mond umkreiste Erde, in verschiedenen, aber fest abgegrenzten Zeiten sich umwälzt und ihrem Centralkörper, mit dem sie uranfänglich eins war, im Weltenraume folgt.

Zwar ward das kopernikanische System noch vielfach angefeindet, besonders von Priestern, welche den Umlauf der Erde für antibiblisch hielten. Ein Astronom von nicht geringem Verdienst, Tycho de Brahe, versuchte deshalb ein Mittelding von ptolomäischem und kopernikanischem System aufzustellen, doch vergeblich. Der große Naturforscher Galilei wurde 1633, 90 Jahre nach Kopernikus Tode, noch als Anhänger desselben von den Jesuiten verklagt, in den Inquisitionskerker zu Rom geworfen und, als ein 70jähriger Greis, zum Widerruf gezwungen. Dennoch drangen die Behauptungen des Kopernikus durch. Ausgezeichnete Forscher bekräftigten ihre Wahrheit, indem sie einige der Naturgesetze, wonach die Welten sich bewegen, wenigstens ihren Wirkungen nach mit Glück enthüllten. Dies waren vorzüglich der Deutsche Kepler und der Engländer Newton. Andere, wie der Deutsche Herschel, machten mit Hilfe der neuerfundenen Fernröhre neue Entdeckungen und trugen auf diese Weise dazu bei, unsere Kenntnis des Sonnensystems mehr und mehr zu vervollständigen*).

Keplers und Newtons Verdienste in dieser Hinsicht verhalten sich zu dem des Kopernikus etwa so: Kopernikus fand, daß die Planeten um die Sonne kreisen, Kepler gab an, wie dies geschehe, Newton erklärte das warum. Die Bahnen der Planeten sind nämlich keine Kreise, sondern Ellipsen, und die Sonne befindet sich nicht im Centrum derselben, sondern zwar in der Apsidenlinie (großen Axe der Ellipse), aber seitwärts in einem der beiden Brennpunkte, so daß die Planeten auf ihren Bahnen bald in die Sonnennähe (Perihelium), bald in die Sonnenferne (Aphelium) gelangen müssen und sämmtliche Planetenbahnen nicht concentrische, sondern excentrische Kreise bilden. Das

---

*) Kopernikus war gebürtig aus Thorn; s. o. Seite 139. In der Schrift, worin dieser wackere Forscher kurz vor seinem Tode 1543 die gefundenen Wahrheiten mittheilte, sagt er mit freudigem Bewußtsein: „In der Mitte des Ganzen thront die „Sonne; denn wer wollte in diesem schönsten der Tempel jene Leuchte an einem bessern Orte aufhängen als da, wo sie das Ganze erleuchten kann? So beherrscht die „Sonne von ihrem königlichen Thron ihre herumwandelnde Sternenfamilie. Durch „diese Anordnung habe ich eine bewunderungswürdige Symmetrie der Welt gefunden, „und eine harmonische Verbindung der Bahnen, ihrer Bewegung und Größe nach, die „sich auf keine andere Art finden läßt." — Tycho de Brahe stammte aus dem südlichen Schweden, geb. 1546 und gest. zu Prag 1601. — Galilei 1564 zu Pisa geboren, seit seiner Kerkerhaft kränklich und halb erblindet, in den letzten Lebensjahren staarblind und dennoch mit wichtigen Forschungen beschäftigt, starb zu Florenz 1642. — Kepler war ein Schwabe, geb. 1571 zu Weil in Würtemberg. Er starb als armer Mann zu Regensburg 1630. — Newton ward mehr im Leben geehrt und starb 85 Jahre alt zu London 1727. — Wilhelm Herschel war ein Niedersachse, geb. 1738 zu Hannover, gest. zu London 1822. — Laplace, ein Franzose, 1749—1847, umfaßte das Sonnensystem und seine regelmäßigen Veränderungen mit analytischen Formeln, an deren Hand er zu den verschiedensten Zuständen dieses Systems gelangte: hinauf zu den fernsten Zeiten und hinab zu denen, die den Beobachtern die Zukunft entschleiern wird. — John Herschel, Sohn Wilhelms, 1792—1871, gehörte zu den jetzigen Astronomen ersten Ranges.

der Inhalt des ersten der sogen. drei keplerischen Gesetze, die einen so überraschenden Einblick in die Harmonie und Gesetzmäßigkeit der Planetenwelt gewähren. Nach dem zweiten derselben beschreibt die aus dem Mittelpunkt der Sonne in den des Planeten gedachte Linie (Radiusvector) in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume, bewegt sich also der Planet in der Sonnennähe rascher als in der Sonnenferne; nach dem dritten steht die Umlaufszeit der Planeten in derselben Reihenfolge wie ihr Abstand von der Sonne, oder m. a. W. verhalten sich die Quadrate (2. Potenzen) der Umlaufszeiten wie die Würfel (3. Potenzen) der mittleren Entfernungen. Die Gründe für diese merkwürdige Gesetzmäßigkeit wurden theils schon von Newton und dem älteren Herschel, theils erst in neuester Zeit besonders durch den Fleiß deutscher Forscher gefunden. Demnach wird unsere Erde durch die Schwerkraft zusammengehalten, zieht aber auch vermittels dieser Kraft den Mond an. Dieser würde nun, als kleiner und schwächer, auf die Erde herabstürzen, ohne die ihm innewohnende entgegengesetzte Flieh- oder Schwungkraft (Centrifugal- oder Tangentialkraft), die der andern Widerstand leistet. Es wird ihm dadurch möglich, die Erde gleichmäßig zu umfliegen. Ebenso wirkt die viel mächtigere Anziehungskraft der Sonne (Centripetalkraft) so auf den Erdball, daß dieser zu ihr hineilen würde, wenn ihm nicht die Fliehkraft beiwohnte, vermittels welcher er sich gradaus fortzuschwingen strebt. Aus dem Gegensatz beider Kräfte geht nun die Bewegung hervor, worin der Erdball die Sonne umkreisen muß, indem er in der Diagonale zwischen den geraden Linien, in welchen die beiden Kräfte wirken, hindurchgeht. Mit den andern Planeten ist es das Gleiche. Und wahrscheinlich existirt unter den Fixsternen, die nach neueren Untersuchungen ebenfalls ihre eigene Bewegung haben, ein viel mächtigerer Sonnenkörper, der wiederum durch seine gewaltigere Anziehungskraft unserer Sonne und andern gebietet, sich mit ihren Planetensystemen um ihn herumzubewegen.*)

Zuverlässige Berechnungen über die Entfernung der Fixsterne fehlen uns noch; bis jetzt muß man den Stern a im Sternbilde des Centauren als den nächsten ansehen. Seine Entfernung von 224,520 Sonnenweiten, à 20 Mill. Mln., oder 4½ Billionen Meilen, nennt man eine Sternenweite, zu deren Zurücklegung das Licht 3½ Jahre gebraucht. — Uebrigens wird als wahrscheinlich angenommen, daß es viele Fixsternsysteme gebe. Das Centrum des unsrigen soll, nach Mädlers Meinung, die Plejaden-Gruppe, und Alcyone, einer von den Sternen in dieser Gruppe, unsere Centralsonne sein. Die Entfernung der Alcyone berechnet er auf 36¼ Mill. Sonnenweiten, so daß ihr Licht bis zu uns 573 Jahr gebrauche.**)

---

*) Staunenswerth sind die Resultate, zu welchen man durch neuere Forschungen, besonders auch durch Anwendung der deutschen Erfindung der Spektral-Analyse (durch Kirchhoff) namentlich in Bezug auf die Stoffe und die Entstehung unseres Sonnensystems gelangt ist. Sie gehören natürlich nicht in ein Lehrbuch der Geographie. Nur zwei derselben seien hier angeführt: 1) Sonne, Planeten und Erde bestehen in der Hauptsache aus gleichen Stoffen; 2) die Planeten sind dadurch entstanden, daß sie sich aus der dampfförmigen, glühenden Sonnenmasse durch Ringbildung abgesondert haben.

**) Er nimmt an, daß es Sterne gebe, deren Licht Tausende, ja Hunderttausende von Jahren gebraucht habe, um zu uns zu gelangen. Welche unfaßbare Entfernung,

§. 7. Die Sonne.

Die Größe der Fixsterne zu berechnen, ist bis jetzt nicht ausführbar gewesen; dagegen ließ sich mit ziemlicher Genauigkeit die weit näher stehende Sonne messen. Ihr Durchmesser ist mehr denn 112 Mal länger, als der des Erdballs, nämlich 192700 Mln., der Umfang also 605386 Mln., und ihr Volumen, d. h. ihr körperlicher oder kubischer Inhalt übertrifft den der Erde 1,407124 Mal. Wäre sie hohl, so hätte der Erdball so viel Platz darin, um eine Kreisbahn von mindestens 136000 Mln. zu durchlaufen und noch den 50000 Mln. entfernten Mond um sich herumzuschwingen. An Masse übertrifft sie die Summe aller andern Körper ihres Systems 720 mal. Ihre Schwerkraft ist so stark, daß die Fallgeschwindigkeit auf ihr mehr als 28 mal größer ist als auf unserer Erde, nämlich 129,42 m. in der 1sten Secunde, während auf unserer Erde nur 4,90 m. Die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers auf der Sonne ließe sich demnach weit eher mit der Bewegungsschnelle einer Flinten- oder Kanonenkugel, als der Fallgeschwindigkeit auf unserer Erde vergleichen.

Die Sonne hat vollständig planetaren Charakter und ist streng genommen nur der größte aller Planeten; denn sie bewegt sich so gut wie die andern Planeten um den gemeinsamen Schwerpunkt des ganzen Systems. „Bei ihrer großen Masse ist die Abkühlung auf ihr noch am weitesten zurück, sie ist der geologischen Entwicklung nach der jüngste Körper unseres Sonnensystems, und auf ihr herrscht noch die frischeste Bewegung.“ *) Die Betrachtung der Sonne in ihrem jetzigen Zustande läßt also zugleich die früheren Entwicklungsepochen der übrigen Planeten erkennen, und ein Blick auf die geologische Geschichte der anderen Planeten, namentlich unserer Erde, ist zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem künftigen Geschicke der Sonne. Sie ist, nach gewöhnlichen Vorstellungen, eine unendliche Quelle von Licht und Wärme; der Strom von Kraft, der von ihr auch über unsere Erde sich ergießt, ist der Schöpfer alles organischen Lebens auf dieser, er ruft die Bewegungen unserer Atmosphäre hervor, macht die Wasserdämpfe in die Höhe steigen, läßt die Strömungen der Flüsse entstehen und setzt die Räder der Wind- und Wassermühlen in Bewegung. — Das Sonnenlicht ist die Wirkung einer eigenthümlichen Bewegung, worin die Sonne den Weltäther versetzt: wie der Schall in einer wellenartigen Bewegung der Luft besteht, so ist das Sonnenlicht eine unendlich feinere und geschwindere Undulation, die sich anscheinend gradlinig von der Sonne nach allen Richtungen hin verbreitet.**) Diese transversalen

---

wenn man bedenkt, daß der Lichtstrahl in der Sekunde einen Weg von 42,000 Mln. zurücklegt! Von dem entferntesten Nebelfleck meint Herschel, daß sein Abstand von uns 2 Millionen Jahreslichtweiten betrage.

*) Reibauer, die physische Beschaffenheit des Sonnensystems.

**) Der Schall durchläuft in einer Secunde 333 m.; er würde also von uns zur Sonne 15 Jahre bedürfen. Man untersuchte die Schwingungen verschiedener Töne und

Aetherschwingungen, die wir Sonnenlicht heißen, sind identisch mit der Wärme*). Die Ursache des Sonnenlichtes ist die hohe Temperatur dieses Weltkörpers; nach neueren Forschungen herrscht auf der Sonne eine Hitze von vielen Tausenden von Graden, die wohl durch verschiedene Ursachen entstanden ist, noch fortwährend entsteht, und in undenkliche Zeiten sich zu erhalten scheint. Die Sonnenmoleküle sind daher in Schwingungen bis über 1000 Bill. per Secunde begriffen; diese Schwingungen pflanzen sich nach den Gesetzen der Wellenbewegung durch den Aether des Weltenraumes nach allen Richtungen fort. Von dem Licht- und Wärmevorrath der Sonne und von dem ungeheuren Ausstrahlungsvermögen derselben sich eine Vorstellung zu machen, ist schwer. Man hat berechnet, daß die in einer Minute auf die Erde ausgestrahlte Gesammtwärme $5^1/_2$ Cubikmeilen Wasser um 1 Grad Celsius erwärmen würde. Die Erde erhält aber nur einen kleinen Theil der Gesammtwärme unserer Sonne; die gesammte Wärmeausstrahlung in 1 Minute würde hinreichen, um 12650 Cubikmeilen Wasser um 1° zu erwärmen. Dadurch würde die ganze Sonnenmasse jährlich um mindestens 1° abgekühlt werden. Die Wärmeunterschiede auf der Sonne berechnet Zöllner auf 27,700°—102,700°. Verliert die Sonne von ihrer Wärme jährlich 1°, so würde allein schon durch den nach Faye bis 139 Mln. unter der Oberfläche vorhandenen Wärmeschatz für 100,000 Jahre gesorgt sein, und seit Ptolemäus hat sich dieser Schatz um 1,6 % vermindert. Aber im Innersten der Sonne ist die Temperatur natürlich viel höher. Hier ist die Hitze so groß, daß alle Stoffe, selbst unsere Metalle sich im gasförmigen Zustande befinden, während auf der Oberfläche die Kräfte der Cohäsion und Affinität (chemischen Verwandtschaft) schon mehr zur Geltung kommen. Dies zeigt sich in jenen furchtbar prächtigen Lichterscheinungen, die bald als aufflackernde und schnell verlöschende Phänomene, bald als länger dauernde leuchtende Massen von einer für menschliche Raumbegriffe schwindelhaften Ausdehnung fast täglich zu beobachten sind und die man Protuberanzen nennt. Es sind dies nach den bisherigen Beobachtungen ganz natürliche Veränderungen der Sonnenmasse, die nach den Gesetzen auch der terrestrischen Chemie erfolgen müssen und die den vulkanischen Eruptionen unserer Erde vergleichbar sind. Die dunkeln Stellen (Sonnenflecke), die man früher für Risse in der glänzenden Hülle (Photospäre), die den Sonnenkörper umgebe, hielt und wodurch der feste, dunkle, verhältnismäßig kalte Sonnenkörper sichtbar werde, sind nichts anderes, als natürliche

---

fand, daß der tiefste Ton in einer Secunde 16 Luftschwingungen oder Schallwellen, dagegen der höchste 38,000 Schwingungen macht. Je höher der Ton, desto kürzer, geschwinder und zahlreicher seine Wellen. Solche Ergebnisse mußten zu dem kühnen Versuche ermuthigen, auch Lichtschwingungen einer Messung und Berechnung zu unterwerfen. Aber welche unfaßbare Schnelligkeit und Kürze hat sich hier geoffenbart! 400—800 Billionen Wellen in einer Secunde! Jede dieser verschiedenen Schwingungszahlen bedingt den Eindruck einer bestimmten Farbe; wenig verschiedene Schwingungszahlen erzeugen auch nur wenig verschiedene Farbentöne; die geringste Schwingungszahl, 400 Bill., kommt dem Roth zu — die höchste Zahl von Schwingungen hat Violett.

*) Nämlich mit der strahlenden Wärme, die mit Lichtesgeschwindigkeit durch die Luft oder durch andere Körper sich fortpflanzt, ohne sie zu erwärmen, im Gegensatz zur Körperwärme, die langsam von Körper zu Körper fortgeleitet wird und in einer Molekularbewegung der Körper besteht.

Folgen jener Ausbrüche: Abkühlungen, Wolken oder Schlackenfelder, die durch die ausgeworfenen und wieder zurückgesunkenen Dämpfe gebildet werden. Solche Flecken, die geraume Zeit sich erhielten und in fast 13 Tagen mitten durch die Sonnenscheibe von einem Rand zum andern rückten und nach eben so viel Zeit wieder am vorigen Rande zum Vorschein kamen, haben die frühere Vermuthung zur Gewißheit gebracht, daß die Sonne sich um ihre Axe drehe und zwar in 25 Tagen, 4 St. und 24 Min., und gleichfalls östlich. Die Rotation einer Kugel läßt nun jederzeit auf ein Fortrücken im Raume schließen, wie es bei der Erde und den übrigen Planeten der Fall ist. Auch dies Fortrücken ist jetzt erwiesen: sie soll jährlich an 30 Millionen Meilen im Himmelsraume sich fortwälzen. — Wie es wissenschaftlich unbestreitbar ist, daß der Erdkörper dereinst bei seinem Niederstürzen zur Sonne in Glut enden wird, wie er glühend begonnen: so muß auch eine Zeit kommen, wo die unerschöpflich scheinenden Kraftvorräthe der Sonne erschöpft sein werden; die Sonne muß erlöschen, so will es die nothwendige Consequenz des wissenschaftlichen Gedankengangs. Freilich die Zeit, wann dieses geschehen wird, kann die gegenwärtige Beobachtung ebensowenig andeuten wie die, zu welcher unser Planet mit der ermattenden Tangentialbewegung sich der Sonne mehr und mehr nähern, die elliptische Bahn zu einer spiralförmigen gestalten und da sein Ende finden wird, wo er dereinst seinen Anfang genommen. Nur das ist uns zu schließen gestattet, daß diese Ereignisse erst nach vielen Millionen Jahren eintreten können. Unbekümmert um solchen Wechsel wird aber der unermeßliche Mechanismus der Fixsternwelt seinen Gang gehen. Ob auch er, ob der gesammte Kosmos, das Geschaffene in seiner Ganzheit, eben solchen Metamorphosen unterworfen ist — wer wagt es zu sagen?

§. 8. **Die Planeten** (S. Taf. III., Fig. 39).

Mit der Sonne bilden die Planeten ein eigenes System. Ihre Entfernung, Bahn, Größe und Dichtigkeit können ebenfalls berechnet werden. Sie drehen sich nach dem Maße ihres Umfangs und ihrer Schwungkraft in verschiedenen Zeiträumen um ihre Axe und um die Sonne, als den gemeinsamen Mittelpunkt, und zwar in elliptischen, d. h. länglicht gekrümmten Kreisen.

Die scheinbare Bewegung der Planeten war immer schwer zu erklären. Denn zuweilen verändern sie ihre Lage gegen die Fixsterne oft Wochen lang nur wenig; dann sieht man deutlich, daß sie ostwärts unter den Sternbildern des Thierkreises (s. §. 13.) sich fortbewegt haben und einige Zeit nachher die entgegengesetzte Richtung nehmen, wobei ihre Geschwindigkeit sehr veränderlich erscheint; infolge dieser scheinbar ungeregelten Bewegung erhielten sie von den Alten den etwas verächtlichen Namen Irr- oder Wandelsterne. Die ungeregelte Bewegung erklärt sich aber durch Kopernikus, und Keplers Entdeckungen als regelmäßig, und wir berechnen seitdem ihre innerhalb des Thierkreises von W. nach O. ziehenden Bahnen mit vieler Genauigkeit.

Man unterscheidet (8 größere und 114 kleinere) Hauptplaneten, die sich unmittelbar um die Sonne, und (21) Nebenplaneten (Monde, Trabanten), die sich um einzelne Hauptplaneten und mit diesen um die Sonne drehen. Früher kannte man nur 6 der ersteren und unsern Mond; folgende Uebersicht zeigt die wichtigsten Verhältnisse unseres Sonnensystems:

Uebersicht des Sonnensystems.

		Namen.	Zeichen.	Mittlerer Abstand v. d. Sonne in Mill. Mln.	Zeit des Umlaufs um die Sonne.	Umdrehungszeit (um die Axe).	Durchmesser in Meilen.	Größe, die der Erde = 1.	Dichtigkeit, die der Erde = 1.	Monde.
		Sonne	☉			604 h 24′	192700	1,407124	0,220	
innere oder sonnennahe	untere	Merkur	Heroldsstab ☿	8	87 T. 23 St. 15 M.	24 h 5′ 0″	671	0,06	3,925	
innere oder sonnennahe	untere	Venus	Spiegel m. Handhab ♀	15	224 „ 16 „ 41 „	23 21 24	1694	0,95	1,106	
innere oder sonnennahe	obere	Erde	Kugel und Kreuz ♁	20½	365 „ 5 „ 48 „	23 56 4	1719	1,00	1,000	1
innere oder sonnennahe	obere	Mars	Schild m. Pfeil ♂	32	686 „ 22 „ 0 „	24 37 22	892	0,14	0,993	
		Zwischen Mars und Jupiter ein Gürtel kleiner Planeten, deren jetzt (1872) 114 bekannt sind.								
äußere oder sonnenferne	obere	Jupiter	ein Z ♃ (v. Zeus)	108	11 Jahre 315 Tage	9 55 26	19294	1414	0,233	4
äußere oder sonnenferne	obere	Saturn	Sense ♄	197	29 „ 166 „	10 29 17	15507	735	0,155	3 Ringe und 8 Monde.
äußere oder sonnenferne	obere	Uranus	Himmelskugel ♅	396	84 „ 8 „	?	7500	82	0,274	6
äußere oder sonnenferne	obere	Neptun	Dreizack ♆	621	165 „ „	?	9020	108	0,257	2

Die zwei letzteren wurden in neuerer Zeit entdeckt, nämlich **Uranus** im Jahr 1781 von Herschel, und **Neptun** 1846 nach des Franzosen Leverrier denkwürdigen Berechnungen von Galle in Berlin.

Die **kleineren Hauptplaneten** sind allzumal in unserem Jahrhundert entdeckt worden, und zwar in einer Gegend des Himmelsraumes, wo den Astronomen ein Planet zu fehlen schien, nämlich zwischen Mars und Jupiter, deren Abstand von einander, im Verhältnis zu der progressiven Abstandsfolge der übrigen Planeten, offenbar zu groß war. Was man vermuthet hatte, bestätigte sich, nur daß man statt **eines** Sterns ihrer mehrere fand, und zwar von geringer Größe und in geringen Entfernungen von einander, weshalb sie Asteroiden, auch Planetoiden, betitelt wurden, und man sie für Trümmer eines geborstenen größeren Planeten oder auch für kleine Kugeln hielt, die nicht dazu gelangt wären, sich zu einem großen Planeten zu vereinigen. Sie stehen allzumal 45 bis 65 Mill. Mln. von der Sonne ab, und ihre Umlaufszeit beträgt $3^1/_2$ bis $5^1/_2$ Jahre. Piazzi zu Palermo machte den Beginn ihrer Entdeckung 1801 mit der **Ceres**; Olbers folgte 1802 mit der **Pallas** und 1807 mit der **Vesta**; Harding in Lilienthal (bei Bremen) 1804 mit der **Juno**. Dann vergingen 38 Jahre ohne Vermehrung der Gruppe, bis 1845 Hencke die **Asträa** und 2 Jahre später die **Hebe**, und gleichzeitig (1847) Hind zu London die **Flora** und **Iris** hinzufügte. Neuerdings ist ihre Anzahl auf 114 gestiegen, an deren Entdeckung sich die Deutschen Luther (auf der Sternwarte zu Bilk bei Düsseldorf) und Goldschmidt rühmlich betheiligt haben. Man hat die Planetoiden ebenfalls mit Zeichen versehen: Ceres mit der Sichel, Pallas mit Speer, Juno mit Scepter und Stern u. s. w., ist jedoch neuerdings übereingekommen, sie durch Kreise mit Nummern (nach der Reihenfolge der Entdeckung) zu bezeichnen, also Ceres ①, Echo (60) u. s. w.

Merkur ist der Sonne so nahe, daß er nur in der Morgen- und Abenddämmerung mit Mühe gesehen werden kann; Venus, die vor Sonnenauf- und nach Sonnenuntergang zu sehen ist und deshalb Morgen- und Abendstern heißt, glänzt oft sehr lebhaft; mit bloßen Augen sind auch Mars, Jupiter und Saturn leicht zu finden, denn sie haben helles, wenn gleich gelbes Licht wie alle Planeten; Jupiter und Saturn würden wegen ihrer Entfernung so wenig als Uranus und Neptun dem bloßen Auge sichtbar sein, wenn sie nicht die größten aller Planeten wären. — Will man das Größenverhältnis der Planeten zur Sonne und ihre Entfernungen von einander der Fassungskraft näher bringen, so denke man sich die **Sonne** als eine Kugel von etwa $^1/_3$ m. Durchmesser; die Kugel umkreisen:

Merkur als sehr feiner Nadelknopf,	entfernt von der Sonne . . .	13 m.
Venus ein wenig kleiner als die Erde	" " " " . . .	25 "
Erde kaum von der Dicke einer kleinen Erbse	" " " " . . .	35 "
(Der **Mond**, ein Mohnsamenkörnchen, 8 cm. seitwärts der Erde)		
Mars wenig größer als Merkur	" " " "	53 "

Ceres Pallas Juno Vesta	kleiner sogar als der Mond, entfernt von der Sonne zw.	80 und 100 m.
Jupiter von der Dicke einer Pflaume	„ „ „ „ . .	180 „
Saturn nicht so groß als Jupiter, einer mäßigen Kirsche gleich und von einem abstehenden Ringe umschwebt	„ „ „ „ . .	330 „
Uranus wiederum kleiner, indes noch über 4mal dicker als die Erde	„ „ „ „ . .	666 „
und Neptun, wenig größer als Uranus	„ „ „ „ . .	1040 „

Nebenplaneten oder Monde,

auf dieselbe Weise aus den Hauptplaneten entstanden, wie diese aus der Sonnenmasse, sind Begleiter (Trabanten) von Hauptplaneten, deren Anziehungskraft sie gehorchen und um die sie sich deshalb herumschwingen. Wahrscheinlich geschieht die Umwälzung um ihre Axe nur einmal während der Zeit, worin sie ihren Hauptplaneten umkreisen. Wenigstens ist es so mit unserm Monde der Fall, der eben deshalb uns stets die gleiche Seite zuwendet. — Die 21 Trabanten, die wir bis jetzt kennen, sind aus der Ueberſicht des Sonnensystems (S. 293) zu ersehen. Ein merkwürdiges System concentrischer Ringe, in welchem in den 200 Jahren seit seiner Entdeckung interessante Veränderungen vorgegangen sind, umschließt in einer Entfernung von 5200 Mln. von der Saturnoberfläche diesen Planeten. Der mehrfach gespaltene, äußere oder 1. Ring ist 2250 Mln. breit und durch einen 390 Mln. breiten Zwischenraum von dem 3700 Mln. breiten 2. Ringe getrennt; innerhalb des 2. ist neuerdings eine 3. Ringbildung beobachtet worden und auch am Neptun soll ein Ring gefunden sein.

§. 9. Die Kometen.

Außer den Planeten gehört noch eine zahllose Menge von Weltkörpern in den Bereich der Anziehungskraft der Sonne. Man nennt sie Haarsterne oder Kometen (Schwanzsterne, Bartsterne), weil eine haarartige Lichthülle sie umgibt und öfters ein Bart oder Schweif ihrem Kerne anhängt. Sie können im Gegensatz zu den Planeten, den Eingebornen unseres Sonnensystems, als Gäste desselben betrachtet werden. Ihre Bahnen sind entweder sehr lang gestreckte Ellipsen, oder Parabeln und Hyperbeln (ungeschlossene Bahnen), in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet. Sie bewegen sich nicht immer in der Gegend des Thierkreises, sondern durchkreuzen den Himmel nach den verschiedensten Richtungen; sichtbar, so lange sie der Sonne nahe stehen, hernach aber in Fernen verschwindend, wohin kein Sehrohr folgen kann. Nach den Stücken ihrer Bahn, die man beobachtet, sucht man die ganze Bahn zu berechnen, was mit vielen Kome-

ten geglückt ist; man sieht daraus, daß auch ihre Bewegung nach bestimmten Gesetzen geschieht. Manche halten in kurzer Zeit ihren Umlauf; manche hingegen, deren Bahn Jahrtausende dauern mag, scheinen fast in fremde Fixstern-Systeme hineinzuschweifen, um unsere Sonne mit andern zu verbinden.

Es sind bis jetzt ungefähr 600 Kometen beobachtet worden, von denen etwa 250 der Sonne so nahe kamen, daß man ihre Bahnen mehr oder minder vollständig bestimmen konnte; 10 derselben beschreiben ihren Weg innerhalb unseres Sonnensystems. Von 31 konnte man die Umlaufszeit berechnen und 8 alsdann wiederkehren sehen. Einige erschienen fast nur als Dunst, andere hatten Kern, der in der Annäherung zur Sonne (im Perihel) an Dichtigkeit zunahm und hernach im Aphel wieder verlor. Die Schweife waren oft durchsichtige, leuchtende Materie, aber auch der Kern hatte oft ein staubartiges Aussehen, so daß man Sterne hindurchschimmern sah. In die Klasse der Kometen gehören auch die Meteorsterne (Sternschnuppen), losgerissene Bestandtheile periodischer Kometen*) oder solche Bestandtheile der in unserem Planetensysteme aufgelösten Kometen, welche auf einer Strecke ihres Weges durch die Erdatmosphäre leuchtend werden und verbrennen, ohne deutlich erkennbare Spuren zu hinterlassen, und die Meteorsteine (Feuerkugeln), kleine mit planetarischer Geschwindigkeit sich bewegende kosmische Massen, Trümmer eines zerstückten Planeten (?), welche im Weltenraume nach den Gesetzen der allgemeinen Anziehung kreisen und dabei theilweise in die Anziehungssphäre des Erdkörpers gelangen.

§. 10. Der Mond und seine Gestalten.

Der mittlere Abstand des Mondes von uns ist 51,762 Mln., sein Durchmesser 468 Mln., sein Flächeninhalt 688,635 □Mln., sein körperlicher Inhalt über 53 Mill. Kubikmeilen (etwa 1/50 der Erde); seine Masse aber ist wegen der geringen Dichte nur 1/80 von der der Erde. Er umkreist die Erde von W. nach O. in epicykloïdischen Ellipsen (Schlangenlinien), so, daß er bald innerhalb, bald außerhalb der Erdbahn sich bewegt. Er rückt alle Tage um 13° 10′ 35″**) am Himmel fort, entfernt sich täglich von der Sonne um 12° 11′ 27″ und vollendet seinen scheinbaren täglichen Umlauf in 24 St. 50′ 28″. Zur wirklichen Umkreisung der Erde braucht der Mond 27 Tage 7 St. 43′ 11″, worauf man ihn wieder vor denselben Fixsternen wie zuvor erblickt; man heißt diesen Abschnitt einen periodischen oder syderischen Monat. Wir pflegen aber dies weniger zu berücksichtigen, als die Phasen oder Veränderungen im Wachsen und Abnehmen des Mondlichtes, (Taf III, Fig. 40), deren man 4 unterscheidet. Steht nämlich der Mond der Linie

---

*) Die Kometen demnach nur dicht zusammengedrängte Schwärme oder Ströme solcher Meteoriten!

**) ° = Grad, ′ = Minute (1° = 60′), ″ = Secunde (1′ = 60″).

zwischen uns und der Sonne so nah, daß er mit der Sonne auf- und unterzugehen scheint — in Conjunction mit der Sonne —, so zeigt er uns seine nichterleuchtete Hälfte: Neumond ●. Dann kömmt er, von jener Linie sich entfernend, abends am westlichen Himmel als ein schmaler sichelförmiger Lichtstreif zum Vorschein, indem wir von seiner erleuchteten Hälfte nur den Westrand erblicken; dieser Lichtstreif nimmt zu, bis wir die halbe Mondscheibe erleuchtet sehen: Erstes Viertel ☽. Wir erblicken ihn so 90° von der Sonne abstehend — in Quadratur —, indem er Mittag auf- und Mitternacht untergeht. Bei seinem weitern Lauf kommt er nun auf die entgegengesetzte Seite der Erdbahn, so daß er natürlich immer später aufgehen und zuletzt nur nachts erscheinen muß, bis er — in Opposition zur Sonne — seine ganze erleuchtete Hälfte uns zuwendet: Vollmond ○. Er rückt nun der Sonne (und Erdbahn) wieder näher und seine Scheibe beginnt an ihrem westl. Rande zu verdunkeln, bis er — wieder in Quadratur — nur noch die Osthälfte seiner Scheibe zeigt: Letztes Viertel ☾. Dies Viertel nimmt bis zur Sichelgestalt ab und verschwindet endlich, indem es vor den Sonnenstrahlen nicht erblickt wird. Neu- und Vollmond bezeichnet man auch mit dem gemeinschaftlichen Namen Syzygien. — Jede dieser Phasen oder Lichtgestalten geht in 7³/₈ Tagen vor sich, so daß von einem Vollmonde zum andern 29½ Tage (genauer 29 T. 12 St. 44′ 2,86″) verlaufen; man nennt diesen Zeitraum synodischen oder Monden-Monat, und 12 solche Monate ein Monden-Jahr, das 354 T. 8 St. 48′ umfaßt. Da indes hiemit der Umlauf der Erde nicht zusammmenfällt, so hat man die Monate verschiedentlich auf 30 und 31 Tage vergrößert und den Februar auf 28 (alle 4 Jahre auf 29) festgesetzt, die zusammen das Sonnen-Jahr, richtiger Erden-Jahr von 365 T. 5 St. 48′ ausmachen.

Der Grund für die Verschiedenheit der wahren oder siderischen und der synodischen Umlaufszeit liegt darin, daß die Erde während der Zeit eines Mondumlaufes etwa um den 13. Theil ihrer eigenen Bahn fortrückt, die Richtungslinie von der Erde zur Sonne daher gegen das Ende des Monats eine ganz andere ist als zu Anfang desselben und der Mond nach Beendigung seines siderischen Umlaufes noch einen beträchtlichen Bogen (29°) zurücklegen muß, um in die veränderte Richtungslinie zu gelangen. Da nun die Erde in jeder Minute 246 Meilen, der Mond aber durchschnittlich nur 8 Mln. geradlinige Fortbewegung macht*), so kann er jene niemals überholen, braucht daher auch nie zu ihr zurückzukehren, sondern zieht ihr immer nach. Läge die Mondbahn mit der Erdbahn in einer Ebene, so müßte während der Zeit eines

---

*) Der Mond hat die langsamste Bewegung im Sonnensystem, weshalb ihn Schleiden „den Faulenzer unter den Himmelskörpern" nennt.

jeden Mondumlaufs eine Mond- und eine Sonnenfinsternis eintreten; dies ist aber nicht der Fall. Es bildet nämlich die Bahn des Mondes um die Erde mit der Erdbahn einen Winkel von 5° 8'; trifft sichs nun, daß der Mond zur Zeit des Vollmondes durch den 187,000 Mln. weit sich erstreckenden Schattenkegel der Erde hindurchgeht, so wird er zum Theil (partial) oder auch ganz (total) verfinstert; doch dauert dies höchstenfalls*) nur 1¾ Stunden. Trifft sichs zur Zeit des Neumonds, daß er zwischen Erde und Sonne durchgeht, so daß sein Schatten auf die Erde fällt, so wird die Sonne verfinstert, aber nicht für alle Bewohner der Erde, sondern nur für einen Theil derselben, auf welche der Mondschatten fällt. — Bei den totalen Mondfinsternissen erscheint der Mond gewöhnlich während seiner Verdunkelung noch in schwach röthlichem Lichte, wahrscheinlich wegen der Beugung des an der Erde vorbei und durch ihre Atmosphäre gehenden Sonnenlichtes. — Stets nach 18 Jahren 218 Tg. 21 St. 22' 46" ist der Lauf der Knotenpunkte, d. h. der Durchschnittspunkte der Mondbahn mit der Erdbahnebene, von Osten nach Westen vollendet, und es kommen nach dieser Zeit nicht nur die Mondwechsel wieder auf dieselben Tage, sondern auch die Sonnen- und Mondfinsternisse in gleicher Ordnung, jedoch in wechselnder Größe, zurück. Dieser Zeitraum heißt ein Mondzirkel; das 1. Jahr desselben hat den Neumond am 1. Jan. Die sogen. goldene Zahl des Jahres gibt an, das wievielte des Mondzirkels ein gewisses Jahr ist, die Epakte gibt das Mondesalter am Neujahrstage an oder wie viele Tage am Neujahrstage seit dem letzten Neumonde verflossen sind. Die Epakte schreitet jährlich um die Differenz zwischen Monden- und Sonnenjahr, d. i. um 11 fort. Das Osterfest fällt jedesmal auf den Sonntag, der mit dem 1. Vollmonde nach dem Frühlingsanfange zusammentrifft oder diesem folgt. — Da die Oberfläche des Mondes fast immer gleich deutlich und hell ist, so glaubt man, daß er eine geringe, sehr dünne Atmosphäre und nur selten Wolken habe. Genauere Betrachtung seiner hellen und dunkeln Flecken ergibt, daß seine Gebirge höher sind als die unsrigen, und daß sie sehr große trichterförmige Abgründe einschließen.

Die Erde erscheint dem Monde 14mal größer im Durchmesser als der Mond uns, und in gleichem Verhältnis übertrifft die Erde den Mond an erleuchtender Kraft. Nach Zöllners Messungen**) sendet die Sonne 619,000mal soviel Licht aus als der Vollmond; der Betrag der Wärmestrahlung des Vollmondlichtes ist etwa ⅓ von der Wärmestrahlung einer Lichtkerze auf 5 m. Entfernung.

§. 11. Die Erde.

Größe des Körpers und der Bahn.

Der Durchmesser der Erde hält im Aequator beinah 1719, in der Axe 1713 geogr. Mln.***). Sie ist also auf den Polen ein wenig abge-

*) Bei centralen Verfinsterungen, wenn die Mittelpunkte des Schattens und der Mondscheibe aufeinander fallen.

**) Photometrische Untersuchungen, Poggendorfs Annalen, Bd. 128.

***) Genau, nach H. Wagners Berechnungen, die sich auf Bessels Elemente stützen: Aequatorialdurchmesser: 1718,873 Mln. (12,754794,31 m.), Rotationsaxe 1713,127 Mln. (12,712157,93 m.).

plattet, was von ihrem Umschwunge herrühren mag, der grade um die Mitte, wo er am stärksten ist, mehr Masse angehäuft hat; die Abplattung beträgt etwa $^1/_{300}$, genau (nach Encke) $\frac{1}{299,152818.}$ Im Ganzen thut dies der Kugelgestalt keinen Abbruch. Noch minder thun dies die Berge, denn die höchsten sind nur dem 1700ten Theil des Durchmessers gleich, verschwinden also an der Dicke des Erdkörpers, wie Sandkörner an einer Bombe. — Der Umfang der Erde am Aequator beträgt 5400 Mln. (40, 070368 m.), ihre Oberfläche 9,261238,$_3$ geogr. □Mln. (509, 950714 □Kilometer); ihr körperlicher Inhalt 2650,184445,$_1$ geogr. Kubikmeilen (1,082841,315400 Kubik-Kilometer).

Die Erde dreht sich in 24 Stunden*) um ihre eigne Axe. Da sie nun 5400 Mln. im Umfang hat, so müßte sie, wenn sie wie gewöhnliche Kugeln rollte, durch jede Umdrehung nur 5400 Mln. sich von der Stelle bewegen; sie schwingt sich aber jede Secunde 4,$_1$ Ml. vorwärts, also bei jeder Umdrehung mehr als 5400. — Vermöge dieser Flugkraft würde sie nun in gerader Linie, wenn kein Hinderniß da wäre, fortfliegen; allein die Anziehungskraft der weit größern Sonne nöthigt sie, stets aus der geraden Linie auszubeugen, und schleudert sie auf diese Weise um sich herum, doch wie schon oben gesagt, nicht im völligen Kreise, sondern in einer Ellipse. Sie befindet sich deshalb eine Zeit des Jahres, wo sie mehr ihre wasserreiche Südhälfte der Sonne zukehrt (in unserm Winter) auch der Sonne näher, als im Sommer, wo sie am weitesten absteht. Ihre mittlere Entfernung von der Sonne ist über 20$^1/_2$ Mill. Mln.**), und die Länge der Bahn 130,938000 Mln., die sie in 365 Tagen 5 Stunden 48′ und 47,$_6$ ″ zurücklegt.

§. 12. Verhältniß der Erdbahn zur Ebene des Aequators und zur Ekliptik.

Es war oben vom Himmelsäquator die Rede, der gleich weit von den Polen abstehend gedacht wird und die ganze Himmelskugel in zwei Hälften,

---

*) Der Sternentag = 23 St. 56′ 4″, Sonnentag = 24 St. 3′ 56″, also der mittlere 24 Stunden.

**) Genau, nach Enckes sorgfältigen Rechnungen: 20,666800 Mln.; in der Sonnennähe ist sie nur 20,318499, in der Sonnenferne dagegen 21,015101 Mln. von der Sonne entfernt. Uebrigens ist keines der hier und oben angegebenen Elemente der Erdbahn ganz konstant, vielmehr ändern sich in gewissen Perioden Lage und Gestalt der Bahn zum Theil auf sehr merkliche Weise, und zwar infolge der Einflüsse, welche außer der Sonne auch die übrigen Körper des Planetensystems, namentlich die benachbarten Planeten und der Mond vermöge ihrer Anziehungskraft auf unsern Erdball und seine Bewegungen ausüben.

die nördliche und südliche, abtheilt. Ebenso nennt man eine um die Mitte der Erde, gleich weit vom Nord- wie vom Südpol derselben gezogene Linie den **Erdäquator**. Schnitte man die Erdkugel rings auf dem Aequator durch, so bekäme man die Fläche, welche **Aequator-Ebene** heißt und nach allen Seiten in den Weltraum ausgedehnt, rings den Weltäquator berührt. Die **Ebene der Erdbahn** aber, d. h. die Fläche, welche wir uns von der elliptischen Linie ihrer Umlaufbahn umgrenzt denken, ist nicht mit der Aequatorebene eins, sondern liegt schräg durch dieselbe hindurch, so daß der Erdball 2 mal des Jahrs die Aequatorebene durchschneiden muß.

Erläuterung: Da zur Weite des Himmelsgewölbes der Durchschnitt der Erdbahn sich kaum wie 1 : 1000 Millionen verhält, so ist die Mitte derselben (die Sonne) für uns als Centrum der Welt zu betrachten. Um dies Centrum bewegt sich die Erde so, daß ihre Axe zwar stets zur Gegend des Polarsterns sich richtet, jedoch nicht immer in gleicher Entfernung davon. Wäre dies, so müßte freilich die Ebene ihres Aequators mit der Ebene ihrer Bahn gleich sein, oder mit andern Worten: sie würde sich so bewegen, daß ihr die Sonne stets am Himmelsäquator stünde. So ists aber nicht; es liegt in der schrägen Bahn ihres Kreislaufes, daß ihr zu Ende Decembers die Sonne $23^1/_2{}^0$ südlicher als der Aequator, und auf der entgegengesetzten Seite, Ende Juni, $23^1/_2{}^0$ nördlicher als der Aequator erscheinen muß.

Dies verdient die genaueste Auffassung. Zur Versinnlichung nehme man einen Reif und spanne 2 Fäden kreuzweis im rechten Winkel straff darüber, die im Mittelpunkt ein Kügelchen von Wachs oder Teig halten. Der Reif bedeutet den Himmelsäquator, das Kügelchen die Sonne, das eine Ende des Fadens West, das andere Ost. Die Fläche, die wir uns gleichsam auf den Kreuzfäden zwischen Mittelpunkt der Sonne und Himmelsäquator liegend denken, ist die Ebene des Himmelsäquators. — Ein zweiter gleich großer Reif kann, während jener horizontal gehalten wird, perpendikulär herumgelegt werden, so daß beide Reife im Ost- und Westpunkt sich verbinden lassen. Der oberste Punkt ist Nordpol, der unterste Südpol. Der zweite Reif selber bedeutet einen Meridian. Nun halte man inwendig ein dünnes Reifchen von viel kleinerem Umfang um die Sonne her, indem man es erst auseinanderbiegt, um es zwischen den Fäden durchzustecken. Es darf nicht auf den Fäden liegen, sonst läge es ganz in der Aequatorebene. Es muß vielmehr etwas schief gehalten werden, so daß der Winkel, den es mit dieser Ebene bildet, $23^1/_2{}^0$ enthält. Dazu ist erforderlich, das Viertel des Meridians vom Ost- bis Nordpunkt in seine 90 Grade abzutheilen, so wie es auch zweckmäßig ist, das gleiche gegenüber vom West- bis Nordpunkt, ferner auf der Südhälfte von W. bis S. und von O. bis S. zu thun; den Aequator theilt man dagegen nicht in 4 Viertel, jedes zu 90°, sondern in 360° ab, und zwar ostwärts herum.

Um nun das schiefliegende Reifchen zu befestigen, stecke man $23^1/_2{}^0$ nördlich vom Ostpunkte durch den Meridian einen langen Drahtstift, der sowohl das Reifchen und die Sonne, als wiederum auf der andern Seite Reifchen und Meridian $23^1/_2{}^0$ südlich vom Westpunkte durchbohrt.

Nun lege man einen dritten großen Reif in gleich schiefer Richtung so um die andern zwei, daß jener Stift seinen Diameter bildet, und seine Ebene zugleich die Ebene des inneren Reifchens ist. Die Mittelpunkte aller dieser Reife sind in der Sonne.

Der kleine Reif stellt die schiefe Bahn vor, welche die Erde durchläuft. Ueberall, wo man von dieser Bahn nach der Sonne hinsieht, erblickt man hinter ihr irgend einen Punkt des großen schiefliegenden Reifs, der uns denjenigen Kreis am Himmel vorstellt, welcher durch die 12 Sternbilder des Thierkreises (s. u.) geht. Man sagt deshalb, die Sonne durchläuft jährlich die 12 himmlischen Zeichen, während, von der Sonne aus betrachtet, die Erde durch jene Zeichen läuft. Da die Sternbilder aber zum Theil auch seitwärts jenes schiefen Kreisbogens sich befinden, so kommt es der Genauigkeit wegen mehr auf diesen Bogen, als auf die Sternbilder an. Den Kreis selbst nennt man die Ekliptik, und die ganze von ihm umzogene Fläche, worin die Erde sich bewegt, heißt Ebene der Ekliptik*).

§. 13. Thierkreis. Näheres über die verschiedenen Stellungen der Erde. Tag- und Jahreszeiten.

Um in der ungeheueren Zahl der Fixsterne sich leichter zurecht finden zu können, hat man schon in uralter Zeit einzelne Partien des Himmels zu Gruppen oder Figuren, sogenannten Sternbildern, zusammengefaßt und diese mit besonderen Namen belegt (Taf. III., Fig. 41). Die Wahrnehmung, daß im Verlaufe eines Jahres in der Gegend des Himmels, wo die Sonne auf- und wo sie niederzugehen scheint, kurz vor dem Auf- und kurz nach dem Untergang derselben nach und nach andere Sternbilder gesehen werden und um Mitternacht durch den Meridian gehen, in Verbindung mit der Beobachtung der verschiedenen Höhe, in welcher die Sonne im Verlauf eines Jahres den Meridian durchschneidet, und der Finsternisse, welche in jedem Jahre eintreten: machte es gleichfalls schon den Alten möglich, die Kreislinie der Ekliptik mit ihrer Schiefe d. i. der $23\frac{1}{2}$gradigen Abweichung vom Aequator festzustellen. Indem sich diese beiden größten Kreise gegenseitig durchschneiden, halbiren sie sich auch einander, so daß die Ekliptik in eine nördliche und in eine südliche Hälfte zerfällt und die Durchschnittspunkte beider Kreise 180° von einander entfernt sind.

---

*) Das Wort kommt her von ἔκλειψις, Verfinsterung, weil nur in der Ebene der Ekliptik Sonnen- und Mondfinsternisse vorfallen. Es kann dies hier gleich gezeigt werden. Eine Kugel, die man ans innere Reifchen klebt, stelle die Erde vor. Hält man nun ein kleines Kügelchen, das den Mond bedeutet, so zwischen Sonne und Erde, daß sein Schatten auf die Erde fallen muß, so wird er den Erdbewohnern die Sonne ganz oder theilweise bedecken; und hält man ihn genau hinter die Erde, daß die Sonnenstrahlen nicht auf den Mond fallen können, so entsteht die Mondfinsternis. Man bemerkt dabei, daß der Mond alsdann jedesmal in der Ebene der Ekliptik (oder der erweiterten Erdbahn-Ebene) steht.

Wenn die Sonne innerhalb eines Jahres die Ekliptik durchläuft, geht sie nach und nach durch die 12 Sternbilder, welche, von O. nach W. zu beiden Seiten der Ekliptik in einem etwa 20° breiten Gürtel gelegen, den **Thierkreis** oder **Zodiakus** bilden. Sie heißen: 1) vom Aequator bis zum nördlichen Wendekreis schräg aufwärts: **Widder** ♈, **Stier** ♉, **Zwillinge** ♊; — 2) von da schräg abwärts zum Aequator: **Krebs** ♋, **Löwe** ♌, **Jungfrau** ♍; — 3) vom Aequator schräg abwärts zum südlichen Wendekreis: **Wage** ♎, **Skorpion** ♏, **Schütze** ♐; — 4) von da wieder schräg aufwärts zum Aequator: **Steinbock** ♑, **Wassermann** ♒, **Fische** ♓.*)

Wir könnten immer deutlich sehen, vor welchem Sternbilde die Sonne steht, wenn, ohne Benützung sehr scharfer Fernrohre, die Sterne am Tage sichtbar wären. Das Sternbild, welches wir eben vor Sonnenaufgang am östlichen Horizont auf der Stelle, wo die Sonne aufgeht, erblickt haben, liegt natürlich im Gürtel des Thierkreises, und zwar unmittelbar vor dem Bilde, in welchem sich die Sonne befindet; sehen wir also z. B. den Widder, so steht sie in den Fischen.

Die Alten theilten nun die Ekliptik in 12 gleiche Theile, die sie **Zeichen** nannten und denen sie die Namen der betreffenden Sternbilder beilegten. Diese Eintheilung ist auch jetzt noch gebräuchlich, und man spricht daher von einem Zeichen des Widders 2c. Sternbilder und Zeichen sind aber wohl von einander zu unterscheiden, indem erstere von ungleicher Größe sind, Länge und Breite haben, also Flächen am Himmel darstellen, während letztere einander gleich sind und nur Länge haben, jedes Zeichen $\frac{360^\circ}{12} = 30^\circ$. Von alters her pflegte man die Zeichen der Ekliptik mit den oben neben den Namen der Sternbilder stehenden Zeichen, hieroglyphischen Abkürzungen der Sternbilder, zu bezeichnen; gegenwärtig pflegt man auch häufig römische Ziffern dafür zu gebrauchen, indem man den Widder mit 0, den Stier mit I 2c., die Fische mit XI bezeichnet.

Fragen: Wenn die Erde zwischen Sonne ⊙ und Widder sich befindet, wo erblicken wir die Sonne gegenüber, in welchem Zeichen? — Sind wir zwischen ⊙ und Löwe, wo wird ⊙ erblickt? u. a. m. Wie oft durchschneidet die Erde jährlich die Ebene des Weltäquators?

In welchem Zeichen erblicken wir die Sonne, wenn die Erde den Aequator durchschneidet? in welchen, wenn sie nördlich oder südlich am entferntesten vom Aequator ist?

Wann wälzt sich die Erde in ihrer Axenbewegung genau gegen die Sonne (gegen Ost)? —

---

*) In lateinischen Versen:

Sunt aries, taurus, gemini, cancer, leo, virgo,
Libraque, scorpius, arcitenens, caper, amphora, pisces.

In welcher Stellung der Erde trifft das Sonnenlicht senkrecht den Erdäquator, und wie beleuchtet es alsdann die Erde?

In welcher Stellung trifft es senkrecht auf 23½° südlich des Aequators (d. h. den südlichen Wendekreis)? Und in welchem Zeichen steht alsdann die Sonne? Die gleiche Frage, wenn sie 23½° nördlich des Weltäquators steht?

Welches Stück von der Oberfläche der Erdkugel wird von der Sonne beleuchtet, während der einmaligen Umdrehung von 24 Stunden?

Bei Erörterung obiger Fragen muß die Anschauung der Schüler von Tag- und Jahreszeiten zu größerer Deutlichkeit gelangen. Man stelle die Erde:

1) in die beiden Aequinoctialpunkte, d. h. in ihre Durchgänge durch die Ebene des Weltäquators am 21. März, wo die Sonne im Zeichen des Widders, und am 23. September, wo sie im Zeichen der Wage steht; jene ist die Frühlings- und diese die Herbstnachtgleiche.

Beidemal scheint die Sonne senkrecht auf den Aequator; sie erleuchtet also ebenmäßig beide Hälften der Erde, die Nord- und Südhälfte, und Tag und Nacht sind gleich lang. Freilich fallen ihre Strahlen zum Nord- und Südpol nur ganz schief, so daß sie den Erdbewohnern, die sich in der Nähe eines Pols befänden, selbst mittags nur unten am Horizont stehen würde (Fig. 42).

2) Nun lasse man die Erde sich südlich des Weltäquators um 3 Zeichen, also um 3 Monate fortbewegen. Sofort wird die Sonne höher nördlich durchs Widder-Zeichen in Stier, Zwillinge, bis ans Krebs-Zeichen steigen, wo sie den 21. Juni den nördlichsten Punkt in der Sommerwende 23½° nördlich erreicht.

Vorher im Aequator ging sie nur einen halben Kreis am Himmel umher, nun aber mehr als einen Halbkreis; es ist also für die nördliche Erdhälfte länger Tag als für die südliche, und zwar je länger, je entfernter jemand vom Aequator wohnt. Man sieht deutlich, daß die Sonne im Sommerpunkt ihre Strahlen über den Erdennordpol noch hinaus, dagegen im Süden nicht ganz zum Südpol hinwirft. Im Nordpol geht also in dieser Zeit die Sonne gar nicht unter, während der Südpol lange Nacht hat.

Am 21. Juni mittags steht die Sonne den Bewohnern am nördlichen Wendekreise (Krebswende) im Zenith; wie hoch denen, die 10 oder 20, 30, 40, 50, 60° vom Nordpol entfernt wohnen? Wie hoch denen, die 10° südlich des Aequators (also 80° vom Südpol entfernt) 20, 30, 40 südlich des Aequators wohnen? Die Grenze zwischen der Sonnenbeleuchtung und dem Gebiet völliger Dunkelheit liegt an diesem Tage 23½° vom S.-Pol (am südl. Polarkreis); alle Punkte dieses Kreises sehen die Sonne im Horizonte.

3) Folgen wir der Erde durch die 3 nächsten Zeichen bis zum Herbst-Aequinoctium, so wendet sich gegenüber die Sonne während 3 Mona-

ten durch die Zeichen Krebs, Löwe, Jungfrau bis zu Anfang der Wage den 23. September, wo sie wieder senkrecht über dem Aequator steht.

Ihre Strahlen haben nach und nach den Nordpol verlassen, bis sie dort nur 24 Stunden lang am Horizont herum zu gehen scheint, und in den folgenden Tagen gar nicht mehr sich sehen läßt.

4) Vom Zeichen der Wage bis ans Zeichen des Steinbocks scheint sich nunmehr die Sonne südlich zu bewegen, während die Erde nördlich läuft. In dieser Zeit wendet sich der Nordpol der Erde fortdauernd mehr von der Sonne ab, und der Südpol gegen sie hin. Die Sonne rückt also für die Nordhälfte der Erdkugel mittags immer weiter vom Aequator abwärts, die Tage bei uns nehmen ab, die Nächte zu, und es wird kälter, bis die Sonne den 21. December am südlichsten, nämlich in der Steinbockswende, 23½° vom Aequator steht. —

Das Sonnenlicht scheint senkrecht auf den südlichen Wendekreis und schräg südwärts über den Südpol hinaus, der schon seit dem 23. September Tag hatte und in einem fort bis zum 21. März behält. Der Nordpol ist unterdes in Nacht gehüllt, die nur dadurch gemildert wird, daß bis zum 15. November noch Dämmerung herrscht und schon am 29. Januar wieder beginnt, weshalb völlige Nacht nur etwa 12 Wochen auf dem Nordpol liegt; und selbst dieses Dunkel wird durch Mondschein und strahlende Nordlichter unterbrochen. Die Sonnenstrahlen selbst reichen an diesem Tage nur bis 66½° nördl. des Aequator (zum nördl. Polarkreis), und zwar wird hier die Sonne mittags eben im Horizonte sichtbar.

5) Ebenso führt man den Gang der Erde weiter, bis die Sonne wieder mit dem Zeichen des Widders ins Frühlings-Aequinoctium tritt, den 21. März.

Bemerk. a) Es ist aufmerksam darauf zu machen, daß die Erde nie senkrecht auf der Ebene der Ekliptik, sondern stets schief in einem Winkel von 66½° steht. Man sagt deshalb, die Erde neigt sich gegen ihre Bahn um 23½° und wendet um eben so viele Grade ihren Nordpol im Sommer, und den Südpol im Winter der Sonne zu.

b) Wir haben bisher die verbundenen Reife uns so gedacht, als stehe die Weltaxe aufrecht, und liege der Aequator horizontal vor uns da. Da wir aber nicht auf dem Nordpol, sondern in Mitte Deutschlands um 50° (im Süden Deutschlands um mehr und im Norden Deutschlands weniger als 50°) davon entfernt wohnen, so liegt für uns der Pol schräg. Neigen wir also unsere Maschine in solche schräge Stellung, daß ihr Nordpol gegen den Polarstern steht; so wird aufs neue anschaulich, wo am Himmel der Weltäquator, die Ekliptik und die beiden Wendekreise zu suchen sind. Die letzteren liegen parallel mit dem Aequator in beiden Solstitialpunkten, und lassen sich leicht zur Vervollständigung der Maschine durch 2 andere Reife versinnlichen, die man um den Meridian herumlegt und befestigt.

c) Da die Entfernung der Erde von der Sonne gegen die Entfernung der Fixsterne (s. o. §. 6) = 0 ist, so kann man sich die Erde an die Stelle der Sonne den-

ken, wo alsdann Erdnordpol unter Himmelsnordpol, Erdäquator unter Weltäquator, Wendekreise der Erde unter Wendekreise des Himmels, und eine schräge die Ekliptik vorstellende Linie auf der Erdkugel unter die Ekliptik des Himmels fallen.

d) Es wird gut sein, außen am Reif der Ekliptik noch die Bilder der Sterne des Thierkreises zu zeichnen, oder nur anzuschreiben und zwar so, daß man zum Zeichen des Widders das Bild der Fische, zum Zeichen des Stiers das Bild des Widders, zum Zeichen der Zwillinge das Bild des Stiers u. s. w. setzt (Fig. 43). Die Bilder des Thierkreises nämlich, nach welchen die Zeichen heißen, sehen wir nicht wirklich in derselben Reihe, wie die Zeichen. Vielmehr ist jedes Sternbild schon um 30° seinem Zeichen voraus. Wir sagen freilich: am 21. März tritt die Sonne ins Zeichen des Widders, sie steht aber in Wahrheit noch vor dem Sternbild Fische, und kommt erst einen Monat später vor das Sternbild Widder, wann sie dem Kalender zufolge schon im Stier steht, u. s. w. Dies rührt daher, daß die Erdaxe in ihrer Senkung nicht immer wie heute stand; vielmehr richtete sich ihr Nordpol vor etwa 2500 Jahren nach einem Punkte, der noch westlicher vom Polarstern abstand als der heutige Weltpol, der nur 4° vom Polarsterne entfernt ist. Damals war die Neigung der Axe über 24°, jetzt kaum 23½° (genauer 23° 27′ 30″), und nach einigen Jahrtausenden wird sie noch geringer sein; sie wird bis 21° abnehmen und dann wieder bis gegen 27° wachsen. Die Abnahme beträgt in 5 Jahrhunderten etwa 4 Minuten. Der Winkel der Ekliptik hat sich also seit Jahrtausenden auch um etwas verkleinert, und daher rührt es, daß man in alter Zeit, wo der Thierkreis beobachtet wurde, die Sonne im Frühlings-Aequinoctium vor dem Sternbild Widder, und im Herbst-Aequinoctium vor der Wage fand. Um nicht die Sprache zu ändern, hat man diese Zeichen in ihrer alten Ordnung beibehalten, ob man gleich jetzt sagen sollte: Der Frühlingspunkt ist im Zeichen der Fische, der Herbstpunkt im Zeichen der Jungfrau. So fällt auch jetzt die größte Annäherung der Erde an die Sonne nicht auf den 21. December, sondern auf den 2. Januar und der weiteste Abstand auf den 3. Juli.

e) Die Astronomen haben berechnet, daß jenes Vorrücken der Nachtgleichen in der Ekliptik alle 71½ Jahre einen ganzen Grad betrage; daß also alle $30 \times 71\frac{1}{2}$ Jahre die Sonne wieder um ein Sternbild zurück sein werde. Und da es 12 Sternbilder im Zodiakus gibt, so wird der ganze Kreislauf dieser Aenderung $360 \times 71\frac{1}{2} = 25740$ Jahre währen. Also von jetzt an gerechnet in etwa 23,500 Jahren fallen die Aequinoctien wieder wirklich in Widder und Wage.

§. 14. Große Entfernungen auf der Erde lassen sich am Himmel messen.

Haben zwei verschiedene Kreisbogen gemeinsames Centrum, so wird durch 2 verlängerte Radien von beiden ein gleich viel Grade enthaltendes Bogenstück abgeschnitten. Dies ist eine mathematische Wahrheit.

In Fig. 44 ist ein gemeinsames Centrum für 2 Kreise; durch 2 Radien entsteht der Winkel x; dieser gibt sowohl das Maß des Bogens a b, wie des Bogens c d.

Ist er ein rechter, so hat a b so gut als c d 90°. Wäre er nur ein halber rechter, so würden beide Bogenstücke 45° enthalten. Hat man vom Centrum aus den Bogen f c gemessen und gefunden, daß er 40° sei, so muß auch der Bogen a g im kleinern Kreise 40° enthalten.

Das Gleiche ist der Fall, wenn eine kleinere Kugel inmitten einer größern steht, so daß beide dasselbe Centrum haben; 2 grade Linien, von außen durch den Mittelpunkt geführt, werden an der innern Kugelfläche eben so viel Grade von einander abstehen als an der äußern.

Wir nehmen an, daß sich unsere Erde inmitten der scheinbaren Himmelskugel befinde. Linien also von den Gestirnen herab durch unsern Mittelpunkt gedacht, müssen auf der Erdfläche eben solche Gradentfernung angeben, als droben zwischen den Gestirnen selbst.

Denken wir uns z. B. unter dem kleineren Kreise der Fig. 44 die Erde, und unter dem größern den Himmel und in f und c zwei Sterne. Haben wir den Gradbogen f c gemessen und gefunden, er sei 40°, so werden zwei Erdbewohner, einer in g, dem der Stern f durchs Zenith geht, und einer in a, dessen Zenith in c liegt, 40° von einander entfernt sein.

Hierauf gründet sich die Möglichkeit, große Zwischenräume auf der Erde, die sonst nicht gemessen werden könnten, durch astronomische Berechnungen auszumitteln; mit andern Worten: was auf der Oberfläche der Erde selbst nicht zu messen ist, wird am Himmel gemessen, und schon deshalb sind astronomische Berechnungen von hoher Wichtigkeit.

§. 15. Von der geographischen Breite.

Wir gehen über zu den Messungen, die uns den Begriff von Umfang und Durchmesser der Erde, von Entfernungen der Oerter auf ihrer Oberfläche und vom Entwerfen einer Landkarte geben. Sie beruhen auf den Bestimmungen der geographischen Breite und Länge und auf der Messung der Grade nach Meilen. Mit andern Worten: Von jedem Ort auf der Erde ist zu suchen: sowohl sein Abstand vom Erdäquator und von einem Universal-Erdmeridian, als auch das Maß dieser Abstände nach Meilen. Wir betrachten zuerst die geographische Breite, d. i. den Abstand eines Ortes vom Aequator, wonach es eine südliche (zwischen Aequator und Südpol) und eine nördliche (zwischen Aequator und Nordpol) gibt, jede von 90°. — Um nun zu wissen, in welcher Breite ein Ort auf der Erde liegt, wendet man sich zum Himmel, bei Tag oder bei Nacht.

1) Bei Nacht. Man weiß bereits den Punkt des Nordpols nahe am Polarsterne. Durch ihn und durch das Zenith zieht man den Meridian des Ortes, der um den ganzen Himmel gedacht in 360°, aber nur auf dem

Horizont stehend in 180° getheilt wird. Die Mitte des Halbkreises ist das Zenith. Es kommt nun darauf an, durch das gehörige Instrument zu beobachten, wie hoch der Pol überm Horizonte steht. Da vom Zenith auf den Horizont 90° sind, so weiß man sofort, wie weit das Zenith vom Pol absteht. Da aber die Entfernung des Pols vom Aequator gleichfalls 90° hält, so ergibt sich auch der Abstand des Zeniths vom Aequator.

Es soll gefunden werden die Breite des auf der Nordhälfte der Erdkugel liegenden Ortes A (siehe Fig. 45). Die Polhöhe desselben (d. h. die Höhe des Nordpols über dem Horizonte bx) sei 30°, so ist vom Nordpol bis zum Zenith 60°. Da aber vom Nordpol bis zum Aequator 90°, so zieht man jene 60° davon ab, folglich ist das Zenith des Orts 30° vom Aequator entfernt. Es geht daraus hervor, daß die Polhöhe = ist dem Abstande des Zeniths vom Aequator.

Nun aber wissen wir schon, daß die vom Himmelsbogen durch das Erdcentrum gedachten Linien eben so viel Grade auf der Erdoberfläche einschließen, wie am Himmel. Folglich ist die Polhöhe auf der Erde gleich der Polhöhe am Himmel, und die Entfernung eines Ortes vom Erdäquator so groß, wie die seines Zeniths vom Himmelsäquator. Es ist demnach einerlei, ob man sagt Polhöhe oder Breite eines Ortes.

2) Bei Tage. Man hat die Entfernung des Aequators vom Horizonte zu finden und von 90° des Zeniths abzuziehen. Zu diesem Zweck bemerkt man genau den Punkt, wo die Sonne durch den Meridian geht, und mißt dessen Abstand vom Horizonte. Da man nun Tabellen hat über die Bahn der Sonne und genau weiß, wie weit sie an dem Tage, wo man die Messung vornimmt, vom Aequator entfernt ist, so zieht man diese Entfernung von der des Horizonts ab, wodurch sich die Entfernung des Aequators vom Horizonte, also auch des Zeniths vom Aequator ergibt.

Ginge die Sonne 60° überm Horizont durch den Meridian und zwar in einer Zeit, wo sie den astronomischen Tabellen zufolge 20° nördlich vom Aequator steht, so wäre dieser 40° vom Horizonte, folglich 50° vom Zenith; also die Polhöhe oder Breite des Ortes 50°. — Diese Messung am Tage ist besonders anwendbar auf der Südhälfte der Erde, da dem Südpol des Himmels kein fixer Stern so nahe steht, wie der am Nordpol.

Um gemessene Orte gehörig in die Landkarte einzutragen, muß man zuvor einen bestimmten Meridian vom Aequator bis zum Nordpol in 90°, und ebenso vom Aequator zum Südpol in 90° abgetheilt haben. Durch jeden dieser Grade läßt sich parallel mit dem Aequator ein Kreisbogen, Breiten- oder Parallelkreis ziehen, und zwar desto kleineren Umfangs, je weiter entfernt vom Aequator.

§. 16. Die geographische Länge.

Zur Bezeichnung einer Erdkugel und Entwerfung von Landkarten überhaupt muß man außer der Breite auch die Länge der Oerter kennen,

d. i. den Abstand ihrer Meridiane entweder untereinander oder von irgend einem bestimmten Meridian, oder die Ausdehnung der Erdoberfläche von West nach Ost. Wie Meridiane am Himmel, so denken wir uns Meridiane auf der Erde, d. h. halbe größte Kreise von Pol zu Pol, die den Aequator, folglich auch alle Parallelkreise rechtwinklig durchschneiden. Man betrachte einen Globus und sehe, wie die Größe des Winkels zweier Meridiane am Pol durch das Bogenstück des Aequators, das sie abschneiden, sich in Graden, Minuten ꝛc. kund gibt. Da jeder Parallelkreis so gut wie der Aequator als Cirkel in 360° getheilt ist, so stehen zwei Meridiane auf allen Parallelkreisen gleich viel Grade von einander ab; nur daß die Grade selbst auf dem Aequator am größten sind, und nach den Polen zu stets kleiner ausfallen. Wenn man nun die Breite nach Nord oder Süd auf einem Meridiane abzählt, so geschieht dies mit der Länge von West nach Ost auf einem Parallelkreise*).

Kleine Entfernungen auf der Erde lassen sich geometrisch messen, größere nur astronomisch. Wie wollte z. B. ein Schiffer mitten auf dem Ocean wissen, wo er sich befände, wenn er nicht die Betrachtung des Himmels zu Hilfe nähme? Daß er die Breite durch Messung der Polhöhe erfährt, wissen wir schon. Die Länge findet er durch Vergleichung der Zeit auf seiner Uhr mit der Zeit, die ihm nachts die Gestirne, tags die Sonne angeben.

Wenn ein Stern in den Meridian des Orts A um 11 Uhr tritt, während ihn ein Astronom zu B in derselben Nacht schon um 9 Uhr in seinem Meridian sah, so müssen die Meridiane der Orte A und B 2 Stunden oder $\frac{360^0}{24} \times 2 = 30^0$ von einander abstehen. Ebenso wird die Sonne benützt. In Fig. 42 soll a ein uns bekannter Ort sein, dessen Entfernung von dem Meridian SWN 150° beträgt. Culminirt nun die Sonne in b $2^2/_3$ Stunden später als in a, noch 4 Stunden später in c und abermals $2^1/_2$ St. später in d: so liegt der Meridian des Ortes b $\frac{360^0}{24} \times 2^2/_3 = 40^0$ des Parallelkreises westl. von dem des a, c $\frac{360^0}{24} \times 6^2/_3 = 100^0$, d $\frac{360^0}{24} \times 9^1/_6 = 137^1/_2{}^0$. Wissen wir nun auch die Breite der Oerter, nämlich a am Aequator, b $23^1/_2$ und c 30° nördlich, d 50° südl., so können die Punkte auf einer Karte am gehörigen Orte eingetragen werden: b wird nämlich (von SWN aus gezählt) 110, c 50 und d 12° 30′ Länge haben.

Erläuterungen. Es ist nöthig, sich dies auf verschiedene Art klar zu machen. Die Erde wälzt sich bekanntlich nach Osten um. Es muß also der Mittagsaugenblick

*) Die Ausdrücke Breite und Länge sind im Alterthum aufgekommen, und hat letzterer seinen Grund darin, daß der den Griechen bekannte Theil der Erde, nämlich die um das Mittelmeer herumliegenden Länder, sich hauptsächlich von W. nach O. erstreckte.

(Culminationspunkt der Sonne) von O. nach W. in 24 Stunden durch alle Meridiane über die Erde laufen. Könnte nun jemand die Erde in 24 St. durch eine Wunderfahrt von O. nach W. umfahren und reiste zu Mittag ab, so würde er 24 Stunden Mittag haben. Reiste er aber eben so schnell von W. nach O., so würde er der Sonne ums Doppelte entfliegen; schon nach 6 St. Zeit wäre Mitternacht, und wieder nach 6 Stunden sähe er die Sonne von neuem culminiren. Zwischen Mittag und Mittag wären nur 12 St. verlaufen.

Es ist begreiflich, daß alle die Oerter, die schon früher vor der Sonne vorübergegangen, Nachmittag, und die, deren Meridiane sich erst heran wälzen, Vormittag haben, während immer ein Meridian nach dem andern die Sonne am höchsten sieht. Ebenso ist begreiflich, daß bei sämmtlichen unter demselben Meridian gelegenen Oertern, so weit nämlich die Strahlen sie erreichen können, zu gleicher Zeit Mittag ist. Es sind also im gleichen Augenblick alle Tageszeiten, folglich auch das gestern und heute, stets zugleich auf der Erdkugel anzutreffen.

Neunzig Grad von uns nach Osten ist in derselben Minute Abend, wo bei uns Mittag, und 90° von uns westlich erst Morgen, noch 90° weiter auf der uns entgegesetzten Seite der Erde ist Nacht. Wer also ostwärts reist, wird nach 15° finden, daß die Uhr der Einwohner um $1/_{24}$ Tag, d. i. um 1 Stunde voraus ist, nach neuen, 15° wiederum 1 St. und so fort; da ihm zwischen je 2 Mittagen weniger als 24 St. vergehen, seine Tage also kürzer sind als die wirklichen Sonnentage, so wird er schließlich auf seiner Reise um die Erde einen Tag mehr zählen, als man an seinem Ausgangsorte hat. Macht er die Weltreise nach Westen, so ergibt sich das umgekehrte Verhältnis er wird einen Tag nach sein. — Ferdinand Magelhaens und seine Begleiter — die ersten Erdumsegler — fuhren den 10. August 1519 von Spanien ab, und beständig westwärts. Das einzige unter seinen Schiffen, die Victoria, das unter Anführung Cano's glücklich zurückkehrte und alle Meridiane der Erdkugel durchschifft hatte, langte nach seiner Rechnung den 6. September 1522 in Spanien an; es war aber hier schon der 7. September.

Hieraus geht hervor, daß ein Reisender wissen kann, wie viel Grade der Meridian, unter dem er sich eben befindet, von dem Meridian des Ortes entfernt ist, von dem er abreiste. — In Berlin muß die Sonne früher im Mittag stehen, als in dem westlicher gelegenen Paris. Reist Jemand, der seine Uhr genau in Berlin gestellt hat, nach Paris, so findet er hier, daß der Mittag erst 44′ 8″ später eintritt; der Meridian von Paris muß also 11° 2′ 30″ westlicher liegen. Weil aber alle unter demselben Meridian vom Nord- bis Südpol gelegenen Oerter zu gleicher Zeit Mittag haben, so muß die Länge zwischen allen unter dem Meridian Berlins gelegenen Oertern und denen unter dem Pariser liegenden gleich viel Grade betragen.

Bemerk. Die Uhren zur Berechnung der Länge müssen freilich sehr genau gehen; man hat es in der Verfertigung von Schiffsuhren (Chronometer, timekeeper, Zeithalter) sehr weit gebracht, doch wegen des Schwankens der Schiffe, des Einflusses des Erdmagnetismus ꝛc. immer noch nicht zur völligsten Genauigkeit. Auf dem Lande, wo die Astronomen hinlänglich mit Instrumenten versehen sind und einen ruhigen Standpunkt haben, was zur See nicht möglich ist, benutzen sie zu genauen Berechnungen

nicht bloß die Culmination von Sonne und Gestirnen, sondern noch andere Himmelserscheinungen, z. B. Mondfinsternisse, Verfinsterung der Trabanten des Jupiter. Ein treffliches Mittel zur Längenbestimmung sind auch die elektromagnetischen Telegraphen.

Weiteres gehört nicht hieher.

§. 17. Größe der Längen- und Breitengrade.

Man hat bereits die Breite und Länge einiger tausend Punkte auf der Erde astronomisch gemessen; diese bilden die Grundlage bei Entwerfung von Karten. Viele tausend Oerter sind außerdem in ihrer geringen Entfernung von jenen geometrisch und trigonometrisch gemessen, so daß es von manchen Ländern kultivirter Völker äußerst genaue Karten gibt. — Die letzteren Messungen sind nach Meilen (Kilometern), Metern u. s. w. berechnet. Wie aber verwandelt man die astronomisch gefundenen Grade, die doch von so verschiedener Größe sind, in Meilen?

Die größesten Grade sind auf den größesten Kreisen, nämlich auf dem Aequator und den Meridianen. Um sie zu schätzen, durfte man nur ein Stück des Aequators oder eines Meridians von 1 Grad nach bestimmtem Maße geometrisch ausmessen. Dies ist geschehen, und zwar an verschiedenen Stellen und mit mehreren Graden, woraus sich ergab, daß ein Aequatorgrad (d. h. ein Raum, wo der Zeitunterschied 4′ betrug) 111.306,$_{5781}$ Meter enthielt; der 15. Theil ist 7420,$_{4385}$ Meter (etwa 22.842,$_{5}$ pariser ′). Dies Maß nennt man eine geographische oder (alte) deutsche Meile. Mit den Aequatorgraden stimmen im allgemeinen die Meridiangrade überein (also 1 Meridiangrad = 15 Mln.).*) Der Umfang der Erde am Aequator ist also 15 × 360 oder 5400 Mln.

Auch auf Parallelkreisen sind Grade gemessen, und das Resultat hat mit Berechnungen übereingestimmt, die man überhaupt auf die Kugelgestalt gründete. Es sind genaue Tabellen darüber gemacht; hier einige Angaben über die Gradlänge der Parallelkreise in verschiedenen Breiten:

---

*) Mainz und Karlsruhe liegen fast unter demselben Meridian und zwar 15 Meilen von einander entfernt. Beobachtet man an beiden Orten die Polhöhe, so findet sich auch, daß die zu Mainz 50° und die zu Karlsruhe 49°, folglich die Entfernung ein größester Grad ist, was mit dem Resultate der geometrischen Messung übereinstimmt. Genau genommen weichen aber die Meridiangrade von den Aequatorgraden ab, und zwar der Abplattung wegen. Nach neuesten Messungen beträgt die Länge
des größten Meridiangrades (von 89° bis 90° d. Br.) 15,$_{05}$ Mln. (111.679,$_{78}$ m.),
" mittleren " 14,$_{97}$ Mln. (111.120,$_{62}$ m.),
" kleinsten " (v. 0° bis 1° d. Br.) 14,$_{90}$ Mln. (110.563,$_{79}$ m.),

Breite.	Meilen.	Breite.	Meilen.
0	15	50	9,661
5	14,943	55	8,623
10	14,774	60	7,519
15	14,492	65	6,357
20	14,101	70	5,145
25	13,603	75	3,894
30	13,001	80	2,613
35	12,301	85	1,312
40	11,506	90	0,000
45	10,624		

Frankfurt und Prag liegen fast unter gleicher Breite, nämlich etwas nördlich vom 50° nördlicher Breite. Auf diesem Breitenkreise ist ein Längengrad nach obiger Tabelle etwa 9,661 Mln. Nun ist der Längenunterschied zwischen beiden 5° 49¼'. Wie viel Meilen wird also Frankfurt von Prag entfernt sein? Antwort: $\frac{(9^{661}/_{1000} \times 349^1/_4)}{60}$.

Bemerk. Je mehr die Größe der Grade abnimmt, desto mehr nimmt der Zeitunterschied zu, denn die Sonne braucht zu jedem Grade, er mag groß oder klein sein, 4'. Wenn sie nun auf dem Aequator 1 Meile in 16" durchläuft, so verweilt sie auf dem 60. Breitengrad auf 1 Meile fast noch einmal so lang. Die Dauer des längsten Tages nimmt deshalb vom Aequator nach den Polen hin zu; es folgen hier einige Angaben:

Breite.	Tageslänge.	Breite.	Tageslänge.
0° 0'	12 Stunden.	63° 24'	20 Stunden.
8° 34'	12½ "	64° 50'	21 "
16° 44'	13 "	65° 31'	22 "
24° 12'	13½ "	66° 22'	23 "
30° 49'	14 "	66° 32'	24 "
36° 32'	14½ "	67° 19'	1 Monat.
41° 24'	15 "	69° 31'	2 "
45° 33'	15½ "	73° 0'	3 "
49° 3'	16 "	77° 28'	4 "
52° 0'	16½ "	83° 0'	5 "
54° 31'	17 "	90° 0'	6 "
58° 28'	18 "		
61° 19'	19 "		

§. 18. Der Normal-Meridian.

Es gibt offenbar so viele Meridiane, als es Punkte auf dem Aequator gibt, d. h. unzählig viele. Denkt man sich aber den Aequator nach der gewöhnlichen Kreiseintheilung in Grade, Min. u. Sek. eingetheilt, so können darnach die einzelnen Meridiane genau bestimmt werden, und es kommt nur noch darauf an, den Anfangspunkt der Theilung festzusetzen; derjenige Meridian, von welchem aus man dann die Grade von W. nach O. zählt, heißt der Anfangs- oder Normal-Meridian. Da nun der Aequator als Kreis keinen ausgezeichneten Punkt hat, so liegt es in der Willkür des Menschen, den Normal-Meridian zu bestimmen. Ptolomäus zog den Anfangs- oder Oten (eigentlich 360.) Meridian durch die ihm als die westlichste bekannte Gegend der Erde, nämlich die canarischen Inseln (insulae Fortunatae), von denen er glaubte, daß sie in einer Nord-Südlinie lägen. Dies ist jedoch nicht der Fall, und da eine solche Bestimmung der nothwendigen Genauigkeit und Schärfe entbehrte, so beschlossen i. J. 1634 französische Astronomen, denjenigen westwärts von Paris liegenden Meridian als den Oten anzusehen, welcher mit dem durch die Pariser Sternwarte gezogen vom Aequator einen Bogen von 20° abschneidet. Dieser Meridian trifft nun zwar keine der canarischen Inseln, sondern fällt ins Meer zwischen Ferro und Teneriffa, heißt aber gleichwohl der Meridian von Ferro und liegt unsern meisten Karten zu Grunde. Es heißt dann: der und der Ort liegt 30°, 100° u. s. w. östl. Länge von Ferro, oder kurz: 30°, 100° L.

Edinburg z. B. hat 14° 29′ 5″ L. (d. h. östl. Länge von Ferro), Philadelphia in Nordamerika 302° 30′ 15″. Man zählt auch oft nur 180° östl. und ebenso 180° westl. L. v. F.; dann hat Philadelphia 360°—302° 30′ 15′ = 57° 29′ 45″ w. L. v. F. — Die Franzosen nehmen nun gewöhnlich den Meridian der Sternwarte von Paris (20° ö. v. F.), die Engländer (sowie die deutschen, niederländischen, dänischen, schwedischen Seefahrer) den der Sternwarte von Greenwich (17° 39′ 51″ ö. v. F.), die Spanier den der Sternwarte von Madrid (13° 58′ 29″ ö. v. F.), die Nordamerikaner den der Sternwarte von Washington (59° 23′ 9″ w. v. F.), andere Nationen wieder einen andern als Anfangsmeridian an.

§. 19. Gegenfüßler. Nebenwohner. Gegenwohner.

Die Enden einer jeden durch den Mittelpunkt einer Kugel gedachten Linie finden sich entgegengesetzt. Folglich stehen die Menschen, die auf 2 entgegengesetzten Punkten der Erdkugel sich befinden, mit den Füßen grad gegeneinander. Man nennt sie in dieser Hinsicht Gegenfüßler oder Antipoden. Nach allen Weltgegenden hin sind sie die Hälfte des größten Erdumfangs, nämlich die Hälfte von 5400 Mln. von einander entfernt.

Der Scheitelpunkt (Zenith) des einen ist des andern Fußpunkt (Nadir). Der wahre Horizont ist für beide der gleiche, doch sieht jeder diejenige Hälfte der Himmelskugel, die dem andern verborgen ist. In der Länge sind sie 180° von einander verschieden: ihre Breite ist gleich hoch, aber entgegengesetzt. Nur wer auf dem Aequator wohnt, muß seinen Gegenfüßler wieder auf dem Aequator haben.

Gotha liegt unter 28° 22′ 32″ L. ö. v. F. und 50° 56′ 37″ nördlicher Breite; die Gegenfüßler findet man also unter 28° 22′ 32″ + 180° = 208° 22′ 32″ L. ö. v. F. oder 151° 37′ 28″ L. w. v. F. und 50° 56′ 37″ südlicher Breite.

Nebenwohner (Perioeci) nennt man diejenigen, die unter derselben Breite, doch 180 Längengrade von einander entfernt wohnen. Gegenwohner (Antoeci) endlich haben den gemeinschaftlichen Meridian, nur unter gleicher entgegengesetzter Breite.

München (Sternwarte) hat 48° 8′ 45″ nördl. Br. und 29° 16′ 15″ L. Die Nebenwohner desselben müssen also auf demselben Breitenkreise, doch unter 209° 16′ 15″ L. gesucht werden. Die Gegenbewohner Münchens finden sich ebenfalls unter 29° 16′ 15″ L.; ihre Breite von 48° 8′ 45″ ist aber nicht nördlich, sondern südlich.

Bemerk. — Gegenwohner haben gleiche Tageszeit, ihr Mittag ist ja im gleichen Augenblick; dagegen sind die Jahreszeiten verschieden. Nebenwohner besitzen dagegen gleiche Jahreszeit, aber entgegengesetzte Tageszeiten; 180° Länge machen einen Unterschied von 12 Stunden. Bei den Gegenfüßlern muß beides entgegengesetzt sein, sowohl Tages- als Jahreszeit; der Morgen des einen ist der Abend des andern; der eine hat Sommer, während der andere Winter.

§. 20. Vom Globus.

So heißt die künstliche Nachbildung des Erdkörpers in reiner Kugelgestalt. Wegen der Kleinheit ist die Abplattung der Pole kaum, und die Unebenheit der Fläche gar nicht darzustellen. Die nöthigen mathematischen Punkte und Linien dürfen aber nicht fehlen, nämlich: 1) Nord- und Südpol; 2) Aequator (Gleicher, Aequinoctiallinie oder schlechtweg Linie), eingetheilt in 360° von W. nach O.; 3) Normal-Meridian, von welchem die Zählung der 360° beginnt, gewöhnlich der neben der Insel Ferro; 4) Meridiane, die den Aequator von 10 zu 10° durchschneiden, also gesammt 36; 5) Parallel- oder Breitenkreise, von 10 zu 10° vom Aequator abstehend, also 8 zur nördlichen und 8 zur südlichen Breite; 6) 4 dazwischen liegende, besonders wichtige Parallelkreise, nämlich a) die nördliche oder Krebswende (circulus tropicus cancri) und die südliche oder Steinbockswende (circulus tropicus capricorni), beide in 23½° Breite; b) der nördliche oder arktische Polarkreis (von ἄρκτος der

Bär) und der südliche oder **antarktische** (dem Bär entgegenstehende) in 66½° Br.*)

Um die Kugel zu drehen, hat sie eine Axe, die mit ihren Endstiften in einem messingenen Ringe läuft. Dieser Ring stellt einen **Universal-Meridian** vor, unter welchem sich alle Oerter der Erde durchbewegen, und ist mit den gehörigen Breitengraden bezeichnet. Er ruht mit seiner Kugel in dem **Horizontalgestelle**, dessen Kranz — mit Gradeintheilung und astronomischem Kalender — den wahren Horizont des ihm entferntesten Punktes der Kugeloberfläche bezeichnet. Drehen wir die Kugel so, daß unser Ort ganz zu oberst derselben unter dem Ringe, der dadurch unser Ortsmeridian wird, sich befindet, so erblicken wir sogleich die Polhöhe unsers Orts an der Höhe des Nordpols überm Horizonte, und können uns noch manches andre durch Betrachtung der Kugel deutlich machen.

Z. B. wie hoch der Aequator überm südl. Horizonte zu suchen ist — wie tief die Sonne am 21. December, nämlich an der Steinbockswende, und wie hoch sie am 21. Juni mittags am Himmel steht — wie klein der Bogen ist, den sie Mitte winters am südl. Wendekreis beschreibt, wenn sie südöstlich auf- und südwestlich untergeht; wie kurz also dann für uns die Tage sind — wie groß der Sonnenbogen zu Ende Juni ist, wie lang also dann für uns die Tage sind — wenn bei uns Mittag ist, wo alsdann auf der Erde Abend, wo Nacht und wo Morgen ist — wenn die Sonne über unserm Horizont aufgeht, welche Gegenden alsdann Mittag haben u. s. w.

Am Nordpol der Kugel ist ein Stundenring angebracht; ein Weiser am Ende der Axe muß sich, wenn ich die Kugel einmal umdrehe, auch einmal durch die 24 Theile des Stundenrings bewegen. Habe ich nun den Weiser auf 12 gestellt und drehe die Kugel so, daß mein Ort den messingenen Ring verläßt, von W. nach O. um, so finde ich, unter welchem Meridian der Erde es eben, während bei mir die Sonne culminirt, erst 11, 10, 9, 8 u. s. w. Uhr, und wo noch Mitternacht ist. Drehe ich sie aber von O. nach W., so sehe ich, wer schon 1, 2, 3 Uhr u. s. w. nachmittags hat, während ich erst Mittag habe.

Aehnliche mechanische Lösungen von mancherlei Aufgaben findet man in größern Schriften über mathematische Geographie oder in Anleitungen zum Gebrauche der Globen.

Auf den Erdkugeln ist auch eine schiefe Kreislinie oder Ekliptik gezeichnet. Sie gehört eigentlich nur auf künstliche Himmelskugeln. Denkt man sie indes vom Globus abgelöst und als eignen Ring durch den messingenen Universalmeridian gesteckt, so kann die Kugel innerhalb ihrer 12 himmlischen Zeichen sich herumwälzen, was den Gegenstand anschaulicher macht. Außerdem befindet sich bei vollständigen Globen noch ein Quadrant (d. i. Viertel eines Meridianrings), der im Zenith eines jeden beliebigen Orts auf den Universal-Meridian geschraubt werden kann; er ist beweglich und nach jeder Weltgegend zu drehen, weshalb er die Entfernung der Oerter von dem Punkte

*) Nach gewöhnlicher Angabe; die genauere Lage dieser Kreise ist 23° 27′ 30″ und 66° 32′ 30″.

nach Meridian- oder Aequatorgraden angibt. Auch muß mit dem Fußgestell des Globus ein Kompaß verbunden sein, damit man die Maschine richtig nach der Weltgegend stellen kann. (Nur ist dabei Rücksicht auf die Declination der Nadel zu nehmen, wovon weiter unten.)

§. 21. Zonen.

Durch die Polar- und Wendecirkel wird die Oberfläche der Erde in Zonen oder Gürtel abgetheilt. Ihrer sind fünf: 1) Die heiße Zone zwischen beiden Tropen oder Wendekreisen, an beiden Seiten des Aequators 47° breit. Jeder Ort derselben hat 2 mal des Jahrs die Sonne im Zenith; doch auf den Wendekreisen selbst kann die Sonne nur 1 mal des Jahrs stehen. 2) Die nördliche gemäßigte Zone, zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem nördlichen Polarkreise, 43° breit. 3) Die südliche gemäßigte Zone, zwischen dem südlichen Wende- und Polarkreise, auch 43° breit.

Beide heißen gemäßigte, weil die Sonne zwar niemals den Bewohnern grad übers Haupt tritt, aber doch so weit am Horizont sich erhebt, daß sie die Vegetation befördert. Im südlichen Theile des Gürtels ist schon beträchtliche Wärme, wie in der Nähe des Polarkreises schon beträchtliche Kälte. Der echt gemäßigte Strich, wo Pflanzen- und Menschenwelt am besten gedeiht, ist also die Mitte dieser gemäßigten Zonen. Die Ungleichheit der Tage nimmt mit der Entfernung vom Aequator so zu, daß auf dem Polarkreise der längste Tag 24 Stunden hat.

4) Die nördliche kalte Zone oder Polargegend, eigentlich kein Gürtel, sondern ein Kugelabschnitt oder eine Kugelfläche, deren Mittelpunkt der Nordpol ist. Die Umdrehung der Erde verursacht hier nicht jedesmal Tag und Nacht; vielmehr sind zu einer Zeit des Jahres die Tage und zur andern die Nächte über 24 Stunden lang, ja um den Pol herum ist ½ Jahr Tag und ½ Jahr Nacht. 5) Die südliche kalte Zone, oder eine Kugelfläche mit dem Südpol als Centrum. Von ihr gilt das Gleiche wie von der nördlichen. —

Die Zonen sind zwar durch scharfe Grenzlinien geschieden, allein man darf nicht glauben, daß zwischen den Klimaten derselben schroffe Uebergänge bestehen. Es gibt z. B. Punkte der gemäßigten Zone, die kälter sind, als manche Punkte der kalten Zone. Die Ursache dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß das wirkliche Klima eines Ortes selten mit seinem mathematischen übereinstimmt. Davon später. — Die Länge eines Wendekreises beträgt 4956,31 Mln., die eines Polarkreises 2155,70 Mln. Von den 9.261238,3 Q.-Mln. der Erdoberfläche kommen

auf die heiße Zone	3.672893,2	Q.-Mln.	(39,658 Proz.)
auf die beiden gemäßigten Zonen . . .	4.816870,5	„ „	(52,011 „)
auf die beiden kalten Zonen . . .	771474,6	„ „	(8,330 „).

§. 22. Projectionen — Planigloben und Karten.

So werthvoll der Gebrauch des Globus für die ersten Orientirungen auf der Erdoberfläche ist, so stellen sich doch dem praktischen Gebrauche desselben desto mehr Schwierigkeiten entgegen, je größer die Abbildung der Erde gewünscht wird oder je kleinere Partieen der Erdoberfläche durch Abbildung in großem Maßstabe zur Darstellung gelangen sollen. Man hat deshalb frühzeitig darauf gesonnen, die Erde oder einzelne ihrer Theile auf einer Fläche darzustellen*). Da aber die Erde kein ebener, sondern ein nach 2 Richtungen (doppelt-) gekrümmter Körper ist, so kann es auch keine der Natur vollkommen entsprechende Bilder von der Erde oder ihren Theilen geben. Doch sucht man die Abbildungen so einzurichten, daß sich die wahren Verhältnisse des Ganzen und seiner Theile möglichst richtig ersehen lassen. Zunächst kommt es darauf an, das Gradnetz, welches durch die sich schneidenden Längen- und Breitenkreise auf der Kugeloberfläche gebildet wird, möglichst natürlich zu verzeichnen. Eine solche Verzeichnungsart nennt man Projection (Entwurf), und es gibt deren verschiedene, je nachdem der Gesichtspunkt wechselt, von welchem man ausgeht. Denkt man sich denselben z. B. senkrecht über einem Pole liegend, so erhält man eine Projection, in welcher der Pol den Mittelpunkt bildet, alle Parallelkreise bis zum Aequator concentrisch um ihn herum liegen und die Meridiane strahlenförmig vom Mittelpunkte aus zum Pole hinziehen, m. a. W. eine — nördliche oder südliche — Halbkugel (Hemisphäre) in der Polarprojection. Nimmt man einen Punkt des Aequators als Gesichtspunkt, so wird der demselben entgegengesetzte (d. h. um 180° abstehende) Punkt des Aequators Mittelpunkt eines Bildes, auf welchem der Aequator und der mittlere Meridian als gerade Linien, die Parallelkreise und die übrigen Meridiane als excentrische Kreisbögen und der äußerste Meridian als Kreis erscheinen, m. a. W., man erhält eine — östliche oder westliche — Halbkugel in der Aequatorialprojection. Nimmt man endlich irgend einen beliebigen Punkt zwischen Aequator und Pol als Gesichtspunkt, so erscheinen Parallelkreise und Meridiane gleichfalls als excentrische Kreisbögen, nur der mittlere Meridian als gerade Linie — es ergibt sich die Projection einer Halbkugel eines Ortes aus der Erdschiefe.

*) Die ersten (indes verloren gegangenen) Karten wurden von Anaximander (um 550 v. Chr.) in Milet gefertigt; sein Landsmann Hecatäus (um 520) bildete die neue Kunst mit solcher Fertigkeit aus, daß er seine Zeitgenossen in Erstaunen setzte; ein dritter Milesier, Aristagoras, erregte um 500 v. Chr. mit seiner metallenen Landkarte, auf welcher er dem spartanischen König Kleomenes den Weg nach Susa zeigte, in Lacedämon Aufsehen.

Die hier genannten Projectionen nennt man stereographische; sie werden gewöhnlich angewandt, wenn man Bilder von ganzen Halbkugeln der Erde, Planigloben, entwerfen will. Immer erscheint hier als Zeichenebene diejenige Ebene, welche die beiden darzustellenden Halbkugeln trennt, und immer sind auch die Theile am Rande der Karte im Vergleich mit denen der Mitte stark vergrößert. Außer der stereographischen werden, je nach Größe und Zweck der Abbildung, noch verschiedene andere Projectionen beim Entwurfe von Karten in Anwendung gebracht, z. B. die orthographische, die konische oder Kegel-, die Centralprojection rc., die alle ihre besonderen Vortheile und Mängel haben, auf deren Theorie aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die ganze Kugel auf einer horizontalen Fläche abzubilden, ist nicht möglich; doch lassen sich sämmtliche Länder und Meere im Zusammenhang auf ein Blatt bringen, wenn man die Kugel nach Nord und Süd zu einer Cylindergestalt ausgereckt sich vorstellt und den Cylinder wie ein gerolltes Papier nach Ost und West abwickelt. Meridiane und Breitenkreise durchschneiden sich dann überall in rechten Winkeln, wobei die Länder und Meere, je weiter sie vom Aequator abstehen, desto mehr auseinander gezogen werden. Man nennt diese Entwerfungsart nach ihrem Erfinder und dem Schöpfer der heutigen Kartographie (einem Niederländer im 16. Jahrh.) Mercators Pojection, und braucht sie, da sie zu Uebersichten sehr vortheilhaft ist, besonders in Seekarten.

Wenn es sich um Abbildung kleinerer Theile der Erdoberfläche handelt, so treten wieder besondere Regeln für deren Projection ein; je kleiner die Landstriche sind, die man auf einer besondern Karte darstellt, je ähnlicher ist das Abbild, da kleinere Landstriche der Erde weniger an die Kugelgestalt erinnern. Man vergleiche im 1. Abschnitt §. 8 und §. 26.

§. 23. Die Continente.

Die Oberfläche der Erde besteht aus Wasser und Land. Man betrachte den Globus: sieht man grade auf den Südpol, so nimmt das Wasser den größten Raum ein, während auf der Nordhälfte das meiste Land ist; hält man den Globus so vor sich, daß der 210. Grad des Aequators den Mittelpunkt der Halbkugel bildet, so gewahrt man wiederum fast lauter Wasser, auf der andern Seite dagegen mehr Land. So ergibt sich eine nordöstliche Landhalbkugel und eine südwestliche Wasserhalbkugel; ferner sieht man, daß bei weitem der größte Theil der Erdoberfläche mit Wasser bedeckt ist, und zwar kommen aufs Land 2⁴/₁₀ Mill. (genau 2.426506) Q.Mln., aufs Wasser 6⁸/₁₀ Mill. (genau 6.834738) Q.M.*). Die nach Süden

*) 140,000 Q.M. unerforschte Gebiete am Nordpol, 396,000 am Südpol, zusammen 536,000 Q.M. sind hier dem Meere zugerechnet. So ergibt sich ein Verhältnis des Landes zum Wasser wie 1 : 2,8.

hin zersplitterten und in Zuspitzungen endenden großen Landmassen heißen feste Länder oder Continente, die kleineren werden Inseln genannt. Nehmen wir den Meridian von Ferro als Hauptheiler der Kugel, so enthält die östl. Hemisphäre ein großes Festland, dessen Hauptmasse nördlich vom Aequator liegt, und ein kleines in Südost, mit großen und kleinen Inseln dazwischen; die westliche Hemisphäre dagegen nur ein Festland nebst Inselgruppen. Man nennt aber stets 5 Erdtheile, indem man das große Continent der östl. Hemisphäre in 3 Theile zerlegt: Asien, Afrika, Europa, Australien auf der östl., und Amerika auf der westl. Hemisphäre*). Vor alters hatte man nur theilweise Kunde von den 3 ersteren; die zwei letzteren sind erst in neuerer Zeit entdeckt und werden deshalb die Neue Welt im Gegensatze zur Alten Welt genannt.

Asiens Lage ist zwischen 44 und 207° ö. L. und zwischen 1 und 77° nördl. Br., also größtentheils in der gemäßigten Zone, indem der nördlichste Strich in die kalte, und nur 3 Halbinseln in die heiße Zone hinein reichen; sein Flächeninhalt mit Inbegriff der Inseln 796005 Q.M. — Afrika, zwischen 37° nördl. und 35° südl. Br. und in der Länge von 1 bis 69°, gehört im Norden und Süden zu den gemäßigten, mit seiner Hauptmasse aber zur heißen Zone; Größe 543570 Qm. — Europa, mit dem nördlichsten Strich die kalte Zone berührend, liegt fast ganz in der nördlichen gemäßigten und erstreckt sich von 8 bis 81° ö. L. und von 36 bis 71° n. Br.; Flächeninhalt 178130 Qm. Zur Grenzbestimmung gegen Asien dienen die Mündungen des Flusses Kar im N. und des Ural im S. — Amerika, auf der Nord- und Südhälfte der Erdkugel, reicht fast durch alle Zonen, mit Ausnahme der südlich kalten. Im eisigen Norden ist es nur bis zum 77° bekannt, in südlicher Breite erstreckt es sich bis 56°; Größe 747680 Qm. Australien (d. i. Südland) oder Neuholland, zw. 11 und 39° südl. Br. und zwischen 130 und 173° Länge; Größe 138529 Qm. Da man sehr viele Inseln dazu rechnet, heißt es auch Vielinselland oder Polynesien und enthält mit diesen zusammen 161105 Qm.

---

*) Zwischen Asien und Afrika ist ein so tiefer Meereseinschnitt, daß man sie für 2 Erdtheile gelten lassen kann, die aber durch die Erdenge von Suez verbunden sind. Europa hingegen hängt in großer Breite mit Asien zusammen, und heißt nur deshalb ein eigner Erdtheil, weil im Alterthum, wo die Benennungen entstanden, jener Zusammenhang unbekannt war. Amerika könnte eher 2 Erdtheile ausmachen, da von seiner Nordmasse nur die schmale Erdenge von Panama zur Südmasse führt. — Bei den Phöniziern sollen die Namen Europa (Ereb, d. i. Dunkel- oder Abendseite) und Asien (Asi, d. i. Licht- oder Morgenland) aufgekommen sein; zu letzterm ward ein Stück Afrikas, das Nilland nämlich, mitgerechnet. Das übrige Afrika hieß damals Libya.

Die Größe Europas = 1 angenommen, ist Asien 4,46, Amerika 4,19, Afrika 3,05, Australien (mit Polynesien) 0,9. Die sämmtlichen Inseln der Erde, die in obigen Größen der Erdtheile schon mitgerechnet sind, machen etwa 118,500 □M., also 1/20 alles Landes aus.

§. 24. Ueberblick der Länder nach Zonen.

Man muß die Länder der Erde nicht bloß nach den Continenten, sondern auch nach den Zonen zusammenstellen. Es gewährt dies kein geringes Interesse. Schüler namentlich werden dadurch achtsamer auf die Entfernung der Länder vom Aequator und von den Polen und brauchen später nicht erst bei einzelnen Ländern besonders nachzusehen, ob sie zu den tropischen oder zu den andern gehören.

1. Polarländer. Der arktische Kreis umfaßt außer den Inseln des Eismeers nur noch: den nördlichsten Strich Amerikas, Sibiriens und Rußlands, nebst Lappland und der Nordspitze Skandinaviens; der antarktischen Inseln sind nur wenige Punkte entdeckt; die Südspitzen Amerikas, Afrikas und Australiens reichen nicht in die Polarzone hinein.

2. Die gemäßigte Zone der Südhemisphäre enthält: in Afrika das Kapland nebst Nachbarküste und die Hochterrasse des Oranje-Stroms — in Amerika Patagonien nebst Feuerland u. s. w., Chili, La Plata und Uruguay, Paraguay großentheils, und ein Stück Brasiliens — in Australien die Hälfte Neuhollands, Neuseeland und kleine Inseln.

3. Die gemäßigte Zone der Nordhälfte enthält: in Asien Sibirien größtentheils, ganz Hochasien nebst der Mandschurei und Korea, das Tiefland China, Japan und nordöstliche Inseln; ferner Hindostan oder Nordtheil Vorderindiens, ein Stück von Hinterindien, die Nordhälfte Arabiens, das hohe Iran und das tiefe Turan, Vorderasien zwischen dem kaspischen und mittelländischen Meere — Europa fast ganz, mit Ausnahmen der erwähnten Nordenden Skandinaviens und Rußlands — in Afrika die Nordhälfte der Sahara, Aegypten, die Berberei, die kanarischen und azorischen Inseln — in Amerika fast das ganze Nordamerika mit Ausschluß des Hochlandes Anahuac (Südmexiko) und eines kalten Polarstrichs.

4. Die heiße Zone. Da sie von den beiden Wendekreisen oder Tropen begrenzt ist, so heißen ihre Länder die tropischen; es sind folgende: in Asien die Südhälfte Arabiens, die ostindischen Halbinseln nebst Ceylon und dem Südost-Archipelagus — in Afrika fast das ganze Hochafrika mit westl. und östl. Küstenrande, Sudan, Abessinien (oder Habesch) und Nubien, der südliche Theil der Sahara, Senegambien und Guineaküsten, fast ganz Madagaskar nebst anderen Inseln östl., die capverdischen Inseln nebst anderen westl. des Continents — in Amerika fast ganz Brasilien, Bolivia, Peru, Columbia, Ecuador, Neugranada, Venezuela, Guyana, Centro-Amerika und Südmexikol, nebst den westindischen Inseln, von denen nur die Gruppe der Bahamas in die gemäßigte Zone hinüberliegt — in Australien die Nordhälfte Neuhollands, Neu-Guinea und alle bedeutenden Inseln und Inselgruppen.

§. 25. Oberflächenformen des Festlandes.

Sie werden bestimmt durch die Gegensätze von eben und uneben, von hoch und tief. Oben im 1. Abschnitte ist schon von Gebirgsformen, Abdachung, Abstufung, Berg- und Hügelland gesprochen, und im 2. sind manche Thalebenen, z. B. am Rhein und an der Rhone, Hochebenen z. B. in Baiern, Tiefebenen z. B. in der Lombardei und Ungarn, auch große Flach- und Tiefländer, wie in Norddeutschland und in Osteuropa, erwähnt worden. Um so kürzer können wir hier einige Benennungen erörtern, die man den Ländern ihrer Lage und Gestaltung nach zu geben pflegt.

1) Hochebene (Hochplatte, Plateau, Hochland) ist ein Landstrich von geringer oder sanft wechselnder Abdachung, sobald seine Erhebung über den Meerspiegel beträchtlich ist.*) Die Hochebene kann wellenförmig sein, ja die Wellen können in Hügel und Berge ansteigen, nur müssen sie weite flachere Gegenden zwischen sich haben.

Der Name Plateau wird auch hochliegenden Längenthälern gegeben, wenn sie von bedeutender Breite sind, z. B. dem von Quito. Hochebenen von sehr großer Ausdehnung in Länge und Breite, z. B. Dekan, Iran, Arabien, werden auch Tafelländer genannt. Die Hochebenen Deutschlands sind von geringer Erhebung und Ausdehnung, selbst die schon oben beschriebene in Schwaben und Baiern hat im Mittel nur 500 m.; die kastilischen Hochebenen, von Duero und Tajo durchströmt, haben schon größere Ausdehnung und 700 m. Seehöhe. Noch weiter ausgestreckt ist die Hochplatte der Berberei an der Nordküste Afrikas, und der Süden dieses Welttheils besteht aus mehreren 1000—1200 m. über dem Meerspiegel gelegenen Flächen und Berglanden. — Merkwürdig sind: die Hochplatte Quitos in den Anden, 2914 m. Seehöhe, und die von Anahuac mit der Stadt Mexiko, 2271 m.

2) Sind aber Berge, Gipfel und Rücken eines hochgelegenen Landstrichs nahe bei einander und nur durch Sättel, Joche, Schluchten, Thäler und kleinere Ebenen getrennt, so ist von keiner Hochebene mehr die Rede, sondern von Gebirgsland, das zum Hochgebirgslande oder Alpenlande wird, wenn beschneite Gipfel aus seinem Kamme aufragen. Gebirgsland ist z. B. im Schwarzwald, Alpenland in der Schweiz, im Kaukasus, im Himalaya, in den Anden u. s. w.

Oft findet man auch den Namen Hochland für solche Gebirgsländer angewendet, bei welchen eine geschlossene Gesammterhebung der ganzen Masse der Erdrinde vorhan-

---

*) Das Wort beträchtlich ist immer relativ und deshalb absichtlich hier gebraucht; es läßt sich keine bestimmte Grenze zwischen Tief- und Hochebene, kein Minimum für letztere angeben, so wenig sich eine allgemein giltige Höhe zur Unterscheidung von Hügel und Berg festsetzen läßt, weil diese Unterscheidungen immer durch die Gesammtfiguration des Landes bestimmt sind. Man nimmt im allgemeinen an, daß eine Ebene, die sich nicht 200 m. über die Meeresfläche erhebt, nicht als Hochebene gelten könne.

den ist, über welche dann erst die durch Thäler getrennten Berge (Plateau- oder aufgesetzte Gebirge) emporragen. Massengebirge, ohne eigentlichen Hauptrücken, gruppiren sich mehr oder minder symmetrisch um einen Mittelpunkt (Harz), Kettengebirge, die zahlreicheren, reihen Gipfel an Gipfel; sie erheben sich entweder auf einem Tafellande (Küen-Lün), oder umwallen als Randgebirg ein Plateau (Himalaya), oder endlich sie steigen aus Vorbergen oder frei aus der Tiefebene empor (Erzgebirg, Ural). — Gewöhnlich werden nur die Höhen der Berggipfel erwähnt und mit einander verglichen (Gipfelhöhe), man muß aber auch die Gesammterhebung der Gebirge beachten, indem man die einzelnen, über die Kamm- und Paßhöhe emporsteigenden Gipfel und Kuppen hinwegdenkt. Die mittlere Kammhöhe ergibt sich bei Kettengebirgen aus dem Durchschnitt der Höhen sämmtlicher Punkte auf der Kammlinie, für die mittlere Paßhöhe liefern bei Massen- und Gruppengebirgen die Thalungen, bei Gebirgsketten und Rücken die Sättel und Einsenkungen, die zu Pässen dienen, den Maßstab. So hat das Plateau des Oberharzes im Durchschnitt etwa 600, der Kamm des Thüringerwaldes 700 und der des Erzgebirges 800 m. Seehöhe; die Hochkarpathen 2000 und der Hauptkamm der Alpen 2500 m. Höher ist der Kaukasus, dessen Kamm den Gipfeln der Karpathen, und noch höher das Himalaya, dessen Kamm noch 600 m. über die Montblancspitze sich erhebt. — Was die im 1. Abschnitt angeführten Formen der Berggipfel betrifft, so hängen dieselben hauptsächlich ab von der Gesteinsart, aus welcher sie bestehen, theilweise auch von der Höhe, bis zu welcher sie sich erheben; Sandstein bildet andere Formen als Kalk, Granitgebirge haben ein ganz anderes Aussehen als die vulkanischen Kegelberge.

3) Geschlossene Hochplatte. Man bezeichnet mit diesem Namen solche ziemlich wagrechte Hochgegenden, deren innere Einsenkungen keinen Abzug in Stufen- und Tiefländer und zum Meere haben. Seen und Flüsse, die man daselbst antrifft, müssen verdunsten oder sich im Sande verzehren, weil sie von Gebirgen oder Hochrändern eingefaßt sind; die Seen, ohne Abfluß, haben mit wenigen Ausnahmen salziges Wasser, weil durch die Verdunstung stets nur reines Wasser fortgeführt wird, während durch das zuströmende Wasser und durch die Auslaugung des Bodens der Salzgehalt stets zunehmen muß.

Die Einsenkung des Jura, die den Lac de Joux umschließt, ist nur ein isolirtes Hochthal; sie würde eine isolirte oder geschlossene Hochplatte sein, wenn sie weit ausgedehnt wäre. Eine solche ist aber die große armenische Hochplatte, die den See Wan in einer absoluten Höhe von 1666 m. trägt, und deren Ränder ringsum in solche Vertiefungen absinken, daß man sie deshalb eine Berginsel nennt. — Noch mehr erhebt sich die geschlossene Hochplatte Perus in den Anden um den See Titikaka her, nämlich auf 3878 m. — So liegt auch nördlich des Himalaya das Innere des Landes Tibet im Durchschnitt in einer Höhe von 3900 m., und Persien oder Iran besteht ebenfalls beinah ganz aus abgeschlossenen Hochflächen von mehr als 1000 m. Seehöhe.

Um sich eine Vorstellung von solchen Ländern zu machen, denke man sich z. B. alles mittlere Schweizerland zwischen Jura und Rigi, oder das Land zwischen Schwarzwald und Riesengebirg so erhoben, daß die Gipfel dieser Berge gar nicht oder nur wenig über seine Ränder herausragen. Man wird alsdann leicht hinzudenken, welche Veränderung des Klimas durch solche Erhebung des Landes bewirkt werden müsse, wobei dann auf Beschaffenheit des Bodens und gänzlichen oder theilweisen Mangel an Bewässerung noch viel ankommt; gar häufig enthalten die isolirten Hochplatten nur Steppen und Wüsten.

Anmerk. Wir haben vorhin das Wort Stufenländer gebraucht; man versteht darunter solche Länder, welche den mittleren Lauf der Ströme bestimmen, sie sind also die mit Flächen vermischten Berg- und Hügelstriche, die häufig ein Hochland erst umgeben, eh die Abdachung zum Küstenlande oder zum bloßen Küstensaume oder erst zu Tiefebenen sich senkt. Donau und Drau z. B. durchfließen erst österreichisches Stufenland, eh sie in die ungarische Tiefebene kommen.

4) Sind diese Tiefebenen oder Niederungen von großer Ausdehnung, so heißen sie Tiefländer, oder auch niedre Flachländer.

Die Po-Ebene kommt manchem schon beträchtlich vor, da sie 400 Q.-M. enthält; die der Walachei ist aber 600, und die Tiefebenen Ungarns sind 1800 groß. Weit ausgedehnter ist unser Tiefland im deutschen Norden und in Holland, nämlich 6800 Qm.; ferner die chinesische Tiefebene am Jantsekiang und Hoangho, sie hat 10000 Qm. und ebensoviel als das atlantische Küstenland der nordamerikanischen Union. Und doch sind diese allzumal klein zu nennen im Vergleich mit dem über 30000 Qm. großen Turan, dem Tieflande am Aral- und Kaspi-See, mit den Pampas am La Plata und den Savannen am Missouri-Mississippi, die beide je 70000 Qm. einnehmen, oder mit dem flachen Rußland, das sich über 90000 Qm. erstreckt. Die Ebene am Amazonenstrom hat weit über 100000, Sibiriens Tiefland gar über 200000 Qm. — So groß aber auch der Flächeninhalt alles Tieflandes sein mag, so steht doch das Hoch- und Gebirgsland ihm nicht nach, übertrifft vielmehr, mit Ausnahme Europas, in jedem Erdtheile das erstere, indem diese beiden Hauptunterschiede der Lage in den einzelnen Erdtheilen in folgender Ausdehnung sich finden (Tiefland bis zu 300 m. Seehöhe gerechnet):

	Tiefland:	Hochland:
Asien	281425 Qm.	514580 Qm.
Amerika	282130 „	465550 „
Afrika	173300 „	370270 „
Europa	134400 „	43730 „
Australien	71750 „	89355 „

5) Ob die Tiefländer mehr oder weniger wagrecht, ob sie von großen Strömen, Nebenflüssen und Bächen durchschnitten sind oder nicht, und ob Sand oder Marsch ihren Boden bedecken, ob in heißem oder gemäßigtem oder kaltem Klima, davon hängt ihre Bedeutung für die Menschheit ab.

Der flache Norden Deutschlands ist werthvoller als das beinah 5mal größere Turan; und was sind die 70000 Qm. der Pampas gegen die fruchtbaren Ebenen am Jantsekiang, die 7 mal geringere Ausdehnung haben!

Anmerk. Wie es geschlossene Hochplatten gibt, so gibt es auch Tiefländer, die keinen Abzug zum Meere haben; Turan hat die Eigenheit, ein geschlossenes Tiefland zu sein. In der östlichen Hälfte Nigritiens oder Sudans, besonders um den See Tsad her, befinden sich mehrere ausgedehnte Strecken in gleichem Falle.

§. 26. Von der Höhenmessung.

Sind Höhen zu messen, zu denen man leicht und sofort gelangen kann, so wendet man ein Nivellement an oder unter Umständen auch einen mit einem Gewichte beschwerten Faden (Senkblei), den man auf die Horizontalfläche herabläßt und dessen Länge man mißt (S. 1. Abth.). Unzugängliche Höhen können nur trigonometrisch, d. h. durch Winkelmessungen bestimmt werden, die man von einer bestimmten Basis aus nimmt und wobei das verlangte Resultat durch Rechnung aus gemessenen Stücken gefunden wird. Sind endlich Höhen zu messen, die zwar zugänglich, aber für einen anzulegenden Maßstab viel zu bedeutend sind, so bedient man sich zur Messung entweder gleichfalls der Trigonometrie, oder es gibt hiezu die Physik die Mittel an die Hand, indem man aus der Differenz des Luftdruckes zwischen Spitze und Basis auf den Höhenunterschied schließt. Diese Differenz kann gefunden werden mit dem Quecksilber- und dem Aneroid- (Dosen-) Barometer oder durch Bestimmung des Siedepunktes von destillirtem Wasser.

Die Luft ist bekanntlich in den höheren Regionen dünner und leichter, und ihr Druck ist deshalb auf einem Berge geringer, als in einer Niederung. Die Dichtigkeitsverhältnisse der Luft und die Verschiedenheit ihres Druckes in den verschiedenen Höhen werden am sichersten von dem Barometer angezeigt. Um aber mittels Barometerbeobachtungen zu zuverläßigen Resultaten zu gelangen, muß man mit den Beziehungen bekannt sein, welche zwischen der Erhebung über den Meeresspiegel und dem entsprechenden Sinken des Barometers stattfinden. Beträgt der Barometerstand an einem gewissen Orte 760 mm., so muß man, soll das Barometer um 1 mm., also auf 759 mm. fallen, $10,^5$ m. steigen; ein Fallen des Barometers um 10 mm. würde also eine Erhebung von $10 \times 10\frac{1}{2} = 105$ m. andeuten. Es kommen jedoch hiebei noch mancherlei Nebenumstände (Temperatur, Breite, Tageszeit ꝛc.) in Betracht, so daß solche Messungen, wenn sie genau sein sollen, schwieriger sind, als sie auf den ersten Blick zu sein scheinen.

§. 27. Gebirge und Vulkane.

Die Lehre von den Gebirgen, die in ihren allgemeinsten Umrissen der physischen Geographie angehört, hat in neuerer Zeit namentlich durch Re-

sultate der geologischen und geognostischen Forschung, sehr viel an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen. Viele unhaltbare, willkürliche Annahmen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatten, sind widerlegt und auch die alte Eintheilung in Ur-, Gang- und Flötzgebirge hat sich als unhaltbar erwiesen, indem gerade die Urgebirge als die jüngsten erkannt wurden. (Näheres unten). Auch die Zusammengehörigkeit von Gebirgen ist erst durch die Geologie, „die Anatomie der Gebirgsketten“, nachweisbar geworden, indem nur solche Gebirge ein Gebirgssystem bilden können, die gleiches Alter und den gleichen inneren Bau zeigen. In der Gesetzmäßigkeit, welche sowohl die Richtung von Thal und Berg, als auch die der Gebirgslager nach gewissen Linien und um gewisse Punkte herum beherrscht, liegt der Charakter eines Gebirgslandes. Wenn der volksthümliche Ausdruck mit Gebirg die Vorstellung des Erhabenen verknüpft, so ist diese eine relative; die Erhebungen, die wir in Niederdeutschland nicht mit Unrecht als „Wesergebirge“ bezeichnen, würden am Fuße des Himalaya zu unbedeutenden Hügelzügen herabsinken. Von der Höhe der Gebirge hatte man lange sehr übertriebene Vorstellungen; jetzt weiß man, daß der höchste aller gemessenen Gipfel der Erde (Gaurisankar 8839 m.) wenig mehr als eine Meile sich erhebt. Die höchsten Gipfel- und Paßhöhen finden wir in Hochasien: im Himálaya und Karakorúm. Dort erheben sich als höchste Bergriesen: der Mount Everest 8839 m. oder 27212′ par. (bei den Hindus Gaurisánkar, bei den Tibetanern Chingopamarí genannt), der Kanchinginga 8551 m. (26325′), der Sihsurgipfel 8472 m. (26083′), der Dhawalagiri 8176 m. (25177′), der lange Zeit für den höchsten Berg der Erde galt; hier steigt zu gleicher Höhe: der Dápsang 8619 m. (26533′), der Diámar 8118 m. und der Masheribrúm 7813 m. Die mittlere Kammhöhe des Himalaya beträgt 5509, die des Karakorum 5680 m.; die mittlere Höhe von 21 gemessenen Pässen im Himalaya beträgt 5425, von dreien im Karakorum 5700 m.; der höchste Paß mit 6236 m. ist der Ibi-Gáminpaß im Himalaya; der niedrigste in dieser Kette, der Bara-Lachapaß, übersteigt mit 4933 m. die Höhe des höchsten Passes der Anden. Die nächst höchsten Erhöhungen besitzt Südamerika, wo der Illampu oder Nevado von Sorata 7513 m. (23128′), der Illimani 7314 m., beide östlich vom Plateau des Titikakasees; der Chimborazo aber, südlich von Quito, nur 6421 m.; während der Paß von Cumbra in 2900 m. Höhe unfern des Aconcagua über den Rücken des Gebirges hinüberführt, überschreitet der Reisende, über den Come Caballo aus Catamarca nach Copiapo übergehend, bei 4353 m. das Andesplateau. Hinter diesen Höhen bleiben die Nordamerikas und der übrigen Erdtheile bedeutend zurück. Europas höchste Gipfel sind der Montblanc 4810 m. und die Dufourspitze des Monte Rosa 4640 m.; seine höch-

sten Pässe sind das Matterjoch 3339 m. und der selten von einem Menschen betretene 3606 m. hohe Col de Geant. Während Afrika in dem Kilima Ndscharo einen Gipfel von 6115 m. (18827′) besitzt, erreicht kein Punkt des australischen Festlandes auch nur die Höhe von 2500 m.; dagegen hat die Insel Neuseeland Alpenland mit Gletschern, und die kleine Sandwich-Insel Hawai besitzt in dem erloschenen Vulkan Mauna Kea 4252 m. (13089′) den höchsten aller australischen Berge.

Im Verhältnis zur Dicke der Erdkugel sind solche Höhen allerdings sehr gering, allein für unser Auge, das die Masse des Erdballs nicht damit zu vergleichen hat, groß genug, um den Eindruck des Erhabenen auf uns zu machen. Für Manchfaltigkeit der Production des Bodens, für Abwechslung des Klimas, für Erzeugung fließender Gewässer und deshalb für den Verkehr der Menschen untereinander sind sie außerdem von der höchsten Wichtigkeit.

So verschieden die vertikalen Dimensionen der Gebirge sind, ebenso groß sind auch die Unterschiede in den Längenverhältnissen derselben; während die Andes auf eine Länge von mehr als 1900 Meilen Amerikas Westküste begleiten, sinkt die Länge des Thüringerwaldes auf 12 Mln. herab; Berge vulkanischen Ursprungs bilden häufig isolirt stehende Kegel. — In Bezug auf die Richtung der Gebirge unterscheidet man 3 Hauptarten: 1) Parallelketten, in der Richtung der Breitengrade und in der alten Welt vorherrschend; sie haben ihren steileren Abhang in der Regel an der Südseite und der Unterschied zwischen der Sommer- und Winterseite ist oft sehr bedeutend; — 2) Meridianketten, in der Richtung der Längengrade und vorzugsweise in der neuen Welt; sie haben zwar auf beiden Abhängen gleiche klimatische Verhältnisse, aber das Nord- und das Südende können sehr verschieden sein, und ihr steilerer Abfall findet sich in der Regel an der Westseite; — 3) transversale Gebirge, meist von verhältnismäßig geringer Höhe (z. B. die deutschen Gebirge) und in allen ihren Abhängen der Sonne zugängig.

A. v. Humboldt unterschied an jeder Gebirgskette 5 Elemente, die aber in einander durchaus nicht immer parallelen Linien verlaufen: 1) die Längsaxe der ganzen Kette, selten, wie im Thüringerwald der Rennsteig, ein ununterbrochener, fortlaufender Rücken oder eine solche Kante; 2) die Kammlinie, welche die höchsten Gipfel verbindet, wiewohl die Gipfel oft nicht auf dem Hauptrücken, sondern auf Nebenjochen liegen, (z. B. die höchsten Gipfel des Himalaya); 3) Die Aufrichtungsaxe der Schichten, welche oft gänzlich abweichend von der Axe des Gebirgs verläuft und dann das Resultat früherer Störungen ist (so verlaufen die Schichten des Grauwackengebirgs im Harze und Thüringerwald von SW. nach NO., die Gebirgsaxe dagegen von NW. nach SO., nur der den Gebirgsfuß begrenzende Zechstein folgt der letzteren Richtung); 4) die Wasserscheidenlinie, durchaus nicht immer mit der Kammlinie zusammenfallend, vielmehr finden wir nicht selten Gebirge ihrer ganzen Breite nach von Strömen

durchschnitten, so daß beide entgegengesetzte Gehänge des Gebirges zu gleichen Stromgebieten gehören (Himalaya); 5) die Grenzlinien der das Gebirg zusammensetzenden Formationen, die aber vielfach mit der Richtung der Hebungsaxen der letzteren zusammenfallen.

Man hat ehemals geglaubt, daß die Gebirge, einzelne Veränderungen durch Abspülen und Einstürze abgerechnet, seit Bildung der Erde immer so gewesen seien wie jetzt. Neuere Forschungen, besonders der Geologen und Chemiker, haben jedoch dargethan, daß während der sehr langen Dauer unseres Planeten die Oberfläche desselben häufig anders gestaltet worden, folglich auch die Gebirge, deren ältere vergingen um neueren Platz zu machen. Bei Schilderung der Alpen im vorigen Abschnitte dieses Buchs ist schon darauf hingewiesen; im Paragraphen über die Erdrinde wollen wir näher darauf eingehen. Vorläufig indes mag hier der Vulkane und ihrer Entstehung gedacht werden.

Die Vulkane haben sich zu verschiedenen Zeiten gewaltsam aus dem Schoße der Erde erhoben; Vulkane entstehen, wenn aus feuerflüssigen Massen im Erdinnern, deren Volumen durch die erkältende Rinde vermindert wird, Gase und Dämpfe, namentlich Wasserdämpfe sich entwickeln, deren Spannkraft irgend vorhandene Erdspalten benützt, um in die Höhe zu dringen. Gewährt die Spalte nicht Raum genug, führt sie nicht an die Oberfläche, so reißt der aufstrebende Dampf, donnernd und den Erdboden erschütternd, alles vor sich aufwärts, es thürmen Gesteine sich auf, bis oben eine Oeffnung den Ausbruch erlaubt, Blöcke und Brocken, Schlacken und Zerriebenes (vulkanische Asche, lapilli) hoch in die Luft geschleudert werden, die in der kälteren Atmosphäre schnell zu Wasser verdichteten ungeheuren Mengen Wasserdampfes in verheerenden Regengüssen herabfallen, welche mit der Asche sich mischend, letztere in eine breiartige Masse verwandeln*), Blitze, vom heftigsten Donner begleitet, wie bei Gewittern aus den Dampfwolken schießen und jähflüssige geschmolzene Steinmassen, Lava, über den Rand der Oeffnung oder aus plötzlich aufreißenden Seitenspalten hervorquellen und in 8 und mehr Meter hohen Strömen herabfließen. Die glühende Asche erscheint wie eine aus Millionen von Funken gebildete Feuersäule, die oben gleich einem ungeheuren Pilze sich ausbreitet. Nach Beruhigung des furchtbaren Tumults steht der neugeschaffene Berg da, mehr oder minder hoch, kegelartig, mit einer Oeffnung versehen, aus welcher Rauch aufsteigt und nach mehr oder minder langer Ruhe wiederholte Ausbrüche erfolgen können, welche die Masse des Berges vermehren. Die um die Oeffnung sich aufschüttenden Massen bilden den Eruptionskegel, dessen hohle Axe die Fortsetzung des Rohres ist, durch welches die Oberfläche mit dem Erdinnern in Verbindung steht und das man Krater nennt.

Wenn nicht im vorigen Jahrhundert (1759) mitten im angebauten Lande vor den Augen der Menschen ein solcher Feuerberg, der Jorullo im Mexikanischen, ent-

---

*) Verhärtend bildet diese den sog. vulkanischen Tuff.

standen wäre, dessen Gipfel die Höhe von 513 m. über der Umgegend erreichte*), so würden wir doch schon aus der äußeren Gestaltung der Vulkane schließen können, daß sie durch Emportreibung aus dem Boden und durch Aufschüttung entstanden seien**). Ebenso ziehen wir aus dem Vorkommen von Lava und deren Begleitern, auch von Basalt oder sehr alter Lava, den ganz richtigen Schluß, daß die Berge, an denen man sie findet, einst thätige Vulkane gewesen, sollten auch ihre Krater fast oder ganz unkennbar geworden sein. Der erloschenen oder gewesenen Vulkane gibt es eine große Zahl, selbst in unserm Deutschland; der thätigen zählt man indes kaum 300***), von sehr verschiedener Höhe und Kraterweite. Merkwürdig ist es dabei, daß sie mit sehr wenig Ausnahmen (ein paar z. B. mitten in Asien) sich in der Nähe des Meeres finden ein Blick auf eine allgemeine Erdkarte kann dies bestätigen.

An der Westseite Südamerikas steht auf den Cordilleren eine Reihe von 68 Vulkanen, die vom südlichen Ende Chiles bis gegen Neu-Granada sich erstreckt. — In Mittel-Amerika findet man, besonders in Guatemala, ihrer 56 und zwar zum Theil gruppenweis. Mexiko hat 6 in einer Querreihe, auch gibt es einige auf den westindischen Inseln. — Das übrige Nordamerika hat 19, wieder auf der Westseite und fast alle dem Meere nah; ferner die neu entdeckten wunderbaren Geyser-Gebiete am obern Yellowstone und Madison-River (Nebenflüsse des Missouri), innerhalb der Territorien Wyoming und Montana der Vereinigten Staaten. — Zwischen der Halbinsel Alaschka mit 5 Vulkanen und der sibirischen Halbinsel Kamtschatka liegt eine Kette von vulkanischen Inseln, die Aleuten sie tragen 48 Feuerberge, an die sich auf Kamtschatka eine Reihe von 38 anschließt. Asiens Ostküste ist, die eben genannte Halbinsel ausgenommen, nicht mit Vulkanen geschmückt, wie die gegenüber liegende Westküste Amerikas. Dagegen sind die asiatischen Inseln damit versehen; ein Kranz von mehr als 200 Vulkanen umzieht Ost- und Südost-Asien: auf der Kurilischen Inselreihe 28, auf Japan etwa 6, auf Formosa 2; auch die Bonin-Inseln sind vulkanisch. Auf den Philippinnen finden sich 22; auf den Molucken 6, viele auf den Sunda-Inseln, besonders in Java, wo über 40 gezählt werden. So streckt sich die Reihe über Sumatra bis zu den Andamanen im bengalischen Golf hin. — Ostindien hat seine vulkanische Zeit gehabt, wie die ausgedehnten Basaltgegenden am Ghatsgebirge bezeugen; aber jetzt ist der Süden Asiens leer an Vulkanen, und nur dem glücklichen Arabien schreibt man

---

*) Der Melibokus an der Bergstraße steht nicht so hoch über der Rheinebene.

**) Die Vulkane sind die steilsten aller Berge, ihre Böschungen haben eine mittlere Neigung von 30—40°.

***) Während Leonhardt im ganzen nur 163, Humboldt im „Kosmos“ 407, worunter 225 thätige Vulkane aufzählte, bringt Fuchs ihre Zahl auf 672 mit 270 thätigen. Uebrigens ist die Grenze zwischen thätigen, aber vorübergehend ruhigen und zwischen wirklich erloschenen, sog. ausgebrannten Vulkanen, in denen die Verbindung mit dem Erdinnern sich vollständig geschlossen oder auf andauernde Kohlensäure-Exhalationen (sog. Mofetten) sich reducirt hat, nicht mit Sicherheit zu ziehen, da oft nach jahrhundertelanger Ruhe ein Vulkan plötzlich wieder in Thätigkeit kommt.

Vulkane zu. — Im afrikanisch-indischen Meere sind die Komoren und Maskarenen, desgleichen vor der Westküste Afrikas einige Inseln (Fernando Po) und Inselgruppen, besonders die des grünen Vorgebirgs und die Canaren, als vulkanisch bekannt. Auf dem Continent von Afrika, das früher im Osten ein Schauplatz großartiger vulkanischer Thätigkeit gewesen, hat sich letztere nur noch im Lande der Camerun bis auf unsere Zeit erhalten; dagegen zählt man 14 in Vorder-Asien, d. h. in Kleinasien, Armenien und Kaukasien. — Europa, wo in der Vorzeit sehr viele flammten, hat nur die 2 berühmten Centralvulkane*) Aetna und Vesuv, kleinere auf den liparischen Inseln nördlich von Sizilien und in den Cykladen östl. von Griechenland; Island freilich, das ebensogut Feuerland heißen könnte, hat 19, einige wegen furchtbarer Ergießungen sehr berüchtigt. Die im atlantischen Meer liegenden Azoren bilden gleichfalls eine Gruppe von Vulkanen. — Daß es in Polynesien oder Oceanien, d. h. in der Inselwelt der großen Südsee, nicht an Vulkanen fehlen wird, kann man denken; viele der zahllosen Inseln und Inselgruppen sind zwar niedrig, nur Korallenbauten, allein auch nicht wenige sind vulkanisch entstanden und prangen mit herrlichen oft Feuer speienden Bergkegeln, und im südl. Polarmeere, auf dem antarktischen Continente, erheben sich u. a. die Feuerberge Erebus und Terror zu 3300—3900 m. Höhe.

Die Frage liegt nahe, ob den Vulkanen die Nähe des Meeres nothwendig, und welche Tiefe für ihren Herd anzunehmen sei; auch die fernere Frage, ob jener Herd in einer Lavaregion liege, und wenn das nicht, woher die große Masse Material komme, aus der sich von Zeit zu Zeit Lava bereite. Es herrschen darüber verschiedene Ansichten, von denen jedenfalls die viel für sich hat, daß unterhalb der mehrere Meilen dicken Erdrinde sich alles in glühendem, ja geschmolzenem Zustande befinde. Von dort stiegen nun die sich blähenden Lavamassen auf, Ausbrüche mit und ohne Erdbeben, oder — wo keine Oeffnung — bloß Erdbeben veranlassend. Die vulkanische Thätigkeit sei also eine „natürliche Reaction des glühend gebliebenen Erdinnern gegen die bereits erstarrte Rinde desselben".

Erwähnt seien hier noch die Schlammvulkane oder Salsen, 100—150 m. hohe kegelförmige Thonhügel, aus deren Gipfel aufsteigende Gasblasen, das schlammige, salzige Wasser in der kleinen kraterförmigen Oeffnung durchbrechend, Schlamm auswerfen und von Zeit zu Zeit sich auch Schlammströme ergießen; es finden sich solche namentlich am SO.- und NW.-Ende des Kaukasus, auf Sicilien, Java, in China und bei Turbeco (Neugranada) in S.-Amerika.

§. 28. Die Meere und deren Glieder.

Wie der Luftocean die Erde gleich einer Hohlkugel umgibt, so würde der feste Erdkern auch von einer Wasser-Hohlkugel umgeben sein, wenn nicht

*) L. v. Buch unterscheidet Reihenvulkane, die sich gleich Schlöten auf langgestreckten alten Erdspalten erheben, und Centralvulkane, die sich auf beschränkterem Gebiet um einen Mittelpunkt der Thätigkeit ordnen.

die im Erdinnern wirkenden Kräfte einen Theil des Erdfesten über das Niveau des Meeres erhoben, so Continente und Inseln gebildet und das allgemeine Erdmeer in verschiedene Theile getheilt hätten, die zwar sämmtlich miteinander in Verbindung stehen, die man aber entsprechend der Zahl der 5 Erdtheile, wenn auch nicht ganz sachgemäß, in 5 Weltmeere oder Oceane unterschieden hat.

I. Das Nördliche Eismeer (arktische Meer) an den Küsten Asiens, Europas und Amerikas, an letzterer durch eine reichgegliederte, aber nicht durchaus erforschte Inselwelt ausgezeichnet. Ausdehnung (mit Einschluß der möglicherweise in demselben noch zu entdeckenden Länder): 201,430 Q.M.

Die Entdeckungsfahrten in diesem Meere sind durch die massenhafte Eisbildung desselben sehr erschwert. Den höchsten Breitepunkt hat in demselben bis jetzt Parry erreicht, der im Juli 1827 nördlich von Spitzbergen in Schlittenbooten bis 82° 45′ vordrang; eine fast eben so hohe Breite erreichte Hayes 1861 an der Westküste des Smithsundes, nämlich 81° 30′. Zum nördl. Eismeer kommt man sowohl zwischen Europa und Amerika, wo die Insel Island und das noch nicht umschiffte Grönland vorliegen, als auch zwischen Asien und Amerika durch die Behringsstraße. Die ganze Nordküste Asiens kennt man, ebenfalls die von Europa, wo das Polarmeer den 80 Mln. landeinwärts gehenden Golf weißes Meer bildet; die von Amerika ist weniger genau bekannt. Die Baffinsbai dehnt sich vom Polarkreis bis 78° Breite 210 Mln. weit aus, und hängt durch die Straße Davis mit dem atlantischen Meere, durch die nordwestlichen Durchfahrten (Lancaster-, Barrowstraße rc.) mit den westlichen Theilen des Eismeers zusammen.

II. Das Südliche (antarktische) Eismeer, ausgedehnter und noch unzugänglicher als das nördliche, nach gewöhnlicher Annahme innerhalb des südl. Polarkreises (also an keinen der Erdtheile reichend), obwohl die regelmäßigen Treibeisbildungen desselben sich viel weiter erstrecken. Ausdehnung mit Inbegriff der etwa darin liegenden Landmassen: 352,414 Qm.

Am weitesten drang hier James Roß (1839—43) vor, nämlich bis 78° 11′ S. Br. Die Namen seiner beiden Schiffe Erebus und Terror übertrug er auf 2 feuerspeiende Berge des Victorialandes.

III. Der Atlantische Ocean zwischen dem östl. und westl. Continente, vom nördl. bis zum südl. Eismeere, ausgezeichnet durch große Inselarmut in seinem Hauptkörper und durch große Ausbuchtungen an seinen Seiten. Gesammtausdehnung: 1,645100 Qm. Wir unterscheiden 3 Abtheilungen:

1) Das Nordmeer westl. vom nördl. Europa bis hinüber nach Amerika, zwischen Polarkreis und 50° n. Br.

An der amerik. Küste bildet es die 230 Mln. tiefe Hudsonsbai nahe dem Polarkreis und südlich davon die Lorenzobucht. — Bei Europa machen die britischen Inseln eine Abtheilung, Nordsee oder deutsches Meer, das sich von Calais bis Norwegen erstreckt. Im Süden hängt es durch die 5 Meilen breite Straße von Calais (pas de Calais) mit dem Ermelmeer und durch dieses wieder mit dem atlantischen zusammen. Im NO. tritt es zwischen Halbinsel Jütland und Norwegen als Skagerrak und noch weiter bis an das dänische Seeland als Kattegat (Katzenloch). Aus dem Kattegat führen alsdann 3 Straßen (die Belte und der Sund) in die Ostsee, die noch 2 Seitengolfe, den finnischen und bothnischen, und die Bai von Riga bildet. Die eigentliche Ostsee oder baltisches Meer umfaßt 3700 Qm.; der bothnische Golf, von dem sie durch zahllose Inselchen (Alands Scheeren) abgegrenzt wird, 1840 Qm.; und der 60 Mln. lange finnische 830 Qm.

2) Das Atlantische Meer im engern Sinne, nämlich den Wasserraum zwischen Südeuropa und Nordafrika einerseits und Mittelamerika anderseits, vom 50° n. Br. bis ziemlich nahe dem Aequator. Nebenmeere sind:

a) An der alten Welt. α) Das aquitanische oder biscaische, als beinah rechtwinklige Einbiegung zwischen Frankreich und Spanien. β) Das mittelländische, zwischen Europa, Afrika und Asien; nur durch die 2 Meilen breite Enge von Gibraltar mit dem Ocean verbunden. Es ist gleich der Ostsee ein Binnenmeer (d. h. von Ländern fast ganz umgebenes) und zwar das größte der alten Welt. Breite sehr verschieden, Länge von W. nach O. 515 Meilen. Seine nördlichen Küsten sind aufs manchfaltigste ausgezackt; die Südseite nur wenig. Vom afrik. Cap Bon und der Insel Sizilien wird es so eingeengt, daß es dadurch in ein westl. und östl. Becken zerfällt. Das westliche heißt: vor der Rhonemündung Löwenbusen (golfe du lion); vor Genua ligurisches, östl. der Inseln Corsika und Sardinien toskanisches oder tyrrhen. Meer und bildet an der afrikanischen Küste die Bai von Tunis (ehemals Karthago). Das östliche hat mehr Glieder, nämlich: jonisches Meer, zwischen dem Fuß Italiens und Griechenland, mit dem Golf von Tarent; adriatisches Meer, zwischen Italien und der dalmatisch-türkischen Küste, 120 Mln. lang und 20 bis 30 breit, mit der Straße von Otranto; gegenüber an Afrika die flachen Einbiegungen große Syrte oder Golf von Sidra, und kleine Syrte oder Golf von Cabes; im Winkel zwischen Afrika und Asien syrische oder phönizische Gewässer, und hinter der Insel Cypern im Winkel zwischen Syrien und Kleinasien Golf von Skanderun; zwischen Griechenland und Kleinasien das inselreiche ägeische Meer oder Archipelagus mit vielen kleineren Buchten. Aus dem Archipel führt die Dardanellenstraße (oder der Hellespont) ins Marmara Meer (oder Propontis) und aus diesem die Constantinopelstraße (oder Bosporus) in das schwarze Meer, das ehemals Pontus Euxinus hieß und zwischen Südrußland und Kleinasien liegt. Dieser Pontus, ein eignes Binnenmeer, hat 150 Mln. Breite, und bildet noch in NO. bis zur Mündung des Don, wohin die Straße von

Jenikale (Kertsch) führt, die asowsche Bai oder Palus Mäotis. — Außer den genannten Meerengen merken wir noch die Straße (oder Faro) von Messina, zwischen Sizilien und Italien; sie verbindet das tyrrhenische mit dem jonischen Meere. — Das Mittelmeer, ohne das schwarze, umfaßt 47500 Qm.; das schwarze 8550; das adriatische für sich 2945; und das ägeische mit der Propontis 3630 Qm.

b) An Amerika. Zwischen dieses Welttheils Nord- und Südhälfte biegt sich das Wasser weit hinein, und wird durch die vorliegenden westindischen Inseln so von der Hauptmasse des Oceans abgegrenzt, daß man es amerikanisches Mittelmeer heißen könnte. Es besteht aus dem Golf von Mexiko, dessen größter Durchmesser 240, der kleinste 150 Mln.; aus der Hondurasbai, mit dem vorigen durch die Enge von Yukatan verbunden; und aus dem caraibischen Meere, das wohl 300 Meilen lang, 130 Meilen breit ist und die Nordküste Südamerikas bespült.

3) Das Aethiopische (südatlantische) Meer zwischen Mittel- und Südafrika einerseits und Südamerika anderseits.

Es tritt nicht mit großen Golfen ins Land, wie denn überhaupt die südliche Halbkugel der Erde Mangel an Mittel- oder Binnenmeeren hat. Wo Südamerika sich weit nach O. vorbiegt, heißt es brasilische Gewässer. Gegenüber in der tiefen östlichen Einbiegung Afrikas, parallel mit dem Aequator, Meer oder Golf von Guinea. Südöstlich zum indischen Ocean fährt man um das Cap der guten Hoffnung und ums Nadelcap; südwestl. zum stillen oder großen Ocean entweder durch die schmale 70 Mln. lange gefährliche Magelhaensstraße um die Südspitze Amerikas, oder noch südlicher ums Cap Hoorn, als Südpunkt der Feuerlandsinseln.

IV. Das Indische Meer, zwischen Afrika, Süd-Asien und Neuholland. Gen Süd geht es ins antarktische Eismeer über. Ausdehnung: 1,320946 Qm.

Es tritt als rothes Meer oder arabischer Busen 330 Mln. lang und nur 30 Mln. breit zwischen Afrika und Asia hinein. Hiedurch und durch den persischen Busen, nordöstlich vom vorigen, macht es Arabien zur Halbinsel. Beide sind Glieder des großen arabisch-persisch-indischen Golfs, dessen Südgrenze zwischen den Caps Guardafui und Comorin. Oestlich davon bildet es zwischen Vorder- und Hinterindien den bengalischen Meerbusen, der weit hinein bis zur Mündung des Ganges sich zuspitzt. Noch weiter östlich und südöstlich ist es mit vielen oft sehr bedeutenden Inseln besäet, so daß es dort füglich großer asiatische Archipelagus heißen könnte, zwischen SO.-Asien und der Nordküste Neuhollands. Einzelne Theile dieses Archipels heißen südchinesisches Meer, östlich von Hinterindien, mit den Baien von Siam und Tongking; Sunda-Meer, im SW. der Insel Borneo; Molucken-Meer, südöstl. der Insel Celebes; und Golf von Carpentaria, der 100 Meilen in Neuholland sich einbuchtet. — Etwa der 160. Grad der Länge kann für die Ostgrenze des indischen Oceans gelten.

Unter den vielen Meerengen des indischen Oceans merken wir: Canal von Mosambik als Trennung der großen Insel Madagascar von Afrikas Küste — die Straße Bab el Mandeb (d. h. Schreckensthor), die ins rothe Meer, und die Enge von Ormus, die in den persischen Busen führt — die Palksstraße am Cap Comorin zwischen Vorderindien und Ceylon — Straße von Malakka, zwischen dieser Halbinsel Hinterindiens und der Insel Sumatra -- Sundastraße, zwischen den Inseln Sumatra und Java — die Torres-Straße, die zum Großen Ocean führt.

γ) Der Große Ocean, von seinem ersten Durchsegler Magelhaenes (1521) auch Stiller Ocean (Pacific), von seinem Entdecker Balbao (1513) Südsee genannt, welch letzter Name jedoch jetzt gewöhnlich nur auf den weiten südl. Raum des kolossalen Meerbeckens angewendet wird. Es liegt westl. von Amerika bis Asien und Neuholland, also zwischen nördl. und südl. Polarmeere. Ausdehnung: 3,314848 Q. M.*)

An der amerik. Seite gibt es wenig Buchten, worunter: Die Bai von Panama 23 M. tief und von O. nach W. 20 M. breit, da, wo beide Hälften des Welttheils durch die schmale Erdenge vereint sind, gegenüber des zum amerikanischen Mittelmeer gehörigen Golfs von Darien. Der Golf von Californien (Cortez-Meer), der als Meereszunge 160 Meilen lang, aber sehr schmal ins Land dringt und so die kalifornische Halbinsel bildet. Der Nutkasund 49½° n. Br. Das Behrings-Meer, wo Amerika und Asien sich gegen die Behringsstraße nähern.

An Asiens Küste: Das ochotskische Meer, westlich der Halbinsel von Kamtschatka. Das japanische Meer, mit dem vorigen durch die Straße von La Perouse verbunden. Das ostchinesische Meer, durch die Straße von Korea mit dem vorigen zusammenhängend. — An Australiens (oder Neuhollands) NO. Küste bis etwa 180° Länge heißen die Gewässer Corallensee.

§. 29. Küsten. Vorgebirge.

Die Grenzen zwischen Meer und Land werden Küsten genannt. Wir unterscheiden zunächst Flach- und Steilküsten, je nach ihrer Abdachung. Beide unterscheiden sich auch dadurch, daß die Flachküste selten ausgezackt erscheint und meistens seichtes Wasser vor sich hat; die Steilküste dagegen fällt kürzer ins Meer ab, ist voller Einschnitte, die gute Häfen gewähren, und ist also für die Entwicklung des Seeverkehrs vorzüglich geeignet.

Zu den Flachküsten gehören z. B. die der Ostsee, des deutschen Meers, Aegyptens, Venedigs; zu den Steilküsten die westlichen Britanniens und Irlands, die nördliche

*) Somit über ⅓ der ganzen Erdoberfläche. Spiller versucht die Entstehung dieser ungeheuren Wasserfläche durch die hier stattgefundene Ablösung des Mondkörpers vom Erdkörper zu erklären.

Spaniens, ein Theil der Ostküste der Vereinigten Staaten. — An Flachküsten findet sich ein aus Sand oder Gerölle bestehender, oft mit Schlamm, Muscheln und Seepflanzen überdeckter Strand, der nur zur Flutzeit unter Wasser, bei der Ebbe bis auf wenige tiefere Stellen trocken liegt. Häufig sind Flachküsten mit langen, vom Wind aufgehäuften Sandhügel-Ketten, Dünen, versehen, die einerseits gegen Uebergriffe des Oceans schützen (Nordholland), andrerseits aber auch manchmal auf bedenkliche Weise landeinwärts wandern (Landes in SW.-Frankreich), oft auch durch die Meeresfluten zu langgestreckten Inselketten (Nordseeküste) oder zu Nehrungen mit dahinter liegenden Haffen (deutsche Ostseeküste) zerrissen sind. Statt dieser natürlichen Wälle schützen oft künstliche, Dämme oder Deiche, das Flachland.

Eine dritte Art von Küsten bilden die Klippenküsten, d. h. Meeresbegrenzungen aus zerstückten Felsen, die theils anstehen, theils in Blöcken verschiedenster Größe regellos zerstreut umherliegen und so bald größere oder kleinere Inseln bilden, bald eben die Meeresoberfläche erreichen, bald als blinde Klippen in der Tiefe bleiben.*) Schöne und sichere Häfen finden sich wohl auch hier; aber die Zugänge sind in der Regel nur für kleine Fahrzeuge passirbar und nur dem Einheimischen bekannt. (Lotsenwesen! Seeräuberei!)

Hierher gehören z. B. die Küste Dalmatiens und die norwegische. — Eine besondere Art von Klippenküsten sind in wärmeren Meeren die Korallenküsten, Bauten der Korallen, welche sich sowohl steilen als flachen Ufern vorlagern; z. B. an der Torresstraße, an einer 300 Mln. langen Strecke der Ostküste Neuhollands.

Nicht nur die Art der Küsten übt auf die Geschichte und Kultur eines Landes großen Einfluß, sondern auch — und zwar noch mehr — die Entwickelung der Küsten und die Gliederung des Landes. Für den Begriff „Küstenentwickelung“ hat man nur die größere oder geringere Länge der Grenzen im Auge, auf denen sich bei einem Lande oder Erdtheile der tropfbar-flüssige und der feste Theil der Erdoberfläche berühren und die natürlich um so bedeutender wird, je mehr durch tief einschneidende Buchten und Binnenmeere Halbinseln, oder durch Meeresstraßen Inseln von der eigentlichen Masse des Continents abgelöst werden. Denjenigen Theil der Landmasse, dessen Zusammenhang durch eindringende Meerestheile nicht unterbrochen ist, nennt man den Stamm oder Rumpf des Landes, während man die Halbinseln und die nur durch Meerengen vom Stamme abgelösten Inseln als Aeste oder Glieder desselben bezeichnet, weil sie gleich Gliedern eines organischen Wesens zwar im allgemeinen an den Eigenthümlich-

*) Hervorragende, also minder gefährliche Felszacken nennt der Schiffer gesunde Klippen.

keiten des Rumpfes theilnehmen, daneben jedoch auch charakteristische Besonderheiten, gewissermaßen individuelles Leben haben; in diesem Sinne spricht man (seit Ritter und Humboldt) von (horizontaler*) Gliederung eines Landes.

Man kann diese Verhältnisse auf verschiedene Art ausdrücken; wenn man z. B. den Flächeninhalt des Stammes der 4 großen Erdtheile mit dem Flächeninhalt ihrer Glieder vergleicht, ergeben sich folgende Verhältniszahlen:

	Europa.	Asien.	Amerika.	Afrika.
Stamm:	1,6 :	3,2 :	6,3 :	46,7 :
Glieder:	1	1	1	1

Oder nimmt man die 4300 Meilen lange Küste Europas im Verhältniß zum Flächeninhalt des Erdtheils = 1, so ergeben sich für die Küstenentwickelung der übrigen Erdtheile im Verhältnis zu deren Flächeninhalt folgende Verhältniszahlen:

Europa	mit	4300	Meilen Küstenlänge	= 1
Asien	„	7700	„ „	= 0,38
Afrika	„	3520	„ „	= 0,26
Nordamerika	„	6100	„ „	= 0,64
Südamerika	„	3400	„ „	= 0,36
Australien	„	1800	„ „	= 0,46

Größere oder geringere Küstenentwicklung und Gliederung sind nicht nur für die rein physischen Verhältnisse eines Landes von großer Bedeutung, sondern auch für die Gesittung und Bildung der Menschen, also für die geschichtliche Stellung desselben. Je gegliederter ein Land ist, desto ausgebildeter ist es auch im allgemeinen, d. h. desto befähigter, das Streben der Menschen nach allseitiger Ausbildung zu unterstützen; hier zeigt sich der wohlthätige Einfluß des Meeres, als des die Menschen verbindenden Elementes.

Der Halbinsel entspricht in den Meerverhältnissen der Meerbusen, der Erd- oder Landzunge die Bai, der Landenge (Isthmus) die Meerenge.**) Stark hervortretende, besonders, aber nicht immer, bergige Spitzen oder Ecken der Länder und Inseln heißen Vorgebirge, Caps, Promontorien. Die wichtigsten derselben sind folgende:

---

*) Im Gegensatz zur vertikalen oder inneren Gliederung, den Erhebungen des Landes über den Meeresspiegel.

**) Der strengere Sprachgebrauch unterscheidet zwischen Meerengen, die durch Annäherung der Festländer an einander entstehen (bei Gibraltar, zwischen Italien, Sizilien und Afrika, Hellespont), und Straßen, die zwischen Inseln und Inseln oder zwischen Inseln und Festländern hindurchführen. Erstere sind seltener und von bedeutungsvollem Einfluße auf die Geschicke der Völker (Karthago — die Araber in Spanien — Neuholland, das Continent ohne Meerengen, am längsten misachtet 2c.).

a) Von Asien. Am Behringsmeere Ostcap, — als Ende der Halbinsel Malakka Romania, und als Südspitze der vorderindischen Halbinsel Comorin.

b) Von Afrika. Am Mittelmeere als nördlichste Punkte des Erdtheils die Caps Blanco und Bon (Ras Adar) und Spartel, der Südspitze Spaniens zunächst. Am atlantischen Meere: Nun und Bojador, nahe den canarischen Inseln, und Cap Verde oder grünes Vorgebirg, westlichster Punkt Afrikas. — Am äthiopischen Meer Sierra Leona, 8° nördlich des Aequators. — Im S. das Cap der guten Hoffnung, und 16 Meilen südöstlich davon C. Lagulhas (Nadelcap) als südlichster Punkt des Welttheils, dessen Ostspitze am indischen Meer Guardafui (Ras Assêr).

c) Von Europa. Emineh am schwarzen Meer östl. Ende des Balkan — Matapan Südspitze Griechenlands — Spartivento am jonischen Meer — Passaro, Peloro und Boco oder Lilybäum, die 3 Hauptecken Siziliens — Tarifa, Südpunkt Spaniens an der Enge von Gibraltar — Vincent, SW. Ende Europas, Finisterre im W., und Ortegal im NW. Spaniens — La Hague am Ermelmeer, Nordspitze der normandischen Halbinsel — Landsend, SW. Punkt Englands — Skagen, zwischen Kattegat und Skagerrak, Nordpunkt Jütlands — Lindenäs zwischen Skagerrak und Nordsee, Südende Norwegens — Domesneß, eine Spitze an der Bai von Riga — Arkona, Nordspitze Deutschlands auf der Insel Rügen — Nordcap auf der Insel Magerö, nördlichster Punkt Norwegens und Europas überhaupt — Duncansby Head, nordschottisches Cap an der Nordsee.

d) Von Amerika. Farewell, ein südlicher Punkt Grönlands — Cod, nördl. von 42° N. Br., unweit der Stadt Boston, — C. Hatteras, 35° N. Br. — Catoche am mexikanischen Golf, NO.-Spitze der Halbinsel Yukatan, Cuba gegenüber — Gracias a Dios, am caraibischen Meer — C. S. Roque, beinah der östlichste Punkt Südamerikas — Forward, Südspitze Amerikas — Hoorn, Südpunkt der Feuerlandsinseln, südlich vom vorigen — C. Prinz Wales an der Behringsstraße — Barrowspitze am Eismeer.

e) Von Neuholland. Die Nordspitze an der Torresstraße heißt Cap York; die Südspitze, wo die Baßstraße den Continent von Vandiemens-Insel scheidet, Cap Wilson. C. Cuvier ist der Westpunkt.

§. 30. Inseln.

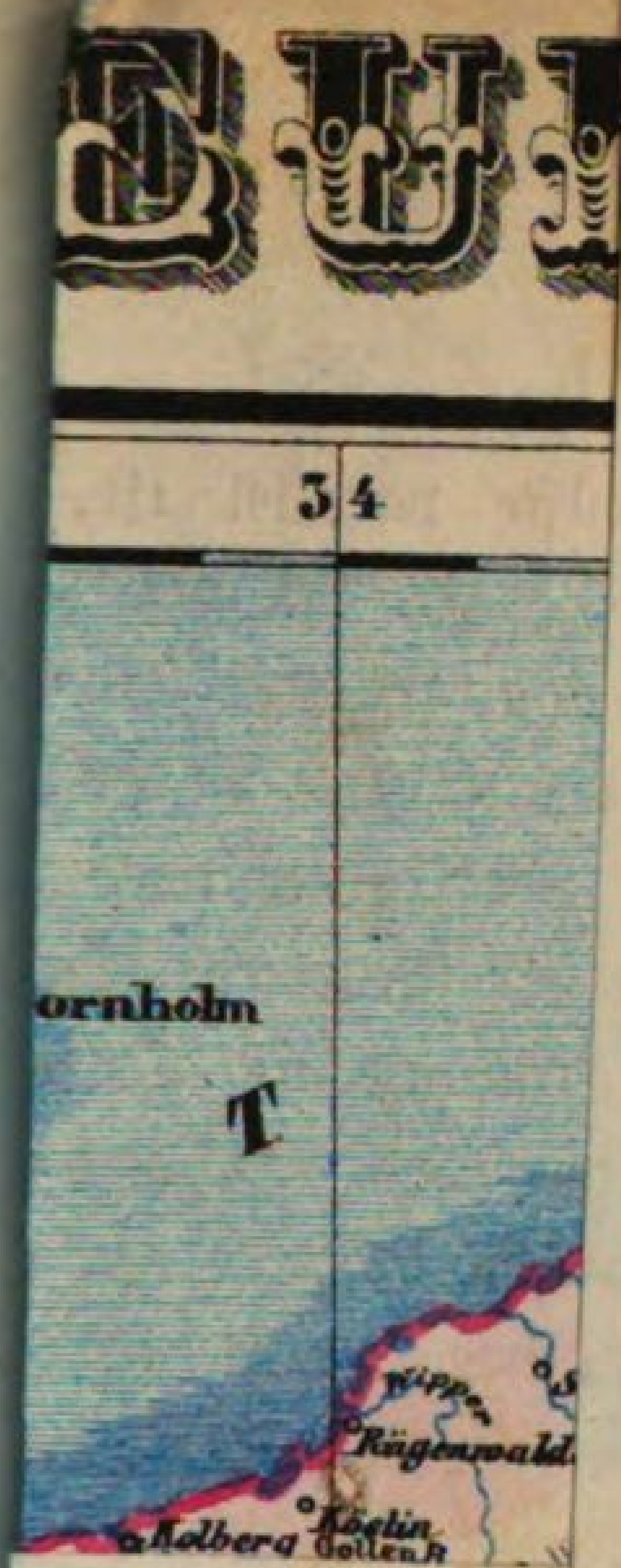
Eigentlich ist alles Festland inselartig vom Wasser umschlossen und dadurch in einzelne Partien zerlegt. Die Bezeichnung Insel wird jedoch nur auf solche kleinere Festlandsstücke angewendet, bei denen der Einfluß des Meeres bis zur Mitte hin sich geltend macht. Niemand wird daher etwa Neuholland eine Insel nennen. Man unterscheidet: 1) continentale oder Gestade-Inseln, welche, in der Regel langgestreckt und reihenweis geordnet, in der Nähe der Continente liegen und entweder, besonders

wenn die Richtung ihrer Anordnung der benachbarten Küste parallel ist, als losgerissene Stücke des Festlandes zu betrachten sind (z. B. die deutschen Inseln a. d. Nordseeküste) oder als Fortsetzung continentaler Gebirge erscheinen (z. B. die Inseln des Archipels); stets ist auch ihre Thier- und Pflanzenwelt mit der des benachbarten Festlandes übereinstimmend; — 2) oceanische oder pelagische Inseln, welche in der Regel einzeln liegend und von rundlichem Umriß sowohl, in ihrer Anordnung als auch in der auf ihnen vertretenen Thier- und Pflanzenwelt von den Nachbarcontinenten unabhängig erscheinen und wieder in hohe (aus dem Meere aufragende Berge, meist Vulkane, oft der Richtung der vulkanischen Spalte, aus der sie aufgestiegen, entsprechend) und niedere (Bauten der Korallen in tropischen Meeren auf Hochflächen verschwindender Continente, z. B. die Koralleninseln der Südsee) Inseln unterschieden werden. Kleinere Inseln pflegt man Eilande, die von Armen eines Flusses gebildeten Werder oder Wörth zu nennen.

1) Im nördl. Eismeere. — Spitzbergen, aus 3 größeren und mehreren kleinern Inseln bestehend, 80 Mln. von Europas Nordkap, 10° vom Nordpol. Oestl. davon das jüngst entdeckte König-Karl-Land und nördlich von diesem das schon seit 1707 bekannte Gillisland. — Nowaja Semlja, russische Doppelinsel, den karischen Busen einschließend, im Süden durch die karische Pforte von der Insel Waigatsch getrennt. — Nördl. von der Mündung der sibirischen Flüsse Lena und Indigirka Neu-Sibirien u. a. Inseln, und 30° östl. davon Wrangels-Land. — Banks-, Pr. Albert- und Viktoria-, Pr. Wales-, Melville-, Cockburn-Baffins-Land und andre nördlich von Amerika. — Daß Grönland auch eine Insel und kein Glied des Continents von Amerika sei, ist erwiesen.

2) Im Nordmeere. — Großbritannien (England mit Schottland) und Irland nebst den Hebriden, Orkaden (Orkneys), Shetlands im Norden, und Wight, Guernsey, Jersey im Süden. — Die dänischen Inseln Seeland, Fünen u. a. in der Ostsee, wo außerdem noch Rügen, Gothland, Oesel u. a. — Nördl. der brittischen Inseln die Faröer, und weit im Norden Island, dessen Nordseite schon im Polarmeere liegt. — Neu Foundland vor der amerikanischen Lorenzobai.

3) Im mittleren atlantischen Meere. — Die Azoren 250 Meilen westlich von Gibraltar, um 40° N. Br. — Die Bahamas oder lukayischen vor der nordöstl. Einfahrt in den Golf Mexikos. — Die großen und kleinen Antillen (oder Westindien) vor dem ganzen amerikanischen Mittelmeere. — Die Inseln unsers mittelländischen Meers, vorzüglich die Balearen (Majorca und Minorca), Corsika, Elba, Sardinien, Sicilien, Malta, jonische Inseln (Corfu u. a.), Candia oder Creta, die Inseln des Archipels, Cypern rc. — Die Canarien, südöstl. von den Azoren, eingetheilt in nördl. (Madera und Porto Santo) und südliche, worunter Teneriffa und Ferro. — Die capverdischen oder Inseln des grünen Vorgebirgs.


3
4
ornholm
T
Wipper
Rügenwald
Köslin
Kolberg

zu Schac



4) Im äthiopischen Meere. — Die kleinen Inseln vor der Küste Guineas, worunter Fernando Po — St. Helena, südwestlich vom Guineabusen, 200 Meilen von Afrika und 300 von Amerika — Ascension oder Himmelfahrtinseln.

Bemerk.: Die Feuerlands-, Falklands-, u. a. Inseln unweit dem Südende Amerikas werden besser zum antarktischen Eismeere als zum äthiopischen gezählt.

5) Im indischen Meer. — Madagascar von 200 Meilen Länge. Davon östlich die Maskarenen, worunter die wichtigsten Isle de France oder Moritz, und Bourbon oder Réunion. — Die Malediven, SW. vom Cap Comorin — Ceylon — die Andamanen und Nikobaren im bengalischen Busen — die sundischen Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes oder Macassar u. a. — Die Molucken oder Gewürzinseln. — Die Philippinen nebst Magindanao, welche das südchinesische Meer vom großen Ocean trennen. — Formosa unter der Krebswende, zwischen süd- und ostchinesischem Meer.

6) Im großen Ocean. — Lieukieu im ostchinesischen Meere. — Die japanischen, von denen nördlich Sachalin oder Tarrakai sich in den Golf von Ochotsk erstreckt. — Die Kurilen zwischen Japan und Kamtschatka — die Aleuten und Fuchsinseln zwischen Kamtschatka und der nahen Küste Amerikas, wo südöstlich davon die Inseln des Sitcha und weiter südl. des Nutkasundes — die Galapagos oder Schildkröten-Eilande — Chiloë an der Küste Patagoniens, nahe dem Südende Amerikas. — Schließlich: die australischen Inseln, die mit dem Continent Neuholland den 5. Erdtheil ausmachen, worunter Neu-Guinea und die Doppelinsel Neuseeland die größten, die Gruppe der Sandwichs aber, nahe der Krebswende, die nördlichste.

7) Im südl. Eismeer. — Viktoria-Land, südl. von Neu-Seeland, Wilkes-Land, südl. von Neuholland, Enderby-Insel, am Polarkreis, südw. der Kergueln-Insel, Graham-Land, südl. von Feuerland, u. a. lassen ein antarktisches Polarland vermuthen.

§. 31. Von der Beschaffenheit und Bewegung des Meeres.

Der Boden des Meeres zeigt, wie die Continente, Senkungen und Hebungen in allen Stufen, so daß sich Haupt- und Seitenthäler, Hoch- und Tiefebenen, Gebirge und Schlünde daselbst finden; doch scheint aus den bisher angestellten Untersuchungen sich zu ergeben, daß derselbe in einiger Entfernung von der Küste im allgemeinen ebener ist als der des Festlandes, und daß die Tiefe des Meeres vom Aequator gegen die Pole hin abnimmt. Die ungeheure Masse des Meeres ist aber keine gleichmäßig ruhende, sie bewegt sich vielfach. Wir unterscheiden regelmäßige und unregelmäßige Bewegungen, und rechnen zu letzteren hauptsächlich die durch Einfluß des Windes entstehende Wellenbewegung.

Ist ein Meer nur klein und von geringer Tiefe, so sind die Wellen kurz, stoßend und folgen rasch auf einander. Im Ocean jedoch, wo der Orkan tief sich einwühlen, wo über die unermeßliche Fläche Welle mit Welle sich vereinigen kann zu immer bre-

teren und höheren, entstehen jene viel bewunderten, majestätisch langgezogenen Wogen die alle Kunst vergeblich nachzubilden sucht; dann dauert auch nach dem Sturme und, weit über sein Gebiet hinaus das Schwellen fort. Die mittlere Höhe der Wellen, d. h. des senkrechten Abstandes der äußersten Punkte des Wellenberges und des Wellenthales, der sowohl von der Kraft des Windes als von der Tiefe des Meeres abhängig ist, beträgt nach genauen Messungen indes doch nur 4 m. Die größte gemessene Woge wurde von James Clark Roß zu 11 m. bestimmt. Während man die Höhe der Wellen zu überschätzen pflegt, wurde die Tiefe, bis zu welcher hinab sie sich erstrecken, lange unterschätzt. Direkte Beobachtungen haben die Wirkungen der Wogen bis in eine Tiefe von 100—130 m., ja bei St. Gilles nach einem heftigen Sturme bis zu 188 m. Tiefe erkennen lassen. Nach den von E. H. und W. Weber im kleinen angestellten Experimenten beträgt die Tiefe der Wellenbewegung das 350fache der Wellenhöhe. Die Geschwindigkeit, mit welcher das die Wellenbewegung ausmachende Auf- und Abbewegen der Wassertheilchen an benachbarte Wassertheilchen sich überträgt, steht im direkten Verhältnis zur Tiefe des Meeres und zur Stärke des Windes. Der zwischen C. Finisterre und den Azoren stets vorhandene schwere Seegang legt in der Stunde ungefähr 20 Seemeilen zurück, d. i. ungefähr die mittlere Geschwindigkeit eines Personenzuges; an der Küste von Yorkshire will man schon eine dreifach größere Schnelligkeit beobachtet haben. Indem die Wellen auf diese Weise concentrisch sich von dem Ursprunge des Sturmes aus verbreiten, verkünden sie in donnernder Brandung die Ankunft desselben an der Küste, wo vielleicht noch Windstille, ja sogar Gegenwind herrscht. Die Breite der Wellen ist der Abstand von einem Wellenberg zum andern, im Durchschnitt das 15fache der Höhe, bei niedrigen Wellen mehr, bei hohen weniger.

Außer der Wellenbewegung gibt es in den Oceanen noch gewisse regelmäßige Bewegungen, die entweder als vertikale (Ebbe u. Flut) oder als horizontale (Strömungen) bezeichnet werden können. Erscheinungen dieser Art, an sich interessant und für die Schiffahrt höchst wichtig, sind ebenso wie die Tiefe, die Bestandtheile, die Temperatur und das öftere Leuchten des Meeres, Gegenstände besonderer Beobachtung geworden.

a. Die Tiefe des Meeres.

Daß es Ungleichheiten im großen Meerbecken gebe, hat schon längst das Senkblei der Schiffer erwiesen. Wo aber die tiefsten Stellen sein mögen, läßt sich schwerer ermitteln. Beträchtliche Tiefe findet sich zwischen den Azoren und den Bermudas, noch beträchtlichere im südatlantischen Ocean. James Roß fand, 195 geogr. Meilen westlich von St. Helena, mit 8412 m. noch keinen Grund. Die größte bis jetzt ermittelte Tiefe im atlant. Ocean ist südl. von Rio de Janeiro (19° 28′ w. L. v. Ferro und 39° 49′ s. Br.) und beträgt 14092 m. Zwischen einer solchen Tiefe und dem Gipfel des Everest wäre demnach ein senkrechter Abstand von mehr denn 3 Mln. Für den Theil des großen Oceans zwischen Südamerika und Australien hat man eine mittlere Tiefe von 3392 m. berechnet.

Die Inseln erscheinen als höchste Gipfel, Rücken und Plateaus der unterseeischen Gebirgswelt. Minder hohe, also nicht über den Meerspiegel hervorragende, nennt man

Bänke oder Sandbänke, deren sich welche von vielen 1000 Qm. finden, z. B. südöstlich Neufundlands, und die weit nach Süden sich ausstreckende unweit der Azoren. Meistens gegen die Continente und Inseln hin steigt der Meeresboden aufwärts, indem die Küsten nicht senkrecht in die Meerestiefe abfallen, sondern sich mehr oder minder rasch, an manchen Ländern ganz allmählich, zu tieferen Thalungen und Ebenen im Meere abdachen. Binnenmeere oder Seitenglieder der Oceane lassen sich wie höher liegende Seitenthäler betrachten. So ist der persische Golf und das Meer zwischen den Sunda-Inseln und Hinterindien kaum 100 m. tief, das rothe Meer größtentheils nicht tiefer, und das arktische Polarmeer unweit der Behringsstraße fast seicht zu nennen. Unsre Ostsee hat nur 75 m. mittlere Tiefe (tiefste Stelle 292 m.), das deutsche Meer aber als weiter abwärts sich stufend, etwa 200 m.; erst in westlicher Ferne von der schottischen und irischen Küste sinkt der Meeresboden bedeutender ab. Als größte Tiefe des atlant. Oceans zw. Irland und Neufundland ergab sich bei der Kabellegung von 1865/66 4400 m.

b. Das Meerwasser und seine Temperatur.

Es ist nicht bloß an Geschmack vom Flußwasser verschieden, sondern auch an Schwere. Beides rührt von der Beimischung mineralischer Stoffe her, besonders von Natrum, salzsaurer Talkerde, schwefelsaurer Talk- und Kalkerde. Natürlich ist diese Beimischung dich vor der Mündung großer Ströme weniger stark als in der Entfernung davon, in Binnenmeeren geringer als im Ocean; in der Ostsee z. B. beträgt der salzig bittere Stoff 1,77%, vor Helgoland 2,980/0, im Mittelmeer 3,730/0, im atlantischen noch mehr; im Durchschnitt rechnet man 3,5%. Das mittlere specifische Gewicht des Meerwassers ist 1,0277; Schiffe sinken deshalb im Meerwasser nicht so tief ein als im leichteren Süßwasser, und an den Mündungsstellen der Ströme lagert das Flußwasser beträchtliche Strecken über dem schwereren Meerwasser, bevor es sich mit letzterem mischt. Trotz dieser Beimischung ist das Meerwasser bei ruhiger Luft überaus durchsichtig. Das Sonnenlicht vermag 16—20 m. tief einzudringen, im karaibischen Golf 50 m., und bei Nowaja Semlja hat man schon Muscheln auf dem Boden in einer Tiefe von 156 m. liegen sehen. — Schön ist auch bei hellem Wetter und glatter Oberfläche (siehe oben S. 37) seine Färbung, die nur in Meeren von geringer Tiefe, über Sandbänken, und hie und da an tropischen Flachküsten anders ist, dort wegen der Farbe des Bodens und wegen mechanischer Bewegungen, hier wegen derselben organischen Stoffe, deren Fäulnis tropische Uferlandschaften oft so ungesund macht. — Eines der herrlichsten Phänomene, die den Seefahrer erfreuen und in Verwunderung setzen, ist das Leuchten des Meeres, das öfters zur Nachtzeit sichtbar wird. Zuweilen folgt es der Furche des rasch segelnden Schiffes, zuweilen zeigt es sich während langer Windstille und gleich nach sehr heißem Wetter, besonders in der Aequatorialgegend, und mitunter so prachtvoll, daß die See, so weit das Auge reicht, in voller Glut zu stehen scheint. Füllt man eine Tonne mit solchem Wasser, so glänzt es während des Schwankens, und wird dunkel, so bald es still steht. Als Ursache hat man die Phosphorescenz lebendiger Wesen erkannt, theils mikroscopisch kleiner Thierchen (Noctiluca, Peridinium), theils größerer (wie des 1/8 m. langen Muschelthieres Pyrosoma giganteum), die während ihres Lebens Licht zu entwickeln im Stande sind,

deren Leuchtkraft aber mit ihrem Tode erlischt, gerade wie unser Johanniswurm leuchtet, wenn er in seinem kurzen Leben sich am wohlsten fühlt.

Fragen wir nun nach der Temperatur des Meeres, so erfahren wir, daß eine Oberfläche, eben der Durchsichtigkeit halber, welche die Sonnenstrahlen nicht aufhält, minder erwärmt wird, als die Oberfläche des Landes. Das Meer verliert aber auch die Wärme, die es in sich aufgenommen, langsamer, so daß zwischen der Nacht- und Tagestemperatur, sowie zwischen der sommerlichen und winterlichen, der Unterschied nicht so bedeutend ist, als auf dem festen Lande. Dies gilt für alle Breitengrade in der Weise, daß die durchschnittliche jährliche Variation der Temperatur an der Meeresoberfläche 5° beträgt; nur daß innerhalb der Tropen der Unterschied geringer, in der gemäßigten Zone größer, in der kalten noch größer ist also mit der Entfernung vom Aequator gegen die Pole hin grade so wächst, wie die Verschiedenheit zwischen kürzestem und längstem Tage. Wo der kürzeste Tag im Jahre fast dem längsten gleich ist, da weicht auch die mittlere Temperatur (d. h. die durchschnittliche Wärme) der kühleren Jahreszeit nur wenig von der mittleren des Sommers ab, vorzüglich auf dem Meere, dessen obere Schicht in der dortigen Gegend fast das ganz Jahr durch zwischen 22 und 23¼ ° R. schwankt und selten das Maximum von 24½ erreicht. Vom Aequator 30° entfernt, beträgt der Unterschied nahe 4°, nämlich mittlere Seewasserwärme im Sommer 19¼, im Winter 15⅖. Bei 45° der Breite erst 5, und so mäßig steigend; denn bei den Shetlandsinseln nördlich von Großbritannien (60½ Breite) ist die mittlere Wintertemperatur 3⅗, die mittlere Sommers 9⅗, also Differenz 6. Auf dem festen Lande gehen die Verhältnisse weiter auseinander, zu Neapel ist der Unterschied 11, zu Madrid 14. Natürlich sind diese Temperaturverhältnisse nicht für alle unter gleicher Breite liegenden Orte der Meeresoberfläche dieselben, indem sie namentlich durch die kalten oder warmen Strömungen (s. u.) vielfach alterirt werden. — Es konnte nicht fehlen, daß Seefahrer und Naturforscher sich auch um die Temperatur der Meerestiefe kümmerten. Je weiter man in die Tiefe kommt, desto geringfügiger sind die Veränderungen in der Temperatur; auf Grund gemachter Beobachtungen weiß man aber auch, daß die Abnahme der Temperaturveränderung nicht überall gleich ist. Dumont d'Urville fand am 9. Breitengrad, als die obere Schicht 23½° R. zeigte, in einer Tiefe von 650 m. eine Kühle von + 4°. James Roß fand unter dem 33. ° der Breite in einer Tiefe von 1460 m. eine Temperatur von + 3⅗° R.; die Oberfläche hatte gleichzeitig eine Wärme von 12⅕°. Er hat solche Untersuchungen unter verschiedenen Breiten angestellt und daraus sogar den Schluß gezogen, daß die mittlere Temperatur der untern Meeresschichten nie unter 3⅕° sinke und dies sei unter 45° Br. schon bei 1150, am Aequator erst bei 2300 m. Tiefe der Fall. Dies hat sich jedoch nicht bestätigt; man fand z. B. halbwegs zwischen den Faröer und Shetland-Inseln bei einer Oberflächentemperatur von 6,4 ° R. in 438 m. Tiefe 1,6°, in 475 m. 0,8 °, in 585 m. 0°, in 914 m. — 0,8 ° und am Boden in 1170 m. — 0,96 °. In hohen Breiten kommt es aber auch vor, daß die Temperatur von der Oberfläche nach der Tiefe zunimmt. So zeigte am 79. Grad N. Br. (im Juli) das Thermometer in der Oberfläche des Wassers 0, während bei 650 m. Tiefe + 1⅕; und als bald darauf an der Oberfläche das Quecksilber etwas unter

Null sank, wuchs in jener Tiefe die Wärme auf + $2^1/_2$. Käpitän Ulve beobachtete (11. Sept. 1871) nördl. von Spitzbergen, auf 81° 20′ N. Br. und 18° 42′ Ö. L. v. Gr., an der Oberfläche $0{,}88$ ° R. und in 548 m. Tiefe $4{,}48$° R. Aehnliches fand Roß auf der südlichen Hemisphäre, wo schon bei 59° Breite das Seewasser eine höhere Temperatur in der Tiefe zeigte, als an der Oberfläche. Als Ursache dieser merkwürdigen, zuerst westl. von Spitzbergen durch Scoresby beobachteten Erscheinung sind hauptsächlich die herrschenden Meeresströmungen anzunehmen. — Im Meerwasser bildet sich das Eis nicht bei 0, sondern wegen des Salzgehaltes und der Schwere erst bei $2{,}55$ ° unter Null, und zwar nicht sofort bei Eintritt dieser Temperatur, sondern erst wenn durch Ausgleich zwischen dem untern wärmeren und dem obern kälteren Wasser die ganze Masse hinreichend erkältet ist. Da nur das süße Wasser herausgefriert, so ist in der zurückbleibenden concentrirten Salzlösung den Bewohnern der Polarländer ein bequemes Mittel zur Beschaffung von Salz gegeben. Die Eisfelder, die in hohen Breiten sich bilden, sind in der Regel 5—8 m. dick und erstrecken sich oft über 300—400 O. M. Beim Eintritt höherer Temperatur zerbersten dieselben zu großen inselförmigen Massen, die dann von den Meeresströmungen in wärmere Zonen geführt werden und dort, nicht ohne Einfluß auf die Temperatur benachbarter Länder, allmählich schmelzen. Auf der südl. Halbkugel dringen diese Eismassen viel weiter gegen den Aequator als auf der nördl. Die von den Schiffern mit Recht so gefürchteten Eisberge jedoch, die gewöhnlich zu $^3/_4$—$^7/_8$ ihres Volumens im Wasser untergetaucht sind, sind auf dem Festlande gebildete und zum Meere vorgedrungene Produkte polarischer Gletscher.

c. Strömungen im Meere.

Man versteht darunter ein andauerndes Fließen des Meerwassers nach bestimmten Richtungen, theils an der Oberfläche, theils in der Tiefe. Diese Bewegungen sind als breite Riesenströme, als Straßen im Ocean zu betrachten. Wir merken uns die wichtigsten nach den Hauptmeeren.

1. Im Südtheile des großen Oceans findet sich zunächst ein Herströmen vom antarktischen Eismeere zwischen 80 und 140° W. v. F., dessen Trift (kleinere Meerströmung) sich gegen Südamerika wendet, wo sie theils südlich um das Cap Hoorn in den atlantischen Ocean, theils die Küste Chiles und Perus (kühle peruanische Trift, Humboldtsströmung) entlang zieht und sich in eine Hauptströmung ergießt. Diese Hauptströmung ist die breite äquatoriale, die innerhalb der Tropen, in der Mitte (zwischen 3 und 10° N. Br.) durch eine Gegenströmung unterbrochen, als süd- und nordäquatorialer Triftstrom von Amerika nach Asien, also von O. nach W. fließt. Südlich des Aequators führt sie nur bis Neu-Caledonien, wo sie theils als Ost-Austral-Strom sich südwärts wendet, theils nordwestl. gegen Neu-Guinea weiter zieht, um dann, den halbjährlich sich ändernden Monsunströmen weichend, in die auch von Norden her gespeiste äquatoriale Gegenströmung sich zu ergießen. Der nördl. Aequatorialstrom treibt ungestört weiter nach Westen, bis er an Luzon und Formosa nördlich, und (als Kuro-Siwo der Japaner) an der Südseite Japans vorbei sich ostwärts wendet (schwarzer Str., Nord-Pacifische Strömung), an der Küste Nordamerikas umbiegt und, dieser folgend, sich dann wieder mit der nordäqua-

torialen Triftströmung vereinigt. — Ein Theil des Kuro-Siwo fließt durch die Behringsstraße ins Eismeer, aus welchem umgekehrt eine Strömung kalten Wassers ins Behringsmeer eindringt und an den Küsten Asiens nach S. hin verläuft.

2. Der indische Ocean hat ebenfalls verschiedene Straßen. In der Aequatorialgegend und auf den südasiatischen Golfen flutet das Meer in der einen Jahreszeit nordostwärts, und in der andern entgegengesetzt — die eben erwähnten Monsunströme. Südlich von diesem großen Meerstriche, doch auch in der heißen Zone, bewegt sich das Meer meistens von Südost her — Strom des Südost-Passats. Wenn nun gleichzeitig mit dieser Bewegung die Monsunströmung von Nordost kommt, so häufen sich die Wasser an der Mitte Afrikas und verstärken die Trift, die sich zwischen Madagaskar und dem Continent gegen das Cap hin bewegt, und deren Geschwindigkeit 12 bis 15 Meilen täglich, ja an der Küste von Mozambique oft bis 30 M. des Tages beträgt. Theils geht nun die Trift um das Cap herum ins atlantische Meer, theils macht sie eine rückgängige Bewegung gegen das antarktische Eismeer und gegen Neuholland, doch mit sehr gemäßigter Schnelle.

3. Im atlantischen Ocean. An Afrikas Küste finden sich zwei Triften, die eine von den Azoren und Portugal her südlich, die andere, die südatlantische Strömung und einer antarktischen Trift entstammend, vom Cap her nördlich. Beide vereinigen sich vor der Westküste Afrikas (theilweise im Guineagolf) zum großen Aequatorialstrom, der, ebenso wie die Strömung im großen Ocean, von O. nach W. und gleichfalls durch eine Gegenströmung (Guinea-Strom) in einen nördlichen und südlichen Arm getheilt, zur Ostküste Amerikas mit einer Schnelligkeit von täglich 15 bis 18 Mln. treibt. Der südliche Arm wird bei Cap Roque gespalten, indem er einestheils als brasilianische Trift südwärts und theilweise über Tristan da Cunha wieder ostwärts zurückkehrend zum Cap zieht, anderntheils nordöstlich und mit dem Nordarme sich mischend ins karaibische Meer fließt und die Wasser im mexikanischen Golfe so anhäuft, daß sie vor dem Mississipi vorbei und zwischen Florida und den Bahamas sich durchdrängen. Dieser Florida- oder Golfstrom, wie man ihn nennt, 40 Mln. breit, fließt im Oktober $9^1/_4$ M., im Februar und August 18 bis 20 M., an einigen Stellen 30 und mehr M. des Tages, vorwärts bis zum 31.° Nordbreite, und zwar parallel der nordamerikanischen Küste bis zum Cap Hatteras, dann mehr seitab sich biegend. Indem er aber sich ausbreitet und bis auf 150 Meilen breit wird, verliert er an Raschheit und dreht sich südlich der Bank von Neufundland ost- und südostwärts gegen die Azoren und Canarien zur Ursprungsstelle seines Kreislaufes zurück. Die auf diese Weise eingeschlossene Meeresfläche von 66000 □M. (= $^1/_8$ von Europa) bildet ein ruhiges, mit Seetang überdecktes Gebiet, die sogen. Sargassowiese, die eigentlich aus 2 Bänken, der Fucusbank von Corvo und Flores und der Bermudasbank, besteht. *)

---

*) Aehnliche, freilich minder bedeutende Anhäufungen von Fucusmassen, finden sich auch im großen Ocean, besonders zwischen den Sandwichinseln und der nordpacifischen Trift; besonders aber sind hier ungeheure Massen lebender Mollusken, die zahlreichen Wallfischheerden zur Nahrung dienen, weswegen die Sandwichinseln ein Sammelplatz der Wallfischfänger sind und zunächst wohl diesem Umstande ihren Aufschwung verdanken.

Zu seiner östlichen Bewegung nöthigen den Golfstrom zwei Ursachen, einmal der in der gemäßigten Zone unverkennbar vorherrschende Westwind, und zweitens eine doppelte Trift von Norden her; es bewegt sich nämlich das Polarmeer zwischen Spitzbergen und Grönland gegen Süden, aber auch aus der Davisstraße erfolgt dieselbe Bewegung. Ein Theil dieser arktischen Strömungen verursacht mäßige Triften an den brittischen Küsten und selbst eine im aquitanischen Golf, wo sie von Biscaja sich herum bis Bretagne und gegen England zurück dreht; der Haupttheil derselben jedoch füllt den Raum zwischen dem Golfstrom und Amerikas Ostküste aus, wo ihm unzählige Massen von Fischen folgen (Fischereigründe bei Neufundland!), sinkt dann unter den Golfstrom und scheint sich als tiefseeische Strömung bis ins karaibische Meer fortzusetzen. Die nördlichsten Ausläufer des Golfstromes aber erreichen Island, Jan Meyen, Spitzbergen, ja Nowaja Semlja, und dieser Warmwasserheizung verdanken die Küsten Irlands, Islands und Norwegens ihr verhältnismäßig so mildes Klima, sowie durch diese Strömung den Polarländern jene Massen von Treibholz zugeführt werden, die wahrscheinlich aus dem Innern Nordamerikas durch den Mississippi zum Golfstrome gelangen.

Als Ursachen aller dieser Meeresströmungen gelten: 1. der Gegensatz des heißen und kalten Klimas. Da zwischen den Tropen eine weit größere Verdunstung des Wassers stattfindet, so erklärt sich daraus das Herbeiströmen der schwereren kalten Polargewässer und die kühle Temperatur der unteren Schichten des Aequatorialmeeres, dessen Oberfläche doch, Jahr aus Jahr ein, nicht unter 21° Wärme hat. 2. Die Rotation der Erde, die am Aequator rascher ist, als in höheren Breiten; die bewegliche Wassermasse kann nicht in völlig gleicher Geschwindigkeit mit rotiren, ihr Zurückbleiben ist es also, wodurch die große von Ost nach West gerichtete Aequatorialströmung bewirkt wird. 3. Die regelmäßigen Nordost- und Südostpassate des großen und atlantischen Oceans, und die periodischen Monsune im indischen Meere. Den veränderlichen Winden schreibt man hierbei, etwa mit Ausnahme des Südwest in der gemäßigten Zone, keinen Einfluß zu (S. u. §. 35). — Besäße die Erde eine gleichmäßige Wasserbedeckung, so würden die Meeresströmungen äußerst einfach und regelmäßig sein, allein die ungleichmäßige Vertheilung von Land und Wasser muß in ihrer Anordnung große Verwickelungen und Störungen hervorrufen. — Die Strömungen sind nicht nur für die Schiffahrt von außerordentlicher Bedeutung, gewissermaßen die Poststraßen des Meeres, und ist deshalb deren Kenntnis für den Seemann von der größten Wichtigkeit; sondern sie erscheinen auch als die Regulatoren der Klimate, indem sie bald warmes Wasser an die Küsten kalter Länder, bald kaltes in wärmere Regionen führen, sowie sie endlich auch auf die Verbreitung der Thiere und Pflanzen großen Einfluß üben.

An manchen Stellen des Meeres, wo Strömungen und Brandungen sich stoßen, gibt es Wirbel oder Strudel, die dasjenige verschlucken und wieder ausspeien, was in ihren Kreis kommt. Die meistgenannten solcher Meeresstrudel sind: der von Chalcis im Euripus, d. i. in der Enge zwischen Griechenland und der Insel Euböa oder Negroponte im ägeischen Meere, ferner die Charybdis zwischen Sizilien und dem Fuße Italiens, und vor allen der Maelstrom bei Norwegen.

d. Ebbe und Flut.

Dieser seltsamen periodischen Meeresbewegung ist bereits im vorigen Abschnitt S. 92 gedacht worden, jedoch nur, wie sie — die Wirkung der Stürme abgerechnet — an den Flachufern der Nordsee erscheint. An andern Küsten, unter andern Breitengraden, ist die Erscheinung nicht die gleiche, indem sie weder in derselben Stunde, noch mit derselben Stärke eintritt. Schon an den einzelnen Punkten unsrer Nordsee ist diese Verschiedenheit zu beobachten. Bei Emden erreicht die Flut an Voll- und Neumonden fast 4,8 m. und zwar mittags, während bei Cuxhaven nur 3,6 m. und eine Stunde später; zu Glückstadt noch später bei nur 2,6 m. Bedeutendere Unterschiede trifft man am atlantischen Ocean. An der englischen Westküste steigt die Flut besonders hoch, in der Savern bei Bristol über 14 und bei Cheptow über 18 m. Ebenso gegenüber in der amerikanischen Fundybai, wo die Springflut mitunter bis zu 30 m. anschwillt. Von diesen Gegenden sowohl nordwärts als südwärts nimmt der Unterschied zwischen hoher und tiefer See ab. An der felsigen Westküste Schottlands beträgt er 5,8 m., desgleichen am biscajischen Golf; an der nördlichen Küste Norwegens und an den kanarischen Inseln 2,5, bei den Azoren 1,5 — 2, bei Ascension 0,6, bei St. Helena 1, bei Tristan da Cunha wieder 2,5 m.

Wie verschieden aber auch die Anfangszeit und die Stärke der Flut auf den verschiedenen Punkten des Erdballs sein mag, so ist es doch eine Thatsache, daß Ebbe und Flut überall ihre Zeit einhalten*). Binnen 24 St. 50′ 48″ wechseln Ebbe und Flut zweimal, und das Steigen des Wassers beginnt, nachdem der Mond den Ortsmeridian passirt hat; und wie der Vollmond erst nach ca. 29 Tagen wieder in gleicher Lage zur Erde sich befindet, so stellt sich auch die Flut stets nach 29 Tagen zur selben Stunde wieder ein. Man hat daraus geschlossen, daß die Anziehungskraft des Mondes, obwohl an sich schwächer als die der Erde, doch auf die bewegliche Wassermasse ihren Einfluß übt. Derjenige Theil des Oceans, der gerade den Mond über sich hat, wird durch die Anziehung leichter und folglich durch das Herandringen des entfernten schwereren Wassers gehoben; denn die dem Monde zugekehrte Seefläche wird natürlich stärker angezogen als der Mittelpunkt der Erde. Anderseits wird aber wiederum der Erdkern und somit die ganze feste Erdmasse mehr angezogen, als die dem Monde gerade entgegengesetzte Region des Meeresspiegels, weshalb gleichzeitig auch an der 180° abstehenden Stelle des Oceans die Hebung der Wassermassen eintreten muß. So muß denn in der Theorie an jedem Orte in dem Augenblicke Flut herrschen, in welchem der Mond gerade im Meridian steht, wobei es aber gleichgiltig ist, ob der Mond über ihm oder gegenüber — um 180° entfernt — im Zenith der Antipoden sich befindet. Unter dem Meridian, welcher rechtwinklig — 90° entfernt — zu diesem steht, muß dagegen gleichzeitig Ebbe, niedrig Wasser sein.**) Mit dem Vorüberfliegen des Mondes rückt deshalb auch die

---

*) Der Niederdeutsche nennt sie deshalb de Tihd, der Engländer the Tides, und im Schriftdeutsch kann man statt Ebbe und Flut sagen: das Gezeit.

**) Auch die Luftmasse hat Ebbe und Flut, wir merken aber nichts davon, weil wir auf dem Grunde derselben leben, ganz so wie wir auch auf dem Grunde der tiefen Meere das Gezeit nicht bemerken würden.

Hebung gleichzeitig von Ost nach West fort und verbreitet ihre Flutwellen seitwärts in die weiter ab liegenden Meereswasser, in die Buchten und Golfe, wie in die Mündungen der Flüsse. Das Mittelmeer, als geringere Masse nur durch die schmale Gibraltarstraße mit dem Ocean verbunden, und noch dazu der Mondswirkung schräg liegend, nimmt deshalb nur äußerst geringen Theil am Gezeit (bei Venedig 0,65 m.), das schwarze Meer gar nicht, die Ostsee höchst unbedeutend (bei Wismar 6 cm.), wogegen die Nordsee, einerseits durch die weite Oeffnung zwischen Norwegen und Schottland, anderseits durch die Verbindung mit dem flutreichen Ermelmeer, genöthigt wird, den Bewegungen des atlantischen Oceans zu folgen.

Der Wechsel von Ebbe und Flut ist also nicht eine horizontale Strömung und Rückströmung, wenn er auch an unsern Küsten so erscheint, sondern die Folge einer vertikalen Hebung und Senkung des Meeres. Wäre die Erde von einer gleich tiefen Wassermenge gleichmäßig umhüllt, so würde das Hochwasser oder die Flutwelle regelmäßig dem Monde folgend von O. nach W. um die Erde gehen; die Küsten des Festlandes jedoch und die wechselnde Tiefe des Meeres treten einer solchen Regelmäßigkeit entgegen und vernichten sie; nur auf den großen Seeflächen in der Nähe des Südpols findet annähernd dieses normale Verhältnis statt und hier liegt nach der Theorie von Whewell die Wiege des Gezeites; zwischen den Continenten aber findet überall eine Ablenkung der mit großer Schnelligkeit fortschreitenden Flutwelle statt. Da auf der Nordhemisphäre mehr Land ist, Amerikas und Europas Küsten sich einander nähern, so zeigen sich hier die Flutwellen viel stärker, als im offenen Meere, besonders in engen Canälen, wo sie oft im Laufe der Zeit bedeutende Veränderungen in der Configuration der Küsten hervorrufen. — Da die Flutwellen auch in die Flußmündungen eindringen, benützt man sie, um durch sie die Schiffe gegen die Strömung landeinwärts treiben zu lassen; Schiffer müssen deshalb die Hafenzeit (établissement) der einzelnen Häfen, d. h. die Zeit zwischen der Kulmination des Mondes und dem Momente des Eintritts der Flut, genau kennen. Whewell hat die Orte mit gleicher Hafenzeit durch Kurvenlinien verbunden; man nennt solche Linien Isorachien (cotidal lines).

Daß die Fluten, auch ohne Einwirkung von Stürmen, oft stärker und schwächer sind, läßt sich ebenfalls nur aus dem Einfluß des Mondes, jedoch im Verein mit dem Einfluß der Sonne, und aus der wechselnden Stellung beider Himmelskörper erklären. Die höhere oder Springflut ereignet sich nur bei Voll- und Neumond, die niedrige oder Nippflut nur beim ersten und letzten Viertel, und eine höchste oder Doppelflut nur zur Zeit einer Sonnenfinsternis. Der Hebungseinfluß des Mondes auf den flüssigen Theil der Erdoberfläche ist nämlich stärker als der der Sonne; man hat berechnet, daß sich die Wirkung der Sonne zu der des Mondes in dieser Beziehung verhalte wie 2 zu 5. Beide Einflüsse nun können sich schwächen, wenn sie von verschiedener Seite entgegengesetzt wirken, aber auch verstärken, wenn ihre Kraft fast oder ganz gleichzeitig auf denselben Theil der Erdoberfläche einwirkt. Zur Zeit der Quadraturen, wo erstes oder letztes Viertel um 90 Grade des Himmelsbogens von der Sonne abstehen, kann der Mond nur eine Nippflut veranlassen, denn die Anziehung der Sonne läßt nicht zu, daß das Meer 90° von der Mondsflut entfernt zu tiefster Ebbe sinkt;

zur Zeit der Syzygien aber, wo Mond und Sonne einander ganz nahe am Himmel, oder sich fast gegenüberstehen, vereinigt sich ihre Kraft, und zwar am stärksten bei der Sonnenfinsternis, wo allein eine Doppelflut erfolgen kann.

§. 32. Landseen.

Aus der großen Anzahl derselben seien hier nur folgende genannt:

a) In Asien. Das Kaspische Meer oder Kaspi-See, 70 Meilen östl. vom Schwarzen Meer, 8413 Qm. umfassend, größter Landsee der Erde. Er ist ohne Abfluß zum Meere, daher salzig, besonders in seinem südlichen Theile; sein Spiegel liegt 25 m. tiefer als der des Schwarzen Meeres. — Der Aral 1200 Qm. groß, östl. vom vorigen, der Balkasch noch weiter ostwärts; der Baikal 30° westlich vom japanischen Meer. Der Wan und der Urmia, südöstl. vom Schwarzen Meer.

b) In Afrika. Der Tsana 64 Qm. in Abessinien. Der Tsad oder Tschad, 150 Meilen nordöstl. von der Biafrabucht des Guineameers. Der Ukerewe (Victoria Nyanza) am Aequator etwa 100 M. von der Ostküste und 1500 Qm. groß (den Nil hält man für seinen Abfluß), westl. von ihm der Mwutan oder Luta Nzige (Albert Nyanza) und südl. von diesem der Tanganjika (Udschidschi) gehören zu den größten Landseen. Njassa zw. 11 und 14° S. Br.

c) In Europa. Der Ladoga 336 Qm. (größter unter den europäischen) östl. der Péipus südl. und der Saimen nördl. des finnischen Golfs. Der Onega nordöstlich vom Ladoga. — Die schwedischen Seen Wener (94 Qm.), Wetter u. Mälar. — Der ungrische Platten zwischen Ostalpen und Mitteldonau. Die Alpenseen gehören, wenn von der Erde im ganzen die Rede ist, zu den kleineren, denn selbst der Genfer hat nur 10 Qm. (Siehe oben das Kap. über die Alpen).

d) In Amerika. Bären-, Sklaven- und Winepeg-Seen westlich der Hudsonbai. Der Obere-, Michigan-, Huronen-, Erie- und Ontario-See, alle mit dem Lorenzstrom verbunden, südl. der Hudsonbai. Der Obere hat 1600 Qm. und 225 m. Tiefe. — Der Nikaragua zwischen karaibischem und stillem Meer. Der Marakaibo in Südamerika, durch die Bai Marakaibo zum karaibischen Meer gehörig. Der Titikaka auf dem Gebirge der Andes, nahe der Westküste Südamerikas, 17° südl. Breite, etwa 40 Meilen lang und 10 Meilen breit.

Einige dieser Seen liegen in beträchtlicher Höhe; der Tsana 1862, der Titikaka 3878 m.

Es gibt Seen von weit stärkerem Salzgehalt, als der kaspische. So ist der Elton, 20 Mln. nordöstl. vom Wolgaknie bei Sarepta, ein eigentlicher Salzsee; die Gegend umher besteht aus Salzstein, alle Zuflüßchen des Sees sind salzig. Hat die Sommerwärme das Salz ausgeschieden, so hebt man die Massen aus dem See und gewinnt auf diese einfache Weise jährlich an 2 Millionen Centner. Der Elton hat nur 4 Qm. Fläche, der große Salzsee im hohen nordamerikanischen Lande Utah ist größer, er hat 70 Qm.; wegen seines Salz- und Schwefelgehalts — es sind nämlich viele Schwefelquellen in der Umgegend — kann nichts Lebendiges in ihm gedeihen. Aehnlich verhält

es sich mit dem todten Meere, das 401 m. tiefer liegt als der nahe Spiegel des Mittelländischen Meers; zu seinem starken Salzgehalt mischen sich noch Asphalt und andere Stoffe.

§. 33. Bedeutende Flüsse.

In den ersten Abschnitten dieses Buches ist vielfältig von Wasserscheiden und Stromgebieten, von Haupt-, Neben-, Bei- und Zuflüssen, von der Abstufung der Flußbetten, vom Unterschied des Gefälls im Ober-, Mittel- und Unterlaufe zc. die Rede gewesen.

Es kommt nicht immer auf Länge eines Flusses und auf Größe seines Stromgebiets an, um ihn besonders wichtig zu machen. Die mächtigen Wasser z. B., die ins Eismeer strömen, sind für den Verkehr der Menschen nicht so bedeutend als die kleine 48 M. lange, aber in die Nordsee, das Centrum der bewohnten Welt, mündende Themse in England, und in der Weltgeschichte von keinem solchen Interesse, als z. B. Roms 53 M. lange Tiber und der spartanische Eurotas. Wir wollen jetzt aber, wo von dieser Bedeutsamkeit noch nicht die Rede ist, uns nur mit dem Laufe der größeren Ströme der Erde, der meisten wenigstens, beschäftigen und ihre Größe mit einander vergleichen.

In folgender Tabelle lassen sie nach Ursprung, Mündung und Länge, nach Erdtheilen und Meeren, wo sie zu suchen sind, am besten sich überblicken.

Gebirge, wo der Ursprung.	Fluß.	Erdtheil.	Mündung.	Länge in Meilen.
Albarracin.	Tajo.	Europa.	atlant. Meer.	117
Gesenke.	Oder.	„	Ostsee.	121
Sevennen.	Loire.	„	atlant. Meer.	127
Karpathen.	Weichsel.	„	Ostsee.	138
Riesengebirg.	Elbe.	„	Nordsee.	164
Alpen.	Rhein.	„	„	178
Alleghanies.	Ohio.	Amerika.	in den Mississippi.	241
Wolchonski.	Dnjepr.	Europa.	schwarz. Meer.	259
Senegamb. Gebirg.	Senegal.	Afrika.	atlant. Meer.	280
Hindukuh.	Gihon (Amu).	Asien.	Aralsee.	293
Himalaya.	Ganges.	„	bengal. Busen.	332
Juzaguaca-Gebirg.	Orinoco.	Südam.	atlant. Meer.	336
Californ. Geb.	S. Francisco.	Nordam.	gr. Ocean.	337
Höhen am Obersee.	Lorenzo.	„	atlant. Meer.	347
Himalaya.	Indus.	Asien.	indo-pers. Meer.	386

Gebirge, wo der Ursprung.	Fluß.	Erdtheil.	Mündung.	Länge in Meilen.
Schwarzwald.	Donau.	Europa.	schw. Meer.	396
Armen. Berge.	Euphrat.	Asien.	pers. Busen.	400
Brasil. Berge.	La Plata (Paraguay)	Südam.	äthiop. Meer.	504
Wolchonski.	Wolga.	Europa.	Kaspisee.	505
Daurische Alpen.	Amur.	Asien.	ochotsk. Meer.	521
Daurische Alpen.	Lena.	"	Eismeer.	543
Altai.	Ob.	"	"	579
Küen-Lün.	Hoangho.	"	ostchines. Meer.	592
Kong-Geb.	Niger od. Quorra.	Afrika.	Bai v. Benin.	650
Altai.	Jenisei.	Asien.	Eismeer.	656
Küen-Lün.	Jantse-Kiang.	"	ostchines. Meer.	711
Andes.	Marannon oder Amazonas.	Südam.	atlant. Meer.	763
Aequatoriales Seengebiet.	Nil.	Afrika.	mittelländ. Meer.	845
Felsberge.	Missouri — Mississippi.	Nordam.	mexik. Golf.	878

Nur von oft bereisten und mit Sicherheit gemessenen Strömen kann die Länge (oder Stromentwickelung) nach allen Krümmungen möglichst genau angegeben werden; deshalb gelten mehrere der obigen Angaben nur als annähernd richtig. — Interessant ist es, die ganze Stromlänge und den Abstand der Mündung von der Quelle mit einander zu vergleichen; der letztere ist leicht auf der Karte zu ermitteln, und beträgt z. B. bei der Donau 227, bei dem weit längern Niger nur 253 M. — Statistisch wichtiger ist das Vergleichen des Flächeninhalts der Stromgebiete, besonders solcher Ströme, die selbst schiffbar sind und schiffbare Nebenflüsse haben, also den Handelsverkehr fördern. Bei den deutschen Strömen ist dies im 2. Abschnitt schon angegeben; die Weichsel hat ein Gebiet von 3507, der Po von 1513, die Wolga von 28433, der Ganges von 23500, der Jantse von 39700, der Nil von 55000, der Missouri von 57800, der La Plata von 61800, der Marannon gar von 106850 Qm.

§. 34. Von den Wärmegraden der Länder.

Das Klima auf der Erde ist sehr mannchfaltig; es gibt kaltes, mildes und heißes, stetes und veränderliches, trocknes und nasses, heilsames und schädliches. Die Production der Länder sowohl als die Lebensweise und Kulturentwickelung der Bewohner wird dadurch bedingt. Selbst die Verschiedenheit der Menschenrassen, die Verbreitung der Völker, ihre Verbindung unter einander, ihre Handelswege zu Land und zu Wasser, alles dies hängt mit klimatischen Zuständen zusammen. Es ist also nicht bloß in physikalischer,

sondern auch in geographischer Hinsicht wichtig, jene Zustände und wo möglich ihre Ursachen näher kennen zu lernen. Was sich hier im allgemeinen darüber sagen läßt, vertheilen wir in die 3 Paragraphen: von der Temperatur, den Winden und der Regenmenge. — Zuerst von der Temperatur.

Die klimatische Temperatur entsteht durch die Insolation (Sonneneinstrahlung), welche am wirksamsten ist bei senkrechter Richtung der Strahlen; die Hauptunterschiede in der Temperatur der Länder rühren demnach her aus der regelmäßig wechselnden Stellung des Erdballs gegen die Sonne, indem bald die Nord-, bald die Südhemisphäre sich der stärkeren Bestrahlung zuwendet.

Die Aequatorgegend, der sich die Sonne zweimal des Jahres nähert und ihr zweimal im Zenith steht, kann demnach die heißeste sein. An den Tropen, über denen sie nur einmal jährlich bis zum Scheitelpunkt sich erhebt, bildet die schon mindere Wärme die Grenzen des eigentlich heißen Erdgürtels. Von dort durch die gemäßigten Gürtel, und zu den Polen, ist ferneres stufenweises Abnehmen der Erwärmung, die im Sommer durch die längeren Tage etwas vermehrt, im Winter durch die längeren Nächte noch vermindert wird.

Bemerkungen. 1) Wie am Tage die größte Wärme nicht um 12 Uhr, sondern etwas später eintritt, nachdem die Sonne schon den Meridian passirt hat; so äußert sich in der Regel auch die wärmste und kälteste Zeit des Jahrs erst nach dem höchsten und niedrigsten Sonnenstande, also für unsere Hemisphäre im Juli und Januar. — 2) Zwischen den Tropen, und ebenso an den Polen, gibt es nur zwei Jahreszeiten, in den gemäßigten Zonen vier. Genau genommen steigt freilich am Aequator wegen des zweifachen Durchgangs der Sonne, die Hitze zweimal, doch wenig bemerklich, da sich die Sonne dort nie mehr als $23\frac{1}{2}°$ vom Zenith entfernt; deshalb hat die Tropenzone auch zwei Regenzeiten, eine beim Hingang der Sonne zum Wendekreise, die andere beim Rückgange zum Aequator, die indes in der Nähe der Wendekreise sich vereinigen. Die beiden Regenzeiten stellen sich ein zur Zeit der größeren Wärme, da sie durch einen aufsteigenden Luftstrom veranlaßt werden, und es steht denselben die trockene Jahreszeit gegenüber. 3) Vier Jahreszeiten sind das Eigenthum der beiden gemäßigten Erdgürtel, doch von verschiedener Dauer, und nicht an den Grenzen dieser Gürtel, sondern mit allmählichem Uebergange mehr in ihren mittleren Regionen. Dem Polarkreis sich nähernd, werden Frühling und Herbst allmählich unbedeutender, bis innerhalb desselben wieder nur 2 Jahrszeiten wechseln, ein kurz dauernder Sommer und ein sehr langer Winter. Da der Frühling unmerklich zu werden beginnt, steigt die Wärme viel rascher. Die Sonne hebt sich zwar minder hoch im Meridiane, bleibt aber desto länger überm Horizonte, woraus es sich erklärt, daß z. B. Jakutsk (in Sibirien 62° N. Br.), bei einer mittleren*) Jahrestemperatur von — 7,8° R. und bei

---

*) Unter mittlerer Temperatur versteht man natürlich weder den höchsten, noch den niedrigsten Grad, sondern das Mittel der sorgfältig beobachteten Thermometerstände innerhalb eines gewissen Zeitabschnittes (Tag, Monat, Jahreszeit, Jahr). Um z. B. die

einer mittleren Januartemperatur von — 34,4°, eine Juliwärme von + 16,4° aufweist oder daß die mittlere Temperatur der Sommermonate norwegischer Thäler, selbst noch in Drontheim (63½° N. Br.) zuweilen stärker ist als in einigen norddeutschen Gegenden, und mancher Julinachmittag einem in Mitteldeutschland gleicht. Sonst könnte auch bei so kurzer Dauer des Sommers das Korn nicht gedeihen, das man dort spät aussäen und früh ernten muß. —

Daß unter höherer Breite die Frühlings- und Herbstmonate dem Winter sehr ähnlich sind und die Sommer-Temperatur sich stark davon unterscheidet, bei uns aber Frühling und Herbst deutlich heraustreten, zeigt folgende Zusammenstellung Drontheims mit Frankfurt, die 13 Breitengrade aus einander liegen. Ihre mittlere Temperatur ist:

	zu Frankfurt	zu Drontheim.
In den 3 Wintermonaten	+ 0,68	— 4,8
„ „ „ Frühlingsmonaten	+ 7,89	+ 1,8
„ „ „ Sommermonaten	+ 14,73	+ 16,3
„ „ „ Herbstmonaten	+ 7,81	+ 4,6

Hinge nun die Temperatur ganz allein von der wechselnden Erdstellung ab, d. h. wäre die Erdkugel völlig eben, von gleicher Beschaffenheit des Bodens, ohne Vertheilung von Land und Wasser, und umgeben von einer bewegungslosen Atmosphäre, so würde die Abnahme des Wärmegrades vom Aequator bis zu den Polen völlig regelmäßig sein, und jeder unter demselben Parallel liegende Ort würde dasselbe Klima haben. So ist es aber nicht; die regelmäßige Abstufung der mittleren Temperatur gegen die höheren Breiten hin, die man auch mathematisches Klima nennt, gilt nur als Grundlage des wirklichen oder physischen, denn vielfache Einflüsse wirken verändernd auf die Wärmevertheilung ein.*) Wir wollen diese aufzählen.

Mitteltemperatur eines Ortes für ein Jahr zu erfahren, muß man täglich 3 Beobachtungen (morgens 6 h, nachmittags 2 h, abends 10 h) machen, deren arithmetisches Mittel die Mitteltemperatur der einzelnen Tage gibt; aus den Tagesmitteln berechnet man die Monatsmittel, aus diesen die Mittel der Jahreszeiten, und aus diesen endlich die Jahresmittel. Die heiße Zone hat viel regelmäßigere klimatische Verhältnisse als die gemäßigten und kalten Zonen, so daß dort wenige Jahre genügen, um die Mitteltemperatur festzustellen; bei uns hingegen weichen die Mitteltemperaturen der einzelnen Jahre oft bedeutend von einander ab (in Mitteldeutschland bis zu 3°), so daß die Beobachtungen eine längere Reihe von Jahren fortgesetzt werden müssen, um die mittlere Wärme eines Ortes bestimmen zu können.

*) Dove hat die wirklichen Durchschnittstemperaturen der Hauptparallelkreise, also des Aequators, des Parallels von 10°, von 20° ꝛc. berechnet und dann die Frage gestellt, ob die mittlere Wärme irgend eines Ortes von der Wärme seines Parallelkreises oder was dasselbe ist, von der Wärme seiner geographischen Breite abweiche. Nachdem alle Oerter, deren Durchschnittswärme bekannt ist, auf diese Weise untersucht waren, fand sich, daß die Oerter in 3 Klassen zerfallen: 1) in solche, deren mittlere Wärme mit der ihrer Breite übereinstimmt; 2) in solche, welche einen Wärmeüberschuß, und 3) in solche, welche einen Wärmemangel aufweisen. Linien, welche durch die Oerter der 1. Klasse gelegt werden, nennt Dove thermische Normalen, und die, welche durch die Oerter 2. und 3. Klasse gehen, Isanomalen.

a) Die Wärme der Luft nimmt von der Tiefe zur Höhe, also in wachsender Erhebung über das Meeres-Niveau, stufenweis ab. Die Höhe, wo das Thermometer auf Null sinkt, ist natürlich in heißen Gegenden weit beträchtlicher, als in kalten; über dem Aequator beträgt sie etwa 4700 m. und nimmt dann von Parallel zu Parallel ab, bis sie nahe den Polen fast auf Null sinkt, doch infolge des Einflusses der Sommerwärme, wenigstens auf der nördlichen Erdhälfte, nirgends den Meeresspiegel wirklich berührt.

Denken wir uns von jener Höhe über dem Aequator durch die folgenden stets niedrigeren Frostpunkte der Atmosphäre bis zu den Polen eine Linie, so bildet diese Linie (mit welcher auf Gebirgen der ewige Schnee beginnt, weshalb Schneelinie genannt) eine Curve, die bei uns im mittleren Deutschland etwa 2400 m. überm Niveau des Meers hinzieht, am 60. Breitengrad aber schon auf 1822 und am 70. auf 721 m. herabsinkt.

Die Höhe der Schneelinie ist zwar im allgemeinen von der geograph. Breite abhängig, wird aber durch mancherlei Umstände (ausgedehnte Hochebenen, Nähe oder Entferntheit des Meeres, kalte und warme Meeresströmungen etc.) vielfach modificirt. An Bergen Islands z. B. beginnt auf 950 m. Seehöhe schon ewiger Schnee, während in Norwegen 5° nördlicher erst bei 1075 m. Auffallender noch ist dieser Unterschied: Bei Quito am Aequator ist die Schneegrenze auf den Anden Südamerikas 4824 m. und in der östlichen Cordillera Bolivias, obgleich 15° vom Aequator entfernt, erst 5360 m. Bei Parallelgebirgen liegt natürlich die Schneegrenze in der Regel auf der Winterseite tiefer, doch gibt es auch hier Ausnahmen; an den Hochgipfeln des Himalaya z. B. beginnt der ewige Schnee an der Südseite bei 3950 m., an der Nordseite erst bei 5060 m., und am Küenlün im Innern des asiatischen Continents soll derselbe sogar erst bei 5650 m. beginnen. Das sind Abweichungen, die sich aus dem Gegensatz des Küsten- und Continentalklimas erklären. Davon hernach. Die Hauptregel bleibt dieselbe, daß nämlich die Wärme mit senkrechter Entfernung vom Meeresspiegel abnimmt, und folglich Länder unter gleichem Parallel, doch von verschiedener Seehöhe, auch verschiedene Temperatur haben. Baireuth und Mainz (50° Breite) haben etwas verschiedene mittlere Jahreswärme, desgleichen Barcellona und Madrid, das ungrische Tiefland und Graubünden, das Plateau Persiens und Mesopotamien, das Anahuac und die Insel Hayti etc.

Die Temperaturabnahme in der Höhe ist eine Frage, deren Beantwortung sich zunächst an die Beobachtungen auf Gebirgsstationen knüpft. Wenn man das Klima der hochalpinen Regionen mit dem Polarklima vergleicht, so ist man dabei nicht im Unrecht; nur darf nicht vergessen werden, daß eben bloß die mittleren Jahrestemperaturen übereinkommen, im jährlichen Wärmegange aber ein wesentlicher Unterschied besteht, indem die Wintertemperatur der Hochalpen viel milder ist, als die der Polarregionen, während umgekehrt im Sommer das Polarklima durch die wochen-, ja monatelangen Sommertage gegenüber dem Höhenklima im Vortheile ist. So ist z. B. die mittlere Luftwärme am Theodulpaß (3339 m., s. S. 157) — 5,8° R., etwas höher als die von Nowaja

Semlja unter 73° N. Br. (— 6,20); während aber die tiefste Temperatur am Theodulpaß — 17,1° R. war, erreichten die Minima auf N. Semlja — 32° R., und umgekehrt war die mittlere Sommerwärme am Theodulpaß nur + 0,16° R. (Mittelwärme im Juli + 0,8°), während N. Semlja noch eine Sommertemperatur von 3,86° erwarten läßt.*) Die meteorologischen Beobachtungen am Theodulpaß in Verbindung mit anderen, namentlich dem großen Beobachtungsnetze der Schweiz, haben zu dem Ergebnisse geführt, daß in den Alpen durchschnittlich für je 100 m. Höhe die Jahreswärme um 0,45° sinkt, und zwar erfolgt dieses Sinken rascher an den Abhängen freier Berggipfel, langsamer an denen größerer Gebirgsmassive, sehr langsam auf mehr plateauartigen Gebirgsgliedern. Demnach muß eine Höhengrenze angenommen werden, wo der Unterschied zwischen Winter- und Sommertemperatur gänzlich aufhört; dieses Niveau der wechsellosen — nur noch von den Wärmeunterschieden der Luftströmungen beeinflußten — Jahrestemperatur liegt nach J. Hann in den Alpen in etwa 9700 m. Höhe. — Da aber Beobachtungen auf Berghöhen stets nur die von der Erwärmung des Bodens durch Insolation und von seiner Erkältung durch Wärmeausstrahlung modificirte Lufttemperatur angeben, so weichen die Temperaturverhältnisse der freien Luftschichten im bodenlosen Luftoceane von ersteren vielfach ab. Um letztere zu erforschen, hat der englische Physiker Glaisher aëronautische Reisen, also Ballonfahrten unternommen, welche zu merkwürdigen Resultaten führten; so wurde u. a. festgestellt, daß in jenen Schichten, auf welche der erwärmte Boden noch unmittelbar einwirken kann, die, übrigens von der Tageszeit stark beinflußte, Wärmeabnahme sehr rasch erfolge, namentlich an heitern Tagen, im Mittel 0,84° R. für je 100 m., an trüben 0,76° R.; in den höheren Schichten wird die Wärmeänderung immer langsamer, während man nach den Beobachtungen auf Berghöhen bisher auf eine in allen Schichten gleichförmige Temperaturabnahme schloß.**)

b) Die Wärme des beweglichen durchsichtigen Meeres haben wir schon besprochen. Anders ist die Einwirkung des Sonnenlichts auf das undurchsichtige feste Land, das die Strahlen nicht in sein Inneres eindringen läßt, folglich auch nicht so tief unter der Oberfläche von ihnen erwärmt wird; wohingegen die Oberfläche selbst einer größeren Erwärmung und größern Abkühlung fähig ist, als die obere Schicht des Meerwassers.

Unsre Keller sind Zeuge davon, im Sommer kühler als die Luft draußen, und im Winter wärmer. Die täglichen Temperaturschwankungen lassen sich bei uns schon in 1—1½ m., die jährlichen aber in 20—25 m. Tiefe nicht mehr wahrnehmen. Das Thermometer zeigt in dieser Tiefe das ganze Jahr durch denselben Grad, und zwar

*) Der Sommer des Theodulpasses ist überhaupt der kühlste, den man bis jetzt auf der Erde beobachtet hat; selbst im arktischen Nordamerika, welches die kältesten Sommer der Erdoberfläche aufweist, im Northumberlandssund (76° 9′ N. Br.), hatte der Juli eine Mittelwärme von + 1,6° R.

**) Näheres in Behm, Geogr. Jahrbuch IV., 1872.

einen Grad, der merkwürdig genug mit der mittleren Jahrestemperatur an der Oberfläche übereinstimmt. In Aequatorialgegenden braucht es keines so tiefen Hinabsteigens. Da nämlich der dortige Wärmeunterschied zwischen trockener und nasser Jahreszeit unbedeutend ist, so trifft man schon bei ein paar Meter im Boden — versteht sich an Stellen, die vor Sonne und Regen geschützt sind — denjenigen Punkt, wo das Quecksilber während des ganzen Jahres den gleichen Stand behauptet. Es läßt sich deshalb annehmen, daß Quellen von stets gleicher Temperatur unterhalb jenes Punktes entspringen müssen, und um so tiefer unter demselben, je höher ihre Temperatur ist. Denn weiter abwärts von der genannten unterirdischen Grenze nähert man sich stufenweis der inneren Erdwärme, die im Durchschnitt auf 33 m. Tiefen = eine Temperaturzunahme von 1° bewirkt, so daß in 3000 m. Tiefe die Hitze des siedenden Wassers herrscht, und in 38000 m. oder 5 Meilen Tiefe ($^1/_{344}$ des Erddurchmessers) ist eine Temperatur, bei welcher Gußeisen schmilzt und Basalt flüssig wird.

Wer zur Sommerzeit abends und morgens in einem See badet, macht die Erfahrung, daß Tageshitze und Nachtkühle im Wasser nicht so groß sind, als auf dem Lande. Ebenso findet zwischen mittlerer Sommertemperatur und der des Winters eine größere Differenz auf dem festen Lande statt, als auf dem Ocean. Und diese Differenz steigt, aus der gleichen Ursache, mit der Entfernung vom Aequator gegen die Pole hin auf dem Lande viel stärker, als auf dem Meere. Zu Neu-Orleans ist die Sommertemperatur 22,5 und die des Winters 10,7; Differenz also 11,8. In gleichem Abstand vom Aequator (etwa am 30. Breitengrad) hat der atlantische Ocean im Sommer 19,25 und im Winter 15,4: also Unterschied 3,85. Madrid, nicht weit von 40° Breite, hat sommers 18,7 und winters 4,48, also Unterschied 14,22; während unter gleicher Breite der Ocean 16,4 im Sommer und 12 im Winter hat, also Unterschied 4,4.

Natürlich wirken See- und Landklima in der Küstennähe auf einander ein. So ist das Mittelmeer, je nach der Jahreszeit, etwas wärmer und etwas kühler als der Ocean, wegen der Einfassung durch Land, und Irlands Temperatur ist im Winter milder, im Sommer kühler als andre europäische Länder unter gleicher Breite, eben wegen seiner Umgebung vom Meere. Deshalb hat das oceanische oder Küstenklima einen eigenthümlich gemäßigten constanten Charakter, keine so großen Gegensätze der Hitze und Kälte, als das excessivere Continentalklima. Die reichlichen Wolken- und Nebelbildungen, die das benachbarte Meer sendet, dämpfen im Sommer ebensosehr die Wirkung der Sonnenstrahlen, als sie im Winter die Ausstrahlung der Wärme gegen den kalten Himmelsraum hindern. Norderney und Pest haben ziemlich gleiche Jahrestemperatur (6,88°); während aber in Norderney die Differenz zwischen dem wärmsten und kältesten Monat 13,88° beträgt, steht in Pest dem Januar mit — 3,09° ein Juli mit + 15,37° Mittelwärme gegenüber, also eine Differenz von 18,46°. Noch auffallender sind die Unterschiede der Extreme zwischen Drontheim und Jakutsk (s. o.): dort 21,1°, hier 50,8°! Daß dieser Einfluß der Nähe oder Entferntheit des Meeres für die Verbreitung der Pflanzen und Thiere, und dadurch auch in dieser Beziehung für die menschlichen Culturverhältnisse die größte Bedeutung haben muß, ist klar. Im immergrünen Irland kommt die Mirte, wie in Portugal, auch während des

Winters ganz gut im Freien fort; aber umgekehrt ist auch die Sommersonne zu ohnmächtig, um Pflaumen und Birnen zur vollen Reife zu bringen, Früchte, die unter demselben Parallel auf dem ganzen Continente vortrefflich gedeihen. In Jakutsk tödtet die Winterkälte jeden Baum, und doch wird im Sommer Getreide gebaut. Im continentalen Rußland liegt die Polargrenze der Buche, die zwar wenig Sommerwärme bedarf, aber die Winterkälte fürchtet, am asowschen Meere (48° N. Br.), im oceanischen Norwegen unter 59° N. Br.

c) Die südliche Hemisphäre ist im ganzen kälter, als die nördliche. Die Ostküsten der Welttheile sind kälter, als die westlichen. Die neue Welt ist kälter, als die alte. — Dies sind Erfahrungen, die sich auf vielfache Beobachtungen stützen.

1) Die mindere Wärme auf der südlichen Halbkugel ist leicht begreiflich. Dort ist die größere Wassermasse, dort schieben sich die schwimmenden Eisschollen viel weiter vor, als vom Nordpol her, weshalb auch die Weltumsegler nicht so weit gegen Süd als gegen Nord vordringen konnten. Die Südspitze Amerikas, obwohl nicht entfernter vom Aequator als Norddeutschland, ist beinah das ganze Jahr voll Schnee. Näher dem Aequator mäßigt sich dieser große Unterschied, verschwindet aber nicht ganz, so daß die heißeste Mitteltemperatur (der Wärme-Aequator) nicht am Gleicher, sondern 5° (strichweise bis zu 20°) nördlicher, also auf unsrer Halbkugel sich vorfindet. — Der 10. Parallel hat auf der nördlichen Hemisphäre 21,3° R. Mittelwärme — auf der südlichen nur 20,4°; der 20. auf der nördl. 20,1° — auf der südl. 18,6°; der 30. auf der nördl. 16,8° — auf der südl. 15,5°; der 40. auf der nördl. 10,9° — auf der südl. 10,0°. Jenseit des 40. Breitengrades kehrt jedoch die Temperatur-Differenz sich um, so daß die südl. Hemisphäre wärmer wird als die nördliche, und zwar wächst diese Differenz mit den höheren Breiten zu Gunsten der südlichen. Es hat nämlich der 45. Breitengrad auf der nördl. Halbkugel nur 7,6° R., auf der südl. dagegen 8,2°; der 50. auf der nördl. 4,3° — auf der südl. 6,3°; der 55. auf der nördl. 1,8° — auf der südl. 4,3°. Natürlich gilt dies bloß für die Jahresmittel: die Sommertemperaturen der nördlichen Halbkugel sind auch in den höhern Breiten höher als die entsprechenden der südlichen; aber die Verminderung der Sommerwärme im Seeklima der südlichen Hemisphäre erfolgt nicht in dem Maße, in welchem die Wintertemperaturen der großen Landflächen der nördlichen hinabgedrückt werden. Die Ursache dieser für den ersten Blick auffallenden Erscheinung liegt nahe: innerhalb der warmen Zonen, wo die Insolation wirksamer ist als die Ausstrahlung, sind die Landflächen wärmer als das Meer und ist die südl. Halbkugel im Nachtheile und kühler; in den höheren Breiten jedoch verhält es sich umgekehrt, die Meere sind hier wärmer als das Land, wo der Wärmeverlust durch Ausstrahlung im Winter überwiegt, und die Hemisphäre, die in höheren Breiten kein Festland hat, muß demnach in diesen Breiten eine höhere mittlere Jahrestemperatur haben als diejenige, über welche breite Landflächen sich erstrecken.

2) Wie viel auf die Lage nach Ost und West ankommt, können wir schon bei uns aus der verschiedenen Temperatur des Ost- und Westwindes schließen. Die West- und Ostküsten Englands, Italiens, Skandinaviens liefern deutliche Belege. Liegt auch ein Land nicht unmittelbar am Meere, so thut sich doch die wachsende Entfernung von der Westküste durch größere Kühlung kund. Wien hat schon nicht solche Jahreswärme

als das Oberrheinthal unter gleicher Breite und Seehöhe; und wenn das Thermometer in Südsibirien — 18° zeigt, so steht es in Norddeutschland auf — 5°. Die Behringsstraße, die Ostspitze Labradors, die Südküste Grönlands, die nördlichsten Oerter Europas (Hammerfest, Enontekis) und wiederum die Nordspitze der Insel Sachalin haben gleiche mittlere Jahrestemperatur = 0,°, und man betrachte auf der Karte diese Breitenunterschiede! Die Ursache hievon liegt einestheils in der von Nordost ziehenden Polarluft (wovon hernach), anderntheils in dem Umstande, daß sowohl an der Ostküste Amerikas, als an der des alten Continents Strömungen kalten Wassers aus dem arktischen Eismeere sich finden. — Indes ist

3) auch gewiß, daß Amerika minder warme Temperatur hat, als die alte Welt. Zeigt das Thermometer an den nördlichen Küsten der Ostsee + 3°, so steht es an der Hudsonsbai — 3°. Stockholm hat etwas mildere Temperatur als Quebec. In den Ebenen Europas schneit es erst am 40. Breitengrad, in Nordamerika am 30. In der Sahara steigt die Hitze oft auf 40, in Amerika am Aequator nicht oft über 30°. — Wahrscheinlich sind es die vielen Seen und Wälder Amerikas, die keinen gleich hohen Wärmegrad zulassen; auch liegt der ganze Welttheil bei weitem nicht so breit zwischen den großen Oceanen, als die alte Welt.

Den höchsten Wärmegrad der Luft hat Lyon zu Murzuk in der Sahara beobachtet; das Thermometer zeigte im Schatten 44½°; Back fand am großen Sklavensee in Nordamerika eine Winterkälte von — 45½°.

d) Schließlich ist noch die Richtung, wohin sich Gebirge, Plateaus und Thalungen abdachen, wie auch die Beschaffenheit des Bodens nach seinen Hauptunterschieden, sehr zu beachten.

Schon im Abschnitt II. dieses Buches ist nicht bloß auf die Verschiedenheiten der Seehöhe, sondern auch der Abdachungen, ob nach N. oder S., O. oder W. hingewiesen und der klimatischen Wirkungen dabei gedacht worden. Kommt noch Schutz durch Gebirge gegen Nord- und Ostwinde dazu, oder versperren die Gebirge den laueren Süd, so wird Wärme oder Kühle desto fühlbarer. Darum liegt an der Nordseite der Hochgebirge (auf unsrer Hemisphäre nämlich) die Schneelinie tiefer, als an ihrer Südseite; und wenn dies, wie vorhin erwähnt, am Himalaya nicht der Fall ist, so ist der Grund wohl darin zu suchen, daß auf dem trockenen, fern vom Küstenklima Hindostans liegenden Hochlande Tibets die Sommerwärme bedeutend stark sein wird.

Von welchem Einfluß aber die Beschaffenheit des Bodens ist, daran haben uns eben die Seen und Wälder Amerikas erinnert. Lockerer und feuchter Boden muß anders auf die Temperatur wirken, als trockener und dichter. Schon auf der kleinen Lüneburger Haide ist Sommerwärme und Winterkälte etwas stärker als in der nahen Elbgegend. Die Sommerhitze der kastilischen Hochflächen würde mäßiger sein, wenn sie nicht der Wälder entbehrten, um deren Anlage sich der Spanier, überhaupt kein Freund der Baumzucht, wenig bekümmert. — Der Sand arabischer und afrikanischer Wüsteneien wird von der Sonne mehr durchglüht, als die Reisfelder des Ganges und die Ufer des Amazonenstroms. Natürlich führen die Winde von jenen heißere Luft fort als von diesen und erhöhen dadurch den Wärmegrad der Nachbarländer, die sie

23*

treffen. — Für das Klima der Küstenländer und Inseln ist es ferner auch nicht gleichgiltig, ob kalte oder warme Meeresströmungen dieselben treffen.

Solche und ähnliche Notizen, die man in ziemlicher Anzahl über die mittlere Temperatur vieler Punkte der Erdoberfläche gesammelt, haben (zuerst den Naturforscher A. v. Humboldt) dazu veranlaßt, Isothermen auf Globen und Karten zu ziehen, d. h. die Oerter mit gleicher, mittlerer Jahrestemperatur durch Linien zu verbinden.

So geht z. B. eine Isothermlinie von der Mündung des Hoangho zu der des Sihon, in Europa weiter durch Euböa, Ragusa, Genua, Toulon, Bayonne. Eine andere, die östlich Asiens zwischen Nipon und Jesso durchzieht und an der amerikanischen Küste New-York berührt, geht in Europa über Odessa, Krakau, Dresden, Magdeburg, Braunschweig, Fulda, Gröningen, südlich von London durch zur Insel Man, und wieder südlich um Irland herum.*) — Diejenige Isotherme, welche die Gebiete der höchsten Mitteltemperatur (22° R.) umschließt, reicht nur an 2 Stellen in die Südhemisphäre hinein: bei Neu-Guinea und bei Java und Sumatra; sonst finden wir sie überall auf der Nordhälfte der Erde, und zwar an manchen Stellen bis über 20° Breite hinaus. — Die Isothermbiegungen im hohen Norden beweisen, daß es zwei Kältepole gibt, einen nördlichen vom Ausfluß der Lena (mittlere Temperatur: — 13,8° R.) und den andern (— 15,6° R.) nordöstlich von der Melville-Insel; beide über 10° vom Nordpol abstehend. Diese Räume der größten Temperatur-Depression im Winter sind jedoch nicht constant über derselben Stelle der Erdoberfläche, sondern, wie Wojeikoff jüngst durch Beispiele erläutert, in beständiger Wanderung begriffen, woher zum Theil auch die größere Veränderlichkeit der Temperatur in den höheren Breiten im Gegensatz zur größeren Beständigkeit derselben in den äquatorialen Regionen kommen mag.

Anmerk. Wie man Isothermen entwirft, so auch Isotheren und Isochimenen, als Linien durch die Punkte von gleicher Sommer- und gleicher Wintertemperatur. Dove hat (zuerst in einem 1849 erschienenen Atlas) den Jahres-Isothermen noch Monats-Isothermen, d. h. Linien durch die Oerter von gleicher Durchschnittswärme eines bestimmten Monats, hinzugefügt.

§. 35. Luftbewegung. Die Winde.

Auf Herabstimmung und Erhöhung des Wärmegrades, auf die Vertheilung des Regens auf der Erde, sowie endlich, direkt und indirekt, auf die Entwickelung und das Fortkommen der Vegetation haben die Winde oder Luftströmungen einen bedeutenden Einfluß.**) Aber diese Luft-

---

*) Man suche auf den Karten die Breitengrade dieser Orte, um Vergleiche mit den Parallelen anzustellen. In guten Handatlanten, (wie den von Sydow, Stieler 2c.) sind auch stets Karten mit Isotherm- und ähnlichen Vergleichungslinien zu finden.

**) Abgesehen davon, daß durch sie die Verkehrsbahnen über die Meere der Erde bestimmt werden.

strömungen sind selbst nur eine Wirkung der Verschiedenheit der Temperatur. Alle Erscheinungen der Atmosphäre — Wärme, Luftbewegung, Feuchtigkeit, Elektricität — wirken wechselseitig auf einander, keine steht vereinzelt für sich.

Bei Ausgleichung warmer und kalter Luft entsteht ein Luftzug. Aus waldigen Gebirgsthälern haucht uns gewöhnlich an heißen Nachmittagen eine erfrischende Kühle entgegen; und an den Küsten, besonders oceanischer Inseln, findet bei sonst stillem heitern Wetter ein regelmäßiger Wechsel von Land- und Seewind statt. Morgens nämlich, wenn mit der steigenden Sonne das Land heißer wird, beginnt ein kühlender Wind, der vom Meere landwärts weht; nachmittags ist dieser Seewind am lebhaftesten, nimmt dann abends ab, um nach Sonnenuntergang aufzuhören. Da in der Nacht das Land sich stärker abkühlt als das Wasser, so beginnt nun mit dieser Abkühlung ein entgegengesetzter Zug, der Landwind, der bis zum Sonnenaufgang an Stärke zunimmt, dann aber erschlafft, bis nach kurzem Stillstand, etwa um 9 Uhr vormittags, sich wieder der Seewind aufmacht.

Will man der Art dieser wechselnden Bewegungen näher nachforschen, so öffne man an einem kalten Wintertage die Verbindungsthür zweier Zimmer, von denen das eine geheizt ist. Augenblicklich wird kalte Luft in das geheizte Zimmer strömen, aber auch warme Luft in das kalte, jedoch nicht durcheinander, sondern die warme, als die leichtere, durch den oberen Theil der Oeffnung, die kalte durch den untern. Hält man ein Licht in den untern Theil der Oeffnung, so wird sich die Flamme ins warme Zimmer hinüber biegen; wenn in den obern, ins kalte. In der Mitte, auf der Grenze beider Luftströme, wird sie aufrecht brennen. Wie hier im Kleinen, so geschieht es auch im Großen. Deshalb gewahrt man nicht selten an hohem Gewölk eine Richtung des Windes, welche derjenigen entgegengesetzt ist, die unsere Wetterfahne anzeigt. Daß der wärmere Luftzug, mit weiterer Entfernung vom Herd der Wärme, allmählich kühler werden, folglich an Leichtigkeit verlieren und sich schräg abwärts bewegen muß, um — zuletzt erkaltet — in die Rückströmung zu gelangen, läßt sich aus dem Experiment mit den zwei Zimmern abnehmen. Es entsteht dadurch eine Art elliptisch kreisender Bewegung, die stärker und schwächer wird, je nach der Stärke und Dauer des Gegensatzes von Wärme und Kälte.

Man nennt die Luftbewegung (schwache, leichte, mäßige, frische, starke) Kühlung bei 1 bis 7 m. Fortbewegung in der Sekunde; ein mäßiger Wind hat eine Geschwindigkeit von 10 m., ein frischer von 14, ein starker von 17, ein schwerer von 19 bis 20 m. Bei noch größerer Geschwindigkeit wird er zum Sturme, der zu weilen, vorzüglich im tropischen Klima, zum Orkan mit mehr als 30 m. Schnelligkei in der Sekunde ausartet.

Demnach läßt sich als gewiß annehmen, daß in den Gegenden des Aequators die stark erwärmte und ausgedehnte Luft in einem aufsteigenden Luftstrome (courant ascendant) rasch in die Höhe steigt und nach entgegengesetzten Seiten zu den Regionen der gemäßigten und kalten Zonen abfließt. Man nennt diesen einerseits gegen den Nord-, anderseits gegen den Südpol gerichteten Strom den Aequatorialstrom (auch oberen

oder Anti-Passat), und in je höhere Breiten er kommt, desto mehr wird er an Wärme verlieren, desto mehr zur Tiefe sinken und schließlich wird er den Boden erreichen. Die Stelle wo dies geschieht, ist wechselnd; aber es ist klar, daß der durch den aufsteigenden Luftstrom am Aequator hervorgerufene Ausfall an Luft durch Luftmassen, die sich von den Polen aus gegen den Aequator hin in Bewegung setzen, wieder gedeckt werden muß; sie bilden den Polarstrom (unteren Passat). So entsteht für jede der beiden Hemisphären ein großer Kreislauf der Luft, ähnlich dem Ausgleich polarischen und erwärmten Wassers in den Meeren, wie überhaupt das System der Luftströmungen dem der Meeresströmungen entspricht.

Sowohl der Aequatorial-, als auch der Polarstrom ist ursprünglich in der Richtung der Meridiane fließend zu denken; allein durch die Drehung der Erde erleiden beide eine Ablenkung. Der warme, obere Luftstrom nämlich kommt aus Orten größerer Umdrehungsgeschwindigkeit zu langsamer rotirenden Parallelen, behält aber seine eigen ihm ursprünglich innewohnende Geschwindigkeit bei, wird deshalb seinen Meridianen voranseilen und Punkte treffen, die östlicher liegen als diejenigen, gegen die er anfänglich gerichtet war, d. h. er wird auf der nördlichen Halbkugel aus einem Süd- zu einem Südwestwinde, und auf der südlichen aus einem Nord- zu einem Nordwestwinde werden. Umgekehrt kommt die von den Polarregionen gegen den Aequator ziehende kältere Luft aus langsam rotirenden Parallelen in immer schneller rotirende, sie wird deshalb gegen ihre Meridiane zurückbleiben und eine nach Westen gerichtete Bewegung annehmen, d. h. auf der nördl. Halbkugel als Nordost-, auf der südl. als Südostwind erscheinen.

Rechnet man dazu, daß die tropische Luft auf ihrer Polarrichtung, bei ihrem Herabsinken und namentlich nach ihrem Herabkommen auf den Boden in vielfache Wechselwirkung mit den Polarluftströmen kommen muß: so lassen sich daraus mancherlei Erscheinungen in Betreff der Winde erklären.

Hiebei ist jedoch besonders zu beachten, wie die Gestaltung der Continente und Inseln, namentlich ihrer Gebirge, hie und da hemmend oder fördernd wirkt, und wie mancherlei sonstige partielle Luftströmungen aus der Temperatur hoher und tiefer, trockner und feuchter, bebauter und wüster Länder sich erzeugen müssen, die unmöglich hier alle einer Besprechung unterliegen können.

Dies mag genug sein von der Theorie der Windentstehungen. Wir zählen nun die bedeutendsten Luftströmungen, namentlich die regelmäßigen, selbst auf.

a) Die Passate (franz. vents alizés, engl. trade winds) sind diejenigen Luftströmungen, welche jahraus jahrein ungefähr vom 30.° N. Br. und vom 25.° S. Br. gegen die mittlere Region der heißen Zone hin wehen, um die dort infolge von Erwärmungen und Verdünnungen aufgestiegene Luft zu ersetzen. Auf der Nordhemisphäre weht deshalb der Passat als Nordost, auf der Südhemisphäre als Südost. Ueber

den Passaten fließt in entgegengesetzten Richtungen die Aequatoriallluft in den Antipassaten nach den Polen hin ab.

b) Inmitten beider Passate, also in größter Nähe des Aequators, wo die heiße Luftentwickelung zu mächtig ist, heben sie einander auf, weshalb dort eine etwa 120 Mln. breite Region veränderlicher Winde und Windstillen, voller Wolken und Regen, die Basis des courant ascendant sich findet. Hier wechseln Windstillen mit heftigen Stürmen ab: es ist die Gegend der Calmen und Tornados (Hurricanes, Papagallos), die Regen- und Donnersee deutscher Matrosen. Sie liegt nach den von Mühry angestellten neuesten Untersuchungen von 3° S. Br. bis 5° N. Br. rings um die Erde herum, so daß also ihre Mittellinie auf circa 1° N. Br. anzunehmen ist nur im atlantischen Ocean liegt sie etwas nördlicher. Da aber die Sonne im Laufe des Jahres nicht stets über demselben Punkte senkrecht steht, so wird auch die Zone der größten Wärme und damit der Calmengürtel mit dem Stande der Sonne wechseln; doch ist diese Verschiebung gering. Bedeutender ist die, welche die Polargrenze des Passats, oder was dasselbe ist, die Grenze des Herabkommens des Antipassats auf den Boden, im Wechsel von Sommer und Winter erleidet. Im Monat Juli z. B. erreicht die Nordgrenze des NO.-Passats die portugiesischen Südküsten; im December reicht sie nicht über die canarischen Inseln hinaus.

c) Verschieden davon sind die Verhältnisse im indischen Ocean und in daran stoßenden Küstenländern. Hier wehet nur ein Südostpassat und zwar nur zwischen 28 und 10° Südbreite. Nordwärts von dieser Grenze, also am Aequator und über Ostindien bis zu Chinas Südküste hin, nehmen die etesischen (oder jährl. periodischen) Winde, die man Monsune oder Mussons (vom malaiischen Worte Mussin, d. i. Jahreszeit) nennt, die Stelle des Nordostpassats ein.

Die Monsune sind halbjährliche Wechselwinde. Der indische Ocean ist nämlich im Norden von Hochländern umgeben, die von weiten Wüsten bedeckt sind; diese ziehen im Sommer, mächtig erwärmt, Luftströme vom südl. Meere in ihr aufgelockertes Luftgebiet heran. Daher weht nördl. des Aequators im Sommerhalbjahre (April—Oktober) der Südwest-Monsun, und zwar mit Sturm und Regen, der sich an der Küste Malabar (Westküste Hinterindiens), besonders aber am Himalaya in Assam reichlichst ergießt. Im Winterhalbjahre (Oktober—April) weht der entgegengesetzte, der Nordost-Monsun, der über dem bengalischen Busen mit Feuchtigkeit gesättigt dieselbe an der Küste Coromandel und auf dem Tafellande Dekan fallen läßt, so daß dann die Malabarküste trocken bleibt; er ist minder stark als der SW.-Monsun. Südlich des Aequators, in der indo-australischen Inselwelt und an der Nordküste Australiens wechseln der (regenbringende) Nordwest- (Oktober—April) und der (trockene) Südost- (April bis Oktober) Monsun, doch nie so regelmäßig als die Monsune nördlich des Aequators und auch stets viel schwächer; für sie ist die Erwärmung der australischen Wüste richtungsbestimmend.*) Wenn übrigens der Monsun sich umsetzen will, so wechseln Wind-

---

*) Entgegen dieser gewöhnlichen Ansicht über die Entstehungsursache der Monsune erklärt Mühry den Südwestmonsun Indiens und den Nordwestmonsun der indo-australischen Gebiete nur für großartige Seewinde, über welchen in der Höhe der

stillen, Wirbelwinde und Windstöße, aus allen Strichen des Compasses, mit Gewittern, Wasserhosen und den schrecklichsten Orkanen (den Taifuns oder Cyklonen) ab, bis endlich der entgegengesetzte Monsun die Oberhand behält. Auch an der chinesischen Küste, wo eben die Hauptzone der Taifuns liegt, kennt man die Monsune und zwar als NNO. und SSW.

d) Die gemäßigten Zonen sind (im allgemeinen wenigstens) das Reicht der veränderlichen Winde, die größtentheils aus dem Streite der unten gegen den heißen Gürtel streichenden Polarluft mit dem polarwärts gehenden und von oben sich senkenden Aequatorialzuge entstehen. Nach einer Regelmäßigkeit in dem Vorkommen dieser Winde forscht man vergebens, wenn man nicht darin eine Regel finden will, daß auf unserer Hemisphäre besonders NO. und SW., auf der südlichen aber SO. und NW. mit einander streiten und wechseln. Daß in unserer Zone der West, oder vielmehr der Südwest das Uebergewicht hat und deshalb im Verlauf des Jahrs am meisten, häufig auch am stärksten weht, ist eine bekannte Erfahrung und erklärt sich sowohl daraus, daß die vom Aequator gen Nord ziehende Luf in immer engere Räume kommt und folglich gedrängter und heftiger werden muß, als auch daraus, daß der Aequatorialstrom wärmere, leichtere, also gleichsam aufgelockertere Luftmassen herbeiführt, als der Polarstrom, und deshalb längere Zeit im Jahre wehen muß, um die von letzterem fortgeführten Luftmassen wieder zu ersetzen. Daß der SW.-Wind bei uns vorherrschend weht, beweisen z. B. die Alleen im mittleren Rheinlande; denn ihre Pappeln wachsen meistens etwas schief mit einer östlichen Neigung, und der Beschiffer des atlantischen Meeres weiß, daß er schneller von Nordamerika hersegelt als hin, wozu freilich auch die vorhin erwähnte Golfströmung sehr behilflich ist. Die interessante Beobachtung in unserm Deutschland, daß der Wind, wenn er einige Zeit aus Nord geblasen, gewöhnlich nach Nordost und durch O. und S. nach W. herumgeht, selten von Nord nach West u. s. w. (Dove's Drehungsgesetz), ist ebenfalls aus jenem Streite zu erklären. Daß aber auf dem mittelländischen Meere zur Sommerzeit häufiger der Nord, und winters der Süd weht, wird seine Ursache in der Lage der Sahara haben, die von der tropischen Regenzeit nichts genießt und umsomehr in der Sommerzeit zum Ersatz des in ihr aufsteigenden Luftstromes kühlenden Windes bedarf, während im Winter die wärmere Fläche des Meeres von der kälteren Wüste Luftmassen heranzieht.

Luftströmungen, die aus vegetationslosen Wüsten der Tropen oder ihnen benachbarten Landstrichen kommen, zeichnen sich durch hohe Temperatur aus und sind bei den Völkern, die davon zu leiden haben, sehr verrufen. In Italien kennt man den Sirocco, der in Spanien Solano heißt und eine erschlaffende, fast erstickende Luft aus Afrika herüber weht. Aehnlich ist der arabische Samum oder Samiel; wenn dieser sich

---

Nordostpassat nördlich des Aequators, der Südostpassat südlich des Aequators ungestört fortwehen, und findet den Beweis hiefür in dem Umstande, daß die Rauchwolken des beständig thätigen Vulkans Merápi auf Java (2900 m., 7° S. Br.) das ganze Jahr hindurch als meilenlange Streifen in der Richtung von Südosten her durch die Atmosphäre ziehen, selbst im Januar ungestört durch den unten wehenden Nordwestmonsun.

aufmacht, so bücken sich Kamele und Menschen mit dem Kopf zur Erde und halten ihre Nasen in den Sand, bis der glühende Luftstoß vorüber ist. Beinahe gleich schädlich ist der ägyptische Chamsin. Ein sehr trockner tödlicher Wind, der die Leichen so ausdörrt, daß sie nicht verwesen, ist der Harmattan; er bläst auch aus dem Innern Afrikas, doch nach Westen zur atlantischen Küste und wird in den Ländern am Senegal sehr gefürchtet.

§. 36. Die atmosphärischen Niederschläge.

Mit der Temperatur steht die Menge des in die Atmosphäre aufsteigenden Wasserdampfes, und der Niederschlag desselben als Regen und Schnee, in nächster Beziehung; denn nur die Wärme ist es, die ihn entwickelt, und je höher der Wärmegrad, desto größer diese Entwickelung der Dünste. Dabei kommt es aber wiederum auf Konfiguration und Beschaffenheit des Bodens, auf Nähe oder Ferne vom Meer, Meeresströmungen und auf die herrschenden Winde an. Wie diese verschieden sind, so auch die Befeuchtung durch Regen; mehrere Angaben in Betreff der Regenmenge sollen dies näher erörtern. Vorher jedoch einige Sätze über die Entstehung des Regens.

Ueberall hat unsre Atmosphäre die gleichen Bestandtheile: 1/5 Sauerstoff, beinah 4/5 Stickstoff und etwas Kohlensäure. Sie vermag aber auch Dünste (Wasserdampf) in veränderlicher Menge in sich aufzunehmen, oder vielmehr in sich aufzulösen, mehr bei Wärme, weniger bei Kälte.*) Je nachdem nun der Wärmegrad der Luft wechselt saugt sie Dunst ein und stößt aus, trägt aber noch den ausgestoßenen, so lang er nicht schwerer wird als sie selbst.

Bekanntlich ist die Luft ebenso unsichtbar als durchsichtig. Auch der Wasserdampf theilt diese Eigenschaft, so lange er in der Luft als aufgelöst vorhanden ist. Wenn er jedoch ausscheidet, wird er sichtbar als eine Trübung der Luft, als Nebel, als Wolke. Er schwebt und treibt im Winde, nimmt ab und zu, sinkt und steigt, verschwindet oder kommt als Regen und Schnee herab.

Nebel nennen wir ihn, wenn er in der Nähe des Bodens meist über Wiesen und Wäldern, Flüssen und Bergthälern entsteht. Die Luft war alsdann eben vorher kühler als der Boden unter ihr, ward aber mit einer seitswärts herwehenden wärmeren Luft gemischt und zwar so, daß die Temperatur, die aus der Mischung entstand, nicht ausreichte, um die aufgelösten Dünste als Gas festzuhalten. Setzt sich das Ausscheiden in der Luft fort, so breitet sich der Nebel weiter aus. Geschieht dieses Wachsen nach oben, während nach unten die Luft wieder fähig geworden (denn das Wechseln der Temperatur geht oft sehr rasch), die Dünste in sich aufzulösen, so sagt man: er steigt. Löst sich entgegengesetzt die obere Nebelschicht wieder in der Luft auf, während die nächst

---

*) Mit Wasserdampf gesättigte Luft von 32° Wärme enthält in 1 Cubikmeter, Luft fast 50 Gramm Wasserdampf.

untere Luft, von neuem kühler geworden, mehr Feuchtigkeit hat als sie halten kann, so sagt man: er fällt. Deshalb deutet auch das Fallen des Morgennebels auf trocknere Oberluft und gutes Wetter, während das Steigen, oder vielmehr das Wachsen nach oben eine Folge von Dunstfülle in der Höhe ist. (Anders ist die Entstehung des Thau es; ihm geht keine Mischung verschieden erwärmter Luftmassen voran. Er ist ein Niederschlag von Feuchtigkeit aus der warmen Atmosphäre an kalte Gegenstände, der nur erfolgt, wenn der warme Boden sich durch schnelle Ausstrahlung seiner Wärme bis unter die Temperatur der dicht über ihm befindlichen Luft abkühlt, meist also nachts und bei heiterm Himmel. Grade so wird eine kalte Schiefertafel, die man in warme dunsthaltige Zimmerluft bringt, augenblicklich naß. — Sinkt die Kühle des Bodens auf Null, so wird der Thau zu Reif.)

Wolken sind dasselbe, was Nebel, nur in höherer Luftschicht, und entweder erst dort entstanden, oder aus gestiegenem Nebel gebildet. Sie können oft lange schweben oder hinziehen in wechselnder Gestaltung, bis die Ausscheidung des Dunstes bei einer kälteren Luftströmung so stark wird, daß die höchst feinen Dunsttheilchen (mit Luft gefüllten Wasserhäutchen oder Bläschen) in größere Kügelchen oder Tropfen zusammenrinnen und vermöge ihrer Schwere als Regen, oder bei größerer Abkühlung als Schnee und Eis herabfallen.

Bemerkungen über Form, Menge und Vertheilung der Niederschläge.

1) Was zunächst die Form der Niederschläge in den Tiefländern und über den Meeren betrifft, so unterscheidet man in dieser Beziehung 5 Zonen: a. die Regenzone, ungefähr zwischen 45° S. Br. und 40° N. Br., in welcher es nur regnet; b. zu beiden Seiten dieser die 2 Zonen des veränderlichen Niederschlags, in welchen im Laufe des Jahres Regen und Schnee abwechseln, auf der nördlichen Erdhälfte bis ungefähr 72° Br. (für die südliche fehlt es an genauen Nachrichten); c) die beiden Zonen des unveränderlich festen Niederschlags, in welchen es nur schneit. An den Bergen wechseln in derselben Weise dieselben Regionen oder Gürtel.

2) An und nahe den Küsten ist der Regen häufiger als weiter im Innern der Continente, weil aus der See mehr Wasserdampf entwickelt werden kann. Wenn am Oberrhein jährlich 747 mm. Regen fällt, so ist der Niederschlag von Mähren bis ins Innere Rußlands hinein etwa 490, am Ural und im südrussischen Steppengebiete kaum 400, zu Barnaul am Ob im südl. Sibirien 232, zu Astrachan nur 124 mm.*)

3) Tiefer liegende Länder haben mehr Regen, als höhere. Dies hängt mit der vorigen Beobachtung zusammen; denn tiefere Länder sind gewöhnlich dem

*) Man fängt den Regen in Gefäßen auf, die mit Maßstäben versehen sind, und notirt jedesmal die Höhe desselben, um so am Jahresschluß angeben zu können, wie hoch die im Laufe des Jahres herabgekommene Wassermasse den Boden gleichheitlich bedecken würde, wenn durch Abfließen, Einsaugen des Bodens und Verdunstung nichts verloren gegangen wäre; die Summe des gefallenen Schnees wird zu dem Zweck durch Schmelzen auf die treffende Quantität Wasser zurückgeführt. Vergleichung mehrerer Jahre liefert den Durchschnitt.

Meere näher. Doch machen Gebirge eine Ausnahme, da sie bei größerem Wechsel der Winde und der Temperatur die Entwickelung des Dunstes fördern, Nebel und Wolken anziehen. Deshalb ist z. B. der Harz die regenreichste Gegend in Norddeutschland. Doch tritt diese Regenzunahme nur ein, bis die mittlere Höhe der Wolkenschichten überschritten ist; Hannover hat 715, Braunschweig 917, Klausthal 1745, das Brockenhaus nur 1461 mm. Regen. Steile zerrissene Massen- und Kettengebirge mit warmen Thaltiefen und Wäldern sind wolkenreicher, als Berggegenden mit sanfteren Kuppen und Kegeln. Das Plateau Baierns hat etwa dieselbe Befeuchtung wie das Oberrheinthal, aber am Fuß der Alpen wird sie stärker, z. B. zu Tegernsee 1397 mm. auf dem Splügen 1353. Auf dem Gr. Bernhard fällt an 1950 mm., in andern Alpenstrichen noch mehr, bis über 3000. Deshalb auch das unvergleichliche Grün, der reiche Graswuchs im Alpenlande.

4) Am stärksten wirkt hohe und tiefe Lage der Länder auf jenen Unterschied, wenn die hohen Länder zugleich wasserarme Hochebnen sind, oder große Randgebirge das Heranziehen von Wolken hindern. Der Regen auf den kastilischen Hochflächen beträgt jährlich nur 325 mm., und auf dem Plateau Persiens ist der Himmel sehr selten bewölkt. Steppenländer haben infolge des mangelnden oder nur zu gewisser Zeit im Jahre fallenden Regens keinen Baumwuchs. Große Wüsten sind noch ärmer an Bewässerung; der große Wüstengürtel, der als das trockene Flußbett des Nordostpassates aus dem Eismeere, die nördliche Erdhälfte von der Gobi in Hinterasien bis zum atlantischen Küstensaum, der Sahara umzieht, ist fast völlig regenlos.

5) Da aber die Wärme die Ursache der Dampfbildung ist, so folgt daraus, daß die jährliche Regenmasse in den Aequatorgegenden stärker, in wachsender Breite gegen die Pole hin geringer sein muß. Die Regenmenge am Aequator zu 1 angenommen, ist sie am Wendekreise noch $^9/_{10}$, am 40. Breitengrade $^4/_{10}$, am 50. $^2/_{10}$ bis $^3/_{10}$, und am 60. nur $^1/_6$. Zwischen den Tropen beträgt der jährliche Niederschlag (die großen Sandwüsten abgerechnet) durchschnittlich 3 m., hier mehr dort weniger; auf einigen Antillen 3900 mm., im heißen Tieflande Guayana sogar an 5100 mm. In der gemäßigten Zone genießen nur reich bewachsene Hochgebirge (namentlich die Alpen, s. S. 177) und einige warme Westküsten, da Westküsten überhaupt die regenreichsten Gebiete der Länder sind, einen Niederschlag, der sich dem tropischen nähert, z. B. Coimbra in Portugal, wo er über 3 m. beträgt. Auffallend ist der große Niederschlag in den Fjorden Norwegens (Bergen z. B. 2600 mm., während Stockholm nur 585 mm.), wo die von dem herrschenden Südwest herbeigetriebenen Dämpfe des warmen Golfstromes an den steilen zerrissenen Abhängen des Gebirgs sich entladen. Auch die Westküste Schottlands hat nach Buchans Veröffentlichungen wahrhaft tropische Regenmengen aufzuweisen; während an der Ostküste Schottlands sich die Regenmenge innerhalb der Grenzen 500—800 mm. hält, fallen zu Ardlui am obern Ende des gepriesenen Sees Loch Lomond an der Südwestseite der Southern Grampians 2939 mm., und zu Glencroe am Loch Long gar 3269 mm. Doch sind dies Ausnahmen. In Italien fällt durchschnittlich 1462, an den Westküsten Frankreichs und Englands 900 bis 1100, an der Ostküste des baltischen Meeres 500 mm. Kältere Länder bedürfen aber auch weniger Bewässerung als warme.

6) Mit der Menge des Regens steht das seltnere oder öftere Fallen (die Vertheilung im Jahreslaufe) in gewissem Verhältnis. Wie bedenklich wäre der Anbau des Getreides, Obstes, Weins und der Küchenpflanzen, wenn unsere 811 mm. Regen rasch hintereinander, etwa in einem Frühlings- oder gar Herbstmonate herabfielen!*) Zum Glück steht es anders, es regnet wenig bei uns, aber desto öfter, und so findet ein steter Wechsel zwischen trockner und nasser Witterung statt. Eine Regel darin zu entdecken, wird wohl schwierig sein. Nur soviel ist gewiß, daß der Sommer unsere regenreichste Zeit ist, wir also in der Zone des vorherrschenden Sommerregens uns befinden. Es hängt dies mit dem wechselnden Stande der Sonne, oder vielmehr mit dem Wechsel der Polargrenze des Passats zusammen. Diese ist auf unserer Erdhälfte zur Zeit unseres Sommers natürlich am weitesten nach Norden gerückt, sie erreicht um diese Zeit selbst unser südliches Deutschland, während sie zur Zeit unseres Winters bis zu den Wüsten Afrikas hinabsteigt. Diese Grenze ist anzusehen als ein hoher Damm, hinter welchem der feuchte Aequatorialstrom zuerst auf den Boden herabkommt. Wie dieser Damm im Laufe des Jahres mit der Sonne nach Norden hinauf- und wieder nach Süden zurückrückt, so gehen die Winterregen Afrikas und Süditaliens über in die Frühlings- (beim nördlichen Vorrücken) und Herbst- (beim südlichen Zurückgehen) Regen Spaniens, Südfrankreichs, Mittel- und Norditaliens und Vorderasiens und in die Sommerregen Deutschlands und des nördlichen Europas. So hat z. B. Algier, als in der Zone des vorherrschenden Winterregens gelegen, im Winter 552, im Frühjahr 260, im Sommer 16, im Herbst 325 mm. Regen. In Ländern mit Frühlings- und Herbstregen ist gewöhnlich der Herbstregen stärker als die Niederschläge des Frühjahrs. Wo das ganze Jahr hindurch nur der Passat weht, da regnet es niemals (regenlose Region). Daß aber die östlicheren Länder weniger Regen haben als die westlicher liegenden ist einleuchtend,

*) Deutschland hat nach Möllendorfs Beobachtungen der Regenhöhen an 213 Oertern eine durchschnittliche jährliche Regenmenge von 811 mm. Davon kommen auf den Frühling 182, Sommer 292, Herbst 190, Winter 147 mm., oder in Procenten der Gesammthöhe im Frühling 22,4, Sommer 36,0, Herbst 23,5 und Winter 18,1 Proc. Die Regenhöhen sind bis zu einer Höhe von 200 m. über dem Meere wenig verschieden; von da an nehmen sie aber mit der Erhebung über dem Meere beträchtlich zu, so daß sie bei 1000 m. Meereshöhe beinahe das Doppelte betragen. Doch steht die Regenmenge mit der Höhe des Ortes nicht in directem Verhältnis, sondern es wirken noch unbekannte Umstände mit darauf ein. 47,8 Procent der Jahresniederschläge fließen in Deutschland ab, d. h. fließen auf der Oberfläche des Bodens beim Regenfall unmittelbar den Bächen, Flüssen ꝛc. zu; der Rest, nämlich 52,7% wird theilweise vom Boden aufgesaugt, theilweise verdunstet. Nach neueren Untersuchungen Doves und Prestels über die Regenverhältnisse Norddeutschlands nimmt die Regenmenge rasch von Westen nach Osten, auch von Süden nach Norden ab, wenn ein Gebirgszug dieser Richtung quer entgegentritt. Der Harz hat am meisten Regen, weil er denselben für die nach Nordosten liegenden Orte mit auffängt. Die lang andauernde Wärme der Ostsee erzeugt die Neigung, an den Küstenländern das Sommerregenmaximum in den Herbst zu verlegen: in Pommern und Preußen ist die Herbstregenhöhe 5/7 von der des Sommers, in Posen noch nicht 4/7, in Schlesien noch nicht 1/2 (in Deutschland überhaupt 9/14). In Schlesien fällt der meiste Regen bei Nordwest, in Holstein, Mecklenburg, Pommern und Preußen bei Südwest, in Berlin (mit 682 mm. jährlich) bei West.

wenn man bedenkt, daß der Aequatorialstrom bei seinem Wehen über letztere bereits den größeren Theil seines Feuchtigkeitsgehaltes abgeben muß.

Der heiße Erdgürtel unterscheidet sich nicht nur dadurch von den beiden gemäßigten, daß die jährliche Menge des Regens größer ist; er fällt hier auch seltener und periodisch, nämlich dann, wenn die Sonne den höchsten Stand erreicht hat. Hier gilt als Gesetz: der Regen folgt der Sonne. Am Aequator selbst und zunächst an beiden Seiten desselben treten somit 2 äquinoctiale Regenzeiten ein, denen die beiden solstitialen trockenen Jahreszeiten gegenüberstehen; in einiger Entfernung vom Aequator jedoch gehen die beiden Regenzeiten allmählich in eine über, weshalb man den tropischen Ländern gewöhnlich zwei Jahreszeiten zuschreibt, die langdauernde trockne und die kürzere nasse. Beide wandern mit der Sonne und mit dem Calmengürtel der Erde auf und ab, indem die Südhälfte der heißen Zone trockne Zeit hat, wenn die Sonne über der Nordhälfte steht, und so umgekehrt. Auch bemerkt man, daß der Regen dort meistens mit Eintritt der Nacht nachläßt, um am andern Tage nachmittags wieder zu beginnen. Furchtbar ist alsdann das Toben der Gewitter, von entsetzlichen Orkanen begleitet, und der Regen gießt nicht in Tropfen, sondern in Wasserstrahlen herab, zu Cayenne (im französischen Guayana) fiel einmal in 36 Stunden eine Wassermasse von 1200 mm. Höhe, also mehr als bei uns im ganzen Jahre.

In Ostindien ist die eigenthümliche Erscheinung, daß die Regenzeit zwischen Ost- und Westküsten wechselt; Malabar hat seine Regenzeit im Sommer, Coromandel im Winterhalbjahr. Beide Küsten sind aber durch das Hochland Dekan und die dasselbe umrahmenden Ghats geschieden und regelmäßig periodischen Winden, den Monsunen, ausgesetzt. In den Westghats beträgt die Regenmenge des Jahres, die aber fast ausschließlich zur Zeit des Südwest-Monsuns herabfällt, gegen 8 m., ja in Assam, wo der feuchtheiße Monsun in das enge Thal zwischen Himalaya und den hinterindischen Gebirgen eingeengt wird, fällt in derselben Zeit die ungeheure Regenmenge von über 18 m. herab.

§. 37. Erdmagnetismus.

Die Wirkungen des magnetischen Eisens auf anderes Eisen und das Verhalten der Magnetnadel im allgemeinen sind bekannte Dinge; ebenso ist bekannt, daß von 2 Magneten die gleichnamigen Pole sich abstoßen, die ungleichnamigen sich anziehen. Nach neueren Untersuchungen ist die magnetische Kraft mehr und minder in der ganzen Körperwelt verbreitet. Der große Erdball selbst hat seine magnetischen Pole; er ist es, der die Nadel zwingt, so und nicht anders sich zu stellen. Wer noch daran zweifeln wollte, braucht nur auf die Inklination der Nadel hingewiesen zu werden. Ein noch nicht magnetisirtes Stahlstäbchen, an seinem Schwerpunkte aufgehängt, hält sich natürlich überall horizontal. Wenn es magnetisirt ist, wird es nur in gleicher Entfernung von den Erdpolen, also in

den Aequatorgegenden, die wagrechte Lage beibehalten, nicht aber in mehr nördlichen oder südlichen Gegenden. Hier beginnt die Nadel mit der vom Aequator abgewendeten Spitze sich abwärts zu neigen; und dieses Neigen nimmt mit weiterer Annäherung an den Polarkreis so zu, daß sie zuletzt an einer bestimmten Stelle vertikal zu stehen kommen muß. Man nennt den Winkel, welchen sie in solcher Weise mit dem Horizont bildet, den Inklinationswinkel.

Es ist also am Dasein des Erdmagnetismus, dem auch die Magnetnadel ihre geheime Kraft verdankt, nicht zu zweifeln. Man sollte deshalb, da nur die ungleichnamigen Pole sich anziehen, die nach Nord sich richtende Spitze der Nadel ihren Südpol nennen; man bleibt indes bei der hergebrachten Benennung, die aus einer Zeit herrührt, wo man von den magnetischen Eigenschaften noch wenig wußte. Hat doch erst 1543 ein Nürnberger, Georg Hartmann, die Abstoßung der gleichnamigen Pole und die Inklination entdeckt.

Wäre der geographische Pol zugleich der magnetische, so müßten überall die Magnete (anderweitige Einwirkungen abgerechnet) der Richtung der Meridiane folgen. Dies ist durchaus nicht der Fall; die Nadel weicht vielmehr meistens entweder nach West (= positive Deklination) der nach Ost (= negative Deklination) von der Meridianrichtung ab, ja sie behält nicht einmal auf derselben Stelle der Erde die einmal gezeigte Stellung auf längere Zeit bei; der Abweichungs- oder Deklinationswinkel, den sie mit dem Meridian bildet, ist in fortwährender allmählicher Aenderung. Diese Erscheinung war zu auffallend, und sowohl praktisch für die Schifffahrt als theoretisch für die Wissenschaft zu bedeutungsvoll, als daß Geographen, Physiker und Mathematiker nicht ihrer Ursache mit größtem Eifer hätten nachforschen sollen.

Besonders in unserer Zeit, wo das Studium der Naturwissenschaften mehr als jemals gepflegt wird, hat man Angaben über die Grade der Deklination an verschiedenen Orten und aus früheren Jahren gesammelt, man hat verglichen und berechnet, man hat auf Erdkarten die Orte, wo gleiche Deklinationswinkel, durch isogonische Linien, und ebenfalls die Orte von gleicher Inklination durch isoklinische Linien verbunden, und so nach Regel und Gesetz in der scheinbaren Unregelmäßigkeit gesucht. Gleichzeitig folgten kühne Seefahrer der Inklination des Magnets in die Polargegenden hinein, um die Stelle zu finden, wo der Inklinationswinkel 90° betragen, d. h. die Nadel sich senkrecht stellen würde. Die unausgesetzten Bemühungen krönten sich dadurch, daß der große Mathematiker Gauß, dem Glauben des Schweden Hansteen an zwei magnetische Nordpole entgegen, das Dasein nur eines magnetischen Nordpols erwies, und einen Punkt nördlich von Amerika als vermuthliche Stelle desselben ermittelte. Der Engländer John Roß kam dann wirklich 1831 an einen Punkt auf Boothia Felix unter 70° 5′ N. Br. (ein paar Grade nur von der durch Gauß berechneten Stelle entfernt), den er für den magnetischen Pol halten konnte, und sein Neffe James Roß

entdeckte im Jahre 1841 den magnetischen Südpol 75½° S. Br. auf dem beeisten Victoria-Land zwischen den Vulkanen Erebus und Terror. Die beiden magnetischen Pole liegen einander nicht diametral gegenüber, sondern ihre Verbindungslinie bildet eine Sehne, welche von dem durch die beiden Pole gelegten größten Kreise einen Bogen von 161° 13′ abschneidet. Der magnetische Aequator, d. h. die Linie, auf welcher der Inklinationswinkel stets = 0°, fällt nicht mit dem Erdäquator zusammen und bildet auch keinen größten Kreis um die Erde. Er erreicht die größte südl. Breite im atlantischen Ocean, ungefähr an der Küste von Brasilien (14° S. Br.), berührt den Erdäquator 100° w. L. v. F., wendet sich abermals nach Süden und erreicht 140° L. ein zweites südl. Maximum von 3° 75′. Im 154. w. Längengrade schneidet er den Erdäquator und bleibt dann auf der nördlichen Halbkugel, um in 38° ö. L. den Aequator abermals zu schneiden; 82° ö. v. F. ist sein nördlichster Punkt, nämlich 11° 47′.

Es sind nun allerdings magnetische Erdpole aufgefunden; ob sie aber fest und an gleicher Stelle dauernd sind, oder ob sie, was wahrscheinlich, wie die Deklinationswinkel*) einer Veränderung oder Wanderung unterworfen sind und nach welchen Gesetzen, das ist noch nicht sicher ermittelt. Was die Deklinationswinkel betrifft, so sind sie in einer periodischen Wanderung von Ost nach West und wieder zurück, wobei die Nadel zweimal direct nach Norden zeigt, begriffen. Zu Paris stand im Jahre 1663 die Nadel auf Nord (0°), dann wich sie allmählich nach Westen ab, bis sie 1814 am weitesten (+ 22° 34′) westl. vom Pole abstand und nun seitdem sich wieder rückwärts wendet. Vergeht eben so viel Zeit, bis sie wieder den Nordpunkt zeigt, so würde die Dauer der westlichen Abweichung etwa 300 Jahr betragen und hernach die negative Deklination eintreten, um vermuthlich von gleicher Dauer zu sein. Hiefür spricht die Angabe, daß 1580 die Deklination zu Paris — 11° 30′ war: sie brauchte also hernach 83 Jahre um diese 11½° bis zu 0° zurückzulegen. Leider gab sich das Mittelalter mit solchen Beobachtungen nicht ab; es fehlt also an früheren Angaben, um nur 2 Perioden vergleichen zu können. Ueberdies wissen wir, daß in verschiedenen Gegenden der Gang der säkulären Variation der Deklination ein verschiedener ist. In Deutschland, das bis 1666 östl. Deklination hatte, nimmt die westliche Deklination, jedoch erst seit 1819, jährlich im Durchschnitt um 6½ Minuten ab; auf dem Kap erreichte die Deklination erst 1843 ihr westliches Maximum (+ 29°), während zu gleicher Zeit Sitka (an der Westküste Nordamerikas) fast ebenso viel Grade östliche Deklination hatte, und auf St. Helena nimmt noch gegenwärtig die westliche Deklination ungefähr um 8′ jährlich zu.

In Reikiawik beträgt die Deklination gegenwärtig etwa + 43°, in Paris + 18°, in Berlin + 14° 30′, in Archangel 0°, auf Vancouver — 22°. Auch die Inklination zeigt säkuläre Aenderungen, und in Deutschland nimmt sie jährlich um ungefähr 2,3 Minuten ab, während z. B. auf St. Helena die südliche Inklination um 8′ jährlich zunimmt.

Der Erdmagnetismus wirkt nicht überall gleich stark. Dieselbe Nadel, die hier, wenn man sie ganz herum dreht, in so und so

---

*) Und wie auch die Kältepole!

viel Sekunden so und so viel Schwingungen macht, um ihre Stellung wieder einzunehmen, wird anderwärts in gleicher Zeit mehr oder weniger Schwingungen machen. Daran ist ihre magnetische Stärke oder Intensität zu erkennen, die nach hinreichenden Beobachtungen von den Aequatorialgegenden gegen die Polarkreise hin zunimmt und an der Hudsonsbai, also nahe dem magnetischen Nordpol, doppelt so groß ist, als in der heißen Zone. Die Linien, die man auf der Karte über die Orte von gleicher Stärke zieht, nennt man isodynamische.

Die Nadel ist aber, abgesehen von Inklination und Deklination, höchst selten oder nie vollkommen ruhig, sie oscillirt, d. h. erzittert oder schwankt rechts und links, indem gar Vieles auf sie einwirkt. So gering diese kleinen Abweichungen sind, höchstens 1/8 Grad, so wichtig sind sie dem Forscher, der ihre Veranlassung zu ergründen sucht. Sie werden daher sorgfältig beobachtet, und zwar mit eignen Instrumenten, besonders mit dem von Gauß erfundenen Magnetometer, um die leiseste Aenderung unterscheiden und messen zu können. Man weiß jetzt, daß nicht bloß Tag- und Jahreszeiten, Kälte und Wärme und die Stellung der Sonne in der Ekliptik darauf einwirken, sondern daß namentlich auch Nordlichter, Erdbeben und vulkanische Ausbrüche bedeutende plötzliche Störungen (Perturbationen) hervorzurufen pflegen.

Zu der Ergründung des Erdmagnetismus hat Alexander von Humboldt viel beigetragen. Er wußte Könige und Kaiser zu bewegen, daß sie im Bereiche ihrer Staaten und Kolonien an vielen Orten ständige Beobachtungen anordneten. So sind magnetische Warten entstanden in allen Welttheilen, deren Berichte sicher Stoff zu neuen Aufschlüssen liefern werden.

§. 38. Natürliche Veränderungen an der Oberfläche.*)

Das Klima der Erde und die davon abhängige Pflanzen- und Thierwelt waren nicht zu allen Zeiten dieselben; es haben vielmehr im Laufe der Entwickelung unseres Planeten zu seiner gegenwärtigen Oberflächenform in diesen Beziehungen große Veränderungen stattgefunden, und zwar sowohl hinsichtlich des Ganzen, als hinsichtlich einzelner Theile desselben. Auch die festen Theile der Erdoberfläche hatten nicht immer denselben Umfang und dasselbe Aussehen wie heutzutage. Die jetzigen Küstenstriche sind also nicht die ehemaligen; häufig lagen Landseen, wo jetzt bebaute Fluren, und umgekehrt. Schwerlich ist ein Land, an dessen Stelle nicht einmal das Meer

*) Streng genommen gehört dieses Kapitel aus der Geologie allerdings nicht in ein Lehrbuch der Geographie, die sich nur mit der bis zur Bewohnbarkeit für den Menschen fertigen Erde zu befassen hat; da dasselbe gleichwohl die Billigung kompetenter Beurtheiler erfahren hat, so wird es — mit einigen Abkürzungen und den nothwendigen Aenderungen — aus der früheren Auflage des Buches in die gegenwärtige mit herübergenommen. Der Herausgeber.

flutete, und vielleicht keine Meeresstrecke, die nicht Land war. Gewaltige Gebirge, die für die Ewigkeit gegründet scheinen, würden wir vergeblich suchen, wenn wir ein Bild der Erde hätten, wie sie vor Jahrtausenden aussah. Unter der Ostsee z. B. liegen Wälder begraben, deren zu Bernstein versteinertes Harz uns die Wellen zuwerfen; Baden und Elsaß bildeten einen See, das ganze germanische Tiefland war Seeboden; und der Jura stieg aus einem Meere empor, das tief in Frankreich, Deutschland und England hinein flutete. — Und die Oberfläche der Länder und Meere hat nicht etwa, wie jetzt eine neue, so vor Zeiten nur Eine alte Gestalt gehabt, auch nicht etwa diese alte Gestalt plötzlich in die neue umgewandelt; vielmehr war in verschiedenen Zeiten bald dieser, bald jener Theil der Erdoberfläche (oft weit von einander entfernte Landstrecken gleichzeitig) unter oder über dem Wasser, mehrmals doch meist nur allmählich und ohne gewaltsame Umwälzung wechselnd, weshalb sehr große Zeiträume darüber hingingen. Auch erscheinen die aufgetauchten Landstriche nicht mit derselben Oberfläche, die sie früher gehabt, sondern mit einem neuen Ueberzuge von Gesteinen, der sich in der Tiefe des Meeres oder der Landseen auf ihnen abgesetzt. So z. B. sank einmal ein großer Theil des erwähnten jurassischen Landes unter Meer und brachte später einen an 100 m. dicken Ueberzug von Kreidestein mit herauf.

Wer dies zum erstenmale aussprechen hört, mag sich ungläubig wundern, da unser geschichtliches Wissen kaum 4000 Jahre betreffe. Was indes von Erderschütterungen, vulkanischen Ausbrüchen, Küstenveränderungen &c. nur für diese kurze Zeit aufgezeichnet ist, und was selbst in der Gegenwart vor den Augen einsichtsvoller Beobachter geschieht, läßt Rückschlüsse zu weit über jene 4000 Jahre hinaus; mehr aber noch dasjenige, was unsre Bergkundigen und Naturforscher in den Gesteinsschichten der Erdrinde, besonders an den versteinerten Pflanzen- und Thierresten, die man in den Schichten findet, nach und nach entdeckten. Sie haben damit in eine unermeßliche Vergangenheit hineingeleuchtet. Gehen wir beides durch.

a. Das Gegenwärtige und das geschichtlich Aufgezeichnete.

1) Eis, Wasser und atmosphärische Luft sind fortwährend thätig, die Gestalt der Erdoberfläche zu verändern; ihre Wirkungen sind zwar wenig in die Augen fallend, aber durch Summation bedeutend, bedeutender als die der gewaltthätig wirkenden Kräfte. Bei Schilderung der Alpen haben wir schon der Bergstürze und Gletscher, des Verschwindens ehemaliger Seen, des Fortschwemmens von Geschiebe und Sand durch die Bergwasser erwähnt. Die Gletscher wirken durch ihre mechanischen Kräfte, durch den Druck und die Reibung der gewaltigen Eismassen, verändernd auf die Bahnen, in denen sie sich bewegen; durch sie wurden ehemals glatt und gerade verlaufende Fest-

landsränder zunächst mürbe gemacht, dann zersetzt und zertrümmert. Denn in den Fjorden, tiefen und steilen Schluchten an Festlands- und Inselküsten (z. B. in Schottland, Norwegen, Island, Neu-Seeland ꝛc.), haben wir nichts anderes zu erblicken, als die leeren Gehäuse ehemaliger Eisströme, die Gefäße, durch die sich die Gletscher ergossen oder noch ergießen. In derselben Weise wirken alle Gletscher. — Das während des Sommers in den Spalten des Gesteins abwärts sickernde und darin festgehaltene Wasser gefriert während des Winters und zersprengt wegen seines größeren Volumens die Gesteinsmasse, die nun in Trümmern verschiedenster Größe der Tiefe zurollt. Wie bedeutend diese Absprengungen sind, zeigen gleichfalls die Gletscher, die auf ihrem Rücken ganze Massen von Steinschutt abwärts tragen und an den Stellen, wo sie selbst abschmelzen, als Stirnmoränen aufhäufen. Das in die Risse und Spalten des Gletschers hinein- und hinabfallende Gestein wird durch den Druck der kolossalen Eismenge bei deren Fortbewegung zerrieben und zermalmt, daher das milchartige Aussehen der Gletscherwasser, deren fein zertheiltem Schlamm die Niederungen an den Flüssen ihre hohe Fruchtbarkeit verdanken (Ober-Rheinthal). — Was durch Verwitterung von den Gesteinen abgenagt wird, was der Regen abschwemmt, wird gleichfalls durch zahllose Wasseradern gesammelt und den Tiefflächen der Erde, namentlich dem Meere zugeführt. Die Menge der Mineralstoffe, die unsere Gewässer in Lösung und mechanisch mit sich führen, ist eine erstaunlich große. Das bei Basel jährlich vorbeifließende Rheinwasser enthält an 7000 Mill. Pfund Festes, und was er auf seinem weiteren Wege etwa davon absetzt, wird mehr als ersetzt aus den deutschen Nebenflüssen, so daß er in 5000 Jahren der Nordsee eine Kubikmeile Land zuführt; in 150000 Jahren müßte dadurch das ganze rheinische Stromgebiet 10 m. niedriger werden, wenn nicht der Verlust hauptsächlich die höheren Gegenden treffen würde. Der Mississippi führt jährlich 126,937209 Kubikmeter feste Stoffe dem Meere zu, und der gelbe Strom in China stündlich 68562 Kubikmeter, so daß er das gelbe Meer bei einer Durchschnittstiefe von 40 m. in 24,000 Jahren vollständig ausfüllen muß. Der kohlensaure Kalk, welchen die Pader (Nebenflüßchen der Lippe) führt, repräsentirt pro Jahr einen Würfel von fast 10 Quadratmeter Seitenfläche; die Weichsel enthält zur Zeit des Eisganges in 100000 Theilen Wasser 5,82 Theile schwebende und 13,82 Theile gelöste Stoffe; die Isar kann bei München jährlich 1/5 m. Schlamm absetzen. Es ist deshalb begreiflich, daß sich vor den Mündungen großer Flüsse, wenn Ebbe und Flut nicht zu stark dagegen wirken, Land anhäuft; daher die Deltas des Ganges, Po u. s. w. Schon dem Herodot erklärten ägyptische Priester, ihr blühendes Delta (jetzt 400 Q.-M. groß) sei ein Geschenk des Nils, aus dessen Schlamm es erwachsen. Das Delta des Mississippi hat eine Fläche von 750, das des Ganges von mehr als 800 Q.-M. Man mag hieraus ermessen, wie sehr dadurch der Boden des Meeres in der Nähe der Festländer aufwärts wachsen muß und wie treffend Otto Volger sagt: „In den Wellen der Ströme fließen Berge unsichtbar an uns vorüber.“ — Auch noch in anderer Weise ändern die Flüsse das Aussehen der Erdoberfläche; nach dem Baerschen Gesetz der Uferbildung üben infolge des Umschwungs der Erde von West nach Ost und der ungleichen Rotationsschnelle der verschiedenen Parallelen alle in der Meridianrichtung strömenden Flüsse unserer Erdhälfte einen Druck auf ihr rechtes

Ufer aus, dieses muß daher das angegriffene, steilere und höhere, das linke dagegen das überschwemmte und deshalb verflachte sein*). Daraus erklärt sich die Thatsache, daß die Oder ehemals nicht in die Ostsee mündete, sondern durch Spree und Havel bei Wittenberge die Elbe erreichte. Der am weitesten nach rechts abgehende Hauptarm im Dwinadelta ist der tiefste, und auf ihm allein gehen die großen Schiffe ins Meer; die andern Arme sind um so seichter, je weiter sie nach links liegen. Der Nil drängt in seinem ganzen Laufe durch Oberägypten sein Bett allmählich nach O. hin und zerstört die größtentheils auf seinem rechten Ufer liegenden Ueberreste alter Städte und Denkmäler; im untersten Theil seines Laufes liegt links ein langgezogenes Thal, das man den „trockenen Fluß" nennt, weil es das Aussehen eines Flußbettes hat und mit einer Menge abgeschliffener Flußkiesel bedeckt ist — wahrscheinlich die älteste Ausmündung des Nils, die er, die größere Wassermenge immer nach Osten drängend, vor Jahrtausenden schon verlassen hat. Der Indus ist in seinem untern Laufe schon mehr als 15 Seemeilen nach rechts, d. h. westwärts gerückt. Goar, die alte Hauptstadt Bengalens, lag ehemals am Ganges, jetzt liegen die Ruinen eine Meile vom Ufer entfernt.

Nicht gering ist auch die Menge fester Stoffe, die vermittels der Quellen, besonders der Mineralwasser, aus der Tiefe der Erde an die Oberfläche gebracht werden, um theils hier zu bleiben, theils zum Ballast der Ströme zu gehören. Die Nauheimer Quellen in der Wetterau z. B. fördern außer einem großen Reichthum von Kohlensäure noch gewaltige Massen von Salz, Gips und Kalk ꝛc. zu Tag, jährlich über 20,000 Cubikmeter, infolge dessen eine Qadratmeile Land in 3000 Jahren um 1 m. gesunken sein könnte. Die Brunnen von Baku und der Halbinsel Apscheron (am Caspischen Meer) liefern jährlich 3 Mill. Pfd. Naphtha und 9 Mill. Pfd. flüssiges Erdpech, die sämmtlichen Erdölquellen des birmanischen Reiches an 28 Mill. Pfund. Die Salzquellen unweit Osnabrück haben sicher seit 4000 Jahren ein 6 m. dickes Salzlager von 5/4 Stunden im Umfange leer gemacht. — So werden gewaltige Steinsalzmassen im Boden allmählich ausgelaugt; an ihrer Stelle bilden sich Höhlen, und wenn der Boden einstürzt, auch Seen, wie der jüngst in Orange County in Florida entstandene, ferner der bei Salzwedel in der Mark, der im 10. Jahrhundert sich bildete, das todte Meer in Palästina, dessen Felsufer von Salz starren, und viele andere.

Unterdes arbeitet auch das Meer an den Küsten, hier unterwaschend und abreißend, dort Sanddünen bauend und Land ansetzend, so daß die Küsten allmählich ihren Umriß ändern. Im 3. Jahrhundert wurde die Insel Walchern vom Festlande losgerissen; 1231 fing das Harlemer Meer durch Sinken seiner Ufer an, sich zu vergrößern, verschluckte allmählich immer mehr Land, bis es im 16. Jahrhundert zum förmlichen Mittelmeer wurde. Wie Jadebusen, Dollart und Biesbosch entstanden, ist weiter oben schon erwähnt, ebenso wie sich der ehemalige Flevosee zum Golf um-

*) Dieser Umstand ermöglichte z. B. das Emporwachsen Hamburgs über die Schwesterstadt Harburg, dessen Hafen nur kleinere Schiffe erreichen können, während ersteres im Besitz der bedeutenderen Tiefe des Fahrwassers ist. — Auf der südlichen Halbkugel findet natürlich das umgekehrte Verhältnis statt.

wandelte und 1225 zur Zuydersee anwuchs. Stets noch wird Holland mit Ueberflutungen und Vernichtungen bedroht, wenn es nicht durch kostspielige Dämme und Deiche sich schützt. Die Insel Helgoland, ehemals größer, wird vielleicht in ein paar Jahrhunderten verschwunden sein. Gleich den Dörfern auf der Stelle des jetzigen Dollart und der Zuyder-See sind manche Küstenstädte untergegangen, z. B. Mavalipuram südlich von Madras in Indien, Julin am Ausflusse der Oder. Dagegen setzt das Meer auch Land an. Ravenna z. B., zur Römerzeit dicht am Meere, liegt jetzt $1^1/_2$ Stunden davon entfernt, und südlich von Bordeaux (les landes) hat sich auf einer ziemlichen Strecke die Küste erweitert.

2) Auch tief im Boden ist Bewegung und sind Kräfte in Thätigkeit, die zur Aenderung der Erdoberfläche, und zwar auf gewaltthätigere Weise als die geschilderten, beitragen: Erdbeben und vulkanische Ausbrüche sind ihre Wirkungen. — Was die Erdbeben betrifft, so kommen sie an gewissen Orten seltener vor als an andern, im ganzen aber so häufig, daß man dreist behaupten darf, kein Tag gehe vorüber, wo nicht irgendwo, in einem oder dem andern Lande eins verspürt würde, und kein Jahr, wo nicht irgendwo ein gewaltiges von Zerstörungen begleitet wäre. Die Stadt Schemacha am Südostfuß des Kaukasus ist seit dem 11. Juni 1859 3mal fast vollständig zerstört worden, Erzerum in Armenien war in diesem Jahrhundert 2mal der völligen Vernichtung nahe, Haleb (Aleppo) nebst andern großen Orten Syriens desgleichen; Caracas in Südamerika stürzte 1812 zusammen, indem die ganze Provinz Venezuela heftig erzitterte. Im Jahr 1746 hatte die peruanische Stadt Lima sammt ihrem Hafenort Callao das gleiche Schicksal, die aufgestoßene Meerflut verschlang den letzteren Ort. Auch in Deutschland, von dem man sonst sagen konnte, daß ihm Erderschütterungen so fremd seien, daß ganze Geschlechter dahingingen, ohne von Erdbeben anders zu wissen als durch Berichte, haben, namentlich in der hessischen Provinz Starkenburg, seit Anfang des Jahres 1869 häufig Erdstöße, oft mit mehr oder minder bedeutenden bleibenden Wirkungen (Emportreibungen des Bodens, Entstehen oder Versiegen von Quellen 2c.), stattgefunden. Es versteht sich, daß solchen Erdstößen das zerbrechliche Menschenwerk, Bauten aller Art, eher unterliegt, als die Hügel und Berge, auf denen es errichtet war; heftige Stöße aber können auch Berge zerreißen, Thäler verschütten und den Anblick der Gegend verändern. Bei dem Erdbeben, das im Jahre 1797 ganz Peru erschütterte, mehrere Städte, darunter Quito, zerstörte, warfen einige stark schwankende Berge ihre Gipfel ab. Bei dem Erdbeben von Lissabon i. J. 1755, dessen Verbreitungsbezirk sich über mehr denn 600000 Q.-M. erstreckte, folgten die Stöße so rasch auf einander, daß ein großer Theil der Einwohner sich nicht zu retten vermochte, in Zeit von 6 Minuten lag die Stadt in Trümmern; das Meer gerieth in ungeheure Bewegung, man sah auf Augenblicke eine trockne Furt im Tajo, dessen Wasser rückwärts geschleudert ward. Ganz Portugal erbebte, so daß Berge auseinander barsten, mächtige Felsstücke herabfuhren, hin und wieder sich der Boden öffnete, und Wasser in Massen zu Tage quoll. In der Nachbarschaft Portugals ward die Erschütterung ebenfalls verspürt, wenn auch mit weniger furchtbaren Wirkungen, in Madrid, in Gibraltar, in Marokko; an vielen Stellen des westlichen Europas hat man die Wirkungen gesehen, besonders an Quellen, die momentan aufhörten oder an

Orten ausbrachen, die vorher trocken waren. In Schottland flossen Seen über; der Spiegel des Murtensees in der Schweiz senkte sich dagegen um 1 m. und verblieb seitdem so. Nicht so ausgedehnt war das Erdbeben in Calabrien vom Jahr 1783, indes nicht minder verheerend. Die Schauderscenen beim Einsturz der sicilischen Stadt Messina sind in manchen Jugendschriften zu lesen, wohl 400 Dörfer und Städte Calabriens wurden gleichzeitig und ebenso furchtbar davon betroffen; an 100000 Menschen kamen um. Wie vorhin von Portugal erwähnt ist, so entstanden auch hier Risse und Spalten im Boden, denen Schlamm entquoll, und an vielen Bergen (man behauptet an 100) gewahrte man Rutsche und Abstürze; vom Granitkern des Gebirgs um Aspromonte war minder festes aufgelagertes Gestein herab geglitten, bei Scylla ein großes Bergstück ins Meer gestürzt; man will an manchen Gipfeln eine springende Bewegung bemerkt haben. Nach dem Erdbeben, das am 11. April 1871 die Stadt Bathang im Innern Chinas*) zerstörte und in einem Umfang von 600 Kilometern sich erstreckte, klafften an einigen Stellen steile Anhöhen auseinander oder waren in tiefe Abgründe versunken, an andern hatten sich sanfte Erdwellen in jäh aufstrebende Felsen verwandelt, Landstraßen waren durch Ueberschüttung unbrauchbar gemacht. Bei dem letzten großen Erdbeben in Californien (April 1872) befand sich der Boden drei Stunden lang in fortwährender Schwankung; während dieser Zeit erfolgten mehr als 300 Erdstöße. Es entstand ein 35 Mln. langer Erdriß, der sich an einigen Stellen bis auf 13 m. erweiterte; große Felsblöcke rissen sich von den Gebirgen los und rollten in die Thäler herab; an Tibbets Rancho sind 40 Acker Grundfläche $2^1/_3$ m. tief unter das Niveau des umliegenden Landes gesunken; Big-Avens-See ist seit dem 1. Stoße um mehr als 1 m. gestiegen; der Avensfluß trat aus seinen Ufern und ließ eine große Anzahl seiner Fische am Lande zurück; der Boden zu Lone Pine, dem Centralpunkte der ganzen Naturerscheinung, zerbarst, die eine Seite blieb wie sie war, die andere sank 2—$2^1/_2$ m. tief, so daß eine Erdwand von mehr als 3 Meilen Länge entstand, wo früher eine Ebene war; Kern und Avensfluß wandten sich und strömten einige Minuten lang flußaufwärts, bald aber kehrte der Wasserschwall mit erneuter Heftigkeit zurück.

Die Erderschütterungen tragen also dazu bei, die Höhen der Länder zu erniedrigen; die Thätigkeit der Kräfte im Boden fördert aber auch ihre Erhöhung, am augenscheinlichsten durch die Vulkane, sowohl durch deren oft umfangreiche Auswürfe, als durch das Emporbrängen vulkanischer Berge selbst. Der glühende Lavastrom des Vesuv, der im Jahre 1794 Torre del Greco zerstörte, war 5700 m. lang, gegen Ende 650 m. breit und 13 m. dick; wie sehr durch den letzten gewaltigen Ausbruch des Vesuvs (26. April 1872) Berg und Umgegend verändert wurden, ist noch in frischer Erinnerung. Der Lavastrom des isländischen Hekla vom Jahr 1845 hatte 3 Meilen Länge und fast $^1/_3$ Meile Breite und über 25 m. Dicke. Größer noch war der des Skaptar Jökul, gleichfalls auf Island, im Jahr 1783, er hatte bei 4 Meilen Länge über $1^1/_2$ Meile Breite und 33 m. Dicke. Die einzelnen Auswürfe der Vulkane auf der Insel Hawai sind nicht gemessen; man kann sich aber eine Vorstellung davon machen, wenn

*) Hauptstadt der Prov. Kham, an einem Zuflusse des Kinschakiang oder oberen Jantsekiang.

man liest, daß zwischen dem Mauna Kea und Mauna Loa eine mehrere Meilen breite Lava-Ebene sich ausdehnt und daß in dem ungeheuren Krater des letzteren ein glühender, auf- und abwogender Lavasee (Moku - a - weo - weo) von 500 m. Durchmesser zu sehen ist, der dann und wann, von Gasblasen aufgetrieben, geschmolzene Massen ausschleudert. Selbst die Auswürfe der Schlammvulkane, deren Erzeugnis nicht in solchem Grade erhitzt ist, um glutflüssig zu werden, sind nicht unbedeutend; indem die gespannten Gase ihres Innern sich entzünden und unter donnerndem Getöse herauffahren, reißen sie eine ungeheure Flut von Wasser und Schlamm mit sich empor, oft Steine und größere Felsblöcke in die Höhe schleudernd. So die bei Karthagena in Südamerika, der seit 2000 Jahren bekannte Macaluba bei Agrigent in Sicilien, und die noch weit heftigern auf Taman und Kertsch zwischen dem schwarzen und asowschen Meere, deren ausgespiene Schlammhügel an 100 m. hoch sind; dem einen ihrer Krater, dem Kuku Oba, entquoll im Jahr 1794 ein Schlammstrom, der auf 685000 Cubikmeter geschätzt wurde, während die Erde dort 2 Tage hindurch bebte und brennendes Gas unter starkem Donner wie hohe Feuersäulen erschien. — Man hatte längst, als man die Gebirge noch für uranfänglich hielt, an der Form der vulkanischen Berge erkannt, daß wenigstens diese neueren Ursprungs sein müßten. In neuerer Zeit bestätigte es sich, als man i. J. 1759 den schon oben erwähnten Jorullo aus einer mit Mais, Zuckerrohr und Pisang bestellten Fläche in wenigen Tagen 513 m. sich erheben sah; seine Lava war noch im Jahr 1780 in ihren Spalten glühend.

Wie schon im §. 27 bemerkt worden, liegen die Vulkane in der Nähe des Meeres, oder doch an solchen Stellen, die vormals Seen umgrenzten, wie die asiatischen am Becken des Tarim. Im Meeresgrunde gibt es deren auch, wovon man sich gelegentlich überzeugte, sei es, daß nur eine heftige Aufwallung mit Zischen nebst Auswurf zu Tage kam oder eine feuerspeiende Insel sich erhob, die entweder von der Flut weggespült ward, oder solche Festigkeit besaß, daß sie dauernd ihr Haupt über dem Meeresspiegel erhalten konnte. — Im Sommer 1831 fand 8 Meilen von der sicilischen Küste nach mehreren Erdstößen ein Ausbruch im Meere statt, an einer Stelle, wo der Meeresgrund über 200 m. tief lag; die Aufregung in den Wellen umher war sehr groß, Schlackenstücke und todte Fische trieben umher, unter entsetzlichem Getöse stieg eine Feuersäule empor, und bald gewahrte man eine schwarze Insel, die einen Krater umschloß, aus dem große Ballen schneeweißer Dämpfe, schwarzer Schlackenmassen und Asche, dann und wann von Blitzen durchzuckt, in beträchtlicher Höhe auffuhren. Von Tag zu Tag wuchs die kleine Insel bis etwa 60 m. über den Meeresspiegel und konnte nach einigen Wochen betreten werden, war aber nach 4 Monaten vollständig von den Fluten wieder fortgespült. Dieselbe Erscheinung haben die Bewohner der Azoren mehrmals, zuletzt 1811, in ihrer Nähe erlebt. Dagegen hat sich die 1796 in der Reihe der Aleuten entstandene feuerspeiende Insel Bogoschlowa bis jetzt erhalten, wahrscheinlich weil rings umher der ganze Meeresboden sich gehoben; denn das zuvor tiefe Wasser, welches Cook mit vollen Segeln durchfuhr, ist seitdem klippenvoll, seicht und unfahrbar geworden. — Ein anderes lehrreiches Beispiel liefert die griechische Insel Thera oder Santorin, eine der südlichsten Cykladen im ägeischen Meere. Die sichel-

förmig gestaltete Insel bildet eigentlich den östlichen Rand eines eingestürzten Erhebungskraters, von dessen westlichem Rande nur die beiden Inseln Aspronisi und Therasia stehen geblieben sind. Der Krater ist vom Meere ausgefüllt, aus welchem sich seit längerer Zeit die 3 Inseln Paläo-Kaimeni (Hiera), Mikro-Kaimeni und als mittlere und größte Nea-Kaimeni erhoben. Aspronisi wird im Alterthum nicht erwähnt, aber die Bildung von Therasia fand nach Plinius 236 v. Chr. statt. Nach demselben Autor und nach Strabo erhob sich 196 v. Chr. aus dem nur durchs Meer ausgefüllten Krater die Insel Hiera, die sich durch wiederholte Ausbrüche vergrößerte. Im Jahre 46 n. Chr. entstand eine neue Insel, Thia, die entweder wieder versunken ist oder sich mit Hiera verbunden hat. Mikro-Kaimeni entstand 1573 n. Chr.; auf ihrer Südseite befindet sich ein ausgebrannter Krater. Nea-Kaimeni erhob sich am 23. Mai 1707 zwischen den beiden andern Inseln und erhielt durch eine Reihe heftiger Erdbeben und zum Theil furchtbar prächtiger Feuerausbrüche, die bis 1711 dauerten, die jetzige Gestalt. Schon seit Decennien hob sich der Meeresboden in der Umgegend von Santorin langsam und deutete auf die Vorgänge hin, die am 30. Januar 1866 durch ein dumpfes Getöse auf Nea-Kaimeni eingeleitet wurden. Das Meer wurde kochend, verbreitete weiße Dämpfe mit Schwefelgeruch, war, wie 1707, ringsum roth gefärbt und von bitterem Geschmack; Feuersäulen stiegen empor, ein Erdriß spaltete die ganze Insel, die sich rasch zu senken begann (30 cm. in der Stunde). Dafür stiegen in den nächsten Tagen 2 neue Inseln (Georgsinsel und Aphroessa) empor, beide mit thätigen Vulkanen, von denen die erstere bald die Höhe von 53 m. erreichte. — Ein neues sich mehr und mehr hebendes Felsenriff ist zwischen Kap Tainaron-Matapan und der Insel Kythera-Cerigo entdeckt worden; die Klippe, 6 m. unter Wasser, wurde zuerst im Juli 1865 beobachtet und hebt sich seit dieser Zeit fortwährend. — Ein ähnlicher Vorgang ereignete sich jüngst (im September 1871) im indischen Archipel. Der seit langer Zeit ruhende Vulkan Burrang auf der Insel Tagulanda (15 Mln. nordöstl. von Celebes) hatte nach vorhergegangenen Erdbeben unter dumpfrollenden, weithin auf den Nachbarinseln hörbarem Getöse plötzlich mehrere Krater geöffnet; das Meer war in die wildeste Aufregung gerathen und hatte eine 30 m. hohe Wasserwoge mit rasender Schnelligkeit herangewälzt, auf ihrem Wege Menschen, Häuser und Thiere von der Oberfläche der Insel wegfegend. Um den Berg herum bildeten sich tiefe Erdrisse, an andern Stellen häuften sich ausgeworfene Lavamassen zu thurmhohen Hügeln; auch hier wurde während des Kreißens des Erdinnern ein kleines Eiland aus dem Meere emporgehoben. — Denselben Ursprung haben wohl alle vulkanischen Inseln, wie auch die vulkanischen Gebiete der Continente genommen. Die Zahl derselben ist nicht gering, und eine vielleicht zehnfach größere Menge war ehemals vulkanisch, was theils an ausgefüllten Kratern, theils am Auswurfsgestein in ihrer Umgebung zu erkennen. Denn wo sich Basalt findet, und das ist an sehr vielen Stellen der Erde, da waren ebenfalls Krater vorhanden, aus denen dies Gestein in geschmolzenem Zustande hervorbrach und sich oft in ungeheuren Massen ergoß. Die hohe Rhön, der Vogelsberg, die Eifel u. s. w. sind in Deutschland, der Puy de Dome, der Puy de Chopine sind in Frankreich Zeugen davon; an dem letzt genannten Basaltvulkane hat man in der Höhe eine gewaltige Granitmasse entdeckt, die offenbar bei der Bildung desselben mit aus der Tiefe empor-

gerissen worden. Im böhmischen Leitmeritzer Kreise liegt eine 16 QM. große Basaltdecke; in Nordmexiko neben der Sierra Madre soll sich der Basalt 200 Meilen weit erstrecken, desgleichen östlich der ostindischen Ghats in Dekan erstaunlich verbreitet sein. Diese Lava- und Basaltaufschüttungen, die durch sie aufgestiegenen Gebirge und Inseln lassen die große Bedeutung des Vulkanismus für Veränderungen der Oberfläche der Erde und des Meerbodens erkennen und ihn zugleich als ein Gegengewicht gegenüber den nivellirenden Wirkungen des Wassers erscheinen. — Uebrigens muß wie das langsame Auslaugen der Gips-, Salz- und Kalkmassen, so auch das plötzliche Auswerfen der Vulkane und das Erheben von Bergen und Inseln gewaltige Aushöhlungen im Boden zur Folge haben und Einstürze veranlassen, die sich entweder, wenn die Oberfläche stehen bleibt, nur durch Erderschütterungen bemerkbar machen, oder wenn die Oberfläche einbricht, neue Landseen bilden. Beispiele dazu gibt es genug. Als auf Japan im Jahr 285 der hohe Vulkan Fusi (er trägt eine Schneekrone) unter gewaltiger Erderschütterung entstand, brachen ihm zur Seite 16 QM. Land ein und der See Mitsunumi bildete sich. Als der Papandayang (die Schmiede) auf Java im Jahre 1772 spie, sank ebenfalls meilenweit umher das Land mit 40 Dörfern in die Tiefe. An mehreren Seen, z. B. in der Nähe der Kalkalpen, ist es nicht zu bezweifeln, daß sie über eingestürztem Boden entstanden sind, und die Entstehungsursache mancher Erdbeben mag wohl mit Recht in innern Einstürzen gesucht werden.

3) Sehr bedeutend ist ferner der Antheil, welchen gewisse Wasserthiere und Wasserpflanzen an der Umgestaltung der Erdoberfläche nehmen; sie wetteifern darin mit den Geschieben und Sandmassen der Flüsse, ja überbieten sie noch. Wie dies möglich sei, begreift sich zunächst aus der Beschaffenheit des Meeres, das reich ist an Kohlensäure und sonstigen Stoffen, die es aufgelöst enthält. Auf 100 Theile Seewasser kommen $2^1/_2$ Procent Kochsalz, $^1/_3$ Procent Chlormagnesium, nicht ganz $^1/_5$ Procent Bittersalz oder schwefelsaure Magnesia, $^1/_6$ Procent Gips oder schwefelsaurer Kalk, und etwas kohlensaure Kalk- und Kieselerde. Es scheint dies wenig, ist aber sehr viel im Verhältnis zu der ungeheuren Masse des Meeres, das übrigens noch mehr davon enthalten würde, wenn nicht gerade die kleinen organischen Gebilde, die es erzeugt, jene ihm unaufhörlich zugeführten Stoffe fortwährend verbrauchten. Meerpflanzen bedürfen viel Kohlensäure, deren Kohlenstoff sie behalten, indem sie den Sauerstoff wieder entlassen; sie brauchen aber auch aufgelöste Kieselerde, die man als unzerstörbar in ihrer Asche finden kann. Was die Seethierchen betrifft, so ist ihnen vorzüglich Gips nöthig, der sich bei ihnen in Kalk — also schwefelsaurer in kohlensauren — verwandelt und in ihren Geweben aufspeichert. — Wer über diesen Gegenstand etwas Vortreffliches lesen will, nehme O. Volgers „Erde und Ewigkeit" zur Hand; die Kapitel über steinbildende Thiere und Pflanzen sind eben so geistvoll als lehrreich. Hier können wir uns nur kurz fassen, und erwähnen zuerst der Korallenpolypen. Es gibt deren einige Arten. Die kleinsten, kaum von der Größe eines Nadelknopfs, jedoch in ungeheurer Menge, sind unablässig thätig, den im Meere aufgelösten Gips sich anzueignen, um auf Klippen unterm Wasser ihre Steingebilde aufzurichten und bis an die Oberfläche zu erhöhen. Dies geschieht besonders in der Nähe von Küsten, wo das Meer keine bedeutendere Tiefe hat, als höchstens 60 m. Es ist erstaunlich, wie ihre Bauten, wenn

auch des Jahrs nur um einige dm. wachsend, sich ausdehnen, mächtige, für die Schifffahrt gefährliche Riffe bilden, z. B. vor der langen Nordostküste Australiens, und welche zahllose Menge kleiner flacher Inseln, vor allen im großen Ocean und im indischen Meere, ihnen ihr Dasein danken.*) Auf der dänischen Insel Seeland hat man deutlich ein Korallenriff erkannt, das aus der Urzeit herrührt; heutzutage würde allerdings dort keins mehr aufwachsen, da die Koralle tropisches Klima, eine mittlere Temperatur des Meeres von mindestens 16° R. verlangt. Im Mittelmeer lebt freilich eine Korallenart, aber nicht die, welche Inseln und Riffe schafft; ihr Produkt sind nur kleinere Steingewächse, rothe Schmuckkorallen. — Es gibt noch andre Weichthiere, die ebenfalls den Kalkgehalt des Meeres und vieler Landseen aufnehmen, um in unendlicher Menge Schneckengehäuse (manche so klein wie Korallenpolypen) und Muschelschalen zu hinterlassen; in Mecklenburg sind z. B. einige gewesene Seen, deren Mergelausfüllung großentheils aus solchen Gehäusen herrührt. Wichtiger noch ist die Hinterlassenschaft der Wurzelfüßler oder Rhizopoden, von deren kleinster Art 2500 Millionen auf einen Cubikmeter gehen; und doch besteht der Meersand an vielen Stellen Westindiens fast nur aus ihren Kalkschalen, ja das offene weite Meer wimmelt von Wurzelfüßlern, wie schon ein mäßiges Mikroskop bestätigen kann.

Wie diese Thierchen, so helfen die Seepflanzen zur Erhöhung des Bodens, und wiederum die allerkleinsten vorzugsweise, die sogenannten Zellalgen, denen die im Wasser aufgelöste Kieselerde nicht minder als der Kalk zum Dasein nothwendig ist. Jedes dieser Pflänzchen läßt beim Absterben ein glasiges Zellchen aus Kieselerde zurück; die ungeheure Menge derselben ersetzt die winzige Größe der einzelnen, und da sich die

---

*) Darwin hat vor einigen Jahren eine Karte entworfen, auf welcher alle Korallenriffe des Großen Oceans verzeichnet sind: in einer ziemlich geraden Linie von mehr als 2000 Meilen Länge laufen sie von der Pitcairn-Insel (der südöstlichsten der Niedrigen Inseln, 130° W. L. v. Greenwich, nahe dem südl. Wendekreis) bis China. Korallenriffe reichen häufig weit tiefer als 60 m. abwärts; senkt sich nämlich eine Insel oder Küste sammt ihrem schräg ins Meer abstreichenden Fuße, so bauen die Thierchen nach ihrer Natur stets wieder zur Oberfläche aufwärts. Dadurch entsteht natürlich zwischen ihrem Bau und der Insel ein Kanal; und sollte sie ganz unter Wasser sich senken, so wird das Riff eine Art Ring bilden, der einen See (Lagune) umschließt. Man unterscheidet deshalb 3 Arten von Korallenbildungen: 1. Atolle oder ringförmige Riffe, bei Ebbe sichtbar, von der Flut fast bedeckt und einen ruhigen, seichten Binnensee umschließend; ihr Durchmesser wechselt zwischen 1/4 Meile und 13 Mln., ihre Form ist gewöhnlich die eines unregelmäßigen Ovals, in geringer Entfernung ist der Ocean regelmäßig ungewöhnlich tief, so daß sie auf der Spitze eines unterseeischen Kegelberges mit einem flachen Krater in der Mitte zu liegen scheinen. 2. Schrankenriffe mit einer oder mehreren Inseln zwischen sich; sie bilden in beträchtlicher Entfernung eine förmliche Schranke um die innerhalb liegenden Inseln und der dazwischen liegende Kanal hat eine große Tiefe. 3. Küstenriffe, gleichfalls in der Nähe einer Küste, aber das Land ist nahe und das dazwischen liegende Wasser seicht. Wo aus dem ursprünglichen Korallensaume des Ufers, dem Küstenriffe, ein Schrankenriff und aus diesem ein Atoll entstanden ist, hat der Boden des Meeres sich einmal gesenkt, wo Küstenriffe existiren, hat eine Hebung stattgefunden oder der Boden ist stationär geblieben; wo sich Riffe auch über dem Meeresspiegel finden, hat die Insel sich gleichfalls gehoben und das Riff mit in die Höhe gedrückt; denn die Korallenpolypen können weder außerhalb des Meerwassers, noch tiefer als höchstens 60 m. unter dem Spiegel desselben leben.

Kieselerde in allen Wassern findet, so besteht der Schlamm der Flüsse nicht bloß aus zerriebenem Steinstaub, sondern auch aus schwimmenden Zellalgen, besonders vor den Mündungen der Flüsse. Der Schlamm der Elbmündung bei Cuxhafen z. B. besteht zur Hälfte daraus und selbst im Hafen von Wismar, das nicht einmal an der Mündung eines solchen Flusses liegt, enthalten die 2200 Cubikmeter Schlamm, die jährlich ausgebaggert werden, an 10 Proc. Die Kieselwellen häufen sich so, daß sie zu den Kalkhülsen der Wurzelfüßler und zu den Schneckenhäusdchen und Muscheln eine bedeutende Zugabe bilden. Als man zur Legung des Telegraphentaues den Meeresgrund zwischen Irland und Neufundland untersuchte, sank das Senkblei 3 m. tief und mehr in den weichen, meist aus Kalkgehülse bestehenden und mit Kieselzellen gemischten Ueberzug des Seebodens, und dies war an 3000 bis 3500 m. tiefen Stellen der Fall. Wenn man nun hört, daß 50 m. unter den Straßen Amsterdams der Thon zum dritten Theil aus Kieselzellen besteht, desgleichen der Boden, worauf Berlin liegt, ja daß die weiße Kreide, deren es ganze Berge gibt, großentheils wie jener Boden des Oceans fast nichts ist als der zerfallene Staub kalkiger Wurzelfüßlerhülsen und Kieselzellen von Algen: so ists natürlich, daß man zu Gedanken und Schlüssen kommt, die vor dieser Entdeckung uns fern lagen. Professor Ehrenberg, der große Mikroskopiker zu Berlin, ist es, dem wir sie verdanken.

Die Masse, die von Thierchen und Pflänzchen herrührt, wächst aber noch und wird zu größeren Lagern im Meer, wenn man den Moder dazu rechnet, der aus den verweslichen Stoffen der Pflanzen und Thiere sich aufhäuft — im Meere hauptsächlich von den Tangen oder Fucoiden. Otto Volger theilt Berechnungen mit, die höchstes Erstaunen erregen. In der Umgegend von Helsingör in Dänemark, sagt er, werfe die Ostsee solche Mengen von Tang oder Seegras ans Ufer, daß die Bauern 30000 zweispännige Fuder davon jährlich auf ihre Felder fahren. Jedes Fuder enthalte getrocknet 500 Pfd. Tang, die 30000 also zusammen 150000 Ctr.; diese könnten 450000 Pfd. Natron, herrührend aus dem im Meere befindlichen Seesalz, ebenso viel Schwefelsäure, und 375000 Pfd. Kali liefern. Wie viele Billionen Centner werden jährlich im Meere wachsen und absterben! Ein großer Theil freilich löst sich wieder auf in den Fluten, ein andrer mischt sich jedoch mit den genannten Ablagerungen oder bildet Schichten dazwischen. Seine leimigen und fettartigen Theile helfen sogar den Kalk binden und schützen vor den wiederauflösenden Angriffen der im Wasser vorhandenen Kohlensäure. Wie auf sumpfigem Boden des Landes Torf entsteht, so werden ähnliche Lager im Meere abgesetzt. Unterm Flutspiegel sind die Küsten von Tangmassen umsäumt, z. B. das südlichste Amerika in einer Breite von mehreren Meilen. Ueberhaupt, wo das Meer nicht tief ist, bilden sie Wälder auf dem Grunde, und wo Hochsee, breiten sie oben gleichsam Wiesenflächen aus (z. B. die oben bei den Meeresströmungen angeführten Fucusbänke).

4) Seit man anfing, die natürlichen Veränderungen des Erdbodens genauer ins Auge zu fassen, etwa seit 1½ Jahrhunderten, hat man auch mehrmals die Wahrnehmung gemacht, daß Küsten und ganze Landstriche sinken und steigen können; unstreitig eine eben so merkwürdige Erscheinung als Korallenriffe und Infusorienlager. So ist z. B. die Ostküste Schwedens, und zwar von Kalmar bis

Tornea, in langsamer Erhebung begriffen. Als dies an unverkennbaren Spuren bemerkt wurde, glaubte man anfangs, die Ostsee sei niedriger geworden; genauere Untersuchungen ergaben, daß während die Ostküste sich hebe, die Südküste Schwedens im Sinken begriffen sei. Gleich der südschwedischen wird die Küste Dalmatiens schon seit langer Zeit niedriger, während die Ostküste Italiens sich hebt. Auch die Küsten an der Süd- und Ostseite der Nordsee sind im Sinken begriffen und deshalb, wenn dies stetig fortdauert, in fernen Zeiten einmal rettungslos dem Hereinfluten des Oceans preisgegeben. Ebenso sinkt die Ostküste Grönlands, während seine Süd- und Westküste eine Erhebung zeigen, wie auch Neufundland und die weit ausgedehnte Bank daneben. Dagegen soll sich die Ostküste der Vereinigten Staaten jährlich um nahezu $\frac{1}{2}$ cm. ins Meer senken, und die Manhattan-Insel, welche Newyork trägt, würde demnach nach 100 Jahren um nahezu $\frac{1}{2}$ m. gesunken sein. Desgleichen sind die sämmtlichen Küsten des östl. Mittelmeerbeckens (östl. der Insel Creta) stark im Sinken begriffen, wie auch die Westküste Neuseelands, während dessen Ostküste steigt. — Hebungen anderer Art, nämlich plötzliche oder ruckweise Emportreibungen zeigen sich an der Küste Chiles fast bei jedem bedeutenderen Erdbeben. So war nach dem Erdbeben von 1822 die Küste dort verschiedentlich bis zu 1 m. und mehr gewachsen, aber auch landeinwärts war der Boden höher geworden, das Gefäll an einer Mühle betrug 38 cm. mehr als früher. Ein Erdbeben im Jahr 1835 hatte ähnliche Folgen; eine Insel Chiles war $2\frac{1}{2}$ m. in die Höhe gegangen, und um eben so viel der Seeboden. Hiedurch zu Nachforschungen, namentlich zur Betrachtung der Strandlinien angereizt, fand man, daß solche Erhöhungen schon früher von der Insel Chiloe bis Callao in Peru mehrfach stattgefunden, und Chile allmählich um nahezu 100 m. gestiegen sein müsse, und nicht allein Chile, sondern auch das auf der andern Seite der Andes sich anschließende Tiefland.

Es gibt also zweierlei Art des Sinkens und Steigens: die allmähliche, geräuschlose, lang anhaltende, deren Wirkung erst nach Jahren und Jahrhunderten auffallend und die deshalb als säkulare Senkung oder Hebung bezeichnet wird; und die, welche in Begleitung von Erdbeben ruckweis zu Werke geht. Daß die erste Art ebensoviel, ja noch mehr dazu beiträgt, die Oberfläche der Erde zu verändern, als die andere, wird klar, wenn man bedenkt, daß auf diese Weise ganze Länder als ursprünglicher Meeresgrund ans Tageslicht gehoben wurden (z. B. die norddeutsche Tiefebene, Jütland, die patagonischen und Laplata-Ebenen), ferner daß sowohl Senkung als Hebung zur Bildung von Inseln Veranlassung werden (z. B. Anticosti im Lorenzbusen ist eine erst nach dem umliegenden Festland emporgestiegene Erhebungsinsel, was durch die Abwesenheit sämmtlicher Batrachier auf derselben bewiesen wird, dagegen die brittischen Inseln, Tasmania, Neuguinea u. a. zeigen dieselbe Thier- und Pflanzenproduktion wie das Festland, und sind Senkungsinseln). Und daß auf die erste Art eine eben so hohes Steigen möglich ist, wie auf letztere, läßt sich gleichfalls aus Manchem schließen, was auf der Oberfläche der Erde vor unsern Augen liegt.

b. Aufschlüsse aus Beobachtungen innerhalb der Erdrinde.

Die größte Tiefe, bis zu welcher man bis jetzt in den von uns bewohnten Boden

eingedrungen ist, beträgt etwas über 1/7 Meile.*) Was ist aber 1/7 Meile gegen den 858 Meilen langen Halbmesser des Erdballs! Auch haben die Bergkundigen außerhalb Europas nur an wenigen Stellen so tief in den Boden einzudringen Gelegenheit gehabt. Dennoch ist unser Wissen vom Innern der Erdrinde groß genug, um in Verbindung mit dem, was auf der Oberfläche beobachtet wird, wohl begründete Schlüsse auf Ereignisse und Veränderungen zuzulassen, die einer entlegenen Urzeit angehören. Nicht Metalle und sonstige durch Formen, Farben oder Seltenheit reizende Mineralien sind uns in dieser Beziehung wichtig, sondern die minder werthvoll scheinenden Erden und Gesteine, worin jene Schätze eingeschlossen sind. Grade die scheinbar weniger werthvollen sind es, aus deren ungeheuren Lagern hauptsächlich die Erdrinde zusammengesetzt ist: ursprünglich Kalk, Kiesel- und Talkerde, Thon, Kohle, Kali und Natron, gleichartig oder gemengt, massig oder zertrümmert und zusammengebacken — Gesteine, auf und an denen die Mehrheit der Menschen achtlos hingeht, außer wo ein weißer Quarz, ein Krystall, eine Basaltsäule und dergleichen ihr Auge auf sich zieht. Näher untersucht findet sich, daß, wo Massen um das Innere der Erde schichtenweis herumliegen, und das ist weitaus die Regel in der Lagerungsform der Gesteine, diese Schichten unterm Wasser sich gebildet haben, wie ihre ganze Zusammensetzung und die vielen Reste von Meer-, Seen- und Sumpfprodukten darin unwiderleglich besagen. Sie sind grade so entstanden, wie auch jetzt im Grunde des Meeres sich kieselige, kalkige, zertrümmerte, modrige, salzige Materien nebst den Arbeiten kleinster Thierchen ꝛc. übereinander häufen, in welchen dann Schalen und Gehäuse, Skelette und einzelne Knochen, Zähne u. s. w. begraben liegen. Da aber der Grund der Meere nicht überall von dem gleichen Gemenge überlagert wird, vor den Flußmündungen und nahe den Küsten anders, als in Entfernung davon, der Schlamm weiter fortgeschwemmt wird als das noch Schwerere, und die von einer Unzahl Thierchen und Pflänzchen geschaffenen Kalke und Kiesellager bald getrennt, bald gemischt sich aufhäufen: so sieht man auch an den Schichten ein ganz ähnliches Entstandensein. Und wie jetzt das Senkblei im Meeresgrunde meist weichen Boden findet, so waren auch jene jetzt festen Schichten einst weich, bis durch die thätige Verwandtschaft der Elemente in ihnen und durch den Druck sich aufhäufender Massen, oder nach dem Emporsteigen an die Luft sich Platten auf einander zu festem Gestein bildeten. Ursprünglich müssen solche Schichten fast horizontal und nur da schräg aufwärts gelagert sein, wo sie auf sanfteren Abdachungen im Meere sich anlegten; später indes sind sie an vielen Stellen durch Anschwellungen im Innern zu Falten gebogen, durch Hebung von unten, meist unmerklich, auch wohl ruckweise aufwärts, mitunter sogar senkrecht aufgerichtet, zerrüttet und über einander geschoben worden; wie dies an der Bildung der Gebirge deutlich zu erkennen ist.

Mehrere über einander liegende Schichten, die ungeachtet verschiedener Bestandtheile gewisse Merkmale — hauptsächlich Reste gleicher oder nahe verwandter Organismen — unter sich gemein haben, so daß sich dadurch ihr gemeinschaftliches Emporheben

---

*) Es ist die Grube zu Kuttenberg in Böhmen von 1119 m. Tiefe; die zu Kitzbüchel in Tirol hat 947 m. Im Fréjustunnel befindet man sich allerdings 1655 m. unter dem auf der Spitze des 2949 m. hohen Fréjusberges errichteten Observatorium.

aus Meeresgrund beurkundet, nennt der Geolog eine **Formation**, und spricht daher von einer Steinkohlenformation, einer Kreideformation u. s. w.

Unsre Menschheitsgeschichte theilen wir bekanntlich in gewisse Zeiträume nach Epoche machenden Ereignissen oder nach dem besondern Gepräge, das die Entwickelungszeiten von einander unterscheidet. Werden diese Ausdrücke auf die Geschichte der Erdrinde angewendet, so muß man nur nicht an unsre kleinen Zeiträume denken, sondern an solche, die zu der unmeßbar langen Daseinszeit der Erde ebenso im Verhältnis stehen, wie die geschichtlichen Zeiten zu den paar Jahrtausenden unsers Menschendaseins. Der Niagara durchsägt mit seinem Wasserfall mindestens schon 15000 Jahre die Hochplatte zwischen dem Erie- und Ontario-See; und die Anschwemmungen des Mississippi, wodurch dessen unteres Uferland und Delta sich gebildet, werden auf mehr als 60000 Jahre geschätzt. Doch geht eine so erstaunlich lange Stromesarbeit nur auf der **gegenwärtigen** Oberfläche Nordamerikas vor sich, also im gegenwärtigen Erdzeitraume. Es kann noch 100000 Jahre dauern, bis der Schlamm des Mississippi die Insel Cuba mit dem Festlande verbindet. Man hat also für eine ganze Formationszeit an viel größere Zahlen zu denken, und muß nicht erschrecken, wenn bloß die sogenannten Steinkohlenzeit auf ³/₄ Million Jahre berechnet wird und kein Geolog daran zweifelt, daß seitdem mehr als acht Millionen verflossen sind.

Oefters hat eine Senkung bis unter den Meeresspiegel Erdstriche, die weit von einander entfernt sind, zu gleicher Zeit betroffen; alsdann haben sie alle, wenn nicht die gleiche doch eine ähnliche Formation, wenigstens organische Reste, die ein gleiches Zeitalter beurkunden. Andere Erdstriche, welche damals nicht Meeresgrund waren, entbehren jener Gesteinsformation. Folglich hat auch kein Land der Erde alle uns bekannten Formationen, sondern jedes nur einige derselben; z. B. das Land a hat die Formation 1. 2. 5., das Land b die Formationen 1. 3. 4. 6.; jederzeit jedoch liegt, wie begreiflich, eine jüngere über einer älteren.

Da nun kein Land alle Formationen aufzuweisen hat, so ist es oft schwierig, sie zu unterscheiden und von diesem und jenem Sand-, Schiefer-, Kalkgestein genau anzugeben, zu welcher Formation es gehöre. Hier kommen nun die organischen Reste, die in den Schichten versteinert oder in Abdrücken sich finden, dem Untersucher zu Hilfe. Diese **Petrefakte**, seit einem halben Jahrhundert zum Gegenstand vielseitigster Forschung geworden, weisen nicht bloß im allgemeinen auf die Vergangenheit zurück, sondern auf einzelne Zeiträume der Vergangenheit; sie lüften sogar etwas den dunkeln Vorhang vor gewissen Geheimnissen der Erdgeschichte. Es sind freilich meist nur Muscheln und Schneckengehäuse, Knochen, Skelette, Zähne u. s. w. Der anatomisch geübte Zoolog weiß aber aus solchen Resten auf die Gestaltung und Lebensweise der Geschöpfe zu schließen, denen sie angehörten. Da ist denn die Entdeckung gemacht worden, daß es Thierarten und außerordentlich viele gegeben, die gegenwärtig nicht mehr unter den Lebenden zu finden sind, ja was noch überraschender, daß die **Fauna** und **Flora** mancher Formation mit denen der andern Formationen fast gar nicht übereinstimmen;*)

---

*) Eine Erscheinung, die sich freilich durch das schöne Darwinsche Gesetz vom Artenwechsel auf sehr einfache Weise erklärt.

und bei den Schlüssen, die man aus dem Vorkommen der Petrefakte zog, stand man um so sicherer, als die große Menge derselben — Tausende von Thier- und Pflanzenarten der Vorzeit — zu allen Vergleichungen ausreichte. Wenn nun auch die Altersverschiedenheit der Schichten niemals aus ihren Versteinerungen allein erkannt werden kann, sondern vielmehr nur durch sie in Verbindung mit der Betrachtung der Lagerungsverhältnisse: so ist doch klar, daß gleiche oder verwandte Petrefakten bei ungleich scheinenden Gesteinen deren Altersgleichheit, verschiedene Petrefakten bei gleich scheinenden Gesteinen in verschiedener Lagerung deren Altersverschiedenheit andeuten.

Fast eben so wichtig ist es, daß unter den Petrefakten Deutschlands und weit nördlich an der Ostsee tropische Produkte gefunden worden, Palmen, Zimmetbäume, Krokodile, Rhinocerosse, Elephanten, Hyänen u. s. w. Was hat das zu bedeuten? Weist es nicht auf Zeiten zurück, wo unter unsern Breitengraden ein wärmeres Klima herrschte? Es muß in früheren Entwicklungs-Perioden unseres Planeten die Oberfläche desselben eine hohe, bis zu den Polen verbreitete Eigenwärme gehabt haben, die sie jetzt nicht mehr hat, eine Wärme, gegen welche die Unterschiede ungleicher Sonnenbestrahlung verschwindend klein erscheinen mußten. Erst mit immer weiterer Abnahme der Eigenwärme der Erde machten jene Unterschiede mehr und mehr sich geltend und traten nach und nach Klimazonen, modificirt durch Oberflächenzustände, immer deutlicher hervor. Diese Annahme wird nicht nur durch den Umstand unterstützt, daß die Petrefakten älterer Schichten auf klimatische Unterschiede nicht schließen lassen und erst mit Ende der Kreidezeit sich ein Uebergang zu den heutigen Klimaverhältnissen zeigt; ferner durch den Umstand, daß in nördlichen Meeren Gebilde von solchen Korallenpolypen sich finden, die jetzt nur noch in tropischen Meeren vorkommen (z. B. die Insel Seeland): sondern auch durch die bekannte Thatsache, daß die Sonnenstrahlen nur wenig in den Boden hineinwirken, daß aber tiefer abwärts die schon oben, § 34, erwähnte besondere Wärme der Erde beginnt, die u. a. durch die warmen Quellen bewiesen wird und in einer Tiefe von mehreren Meilen zur Schmelzglut sich steigert. Sollte nun ehemals, vor Millionen Jahren, diese Hitze nicht schon in minderer Tiefe geherrscht haben? und wäre dies der Fall, müßte alsdann nicht eine dauernd milde Temperatur, auch am 53. Breitengrad, der Palme zu wachsen und dem Elephant unter ihr zu weiden erlaubt haben?

Mit dieser Annahme kommt man der Theorie vom geschmolzenen Urzustande des ganzen Erdballs sehr nahe. Optische Untersuchungen über die Sonne lassen nämlich als sicher annehmen, daß dieselbe als größter Körper derjenigen Welteninsel, die wir unser Planetensystem heißen, jetzt noch in einem Zustande sich befinde, in welchem vor Zeiten, die wohl niemand mit Zahlen zu bezeichnen wagt, auch unsere Erde sich befand. Nach der Individualisirung dieser als besonderer Weltkörper in gasförmigem Zustande traten durch allmähliche Abnahme der Wärme für einzelne Elemente desselben nach und nach neue Zustände, Verbindungen und Gestaltungen ein. Die Wärmeabnahme bedingte zunächst die Aenderung des Aggregatzustandes eines Theiles der Stoffe; durch Wärmeausstrahlung in den kälteren Weltenraum ging nämlich ein Theil der gasförmigen Stoffe in den feuerflüssigen Zustand über, ein flüssiger Kern war von einer Gashülle umgeben, und da die Kräfte

der Gravitation und Abkühlung constant fortwirkten, mußte der flüssige Kern auf Kosten der Gashülle immer größer werden, es traten nicht nur neue Substanzen aus der Gashülle zum flüssigen Kern über, sondern der letztere mußte auch eine Temperatur erreichen, in welcher er begann, von der Oberfläche aus zu erstarren. Wie auf Wasser eine Eisdecke sich bildet, so entstand, nur bei weit höherer Temperatur, auf der flüssigen Erde eine feste Gesteinskruste, umgeben von einer Gashülle. Bei völliger Ruhe würde sie sehr einförmig und gleichmäßig ausgefallen sein; aber sowohl im Innern thätige Kräfte als äußere Ursachen verhinderten eine solche Einförmigkeit, unter letzteren namentlich die veränderlichen Anziehungsrichtungen von Mond und Sonne, die noch jetzt Ebbe und Flut erzeugen. In solchen Störungen des Gleichgewichts sind die ersten Ursachen von Berstungen der festen Erstarrungskruste und von Eindrängungen der flüssigen Innenmasse in Zerspaltungen dieser Kruste zu suchen, also die ersten Ursachen eruptiver Gesteinsbildungen. Durch noch größere Abkühlung wurde allmählich auf der Oberfläche der festen Kruste Wasserbildung aus der immer dünner und stoffärmer werdenden Atmosphäre möglich, zwischen die feste Kruste und die Gashülle trat demnach eine durch die Unebenheit der Kruste vielfach unterbrochene, die Vertiefungen ausfüllende Wasserschicht. Damit beginnen nun auch die Wasserwirkungen auf das Urgestein, die sich nicht nur als zerstörende (ab- und fortschwemmend und auflösend, also mechanisch und chemisch), sondern hauptsächlich auch als umwandelnde äußern, indem sie in der unorganischen Welt einen ähnlichen Stoffwechsel unterhalten, wie er in der organischen zu finden ist.*) Es lagerten sich nunmehr die ersten Sedimente (Schichten-Gesteine) auf dem Grunde der Meere ab, und es entstanden bald einfache organische Gebilde. Indem die Abkühlung weiter noch von der Oberfläche hinabrückte und die dicker werdende Erdkruste sich zusammenzog, sank an manchen Stellen das Land, während anderwärts die geschmolzene Masse von innen sich aufblähete, um die Rinde zu durchbrechen, aus langen Spalten hervorzudringen, die geschichteten Massen an ihren Rändern hoch emporzuheben und später zu krystallinischem Gestein zu erstarren. Mit der Abnahme der Eigenwärme werden Wärmeunterschiede der Sonnenbestrahlung mehr und mehr bemerkbar, es bilden sich Klimazonen und endlich auch Eisregionen, und die Reihe der bisher wirksamen Kräfte wird durch eine neue vermehrt, die sich in den Eiswirkungen äußert. So erfuhren Länder und Meere von Zeit zu Zeit verschiedene Wechsel, und so blickten neue ungeschichtete aber krystallinische Gesteine, wie jüngerer Granit, Serpentin, Porphyr ꝛc. doch in stets geringerer Ausdehnung aus den gehobenen oder zerrissenen Schichten hervor; und als die Verdickung der Erdrinde noch mehr zugenommen, vermochte das geschmolzene Innere nur durch enge Spalten Trachyt, Basalt und zuletzt Lava hinaufzupressen, während auch die früher furchtbaren Erschütterungen sich in unsre mäßigeren Erdbeben verwandelten.

---

*) So verwandelt z. B. Wasser Kalkgebirg in kieselhaltiges, freilich höchst langsam, in Tausenden von Jahren, indem es die feinsten Spältchen der Schichten durchsickernd Kalk wegführt, um Kiesel abzusetzen.

c. Uebersicht der Schichten der Erdrinde.

(S. das geologische Doppelkärtchen.)

In der Geologie theilt man*) nach der Entstehungsart alle Gesteine in zwei Hauptgruppen:

1) Erstarrungsgesteine, meist eruptive, d. h. solche Gesteine, die eine schon bestehende Erdkruste durchbrochen haben;
2) Sedimentärgesteine, meist durch Wasser abgelagert. — Das zuerst Entstandene ist jedoch oft sehr stark, zuweilen bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt, und hieraus ergibt sich eine 3. Gruppe, die der
3) Metamorphischen Gesteine.

Damit ist zugleich auch eine chronologische Reihenfolge bezeichnet; nach der herrschenden Ansicht von der Erdbildung konnten zuerst nur Erstarrungsgesteine, mit welchen überhaupt die Gesteinsbildung beginnt, entstehen, aus ihren Zerstörungsprodukten sedimentäre, und aus diesen, seltener aus erstarrten, metarmorphische. Aber jede Entstehungsart, einmal begonnen, hat bis jetzt fortgedauert, weshalb in jeder der 3 Gruppen ältere und jüngere Gesteine zu unterscheiden sind. Unserer Beobachtung allerdings zeigen sich die metamorphischen Gesteine in der Regel als die ältesten, älter als die sedimentären, weil sie vorzugsweise durch Umwandlung der untersten sedimentären entstanden sind, und nothwendig auch älter als die eruptiven, von denen sie durchbrochen und durchsetzt wurden; unter ihnen, älter als sie, würden nur die Resultate der ersten Erstarrung zu erwarten sein, die indes noch nicht sicher als solche unterschieden sind.

Die Erstarrungsgesteine werden geologisch unterschieden in plutonische und vulkanische, je nachdem sie in der Tiefe oder an der Oberfläche zur Erstarrung gelangten, und chemisch in basische und acide, je nachdem sie kieselsäurearm oder kieselsäurereich erscheinen, so daß für sämmtliches Erstarrungsgestein, sowohl für das einer ersten Kruste, als für das spätere eruptive, sich folgende Eintheilung ergibt:

Plutonite	1) Basite, z. B.	Syenit, Glimmertrapp, Diorit, Porphyrit, Mandelstein.
	2) Acidite, z. B.	Granit, Granit- und Quarzporphyr, Pechstein, Petrosilex.
Vulkanite	1) Basite, z. B.	Basalt, Leucitfels, Basalt- und Leucitporphyr, Dolerit, schlackige Laven.
	2) Acidite, z. B.	Trachyt, Rhyolit, Obsidian, Bimsstein.

Die sedimentären Gesteine sind alle an der Oberfläche des Festen entstanden und konnten von anderen Gesteinen erst nach ihrer Entstehung bedeckt werden; für sie, als wesentliche Bestandtheile der Erdrinde, fällt deshalb ein dem vulkanisch und plutonisch entsprechender Bildungsunterschied weg. Dagegen kann man sie nach den Haupttheilen ihrer Zusammensetzung unterscheiden in:

---

*) B. v. Cotta, die Geologie der Gegenwart.

Thonreiche, z. B. Schieferthon und Thonschiefer;

Kieselreiche, z. B. Quarzsandstein und Kieselschiefer;

Kalkreiche, z. B. Kalkstein und Dolomit;

Eisenreiche, z. B. Eisensteine;

Kohlenreiche, z. B. Kohlen;

Salze, z. B. Salz.

Die metamorphischen Gesteine werden unterschieden in:

Krystallinische Schiefer, z. B. Thonglimmerschiefer, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, Gneis (dieser jedoch zum Theil auch Eruptivgestein);

Untergeordnete Einlagerungen, z. B. körnige Kalksteine und Dolomite.

Wir geben in Nachfolgendem eine Darstellung der wichtigsten Ablagerungsreihen, nach der zeitlichen Aufeinanderfolge geordnet:

1) Als älteste Bildungen und Unterlage der anderen Schichten gelten die Produkte der ersten Erstarrungsperiode und die krystallinischen (metamorphischen) Schiefer, also Granit, Syenit, Gneis, Glimmerschiefer ꝛc., die in vielen Gebirgen auftreten. Gewöhnlich besteht der Granit aus einem Gemenge von Feldspath, Quarz und Glimmer; ist der Glimmer durch Hornblende ersetzt, so heißt er Syenit; lagern seine Bestandtheile sich bänder- oder schieferartig, so heißt er Gneis, oder, wenn er völlig schieferartig erscheint, Glimmerschiefer. Wo Granit und Gneis Spalten gehobener oder zerrissener Schichten ausfüllen, hält man sie für Eruptivgestein, das aus dem Innern der Erde entweder glühend flüssig oder schon als feste Masse emporgestiegen. In Gneisgebieten Canadas, Schottlands, Baierns und Böhmens hat man jüngst, als älteste bis jetzt aufgefundene Spur organischen Lebens, das Eozoon entdeckt,*) dessen thierische Natur jedoch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen ist.

2) Mehr Petrefakte und schon besser erhaltene als im Gneis finden sich in den Schichten der Grauwackenformation, die der Engländer mit den Lokalnamen kambrisch, silurisch, devonisch belegt. An Pflanzen hat sie nur wenige und zwar blütenlose, doch viele Seethiere, besonders Korallen, Trilobiten (eine Art Krebse), Fische von niedrigster Organisation ꝛc. In der obern Grauwacke (old red sandstone) Schottlands hat man auch Reste eines Reptils gefunden, halb Salamander, halb Eidechse. Das rheinische Schiefergebirg, zu dieser Formation gehörig, besteht besonders aus Thonschiefer, Grauwackensandstein mit Einlagerungen von Kalkstein, Kieselschiefer, Eisenstein ꝛc.

3) Steinkohlenformation. Versunkene Torflager und Wälder werden im Laufe der Zeiten, indem allmählich das Bitumen entweicht, zu Braunkohle, endlich in noch längeren Zeiträumen zu Schwarz- oder Steinkohle, die sich hie und da in verschiedenen Formationen vorfindet. Nirgend aber ist diese Kohle in solcher Ausdehnung und von solcher Mächtigkeit vorhanden, als in der dritten, vorzugsweise nach ihr benannten Hauptformation, die stets wo sie erscheint, auf der Grauwacke oder auf

---

*) Freilich die Graphitlager in krystallinischem Schiefer müssen als noch ältere Zeugen organischen Lebens gelten; hier sind alle Lebensformen durch den Metamorphismus zerstört und nur der Kohlenstoff, unleugbar organischen Ursprungs, hat sich erhalten.

Gneis, Granit und Glimmerschiefer ruht. Merkwürdig ist es, daß diese Formation in ihren tiefsten, aus schwärzlichem Kalkstein und Schiefer (Kohlenkalk und Kulmformation) bestehenden Schichten viele Seemuscheln und Korallen enthält, während die eigentlichen Kohlenflötze in den obern Theilen der Formation lagern, wo sie mit Schichten aus grauem Sandstein und Schieferthon mehrfach übereinander abwechseln. Es scheint also, daß diese Gegenden damals erst vom Meer überflutet, dann Sumpfland mit warmem Klima und üppigster Vegetation gewesen sind. Hievon zeugen die Baumreste und die Pflanzenabdrücke in den Schiefern: Sigillarien, Araukarien, Farn, Lepidodendren, meist abweichend von allen Pflanzenformen der Jetztwelt, doch in allen Steinkohlenlagern zu finden — ein Beweis, sagt G. Bischof, für eine damals gleiche Temperatur auf der Erde. — Unlängst hat man auch ein Reptil, nämlich den Kopf eines Sauriers, in dieser Formation gefunden. — Was die Mächtigkeit der Flötze betrifft, so ist sie verschieden; manche Flötze sind nur einige dm., andre bis 8 m. dick, ja eins bei Dambrova in russisch Polen 15 m., doch kaum 1 Stunde lang und nicht überall rein; ganz reine Kohle hat höchstens eine Dicke von 3 m.; bei 6 dm. Mächtigkeit werden die Flötze schon bauwürdig. Es liegen aber, wie schon erwähnt, gewöhnlich mehrere Flötze durch Stein- und Schieferschichten getrennt über einander, bei Newcastle ihrer 40, von denen freilich nur 2 von 2 m. Mächtigkeit. Wie ausgedehnt aber die Kohlengebiete in Großbritannien sind, läßt sich daraus abnehmen, daß Barrub sie auf 1,570000 Hektaren berechnet mit einer jährlichen Gesammtproduktion von 1720 Mill. Centner; einige englische Kohlengebiete haben einen Flächenraum von fast 100 geographischen Qm., die nordamerikanischen sind noch weit ausgedehnter. — Betrachtet man auf einer geologischen Karte die Lage des großen rheinischen Grauwackengebiets, das von der Südseite der Sambre bis zur Diemelquelle, und von Bingen bis Elberfeld sich erstreckt, so ist es interessant zu sehen, wie im Süden an der Nahe und Saar, im NW. an Sambre und Maas, im NO. an der Ruhr sich drei lange mächtige Kohlenländer ihm auf- und angelegt haben. (Unser Kärtchen zeigt nur 2 derselben.)

4) Dyas. Man versteht darunter 2 Bildungen, das Rothliegende und den Zechstein. Jenes ist oft die Decke der Steinkohlenformation, hat auch fossile Landpflanzen, und besteht meist aus grobem, durch ein braunrothes Cement verbundenem Conglomerat nebst feinem Sand- und Thonstein. Der Zechstein dagegen, worin zweischalige Muscheln und zahlreiche Individuen einiger Fischarten, ist offenbar eine marine Ablagerung und enthält bituminösen, stinkenden Kalkstein, Gips, Dolomit und Steinsalz, besonders auch Kupfer und Mergelschiefer. Da Rothliegendes*) und Zechstein in großer Ausdehnung besonders in der russischen Provinz Permien vorkommen, allerdings in ganz anderer Zusammensetzung und Gliederung als anderwärts (z. B. bei uns in Thüringen und Sachsen), so hat man für beide auch den gemeinschaftlichen Namen Permformation vorgeschlagen. — Unter den alten Erdschichten wurde zuerst im Zechstein ein Saurier gefunden, weshalb dies Fossil den Namen Protorosaurus erhielt.

---

*) Auch Todtliegendes genannt, weil seine Schichten dem Bergmann keine Ausbeute liefern.

Uebrigens ist noch zu beachten, daß im Rothliegenden und im Kohlengestein öfters Porphyr-Durchbrüche, z. B. an der Nahe bei Oberstein, stattgefunden haben.

5) Trias-Gebilde, d. h. die drei im westlichen Deutschland und in Ostfrankreich nicht unbedeutenden Ablagerungen, die neben einander ausgestreckt, wahrscheinlich auch der Zeitfolge nach unter einander hinliegen, als ältestes Lager der Buntsandstein, als mittleres der Muschelkalk, als oberstes der Keuper. In England gelten als gleichzeitig mit den dreien die Bildungen des new red sandstone und new red marls. — Im Buntsandstein, so benannt nach der gelblichen und röthlichen Färbung seiner Sandsteinmassen neben gleichfalls gefärbtem Schieferthon (worin häufig Gips und Steinsalz) finden sich wenig organische Reste, darunter einige Arten von Landpflanzen, namentlich baumgroße Farn und Schachtelhalme; auch Fährtenabdrücke von Sauriern, und in Nordamerika Fußspuren einer gewaltigen Vogelart. Der Muschelkalk, der außer Kalkgestein viel Gips und Steinsalz einschließt, hat Reichthum an Petrefakten, namentlich an Muscheln. Der Keuper (Sandstein, Mergel, Lettenkohle) ist nur in einzelnen Schichten reich an Organismen; er ist keine echt marine, wenigstens keine pelagische Ablagerung und wenn auch vom Meere gebildet, so doch in der Nähe der Küsten, auf flachem Boden. Seine Schichten sind deshalb vorherrschend mechanischer Natur, enthalten nur vereinzelte Meermuscheln, dagegen stellenweise ziemlich viel eingeschwemmte Landpflanzenreste und Knochen von Landsauriern, sowie die ersten Spuren von Landsäugethieren. In der Triasgruppe treten auch die ersten Ammoniten auf.

Es ist belehrend, auf einer geologischen Karte die Triasgebilde des westlichen Deutschlands und östlichen Frankreichs zu überblicken. Links vom Oberrheinland zieht der Buntsandstein von Luxeuil in Franche Comté über Epinal in Lothringen nordwärts bis über Kaiserslautern hin, begrenzt das Steinkohlengebiet der Saar und begleitet dann in schmalen Streifen die Saar bis Trier. Auf der Westseite folgt ihm in allen Windungen der Muschelkalk, welcher seinerseits wieder im Westen, auf der ganzen langen Strecke mehr und minder breit, von Keuper eingefaßt ist. Rechts vom Oberrheinland wiederholt sich dies, nur in umgekehrter Richtung. Vom Ursprung der Donau gen Norden bis Pforzheim, dann von Heidelberg über Fulda nach Eisenach lagert Buntsandstein; diesem östlich zur Seite Muschelkalk von Waldshut über Heilbronn und Würzburg bis Meiningen, dem wiederum an der Ostseite, von Rottweil über Stuttgart nach Ansbach, Bamberg und Koburg, der Keuper sich anlegt. Es hat sich also dem Buntsandstein hier auf seiner östlichen, dort auf seiner westlichen Erstreckung der Muschelkalk als später entstandene Schicht, und diesem ebenso der noch spätere Keuper aufgelagert. Das Gleiche ist auch in der Lücke des Buntsandsteins zwischen Pforzheim und Heidelberg geschehen, und ebenso in andern Gegenden. Zwischen beiden Regionen, der östlichen und westlichen, erhebt sich das krystallinische Gestein des Schwarzwaldes, der südlichen Vogesen, des westlichen Theils vom Odenwalde, und mitten inne die neueren Gebilde des tieferliegenden langen Oberrheinthals.

6) Jura-Gruppe. Im Alpenkapitel ist auch der Jura beschrieben. Die Schichten und Gesteine, aus denen er besteht, erstrecken sich indes weit darüber hinaus durch Frankreich, Deutschland und England; selbst in weit entfernteren Gegenden trifft

man sie an und, wenn auch mit einigen Verschiedenheiten, doch stets, wie die Petrefakte bezeugen, als gleichzeitig im Meeresgrund entstandenes Gebild. Die jurassische Formation umklammert in Deutschland den Keuper auf seiner Ostseite, und in Frankreich auf seiner Westseite, indem sie dem Rande desselben sich auflagert, und zwar wie mit zwei Armen, die das eigentliche Juragebirg ausstreckt, während noch ein breiter Streifen von Lothringen aus quer durch Frankreich bis zur Mündung der Charente und von dort südöstlich bis Montpellier hinzieht. Im deutschen Jura liegen unter andern die Orte: Baireuth, Amberg, Regensburg, Donauwörth, Reutlingen und Schaffhausen; im Jura Frankreichs: Nanzig, Verdun, Dijon und Auxerre, Bourges, Poitiers, Cahors rc. — So tritt hier die Juraformation an die Oberfläche, liegt aber noch viel weiter ausgebreitet unter den benachbarten ihr aufgelagerten jüngeren Schichten hin, hauptsächlich unter der schwäbisch-bairischen Hochebene bis zu den Triasgebilden der Alpen, ferner unter dem niederen Theil der Schweiz hindurch bis an die krystallinischen Alpen und unter den jüngeren Formationen zwischen den savoyisch-piemontesischen Alpen einerseits und den Flüssen Saone und Rhone andrerseits bis ans Mittelmeer; ferner unter der Champagne, Picardie, Isle de France, Orleanais und dem östlichen Theil der Normandie bis an den Canal, und selbst noch unter diesem Meeresarme und dem südöstlichen Theile Englands hin. Denn auf normandischem Boden ragt das Juragebirg wieder hervor, von der Nähe der Stadt Angers bis Caen, und gegenüber auf englischem Boden von der Küste bei Weymouth über Bath, Oxford, Northampton, Lincoln bis Whitby. Es ist der natürlichen Folge des Werdens völlig angemessen, daß die unterste oder älteste Schicht der Juragebilde, der Lias, seitwärts über den hinab gehenden Rand des Keupers aufragt und diesen in Franken und Schwaben, in Lothringen und in England umsäumt. — Das jurassische Meer muß sehr ausgedehnt und seine Küsten durch Baien und Golfe sehr ausgezackt gewesen sein. Wie die Petrefakte uns erzählen, war es reich an Fischen, Conchylien, Muscheln und Korallenbänken; man findet besonders viele Belemniten, Nautilen und Ammoniten, manche von außerordentlicher Größe; an Hummern, Seeschildkröten und an Krokodilen der einströmenden Flüsse fehlte es nicht. Den Sauriern aber scheint das damalige Zeitalter besonders günstig gewesen zu sein, denn man findet sie in Menge und von den abenteuerlichsten Gestalten; eine langhalsige Art haben unsre Naturforscher Plesiosaurus betitelt, und den gewaltigsten Ichthyosaurus. In die Lüfte vermochte sich eine fliegende Eidechse, der Pterodaktylus, zu erheben, und auf den Uferlanden wuchsen Cykadeen, Pisange, Palmen und Baumfarn. Von Landsäugethieren ward zuerst im Wealden, d. h. in der jüngsten oder obersten in England vorhandenen Schicht,*) das Iguanodon entdeckt; später fand man noch andere. Hauptsächlich besteht der Jura aus Kalk, doch von verschiedener Farbe und Struktur. Die älteste Schicht, schwarzer Jura, in England Lias genannt, enthält dichte bituminöse dunkle Kalksteine und Schiefer, der mittlere oder braune Jura, Dogger und wegen seiner rogenartigen Structur auch oolithisches Gestein genannt, weist gleichfalls Thon und Sandstein auf, auch Bohnerz, an der

*) Die indes auch zur folgenden, nämlich zur Kreideformation gerechnet werden kann.

schwäbischen oder rauhen Alp gute Eisenlager. Der obere oder weiße Jura ist meist hellfarbiger Kalkstein, in den mittleren Theilen ebenfalls stark oolithisch, und findet sich am feinsten mit schieferiger Structur bei Belley im Departement des Ain (6 M. nordw. von Chambery) und bei Solnhofen an der Altmühl, wo der anderwärts sehr seltene lithographische Stein gebrochen wird; nach Karl Vogts Meinung müssen sich diese Platten an beiden Orten in einer ruhigen Bucht aus feinem Kalkschlamm abgesetzt haben.

7) Kreideformation. Unstreitig hat das Zeitalter, worin jene jurassischen Schichten unter den Fluten entstanden, länger als 100000 Jahre gedauert. Die damaligen Pflanzen und Thiere erloschen aber allmählich oder wandelten sich in andere um, so daß im folgenden Zeitraume nur einige neben neuen organischen Bildungen sich erhielten. Es erwuchsen Wälder von Laub- und Nadelhölzern, deren Arten, wenn auch den heutigen nicht gleich, doch einen Uebergang dahin andeuten. Statt mehrerer verschwundener Fischgestalten gab es nunmehr Kreisschupper und Kammschupper; Belemniten wurden immer seltener, und die Ammoniten, bekanntlich heutzutage nicht mehr unter den lebenden Wesen, naheten dem Untergang, indem ihre Arten anfingen zu verkrüppeln. Man darf sich darüber nicht wundern; ähnliches, daß eine Thierspecies selten wird oder ganz ausstirbt, erfährt auch die Jetztwelt. So waren auch am Ende der Juraperiode der Ichthyosaurus und Plesiosaurus verschwunden, deren Stelle nun der Mosasaurus einnahm. Was die europäischen Gegenden betrifft, wo diese Formation in Meeren, Golfen und Buchten sich bildete, so finden wir sie an der Außenseite der Karpathen und durch die Türkei bis zum macedonischen Golf, südlich und nordöstlich des Schwarzen Meers auf beiden Seiten des Kaukasus; ferner in Istrien, mitten in Italien, in Frankreich, quer durch England, auf dänischen Inseln und im flachen Norden Deutschlands, wo das Meer bis an unsre Berge flutete und noch mit einer langen Bucht zwischen Erz- und Riesengebirg in Böhmen hineinreichte. — Man unterscheidet Unter- und Oberkreide und hebt unter ihren Gliedern besonders hervor: den Quadersandstein und den Pläner Kalk (vorzüglich im sächsischen Golf), den Rudisten- und Spatangenkalk (nach Muschelarten so benannt) in der Schweiz — und (vorzüglich in Nordfrankreich, Südostengland, Insel Rügen und Moen) die weiße Kreide, die der ganzen Formation den Namen verliehen und aus dem feinen Pulver mikroskopischer Rhizopodenschalen besteht.

8) Tertiäre Bildungen.*) Man begreift darunter die Schichten, mit deren Emporhebung aus Meeresgrund und aus Süßwasser unser Europa seine gegenwärtige Gestalt annähernd erhalten hat. Ihre Petrefakte sind Zeugen einer Schöpfung, worin endlich die Säugethiere und Vögel, von denen früher nur wenige Spuren vorhanden, zu reicherer Vertretung gelangten, Pflanzenfresser und reißendes Wild, allerdings noch keine jetzt lebenden Arten; dagegen von Meeresbewohnern (Muscheln, Schnecken rc.)

*) Man pflegte früher die Bildungen von den ersten Ablagerungen an (meist metamorph.) bis zu denen der Dyasperiode (incl.) als primäre, und diejenigen der Trias-, Jura- und Kreideperiode als sekundäre zu bezeichnen.

findet man bereits viele jetzt noch vorhandene Arten. Mit Rücksicht darauf hat Lyell das Tertiärgebirge in verschiedene Abtheilungen gebracht, die sich durch die zunehmende Menge noch gegenwärtig lebender Conchylien unterscheiden; er nennt nämlich die untersten tertiären Schichten, worin die ersten noch lebenden Species auftreten, also die Ablagerungen aus der Morgenröthe der Jetztzeit, die eocänen, die mittleren, mit mehr noch lebenden Formen, die miocänen, und die jüngsten, wo nur wenig fremde Formen zwischen den noch lebenden sich finden, die pliocänen. Die Petrefakte der Tertiärperiode sind somit ein deutlicher Beweis von fortwährender Entwickelung des Neuen aus dem Aelteren, aber auch ein Zeugnis für die lange Dauer der Tertiärzeit, wenn man nämlich dabei bedenkt, daß hier marine Schichten, brakische Ablagerungen in Strommündungen (fluviomarine) und Bildungen auf dem Festlande aus süßem Wasser (in Seen, Strömen, Sümpfen, von Quellen) wiederholt über einander vorkommen, und zugleich aus Torf und Wald gewordene Braunkohlenlager sich finden. Zur Bezeichnung der Zeit helfen noch die gewaltigen Basaltergüsse des Vogelsbergs, der Eifel 2c., und ferner die letzte Erhebung der Pyrenäen und Alpen, die wie es scheint nicht auf unmerkliche Weise wieder in die Höhe wuchsen; es muß wenigstens an ihrem Rande furchtbare Zerklüftungen gegeben haben, wofür unter andern die schweizerische Nagelfluh spricht, die in so gewaltigen Haufen, wie Speer, Rigi u. s. w., aufgethürmt ist. Als älteste Bildung der Tertiärzeit bezeichnet man die Nummulitenformation (von nummus), aufgehäuftes Sand-, Kalk- und Kieselkalkgestein, das unter andern Fossilien eine zahllose Menge eigenthümlicher, platter, scheibenförmiger Gehäuse, einschließt, Rhizopodenarten von verschiedener Größe, theils wie kleine Linsen, theils wie Geldstücke. Das Meer, aus dem sie abgelagert, scheint eine außerordentliche Erstreckung von West nach Ost, von Spanien bis tief in Asien hinein, gehabt zu haben. Vielleicht ist das heutige Mittelmeer noch ein Rest davon; denn es findet sich Nummulitenformation, deren obere Schichten auch Flysch oder Fucoidengestein heißen, nördlich und südlich desselben. Schon früher haben wir erwähnt, daß ein Streifen Flyschgebirg an der Nordseite der Alpen hinziehe, hie und da mit beträchtlichen Höhen, z. B. der Niesen am Thuner See. Desgleichen besteht der Montserrat Cataloniens aus Flysch, der Apenninenzug Mittelitaliens und das Mokattamgebirg unweit Cairo, dessen an ganz kleinen Nummuliten (Linsen) reiches Gestein zum Pyramidenbau diente. — Das Tertiär steht übrigens, wenn wir von der Nummuliten- und Flyschformation absehen, nicht als hohe Gebirge da; es füllt vielmehr als Wellen-, Ebenen- und Hügelland die mehr und minder ausgedehnten Vertiefungen, Mulden oder Becken, die zwischen andern vorragenden Formationen unter Wasser gerathen waren, z. B. den weiten schweizerischen und baierischen Raum zwischen Jura und Alpen, die Mainzer Gegend von Oppenheim und Kreuznach bis Aschaffenburg und zwischen Vogelsberg und Taunus bis gegen Gießen, den steirisch-ungarischen Raum zwischen den Ostalpen und dem jurassischen Bakonywald, nebst dem Wiener Becken, das Garonnegebiet; das nordfranzösische oder Pariser Becken, das mit dem von England, Belgien und Norddeutschland zusammenhängt. Dieses Pariser Becken ist vorzüglich geeignet, eine klare Vorstellung davon zu geben, wie das Tertiär im tiefen Schoße des Kreidegesteins, und dieses in dem noch tieferen und aus-

gedehnteren der Juraformation sich abgelagert hat. Wie Juragebirge unter der Kreide und diese unterm Tertiär dort sich hinstrecken, so liegen wahrscheinlich auch die drei Formationen übereinander im Meeresboden des Canals. Bohrlöcher in dem mehr als 300 m. mächtigen Pariser Becken treffen auf verschiedene Kalke, auf Bildnerthon, zweimal auf Meeressand, auf ganze Conchylienbänke, an einigen Stellen auf Braunkohle. Ein gewisser aschgrauer Kalk, der in Paris auch zum Bauen gebraucht wird besteht ganz aus Miliolíten, d. h. Rhizopoden von der Größe der Hirsekörner. Unter den Knochen sind die von Schildkröten, Krokodilen und Säugethieren in Menge vorhanden. — Nicht minder mächtig ist das Tertiär der Schweiz, gewöhnlich, so verschieden seine im salzigen und süßen Wasser gewordenen Bestandtheile auch sein mögen, Molasse*) genannt; bei Bern ist es mehrere 100 m. tief, es füllt sogar westlich der Aar einige Thäler im Jura, z. B. das Delsperger Thal. — Der Braunkohlenlager gibt es in dieser Formation in verschiedenen Gegenden, z. B. auch in Norddeutschland, so viele und so ausgiebige, daß manche schon an eine eigene Braunkohlenperiode gedacht haben; ihr Ursprung sind theils Torfmoore, theils Wälder und zwar meist Nadelhölzer, zu denen der Baum gehörte, dessen Harz zu Bernstein geworden.

9) Quartäre Bildungen oder Diluvium. Man bezeichnet damit das alte Schwemmland, abgelagert in der letzten Zeit vor dem Auftreten des jetzigen Menschengeschlechts, eben so weit verbreitete, als für den Menschen wichtige Bildungen, da sie vor allem den fruchtbaren Boden der Tiefländer (auch der Prairien Nord- und Südamerikas), vieler Hochebenen, Thalböden und Thalränder bilden. Ihre Petrefakte zeigen von Meeresorganismen Foraminiferen, Conchylien meist lebender Arten, Cetaceen; von Landbewohnern ausgestorbene und lebende Säugethiere, namentlich den jetzt vorhandenen sehr nah verwandte Arten, wie z. B. das mit dichten Wollhaaren für ein kälteres Klima geschaffene Mammuth und eigenthümliche Nashörner, deren Leiber uns noch in dem gefrorenen Boden Sibiriens erhalten sind, in Nordamerika Mastodonten, ferner das fossile Schwein, den Urstier, viele Hirsche, zahlreiche Raubthiere (Höhlenlöwe, Höhlenbär rc.); auch die ersten Spuren von Menschen will man im Diluvium gefunden haben. — Zu diesen Bildungen gehört z. B. die weite Poebene zwischen Apenninen und Alpen, deren Conchylien fast allzumal den heutzutage im adriatischen Meere lebenden gleichen; ferner die ungarische Tiefebene, und die gänzliche oder theilweise Ueberlagerung vieler Gegenden, wie z. B. der schwäbisch-baierischen Hochebene und vor allen des norddeutschen Flachlandes, durch Kies, Sand, Mergel, Thon, Lehm u. s. w. In diesem ausgedehnten Gebiete schauen hie und da älteres Tertiär, Kreide, Keuper und Muschelkalk hervor, und da die dortigen Braunkohlen nicht horizontal liegen, sondern Sättel und Mulden bilden, so hat offenbar jene oft mächtige Ueberlagerung oder Aufschwemmung die Unebenheiten ausgefüllt und so das weite eintönige Flachland geschaffen. — Eigenthümlich sind dem Duliv mächtige, weithin ausgestreute Felsblöcke, die sogenannten erratischen oder Irrblöcke, die sich über

---

*) Molasse ist ein gewisses Sandgestein im Waadtlande. Häufig belegt man jetzt alles Tertiär mit diesem Namen.

den ganzen Norden der Erde, tief nach Sibirien, das europäische Rußland, Polen, Deutschland, Holland, Ostengland, über Nordamerika bis Newyork und bis zum Ohio, über Patagonien und um die Alpen verbreitet finden. Nicht mit Unrecht hält man sie für Moräneblöcke, auf abgebrochenem Gletschereise aus ihrer Gebirgsheimat fortgetragen, natürlich zu einer Zeit, wo in der gemäßigten Zone der Nordhemisphäre ein Klima statt hatte wie jetzt auf der Südhemisphäre, wo man am 45. Breitengrade in Patagonien Gletscher trifft, die nahe ans Meer herabreichen. Dies muß jedoch vor dem völligem Verlauf der Diluvialzeit geschehen sein, damit aus dem damals ganz vergletscherten Uri und Wallis die krystallinischen Blöcke ins Züricher Gebiet und zum Jura hinschwimmen konnten, während unsern nordischen Granit- und Grauwacke-Blöcken freies Fahrwasser zu Gebot stand von den skandinavischen Gletschern bis zum Harz und zum Erzgebirge. Infolge Sinkens großer Erdstriche, über welche dann das polare Meer tief ins Binnenland eindringen konnte (in Deutschland bis zum Fuß des Riesengebirgs und des mitteldeutschen Berglandes), und infolge Hebung anderer, welche die erwärmenden Strömungen der Tropenzone ausschlossen, mußte eine Erniedrigung der Temperatur bewirkt worden sein. So mochte es kommen, daß da, wo kurz zuvor noch immergrüne Wälder sich ausgebreitet und die Nilpferde auch zur Winterszeit offenbleibende Gewässer vorgefunden hatten, nun der Elephant des schützenden Wollkleides bedurfte und das Ren heimisch werden konnte, daß die Gebirge tief herab vergletscherten, die Gletscher ihre Geschiebe weit in die Vorländer der Alpen verbreiteten und Eisflotten, mit nordischen Geschieben und Blöcken beladen und bis an den Fuß der deutschen Mittelgebirge getrieben, dort stranden konnten.

Anmerk. Alluvium, aufgeschwemmtes Land, recente, oberflächliche oder postdiluvianische Bildungen nennt man die losen, unverkitteten Anschwemmungen, welche noch in fortschreitender Bildung sich befinden, oder wenigstens erst in der Jetztzeit, seit der Mensch auf der Erde ist, entstanden sind, und Reste von Pflanzen und Thieren der Gegenwart, Reste von Menschen und ihren Kunstprodukten enthalten.

§. 39. Klimatische Vertheilung der Pflanzen.

Die Betrachtung der Pflanzendecke des Erdballs steht in engster Verbindung mit der Klimalehre. Ohne die erwärmende und belebende Kraft des Sonnenlichts, ohne die wunderbaren Eigenschaften des Wassers und der Luft wäre die Oberfläche der Länder starr und nackt. Keine Flußadern durchzögen ihre Thäler, sie hätten nicht mit verwittertem Gestein und fruchtbarem Erdreich, nicht mit einer Pflanzendecke sich überziehen, kein Wohnplatz lebendiger Geschöpfe sein können. In der Welt bedingt überall eins das andre, und wie keine der Naturkräfte, deren Dasein durch ihre Wirkungen uns bekannt geworden, bloß für sich, sondern mit und durch ihre Geschwister vorhanden und thätig ist, so weisen auch sie allzumal wieder auf noch höhere Kräfte und Gesetze hin und zuletzt auf Einen alles

durchdringenden, weise schaffenden und regierenden Geist. Gott offenbart sich überall in der Natur.

Im Reiche der Pflanzen herrscht die größte Manchfaltigkeit. Die Verschiedenheit der Pflanzen und deren Vertheilung auf der Erde in einer zahllosen Reihe von Arten ist von mancherlei Ursachen abhängig; so z. B. von der (physikalischen und chemischen) Natur des Bodens, indem manche Pflanzen Natron, andere Phosphorsäure, andere Kieselsäure ꝛc., welche Stoffe natürlich im Boden vorhanden sein müssen, zu ihrer Entwicklung bedürfen; ferner von dem Feuchtigkeitsgehalte der Atmosphäre und des Bodens, indem manche in Sümpfen, andere an Felsen, andere sogar im Wasser wachsen, manche der belebenden Feuchtigkeit auf Wochen und Monate, andere kaum auf Stunden entbehren können; ferner von dem Sonnenlichte, indem manche Pflanzen nur im vollen Licht, andere nur im Schatten ꝛc. gedeihen; ganz besonders aber sind die Pflanzen Kinder der Klimate, indem manche für ein mehr und minder kurzes Sommerleben, andre zum Widerstand gegen Kälte geschaffen sind, um entweder den Winter ohne Verlust ihres Grüns oder in Erstarrung bis zum neuen Frühling überdauern zu können, und wiederum andere einer gleichmäßigen und hohen Jahrestemperatur zu ihrem Leben bedürfen. Mit der vom Polarkreis bis zum Aequator wachsenden Wärme nimmt nicht nur die Zahl der Arten zu, sondern steigern sich auch Entwicklung und Pracht der Gewächse: die Polarländer weisen die einfachsten Formen- und Farbenbildungen auf, dagegen finden sich in der heißen Zone die farbenprächtigsten und strahlendsten Blüten, die wunderbarsten, üppigsten und manchfaltigsten Stamm-, Blatt- und Fruchtbildungen, die concentrirtesten, den Menschen nützlichen oder schädlichen Ablagerungen in Wurzeln, Rinden, Blüten und Früchten (Arzneien, Gewürze, Gifte, Färbe-, Oel- und Harzstoffe ꝛc.).

Ein Ueberblick dieser Steigerung wird hier am Orte sein, versteht sich ohne in die botanischen Systeme und großen Namensverzeichnisse überzugreifen. Man hat zu diesem Zweck die Erde von jedem Pol bis zum Aequator in 8 Pflanzenzonen abgetheilt. Diesen entsprechen, in umgekehrter Ordnung, eben so viele Vegetationsgürtel vom Fuße der Gebirge bis zu den Gipfeln derselben. Selbstverständlich sind diese sämmtlichen Vegetationsgürtel nur an solchen Gebirgen der heißen Zone zu finden, die bis zur Schneelinie emporreichen; in höheren Breiten entspricht eben der Vegetationsgürtel am Fuße der Berge der bezüglichen Pflanzenzone. Indem wir diese Zonen besprechen, werden wir bei jeder derselben nur solcher Gewächse gedenken, welche eine Vorstellung von der

klimatischen Verschiedenheit der Vegetation und von dem eigenthümlichen Charakter der einzelnen Zonen zu geben geeignet sind.

1) Die 2 Polarzonen innerhalb der 72. Breitengrade (Gürtel der Alpenkräuter, am Aequator an Höhen über 4200 m.), welchen Bäume und Culturpflanzen vollständig fehlen, bringen nur wenige, und zwar nur perennirende Phanerogamen zur Entwicklung, die jedoch oft zu Blüten in den reinsten Farben gelangen; dagegen findet man in großer Menge und in vielen Arten kryptogamische Gewächse (Moose, Algen, Flechten), die weite Strecken des nördlichen Polarbodens*) bedecken. 2) Die 2 arktischen Zonen vom 72.—66.° d. Br. (Gürtel der Alpengewächse, am Aequator in 3700—4200 m. Höhe) und mit einer Mitteltemperatur von 1,5°, zeigen bereits niedriges, zwerghaftes Birkengestrüpp, bald auch Espen, Ebereschen und strauchartige Weiden; mit größerer Entfernung von den Küsten des Eismeeres schaut auch bereits das Dunkelgrün von Fichten und Kiefern über den Winterschnee heraus. Wiesen, wo nicht an ihrer Statt an feuchten Stellen Moore (Tundren Nord-Rußlands und Sibiriens) oder auf Felsboden Anhäufungen von Flechten (isländisches und Renthiermoos) mit ihrer bleichen Decke den Boden oft stundenweit bedecken, sind in diesen Breiten noch sehr kümmerlich. Reich sind jedoch diese Zonen bereits an eßbaren Beeren, die entweder während des kurzen Sommers reifen oder durch die Kälte ihre hohe Schmackhaftigkeit gewinnen. 3) In den 2 subarktischen oder kalten Zonen vom 66.—58. Grade (Gürtel der Nadelhölzer, am Aequator zwischen 3100 und 3700 m. Höhe), mit einer Mitteltemperatur von mindestens 3°, sucht der Mensch seine Nahrungsmittel, die ihm die Natur durch allerlei Kräuter und Beeren liefert, bereits durch den Anbau von Wurzeln, Gerste und Hafer zu vervielfältigen. Nadelhölzer, in der vorigen Zone meist noch zwergartig, indem die Aeste den erwärmten Boden suchend auf der Erde fortkriechen und häufig von Moos ganz überwachsen sind, gedeihen hier strichweise zu hoher Mächtigkeit) Norwegen); der Verlauf der Isothermen ist ein äußerst unregelmäßiger und ebenso der der Grenzen dieser Zonen.

4) Dasselbe ist, wenn auch nicht in so hohem Grade, der Fall in den beiden kälteren gemäßigten Zonen vom 58—45.° d. Br. (Gürtel der blattwechselnden Laubhölzer, am Aequator 2450—3100 m.) mit einer Mitteltemperatur von mindestens 5°. Mit dem 58. Breitengrade — in Skandinavien schon ein paar Grade eher, in andern Nordländern erst weiter südlich — verschönert sich der Sommer durch das Auftreten der anfangs noch niedrigen Eiche, dann der Buche, die bald zahlreicher und höheren Wuchses massenweis auftreten und den Tannenwäldern die Herrschaft zu bestreiten suchen. In den Umgebungen der Dörfer und Städte erscheinen Obstbäume verschiedener Art, und Gerste und Hafer sind nicht mehr das einzige Getreide, der Roggen ist schon hinzugetreten, auch der Weizen, beide in wachsender Ausbreitung. Und neben Wäldern und Aeckern ziehen sich immer schönere Wiesen hin mit dem erquickenden Grün ihres niedrigen dichten Rasens — ein er-

*) Die Felsenküsten der antarktischen Länder sind vegetationsleer.

freulicher Anblick, der den Grasfluren heißer Länder fehlt. Denken wir ferner an den Gegensatz der Jahrszeiten, an das Fallen der Blätter im Herbste, an den Winterschlaf und an das neue Laub des Frühlings: so ist damit im Wesentlichen diejenige Pflanzenzone bezeichnet, die fast den ganzen nördlichen Theil des gemäßigten Erdgürtels, also auch unser Deutschland, umfaßt. Daß es einzelne große Haidestrecken und Torfmoore in dieser Zone gibt, vorzüglich in Amerika von Labrador bis zum Nutkasund, auch Steppen und Wüsten, besonders in Ostrußland und Asien, darf das Bild im Ganzen nicht stören, so wenig die Wüste Nubiens eine Schilderung der tropischen Vegetation beeinträchtigt. Gegentheils dürfen wir auch nicht vergessen, daß in die mitteleuropäische Flora sich hie und da manche Kinder des benachbarten wärmeren Klimas willig verpflanzen ließen, vor allen der Weinstock, der indes unsern Küsten, im mittleren Europa nämlich, nicht hold ist, und selbst im südlichsten England, wo doch die Mirte und Camellie, der milden Wintertemperatur halber, im Freien zu überwintern vermögen, selten eßbare Trauben liefert, während die hohe Sommerwärme an der untern Wolga, wo der strengen Winterkälte wegen die Buche nicht mehr fortkommt, den feurigsten Wein zeitigt; es machen sich eben in dieser Zone die strengsten Gegensätze zwischen Continental- und Küstenklima geltend.

5) Das eigentliche Vaterland der Rebe, wo sie, im Stamm 1 m. dick, bis in die Wipfel höchster Bäume aufrankt, liegt in den 2 wärmeren gemäßigten Zonen (Gürtel der immergrünen Laubhölzer, am Aequator zw. 1850 und 2450 m.), die den Raum von 45 bis 34° der Breite einnehmen und am äußeren Rande eine mittlere Temperatur von 9,6° R., am inneren von 13,6° haben.*) Hier liebt denn die Rebe auch Küsten und Inseln; hier nehmen Mais und an feuchten Stellen der Reis, während der Roggen immer mehr verschwindet, Theil an der Herrschaft der Getreidefelder, und zu unsern Obstarten gesellen sich feinere: Oliven, Mandeln, Orangen, Granatäpfel, Feigen, Pfirsiche und andre sogenannte Südfrüchte. Es vermehrt sich die Zahl der Sträucher, oft reich an wohlriechenden Oelen und Harzen, und diejenigen mit immergrünen Blättern tragen häufig durch Duft, Größe und Farbe ausgezeichnete Blüten; denn Rosen, Jasmine und Mirten haben hier ihr eigentliches Paradiesesklima. Die Lilienform, fast über die ganze Erde verbreitet, erscheint hier besonders manchfaltig, mit den reizendsten Blumen, im südl. Afrika weite Strecken überziehend. Auf Nordamerikas Boden prangt die virginische Cypresse, in Südamerika die hohe Araucaria, in Italien die Pinie mit dem schattigen Ueberhang ihrer Krone. Unsere Nadelhölzer indes ziehen sich auf Gebirgshöhen zurück, wohin die Eiche, bald auch die Buche ihnen nachfolgt, indem sie den Fuß der Berge, die Ebenen und sanfteren Hügel anderen Baumarten überlassen, der Steineiche, der Korkeiche, dem Erdbeer und Lorbeer, im Mississippigebiet der hochwachsenden weißblumigen Magnolia — Bäumen,

---

*) Dies ist die Temperatur Siciliens und Cyperns. In Kairo (mittlere Temperatur 16½°) findet man noch einzelne Weinstöcke, am meisten südlich auf der vom Meer gekühlten Insel Ferro. Zu Abuschihr am persischen Golf muß die Rebe sorgfältig gegen die Hitze geschützt werden.

deren Eigenthümlichkeit ganz besonders diese Zone von der unsern unterscheidet.*) Ihr Laub nämlich, glänzend und steif, überdauert den Winter, der wenig oder gar keinen Schnee mehr bringt, und unter dem herrlichen Immergrün, das er theilweis duldet, ein milderes Antlitz zeigt als bei uns. „Kennst du das Land, wo die Citrone blüht, im dunkeln Laub die Goldorange glüht?“ fragt der Dichter, und spricht damit die Sehnsucht aus nach jenem Erdenraume, der das Mittelmeer umschließt, in der glücklichen Mitte zwischen dem Eismeer und der Hitze des Aequators. — In den hieher gehörigen Ländern der südlichen Halbkugel zeigt sich ein ausgeprägtes Küstenklima und unter dem Einfluß der Meeresfeuchtigkeit eine außerordentlich üppige und dichte Vegetation.

6) Weiter von den Polen entfernt hört allmählich die für das Gedeihen der Menschheit glückliche Mitte auf, obwohl die Wärme des Klimas steigt und die Triebkraft des Bodens, wo es an Feuchtigkeit nicht fehlt, überaus befördert. Der Raum für die subtropischen Zonen zw. den 34. Breitengraden und den Wendekreisen (Gürtel der Mirten und Lorbeeren, am Aequator von 1250—1850 m.), mit einer Mitteltemperatur von mindestens 14°, ist noch bedeutend: er hat eine Breite von je 160 Meilen, ganz Aegypten liegt darin, Süd-Syrien, Nord-Hindostan, die Südhälfte Chinas, Theile Brasiliens und Australiens u. s. w. Es ist also natürlich, daß sich mit der Temperatur auch der Anblick der Pflanzenwelt ändert. Was dem Norden angehörte, schwindet nun völlig, und zu der Flora der Küsten des Mittelmeers treten hier neue und selbst tropische Formen (namentlich 1jährige Aequatorialgewächse) als Verkünder des nahen heißen Erdgürtels. Schon am Mittelmeer begrüßt uns die Dattel, die in Nordafrika, Syrien und Babylonien herrscht. Ihr schließt sich die Duhmpalme an, ferner eine Menge Saftpflanzen (z. B. die baumartigen Euphorbien), und in Aegyptens Gärten läßt sich bereits die Banane ziehen. Es ist das Klima, dem die Sträucher mit lederartigen Blättern, z. B. Chinas Theestrauch und glänzende Camellien, angehören; es ist die Region der duftendsten Rosen von Schiras, des Milchbaums von Paraguay, in welchem der Wanderer eine vegetabilische Kuh begrüßt, und der vorzüglichsten Arten des Lotos, von dem es heißt: „er hob seine goldne Krone in strahlender Schönheit über der Schiffenden Häupter empor.“ Dort erst erreicht die Magnolie ihre ganze Größe und den vollen Duft ihrer Blumen. Der breite Strom Luisianas rauscht an Wäldern vorbei, worin bereits vielerlei Baumarten sich mischen und von Cypressen- und Cederngewölben die Trompetenblume ihre Schlingen bis zum Boden herabfallen läßt. Auch die Felder gewinnen ein anderes Aussehen. Zweimal des Jahrs wird gesäet und geerntet, anfangs noch halb europäisch; denn der Aegypter im Nildelta und der Nordhindostaner am obern Ganges sind winters mit Gerste, Weizen, Flachs und Hülsenfrucht, sommers mit Mais und Reis, mit Indigo, Zuckerrohr und Baumwolle beschäftigt. Weiter südlich jedoch, z. B. am untern Ganges, ist

*) Der Süden Neuhollands hat zwar dieselbe Entfernung vom Eismeer, ist aber in botanischer Hinsicht sehr verschieden von andern Erdtheilen. Seine Casuarinen, schachtelhalmig und schattenlos, und seine ernsthaften Eukalyptusbäume sind nicht geeignet, die dortigen Landschaften reizend zu machen.

dieser Unterschied sammt dem Weinstock verschwunden. Bei einem Wärmegrad, welcher der Fächerpalme genügen kann — und diese findet sich bereits nördlich des Wendekreises in der Nähe des mexikanischen Golfs — paßt unsre Ackerwirthschaft auch für den Winter nicht mehr; sie muß, wo es bedeutende Hochländer gibt, sich in deren kühlere Regionen flüchten. Somit ist der Uebergang zu einer andern Zone entschieden. Sommer und Winter haben sich in die trockene und nasse Jahreszeit verwandelt, und bei einer mittlern Jahrestemperatur von 17 Grad R. erhält die Pflanzenwelt ihr völlig tropisches Gepräge.

7) und 8) Der Abstand vom Wendekreis bis zum Aequator, d. h. von der Gegend, wo die Sonne nur einmal des Jahres das Zenith berührt, um sich dann 47 Grade weit zu entfernen, bis zu der Gegend, von deren Zenith sie nur halb so weit und nie länger als ein halbes Jahr sich entfernt, ist allerdings groß. Er beträgt 352 Meilen; und da die mittlere Jahreswärme auf dieser weiten Strecke noch beträchtlich zunimmt, von 17 bis 22°, so ist auch die Einwirkung auf das Pflanzenreich nicht gering. Die Landschaften am Indusdelta und bei Rio Janeiro sind nicht die gleichen wie am Marannon und auf Sumatra, und der Botaniker kann darauf rechnen, daß seine am Wendekreis gewonnene Sammlung sich bis zum Aequator noch vielfach bereichert. Mit Rücksicht darauf theilt man die heiße Zone ab in die **beiden tropischen Zonen**, von den Wendekreisen bis zu den 15. Breitengraden (Gürtel der **Feigen**, **Baumfarn** und **Palmen**, am Aequator zwischen 600 und 1250 m. Höhe) und mit einer Mitteltemperatur von 19°, und in die **Aequatorialzone** an beiden Seiten des Aequators bis zum 15. Breitengrade (Gürtel der **Palmen** und **Bananen**, 0 bis 600 m. Höhe), mit einer Mitteltemperatur von 22°.

Wir übergehen diese Unterscheidung, um von der tropischen Vegetation überhaupt zu reden. Sie ist so reich, daß man in Südamerika 5mal mehr Arten findet, als auf gleichem Raume in Südfrankreich. Ihr Charakter ist höchste Mannchfaltigkeit in Formen und Farben, seltsam und stachlicht auf trocknem, saftstrotzend auf feuchtem Boden, überaus blüten- und duftreich, mit bunter Artenvermischung und Verschlingung in den Wäldern, so daß häufig Gewächse auf Gewächsen leben. So ist schon am Wendekreis die Vielartigkeit und der Wuchs der **Farn** auffallend, die nicht mehr zu den Kräutern gehören. Sie erscheinen als Bäume von 12—15 m. Höhe, und ihr Laub, bei uns ½ m. lang, dort zehnmal länger, gleicht ungeheuren Blattwedeln. Ebenso reihen sich viele **Gräser** unter die Bäume, das Bambusrohr z. B., das 16—20 m. Höhe erreicht, und noch in dieser riesigen Gestalt, gleich den Farn, sich schlank und beweglich zeigt. Die Blätter der Laubbäume zeichnen sich entweder durch besondere Größe, oder durch höchste Zierlichlichkeit aus. Unter jene rechnet man die Feigen- und Malvenarten, oft prachtvoll blühend und von riesigem Wuchs. Der **Baobab** Afrikas, unten am Stamm von 10 m. Durchmesser, wird über 20 m. hoch, mit einer 66 m. breiten Krone. Der gepriesene **Brodbaum** der Südsee-Inseln, auch mit stattlicher schattiger Krone, erreicht nur eine Höhe von 13 m., hat aber breite ½ m. lange ausgezackte Blätter, und Früchte, die reichlichen Ersatz geben, wo das Getreide fehlt. Hat ein Südseebewohner, behauptete Cook, nur zehn Brodbäume in seinem Leben gepflanzt, so hat er so viel gethan, wie ein Landmann bei uns, der jeden Winter gepflügt, jeden

Sommer gesäet und geerntet und Brod für das Haus geschafft hat. — Mit den Großblättlern stehen die Mimosen, wozu auch die ächte, nicht die zu uns verpflanzte Akazie gehört, im vollsten Gegensatze. Sehr vielfach an Arten, sind sie doch leicht kenntlich an ihrem feinen, zartgefiederten Laube, das bei dem leisesten Wehen der Luft bei einem Schall, in Bewegung geräth — besonders malerisch, da das dunkle Blau des tropischen Himmels überall durchzittert.

Schon im Missisippigebiete erstaunt man über die Größe und Dichtheit der Urwälder, mehr jedoch am Amazonenstrom, wo bei der buntesten Mischung von Baumarten die Verstrickung durch Schlingpflanzen noch wilder, und in gewisser Weise noch schöner sich darstellt. Charakteristisch für die heiße Zone ist überhaupt die an Blumen und Gewinden reiche parasitische Flora. Die Lianen, die Bauhinia z. B., lassen Ranken von mehr als 12 m. Länge aus den Gipfeln hoher Mahagonibäume herabfallen, oft schräg und angespannt wie Mastentaue, so daß die rasche schmiegsame Tigerkatze daran auf und abklettert. Die Pothospflanzen mit saftigem, krautartigem Stengel und dickadrigen Blättern, wunderlich gestaltet, überziehen häufig die alternden Stämme der Waldbäume, wie bei uns Moose und Flechten. Desgleichen die Orchideen, deren es auf Erden über 3000 Arten gibt, nirgend aber so viel gestaltet, als zwischen den Tropen. Gleich den Pothos hausen viele derselben auf abgestorbenen Bäumen und entfalten dort ihre üppige Blätter- und Blumenpracht, oder verzieren auch lebende Bäume, z. B. die schönen Eichen Mexikos, ohne ihnen den Tod zu bereiten. So die Vanillen, ebenfalls Orchideen, mit hellgrünen saftvollen Blättern und mit wunderlichen Blüten, „die bald einem geflügelten Insecte, bald einem Vogel gleichen, den der Duft der Honiggefäße anlockt.“ Selbst Ananas-Arten sieht man auf Baumästen, prangend mit Blüten.

Wenden wir uns jetzt zu zwei edlen Gewächsen, die zunächst das Auge des Fremden reizen und entzücken, wenn er tropische Küsten betritt, zum Pisang und zur Palme. Von der Bananen- oder Pisangform finden wir einzelne, wenn auch kleine Muster in unsern Treibhäusern. Hier aber, in seiner Heimat, sieht man den Pisang als einen Schmuck feuchter Gegenden, und um die Hütten der Bewohner her, wegen seiner reichlich nährenden Frucht, in Feldern gepflegt. Ein schönes Gewächs. Aus der Spitze des krautartigen Stammes wölbt sich statt der Zweige ein Büschel von Blättern hervor, die locker gewebt, vom herrlichsten Grün und seidenartig glänzend, oft 5 m. lang und 1 m. breit einen schattigen Ueberhang bilden. Und von welchem Werth für die Bewohner! Eine Pflanzung Pisang, wird versichert, könne 14mal mehr Menschen nähren, als ein gleich großes Weizenfeld. — Den Pisanggebüschen gesellt sich gern die hohe Palme, deren schlanker Stamm, geringelt, bisweilen stachlicht, zu oberst mit anstrebendem Laube endigt, das bald gefächert, bald gefiedert erscheint. Zahlreich ist die Familie der Palmen, aus welcher bis jetzt über 800 Arten beschrieben sind, deren nur wenige außerhalb des Wendekreises leben; die bei weitem größere Zahl, an Wuchs und Schönheit die Dattel überbietend, gehört der heißen Zone an. Und wie es dieser Zone eigenthümlich ist, das Mannigfaltige, das Bunte zu lieben, so bildet auch die Palme keine einförmigen großen Wälder, wie unsre Tanne und Buche. Die meisten Palmarten mischen sich mit andern Gewächsen, so daß man in Mexiko Wälder findet,

aus Eichen und Palmen gemischt; nur einige Palmarten ziehen es vor, in großen Gruppen und Hainen, bloß mit ihresgleichen zusammen zu stehen, so die ungerade Mauritia, und die Kokospalme als Freundin des Seeufers. — Die Palmen sind viel gepriesen: Linné bezeichnet sie als „principes“ (Fürsten), und Humboldt sprach stets mit Wärme von der Herrlichkeit der edlen Palmen; Oken hielt indes die Magnoliaceen für die vollkommensten Gebilde der Pflanzenwelt.

Schließlich haben wir noch als entgegengesetzt der Palme und dem Pisang die Aloë- und Cactusformen zu erwähnen, sie, die meistens auf Hochebenen und dürren Landstrichen ihr Reich haben. Steif, ernst und bläulich grün stehen die Aloëformen da, als gehörten sie zu den steinernen Sphinx-Alleen der alt-ägyptischen Thebe, manche stammlos, andre stämmig, keine bei uns bewunderter als die mexikanische Agawe, wenn sie — ein Ereignis in unsern Treibhäusern — ihren Blütenschaft einem gewaltigen Kandelaber gleich, in die Höhe treibt. Seltsamer noch ist die Familie der Cactus. Wie diese Sonderlinge sich in Töpfen ausnehmen, sehen wir oft genug, und können leicht denken, wie sie, bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in Säulen aufrecht stehend wie Orgelpfeifen, oft mastenhoch, in ihrer Heimat erscheinen, und wie dort ihre Blumen noch viel herrlicher leuchten. Doch nicht bloß der Blüten halber, manche sind durch ihr unverwesliches Holz, manche durch nahrhafte Früchte, und der Melonenkaktus durch den erquickenden Saft, den er in wasserleerer Oede dem Durstigen darbietet, von großem Werthe.

§. 40. Verbreitung der Thiere.

An die Betrachtung der Pflanzenwelt schließt sich naturgemäß die der Thierwelt. Die Geographie der Thiere ist jedoch schwieriger darzustellen als die der Pflanzen, da die Verhältnisse der Thiere zur Erdoberfläche, bei ihrer Fähigkeit sich von Ort und Stelle zu bewegen, weniger fixirt werden können. Auf der Freiheit der Bewegung beruht ja vornehmlich der Unterschied zwischen Thier und Pflanze. „Die Pflanze ist ein zwischen Sonne und Erde gespannter Organismus, der, von der Sonne hervorgelockt, dem Lichte entgegenwächst, von der Erde aber festgehalten wird; sie entfaltet ihre Organe nach außen, nach dem planetarischen Centrum hin und bewegt sich nur, indem sie wächst und vom Lichte gereizt wird. Das Thier dagegen ist ein von der Erde losgerissener Organismus, der sich frei im Wasser entwickelt und der Luft entgegenwächst; es ist für sich ein solares Centrum geworden und entfaltet daher seine Organe nach innen — es ist ein sich selbständig bewegender und empfindender Organismus“ (Goldfuß). Die Pflanzenwelt erscheint hauptsächlich von Erde, Wasser und Luft abhängig; auf die geographische Verbreitung der Thiere dagegen wirken viel mehr bedingende Verhältnisse ein — indem z. B. ein Thier an gewisse Pflanzen oder an andere Thiergattungen gebunden ist und nur da

vorkommen kann, wo es die ihm zusagende Nahrung findet. Aus der Einwirkung kosmischer und tellurischer Verhältnisse, aus der Vertheilung von Luft, Licht, Wärme und Feuchtigkeit im allgemeinen, ferner aus dem Wechsel der Jahreszeiten, der Luft- und Meeresströmungen, aus dem Relief und der chemischen Beschaffenheit des Bodens, aus der vorhandenen Pflanzenwelt: aus all diesen und noch anderen Faktoren hätte eine vollständige Thiergeographie den gegenwärtigen Thierbestand nach seiner horizontalen und verticalen Verbreitung zu ermitteln und festzustellen, um so zur Schilderung der Physiognomie der verschiedenen Gebiete der Erde beizutragen.

Die Lehre von den Gesetzen, nach denen sich die Thierwelt über die Erde verbreitet, ist jedoch bis jetzt nur in den ersten Anfängen entwickelt, ja es sind die Thatsachen, die der Entwicklung dieser Gesetze zu Grunde gelegt werden müssen, trotz der resultatreichen Forschungsarbeit der letzten Jahrzehnte, noch nicht einmal in hinreichender Weise bekannt. Umsomehr können wir hier auf eine systematische Darstellung verzichten und uns auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken, indem wir zugleich von einer Aufzählung der Thiergürtel oder Thierreiche, die von verschiedenen Seiten in verschiedener Weise vorgeschlagen worden sind, vollständig absehen.

Der Verbreitungsbezirk eines Thiergeschlechtes, d. h. der Raum, den es einnimmt und in dessen Mitte das Geschlecht am zahlreichsten und am kräftigsten auftritt, ist hauptsächlich durch die Erreichbarkeit der Nahrung bestimmt. So erscheint die Thierwelt zunächst abhängig von der Pflanzenwelt. Es gibt keine Pflanze und keinen Pflanzentheil, von denen nicht irgend ein Thier lebte. Je üppiger die Vegetation und und je reicher an Individuen und Arten, desto reicher daher auch im allgemeinen die Thierwelt. Große Thierformen hängen jedoch nicht immer von der Entwicklung großer Gewächsformen ab, wie sich leicht aus einer Vergleichung der amerikanischen Fauna mit der der alten Welt ergibt; denn an Fülle und Großartigkeit der Pflanzenwelt steht Amerika keinem andern Erdtheile nach, und doch zeigt es eine auffallende Armut der Thierwelt gegenüber dem Reichthum des südlichen Asien und des tropischen Afrika; manche Riesengeschlechter der alten Welt fehlen ihm gänzlich (Dickhäuter), und was es den Thierformen des Ostkontinents Entsprechendes hat, erscheint wie in verkleinerten, übelgelungenen Nachbildungen. Aber wo die Pflanzenwelt aufhört, da müssen auch die Thiere verschwinden. Durch die Verhältnisse der Ernährung werden auch die Wanderungen mancher Thiere bestimmt: so folgt die Rosendrossel den Heuschreckenzügen, so folgen Füchse, Marder und Bären den Lemmingen.

Auch für die Thierwelt gilt im allgemeinen der Gegensatz von Pol und Aequator als Gesetz für Armut und Reichthum: die Thiere kommen in um so größerer Anzahl und in um so größerer Entwicklung vor, je wärmer das Klima; nur die großen Seethiere folgen dem umgekehrten Gesetze und nehmen gegen die Pole

an Umfang und Masse zu, ja hier finden sich in den Cetaceen die Riesenformen der Erde. Grönland hat gegenwärtig nur 7 Species von Säugethieren, 14 von Landvögeln, 4 von Flußfischen und 10 von Insekten; nach dem Aequator zu mehren sich sowol die Species als die Individuen innerhalb derselben; und in gleicher Weise nehmen auch Größe und Pracht der Entwicklung zu. Elephant, Löwe und das ganze Geschlecht der reißenden Katzen, Giraffe, Strauß, Papageien, Boa, Krokodil, Riesenschildkröte — man stelle diesen Geschlechtern die entsprechenden der gemäßigten Zone gegenüber und der Gegensatz ist klar. Diese Zunahme der Entwicklung in der Thierwelt gegen den Aequator hin steht nach dem Vorigen in Verbindung mit der in den Tropenländern vorhandenen üppigen Vegetation, sowie anderseits auch die schreienden Farben der gefiederten Animalien und die Farbenpracht der Blumen, die Gestalt der Bäume in eigentümlichem Einklange steht mit der selten getrübten blendenden Helligkeit des tropischen Himmels. Die Tiefe des Meeres zeigt keine so großen Verschiedenheiten, da seine Temperatur weniger nach dem Zonenwechsel abweicht, weshalb auch noch die polarischen Meere zahlreiche Scharen niedriger oder höher organisirter Thierformen zeigen; daher ist hier der Mensch fast allein auf das Meer angewiesen und die in diesen Gebieten gemachten geographischen Entdeckungen waren hauptsächlich durch den thierischen Reichthum des Meeres in den Polarzonen hervorgerufen. — Auch durch klimatische Verhältnisse werden manche Thiere zu Wanderungen gezwungen; so wandern in Indien Affen und Elephanten nach der Jahreszeit von Berg zu Thal, in Amerika die schwarzen Bären, Bisamochsen und Lemminge, in Europa die Renthiere; das Verhalten der Zugvögel ist bekannt; ähnliche Wanderungen machen die Fische zur Laichzeit, wie die Häringe an die Küsten, die Lachse stromaufwärts.

Abgesehen von einigen Formen des untersten Thierlebens, die in außerordentlich weiter räumlicher Verbreitung gefunden werden, sind die meisten Thiere an gewisse Klimate gewiesen, und nicht bloß ertragen die Bewohner der warmen Klimate die polarische Kälte nicht, auch die Bewohner der Polarzonen dauern in wärmeren Gegenden nicht aus. Doch hat menschliche Sorge und Thätigkeit die ursprünglichen Heimatsgrenzen besonders nützlicher Thiere zu durchbrechen, die Verbreitungsbezirke zu erweitern, die Thiere zu akklimatisiren verstanden. Solche zähmbaren Thiere sind für die Zustände des Menschengeschlechtes und dessen Entwicklung zu höherer Civilisation von höchstem Einfluß gewesen; und es ist gewiß höchst merkwürdig, daß die neue Welt an hiehergehörigen Thieren sehr arm ist und daß daselbst vorkommende, z. B. der Bison, sich nicht als zähmbar erwiesen haben. Obenan stehen in dieser Beziehung die gehörnten Wiederkäuer: Rind, Schaf, Ziege; ferner Kamel, die Lamaarten Südamerikas, Ren, Pferd und Esel, der indische Elephant (der afrikanische, im Alterthume auch gezähmt, nirgends mehr als Hausthier), Schwein, Hund und Katze; endlich die hühnerartigen Vögel. Von nicht viel geringerer Bedeutung für Völkerverkehr, geographische Entdeckungen und geschichtliche Verhältnisse der Menschheit sind manche andere vom Menschen gezogenen Thiere, z. B. Seidenraupe, Cochenille, Bienen; ferner die jagdbaren Thiere, wie z. B. die verschiedenen Pelzthiere (Zobel, Seeotter, Biber); die afrikanischen Elephanten; weiter der oceanische Fischfang (Häring, Stockfisch); sowie endlich Walfischfang und Robbenschlag.

§. 41. Arten oder Rassen des Menschengeschlechts.

Das Menschengeschlecht ist über die ganze bewohnbare Erde verbreitet. Doch mußte schon früh je nach Klima und Boden die Lebensweise und die geistige Entwicklung der Völker verschieden sein; und diese wirkten gemeinschaftlich mit dem Klima auf die körperliche Natur der Menschen, so daß Varietäten an Gestalt, Farbe und Gesichtszügen sich bildeten, die den Völkern ein besonderes Gepräge geben.

Manche dieser Unterschiede, und zwar vorzüglich physischer Art, sind aber so bedeutend, daß die Naturforscher keine klimatischen Wirkungen darin zu erkennen vermochten und sie deshalb für generisch erklärten. Sie kamen auf die Ansicht, das Menschengeschlecht in Rassen abzutheilen, deren Entstehung wie der Ursprung aller organischen Gebilde über den Bereich menschlichen Forschens hinaus liege. Namentlich war es Blumenbach zu Göttingen, der die Lehre von den fünf Rassen aufstellte; diese sind: a) die kaukasische oder weiße — b) die mongolische oder gelbe, von der ersten durch eine Linie getrennt, die etwa vom Ganges über das kaspische bis zum weißen Meer zieht — c) die äthiopische oder schwarze, durch die Sahara von der kaukasischen getrennt — d) die rothe oder amerikanische — e) die malaiische oder rhabarberbraune, südöstlich von Hinterindien. — Cuvier zu Paris wollte nur die 3 ersten als wahre Rassen gelten lassen, die übrigen erklärte er für Abarten. Andere dagegen nahmen noch mehr Rassen an, bis auf 15.

Von bedeutenden Naturforschern der Gegenwart wird, durch starke naturwissenschaftliche Gründe gestützt, die Einheit des Menschengeschlechts festgehalten; ohne jedoch hier darauf einzugehen, ob die Rassen und Varietäten ursprünglich seien oder nicht, wollen wir sie nach ihren Hauptkennzeichen aufzählen.

1) Die Indo-Europäer (Indo-Germanen, indo-atlantischer oder jafetischer Stamm) gehören ohne Zweifel zu den wichtigsten Völkern der Erde, und auch die ältesten bedeutenden Völker waren Aeste dieses Stammes. Ihre Gebiete erstrecken sich über die Halbinsel diesseit des Ganges, durch Persien über Kleinasien, den Kaukasus und ganz Europa (mit Ausnahme der Polarländer und einiger von Horden mongolischen Stammes durchzogener Landstriche). Durch Colonien und Eroberungen haben namentlich die europäischen Zweige auch in andern Erdtheilen, vor allen in Amerika, sich einheimisch gemacht. Im allgemeinen haben sie rundlichen oder ovalen Kopf, dem ein verhältnismäßig großes Gehirn entspricht, rundes Kinn, weiches, aus dem Blonden ins Braune und Schwarze übergehendes Haar, dichten Bartwuchs; die Hautfarbe, bei den meisten Völkern weiß, geht bis ins Bronzirt-Braune (Indier) über. Daß es viele Varietäten dieses Stammes gibt, ist bekannt; denn Indier, Perser, Griechen, Italier, Celten, Slaven, Germanen haben alle ihr besonderes Gepräge.

2) Der semitische (arabische) Stamm, vom persischen Golf einerseits bis zum Libanon, anderseits bis Habesch und über den Nordrand Afrikas verbreitet. Die alten Syrer, Phönizier und Chaldäer, die Juden und Araber sind Angehörige dieses Stammes. Der ächte Araber hat langes ovales Gesicht, spitzes Kinn, schmale vorstehende Buckelnase, dunkles Auge, hohe Stirn, schwarzes Haar und bräunliche weiche Haut; der Vorderkopf wird früh kahl. Ihr Wuchs gleicht im allgemeinen dem der Indo-Europäer.

Anmerk. Diese 2 Stämme machen zusammen die kaukasische oder weiße Rasse aus; sie sind bis jetzt die einzigen wirklich geschichtlichen Nationen, die wahren Kulturträger der Menschheit.

3) Scythen oder Mongolen. Sie hauseten von jeher in den großen Landstrichen vom kaspischen bis zum ochotskischen Meer, oder von den Kosacken und Baschkiren bis zu den Mandschus. Von Wuchs nicht so groß als die Indo-Europäer, sind sie untersetzt und stark, und besonders kenntlich durch die an der Wurzel sehr eingedrückte platte Nase, weite Nasenlöcher, durch weit von einander abstehende enggeschlitzte Augen und durch das Vortreten der Backenknochen. Das dünne Haar hängt striemig über die Stirn und Schläfen; das Kinn ist fast bartlos. Für die häßlichsten gelten die Kalmucken. Ammian Marcellin nennt die Hunnen, ein mongolisches Volk, „scheußlich von Gestalt und krummbeinig, gleich Bestien oder den plump zugehauenen Klötzen an einem Geländer."

Anmerk. Manche rechnen zu dem scythischen Stamm auch die Hyperboreer, d. h. die Lappen, Finnen, Samojeden, Ostiaken und sonstigen Anwohner des Eismeeres, also auch die Bewohner der Aléuten und die Eskimos; allein andre finden sie zu verschieden von den Mongolen. Ihr kleiner Wuchs (140—150 cm.) darf nicht auffallen, denn am Polarkreise wird alles Wachsthum schwach; aber merkwürdig ist es, am 70. Breitengrad eine so dunkle schwarze Hautfarbe zu finden, wie die meisten Hyperboreer sie wirklich haben.

4) Chinesische Art, in China, Korea, Japan, Tibet und Hinterindien. Blumenbach rechnet sie zur mongolischen Rasse; allein ihre Körpergestalt variirt sehr von jener. Größer und angenehmer gebaut, haben sie zwar ähnliche Backenknochen, ihre Augen aber, klein und braun, schlitzen sich nach den Schläfen schräg aufwärts, woran sie jederzeit kenntlich sind; und ihre Farbe nähert sich der europäischen, vorzüglich in Mittelchina. Im Norden und Süden sind sie dunkler.

5) Aethiopier oder Neger. Ihnen gehört Afrika zwischen den Tropen, also der größte Theil dieses Continents; auch auf der Westküste Madagaskars sind sie zu finden, und Sklavenkauf hat sie nach Amerika verschleppt. Man bezeichnet sie so: Breite Backen- und platte Nasenknochen, dickwulstige Lippen auf vorstehenden Kiefern, während das kurze Kinn und die schmale Stirn zurücktreten. Ihre Farbe ist schwarz in verschiedenen Nüancirungen, das schwarze Haar dickwollig und vorn an der Stirn einen graden Rand bildend. Ihre Stimme ist fein heulend. Merkwürdig ist die starke Entwicklung des Hinterkopfes.

Anmerk. Südlich von den Negern bewohnen die Kaffern einen Landstrich von circa 20000 Qm. und noch den Süden Madagaskars. Man hielt sie sonst für eine äthiopische Abart; sie haben jedoch fast durchaus eine ausgezeichnete körperliche Bildung, die Stirn ist meist hoch, der Kopf überhaupt schön geformt, die Nase vorstehend, die Augen groß, scharf, durchdringend; ihre Haut ist mehr schwarzgrau, oft dunkelrothbraun, ihre Stimme kräftiger, ihr Wuchs größer als bei Negervölkern. Sonst haben sie allerdings Negerartiges, dicke Lippen z. B. und krauses schwarzes Haar. — Die Hottentotten und Buschmänner, am südlichsten in Afrika, können weder zu den Kaffern, noch zu den Negern gezählt werden. Sie haben den Schädelbau und die breiten Backenknochen der Mongolen; ihre Hautfarbe ist ein schmutziges Olivengelb; ihr Nasenknochen ist eine breite Platte oder Schuppe; die Kiefern und die Zähne darin stehen schräg vor und machen die dicken blauen Lippen zur Gosche. Häßliche Völker, von geringster Geistesfähigkeit, während der Kaffer sich aufgeweckt und thätig zeigt.

6) Die Australneger (Negritos). Man findet sie auf Neu-Guinea, Neu-Caledonien, Fidschi-Inseln, hie und da auf den Molucken, auf Borneo, Celebes, selbst auf den Philippinen und Formosa. Vielleicht waren sie die Urbewohner des Archipels oder eines nun versunkenen Continents, von dem nur Inseln noch übrig sind. Sie zeichnen sich zunächst durch die Dünnigkeit ihrer Arme und Beine aus. Sonst ähneln die meisten an Kopf und Rumpf den Aethiopen, nur daß ihre Nase platter und die Nasenflügel breit sind. Wegen ihrer tief schwarzen Haut, schwärzer als bei den Afrikanern, nennt man sie auch Melanier.

Anmerk. Die Van-Diemensländer lassen sich zu ihnen rechnen; verschieden aber sind die Neuholländer, die mit den Melaniern nur die große Magerkeit der Extremitäten gemein haben, ja hierin sie noch überbieten, so daß man an den Bau der ostindischen Schlankaffen erinnert wird. Ihre Haut ist jedoch umberfarbig, das Haar nicht kraus, sondern mehr flockig, und was den Kopf betrifft, so weicht die Stirn noch weiter zurück, während Kinnladen und Zähne, besonders die obern, sich schräg vorschieben. Der Geist der Neuholländer steht auf tiefster Stufe. Nimmt man den Melanier als Seitenstück zum Aethopier, so kann der Neuholländer mit dem Hottentotten verglichen werden. — Eine Sorte Australneger in einem Theile Neu-Guineas heißt Papuas; sie scheinen Mischlinge von Melaniern und Malaien zu sein.

7) Die Malaien. Ihr Name kommt von der Halbinsel Malakka, dem einzigen Theile des Continents, wo sie zu Hause sind. Sonst reichte ihre Verbreitung über die Nikobaren, Sundainseln, Molucken und Philippinen, also über den großen Südost-Archipel Asiens. Von Farbe sind sie rhabarberbraun, auf der einen Insel heller (bis gelb), auf der andern dunkler (bis schwarz). Im ganzen sind sie ziemlich hübsch gebaut, namentlich auf den Nikobaren und Philippinen. Ihr Kopf ähnelt dem europäischen; nur haben sie hervorragende Kiefern mit etwas aufgeworfenen Lippen, ziemlich große Nase mit breiten Flügeln; die Augen stehen mongolisch weit auseinander und haben, schräg liegend, etwas Chinesisches, wie sie denn auch ihr dichtes, weiches, schwarzes Haar um den Scheitel herum abscheeren, und nur einen Büschel nach chinesischer und japanischer Art stehen lassen. Manche halten sie deshalb für eine Abart aus

chinesischer Rasse. Ihr Naturell zeigt heftigste Leidenschaftlichkeit und höchst reizbares Ehrgefühl; dabei schildert man sie, wie sie heutzutage sind, als faul, rachsüchtig und treulos.

Anmerk. Häufig rechnet man noch zu den Malaien die Bewohner der Südsee-Inseln, die jedoch von andern als eigenthümlich betrachtet und mit den Küstenbewohnern Amerikas von Californien bis Chile als besondere polynesische oder oceanische Art aufgezählt werden. Verschiedenheiten der Polynesier und Malaien sind unstreitig vorhanden, z. B. hellere Hautfarbe, größere Füße, grade Augenwinkel u. s. w. Daß sie übrigens vor Ankunft der Europäer keine Kenntnis des Eisens hatten, die sich doch bei den Malaien vorfand, kann keinen Grund abgeben, sie für eine eigene Rasse zu halten; denn es wäre ja möglich, daß sie in viel früherer Zeit sich über die östlichen Inseln verbreitet hätten, bevor noch auf den Molucken das Eisen bekannt war.

8) Die rothe Rasse. Rechnet man die ans Eismeer grenzenden Landstriche und die westlich des Felsgebirgs gelegenen, so wie die Hochplatte Anahuak ab, so gehörte dieser Rasse das ganze Nordamerika nebst Westindien und den Küsten Venezuelas und Guayanas. Sie wird als groß und kräftig geschildert, mit langer Adlernase, doch platter zurückweichender Stirn; das schwarze Haar ist lang und straff; dichte Braunen über den kleinen, scheinbar schläfrigen Augen. Ihre Haut ist roth oder kupferfarbig, auf den Gebirgen heller, und riecht, wenn erhitzt, fast hundeartig. Zur Charakteristik nordamerikanischer Wilden gehört besonders die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht, wie die Bewohner der Südsee, sich leicht zu europäischer Lebensart bequemen; vielmehr begehren sie nur Pulver und Blei und Branntwein, sonst nichts von unserer Civilisation. Mit dem diese Rasse auszeichnenden Phlegma hängt auch ihr rasches Verschwinden nach dem Eindringen der Europäer zusammen.

Anmerk. Auf der Westküste Nordamerikas und auf dem Anahuak scheinen Einwanderungen von Nordasien statt gehabt zu haben. Humboldt wenigstens will dies aus den etwas schiefen Augenwinkeln der Azteken (eigentliche Mexikaner) wie aus andern Merkmalen schließen.

9) Die Südamerikaner, d. h. mit Ausnahme der Nord- und Westküste. Blumenbach hat nur eine amerikanische Rasse, die er die rothe nennt; allein die vielen Völkerschaften im Innern Südamerikas lassen sich auf keine Weise zu den Rothhäuten zählen. Der Kopf ist fast überall unverhältnismäßig groß und steckt zwischen den Schultern, die Stirn ist breit, doch knapp, da der Haarwuchs nahe über den Augenbraunen beginnt. Auch die Nase ist keineswegs schnabelartig, vielmehr platt mit abstehenden Nüstern, und die Haut variirt zwischen lohgelb, olivenfarben und rußschwarz, und geht bei einigen Völkerschaften (z. B. den Guayakas) halb ins Europäische über.

Die Patagonier, an Wuchs weit über den andern, haben langes dunkles Haar, und sind schwarzbraun, obwohl unter kaltem Himmel lebend. —

Aus der Vermischung von Personen verschiedener Rassen entstehen Mischlinge, deren Zahl in Gebieten, wo sich verschiedene Rassen begegnen, oft so groß ist, daß man kaum noch Individuen reiner Rasse findet. In Amerika hat man für die Mischlinge eigene Bezeichnungen aufgestellt: Mestizen (was eigentlich allgemein

Mischling bedeutet) sind Mischlinge von Weißen und Amerikanern, Mulatten von Weißen und Negern, Zambos (Chinos) von Negern und Amerikanern. Aus der fortgesetzten Mischung von Mulatten oder Mestizen mit europäischem Blute entstehen Tercerones, Oarterones, Quinterones, bei welchen der kaukasische Typus mehr und mehr hervortritt und zuletzt, z. B. bei den Quinteronen, nur noch ganz untergeordnete Kennzeichen (wie z. B. Nägelfarbe) an die ursprüngliche Beimischung fremden Blutes erinnern.

Schlußbemerkung. Wie nach Gestalt und Hautfarbe, lassen sich die Menschen auch nach dem Bau ihrer Sprachen abtheilen; doch sind die Sprachen vieler Völker noch nicht genügend untersucht und mit andern verglichen, um hier eine darauf gegründete genaue Eintheilung aller Völker der Erde anführen zu können.*)

§. 42. Kulturfähigkeit dieser Rassen.

Der Mensch ist das edelste Geschöpf der Erde, und doch besitzt er von Natur weder eine Kunstfertigkeit noch ein bestimmtes Wissen; was er erhalten, ist viel wichtiger und höher: Keime nämlich von Fähigkeiten oder ihm unbewußten Anlagen, die erst in Gesellschaft mit seines Gleichen und mit der ihn umgebenden Natur allmählich sich entwickeln und ausbilden können. Wie unter den ersten Menschen die Beschäftigungen mit Jagd, Fischerei, gezähmten Hausthieren und Ackerbau entstanden; wie sie familienweise und in Völkern sich zusammengethan; wie sich zuerst Gottesdienst, Priesterschaft und Staatswesen gestalteten; welche Erfindungen und Entdeckungen aus Nachdenken und Bedürfnis hervorgingen, so daß zuletzt die Schreibkunst den Weg zur wissenschaftlichen Kultur bahnen konnte: darüber hat man viel geforscht und auch nicht wenig gefunden. Sicher ist, daß Jahrtausende darüber vergingen. Noch jetzt gibt es viele Völker, die seit undenklicher Zeit fast thierisch leben oder doch auf sehr niedrigen Stufen der Entwicklung sich befinden. Bei manchen dagegen gerieth der Geist früh in größere Thätigkeit, und führte sie zu Kenntnissen, Erfindungen und Einrichtungen, die der übrigen Menschheit ohne sie völlig unbekannt geblieben wären. Einige, die in gewisser Hinsicht beträchtliche Fortschritte gemacht, geriethen auf halbem Weg in einen Stillstand, den ihr Geist nicht zu überflügeln vermochte. Andre hinwieder, doch nur sehr wenige und von den sie umgebenden Naturverhältnissen besonders begünstigte erkannten keine Schranke, als die, welche dem menschlichen Geiste überhaupt gezogen ist und gelangten im freiesten Gebrauche großer Fähigkeiten zu den vollendetsten Werken

*) Mit Recht zählen wir das Deutsche zu den Hauptweltsprachen. Nach ungefährer Schätzung sprechen nämlich jetzt auf dem Erdboden etwa 90 Mill. Menschen das Englische (in Großbritannien, Nordamerika, auf den Bermudas, in Jamaica, Georgstown, im Kapland, in Ostindien, Australien ꝛc.), etwa 75 Mill. das Deutsche (im deutschen Reich, in Oesterreich-Ungarn, in der Schweiz, den Niederlanden, in Rußland, Nordamerika, Südamerika, Australien und über die übrige Erde zerstreut), 55 Mill. das Spanische (in Spanien, Kuba, Mexiko, den mittel- und südamerikanischen Republiken, Manilla ꝛc.), 45 Mill. das Französische (in Frankreich, Belgien, der franz. Schweiz, in Orten Kanadas, in Cayenne ꝛc.)

der Denk- und Dichtkraft sowohl, als zu den möglichst freien Einrichtungen des bürgerlichen Lebens.

Die körperliche und geistige Einheit des Menschengeschlechts festgehalten, müssen diese Unterschiede als Ergebnisse natürlicher Verhältnisse angesehen werden. Wie der Mensch ein Kind seiner Zeit ist, so auch seines Bodens, seines Planeten; und wie er sich nicht über die von Vergangenheit und Gegenwart gezogenen Schranken erheben kann, so kann er sich auch nicht von dem Einflusse der Natur befreien. Er ist vielmehr vielfach mit ihr verflochten und erscheint in dieser Beziehung besonders abhängig von Klima, vom Boden, von der durch beide bedingten Nahrungs- und Lebensweise, sowie von Volksabstammung. Am Eismeer kann das Menschengeschlecht nicht so gedeihen, wie am mittelländischen; in den Tropengegenden neigen die Völker zu einem Leben der Erschlaffung, und die des höchsten Nordens haben ein erstarrtes Dasein, beide sind gleichwenig betheiligt am Fortschritt der Kultur, deren eigentliche Träger von jeher in den gemäßigten Himmelsstrichen zu finden sind. — Noch mächtiger zeigt sich der Einfluß der Bodengestaltung, des Vaterlandes: die geographische Eigenart des Landes spiegelt sich stets ab in den Bewohnern (vgl. S. 14). So wurde von 3 Zweigen sprachverwandter Völker der Araber durch die Wüste zum Rosse tummelnden Nomaden, der Phönizier durch sein schmales Küstenland zum kosmopolitischen See- und Handelsmann, und der Chaldäer durch die fruchtbare Euphratebene zum Ackerbauer und Fabrikanten. Bewohner von Engthälern sind beschränkt wie ihr Gesichtskreis, aber in der Beschränkung thatkräftig mit ausgeprägten Eigenthümlichkeiten in Sprache, Sitte und Gewohnheiten. Ausgedehnte Hochebenen und Steppenländer bilden keine Kulturvölker: sie begünstigen vielmehr nomadisches Leben, aus der Abwesenheit aller Anhaltspunkte für die Phantasie entsteht ein dumpfes träges Wesen und bei der ewigen Fernsicht erlahmt auch der Geist. Ungeheure, zusammenhängende Landmassen sind überhaupt der Gesittung und Bildung der Menschen ungünstiger, während ein vom Meere vielfach eingerissenes und reich gegliedertes Land hiefür besonders günstig erscheint. Flüsse erscheinen gleichfalls im allgemeinen als Entwickler und Leiter der Kultur, sowie religiöser Richtungen; in den Tiefländern großer Ströme entwickelte sich zuerst der Ackerbau, und durch ihn, den Geber der „süßen Heimat, der in friedliche feste Hütten wandelte das bewegliche Zelt“, nahmen religiöses und staatliches Leben bestimmte Formen an. — Auch der Gegensatz von Höhe und Tiefe und die dadurch bedingte Verschiedenheit der Luft erweist sich als höchst einflußreich für die geistige und körperliche Entwicklung der Völker. — Warum aber entstanden am indischen Meere früher Handelsplätze, prachtvolle Tempel und reichhaltige Dichterwerke, als auf den gesegneten Fluren Campaniens und Siciliens oder auf den Inseln des mexikanischen Golfs? Warum erreichten Indier und Chinesen nie dasjenige, was den Griechen und andern Europäern gelang? Hier macht sich der Unterschied der Rassen und Nationalität geltend; denn Völker im ganzen scheinen, wie Menschen im einzelnen, verschiedenes Talent zu haben; und wenn auch Kenntnisse und Begriffe wie von Menschen auf Menschen, so von Völkern auf Völker übergingen, so waren es doch nur gewisse besonders begabte Völker, die eine neue Anwendung davon zu machen und neue Entdeckungen und Gedanken daran zu reihen verstanden. Merk-

würdig ist es auf jeden Fall, daß in der Kultur des Geistes nur der chinesische, semitische und indo-europäische Stamm sich ausgezeichnet haben; nur unter ihnen sind Kulturstaaten entstanden.

Und wie verschieden sind wiederum diese! Den Hindus blieb trotz ihrer bilderreichen Gedichte, ungeheuren Tempel und wunderlichen Philosophie doch die geschichtliche Wahrheit, die wissenschaftliche Forschung und selbst der Gedanke, daß jeder Mensch zur Ausbildung seiner Fähigkeiten geschaffen sei, völlig fremd. Der Chinese hat stets mehr Verstand und weniger Phantasie gezeigt, als der Hindu, aber seine Gewerbthätigkeit und sein Nachdenken haben ihn ebenfalls nie zur geistigen und bürgerlichen Freiheit erhoben. Er ist wie der Hindu, und wie vor alters die Anwohner des Euphrat und Nil und der phönizischen Küste, auf niedrigerer Stufe stehen geblieben, als die beglückteren Völker Europas. Es läßt sich freilich entgegnen, daß es die Europäer leichter hatten, als die Asiaten, deren geringere Bildung ihnen vorausging; sie traten gleichsam auf die Schultern jener und konnten höher aufsteigen. Indes ist die Bildungsart der Europäer nicht bloß als eine Fortsetzung der aus Asien überkommenen zu betrachten, sondern so eigenthümlich, daß wir ihren Genius auch für einen eigenthümlichen und von dem der asiatischen und andrer Völker sehr verschiedenen halten können. — Wie überall in der Natur, finden wir auch in der Begabung der Menschengeschlechter die wunderbarste Mannichfaltigkeit.

Uebrigens bemerken wir zum Schluß, daß laut unsrer Geschichtskenntnis, die kaum 4800 Jahre umfaßt, sich die Kultur der Menschheit von Ost nach West, und zwar im gemäßigten Erdstriche, langsam fortbewegt hat. Dies geschah in gewissen Absätzen großer Zeiträume. Die älteste Kultur des Menschengeschlechts entwickelte sich wahrscheinlich in Ost-Asien, im chinesischen Tieflande. Einen zweiten Kulturherd bildete Süd-Asien, namentlich das obere Indus- und Gangesland. Die Ebenen am Euphrat und Tigris, sowie das Nilthal folgten. Dann erhob sich, als jene Staaten fast sämmtlich ihre Kraft verloren, die griechisch-römische Kultur; und als diese sich erschöpft und überlebt hatte, begann durch die Ausbreitung der Lehre Jesu und durch die frische Jugendkraft der Völker unsres deutschen Stammes die jetzige europäische Kultur, die sich bereits nach Amerika fortgepflanzt hat, um wahrscheinlich in der neuen Welt noch neue der Gegenwart unbekannte Früchte zu tragen. Billigerweise nimmt deshalb auch die geographische Betrachtung der Länder und Staaten ihren Anfang mit Asien, und geht über Afrika und Europa weiter zu den jüngst entdeckten und kolonisirten Erdtheilen.

Tabellarische Uebersicht zu §§ 41 und 42:

Anzahl der Menschen

nach

Erdtheilen, Rassen und Religionen.

Die Gesammtbevölkerung der Erde, von einigen Statistikern höher, von andern niedriger geschätzt, beläuft sich*) auf etwa 1377 Millionen.

Von diesen kommen:	auf	Asien	794,000000
	„	Afrika	192,520000
	„	Europa	301,600000
	„	Amerika	84,524000
	„	Australien und Polynesien	4,365000
		Zusammen	1377,009000

Nach Rassen vertheilt etwa so:

Die weiße Rasse	508 Mill.
Die scythische -- Chinesen, Mongolen, Hyperboreer, wovon 10 in Europa,	495 „
Malaien und Polynesier	90 „
Aethiopische Rasse nebst Kaffern und Australnegern	250 „
Nord- und Südamerikaner	13 „
Mischlinge	21 „
Zusammen	1377 Mill.

---

*) Nach Petermanns Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 33.

In Hinsicht auf Religionen theilt man die Menschheit in Monotheisten und Polytheisten.

a) Monotheisten.

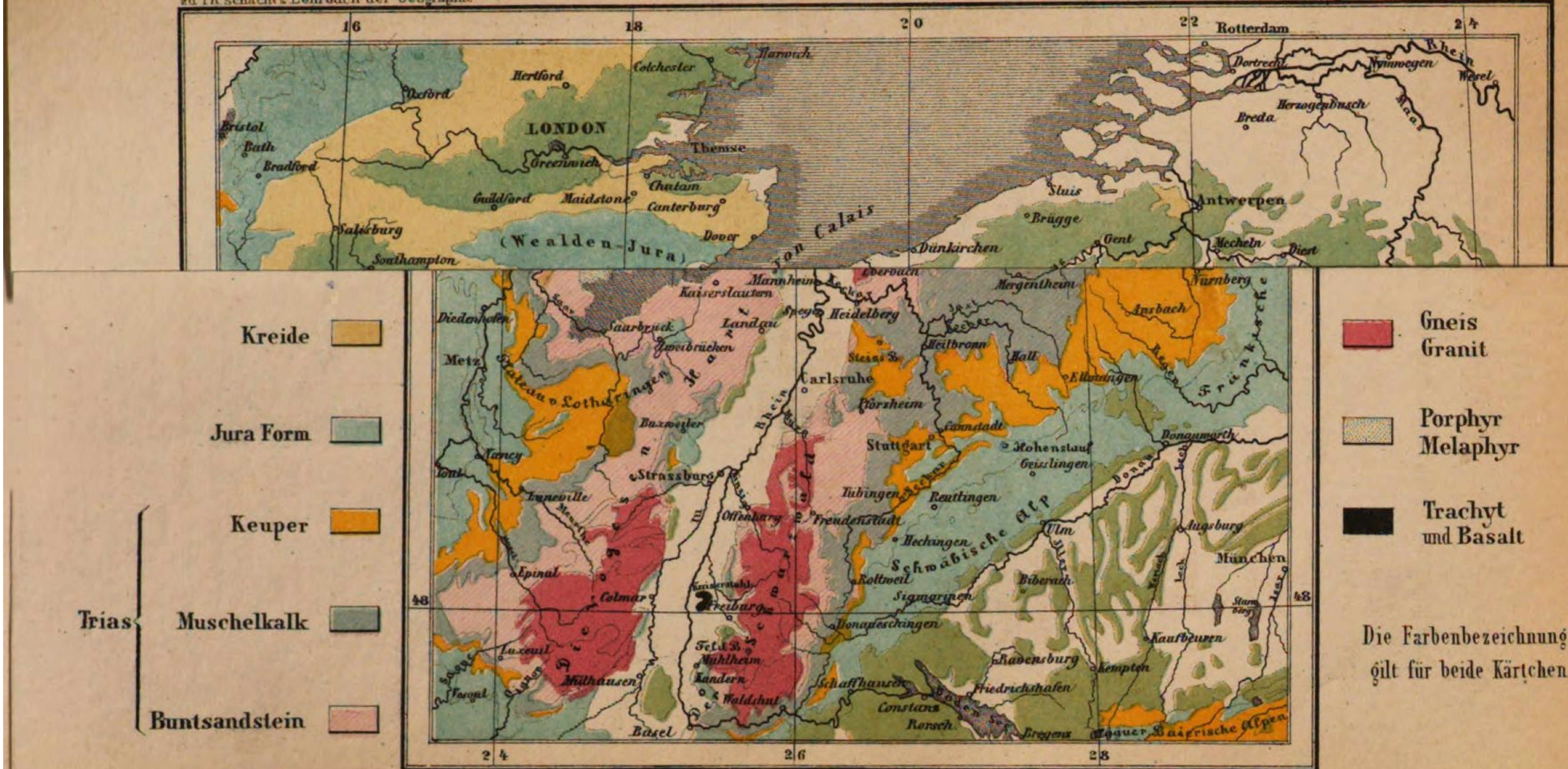
1.	Christen	396 Mill.
	nämlich von orientalischen Kirchen 95, von römischer 193, von protestantischen 108.	
2.	Moslemin nebst den Wahâbi	161 „
3.	Anhänger des Congfutse, vielleicht	4 „
4.	Bekenner des Mosaismus	6 „
5.	Sikhs oder Jünger des Nanek	3 „
		570 Mill.

b) Polytheisten.

1.	Verehrer des Buddha, wozu die Lamaiten gehören	480 „
2.	Braminische Gläubige	140 „
3.	Schamanen*), Fetischdiener und andere rohe Heiden	187 „
		807 Mill.

---

*) Schamanen sind eigentlich Zauberer; man bezeichnet mit Schamanenthum einen von Zauberwahn und Dämonenfurcht befangenen Geisterdienst nordmongolischer Völker, bei welchem man durch wüste Zaubereien und Beschwörungen die den Menschen feindlich gegenüberstehenden Dämonen zu bannen sucht.



Mainz, Verlag v. C. G. Kunze' Nachfolger.

Vierter Abschnitt.

Die Länder und Staaten der Erde.

I. Asien.

796005 Q. M., 794,000000 Bewohner.

§. 1. Allgemeine Uebersicht.

Umfang.

Asien gehört der Nordhälfte der Erdkugel an. Vom Eismeere, vom großen Ocean, vom indischen und mittelländischen Meere bespült, nimmt es einen gewaltigen Raum ein, so daß Europa nur als ein Anhängsel erscheint, das hinter dem Uralgebirge, hinter dem vom Flusse Ural nach der Wolga ziehenden Obtschei Sirt und hinter dem Unterlaufe des Don liegt. Durch die kleine Erdenge von Suez hängt Asien mit Afrika zusammen, und von Amerika wird es nur durch die 8 Meilen breite Behringsstraße getrennt.

Früher zog man die Grenze vom Unterlaufe des Don nordwärts zwischen Kasan und Nischnei-Nowgorod hindurch zum Ural; jetzt aber nimmt man gewöhnlich Uralfluß, Nordwestküste des Kaspisees und die Flüsse Terek und Kuban als Grenze.

Von der Straße von Babel Mandeb bis zur Behringsstraße dehnt sich Asien circa 1500 Meilen aus; von der Waigatschstraße bis zum Kap Romania 1100 Mln.; die Bewohner der Mitte (etwa Kuldscha am Ilifluß) sind 400 M. vom Meere entfernt, und der Flächeninhalt wird, ohne die Inseln, auf 720000, mit den Inseln auf 796005 Q.-M. berechnet (im Durchschnitt 997 Bewohner auf 1 Q.-M.).

Dennoch hat unser kleines Europa im Verhältnis weit mehr Uferland; denn seine Küstenentwicklung, vielfach ausgezackt, beträgt ohne die Inseln 4300 Meilen, während die des mehr als viermal größeren Asiens nur 7700, und selbst von dieser Zahl muß man den 1620 Mln. langen Rand des Eismeeres als für den Verkehr der Menschen fast werthlos abrechnen. Der äußern Glieder Asiens, nämlich der Halbinseln, sind auch nur wenige und gleich dem Hauptkörper meist von großem Umfange. Dies alles ist sehr bemerkenswerth, da sich die Kultur der Völker in der Nähe des Meeres

und an Strömen, die ins Meer fließen, eher und manchfaltiger entwickelt, als weit im Innern großer Continente, besonders wenn der Continent große Wüsten und abgeschlossene Hoch- und Tiefländer enthält, deren Gewässer gar nicht mit dem Meere in Verbindung stehen.

Halbinseln: Anatoli (Morgenland) oder Kleinasien 9700 Qm. — Arabien 48000 Qm. — Halbinsel diesseit des Ganges oder vorderindische 25000 Qm. — Halbinsel jenseit des Ganges oder hinterindische, mit der Neben-Halbinsel Malakka 26000 QM. — Korea 5000 Qm. — Kamtschatka ist von keiner Wichtigkeit.

Flüsse und Seen.

Die Gewässer sind auf der Karte am leichtesten zu finden; wir beginnen deshalb mit ihnen und lassen die Beschreibung der Einsenkungen und Höhen hernach folgen. — Hinsichtlich seiner Bewässerungsverhältnisse steht Asien in der Mitte zwischen Afrika und Amerika: während in ersterem die Plateau-, in letzterem die Tieflandsströme vorherrschen, sind in Asien beide Arten zu finden. Seine reichhaltige und nach allen Seiten hin verbreitete Bewässerung verdankt dieser Erdtheil nicht nur der centralen Lage seines Hochlandes, namentlich des östlichen, sondern auch der bedeutenden absoluten Höhe der Randgebirge, von denen dieses Hochland umgeben ist und die auch in den niederen Breiten noch in die Region des ewigen Schnees hineinragen, sowie dem Umstande, daß das Hochland von geräumigen Tiefländern umgeben ist, die den Stromsystemen eine bedeutende Entwicklung ermöglichen. Eigenthümlich ist den asiatischen Wassersystemen 1) das Auftreten zahlreicher continentaler Flußsysteme, 2) das Vorhandensein großer Doppel- oder Zwillingsströme, welche aus benachbarten Quellgebieten kommen, im Mittellaufe nach entgegengesetzten Richtungen sich fliehen, dann aber plötzlich sich wieder nähern, um entweder als Parallelströme, oder mit einder vereinigt sich zu ergießen.

1. Die Gewässer, welche ohne Abzug zum Meere sind: Der Kaspische See zieht den Blick zuerst an. Er hat eine Oberfläche von 8413 Qm., ist 157 M. lang und im Durchschnitt 50 M. breit. Sein Wasser ist salzig. Von NW. (aus Europa) empfängt er die Wolga, von N. den Ural, von W. aus dem Kaukasus den Terek, aus Armenien den Kur mit dem Aras (Cyrus und Araxes) und kleinere Flüsse. Mit dem Ocean in keiner sichtbaren Verbindung, hat er sein eignes Wassersystem. — Eben so verhält es sich mit dem Aralsee (40 Mln. östlich), dessen ehemalige Verbindung mit dem kaspischen durch den Flugsand einer benachbarten Wüste überschüttet ist. Der Aral empfängt die Ströme: Gihon (Oxus) im Unterlaufe Amu darja*) genannt, aus

---

*) Darja oder Ssu sind mittelasiatische Worte für Fluß, in China Kiang; Kul, Tso oder Noor heißt See; und Oola oder Ula, Dagh und Lün oder Ling Gebirg.

dem hochgelegenen Sarykul des Pamir-Plateaus, und den Syr darja (Sihon, Jaxartes) vom Gebirge Thianschân. Der Oxus, der durch ein verzweigtes Kanalisationssystem den gerühmten befruchtenden Einfluß seines Wassers auf weite Strecken überträgt und in seinem Unterlaufe die äußerst fruchtbare Landschaft von Chiwa (Chorasmia, Chwarism) durchfließt, ergoß sich vor Zeiten vom Aralsee aus, der nur eine seitliche Erweiterung des Kaspisees war und zu Zeiten ganz ausgetrocknet gewesen zu sein scheint, in den letzteren; das alte Flußbett ist noch vorhanden und jene Verbindung leicht wieder herzustellen, so daß sich dann durch Vermittlung der Wolga eine ununterbrochene Wasserstraße von der Ostsee bis zum Fuße des Hindukúsch eröffnet. — Oestlich des sogenannten Bolor Dagh hat der aus Jarkiang und Kaschgar darja zusammenfließende Tarimfluß in der Takla-Makân, d. i. dem westlichen Theile der großen central-asiatischen Wüste einen Streifen Kulturlandes geschaffen, längs dessen die Handelsstraße durch die hohe Tatarei von Turan nach China zieht; der Tarim endet im Lob-Noor. Nördlich des Thianschân fließt in entgegengesetzter Richtung durch die Dsungarei der Ili zum Balkaschsee; längs dieses Flusses, woran die Stadt Ili oder Kuldscha, zieht eine Handelsstraße von Rußland nach China. — Auf dem Tafellande Iran ist der Hamun- oder Zarehsee, vom Hilmend oder Hirmend gebildet, an dessen Ufern ein schmaler Kulturstreifen in die Wüste dringt — eine Hauptstraße nach Indien, auf welcher z. B. einst Alexander d. Gr. von Hyrkanien (Masenderan, die fruchtbare Südküste des Kaspisees) nach den Pässen des Hindukúsch und zum Kabul zog. Außer diesen gibt es noch viele kleinere Seen ohne Abzug zum Meere, z. B. westlich vom Kaspi der 1666 m. hoch gelegene armenische Wan, und der medische Schahi oder Urumia; ferner der Kuku nahe dem obern Hoangho, südöstl. vom Lob, und der tibetanische Terkiri oder Tengri, südlich vom Lob. — Auch das todte Meer, ein Salz, Pech und Schwefel haltender See (nördl. vom rothen Meer), gehört dazu; es nimmt von N. den Jordan auf, der im sumpfigen See Fiala am Fuße des Antilibanon entsteht.

2. Ostwärts zum großen Ocean fließen: Der Amur, der in den Tatarensund mündet, entsteht aus der Schilka, woran die Bergstadt Nertschinsk, vom Jablonowoi, und dem Kerlun; beim Durchbruch durchs Chingangebirg erhält er seinen Namen und durchfließt dann die sehr kulturfähige Mandschurei. Der Hoangho entspringt im tibetanischen Hochlande am Sternenmeer (Uring-Noor), nahe dem Ostende des Küenlün und mündete vor Zeiten in den Golf von Petschili, ward dann durch einen Riesenkanal zu einer südlicheren Mündung abgelenkt (unter 34° N. Br.), hat aber in den Jahren 1850—53 unter ungeheuren Verheerungen sein altes Bett wieder aufgesucht. Der Jantsekiang, gleichfalls vom Küenlün, ist weit aufwärts beschiffbar, die Hauptstraße für das rege Verkehrsleben der chinesischen Welt — bereits regelmäßig mit Dampfschiffen befahren — und mündet in das chinesische Meer. Desgleichen der Sikiang oder Tschu, der Strom von Kanton, der aus dem südchinesischen Nanling kommt und unterhalb der Stadt Kanton seine breite, inselvolle, von den Portugiesen bocca tigre (Tigermaul) genannte Mündung hat.

3. Ins südchinesische Meer: Der Maikaung oder Strom von Kambodscha, wie auch die andern hinterindischen Ströme in seinem Oberlaufe noch wenig bekannt, und der Menam oder Strom von Siam, der bei Bangkok mündet.

4. In den bengalischen Golf: Der Saluën, wahrscheinlich aus dem (noch fast ganz unbekannten) Schneegebirge Sineschan (östl. des Himálaya), mündet bei der Hafenstadt Martaban. Der Irawaddi (Schlagintweit: die Irávadi), mit vielarmiger Mündung und dem Hafen Rangun, kommt gleichfalls aus den Gebirgen nördlich von Hinterindien. Der Bramaputra, der bei Sadia in das Assámthal eintritt, entsteht in noch unerforschten Gebirgsregionen nordöstlich des Tengri-Noor und wird in den verschiedenen Theilen seines Oberlaufes von den der Rasse nach verschiedenen Bewohnern Lohit, Záyöchu und Lantsan-Kiang genannt. Vor seinem Eintritt in das Assámthal vereinigen sich mit ihm von rechtsher der Dibóng (Khara-ussu) aus dem Buku-Noor (neben dem Tengri), und sein mächtigster Seitenzufluß Dihóng, der Hauptstrom Osttibets, der hier die Namen Tachóg-Khábab = „herabgestiegen aus dem Munde des edlen Pferdes," oder Tsangbotschú = „das heilige Wasser," führt; für den oberen Theil wird meist Yáru = „der obere," beigefügt. Das große Deltagebiet des Bramaputra ist innig verbunden mit dem des Ganges; „die Ganga," den Hinduvölkern als Götterkind und Lebensspenderin heilig, ist wie der Dihóng, ein Kind des Himálaya und kommt in einer Seehöhe von 4320 m. aus dem Thore eines gewaltigen Gletschers an der Südseite des Gebirgs, der zwischen Hörnern von 6800 m. Höhe herab hängt, stürmt dann unter dem Namen Bagirathi bei dem Wallfahrtstempel Gangotri vorbei und durchrauscht bald darauf das herrliche Alpenland Sirinágur. Der Ort Hardwár, wo der Strom das Gebirg verläßt, liegt nur 305 m. hoch; er durchfließt dann in mehr denn 300 Mln. langem, nach SO. gerichteten Laufe eine Tiefebene, die durch ihn und seine mächtigen Nebenflüsse in regelmäßigen jährlichen Ueberschwemmungen bewässert wird und so weit der befruchtende Einfluß der Gewässer reicht, eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit zeigt, während die höher gelegenen Stellen sandig und steppenhaft sind. Unter seinen Nebenströmen ist der bedeutendste die ihm parallele, 190 Meilen lange Dschumna, und bei Allahabad, 140 Meilen vom Meere, hat er schon eine Tiefe von 11 m. Seine Mündung ist ein vielarmiges großes Delta (Sunderbunds), das zahllose, waldbdichte, von reißenden Thieren, Amphibien, allerlei Vögeln und Insekten überfüllte, zum Theil in stetem Entstehen und Vergehen begriffene, zum Theil auch mit Reisfeldern und Palmen prangende Inseln bildet. Die äußersten Arme des Deltas heißen Padma und Hugly; im letztern können Seeschiffe 25 Meilen weit aufwärts bis Kalkutta fahren. Von W. her fließen in den bengalischen Golf die kleineren Ströme Godavery, Krischna (Kistna) und Kavery, die alle an den Westghats entstehen, auf dem Hochlande, das sie in südöstl. Richtung durchfließen, ihre Wasser sammeln und durch breite Thalöffnungen zwischen den Ostghats der schmalen Küstenebene von Koromandel zufließen.

5. Zum indopersischen Meer: Die Nerbudda vom Plateau von Omerkuntuk strömt längs des Südabhangs der Vindhyakette von O. nach W. zur Bai von Cambay.

Der Indus oder Sind hat seinen Ursprung nordöstlich von dem des Ganges, aber in Hochtibet hinter der Kailáskette des Himálaya, in 4500 m. Seehöhe. Die Kailásgruppe gilt in der indischen Mythologie als Gebiet des Kúver, des indischen Pluto oder Gottes des Reichthums, vielleicht nicht ohne Verbindung mit dem Vorkommen von Goldfeldern in der Nähe, die auch in den letzten Jahren unerwartet

wieder an Wichtigkeit zugenommen haben; auch Schiwa, der Zerstörer, soll im Kailásgebirge sehr oft seinen Aufenthalt haben. In einem langen, nach NW. gerichteten Oberlaufe durchfließt der Indus das Hochland Ladák in Westtibet (Hauptort Le 3513 m.), um dann in einem unzugänglichen Querthale das Gebirge zu durchbrechen und bei Attok, dem Schlüssel von Indien an der Mündung des Kabul (vom Hindukúsch), ins Tiefland einzutreten. Hier gehen ihm von links aus dem Himálaya 4 Flüsse von beträchtlicher Größe zu, deren westlichster Dschilum (im Alterthum Hydaspes) und deren östlichster Sutledsch (ehemals Hyphasis). Der Dschilum durchfließt im obern Laufe das reizende Alpenthal von Kaschmir, wo er den Wuller- (Wolar-) See (1562 m. hoch) bildet. Der Sutledsch kommt von der der Himálayakette zugewendeten Seite des Kailásgebirges aus den, durch ein breites, wenn auch nicht das ganze Jahr hindurch sehr reichlich gefülltes Flußbett verbundenen Seen Mansaráur und Rákus-Thal (4648 m. hoch); auf der Ostseite der sanft ansteigenden Erhebung, welche mit dem Maryim-la als dem niedersten Uebergangspunkte (4724 m) den Bramaputra vom Indus trennt, entsteht der Tsangbotschú. Der Sutledsch hat eine Länge von 125 Mln. Das Land an den 4 Strömen und daneben am mittleren Indus heißt Pendschâb, d. h. Fünfstromland. Der Macedonier Alexander durchzog es einst und stritt dort mit des Porus Kriegern und Elephanten. — In den persischen Meerbusen: der Euphrat mit dem Tigris. Jener entspringt im armenischen Hochlande, nördlich vom See Wan, und läuft in langem, sehr großem Bogen um den Quellbezirk des Tigris herum, wo er den Hochlandsrand in der Gegend von Diarbekr durchbricht. Beide sind anfangs in weitem parallelen Abstande, nähern sich dann stark (bei Bagdad), entfernen sich wieder und fließen jetzt vereint als Schat el Arab in den Golf. In den letztern Jahren hat sich vor dem Punkte der Vereinigung ein starker Arm des Euphrats abgezweigt und in die Wüste ergossen. Der Tigris ist reißender und hat höhere Ufer; aber sein Flußbett liegt etwas tiefer als das des Euphrats. Der Euphrat überschwemmt und befruchtet die Umgegend, wie Ganges und Nil; aber die früheren ausgezeichneten Be- und Entwässerungsanstalten sind nun verfallen, das Land ist verödet. — Die große Halbinsel Arabien hat keinen Strom.

6. Ins mittelländische Meer. Und zwar a) ins schwarze Meer (Pontus Euxinus): der Kuban und der kleine Riom oder Phasis, beide aus dem Kaukasus; und der Kisil Irmak oder Halys aus Kleinasien — b) ins Meer Marmara (Propontis): der kleine Granikus vom trojanischen Geb. Ida — c) ins ägeische: der kleine Simois mit dem Skamander, vom Ida, mündet am Ausgange des Hellespont oder der Dardanellenstraße; der Sarabat (ehemals Hermus) und der Mandres oder Mäander, beide von den phrygischen Hochflächen Kleinasiens.

7. Ins Eismeer: Die Lena (mit vielen Nebenflüssen) aus einem Gletscher der westl. Gebirgsumwallung des Baikalsees — der Jenisséi aus dem Längenthale zwischen der Sajankette und dem Tangnu Oola (südwestl. des Baikal) nimmt von rechts her auf die Selenga, deren Quellgebiet dicht neben dem des Hauptstromes liegt, die aber nordostwärts dem Baikal zufließt, den sie als Angara oder obere Tunguska verläßt; ihr parallel gehen noch eine mittlere und untere Tunguska zum Jenisséi — der Ob, dessen Quellbezirk westlich von dem des Jenisséi, am Altai; sein bedeutender

Nebenfluß Irtisch (mit dem Beifluß Tobol) kommt von der Südseite des Altai, durchfließt den fischreichen dsungarischen Dsaisang-Noor und ist 450 Meilen lang.

Gebirge.

Betrachtet man auf einer guten physikalischen Karte von Asien die Oberflächenform dieses Erdtheils, so bemerkt man, daß der Kern oder das Gerippe desselben gebildet wird durch eine Hochlandszone, die, in wechselnder Breite, aber im ganzen im Osten ausgedehnter als im Westen, vom ägeischen bis zum Behringsmeere in einer Längenausdehnung von 1100 Meilen sich erstreckt. Rings von mehr oder minder hohen Randgebirgen eingeschlossen, an die sich dann im N., O. und S. Tiefländer von verschiedener Ausdehnung legen, erleidet sie zwischen 85 und 90° ö. L. oder zwischen Balch (am Amu) und Attok (am Indus) durch golfartiges Eindringen der nördlichen und südlichen Tiefländer eine Zusammenschnürung, durch die sie in ein (kleineres) vorderasiatisches und ein (größeres) hinterasiatisches Hochland geschieden wird. Wir betrachten zuerst die Randgebirge und Massenerhebungen des letzteren.

1) Als grandioseste Massenerhebung unseres Planeten tritt uns hier zunächst jene Summe kolossaler Gebirgspartien entgegen, die, mit einer Axe von SO. nach NW., vom Bramaputra bis zu den Seen Riankul und Karakul (ungefähr im Parallel von Kaschgar), vom Gangestieflande bis zur Wüste Takla-Makān sich erstrecken: nicht einzelne wasserscheidende Bergketten, sondern gewaltige Gebirgsmassen, Hochplateaux mit aufgesetzten Gipfeln und Bergreihen, an verschiedenen Stellen verschieden benannt und im ganzen, nach der unmittelbar über dem hindustanischen Tieflande sich aufthürmenden südlichen Flanke, als Himālaya-System oder Himālaya-Massiv*) zu bezeichnen. Dieses zusammengesetzte Gebirgssystem, aus vielen Einzelketten bestehend und ansehnliche Länder innerhalb seiner Thäler umschließend (wie z. B. Kaschmir, Tibet), das eine Fläche von 43,000 Q.-M. überdeckt (das 14fache der Alpengrundfläche), steigt im Durchschnitt zu einer Plateauhöhe von 3000—4800 m. an, auf welcher Höhe dann erst die einzelnen Bergzüge 2c., verschieden geordnet, aber im ganzen in der Richtung der Hauptaxe, aufgesetzt erscheinen; wer auf der gewöhnlichen Handelsstraße von Indien nach Jarkand zieht, hat nicht weniger als 11 hohe Päſſe zu überschreiten, von denen nur 2 niedriger sind, als die Gipfel des Montblanc. Es ist einleuchtend, daß Handelsstraßen in solcher Höhe dem Transport der Waaren Hindernisse ganz besonderer Art (z. B. in Anlegung nothdürftig passabler Wege, in Beschaffung der Nahrung für die Lastthiere, durch Athmungsbeschwerden 2c.) entgegenstellen.

---

*) Schlagintweit — Sakünlünski: Hochasien.

In allen Theilen Hochasiens, von der Süd- bis zur Nordflanke, finden sich zahlreiche Stellen, welche auf die frühere Existenz von Gebirgsseen hinweisen. Diese Seen lagen (nach Schlagintweit-Sakünlünski) entweder in Senkungen und Erweiterungen der Flußthäler und hatten dann ungeachtet großer Ausdehnung eine deutlich mit den umgebenden Kämmen congruente Richtung, oder sie füllten jene flachen und breiten Thalstufen aus, welche hier, ähnlich wie in den Alpen, in manchen Thälern mit steilen und engen Strecken wechseln. Die Erosion, d. i. die stetig fortschreitende Wirkung des Einschneidens der Flüsse — dieselbe Ursache, welche im ganzen Himálaya-System die Wasserfälle verschwinden machte und sie in Stromschnellen verwandelte — hat die meisten dieser Seen entleert; und wo in Hochasien jetzt noch Seen vorkommen, sind es meist nur Reste von Becken, die durch Erosion ihres früheren Wasserreichthums beraubt wurden. Da jetzt auch der atmosphärische Niederschlag ein äußerst geringer ist, bringen die Umstände der Lage (gleiche Stärke der Insolation, geringer Luftdruck ꝛc.) einen stetig überwiegenden Verlust durch Verdunsten hervor, so daß nothwendig ein Salzigwerden dieser Seenreste eintreten muß. Als eine Eigenthümlichkeit der Flüsse dieses Gebirgskomplexes erwähnt der englische Reisende Shaw, daß sie ihren Weg nicht sofort in die Ebene finden, sondern oft viele 100 Meilen weit in Längenthälern dahin fließen, bis sie endlich ihre Kraft zusammennehmen und durch eine Spalte in der Gebirgsbarriere aus ihrem Gefängnis ausbrechen. Als auffälligstes Beispiel führt er den Indus an, der hinter 5 Ketten des Himálaya nach NW. läuft, bevor er seinen Wendepunkt erreicht und, alle fünf durchbrechend, südwärts in die indische Tiefebene hinaustritt. Jeder seiner 4 großen Zuflüsse, die mit ihm dem Pendschâb den Namen gegeben und die er in diesem weiten Bogen umschließt, ahmt in kleinerem Maßstab das Beispiel nach und die Schluchten, in welchen sie die Bergketten durchschneiden, bilden die wildeste Scenerie im Himálaya. Aehnliches findet sich in der Ostseite Tibets beim Tsangbotschú; das Gleiche im nordwestlichen Theile des Massivs bei den Flüssen, die zum Tarim strömen. Der Karakâ'sch-Fluß z. B. (in dessen Nähe am Fuße des Gebirgs Khótan oder Iltschi) fließt 20 Meilen längs der Südseite des Küen-Lün, bevor er mit einer plötzlichen Wendung durch die Schlucht von Schâdula entkommt, und der Jarkiang (Jarkand-Fluß), der am Karakorúm-Passe entsteht, beschreibt einen großen Bogen hinterm nordwestlichen Theil desselben Küen-Lün, ehe er sich nach Jarkand wendet; er beginnt mit einem fast westlichen Lauf und endet mit einem langen östlichen in die Takla-Makân. Diese Gestalt des Landes bildet auch eine Hauptschwierigkeit der Bereisung; denn man findet es leichter und kürzer, die Handelsrouten quer über all die verschiedenen Ketten einzuschlagen, als die letzteren, den weit umführenden Flußthälern folgend, zu umgehen. Daher — abgesehen von politischen u. a. Hindernissen, die den Reisenden bisher im Wege standen — ist Hochasien ein noch verhältnismäßig wenig erforschtes Gebiet und die wissenschaftliche Literatur über dasselbe ist noch sehr jungen Datums. — Betrachten wir die einzelnen Theile etwas näher.

Die bekanntesten Theile Hochasiens sind die kolossalen Ketten und Bergreihen, die unmittelbar über der Gangesebene sich aufbauen und die dem ganzen System den Namen gegeben: Das Himálayagebirge.*) Vom Indusdurchbruch bis zur Mün-

*) Himálaya heißt (wie auch Alpen ꝛc.) „Schneegebirge," Mus-Dagh heißt wörtlich „Eisberg".

dung des Dihóng in den Bramaputra hat es eine Längenausdehnung von 320 Mln., und bei einer Breite von 30—40 Meilen überdeckt es eine Fläche von 12000 QM. Sein innerer Bau ist ziemlich einfach: reist man nämlich von Süden her hinauf, so kann man in der scheinbaren Verwirrung der Berge und Thäler doch bald mehrere Parallelketten unterscheiden, von denen die nördlichsten die höchsten sind; die vorderen, mit vorherrschendem Sandstein und 1000 bis 1500 m. Höhe, die mittleren, aus Schiefer und Urkalk bestehend, von 2400 bis 3600 m. und dahinter das Hochgebirg aus Gneis und Granit, das bloß im Kamm (5500 m.) die Gipfelhöhe unsers Montblanc übersteigt, allein seine Kuppen, Hörner und Spitzen noch weit darüber hinaushebt. Der Riesen von 6000 m. gibt es viele, mehrere von 7000 und noch höher. Der Kedarnath mit dem Gangesgletscher hat fast 7500 m., der Nanda-Dewi oder Dschuwahir zwischen Ganges- und Goggraquellen 7810 m.; der Nanga Purbut (Diámer) nördlich vom Wullersee und nahe dem Indusdurchbruch 8116 m.; der Parkyul (Purgyá!) am obern Sutledsch 6774 m. Inmitten der Gebirgskette, etwa im Meridian von Benares, und zwar im Lande Nepál, thront als ein König der Riesen der 8178 m. hohe Dhawala Giri (d. h. Weißberg), 58 Meilen weiter südöstlich im Lande Sikkim der Kandschin Jinga, (Kantschindschinga), den man 8582 m. hoch gefunden; zwischen beiden, sie alle übertreffend, ragt der Gaurisánkar (Chingopamari), von den Engländern Everest benannt; er mißt 8839 m. (27212'). Der einige Jahrzehnte für 8400 m. hoch gehaltene Tschamalari, nicht weit von Tassisudon, hat nicht 7300 m. Von den gemessenen Pässen ist der höchste der Ibi-Gáminpaß 6236 m., vom Ganges zum obern Sutledsch; der Párang vom Sutledsch zum Indus in der Nähe des Salzsees Tso Moriri (4611 m. hoch) hat 5640 m.; der Bara-Lacha 45 Mln. nach NW. und gleichfalls zum obern Indus 4933 m.; der Tsódschi von Kaschmir nach dem Plateau von Dras in Balti 3504 m. — Jenseit dieser höchsten Ketten steigt man vom Kamm nur wenig über 1000 m. abwärts in Längenthäler und bergige Hochebenen: nach dem Hochland von Osttibet am Tsangbotschú, östlich vom Mansaráur, und dem von Westtibet am obern Indus, westlich von Mansaráur. Innerhalb dieser Ketten aber liegen terrassenförmig Hochthäler von bedeutender Ausdehnung: so im Westen das durch seine Vegetation so berühmte Kaschmir mit Srinágar (1568 m.), in der Mitte die Thäler von Nepál mit Katmandu (1524 m.), im Osten die von Bhután mit Tassisudon.

Zahlreich sind die Flüsse des Gebirgs; aber bemerkenswerth ist es, daß gerade in jenen Thälern hinter der Hauptkette die bedeutendsten Ströme entspringen, und erst durch Einsenkungen des Kamms nach Süd durchbrechen. Nicht minder bemerkenswerth ist der Unterschied der Schneegrenze, denn an der Südseite beginnt sie schon etwas unter 4000 m., so daß der ganze Kamm ewig beschneit erscheint, an der Nordseite aber hängt der Schnee selten weiter abwärts als bis auf die Linie von 5100 m. (S. o. S. 351).

Die Berichte der Reisenden sind voll Staunen und Entzücken über das Furchtbare und Erhabene dieser ausgedehnten Gebirgswelt. Was die Alpen so anziehend macht, zeigt sich hier in vergrößertem Maßstabe und in verstärkter Wirkung. Der Himmel hat eine tiefere Bläue, der Schnee ein blendenderes Weiß; wilder noch und zertrümmerter sind die Granitmassen, mächtiger die oft 4000 m. von oben herabhängenden Gletscher, furchtbarer und donnernder die Lawinen. Aber auch der Anbau steigt hier (17 Breiten-

grade dem Aequator näher als in den Alpen) höher in den Thälern hinauf, so daß man Dörfer 3200 m. überm Meerspiegel findet, ja im Hochthale des Sutledsch hinter der Hauptkette liegt noch 4200 m. hoch ein Dorf mit Roggenfeldern in der Nähe und tibetanischen Bergschafen zum Lasttragen. Natürlich ist auch das Pflanzenreich mannigfaltiger, da es von der alpinischen Region nicht bloß in die des Weinstocks, sondern in die wärmeren fast tropischen sich verbreitet. In den mittelhohen Gegenden prangt europäische Waldung von Nadelhölzern, Eichen und Platanen, weiter abwärts, namentlich gen Ost, von Magnolien, Kastanien, Lorbeer, Wallnuß u. s. w., und noch südöstlicher von Tikbäumen, wo neben den Bambusarten schon der Pisang erscheint; und je nach dem Klima der Regionen und nach dem Breitengrade — denn das Gebirg liegt zwischen dem 27. und 36. Parallel — sieht man den Anbau von Baumwollstauden und Zuckerrohr, von Reis, Weizen und Gerste, Obst und Wein. — Freilich eines Schmuckes entbehrt das Himálaya: jenes Kranzes herrlicher Seen, der unsere Alpen umgürtet und dieselben so anziehend macht; denn an der ganzen Südabdachung des Himálaya ist die Wirkung der Erosion so bedeutend, daß diese ganze Region der Zierde der Alpenseen fast gänzlich ermangelt. Trotz der großen Ausdehnung der Gebiete von Assám bis Kábul sind (nach Schlagintweit) außer dem kleinen See Rainitál (½ engl. QM., nahe der gleichnamigen Gesundheitsstation in Kamáon, 2000 m. hoch) nur der See bei der Stadt Srinágar (1568 m.) und der Wullersee (1562 m.), beide in Kaschmír, von Bedeutung für den landschaftlichen Charakter. Desto häufiger findet man Formen von früheren Seebecken, oft von großer Tiefe, die theils mit Geröll vom Flusse ausgefüllt, theils durch die Erosion des Flusses an seiner Ausflußstelle nach und nach trocken gelegt wurden, sowie auch die alten Sagen der Hindus in bestimmter Weise von früheren Süßwasserseen sprechen. Aus dem gleichen Grunde (Erosion) entbehrt das Himálaya auch der Reize der Wasserfälle. — Und damit es auch am Widerwärtigen und Unschönen nicht fehle, so zieht sich an der untersten ins fruchtbare Tiefland übergehenden Böschung ein mooriger zwischen 4 und 8 Meilen breiter Saum hin, das Terai, ein Gewirr von Wald und Büschen, Gestrüpp und Schilf — auch Dschengeln genannt — ungesund und ein Aufenthalt reißender Thiere und giftigen Gewürms. Das Terai war es auch, das die indische Bevölkerung vom Himálaya fern hielt, dessen Hochthäler vielmehr von Völkern tibetanischen Stammes bewohnt werden, denen von ihren Hochthälern aus das Ueberschreiten des Gebirges leichter wurde.

Hinter den Hochthälern von Ost- und Westtibet finden sich neue Bergmassen, die östlichen kaum dem Namen nach bekannt (Dsang-Gebirge), die westlichen noch nicht genügend erforscht. Die letzteren, früher wohl auch, wenigstens theilweise, nach einem Passe Mus-Dagh genannt, werden seit den Schlagintweitschen Reisen gewöhnlich mit dem Namen Karakorúm, d. i. „schwarze Berge" *) wegen der hier so hohen Schneegrenze, also der großen schneefreien Flächen, bezeichnet (Vergl. S. 351.) Die Höhe der Kämme und Pässe in diesen mächtigen Bergzügen ist noch bedeutender, als im Himálaya; denn zwischen 74½—77° O. L. v. Greenwich beträgt die Kamm-

*) Also identisch mit der Deutung von Pyrenäen, als „dunkle Gipfel." Bei den Eingebornen wird allerdings der Name bloß auf den nachher zu nennenden Paß und seine Umgebung bezogen.

Höhe 7800—8100 m., weiter nach Osten zu 5500—7000 m. Von den Pässen sind namentlich erwähnenswerth: der Mus-Dagh (5600 m.) vom Indus zum Jarkiang, der Karakorúm (5583 m) vom Schayók, einem der Hauptnebenflüsse des obern Indus, zum obern Jarkiang; die Quellen beider Flüsse liegen in der Nähe des Passes. Der dritte Paß, der Tschang-Lang oder Tschang-Tschenmo (5742 m.), kreuzt das Gebirge mehr gegen SO. hin und bildet einen merkwürdig bequemen Weg vom obern Indus zum Karakásch. Die Hauptschwierigkeiten beim Ueberschreiten dieses Gebirges liegen in der verdünnten Luft bei so bedeutender Höhe und in der Sterilität der Umgegend, wodurch die Lastthiere viel zu leiden haben; im übrigen existiren (nach Hayward) auf dem Tschang-Tschenmo-Paße keine natürlichen Hindernisse für die Anlage eines Weges, auf dem leichte Wagen verkehren könnten. Was die Gipfel des Karakorúm betrifft, so finden sich hier viele Schneeberge, deren Höhe jene des mächtigen Kanchinjinga erreicht oder sogar übertrifft, welcher, bis die Forschungen in diese Gegenden sich erstreckten, als nur vom Gaurisánkar an Höhe übertroffen galt; so ragt z. B. hier an der Ostseite des Mus-Dagh-Passes die Riesengestalt des Dápsang 8619 m. (26533′), des zweithöchsten Gipfels der Erde. — Der Karakorúm bildet im allgemeinen die Wasserscheide zwischen den indischen Strömen einerseits und denen der Takla-Makān und Chinas anderseits; doch darf man sich darunter nicht eine wasserscheidende Kette denken: die Hochplateaux, die Massenerhebungen bilden auch hier, wie im ganzen Himalaya-Massiv, den Hauptcharakter der Bodengestaltung. Es existirt kein zusammenhängender Wasserscheiderücken zwischen Süd- und Central-Asien. Der Karakorám-Paß ist der Spalt eines Hochplateaus, das allerdings zwischen enormen Bergen liegt, aber durchaus nicht mit deren Axe zusammenfällt. Es dehnt sich hier, berichtet Shaw, mindestens vom Meridian der Indusquellen bis zu dem von Khokand, eine Hochlandregion aus, deren Mitte ein Gürtel neutralen Bodens einnimmt, der den verschiedenen hydrographischen Gebieten gemeinschaftlich angehört. In diesem Gürtel verschränken sich die Quellarme der nach den beiden Hauptrichtungen abfließenden Flüsse in der merkwürdigsten Weise zugleich mit solchen, welche keine der beiden Richtungen verfolgen, sondern sich in Sand oder isolirten Seen verlieren — und zwar so, daß keine bedeutenden Bodenerhebungen sie von einander trennen. Ein Bach, der anfangs ostwärts nach China zufließt, läuft schließlich westlich in den Schayók und Indus, während man einige hundert Schritte davon zwei parallele Bäche in entgegengesetzten Richtungen laufend findet. Hohe Bergkämme trifft man allerdings auch in dieser Region, wie in den übrigen Theilen Hochasiens; aber das Streichen ihrer Schichten und ihre Erhebungsaxen correspondiren nicht immer, nicht einmal oft mit der Richtung des neutralen Gürtels der Wasserscheide. Viele der auffälligsten und großartigsten Gebirgsmassen würden auf einer hydrographischen Karte nur von untergeordneter Bedeutung sein. Ein Berg von 8000 m. Höhe scheidet vielleicht nur 2 Bäche, während die weiten Becken von Central- und Südasien durch wenige Meter ebenen Sandes von einander getrennt sind.

Nördlich dieser mittleren Gebirgspartien des Himálayasystems dehnen sich wieder plateauartige Längenthäler aus, jedoch vielfach von Bergreihen durchzogen und im Westen mit nordwestlicher, im Osten mit östlicher und südöstlicher Neigung. Sie liegen bereits außerhalb Tibets und bilden im Westen das Plateau von Turkistán, im Osten das Katschiplateau; auch die Sprachen der wegen der hohen Lage (4800—5100 m.)

ohnehin nur spärlichen Bevölkerung sind nicht das Tibetische oder Dialekte desselben, sondern das Türkische im W., das Mongolische im O. Die für Tibet so charakteristischen zahlreichen Salzseen, theilweise zu gewissen Jahreszeiten verdunstend, fehlen auch hier nicht. Gegen Norden sind diese Plateaux wieder von verschiedenen Bergketten flankirt, die man unter dem Namen Küen-Lün zusammenfaßt. Die bedeutendste Höhe haben diese dem Plateau aufgesetzten Erhebungen zwischen 77 und 81° O. L. v. Gr. (am Jàrkand- und Karakàschfluß). Hier sind die Berge rauh und abschüssig, die höchsten Gipfel steigen noch 6700—6800 m. empor und die durchschnittliche Kammhöhe beträgt noch 6400—6700 m. Als Uebergangsstellen werden genannt: der Dschangi oder Yéngi-Dawán (5800 m.), südlich von Jàrkand, der Kilian-Paß in den Kilianbergen, einem nach Norden vorgeschobenen, sekundären Ausläufer zwischen den Meridianen von Jàrkand und Khótan, die Schádula-Spalte (3642 m.), durch welche der Karakàsch fließt, der Naia-Khan-Paß (5687 m.) und der Bischa-Dawán (3962 m.), die beiden letzten südl. von Iltschi. Östlich vom 81.° ö. L. wird der Küenlún wahrscheinlich durch ausgedehnte unregelmäßige, nach O. geneigte Hochplateaux ersetzt, die auch gegen N. an Höhe abnehmen müssen, um die niedrigeren Niveaux die Wüsten Takla-Makan und Gobi zu erreichen. Dies ist wenigstens die auf gute Gründe gestützte Ansicht Robert Shaws, des englischen Jàrkand-Reisenden, die von der bisherigen Anschauung, nach welcher auch hier eine zusammenhängende Schneekette zu setzen sei, abweicht; europäische Forschungen an Ort und Stelle sind noch nicht gemacht worden.

Wie das asiatische Hochland zwischen Attok und Balch, so erleidet das Himálaya-System zwischen Attok und Kárgalik (südlich von Jàrkand) eine Zusammenschnürung oder Verengerung. Sonst pflegte man an die Westseite von Ost-Turkistán eine meridionale Gebirgskette, den Bólor Dagh, zu placiren; neue europäische Untersuchungen haben außer allen Zweifel gesetzt, daß dieser Gebirgsbogen als der nordwestliche Theil des Himálayamassivs betrachtet werden müsse: sowohl der Charakter der Bodenerhebung, nämlich breite Gebirgmassen, Hochplateaux mit aufgesetzten Gipfeln und Bergreihen, als auch die Streichungslinie (SO.—NW.) zwingen zu dieser Annahme. Unmittelbar über Ost-Turkistán zu gewaltigen 6000—6400 m. hohen Massen sich erhebend (wie im Süden der West-Küen-Lün), aus welchen kolossale Schneeberge emporragen (so der Tagharma, 6485 m., 15 Mln. südwestlich von Janghissar), dacht sich der Tsunlin oder Kisil-Jart,*) wie man dieses Glied Hochasiens auch benannt, nach auswärts in terrassenförmig gelegenen Hochplateaux allmählich ab, die durch südost-nordwestlich streichende Bergreihen mit schneetragenden Gipfeln von einander getrennt sind; die Wasser des Kisil-Jart fließen deshalb vorzugsweise nach Westen. Solche, zwischen dem obern Oxus, dem nach SW. gerichteten Indus und dem Nebenflusse desselben, dem Kábul, nach SW. ziehende Bergreihen bilden den Hindukúsch, der durch den Mestig-Paß vom Puschti-Khar getrennt ist. Dieser Paß verbindet den obern Oxus mit dem Gilgit-Thale, durch das der Wartschagam- oder Jassinfluß zum Indus hinabfließt, den er an der Indusbeuge erreicht; der Puschti-Khar (Eselsrücken) aber ist ein 6500 m. hohes Gebirgsmassiv mit einem 7115 m. hohen Schneeberge, und bildet das

*) Kisil-Jart ist ein Paß, der aus Schugnan (im W. des Gebirges) nach Tagarma und Kaschgar führt; Hayward übertrug den Namen auf das ganze Gebirg.

NW.-Ende des Karakorúm. Auch der Hindukúsch, der Paropamisus der Alten, bildet nicht eine zusammenhängende, wasserscheidende Bergkette, sondern eine Anzahl von breiten Gebirgsmassen, Bergreihen und Gipfeln auf plateauartiger Basis. Die Gipfel steigen bis in die Schneeregion auf; so hat der Kunér-Pik (Kund) nördlich von Dschellalabád am Kábul 5786 m., der Kohi-Baba am SW. Ende 5175 m. in dessen Nähe Kábul und Hilmend entstehen. Die Pässe des Hindukúsch, wenig zahlreich, sind sehr beschwerlich. Am bekanntesten ist der Bamianpaß (4030 m.), über welchen die große Straße von Kábul nach Balch führt, der einzige für schwere Fuhrwerke praktikable Weg über den Hindukúsch; daher seine große Wichtigkeit in strategischer und handelspolitischer Beziehung, daher seine große Bedeutung in der Geschichte Asiens indem alle weltgeschichtlichen Berührungen zwischen dem Norden und Süden durch diese Erdstelle vermittelt wurden; auch Alexander d. Gr. überschritt hier den Paropamisus Das Bamianthal ist durch bewunderswerthe Alterthümer (kolossale Idole, zahllose Höhlen in den Felswänden ꝛc.) merkwürdig. — Von den Flüssen des Hindukúsch ist besonders der Kábul erwähnenswerth, der am Fuß der Alpenlandschaften die hohe, doch reizende Thalung von Kábul und Peschäuer durchfließt, durch welche nicht nur der Hauptweg von Persien, sondern auch von Vorder- und Nordasien nach Indien führt, zugleich das einzige kontinentale Eingangsthor nach dem sonst von allen Seiten des Festlandes mit hohen Gebirgen ummauerten Lande, welches infolge dessen eine Welt für sich mit eigenem Pflanzen- und Thierreich, mit eigenem Klima und eigener Kultur bildete. Daher hier unterhalb der berüchtigten, 12 Mln. langen Cheiberpässe jetzt die englische Grenzfestung Peschäuer.

Obwohl der Tsunlin mehrere hohe Ausläufer nach Osten sendet, wie z. B. die 3600—4500 m. hohe Tschitschiklik-Kette (an gleichnamigem Passe), die Grenze zwischen den turkistanischen Distrikten Saryknl und Járkand, so gehen doch die Hauptzüge, die dem Plateau aufgesetzt sind, nord-westwärts. In dieser Richtung ziehen rechts vom obern Oxus noch wenig erforschte, schneebedeckte Bergreihen hin, hinter denen das noch zu den unbekanntesten Partien der Erde zählende öde Hochplateau Pamir liegt, das als „Dach der Welt,“ wie die Kirgisen sagen, in ganz Centralasien berühmt ist. Es ist ein etwa 20 Meilen breiter Bergrücken, nach den Erkundigungen, die der russische Reisende Fedschenko eingezogen, flach und umfangreich, den Eingebornen unter dem Namen „Pamil“ bekannt, unterschieden in Pamil-kalánj (das große) und Pamil-hurd (das kleine) und so hoch gelegen, daß die Kirgisen des Alai-Plateaus (s. u.) nicht im Stande sind, dort zu leben, wegen der verdünnten Luft.*) Nördlich der Pamir liegen wieder hohe, schneebedeckte Bergmassen, die Fedschenko in Ermangelung eines lokalen Namens als Transalaiische Berge bezeichnete. Die Kammhöhe derselben beträgt etwa 6000 m., die Gipfel erheben sich höher, einige mögen 8100 m., d. i. über eine Meile hoch, aufsteigen; die Schneelinie des schluchtenreichen Gebirgs liegt (wenigstens auf der Nordseite) 4500 m. hoch, seine Wasser fließen zum Surchab (Kisil-ssu), dem rechten Nebenflusse des oberen Oxus — und hier ist ungefähr die Grenzlinie zu ziehen zwischen den Systemen des Himálaya und des Thianschán. — Der Tsunlin oder (wie man nach dem erwähnten Hochplateau diesen nordwestlichen Bogen Hoch-

*) Petermanns Mittheilungen, 1872, V.

astens auch nennt) die Pamir ist trotz der gewaltigen Erhebung ein von Handelsstraßen durchzogenes Gebiet; es war sogar lange Zeit die einzige Stelle, durch welche Westasien und Indien sich mit China in Verbindung setzten.

2) An das NW.-Ende des Himálaya-Systems schließt sich im N. von Ost-Turkistán das System des Thian-Schán (d. i. Himmelsgebirge, Nebesnyi-Chrebet der Russen). Nach NO. erstreckt es sich bis zur seenreichen, niedriger als Turkistán gelegenen Steppenlandschaft der Dsungarei (der Dsaisang-Noor 585 m.) und zur Gobi, im N. bis zu den Wüsten Tau-Kum (am Balkasch) und Koktschasary-Kum (am Flusse Tschu bis zum Saumal-Kul), im W. bis zum Mittellaufe des Syr, wo u. a. das Tschirtschik-Plateau steil zur Wüste Kisil-Kum abfällt. In seinem östlichen Theile (östlich des Issyk-Kul) noch wenig erforscht und wahrscheinlich aus mehreren Parallelketten mit Längsthälern besteht, zeigt es in seinen westlichen Partien, über welche in neuester Zeit die Forschungen der Russen, die über seine Pässe einen Handelsweg nach Kaschgar zu bahnen suchen, helles Licht verbreiteten, hinsichtlich seiner Bodenplastik vielfache Aehnlichkeit mit dem Himálaya-System: gleich diesem bildet auch der Thian-Schán ein mächtiges Hochland mit zahlreichen Gipfeln und Thälern. Die aufgesetzten Gebirgsketten bilden im Thian-Schán ein durchaus untergeordnetes Element; was dominirt sind Hochplateaux von 2—3000 m. senkrechter Erhebung, bald in Stufenform, bald in Form von Hochkesseln (Issyk-Kul 1500 m. hoch, Kotschkar westlich vom vorigen, Son-Kul 2874 m. 2c.) Die Längs- und Querthäler, welche das Hochland durchziehen und gliedern, erweisen sich in vielen Fällen (z. B. auf den Höhen des Tschirtschick) als Erosionsschluchten, welche die compakten Massen 30 Mln. weit in die Länge und Breite durchfurchen.*) Die Richtung des Thian-Schán ist im allgemeinen von WSW. nach ONO.; wie aber im Himálaya einzelne, die Hauptrichtung durchkreuzende Erhebungsrichtungen sich finden (z. B. der Hindukúsch), so streichen auch im Thian-Schán einzelne Hochgebirgsrücken (z. B. die Alexanderkette) von NW. nach SO. Auch die plateauartigen Hochthäler zwischen den rückenartigen Gebirgsmassen (z. B. um den 3377m hohen Tschatyr-Kul nordwestlich von Kaschgar**) — am Naryn, dem rechten Quellfluß des Syr darja — am obern Dschumgal,***) mit der Alexanderkette als Nordrand 2c.) und die salzigen Hochseen fehlen dem Thian-Schán nicht.

Nördlich der vorhin erwähnten Transalaiischen Schneeberge liegt die Alpenlandschaft Karategin und das Alai-Plateau, eine im W. 2600, im O. 3900 m. hohe, circa 3 Meilen breite und 9 Meilen lange, von Kirgisen bewohnte Hochsteppe am

---

*) Petermanns Mittheilungen 1869, S. 381.
**) Auf den bisherigen Karten meist viel zu weit nach O. verlegt.
***) Geht zum Syr unterhalb dessen Zusammenfluß mit dem Naryn.

Quellgebiete des Surchab. Es hat bereits die Richtung von WSW. nach ONO., gleich den Schneekämmen, die sich im N. an diese Gebiete als Wasserscheide zwischen Amu und Syr darja reihen und denen man im Osten den (wie Fedschenko sich ausdrückt) „sinnlosen" Namen Kaschgar-dawán (Kaschgar-Paß) gegeben hat (Asferah-Dagh bei Humboldt). Unter den hohen Pässen, die zum Kaschgar-dawán-Plateau hinüberführen, werden genannt: der Karakasuk 3657 m. an den Quellen des Ak-ssu (zum Syr) und von 6000—6500 m. hohen Gipfeln umgeben; der Dschiptyk 3600 m. im Quellgebiet der Ispara (woran Ispara oder Asferah), die dem bis zu 3000 m. herabreichenden Schtschurow-Gletscher entfließt, welcher von einem Kranze von acht 5500—6000 m. hohen Piks umstellt ist (der höchste der Schtschurow-Pik). Jenseit der breiten, vom Syr und seinen Nebenflüssen reich bewässerten, blühenden Landschaft Ferghana (zu Khokand) erhebt sich das Tschirtschik-Plateau, längs dessen die Zuflüsse des Tschirtschik in Längenthälern fließen und an das sich nach Osten das Dschumgal-Plateau am Fuße der Alexanderkette und bis zum Son-Kul-Kessel reiht. — Unter den östlichen Pässen des Kaschgar-dawán ist besonders wichtig der Terek-dawán am Kurschab, einem kleinen linken Zuflusse des Syr; über ihn führt die Hauptverbindung von Khokand nach Kaschgar. Am Ostende des Kaschgar-Dawán liegt das 3350 m. hohe Tschatyr-Kul-Plateau, von dem sich die Thäler der Arpa (nach W. und NW. zum Syr) und des Ak-ssai (nach O. und SO. zum Tarim) abdachen. Die Arpa entsteht am 3941 m. hohen Tasch-Robat-Paß, von dem aus am Nordrande des Tschatyr-Kul-Plateaus und links des obern Ak-ssai-Thales der steile Schneekamm Tasch-Robat nach NO. zieht, der dann in die Hauptkette des Thian-Schán übergeht. — Der Kotschgar-Hochkessel liegt im Kreuzungsgebiete der beiden Hauptrichtungen der Thian-Schán-Gebirge: von ihm zieht nach SO. eine 4000 m. hohe Kette von Schneebergen (mit dem Ulachol-Passe) an der Südseite des Issyk-Kul hin, dann nach NW. die riesige Alexanderkette (ihr höchster Gipfel, der Semenow 4683 m., der Schamsi-Paß 3 0? m.) mit vielen gleich Rippen von der Wirbelsäule auslaufenden Nebenketten, sowie ein ganzes System von Gebirgskämmen („Kohart-System") zwischen dem Tschu und dem Mittellaufe des Syr, bis zum Kara- und Bakarly-Tau; endlich nach NO. zieht von jener Kreuzungsgegend aus der Kungei (3500 m.) und andere Ketten des Transilensischen Ala-Tau zwischen Issyk-Kul und Ili, denen parallel noch andere Kämme rechts des Ili durch die Dsungarei streichen. — Im östlichen Thianschán erhebt sich zunächst östlich vom Issyk-Kul der Riese Tengri-Chan, ferner werden hier der dreigipfelige und, da die Schneelinie in der Hauptkette des Thian-Schán 3800 m. hoch, ewig beschneite Bogdo-Ola oder heilige Berg (8500 m., nordwestlich von Turfan), sowie die Vulkane Hotschen (östl.) und Peschan (westl. vom Bogdo-Ola) genannt.

3) Im Norden ist das hinterasiatische Hochland umwallt von dem großen sibirisch-mongolischen Gebirgssystem, worin die Hauptströme Sibiriens nebst der Schilka, dem Stammflusse des Amur, entspringen. Die Höhen der Dsungarei fallen ganz allmählich gegen die Kirgisensteppen ab, und da in diesem niedrigsten Theile Innerasiens (im Durchschnitt kaum 700 m. hoch) zwischen den einzelnen, von Ost nach West streichenden Gebirgs-

zügen breite und bequeme Längsthäler freibleiben, so finden sich hier jene Lücken in der Umwallung des centralen Asiens, durch welche einst die Hunnen und später die Mongolen zur Eroberung Westasiens und Osteuropas auszogen und durch welche jetzt Rußland in umgekehrter Richtung planmäßig vordringt.

Vom Dsaisang-Noor bis zu 106° O. L. v. F. erhebt sich zunächst das wilde, aber an edeln Metallen reiche Altaigebirge*), das seine zahlreichen Ketten nach allen Seiten, nordwärts bis gegen Tomsk hin, ausschickt und Gipfel von 3000—3500 m. besitzt. Ihm schließt sich, in östl. Richtung, bis zu den Quellen der Selenga der rauhe Tangnu-Ola an, dessen Fuß das Längenthal des obern Jenisséi auf der linken Seite begleitet, während auf der rechten Seite, dem Tangnu parallel, die Sajankette mit Höhen bis über 1800 m. hinzieht. Auch der Baikalsee ist rings, besonders im S. und O., von steilen Bergketten umgeben; nur an der SO.-Seite bleibt eine Lücke, durch welche die Selenga diesem größten Alpensee der Erde (625 QM., 390 m. hoch) zufließt und so zugleich den bequemsten Uebergang von Sibirien nach der Mongolei bildet. Rechts der Selenga breitet sich das im Innern erzreiche (Bergstadt Nertschinsk!), an den Hängen dicht mit Tannen, Lärchen und Birken bewaldete und in den Thälern zum Anbau taugliche Alpenland von Da-urien aus, besonders die Kette des Jablonowoi (d. h. Apfelgebirg) als Wasserscheide zw. Lena und Schilka, mit Päßen von 1300 m. Höhe und Gipfeln von 1400 m. (z. B. der Dolot, 49½° N. Br. und 126° ö. L. v. F., 1412 m.), während dieser Kette parallel rechts der Schilka der West-Chingan-Ola bis zum Zusammenfluß der Schilka und des Kerlun hinzieht. In seinem nordöstl. Verlaufe tritt die Jablonowoi-Kette dem Meere immer näher und bildet so die Steilküste des ochotskischen Busens, zuerst als Udskoi-Gebirge (bis zur Spalte von Ochotsk), dann als Stanowoi-Chrebet, das bis zum felsigen Ostkap an der Behringsstraße sich erstreckt. Die Päße über diese Küstenketten ins Innere von Sibirien sind höchst beschwerlich (11—1300 m.), überhaupt ist ganz Ostsibirien durch die Ausläufer dieser Gebirge zu einem rauhen Berglande gemacht, das nur in seinen geschützten Thälern einigen Anbau gestattet.

4) Im Osten. Von der Stelle, wo der Amur seinen Namen erhält, streicht am 140° ö. L. v. F. über 160 Mln. weit nach SSW. der östliche Chingan-Ola, als Grenzwall zwischen der großen Wüste und dem hügelvollen, gut angebauten Lande der Mandschu. Ihm parallel zieht eine Küstenkette von der Amurmündung bis zur Straße von Petschili und, auch die Halbinsel Korea noch mit Gebirg erfüllend, bis zur Korea-Straße. — An seinem Südende stößt das Chingangebirge auf das In-schan, das, von West nach Osten streichend, nach einer 100—120 Meilen breiten Lücke, durch welche die östliche und westliche Gobi zusammenhängen, in gewissem Sinne als Fortsetzung des östlichen Thian-Schan betrachtet werden kann. — Rechts des Hoangho steigt das chinesische Alpen-

*) Altai, chinesisch Kinschan, heißt Goldberg.

land Jün-Ling (d. i. Wolkengebirg) auf, das in südsüdwestlicher Richtung bis an die südlichste Biegung des Jantse sich ausbreitet und eine unübersteigliche Wand zwischen China und Tibet bildet, so daß aller Verkehr zwischen den beiden Ländern auf dem weiten Umwege zum Hoangho und Kuku-Noor stattfindet. Am nördlichen Bogen des Hoangho bleibt eine Lücke in der Ostumwallung Innerasiens, so daß man hier, ohne ein Randgebirg überschreiten zu müssen, unmittelbar aus der Mongolei in das chinesische Tiefland herabsteigen kann; hier schützte die berühmte chinesische Mauer das letztere, bis im 13. Jahrhundert die Mongolen unter ihrem Dschingis-Chan Temudschin von ihrem Plateau über dieselbe herabstürmten.

Vom Jün-Ling lagert sich das Hochland seitwärts weit in China hinein; seine Ausläufer heißen nördlich des Jantse Pe-Ling, südlich des Jantse Nan-Ling (letzteres die eigentliche Heimat des Thees). — Das Gebiet zwischen dem Jantse und dem SO.-Ende des Himálaya wird ausgefüllt durch das noch gänzlich unbekannte Gebirge Sineschan, dessen Hochgipfel vielleicht wenig unter der Höhe der Himálaya-Gipfel bleiben und das in seinen südlichen Ausläufern die hinterindische Halbinsel in einer Reihe von Meridianketten durchzieht, deren mittlere die zinnreiche Halbinsel Malakka bildet. Zwischen diesen Parallelketten liegen die fruchtbaren Längenthäler der hinterindischen Ströme, von denen jedes die Grundlage eines eigenen Staates bildet.

Anmerk. Nan heißt so viel als südlich und Pe nördlich, also Nanling so viel als südliches Gebirg.

Das vorderasiatische Hochland ist durch den Hindukúsch und durch die Hochlandsenge zwischen Balch und Attok mit dem hinterasiatischen verbunden und umfaßt die 3 Hochländer Iran, Armenien und Kleinasien; wie sein Flächeninhalt etwa nur ¹/₃ von dem des hinterasiatischen umfaßt (60000: 160,000 QM.), so sind auch seine Höhenverhältnisse viel unbedeutender.

1) Vom SW.-Ende des Hindukúsch (Hilmendquelle) ziehen sich in westlicher Richtung weiter die Berge von Herat und Chorasan, bei den Alten gleichfalls Paropamisus genannt, Höhenzüge, die von Iran aus betrachtet kaum noch als Gebirge erscheinen; mit der nördlich vorliegenden Tiefebene von Turan stehen sie durch tiefe, enge Schluchten in Verbindung, um deren Besitz seit ältester Zeit heftige Kämpfe zwischen den ansässigen Iraniern und den nomadisirenden Turaniern geführt werden. — Gleichsam als Fortsetzung dieser Bergreihen, jedoch weit höher, liegt südl. des Kaspischen Meers das von O. nach W. über 60 M. lange Elburs-Gebirge (Albors) mit dem 6628 m. hohen Schneegipfel Demawend, dessen Krater Schwefel aushaucht. Von Süden her ist sein Anblick nicht so bedeutend, als von der Nordseite, wo es in das tiefliegende 8 Meilen breite herrliche Uferland des Kaspischen Meers ziemlich steil abfällt.

Die Nähe des Kaspischen Meers macht, daß das hohe Gebirg die Dünste desselben anzieht; daher ein bedeutender Regenniederschlag, der die Hochebenen in der Nachbarschaft, worin Teheran 1218 m. über dem Meerspiegel liegt, und weit mehr noch das Uferland an der Nordseite, wo die Städte Astrabád, Balfrusch und Reschts, nämlich die Landschaften Ghilan und Masenderan (Hyrkanien der Alten), befruchtet. Hier ist Fülle an Obst und Wein, Orangen und Oliven, Feigen und Baumwolle, und den Abhang der Berge bedeckt undurchdringliche Waldung; nur sind die feuchtheißen Niederungen ungesund. — Die Hauptpässe des Gebirgs hießen im Alterthum Kaspische Pforten.

Von den Kabulpässen an ist der Indus auf seiner rechten Seite begleitet von dem Salomons- (Solimans-) Gebirge, das, ohne praktikable Pässe, steil zu diesem Flusse abfällt, dagegen nach Innen die Hochterrassen von Kandahar bildet, ganz so, wie am untern Induslaufe das Brahui-Gebirge schroff sich erhebt und dann wenig gegen Beludschistan hin sich senkt (Kelat 1700 m. hoch); in jenem ist der höchste Berg der Tachti-Soliman (3325 m.), in diesem der brauchbarste und wichtigste Paß der Bolan-Paß, über welchen der Weg von Kelat nach dem Lande Sind am untern Indus führt. Auch der Südrand Irans ist von einem 2000—2300 m. hohen Berglande umgeben, das am persischen Meere nur einen schmalen, heißen, sandigen und fast ganz hafenleeren Küstensaum läßt, der die kurzen Gebirgsflüsse aufzehrt; unwegsame Schluchten führen von ihm ins Hochland hinauf. In der Gegend von Schiras (70° ö. L. v. F.) nehmen diese Bergzüge an Höhe zu und bilden in einer großen Zahl einzelner, oft paralleler Ketten in nordwestl. Richtung an der linken Tigrisseite bis in die Nähe von Urumia (Urmia) jenes assyrisch-kurdische Gebirgsland, das im Alterthum den gemeinsamen Namen Zagros führte; die einzelnen Ketten haben verschiedene Namen (Puschti-Kusch am untern Tigris, Elwend-Kusch bei Hamadan, Kelischin-Dagh bei Urumia ꝛc.). Das ganze Gebirgsland ist wohl 40 Mln. breit, seine Gipfel tragen über die Hälfte des Jahres Schnee; es hat nur höchst beschwerliche Pässe, grasreiche Thalungen und ist die Heimat der großentheils unbezwungenen Kurden, die von ihren hohen Felsenburgen herab das Land unsicher machen. Da, wo dieser West- und der Nordrand Irans zusammenkommen, bilden sie das Hochland von Aderbeidschan (Atropatene der Alten) mit dem salzigen Schahi-See (1300 m. hoch) und der wichtigen Handelsstadt Tauris (Tabris).

2) Die Quellbezirke des Euphrats und Tigris, des Aras und Kur liegen im Armenischen Hochlande, das nach Westen einen, vom Euphrat bei Diarbekr in einem felsigen Querthale durchbrochenen Höhenzug bis zum Golf von Iskenderun entsendet (das SW.-Ende dieses Zuges bei den Alten Amanus), nach SO. links vom Tigris in die eben erwähnten

assyrischen Berge, im Osten am rechten Ufer des Aras zu dem Berglande Mediens (Aderbeidschan) übergeht. Im Norden, wo hohe Pässe nach Kars und Tiflis herabführen, wird es durch Georgien, ein Stufenland am Kur, vom Kaukasus getrennt. — Die Abdachung zum Küstenlande am schwarzen Meere ist die kürzeste und steilste.

Armenien besteht aus mehreren, durch aufgesetzte Höhenzüge getrennten Bergplatten, theilweise wasserreiche, doch waldleere Weideflächen; die höchst gelegene ist die um den salzigen See Wan, die sammt ihren Kuppen für eine Bergiusel gelten kann, da sie rings von einem niedrigern Niveau umgeben ist. Die absolute Höhe des Wan beträgt 1666 m. Auf seiner Südseite liegen Berge, die sich über die Schneelinie erheben; im Nordosten aber, durch den Ala-Dagh von der Bergplatte getrennt, ragt aus den Ebenen des Araxes der kolossale Ararat hervor, ein ursprünglich vulkanisches Gebirg,*) zerrissen und waldlos. Er hat 2 Gipfel, deren höchster 5155 m. mißt und sich in ewigen Schnee hüllt; der andre, jäh und kegelförmig, ist 1239 m. niedriger. Der Ararat bildet das Ostende des Mittelarmenischen Scheidegebirges, der mittleren und höchsten der 5 Bergreihen, die das armenische Hochland in ungefähr paralleler Richtung von West nach Ost durchziehen. Das Dorf Arguri am Fuße des Ararat hat Weinbau und gilt bei den Armeniern für den Ort, wo Noah, als er nach glücklicher Rettung den Berg herabgestiegen, dem Herrn einen Altar baute. — Die Schneelinie am Ararat ist ungefähr 4000 m. überm Meeresspiegel; deshalb hat auch der 3000 m. hohe Vulkan Kosa-Dagh auf dem Plateau von Kars im Sommer keinen Schnee.

3) Zwischen dem Euphratknie und dem obern Kisil-Irmak zweigt vom Westrande des armenischen Hochlandes eine nach SW. gerichtete Gebirgskette ab, die den Namen Antitaurus führt und sich bis zur fruchtbaren und berühmten Tiefebene von Tarsus hin erstreckt, dort aber, als Taurus, sich nach Westen wendet und 20 Mln. breit in Cilicien und Lycien ein hohes Juraland aus höhlenvollen Kalkketten bildet, schließlich jedoch nach den Quellen des Mäander und Hermus hin veräſtet. In herrliches Küstenland steil abfallend, verflacht es sich auf der andern Seite zu Hochebenen mit Seen. — Vom Pontischen Randgebirge, dem steil zum schwarzen Meere abfallenden NW.-Rande Armeniens, ziehen längs der pontischen Küste sich manchfach verästende Randgebirge unter verschiedenen Namen bis zum Bosporus und bis zum Hellespont. Ganz im NW. Kleinasiens der Olymp 2530 m. und der Ida Homers 1510 m.

Der Taurus kann für ein Hochgebirg gelten; seine Kammhöhe wechselt zwar zwischen 900 und 1800 m., die Gipfel aber erheben sich zu 3000—3500 m. Höhe, einige reichen an die Schneelinie. Genau nördlich von Tarsus (bei den Quellen des Cydnus) liegen die aus den Zügen Alexanders d. Gr. und der Kreuzfahrer bekannten

*) Am Ala-Dagh sind jüngst ein noch thätiger Vulkan, Sunderlik-Dagh d. i. Ofenberg, und thätige Schwefelgeyser entdeckt worden.

Cilicischen Thore (3050 m.), die einzige Verbindung zwischen Kleinasien und Syrien. Am höchsten ist ein vom Bergzuge getrennt liegender Berg, ein ausgebrannter Vulkan mit 2 Kratern; er heißt Argi-Dagh oder Erdschisch (Argäus) und steigt unweit des Halys aus der Hochebene Kaisariés in Kappadocien 3841 m. auf; 500 m. von der Spitze abwärts beginnt der Schnee. In seiner Nähe sind noch mehrere Vulkane.

Bisher haben wir die Umwallungen des hinter- und vorderasiatischen Hochlandes besprochen; gehen wir nun zur Betrachtung der isolirten Gebirgserhebungen Asiens über.

1) Der Ural — die Grenze zwischen Europäisch Rußland und Sibirien — hat von der Waigatsch-Straße bis zur Quelle der Emba eine Länge von 360 Meilen; und nehmen wir als nördl. Fortsetzung Nowaja Semlja, als südliche die Bodenanschwellung zwischen Aral- und Kaspi-See bis zur Karabogas-Bai (Adschi-darja) des letzteren, nämlich die steil gegen den Aral abfallende, kalte und wasserarme Platte Ust-Urt (200 m.) und den Truchmenen-Isthmus, noch dazu, so ergibt sich eine Längenausdehnung von fast 600 Mln. Der nördl. Theil des eigentlichen Urals ist wenig erforscht; es sollen sich hier, um den 64°. N. Br., beträchtliche Massen (z. B. der Kwarkusch) bis zu 2000 m. erheben. Der mittlere, erzreiche Theil ist niedriger, der höchste Punkt der Straße von Perm nach Katharinenburg hat wenig über 300 m.; der Kontschakowsky erhebt sich jedoch 1595 m. Höher ist wieder der südl. Theil, der, waldreich und Heimat der Baschkiren, aus drei durch ziemlich breite Thäler getrennten Parallelketten besteht; der Iremel, an der Stelle, wo die 3 Ketten zusammentreten, hat 1535 m.

Das Gebirge, schmal und bloß im Süddrittel breiter, ist wenig reizend, kalt und nur wegen seines Erzreichthums, der namentlich im mittleren Theile überraschend groß ist, von Wichtigkeit. Auf der asiatischen Seite haben hier die Russen die Bergstädte Katharinenburg und Werchoturje angelegt.

2) Der Kaukasus streckt sich von der Kubanmündung bis zur Halbinsel Apscheron 160 Meilen lang in südöstlicher Richtung vom schwarzen bis zum kaspischen Meere; er hat im Durchschnitt eine Breite von 30 Meilen, ist übrigens im W., wo er die Steilküste des schwarzen Meeres bildet, schmäler als im O. In seiner Gebirgslagerung unterscheidet man 3 Ketten, deren mittlere aus einer Kammhöhe von 3000 m. ihre Kuppen und Gipfel über die im Durchschnitt mit 3300 m. beginnende Schneelinie hinaushebt. Im Osten, wo nahe dem kaspischen Meere bei Baku das Gebirg steil beginnt, steigt es bald im Schah-Dagh oder Königsberg (4252 m.) mit weißem Haupte empor; gegen die Mitte hin, am Ursprung des Terek, prangt der 5043 m. hohe Kasbek, weiter westl. der Kaschtantau 5219 m. und weiter nordwestlich am Quell des Kuban der

Elbrus von 5660 m. Im Westen nimmt die Höhe ab, die Alpenwelt verwandelt sich dort in ein mehr niedres, doch wohl bewässertes Bergland mit tief eingefurchten Thälern und senkt sich in den Schwarzbergen zur Mündung des Kuban herab. An der Nordostseite zwischen dem Oberlaufe der beiden Flüsse Kuban und Terek liegt eine waldige schluchtenreiche Vorstufe, Kabarda genannt, die ins flache Steppenland abfällt; gegenüber im Süden bildet der Länge nach die herrliche Thalung des Kur den untersten Saum. Zwischen dem obern Kur und dem Rion stellen niedrige Höhen eine Verbindung mit dem armenischen Berglande her.

Der Kaukasus, voll furchtbarer Felsschluchten und steiler Böschungen, ist meistens unzugänglich, und war um so leichter von den abgehärteten raschen Bewohnern zu vertheidigen. Selbst die breiteren plateauartigen Längenthäler zwischen den Ketten setzen mit ihren Wäldern und tief einschneidenden Flußbetten den Angreifern große Hindernisse entgegen. Eine einzige Straße haben bis jetzt die Russen über das Gebirge bauen können; sie führt von Mosdok (am Terek) über Wladikaukas an der Ostseite des Kasbek vorbei, erreicht den höchsten Punkt bei Kobi (1967 m.) an der Südseite desselben und führt dann nach Tiflis (453 m.) hinab. Uebrigens ist das Gebirg reich an wilder und malerischer Naturschönheit. Die Waldregion hat erst bei 2400 m. Höhe ihre Grenze, wo sie in Grasmatten oder steinige Oede übergeht. Die Thäler bringen Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Oliven und Wein hervor; selbst an der Kabarda ist das Klima noch dem Seidenwurm und der Olive günstig.

3) Parallel mit der syrisch-phönizischen Küste und vom Mittelmeer aus zu schauen zieht sich das Libanonsystem von N. nach S.; nur in seiner Mitte erhebt es sich, auf etwa 20 Mln. Länge, zum eigentlichen Gebirge, dem altberühmten Libanon. Derselbe, ehemals reich an Cedernwaldung, besteht aus zwei durch ein breites Längenthal getrennten Reihen, von denen die vordere, Dschebel el Gharbi, d. i. westliches Gebirg, bei einer über 2000 m. hohen Kammhöhe beschneite Gipfel von 3000 m. zeigt (der Dhor el Chodib ostsüdöstlich von Tripoli 3066 m.); die Pässe steigen bis gegen 2000 m. auf. In der östl. Kette, dem Dschebel es Scherki (d. i. östl. Geb.), die man auch im Gegensatz zur vorderen den Antilibanon nennt, hat den Vorrang der im Sommer unbeschneite Große Hermon (Dschebel esch Scheich) 2759 m., südwestwärts von Damaskus; die Kette selbst hat im Mittel nur 1300 m. Im N. hängt der Libanon durch eine Hochplatte von vulkanischer Natur mit dem Südwestrande des armenischen Hochlandes zusammen, im Süden sinkt er zum Plateau Palästinas ab.

Das erwähnte Längenthal, höchst kultivirt und städtereich (Tempelruinen von Baalbek oder Heliopolis!) und in der Mitte durch einen Querdamm geschieden, heißt Cöle- oder Hohlsyrien. Es entspringen darin 2 kleine Flüsse, der Leontes, der nach Süden hinausläuft und unweit Tyrus mündet, und der Orontes, der nach Norden sich richtet, die erwähnte Hochplatte durch eine tiefliegende Spalte in 2 Hälften

zerschneidet und schließlich durch ein kurzes Querthal unterhalb Antiochia (Antakié) mündet. Am baum- und quellenreichen Hermon entsteht der Jordan, der, in südl. Richtung, eine ähnliche, nur viel tiefer eingeschnittene Spalte durchfließt, wie der Orontes im N., so daß er bei nur 30 Mln. langem Laufe ein sehr großes Gefälle hat und nicht schiffbar ist (der Sumpfsee Merom 105 m. über, das Todte Meer 394 m. unter dem Spiegel des Mittelmeeres).

Palästina ist ein von niedern Bergen durchzogenes Plateau, im Norden, d. h. in Galiläa, am niedrigsten, in Judäa aber beträchtlich, im Durchschnitt 800 m. überm Meere. Dies Plateau senkt sich allmählich zur Wüste el Tih herab, welche die Sinaihalbinsel füllt, wo es im altheiligen Sinai zwischen den zwei Golfzungen des rothen Meers endet.

Jerusalem liegt 753 m. (der Oelberg hebt sich nur 27 m. höher) über dem mittelländischen Meere; die Höhendifferenz zwischen ihm und dem heißen Jordanthale ist also bedeutend. Die erwähnte Spalte setzt sich, etwas höher, auch südlich des todten Meeres noch fort in der Wadi el Araba, die in der gleichen Richtung bis zum Busen von Akabā verläuft. — Die Südspitze der Sinai-Halbinsel wird ausgefüllt durch die Granitberge der Dschebel-Mūsa-Gruppe (Tor-Sina, Sinai-Gebirg), den Bekennern der 3 Religionen, die im Besitze des rechten Ringes des Mannes im Osten zu sein glauben, gleich heilig. Im östl. Theile, am Dschebel es Salib, liegt in 1530 m. Höhe das berühmte, von Kaiser Justinian gestiftete Katharinenkloster. Südlich desselben, durch die Wadi Schuéib davon getrennt, erhebt sich der Dschebel-Mūsa 2244 m., mit dem nach NW. in einer Entfernung von 1 Meile der Rās es Safsāfeh 2081 m. zusammenhängt, während 1 Meile südöstlich des Mūsa, jenseit der Wadi Legā, der Dschebel Katharīn*) 2598 m. emporsteigt. Im W. dieser Gruppe liegt die von Bergen rings umschlossene und im Durchschnitt 1570 m. hohe „Er-Rāha"-Ebene, deren Westrand, 4 Mln. nordwestl. vom Mūsa, durch die wohl eine Meile lange wilde, zacken- und klippenreiche Kette des Dschebel Serbāl oder Sinai gebildet wird, der nach den Ergebnissen gründlicher Forschungen wohl als der Gesetzgebungsberg betrachtet werden muß.**)

4) Arabien bildet vom Busen von Akabā bis zum persischen Golf ein von Bergketten durchzogenes, im Durchschnitt 1000—1300 m. hohes Hochland, das, an großem Regenmangel leidend, in seinen zahlreichen, meist durch eine Bodendepression bezeichneten Oasen hauptsächlich von nomadisirenden Stämmen bewohnt wird, obgleich im O. und NW. sich auch viele Städte finden. Am indo-persischen und rothen Meere ist Arabien von Randgebirgen umschlossen, die nach der Meerseite hin tief abfallen, nach dem Innern zu sich verflachen und in ihren Gipfeln bis zu

---

*) Ein Stock mit 3 Gipfeln, dessen höchster, der Zebīr, zugleich der höchste der ganzen Halbinsel ist.

**) Also nicht der Mūsa, obgleich die Mönche des Katharinenklosters und ihnen nach auch manche Forscher diesen für den Gesetzgebungsberg halten; die „Erinnerungsstätten" der Mönche sind überhaupt — nach Ebers — alle sehr willkürlich gewählt und theilweise nachweislich falsch situirt.

2500 m. aufsteigen. Der 5—6 Mln. breite Küstengürtel ist dürr und nur durch unregelmäßige Winterregen dürftig befruchtet, während weiter im Innern, da wo reichliche und regelmäßige Sommerregen sich ergießen, herrliche Kulturlandschaften sich finden.

5) Weit südlich vom Himálaya liegen auf der Halbinsel diesseit des Ganges die Gebirge Vindhya und Ghats. Das Vindhya begleitet, ohne sich bedeutend zu erheben, auf der rechten Seite die Nerbudda nach Westen, indem es nordwärts durch die Terasse von Malwa zum Tieflande des mittlern Ganges sich abdacht und dessen rechtes großes Stromgebiet im Süden abgrenzt. — Die Ghats (= Gassen, also Gebirg der Pässe oder Querthäler) umrahmen auf 2 Seiten das Plateau von Dekán. Durch die untere Nerbudda vom Vindhya getrennt, streichen sie in mäßiger Höhe (12—1500 m.), mit Hochwald bedeckt, längs der Westküste der Halbinsel 160 Meilen hin. Mit den höchsten Gipfeln endet der Gebirgszug im Süden, nämlich mit dem malerischen, aber wenig zugänglichen, von einem Wald- und Sumpfgürtel (ähnlich dem Terai des Himálaya) umgebenen Nil-Gerri oder Blaugebirg, dessen einer Gipfel, der Dodabetta, 2600 m. hoch ist. Nordwestlich legt sich an das Nilgerri oder Nilagiri die Hochplatte von Mysore (Meißur), südlich fällt aber das Nilgerri, dem der Kavery entströmt, zur Tiefe Gap hinunter, wo Coimbator liegt, und steigt nochmals zum 1900 m. hohen Ali-Giri, bevor es die 1300 m. hohe Felsplatte des Cap Comorin bildet, von der ein starker Bach nach mehreren reizenden Sprüngen ins Meer fällt.

Nördlich des 17. Grades ist Trapp und Basalt in und zu Seiten der Ghats vielfach anzutreffen, manche solcher Kegel wurden von jeher zu Bergfesten benutzt. Der Abfall des schönen Gebirgs nach Westen ist kurz, zur schmalen Küste Malabar oder Malayala sogar steil; die östliche Abdachung legt sich zu den 600 bis 800 m. hohen Plateauflächen Dekáns hinab, die vom Godavery, Krischna und Kavery durchflossen werden. Meistens hat das Plateau im Osten niedre und zugängige Randgebirge von etwa 1000 m. Höhe. An diese sogenannten östlichen Ghats stößt die etwa 25 Meilen breite, größtentheils unnahbare Flachküste des bengalischen Golfs, die südlich des Krischnaflusses Koromandel, nördlich davon das Land der Cirkars heißt. Der Gebirgscharakter der Südspitze der Halbinsel erscheint auch auf der benachbarten Insel Ceylon, wo der Adams-Pik 2435 m. hoch sich erhebt.

6) Die Halbinsel Kamtschatka wird von 2 Bergzügen gebildet, von denen der westl. als Ausläufer des Stanowoi-Chrebet betrachtet werden kann, der östl. dagegen, vulkanisch und nur in der Südhälfte der Halbinsel auftretend, als Fortsetzung der Vulkanreihe der Aléuten erscheint; der höchste der 38 kamtschatkischen Vulkane, die Kljutschewskaja Sopka 4885 m., steigt unmittelbar über der Küste auf. In den Kurilen und in den schönen, malerischen Vulkankegeln der Japanischen Inseln setzen

sich diese Berg- und Vulkanreihen fort; und daß dieselben in einem großen Bogen von den Philippinen bis zum Küstengebirg von Arakan (am untern Irawaddi), zum Theil mit Gipfeln von ungewöhnlicher Höhe, noch das südchinesische, das Molukken- und Sunda-Meer umschließen, ist an verschiedenen Stellen weiter oben schon erwähnt worden.

Hochplatten.

Aus der Betrachtung der Gewässer und Gebirge ersieht man, daß es in Asien größere und kleinere Landstrecken gibt, die keine Abdachung zum Meere haben, also wagrecht oder in ihrem Innern vertieft und durch Hochränder und Gebirge eingeschlossen sind. Mit Ausnahme des großen Tieflandes am kaspischen See und des Jordanthales sind sie allzumal Hochplatten.

1. Das inner-, oder — im Gegensatz zu Vorderasien — auch hinterasiatische Hochland nimmt mit seinen Randgebirgen und Massenerhebungen 160000 QM. ein.

Nördlich der Himálayaketten hat es die höchste Lage und heißt Tibet. Dies merkwürdige Land, erst jüngst etwas näher erkundet, ist von Gebirgsgruppen durchzogen. Ebenen und Thäler liegen 2-4000 m. überm Meerspiegel. Nordöstlich von Hlassa das Tantla-Gebirg mit Hochplatten, über deren Schneefelder der Missionär Hüc viele Tage zu wandern hatte, eh es allmählich nach Hlassa abwärts ging. Bekannter sind die westlichen Hochgegenden am obern Indus und Sutledsch; sie liegen auch nicht durchaus so hoch; hier hat z. B. Le, allerdings in einer beträchtlichen Einsenkung, 3513 m. Seehöhe. Es läßt sich aus dieser Lage Tibets auf vorherrschende Viehzucht und auf mäßigen Ackerbau in den Thälern schließen.

Auch um Hlassa (3566 m.) muß die Einsenkung beträchtlich sein, da es dort etwas Weinbau gibt.

Minder hoch (nämlich 1200-1600 m., am Fuße des Gebirges natürlich etwas höher, Káschgar z. B. 1382 m., Járkand 1336 m.) ist das Plateau zwischen Küen-Lún und Thian-Schán, meistens Steppenland und aus Regenmangel öde; wo aber Bewässerung eintritt, namentlich am Tarim und Lob-Noor, äußerst fruchtbar und warm genug für Reben und Seidenwürmer.

Es heißt chinesisch Thian-Schán-Nan-Lu, d. h. Weg auf der Südseite des Thian-Schán, nach dem Volksstamme aber: das östliche Turkistán.

Alles übrige, also den größten Theil des inneren Hochasiens, begreift man unter dem Namen Mongolei oder Tatarei. Sie ist theils Steppenland, theils völlig Wüstenei.

Im Steppenlande finden sich Seen und Flüsse, die hin und wieder bessern Graswuchs und etwas Anbau fördern, oft aber ist Boden und Wasser salzhaltig; meistens

trocknen auch im Sommer die Flüsse aus. Bäume fehlen fast gänzlich, die Pflanzenwelt erhebt sich kaum zum Gestrüpp, so daß trockner Mist die Stelle des Brennholzes versehen muß. Für Nomaden bietet jedoch die Steppe immerhin Aufenthalt und Nahrung, nur nicht die Hälfte der Mongolei, die nichts ist, als eine ungeheure, über zweihundert Meilen lang sich ausstreckende Gobi oder Schamo (d. h. Sandmeer), die nur an 2 Stellen, nämlich zwischen dem Kuku-Noor und obern Irtisch, sowie zwischen Nordost-China und dem Fluß Selenga (wo die Höhe wechselnd zwischen 1100 und und 2000 m., höchste Erhebung in dem von Bergrücken durchzogenen Plateau-Lande südl. von Urga 2180 m., Kiachta dagegen nur 800 m. Seehöhe), von größern zur Bewohnung tauglichen Landstrichen quer durchschnitten wird. — Was man gewöhnlich Gobi nennt, ist immer noch feste Steppe; eigentlicher Flugsand findet sich nur in dem tiefer liegenden, 240 M. langen und fast 100 M. breiten sogenannten Sandfluß.

Die Mongolei mag im Mittel 1500 m. Seehöhe haben; nur das westlichste Stück Thian-Schán-Pe-Lu, d. h. Weg an der Nordseite des Thian-Schán, nach Sibirien und dem Balkasch abgeflacht, hat tiefere Lage von nur 700 m. Höhe (Dsaisang-Noor 585 m.), ist deshalb auch grasreicher und wird von dsungarischen Mongolen durchwandert.

2. Die Hochplatte oder das Tafelland von Iran zwischen dem Salomonsgebirge und dem Zagros, im Norden vom Paropamisus und Albors eingefaßt, im Süden von einem 2—3000 m. hohen Bergrande, hat eine mittlere Höhe von 10—1100 m. An den Seiten hat Iran einzelne schöne Bergländer, im weiten Innern wechseln salzige Steppen und Wüsten (die große Salzwüste ohne Wasser und Berge mitten in Iran hat einen Umfang wie ganz Deutschland) mit wasserhaltigen fruchtbaren Thalebenen. Die reizende Ebene von Schiras z. B. liegt 1460 m. hoch, die vom Senderud durchflossene Ebene Isfahans 1686 m. Unter den wenigen Flüssen ist der Hilmend, der sich in einen sumpfigen See ergießt, wohl der bedeutendste. Im Regenmangel, folglich in der Dürre, besteht das Leiden dieses ausgedehnten Landes, dessen Klima sonst sehr angenehm ist; nur im Küstenstriche herrscht große Sommerhitze, häufig von 33°.

3. Daß das armenische Hochland mehrere abgeschlossene Hochplatten enthält, z. B. um die Seen Wan, Urumia u. s. w., ist oben schon erwähnt.

4. Das Innere Klein-Asiens ist auch ein Tafelland mit Ebenen von 1000—1200 m. Höhe, doch mit eingetieften Flußthälern, und senkt sich zu schönen Küsten herab, besonders am ägeischen Meere, wo zwischen den zahlreichen, in Halb-Inseln und Inseln auslaufenden Gebirgszügen Längenthäler liegen, durch welche die Flüsse zum Meere hinabströmen — bequeme Zugänge zum Hochlande, weshalb hier im Alterthume Stadt an Stadt sich drängte. Diese griechisch-ionische Ufergegend wird heutzutag Levante genannt. Mehrere und große Strecken aber, zwischen den Taurusästen und

nach Nord ausgebreitet, liegen als abgeschlossene Steppen und Weideflächen da, zwar nicht mit Wüsteneien, wie hie und da in Iran, doch voll salziger kleiner Seen und leicht austrocknender Flüsse.

5. Die Hochfläche Arabiens ist an 3 Seiten von einem dürren Küstensaume umgeben. Hinter diesem steigen die oben erwähnten Randgebirge empor, die, atmosphärische Feuchtigkeit anziehend, reichliche Bewässerung ermöglichen und so in den dazwischen liegenden zahlreichen Thälern und kleinen Ebenen jene reichen Landschaften entstehen lassen, in denen fast alle Kulturgewächse der Erde gedeihen. Namentlich ist dies der Fall in den Strichen, die innerhalb der Zone der während der Sommerszeit regelmäßig eintretenden Gewitterregen liegen (bis 17° N. Br.). Die Südwestecke Arabiens, Arabia Felix, war schon im Alterthum durch ihre Palmengärten und ihren Weihrauch berühmt, und obwohl die künstlichen Bewässerungsanstalten theilweise zerfallen sind, ist Jemen noch immer ein reiches Land mit vielen Städten, durch Palmen- und Kaffeereichthum bekannt; Sana, der Centralplatz Jemens, liegt ca. 1600 m. über dem Meere. Einen ähnlichen Reichthum an Produkten findet man im Lande Oman an der Ostseite. Die Hochlage des innern Landes läßt sich daraus ermessen, daß man aus dem glücklichen Arabien nur wenig abwärtssteigen muß, ehe man die Wüste berührt. Der mittlere Theil der großen Wüste ist von zahlreichen Bergreihen durchzogen, voll Oasen (Plätze, wo es Wasser, Gras, Strauchwerk und oft Dattelpalmen gibt) und Wadis (d. h. Flußvertiefungen, großentheils trocken) und Aufenthalt der herumziehenden Beduinen oder Kinder der Wüste.

6. Das Tafelland Dekân (d. h. Südland) ist im allgemeinen nach O. geneigt und besteht aus 6—800 m. hohen Flächen, die, vielfach trocken und kahl, bei hinreichender Bewässerung recht fruchtbar und mit angenehmem Klima ausgestattet sind. Von den Tiefebenen Hindustâns durch die Vindhyakette getrennt, wird es nach W. hin durch die Westghats abgeschlossen, ein steiles, waldreiches Kettengebirg mit beschwerlichen Pässen. Die Ostghats sind zwar niedriger und haben breitere Thalöffnungen, aber hier erschwert die flache, hafenlose Küste die Annäherung; namentlich zur Zeit des NO.-Monsun ist es den Schiffern unmöglich, hier zu landen. Wegen dieser eigenthümlichen Abgeschlossenheit ist die Bevölkerung des Dekâns von jeher von der indischen Kultur wenig berührt worden.

Tiefländer.

Einige Gebirge senken sich entweder mit Terrassen und Stufenthälern, oder mit schnellerem Abfall zur Küste, andre sind durch tiefliegende Stromländer vom Meere entfernt. Die wichtigsten und größten solcher Tiefländer sind:

1. Das chinesische Tiefland östlich vom Jün-Ling. Es umfaßt den weiten Untertheil der Stromgebiete (das Anschwemmungsgebiet) des Jantse und Hoangho und andrer nicht so großen Nachbarflüsse, die allzumal von den Ackerbau liebenden Chinesen durch Kanäle verbunden sind. Am Meere, zwischen Peking und Ningpo, 150 M. breit, streckt es sich so tief ins Innere Chinas hinein, daß sein ganzer Flächenraum auf 10000 QM. geschätzt wird. Es ist höchst fruchtbar und möglichst dicht bewohnt.

2. Die hinterindischen breiten Tiefthäler zwischen den Parallelbergen. Besonders groß ist das untere Stromgebiet des Irawaddi, der durch Seitenarme noch mit andern Flüssen zusammenhängt und, wie die andern hinterindischen Ströme, jährlich die Umgegenden überschwemmt.

3. Das Land des Indus und Ganges (Sind und Hind) bildet eine ungeheure Fläche zwischen indopersischen Bergen und bengalischem Golf, zwischen Himálaya und Vindhya. Getrennt sind die beiden Stromgebiete durch niedere Berge und Landrücken, die westwärts zum Indus, östlich in die Ebenen der Dschumna und des Mittelganges sich abdachen und mit dem Laufe des Stroms zur Tiefebene Bengalens werden. Das Gangestiefland ist das eigentliche Hindustán, ein Land von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, mit höchster Kultur und dichtester Bevölkerung. Sehr verschieden von dieser ist die große Ebene zum Indus; denn nur theilweis kultivirt enthält sie eine Wüstenei, das Thurr, von 140 Mln. Länge und 45 Mln. Breite, vom Run bis an den Fuß des Himálaya.

4. Das Tiefland am Euphrat und Tigris. Es hat keinen Naturreichthum wie das am Ganges und ist dennoch in der Weltgeschichte wichtig. Von den Südstufen Armeniens streckt es sich bis zum persischen Golf. Oestlich liegen die kurdischen Berge, südwestlich die syrisch-arabische Wüste; in der Nähe jener fließt der Tigris rasch dahin, die Wüste dagegen wird vom Euphrat, nachdem er die letzte Bergstufe Armeniens durchbrochen, im größten Theile seines ferneren Laufes berührt, ja durch ihre erhöhtere Lage nöthigt sie ihn, sich gegen Südost zu wenden. So kommen beide Ströme einander sehr nahe, entfernen sich aber wieder, um zuletzt (was im Alterthum, wo sie besondere Mündungen hatten, nicht der Fall war) 15 Meilen vom Golfe sich zu vereinen.*) Das zwischen ihnen liegende flache Land heißt Mesopotamien, zu deutsch: Mittelflußland, und ist über 4000 QM. groß, jedoch nicht wagrecht, denn am Fuß der Berge noch 400 m. über dem Meeresspiegel, senkt es sich allmählich und wird erst

*) Nach der Eroberung Babyloniens durch die Perser verschütteten diese die Mündungen beider Flüsse, um durch die Abschneidung des Handels die Provinz zu schwächen; später vereinigten sich dann die Flüsse zu einem Mündungsstrome.

da, wo beide Ströme sich nahe kommen, zur vollen Tiefebene, ehemals Babylonien, jetzt Irak Arabi genannt. — Mesopotamien ist ein Steppenland, im nördlichen Theile (El Dschesireh) grasreicher, hie und da noch Bäume tragend, weiter abwärts bei noch größerem Regenmangel baumleer, oft wüst, im südlichen Theile (Irak Arabi), von da an, wo die Flüsse sich zum erstenmale einander nähern, wieder grünender und kann hier, wenn nur die Bewohner wollen, zu einer Kulturfläche werden, die es vor alters wirklich war. Jetzt hausen fast in ganz Mesopotamien wandernde und raubsüchtige Kurden und Araber.

Irak Arabi ist deshalb großer Kultur fähig, weil der Euphrat dazu die Mittel bietet, wie der Nil in Aegypten. Seine Ufer nämlich werden flacher, je mehr er sich dem Tieflande nähert; sobald er nun durch den geschmolzenen Schnee Armeniens wächst, tritt er über, und zwar nach der Südostseite, wohin der Boden sich neigt. Dies hatten im Alterthum die betriebsamen Babylonier benutzt und durch Anlage von Dämmen und einer Menge Kanäle, mit zahllosen Schöpfrädern, die ganze Ebene zwischen beiden Strömen bewässert und zum herrlichsten Kornlande gemacht. Dieses Bewässerungssystem war um so leichter durchzuführen, als das Flußbett des Tigris tiefer liegt, denn das des Euphrats, so daß die mit Euphratwasser gefüllten Kanäle dasselbe an den Tigris abgeben konnten. „Außer Dattelpalmen, sagt Herodot, hat es keine Bäume, weder Feigen und Reben noch Oliven, allein zum Getreidebau ist es so vortrefflich, daß es immer zweihundertfältige und in recht guten Jahren dreihundertfältige Frucht trägt. Die Weizen- und Gerstenblätter werden leicht vier Finger breit, und zu welcher Größe die Hirse und die ölgebende Sesamstaude wächst, will ich lieber gar nicht sagen: denn ich weiß recht gut, wer nicht in Babylonien gewesen, glaubt schon das nicht, was ich vom Getreide gesagt." — Mit eifrigem Ackerbau verbanden die Babylonier überhaupt große Gewerbthätigkeit und lebhaften Handel durch Karawanen und auf dem persischen Golf. So wurde das Land reich und die Hauptstadt Babylon, zugleich Residenz erobernder Könige, einer der bewundertsten Orte der alten Welt. Auch später noch, als Babylon gesunken war, entstanden große Herrschersitze in diesen Gegenden, besonders gegenüber am Tigris, namentlich das macedonische Seleucia, das parthische Ktesiphon, das arabisch-persische Bagdad.

5. Fast ganz Nord-Asien oder Sibirien kann für ein Tiefland gelten, denn 150 M. vom Meere haben die großen Stromthäler nicht einmal eine absolute Höhe von 100 m., Jakutsk an der Lena 98 m., der Irtisch bei Tobolsk nur 36, und das Angara-Niveau bei Irkutsk, obwohl über 300 Mln. vom Meere entfernt, hat nur 362 m. und der See Baikal 390 m. Es besteht mehrentheils aus Steppen (Kirgisensteppe zwischen Südural und Altai), im S. noch wellenförmig und hin und wieder des Anbaus fähig, weiter nördlich voll ungeheurer Wälder und Sümpfe, und in der Nähe des Eismeers rauh, nackt, morastig, selten ohne Schnee und Eis. Nur den fernen Osten durchzieht verschiedenes Gebirg vom Da-urischen Alpenlande her.

6. Turan. So nannte schon in sehr alter Zeit der kultivirte Bewohner Irans (Erienes) das ihm nördlich benachbarte meist von Nomaden bewohnte Flachland, etwa in ähnlichem Sinne, wie der Hellene von Barbaren sprach. Wir haben den Namen Turan beibehalten und bezeichnen damit das Tiefland des Kaspi und Aral, eine weite flache Einsenkung Asiens, deren tiefste Niederung an den kaspischen Seeufern fast 26 m. unter dem Spiegel des Oceans liegt. Es umfaßt also: den untern Theil West-Turkistáns (der obere liegt aufwärts zum Pamir-Hochland und Thian-Schán) nebst einem Stück von Sibirien und Astrachan, bis zur flachen Landhöhe zwischen den Mündungen der Wolga und des Don. Der Boden ist Steppe und Wüste, wechselnd mit Kulturlandschaften von staunenswerther Fruchtbarkeit (an den Gewässern.)

7. Der Todte See mit dem Jordan. Dies ist ein tiefes Thal und nicht bloß ohne Verbindung mit dem Mittelmeere, sondern noch tief unter der Gleichhöhe desselben. Der am Fuße des Hermon vom Jordan gebildete flache, sumpfige See Merom (Bahr el Huleh) liegt noch 105 m. über, dagegen der fischreiche Genezareth (Bahr Tabarije) bereits 194 m. unter, und das Todte Meer (Bahr Lut), eine 23 □M. große gesättigte Salzlake, gar 394 m. unter dem Spiegel des Mittelmeeres. Es liegt demnach dieser See 1147 m. tiefer als Jerusalem. Gewiß eine merkwürdige Einsenkung!

Deshalb wunderten sich auch stets die Reisenden über den gewaltigen Abfall des Plateaus von Judäa nach Osten, über den raschen Lauf des Jordans und über die merkwürdige, fast tropische Fruchtbarkeit seines von hohen Bergwänden eingeschlossenen Thales (Aulon, el Ghor), soweit es vom Jordan bewässert werden konnte. (Palmengärten von Jericho!) Ist man von Hebron schon lange gen Osten in immer ödern Gegenden stark abwärts gestiegen und glaubt nunmehr den See ganz in der Nähe, so wird man auf einem Felsenvorsprunge unangenehm überrascht, ihn unten in erstaunlicher Tiefe (noch 500 m.) liegen zu sehen, wohin ein höchst rauher, steiler Pfad, der Paß von Engeddi, hinabführt. Fürchterlich öde und leblos ist alles umher, schauerlich drunten das salzige asphaltische Wasser, die aufgethürmten Felsmassen umher nackt und schwarzgrau, und nur ein schöner Quell, der unterwegs am Abhang, noch 125 m. über der Tiefe, aus den Felsen springt, und einiges Buschwerk in seiner Nähe mahnet daran, daß ehemals die Natur auch hier angenehmer und belebter war als jetzt. — Der See ist 10 Meilen lang und an der breitesten Stelle $2^1/_2$ Meilen breit.

Klima und Produkte.

Bei der großen Ausdehnung des Welttheils, dessen Erstreckung durch 3 Zonen und der abwechselnd sehr hohen und tiefen Lage der einzelnen Landstriche ist das Klima sehr verschieden. In Nordsibirien kennt man fast nur Winter, denn er beginnt im August, endet im Juli, und bringt oft

— 37° R°*); an der persischen Küste dagegen hat man häufig eine Sommerhitze von + 33, ja 34°. In Jakutsk beträgt die mittlere Jahrestemperatur — 7,5°, in Abuschähr am persischen Golf + 28°. Zu Peter-Paulshafen in Kamtschatka ist die mittlere Jahrestemperatur + 2°, unter gleicher Breite in England + 10°; zu Tiflis am Kur (453 m. Seehöhe) sind die Winter kälter und die Sommer wärmer als unter gleicher Breite zu Rom; Peking hat eine mittlere Jahrestemperatur von + 10°, Neapel, ungefähr unter gleicher Breite (40° N. Br.), von + 13°; der Sommer von Peking (+ 20°) ist um 1 Grad heißer als der Neapels, sein Winter aber (— 1°) gleicht dem von Kopenhagen (nahe 56° N. Br.). Weiter vom Meere entfernt wächst mit Abnahme des Regens, folglich mit der Zunahme der Trockenheit, auch der Unterschied der Winter- und Sommertemperatur, so daß man auch in dieser Beziehung das kontinentale Klima im Gegensatze zum Küstenklima findet — einem Gegensatze, der besonders in den zur gemäßigten Zone gehörigen Theilen Asiens (³/₄ des ganzen Erdtheils) in schroff hervortretender Weise sich geltend macht. In Südasien kennt man den Schnee nur auf Hochgebirgen; doch zeigt sich die größere Kühle des Ostens nicht nur in obigen Temperaturangaben, sondern auch in dem Umstande, daß die Aequatorialgrenze des Schneefalls sogar die chinesische Stadt Kanton, also die tropische Zone berührt, was gegen Westen nicht der Fall ist; denn vom südlichsten China zieht sie nordwestlich durch den Himálaya und Hindukúsch nach der Ostseite des kaspischen Meers, am Araxes hin und zum Taurus. Die Ursachen dieser größeren Kühle des asiatischen Ostens im Vergleich mit den entsprechenden Westküsten Europas und Amerikas sind aus Vorgängen, die oben §§ 34–36 besprochen wurden, leicht zu ersehen. Im sandigen Turkistán sind — 25° im Winter und + 30° im Sommer nicht selten, und der Syr-Darja (Jaxartes) überzieht sich im Winter, obwohl unter gleicher Breite wie der Po, mit fester Eisdecke. In den Ländern nördlich des Himálaya herrscht überall große Trockenheit, weil die regenbringenden Winde die Randgebirge nicht übersteigen, während in den südl. davon gelegenen Gebieten die Menge der atmosphärischen Niederschläge eine sehr bedeutende ist.

Vergleicht man mit diesen Angaben die im vorigen Abschnitte erörterten Ursachen klimatischer Unterschiede und wendet man sie auf die einzelnen Länder Asiens an, so ist es nicht schwer, klimatologische Reisen vom Eismeer zur hohen Mongolensteppe und vom steilen Südrande derselben nach China und ins heißfeuchte Hinterindien, oder seitwärts in den Thälern des Jün-Ling wieder hinauf zum Terkiri-See, über den Kamm des Himálaya zum Gangeslande, oder auch in die mildwarme Thalung am obern Oxus, durch das großentheils wasserleere und doch oft reizende, schon sehr

*) Die höchste Kälte dort ist unweit der Mündung des Kolyma (68¹/₂° Breite) beobachtet worden, nämlich — 40° R.

warme Persien nach Syrien, Klein-Asien, oder südlich zur heißen arabischen Wüste zu machen.

Leicht läßt sich daraus auf die Produktion schließen; doch sind einige Notizen in dieser Hinsicht nöthig, um bloße Vermuthungen durch wirkliche Angaben zu unterstützen.

Nördlicher kommt der Weinstock nicht vor, als am Südhange des Thian-Schán, und wo nördlich von Peking der Südrand der Mongolei nach China abfällt. Die Palme findet sich nordwärts noch auf den südlichsten Inseln Japans, im südlichsten China, am mittleren Ganges, am Südrande Irans, am Euphrat und auf der Südküste Klein-Asiens. — Die ungeheuren Wälder Nordasiens sind reich an Pelzwild, z. B. an Zobeln, Schwarzfüchsen, Fischottern und Hermelinen. — Vom Nordostrande der hohen Mongolei dacht sich das Land der Mandschu ab, das in seinem südlichen Theile noch zum Getreide-, Obst- und Tabaksbau tauglich, am Amur jedoch so rauh ist, daß sich die Temperatur nur wenige Grad über Null erhebt. Doch welch ein Unterschied zwischen diesem und dem mittleren Oxusthal, wo Südfrüchte wachsen und bereits Baumwolle und Seide gewonnen wird! — Dem Lande Tibet ist eine Gattung Schafe eigen, die ganz vorzügliche Wolle hat; das Pamirschaf weidet auf den Hochplateaux von „Pamir“ bis zum Tengri-Chan. In Tibet gibt es ferner eine Art von Büffeln (Jak, Grunzochse) mit lang- und seidenhaarigen Pferdeschweifen, die herdenweise die öden Regionen bis unmittelbar unter die Schneegrenze (5200 m.) beleben, auch allgemein als Lastthiere gebraucht werden und die höher gelegenen Striche des Landes eigentlich bewohnbar machen; desgleichen findet man hier eine Ziegenart, deren Haar von den Bewohnern Kaschmirs gekauft und zu den feinsten Shawls gebraucht wird. Nicht minder merkwürdig ist, daß in Hochasien unsre europäischen Hausthiere im freien Zustande leben. Das wilde Pferd ist klein, mit dickem Kopf, feurigem Auge und kurzer Mähne; es rennt, wie auch der wilde Esel, mit großer Behendigkeit an den steilsten Pfaden der Gebirge herum. Flüchtiger noch ist dort der Dschiggetai oder wilde Maulesel mit hirschartigem Hals und im übrigen einem feingebauten isabellfarbenen Maulthiere ähnlich. — Wo Persien bewässert ist, erzeugt es Datteln, Gummi, Salep, Teufelsdreck (assa foetida), Mastix, Baumwolle und Seide, und erfreut sich unter den Thieren der leichten schönäugigen Gazelle, wie unter den Blumen der glänzenden, starkduftenden Rose von Schiras. — Arabiens Kamel (das Schiff der Wüste) ist bekannt genug; doch zeigt der Strauß schon die Verwandtschaft dieser Halbinsel mit dem heißen Afrika. Uebrigens ist der glückliche Theil Arabiens das Vaterland des Kaffees und liefert Weihrauch und köstlichen Balsam. — Im Süden des Kaukasus, am Hang der armenischen Berge und in Kleinasien, ist großer Reichthum an Baumwolle, Manna, edlen Südfrüchten und balsamischen Harzen. Von den Küsten des schwarzen Meers sollen Kirschen und andre treffliche Obstarten nach Europa gekommen sein; ja der griechische Geograph Strabo hielt die südwestlichen Vorlande des Kaukasus für das Vaterland des Weinstocks. Dieselbe üppige Fruchtbarkeit zeigt sich auch am Südrande des Kaspisees. — Der chinesische Boden ist unter andern mit der (nun auch mit glänzendem Erfolge nach Indien ꝛc. verpflanzten) Theestaude gesegnet, die so reichen Ertrag gibt, daß der Chinese trotz seines eignen übermäßigen Theetrinkens noch über 1½ Millionen Centner davon an Europäer und Amerikaner verkaufen kann. Vorzügliche Porcellanerde hat früh in China und Japan die Erfindung des Porcellans

veranlaßt. — An Mannichfaltigkeit der Produktion übertrifft der indische Boden wohl jeden andern. Mit Ausnahme weniger Landstriche ist Vorder-Indien von unzähligen Flüssen bewässert und vor der Dürre bewahrt, woran Persien leidet; selbst die heißen Südküsten werden durch Monsuns und starke Regen erfrischt. Das dortige Lieblingsgetreide ist der Reis, der mit Baumwolle, Ingwer, Indigo rc. die Sommerernte liefert, während unsere europäischen Getreide- und Gemüsearten die Winterernte geben.*) Unter den nutzbaren Hölzern wird das Bambusrohr viel erwähnt; auf Ceylon wachsen Kokospalmen neben dem Zimmetbaum, und auf den noch heißeren südöstlichen Inseln Gewürznelken und Muskatnüsse. Das harte Tikholz Indiens und seiner Inseln ist für den Schiffsbau sehr wichtig, da es allein dem Bohrwurm des indischen Meeres widersteht, wie unter den feinen Hölzern das duftige Sandelholz vor allen genannt zu werden verdient. Indiens Diamanten sind so berühmt als die Perlen des persischen Meeres. Von der ostindischen Thierwelt, der reichsten der Erde, verdient der Elephant, der an Größe und Klugheit seine Brüder in Afrika übertrifft, vorzüglich genannt zu werden; man hat ihn dort schon in ältesten Zeiten gezähmt und selbst zum Kriege gebraucht. Dagegen hat Indien auch schädliche und reißende Thiere in Menge, wozu besonders der furchtbare und große bengalische Tiger, „der Herr der Wege und der Thiere," gehört. Die Natur ist dort reich in allem, im Schädlichen wie im Nützlichen.

Verschiedenheit der Bewohner, Sprachen u. s. w.

Die Bewohner, deren Anzahl auf 794 Millionen geschätzt wird, gehören verschiedenen Rassen an. Meistens haben diese Rassen ihre uralte Heimat noch heutzutag inne, außer daß durch Eroberungs- und Wanderzüge einige Völker versprengt wurden und somit hie und da Menschen verschiedenen Stamms auf demselben Boden neben einander hausen, was namentlich in Persien und Vorderasien der Fall ist. Wo sie aber auch vermischt leben, sind sie doch gewöhnlich an ihrem Aeußern, an der Sprache und am Gottesdienst zu erkennen. Die **Sprachen** sind folgende:

1) Die des großen **chinesischen Stammes**, zu welchem die **Chinesen** und die diesen in Sprache und Sitten nah verwandten **indochinesischen** Völker der Halbinsel jenseit des Ganges (mit Ausnahme von Malakka) gehören. Sprachen dieses Stammes haben fast ohne Ausnahme einsilbige, unveränderliche Wurzeln oder Wortformen, deren jede mit einem eigenthümlichen Zeichen geschrieben wird (Wortschrift, also kein Alphabet); der Beziehungsausdruck erfolgt durch verschiedenartige Stellung der Wurzeln zu einander. So besteht der ganze Sprachsatz aus etwa 4—500 Wörtern und eben so vielen Schriftzeichen oder Charakteren für diese, welche in verschiedener Weise geordnet und zusammengesetzt werden können. Man nennt diese Sprachen **einsilbige** oder **isolirende**.

2) Die **ural-altaischen** oder **finnisch-tatarischen** (scythischen) Sprachen; nämlich: a) **japanisch** und **koreanisch**; b) **tungusisch** (östl. des Jenissei bis zum Meere — Sprache und Bevölkerung durch Vermischung mit den Russen vielfach

*) Auch das Land am untern Euphrat hat Doppelernten.

geändert), das auch die Mandschu reden (deren Sprache großentheils chinesischem Einfluß erlegen); hieher können auch die Sprachen der ostsibirischen Jäger- und Fischervölker (Jukagiren, Koriäken, Tschuktschen, die stark mit Russen vermischten Kamtschadalen rc.) gerechnet werden; c) mongolisch in mehreren Dialekten (Sprache der eigentlichen Mongolen, der Oelöten oder Kalmüken in der Dsungarei und nördl. vom Kuku-Noor rc.); d) tibetanisch mit erwähnenswerther (meist aus dem Indischen übersetzter) buddhistischer Literatur in einem Sanskrit-Alphabet; e) türkisch, dessen gebildetster Dialekt, mit arabischen und persischen Worten gemischt, von den in Konstantinopel herrschenden Osmanlis gesprochen wird; außer diesem gehören zum türkischen Sprachstamm: die Usbeken (in der Bucharei), die räuberischen Turkmanen oder Truchmenen (im turanischen Tieflande), die nomadisirenden Kasaken (irrigerweise auch Kirgisen*) genannt, vom Uralfluß bis zum Altai), die Jakuten (ein zersprengtes türkisches Volk an der Lena); f) finnisch (Sprache der Ostjaken, der Samojeden am untern Ob, u. a.) — Die Sprachen dieser Völker verbinden die Beziehungsausdrücke locker mit den durch sie bestimmten Wurzeln, wobei jene mehr oder minder von der ursprünglichen Lautfülle verlieren; so entstehen Wörter, die aus mehreren Elementen bestehen, während früher jedes Wort nur eine unterschiedslose Einheit bildete. Man nennt diese Sprachen zusammenfügende oder agglutinirende. — Dem Bildungscharakter nach gehören hieher auch die Dekanischen oder Drawidischen, d. h. die Sprachen der bei der Einwanderung der Inder in die Halbinsel diesseit des Ganges in das Hochland zurückgedrängten Völker, deren Unterwerfung aber den Indern nur theilweise oder gar nicht gelang. Am bekanntesten davon sind: Tamulisch auf Coromandel, cingalesisch auf Ceylon, Telinga im Dekán und in den Cirkars rc.

3) Malaiische Sprachen, theilweise mit indischen oder arabischen Elementen durchsetzt, auf Malakka und dem indischen Archipel.

4) Arische oder indo-germanische Sprachen, nämlich: a) indisch, d. i. die Sprache der Hindus, des einzigen Stammes der großen arischen Völkerfamilie, der von den gemeinsamen Ursitzen am obern Amu und Syr nach Südosten wanderte und sich des nach ihm benannten Hindustáns und zum Theil auch des Dekáns bemächtigte. Man faßt die verschiedenen früheren indischen Sprachen mit den Collektivnamen Prakrits und Gathas zusammen und bezeichnet damit die Tochtersprachen des Sanskrit, der in den alten Werken der indischen Literatur aufbewahrten Sprache der Inder, die wegen ihrer religiösen und literarischen Wichtigkeit noch jetzt von Braminen und Gelehrten studirt wird; — b) persisch in ganz Iran und früher auch im alten Baktrien und und Sogdiana, wo jetzt noch die Städtebevölkerung persisch ist (Tadschiks), obgleich das Land unter der Herrschaft von Türkenstämmen steht. Aelteste persische Sprachen sind: das Zend (ursprüngliches Idiom der heiligen Bücher des Zerduscht) in Baktrien, das Pehlwi in Medien, und das Parsi im Urlande Persiens. Mit Cyrus Erobe-

*) Die ächten Kirgisen sitzen östl. der Kasaken in Dsungarien (neben und unter den westmongolischen Kalmüken) und am obern Jenissëi. Von den Kalmüken werden sie Burut genannt, sie selbst bezeichnen damit einen besonderen, durch Plünderungssucht und kriegerischen Sinn ausgezeichneten Stamm; die Russen gebrauchen häufig den Namen Kara-Kirgis, die „schwarzen" Kirgisen.

rungen ward das Parsi herrschend; seit der Ausbreitung des Islams bildete sich mit arabischer Beimischung das Neupersische, das in Vorderasien und bis Calcutta die diplomatische Sprache ist, wie bei uns französisch. Auch die persische, wie die Sprache der Hindus und der Chinesen, hat eine schätzbare Literatur; — carmenisch und die Sprachen der kleinen kaukasischen Völker (Georgier, Osseten u. s. w.).

5) Semitische Sprachen, nämlich arabisch, hebräisch (fast überall, selbst in Turkistán und China finden sich Juden) und syrisch. Wer gut arabisch spricht, kann ganz Nordafrika und Vorderasien bis zum Tigris bereisen. Das längst ausgestorbene Chaldäisch gehörte mit dem Syrischen zu einem Stamme (aramäisch), so wie die Sprache der Phönizier oder Punier dem Hebräischen nahe verwandt war. — Die arischen und die semitischen Sprachen bilden die entwickeltste morphologische Sprachenklasse, die flektirende; hier wird die Beziehung an der Wurzel selbst symbolisch bezeichnet, die Wurzel zum Zweck des Beziehungsausdruckes regelmäßig verändert."

Wie an Sprache, an Farbe, Wuchs und Gesichtszügen, so sind die Völker Asiens auch an Lebensart, Charakter und Bildung sehr verschieden; Boden und Klima haben darauf eingewirkt. Der mit seinem Thiere fast centaurisch verwachsene, mit und von demselben lebende nomadische Pferdehirt auf den Steppen denkt an keine Gewerbe und Bequemlichkeiten, wie z. B. der Chinese, Japaner und Hindu; der Beduin, der mit Kamelen von Oase zu Oase zieht, muß eine andere Lebensart führen, als der weichliche, mit allem Reichthum der Natur versehene Anwohner des Ganges. Auf kaukasischen Bergen athmet man stärkendere Luft als an der ungesunden heißen Küste des persischen Golfs. — Regierungsarten und Priestergesetze haben die natürlichen Verschiedenheiten der Völker in noch größere Gegensätze gebracht. Der kriechend höfliche Chinese ist knechtisch vor seinen Oberen, kalt und hart gegen Untergebene, hochmüthig und abstoßend gegen Fremde; der Araber dagegen, obgleich er nicht immer auf friedlichen Kamelen Waaren verführt, sondern häufiger auf schnellen Rossen nach Beute jagt, trägt doch sein Haupt grad auf, benimmt sich gastfreundlich und hilfreich. Der Hindu, dessen Finger die zierlichsten Gewebe machen, von jeher an leidenden Gehorsam gewöhnt, wurde leicht von fremden Völkern unterjocht und scheint seit langer Zeit jeder großen freien That unfähig. Im oft verheerten, oft gräuelvoll despotisch regierten Persien sind die Menschen so verdorben, daß von sittlichem Gefühl, von Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe wenig zu finden ist. — Im ganzen läßt sich behaupten, daß diejenigen Völker Asiens, deren Boden und Klima zur Entwicklung der Geistesfähigkeit anreizte (denn in den Steppen und Wüsten muß ewig gleiches nomadisches Hirtenleben mit gleicher Lebensweise bleiben), schon längst die Zeit ihrer Fortbildung überlebt haben; was sie Vorzügliches gedacht und gethan, das gehört in längst vergangene Jahrhunderte.

§. 2. Aus der Geschichte Asiens.

1. Vor Muhammed.

Asien*) gilt für die Wiege des Menschengeschlechtes. Aber nur langsam hat sich die geographische Kenntnis des Erdtheils entwickelt; denn sein Inneres ist schwer zugänglich und seine Küsten sind nur auf weiten Umwegen von Europa aus zu erreichen, theilweise gar nicht befahrbar.

Die Geschichte der ältesten Zeit erzählt uns Einiges von Vorderasien und dem benachbarten Nillande Afrikas; in den Osten Asiens läßt sie aber nur ungewisse Blicke thun. Zu den ersten großen Städten rechnet sie etwa folgende: Palibothra am Ganges, wo jetzt Benares — Maliarfa oder Mavalipuram an der Küste Coromandel — Bactra unweit des Oxus, wo das jetzige Balch — Babylon am Euphrat — Ninive in Assur am mittleren Tigris — Ecbatana in Medien (Nordwest-Iran) am östlichen Abhang des Zagros, wo jetzt Hamadan — Damaskus östlich vom Libanon in Syrien — Sidon und Tyrus in Phönizien am Mittelmeere — Troja nahe dem Hellespont — (Meroe am obern Nil in Abyssinien — Thebä und Memphis am Nil in Aegypten) u. s. w. —

Die meisten waren königliche Hauptstädte, nur nicht die phönizischen, die mehr als Gewerb- und Handelsplätze durch Schiffahrt und nützliche Erfindungen sich Glanz und Ruhm erwarben. Ihre Schiffe besuchten nicht nur alle Küsten des Mittelmeeres und fuhren durch die Meerenge von Gibraltar, sondern von den Häfen Elath und Eziongeber am Busen von Akabā unternahmen sie auch Handelsfahrten nach dem berühmten Lande Ophir,**) und auch am persischen Busen hatten sie ihre Stationen; selbst Afrika ward einmal umsteuert. Daß in der Nähe der Phönizier sich die aus Aegypten geflüchteten Hebräer niederließen und Jerusalem erbauten, auch daß Juda und Israel sammt Phönizien von den mächtigen Herrschern Babylons unterjocht wurden, ist aus der Bibel bekannt. Da erhob sich aus dem Lande Fars oder Persien, das den medischen Herrschern gehorchte, der kühne Cyrus (Koresch), der größeres Glück hatte, als irgend ein eroberungssüchtiger König zuvor, indem er sich ganz Medien, Assur, Babylonien und überhaupt beinah ganz Vorderasien unterwarf. So gründete er etwa 550 Jahre vor Chr. das erste persische Reich, welches durch seine nächsten Nachfolger noch vergrößert wurde, so daß es östlich an den Indus und Oxus sich erstreckte und die Aegypter ihm gehorchen mußten. Die Religion des Staates war der Sonnen- und Feuerdienst, wie ihn kurz zuvor Zarathustra (Zerduscht, Zoroaster) angeordnet. Die Residenz war Susa (südlich von Ecbatana, nordwärts von den Mündungen des Euphrat-Tigris) und von der königlichen Begräbnisstätte Persepolis in einem Hochthale Irans sind noch jetzt in verödeter Gegend Säulen und Pforten als Trümmer zu sehen. Denkwürdig ist es, daß das Glück der mächtigen persischen Herrscher an einem kleinen Volke scheiterte, welches zwischen dem ionischen und ägeischen

---

*) Ursprünglich wurde der Name bloß zur Bezeichnung der Halbinsel Anatoli gebraucht.

**) Wo letzteres — ist, trotz Lassens gründlichen Untersuchungen, die es an die Indusmündungen verlegen, noch nicht mit Sicherheit erwiesen.

Meere wohnte, die Inseln desselben, wie das benachbarte kleinasiatische Küstenland, mit Städten versehen, den Phöniziern den Handel an den Gestaden des schwarzen und ägeischen Meeres und darüber hinaus entwunden und durch einige seiner Gelehrten (Anaximander, Hekatäus, Herodot 2c. s. S. 316) viel zur Erweiterung der geographischen Kenntnis auch Asiens beigetragen hatte. Dies waren die Hellenen oder Griechen. König Darius und sein Nachfolger Xerxes, der 1½ Millionen Menschen nach Europa über den Hellespont führte, beide mußten vor wenig Tausenden der Griechen weichen. Aber die wenig Tausende waren von dem Gefühl beseelt, daß es Schande sei, die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu verlieren, und hoher Ruhm, lieber zu sterben, als sich einem fremden Despoten und Eroberer zu unterwerfen.

Als sich die Kräfte der Hellenen zuletzt unter dem jungen Könige Alexander von Macedonien vereinten, konnte dieser kühne Fürst die ehemaligen Angriffe der Perser auf Europa vergelten und dadurch Bedeutendes auch zur Erweiterung der Kenntnis von Asien beitragen; und so schwach war das despotisch regierte asiatische Reich, daß 40000 Mann und 3 Hauptschlachten hinreichend waren, um es gänzlich zu bezwingen und alle Provinzen bis zum Indus zu unterwerfen. Kaum 32 Jahre alt starb der Sieger zu Babylon (323 vor Chr. Geb.), worauf seine Generale sich bekämpften, und das ungeheure, eben zusammeneroberte Reich wieder zersplitterten. So entstanden neue Staaten mit griechisch-macedonischen Königshöfen (z. B. der pergamenische im vordern Kleinasien, der syrische mit der Hauptst. Antiochien, und der ägyptische mit der Hauptst. Alexandria), und die griechische Sprache verbreitete sich rings um die östlichen Küsten des Mittelmeers. Namentlich Alexandria blieb in regem Handelsverkehr mit Indien, wo Barygaza (nahe der Nerbuddamündung) einen Hauptstapelplatz des Verkehres bildete. Auch von Hinterindien und seiner Inselwelt ward den Griechen Kunde. Da kamen die Römer, die ein Großreich, wie ehemals die Perser, gestiftet hatten, und schlugen zu ihren ausgedehnten Besitzungen in Europa noch ganz Vorderasien (mit Ausnahme Arabiens) und Aegypten nebst Nordafrika. Dies geschah kurz vor Chr. Geb. Der Euphrat ward ihre Grenze, während die altpersischen Länder am Tigris und in Iran eignen Herrschern gehorchten.

Die Römer haben indes wenig für die Erweiterung der geographischen Kenntnis von Asien gethan; überhaupt war die Unterjochung Vorderasiens durch die damaligen Europäer im ganzen nur eine Aenderung der Herrschaft, nicht eine erfrischende heilsame Umwandlung des Lebens. Griechen und Römer hatten auch ihre schönere Zeit schon hinter sich. In ihrem ungeheuren Reiche schaltete Tyrannei und Willkür. Künste und Wissenschaften sanken zurück; Knechtschaft und Laster gingen im römischen Kaiserthum Hand in Hand; und als der Thron zum Zankapfel ehrgeiziger Feldherrn ward, mußten auch die asiatischen Provinzen die Geißel der innern Kriege fühlen. Im Jahr 395 trennte sich die römische Welt in eine West- und Osthälfte. Die letztere bestand so ziemlich aus den Ländern, die jetzt der türkische Sultan beherrscht, also gehörte auch Vorderasien dazu. Konstantinopel oder Byzanz war die Hauptstadt, weshalb das Reich das griechisch-byzantinische hieß. Auch diese Trennung war von keinen glücklichen Folgen; Despotismus und geistige Erschlaffung wurden nur noch merkbarer. So vergingen Jahrhunderte.

Kaum berührt von diesen Schicksalen, meist durch Hochgebirge und Wüsten von der übrigen Menschheit getrennt, bildeten indes die Hochländer Hinterasiens, nebst China und den indischen Halbinseln, Staaten für sich. Aus den verschiedenen Völkern am Fuße des Jün-Ling hatte sich früh die große chinesische Nation gestaltet. Sie benutzte ihren Boden trefflich, und ihre Geisteskräfte, so weit es ohne Vermischung mit Menschen kaukasischen Stammes möglich war. Sie erfand Gewerbe und Künste, und zur Schreibung ihrer einsilbigen Sprache eine schwerfällige Zeichenschrift. Kalt, philisterhaft verständig, allem Idealen abgewandt, wie der Chinese ist, blieb jedoch seine ganze Kultur nur auf das rein Praktische gerichtet. Der große Haufen hing an wunderlichem Aberglauben aus roher Zeit, und die Gebildeten nahmen die Worte des Kongfutse (etwa 500 Jahre vor Chr.) und seiner Schüler an, die nicht eine für hohe Ideen begeisternde Religion, sondern Lehren und Vorschriften in Beispielen fürs eng beschränkte Leben predigten. Daß seit dem 3. Jahrhundert nach Chr. die buddhistische Lehre von Tibet her sich über das Land verbreitete und nachmals von Kaisern aus mongolischem Stamme begünstigt ward, gereichte auch nicht zum besonderen Vortheil; ihre Priester führten nicht über den Götzendienst hinaus.

Die Völker Vorderindiens, mit ganz andern Anlagen ausgestattet, standen nicht unter einem Scepter wie die Chinesen, vielmehr unter verschiedenen Königen oder Radschas, aber durch gemeinsame Gebräuche und religiös-bürgerliche Einrichtungen mit einander verbunden. Dies letztere mochte die Folge von Eroberung durch die Hindus gewesen sein, die aus dem Arierlande, den Quellgebieten des Amu und Syr, stammten. Seit undenklicher Zeit hatte sich bei ihnen die Lehre von Brama, Wischnu und Schiwa (anfangs reiner, dann ausartend zu phantastischer Vielgötterei) ausgebildet und waren alle, auch die unbedeutendsten Handlungen durch Gebet und Ceremonien unter religiöse Weihe gestellt worden. Ein starres Kastensystem hinderte jedoch alle freie Entwicklung und jedes freudige Streben des Einzelnen.

Der Bramanismus blieb auf die Halbinsel diesseit des Ganges beschränkt. Hier suchte er freilich ausschließlich zu herrschen und trieb eine Sekte, die der Kastenordnung entgegen war und Neuerungen in der religiösen Mythologie verbreitete, nach hartnäckigen Kämpfen über die Grenze. Dies waren die Buddhisten, die einen etwa ums Jahr 600 vor Chr. lebenden Propheten und ähnliche Nachfolger desselben wie Gottheiten verehrten. Als diese Schwärmer weichen mußten, verbreiteten sie ihre immer mehr ausartende, vom Bramanismus verschiedene Götzenlehre in Ceylon, Java, Hinterindien und in Tibet, von wo sie nach China und Japan und zuletzt nach der Mongolei gekommen ist.

2. Nach Muhammed.

Als die griechisch-römische Kultur still stand und fast erstarb, hatten auch die Hindus gleich den Chinesen beinah ihre Höhe erreicht und beschränkten sich aufs Erhalten dessen, was sie besaßen und wußten. Christi Lehre und Beispiel hatte zwar auch außerhalb seines Geburtslandes begeisterte Verehrung gefunden, das Religionssystem, das sich daraus entwickelte, hatte im großen römischen Reiche die Oberhand gewonnen; allein die Völker, die ihm zufielen, geistig und politisch aufzuregen, war es unterm byzantinischen Despotismus nicht im Stande gewesen. Ihrem Ursprunge nach auch zu sittlich, um den Völkern damals, besonders den Orientalen zu genügen, ging die christliche

Religion zu dem jugendlichen und doch ernsten Völkerstamme der Deutschen, um sich mit dem frisch aufstrebenden Geiste derselben zur Schöpfung einer neuen Kulturzeit des Menschengeschlechts zu vereinen. Asiaten und Afrikaner konnten nur durch eine Religion von sinnlicher Natur zu neuer Thatkraft, wenn auch nicht zu einer vielseitigeren Bildung als ehemals, aufgeregt werden. Diese brachte als neuer Prophet der Araber Muhammed, ein Mann voll Phantasie und Sinnenlust (†632); dem Islam, der nach dem Willen seines Stifters nicht nur durch friedliche Worte, sondern auch durch Schwert und Feuer verbreitet werden sollte, fiel eine Menge Menschen zu. Die Christen des römischen Asiens wehrten sich schwach, sie gingen nebst denen im römischen Nordafrika großentheils zum Islam über: wer seinen Glauben nicht verließ, verstand sich zu Gehorsam und Kopfgeld. Auch Persien ward muhammedanisch. Im Verlauf eines Jahrhunderts herrschte der Chalif (d. h. Nachfolger des Propheten) beinah über ganz Vorderasien, Nordafrika und fast ganz Spanien; im O. bis zum Indus und Oxus, im W. bis an den atlantischen Ocean. So reißend diese Eroberungen waren, so schnell entwickelte sich bei den Arabern mancherlei Kunst und Literatur; selbst in der persischen Sprache zeichneten sich geistreiche Dichter aus. Cordova, Hauptstadt des Chalifen in Spanien, Bagdad als Sitz der Abbasiden am Tigris, Ghasna als Residenz eines Sultanats am obern Indus, und andere Städte glänzten durch Gewerbe, Handel und muselmännische Wissenschaft. Die im Koran gebotenen Wallfahrten nach Mekka setzten die ganze muhammedanische Welt in Bewegung und veranlaßten Handelsverbindungen in großem Stile. Wißbegierige Reisende bereicherten durch ausführliche Reiseberichte die Kenntnis Asiens in bedeutendem Maße (z. B. Ebn Haukal, dem die Handelsstraßen des Orients nicht minder bekannt waren, als die Karawanenwege im Innern Afrikas, Ebn Batuta, welcher auf seinen 30jährigen Wanderungen „den Gebirgsgürtel von Tibet überstieg und Timbuktu am Dscholiba sah“); mathematische, astronomische und geographische Wissenschaft fand mancherorts vortreffliche Pflege. Aber die Blüte verging so schnell, als sie sich entfaltet hatte. Auch politische Zerrüttungen fanden statt, was den abendländischen Christen endlich Hoffnung gab, den Moslemin wenigstens das kleine asiatische Land zu entreißen, wo Jesus gelebt und gelehrt hatte: in den Kreuzzügen (1096—1291) trat zum erstenmale seit der Römerzeit der Occident mit dem Orient wieder in direkte Verbindung, neue Anschauungen und Kenntnisse wurden in Europa verbreitet; dem Schwerte der christlichen Eroberer folgten die Waarenzüge der friedlichen Kaufleute, die über Aegypten oder über den Kaukasus indische Waaren bezogen. Diese Handelsverbindungen blieben, als die Eroberungen nach kaum hundertjähriger Behauptung verloren gingen und endlich ganz Palästina wieder aufgegeben werden mußte. Und seit das türkische Reich nach dem Jahre 1300 in Kleinasien durch den tüchtigen Krieger Osman (weshalb osmanisches Reich) gegründet wurde, schien neue Kraft in die Bekenner des Islam zu kommen, wodurch sie den Rest des schlecht regierten griechischen Kaiserthums überwältigten und im Jahr 1453 Konstantinopel eroberten.

Unterdes gab es in Asien große Veränderungen, wodurch unsägliches Elend hervorgebracht, viele Städte und Landschaften verwüstet, viele prächtige Tempel der früheren Zeit, die von den ersten Chalifen, Sultanen und Schahs noch verschont waren, in Trümmer gelegt, und die Menschen so mishandelt wurden, daß der Geist, der sonst in den Asiaten thätig gewesen und manches Bedeutende hervorgebracht, fast gänzlich aus-

artete. Furchtbarer Despotism und Greuel aller Art, von grausamen Herrschern ausgeübt, erstickten alle Keime des Bessern.

Zuerst nämlich unterwarf der Mongole Temudschin sämmtliche Horden Hochasiens und brach als Großkaiser (Dschingis-Chan 1206) in die östlichen und südlichen kultivirteren Länder. Ungeheuer waren seine und seiner nächsten Nachfolger Eroberungen; selbst in Europa drangen sie bis Liegnitz in Schlesien vor und behielten, als sie wieder etwas zurückwichen, doch Rußland an 200 Jahre unter ihrer Herrschaft, die in Asien von China bis zum Kaspi sich erstreckte. Friedliche Missionen, vom fürchtenden Rom aus gegen den drohenden Orient geschickt (z. B. die Sendung der Minoriten Plano Carpini und Wilh. v. Ruisbroek an den Hof des Großchans zu Karakorum, westl. von Kiachta), und kaufmännische Unternehmungen (z. B. die Reisen des Venetianers Marco Polo) öffneten um diese Zeit zuerst Innerasien für den Verkehr mit Europa und weckten den Geist, der neue Straßen für den Welthandel erschloß. Und als jene mongolische Macht zerstückelte, ahmte im 14. Jahrhundert ein anderer Mongol oder Tatar Timur (Tamerlan) das frühere Beispiel nach und unterwarf die Länder zwischen Kleinasien und China, plünderte und verheerte große Strecken Indiens. In sein Geburtsland am Oxus ließ er köstliche Schätze und eine Menge gewerbtreibender Menschen aus verschiedenen Gegenden zusammenbringen, um seine Lieblingsstadt Samarkand bevölkert, reich und glänzend zu machen. Sonst war er nichts als eine Geißel der Welt.

Man sollte denken, daß die verdorbene Menschheit Persiens, Vorderasiens u. s. w. durch jene unkultivirten kräftigen Reiterhorden hätte erfrischt und verjüngt werden können, wie die Unterthanen Roms durch die Deutschen; allein Mongolen waren nicht Deutsche, Nomaden keine Freunde des Ackerbaues, Anhänger der Lamareligion (wie Dschingischan) und Muselmänner (wie Timur) keine Christen. Zudem waren sie von Haus her zur Unterwürfigkeit unter Hordenhäupter gewöhnt und deshalb unfähig, Freiheit zu wecken.

Als Timurs ungeheures Reich nach seinem Tode zerstückelt ward, lösten sich die Mongolen wieder in einzelne Horden auf, wie wir sie noch jetzt finden. Nur noch einmal seit der Zeit des Weltstürmers Timur ist eine Horde wieder von Bedeutung geworden, doch ohne große Eroberungen und Verheerungen. Dies sind die mongolischen Mandschu im Amurlande. Bei einem innern Regentenkriege Chinas wurden sie um Hilfe gerufen, und machten ihr eigenes Oberhaupt Kanghi zum Kaiser, 1644, seit welcher Zeit eine Mandschu-Familie in China herrscht und ihren Prachtsitz in der ungeheuren Stadt Peking nahe ihrer Heimat hat.

Baber, ein Nachkomme aus Timurs Familie, besaß ein Gebiet am obern Oxus, und verließ es mit 10000 Reitern, um einen Einfall in Hindustán zu machen. Das Glück begleitete seine Unternehmung. Er stürzte den muselmännischen Staat am Ganges, um seinen gleichfalls muselmännischen, aber mongolischen Thron an dessen Stelle zu errichten. So entstand 1525 der Staat von Delhi, der unter dem berühmten Acbar, Babers Enkel, sich weit in den südlichen Theil der vorderindischen Halbinsel ausdehnte und den Titel Reich des Großmoguls erhielt. Acbar und sein Großenkel Aurengzeb († 1706) haben nicht ohne Ruhm geherrscht; am meisten aber wurden ihre Namen durch den Reichthum berühmt, der sich in der Hauptstadt Delhi an ihren Höfen sammelte. Da in Asien überaus schnell die Staaten sich ändern, indem der

Despotism nur knechtischen Gehorsam verlangt und deshalb kein wahres Vertrauen zwischen Fürst und Volk stattfindet, so ist nicht zu verwundern, daß auch das Reich des Großmoguls zerfiel. Einzelne Anführer von Kriegshaufen wuchsen ihrem Sultan über den Kopf; es entstanden kleinere Staaten.

In Persien war unterdes ein trauriger Zustand. Als die Mongolenstürme nachgelassen, schlugen sich turkmannische Tatarenhäupter um den Besitz, bis ein Inländer eine noch verderblichere Herrschaft errichtete (1500), die der Sofis. Als besonders wilder und blutdürstiger Tyrann aus dieser Familie wird Schah Abbas genannt, der ums Jahr 1600 regierte; doch war er wenigstens ein kräftiger Tyrann und machte seine Hauptstadt Isfahan glänzend. Als die Sofis in Schwelgerei und Entnervung sich zu Grunde richteten, wurde ihre Dynastie beendet durch den kühnen, habsüchtigen und hartherzigen Feldherrn Kuli-Chan, einen Turkmanen, der vom Kameltreiber sich bis zum Schah emporschwang und den Namen Schah Nadir 1736 bis 1747 trug. Fürchterlicher hat nie ein asiatischer oder afrikanischer Tyrann seine eignen Unterthanen gemishandelt und ihres Geldes und Gutes beraubt, als er. Nach den Reichthümern des Großmoguls lüstern, setzte er mit 125000 Mann über den Indus, und da kein Acbar und Aurengzeb mehr regierte und das großmongolische Reich in Unordnung war, so ward es ihm leicht, Delhi zu erobern, um, nachdem 120000 Menschen grausam gemordet, mit unermeßlichen Schätzen beladen wieder abzuziehen. Uebrigens ist er der letzte Herrscher Persiens, der seinen Nachbarn gefährlich gewesen; denn nach ihm fiel Iran wieder in mehrere Staaten auseinander.

Vielleicht bereitet sich für die künftigen Geschlechter Asiens ein glücklicheres Loos durch den Einfluß der jetzigen europäischen Welt. Rußland eroberte schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts das ganze sibirische Tiefland und ist seit 1638 am ochotskischen Meere angelangt; es herrscht diesseit und jenseit des Kaukasus; die Mineralschätze im Ural, im Altai und in Dau-rien zogen europäische Ansiedler ins Land, wie die großen Massen fossilen Elfenbeins an der Küste und auf den Inseln Neu-Sibiriens einen Handelsverkehr zwischen diesen trostlos öden Landschaften und dem Innern unterhalten; die jüngeren und jüngsten russischen Eroberungen in Centralasien kommen ebensogut der Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse, als der Sicherung des Verkehrs vor der raub- und mordsüchtigen Bevölkerung Turkistáns und der endlichen Herstellung geordneter Zustände zu gute. Von noch größerer Wichtigkeit ist die Herrschaft der Engländer auf der Halbinsel diesseit des Ganges. Ueber 3½ Jahrhunderte ist es jetzt, daß der Seeweg um Afrika neu entdeckt wurde und Europäer nach Indien schifften; doch leider waren es anfangs die Portugiesen, die nicht besser als Muselmänner dort erschienen und ebenfalls Despotismus und Religionswuth, nicht freie bürgerliche Rechte, nicht die Religion der Duldung und Aufklärung mitbrachten, wie es ächten Christen geziemt hätte. Vasco de Gama war der erste Portugiese und der erste Europäer überhaupt, welcher Afrika umschiffte und an der Küste Malabar 1498 landete. Rasch breitete sich portugiesische Macht an den Küsten aus, bis ihr Eifer nachließ und ihre Habsucht sie verhaßt machte. Da suchten andere europäische Nationen an ihrem Handel Theil zu nehmen. Den Holländern gelang es zunächst. Sie gründeten Niederlassungen auf den Inseln Hinterindiens und verdrängten ihre Vor-

gänger aus vielen Besitzungen, namentlich aus Ceylon und den Gewürzinseln. Sie brachten nun zwar keine Inquisition und keine Jesuiten mit, waren aber doch engherzige Kaufleute und nützten den Indern wenig, mehr sich selbst. Da begannen Franzosen und Engländer in den indischen Gewässern miteinander und mit den Holländern um des Handels und Gewinns willen zu wetteifern. Die Engländer gewannen die Oberhand. Sie haben zuletzt nicht bloß die meisten ehemaligen portugiesischen, dann auch theilweise die holländischen Besitzungen erbeutet; auch von der Küste Ostindiens bis ins Innere der ungeheuren Halbinsel hinein machten sie allmählich große Eroberungen. Die Niederlassungen hatten anfangs nur Handelszwecke; deshalb sandte auch nicht der englische König Schiffe und Kriegsvolk, sondern eine Gesellschaft englischer Kaufleute, die Ostindische Compagnie (1600) genannt, that es. Die Mitglieder derselben schossen Geld zusammen, rüsteten Schiffe aus und theilten nach Maß ihres Geldeinsatzes den Gewinn. Bald aber im Kriege mit Nebenbuhlern Europas und mit den muselmännischen und indischen Fürsten des Landes, bedurften sie der Unterstützung der brittischen Regierung und ihrer Kriegsheere. Dies führte zu großen Eroberungen, beförderte aber auch eine geordnete, die bezwungenen Inder schützende und ihr Bestes fördernde Verwaltung. Gegenwärtig herrschen die Engländer direkt oder indirekt über ganz Vorderindien. Wenn die Bewohner Indiens, deren Zahl ⅔ der Bevölkerung ganz Europas beträgt, zu einer bessern Staatsordnung, zu vernünftigerem Unterricht und zu neuer Bethätigung des Geistes kommen sollen, so kann es am besten durch die Engländer geschehen, die zu Haus an Bürgerrecht gewöhnt sind und keinen unchristlichen Groll gegen Bekenner einer andern Religion, ja sogar große Neigungen haben, sich mit allem zu beschäftigen, was Indien sonst Eigenes und Herrliches besessen hat.

Die Abschließungssucht der Chinesen und Japanesen gegen fremde Nationen ist erst ein Produkt der neueren Zeiten. Im Alterthum — und auch später im Mittelalter — waren allerdings China und Japan beinahe ganz abgesondert von den Völkern des Westens; aber diese Isolirung war in natürlichen Hindernissen begründet: in den Wüsten, den riesigen und steilen Gebirgen, den unbekannten stürmischen Meeren, also in Hindernissen, welche die Alten nicht zu besiegen im Stande waren. Nach der Auffindung des Seewegs nach Ostindien finden wir bald zahlreiche Handelsverbindungen zwischen diesen Ländern und den Europäern. Chinas Abschließung datirt seit der Unterjochung dieses Landes durch die fremde Rasse der Mandschu, die selbst nur das Resultat eines schändlichen Betruges war, und der Ursprung dieser neuen Herrschaft läßt den Geist des Mistrauens erklären, der dort die Europäer bis heute verfolgt; doch hat sich in jüngster Zeit auch hierin Manches geändert, englische Dampfer befahren Chinas Ströme, europäische Missionäre durchziehen das Land nach allen Richtungen, und aufmerksame Beobachter der Verhältnisse und Zustände erkennen, daß in Ostasien große politische und commercielle Veränderungen sich vorbereiten. Japan schloß sich ungefähr um dieselbe Zeit wie China gegen alles Fremde ab (1638), als die Jesuiten, die ein reiches Feld der Missionsthätigkeit hier gefunden, anfingen, ähnlich wie in Europa in die politischen Verhältnisse des Landes sich einzumischen und dieselben zu verwirren; dieses Reich hat sich jedoch, nach einer glücklich vollzogenen Revolution in seinem Innern, in jüngster Zeit ganz und aufrichtig der europäischen Kultur in die Arme geworfen.

§. 3. Die einzelnen Staaten Asiens.

1. Chinesisches Reich (176000 Q. M., 446 Mill. E.).

Es umfaßt den ungeheuren Raum zwischen dem Himálaya und dem östlichen Ocean, und besteht: a) aus dem eigentlichen China mit 420 Mill. Bewohnern auf 70000 QM.*), und b) aus den unterworfenen Ländern Mandschurei, Mongolei und Tibet. Der mächtige Kaiser (Herr des Reichs der Mitte, auch Herr von der Blume der Mitte**), geheiligter Herr oder Bogdo Chan und Sohn des Himmels genannt) bezieht außerdem noch Tribut aus der Halbinsel Korea, aus dem Himálayastaat Bhután, aus den hinterindischen Staaten Annam und Siam, von den Liukiu- und Sulu-Inseln und dem nördlichsten Küstenstriche Borneos. — Aus der Geschichte ist zu merken, daß China, nachdem seine Herrscher eine Zeit lang an die Mongolenführer Tribut gezahlt, i. J. 1279 von Dschingischans Enkel Kublai-Chan erobert, die mongolische Dynastie aber schon 1368 durch die chinesische Familie der Ming gestürzt wurde. Als diese sich durch üppiges Leben geschwächt, brach von Nordosten das Bergvolk der Mandschu, ihrer nur 80000 Mann, ins Reich ein, eroberte Peking, ging über den Hoangho und ward durch Eroberung der „Blume der Mitte" Meister von ganz China. Dies geschah 1644. Die Dynastie der Mandschu, die bald eben so, wie früher die mongolische, die Sitten des unterworfenen Volkes annahm, hat nun über 200 Jahre regiert, scheint indes jetzt ihrem Sturze nahe zu sein. In der südlichen Provinz Kwangsi entstand 1850 ein Aufruhr, der fortwährend wuchs und die Herrschaft in die Hände des Tien-Ti, eines Nachkommen der Ming, zu bringen drohte. Nach mehreren Siegen, und nachdem er bereits 1853 seinen zerstörenden Einzug in Nanking gehalten, starb Tien-Ti, und der kaiserliche Hof konnte Hoffnung schöpfen, der Rebellion Meister zu werden; allein an des Mingfürsten Stelle trat einer seiner Feldherrn, Taiping, der wie einst Muhammed, als Stifter einer neuen Religion auftrat, von welcher Christenthum und Buddhismus die Hauptelemente sind, in der aber auch jüdische und islamitische Beimischungen sich finden. Da er den Haß der Chinesen gegen die Mandschu geschickt aufzustacheln wußte, besaß er, zu Nanking thronend, lange Zeit eine gefährliche Macht und setzte bis in die 60er Jahre einen mit Mord, Plünderung und unerhörter Grausamkeit von beiden Seiten bezeichneten Krieg gegen die Mandschuherrscher fort, der China aufs furchtbarste verheerte, das Volk in den Grundfesten seines Lebens erschütterte

*) Nach den Angaben der chinesischen Regierung, die indes an großer Unzuverlässigkeit und möglicherweise Uebertreibung leiden.

**) Die „Blume der Mitte" ist eigentlich der mittlere, höchst fruchtbare Theil Chinas, das Tiefland.

und die europäischen Mächte mehrmals zum Einschreiten veranlaßte. Scheint auch dieser Kampf ein vorläufiges Ende genommen zu haben, so folgt doch noch immer eine Revolution der andern: die Provinz Jün-Nan hatte sich jüngst als selbständiges Reich Tali konstituirt, Ost-Turkistán ist unter Jakub Kuschbegi eine unabhängige Macht geworden, und gegenwärtig ist unter den Mongolen ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen, der bereits Rußland zum Einschreiten mit militärischer Macht veranlaßt hat.

a) Das eigentliche China, südl. der berühmten großen Mauer, die schon vor 2000 Jahren zum Schutze gegen mongolische Einfälle in der Lücke zwischen Chingan, Inschan und Jün-Ling errichtet wurde und von der Küste 300 Meilen weit landeinwärts über Berg und Thal sich hinzieht, jetzt aber in Verfall ist. China besteht aus 18 Provinzen, deren größte dem Kaiserthum Oesterreich-Ungarn gleichkommt, und in deren kleinster Baiern nebst Württemberg Platz hätten. Jede Provinz zerfällt in mehrere Fu's oder Präfecturen, jeder Fu in Tschéu's. Städte mit dem Beisatz Fu oder Tschéu sind die Hauptorte dieser Abtheilungen.

Seit alter Zeit gilt China als das Land des Ackerbaues, wo der Kaiser durch eine jährliche Ceremonie die Pflugschar in Ehren hält. Die Güter sind sehr vertheilt, denn jeder kann Grundeigenthum erwerben, und was die Pächter betrifft, so darf keiner entlassen werden, der seine Pacht entrichtet. Die Getreidefelder sind Gärten gleich, die Wiesenbewässerung kann zum Muster dienen, kein Stückchen Boden darf unbenutzt bleiben, vorzüglich in dem großen vom Hoangho und Jantse durchströmten, von Kanälen tausendfach durchkreuzten Tieflande, wo der Reis zweimal jährlich geerntet wird. Hier ist die Bevölkerung denn auch ganz außerordentlich dicht, und trotz der Millionen, die den stets mit blutigem Gemetzel verbundenen Revolutionen zum Opfer fallen, findet eine starke Auswanderung nach Hinterindien, Australien, Amerika ꝛc. statt, deren Theilnehmer indes überall der heimischen Sitte und Tracht treu bleiben; auch jenseit der großen Mauer, auf dem mongolischen Hochplateau, ist in letzter Zeit das mongolische Element strichweise von Chinesen verdrängt worden. Auch von Ausbeutung der Steinkohlen erzählt man uns und von Sorgfalt im Bergbau; Eisen und Blei, Silber und Quecksilber wird gewonnen, Gold aus Flüssen und aus Schuttland, Edelsteine, Lapis Lazuli u. s. w. Und wie im Landbau, so zeigt das Volk in allen Gewerken große Emsigkeit. Seine Läden sind angefüllt mit Waaren aus Metallen, Seide, Baumwolle und Leinen, minder aus Wolle. Seine Porcellane, wozu die brauchbarsten Stoffe vorhanden, seine Papiere und Tusche, und seine durch den Firnißbaum früh geweckte Lackierkunst sind von alters her berühmt; und wenn auch die Zeichnungen, die gemalten und geschnitzten Bildwerke nicht von dem zeugen, was wir Schönheitssinn nennen, so bekunden sie doch Nachahmung der Natur und große mechanische Fertigkeit. Druckerei (d. h. mit Holzplatten, nicht mit Typen), Kompaß und Schießpulver sollen dort früher erfunden sein als bei uns. Daß sich bei solchem Gewerbfleiß auch ein lebhafter Handelsverkehr zwischen den an Produkten verschiedenartig ausgestatteten Provinzen bildete, war natürlich; schiffbare Ströme, Landstraßen und viele, zum Theil riesige Kanäle (an 400) unterstützten ihn. Im eigentlichen China sind die Landstraßen von Eseln und Maulthieren belebt, im Westen von Kamelen. Der Seehandel dagegen er-

streckt sich nur auf die eignen und die benachbarten Küsten, auf Japan und die Sunda-Inseln. Mit der ferner liegenden Welt mag die Regierung nicht gerne verkehren, namentlich hat sie das Volk lange genug vor zu naher Berührung mit dem europäischen Geiste gehütet, weshalb den Portugiesen, so wie später den Holländern, Engländern und Anglo-Amerikanern, nur vor dem Hafen von Kanton und nur unter starker Beschränkung der Handel gestattet wurde. Erst in unsern Tagen haben die Britten es errungen, daß ihnen 1842 (nach dem sogen. Opiumkriege) die Insel Hongkong vor der Mündung des Si oder Tschukiang als Eigenthum eingeräumt, auch außer Kanton noch 4 Häfen zwischen dem Si und Jantse (Amoy, Futschéu, Ningpo, Schanghai) dem Handel eröffnet wurden; und 16 Jahre später, als Britten und Franzosen in den Peiho einfuhren und siegreich gegen die kaiserliche Hauptstadt selbst anrückten, sah sich die chinesische Regierung genöthigt, auch noch andere Häfen und den Jantse-Kiang allen Nationen zu öffnen. Zugleich wurde Duldung der Missionäre zugesagt und den Fremden erlaubt, China zu durchreisen. Allerdings sucht sich die chinesische Regierung mit herkömmlicher Spitzfindigkeit und Verschmitztheit der Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten immer wieder zu entziehen, so daß Verwicklungen mit den Vertretern der europäischen Mächte stets an der Tagesordnung sind.

Unter den 1½ tausend Städten sind viele von beträchtlicher Größe, meistens geviereckt, hochummauert, mit großen Plätzen, stattlichen Bauwerken, Tempeln und sechs- bis achtstöckigen Thürmen. Die Gassen dieser Städte sind mit Ausnahme breiter Hauptstraßen sehr schmal, die Bürgerhäuser fast überall einstöckig, doch reiht sich Laden an Laden, fast alle geputzt und bunt mit vergoldeten, langen, flaggenartigen Aushängeschildern, und das vor ihnen auf- und abwogende Menschengewimmel ist groß. Die umfangreichste Stadt, ganz im Norden, nur 28 M. von der großen Mauer, ist Pe-King, Sitz des Kaisers und zugleich Hauptort der Provinz Pe-Tschili. Schon Marco Polo, der berühmte Reisende des 13. Jahrhunderts, erwähnt diese Riesenstadt. Er nennt sie Kambalu und erzählt, der mongolische Eroberer Kublai-Chan habe sie durch eine prächtige Neustadt vergrößert, in Vierecke mit gradlinigen Straßen eingetheilt und zur Winterresidenz gebraucht. Den Umfang des ganzen ummauerten neuen Stadtquadrats, das an jeder Seite 3 Palastthore gehabt, gab er auf 6 Meilen an. Das heutige Peking hat 12 Vorstädte, 1,648000 Einwohner und mindestens 10 Stunden im Umkreis. Innerhalb der Mauer sind noch Felder und Teiche, und der kaiserliche Palast nimmt einen solchen Raum ein, daß er selbst für eine Stadt gelten kann. Bemerkenswerth sind: die kaiserliche Sternwarte, der Tempel des Fo oder Buddha mit 2 m. hoher vergoldeter Bildsäule, die Tempel des Kongfutse, des Himmels, des Ackerbauerfinders, eine türkische Moschee; auch 2 römisch-katholische Klöster, und ein griechisches nebst Kirche für die russische Mission. Der kaiserliche Hof wohnt zur Sommerzeit nördlich der großen Mauer im Lustschlosse Dschehol, das ein großer schöner Park in herrlicher Gebirgsgegend umgibt. Die Sommerwärme ist nämlich auf den Ebenen Nordchinas oft drückend wie zu Neapel, während der Winter zu Peking dem der deutschen Ostseeländer gleicht. — Nan-King im Tieflande am Jantse (der gewöhnlich Ta-Kiang, d. h. der große Strom genannt wird) hieß ehemals als Hauptstadt von ganz China Kiangning. Der jetzige Name bedeutet Südresidenz, so wie Pe-King Nordresidenz. Die Stadt hatte vor der Einnahme durch die Taipings 1853 beträchtlichen

Handel und 1 Mill. Einwohner. Als 1864 der kaiserliche Feldherr nach Besiegung der Rebellen in die Stadt einzog, fand er nur noch einen Haufen von Trümmern.*) Bald belebte sich indes der Verkehr wieder durch das Zuströmen zahlloser Beamten in die große Provinzialhauptstadt, die schon wieder 1/4 Mill. Einwohner zählt. Die früher so bedeutende Seidenmanufaktur beginnt wieder aufzuleben und der Gouverneur thut sein Möglichstes, um den Holzhandel wieder in Flor zu bringen, der früher der Stadt zu ihrer Blüte verhalf. Letzterer hat sich jedoch während des Darniederliegens der alten Stadt nach dem Hafen Tschinkiang, weiter abwärts am Strome, gezogen. Nur 30 bis 45 Meilen südöstlich von Nanking liegen die volkreichen und durch europäischen Handel belebten Häfen Schanghai (276000 E.) und Ningpo (400000 E.), und zwischen beiden liegt an der gleichnamigen Bucht Hangtschéu mit 700000 Einw.; 65 Meilen weiter südlich, oberhalb der Mündung des Niaotung-Kiang, der Hauptstapel für schwarzen Thee: Futschéu mit 600000 Einw. Der Werth der 1870 allein zu Schanghai mit Europa ausgetauschten Waaren betrug 2 1/3 Mill. Thaler. Von Schanghai reist man nicht weit ins Innere auf einer Straße, wo fast Dorf an Dorf, nach Sutschéu, einer Stadt von 2 Mill. Menschen, wo große Fabrik- und Handelsthätigkeit; sie liegt malerisch schön, ist Lieblingsaufenthalt reicher Familien; alles geht dort in Seide. — Vor Futschéu und dem noch weit südlicheren Hafen Amoy oder Hiamen (250000 E.) liegt die große gebirgige Insel Formosa oder Thaiwan, die Reis, Kokosnüsse, Tabak, Kampher, Schwefel und Kohlen erzeugt und auf der auch die Theekultur eingeführt wurde; an der Küste wohnen Chinesen, im Innern halbwilde Stämme. Die Insel, chinesischerseits als Deportationsplatz benützt, ist schlecht verwaltet, so daß die Unsitten des chinesischen Beamtenwesens hier ganz besonders überwuchern und es allenthalben von Piraten und Räubern wimmelt. An der Nordküste Kelung. — Kanton oder Kuang-Tschéu, Hauptort im Süden am Tschukiang oder Perlfluß, der aus den 3 Flüssen, Si-, Pe- und Tungkiang (West-, Nord- und Ostfluß) besteht, bei Kanton schon 1/4 M. breit ist und sich mehrere Meilen unterhalb der Stadt in eine 20 M. breite Bai ergießt. Die Hauptmündung heißt das Tigerthor. Kanton war lange Zeit der einzige den Fremden unter erschwerenden Bedingungen geöffnete Hafen; es ist wie in der Politik, so auch in Sachen des Luxus und der Mode, für guten Geschmack und chinesischen bon ton maßgebend, zugleich die sittenloseste, frivolste, ausgelassenste und genußsüchtigste Stadt Chinas — das Paris des himmlischen Reiches, an Vergnügungen und Unterhaltungen reicher als irgend eine andere chinesische Stadt, selbst als Pe-King, wo der finstere, von aller Welt abgeschlossene Mandschuhof, von den Chinesen gefürchtet und verachtet, wie ein Alp auf die Bevölkerung drückt. Einwohnerzahl 1,236000, deren viele (es heißt 200000) aus Mangel an Platz auf dazu eingerichteten Schiffen und Flößen hausen, eine Lebensart, die sich auch im Mündungslande des Jantse und Hoangho vorfindet. Mit Ausnahme einer Hügelreihe ist die Gegend umher eine unabsehbare Ebene voll Reisfelder, vielfach durchzogen von etwas höheren Baumwoll- und Zuckerpflanzungen, die mit Hecken von

*) Auch der gepriesene Porcellanthurm Nankings ist bei dieser Eroberung zerstört worden; aus mehreren Stockwerken bestehend, war er 80 m. hoch, unten im Durchmesser 30 m. dick, und außen mit 152 Glocken und mehr als 100 Lampen geschmückt.

Pisang, Orangen, Granaten, Jasmin und Mirten eingefaßt sind. Schon etwas südlich vom Wendekreis gelegen, genießt die Gegend von Kanton einer gemäßigten Temperatur, etwa wie Kairo in Ägypten, weshalb auch Reben, Kastanien und Pfirsiche gedeihen. Bei trockner Kälte sinkt sogar das Quecksilber auf Null. Den Portugiesen gehört hier schon seit langer Zeit die verfallende Stadt Macao mit 30000 Einw., gegen jährlichen Zins und unter chinesischer Hoheit; sie liegt auf einer durch starke Mauern abgetrennten Halbinsel an der großen mit Inseln besäeten Bai, und ist außer der Handelswelt auch in der Lebensgeschichte des portugiesischen Dichters Camoens berühmt, der hier an seiner Lusiade schuf. Aus mehreren jener Inseln ragen Porphyrberge von 400—900 m. empor; die gegenwärtig wichtigste Insel ist Hongkong mit 115000 Bew. (darunter 8800 Fremde, namentlich Europäer und Amerikaner, auch 170 Deutsche) und der Hafenstadt Victoria. Seit dem Krieg von 1842, der zum erstenmale den Stolz der Mandschudynastie demüthigte und die Majestät des himmlischen Reiches gewaltig erschütterte, an England abgetreten, hat sich seither die junge Besitzung aus einem Fischerdorfe zu einem der ersten Emporien Ostasiens aufgeschwungen und einen Verkehr entfaltet, der an die wilde Rührigkeit der wie durch einen Zauberschlag entstehenden Yankeestädte des Westens mahnt. Aeußerst günstig gelegen, hat es den besten Hafen des chinesischen Reiches, ist es Knotenpunkt aller von und nach Europa dirigirten Dampfer, Haltpunkt aller im O. frachtsuchenden Segelschiffe und zugleich Stapelplatz für die produktenmächtigen südl. Provinzen. Deshalb hier ein buntes, reges Verkehrsleben mit nicht mehr ausgesprochen chinesischem Charakter. — Der südlichste Theil Chinas ist die im Innern von einem wildfreien Bergvolke und nur an der Küste von Chinesen bewohnte große Insel Hainan, die zur Statthalterei Kantons gehört; an der Nordküste der Hafen Kiungtschéu. — Unter den volkreichen Städten im Innern Chinas merken wir noch die reichen Handelsorte Wutschang, Hanjang und Hankéu, dicht beisammen inmitten des „Reis- und Fischlandes" an beiden Seiten des dort 3900 m. breiten Jantse unweit großer Theepflanzungen und zusammen mit 1½ Mill. Einw.;*) in den Häfen dieser 3 Städte sollen stets 8—10000 Flußbarken vor Anker liegen.

Die Staats- und bürgerlichen Einrichtungen Chinas sind sehr und weit über Gebühr geregelt, die Regierung ist „Vater und Mutter des Volkes", selbst die geistige Kultur, die Wege des Lernens haben ihre unabänderlichen Formen.

Gelehrsamkeit steht in hoher Achtung. Ein gewisser Grad von Bildung ist überall vorhanden, jedes Dorf besitzt seine Schule und fast jedermann kann lesen. Es gibt Elementar- und Kreisschulen, und in den Provinzial-Hauptstädten höhere Lehranstalten, wo unterm Vorsitz kaiserlicher Commissäre eine Art Baccalaureat ertheilt wird. Die bei den Prüfungen durchfallen, und deren sind im ganzen Reiche jährlich wohl Hunderttausend, können Abschreiber, Notare, Schulmeister ꝛc. werden. — Obenan steht das kaiserliche Seminar zu Peking, von wo Professoren und höhere Staatsbeamte ausgehen. Hat einer hier das Staatsexamen, dem der Kaiser selbst vorsitzt, und wozu sich oft 5000 junge Männer melden, glücklich bestanden, so kann er durch höchstes Diplom zum Gelehrten zweiten Grades, nämlich zum Tsintse, d. h. zur Staatsperson werden

*) Nach den Angaben der franz. Missionäre Huc und Gabet (1846, also vor den Bürgerkriegen) sogar 8 Mill.

und ist zu den besten Stellen fähig. Alle 3 Jahre beglückt dies 270 Personen. Die 3 vorzüglichsten Tsintse erhalten den Titel Schüler des himmlischen Sohns. An der Spitze aller Gelehrsamkeit glänzt in der Residenz eine Akademie der Wissenschaften, Garten der Gelehrsamkeit genannt, deren Mitglieder den ersten und höchsten Grad als Ha Lin erhalten; sie besteht aus verschiedenen Abtheilungen, die sich mit der Reichsgeschichte, mit Redaction der Staatszeitung, mit der Reichsstatistik, mit Abfassung des privilegirten millionenfach abzudruckenden Kalenders, mit der Wetterprophezeihung ꝛc. beschäftigen. Uebrigens kann sich ihr wissenschaftliches Leben trotz aller Schulen nicht mit dem unsrigen vergleichen; es ist so engherzig auf das Herkömmliche und Vorgeschriebene beschränkt, jede selbständige Geistesregung wird so unnachsichtlich unterdrückt, daß von freiem Forschen und Fortschreiten der Wissenschaft, von Hervorbringung von Neuem, Lebenskräftigem keine Rede sein kann; es ist ein ewiges Wiederholen und Commentiren der alten Klassiker, zu denen man mit abgöttischer Bewunderung emporblickt. Schon das ist ein Hindernis, daß keinem angehenden Jüngling, der sich in eine höhere Lehranstalt aufnehmen läßt, die Wahl des Berufs frei steht; er wird vielmehr mit dem Eintritt ein Eigenthum des Staats, der ihm sein Studium vorschreibt und ihn nachmals ohne ihn zu fragen, wo und wie, zum Dienst gebraucht. Hiezu kommt noch die Schwierigkeit des Lesenlernens und der Schreibkunst; denn bloß das Nachmalen der vielen tausend Schriftzeichen (mit dem Pinsel wird geschrieben), sowie die Uebung in dem von der Volkssprache verschiedenen Bücherausdruck, und noch mehr in dem blumenreichen Prachtstile der höheren Gelehrsamkeit, nimmt die beste Zeit der Schuljahre weg. — Es gibt zwar gute Feldmesser, Architekten und Kanalbaumeister, es gibt bändereiche Jahrbücher und Beschreibungen des Reichs, auch gute Werke über die Arzneikräfte der Pflanzen; allein die Welt außerhalb Chinas ist unbekannt, die Heilkunde ein Anhängsel der Sterndeuterei und die Physik ein Gemisch verkehrter und scharfsinniger Lehren; und was sie jetzt wissen, wußten sie schon vor vielen Jahrhunderten. Auch die verschiedenen Eroberungen hatten keinen umgestaltenden Einfluß auf die Bildungs-, Staats- und Geschäftsverhältnisse, und von den Europäern hat man nur Aeußerlichkeiten (Schießgewehr, Verbesserung des Kalenders u. s. w.) angenommen. — Die Literatur ist reich, namentlich an geographischen, historischen und naturgeschichtlichen Werken, sie besitzt sogar Romane und (da das Volk nicht bloß an Gauklern aller Art, Festlichkeiten und Feuerwerk, sondern auch am Theater Vergnügen findet) auch Schauspiele; doch fehlt es an der Tiefe der Gedanken, am Reichthum der Erfindung, überall an Freiheit des Geistes.

Die Chinesen sind im allgemeinen ein prosaisches Volk, schon den Scholaren sieht man die Pedanterie und den Stolz an, womit sie später auftreten. Die Grundzüge des chinesischen Charakters sind Nüchternheit und Ruhe; damit Hand in Hand gehen vorwiegende Entwicklung des Verstandes und Mangel an schöpferischer Phantasie. Daher ist der Chinese fleißig, mäßig, betriebsam, nüchtern und immer gleichen Muthes; er hat nur Sinn für die Dinge, die das tägliche Leben betreffen, er ist der eigentliche Nützlichkeitsmensch unter den Völkern. Die gebildeten Chinesen, namentlich die hohen Mandarine, sehen auf die europäischen Völker, als auf rohe Barbaren mit einer unglaublichen Verachtung herab. Aus diesen Grundzügen erklärt sich denn auch die in jeder Richtung zu Tage tretende Stagnation der Chinesen. Auch die ganze Staats-

einrichtung trägt dazu bei. Diese ist theokratisch, patriarchalischer Art und ohne Soldatendespotie. Aber die Bestechlichkeit der Beamten ist sehr groß, und alles ist so abgemessen, so ohne innere Fortentwicklung und in hergebrachte Formen gebannt, das wahre Talent so ohne Ermunterung, und der Kaiser selbst wie seine Minister und Beamten so von dem Formenkram beschränkt, daß auch in der Staatsmaschine, wie in der wissenschaftlichen Welt kein neu belebender Geist sich entwickeln kann. Gesetze, die den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr genügen, werden nicht etwa abgeändert, sondern umgangen, was natürlich eine tiefe sittliche Fäulnis in allen Beamtenkreisen erzeugen muß. Die Staatsdiener, nämlich die der Verwaltung und Justiz als die ersten, und Kriegsbeamte als die zweiten, heißen Mandarine oder Kuangs. Sie sind allzumal an ein umständliches Ceremoniel gefesselt und bilden 18 Rangklassen, die in gehöriger Unterwürfigkeit sich abstufen und äußerlich an der Tracht erkannt werden.

Die Majestät, „der Sohn des Himmels," ist vom Himmel eingesetzt und herrscht im Namen desselben; er regiert zunächst durch 6 besondere, in mehrere Sektionen getheilte Ministerien, deren 12 Präsidenten nebst den Obergeneralen des Heers den innern Hof ausmachen. Getrennt von den Ministerien gibt es 2 Aufsichtskörper, nämlich 1) die hohe Staatskontrole in 25 Sektionen, die ihre Inspicienten in alle Provinzen aussendet, und 2) des Kaisers Kabinetsrath, dessen Mitglieder dazu gebraucht werden, den Sitzungen der Ministerien beizuwohnen und sowohl über deren Thätigkeit zu berichten als auch darauf zu sehen, daß nichts gegen die Gesetze und hergebrachte Reichsordnung geschehe. — Nach dem Muster der höchsten Behörden ist auch die Verwaltung der Provinzen und Kreise unter Collegien gestellt und von Statthaltern präsidirt, nicht nach türkischer Art unter Paschas.

Fragt man ferner nach der Justiz, so findet sich, daß ein zahlreiches Personal in mehreren Instanzen dafür angestellt ist, und daß man im bürgerlichen Proceß ziemlich schnell, in Criminalsachen sehr bedächtig verfährt; der Kaiser unterzeichnet erst nach langer Untersuchung ein Todesurtheil. Die Criminaljustiz ist übrigens hart, oft geradezu barbarisch, und eine Menge Verhafteter soll an Tortur und Bastonade sterben.

Der ganze Staatshaushalt soll 430 Mill. Thaler jährlich bedürfen, eine Summe, die großentheils in Naturalien eingeht und gerade nicht übermäßig ist, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Mandarinen sich auf 35000 und das Kriegsheer mit Einschluß der irregulären Truppen auf mehr als eine Million beläuft. Der Kern des Heeres, die kaiserlichen Haustruppen zu Pferd und zu Fuß, besteht nach der geringsten Angabe aus 67000 Mandschu, 21000 Mongolen und 27000 Nordchinesen (aus Familien, die den Mandschu bei der Eroberung des Reichs geholfen) nebst einer Feldartillerie von 400 Kanonen. Das Heer rekrutirt sich durch Werbung und durch seine eignen Kinder. — Die Zahl der Kriegsschiffe und Kanonenboote wird*) auf 826 mit 3600 Kanonen angegeben; die Zahl der Handelsschiffe (Dschonken) auf 8000 mit 616000 Tonnen (à 2000 ℔.) Tragfähigkeit. Indes erstreckt sich die Schiffahrt der Chinesen nur auf die Binnen- und die eigenen und benachbarten Küstengewässer. Ueberhaupt zeigt sich der Handelsgeist der Chinesen mehr ins Kleine gehend, große Unternehmungen wagen sie nicht; das Detailgeschäft ist ihre Stärke, List und Verschlagen-

*) Hübner, stat. Tafel.

heit im Handel ihre Politik, Betrug (namentlich im Verkehr mit Ausländern) ihre Tendenz, und die Summe dieser Eigenschaften ist das vielgepriesene chinesische Handelstalent.

Fragt man nach der Religion Chinas, so nennt man uns den Buddhismus, der vom Himálaya bis über Peking hinaus herrsche. Der Buddhism ist indes nicht die eigentliche Staatsreligion, sondern die Volksreligion, die seit dem 3. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung von Ostindien hergekommen, Tempel- und Klösterbau veranlaßt und so über die Länder des ungeheuren Reiches sich verbreitet, in Tibet jedoch ihren Hauptsitz hat. (S. d.). Hier nur einige Worte über den Buddhismus, wie er im eigentlichen China erscheint. Von einer Richtung zum Ueberſinnlichen ist kaum etwas daran zu bemerken; eher findet man, daß er irdischem Interesse dient, ohne sonderliche Einwirkung auf Geist und Gemüth. In den Tempeln wird täglich gebetet und geräuchert, wird geopfert, doch nichts Blutiges, wird Buddhas Namen (chinesisch Fo) unzähligemal angerufen, auch Traumauslegung und Zeichendeuterei getrieben. Die Priester nennt der Europäer nach einem japanischen Worte, das soviel als Priester bedeutet, Bonzen. Sie wohnen massenweis in Klöstern, leben von Almosen, sind unwissend (denn selten verstehen sie das Sanskrit ihrer Gebete) und wenig geachtet. Ihre Zahl im eigentlichen China wird auf eine Million angegeben. -- Verschieden von den Bräuchen der Bonzen ist der Kultus der obern Volksklassen und Mandarine bis zum kaiserlichen Hofe hinauf. Bei aller äußern Achtung vor der Volksreligion — denn der Kaiser ist ihr Schirmherr und besucht selbst zu Zeiten das prachtvolle Klosterheiligthum des Fo in seiner Hauptstadt — hält er es doch mit einem andern Kultus, wo theils die beiden Geister des Himmels und der Erde mit Dank und Bitten in Tempeln verehrt werden, theils großer Wohlthäter (z. B. des ersten Ackerbauers, des Erfinders der Seide 2c.) und auch der eignen Vorfahren in Ehrfurcht gedacht wird. Dies geschieht höchst feierlich und auf die Lehren und Hymnen des weisen Kongfutse gestützt, der vor mehr als 2400 Jahren den religiösen Glauben des Volkes zu reinigen strebte, aber als ein zu nüchterner Mann mehr auf die polizeiliche Handhabung der öffentlichen Moral gewirkt hat. Eine ewig schaffende Kraft und ein ewiger Urstoff sind nach seiner Lehre die Grundlagen aller Dinge; der Himmel, die personificirte Schöpferkraft, wirkt jedoch nicht mit Willen, sondern nur durch seine Natur; nach dem Tode kehrt der Leib in seinen Urstoff, die Seele in ihre Urkraft zurück. Keine Priester, keine heiligen Zeiten. Kongfutses Lehre kann das Herz nicht erwärmen, den Geist nicht zu Idealen erheben; ihm ist die Sittlichkeit nicht das Produkt geistiger Freiheit, sondern des richtig geleiteten Naturtriebes, daher die äußerlichen Tugenden oft nichts anderes als Deckmäntel unbesiegter Selbstsucht, die jeden Vortheil erlauert.

Der Altardienst in Peking steht unter Oberaufsicht des Kaisers, als Hohenpriesters, und in den Provinzen unter den Statthaltern. Bei der Feier ist großes Ceremoniel, Gebete und Gesänge, Kniebeugung, Beugung der Stirn bis an den Boden und Opfer von Thieren, die hernach beim Festmahl verspeist werden. In schweren Zeiten, bei Dürre, Pestilenz, Kriegsunglück, sieht man den Kaiser selbst am Altare des Himmelsgeistes, wie er laut fleht angesichts einer großen Versammlung. Die Huldigung, die dem Ackerbau erzeigt wird, findet alljährlich einmal statt. Sie beginnt

auf einem hohen umfangreichen Altare mit Opferceremonien, nach deren Schluß der Kaiser mit seinem Gefolge aus dem Thronsaale daneben die breiten Stufen herabsteigt zu dem geheiligten Felde, wo er selbst eine Furche pflügt und Reiskörner säet, während festliche Hymnen ertönen.

Kongfutse (Confucius) gilt nicht als Prophet, er ist den Chinesen ein hochverehrter Mensch, ein moralischer Gesetzgeber, dessen Schriften jedoch alle andern übertreffen. In jedem Distrikte Chinas hat er einen Tempel, und in jedem Schulzimmer hängt eine Tafel mit seinem Namen. Es ist gewiß charakteristisch für China, daß dieser Mann nicht als Religionsstifter aufgetreten ist, und daß man ihn nicht mit Mythen geschmückt und über die Natur hinausgehoben hat. Man spricht von seinem bürgerlichen und amtlichen Lebenslauf, wie von andern Menschen, man weiß, daß er 550 vor Chr. geboren und 479 gestorben. Seine Geburts- und Begräbnisstadt **Kiufu** ist ein merkwürdiges Nationaldenkmal, wie es wohl kein zweites in der Welt gibt. Kiufu zählt 25000 Einwohner, die sämmtlich Nachkommen des berühmten Weisen sind oder es sein wollen und von denen mehr als 4/5 seinen Familiennamen tragen; es ist die Residenz eines Kong-Jei, d. h. Reichsherzogs, der ebenfalls ein Nachkomme des Kongfutse und dessen Würde erblich ist; in einem dem großen Ahnherrn geweihten großartigen und prachtvollen Tempel sind zahlreiche Reliquien des Weltweisen.

Kongfutses Lehre dringt übrigens auf **Heilighaltung der Familienbande**, Eintracht unter Geschwistern, hohe Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern. Dies ist in die chinesischen Gesetze übergegangen, denen zufolge weder Alter noch hoher Rang von den kindlichen Pflichten entbindet; selbst üble Behandlung müssen Kinder sich geduldig gefallen lassen, und klagt ein Vater gegen den Sohn, so wird dieser von vorn herein für schuldig gehalten. Kein Gericht nimmt Klage eines Sohnes gegen den Vater, es sei denn, daß der Großvater sie unterschrieben und dadurch zur Klage eines Vaters gegen den Sohn umgewandelt habe. Thätliches Vergreifen an dem Vater unterliegt als unerhört sehr harter Strafe, und wäre gar ein Vatermord begangen, so wird nicht bloß der Verbrecher in Stücke zerhauen, sein Haus der Erde gleich gemacht und eine Schandsäule darauf gesetzt, sondern auch die Verwandtschaft, die der Uneinigkeit hätte zeitig vorbeugen sollen, zur Untersuchung gezogen, ja selbst der Statthalter des Kreises, wo eine so verruchte That geschehen konnte, abgesetzt. Eltern werden aber auch für die Vergehen ihrer Kinder bestraft, sowie anderseits für die Verdienste derselben ihnen jede Auszeichnung zu Theil wird. Die Pflichten der Kinder gegen die Eltern, der Schüler gegen die Lehrer sind das Fundament, worauf der Gehorsam des Volks gegen die Beamten, aller Untergebnen gegen die Höheren, und das sogenannte patriarchalische Regiment des Kaisers gebaut ist.

China ist ein ausgeprägter Polizeistaat, und dieses System ist nicht zum geringen Theil in dem Umstande begründet, daß die Mandschu, seit dem glücklichen Gelingen ihres Handstreiches in Peking, nicht aufgehört haben, irgend ein Complot zu Gunsten der früheren Dynastie zu besorgen. Wäre eine geschriebene Offenbarungsreligion neben der Polizei herrschend, so dürften sich unsre Missionare keine Hoffnung auf Erfolg machen. So aber, da das Buddhathum nicht verfolgungssüchtig ist, steht keine ausschließende religiöse Macht ihnen entgegen. Der Staat hat den Ausländern seine

Thore geöffnet; warum sollten also zu den Tempeln des Buddha, des Kongfutse, des Ackerbauerfinders 2c. nicht auch englische Kirchen sich gesellen?

b) Die unterworfenen Länder Chinas.

1. Die Mandschurei — nordöstlich von China, meistens dem großen Stromgebiete des Amur angehörend, und nur im Süden (Breite von Neapel!) von so gemäßigtem Klima, daß die Höhen Fichtenwaldung und die Thäler Kornfelder haben. Diesen Ackerbau treiben die Mandschu, dasselbe Volk, das im 17. Jahrhundert siegreich n China einbrach und die mongolische Dynastie entthronte. Weiter nordwärts geht die Natur des Landes in die sibirische über; dort treiben sich die Tungusen, Stammgenossen der Mandschu, als Jäger, Fischer und Hirten umher. Die gesammte Mandschurei mag 4¹/₂ Millionen Bewohner haben, wovon jetzt noch etwa 3 Mill. zum chinesischen Reich gehören. Hauptort im Süden ist Mukden, mit 200000 E., Sitz des kaiserlichen Gerichtshofes und Begräbnisstätte der jetzigen Kaiserdynastie mit feierlichem Todtenkultus. Girin-Ula liegt weiter nordöstl. an einem Seitenwasser des Songari (dieser selbst zum Amur) und am Fuß einer schneeigen Alpenkette. Die dortige Gegend ist als Heimat der berühmten Arzneipflanze Ginseng für China höchst wichtig; denn zu Peking wird der Ginseng, dessen Einsammlung zu den Regalien gehört, mit siebenfachem Silbergewicht aufgewogen. — Seit 1858 und 60 hat der Kaiser Chinas einen großen Theil der Mandschurei, zusammen 14000 QM., nämlich das Land nordwärts des mittleren und an beiden Seiten des unteren Amur, an Rußland abgetreten, nebst dem ganzen Küstenstrich bis zur Peter des Großen- (Victoria-) Bai, so daß hier auf der einen Seite Ussuri (zum Amur), auf der andern Tuman (zum japanischen Meer) die Grenze bilden. An der südlichsten Mark dieser neuen Besitzungen hat Rußland den Hafen Wladiwostok angelegt, sowie es auch das Schiffahrtsrecht auf allen südl. Nebenflüssen des Amur hat.

2. Die Mongolei, oft auch Tatarei genannt. Dies weite, an Sibirien, China und Tibet grenzende Steppen- und Wüstenland ist der Aufenthalt von Nomaden, deren Gesammtzahl etwa auf 3 Millionen sich beläuft. Es sind ihrer 26 Aimaks oder Stämme (Horden), worunter die Kalchas, Delöten oder Kalmüken, Scharras und Dsungaren am meisten genannt werden. Auf kleinen Rossen zieht der Mongole mit Herden fettschwänziger Schafe im weiten Bereiche seines Stammes von Weide zu Weide und schlägt seine Zeltdörfer je nach der Jahreszeit an verschiedenen Orten auf. Bereitung des Filzes, woraus die Zelte (Jurten) bestehen, und der Kleider aus Schaffellen, sind die Hauptgewerbe; Milch, Butter und Käse die Hauptnahrung. Sonstige Bedürfnisse, und deren sind wenige, befriedigen sie durch den Handel; hiezu dient das doppelthöckrige Kamel oder Trampelthier. — Vor alters manchmal, wenn ihre Reiterhorden unter einem kühnen Oberhaupte vereint in die Nachbarländer stürmten, haben sie gewaltige Umwälzungen hervorgebracht (Hunnen, Temudschin!) Damals kriegerische Heiden, später durch die Buddha-Religion, die solchen Eingang bei ihnen fand, daß jetzt ¹/₈ des Mongolenvolks aus Mönchen besteht, friedliebender gemacht, wurden sie zuletzt unter chinesischer Hoheit noch zahmer, so daß sie hie und da, eingewanderten Chinesen nachahmend, sogar etwas Feldbau treiben. Dessenungeachtet können sie noch immer als geborene Soldaten gelten, auch ist das ganze Land militärisch organisirt.

Wie zur Hunnenzeit, ist der Mongole noch jetzt gewissermaßen mit seinem Pferde verwachsen und auch den kleinsten Weg legt er zu Pferde zurück.

Die westlichste Horde Dsungar, ein Zweig der Oelöt, gemischt mit muhammedanischen Kirgisen und im Thianschán-Pelu herrschend, hielt sich am längsten unabhängig und den Nachbarn furchtbar, bis sie 1757 von der chinesischen Macht bezwungen und auseinander gesprengt wurde. Seitdem suchten die Sieger die grasreiche Dsungarei zu kolonisiren; ihr Befehlshaber residirte mit starker Besatzung in der Stadt Ili oder Kuldscha (70000 E.) ostwärts vom Balkasch. Der neuliche, an blutigen Grausamkeiten reiche Aufstand der muhammedanischen Dungenen (Tungauen, Choi-Choi) gegen ihre Unterdrücker (1862—1870), bei welchem Hunderttausende von Chinesen und Mandschuren gemordet wurden, hat nur dazu gedient, daß die Russen von ihrer Prov. Semiretschensk weiter nach Osten vordrangen und einen Theil dieses Passage-Landes, das ohnedies seiner Lage nach zu einem selbständigen politischen Dasein nicht geeignet erscheint, und seine Hauptstadt Kuldscha besetzten. — In ziemlich lockerem Unterthanenverhältnis zu den Chinesen stehen die übrigen Aimaks, z. B. der zahlreiche der Kalchas, und die zum Theil im Umlande des Kuku-Noor als Nomaden oder Räuber oder als Mönche hausenden Oelöt. Sie haben wohl chinesische Statthalter, deren einer nebst dem Oberpriester oder Kutuchtu (der unter dem tibetanischen Dalai-Lama steht) in Urga residirt, folgen jedoch nur ihren Stammhäuptern, die zwar einen Tribut an Vieh entrichten, auch jährlich in Person ihre Aufwartung zu Peking machen, dagegen aber große, den Tribut übersteigende, kaiserliche Geschenke erhalten. Man ist außerdem bemüht, sie durch Vermählung mit den ersten Häusern Chinas, selbst mit der kaiserlichen Familie zu verbinden. Urga liegt an der Karawanenstraße, die von Peking über die mongolische Hochebene nach der Grenzstadt Maimatschin und dem sibirischen Kiachta führt; es sollen daselbst 20000 buddhistische Mönche sein. In der Umgegend, also nahe dem Selengaflusse, sind die Trümmer von Karakorum zu suchen, dem Aufenthalte Dschingischans. Auch Urga, 40 Mln. südl. von Kiachta, wurde nach dem Gemetzel von Tientsin (1870) von Rußland besetzt, um eine Gewährschaft hinlänglicher Genugthuung für die Ermordung russischer Unterthanen in Händen zu haben, und wird wahrscheinlich nicht wieder herausgegeben werden; selbst bis Kalgan oder Tschangtsching (am gleichnamigen Paß des großen chinesischen Walles, Aufenthalt vieler Russen und Mongolen, doch wesentlich eine chinesische Stadt) soll ein russischer Posten vorgeschoben sein. Die Mongolen, von den Chinesen ausgebeutet und geringschätzig behandelt, lassen sich übrigens die russische Herrschaft sehr gerne gefallen. Andere für den chinesisch-russischen Handel wichtige Städte der Mongolei sind Sair-Ussu, 48 Mln. südl. und Uliassutai, 95 Mln. westlich von Urga, sowie namentlich Urumtsi, am Nordabhang des östl. Thian-Schán.

3. Tibet (Ost- oder Großtibet, Bodyúl), nördlich des Himálaya, umfaßt das Dihóng-Längenthal und die noch gegen China folgenden Nebenthäler; es ist das höchste Land Asiens, etwa so groß wie Deutschland, die Bevölkerungsangaben schwanken zwischen 3 und 6 Mill.*) Bodengestaltung stark wellenförmig, hie und da mit breiten

*) Tibet, aus Thubphod, ist im Lande nicht mehr gebräuchlich, dagegen Bodyúl, aus Phod-Yúl d. h. Land der Macht, für die oben bezeichneten Gebiete

Bergrücken (z. B. Tantla); Ebenen von keiner großen Ausdehnung und manche den größten Theil des Jahrs beschneit. Am mildesten ist das Klima im Thale des Dihóng und besonders in der Thalung von Hlassa, wo selbst der Weinstock gedeiht. Meist ist Tibet von Hirten durchzogen, weshalb auch nur spärliche Bevölkerung. In den fruchtbareren Gegenden sieht man jedoch Aecker, Dörfer und Städte, von letzteren manche durch Gewerbthätigkeit, besonders Wollweberei und Metallarbeiten blühend. Von nützlichen Thieren besonders zu nennen: Jaks oder Grunzochsen mit feinstem Schweifhaar, an Fleisch und Milch vorzüglich, Schafe, Kaschmirziegen; von Metallen: Eisen, Gold, Silber, Quecksilber. — Eigenthümlich ist es, daß vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte der Kleinhandel, sowie Garten- und Feldwirthschaft obliegt. Die Häuser sind nicht einstöckig wie in China, häufig von 3 und mehr Stockwerken; und was öffentliche Bauten betrifft, so liebt man es, sie zu schmücken, oft reich mit edlem Metall zu verzieren, worin die Gold- und Silberschmiede mit den Architekten wetteifern. Oeffentliche Gebäude sind aber bei ihnen allzumal kirchlich, d. h. Tempel mit Klöstern, deren es zu Tausenden gibt.

Tibet ist ein merkwürdiger Priester- oder Lamastaat; es gilt den Buddhisten in der Mongolei und in China als Urland des Glaubens. An der Spitze jedes Klosters steht ein Lama, und Lamas bilden die Regierung, verwalten die Theile des Staats, sind die Gelehrten und Aerzte. Naturalsteuern dienen zu ihrem Unterhalt. Höher als die Kloster-Aebte im Range stehen die Kutuchtu Lamas, Statthalter von Provinzen oder Bezirken, etwa den Legaten im römischen Kirchenstaate zu vergleichen. Der oberste Lama oder Papst heißt der Dalai und wird als unmittelbarer Nachfolger (Incarnation) Buddhas hoch verehrt. Man nennt ihn den Allsehenden und betrachtet ihn als unsterblich auf Erden. Zur Erhaltung dieses Glaubens dient folgende alte Einrichtung: Sobald der Dalai stirbt, suchen die hohen Kleriker unter göttlicher Inspiration irgend ein Knäblein aus, in das die Seele des Verstorbenen, wie sie behaupten, übergegangen sei, und bringen es sammt seinen Eltern in feierlicher Procession nach einem bestimmten Kloster, wo es bis zur Mündigkeit erzogen wird. Während seiner Minderjährigkeit regiert der Gyálpo, der vom chinesischen Kaiser ernannte Vorstand der die Verwaltung des Landes ausführenden Behörde, ein Tibeter, welcher auch später noch der eigentliche Regent des Landes bleibt, dessen Amtsführung aber von einer dritten, rein chinesischen Behörde kontrolirt wird; und da als neue Incarnationen Buddhas jetzt nur solche anerkannt werden, welche Familien angehören, die als der chinesischen Herrschaft ergeben bekannt sind, und da die Wahl immer womöglich auf einen Unmündigen fällt: so werden auf diese Weise die Interessen der chinesischen Regierung und die der zahlreichen Priesterschaft zugleich gewahrt.

Es gibt aber in Tibet außer dem Dalai noch einen hohen Lama, der ähnliche Verehrung, jedoch in einem andern Theile des Landes genießt. Dieser heißt Bogdo Lama und residirt in dem mit Hunderten von Mönchen und Nonnen angefüllten Kloster Taschilhúnpo. Der Dalai dagegen hat seinen von Weihrauch duftenden, viele Tempel, Höfe und zehntausend Gemächer umfassenden Vatikan auf dem drei-

---

eben so angewendet, wie im Westen, jenseit des Passes Marylm (Uebergang vom Sutledsch- zum Dihónggebiete 4724 m.), die Namen Gnári Khórsum, Ladák und Bálti als selbständige gebraucht werden.

gipfligen Hügel Putula oder Buddha la, d. h. Buddhaberg. Das Hauptgebäude, worin das Idol Buddhas oder (wie er auf mongolisch heißt) des Schiga Muni prangt, soll 120 m. hoch sein und trägt ein vergoldetes weithin strahlendes Dach. Reizende Anlagen verschönern die Gegend, ein Cedern- und Cypressenhain, Blumengärten und Fischteiche. Putula liegt unfern der von Weingärten und von Bäumen umgebenen Hauptstadt Hlassa*), die 80000 E. zählt und jährlich von einer Menge Wallfahrer aus allen Gegenden ringsum und weit aus China her besucht wird. Ein besonderer Theil der Stadt ist aus dem Heerlager der unter einem Mandschu-Befehlshaber stehenden chinesischen Truppen entstanden. In und um Hlassa, das tibetanische Rom voll Klöster und glänzender Paläste, zählen die Mönche nach Tausenden (man rechnet 18000); die chinesische Geographie (herausgegeben von Klaproth) zählt im ganzen 30000 Klöster, deren Insassen auf Kosten des Landes ernährt werden müssen; Taschilhúnpo ist nur von Lamas**) bewohnt, die Laien wohnen in der ½ Stunde entfernten Stadt Digártschi, die auch der Sitz eines Gyálpo ist. Manche Klöster haben den Umfang von Ortschaften, bestehend aus Straßen mit vielen Häusern oder Zellen, überragt vom Tempel inmitten des Orts; meist liegen sie auf Hügeln. Ein ähnliches Misverhältnis zwischen Klerus und Laienbevölkerung findet sich auch in Westtibet: in Ladák ist nach einer Schätzung jeder 13. Mann ein Lama; in Spiti, einem kleinen jetzt brittischen Distrikt, ergab eine genaue Zählung ein Verhältnis von 1 : 7.***)

Das Buddhathum stammt aus dem Hindulande und wurde durch eine nepalesische Prinzessin, die im Jahr 632 nach Christus einen König in Tibet heiratete und Priester ihres Glaubens mitnahm, über das Himálaya-Gebirg hieher verpflanzt. Es rührt von einem indischen Reformator her, der im 6. Jahrhundert vor Christus den Göttern des Bramanismus sammt dem Kastenwesen untreu ward und echte Menschenbeglückung zu verkünden glaubte. Er war ein Schwärmer, ein Fürstensohn aus dem Hause der Schakyas vom Stamme Gotama, sein Name Siddharta. Von Braminen unterrichtet, gerieth er früh in phantastisches Grübeln über das Elend auf Erden, über den Zweck unsers Daseins. Die Weltgenüsse befriedigten ihn nicht mehr; Fasten, beschauliches Leben, Selbstpeinigungen zogen ihn an. Er verläßt Vater und Familie, wandert unerkannt umher, lebt von Almosen, hüllt sich in ein gelbes Leichentuch und strebt nach der höchsten Weisheit, er will Buddha werden, d. h. ein Weiser, der selig Unsterbliche. Endlich gelangt er zu der Ueberzeugung: der Mensch soll sich frei machen, nicht bloß von Begierden und Leidenschaften, sondern von aller aufs Irdische gerichteten Thätigkeit; denn alles ist eitel, alle Wirklichkeit Schaum und Schein. Was wir für Leben halten, ist nicht wahres Leben. Das Höchste, was zu erreichen, ist ein unbeschreiblich seliger Zustand, wo kein Athem weht, ein Zustand des Nichtseins, der ewigen Ruhe: das Nirvana. Der Mensch kann

---

*) Nach gewöhnlicher Schreibung; aus hla „Gott“ und sa „Stätte, Land.“ Schlagintweit: „Lása.“

**) Denn dem Volk ist jeder Mönch ein Lama.

***) In Breslau ist (nach Schulte) der 368., in Trier der 140., in Köln der 126. katholische Mensch ein Priester; in Westfalen kam in den letzten Jahren auf 40 Menschen ein Priester oder eine Nonne; in Münster ist jede 20., in Paderborn jede 10. Person geistlich. — Noviziat, Tonsur, Haarabschneiden der Nonnen, Weihwasser, Räucherung ꝛc. findet sich sowohl in den christlichen, wie in den buddhistischen Klöstern; nur ist in letzteren das Gelübde der Ehelosigkeit nicht auf Lebenszeit bindend.

es erreichen, wenn er sich der überflüssigen Bedürfnisse und der Begierden entschlägt und seine Gedanken mit dem Nirvana beschäftigt. Allmählich wird er sehnsüchtig darnach werden und die Sehnsucht seine Wonne, wie der Mantel des freien Bettlers Kleid. Sich immer und immer in der innern Beschauung des Nirvana übend, wird er bald nichts mehr empfinden und denken, was irdisch ist. Zuletzt schwindet ihm alle Erinnerung, selbst die des gewesenen physischen Wohlgefühls, und tritt der Tod ein, so befindet er sich schon in der Seligkeit des Nirvana.

Mit seinem schwärmerischen Evangelium im Reinen, verließ er, von 5 Jüngern begleitet, den Feigenbaum, unter welchem er, mit gekreuzten Beinen auf einer Matte sitzend, den Blick stets nach oben gerichtet, in tiefe Betrachtungen versunken, lange Zeit gelebt hatte, und trat seine Wanderung als Verkünder seiner Lehre an. Er war damals 36 Jahre alt und wanderte, predigte und bekehrte, bis er 80 Jahre alt ins Nirvana überging. Es gelang ihm auch noch bei seinem Leben, einen großen Anhang zu gewinnen, mehrere Fürsten wurden gläubig, sogar der König des Staats Magadha im Gangesgebiete. Und als er gestorben, begann die Verehrung gar bald sein Leben mit Wundern und Legenden auszuschmücken, seine Knochen als Reliquien des wahrhaftigen Buddha theilten die Vergötterung, die man seiner ganzen Person, seinem Geiste gezollt. Man schmückte auch seine Lehren aus, man stritt über manchen seiner Aussprüche, man hielt endlich im Verlauf der Jahrhunderte Concile zur Festsetzung ihres wahren Inhalts, und Glaubensboten der Sekte gingen vom Gangesgebiete ins mittlere und südliche Ostindien, nach Ceylon, nach Hinterindien, von wo die Buddhalehre auch den Weg nach China fand; in der Mongolei hat sie erst am Ende des 13. Jahrhunderts feste Wurzel gefaßt.

Die Buddhasekte, obwohl dem Kastengeist zuwider, scheint geraume Zeit auf der Hindu-Halbinsel geduldet gewesen zu sein. Wie es endlich zuging, und zwar erst im 9. Jahrhundert, daß es zum blutigen Kampfe kam zwischen Bramathum und Buddhathum, worauf das letztere aus der Halbinsel weichen mußte, ist geschichtlich nicht aufgehellt. —

Betrachten wir nun den tibetanischen Lamastaat, so erklärt sich das Klosterwesen und die ungeheure Möncherei ganz bequem aus dem Leben und der Lehre des Stifters. Der Gotamide war ein Ascet; nicht Thätigkeit, sondern innere Beschaulichkeit hatte er verlangt, und das ließ sich in Klöstern etwa leisten. Daß es etwas Höheres gebe, als thatloses Hinbrüten, als Gleichgiltigkeit gegen alles, was uns zur Anwendung unsrer Kräfte anspornt, scheint dem Gotamiden, dem Buddha, fremd geblieben zu sein. Da er das bramanische Dogma von der Seelenwanderung nicht ausdrücklich verwarf, so konnte leicht die weitere Lehrmeinung sich entwickeln, daß der Buddha aus Liebe zu seinen Gläubigen aus dem Nirvana wiederkehren und als neugebornes Kind erscheinen könne, umsomehr, da der alten Götterlehre dergleichen Inkarnationen, wie die des Wischnu als Krischna, geläufig waren. Mit der stolzen Behauptung, daß das Oberhaupt der Priestermacht der Träger der Persönlichkeit des Buddha sei, der herniedersteige, um zum Heile der Menschen unter ihnen zu weilen, traten die Priester im 14. Jahrhundert auf. So kam es, daß der Träger dieser Inkarnation, den man Pán-Tschen Rin-Potsché (kostbares Priesterjuwel) nannte, allmählich ein Ansehen erlangte, gegen das der Glanz des Königs zurücktrat; 1640 erhielt der Dalai Lama die weltliche Herrschaft über das ganze östliche Tibet, bis um die Mitte des vorigen Jahrhun-

derts die Chinesen sich zu Gebietern des Landes machten, jedoch als Oberhaupt im hierarchischen Sinne den Dalai Lama in seiner hohen Stellung unbeschränkt ließen.

An wunderlicher Entwickelung und an Ausartungen eines Glaubens und einer Priesterschaft fehlt es nie. Die Aus- oder Abartungen des Buddhakultus, z. B. die häufig mit Intriguen und Giftmorden begleitete Wahl eines Dalai, ferner die Vervielfältigung der ganzen und halben Buddhas (Buddhisatvas, d. h. die im Besitz der Erkenntnis sind) und das Aufstellen ihrer Idole, womit zu Hunderten außer der riesigen prachtvollen Statue des Hauptbuddha ihre Tempel angefüllt sind, würde schwerlich der Stifter des Glaubens gebilligt haben; aber sie sind weit natürlicher daraus hervorgegangen, als z. B. Mönchwesen und die Heiligenanrufung aus den Worten Jesu. In der Mongolei ward der Buddhaismus versetzt mit den Zaubereien der Schamanen; die Theologen Ceylons behaupten ihn am reinsten erhalten zu haben. Gegenwärtig ist die Religionsübung eine rein äußerliche; man denke an das Ableiern des Rosenkranzes, das Drehen der mit Gebeten beklebten Radmaschine (Gebetmühle), das Aufschreiben von Gebeten auf Windfahnen ꝛc. Dem Christenthum setzen die Lamaiten einen energischen, oft grausamen Widerstand entgegen. Der Dalai Lama, zu heilig, als daß man ihn mit irdischen Sorgen belasten dürfte, ist übrigens wohl jetzt nicht viel mehr als eine Puppe fürs Volk, regiert von der Priesterschaft und den chinesischen Regierungsmännern.

Doch herrscht in Tibet gegenwärtig keine geringere Verwirrung als in China selbst; die chinesische Regierung, obgleich gestützt auf eine bedeutende Truppenmacht und unterstützt durch eine zahlreiche Polizei, befindet sich außer Stande, mit Nachdruck einzuschreiten. Eingetheilt ist Bodyúl in 4 Provinzen: 1) Kham, zunächst China; Hauptort Tschámbo, mit einer Feste, vielen buddhistischen Tempeln und Klöstern, eines mit 1300 Mönchen. Südsüdwestl. davon Bonga, wo die erste christliche Gemeinde in Tibet sich bildete. Diese Provinz ist größtentheils von nomadisirenden Stämmen bewohnt, die unter ganz oder beinahe unabhängigen Häuptlingen stehen; fast jedes Dorf hat seinen Chef, der sich rühmt, ein selbständiger Herrscher zu sein. 2) Wei oder Ü, die mittlere und kleinste, aber wichtigste Provinz; hier die Hauptstadt Osttibets: Hlassa (s. o.). 3) Tsang mit der Mönchsstadt Taschilhúnpo, Sitz eines gleichfalls als Buddha-Inkarnation gefeierten Oberpriesters, und Digártschi, Sitz des weltlichen Oberhauptes der Provinz, des Gyálpo. 4) Dógthol, mit dem Hauptorte Tábum, erstreckt sich bis an die östl. Grenze von Gnári Khórsum.

4) Gnári Khórsum, zw. 30° und 33° N. Br. und 79° bis 84° O. L. v. Gr., umfaßt den obersten Lauf des Indus und Sutledsch, das centrale Gebiet des allgemeinen tibetischen Längenthales, westl. der Erhebungslinie zwischen Dihóng- und Indusgebiet. Es steht auch dem Namen nach nicht mehr unter dem Dalai Lama, indem die Chinesen die Verwaltung hier noch mehr in die Hand genommen haben als in Bodyúl. Doch bilden zwei geborne Tibeter, die beiden Garphans, von den Chinesen auf je 3 Jahre ernannt, die oberste funktionirende Behörde; in bedrängten Zeiten können sie jedoch durch geborne Chinesen ersetzt werden. Ihr Sitz ist im Sommer in dem hochgelegenen Gártok im Thale des Gártung (Nebenfluß des Indus), einem der bedeutendsten Handelsplätze Hochasiens; im Winter residiren sie weiter thalabwärts zu Gargúnsa. Die nördlichsten Theile von Gnári Khórsum, an der Südseite des Karakorúm, bilden die äußerst hochgelegenen und spärlichst bevölkerten Flächen der Provinzen Rúdok und Sárthol — jene, an Ladák grenzend, in ihrem tiefstge-

legenen Theile, am Salzsee Tsomognalari, 4270 m. hoch, diese als „Goldland" mit ergibigen Minen oft genannt.

5. Bhután — ein Gebirgsland im Himálaya, dünn bewohnt, mit etwa 1 Million Menschen, und zinspflichtig dem Kaiser. Von gleicher Herkunft und Religion wie die Tibetaner, stehen sie auch unter einem Hohenpriester, dem Dharma Lama im Klosterorte Tassisudon; indes haben sie noch einen halb weltlichen Herrn, den Dépa Radscha. In Tassisudon wohnen viele Mönche. Das Hauptgebäude daselbst hat 7 Stockwerke, worin zu oberst das Buddha-Idol unter einem Baldachine thront; im 6. und 5. Stockwerke befindet sich die Behausung des Dharma, und unter ihm im 4. der Dépa, der aber noch 5 Meilen davon zu Panukka eine Winterresidenz, ebenfalls mit Tempeleinrichtung, besitzt. — Die Bhutaner sind meistens arm. Nur die zahlreichen Mönche, die Beamten und Kriegsleute sind im Besitze des Bodens und der Gewerbe; das Volk hat kein Eigenthum.

6. Sulu und Bórneo — 2 lehnspflichtige Staaten mit etwa 1,100000 Bew. im südöstlichen Archipele. Der von Sulu besteht aus Inseln und einem gegenüber gelegenen Stücke Bórneos; schon seit Jahrhunderten entrichtet der König einen Tribut nach Peking. Der von Borneo liegt auf der Nordseite der gleichnamigen großen Insel und hat eine Bevölkerung, die aus buddhistischen Malaien und Chinesen gemischt ist. Der König leistet Lehnshuldigung und Tribut.

7. Königreich Korea — 5000 ☐M. mit 9 Mill. (?) Bewohnern. Kultus buddhistisch, Schriftsprache chinesisch. Europäern wird kein Eintritt ins Reich gestattet, daher auch der Vertrag, der den Fremden China öffnete, vom koreanischen König nicht anerkannt. Erst jüngst sind blutige Grausamkeiten gegen Franzosen und Amerikaner vorgekommen. Der König residirt zu Han-Tsching oder Kjöng und ist nur nominell von China abhängig; ein absichtlich wüst gelegter Landstrich trennt beide Länder. Auch Japan beansprucht ein Oberhoheitsrecht, die Geltendmachung desselben wurde jedoch neulich von den Koreanern blutig zurückgewiesen; überhaupt ist der Bruch zwischen Korea und Japan ein vollständiger, seit sich letzteres aufrichtig und ernstlich der europäischen Kultur zugewendet.

8. Die von China und Japan aus kolonisirten Lutschu- oder Liu-Kiu-Inseln (½ Mill. Einw.) sind gleichfalls nur dem Namen nach von China abhängig.

Anmerk. Der westliche Winkel Tibets zwischen dem Karakorúm und Himálaya ist theils furchtbarwildes Gebirgsland, theils arme Hochebene, wo jedoch feinwollige Schafe gedeihen, deren Haar dem der tibetanischen Ziege beinahe gleich kommt und herrlichen Stoff zu Shawls ins benachbarte Kaschmir liefert. Es wird jetzt nicht mehr von Hlassa oder China aus regiert, und umfaßt: 1) Den früher selbständigen buddhistischen Staat Ladák (Mitteltibet, bei den Ladákis selbst Tod-Nga-ri, „das Obere"), dessen Hauptort Le an der rechten Thalseite des Indus ein wichtiger Markt, namentlich für feine Wolle und für Wollenwaaren; 2) Balti (Kleintibet, Baltistán) mit dem Hauptorte Skardo am Indus, vor 1840 gleichfalls ein selbständiger Staat, seit 1846 wie Ladák zu dem von Guláb Singh gegründeten Königreich Kaschmir gehörig; 3) einige kleine unabhängige Land-

schaften mit gemischter, meist dem Islam ergebener Bevölkerung. Das Gebiet von Spiti gehört zum indo-brittischen Reich.

Das Kaiserthum Japan (7027 QM., 35 Mill. (?) Einw.), das Zipango*) des Marco Polo, besteht aus den bergigen doch reich begabten Inseln Nippon, Sikok, Kiusiu oder Ximo, und mehreren kleineren; auch die kältere im Innern fast unbewohnte Insel Jesso gehört dazu. Sie sind alle und fast überall gebirgig mit geringen Vorlanden; die Schönheit ihrer Vulkankegel geben den Inseln ein höchst malerisches Aussehen. Der höchste dieser Kegel ist der 285 n. Chr. entstandene schneebedeckte Fusi-Jama (d. i. der große Berg) 4663 m. auf Nippon, unweit Jeddo. Andere hohe Piks dieser Insel sind: Asama-, Jaki-, Kiri-, Iwawasi-Jama u. s. w., meist Vulkane; auf Kiusiu der Mitake, Kirisima (1468 m.), Asojama, Wunzen u. a., allesammt Vulkane. Erdbeben sind im Gebiete des japanischen Reiches eine sehr gewöhnliche Erscheinung, doch meist nicht sehr verheerend. Die Japan umgebenden Meere sind stürmisch, durch Klippen und Strudel gefahrvoll, und die Verschiedenheit der Meeresströmungen verursacht eine große Verschiedenheit des Klimas zwischen Ost- und Westküsten. Unter den vielen Produkten rühmt man das besonders treffliche Kupfer, die höchst feine Porcellanerde, die Seidenraupe, den Firniß- und den Kampferbaum, Kamelien, Thee u. s. w. Die Vegetation ist üppig, der Boden kultivirt, selbst an den Bergen hinauf, so weit wie nur möglich, im Land- und Gartenbau wird Ausgezeichnetes geleistet und an die Stelle eines gefällten oder abgestorbenen Baums wird stets ein neuer gesetzt. Rinder- und Pferdezucht, aber nicht Schafe und Ziegen, überhaupt verhältnismäßig wenig Thiere.

Lange vor Christi Geburt erhielten die Eingebornen**) durch Eroberer (Tataren?) einen Erbadel und eine Art Sonnendienst; auch die Sprache hat Verwandtschaft mit dem Mongolischen. Von China her kam später viel Chinesisches, auch der Buddhaism und Kenntnis von Kongfutses Lehren. Die letzteren sind das Eigenthum der Gebildeten, obwohl der alte Kult des Sonnengeistes, versetzt mit Glauben an tausend andre Geister (die man aber nicht bildlich darstellt) in öffentlicher Hochachtung steht. Der höchste Geistliche, von der Sonne abstammend, also ein Inka, heißt der Mikado, und die Tempelhüter seiner Religion heißen Kamis. — Die weit größere Masse des Volks bekennt einen mit mythologischem Kram überladenen Buddhaism.

---

*) Aus dem chinesischen Dschi-Pen-Quo, „Reich des Sonnenaufgangs."

**) Vielleicht Ainos; dieses durch seinen starken Haarwuchs so bekannt gewordene Völkchen bewohnt (nach Bickmores Untersuchungen) Jesso (wo nur zerstreute japanische Ansiedlungen), die Kurilen bis Paramuschir (der vorletzten), nach einigen Autoritäten auch die Südspitze von Kamtschatka, und theilt die Insel Karafto mit andern Völkern; sie leben ausschließlich vom Fischfang.

Im japanischen Reiche bildete sich eine Kastenordnung, die an Aegypten und Ostindien erinnert, doch mit dem großen Unterschiede, daß das erbliche Priesterthum, trotz des Mikado, nicht oberste Kaste, und überhaupt das Kastenwesen nicht zu einer göttlichen Institution wurde. Ferner hatte sich aus dem Erbadel ein fürstliches Feudalsystem entwickelt, das dem Willen des Herrschers sowohl zur Beschränkung als zur Stütze diente; womit sich, doch wahrscheinlich erst viel später, ein eigenthümliches geheimes Beaufsichtigungssystem verband, dem alle Beamten und Fürsten bis zum Herrscher aufwärts unterworfen waren. Als oberster Lehensherr galt der Mikado oder Dairi Soma, doch stand nur ein kleiner Theil des Landes, dessen Einkünfte für die Hofhaltung bestimmt waren, unter seiner direkten Regierung; die übrigen Gebiete waren an 9 große Lehensträger, die Daimios, erblich verlehnt, die jedoch wieder Lehensträger unter sich hatten. In neuerer Zeit jedoch (1586) war es dem Kronfeldherrn (Taikun oder Siogun), der eine dem Major Domus des Merovingerreiches ähnliche und schon seit 1150 erbliche Stellung im Reiche hatte, gelungen, die weltliche Macht vollständiq an sich zu reißen und den Mikado einzig auf geistliche Funktionen und auf hohle Repräsentation der Herrscherwürde zu beschränken. Aber auch die Macht des Siogun war bald geschmälert worden durch eine Art Staatsrath, gewählt aus den Daimios und dem alten Adel. Seit sich Japan den Fremden geöffnet (1854), hat sich hierin Vieles geändert. Die Würde des Siogun wurde nach einem blutigen Bürgerkriege mit Hilfe solcher Daimios, die auf die centralisirte Macht des Siogun eifersüchtig waren, ganz abgeschafft (1867), der Mikado, dem ein Sosai oder Reichskanzler zur Seite steht, nahm die Zügel der Regierung wieder selbst in die Hand, die Schranken steifen Ceremoniels, die ihn vom Volke trennten, wurden vielfach beseitigt, einige Fürsten, die sich dem Eindringen der Europäer in ihr Gebiet und der neuen Ordnung der Dinge mit Gewalt widersetzten, abgesetzt und überhaupt seit dieser Zeit eine, den europäischen Vorbildern nacheifernde, reformirende Thätigkeit entfaltet, die in gerechtes Staunen versetzt. Junge Japaner kommen nach Europa, um höhere Studien zu machen, Dampfschiffe werden nach europäischem Muster gebaut, Eisenbahn-Linien errichtet (die erste, zwischen Jokohama und Shinagawa, am 12. Juni 1872 eröffnet), Telegraphendrähte reichen bereits Hunderte von Meilen weit und verbinden das Inselreich mit dem asiatischen Festlande, bald auch mit Amerika, in vielen Schulen wird Deutsch, Englisch und Französisch, Mathematik und Mechanik (zum Theil schon durch einheimische Lehrer) nach europäischen, besonders deutschen, ins Japanische übersetzten Lehrbüchern gelehrt. Denn Deutschland gilt jetzt den Japanesen als das europäische Musterland: deutsche Schulmänner werden zur Errichtung von höheren Lehranstalten ins Land gerufen, eine große Zahl deutscher Lehrbücher wird in den japanischen Schulen gebraucht, deutsche wissenschaftliche Werke werden von den japanischen Gelehrten studirt, die Armee wird auf deutschen Fuß eingerichtet u. s. w. Allen Japanern ist (seit 1866) das Reisen ins Ausland gestattet, Handelsverträge wurden mit fremden Staaten geschlossen, ein neues milderes Strafgesetz wurde eingeführt und während bisher nur der Adel (die fürstlichen Lehensträger in einem Oberhaus, der kleinere Adel in einem Unterhaus) an der Regierung des Landes sich betheiligte, soll nun auch die Errichtung eines Volksparlamentes gesichert sein. Jüngst haben auch die Daimios freiwillig auf ihre Fürstenthümer zu Gunsten der Reichsregierung ver-

zichtet und wurde so das Feudalsystem, welches Jahrhunderte lang fest eingewurzelt war, rasch abgeschafft.

Der Charakter des Volkes hat viel angenehmere Seiten als der der Chinesen; sie haben nicht deren dünkelhaften, alles Fremde verachtenden Stolz, sie stehen auf höherer Stufe der Gesittung als die meisten andern Asiaten, sie sind muthig und tapfer, haben viel Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und Nettigkeit, besitzen große Gerechtigkeitsliebe, und von ihrem entwickelten Ehrgefühl zeugt die allerdings grausame Sitte des Hara-Kiri (Bauchaufschlitzens). Wer die Industriearbeiten der Japaner, ihre literarischen Schätze, Schulbücher z. B. mit naturgetreuen Zeichnungen und Malereien ausgestattet, ihre den europäischen nachgeahmten Thermometer, Barometer und andre physikalische und mechanische Instrumente, Kupferstiche u. s. w. gesehen hat, ist geneigt, sie an Intelligenz über die Chinesen zu stellen. Volksunterricht ist verbreiteter, als in gewissen europäischen Ländern, z. B. Spanien, Süditalien ꝛc.

Daß sich Japan vor 1854 noch mehr als China gegen das Ausland verschlossen hatte, ist nicht dem Einflusse der Religion zuzuschreiben; vielmehr war es die weltliche Politik, die jeden fremden Einfluß und zwar erst in neuerer Zeit abzuhalten gesucht hatte. Vor dem 17. Jahrhnndert war es nicht so; Japanesen konnten früher ungehindert ins Ausland, man hatte die Portugiesen gastfrei aufgenommen; doch das unbesonnene Benehmen dieser Europäer, vor allen der Uebermuth, womit die Jesuiten, nachdem sie höchst geschickt sich in Japan festgesetzt und viele Proseliten gemacht, sich in die innern politischen Händel mischten, brachte die damals neu entstandene weltliche Oberregierung des Siogun gegen sie in Harnisch. Im Jahr 1638 wurden Portugiesen und Jesuiten vertrieben, das römische Kirchenthum, wo es irgend Wurzel gefaßt, mit Gewalt wieder ausgerottet, und nur (neben Chinesen und Koreanern) den seit 1611 am Handel theilnehmenden Holländern, deren Glaube weit friedlicher schien als der jesuitische, Zutritt an der Küste gestattet; jedoch auch den Holländern nur in dem einzigen Hafen Nangasaki auf Kiusiu, und zwar unter sorgsamster Aufsicht. So stand es bis in die neueste Zeit, und wenn auch gelehrte Japaner, namentlich kaiserliche Astronomen und Leibärzte, gern ein wissenschaftliches Gespräch führten, selbst Werke wie Hufelands Makrobiotik und Laplaces Mechanik des Himmels in ihre Sprache übersetzen halfen, so durfte dies doch zu keiner besondern Annäherung führen; und nur mit Lebensgefahr brachte der Deutsche P. F. Siebold, Arzt in holländischen Diensten, seine Sammlungen, die jetzt in Leyden aufgestellt sind, zu Schiffe. Daß sich nun dies Verhältnis geändert, ist bereits erwähnt.

Städte: Miako oder Kioto mit 500000 Bew. sonst schön gelegene prachtvolle Residenz des Mikado, wo er trotz der äußern Ehren, die er selbst beim buddhistischen Volke genoß, vor der neuesten Umgestaltung der Verhältnisse ohne Machtbefugnisse sammt seinem geistlichen Hofstaate gleichsam eingesperrt leben mußte. Die Stadt, der geistige Mittelpunkt des Reiches, hat eine hohe Schule, blühende Fabriken, viele Tempel, Klöster und Idole; ein Kolossalbild Buddhas soll 25 m. hoch sein. Unfern davon die volkreichen Hafenstädte Osaka und Fiogo. Größer noch ist Jeddo, sonst Residenz des Siogun, dessen Paläste einen besonderen Stadttheil bildeten; es soll 1½ Mill. Einw. haben. Nun hat der Mikado seinen Sitz nach Jeddo verlegt. Haupthandelsstadt des Landes; mehrere Schulen mit nur deutschen Lehrern, eine deutsche Buchhandlung,

deutsche und englische Zeitungen. Die Gegend leidet oft durch Erdbeben, 1856 zum letztenmale. An der großen Jeddobai der gute Hafen Jokohama (bei Kanagawa), wo bereits Gasbeleuchtung und eine baierische Bierbrauerei.

Die eben genannten Orte liegen auf der Hauptinsel Nippon. Nangasaki mit 60000 E. auf Kiusiu. Auf der Südspitze der dünn bevölkerten Insel Jesso (auf 1627 Q. M. nur 160000 E., darunter 25—30000 Ainos) ist Hakodadi ein Einlaufhafen für Fremde. In der Nähe die deutsche Farm Augustenfelde. Auf der im Norden sich 100 Meilen weit hinstreckenden, von Ainos und Tungusen bewohnten Insel Karafto oder Sachalin (die jetzt von den Russen in Anspruch genommen) haben die Japaner einige Niederlassungen, doch nur an der Straße La Perouse, die Jesso von Sachalin trennt; von den Kurilen hält Japan nur noch die südlichsten besetzt.

Staaten Hinter-Indiens oder Indo-Chinas.

39800 Q. M. mit etwa 23 Mill. Bew.

Die tropische Halbinsel jenseit des Ganges wird häufig Hinterindien genannt, und doch gehört die Hauptbevölkerung zum chinesischen Zweig der mongolischen Rasse; nur die kleinere Westhälfte hat theilweise Bewohner aus dem Hindustamme, und die südliche große Landzunge ist malaiisch.

Das Innere ist den Europäern meist noch unbekannt, wenigstens aus eigner Anschauung. Wir wissen indes manches von den Parallelgebirgen, die aus China südwärts ziehen, von der reichlichen Bewässerung der Stromgebiete dazwischen, von mächtigen Bambus- und Tikwäldern, vielen Palmarten, von Firniß-, Zimmt-, Gummigutt- und Kampferbäumen, von den ausgedehnten Pflanzungen mit Reis, Mais, Zuckerrohr, Baumwolle, Yams rc. und überhaupt von der Ueppigkeit der dortigen Vegetation, die so groß ist, daß außer der Menge von Kletterpflanzen selbst gewisse Palmen die Eigenschaft haben, sich um andre Bäume zu winden, wodurch das undurchdringliche, feuchthaltende und Schattendunkel gebende Flechtwerk, wie man es häufig in tropischen Wäldern findet, noch verstärkt wird. Hauptprodukte sind ferner: edle und unedle Metalle, farbige Edelsteine und Steinöl in solcher Fülle, daß allein das birmanische Reich jährlich an 28 Mill. ℔ liefert. Reißende Thiere in Uebermaß, Büffel zur Feldarbeit, zahllose Herden von Ziegen, Schweinen und Federvieh, Elephanten von besonderer Größe und als geschätzteste Hausthiere; weiße Elephanten dienen an den Höfen der Herrscher. — Die näher bekannten Küstenstriche sind meistens niedrig und, wenn auch etwas gekühlt durch die Monsuns, doch drückend heiß und ungesund, vor allen in den Deltas.

Mit Ausnahme der dem Islam ergebenen Malaien sind die Hinterinder buddhistisch, doch weit abergläubischer und an Gesittung tief unter den Chinesen und Tibetanern.

a. Königreich Annam*) 9315 □. M. mit 9 Mill. B. Es nimmt den Osten der großen Halbinsel ein und besteht seit 1802, wo Nguyen-anh die 3 ehemals getrennten Staaten zu einem Ganzen vereinigte, aus Tonkin, Kochinchina und Kambodscha und einem Theile von Laos; derselbe hob auch die alte Lehensverbindung mit China auf**) und nannte sich Gia-long (der Glückbegünstigte). — Tonkin, mit der großen Stadt Kescho am Song-ka, an China grenzend, ähnelt diesem mächtigen Nachbarstaate in der Feldwirthschaft und im Kanalbau, und nährt eine ziemliche Masse von Menschen, deren Glaube und Wissenschaft sammt den Schriftzeichen sich als chinesisch, doch in schwachem Abglanze, kund geben. Chinesen gibt es viele in Annam, und sie und Europäer haben den auswärtigen Handel in Händen, da den Eingebornen das Auswandern verboten ist. Die Staatsform ist despotisch, König und Mandarine verfahren nach Laune und brauchen den Bambusstock als Hauptmittel. Der Talapoinen (so heißen hier die Bonzen oder Lamas, weil sie das Talapat, ein gewisses Palmblatt, tragen) ist zwar keine große Zahl, aber die wenigen sind unwissend und genießen wenig Achtung beim Volke; die Schulen werden als erbärmlich geschildert. Bemerkenswerth ist es, daß thätige Franzosen hie und da römisch-katholische Gemeinden gebildet haben, indem sie zugleich durch Festungsbau, europäisches Exercitium und bessere Kanonengießerei sich nützlich und beliebt machten.

Residenz und Hauptstadt ist Hué oder Fu-chuan in Kochinchina, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit 60000 E., in reizender Gegend, stark befestigt nach europäischer Art, mit ein paar hundert Kanonen auf den Basteien und eben so vielen im Arsenale. Das Innere der Stadt mahnt weit mehr an eine zahlreiche Garnison als an Verkehr und Wohlhabenheit. Von größerem Umfang ist die schon erwähnte Stadt Kescho, sie hat 80000 E., und bedeutender als Handelsplatz ist Saïgun am Delta des Maykaung (Mekong) in Kambodscha, im Besitze der Franzosen, die, schon seit 1787 im Lande begünstigt, im J. 1862 die 3 Provinzen Saïgun, Bien-hoa und My-tho mit den gleichnamigen Hauptorten gewaltsam an sich genommen und nach französischem Muster als Cochinchine française (1022 □. M., 1,204000 E.) organisirt haben. My-tho ist der Schlüssel zum Mekong-Delta. Auch die 20 Mln. von der Küste gelegenen Pulo-Condore-Inseln sind seit 1862 von den Franzosen besetzt. — Ueber das übrige Kambodscha (mit der Stadt Udong) haben sie eine Art Schutzherrschaft.

b) Königreich Schan oder Siam — 14535 □. M. und 6,300000 E., worunter mindestens $1^1/_2$ Mill. Chinesen. Es grenzt im Norden an Jünnan und wird vom Menam und dessen Nebenflüssen durchströmt; sie überschwemmen gleich dem Nil. Der größte Theil des Landes ist waldige Wildnis. Unter den Produkten wird auch die Gewürznelke genannt. Staatsform ist wie in Annam despotisch, doch wegen Schwäche der Regierung um so greuelhafter. Es regieren 2 Könige nebeneinander; der eine führt die innere Verwaltung des Landes, dem andern steht die Führung des durch brittische Offiziere eingeübten nicht unbeträchtlichen Heeres zu. Der erstere, vor dem die Unterthanen sich in den Staub werfen und der selbst dem peinlichsten Cere-

---

*) d. h. Ruhe des Südens; seit 1802 ist der offizielle Name Wietnan, „Glanz des Südens."

**) Nach anderen bestehe dieselbe, aber jedenfalls sehr lose, noch fort.

moniel unterworfen ist, nennt sich „Herr vom weißen Elephant,“ auch „Allmächtiger und Unfehlbarer,“ zahlt aber doch herkömmlicherweise Tribut an China und ist in seinem Lande der einzige privilegirte Großhändler, etwa wie der Vicekönig von Aegypten; nur das Geschäft der Aus- und Einfuhr überläßt er den Handelsleuten aus China. Das Volk ist, mit Ausnahme der gewerbthätigen Chinesen, tiefer als in Annam herabgewürdigt, aber die Buddhatempel glänzen, ebenso der Hof, der aus einer Unzahl hoher und niedrer Diener und aus 3000 weiblichen Personen besteht. Der jüngst verstorbene bildungsfreundliche König Mongkut schloß Verträge mit europäischen Regierungen, ermäßigte den Zoll auf europäische Waaren und gestattete den Britten freies Wandern in seinem Reiche; er war sogar den Missionären nicht abgeneigt. Sijothia oder Ajudhia, zwischen Armen des Menam, wo die Häuser auf Flößen oder erhöht auf Bambuspfählen stehen und die Verbindung nur durch Gondeln statt findet, war ehemals Residenz; die jetzige, Bangkok, liegt oberhalb der Mündung des Stroms, mit etwa 500000 Einw. meist chinesischen Stamms, doch sind auch Abkömmlinge von Portugiesen darunter. Der Hafen ist sehr belebt. Auf dem Strom sieht man, wie zu Kanton, schwimmende Wohnungen.

c. Königreich Birma (Burmah) oder Awa — 8961 Q. M., 4 Mill. E., im Westen der Halbinsel, vom Irawaddi durchströmt und durch den Saluên von Siam getrennt, im ganzen schwach bevölkert, und auf keiner höhern Bildungsstufe als Siam. Gegen die gebildeteren Chinesen, deren sich auch hier viele mitten im Lande angesiedelt haben, stechen die Birmaner sehr ab. Die Regierung ist despotisch und hat vor der siamesischen nur das voraus, daß sie keinen Tribut nach China zu liefern braucht. Dagegen verwickelte sich der pompliebende hochmüthige Monarch, der sich Herr des Lebens und Eigenthums seiner Unterthanen nennt, in Kriege mit England (1825 und 1852), die ihn sämmtliche Küstenprovinzen kosteten und Birma zum ohnmächtigen Binnenstaat machten. Durch einen 1865 abgeschlossenen Vertrag ist auch der Irawaddi den Europäern geöffnet worden, der wohl bald eine wichtige Wasserstraße werden wird, weil er die südwestl. Provinzen Chinas direkt mit dem Meere verbindet. Der siamesische König, durch das Schicksal Birmas gewarnt, schloß rechtzeitig mit den europäischen Mächten Verträge, die denselben das Land öffneten. — Von der Natur mit reichem Boden begabt, könnte ein blühendes Volk am schiffbaren Irawaddi wohnen, wenn der Despotismus nicht hinderte. Die Hauptstädte haben rasch gewechselt: auf Pugan folgte Awa am Irawaddi mit 50000, dann, nicht weit davon, Umerapura mit 60000 E., in dessen einem Tempel eine kolossale Buddhastatue; da aber letztere Stadt noch mit Kriegsdampfern zu erreichen, so wird sie dem Verfalle preisgegeben und dafür erhebt sich Mandalay als neue Residenz. — Aus dem Handelsorte Bhamo im Norden führt eine Karawanenstraße übers Gebirg nach China. — Im Osten am Saluên und obern Mekong hausen die Laos oder Lauwas und andre unter Häuptlingen stehende Völker, theils an Birma, theils an Siam zinspflichtig.

Anm. An beiden Seiten des obern Mekong und des obern Songka, zwischen dem Oberlaufe des Saluên und dem Kinschakiang (Jantse) liegt die etagenförmig bis 18 oder 1900 m. ansteigende Plateau-Landschaft Jünnan, mit Gebirgen bis zu 5000 m., ehemals eine chinesische Provinz, jüngst aber unter der Regierung der muselmännischen Pansis, welche dort mit Hilfe der Schans- und Kakhyensstämme die chinesische Gewalt unterdrückten, zu einem selbständigen Reich Tali (Hauptstadt

Tali am gleichnamigen See) organisirt (10 Mill. Einw.)*) — Das Gebiet nördlich vom 24. bis zum 28. Breitengrade, also bis an die Grenze von Tibet, das auf unsern Karten gewöhnlich Birma zugetheilt ist, wird von den ziemlich unabhängigen, raublustigen Stämmen der Schans (im NO., 10 Staaten, jeder unter einem erblichen Chef) und der Kakhyens (an beiden Seiten des Irawaddi bis an Assám und Tibet, gleichfalls vielfach getheilt) bewohnt, die in beständiger Fehde untereinander leben. Sie stehen unter birmanischer Oberhoheit, sind nicht ohne Gewerbthätigkeit und mögen etwa 2 Mill. zählen.**) Die Tibeter nennen dies Land Lokatra, „Land der feindlichen Völker mit tättowirten Lippen."

d. Malaiische Kleinstaaten — 1491 Q. M., 209000 E. — Im Mittelalter gab es auf der großen Landzunge ein Malaien-Reich, das die Buddhalehre gegen den Islam weggetauscht, mit Arabien und China lebhaften Handelsverkehr angeknüpft und viele malaiische Kolonien im benachbarten großen Archipele bis zu den Molukken ausgesäet. Durch den Fall der Hauptstadt Malakka (sie kam 1512 in die Gewalt der Portugiesen) wurde die Macht des Staats gebrochen; die Holländer schwächten und zersplitterten ihn noch mehr, was auf die sonst betriebsamen Malaien die üble Wirkung hatte, daß sie zu frechen Seeräubern wurden, die in den sundischen Gewässern und weit nach Osten hin verrufen sind. Gegenwärtig gibt es auf der Landzunge mehrere malaiische Kleinstaaten, namentlich die Sultanate Dschohore und Pahang (an der Ost-), und das von einem Radscha beherrschte Land Salangore (an der Westküste.)

e. Brittische Besitzungen in Hinter-Indien — mit Einschluß der kleinen Besitzungen (Straits Settlements: Singapore, Malakka, Pulo Pinang, zus. 51 Q. M., 306000 E.) auf der Malakka-Landzunge 4467 Q. M., 2,700000 E. Die kleine Insel Pulo Pinang oder Prinz Wales (mit Wellesley an der Küste) besaßen die Engländer schon im vorigen Jahrhundert; sie haben jetzt Gewürznägelein and Muskaten dahin verpflanzt. In diesem Jahrhundert (1819) erwarben sie die zu Dschohore gehörige Insel Singapore (Singupura, „Löwenstadt") an der Südspitze Malakkas, und erklärten den gleichnamigen Hauptort zum Freihafen. Damals ein Schlupfwinkel malaiischer Seeräuber, hat die für den Handel höchst günstige Lage desselben Wohlstand und Bevölkerung so gehoben, daß die Stadt schon 97,000 Einw. zählt. — Später (1824) tauschten sie gegen Fort Marlborough auf Sumatra von den Holländern Staat und Gebiet Malakka ein, worin sich außer den Malaien einige tausend Chinesen befinden. Im Jahr 1826 mußte der besiegte Kaiser von Birma die Küste Arakan (wo der Reishafen Akyab und die alte Hauptstadt Arakan), ferner das an der Saluénmündung liegende Land Martaban (mit dem Reishafen Malmän) und die Küste Tenasserim (mit Mergui) abtreten, worauf die Engländer sogleich an der genannten Mündung die Stadt Amherst gründeten, die bereits 22000 E. zählt. 1852 kam noch die Provinz Pegu an der Irawaddi-Mündung hinzu. Darin die Städte Prome am Irawaddi, in schöner Lage, und Rangun mit 30000 E., theilweise auf Bambuspfählen erbaut, mit geräumigem Hafen; es wird viel Tikholz und Reis verschifft. Pegu, ehemals hochberühmte Hauptstadt des Reiches Pegu, bei der Auflösung desselben 1757 durch die Birmesen

*) Das indes nach neueren Nachrichten von den kaiserlichen Truppen wieder unterworfen worden ist.

**) Andere Angaben geben viel geringere Zahlen.

zerstört, ist noch wegen eines alten auf 2 Terrassen stehenden großen Buddhatempels und Klosters von 118 m. Höhe viel genannt; seine 100 reich vergoldeten Thurmspitzen werden weit hin gesehen. Auf den Mergui-Inseln gibt es große Ausbeute an Salangan- oder eßbaren Vogelnestern. — Das gesammte brittische Hinterindien steht unmittelbar unter dem General-Gouverneur von Vorderindien.

Anmerk. Zu Hinterindien rechnet man noch die Inselgruppe der Andamanen mit einem Vulkan, und die der Nikobaren — erstere, als Strafkolonie benützt, schon länger, letztere 1869 von den Engländern besetzt.

Die asiatischen Südost-Inseln,

37600 Q. M. und 32,620000 E. (mit Einschluß der Laccadiven, Malediven, Andamanen, Nikobaren und Cocos- oder Keelingsinseln, aber ohne Ceylon), an beiden Seiten des Aequators, zwischen Hinterindien, Neuholland und Neuguinea. Drei Abtheilungen: 1) Sunda-Inseln, nämlich die 4 großen: Sumatra, Java, Bórneo (mit den Sulus) und Celebes, nebst einer Reihe kleinerer, wovon Timor im Osten — 2) die Molukken zwischen Celebes und Neuguinea, nemlich Ceram, Dschilolo (Halmahera), die Gruppe der Bandas, die Ambon-Inseln 2c. — 3) die Philippinen im Norden, worunter die umfangreichsten: Luzon und Mindanao. — Um sich ihre Größe vorzustellen, vergleiche man sie mit europäischen Ländern. Java ist so groß als Baiern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und das Reichsland; Sumatra übertrifft die Ausdehnung Italiens sammt den italienischen Inseln; Bórneo ist sogar größer als Frankreich, und die kleine Molukke Ternate überbietet das Großherzogthum Oldenburg.

Betrachtet man ihre erstaunliche Anzahl und erwägt man, daß sie fast allzumal gebirgig sind — denn nur wenige ganz kleine haben korallinischen Ursprung — so scheint es, als stamme ihre jetzige Gestalt aus einer Zeit, wo durch furchtbare Erderschütterungen der Zusammenhang zwischen Neuholland und Asien zerrissen wurde und nur eine Trümmerwelt über den Fluten sich erhielt. Wahrscheinlich wüthete damals Sturm und Meer von Südwest her. Wie dieses an den Südspitzen Afrikas und der ostindischen Halbinseln, desgleichen an vielen Hochgebirgen, die nach Süd steil abfallen, ersichtlich ist, ebenso an der sundischen Inselreihe von Sumatra bis Timor: sie kehren ihre Steilküsten dem indischen Oceane zu, gegen Nord und Nordost sind sie flach. Beachtenswerth ist aber auch ihre vulkanische Natur, die in einer Reihe erloschner und brennender Vulkane, von Japan her, über die chinesische Insel Formosa, über die Philippinen und Molukken nach Timor, dann westwärts nach Java und Sumatra und bis zu den Andamanen sich kund gibt; für Geologen von Wichtigkeit.

Ihr Naturreichthum ist sehr bedeutend, wie gegenüber auf den Halbinseln diesseit und jenseit des Ganges. Wer von Nordost kommt, erblickt bereits auf Luzon zur Seite üppiger, von Bambusschilf umzäunter Wiesen und Reisfelder die reizvolle tropische Pflanzenwelt, die weiter südlich, auf den Molukken, durch die duftendsten Würzpflanzen sich vermehrt, aber auf Javas durchaus vulkanischem und bewässertem Boden zur äußersten Fülle und Pracht sich entfaltet. Es ist, als wäre unser „glückliches“ Campanien, oder

die Aetnagegend, in zehnfach vergrößertem Maßstabe zum Aequator und unter tropische Regen verpflanzt; steigen doch Vulkane dieser Inseln eben so hoch und noch höher empor als der Aetna! Der Talama oder Ophir und der Pik von Indrapura, beide auf Sumatra, haben über 3500 m., der Semeru und der Slamat auf Java ebensoviel, der Merápi auf Java 2900 m.; weiter im Osten auf Sumbawa hatte der Tumbora, einer der wüthendsten aller Vulkane, vor dem Ausbruch im April 1815, welcher direkt und indirekt über 40000 Menschen das Leben kostete und wobei sein Doppelgipfel zusammenstürzte, 4500 m., während er jetzt nur noch 2850 m. hoch ist. — Unter den 43 Vulkanen, die in 2 Parallelreihen die Insel Java durchziehen, sind 28 thätige, denen als charakteristisches Merkmal namentlich die Erzeugung ungeheurer Schwefelmassen eigenthümlich ist.*)

Was die einheimische Bevölkerung betrifft, so ist schon oben gesagt, daß sie zur malaiischen Rasse gehört. Im Innern Bórneos, auf östlichen Inseln, selbst auf den Philippinen, gibt es indes auch schwarze Volkschaften oder Negritos, wie auf Neu-guinea, unter verschiedenen Namen (Papuas, Haraforas 2c.), die als Urbesitzer zu betrachten sind und weit herwärts nach Westen verbreitet waren, ehe sie von den Malaien theils verdrängt, theils ausgerottet wurden. Daß bei den Malaien auf Java und Sumatra sich flüchtende Buddhisten aus den Hinduländern einfanden und ihre Lehre verbreiteten, ist gewiß, aber mit der aufstrebenden Macht der Malakkaner erhielt auch der Islam große Herrschaft. Außerdem gab es hie und da chinesische Niederlassungen. So stand es, als die Europäer erschienen, von denen die Spanier auf den Philippinen sich festsetzten, und die Portugiesen als Besieger des Reichs von Malakka im Süden. Die Holländer folgten und sind auf mehreren Inseln und Inselküsten im Sunda- und Molukken-Archipel zur vorherrschenden Macht geworden. Manche der einheimischen Inselfürsten haben ihre Lande völlig verloren oder nur als Vasallen behalten; derer, die auf Gebirgen, besonders im Innern der großen Inseln, sich unabhängig behauptet haben, gibt es indes noch viele.

Bekanntlich war Holland im 17. und 18. Jahrhundert eine blühende Republik und trotz seiner Kleinheit einer der bedeutendsten Staaten Europas; ein weit verzweigter Kolonialbesitz hatte besonders dazu beigetragen. Heutzutage steht es anders. Holland heißt zwar ein Königreich, allein seine Macht ist weit schwächer. Es hat wichtige Kolonien, namentlich Ceylon und das Capland eingebüßt, und manche Produkte, die es ehemals allein auf den Markt Europas brachte, kommen jetzt auch aus Kolonien andrer Staaten. Um so mehr hat die holländische Regierung die Nothwendigkeit eingesehen, daß auf ihren glücklich geretteten Besitz in Ostindien eine größere Sorgfalt als früher gewendet werden müsse. Sie sucht sich also auf geschickte Weise dort mehr zu festigen und ihre Herrschaft auszudehnen, benimmt sich milder und loyaler gegen die in ihrer Art nicht uncivilisirten Malaien, und ahmt in vielen Stücken der englischen Kolonialverwaltung nach. Die alte Krämerpolitik, den Gewürzbau, damit die Preise nicht

*) Weiße Wolken von schwefelsauren Gasen umkränzen beständig die Kronen jener hohen Spitzen und beweisen die unaufhörliche Thätigkeit innerhalb ihrer riesigen Massen; das Giftthal am Abhang des Papandayang ist eine jener Stellen, wo das Gas in Verbindung mit Kohlensäure ausströmt — ein Umstand, der die Fabel vom gifthauchenden Baume Upas veranlaßt hat.

fielen, auf gewisse Orte (z. B. die Gewürznelke auf Ambon, die Muskatnuß auf Banda) zu beschränken, hat sie aufgegeben, und mit Erfolg fremde Produkte, denen das Klima zusagt, einheimisch zu machen gesucht. Die wichtigste Einnahme der Regierung bilden die Naturalabgaben der Eingebornen, wodurch der Bodenanbau von Jahr zu Jahr gesteigert wird. So sind Java und Sumatra wahre Kaffeeländer geworden, und der ceylonische Zimmt gedeiht auf Borneo. Reis, Zucker, Indigo, Baumwolle und Fieberrinde geben reichlichen Ertrag, Cochenille und Seide wird gewonnen; den Brodfruchtbaum hat sie aus den Südsee-Inseln herüber gepflanzt, und selbst den Theestrauch läßt sie durch Chinesen kultiviren. Die Kriegsmacht ist nicht groß: 29000 Mann, theils Europäer, theils Javaner. Trotzdem ist die Erhaltung der Kolonialherrschaft sehr kostspielig, auf der andern Seite aber auch von höchstem Werthe; denn ohne den Gewinn, den die Kaufleute dabei machen, wäre Holland nicht im Stande, die Zinsen seiner ungeheuern Staatsschuldenmasse aufzubringen.

Das holländische Ostindien umfaßt 28900 Q. M. mit 23,337000 Bewohnern, worunter nicht mehr als 1/4 Mill. Europäer. Die wichtigste dieser Besitzungen, die „Perle" in der holländischen Krone, ist das 2444 Q. M. große Java (Dschawa zu sprechen), das ihnen ganz gehört. Die Insel ist 136 M. lang und hat 16 Mill. Menschen, worunter 150000 Chinesen und etwa 20000 Holländer. Orte: Batavia, Hauptstadt des holländischen Indiens, im Jahre 1611 gegründet. Sie hat ein eignes chinesisches Quartier, die Europäer fliehen aber die höchst ungesunde heiß feuchte Luft; sie haben nur ihre Comptoirs in Batavia und wohnen in der etwas höhern Nachbarschaft, besonders zu Weltevreden; der Oberstatthalter zu Ryswyk, diese, sowie Nordwyk und Buitenzorg, die Sommerresidenz des Generalgouverneurs, die alle 4 zusammen Neu-Batavia ausmachen, mit eingerechnet, zählt Batavia 120000 E. Nächst große Orte sind: Surabaya mit 100000 E., Samarang mit 50000 E., der neue Hafen Dschilatdschap an der Südküste, und Tscheribon mit einer der stattlichsten Moscheen. Surabaya mit dem besten, durch die Insel Madura geschützten Hafen der Insel ist schön und regelmäßig im holländischen Stil erbaut, im vollen Aufblühen begriffen und Hauptwaffenplatz im niederländischen Indien. Stark bevölkert sind die fürstlichen Sitze abhängiger Sultane Surakarta und Dschokdschokarta (mit holländischen Besatzungen) im Innern. Zum Gouvernement Java gehört die Insel Madura mit 662000 E.

Auf Sumatra (7760 Q. M.) sind noch völlig unabhängige Staaten, namentlich die Verbündeten von Atschin an der Nordspitze mit der altmalaiischen Handelstadt Atschin, dem Sitze des Sultans. Doch gehorcht der größere Theil der Insel (6000 Q. M. mit 2,400000 Bew., und dabei das beste, neben Kaffee, Kampher u. s. w. namentlich viel Pfeffer erzeugende Küstenland, nicht nur das waldigsumpfige, das gegenüber Malakka liegt) den Holländern, mit den Städten Padang (Hauptstadt), Benkulen und Palembang (d. h. Goldwäsche) am Musi, dem Hauptfluß von Sumatra. Letztere hat 70000 E. Ein Zeichen von der Veränderung des Kolonialsystems ist die Erklärung Padangs und einiger andern kleinen Küstenorte zu Freihäfen. Das hiesige Tikholz ist vorzüglich, die Rafflesia mit 1 m. breiter braunfarbiger Blume ist eine Merkwürdigkeit; auch wird Sumatras feines Gold und seine vorzügliche Steinkohle gerühmt, und die benachbarte Insel Banka hat ergibige Gruben des besten Zinns.

Nicht unwichtig sind die Niederlassungen auf Bórneos West-, Süd- und Ostküste, besonders die zu Banjermassing. Sie umfassen bereits 3/4 (9400 Q. M., 1,190000 E.) der über 12000 Q. M. großen Insel, die einen Reichthum tropischer Produkte (kostbare Pracht- und Farbehölzer, Guttapercha, Pfeffer, Zucker, Indigo ꝛc.), nebst Perlen und eßbaren Schwalbennestern, auch Eisen, Kupfer, Gold und Diamanten, vorzüglich aber Steinkohlenlager enthält. Die Gebirge im Innern haben Gipfel von 1500, wenige von 2000 m.; der höchste Punkt der Insel, der 2gipfelige Kini-Ballu im NO., hat 4175 m. Thätige Vulkane finden sich nicht. Drei Hauptströme bieten sich (von der O.-, S.- und Westküste) als Handelswege ins Innere, und die Dajaks,*) die halbwilden Bewohner des Innern, zeigen sich, trotz ihrer blutigen Gebräuche und teuflischen Kopfjägerei, wo sie irgend mit Chinesen verkehren, der Landarbeit, namentlich dem Reisbau, doch nicht abgeneigt. — Daß der benachbarte König der fruchtbaren Sulu-Inseln, zugleich Herr auf dem langen Eilande Palawan, auch an der Nordküste Bórneos einen Landstrich besitzt, ist vorhin bei China, wohin er Tribut zu zahlen hat, erwähnt worden. Außerdem gibt es mehrere malaiische Küstenkönige auf der Insel, von denen die Dajaks viel zu erdulden haben. Außer den Malaien und Dajaks finden sich auf Bórneo, und zwar im Innern, noch etwa 50000 Köpfe zählende Ueberbleibsel einer schwarzen Urbevölkerung, und 150000 chinesische Kolonisten, die durch Rührigkeit und Associationsgeist sich auszeichnen. — Die Dajaks sind nicht ohne Kulturanlage; was sich mit ihnen leisten läßt, davon gibt der Engländer Brook ein Beispiel. Als Besieger der malaiischen Seeräuber nahm er 1840 einen Strich (Sarawak) am südl. Theile der NW.-Küste für die Krone Englands in Besitz. Später zum „Radscha" ernannt, widmete er sich mit großem Eifer der Verbesserung der dortigen Zustände, und hat sowohl die leibliche Knechtschaft gebrochen, als auch durch Missionäre und Schulen einen tüchtigen Grund zur geistigen und sittlichen Wohlfahrt gelegt. Schulen hielt er mit Recht für unerläßlich. Seine Nachkommen vertheidigen das kleine Reich wacker gegen die Angriffe der Malaien.

Auch Celebes, in dessen Wäldern sich, wie in Java, der hochstämmige Giftbaum Upas findet, rechnen die Holländer zu ihrem — mittelbaren oder unmittelbaren — Besitz. Im Gouvernement Makassar, der südw. Halbinsel, die Stadt Makassar**), seit 1847 Freihafen; in der Residentschaft Menado, dem NO. der Insel, der Hafen Menado; die beiden mittleren Halbinseln gehören zum Gebiet des Sultans von Ternate, und stehen wie Menado, unter dem Gouverneur der Molukken. — Die SW.-Hälfte von Timor und dessen kleinere Nachbarinseln, wozu das kleine aus Cooks erster Weltreise bekannte Savu gehört, bilden die Residentschaft Timor. Die Fürsten von Bali, Lombok, Sumbawa ꝛc. sind holländische Vasallen.

Anmerk. Ein Theil Timors mit der Stadt Dilli und die benachbarte Insel Kambing (zusammen 260 Q. M. mit 850000 Bew.) sind im Besitze Portugals geblieben. Die Nachkommen der zuerst hier ansässig gewordenen Portugiesen sind sehr dunkelfarbig.

---

*) Malaiisches Wort für „Wilde."

**) Makassar, Verschlechterung des Wortes Mangkassara, eine der 2 Sprachen, die auf der SW.-Halbinsel, der einzigen genauer erforschten, gesprochen werden; die andere die Mandar.

Wichtiger als Timor, das Regenmangel hat, sich deshalb an Vegetationskraft nicht mit den westlichen Sundas vergleichen läßt und schon den Uebergang von der indischen Natur zu der neuholländischen darstellt, sind die zahlreichen Molukken. Namentlich merken wir die von Gewürznelken duftende, eines gesunden Himmels sich erfreuende Amboina, oder Am bona (dessen gleichnamige Hauptstadt, 14000 E. Sitz des Molukkengouverneurs), die mit einigen benachbarten kleinen Inselchen (Haraku, Saparua, Nusalaut rc.) lange Zeit fast alle Gewürznelken erzeugte, die in der ganzen Welt gebraucht werden; ferner die Muskat-Inselgruppe der Bandas, die an Pflanzenreichthum fast mit Java wetteifernde Dschilolo, die westlich davon liegende Ternate mit einem 1750 m. hohen Vulkan, rc.

Schließlich ist des Spanischen Ostindiens zu erwähnen, nämlich der großen Inselgruppe der Philippinen, nordwärts von den vorigen. Von dem ersten Weltumsegler, der hier auf Mangtan (neben der größeren Insel Cebu) ermordet wurde, 1521 entdeckt, nahmen die Spanier sie 1571 (unter Philipp II.) in Besitz. Von Natur reich ausgestattet, von etwa 6 Mill. Menschen, nämlich Negritos (Ygalotten, Papuas rc.), und Malaien bewohnt, gehören sie theilweis den Spaniern, denen etwa 3100 Q. M. mit 4,319000 Bew. gehorchen. Hauptinsel ist Luzon; auf Mindanao oder Magindanao, das einen unabhängigen Sultan hat, besitzen sie das wenigste. Durch die fremden Produkte Zucker, Kaffee, Tabak und Indigo hat man die einheimischen (worunter besonders der Manila-Hanf oder Abacá, eine Bananenfaser) vermehrt, jedoch versteht der Spanier seine Kolonien nicht so betriebsam zu benutzen als der Holländer; der Handel ist größtentheils in den Händen von Fremden, besonders der Chinesen, die auch hier durch Fleiß, Ausdauer und Schlauheit auf den Gang der bürgerlichen Geschäfte vielfach bestimmend einwirken. Hauptort und Sitz des General-Kapitäns ist die reizende, meist von Chinesen und Tagalen bewohnte Stadt Manila mit 160000 Einw., auf Luzon. Die Zahl der eigentlichen Spanier auf den Philippinen wird nur auf 10000 angegeben.

Vorder-Indien (70000 Q. M., 204 Mill. Einw., mit Ceylon).

Es liegt südlich des Himálaya zwischen den Mündungen des Indus und Bramaputra, dem persischen Meere und dem bengalischen Golfe; die Entfernung Peschâuers vom Kap Komorin beträgt an 400 Meilen.

Den großen Raum zwischen Himálaya- und Vindhya-Gebirgen nennt man Hindustán oder Hinduland, dessen östlicher Theil am untern Ganges Bengalen heißt; zu dem westlichen, nahe dem Indusdelta, gehört das Land Gudscherat zwischen den Buchten von Kutsch (Katscha) und Cambay. Südlich des Vindhya-Gebirgs, im Innern der eigentlichen Halbinsel diesseit des Ganges, dehnt sich das große Tafelland von Dekán aus, dessen mittlerer Strich am Godavery Heiderabad (Golkonda), der nördliche bis Bengalen Gondwana, und der südlichste zwischen dem Kistna und dem Nil-Gerri Mysore heißt. — Die schmale Westküste neben Dekán führt von Nord nach Süd die Namen Konkan, Kanara und Malabar; das breitere

Ostküstenland theilt sich ab in: Orissa, die Cirkars, und Karnatik, dessen Küste Koromandel heißt. — Die Palkstraße trennt Koromandel von der Insel Ceylon; vor der Küste Malabar liegen die Inselgruppen der Laccadiven und Malediven.

Vom kühlen Himálaya bis weit in die heiße Zone sich hineinstreckend, hat Indien verschiedene klimatische Stufen und den manchfachsten Bodenwechsel; dem höchst fetten Tieflande Bengalens gegenüber liegt die schon oben genannte Induswüste, die indes mit mehreren Oasen besetzt ist. Alle 3 Naturreiche bieten eine Fülle von Produkten dar. Das animalische, nirgends auf der Erde so reich als in Indien, enthält zwar gefährliche Thiere genug, z. B. Parder, Königstiger, Brillen- und Boaschlangen, Gaviale, aber auch Pfauen und Fasanen, Papageien, Flamingos, Gazellen und Schildkröten, Perlenmuscheln bei Ceylon, und besonders den nützlichen Elephanten, und die Hausthiere: Ziege, Rind, Büffel, Pferd u. s. w. Auf die Pflege des letzteren wenden die Engländer große Sorgfalt, indem sie unter andern große Gestüte (zu Benares, Haupur, Hissar 2c., das letztere für 14000 Stück) angelegt haben. Auch die Seidenzucht Indiens ist von Bedeutung. — Unter den Mineralien besitzt die Halbinsel die nützlichsten sowohl als die theuersten. Edle Metalle allerdings sind wenig vorhanden (Gold bei Gangpur, im Sande einiger Flüsse 2c.); aber Golkonda ist wegen seiner Diamanten altberühmt und daß die Engländer ungeheure Steinkohlenlager entdeckt haben, wird der tüchtigeren Betreibung des Bergbaus auf Eisen, Kupfer, Zink 2c. zugute kommen. — Im Pflanzenreiche findet der Botaniker die schönste Ausbeute; die Wälder liefern Tikholz zum Schiffbau; an Palmarten ist große Manchfaltigkeit, wie an den Handelsprodukten: Indigo, Baumwolle, Opium (besonders auf dem Plateau von Malwa), Zucker, Pfeffer, Zimmt (auf Ceylon) u. a. Gewürze, Tabak, Kaffee (auf Malabar), Thee (am Fuße des Himálaya) 2c. Zur Nahrung dienen: Pisang, Yams, Bataten, Mais, und in höhern Nordgegenden Weizen und Gerste, Obst und Trauben. Reis aber ist das Hauptnahrungsmittel und wird allein in den Niederungen Bengalens in solcher Masse gebaut, daß ganz Vorderindien daran genug hat. Neuerdings ist auch die Kartoffel in die nördlichen und höheren Landstriche verpflanzt worden.

Dies große, von der Natur gesegnete Land führt allein den Namen Indien mit Recht. Die Abendländer übertrugen ihn irrig auch auf die Halbinsel jenseit des Ganges und deren benachbarte Archipele, und da Columbus auf seiner Westfahrt das ersehnte Indien in den Antillen zu finden geglaubt, so beehrte man diese mit dem Titel Westindien, und hieß nun das ganze südöstliche Asien Ostindien. Den Namen führt aber die vordere Halbinsel nach dem Volke der Hindu (Inder), das sammt seiner

Sprache und Religion seit etwa 2500 v. Chr. daselbst einheimisch und herrschend geworden. Die Eingebornen der Gangesländer waren größtentheils nach und nach von ihnen bezwungen und auf verschiedene Weise mehr und minder bevorzugt ihnen einverleibt, oder völlig zu Knechten gemacht worden. Doch finden sich noch jetzt hie und da kleine, an früheste rohe Zeit erinnernde Völker anderen Stammes, namentlich die halb wilden Pucharis in den Grenzgebirgen Bengalens, die negerartigen Gonds in den Wildnissen Gondwanas, die Beddas in den Urwäldern Ceylons rc.; (S. o. die Sprachen Asiens).

Nächst dem chinesischen ist das Hinduvolk das menschenreichste auf der Erde, allein seine Selbständigkeit ist längst dahin. Vor der Unterjochung durch die Fremden, besonders in der vorchristlichen Zeit, nahmen sie einen hohen Rang unter den Asiaten ein. Davon zeugt nicht bloß der Ruf ihres Reichthums, ihrer Produkte und Arbeiten, im fernen Abendlande, der schon damals Eroberer wie Darius, Alexander, Seleukus und Antiochus zu Einbrüchen in Indien verlockte, sondern noch augenscheinlicher der Anblick ihrer altheiligen Literatur und die klangvolle formenreiche Sanskrit-Sprache, worin sie abgefaßt ist. Die jetzigen Dialekte nämlich, wovon der am meisten verbreitete das Hindustani*) genannt wird (im Süden der großen Halbinsel herrscht die tamulische Sprache oder das Tamil), stammen nicht etwa unmittelbar von jenem Sanskrit ab, sie sind vielmehr Enkelsprachen und entsprangen aus den Gathas (wozu auch das Pali, in dem die buddhistischen heiligen Bücher geschrieben) und Prakrits, mundartlichen Modifikationen oder Umbildungen des Sanskrit, die ebenfalls schon ausgestorben sind wie dieses. So viel sich ausmitteln ließ, muß das Sanskrit schon vor wenigstens 1200 Jahren den Prakrits und Gathas gewichen und zum bloß heiligen und obern Literatur-Dialekte geworden sein, was es noch ist. Auch in jener Literatur selbst gewahrt man große Zeiträume, die zwischen der Abfassung der Hauptwerke lagen. Das Gesetzbuch Menus, voll Vorschriften fürs häusliche, bürgerliche, religiöse und Staatsleben, ist sicher, obwohl fast 3000 Jahr alt, weit später verfaßt als die aus Gebeten und Lehrsätzen bestehenden Vedas; denn diese wissen noch nichts von der Kastenordnung Menus. Wiederum später, als jenes Gesetzbuch, sind die verschiedenen Erläuterungen der Vedas und die langen kosmogonischen Gedichte abgefaßt, die man noch besitzt; desgleichen die großen Epopöen Ramayana und Mahabaratha, sowie die Fabeln des Hitopadesa; und zu den jüngsten mag das bekannte Drama, der Ring der Sakontala, gehören, dessen Verfasser Kalidasa etwa zur Zeit des Pompejus am Hofe des indischen Großkönigs Vikramaditya lebte. Die alten Baudenkmale lassen zwei Epochen erkennen, die eine, wo man die Tempel sammt den Skulpturen noch in Fels ausmeißelte, und die folgende,

*) Das Hindustani begreift eigentlich 2 Dialekte in sich, das Urdu und das Hndi; jenes, mit persischen und arabischen Wörtern vielfach gemischt und mit persischen Buchstaben geschrieben, wird von den Vertretern des rein Indischen, des Tenth Hindi, als Repräsentant des Islamismus betrachtet und bekämpft, obgleich die Engländer (nach Garcin de Tassy) im allgemeinen sich ihm zuzuwenden scheinen, da es klarer, ausdrucksvoller und im Wörterschatz reichhaltiger ist als das Hindi.

wo man sie bereits frei aufbaute. Zu den letzteren rechnet man die prachtvolle Pagode zu Dschaggarnat auf der Küste Orissa, und die zu Tschillumbron, Tandschoc und Ramisseram auf Koromandel. Die bedeutendsten Denkmale der ersteren Art, und die unstreitig auf ein hohes Alter deuten, sind die Felsentempel auf den Inselchen Salsette und Elephante unweit Bombay, die Tempelgrotten zu Karli und Ellore im Dekán, letztere, sehr reich an Skulpturen, ein wahres Pantheon der indischen Mythologie, und die zum Theil aus Fels gehauene Königsstadt Mahabalipuram (von den Schiffern die 7 Pagoden genannt) südlich von Madras auf Koromandel.

Bei näherer Betrachtung dieser Werke muß man gestehen, daß die Kultur der Hindus eine eigenthümliche, eine auf eignem Boden gewachsene war. Sie erscheint als der entschiedene Gegensatz von der gemüthlosen materiellen Bildung Chinas, und wenn sie im Hange zum Kolossalen und Symbolisirenden an die Aegypter erinnert, so überbietet sie doch diese an poetischem Gehalte eben so sehr, als das einförmige von Wüsten beschränkte Nilthal dem indischen Naturreichthum nachsteht. Freilich mit der griechischen kann die geistige Kultur der Hindus, trotz ihrer künstlerischen und poetischen Fülle, nicht auf eine Linie gestellt werden, weder vor dem Richterstuhle der Aesthetik noch in Bezug auf Vielseitigkeit. Auch ihre Poesie leidet an einer symbolisch-mystischen Ueberfülle sowie an einer ermüdenden Breite im Erzählen und Schildern, und wenn ihre Epopöen auch weit größer und episodenreicher sind als die homerischen, so bieten dennoch die Charaktere, die sie darstellen, eine weit ärmere und minder ansprechende Verschiedenheit, als die Ilias und Odyssee. Und fragt man gar nach den wissenschaftlichen Gebieten der menschlichen Geistesthätigkeit, wünscht man die Philosophie der Hindus zu kennen, ihre Geschichtschreiber und Redner, so erfährt man mit Verwundern, daß ihr Volksleben seit Jahrtausenden keine Redner, keine Historiker geschaffen, und daß ihre Philosophie nie aus den Grenzen des Mystischen und Dogmatischen herausgeschritten ist.

Die Ursache hievon ist leicht zu finden. Philosophie ist nur da möglich, wo sie die Dogmen nicht zu fürchten braucht; Redner, Politiker, Geschichtschreiber können sich nur da bilden, wo es freie Staatsbürger und öffentliches Leben gibt. Dies fand sich aber in Indien nicht. Das indische Volk, vorzugsweise mit Imagination und Gemüth begabt, entwickelte sich bloß unter priesterlicher Leitung, und nie hat wohl ein anderes Volk in allen bürgerlichen und Staatsformen, im Dichten und Denken ein so eigenthümliches und der eigentlichen Verstandesbildung so hinderliches Gepräge von seiner Priesterschaft erhalten, als die Inder. Hauptsächlich waren hierin wirksam: das Dogma von der Seelenwanderung, und die Einführung des Kastenwesens.

Letzteres besteht darin, daß jeder Mensch in dem Bildungs- und Geschäftskreise desjenigen Standes bleiben muß, dem seine Familie herkömmlich und unabänderlich angehört. Wie in Alt-Aegypten gestaltete es sich sehr früh und noch strenger bei den Indern und hat Jahrtausende hindurch, geringe Aenderungen abgerechnet, bis auf den heutigen Tag sich erhalten. Noch jetzt bilden die Bramin-Familien oder die Bramanen, als bevorzugte Geschöpfe Bramas, aus dessen Haupt sie entstanden und als oberste Kaste, ein stolzes Geschlecht von Halbgöttern, die wahren Träger der Religionsgeheimnisse und aller Wissenschaft; denn nur sie können Priester und Staatsbeamte, Richter und Aerzte, Gelehrte (Pundits) und Künstler werden und auch Handel treiben; man schätzt ihre Zahl auf 2 Millionen. Noch jetzt gibt es Ueberbleibsel von

der ehemals mächtigen Kaste der Ketris oder Kschatryas, den Armen Bramas entsprossen; Nachkommen der das Land erobernden Heerführer, bildeten sie den Kriegsadel der Hindus, aber ihre Zahl ist natürlich seit der mörderischen Unterjochung durch die Fremden sehr zusammengeschmolzen, und ihre obere Ordnung, die Radschas oder Fürsten, hat mit der Unabhängigkeit sehr an Glanz eingebüßt. Desgleichen besteht noch immer die aus dem Bauche Bramas entstandene Kaste der Waischyas, die Nachkommen des gemeinen Volkes der einwandernden Hindus, wozu fast der ganze Handelsstand (die Banianen), viele Gewerbtreibende und Oekonomen gehören und selbst wieder in eine große Zahl einzelner Ordnungen scharf geschieden. Diese 3 Kasten wurden von den siegreichen Eroberern, den arischen Indern, ausgebildet. Ihnen stehen gegenüber die Sudras oder Schudders, vor alters nur Handwerker und Dienende, jetzt auch häufig mit Ackerbau beschäftigt, die sehr zahlreiche vierte Kaste, Nachkommen der Ureinwohner, welche Glauben und Civilisation der Inder angenommen und dadurch ihre persönliche Freiheit gerettet haben. Derjenige Theil der Urbevölkerung aber, der bei der Einwanderung der Hindus sich nicht gutwillig unterwarf, sondern Widerstand leistete, wurde besiegt, aller Rechte beraubt, und seine Nachkommen bilden die Parias, eine Helotenbevölkerung, die keine Kaste bildet, deren Glieder kaum als Menschen gelten; man hält sie für unrein, und kein Kastenangehöriger, selbst nicht der ärmste Sudra, wird sich in nähern Umgang mit ihnen einlassen. Noch immer haben die Kasten ihre besonderen Kennzeichen und ihre besonderen religiösen und bürgerlichen Verpflichtungen; das Uebertreten derselben hat den Verlust der Kaste und damit zugleich der bürgerlichen Stellung und des Verhältnisses zur Familie zur Folge.

Es ist merkwürdig, daß sich Jahrtausende lang, und selbst nach dem Sturz seiner eigenen Regierungen, das Volk diese Kastenabtheilung hat gefallen lassen, ja daß es aus eignem Willen so sehr daran festhält, daß selbst der aufgeklärte Hindu des heutigen Tages, wenn er auch alles Andere aufgibt, doch seine Kaste und seinen Kastenstolz nicht fahren läßt. Der Grund davon liegt in der Göttlichkeit dieser Einrichtung. Die Götter haben es einmal so festgesetzt, und den untern Kasten wird als Trost verkündet, daß kein Mensch in einer Kaste geboren werde, wohin er nicht durch seinen Wandel in einem frühern Leben gehöre; es stehe also in eines jeden Hand, so zu leben, d. h. den Priestervorschriften so zu genügen, daß er nach seinem Tode in einer höhern Kaste wiedergeboren werde. Das Dogma der Seelenwanderung war es also, wodurch die Priester das Kastenwesen festigten, und durch beides regierten sie das Volk.

Auch Götter konnten in Menschengestalt erscheinen, sich als Menschenkinder geboren werden lassen, — ein Glaube, der mit der Seelenwanderung ganz natürlich zusammenhing. — Namentlich hatte der mittlere Gott der Trimurti (Dreifaltigkeit), Wischnu, als Welterhalter die Aufgabe, die Schöpfung Bramas, sofern der Zerstörer Schiwa Unordnungen darin hervorgebracht, wieder zu bessern und aus den Banden der Sünde zu befreien; er inkarnirte sich deshalb in großen Zeitzwischenräumen mehrmals, besonders als Rama und als Krischna. Wischnu, der himmelblaue Gott, und seine schöne Gemahlin Siri oder Lakschemi spielen deshalb in der poetisch-philosophirenden Einbildungskraft der Dichter, namentlich im Epos Ramayana, eine große Rolle und die schöne Literatur gehört vorzüglich den Wischnuiten an, wie überhaupt die Zeit, in der der Wischnukult besonders gepflegt ward, die eigentliche Blütezeit Indiens und der Sanskritliteratur gewesen zu sein scheint.

Zugleich mit dem Kastenwesen hatten sich in gleichem Sinne ihre andern Staats-Einrichtungen entwickelt. Sie waren feudaler Natur, indem die Abtheilungen und die Ortschaften eines Staats nicht unter wählbaren oder vom Oberhaupte des Staats erkornen Beamten, sondern unter erblichen Verwaltern standen und unter diesen eine Abstufung, wie unter Lehensherrn, Vasallen und Aftervasallen statt fand. Aber die Einrichtungen waren der Art, daß selten oder nie ein Interesse des einzelnen Menschen am Staate erwartet werden konnte; wie jeder in seine Kaste gebannt war, so kümmerten sich die Ortschaften nur um sich; und in den Ortschaften gehörte die gemeinschaftliche Ernte erst dann den einzelnen Ackerern, wenn die Steuer für den Erbbeamten und für die Braminen des Ortes entrichtet und in solcher Quantität entrichtet war, daß wiederum der Erbbeamte seine Steuer zur Erhaltung des höhern Herrn und der obern Priester entrichten konnte. Erst nachher theilten die Ackerer den Rest unter sich nach gewissem Verhältnis.

Rechnet man noch hinzu, daß die Herrscher unter stetem Einfluß der Braminen standen, daß die Erziehung der Thronerben nur Braminen anvertraut und den Prinzen genauestes Halten an den Religionsvorschriften und Folgsamkeit gegen die Braminen eingeprägt wurde, so begreift man, wie das priesterliche Element alle Verhältnisse durchdringen, wie diese Verhältnisse durchaus stabil werden, und die Kultur des Volkes nur höchst einseitig und nur bis zu einem gewissem Grade, wo sie dann still und auf lange Zeiten fest stand, sich entwickeln konnte. Noch heutzutage finden sich die alten Verwaltungsformen, noch heutzutage steht das Gerichtswesen unter dem Gesetzbuche Menus, und selbst die Industrie der Hindus erhält sich in alter Weise ohne Erfindungen und Entdeckungen. Die zartknochige Hand des Hindu verfertigt die feinen Musseline, die schönen Teppiche, die zierlichen Gold-, Silber- und Perlmutterwaaren, die köstlichen Shawls aus tibetanischer Schaf- und Ziegenwolle noch in gleicher Weise und mit denselben nie verbesserten Instrumenten wie ehedem. Aber ein Nationalgefühl kann in ihm nicht aufkommen, dem hohen Begriffe Vaterland steht er zu fern; er gehorcht dem Herrn, der ihn in seinem Glauben und bei seiner Arbeit gewähren läßt. So kam es, daß das Volk wieder und wieder die Beute fremder Eroberer wurde, auf die es zwar, an seinen Einrichtungen mit zäher Hartnäckigkeit festhaltend, mit stolzer Verachtung herabsieht, deren zu erwehren ihm aber bisher Kraft und Muth fehlten. Nachdem die von den (um 1000 n. Chr. von Iran aus eingedrungenen) Muhammedanern gegründeten Staaten zerfallen waren, bemächtigte sich (im 16. Jahrh.) der Tatar Baber des Thrones von Delhi und gründete das Großmogulreich, dem, mit Ausnahme der Mahratten (südl. der Nerbudda), fast ganz Vorderindien zinspflichtig ward. Zur selben Zeit waren auch die Portugiesen erschienen und hatten sich an der Westküste (Goa) festgesetzt. Sie wurden von den Niederländern verdrängt, die indes ihre Herrschaft hauptsächlich über die indische Inselwelt ausdehnten. Am meisten Glück hatten die Engländer: anfänglich nur als Kaufleute auftretend, machten sie später (seit 1765) auch Eroberungen und gründeten hier ein Reich, das an Bevölkerungszahl das Mutterland um mehr als das Sechsfache übertrifft.

1) Brittisches Reich in Indien.

Fast ganz Vorderindien gehorcht jetzt den Engländern, die es theils völlig unterthan gemacht, theils abhängigen Radschas und Sultanen unterm Titel von Bundes- und Schutzländern gelassen haben. Nur im Norden, im Himálaya-Gebirge, finden sich Landstriche, die ihnen noch nicht gehören, und außerdem besitzen Portugal und Frankreich einige kleine Colonien auf der Halbinsel. Diese abgerechnet, beträgt die Bevölkerung des brittischen Indiens, wozu die benachbarten Küstenstriche Hinterindiens (Arakan, Pegu 2c.) mitgehören, 201½ Mill. auf 73000 Q. M. und mit Hinzurechnung Ceylons 204 Mill. auf 74000 Q. M. Eigentliche Hindus sind 160 Mill., und was die Religion betrifft, so bekennen sich etwa 30 Mill. zum Islam; letztere sind der den Engländern am meisten Schwierigkeiten bereitende Theil der Bevölkerung, namentlich so weit die puritanischen Lehren der Wahábisekte Boden gewonnen, da die Erinnerung an die glänzende sogenannte Blütenepoche der islamitischen Herrschaft auf der Halbinsel nur gar zu oft ihren wilden Haß gegen die Zerstörer ihrer Herrlichkeit entflammt; 3 Mill. sind Sikhs, 5 Mill. Buddhisten und Dschains, 85000 Parsi; zur Verbreitung des Christenthums sind über 100 Missionsplätze thätig, doch nicht mit großem Erfolg, indem besonders das Kastenwesen demselben hemmend im Wege steht (im ganzen etwa 1¼ Mill. Christen).

a) Unmittelbare Besitzungen der Britten

mit 157⁷⁄₁₀ Mill. Einw. auf 44000 Q. M. (unter Einrechnung von Ceylon*) und Brittisch Birma, letzteres 4415 Q. M. und 2⁴⁄₁₀ Mill. E.) Im vorigen Jahrhundert standen sie unter 3 Präsidenten: von Kalkutta am untern Ganges in Bengalen, Madras auf der Küste Koromandel und Bombay an der Küste Konkan. Weitere Ausbreitung der Herrschaft machte die Errichtung einer vierten Präsidentschaft nöthig zu Agra am Dschumnafluß. In den vierziger und fünfziger Jahren sind noch das Fünfstromland (Pendscháb) am mittleren und Sind am untern Indus, kleinere Himálayagebiete (wie Pin, Spiti 2c.) östlich von Kaschmir, ferner Audh östlich von Agra, Gondwana zwischen dem Nerbudda und Godavery, und Pegu, das birmanische Mündungsland des Irawaddi, unterthänig geworden. Dies und die Bewältigung der gefährlichen Militär-Rebellion im J. 1857 hatten eine abgeänderte Verfassung nöthig gemacht. Die ostindische Kompagnie, die bis dahin mit Hilfe der königlichen

*) Ceylon, 1815 von den Holländern erworben und schon seit dieser Zeit Kronland, stand von jeher und auch jetzt noch unter einem besonderen Gouverneur.

Heere die Regierung geführt, ihre Handelsmonopole aber schon früher verloren hatte, legte ihre politischen Rechte nieder und die Königin Victoria ernannte für das gesammte nunmehr zum Kronland erklärte indobrittische Reich einen Generalgouverneur oder Vicekönig, der in Gemeinschaft mit den durch das Gesetz bestimmten Behörden die Regierung des Landes in Händen hat.

Für die Verwaltung ist das unmittelbar brittische Gebiet in 9 (gegen früher 5) Provinzen abgetheilt, von denen die größte Bengalen (wozu auch Assám am Bramaputra) 9441 Q. M. mit über 40 Mill. Einw.; die andern sind: Nordwestprovinzen (Agra), 30 Mill. Einw., Madras 26½ Mill., Pendschâb 17½ Mill., Bombay mit Sind nahe 13 Mill., Audh über 11 Mill., Centralprovinzen (Gondwana) 8 Mill., die 3 südlichen Distrikte Kurg, Mysore und Heiderabad über 6 Mill. und endlich brittisch Birma.

Bedeutende Ortschaften. — 1. In den Gangesländern, deren Bevölkerung an Dichtigkeit wenig der chinesischen nachsteht: Kalkutta mit der starken Citadelle William, Hauptstadt Bengalens am Hugly, einem Arme des Ganges. Bei Ankunft der Engländer nur ein Dorf, jetzt eine Masse von 130000 Häusern und Hütten mit 616000 Einw., meistens Hindus und Muhammedaner. An Bildungs- und Missionsanstalten, sowie an reichen Handelshäusern und Fabriken, an Banken und Assekuranzen fehlt es nicht. Aber abstechend ist das glänzende Quartier der Europäer, deren Zahl sich nur auf 22000 beläuft, von der schwarzen oder Hindustadt, die hüttenartig aussieht; vor allen prachtvoll der Regierungspalast, sowie unweit Kalkuttas die Menge der Landhäuser und schattigkühlen Lustgärten von Gardenreach. Außer dem Fort William gibt es noch mehrere feste Garnisonsplätze im Delta, namentlich Barakpur mit dem Sommerpalaste des Generalstatthalters. — Die nächst großen Städte Bengalens sind Dakka nahe dem Bramaputra mit 100, und Murschedabad mit 147 Tausend Einw.; 10 M. nördlich von Murschedabad liegen die Ruinen von Gaur, der ehemaligen Hauptstadt Bengalens. Weiter aufwärts am Ganges Patna mit 284000 Einw., in der Landschaft Bahar, vorm Einfall der Muselmänner die Residenz der Maha-Radschas von Magadha. Neben Patna noch spärliche Reste von Palimbotra oder Pataliputra. Zu Gayah, südwärts davon, hat Wischnu einen heiligen Wallfahrtstempel. Kuttak, Hauptort in Orissa am Fluß Mahanady; und südlich davon am Meere Jagernaut (Dschaggarnat) ein Haupt-Wallfahrtsort, dessen altberühmte Pagode schon vorhin erwähnt worden; sie besteht aus vielen Tempeln, deren einer an 60 m. Höhe und aus Wohnungen für ein paar tausend Braminen und Tempeldiener sammt deren Familien. Allahabad an der Mündung der Dschumna, Wallfahrtsort und Festung mit starker Garnison und 80000 Einw. Benares mindestens mit 200 00 Einw., unter allen Wallfahrtsorten am Ganges der heiligste, doch sieht man außer ein paar hundert Hindutempeln auch einige Moscheen. Benares ist der Mittelpunkt braminischer Gelehrsamkeit und hat eine Hochschule mit 300 Lehrern und gewöhnlich 5000 Studenten;

zugleich ist es eine Art Rom, denn es leben darin 7000 Mönche und eine Menge Braminenfamilien von mehr als 32000 Köpfen. Und doch hat es auch Fabrikation und Handel; europäische Waaren aus Kalkutta, feine Gewebe aus Dakka, Shawls aus Kaschmir ꝛc. Agra und Delhi, beide an der Dschumna, etwa 30 Meilen von einander entfernt, und in den vorigen Jahrhunderten als Hauptstädte des Großmoguls berühmt, beide aber größtentheils zertrümmert; Agra hat 125, Delhi 154 Tausend Einw. In letzterem die berühmte Dschammamoschee. Der umfangreiche kaiserliche Palast zu Delhi war noch vor kurzem der Aufenthalt eines Nachkommen des großmogolischen Hauses, dem die englisch-ostindische Kompagnie sehr einträgliche Krongüter gelassen hatte. Panna in Bandelkand (rechts der Dschumna) ist wegen seiner Diamantgruben, Mirzapur nicht weit von Benares (mit 80000 Einwohnern) wegen vorzüglichen Rosenöls, und Muttra als Geburtsort des Gottes Krischna besonders nennenswerth. Man nennt den langen Landstrich zwischen Dschumna und Ganges das Doáb oder Zweistromland: auch dort sind der bevölkerten Orte viele. — Zwischen dem obern Doáb und dem Alpenlande Nepál liegt das gewesene Königreich Audh, worin die früheren Hauptorte Fyzabad (100000) und Audh, dann die spätere Residenz Lucknau mit 284000, und Cawnpore (Kahnpur) am Ganges mit 108000 E.

2. Im nördlichen Dekán zwischen den Flüssen Nerbudda und Godavery: Nagpur mit 111000 E., Hauptort der Centralprovinz, welche hauptsächlich die Länder Berar und Gondwana umfaßt.

3. Der (das) Pendschâb liegt westlich des Sutledsch und war geraume Zeit das Land der Sikhs, die einen Bundesstaat darin errichteten. Das Wort Sikh heißt Schüler und bezeichnet die Bekenner der Lehre Naneks. Ihre Religion, ein veredelter Muhammedanismus in Verbindung mit braminischen Lehren, vereinte sie zu einem kräftigen Volke, das sich trotz der grausamen Verfolgung durch Großmogule und persische Despoten zu erhalten wußte. Ohne die Vertheidigung dagegen würden sie friedliebende Verehrer des einzigen Gottes und Vaters der Menschheit sein, nach dem Vorbilde ihres frommen Religionsstifters Nanek, der 1540 gestorben ist. Im Kampfe aber mit den Moslemin wurden sie kriegliebend und verwilderten. So trefflich die Reform Naneks war — denn er entsagte der Kastentheilung wie dem Götzendienste, und der unterste Sudra, der zu seiner Lehre übertrat, galt ihm nicht weniger als der Bramin — so sehr artete sie aus. Um ihre Häuptlinge (Sirdars) sich schaarend, wurden sie aus Vertheidigern Angreifer und Räuber, und zuletzt untereinander uneins. Einer von den verbündeten Häuptlingen machte sich beim Beginn dieses Jahrhunderts zum Maha-Radscha (Großfürsten) aller Sirdars, vergrößerte seinen Staat durch Eroberungen, z. B. Kaschmirs und eines Theils von Kabul mit der Stadt Peschâuer, und schlug seine Residenz in Lahore auf. Er hieß Rundschit-Singh. Sein Reich hatte eine Bevölkerung von etwa 8 Millionen, und die Kriegsmacht betrug oft, wenn alle Sirdars gehorchten, an 80,000 Mann. Nach seinem Tode (1839) traten starke Zerwürfnisse ein, welche, zunächst infolge von Grenzverletzungen, die Engländer zum Einschreiten veranlaßten; 1846 gerieth, zum Segen für die Bevölkerung, ein Landstrich westlich

des Sutledsch, und 1849 fast alles Übrige unter brittische Botmäßigkeit; nur Kaschmir, ein Theil Lahores, verblieb noch dem Ghulab-Singh.

Außer den Sikhs, die nur mit Pflug, Hirtenstab und Schwert verkehren, gibt es viele bramınische Hindus und Moslemin, und gerade diesen verdankt das Land, daß seine sonst blühenden Gewerbe, z. B. die Shawlwebereien Kaschmirs und Amritsirs, die Seidengeschäfte Multans ꝛc. nicht völlig zu Grunde gegangen sind. Städte: Lahore am Rawy mit 90,000 E. war Sitz des Maha-Radscha, berühmt durch die mächtige Moschee Aurengzebs und durch das unweit der Stadt liegende Mausoleum seines Großvaters Schah Dschehangirs. Amritsir mit mindestens 135,000 E., Wohnort des Oberpriesters der Sihks, und vor der Despotie Rundschit-Singhs ihre Bundesstadt. Jetzt sehr bedeutende Handelsstadt im Centrum des Eisenbahnverkehrs zwischen Peschäuer und Multan. Attok, alte Grenzfestung an der Straße, die vom Induslande nach Nordwesten führt, und an der Mündung des Kabul in den Indus. Peschäuer, 53,000 E., westlich von Attok, Haupthandelsplatz für Afghanistan, Herat und die Produkte der jenseit des Hindukúsch liegenden Länder; früher den Afghanen gehörig. Multan, unweit des Tschinab im Süden mit 80,000 E.

4) Im südlichen Dekán: Madras, die Hauptstadt im Karnatik an der Küste Koromandel, mit 395,000 Einw.; die neue oder weiße Stadt am Meer, die das Fort Georg heißt, hat die schwarze der Hindus mit Pagoden und Bambushütten im Halbkreis um sich her, von der Seeseite ein prächtiger Anblick. Masulipatam an der Mündung des Kistna (Krischna) mit 100,000 E., Hauptstadt in den nördlichen Cirkars. Am Kavery liegen vom Meere aufwärts: Tandschor mit Braminenschulen und berühmter Pagode in höchst fruchtbarer Gegend, und Tritschinapoly, 2 Festungen, letztere mit 50,000 E. Im Innern des Landes an einem Nebenflusse des Krischna liegen ausgedehnte Ruinen, unter denen prachtvolle Tempel mit Sculpturen aus der indischen Mythologie besonders sehenswerth sind: es sind die Reste der im Mittelalter bedeutenden Königsstadt Bisnagore. — Ramisseram, ein Inselchen an der Küste mit sehr alter Pagode; von hier bis zum Inselchen Manaar an Ceylons Küste ist das Meer so seicht (die sogenannte Adamsbrücke), daß man zur Ebbezeit die Palkstraße zu Fuß durchgehen könnte. — An der Küste Malabar: Mangalore, Hauptstadt von Kanara, Calikut, Hauptstadt von Malabar, bekannt durch Vasko de Gamas Landung im J. 1498, und die schönere Hafenstadt Cochin (Kotschin), alle 3 mit 30 bis 40,000 Einw.

5. In der Provinz Bombay am indopersischen Meere: Bombay, starke Inselfestung und vorzüglicher Kriegshafen mit Seearsenalen und Schiffswerften, und Tempeln der verschiedensten Glaubensbekenntnisse, braminisch, muhammedanisch, persisch, römisch, anglikanisch ꝛc. Unter den 646,000 E. zählt man 18,000 Parsen oder Guebern, Abkömmlinge der Altperser und Bekenner der im Buche Zend Avesta enthaltenen Religion Zerduschs; sie sind als fleißige Werkleute und Fabrikanten, Spediteure und Großhändler, Wechsler und Schiffsinhaber sehr geachtet. In der Nähe die schon genannten Inseln Salsette und Elephante. Punah im Dekán mit 100,000 Einw. (?) und bis zum Jahre 1818 Sitz des Peischwah, d. h. Oberfürsten des Mahrattenbundes. Bidschapur (Vizapore), zur Zeit, als die Portugiesen den

Weg nach Indien entdeckten, die glänzende Hauptstadt eines muselmännischen Staats, der im 17. Jahrh. dem Reiche des Großmoguls einverleibt wurde; die Citadelle hat jetzt brittische Garnison. Surate, an der Bucht von Cambay am Fluß Tapty, ein Fabrik- und Handelsort von großem Umfange, jetzt nur noch mit 130000 Bew. unter denen 15,000 meist reiche und fleißige Parsen. Auch Surate hat, wie Benares und andre echt indische heilige Städte, ein eignes Hospital für Thiere. Ahmedabad mit 130,000 E., nordwärts der Bucht von Cambay, hieß ehemals Gudscherat und war Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Purbander Hafen auf der Halbinsel Gudscherat. Bhudsch Sitz eines Radscha im Lande Kutsch nordwestlich der Halbinsel. Im Land Sind am untern Indus, das eine aus allerlei Stämmen gemischte Bevölkerung hat und die ursprüngliche Heimat der Zigeuner sein soll: Heiderabad und der gute Hafen Karratschi; letzteres, ein wichtiger Seeplatz an einer Ausmündung des Indus, hat den Handel mit Centralasien von Bombay weggezogen und steht durch Eisenbahnen sowohl mit Bombay als mit Amritsir (diese Linie erst theilweise fertig) in Verbindung. Tattah am Indus, zu Alexanders Zeit Patala und noch später von Bedeutung nur hat, 15,000 Einw. — Die Britten haben erst 1843 in Sind durch ihren General Napier die Oberhand gewonnen. Es mußte ihnen sehr daran liegen, das Indusdelta zu beherrschen; ihre Dampfschiffe fahren den Strom hinauf bis in den Sutledsch.

6. Die Insel Ceylon oder Cinghala, 60 Meilen lang, 30 breit, 1162 Q.-M. und 2,405000 Einw., durch die Palkstraße, wo starke Perlenfischerei getrieben wird, von Koromandel getrennt. Kokospalmen, Brodfrucht und Zimmetbäume, jetzt auch Kaffeeplantagen, bedecken die Uferlandschaften, die auch viel Zucker und Baumwolle erzeugen, die aber bald zu einem bergigen Plateau von 6 bis 900 m. ansteigen, wo sich in herrlichem Klima Urwälder mit köstlichen Gewürzen und riesenhaften Bäumen, zahlreiche Bäche mit Wasserfällen und pflanzenreiche Thäler finden. Der höchste Bergkegel (2435 m.) ist der Adams-Pik, auf dessen Gipfel die heilige Fußstapfe des Buddha unter überbautem Dache gezeigt wird; ein Priester wohnt daneben. Die Cinghalesen sind nämlich Buddhisten und gehören zum Hindustamm, doch haben sich Malaien und selbst Araber dort niedergelassen, und in den Gebirgen haust das noch wilde Volk der Veddas. Das Christenthum wird durch Missionäre mit Erfolg verbreitet. Orte: Colombo, Sitz des brittischen Statthalters, der schon früher unmittelbar unter der brittischen Krone, nicht unter der ostindischen Kompagnie stand, mit 40,000 E. Trinkomale, ebenfalls vorzüglicher Hafen und Festung. Im Innern der Insel liegt die alte Königsstadt Kandy mit ehrwürdigem Tempel und Buddhareliquien.

Anmerk. Die Provinz Brittisch Birma s. o. bei Hinterindien.

b) Mittelbare Besitzungen

mit über 46 Mill. Menschen auf 30400 Q. M. Es sind abhängige Staaten, in deren Fortbestand für das brittische Reich in Indien keine Gefahr mehr liegt, theils Subsidiary Allies, theils nur Protected States unter verschiedenen Bedingungen, wie die socii der alten Römer. Einige zahlen Tribut, andere noch nicht, doch steht ihre Kriegsmacht dem brittischen Vicekönig, ohne dessen

Erlaubnis sie kein Bündnis schließen und keinen Krieg erklären dürfen, zur Verfügung, und die Truppen einiger werden sogar ständig von brittischen Oberoffizieren befehligt; alle werden von englischen Aufsichtsbeamten überwacht. Die innere Verwaltung hat man ihren Fürsten noch gelassen; sie ist jedoch meist herzlich schlecht, nur auf Bereicherung der Fürsten oder ihrer höchsten Beamten gerichtet, und namentlich ist die Justiz schlimm bestellt. Es sind 153 Vasallen*) (28 Muhammedaner, die übrigen Hindus), denen das Patent oder die Sanad vom 11. März 1862 ihren Besitz so lange garantirt, als die Fürsten oder ihr Haus „anhänglich an die Krone und treu innerhalb der Verträge, Zusagen und Bewilligungen sich halten, welche die Verpflichtungen gegen die englische Staatsregierung regeln." Das System der Ueberwachung hat sich bisher als genügend bewährt, überhaupt hat die ganze Einrichtung viel zur Beruhigung des Landes nach dem Aufstande von 1857/58 beigetragen. Die wichtigsten dieser Vasallenstaaten sind:

1. Mahrattische Staaten am Vindhya-Gebirge und auf dem Plateau von Malwa; früher reichten ihre weiten Gebiete neben den Ghats bis an den Fluß Kistna und östlich über Nagpur hinaus. Ihre verbündeten Radschas, einen Peischwah an der Spitze, hatten sich im vorigen Jahrhundert, besonders nach dem Sturze des Großmogulreiches, mächtig und berühmt gemacht, bis sie endlich 1818 erlagen. Am längsten unabhängig blieb der Staat des Maharadscha Scindhia; er gerieth erst 1843, als die starke Bergveste Gwalior von den Britten genommen wurde, in größere Abhängigkeit. — Orte: Baroda mit 140,000 Einw. nahe der Bai Cambay, nördl. des untern Nerbudda, Residenz des Radscha Guikowar, der auch bedeutende Landstriche auf der Halbinsel Gudscherat besitzt. Indore mit 80,000 E., Hauptstadt des Radscha Holkar, auf dem Plateau von Malwa. Udschein ebenfalls in Malwa mit 100,000 E. (?), pagodenreich mit Braminenschulen, gewesene Residenz Scindhias. Gwalior, nördl. Malwas und nahe dem Tschumbul, Nebenflusse der Dschumna; die steile Höhe der jetzt brittischen Festung hat nur einen einzigen Zugang, die volkreiche Stadt liegt zur Seite abwärts.

2. Die 18 Staaten der Radschputen südlich vom Pendscháb bis zum Tschumbulfluß. Ihr 4000 Q.-M. großes Land, zur Hälfte von der indischen Wüste ausgefüllt, heißt der vielen Radschas wegen Radschputana oder Land der Könige. — Orte: Dschaipur (Dschepur) mit 60,000 E. im Nordosten und das schön gelegene Udayapore (Odeypur) im Süden sind Residenzen, desgleichen die Oasenstädte Dschesselmêr und Bikanêr. Dschaipur ist der verhältnismäßig best-

*) Mysore, seit 1830 als englische Provinz behandelt, steht zur Zeit noch unter englischer Verwaltung, wird aber demnächst dem Maharadscha zurückgegeben werden, wodurch die Zahl der Vasallenstaaten auf 154 steigt; 1867 erkannte nämlich die englische Regierung die 1865 vollzogene Adoptirung eines Knaben an, der 1868 nach dem Tode seines Adoptivvaters feierlich als Maharadscha ausgerufen wurde und bis zur Vollendung seiner Erziehung unter der Leitung eines engl. Offiziers steht. Mehr als 1/3 der Oberfläche und fast 1/4 der Bevölkerung ganz Indiens ist sohin noch von eingebornen Fürsten beherrscht; aber die Fürstenthümer liegen über die ganze Halbinsel zerstreut.

regierte Vasallenstaat. Adschmir, inmitten von Radschputana, einst sehr blühend, jetzt mit 60,000 E., gehört mit seinem Gebiet (zus. 426,000 E.) zur Statthalterei Agra und hat starke Besatzung.

3. Der Staat des Nizam von Golkonda oder (nach der jetzigen Hauptstadt) von Heiderabad im Dekán. Das Land wird vom Godavery, Kistna und Pennar durchflossen. Diamanten findet man vorzüglich in der aus Thonschiefer bestehenden Bergkette Nella-Mella. Die Nordprovinz Berar (800 Q.-M. und 2½ Mill. Bew.) wird seit 1853 wegen Nichthaltung der Verträge über Unterhaltung des englischen Contingents und zur Sicherung der ausbedungenen Zahlung von England verwaltet; die Ueberschüsse dieser an Größe und Einwohnerzahl der Schweiz gleichen Provinz von durchschnittlich 1 Mill. Pf. St. werden voll an den Nizam von Heiderabad abgegeben, der den übrigen Theil seines Gebietes (3668 Q.-M. und 10 Mill. E.) selbständig regiert. Nur kann er ohne englische Bewilligung weder Krieg erklären noch mit andern Radschas irgendwelche Verträge schließen. — Orte: Heiderabad mit 400,000 E., Sitz des muselmännischen Nizam oder Suba, dem — zu seinem Schutze — eine englische Besatzung von mehreren Regimentern in die Stadt gelegt ist. Mit seinem Palaste wetteifert der des brittischen Residenten. Golkonda mit einer steilen Felsenburg, ehemals bedeutend, jetzt ziemlich verfallen. Aurengabad mit 60000 E., war einmal eine glänzende Residenz Aurengzebs; nordwestlich davon die Felsentempel Ellores.

4. Im Süden das noch beträchtliche muselmännische Fürstenthum Mysore (Meißur), 1269 Q.-M. und fast 4 Mill. Einw., im vorigen Jahrhundert viel genannt wegen der Kriege, die sein Beherrscher Hyder Ali und dessen Sohn Tippo Sahib mit den Engländern führten. Diese Kriege endeten 1799 mit der Erstürmung Seringapatams, wo Sultan Tippo, der kurz zuvor seinem berühmten Vater ein Mausoleum errichtet, sammt seiner Familie in brittische Gefangenschaft gerieth. Seringapatam liegt am Kavery. — Noch südlicher und zwar auf der Küste Malabar liegt der Staat Travancore mit 1 Mill. Bew., worunter 90000 Christen. Der braminische Radscha wohnt zur Sommerzeit in der größeren Seestadt Trivanderam, winters landeinwärts in Travancore.

5. Die Laccadiven, 50 Inselchen von Korallenriffs umgeben, im indo-persischen Meere. Kokospalmen. Kauris oder Muschelchen, die man in Indien als kleinste Münze gebraucht. Die Bewohner sind muselmännisch und arabischen Ursprungs, ihre Häuptlinge gehorchen den Britten.

Südlich davon und jenseits des Neun-Grad- und Acht-Grad-Kanals (zwischen welchen Minicoy) liegt das Sultanat Male oder die Malediven, d. h. zahllose Inseln. Ihre 200000 Bew. bauen Reis und Kokos, treiben Fischerei und Schiffahrt, führen jährlich mehrere Schiffe voll Kauris aus, bekennen sich zum Islam und stehen unter einem Sultan, der nicht unter englischer Oberhoheit steht.

Bemerkungen.

Ueberblicken wir somit die Besitzungen der Engländer in Asien, so müssen wir erstaunen, welches Reich sie dort, nicht unter Halbwilden, wie die Spanier in

Amerika, sondern in kultivirten, stark bevölkerten Ländern, und so weit von Europa entfernt, sich gegründet haben. Natürlich fragt man, wie das gelingen konnte.

Der Zerfall des großmogolischen Reichs, der Gegensatz indischer Völker und moslemischer Herrscher, die feindlichen Verhältnisse der vielerlei Fürsten unter einander, der den Hindus vorzuwerfende Mangel an allgemeinem Vaterlandsgefühl: dies alles, so leicht es von fremden Eroberern benutzt werden konnte, reicht allein zur Beantwortung jener Frage nicht aus. Denn immer noch gab es in manchem indischen Staate — namentlich in Mysore und bei den Mahratten — genug Kraft und Lust zum Widerstande, und was die Engländer an Kriegsvolk aus Europa hinüber senden konnten, war nie von großer Bedeutung. Ja nicht einmal das brittische Reich, sondern eine bloße Handelsgesellschaft, die **ostindische Kompagnie**, war es, von der die großen Erwerbungen, freilich gar bald mit Hilfe brittischer Regimenter, Generale und Staatsmänner, ausgingen. Und dennoch herrscht England jetzt in Asien über ein Reich von mehr als 200 Mill. Menschen, und zwar so, daß die eingebornen Völker nicht eben grollend ihren europäischen Herren gegenüberstehen, und selbst der Menschenfreund, dem Unterjochungen durch Fremde ein Greuel sind, sagen muß: Hier sei einmal ein Eroberungssystem durchgeführt worden, das den Unterworfenen zur Wohlfahrt gereiche.

Der Hauptgrund davon liegt in der politischen und religiösen Denkart der brittischen Nation. Bloße Klugheit ohne überlegne Kriegsheere hätte so Großes nicht vermocht. Den Portugiesen oder Spaniern, selbst von Männern wie Cortez und Albuquerque geführt, wäre es nie gelungen, denn sie hätten nur Despotism und Religionshaß mit sich gebracht. Die Britten dagegen, an freie bürgerliche Einrichtungen und religiöse Duldung gewöhnt, tasteten die Bräuche und Regierungsformen der einmal Bezwungenen nicht an; im Gegentheil brachten sie den so oft unterjochten und niedergetretenen Völkern, so weit es unter den vielen Millionen Menschen sich thun ließ, Schutz gegen Willkür, Sicherheit auf den Straßen, Belebung der Gewerbe, und zuletzt sogar die Möglichkeit einer neuen mit europäischer Bildung verwandten Entwickelung. Dabei wurden freilich, sobald sie bei günstigen Anlässen ihre anfänglichen Handelszwecke zu politischen erweiterten, diplomatische Ränke so wenig wie Gewaltschritte gespart; aber die Völker waren erstaunt, in ihnen Sieger zu sehen, denen der höhnende Uebermuth, die ungesättigte Raubsucht, die gegen Nationalheiligthümer sich richtende intolerante Wuth moslemischer Eroberer fremd war. **Friede** konnte jetzt walten vom Himálaya bis Ceylon, und wie der ungestörtere **Verkehr**, der die Thätigkeit des Volks weckte, sich zu **Lande** nordwestwärts in die innerasiatischen Länder auszudehnen begann, sah man allmählich Tausende von einheimischen Fahrzeugen mit dem **Seehandel** beschäftigt, und Dampfboote nicht bloß auf dem ruhigen Ganges, auch auf dem rascheren Indus, seit der Britte Burnes diesen Strom in 60 Tagen bis Lahore hinauf und in 15 Tagen abwärts fuhr. **Landstraßen**, woran es bisher sehr gebrach, werden vermehrt, **Kanäle** suchen das Innere aufzuschließen, **Eisenbahnen** und **Telegraphen** durchziehen in verschiedenen Richtungen das Land und große Strecken unfruchtbaren Steppenlandes werden durch **Bewässerung** in reichen Kulturboden verwandelt. Eine nach Bewältigung des furchtbaren Militäraufstandes

aufgenommene Anleihe von 100 Mill. Pf. wurde hauptsächlich auf solche produktive Anlagen verwendet. So sucht England durch Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen, milde Verwaltung und Schutz des Eigenthums die Bevölkerung an sich zu fesseln, durch Hebung der Produktion die Steuern der Eingebornen zu mindern und endlich auch ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben des Landes herzustellen.

Die brittische Kriegsmacht in Indien ist, obgleich man vieler von einander entfernter Garnisonen bedarf, verhältnismäßig gering, nämlich (i. J. 1865) 190000 Mann, und zwar 72000 Europäer und 118000 Eingeborne, einerlei, zu welcher Kaste sie gehören (man nimmt auch Parias dazu) und ob sie den Schiwa oder den Allah anrufen; nur die hohen Offiziergrade haben sich die Britten vorbehalten; Subalternoffiziere und Aerzte werden meistens aus den Indern genommen. Dazu kommt die eingeborne Polizei von 154000 M. und sonstige organisirte Mannschaften 5400 M. Unbedeutend sind die Kontigente der verbündeten Fürsten, nämlich an 15000 M. Die gesammte bewaffnete Macht besteht mithin aus 365000 Mann. Auch für die Civil-Verwaltung braucht man im ganzen nur wenige Britten; die Mehrheit der Beamten sind Inländer und müssen es sein, als durch das Kastenwesen dazu berechtigt. So hilft das indische Volk selbst den Ausländern sein Land regieren und ihre Siege erfechten.*)

Stets steigende Summen verwendet die Regierung für Unterricht, vorgefundene Schulen schützend, neue anlegend, sowohl braminische als muselmännische. In denjenigen, die sich über die Sphäre des Elementarunterrichts erheben, wird neben dem Sanskrit auch persisch und, wo es nöthig, auch arabisch gelehrt, und allmählich das Englische eingeführt. Höhere Lehranstalten gibt es nicht wenige. Zu Kalkutta: eine angloindische, eine eigentlich englische, eine bischöflich geistliche, eine sanskritische und eine für Muhammedaner. Zu Bombay ist eine Central- und Bauschule; andre Orte haben medicinische und juristische, wie denn überhaupt für Verbesserung der Rechtspflege gesorgt wird. Wie zu Benares, so bestehen in Agra, Delhi, Punah ꝛc. große Lehrinstitute für Pundits. Die Universitäten zu Kalkutta, Madras und Bombay, die hauptsächlich die europäischen Studien ins Auge fassen, gedeihen; die orientalische Universität zu Lahore, welche ohne Zuthun der Engländer von Indern und zwar auf Anregung eines Deutschen (Dr. Leitner) gegründet worden ist und von ihnen erhalten wird, ist bestimmt, für ganz Indien neuen Aufschwung in das Studium der asiatischen Sprachen und Wissenschaften zu bringen. Die Agitation, welche ins Leben trat, um das weibliche Geschlecht in Indien einer höhern Bildung und damit einer würdigeren häuslichen und gesellschaftlichen Stellung theilhaftig zu machen, hat den besten Fortgang. Die Muhammedaner haben in Bengalen eine ausschließlich muselmännische Akademie, welche allmonatlich eine Sitzung in Kalkutta oder Aligur hält und bereits über 400 Mitglieder zählt. Anderseits blüht zu Battikaloa in Ceylon eine christliche Hoch-

---

*) Die neuliche, durch England allerdings theilweise mitverschuldete Rebellion der indischen einheimischen Regimenter oder Sipahis, zu deren Ueberwältigung man eben so sehr die Inder als die Engländer beglückwünschen kann, hat nur zu Beseitigung einiger Uebelstände wie zu stärkerer Befestigung der brittischen Herrschaft geführt.

schule auf, gestiftet von der anglo-amerikanischen Missionsanstalt. Desgleichen hat die Londoner Missionsgesellschaft zur Unterweisung junger Inder und Chinesen und zur Förderung sowohl chinesischer als englischer Literaturkenntnis ein anglo-chinesisches Colleg zu Malakka angelegt, das schon eine ziemliche Anzahl des Englischen und des Christenthums kundiger Lehrer geliefert hat, womit malaiische, chinesische und tamulische Schulen auf der Halbinsel Malakka, in Rangun und anderwärts versorgt werden.

Schließlich noch ein Wort über die vorige Regierung. Es war ursprünglich die einer privilegirten Handelsgesellschaft aus der Zeit der großen Elisabeth. Die Hauptactieninhaber wählten ein Directorium, von dem die Ernennung der Verwalter der Faktoreien in Ostindien abhing. Die Faktoreien wuchsen über Erwarten zu größeren Besitzungen heran, und als Robert Clive sie zu einer politischen Macht gehoben, nahm die Krone Englands Theil an der Oberleitung, indem sie im Einvernehmen mit der Kompagnie eine Aufsichtsbehörde (board of control) schuf, bestehend aus einem königlichen Minister und drei Mitgliedern des Direktoriums. Zugleich wurde der Krone das Recht eingeräumt, auf Vorschlag der Direktoren den Präsidenten Bengalens mit dem Titel Generalgouverneur zu ernennen, der über Krieg und Frieden entschied, Verträge schloß, Verordnungen erließ, sogar das Begnadigungsrecht übte. Der Gouverneur vereinte somit in seiner Person fast die Rechte einer königlichen Gewalt; jedoch standen ihm 4 hohe Beamte der Kompagnie und der Obergeneral als Rath zur Seite, nebst 2 Staatssekretären, sämmtlich geborne Britten; und beliebte es dem Direktorium ihn abzurufen, so hatte er sofort zu gehorchen.

Durch diese Einrichtung wurde größere Ordnung im Verwalten so weitläufiger Provinzen ermöglicht, es konnte der Willkür und Habsucht der Beamten ein Damm gesetzt und neben dem Handelsinteresse das Staatsinteresse höher gehoben, das Wohl der Inder selbst bedacht werden. Man sorgte auch von da an, nur sprachlich und politisch für die Verhältnisse Ostindiens gebildete Männer als Beamte und Offiziere hinüber zu senden, wozu in England durch eine eigne Militärschule und durch eine besonders für Civilbeamte Indiens eingerichtete Lehranstalt Gelegenheit gegeben wurde.

2) Theile Vorderindiens, die nicht brittisch sind.

Dem Namen nach selbständig sind noch:

a. Kaschmir, wozu neben Tschamba (am obern Rawy), Dschamu (am obern Tschinab), Gilgit u. a. die (weiter oben bei China schon erwähnten) Landschaften Westtibets Ladák und Bálti gehören, zus. etwa 2800 Q. M. mit 3 Mill. E. Es wurde 1846 unter die Herrschaft des Radscha Ghulab Singh gestellt, der es, um mehrere Nachbarlandschaften vergrößert, 1859 auf seinen Sohn vererbte. Faktisch ist es auch nur ein Vasallenstaat Englands. Die eigentliche Landschaft Kaschmir ist ein auf allen Seiten von ungeheuren Schneegipfeln umstelltes, fast eirundes Hochthal von 27 Mln. Länge und 15 Mln. Breite, dessen mittlerer Theil eine kleine Ebene bildet mit den S. 417 genannten u. a. Seen; das Thal, vom Dschilum durchflossen und mit einem reichen Kanalnetz versehen, ist gut bewässert und mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt.

Es wird von allen Reisenden als ein Paradies gepriesen. Während der drückenden und aussaugenden Afghanenherrschaft ist allerdings der blühende Zustand der Landschaft in vieler Beziehung verschwunden. Die Hauptstadt Srinágar (nicht Kaschmir) hatte noch im vorigen Jahrh. 150000 Bew., jetzt kaum 60000, sonst waren 16000 der berühmten Webstühle im Gang, jetzt nur noch 6000. Das Volk, ein schöner Menschenschlag von herkulischem Bau, war wegen seines Fleißes gepriesen, man sah keine Bettler; so war es noch unter den Großmogulen. Die schöne Nurmahal (d. h. Licht des Harems) pflegte mit ihrem Gemahl Dschehangir sich zur Sommerzeit hier am liebsten aufzuhalten und der herrlich angelegten Gärten sich zu erfreuen, und mit Recht hieß die Hauptstadt Sirinagore, d. i. Stadt der Siri oder Lakschemi, der Spenderin des Segens. Heutzutage sieht man eine Menge Tempel- und Schloßruinen umher, und die Bevölkerung, meist dem sunnitischen Muhammedanismus zugethan und nur 600000 Köpfe stark (sonst weit über 1 Mill.), ist in Lug und Trug und große Armut versunken. — b. Königreich Nepál, das Land der Gorkha-Dynastie, im Himálaya, wo der Dhawalagiri und der Mount Everest aufsteigen, zwischen dem indo-brittischen Reich und Tibet. Haupttheil ist das schöne und fruchtbare Thal von Katmandu. Nach Abtretung der nordwestlichen Ecke des Landes an die Britten, wodurch diese im Jahr 1815 in den Besitz der Gangesquellen und eines Passes nach Tibet kamen, ist Nepál noch 2500 Q. M. groß und hat etwa 2 Mill. Bewohner, theils vom Hindu-, theils vom mongolischen Stamme. Buddhas und Bramas Religion findet man daselbst und auch Muselmänner. König ist der Radscha von Gorkha, der aber nicht in Gorkha sondern in Katmandu (50000 Einw.) residirt, einen brittischen Geschäftsträger an seinem Hofe dulden muß und seit einem unglücklichen Kriege in Tibet dem chinesischen Kaiser tributpflichtig ist. — c. Bhután mit Tassisudon ist bei China schon erwähnt. — d. Tipperah, südlich des üppigen, wohlbewässerten, zwischen Gebirgszügen (Theekultur!) eingeschlossenen Bramaputrathales Assám, liegt zwischen Bengalen und Birma und ist noch größtentheils unabhängig.

Anmerk. Sikkim (80 Q. M., 71000 E.) büßte 1850 seine Selbständigkeit ein, als der Radscha des kleinen Fürstenthums englische Reisende auf brutale Weise hatte mishandeln lassen. Es liegt zwischen Nepál und Bhután und hat einige Pässe nach Tibet; an der NW.-Ecke der Kantschiu Dschinga. Der tributpflichtige Fürst residirt in Darbschiling, das die Engländer als eine Gesundheitsstation (Sanitarium) benützen, wie sie deren mehrere am und im Himálaya errichtet haben.

Die Besitzungen anderer Europäer in Vorderindien sind von geringem Umfange:

a. Die Franzosen haben 9 Q. M. mit 260000 E., hauptsächlich auf den Küsten Koromandel und Malabar; dort Pondichéry, ihr Hauptort mit 40000 E., und Karikal, beide südwärts von Madras, hier Mahé; Yanaon in den nördlichen Cirkars, auch in Tschandernagur am Hugly bei Kalkutta besitzen sie eine Faktorei. — b. Reste der portugiesischen Macht 76 Q. M. mit 527000 E.: Goa an der Westküste Dekáns; Alt-Goa ist ein Trümmerhaufen, Villa Nova de Goa, Sitz des Generalgouverneurs, hat 20000 E. Daman nahe dem Cambaygolf, Diu an der Südspitze von Gudscherat. Unter dem Statthalter zu Goa steht die chinesische

Insel Makao und das portugiesische Gebiet auf der Sundainsel Timor. — Dänemark hat seine Besitzungen auf der Halbinsel (Hauptort Trankebar südlich von Pondichéry) an England verkauft.

Die Staaten Irans (47,700 Q. M., 11 Mill. E.).

Sie liegen zwischen dem Indus und Tigris. Der Hindukusch und die das Tafelland umrahmenden Randgebirge sind schon oben beschrieben. Da im Innern keine Gebirge aufsteigen, die vorhandenen Flüsse, selbst der beträchtlich lange Hilmend nicht nach außen zum Meere abströmen, sondern in Binnenseen, oder im Sande sich verlieren, so gehört Iran zu den abgeschlossenen Hochgegenden Asiens, und umschließt ebenfalls Steppenstriche und Wüsten, namentlich im SO. die gedrosische (beludschistanische) und westlich davon die kirmanische Wüste, und inmitten Irans die sogenannte große Salzwüste, lauter ausgedehnte flache Einsenkungen. Wo Wasser, ist die Vegetation oft herrlich; der Oasen sind nicht wenige; im Norden und Südwesten breiten sich wie im Nordosten nach den Rändern hin fruchtbare Hügelländer aus. Man darf also annehmen, daß mindestens die Hälfte bewohnbar ist.

Sonst war man gewohnt, das ganze Iran nebst seiner tiefern nächsten Umgebung Persien zu nennen, und noch vor 120 Jahren erstreckte sich das persische Reich vom Fuße des Kaukasus bis zum Indus. Seit dem Tode Schah Nadirs 1747 zerfiel es, worauf der ganze Osten den Afghanen oder Puschtanen zum Raube ward. Die Herrschaft derselben zerfiel später in mehrere Staaten, während das übrig gebliebene Persien noch durch die Russen verkleinert ward, die an der Westseite des Kaspisees Eroberungen machten und bis an den Aras und in den Talischlandschaften bis zum Flüßchen Astara vordrangen, während östlich des Sees die Atrekmündung die Südgrenze des russischen Besitzes bezeichnet.

1) Afghanistán mit Herát, 11813 Q. M., 4 Mill. E. Die Afghanen sind nicht vor dem 8. oder 9. Jahrh. von dem Hindukúsch in die Kábulländer herabgekommen; sie sind nach Aeußerem wie nach Sprache ein Mischvolk, den Persern nah verwandt und höchst fanatische Sunniten, d. h. Anhänger der Sunna oder Tradition und deshalb in Todfeindschaft mit den schiitischen Persern. Ihre Sprache ist das Puschtu. Zwischen ihnen wohnen, wie Aehnliches in jedem Uebergangslande, zahlreiche andere asiatische Volksstämme. Das ganze Land steht noch unter der Herrschaft des Stammwesens, die Größe der einzelnen Reiche ist sehr verschieden und in stetem Wechsel begriffen und selten sind größere Gebiete auf längere Zeit in einer Hand vereinigt. Um dem unaufhaltsam gegen den Oxus vordringenden Rußland zu begegnen, strebt England, die Afghanenstaaten auf seine Seite zu ziehen, und sein Einfluß im Lande ist in der That auch sehr bedeutend. Sitz der Herrschaft für den größten Theil des Landes ist Kábul mit 60000 E., Residenz des Emirs von Afghanistán, zugleich berühmt als

Wachs- und Honigmarkt, als Stapelplatz von Karawanen, und in so mildem Klima, daß der Großmogul Baber die Umgegend ein Frühlingsparadies nannte. In der That hat die Hochterrasse hier, wo der Kábulfluß sie durchschneidet, etwas Südeuropäisches an sich. Es gedeiht die Granate und Olive so gut wie Trauben, Pfirsiche und Aepfel, und in den Gebüschen hört man Nachtigallen und Drosseln. Von Kábul geht die indische Straße über das jetzt den Britten gehörende Peschâuer nach Attok, die persische über Ghasna nach Herát, und die turkistanische über den Hochpaß von Bamian, wo Reste kolossaler in den Fels gehauener Götzenbilder an die ehemalige Herrschaft des Buddhakultus erinnern. Kandahar mit 50000 (?) und die vielumstrittene Grenzstadt gegen Persien Herát mit 100000 E. sind bedeutend durch Handel und Sitze von Herrschern, die dem Namen nach dem Emir von Kábul unterthänig sind. Ghasna (Ghizni), jetzt schwach bevölkert und voll von Trümmern, im Mittelalter die glänzende Residenz Ghasnavidischer Sultane, deren einer, Mahmud, den berühmten persischen Dichter Firdusi auf einige Zeit an seinen Hof zog. Dschellalabád, im letzten Kriege der ostindischen Kompagnie mit den Afghanen viel genannt und berühmt durch die muthvolle Vertheidigung des brittischen Generals Sale. Bestrittener Besitz des Emirs von Afghanistan ist jenseit des Hindukúsch Balch und Khulum im Oxusgebiet. Balch, das alte Baktra, von wo aus einst die Lehre Zoroasters sich verbreitete und wo noch im Mittelalter und später Karawanen aus allen Weltgegenden zusammenströmten, ist jetzt ein Trümmerhaufen, die einst der Bewässerung dienenden zahlreichen Kanäle sind versumpft, das Klima ist dadurch ungesund geworden und seine Handelsbedeutung hat es an Taschkurgan, etwas (südl. von Khulum, der politischen Hauptstadt des Landes) abgeben müssen. Hieher hatte sich der gegenwärtige Emir von Kábul, Schir Ali, zur Zeit seiner Bedrängnis durch innere Feinde zurückgezogen, um ein neues und schließlich siegreiches Heer zu sammeln. — In dem nordöstlichsten Theile des Landes, zwischen Hindukúsch und Indus, bilden in der bunten Mischbevölkerung 7—900000 Afghanen den herrschenden Theil; hier fehlt alle und jede Rechtssicherheit, hier gilt noch unumschränkt das Recht des Stärkeren; jedes Thal steht unter einem eigenen Fürsten, eine ordentliche Regierung trifft man nirgends. Blutrache und Stammfehden ohne Erlöschen. Als mächtigste Fürstenthümer werden gegenwärtig genannt: Swaut (zunächst Indien), Pandschkora, Khonar oder Kunér (an der Mündung) und Tschitral (im Quellgebiete des Khonarflusses) 2c. Als ihr geistliches Oberhaupt erkennen die sunnitischen Afghanen dieser Gebiete den Akhund von Swaut; der Emir von Kábul übt keinerlei Gewalt über sie aus. Ruhe und Ordnung wird in dieses Alpenland nur dann einziehen, wenn es nicht nur im Süden, sondern auch im Norden, vom Gilgitthale*) her, von Landschaften unter englischem Einfluß begrenzt wird.

2) Kafiristán, d. i. Land der Kafirs oder Ungläubigen; sie selbst nennen sich Siahposch. Ein vom Hindukúsch und seinen Ausläufern gebildetes Gebirgsland mit

*) Dasselbe ist von den indischen Kandschuts (den Darden der indischen Literatur) bewohnt, Wegelagerern der schlimmsten Art, die nur vom Raub an Menschen und Waaren leben. Kaschmír beansprucht zwar eine Autorität über sie; allein der Mißerfolg eines schlecht vorbereiteten Kriegszuges von Seite desselben machte die Kandschuts nur zuversichtlicher. Der englische Offizier Hayward büßte 1870 den Versuch, am Gilgit aufwärts nach dem Oxus vorzudringen, mit dem Leben.

engen, fruchtbaren Thälern, im Norden von den Ländern Badakschan und Kundus, im Osten von Káschgar und Tschitral begrenzt — eine heidnische Oase, die rings von Muhammedanern umgeben. 938 Q. M., 300000 E. Die Siahposch zerfallen in 18 Stämme; sie sind keine Afghanen gegen welche sie vielmehr einen unauslöschlichen Haß zeigen, während sie die gleichfalls muselmännischen Badakschanis nicht als Feinde behandeln, und hängen einem rohen Götzendienste an. Sie werden übrigens als gastfrei, treu und wahrheitsliebend geschildert und sollen ganz germanische Gesichtszüge haben; als höchste Tugend gilt ihnen Tödtung von Afghanen.

3) Beludschistán oder das Land der Beludschen, südlich von Afghanistán; 5022 Q. M. mit 2 Mill. E. Mehrere heiße Wüsten; die gedrosische durch Alexander des Großen Marsch bekannt. Die Bewohner sind meistens Nomaden, in den Städten aber Tadschiks und Ghebern oder Parsis. Unter den verbündeten Häuptlingen ist der Chan von Kelat der mächtigste; seine Residenz Kelat (12000 E.) liegt im Gebirge 1700 m. hoch. Noch unlängst gehörte zu Beludschistán die nun den Britten unterworfene Provinz Sind am untern Indus; die indische Regierung hat sich auch im Vertrage mit dem Herrscher von Beludschistán das Recht ausbedungen, die an Afghanistán angrenzenden Landschaften zu besetzen, um erforderlichen Falles, bei der Leichtigkeit von hier aus gegen Kandahar vorzudringen, einen Druck auf Afghanistán auszuüben.

4) Persien — nach Einverleibung von Seistán (am Hamunsee), Kohistán und der von Oman zurückgegebenen Gebiete (an der Straße von Ormus) 29912 Q. M. und 5 Mill. E. Von der Türkei kommend betritt man das Land gewöhnlich am Fuße des Ararat, oder auch in den Thälern des Zagros. Den Kaspisee berührt es mit den Landschaften Masenderan und Ghilan, deren vulkanischer Boden, durch die Wasser des beschneiten Elburs getränkt, mit einer fast tropischen Vegetation prangt. Diese nebst den Steppen und Wüsten, und den heißen Küstenrand des persischen Golfs abgerechnet, ist das Klima Persiens, wie des hochgelegenen Irans überhaupt, sehr milde, doch zu trocken. Glänzender Stahl kann lange im Freien liegen ohne zu rosten. So weit die Geschichte zurückreicht, war Iran (aus Arjana, Arierland) von Völkern persischen (arischen) Stammes bewohnt, deren alte Stammessagen auf die Länder am obern Oxus und Jaxartes als die ursprüngliche Heimat des Volkes hinweisen, wo auch im Alterthume persisches Wesen am reinsten und edelsten sich entwickelte (Widerstand der Baktrier und Sogdianer gegen Alexander!) und wo noch gegenwärtig die Städtebevölkerung wesentlich persisch ist. Jetzt ist im Volke Irans altpersisch Blut mit arabischem und türkischem gemischt, doch tritt noch überall der Gegensatz der Abstammung in bürgerlicher und nomadischer Lebensart hervor. Der Angesessene, der Gewerbtreibende, heißt Tadschik, womit man seit dem 13. Jahrh. nicht nur in Iran, sondern auch in Turan, ja in ganz Mittelasien, einen persisch Redenden bezeichnet; der stammfremde kriegerische Nomade, sei er kurdischen, turkmanischen oder arabischen Ursprungs, heißt Ilat. Die Tadschiks, in Iran wie in Turan die eigentlich producirende Klasse, reden neupersisch; bei den Arabern, die meist als Beduinen und Fischer leben und deren an 200000 sein mögen, hört man arabisch, und die Turkmanen, sowie die vom Thianschán stammenden Usbeken sprechen türkisch. Löblich ist der Tadschik als Arbeiter in Gold, Silber und Seide, als Verfertiger von Teppichen, Shawls, Säbelklingen und Saffian; seine Waaren sind dauerhaft und von köstlichen Farben, wie es der unwandel-

bare, keinem Modewechsel unterworfene Geschmack der Asiaten verlangt. Dennoch kommt eine Masse englischer Gewebe nebst andern Waaren ins Land; der Werth der Ausfuhr ist kaum ½ so groß. — Die Sitten des Volks werden, obwohl es nicht an Schulen in den bedeutenderen Städten fehlt, als höchst verdorben geschildert. Die Perser sind lebhaft und gewandt, reich an Complimenten und schönen Worten, aber habgierig und falsch; der Araber, selbst der Türk und Usbeke, spricht deshalb mit Verachtung von ihnen. Der häufige Wechsel despotischer Regierungen und die Jahrhunderte lange Unterdrückung haben gewiß viel zur Annahme dieser schlechten Eigenschaften beigetragen; seit dem J. 1000 ungefähr haben mit kurzen Unterbrechungen (die Sofis, s. o.) nur Fremde im Lande geherrscht. Die jetzigen Herrscher gehören dem Türkenstamme der Kadscharen an. — Der unumschränkte Herrscher oder Schah hält sich jetzt eine Garde nach europäischer Art und einen sehr glänzenden Hof, an dem es auch Brauch ist, durchreisenden Fremden vom vornehmsten Stande zur Aufwartung und Begleitung Hofkavaliere (Mihmandars) beizugesellen. — Herrschende Religion ist der Islam, der die frühere Geschichte und Geschichtserinnerung im Volke fast vollständig verwischt hat, und zwar gehören die Perser zur Partei der Schiiten, welche den Lieblingsjünger Muhammeds, Ali, besonders hoch hält, die 3 ersten Khalifen nicht als rechtmäßige Nachfolger des Propheten anerkennt und die von ihnen gemachten Zusätze zum Koran für ungiltig erklärt. Außerdem gibt es noch Anhänger der Religion Zoroasters, die Acker- und Gartenbau liebenden Parsen, von den Moslem Ghebern oder Ungläubige genannt; es finden sich solche in Fars, dem altpersischen Stammlande, in der Oase Jesd und in Beludschistán, großentheils aber sind sie nach Indien ausgewandert.

Die Religion Zoroasters begann in Baktrien, etwa im 6. Jahrhundert vor Christus, breitete sich nach Medien und Persien und durch ganz Iran aus. Zwölfhundert Jahre hat sie dort geherrscht, trotz allem Wechsel der Dynastien. Als aber die Muhammedaner von Arabien her eindrangen und das zweite persische Reich mit der Niederlage des Sassaniden Jesdegerd (634 n. Chr.) zu Ende ging, unterlag der alte Glaube Irans dem noch jugendlich feurigen Islam. Wie aber noch heutzutage die Parsen, selbst von Indien her, nach Baku am kaspischen Meere zu den dortigen Naturfeuern wallfahrten, so bewahren sie auch noch ihre heiligen Schriften, den Zend Avesta oder das Wort des Lebens. Zarathustra, neupersisch Zerduscht und im Abendlande Zoroaster genannt, war unstreitig ein Mann von großem Geiste und sittlichem Ernste. Zunächst ging er auch von den vorhandenen Vorstellungen seines Volkes aus. Diese aber zu läutern, zu veredeln, hob er die Verehrung wohlthätiger Naturerscheinungen, so wie die Furcht vor feindseligen in eine geistige Sphäre, indem er sie mit dem Gegensatz des Guten und Bösen in der Menschheit verflocht und den Gegensatz aus dem Streit zweier Urprinzipe herleitete, die in der Weltregierung thätig seien. So offenbarte er dem Volke den allmächtigen, allgütigen Lichtgott Ahuramasda (Ormuzd), und dessen Widersacher, den „Arggesinnten," Aramainjus (Ahriman), als Gott der Finsterniß. Auf Ormuzds Wort entstand die Welt, in mehreren Schöpfungszeiten, zuletzt das Menschenpaar. Aber Ahriman suchte sogleich das Geschaffene zu beschmutzen, zu verderben, was ihm in vieler Hinsicht, physisch und moralisch, nur zu oft gelang, so daß endlich Ormuzd, um die verführte Menschheit zu retten,

sie an die Bestimmung ihres Daseins erinnern, sie durch seinen Propheten Zerduscht belehren und zum Kampf gegen das Böse auffordern lassen mußte. Mit gottergebenem Sinn, mit Menschenliebe und Beharrlichkeit unterzog sich der Prophet seinem Berufe; er predigte Hohen und Niedern, er brachte den medopersischen Königshof zur Anerkennung des Zend Avesta. Das Volk lernte es als heilige Sache betrachten, reine Thiere zu pflegen, Brunnen zu graben, am Garten- und Ackerbau seine Freude zu finden, überhaupt durch liebevolle Hingabe an die Natur und durch Verschönerung der Erde an dem Kampfe Ormuzds gegen Ahriman theilzunehmen. Er lehrte, wie das Böse zu meiden, das Gute und Gerechte zu thun sei; er war reich an weisen Aussprüchen, vor allen an feurigen Mahnungen zur Bekämpfung Ahrimans und zu andächtiger Verehrung des Ormuzd, dem überall Altäre errichtet wurden mit dem heiligen Feuer, das die Priester (Magier) als Symbol der Reinheit der Ormuzdlehre brennend zu erhalten hatten. Mit der Haltung der göttlichen Gebote verband der Religionsstifter seine aufmunternde, aber auch warnende Hinweisung auf die Unsterblichkeit.

So hält sich der Zend Avesta auf rein religiösem Gebiete. Der politischen Pflichten eines Herrschers, vor allen der nöthigen Beschränkung asiatischer Königswillkür wird nicht darin gedacht. Wie hätte auch sonst Zoroasters Lehre zu einer Staatsreligion werden können, was sie unter Darius Hystaspis wirklich geworden!

Ortschaften Persiens: Gegenwärtige Residenz ist Teheran mit 85000 E., auf altmedischem Boden an der Auffstufung zu den Vorbergen des hohen Demawend. Während der heißen Sommermonate lebt der größte Theil der Bewohner draußen unter Zelten, und der Schah im hochgelegenen Lustschlosse Sultanabad. In der Nähe Teherans lag vor alters Ragae; diese und andre ehemals glänzende Städte sind entweder ganz oder zum Theil Ruinen. Von Ekbatana an den westlichen Randbergen gibt es noch Spuren unweit Hamadan, von der altpersischen Winterresidenz Susa unweit Schuster, außerhalb der südwestlichen Randberge. Die wenigen Trümmer vom alten Persepolis heißen Tschilminar, d. i. die 40 Säulen. Kum, wie Hamadan in der Provinz Irak-adschemi, im Mittelalter glänzend, hat kaum 12000 E. und wird wegen der Gräber muselmännisch-persischer Regenten viel besucht; selbst Alis Gemahlin Fatime, des Propheten Tochter, soll hier begraben liegen. Auch Isfahân, 40 Mln. südwärts von Teheran, anziehend durch schattige Alleen und klare Quellen, früher, bis zur Thronbesteigung der Kadscharen, prachtvolle Residenz der Schahs (Schah Abbas), liegt zum Theil in Trümmern und hat nur 60000 E., während es am Anfang des vorigen Jahrhunderts noch 300000 gezählt haben soll. Das angenehme Schiras, in weinreicher von Rosen duftender Gegend, nicht weit von Persepolis im altpersischen Stammlande Fars (Prov. Farsistân), war schon längst voll Ruinen, ward aber am 4. Mai 1853 durch ein Erdbeben fast ganz zu Grunde gerichtet. Man findet daselbst die Gräber der persischen Dichter Saadi (gest. 1291 als Greis von 102 Jahren) und Hafis, der 1389 starb. Ehmals Mittelpunkt des persischen Lebens, Glanzstätte der Wissenschaften und Künste, hat es jetzt nur noch 25–30000 E. Tauris oder Tabris nahe dem armenischen See Urumia in der reizvollen Alpenlandschaft Aderbeidschan; es ist die wichtigste Handelsstadt des Reiches und namentlich sehr belebter Stapelplatz für den Verkehr mit Europa. Die Angaben über die Einwohnerzahl schwanken zwischen 110–220000. Der Ort Urumia, am gleichnamigen See, macht

Anspruch darauf, Zoroasters Geburtsstätte gewesen zu sein; von dort reiste er in den fernen Osten zum Hindukúsch-Gebirge, wo er mehrere Jahre in einsamen Studien verbrachte, eh' er öffentlich und zwar zuerst in Baktra lehrend auftrat. — Andre bedeutende Städte sind: Rescht in Ghilan mit dem kaspischen Hafen Enseli, 30000 E., Balfrusch in Masenderan, auch nahe dem Kaspisee, 50000 E.; kleiner ist Astrabád, Hauptort der Prov. Dahistan. In Chorasan liegt die Handelsstadt Nischapur, ferner Mesched mit 70000 E., das Mekka der Schiiten, die hieher nach dem Grabe des Imam Riza, eines Nachkommen Alis, wallfahrten; Mesched ist der wichtigste Ort des nordöstl. Persiens, da hier die gesammten Produkte Turans zusammenfließen; Hauptprodukte seiner Industrie sind Wollen- und Metallwaaren, namentlich Säbelklingen, sowie Gold- und Edelsteinarbeiten. In der Nähe die Trümmer von Tus, Geburts- und Todesstätte des gefeierten Dichters Abul Kasim Mansur (940—1020); obgleich Muhammedaner war er beseelt von Erinnerungen der Vorzeit; das Hauptwerk seines Lebens das Königsbuch oder Schahnameh. Ihn zu ehren, ward er Firdusi (der Paradiesische) genannt. Kirmanschah in Kurdistán nahe dem Zagros-Gebirge, hat ebenfalls Ruf durch Waffenfabriken. Abuschähr oder Benderbuschir am persischen Golf, mit höchstens 20000 E., meist Arabern, und mit einer englischen Faktorei, ist gegenwärtig der beste Seehafen, gewissermaßen Hafen zu Schiras, doch fehlt es dem Staate an einer Marine. Der Hafen Bender Abbas, Ormus und einige andere Inseln gehörten dem arabischen Imam von Maskát, sind aber seit einigen Jahren an Persien zurückgefallen. — Bassidú auf der Insel Kischm ist eine engl. Besitzung, Sitz eines Gouverneurs und Kohlenstation für Kriegsschiffe, mit 2500 Bew. einschließlich der Besatzung (Indische Sipahis.)

Westliches Turkistán (Turan) (20700 Q. M., $7\frac{1}{2}$ Mill. E.).

Es ist das vom Amu und Syr durchströmte Land. Den Südosten überlagert Gebirgsland, von den Eisgipfeln des Pamirhochlandes und des Hindukúsch abwärts. Dort, wo es an Quellen nicht fehlt, wo der Amu aus einem über 4000 m. hoch gelegenen See herabrauscht, sind mächtige Waldungen, auch fruchtbare Flächen und Thäler. Vom untern Fuße des Hochlandes dehnt sich aber das ungeheure Tiefland nach Nordwesten bis zum kaspischen Meere aus, und zwar unter selten bewölktem Himmel und mit einem aus Thon und Sand gemischten Boden, der als Steppe und Wüste daliegt und nur stellenweis, auf Oasen und an den Flüssen, zum Acker- und Gartenbau anreizt. Zwischen dem Kaspi- und Aralsee verwandelt sich das Tiefland wieder in eine Hochebene, in die öde und steinige Usturt, und merkwürdig ist es, daß diese Steppe gen Süden, wo vor alters wahrscheinlich beide Seen zusammenhingen, sich wie eine Felsenküste in die Sandwüste abböscht. An diesem steilen Rande, der nur an wenig Stellen einen Paß für Pferde oder Kamele gestattet, finden sich erquickende Brunnen, was auf der Usturt nicht der Fall ist. — Das Klima Turans

bietet übrigens den auffallenden Gegensatz heißer Sommer und sehr kalter Winter. (S. o.)

Von jeher gab es in Turan angesessene Völker sowohl als Nomadenhorden, und von jeher wechselte in den fruchtbaren Gegenden Kultur mit Verheerung. Es war die Lage des Landes, die es zum Kampfplatz der Turanier (Scythen) und Iranier bestimmte. Massageten, Baktrier, Perser, Macedonier, Mongolen und Türken schlugen sich dort, und manche Erobererstaaten nahmen dort ihren Ursprung. Daß man aber nach den Vernichtungen des Kriegs Städte und Felder bald wieder blühen sah, hat gleichfalls seinen Grund in der Lage des Landes, die es zur natürlichen Handelsstation für das weite Mittelasien machte. Es durchkreuzen sich hier nämlich bedeutende Karawanenwege. Der eine führt von Káschgar, das mit China in Verbindung steht, theils nach Khokand, theils nach Samarkand und Buchāra; ein andrer, der indische, von Kábul über die Bamianpässe an den Amu, oder auch bequemer von Kábul über Herát. Nach Persien zieht die Karawanenstraße von Buchāra über Merw und die chorasanischen Hauptorte; und was Rußland betrifft, so führt der eine Weg von Khodschend den Syr eine Strecke abwärts und durch die kirgisischen Steppen nach Orenburg, ein andrer von Khiwa theils nach Orenburg, theils nach Astrachan.

Wie das Klima, so ist auch die Bevölkerung hier völlig verschieden von der südl. des Hindukúsch; hier herrscht das türkische Blut vor, das dort nur schwach vertreten ist. Hauptrepräsentant dieser Rasse ist der Usbeke, dessen Namen wir in der Geschichte erst seit der 2. Hälfte des 15. Jahrh. begegnen. Wie alle Türken hat auch der Usbeke keinen Sinn für staatliche Ordnung, kein Verständnis für die Vortheile fester Niederlassung, keine Liebe zu einem Heim; viele sind noch Nomaden, und die seßhaften und ackerbauenden sind wie jene voll Raublust und feiger Rach- und Mordsucht, alle höchst fanatische Muhammedaner (Sunniten). Oestlich des Kaspisees, im Tieflande, wohnen die wilden Turkmanen oder Truchmenen, theilweise nomadisirend, theilweise auf beduinische Art mit Karawanenhandel und noch mehr mit feiger Räuberei beschäftigt. Um die Seen Kaspi, Aral und Balkasch und nördlich derselben wohnen in zahlreichen Stämmen die größentheils nomadisirenden Kasaken (Kirgisen), in deren sonst übel berüchtigten Steppen unter dem russischen Adler Ruhe, Ordnung und Sicherheit eingekehrt ist; auch weiter aufwärts gegen das Gebirge und in demselben wohnen viele sogen. Kirgisen, auf noch niedrigerer Kulturstufe stehend als die Usbeken und ein Hemmschuh für die ruhige Entwicklung der Länder östl. wie westl. der Pamir durch die Unterstützung, die sie jeder Schilderhebung gewähren, und durch die Unsichermachung der Handelswege. Als 2. Gruppe steht diesen türkischen Stämmen gegenüber die eingesessene, aber unterjochte iranische Bevölkerung, die Tadschiks, Bucharen, Sarten und Galdschiks, die Nachkommen der alten Baktrier; sie sind ansäßig, wohnen hauptsächlich in den Städten, beschäftigen sich mit Ackerbau, Gewerbthätigkeit und Handel und bilden den besseren Theil der Bevölkerung, obgleich sie durch jahrhundertelange Unterdrückung viele schlechte Eigenschaften angenommen und auch im Aeußeren den rein iranischen Typus theilweise eingebüßt haben. Das numerische Verhältnis zwischen der türkischen und iranischen Bevölkerung läßt sich für diese Gegenden nicht bestimmt angeben; bis hinaus nach Buchāra haben sich altiranische Volksnamen in großer Zahl erhalten, das iranische Element hat sich hier von den ältesten Zeiten

an bis auf die Gegenwart weit lebenskräftiger gezeigt, als am untern Oxus. Im obersten Oxusgebiete, in Badakschan und Wakhan, ist das Vorwiegen der iranischen Bevölkerung positiv bezeugt; im mittleren gehört ihm zwar nicht die Macht, aber die Masse des Volkes ist seines Stammes. Ansässige Afghanen finden sich in dem oben erwähnten Thale von Khulum. — In der neuesten Zeit hat sich Rußland zum Schutze der schon längst unterworfenen Kirgisensteppen, sowie seiner Handelsinteressen gezwungen gesehen, gegenüber den ihm angrenzenden Chanaten Khokand, Buchāra und Khiwa zu kriegerischen Maßregeln und selbst zu bedeutendem Territorialerwerb zu schreiten; so wurden die Chane von Khokand und Buchāra nach Verlust eines Theiles ihrer Gebiete 1868 gezwungen, Schutz- und Handelsverträge mit Rußland abzuschließen, und die gegen die treulosen und räuberischen Khiwenzen eingeleiteten Feindseligkeiten lassen einen ähnlichen Ausgang voraussehen.

Staaten. a. Im Osten: die 3 kleinen Chanate Andkhui, Schibergan und Meimene sind auf 3 Seiten von Afghanistan, im N. von Buchāra begrenzt. — Größer ist das Chanat Kundus nördlich vom Hindukúsch; der gleichnamige Hauptort Kundus mag 20000 E. haben. — Badakschan, das fruchtbare und von zahlreichen Dörfern besetzte Thal der Koktscha, eines linken Nebenflusses des obern Oxus, ist meistentheils von wohlhabenden, fleißigen und besonders bedeutende Eisenindustrie ausübenden Tadschiks bewohnt; auch der Fürst ist ein Tadschik, kein Usbek, aber dem Emir von Afghanistán tributpflichtig. Hauptort ist Feizabad, 1564 m. über dem Meere. — Das kleine*) Wakhan wird durch das Thal, welches der südliche, aus dem Pamirkul bei 4052 m. Höhe abfließende Quellfluß des Oxus durchströmt, und einige kleine Seitenthäler gebildet. Der unabhängige Mir residirt in dem kleinen Hauptorte Kila Punya. Wenig Anbau, meist Viehzucht. Durch Wakhan führen die Handelsstraßen nach Ostturkistán und nach Kaschmir. — Nördlich von Kundus liegen die Khanate Darwas (vom Surchab durchflossen), sowie Hissar und Kesch mit den gleichnamigen Hauptorten. Kesch war Timurs Geburtsort. — Die Gebirgsregion bis Khokand, das Karategin, ist noch unerforschtes Land; es befindet sich hier kein größeres Chanat und die zahlreichen kleinen Fürsten (Chane, Begs) zehren die Kraft ihrer Gebiete, auf denen vielfach nicht 10000 Unterthanen wohnen, in steten Fehden auf. Größtmögliche Unsicherheit. Durch die beständigen Einfälle der Bergvölker sah sich Rußland in den letzten Jahren (1870 und 71) gezwungen, auch in dieser Richtung sich auszubreiten und einzelne Gebiete mit seinem Seraffschan-Distrikt (Samarkand) zu vereinigen, wodurch es einen Druck auf Karategin ausübt und die Pässe hierhin wie nach Hissar in seinen Händen hat. — Weiter nördlich das Chanat Khokand. Nachdem es anfangs der sechziger Jahre einen Theil seines Gebietes (mit den Städten Khodschend, Taschkend ꝛc.) an Rußland verloren, scheint es, auf 2 Seiten von russischem Gebiet umklammert, nun aufrichtige Freundschaft mit dieser Macht halten zu wollen; es umfaßt noch 1411 Q. M. mit 800000 E. Haupttheil ist die blühende, außerordentlich reich bewässerte und fruchtbare Landschaft Ferghana mit ihren Vorstufen.

---

*) Die verhältnismäßige Unbedeutendheit spricht sich schon in der Bezeichnung des Fürsten aus, der hier, wie in Badakschan, mit Mir, nicht mit Amir (Emir) angeredet wird, womit man zur Zeit des Großmoguls einen Provinzvorstand bezeichnete.

Hauptstadt Khokand nahe dem Syr, mit 80000 E. (?), einigen hundert Moscheen und Medressen, bedeutenden Karawanserais oder Waarenniederlagen.

b. In der Mitte: Das große usbekische Chanat Buchāra oder Bokhara 3588 □. M. $2^1/_2$ Mill. E. hat nach einem unglücklichen Kriege gleichfalls einen Theil seines Gebietes (darunter Striche des alten Sogd, d. i. der vom Serafschan durchströmten Landschaft, mit Samarkand, der Stadt Timurs, dem „Glanzpunkt des ganzen Erdballs") an Rußland abtreten müssen; Karschi wurde ihm 1868, Schehrisebs 1870 von demselben wieder zurückgegeben. Es ist von Rußland so umklammert, daß es nur noch als russischer Vasallenstaat erscheint, nicht selbständiger, als Kaschmír England gegenüber. Hauptstadt: Buchāra am Seraffchan, mit 70000 E., meist gewerbsamen unterthänigen Tadschiks, weitläufig und schlecht gebaut, ungepflastert, aber sehr belebt in den Straßen, mit sehr besuchten Schulen oder Medressen, und 14 Karawanserais; der arabische Philosoph Avicenna, der um das Jahr 1000 den Aristoteles kommentirte, ward hier geboren. — Der despotische Chan von Buchāra nennt sich Emir al Mumenim, d. i. Beherrscher der Gläubigen.

c. Im Westen: Das theils wüste, theils äußerst fruchtbare (Delta des Amu!) Chanat von Khiwa hat 2550 □. M. mit $1^1/_2$ Mill. E., die meist am Amu wohnen, der hier 600 m. breit ist und durch jährliche Ueberschwemmungen das Uferland düngt. Hauptort Khiwa mit 12—15000 Einw. Die 3000 Häuser der Stadt sind fast alle aus Lehm gebaut, ohne Fenster und Öfen. Der Palast des Chans ist von einer zerfallenen Mauer umgeben, auf welcher 30 Kanonen stehen. Die ganze Stadt umgibt eine Art Erdwerk. Der Chan ist ein Usbeke; außer Usbeken wohnen im Lande Turkmanen, Karakalpaken und Kasaken. Khiwa ist Hauptsklavenmarkt Turans. Bedeutende Handelsorte des Landes sind: Neu-Urgendsch und Kungrad, beide näher dem Aralsee. — Die übrigen von Turkmanen durchstreiften Steppen- und Wüsten-Gebiete östl. des Kaspi, über die der Chan von Khiwa Oberhoheit in Anspruch nimmt, die aber so gut wie unabhängig sind, umfassen noch an 7000 □. M. mit etwa 700000 Bew. Besonders gefürchtete Räuber sind die Teke-Turkmanen in der Nähe der persischen Grenze.

Das östliche Turkistán oder Dschiti-Schar

hat auf 28000 □ Mln. kaum 1 Mill. E. (nach andern Berichten nur 580000). Es umfaßt im Herzen von Asien das weite Tarimbecken, auf 3 Seiten von den gewaltigsten Hochgebirgsmassen umwallt, auf der 4. durch die Wüste von der Außenwelt geschieden. Indem es infolge seiner Lage an großem Regenmangel leidet, ist der große Raum zumeist Steppe und Wüste; aber wo die Flüsse Bewässerung ermöglichen, sind Kulturlandschaften von einem überraschenden Reichthum an Produkten. Da sieht man Schaf- und Rinderherden, viele Pferde und Kamele; da trifft man Seidenzucht, und Obstgärten so zahlreich, daß sie die Aussicht auf wenige hundert Schritte beschränken; mit künstlicher Bewässerung wird Weizen und Mais, Baumwolle und Wein gebaut; desgleichen Melonen von vorzüglicher Güte.

Die Berge bei Turfan sind reich an Mineralien, namentlich an Kupfer und Steinkohlen, während in der südlichen Provinz Khótan Goldfelder sich finden; außerdem erzeugt Turfan die feinste Ziegenwolle der Welt, die fast ausschließlich nach Kaschmir zur Shawlfabrikation geht und gegen die selbst die tibetanische Wolle grob und billig ist.

Die Bevölkerung, fast durchaus muhammedanisch, besteht aus Mogulen (wie die einheimischen Landbewohner von den Städtern genannt werden), aus Chinesen, die zum Islam übergetreten sind, aus Dungenen und Kalmücken; in den Städten trifft man viele Tadschiks, auch Afghanen, während die oberen Civil- und Militärstellen meist in den Händen von Usbeken sind; in den Gebirgen nomadisiren Kirgisen mit großen Herden von Ziegen, Schafen, Jaks und Kamelen, sommers auf den Weidegründen der höheren Gebirge, winters an den Flüssen der niedrigeren Thäler.*) Die Sprache der Ostturkistaner ist das Turk. Vor etwas mehr als 100 Jahren wurde das Land chinesisch; dem oben erwähnten Dungenen-Aufstand in der Dsungarei, infolge dessen Rußland das Ilibecken mit Kultscha zu besetzen sich genöthigt sah, trat hier schon 1865 eine andere Rebellion entgegen, der es unter der kräftigen Führung des Usbeken Muhammed Jakub Kuschbegi aus Khokand, Sohn eines Bauern und früher in Diensten des Chans von Khokand gegen die Russen, gelang, nicht nur die Reste der chinesischen Herrschaft, sondern auch die neue der Tunganen oder Dungenen im ganzen Bereiche Ostturkistáns zu stürzen und sogar erobernd gegen die Mongolei (Einnahme von Khamil, Urumtsi ɔc. 1870/71) vorzudringen. Diese Ereignisse haben den Fremden das zuvor verschlossene Land geöffnet; gegen England wie Rußland zeigt sich Jakub Kuschbegi zuvorkommend, doch sucht er sich gegen eine etwaige russische Invasion durch Anlegung von Forts an den Thian-Schán-Pässen zu schützen. Städte: Káschgar hat sich nach Vertreibung der Chinesen rasch vergrößert und soll 70000 E. haben; hier laufen die Straßen aus China über Khamil und Aksu, aus den westturkistanischen Chanaten über den Terekpaß, aus Indien, Tibet und Badakschan über Járkand zusammen; es ist stark befestigt und liefert berühmte Atlasgewebe und Goldarbeiten. Südl. davon Janghissar, an der Handelsstraße von Indien her; 11000 Häuser. Járkand 120000 E. (nach andern Angaben bloß 60000), gleichfalls wichtiger Handelsplatz. Kárgalik am Fuße des Küenlün. Ebenso Khótan (Eltschi, Iltschi), 40000 E. Aksu an der Handelsstraße nach China und über den Thianschán nach Kuldscha; 12000 Häuser. Die wichtige Stadt und Festung Turfan ist schon erwähnt worden; ebenso Urumtsi (150000 E.) nördlich des Thianschán. Khamil soll unterdessen wieder in die Hände der Chinesen gekommen sein.

Asiatische Türkei.

31600 Q. M. mit 16⁴/₁₀ Mill. Bewohnern.

In ältester Zeit vielerlei Staaten bildend, kamen die Länder Vorderasiens nacheinander unter persische, macedonische und römische Herrschaft.

---

*) Petermanns Mittheilungen, 1871.

Den Byzantinern wurden sie durch die Chalifen genommen, und zuletzt geriethen sie unter die Herrschaft der osmanischen Pforte, die wiederum in Konstantinopel thront und ihre 17 asiatischen Provinzen (Ejalets und Vilajets) durch Paschas regiert. Die Bevölkerung ist gar manchfaltig. Eigentliche Türken und osmanisirte Griechen gibt es etwa 10 Mill.; zahlreich sind die Armenier (2 Mill.), im Osten die Stämme der Kurden unter eignen Emirn (1 Mill.), die halbmuhammedanische Sekte der Drusen auf dem Libanon, die syrischen Christen oder Nestorianer, die Maroniten, auch viele Israeliten u. s. w. Die Maroniten, in syrischen Städten, auf der Insel Cypern und auf dem Libanon, sind römisch-katholisch, doch ohne lateinische Sprache beim Kultus und ohne Priester-Cölibat. — Reich sind die meisten Gegenden an mancherlei Produkten; und wenn gleich unter türkischem Scepter wenig Geistiges gedeiht, so gibts doch Gewerbe von Bedeutung, besonders köstliche Färbereien und Fabriken in Seide, Baumwolle, Saffian und Metallen. Der Karawanenhandel hat seine Hauptniederlagen in Basra (am Schat el Arab), Bagdad, Mosul, Damaskus, Haleb, Angora u. a. Den Seehandel (Handel mit der Levante) haben die Europäer in Händen. Wichtigste Hafenstädte: Smyrna und Beirut. Wir unterscheiden folgende Landschaften:

a. Babylonien und Chaldäa; jetzt: Irak Arabi. Schilderung des Landes siehe oben S. 435. Vom ehmals glänzenden Babylon am Euphrat sind nur wenige Ruinen vorhanden; Reste des berühmten Thurms (Sternwarte), von den Arabern Nimrods Burg genannt, und andere historische Denkmäler werden gegenwärtig ausgegraben. Die später entstandene parthische Hauptstadt Ktesiphon am Tigris ward von Moslemin zerstört. Dagegen hat sich Bagdad (d. i. Garten des Dad) glücklich erhalten. Sie liegt am Tigris und war der große prachtvolle Sitz der Abbasiden, besonders zu den Zeiten Harun al Raschids und Almamuns; gegenwärtig unter einem türkischen Pascha, schätzt man ihre Bevölkerung auf 150000; viele Moscheen, Bazars und Karawanserais. Gleich wichtig für den Handel ist die halb arabische Stadt Basra oder Bassora mit 60000 E. am Schat el Arab; Seeschiffe können den Strom bis zur Stadt hinauf fahren; Ausgangspunkt von Karawanen nach Mekka.

b. Mesopotamien oder Al Dschesireh, nordwestlich von Irak Arabi. Urfa hieß ehemals Edessa und ist besonders durch die Geschichte der Kreuzzüge bekannt. Südlich davon Rakka am Euphrat, an der Stelle des alten Thapsacus. Einen größern Umfang hat Mosul am Tigris mit wichtigen Baumwollfabriken; der Name Musselin stammt von dort. Die Angaben über die Bevölkerung dieser Städte schwanken zwischen 20—60000; gewiß ist, daß alle mehr und mehr verfallen. Gegenüber Mosul lag das altassyrische von den Medern zerstörte Ninive. Bei dem Dorfe Nunia hat man Ueberreste davon entdeckt und Ausgrabungen veranstaltet, wodurch ausgedehnte Palast-Fundamente, Bildwerke mit Figuren und Keilschrift rc. zu Tage kamen. Man nennt sie Monumente von Khorsabad und Nimrud. El Kosch ist ein chaldäisch-katholisches Bergkloster.

c. Kurdistán oder Aturia (Assyrien), von dem nur ein kleiner Theil zu Persien gehört — das Gebirgsland links des Tigris (auch die Hochebene von Diarbekr wird zu Kurdistán gerechnet), zur Viehzucht geeignet, aber nicht gastlich für Reisende; denn der Bergkurde, winters in Dörfern, sommers mit seinen Ziegen und Zelten höher im Gebirge umherziehend, geht auch häufig auf Raub aus. Nur theilweise gehorcht Kurdistán den türkischen Paschas; die Emirn auf festen Bergschlössern, namentlich die von Dschulamerk und Amadia, behaupten ihre Unabhängigkeit, und wenn auch einmal gedemüthigt, fragen die Kurden (Karduchen des Xenophon) im Grunde wenig nach türkischen und persischen Despoten. Diarbekr, mit 20000, nach andern mit 40000 E., südöstl. von der Gegend, wo der Tigris aus mehreren wilden Bergwassern entsteht, ist Sitz eines Pascha; im Verfall. Unter den andern Städten sind Mardin, Suleïmanié und Schehrizur von einiger Bedeutung. Das Oertchen Arbil oder Arbela (in dessen Nähe Gaugamela oder Kamelhaus) erinnert an Alexanders letzten Sieg, 331 v. Chr., über den persischen Darius. — Ein paar kleine Stämme der Kurden bekennen sich zur Kirche der Nestorianer, sind aber nicht minder roh als ihre moslemischen Brüder.

d. Armenien, d. h. türkisch Armenien, denn Rußland, das immer mehr um sich greift, hat auch ein Stück Armeniens mit dem Ararat an sich gerissen, und zu Persien gehört auch ein Stück. Die armenische Christenheit steht als solche unter 2 Patriarchen und dem noch höheren Katholikos, der auf russischem Gebiete im Kloster Etschmiadzin wohnt; sie hat sich neulich endgiltig von Rom losgesagt. Städte: Erzerum Ersirum, (arx Romanorum) mit 40000, nach andern 100000 (?) E. und einer außerordentlich großen Moschee, mit Leder-, Baumwoll- und Stahlfabriken, auf einer fruchtbaren Stelle des sonst rauhen Hochlandes, nahe den Quellen des Euphrat; Sitz eines Pascha und wichtige Handelsstadt. Kars, Grenzfestung gegen Rußland. Wan am gleichnamigen See, mit uralten Trümmern und Inschriften, ebenfalls Sitz eines Pascha. Zur Römerzeit thronten eigne armenische Könige in Artaxata am Araxes und in Tigranocerta; beide Städte sind zerstört.

e. Syrien oder Aram (Soristán, Scham), im weitesten Umfange zwischen Arabien und Kleinasien, Mittelmeer und Euphrat, doch ist die Osthälfte nur eine Wüste, völlig eins mit der arabischen. Vor alters war der Name Syrien auf den nördlichen Theil beschränkt, wovon ein 25 M. langer Küstenstrich in der Mitte westlich des Libanon Phönizien hieß. Palästina umfaßte den Süden. Jetzt besteht Syrien aus den 2 Vilajets Haleb und Surié (Damaskus) und dem Mutessariflik des Libanon (Beirut) und hat etwa 2 Mill. Bew.

1) Die größere Nordhälfte. Am Fluß Orontes nahe der Küste und in reizender Gegend liegt Antakié oder Antiochia. Gegründet von Seleukus Nikanor und benannt zu Ehren seines Vaters Antiochus, war sie geraume Zeit, und selbst unter Römerherrschaft, prachtvoll und groß; jetzt ist sie klein und dürftig, und die dortige Christengemeinde, sonst zahlreich und herrschend, hält ihre Versammlungen in einer Höhle. Schon mehrmals von Erdbeben arg zugerichtet, ward sie im Frühjahr 1872 wieder gänzlich zerstört. Belebter durch Gewerbe und Handel ist Haleb oder Aleppo (im alten Testamente Helbon), reich an Gärten, die der Steppenfluß Kuek bewässert, mit 100000 E. (?) (1/6 Christen, 1/10 Juden), 100 Moscheen und 5 Kirchen; ein

schreckliches Erdbeben 1822 zertrümmerte einen großen Theil der Stadt. Alexandrette (Skanderun oder Iskenderun) am Meere, dessen innerste Bucht zwischen Syrien und Kleinasien nach diesem Städtchen benannt ist. Im Nordosten Syriens lag Samosata, jetzt in Ruinen, Heimat des griechischen Satyrikers Lucian.

Am Orontes aufwärts öffnet sich die breite Thalung zwischen Libanon und Antilibanon, die ehmals Hohl- oder Cölesyrien hieß. Dort kommt man zu den prachtvollen Tempeltrümmern beim Dorfe Baalbek, und zu den zwei belebten Städten Hamah und Höms oder Emesa. Jenseit des Antilibanon, östlich vom großen Hermon, liegt die Krone der syrischen Städte, Damaskus (Dischmeschk) mit 200000 E., vielen Moscheen, Bazars, Karawanserais und 6 christlichen Kirchen. Die Gegend umher, von mehreren zu einem See hin laufenden Flüssen reich bewässert, gleicht einem Walde von Gärten. Dieser „paradiesischen" Natur und ihrer Lage als nothwendiger Stapel des Karawanenhandels verdankt die Stadt ihre Dauer seit den ältesten Zeiten und ihre unverwüstliche Blüte. Im 7. und 8. Jahrh. thronten daselbst die Chalifen aus dem Hause Ommiah, und später der hochherzige Sultan Saladin, der 1193 starb. Gewöhnlich sammeln sich zu Damask die großen Pilgerschaaren von nah und fern, um unter bewaffnetem Geleite des Pascha nach Mekka zu wallfahrten. Auf einer Oase, mittenwegs zwischen Damask und dem Euphrat, trifft man die Ruinen der Palmenstadt Tadmor oder Palmyra, von Salomo 1000 v. Chr. gegründet, und im 3. Jahrhundert nach Chr. die Residenz der berühmten Zenobia. — Von den altphönizischen Seestädten sind nur Tripoli (Tarabulus) und Berytus (Beirut) noch jetzt von Bedeutung besonders Beirut (100000 E.), der Hafen von Damask, mit diesem durch wöchentliche Karawanen in Verbindung und gegenwärtig der bedeutendste Hafenplatz ganz Syriens. Die kleinen Städte Saïda oder Sidon und Sur oder Tyrus haben nichts mehr von der ehemaligen Herrlichkeit. Der ausgedehnte Libanon mit seinen Gipfeln, Rücken und Thälern ist der Aufenthalt verschiedener Secten. Die der Assassinen oder Ismaeliten mit dem Hauptort Massiate, zur Zeit der Kreuzzüge höchst gefürchtet, ist heutzutage schwach. Wichtiger sind die Drusen, ein kriegerisches Völkchen, etwa 30—40000 Köpfe stark, mit eigner, halb muhammedanischer geheimer Religion; das Schloß ihres Emirs liegt hoch beim Dorfe Betebdin. Hauptorte der Maroniten sind: Dschebel auf einem hart ans Meer absinkenden Fuße des Gebirgs, und das Kloster Kanobin, Sitz ihres Patriarchen. Die Zahl aller Maroniten mag sich auf 200000 belaufen, auf dem Libanon sind sie aber schwächer als die Drusen.

2) Die kleinere Südhälfte von Syrien oder Palästina*) etwa 32 M. lang und 450 Q. M. groß, gewährt heutzutage den traurigen Anblick eines zum Theil verödeten Landes, dessen wenige Bewohner für unwissend und verderbt gelten. Die ganze heutige Bevölkerung wird auf 600000 geschätzt. Als ehemaliges Hauptland des jüdischen Staats und als Wiege des Christenthums ist es aber so merkwürdig, daß es näher betrachtet zu werden verdient.

---

*) Palästina oder Philistäer-Land, so hieß Kanaan oder das Land westlich der Jordanspalte bei Griechen und Römern; Kanaan = Niederland, im Gegensatz zu den Hochebenen östlich der Spalte, welche Aram = Hochland hießen.

Palästina ist ein Plateau, das in der Nähe des Libanon weit mindere Höhe hat als gegen Süden, wo es 800 m. überm Meeresspiegel liegt. Ganz in entgegengesetzter Richtung durchfließt es der Jordan, und zwar in einer Erdspalte, die nach Süd immer tiefer wird und ein heißes Thal, meist 2 (bei Jericho 4) Stunden breit, zwischen 6—700 m. hohen Berghängen bildet. Das Küstenland, von dem man zum bergigen Plateau hinauf geht, ist wellenförmig, ziemlich fruchtbar, und an einigen Stellen kaum 2, an andern 5 bis 7 Stunden breit. Unter den Höhen sind besonders zu merken: der Karmel mit der Eliasquelle, der südl. von Akka ans Meer tritt — der Tabor, der sich mit oben abgeplatteter Kuppe 576 m. über der niedern Ebene Esdrelon oder Jesreel erhebt und eine weite Aussicht gewährt — der schroffe Garizim bei der Stadt Sichem, 908 m. hoch, aber nur 250 m. über der Umgegend — die höhlenvollen Berge bei Hebron in Juda — das Gebirg Gilead östlich des Jordans u. a. m. — Der Thäler nennt die Bibel etwa 15, aber auch Grassteppen und Einöden finden sich im Lande, z. B. die Gebirgswüste, Platz der vierzigtägigen Fasten genannt, zwischen Jerusalem und Jericho. Vom todten Meere ist schon die Rede gewesen.

Das dortige Klima ist sehr von dem unsrigen verschieden. Mit Ausnahme der stürmischen Regentage ist der Winter die angenehmere Jahreszeit; denn im Dezember und Januar blühen die Blumen und im April wird das Korn eingethan. Der Sommer ist heiß und dürr. Sehr viel kommt deshalb auf den Regen an, der im Oktober, wo die Saatzeit beginnt, und vor Anfang März, ehe die Aehren blühen, reichlich fallen muß; (Frühregen und Spätregen, s. o. S. 364); fällt er spärlich, so gibt es Miswachs und Hungersnoth, denn Bäche und Brunnen fanden sich schon ehemals, wie man aus der häufigen Erwähnung von Cisternen schließen kann, nicht viele in Palästina, doch jetzt, wo die Wälder verschwunden sind, noch weniger; der ins todte Meer laufende Kidron z. B. ist ganz vertrocknet. Die Wüsten abgerechnet, worin Hyänen, Schakals und selbst Löwen umherstreiften, war vor alters der Boden mehrentheils ergibig, da er mit Fleiß bebaut wurde, vorzüglich in den Ebenen von Jericho und Jesreel und in der reizenden Umgebung des Sees von Genezareth. Dort gediehen Gerste, Weizen, Hirse, Oliven, Feigen, Granatäpfel, Orangen, Citronen und Trauben; berühmt waren sogar Datteln, Rosen und Balsam von Jericho, und Honig gab es in solcher Fülle, daß man von Kanaan, wo auch das Vieh treffliche Weideplätze fand, sagen konnte: es sei das Land, wo Milch und Honig fließt. Uebrigens bedarf es nur eines Blickes auf die Karte, um zu vermuthen, daß die nördliche dem Libanon nähere Hälfte (Galiläa) mit ihren Ebenen und Thälern fruchtbarer sein mußte als die südliche, die allmählich in die Hochwüste übergeht.

Man theilte das Land nach der Eroberung durch Josua in 12 Stämme, später in die Landschaften: Judäa nebst Idumäa oder Edom, Samaria, Galiläa, und Gilead oder Peräa. Wir wollen es nach dieser Eintheilung durchgehen. — 1) Judäa im Süden zwischen todtem und Mittelmeer, dessen Küste früher die Philister bewohnt hatten. Jerusalem (Salem) 8 Meilen von dem Hafen Joppe oder Jaffa, 5 Meilen vom Jordan, durch David zur Hauptstadt gemacht. Sie wurde mehrmals zerstört, 588 vor Chr. von Nebukadnezar, 70 nach Chr. von Titus, und 67 Jahre später vom Kaiser Hadrian. Unter Constantin blühte sie wieder auf. Den Moslemin oder Muhammedanern gerieth sie 637 in die Hände, hierauf den Kreuzfahrern 1099, dann wieder den

Moslemin. Zu Christi Zeit soll sie über 100000 Köpfe gezählt haben, jetzt hat Jerusalem oder El Kuds 15500 E., nämlich 7100 Juden, 5000 Muhammedaner und 3400 (meist griechische) Christen. Preußen unterhält mit England gemeinschaftlich eine protestantische Kirche und Schule, sowie ein Hospital. Man lebt dort meistens von der Menge der Pilger und vom Kleinhandel mit Kreuzen, Rosenkränzen und Reliquien. Der Boden der Stadt ist äußerst uneben; auf dem Hügel Zion lag die Davidsburg, auf Moriah der Tempel. Die Südseite neigte sich ins Thal Hinnon oder Gehenna hinab. Im Nordwesten erhob sich der Calvarienberg oder Golgatha. Die Ostseite war die schönere; hier lag noch innerhalb der Stadt der Gesundbrunnen Bethesda, außerhalb der Quell Siloah und das Thal Josaphat, welches der Bach Kidron durchfloß, an dessen andrer Seite über dem Meierhofe Gethsemane der Oelberg aufstieg. Am südlichen Abhange dieses Oelbergs sah man zwischen Feigenbäumen den Ort Bethphage, der nicht mehr vorhanden ist, und weiter östlich zwischen Datteln Bethania, jetzt ein Dörfchen von 20 Häusern. Bethlehem, 2 Stunden südl. von Jerusalem, ein angenehm gelegenes Bergstädtchen mit 3000 E., fast lauter Christen; sie schnitzen viel Crucifixe, Krippchen und Rosenkränze. An der Stelle Jerichos, 3 Meilen nordöstl., sieht man nur elende Hütten. Ob die im Mittelalter erbaute Stadt Ramla (sie hat 7000 E.) auf derselben Stelle ist, wo früher Arimathia, was man sonst glaubte, wird sehr bezweifelt. Hebron — bei den Arabern el Khalil, d. h. die Gott gefällige — 4 M. von Jerusalem gen Süden, ein Städtchen von 8000 E. und berühmt durch seine Berghöhlen, die für Grabstätten Abrahams und der erzväterlichen Familie gelten. Schon im Alterthum war die Stätte mit einer Mauer umfaßt, die Christen baueten eine Kirche darüber; die Moslemin verwandelten diese in eine Moschee und halten die Stätte, da die Araber ja von Abrahams und Hagars Sohn Ismael abstammen, für gleich heilig. Kein Ungläubiger hat Zutritt. Die Küstenstädte Gaza und Askalon stehen ebenfalls noch; auch Joppe oder Jaffa am Ende der Ebene Sarons, von ärmlichem Aussehn, mit 7000 Einw. und einigem Verkehr zur See mit Aegypten. 2) Samaria, die Mitte Palästinas zwischen dem Jordan und dem Meere. Den Namen erhielt die Landschaft von Samaria (Sebastié), der Residenz mehrerer Könige Israels; sie war an einem Berghange aufwärts gebaut, in schöner Gegend, und ist heutzutage ein ärmlicher Flecken. Sichem dagegen, die frühere Hauptstadt Israels, gehört unter dem Namen Nabulus noch immer zu den größeren Orten und hat an 10000 E. Man findet die Lage Sichems, zwischen den Bergen Ebal und Garizim, der von Heidelberg ähnlich; nirgends in Palästina soll die Pflanzenwelt so frisch und grün sein. Auf dem Garizim stand der mit Moriah wetteifernde Tempel. Die Samariter haben sich bis jetzt im Lande erhalten und beten noch auf Garizim an. 3) Galiläa im Norden an Phönizien grenzend. Der Küstenstrich des Landes ist nur klein, doch bedeutend wegen der alten Hafenstadt Akka oder Akre (Ptolemais), die an die Kreuzfahrer 1291, an Buonaparte 1799 erinnert, und neulich 1840 durch eine englisch-österreichische Flotte dem Ibrahim-Pascha, der sie kurz vorher gewaltsam in Besitz genommen, wieder entrissen wurde; die Engländer stellten sie dann dem türkischen Kaiser zurück. Der Hafen ist versandet. Weiter in der Mitte des Landes liegt Nazareth, jetzt Nasirah, mit hübscher Kirche und 3000 Seelen. Die Gegend ist schön; schon der Name bedeutet so viel als grünend und blühend, und auf den Höhen daneben

genießt man die reizendste Aussicht, südöstlich nach dem nahen Tabor, im Westen nach dem Karmel, und südwärts über die Ebene von Esdrelon nach den Bergen Samarias. Nain und Kana lagen in der Nachbarschaft Nazareths. Am Galiläer Meere (See von Genezareth) ist Kapernaum nicht mehr zu finden, aber Tiberias (Tabarié) und das Fischerdorf Bethsaida, Geburtsort der Apostel Petrus, Andreas und Philippus, sind noch vorhanden; Magdala glaubt man in dem armen Dörfchen El Medschdel gefunden zu haben, ebenfalls hart am See. 4) Peräa oder Gilead, östlich des Jordans an der arabisch-syrischen Wüste, mit gut begraseten Steppen, wo die Juden nach dem Auszug aus Aegypten ihre Herden so lange weideten, bis sie stark genug waren, das fruchtbare Jordanthal und das reichere Kanaan zu erobern. Orte: Gadara, wovon noch stattliche Trümmer, Machärus (3 M. vom todten Meer), wo Johannes der Täufer enthauptet wurde, und Bethsaida Julias, wo Jesus die 5000 speiste. Weit abwärts auf einer Oase: Bosora oder Bostra, ehemals wichtig für den Karawanenhandel; auch Muhammed, der Prophet, kam in seiner Jugend einmal dort hin.

f) Die Besitzungen in Arabien s. u. bei Arabien.

g) Kleinasien oder Anatoli, von der Größe Deutschlands. Die Oberfläche ist schon oben beschrieben. — Die Hochplatte des Innern zwischen dem Taurus und der Propontis kommt in ältester Zeit unter dem Namen Phrygien vor, wo Hermus und Mäander entsprangen, wo auf dem Dindymusberg die Göttermutter Kybele verehrt und Gordium wegen des Knotens besucht ward, den Alexander zerhieb. Zu Kolossä, das beinah gänzlich in Trümmern liegt, war eine der ersten christlichen Gemeinden. Iconium, merkwürdig im Zeitalter der Kreuzzüge als Residenz seldschuckischer Sultane, und durch den Sieg, welchen der deutsche Kaiser Friedrich Rothbart in zweitägiger Schlacht 1190 über die Türken erfocht. — Ein Theil Phrygiens hieß Galatien, weil im 3. Jahrhundert vor Chr. Celten oder Gallier aus dem fernen Gallien her eingewandert waren, mit dem Hauptorte Ancyra oder Angora, bekannt durch die Angora- oder Kämelziege, deren Haar zu Zwirn verarbeitet unter dem unrichtigen Namen Kamelgarn im Handel ist. Bei Angora ward 1402 der Türkensultan Bajazeth (Bajessid) von Timur geschlagen und gefangen. Wo die phrygische Hochplatte zum Küstenland des Hellesponts abdacht, hatten die Könige Iliums oder Trojas ihr Reich, und in viel späterer Zeit die von Pergamus, mit denen gleichzeitig auf der Abdachung zum Bosporus Könige von Bithynien existirten. Am Hellespont sind jetzt die 2 asiatischen Dardanellenschlösser, das alte da, wo ehemals (Sestos gegenüber) Abydos lag. Hauptorte Bithyniens: Nikomedia, in deren Umgegend 183 vor Chr. Hannibal sich der römischen Verhaftung durch den Tod entzog. Nicäa wichtig wegen des Concils von 325. Chalcedon ist zertrümmert. — SW. von Phrygien lag Lydien oder Mäonia mit des Crösus Thronstadt Sardes zu beiden Seiten des Flusses Paktolus am Berge Tmolus, und Magnesia am Berge Sipylus, wo Luc. Scipio 190 vor Chr. Geb. den stolzen syrischen König Antiochus schlug. — Im Taurus wohnten die abgehärteten zum Krieg tauglichen Isaurier, die dem byzantinischen Thron im 8. Jahrh. nach Chr. den tüchtigen Kaiser Leo den Bilderstürmer lieferten. — Kilikien (Cilicien), südöstl. Land Kleinasiens, als Küstensaum des Taurus besonders warm, bewässert und fruchtbar, mit der Stadt Tarsus am Cydnus, in dessen Wasser sich Alexander fast tödlich erkältete.

Kaiser Friedrich Rothbart hatte nicht gleiches Glück; im Kalicadnus oder Selefkeh bei Seleucia fand der 70jährige Greis, der bis dahin siegreich Kleinasien durchzogen und somit das Aergste auf dem Zuge gegen Saladin bereits überstanden hatte, seinen Tod 1190. Tarsus ist Geburtsort des Apostels Paulus. Aus Cilicien führt am Golf von Skanderun ein Küstenpaß, Amanusthor, nach der schmalen Küstenebene von Issus; Alexander überwand dort, zwischen dem Amanusthor und der syrischen Pforte, den Darius 333 und erzwang den Durchmarsch. — In Kappadocien, nordwärts vom vorigen, merken wir Tyana, als Vaterstadt des seltsam abenteuerlichen Philosophen Apollonius (im 1. Jahrhundert n. Chr.), den unser Wieland im Agathodämon vertheidigt; und in Pontus am schwarzen Meer die altberühmte Tempelstadt Kabira (Neocaesarea), Lieblingsaufenthalt Mithridats, der aber dort vom Römer Lukull geschlagen ward.

Am merkwürdigsten waren die griechischen Küsten- und Inselstädte. Hundert Jahre nach Trojas Fall begannen griechische Auswanderungen übers ägeische Meer nach den Inseln und Küsten Kleinasiens. Zuerst legten die Aeolier Smyrna an der Küste und Mytilene auf der Insel Lesbos an; hierauf die Ionier Phocäa (Mutterstadt Massilias oder Marseilles), Milet, Ephesus u. a., nebst Samos und Chios auf gleichnamigen Inseln. Zuletzt gründeten die Dorier Halikarnaß und Knidos, nebst Orten auf den Inseln Rhodus und Kos. In einigen dieser schön gelegenen Pflanzstädte entwickelte sich der hellenische Geist noch früher als daheim in Hellas. Homer, dessen Geburtsort wir nicht kennen, schuf hier seine Erzählungen, Alkäus und und die Dichterin Sappho, beide auf Lesbos, ihre Oden, und Anakreon aus Teos seine lieblichen Tändeleien; Thales von Milet berechnete den Mondeslauf, und Herodot aus Halikarnaß entwarf das erste große historische Werk. In Ephesus erhob sich mit 127 zwanzig Meter hohen Säulen der schöne Tempel der Diana; Knidos rühmte sich der schönsten von Praxiteles verfertigten Bildsäule Aphrodites, und das reiche bevölkerte Milet sandte Colonisten aus, die an den Küsten der Propontis und des Pontus Euxinus neue Städte gründeten, z. B. Sinope, wo Diogenes geboren ward, und Trapezunt. — In Rhodus, erst 480 vor Chr. gebaut, blühte zuletzt, als Athens Ruhm schon gesunken war, Kunst und Rhetorik.

Gegenwärtig ist Kleinasien in 7 Ejalets getheilt und hat etwa 10 Mill. Bewohner. Die größten Orte sind: Skutari am Bosporus mit 35000 Einw., eine Vorstadt von Konstantinopel. Brussa oder Prusia mit 80000 Einw. am Berge Olymp, im Jahr 1855 von einem furchtbaren Erdbeben fast ganz zerstört; bis 1458 Hauptstadt des Osmanenreiches. Smyrna (Ismir) noch jetzt als wichtigster Handelsplatz der Levante die bevölkertste unter den kleinasiatischen Städten, mit 150000 Einw., darunter 60000 Griechen und 25000 Franken, wie der Muselmann alle Westeuropäer seit Karl des Großen Zeit nennt. Tschesme, ein Hafen der Insel Chios gegenüber, wo 1770 die Türkenflotte von den Russen verbrannt wurde. Weiter im Innern: Kjutahia und Karahissar, jede mit etwa 30000, Angora (Engürich) mit 50000 und Konia (Ikonium) mit 60000 E.; Kaïsarié (Cäsarea) am Fuße des Argäus 40000 E. — Sinob (Sinope) hat nur noch einige Tausend Einw., dagegen ist die Bevölkerung von Tarabison (Trapezunt), der ersten Handelsstadt am schwarzen Meere, seit der Dampffahrt auf diesem großen Golfe und seit der größeren

Belebung des Verkehrs über Erzerum und Tabris nach Teheran wieder bis auf 50000 Köpfe gestiegen. Die reich bewässerten und üppig fruchtbaren Landschaften an der Südostküste des schwarzen Meeres (Lasistan) bilden eine Anzahl kleiner, meist räuberischer, untereinander selbständiger Vasallenstaaten, welche die Oberherrschaft der Pforte anerkennen.

h) Inseln der asiatischen Türkei. — Im Marmorameere (Propontis) die 9 Prinzen-Inselchen nahe dem Bosporus, von Griechen bewohnt, und die größere Marmar-Adassi oder Marmorinsel. — Im ägeischen Meere, vor der Küste Kleinasiens: Bogdscha oder Tenedos mit einer türkischen Veste, klein aber weinreich. — Midilli oder Lesbos, voll Buchten und guter Häfen; viel Oliven, Trauben, Feigen u. s. w. Noch stehen die alten Orte Molivo oder Methymna, und Castro Metelino oder Mytilene. Die schöne Insel, Alkäus' und der Sappho Heimat, hat auf 29 Qm. nur 23000 Bew. — Südlich von Lesbos die fruchtbare Sakys oder Chios. Von Griechen bewohnt, noch vor wenig Jahrzehnten mit einer Bevölkerung von 114000 Menschen und reich durch Handel mit Mastix (Harz des Pistazienbaums), Seide, Wein und Südfrüchten, ist sie jetzt meist verödet und zählt kaum 40000 Bewohner. Die Chioten nämlich hatten an dem bekannten Aufstande der Hellenen Theil genommen; der Kapudan Pascha überfiel plötzlich die Insel, auf den Sieg folgte barbarisches Verwüsten und Morden, und mehr als 40000 Chioten wurden zuletzt als Sklaven abgeführt und verkauft. Während die christlichen Mächte Europas solche Greuel ruhig geschehen ließen, sannen die tapfern Bewohner der kleinen Nachbarinsel Psara, kühne Seeleute, auf Rache; geschickt ruderten sie in die noch auf der Rhede von Chios liegende Türkenflotte hinein, und zündeten das Admiralschiff an, das mit dem Kapudan Pascha in die Luft flog. Dies geschah nachts den 19. Juni 1822, und trug dazu bei, andre Inseln, besonders Samos, vor ähnlichem Unglück zu bewahren. Syssam Adassi oder Samos, der Pforte bloß tributpflichtig, übertrifft deshalb gegenwärtig das größere Chios an Produktion und Bewohnerzahl. Von den kleineren Inseln weiter südlich merken wir nur den meist unfruchtbaren Felsen Pathmos, der von wenig Schiffern bewohnt, doch als Exil des Apostels Johannes berühmt ist. Die Grotte, worin er gewohnt haben soll, wird durch Lampen erleuchtet. — Rados oder Rhodos mit Waldgebirg und schönen Thälern, und zu verschiedenen Zeiten ruhmvoll in der Geschichte genannt, hat gegenwärtig, wo es von kaum 35000 Griechen und Türken bewohnt ist, nur geringe Bedeutung. Die gleichnamige Hauptstadt, 1856 von einem Erdbeben schrecklich zerrüttet, wird aber von den Türken als Festung und Kriegshafen sehr werth gehalten, und mit Recht, wenn man sie in gleicher Weise vertheidigt, wie sie von der freien Bürgerschaft (305 vor Chr.) gegen Demetrius Poliorcetes, und von den Johanniter-Rittern 1522 gegen die Türken vertheidigt wurde. Der höchste Punkt der Insel Rhodus, worauf vor alters ein Zeustempel stand, hat 1494 m. Höhe und gewährt eine weite reizende Umsicht. Umfangreicher ist Cypern (149 Q. M., 110—120000 E. meist Griechen) vor dem Golfe von Skanderun. Schönes Gebirg (Olymp 2010 m.), fruchtbare Ebenen, mildes Klima, vortrefflicher Wein, aber elende Bebauung. Im alten Hellas galt diese herrliche Insel für einen Lieblingsaufenthalt Aphrodites, deren Tempel zu Idalium, Paphos und Amathus prangten. Nach Untergang des griechisch-macedonischen Glanzes gerieth sie in die Gewalt der Römer, dann unter byzantinische Herrn;

im Mittelalter geraume Zeit ein eignes Königreich, ward sie zuletzt eine der werthvollsten Besitzungen der Republik Venedig, bis Sultan Amurath III. die wacker vertheidigte Stadt Famagusta 1571 eroberte; seitdem gehört Cypern den Türken. Die türkische Hauptstadt ist Lekoscha (Nikosia), der vorzüglichste Hafen- und Handelsplatz Larnakka an der Südküste, bei den Ruinen des alten Citium. Famagusta ist halb verödet.

Arabien (48200 Q. M., 4 Mill. E.)

Seine Beduinen mit Kamelen und flüchtigen Rossen, sein Weihrauch, Balsam und Kaffee, und vor allen der Islam, den das feurige Volk weit umher verbreitete, haben Arabien nicht nur zu einem viel genannten Lande, sondern auch welthistorisch gemacht. Und doch ist das Land von der Natur spärlich bedacht. Ohne beträchtliche Einschnitte des Meers, sogar ohne Ströme, liegt es 160 bis 200 M. breit und über 300 M. lang, als ungeheure Hochebene da, größtentheils sandig und trocken. Wäre das Meer nicht, wovon 3 Seiten bespült werden, und gäbe es nicht hin und wieder Bergzüge und Vertiefungen auf der öden Fläche mit einzelnen Quellen und Steppenflüßchen, so würde Arabien völlig der Sahara gleichen und für die Menschheit so gut als todt sein. Zum Glück ragt auch die Halbinsel so weit in die Regionen der regelmäßigen Sommerregen hinein, daß einige ihrer Gebiete, nur nicht die 5—6 Mln. breiten wüsten Küstengürtel, Theil nehmen an dem Segen, den diese bringen. Diejenigen Striche, wo dies geschieht, hießen schon im Alterthum glückliches Arabien, im Gegensatz zum wüsten, wo es fast gänzlich an Regen fehlt. Die arabische Bevölkerung besteht der Mehrzahl und dem Kerne nach aus nomadisirenden Beduinen (Bedawi, d. i. Kinder der Wüste), die von Raub und Viehzucht leben und deren Fürsten Scherifs, Emirs und Scheiks sind; die das Feld bauen, heißen Fellahs, die Stadtbewohner Hadhesi, beide Klassen unter Imams oder Sultanen und Königen. Die Halbnomaden heißen Maehdis.

Die einzelnen Theile. — 1) Jemen, der beste Theil des glücklichen Arabiens, im Südwesten und zwar am Golf von Aden und einem Theile des rothen Meers, welche durch die Straße Bab el Mandeb (Thor der Gefahr) mit einander verbunden sind. Hier stellen sich regelmäßig Sommerregen ein, wodurch sich die Wadis der Gebirgsgegend mit laufendem Wasser füllen und reizende Vegetation sich verbreitet. Zwar versiegen die Bäche unten in der breiten Tehama oder Küstenebene, doch gedeiht hier mindestens die Sorghohirse und die Dattelpalme. Weiter aufwärts von der Tehama liegen die Kaffeewäldchen und gewinnt man die bekannten Spezereien Arabiens: Balsam, Myrrhen, Aloë, Manna, Gummi 2c. Dahinter am höher steigenden Gebirgsrande dehnen sich die Waldungen aus von den verschiedensten Arten des Feigenbaums. Die Bewohner Jemens hießen ehemals Sabäer oder Himyariten, und die Königin von

Saba, Salomons Freundin, die der Koran Balkis nennt, herrschte in Jemen. Der Centralplatz und Sitz des Imam ist Sana mit 40000 Einw., vielen Moscheen und Bädern, etwa 20 M. von der Küste in schöner Berggegend; fließende Gewässer machen sie zu einem Damaskus im Kleinen. Beit el Fakih in der Tehama und die Hafenstadt Mochā sind besuchte Kaffeemärkte. Die Hafenstadt Aden (30000 E.) am gleichnamigen Golf, ein zweites Gibraltar, gehört seit 1838 den Britten; ebenso gehören ihnen die Inseln Perim in der Straße Bab el Mandeb und Kamaran im rothen Meer, wogegen die Franzosen 1869 an der Südwestecke Arabiens (gegenüber Perim) Scheik-Said mit guter Bai und günstigem Ankergrund in der Nähe erworben haben. — 2) Östlich von Jemen liegt der minder glückliche Südostrand Arabiens (Hadramaut), der in eine große Zahl einzelner kleiner Staaten zerfällt und jüngst von dem deutschen Reisenden Maltzan theilweise näher erforscht und beschrieben wurde. Bir Ali und Megdaha, kleine Hafenstädte in dem unteren Wähidistaate. Weiter östl. die Stadt Makalla an der Küste, aus unseres Landmanns Wrede Reisen (1843) bekannt. Wichtiger sind die Ostküsten Oman und El-Ahsa oder Bahrein. Oman vom Ras (Vorgebirge) El Had bis zur Ormusstraße hat nur ein schmales Tehama, indem sich der bergige Boden meistens schon vom Ufer aus terrassenweis erhebt, und der hohe Wüstenrand im ganzen nur 10 Meilen vom Meere entfernt ist. Das Imamat Oman soll in Arabien eine Bevölkerung von 1,800000 Seelen haben; damit war (bis 1856) noch die ostafrikanische Insel Zanzibar mit benachbarten Küstenstrichen verbunden, so daß die Bevölkerung des ganzen Imamats weit über 2 Mill. S. betrug. Die Besitzungen an der persischen Küste sind seit 1867 an Persien zurückgegeben. Omans Hauptort Maskāt (unterm Wendekreis) mit 60000 Bew. treibt lebhaften Handel, man trifft unter den Kaufleuten viele Banianen. Auf der Küste El-Ahsa, am persischen Golf, bewundert der Araber einen Bergbach, den Aslan, der sich ins Meer ergießt und nur selten sein Wasser verliert. Dem dortigen Hafen El-Kātif gegenüber liegen die Bahrein-Inseln, berühmt wegen des Perlenfangs. — 3) Hedschas, nördlich von Jemen am rothen Meere, dessen Ufer voller Untiefen und Korallenbänke sind, und das zur Flutzeit 8—10 m. über das Niveau des Mittelmeeres steigt. Hedschas ist kein flaches Küstenland, es ist gebirgig, aber höchst trocken. Unter einem Himmel, der sich sehr selten bewölkt, außerhalb der tropischen Regenzone, liegen Gipfel und Abhänge der Berge nackt da, und nur in den schmalen Wadis zeigt sich etwas Vegetation. Dennoch sind einige Städte dieses unerfreulichen Landes von Bedeutung. Vor allen Mekka, die Geburtsstätte des Propheten, die aber schon im Alterthum den Arabern heilig war; denn sie enthielt den von einem Engel für Hagar und Ismael geöffneten Brunnen des Lebens (Zemzem), den schwarzen Stein Abrahams und die darüber gebaute Hütte Kaaba. Seit Muhammeds Zeit wird weder Christ noch Jude zugelassen; der moslemischen Pilger von Marokko bis Indien, und von Konstantinopel bis zum Nigerstrom ist aber eine so große Menge, daß Mekka in gewissen Zeiten des Jahrs zu einem sehr belebten Handelsplatze wird. Die Einwohnerschaft selbst soll zwischen 40 und 50000 Köpfe stark sein*). Etwa 12 Meilen abwärts von Mekka liegt die Hafen- und Handelsstadt

---

*) Mekka kennen wir besonders aus der genauen Schilderung des gelehrten Reisenden Burkhardt aus Basel († 1815 zu Kairo), der, der arabischen Sprache

Dschedda mit 24000 E. und 50 Meilen nordwärts die Todesstätte des Propheten, Medina, mit 20000 Einw. und umgeben von einigen Gärten und Palmbäumen. Die kleine Seestadt Jambo kann für den Hafen Medinas gelten. — 4) Das peträische Arabien, ein 1000 Qm. großes Dreieck, dessen Nordseite von der Nähe des Nildeltas bis zum Salzthale südlich des todten Meers hinzieht, und das seine Südspitze als Halbinsel mit dem hohen Sinai-Gebirge zwischen den Golfen von Suez und Akaba ins rothe Meer streckt. Dies wüste, theilweis bergige und von einzelnen Wadis durchzogene Land führt den Namen nach der alten Stadt Petra, deren Trümmer sich 13 M. südlich vom todten Meer in einem nackten Felsthale finden. Wo jetzt das Städtchen Akaba, lag ehedem Elath und unweit davon Eziongeber, bekannt aus Salomos Geschichte, der von dort Handelsschiffe mit phönizischen Seeleuten nach Ophir ausschickte, von wo sie Gold, Sandelholz, Papageien, Affen und Elfenbein mitbrachten. — 5) Nedscheb, d. i. Hochland. So heißt die oasenvolle Mitte Arabiens ostwärts von Medina, reich an trefflichen Weideplätzen, Kamelen und Pferden**) und merkwürdig als Sitz der Wahābiten, einer Sekte, deren Stifter, Wahābs (geb. 1729 zu Adschen auf der Oase Arad), den Koran von Märchen zu reinigen, die geistliche Gewalt von der weltlichen zu trennen suchte, die Ausschmückung der Moscheen und sonstigen Luxus verbot. Mit Wort und Schwert breitete man die Lehre unter den Beduinen aus, und schon war im Beginn dieses Jahrhunderts Mekka erobert, als es dem Vicekönig von Aegypten gelang, die Wahābis ins Innere Nedscheds zurückzutreiben und selbst den Hauptsitz ihres Emirs, den von Mekka 100 M. nordöstl. liegenden Oasenort Dharijeh — er bestand aus 3500 Häusern — zu zerstören. (1818.) Damit ist aber die Sekte nicht vertilgt, im Gegentheil sie breitet sich immer weiter aus und findet gegenwärtig namentlich in Ostindien viele Anhänger für ihre puritanischen Reformen. Selbst der Imam von Maskat Tsuéni verstand sich zu einem jährlichen Tribut an die Wahābis, deren Hauptstadt nun Riad (Er-Rijād, nach Oberst Pelly unter 46° 41′ 48″ O. L. v. Gr. und 24° 38′ 34″ N. Br.) inmitten Nedscheds ist.

Ueberhaupt kann man zu Konstantinopel froh sein, wenn nur Arabia petraea und Hedschas, namentlich der Scherif oder Fürst von Mekka, die Oberhoheit der Pforte anerkennt; das übrige Arabien hat stets alte Freiheit bewahrt, so wie es alte Lebensweise beibehielt. Die Beduinenstämme folgen nur ihren Scheiks und Emirn, von denen manchmal einer dem andern obherrschend wird. — Die südlich Nedscheds gelegene, von den Randgebirgen oder Rand-Hochebenen umschloßene Binnenebene, Gōf oder auch Roba-El-Chaly, d. i. das leere Viertel genannt, ist zusammenhängende Wüste (südarabische Wüste, im Gegensatz zur syrischen oder nordarabischen), die im westlichen Theile im Winter einiges Gras hervorbringt und von Stämmen aus dem Binnenlande durchzogen wird.

---

und Sitten vollkommen mächtig, sich unter der Maske eines muselmännischen Pilgers einige Monate in Mekka aufhielt. Seine Schilderungen konnte Richard Burton, ein englischer Offizier, der schon auf der Küste Malabar geographische Untersuchungen angestellt und im Jahr 1853 auf gleiche Weise wie Burkhardt nach Mekka gelangte, nur bestätigen. Es ist derselbe Burton, der 5 Jahre später in Gesellschaft Spekes den afrikanischen See Tanganjika entdeckte.

**) Hier die Heimat der echten arabischen Vollblutpferde (Kamsa), die aber nie verkauft werden.

Asiatisches Rußland (279600 □. M.,*) 10⁷⁄₁₀ Mill. E.)

Wie man in neuerer Zeit von einem asiatischen Rußland spricht, so gab es umgekehrt noch vor 4 Jahrhunderten eine europäische Mongolei; damals stand nämlich noch das kleine russische Reich unter dem Chane von Kaptschak aus Dschingischans Geschlecht. Als aber dies Chanat in einzelne Stücke: Kasan, Astrachan, Krimm u. s. w. zerfiel, ward auch Rußland frei und begann nun seinerseits sich gen Ost und Süd auszubreiten. Zunächst, 1554, fielen die weitschichtigen Reiche Kasan und Astrachan in seine Gewalt, und seit 1581 das ausgedehnte, an Menschen arme, an Pelzthieren reiche Sibirien. Zu Ende des 17. Jahrhunderts rückte Peter I. bis Asow vor, und später ward Katharina II. Herrin an der ganzen Nordseite des schwarzen Meers. Die spärliche Bevölkerung dieser nur in wenigen Strichen, z. B. an der mittleren Wolga, angebauten und meist nur Steppen umfassenden Länder war sehr gemischt. In Kasan und Permien hausten hauptsächlich finnische Stämme, wie Wotjäken, Permier, Tscheremissen ꝛc.; und im Reiche Astrachan theils turkmanisch tatarische Horden, wie Nogaier und Baschkiren, theils eigentliche Mongolen, namentlich Kalmücken. Zu ihnen gesellten sich nun seit der Eroberung auch Russen besonders in den Städten, deren kleine Anzahl durch neue vermehrt wurde, die in fruchtbaren Landstrichen, z. B. an der Wolga, aber auch am Ural entstanden, sobald man den Metallreichthum dieses Gebirgs entdeckte. Selbst nach Sibirien, ebenfalls einem Aufenthalt nomadischer Volkschaften, wurden Russen verpflanzt, nicht bloß des Pelzwerks, sondern auch des Handels mit China und der Metalle halber, die im Altai und im da-urischen Berglande gefunden wurden. Desgleichen dehnte sich der russische Koloß, während er in Europa Polen und Finnland verschlang und die Donaumündung zu erwerben strebte, auch zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, über den Kaukasus hinüber und im fernsten Osten bis an den tatarisch-japanischen Golf aus. In neuester Zeit hat sich Rußland genöthigt gesehen, einestheils zur Sicherung der Ruhe in seinen Kirgisensteppen zwischen Ala-Kul und Uralfluß, anderntheils zum Schutze seines stets bedeutender werdenden Handels mit Centralasien vor den Räubereien der Turkmanen, seine Herrschaft bis an den Aralsee und über den Syr hinüber auszudehnen, sowie südl. des Issyk-Kul am obern Naryn bis an die Südkette des Thianschán vorzudringen. Bereits verkehrt auf dem Aralsee eine russische Dampfer-Flotille, und die am mittleren Syr (bei Tschemkend) aufgefundenen reichen Steinkohlen-, Eisen- und Kupferlager harren nur des befruchtenden Kapi-

*) Die Flächenausdehnung des Kaspi- und Aralsees (jener 8413, dieser 1267 □. M.) ist dabei nicht mit eingerechnet, wohl aber die der übrigen im russischen Gebiete liegenden Seen.

tals und Unternehmungsgeistes, um eine großartige moderne Industrie hier aufblühen zu machen.

Auf eine Abgrenzung Asiens von Europa wird in der russischen Staatsgeographie keine Rücksicht genommen; deshalb reichen besonders die europäischen Gouvernements Orenburg und Perm (mit den wichtigen Bergstädten Nischni-Tagilskoi, 28000 E., Jekaterinburg, 24000 E., und Werchoturje) nach Westsibirien herüber. Wir rechnen zum russischen Asien folgende Länder:

1) Sibirien. Dies ungeheure Anhängsel des Kaiserreichs umfaßt beinahe 222000 Q. M., also über ein Viertel von Asien. Aber es ist der Norden Asiens, wo nur die vom Eismeere entfernteren Gegenden eigentlich Wohnplätze für Menschen darbieten. In der allgemeinen Bodenübersicht des Erdtheils ist schon erwähnt worden, wie in der Nähe des Polarkreises das tief gefrorne, nur im Sommer aufthauende und dann sumpfige Land sich weit ausstreckt. Entfernter vom Polarkreis geht diese Tundra in große, mit moosigen Einöden wechselnde Nadelwälder über, worauf im Süden unübersehbare Steppen, Grenzgebirge der Mongolei und da-urische Bergzüge folgen. Die aus den Grenzgebirgen entspringenden Ströme führen zwar gewaltige Massen Wasser durch das Land, aber zum Eismeere, und vermögen deshalb um so weniger wohlthätig zu wirken; nur an Fischen sind sie reich, wie die Wälder an Pelzwild. Allerdings verkehren auf dem Ob und seinen Nebenflüssen Dampfschiffe mit regelmäßiger Communikation zwischen Tomsk und Tjumen; aber sie befördern meist nur Waaren, selten Passagiere. Der Dampfschiffahrtsverkehr auf dem Jenisséi von Jnisséisk abwärts bis zu den Brechowskischen Inseln an seiner Mündung hat nur den Zweck, diesen entfernten Inseln Getreide, Salz und andere Waaren zuzuführen und dafür mit Fischen beladen zurückzukehren. Die Angara ist wegen der Katarakte und Stromschnellen nicht beschiffbar. Die Schiffahrt auf dem Baikalsee wird durch einige Dampfschiffe besorgt, und die auf der Lena ist gleichfalls unbedeutend; denn in dem Lande umher ist die Bevölkerung äußerst dünn und an guten Wegen fehlt es. Nur der Amur, der nach Osten fließt, und sein Nebenfluß Songari haben als Handelswege Bedeutung; es unterhalten darauf etwa 30 Dampfer einen besonders für den Bergbau Transbaikaliens und Ostsibiriens wichtigen Verkehr. — Die Eingebornen Sibiriens sind mit geringen Ausnahmen, von Europa bis zur Behringstraße, kleine von Jagd, Fischerei und Rennthieren lebende Völkerschaften, besonders Samojeden, Ostjaken, Jakuten, Tungusen, Korjäken, Kamtschadalen und Tschuktschen, welche letzteren, beiläufig gesagt, in ihrer Sprache den Eskimos ähneln. Solche Völkerschaften, die nicht den Boden bauen, bedürfen zu ihrem Unterhalt ausgedehnte Reviere, auf kaltem,

dürftigem Boden desto mehr. Die Bevölkerung war und ist also dort höchst gering, und wird es auch bleiben; nur in den zum Landbau geeigneten Strichen des Südens ist eine dichtere Bevölkerung möglich. Den Grenzen Hochasiens entlang, also im Süden, mag in früheren Zeiten eine scythische Bevölkerung gelebt haben, die sogar Bergbau betrieb, wovon genug Spuren vorhanden sind; was für Scythen es aber gewesen, ist unbekannt.

Die Russen haben nun in das ärmliche Sibirien Kolonisten gebracht, Pelzjäger, Soldaten (namentlich Kosaken), Verbannte und Sträflinge, Händler, Bergleute, Handwerker verschiedener Art. Am großen Ocean eröffneten sie einige Schiffahrt, legten Städte an und nahmen von dort die nahen Inseln (Kurilen, Karafto) in Besitz. Verkehrs- und politische Verhältnisse mit dem chinesischen Reiche blieben nicht aus, und da der Karawanenhandel über Kiachta bedeutend ward, so ließ die russische Regierung durch ganz Sibirien einen brauchbaren Weg herstellen mit Poststationen, die freilich weit auseinander liegen, doch wegen der harmlosen Bewohner hinlänglich beschützt werden konnten. Diese große Handelsstraße, der sogenannte sibirische Trakt, jetzt meist zu Schiff zu passiren, hat folgenden Verlauf: Von Perm an der Kama Landtransport bis zur sibirischen Grenzstadt Tjumen an der Tura, diesen Fluß, den Tobal und den Irtisch abwärts bis zur Mündung des letzteren in den Ob, in diesem aufwärts bis Tomsk, wo von rechtsher der Ket einmündet; nach kurzer Benützung desselben Landtransport bis Jenisséisk; von da theils zu Land, theils zu Wasser nach Irkutsk, dem Hafenplatz des Baikalsees, und über diesen und die Selenga hinauf bis Kiachta. Selbst im fernen Osten verstand man es, die sibirische Grenze in die Mandschurei vorzurücken. Trotz dieser Erweiterungen des übergroßen Landes und trotz des Anwachsens der Bevölkerung in den Baikalländern, indem schon seit geraumer Zeit Tausende von Sträflingen jährlich dorthin geschickt werden, beträgt die Bevölkerung Sibiriens doch erst 3,300000 Seelen. Eingetheilt ist Sibirien in die beiden Generalgouvernements Ostsibirien (die Gouvernements Irkutsk, Jenisséisk, sowie die Provinzen Transbaikalien, Jakutsk, Küstenprovinz und Amurland enthaltend) und Westsibirien (die Gouvernements Tabolsk und Tomsk).

a) Ostsibirien. — Die werthvollsten Landstriche dort liegen um den 625 Q. M. großen Baikalsee, den die Tungusen heiliges Meer nennen, und östlich bis zur Mündung des Amur. Der Sitz des Generalstatthalters von Ostsibirien ist zu Irkutsk diesseit der gehügelten Umgebung des Baikal, und zwar an der Angara. Irkutsk ist die bedeutendste Stadt in ganz Sibirien, hat einige stattliche Bauwerke, ein Gymnasium, eine Bibliothek, in breiten Straßen reichlich versehene Läden, draußen hinreichenden Gartenbau, mehrere Fabriken in Leinen, Tuch, Glas und Papier, worin zwangsweis die Verbannten arbeiten, und 27000 E. Da die chinesischen Waaren von Kiachta hier-

her kommen, und europäische von hier dorthin, so ist der Handel sehr belebt, besonders zur Winterzeit, wo über tausend einspännige Schlitten den blanken See befahren. — Im Lande jenseit des Sees (Transbaikalien) trifft man gute Weide für Rinder, Schafe und Pferde, auch Aecker, die freilich nur das siebenfache Korn, dagegen aber auch Flachs, Hanf und Gemüse hervorzubringen vermögen, ferner Waldungen voll Wild, fischreiche Flüsse und in den Bergen Salz, Kohlen, Asphalt und Metalle, vor allen im eigentlichen Erzgebirge Da=uriens. Die Silber- und Kupfergruben von Nertschinsk, worin unter der Menge wirklicher Verbrecher auch mancher Unschuldige und selbst Ehrenwerthe sein Leben verseufzt haben mag, liegen über 100 Meilen jenseit Irkutsk. Der Ort Nertschinsk, wo Silberschmelzen nahe dem Flusse Onon, hat etwa 4000 E. Weit näher der Hauptstadt, nur 42 Meilen südwärts an der Selenga, liegt Kiachta auf der bisherigen chinesischen Reichsgrenze, der Haupthandelsplatz für die auf der Karawanenstraße über Kalgan und Urga (von den Russen besetzt!) aus China verbrachten Waaren, namentlich für Thee, von welchem hier jährlich 15—17 Mill. K. nach Rußland eingeführt werden; der Gesammtumsatz — Ein- und Ausfuhr — erreicht jährlich einen Werth von 18—20 Mill. Rubel.*) Der vorhin erwähnte Onon bildet mit dem Ingoda den Fluß Schilka, der nach seiner Vereinigung mit dem mongolischen Kerlun den Namen Amur erhält und seinen Lauf in großem Bogen erst gen Südost bis tief in die angebauten Gegenden der Mandschurei, dann nordöstlich in die Nähe des Meers nimmt, jedoch von der Küstengebirgswildnis noch 30 Meilen nordwärts gedrängt wird, eh' er am 53. Breitengrad, gegenüber dem Nordende der 130 Meilen langen Insel Karafto seine Mündung findet. Wo er am weitesten südlich fließt, wird er rechtsher durch den fast gleich großen Songaristrom verstärkt. Seine Wassermasse ist also ansehnlich, und da das Gefäll kein Hindernis in den Weg legt, kann er im Sommerhalbjahre bis zur Vereinigung des Ingoda und Onon mit Dampfern befahren werden, die in Werkstätten Transbaikaliens gebaut worden. Man mag hieraus auf das Wachsthum der dortigen Gewerbthätigkeit schließen, und daß in kurzem statt der Sträflingsbevölkerung eine selbständige und wohlhabende aufblühen wird. Gouverneur Murawieff hat sich um diese Anlagen sehr verdient gemacht, wie auch um die Unterhandlungen mit China, das erst das untere Amurland an beiden Seiten des Stroms später auch das linke Ufer des mittleren Amur und das ganze Küstengebiet bis zur Viktoriabai und zur Mündung des Tuman-Flusses abtrat. In diesem mittleren Stromgebiete sieht man viele mandschurische Dörfer mit Rinderherden, und bestellte Felder wechseln mit Laub- und Nadelwäldern. Bereits ist auch ein Hauptort darin angelegt, namens Blagoweschtschensk und an der Mündung der Seehafen Nikolajewsk (5300 E.) Daß die armen Seestädtchen im kälteren Norden, Peterpaulshafen auf Kamtschatka und Ochotsk, dadurch an Werth noch verloren, ist natürlich; übrigens ist die Lage von Nikolajewsk nicht besonders günstig: denn die Mündung des Stromes ist versandet und die Schiffahrt durch den Tatarensund nordwärts unmöglich, so daß die Waaren gewöhnlich von Mariinsk (am Fluße weiter landeinwärts) zu Lande nach Alexandrowsk an der De Castris-Bucht gebracht werden, von der die Schiffe im Sunde südwärts fahren. Wladiwostok an der Viktoriabai. Sonst haben wir

*) Viel unbedeutender ist der Umsatz in Kuldscha.

in Ostsibirien noch zu erwähnen: Jakutsk an der Lena mit 5000 E., nur der Kälte halber, die man dort aufzeichnet, bemerkenswerth, und Krasnojarsk mit 11000 E. am Jenisséi, weil neben schönem Wiesengrün dort noch etwas Korn und Tabak gebaut wird. — Die Inseln Karafto und die größere Zahl der Kurilen (wichtige Fischereistationen) werden gleichfalls von Rußland beansprucht.

b. Westsibirien. Es hat auch seinen Bergwerksdistrikt, nicht den uralischen, der jetzt zum europäischen Rußland gerechnet wird, sondern den altaischen in den Quellgebieten des Ob und Irtisch. Auch dort mehren sich die Hüttenwerke, und von den Bauern im Altai wird immer mehr Thalland urbar gemacht. Orte von Belang in Westsibirien sind: Tomsk an der sibirischen Verkehrsstraße, 24000 E., und Hauptsitz der Goldwäscher; Tobolsk mit 20000 E. als die frühere Hauptstadt von Westsibirien; der Tobol ist ein Nebenfluß des Irtisch; Tjumen, 13000 E., Handelsplatz am Anfang des sibirischen Trakts; weit nordwärts am Ob der besonders harte Verbannungsort Beresow, wo unter andern der bekannte Fürst Menschikoff, der unter Peter dem Großen vom Bäckerjungen zur höchsten Würde aufgestiegen war, im Exil in einer hölzernen Hütte starb. In Beresow hält man keine anderen Hausthiere als Hunde und Renthiere; die von Ostjaken und Samojeden eingebrachten Pelze und Mammuthknochen werden von hier nach Tobolsk geschickt. Barnaul am obern Ob, wichtige Bergstadt mit 13000 E.

2) Die Centralasiatischen Provinzen mit 2⁷/₁₀ Mill. Bewohner auf 49700 Q. M. umfassen die Länder der Kirgisen, die früher theils von Orenburg, theils von Westsibirien aus verwaltet wurden, nun aber 4 selbständige Provinzen (Akmollinsk, Semipalatinsk, Turgaï, Uralsk) bilden, denen Theile von Westsibirien zugelegt wurden, und das Generalgouvernement Turkistán. Was zunächst die Steppenflächen vom Alakul bis an die Nordseite des Kaspisees betrifft, so ziehen dort Kasaks oder Kirgis-Kaisaken umher mit ihren Jurten (Filzhütten), Schafherden und Rossen. Meist gehören sie zur türkisch-tatarischen Rasse, mit Ausnahme der schwarzen oder Kara-Kirgisen (Buruten), die auf den Vorbergen des Thianschán hausen und aus der Mongolei stammen. Ihr Glaube ist muhammedanisch, außer daß einige Tausend im Westen am untern Ural das griechisch-christliche Bekenntnis angenommen haben. Ihre Nahrung ist Hammel- und Pferdefleisch, geronnene Milch und Käs, wobei sie als Getränk den Kumys (gegohrene Stutenmilch) und Thee lieben. In ihren weiten Revieren — über 30000 Q. M. — haben sie in 3 Ordas (Horden oder Stämme) sich zertheilt. Die sogenannte kleine Horde, an Köpfen die zahlreichste, hat den Westen inne und steht nebst der mittleren, der reichsten und mächtigsten, schon lange unter russischer Oberhoheit. Die große Horde, östl. des Balkaschsees, steht zum Theil noch in sehr lockerem Unterthanen-Verhältnis zu Rußland und ihr Gebiet bildet die Prov. Semiretschensk des Gen.-Gouv. Turkistán. Dieses, durch kaiserlichen Ukas

vom 11.|23. Juli 1867 gegründete neue Reich umfaßt bereits 17418 Q. M. mit nahezu 1½ Mill. E. und besteht aus den Provinzen Syr-darja, Semiretschensk, dem Seraffchan-Distrikt mit Samarkand und dem neu (1871) eroberten Ilibecken mit Kuldscha. Es ist unleugbar, daß unter der tüchtigen und erprobten Verwaltung des Generalgouverneurs Kauffmann Ruhe und Ordnung in Gegenden Asiens einzukehren beginnt, die bis dahin an chronischen Kriegen, Raubfehden u. s. w. litten. Die Kosacken erweisen sich auch hier, wie in Sibirien, gleich brauchbar als Kolonisten wie als Soldaten.

In den Kirgisengebieten ist die größte Stadt Omsk am Irtisch mit 26000 E.; Semipalatinsk (14000 E.) steht in regelmäßigem Karawanenverkehr mit Kuldscha und den turkistanischen Städten; Ust-Kamenogorsk gleichfalls Handelsstadt am obern Irtisch; Uralsk am Ural mit 15000 E. — Altberühmte Städte liegen in Turkistán: Die Hauptstadt der Provinz Syr-darja Taschkend mit 80000 E. bildet ein freies Gemeinwesen unter russischem Schutze; sehr belebte Handelsstadt; Khodschend nahe der Grenze von Khokand hat 20000 E.; hier koncentriren sich die wichtigsten Gewerbszweige des hiesigen Landstriches: Seidenzucht, Baumwollenkultur, Webereien und Färbereien; weiter abwärts im Gebiete des mittleren Syr liegt Tschenkend mit großen Mineralschätzen in seiner Nähe; die heilige Stadt Hazret-Turkistán östl. vom Syr, 6000 E.; Kuldscha am Ili mit 70000 E. Durch die Schlacht vor den Thoren von Samarkand (Mai 1868) kam auch diese, zu Timurs Zeit so glänzende Hauptstadt eines ungeheuren Reiches in die Hand der Russen. Durch den Besitz des Seraffchandistriktes trennt Rußland die beiden Chanate Khokand und Buchára vollständig und beherrscht es zugleich die Päße nach Hissar ꝛc.

3) Kaukasien umfaßt die Gebiete zunächst diesseit und jenseit des Kaukasus und das Gebirg selbst, 7979 Q. M., 4,600000 E.

a) Transkaukasien — meist reizendes Berg- und Hügelland, reich bewässert, zum Korn-, Wein- und Obstbau, zur Gewinnung von Mandeln und Feigen, Baumwolle und Seide tauglich. Es besteht aus mehreren Provinzen und Gouvernements. — Zunächst dem schwarzen Meere liegen die Landschaften Mingrelien nebst Imeretti, und Abchasien (Gouvernement Kutais und Bezirke Suchumkale und Tschernomor), mit dem festen Hafen Redut-Kale und den Städten Poti und Kutais am Rion oder Phasis. Dieser rasche Fluß, am Berge Matschikpar westlich des Kasbek entspringend, ist nur 35 M. lang, aber berühmt durch die ägyptischen Kolchier; eins der dortigen Flüßchen hatten sie Isis genannt. — Am kaspischen Meere sind den Persern genommen die Länder Schirwan (Gouvernement Baku) und Daghestan (d. h. Bergland)*); Schemacha (25000 E.) ist der oft von Erdbeben heimgesuchte Hauptort von Schirwan; Baku, Hafenort, berühmt wegen seiner Bergöl- oder Naphtagruben und wegen des ewigen Feuers, wohin weither, selbst aus Indien, fromme Parsen oder Ghebern wallfahrten. Derbent an dem als Völkerthor bekannten

*) Zu dem Gouvernement Daghestan gehören seit 1870 auch die russischen Besitzungen auf der Halbinsel Mangischlak an der Ostküste des Kaspisees.

schmalsten Passe zwischen Gebirg und Meer, früher die einzige Verbindung zwischen dem Norden und Süden des Gebirges und deshalb von den neupersischen Königen vermauert; unter Peter d. Gr. von den Russen genommen. — In der Mitte Transkaukasiens liegt Grusien oder Georgien nebst Kachetien und andere Landschaften (Gouvernement Tiflis, Eriwan, Elisabethpol). Es wird vom Kur (Cyrus) durchströmt und auf einer langen Strecke vom Aras (Araxes) gegen Persien begrenzt. Der Kur, in Türkisch-Armenien westl. von Kars entspringend, fließt nordwärts bei der Beste Akhalzik vorbei und biegt sich am Fuße des Kaukasus, der ihm zahlreiche Zuflüsse z. B. den Aragwi vom Kaschaur oder Kreuzberge, und den Alasan vom Berbada zusendet, über Tiflis nach Südosten und mündet in Schirwan, nachdem er sich zuvor mit dem Aras, dessen Quellen südlich von Erzerum liegen, vereinigt hat. Orte: Tiflis am Kur, Hauptstadt von Georgien und ganz Transkaukasien, hübsch gebaut und durch Handel wohlhabend, hat über 60000 E. und in der Nähe deutsche Kolonistendörfer. Eriwan in Armenien, nördlich des Ararat. Etschmiadzin, Klosterresidenz des armenischen Patriarchen, westwärts von Eriwan. — In dem benachbarten pontischen Gebirg hat der deutsche Naturforscher Karl Koch den Roggen wild wachsend gefunden, so wie im Schirwanschen Kaukasus die Gerste.

b) Ciskaukasien und der Kaukasus selbst. Dieses Gebirg, an der Hauptstraße der Völkerwanderungen gelegen, ist durch seine Lage das sprachenreichste der alten Welt geworden. Wie alle Bergvölker charakterisirt auch die Kaukasier ein ungebändigter Geist der Unabhängigkeit, der sie im Schutze der natürlichen Bergfesten Jahrtausende hindurch frei erhielt. Die Quellen des Kuban sind an der Westseite des Elbrus, von wo er im nordwestlichen Bogen, durch die Laba und andre Gebirgswasser vergrößert, sich der Meerenge Jenikales zuwendet. Länge des Laufs 91 Meilen. Zwischen der Laba und dem schwarzen Meere hausen die Stämme der Tscherkessen (Cirkassier); von der obern Laba bis zum Elbrus sind die Sitze der Abasen, und südwärts bis Mingrelien die der Abchasen. Letztere schauen von ihren Bergen auf Suchum-Kale herab, so wie die Tscherkessen auf Sadschuk-Kale und Anapa. Gehen wir weiter östlich, so treffen wir an dem hohen Berge Kokhi die Quelle des Terek, der zwischen den Riesen Kaschaur und Kasbek hindurch und bei dem Fort Wladikaukas nordwärts fließt, dann seine Richtung gen Osten zum Kaspisee nimmt. Von der Menge seiner Nebenflüsse sind 2 vorzüglich zu merken, die Malka vom Elbrus und die Sundscha, die östlich von Wladikaukas entspringt. Zwischen dem obern Kuban und Wladikaukas liegt die Kabarda, der Terek selbst kommt aus den Bergen der Osseten. An der Sundscha aber und an ihren Zuflüssen hinauf bis zum Gebirgskamm hausen die Stämme der Tschetschenzen, unter denen die Kisten und Karabulaken hervorstechen. Südöstlich von ihnen haben die Lesghischen Stämme (einer derselben heißt Awaren) das Gebirg inne bis in die Nähe von Derbent. Man schätzt die Bevölkerung des Gebirgs auf 1—1½ Mill. Menschen; dies scheint viel, ist aber gegen die große Ausdehnung des Kaukasus gering. Die Sitze der Volkschaften sind nicht beengt. Die Tscherkessen bewohnen einen Strich von 40 Meilen Länge. Uri, Schwyz und Unterwald sind zusammen nicht so groß als das Land der Tschetschenzen, wenn gleich weit besäeter mit Ortschaften und weit bevölkerter. Die Bergbewohner selbst, eigenthümlich in vielfacher Hinsicht — sogar ihre Sprachen haben weder unter einander

noch mit denen der Nachbarvölker Aehnlichkeit — hängen vorzugsweise dem Islam, weit weniger einer christlichen Kirche an. Viehzucht wird natürlich mehr getrieben als Feldbau. Was Schweizer-Aelpler durch ihre Käse und durch emsige Hantierungen, das gewinnen die Kaukasier durch Beutezüge in die Nachbarländer. Damit verbinden sie jedoch die Tugenden der Gastlichkeit, der Freiheitsliebe und der Tapferkeit, und sehen von ihren Felsen und Waldhöhen mit Geringschätzung hinaus auf die Bewohner der unermeßlichen nordischen Ebene. Und welcher Ebene! Fast nichts als baumlose Steppe, ohne Hebung und Senkung, und schon am Fuße des Kaukasus so niedrig, daß die Ströme nicht in ihrer Richtung gen Nord bleiben, sondern gleich, sobald sie in der Ebene angelangt, sich seitwärts zu den Meeren wenden. Auch sind die Nomaden der Steppe, die Kara Nogaizier, Kumyken, Kalmüken, und am asowschen Golf die Tschernomor- oder Schwarzmeer-Kosaken (Nachbarn derer vom Don) und mehr noch die Russen selbst, die als Kolonisten oder in Garnisonen dahin verpflanzt sind, sowohl an Körperbau und Rührigkeit, als an Geist und Muth den Bergvölkern untergeordnet. Um so mehr vertheidigten diese ihre Selbständigkeit. In den vieljährigen Kriegen mit den Russen trugen deshalb letztere mehr Niederlagen als Siege davon, und doch hatten sie stets nur mit einzelnen Völkern zu thun, nie mit einem Verein aller, den sie klüglich zu hindern wußten. Selbst die oben erwähnte Straße nach Transkaukasien, noch in friedlicher Zeit stark befestigt, vermochten sie nur dann und wann zu benutzen und nur vermittels eines Tributs an die Osseten, deren Gebiet sie durchzieht. Anfangs in diesem Kriege waren es besonders die Tscherkessen, gegen die sich die Anstrengung der Russen vergebens richtete, und selber die List, junge Fürstensöhne an den kaiserlichen Hof zu ziehen, um sie ihrer Vaterlandsliebe zu entfremden, fruchtete so wenig, wie einst die Ritterwürde, die der Cherusker Hermann von den Römern erhielt. (Man lese Em. Geibels meisterhaftes Gedicht: der Tscherkessenfürst.) Dann waren es die Tschetschenzen, die den Sturm der Russen vorzugsweise bestanden, und mit nicht minderem Ruhme als die Tscherkessen; wer kennt nicht den Namen ihres tapfern Führers Schamyl, der zuletzt in russische Hände gerieth (1859)! Von da an erlahmte der Widerstand der freiheitliebenden Bergvölker mehr und mehr, die nun wohl alle, zum Theil allerdings erst dem Namen nach, die Herrschaft der Russen anerkennen. In den letzten Jahren sind mehrere Hunderttausende der unabhängigen Bevölkerung des Westens (namentlich Tscherkessen) nach der Türkei ausgewandert, und die letzten folgen. — Ciskaukasien besteht aus dem Terschen Landstrich (im O.) und dem Kubanschen (im W.) und aus dem Gouvernement Stawropol. Städte: Wladikaukas (9000 E.) und Mosdok; Stawropol (21000); Jekaterinodar und Jeisk (28000).

II. Afrika.

543570 Q. M., 192,520000 Bewohner.

§. 1. Allgemeine Uebersicht.

Umfang.

Es wird umgrenzt vom mittelländischen, atlantischen und arabisch-indischen Meere, und hängt nur durch die erst in verhältnismäßig jüngerer Zeit entstandene, 15 Mln. breite Erdenge von Suez (Suès) mit Asien zusammen. Etwa 4/5 (410000 Q. M.) des ganzen Erdtheils liegen innerhalb der Tropen, das übrige in den gemäßigten Zonen. Vom nördlichsten Punkte, dem Cap Blanco, 37° N. Br., bis zum südlichsten, dem Nadelcap*) (unweit dem der guten Hoffnung), 35° S. Br., beträgt die Entfernung 1080 Meilen oder 72 Breitengrade und vom Cap Verde, 0° Ö. L., bis zum Ras Assêr (Guardafui) oder Ras Hafun (Orfui), 69° Ö. L., 1032 Meilen.

Daß das Meer keine erheblichen Einschnitte macht, wie an andern Erdtheilen, zeigt der erste Blick auf die Karte. Große Halbinseln und Landzungen sind nicht vorhanden. Die Golfe von Cabes und Sidra (kleine und große Syrte), Italien gegenüber, entbehren eines Stromes, der sich hinein ergösse und eine Fahrt ins Land böte; der weite Golf von Guinea hat nur einen schiffbaren Strom von Wichtigkeit, den Niger; die 3 Buchten an der 800 Mln. langen Ostküste vom Cap Guardafui bis Port Elisabeth neben der Algoabai, nämlich die von Zanzibar, von Sofala und die Delagoabai, sind äußerst flach und dringen wenig ins Land ein. Die Küsten sind entweder steil und hafenarm, oder flach, sumpfig und Brutstätten tödtlicher Fieber, oder durch Sandbänke und heftige Brandungen unnahbar; nur an wenigen Stellen (von Port Natal bis Capstadt, von Cap Palmas bis Cap Verde, zwischen C. Blanco und C. Bon oder Ras Adar) finden sich der Schiffahrt günstige Häfen. Auch die meisten Flüße und Ströme bieten keine Wege ins Innere; sie gelangen entweder in Stromschnellen und Wasserfällen aus dem Hochlande in die schmalen Küstensäume herab, oder ihre Mündungen sind durch Sandbänke gesperrt. Afrika ist also ein wenig zugänglicher Erdtheil, eine große, kompakte Landmasse mit nur 3520 Mln. Küstenlänge (S. S. 334).

Bodenbildung und Gewässer.

Wie der horizontale Umriß Afrikas, so zeichnen sich auch seine

*) Agulhas oder Lagulhas, wegen der vielen Schwankungen, denen die Magnetnadel in seiner Nähe unterliegt.

Bodenverhältnisse (die vertikale Gliederung) durch große Einförmigkeit aus. Ein Relief von Afrika wird weniger höckerig aussehen, als eins von Asien oder Europa nach gleichem Maßstabe; denn Hochebenen und Tiefländer stehen in weit geringerem Gegensatze, sowohl was Höhe als was Ausdehnung betrifft; im Süden und im Norden soll sogar die horizontale Lagerung der Gesteinsschichten vorherrschen. Größtentheils hebt sich aus den mehr oder minder schmalen Küstenstrichen der Boden bald aufwärts, meist terrassenförmig, und stellt so nach außen ein Gebirg dar, das aber nach dem Innern des Landes entweder gar keine oder nur eine mäßige Absenkung erleidet, falls es nicht, wie an wenigen Stellen, zu einem wahrhaften Gebirgslande geworden. Nicht bloß Flüsse, die auf den Randgebirgen entspringen, auch einige aus dem Innern, die den Rand durchbrechen, kommen mit raschem Gefäll und Katarakten unten im Küstenstriche an. Nur an ein paar Punkten greift die Tiefgegend vom Meeresufer beträchtlich landeinwärts, da vorzüglich, wo man den Nil und den Niger hinauffahren kann. Dabei ist es beachtenswerth, daß die wenigen großen Ströme nicht inmitten des Continents ihren Ursprung nehmen, sondern nach Verhältnis ihrer Länge in nicht großer Entfernung von den Küstenstrichen. Die Quellen des Niger und des blauen Nil liegen nur 50, die des Oranje 60, des Zambesi etwa 95, und die des weißen Nil (aus dem Ukerewe) etwa 90 Mln. vom Meere. Höchst wahrscheinlich ist auch kein im Verhältnis zur Ausdehnung des Erdtheils bedeutend zu nennendes Centralgebirg, wie überhaupt kein weitverzweigtes Gebirgssystem in Afrika vorhanden; was wir von Gebirgen kennen, einige kleinere Gruppen Ketten und Einzelberge abgerechnet, findet sich nicht inmitten des Erdtheils, sondern verhältnismäßig nahe den Küsten.

Quer durch Afrika von West nach Ost, und zwar in der Aequatorialgegend, scheint das Land höher zu liegen, eine Art Landrücken, wonach man den ganzen Erdtheil in eine sehr große Nordhälfte und eine kleinere Südhälfte abgetheilt denken kann. Dies hat um so mehr für sich, da beide Theile darin verschieden sind, daß die Gleichhöhe des nördlichen Theils durchschnittlich 800 m. tiefer liegt als die des südlichen, weshalb auch die Südhälfte Hochafrika genannt wird. Aehnlich sind übrigens beide darin, daß jeder einen Wüstenstrich und, gegen den erwähnten Landrücken hin, eine wasserreiche Einsenkung aufzuweisen hat.

A. Die größere Nordhälfte.

1) Die Bergländer

steigen nahe am Meere auf; es sind folgende:

a) Der Atlas im Nordwesten, abfallend sowohl gegen das atlantische

Meer, als auch zum Mittelmeere. Vom Cap Gher (31° N. Br.) zieht nach NO. bis zu den Quellen der Mulūja der Hohe Atlas; hier tritt eine Spaltung ein: der nördl. Zug längs der Küste wird als Kleiner Atlas, der parallele südl. Zug, der bei C. Bon endet, als Großer Atlas bezeichnet. Diese Bezeichnung, obwohl die gewöhnliche, entspricht indes nicht den thatsächlichen Verhältnissen. Der Große Atlas ist (nach Rohlfs und nach dem Zeugnis der Alten) nur im westl. Theile des Landes, in Marokko, und bildet vom C. Gher bis zum C. Tres Forkas (Ras-el-Déir, beim span. Melilla) eine nach NW. geöffnete hufeisenförmige Hauptgebirgskette, die nach der Innenseite des Bogens durch breite Terrassen (lauter kulturfähiges Land) allmählich ins Tiefland übergeht, nach SO. aber steil und senkrecht abfällt. Hauptknoten südl. der Stadt Marokko; hier der von Washington gemessene Dschebel Miltsin 3475 m., nach Rohlfs fortwährend mit Schnee bedeckt*); die höchste von demselben Forscher hier überschrittene Paßhöhe Tamarakuit wird von ihm auf 2743 m. geschätzt. Von diesem Hauptknoten zieht ein Gewirr schroffer Felsen und zerklüfteter Berge nach SW. und NO., und auch nach SO. zum Dschebel Saghreru, wodurch die lange Gebirgskette, die vom C. Nun (an der atlantischen Küste) in nordöstl. Richtung bis zum C. Bon sich erstreckt (in Algier von den Franzosen Großer Atlas genannt), mit dem eigentlichen Atlas in Verbindung tritt. Das Rifgebirg ist ein nach NW. gerichteter Detailzug des Atlas nahe der Mittelmeerküste, der bei C. Espartel (Ras-el-kebir) endet, im C. Almina (bei Ceuta) sich indes noch näher nach Europa hinstreckt; von den Höhen des Rifgebirges sind nur die vom Meer aus gemessenen bekannt, sie erheben sich bis zu ca. 2100 m. Wie das Rifgebirg nach NW., so zieht vom Atlas nahe der Küste auch eine Reihe von Gebirgsketten nach ONO., die mit dem C. Blanco endigen. Man nennt das ganze Gebiet vom atlantischen bis zum sizilischen Meere das Hochland der Berberei, mit dem indes das Plateau von Barka, östl. der großen Syrte, in keiner sichtbaren Verbindung steht. Die Gliederung des Landes zeigt, daß die klimatischen und Produktions-Verhältnisse des Landes sich im W., in Marakko, anders und zwar günstiger gestalten, als in Algier und Tunis. Für die Regenverhältnisse bildet der Atlas die Scheide: nördl. desselben ist die Regenzeit Oktober — Februar, südl. davon nur Januar und erste Hälfte des Februar und da nur bis 10° Ö. v. F.; in der großen Oase Tafilet regnet es selten, in Tuat vielleicht alle 20 Jahre einmal. Von der Küste des Mittelmeeres kommend,

*) Wie überhaupt die höchsten Atlaspunkte den Schnee nie verlieren, und da nach Humboldt hier die Schneegrenze bedeutend höher, so ist wahrscheinlich auch jene Höhenangabe als zu niedrig zu betrachten.

hat man ein etwa 7 Mln. breites, nur ausnahmsweise recht anbaufähiges Land vor sich, das aus schmalem Küstensaume zu etwa 600 m. ansteigt. in einzelnen Kuppen aber zur doppelten Höhe sich erhebt, und das der Berber Rif, der Araber Sahel nennt; hinter dieser Küstenregion liegen die wasserreichen, kulturfähigen Landschaften der Gebirgsreihen, die von C. Espartel bis C. Blanco sich erstrecken, das Tell genannt, und die im W. den ganzen Raum innerhalb des Gebirgsbogens des Großen Atlas erfüllen. Hinter dem Tell liegt in Tunis und Algier die Region der Schotts, ein im Durchschnitt 25 Mln. breiter, fast wüster Gürtel flacher Seen und Sümpfe, der in Marokko zum Theil nur in geringem Maße vertreten, zum Theil durch das anbaufähige Susthal ersetzt erscheint. Darauf kommt das Tell des Gebirgszuges von C. Nun bis C. Bon, und hinter diesem liegt die petit desert, die Vorwüste, die tunesische, algierische und marokkanische Sahará, vom Syrtenmeer bis zum Ocean, und vom Südabhang jener Gebirge bis zu den Breiten, die durch die Südpunkte der großen Oasen gehen, meist Sandwüste und Steppe, aber mit kleinen Bergstrecken, mit Quellen, Sümpfen und Oasen bestreut, wo es üppige Gärten, Dörfer und Städte mit seßhafter Bevölkerung, sowie zur Zeit der Winterregen reiche Weiden gibt und selbst mancher wüste Zwischenraum zur Regenzeit sich mit frischem Grün überzieht. Man heißt die Region auch Weidenland, und den tunesischen Theil Biled-el-Dscherid oder Dattelland.

Die zum Meere strömenden Flüsse des Atlas sind meist reißende Gebirgswasser; so der 60 Mln. lange algierische Schellif, die 160 Mln. lange Mulūja, dann der wasserreichste Strom des Atlas Um-el-Rbeja (d. h. Mutter der Kräuter), von der Größe der Seine, der im Hauptgeäst des Atlas entsteht und nach nordwestl. Laufe bei Asamor mündet; ein echter Wüstenstrom ist der Draa, unter 13° Ö. L. v. F. direkt und ohne besondere Nebenflüsse nach S. bis 29° N. Br., dann nach W., um unter 28° 10′ zu münden; dieser lange Lauf, ⅕ länger als der des Rheines, hat fast beständig Wasser, auch im Hochsommer bis zu der Stelle, wo er nach W. wendet. Was sonst nach S. von den Gebirgen abfließt, kommt manchen Stellen der Vorwüste zu gute, verliert sich aber bald im Sande.

b) Der Kong. Mit diesem Worte, das soviel heißt als Gebirg, bezeichnet man die Hochgegend, die in terrassenförmigen Plateaulandschaften von etwa 4° Ö. L. v. F. an allmählich bis zum Hochgebirg aufsteigt und dann in Form einer langen Gebirgskette ziemlich parallel mit dem Nordrande des Guineagolfes von West nach Ost 300 Mln. weit hinzieht. Von der flachen Küste halten sich die Vorhügel meist 12—15 Mln. entfernt. Nur einige niedere Ausläufer treten ans Meer, der eine mit dem bekannten Cap, das wegen stark tosender Brandung an seinem Fuß und donnernder Gewitter auf seiner Felshöhe von den Portugiesen den Namen Sierra

Leone oder Löwengebirg erhielt; und der andre mit dem C. Palmas, das nicht weniger malerisch ist. Die höchsten Massen des Kong, die nach Angabe der Eingebornen sehr zerklüftet, mit Urwald umwachsen, zuweilen beschneit sind und zum Theil sogar bis an die Schneegrenze sich erheben sollen, liegen in den Hochlandschaften von Sulimana, Futa Dschiallon und Dschiallonkadu, von wo die Flüsse strahlenförmig nach allen Seiten ablaufen. Den Sundumale, wo der Rio Grande entspringt, kennt man näher, er ist wirklich 3300 m. hoch. Von dort bis zu seinem östlichen Ende am untern Niger soll das Gebirg nur 600—1000 m. Höhe haben, und nicht viel mehr im Nordwesten, wo es, wie im N., zu fruchtbaren, reichen Plateaulandschaften absinkt.

Was die Gewässer dieser Bergländer betrifft, so hatten sie viel mehr Raum zu wachsen, als die des Atlas; damit meinen wir nicht den kurzen, aber seiner breiten Mündung halber Rio Grande benannten Fluß, sondern den 160 Meilen langen Gambia und den 280 Meilen langen Senegal, die beide auch nach West zum atlantischen Meere sich richten, und den großen Niger, dessen Stromentwickelung an 650 Meilen beträgt. Der Gambia kommt vom Tonturu und der Senegal (dessen Hauptquellfluß der Bafing) aus der Landschaft Futa Dschiallon bei Timbo; jener mündet südlich und dieser nördlich vom Cap Verde; beide gelangen nach mehreren Fällen von den höhern Terrassen ins heiße Tiefland Senegambiens, wo sie, bei geringem Gefälle, regelmäßig austreten, die Ufergegenden befruchten und mit reichen Deltabildungen enden. Der Niger, der im Innern des großen Guineagolfs zwischen den Baien von Benin und Biafra ausströmt, indem er mit den Armen Benin, Nun und Bonny, das Cap Formosa umfassend, ein 900 Q. M. großes Delta bildet, heißt in seinem Oberlaufe Dscholiba; er entspringt etwa 60 Meilen nordöstlich vom Cap Palmas am Nordabhang des Konggebirges. Anfangs nach W., dann nach NO. gerichtet, erreicht er, durch zahlreiche Gewässer verstärkt, das flache Sudān bei Sego, fließt, an Dschenne vorbei, zum Rand der Saharā, um von Kabara (Hafen von Timbuktu) an sich nach O. zu wenden und dann in wesentlich südöstl. Richtung an den Städten Gagho, Bussa, Rabba, Idbah vorüber zum Meere zu fließen Der Nun ist seine Hauptmündung. Der Name Niger ist bei den Eingebornen nicht bräuchlich, er heißt von Kabara an Quorra (Kowara.) Wo er um das Konggebirge herum fließt, sind seine Ufer malerisch schön, hochfelsig, stark bewaldet, besonders da, wo er in engen Querthälern die Bergketten durchbricht, z. B. bei Idbah. Oberhalb dieser Durchbruchstelle nimmt er seinen bedeutendsten Nebenfluß, den von H. Barth entdeckten, später von Baikie, Ed. Vogel und jüngst auch von Rohlfs besuchten Benue auf, einen 160 Mln. langen Gebirgsstrom, der zur Zeit der tropischen Regen schon in seinem Oberlaufe (z. B. bei der Mündung seines Zuflusses Faro in Adamaua) riesig anschwillt und einst eine Hauptstraße nach Innerafrika werden dürfte. — Schon in alter Zeit dem Namen nach bekannt, wurde der Niger von Europäern vergebens zu sehen gewünscht, bis es dem beharrlichen Schottländer Mungo Park 1795 und 1805 gelang, trotz aller Mühseligkeiten zu ihm durchzudringen und ein gutes Stück seines Laufs zu erkunden.

c) Die Gruppe der Camerunberge mit gleichnamigem Küstenfluß, erloschene Vulkane, an der NO.-Ecke der Biafrabai, etwa 30 Mln. östl. vom Nigerdelta, der Insel Fernao do Po gegenüber. Sie bildet ein schönes Amphitheater um die Amboser Bai und hebt sich rasch zu bedeutenden Kuppen, deren höchste (Mount Victoria) 4200 m. hoch ist. Betrachten wir auf der Karte die Westseite Südafrikas und ihren Hochrand, so sehen wir, daß dieser an den Caneruns beginnt. Die erhabene Gruppe biegt nämlich bald vom Meeresufer ab und gibt einem von Bächen und Flüssen durchzogenen Küstenlande Raum, das an Fülle der Vegetation fast dem südamerikanischen Guayana gleichkommt, an gesunder Luft aber voran steht. Wahrscheinlich setzt sich das Camerungebirg auch nordöstlich und östlich als Hochland fort, dem der Benue mit mehreren Zuflüssen seinen Ursprung verdankt.

d) Das Alpenland von Habesch, dem glücklichen Arabien gegenüber; es steigt vom rothen Meere und der Straße Bab-el-Mandeb aus schmalem Küstenstriche rasch auf und überbreitet mehr als 7500 QM. Die Bezeichnung „Alpenland" darf nicht zu der Vorstellung verleiten, als sei es ein weit hinziehendes Längengebirg; ein gewaltiges Hochland ist es, eine „Luftinsel", fast so breit als lang, und besteht aus einer Folge grasreicher, aber meist waldloser Hochebenen von 2000 bis 3000 m. überm Meeresspiegel (Adowa 1895, Axum 2161, Gondar 2262, Ankobar 2500 m.), Hochebenen, die der von außen kommende Wanderer von Terrasse zu Terrasse zu ersteigen hat. Diese Hochflächen sind theils von steilrandigen Flußthälern, oft über 1200 m., tief durchschnitten, theils mit Bergketten besetzt, deren Gipfel zeitweise voll Schnee liegen. Einige im Süden (7° N. Br.) sollen die Schneelinie überragen. Unter den Höhen ist der Abba Jarat, von Rüppell aus Frankfurt gemessen und links des mittleren Takkasyé gelegen, 4580 m., der Buahat daneben 4385 m. und der Detschem in der Sehmenkette ungefähr eben so hoch; die Amba Aladschi in der Wadscherâtkette (13° N. Br.) hat 3414 m., un der Sarenga in der Nähe des Aschangi-Sees 3650 m. Die Einzelberge haben häufig Tafelform mit äußerst steilen, oft nur durch Leitern zu ersteigenden Abhängen; sie heißen dann Ambas und dienen dem Volke als Festungen und Zufluchtsörter (z. B. die Amba Aladschi, der unbezwingbare Wohnsitz des Herrn von Wadscherât, die berühmte Amba Tsion, die große Festung von Haramât, mit senkrechten Felswänden und mit Wasser und Bäumen auf ihrem Scheitel (14° 5′ N. Br.)*), die Amba Ferrah zwischen dem Wadscherâtgebirge und dem Aschangisee, Mágdala

*) „Wer Amba Tsion besitzt, besitzt Tigré," sagen die Abessinier.

(11° 23′ N. Br. und 39° 24′ O. L. v. Gr.). Wie sich Piks von der Oberfläche der Hochebene erheben, so steigen auch Berge von mehr als 1000 m. rel. Höhe aus den tief eingerissenen Thälern selbst auf; ihre Seiten gleichen genau den Seitenwänden des Thales und die flachen Gipfel entsprechen vollkommen der Plateauhöhe (ein solcher Thalberg ist z. B. die aus der Geschichte der Expedition Da Gama's bekannte Amba von Debra Damo). Es läßt sich denken, daß die Verbindung unter den verschiedenen Theilen von Habesch nicht immer bequem sein wird. Mehrere Pässe liegen auch in beträchtlicher Höhe, z. B. der Lamalmon, welcher aus der großen Landschaft Amhára (wo der noch junge Bahr el Azrek*) oder blaue Nil zum Alpensee Tsana herabrauscht) über die Kette Sehmen ins Thal des obern Takkasyé führt, hat 3250 m., andre Pässe haben 3500 m. und mehr, der Paß Selki neben dem Jarat 3860 m. Der höchste Punkt, den die Engländer bei ihrer Expedition nach Mágdala 1867/68 passirten, ist der Wandadsch-Paß 3325 m. im Abuya-Meder-Gebirge (12° 7′ N. Br.)**) Die Pässe, die von der Hochebene zu den umliegenden Tiefländern hinabführen, sind meist sehr beschwerliche Kletterpfade; so der Tarantapaß, der nach dem Hafen Arkiko bei Massaua am rothen Meere hinabführt. Da hier die Schneegrenze 1600—2000 m. höher ist als in der Schweiz, also von Firnmulden und Gletschern nicht die Rede sein kann, so sind jene Pässe doch leichter zu überschreiten, als gleich hohe stets beeiste Grate unserer Alpen. — In Bezug auf Klima, Bewachsung und Thierwelt theilt man Abessinien in drei Regionen. Die obere, von 3000 m. aufwärts, wo nackte Basaltmassen***) und Lavafelder angetroffen werden, ist natürlich kühl und hat öde Stellen, doch wächst noch die Gerste bis 4000 m. und breiten sich auf den Hoch-

---

*) Sprich Bachr el Asrek.

**) Einige Höhenangaben (nach Petermanns „Mittheilungen" von 1869 berechnet) über den Weg, den diese berühmte Expedition einschlug, mögen besonders dazu dienen, die Bodenbildung von Habesch zu veranschaulichen. Hauptrichtung des Weges von N. nach S. längs 39½° O. L. v. Gr. Ausgangspunkt Mulkutto (bei Zulla) an der Mündung des Hadas in die Annesley-Bai. Komayli am Fuße des Berglandes 323 m., durch das Thal des Komayliflußes (Nebhaguddy) in südlicher Richtung aufwärts zum Senafé-Passe 2360 m., nahe der Quelle des Flußes, und zum Senafé-Plateau 2316 m.; von hier im allgemeinen längs der Wasserscheide zwischen dem Nilgebiet (Mareb, Takkasyé, Abai) und dem des rothen Meeres weiter; Ebene von Adigerat 2362, Haramât-Ebene 2754, Thal des Agula-Flußes 1939, Mai Makdan 2075, Plateau von Antâlo 2408, Aladschi-Paß im Wadscherâtgebirge 3011, Atala-Thal 2432, Aschangi-See 2408, Paß im Dafat-Gebirge 2995, Wandadsch-Paß 3325; Flußbett des obern Takkasyé 2376, Wadela-Plateau ca. 3100, Schlucht des Dschidda-Flußes (zum Abai) 1768, Dalanta-Plateau 2704, Schlucht des Beschilo-Flußes 1626, Mágdala 2777 m.

***) So ist z. B. die Amba Mágdala mit Theodors berühmter Feste ein isolirter flachgipfeliger Berg aus Säulenbasalt mit senkrechten Seitenwänden, 2777 m. hoch und ½ Meile lang bei fast 1000 m. Breite.

flächen (Degas) begrasete Matten aus, wo Rinder, Ziegen und Schafe weiden. Das Klima der mittleren Region (Waina-Degas) 1800—3000 m. gleicht dem in Süditalien; man findet dort unser europäisches Getreide, Reben, Orangen, Pfirsiche, dichte Wälder und fette Weiden, und alle größeren Städte des Landes. Die Dattel steigt bis 2400 m. hinauf. Bei 1800 m. beginnt aber auch schon Bambusgebüsch, denn die untere Region (die Kolla) gehört schon den Tropen an; aus der üppigen Vegetation ragen dort Tamarinden und Baobab hervor; es gedeiht Indigo und Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr und Banane, und die Wälder mit ihren Dickichten und lichten Stellen bergen Panther, Löwen und Schlangen. Es fehlt auch nicht an Elephanten, Antilopen, Zebras und Giraffen. Die Kollas gehen dann unvermerkt in die niedern Umgebungen des Hochlands über. Der tiefe Küstensaum am Rothen Meere (Samhara) ist steinig, heiß, meist wasserlos und öde; das Land Nubien im N. von Habesch ist eine vielfach zerklüftete, größtentheils wüste strichweise bewässerte Hochebene mit aufgesetzten Bergzügen und Höhen bis zu 3000 m., durch die tiefe und enge Spalte des Nilthales in eine östl. und westl. Hälfte geschieden — eine Bodenbildung, die sich auch in Aegypten, wo einzelne Punkte 1500 m. erreichen, fortsetzt; nach NW. und W. aber veranlassen die Bergströme, nachdem sie in wiederholten Katarakten die Niederung erreicht haben, durch häufiges Ueberschwemmen, daß die dortigen Urwälder und Savannen sumpfig und bei der tropischen Hitze höchst ungesund werden; nach S. scheint das Bergland in dem von N. nach S. streichenden Randgebirge sich fortzusetzen, welches das Somaliland, das äußerste östl. Dreieck Afrikas, von einem innern Plateau scheidet; man glaubt in diesem Randgebirge das vielgesuchte Mondgebirge, Dschebel el Komr der Araber, gefunden zu haben, das vielleicht mit den schneebedeckten Bergen in Verbindung steht, die zwischen dem Ukerewe und der Meeresküste entdeckt worden.

Habesch enthält die Ursachen von Aegyptens Fruchtbarkeit; die weiten, mächtigen Tiefen und Schluchten, die das Hochland durchziehen, sind im Laufe der Jahrhunderte durch die Thätigkeit des Wassers ausgegraben worden, und Millionen Tonnen fruchtbringender Erde, größentheils vulkanischen Ursprungs, wurden so hinabgetragen, um das Nilthal zu bilden. Von den abessinischen Flüssen, die den Nil verstärken, sind zu erwähnen Sobat, Azrek und Atbara. Der Sobat (Godscheb, Bahr el Makada, Kiti, Tah, Gibi) umfließt in einem großen südlichen Bogen den SW.-Theil des abessinischen Hochlandes und mündet unter $9\frac{1}{3}$° N. Br. an der Südgrenze der ägyptischen Herrschaft, in seinem Unterlaufe die Nuër- und die seßhaften Dinkastämme scheidend. Der Bahr el Azrek oder Blaue Nil (Abai) entspringt unter 10° 50′ N. Br. am Westrande des Hochlandes in einer Seehöhe von 2657 m., und durchfließt dann den 64 □. M. großen schönen Alpensee von Dembea, den Tsana, der, bei 200 m. Tiefe, 1862 m. hoch im Amharaplateau liegt, mehrere herrlich be-

wachsene Basaltinseln umschließt und von den Bergen herab noch andere Flüsse und Bäche erhält. Drei Meilen nach seinem Austritt aus dem See macht der Azrek einen 13 m. tiefen Sturz und windet sich spiralförmig in einem großen Bogen, ähnlich dem Sobat, um seinen Quellbezirk herum gen NW. Mit gewaltigen Stürzen betritt er endlich das niedrigere Bergland Fazogl, wo an seinen Ufern Gold gewaschen wird, als ein breiter Fluß, der zuerst wald- und thierreiche Landschaften, dann die Steppen-Ebene von Sennār durchströmt, wo er von ausgedehnten, in der Regenzeit üppigen Grasfluren begleitet wird, und vereint sich zuletzt bei der Stadt Khartūm mit dem Bahr el Abiad oder weißen Nil. Dieser, der eigentliche Nil, hat einen längeren Lauf (bis Khartūm bereits über 400 Mln.) und kommt weiter aus dem Süden her (3—5° N. Br.), aus Gebieten, die von unzähligen Flußbetten durchzogen und zur Regenzeit theilweise in ungeheure Sümpfe und seichte Seen verwandelt werden. Als Hauptfluß wird wohl der Bahr el Dschebel (wie die Araber sagen) oder Kir (d. i. Fluß, wie ihn die Dinka nennen) zu gelten haben, der unter 3° N. Br. aus dem Mwutan (Albert Nyanza, Luta Nzigé, 829 m. hoch) entspringt, bei Gondokoro (nahe 5° N. Br.) noch 617 m. überm Meeresspiegel fließt, sich von da nach NW. wendet, während ein rechter Arm, der Bahr Seraf oder Giraffenfluß, sich im Gebiet der Dschanghe oder südlichen Dinkastämme von ihm trennt, und in kürzerem Wege nordwärts fließt, um sich später wieder mit ihm zu vereinen; außer vielen andern, in ihrem Zusammenhange noch nicht genau erforschten Seitengewässern (Rohl, Djau, Tondj) verstärkt ihn von links her namentlich der große Djur oder Bahr el Ghasal (Gazellenfluß), der ein Gebiet von wenigstens 10000 Q. M. besitzt und aus den höher gelegenen (800—1200 m. hohen) Gegenden im NW. des Mwutan kommt, aus den Gebieten der von Dr. Schweinfurth zuerst besuchten und so interessant beschriebenen kannibalischen und doch nicht uncivilisirten Niam-Niam-Stämme — denselben Gebieten, aus welchen Gewässer nach SW. und W. abfließen, die sich in den Landschaften der südl. von den Niam-Niam wohnenden Monbuttu-Stämme zu dem Uëlle sammeln, der vielleicht der Oberlauf des Schari ist. Der Djur fließt zuerst nördlich, dann nordöstl. und östl. und vereinigt sich, durch den Bahr el Arab, seinen westlichsten Zufluß verstärkt, im See No mit dem Kir, der nun, bei östlichem Laufe, auch den Seraf wieder an sich zieht und nachdem er von rechts her den Sobat aufgenommen, als Bahr el Abiad (Kir e Dien der Dinka, Nim der Schilluk) zwischen dem von mehreren tausend Dörfern besetzten, dicht bevölkerten*) und wohl angebauten Lande der kriegerischen, aber unter ägyptischer Regierung stehenden Schilluk und dem am rechten Ufer liegenden Lande der Dinka wohl 40 Meilen in nordöstlicher Richtung hinfließt, bis er sich nördlich wendet und Sennār von Kordofān scheidet. Während im Gebiete des Kir und Djur namentlich zur Regenzeit unabsehbare Sümpfe, daneben aber auch Gegenden mit kräftigster tropischer Vegetation sich finden, wo unter Delebpalmen Elephanten und Giraffen sich umhertreiben (am Gazellenfluß die reichsten Elfenbeinfelder!), breiten sich auf dieser Strecke auf beiden Ufern oft die herrlichsten Landschaften aus, bald mächtiger Urwald, bald hochbegraste Fläche mit

---

*) Nach Dr. Schweinfurth in 3000 Dörfern 1 Mill. Seelen, 10000 auf der Quadratmeile (ungefähr wie in Belgien); kein bekannter Theil Afrikas hat so dichte Bevölkerung.

bewachsenen Hügeln, aus denen Granit oder Basaltfels hervorblickt, und im Strome selbst Inseln mit dem frischesten Grün und mit Bäumen voll Schlingpflanzen; alles ist belebt, der Urwald von Papageien und Affen, zwischen deren Geschrei dann und wann die Stimme des Löwen hörbar wird, die Grasflächen von Antilopen, das Wasser von unzähligen Vögeln, von Krokodilen und Nilpferden. Der Elephant ist nördlich von 12° Breite schon eine Seltenheit. — Weiter abwärts, schon vor der Vereinigung mit dem Bahr el Azrek bei Khartūm, verschwindet die Schönheit der Uferlandschaften, es beginnt einförmiger umher zu werden, und einige zwanzig Meilen unterhalb Khartūm nimmt das Land, das nicht mehr von tropischen Regen befruchtet wird, allmählich den Wüstencharakter an. Der Strom macht zuerst einen großen nordöstl. Bogen (bis in die Gegend von Dongola), den ein Karawanenweg durch die Wüste Bahiuda abschneidet, dann fließt er nordostwärts (bis Korosko) und erst von der Gegend an, wo Nubien und Aegypten aneinander grenzen, läuft er ziemlich geradlinig nach NNW. Wo der abessinische Atbara oder Takkasyé, dessen sagenverherrlichte Quelle (Ayn Takkasyé) am Südabhange des Abuya-Meder-Gebirges und der von links durch den Goang, von rechts durch den Gasch oder Mareb verstärkt wird, sich zwischen 17 und 18° N. Br. in den Nil ergießt, ist schon völlig Nubische Wüste. Vom Atbara, Nil und Azrek fast inselartig umschlossen, breitet sich hier jene zur Regenzeit, wie Sennār, in ein grünes Grasmeer sich verwandelnde Steppe aus, auf welcher im Alterthum der berühmte Priesterstaat Meroë bestand. Außer dem Atbara erhält der Nil in Nubien, wo wegen der vielen Stromschnellen die Schiffahrt sehr beschwerlich, in der trockenen Jahreszeit stellenweis unmöglich ist, keinen Nebenfluß; überhaupt bleibt er von da an auf seiner ferneren 330 Meilen langen Bahn auf die eigene Wasserfülle beschränkt, kein Fluß eilt mehr zu ihm; in dem warmen Klima muß seine Verdunstung nicht gering sein, und doch kommt er selbst in Unterägypten, wo er sich zum Delta auseinander theilt, als majestätischer und befruchtender Strom an. Bei Khartūm ist er 410 m. überm Meere, beim Eintritt in Aegypten, nämlich bei Assuán oder Syene, wo er den letzten Katarakt bildet und die tempelgeschmückten Inselchen Philä und Elephantine umfließt, noch 105 m., bei Kairo kaum 10 m. Was sonst noch über ihn zu sagen, versparen wir auf die Betrachtung Aegyptens.

Der Hauptzufluß des Mwutan kommt, eine Anzahl großer Wasserfälle bildend, aus dem äquatorialen See Ukerewe (Viktoria Nyanza, 1362 m.) und wurde von den englischen Entdeckern Viktoria-Nil genannt; und der Ukerewe selbst erhält sein meistes Wasser wohl aus östl. von ihm sich erhebenden Gebirgen, die zu den Schneegipfeln Kilima Ndscharo und Kénia emporsteigen. Die Wasserscheide des Nil bilden hier in diesen Seegebieten die ca. 3000 m. hohen Ulegga- oder Malegga-Gebirge im Westen des Mwutan, die sich südwärts bis zu dem von Livingstone in seiner letzten großen Reise (1866/72) aufgesuchten Manyuema-Land (d. h. bis etwa 3° S. Br.) ausdehnen, ferner die in Mfumbiro (zwischen Ukerewe und dem südl. Theile des Mwutan) ebenfalls bis zu 3000 m. ansteigenden Gebirge im N. des Tanganjika und das Plateau von Unyamuesi, so daß kein Theil seines Flußgebietes über

3° S. Br. hinaufreicht. Am westl. und südwestl. Fuße des Uleggagebirges, sowie im W. des Hochplateaus, in welches der Tanganyika eingesenkt ist, beginnt eine beträchtlich tiefer gelegene wald- und wasserreiche Hochebene mit zahlreicher, den westafrikanischen Sprachstämmen angehöriger Bevölkerung, die sich von den Bewohnern des Nilthales und der Ostküste wesentlich unterscheidet, mit einer Vegetation und Thierwelt, welche durch charakteristische Formen (Ölpalme, Gorilla!) gleichfalls denen der Westküste sich anschließen. Diese von Livingstone zum Theil erforschte westl. Binnenregion des äquatorialen Afrika betrat auch Dr. Schweinfurth, als er, die Wasserscheide des Bahr el Ghasal überschreitend, in das Gebiet des Uëlle oder in das Land der auch in Unjoro (an der Ostseite des Mwutan) wohlbekannten Kannibalenstämme der Niam-Niam und Monbuttu gelangte.*)

2) Das Flachland.

Alles was zwischen den weit von einander entfernten vorhin genannten Bergländern ausgedehnt daliegt, was also im Osten den Küstenstrich des rothen Meers, im Westen das atlantische Meer, im Süden die äquatoriale Hochebene berührt, an 200000 Qm., wurde sonst als das Flachland Nordafrikas benannt. Im Mittel 450 m. hoch gelegen, bietet der flache Wellenschlag des Bodens nur Unterschiede zwischen 300 und 600 m. absoluter Höhe; die einzeln zerstreut darin befindlichen Bergzüge und Berggruppen erreichen hie und da 13—1600 m.; nur wenige Gipfel erheben sich bis zu 2500 m., und nur ein einziger steigt als Seltenheit bis zu 3000 m. auf, allein schon in der Nähe der Südgrenze, als wäre er von den Cameruns vorgeschoben: so daß man im Verhältnis zur ungeheuren Ausdehnung des Raumes denselben wohl auch füglich als plattes Land bezeichnen kann. An den Rändern dieses Gebietes gibt es allerdings Becken, deren Boden weit unter jener Mittelhöhe von 450 m. bleibt, ja zum Theil unter das Niveau der Meeresfläche hinabsinkt; so z. B. die Depression, welche westl. der linksnilischen (libyschen) Wüstenplatten (von 300 m. Mittelhöhe) von S. nach N. verläuft, in welcher die ägyptischen Oasen Wad el Chardsché oder Große Oase (Berys, Bulak, Chardsché), Wad el Dachilé oder Innere Oase (Ballat, El Kasr), Farafré, Wad el Baharijé oder Kleine Oase und Medînet el Fajûm liegen (Karawanenstraße nach Darfur!) und die sich südlich des sog. Byzibischen Wüstenplateaus und des im Alterthum mit blühenden griechischen Städten (Kyrene!) besetzten, weidereichen Plateaus von Barka westwärts wendet und so Raum schafft für den westöstlichen Oasenzug, welchem die

*) Nach Behm in Petermanns Mittheilungen 1872, S. 412.

Karawanenstraße von Kairo und Moghara nach Tripoli folgt, Oasen, die wegen ihrer tiefen Lage reich sind an nie versiegenden Quellen, an Oelbaum- und Feigengärten, an Datteln u. s. w. (z. B. Ghara, die altberühmte Oase Siwah, 33 m. unter dem Meeresspiegel, Audschila u. a.); ein anderer tiefgelegener Strich ist der am Wüstenstrome Draa, südl. von Marokko; die bedeutendste Einsenkung bezeichnet aber das Tiefbecken von Wargla in der algierischen Saharâ,*) im Mittelalter fruchtbar und städtereich, jetzt größtentheils versandet, an einigen Stellen 80 m. unter der Meeresfläche und an der Südseite durch eine Region von Sanddünen eingefaßt. Doch liegen alle diese Einsenkungen am Rande des nordafrikanischen Flachlandes. Da in dessen ungeheurem Raum nur 2 große Ströme vorhanden, deren einer (der Quorra) von der Grenze hinein und dann wieder umbiegend zum Meere sich richtet, der andere (der Nil) gar nur unweit der Grenze hinfließt, und da außerdem die tropischen Regen dort nicht so weit nordwärts reichen, als das Flachland, so ist es begreiflich, daß derjenige Theil, welchem der Regen fehlt oder nur als Seltenheit erscheint, wüst daliegen muß; und das ist grade der größere Theil. Die Regengrenze fällt zwischen den 17. und 18. Breitengrad. Nördlich derselben breitet sich die Saharâ aus, südlich das mehr und minder gut bewässerte Sudân; jene nimmt einen Raum von etwa 120000, dieses von 80000 QM. ein.

a) Die Saharâ.

Die Größe des mittelländischen Meeres, den Pontus Euxinus nicht mitgerechnet, ist 2½mal in der dieses Wüstenlandes enthalten. Jene Wasserfläche könnte eben so groß sein und bliebe dennoch ein unschätzbares Verbindungsmittel der Völker, während die Saharâ im hohen Maße hemmend einwirkt. In vieler Hinsicht ist sie abschreckender als selbst Sibirien. Wenn dieses in seiner Mitte als meistens kalt und öde, doch von Flüssen durchströmt und mit einer wenn auch magern Pflanzendecke geschildert wird, so ist die Saharâ dagegen heiß, dürr, meist wasser- und pflanzenleer und — wie auch die Beschaffenheit des Bodens wechseln mag, den Reisenden jedenfalls überaus beschwerlich. Man befindet sich oft mehrere Tage lang auf einem unermeßlich scheinenden Sandmeere (besonders im W., in der sog. Sahel), das aus zerriebenem Sandstein, im Osten und im Süden aus verwittertem Granit besteht. Der Sturm wühlt es oft zu dicken rothen und gelben Wellen auf, so daß Sandhügel und lange Sandrücken sich aufhäufen (am C. Bojador z. B. zu Dünen von 130 m. Höhe). Und wo

*) Boden eines ehemaligen Binnenmeeres, das bei der kleinen Syrte mit dem Mittelmeere in Verbindung stand, und dessen Ueberbleibsel die Römer als Tritonis lacus kannten.

nicht Sandmeer, da betritt der Fuß entweder harten Salzthon, oder — was noch schlimmer — nacktes, von der Sonne noch mehr erhitztes Gestein, das oft in meilenweiter Ausdehnung ununterbrochen zu Tag tritt und an manchen Stellen der Saharā erst in mehreren Tagereisen zu überwinden ist. Hie und da ragen aus der Hamāda — so werden solche Steinwüsten genannt — die Felsblöcke hoch und in den wunderlichsten Gestaltungen hervor. Ungefähr in der Linie von Tripoli an den Tsadsee zieht sich eine verschieden gestaltete Erhebung des Bodens, wodurch das ganze Gebiet in die eigentliche Saharā (im W.) und in die wahrscheinlich bedeutend tiefer liegende Libysche Wüste (im O.) getheilt wird. Sie erhebt sich steilrandig über der Küstenebene von Tripoli unter dem Namen Gharian-Gebirge (Kasr Gharian 517 m., der Toëscheh-Gipfel bei 700 m., der Tekut-Gipfel 851 m.); daran schließt sich, durch einzelne tiefer liegende Thäler unterbrochen (z. B. die Wadi Semsem ca. 160 m.), die Hamāda von Tripoli, ein ca. 400 m. hohes wüstes Tafelland, dem nach SO. hin die parallelen Bergketten des Harudsch el Assuad und Harudsch el Abiad (schwarzes und weißes Gebirg) aufgesetzt sind. Noch höher liegt die vielfach eingetiefte und deshalb oasenreiche Hochebene von Fessan (Mursuk 456 m.) Nach SW. streichen mächtige Hochflächen und Gebirge (Wadi Adschundscher 900 m.), die in dem Plateau des Stammes Ahaggar (unterm Wendekreis) enden (hier der Gipfel Tahat 2600 m.). Südl. davon bildet das Gebiet von Asben oder Air ein Gebirgsland mit seltsam geformten Bergen, die bis zu 1600 m. sich erheben und von denen in der Regenzeit mächtige Bergwasser herabstürzen. Die kürzeste Karawanenstraße*) von Tripoli nach Kuka am Tsad führt über Mursuk, das Tümmogebirg (Brunnen Tümmo 545 m.) und von da südwärts am Ostabhang eines steilen Felsgebirges hin, das Paßhöhen von 625 m. und Gipfel von 900 m. aufweist und bis zur Oase Bilma (305 m.) sich erstreckt. Östlich dieses Weges erhebt sich in der von Dr. Nachtigal unter unsäglichen Beschwerden und Gefahren besuchten Tibbulandschaft Tibesti oder Tu das Afāfi- und das von NW.—SO. streichende viel bedeutendere Tarsogebirg mit wohlbewässerten Thälern (z. B. Enneri Zúar, Enneri Bardaï), der berühmten Therme Yērikē und ansehnlichen Gipfeln (z. B. dem Tusidbē 2401 m., an dessen südöstl. Abhange eine 50 m. tiefe, 3—4 Stunden im Umfang haltende Nat-

---

*) Auf welcher u. a. Reisenden auch Vogel (1853), und Rohlfs (auf seiner großen Tour von Tripoli nach Lagos am Guineagolf $18^{66}/_{67}$) an den Tsad zogen, und in letzter Zeit Dr. Nachtigal, der bekanntlich Geschenke des Deutschen Kaisers an den Sultān von Bornu, Scheich Omar, zu überbringen hatte und sich gegenwärtig, nach einer an Mühen und Gefahren, wie an Erfolgen reichen Reise in Bagirmi, südöstl. vom Tsad, aufhält.

rongrube.) Nach spätern Beobachtungen und Erkundigungen desselben Reisenden in Bórku (südöstl. von Tu) scheint dieses Gebirg sich weiter nach SO. zu erstrecken (wo der Kussi, der, wie der Tusiddē, einen mächtigen Krater besitzt und sich zweier Thermen erfreut) und in einem riesigen Bogen von Tu bis nach Darfur im O. zu reichen, wo es vielleicht mit dem Centralgebirge Marrah dieses Landes in Verbindung steht. —

Diese und andere Berge und Berggruppen der Wüste sind meist ohne Humusdecke; sie stehen da arg zerklüftet, in der Farbe ihres Gesteins, hier röthlich, dort grau oder blendend weiß, auch ganz schwarz (wie die Harudschberge nordöstl. von Mursuk).

Ein so widerwärtiges Land! Und doch wird es — und wurde es schon vor alter Zeit — von Karawanen durchzogen, um Elfenbein, Goldstaub, Straußfedern, besonders Sklaven an die Küsten des Mittelmeers zu bringen, und wiederum Waaren allerlei Art, nebst dem Salz der Wüste selbst, zu den Völkern des Sudān. So vermag das Handelsinteresse Wege durch die Wüstenei ausfindig zu machen, und das einzig dazu taugliche Thier, das Kamel, nämlich das Dromedar, bietet seine Dienste dazu an. Es gibt denn wirklich mehrere Straßen,*) manche auch sich kreuzende, durch die ganze Breite der Saharā, wo entweder daliegende Gebeine gefallener Kamele und Sklaven — denn von diesen Unglücklichen, die in der Karawane zu Fuß, durch Stricke aneinander gehängt und mit Lasten bepackt einher waden müssen, kommt stets eine große Zahl um — oder hervorragende Felsen oder bekannte Schluchten und Wadis die Wegweiser sind; und wo es an Markzeichen fehlt, muß der Wüstenreiter, wie der Schiffer auf dem Meere, zu Compaß und Gestirnen seine Zuflucht nehmen. Dies letztere ist um so nöthiger, da man der Kühlung halber immer einen Theil der Nacht zum Marsch verwendet und für die heißesten Stunden des Tags wo möglich einen Ruheplatz zu erreichen sucht. Im Mai 1850, wo Barth sich noch in den nördlichen Gegenden der Saharā befand, stieg die Wärme auf 32, im Juni südwestlich von Mursuk auf 35, einmal auf 36° R. im Schatten. Nun denke man sich auf eine schattenlose Hamáda! „In Nubien, sagt der Araber, ist die Erde Feuer, der Wind Flamme.“ Nur die Nächte gewähren Erfrischung, doch leicht eine gefährliche, indem die Kühlung zur Kälte, der erquickende Thau nicht selten zum Reif wird, und so in 24 Stunden die grellsten Gegensätze der Temperatur stattfinden können. Nach einem sehr heißen Tage beobachtete Barth am andern Morgen nur 4 Grad.

Zu den kleineren Plagen, die den Europäer und selbst den Afrikaner in der Wüste erwarten, kann man die optischen Täuschungen (Luftspiegelungen) rechnen, die der bekannten Fata Morgana der Meerenge von Messina ähneln; oft wähnt der ermüdete,

---

*) Außer den bereits genannten Karawanenwegen seien als wichtigste noch erwähnt: die von Kano und Sókoto (in den Haussastaaten, links des untern Quorra) über Asben und Rhat (Ghat), und von da entweder über Rhadāmes (Ghadāmes) oder über Mursuk nach Tripoli; die von Timbuktu über Taudeni und Bel Abbas nach Mogadór in Marokko, wegen Wassermangels die beschwerlichste aller; die von Tibesti über Bilma und Agādes (in Asben) nach Asanad und Timbuktu.

durstige Wanderer Wasser, Dattelbäume, bewohnte Plätze im Wüstensande zu gewahren und lenkt hoffnungsvoll sein Kamel dahin, um enttäuscht umkehren oder weiterziehen zu müssen. Die trügerische Fee Morgana ist besonders in der trocknen Wüstenluft zu Hause.

Es versteht sich wohl von selbst, daß das Wasser, bei allem Mangel daran, doch nicht gänzlich fehlt. Es muß wenigstens so viel vorhanden sein, daß man nicht vor Durst umkommt, und auch um die unentbehrlichen Träger am Leben zu erhalten. Dem Kamel sagt zwar wie der Dattelpalme trockene Luft zu, es kann sich auch mit spärlichem, ja salzigem Wasser behelfen; allein nicht länger als höchstens 7 Tage, wenn es nicht kraftlos zusammenbrechen soll. Es läßt sich nun in Vertiefungen des Sandes, in Schluchten und Mulden der Wüstengebirge, auch an den Rändern der Hamádas, oft Wasser auffinden, wenn auch meist brakiges, salziges; und wo keins, sind Brunnen gegraben oder tiefe Gruben. Solche Brunnen und Wasserstellen, wo es natürlich auch einige Vegetation gibt, sind das Ziel der Tagreisen, die Ruheplätze. Es kann freilich kommen, daß ganze Tage kein Brunnen anzutreffen, namentlich auf einer Hamáda; da muß der früher an einem Wasserplatz gefüllte Schlauch kümmerlich aushelfen, wie denn Ed. Vogel einmal 5 Tage lang nur am warmen Schlauche den Durst löschen konnte. Doppelt betrübend sind solche Tage, weil auch nichts Grünes zu sehen ist, wo es kein Wasser gibt. „Ich habe — so hieß es in einem Schreiben Vogels vom 26. November 1853 aus Aschenuma auf dem Wege nach Bilma — eine sehr beschwerliche Reise gehabt von Mursuk bis hier, 15 Tage lang nichts gesehen, als Sand und Himmel, auch nicht das kleinste Hälmchen Gras." — Und wo weder Wasser noch Grünes, da sind auch keine Thiere, weshalb von Löwen in der Wüste nicht die Rede sein kann; der Löwe hauset natürlich da, wo er Nahrung findet.

Unlängst wollte jemand aus den Reiseberichten 61 Oasen zusammen gezählt haben; es mag deren noch mehr geben, doch sind die meisten ärmliche, schmale Wadis mit etwas Wasser, Datteln, Melonen und Kamelfutter. Die eigentliche Oase ist ausgedehnter und zugleich bewohnt, und deren scheint keine so große Zahl zu sein. Unter den bereits genannten liegt Rhadámes am weitesten nördlich, etwa unter der Breite von Kairo, hat gute Brunnen, dann und wann Regen, und in den bewachsenen Thälern der nahen Dschebels (Berge) auch fließend Wasser. Der Boden bringt Oliven, Feigen, Trauben, Gerste, Mais und Datteln von der besten Art und in solcher Fülle hervor, daß man auf einen Baum jährlich 4 Centner rechnen soll, wogegen in Fessan erst auf 10 Bäume 4 Centner kommen. Rhadámes hat wohlhabende Kaufleute wie Mursuk; leider beziehen sie unter ihren Handelsartikeln auch Sklaven, meist weibliche. In der Gebirgsgegend der Oase Rhat, südwestl. von Mursuk, liegt die aus Barths Reise bekannte Geisterburg. Die gut bewässerte, trefflich angebaute Oase des Jupiter Ammon (Siwah, Sinah) mit ihren Wiesen und Palmenwäldern, mit ihrem berühmten Sonnenquell und mit Resten des Ammonstempels, gehört (seit 1819) zu Aegypten. Sehr weit im Süden, 150 Meilen von Rhadámes, liegt die gebirgige Oase Air oder Asben, womit uns Barth bekannt gemacht; sein Aufenthalt in Tin Tellust und Agades (Hauptort mit 7000 E.), sein Ritt durch die herrliche Kulturlandschaft von Auderas, seine Schilderung des tropischen Regengusses, der am 1. September 1850 das stille Thal von Tintaghodeh in einem reißenden Strom verwandelte, gehören zu den anziehendsten

Partien seines Werkes. Das Gebirg ist voll schöner Thäler und Schluchten, reich an Rindvieh und kräftigen Eseln; in den Schlupfwinkeln der Wildnis Löwen. — Die Bewohner Airs sind Tuáregs, wie überhaupt alle Völkerschaften westwärts von Bilma, nur nicht bis ans atlantische Meer, da den äußersten Westen von Marokko bis Senegambien Mauren inne haben. Oestlich Bilmas wohnen die Tibbus. —

b) Sudān oder das Land der Schwarzen.

Der Name könnte alle Aethiopier umfassen bis über den größten Theil Südafrikas, wird indes nur für den Theil Afrikas gebraucht, der zwischen der großen Wüste und den äquatorialen Hochebenen unbestimmt begrenzt ist.*) — Ein großer Theil desselben liegt etwas tiefer als die Saharà, namentlich derjenige, welchen die Entdecker zunächst kennen lernten, die Fläche nämlich, deren tiefste Einsenkung der Tsadsee ausfüllt, dessen Ufer, meilenweit von Schilfdickicht umzogen, mit einem reichen Thierleben erfüllt sind und in der Regenzeit sich weit ausdehnen. Seine Zuflüsse sind von W. her der Jeu oder Kamadugu, und von S. der große Schari, der so geringes Gefälle hat, daß einer seiner Nebenflüsse, wenn er zur Regenzeit die Ufer übertritt, mit Wassern des Benue zusammenfließt und so den sommerlichen Tuborisee bildet, mit welchem Ed. Vogel uns bekannt gemacht hat. Zum Schari gehört (als Quellfluß oder als Nebenfluß) der von Schweinfurth entdeckte Uëlle, der aus dem Uleggagebirge und aus den Hochgegenden im NW. des Mwutan kommt und dort schon ein bedeutender Strom ist. Nach Dr. Nachtigals Forschungen**) scheint es unzweifelhaft, daß das Wasser des Tsad in den Bahr el Ghasal, ein 70 Meilen (Basel — Wesel!) nach NO. sich erstreckendes, und weiter nordwärts gegen Bórku in eine ausgedehnte, kesselartige, fruchtbare Niederung (das Land Bodelé) übergehendes, baum- und krautreiches Thal und Flußbett, hineinströmt und daß sogar Bórku, wenigstens theilweise, ein Depressionsgebiet ist, das noch unter dem Niveau des Tsad liegt. Der Tsad hat 260 m. Seehöhe***) und ist im Durchschnitt bloß 8 m. tief. Solche Einsenkung, wie um den Tsad, wiederholt sich aber im Sudan nicht mehr.

Das Sudān ist wellenförmig, hat auch Bergzüge und Berggruppen, obwohl vereinzelt, und unsern Wesergebirgen, unserm Taunus an Höhe gleich, ja an einzelnen Punkten so hoch als die hervorragendsten in der Wüste; und gen Süden wird es überhaupt hügelig und bergig. — Auch

---

*) Im engern Sinn versteht man unter Sudān nur das Land zwischen Timbuktu und Bornu, also besonders die ausgedehnte Landschaft Haussa.

**) Petermanns Mittheilungen 1873, S. 201 u. f.

***) Nach Rohlfs 335 m.

einzelne Landstriche hat man in Sudan gefunden, wo Wassermangel ist; allein sie sind nicht baumleer.

Regen fällt sehr viel, doch nicht gleichmäßig vertheilt; während einige Striche von Ueberschwemmungen leiden, bleiben andre oft dürr bis zur Hungersnoth. Es ist interessant, wie den Graden der Breite nach, und von der Wüste in Sudān hinein, die Vegetation wechselt. Nahe der Wüste sind die Mimosen vorherrschend, besonders Gummiakazien, die Dattel wird selten, etwas südlicher auch die Duhmpalme. Dagegen herrscht bald die wasserliebende Delebpalme, hin und wieder ganze Wälder bildend. Desgleichen die Oelpalme, der Butter- oder Schihbaum, der Wollbaum, der mächtige Baobab, die herrliche schattenreiche Tamarinde, Sykomoren u. s. w. Hirse und Durrha bedecken die Felder, der Indigo wächst wild. Die Entdecker fanden den Boden selten sandig, meist überaus fruchtbar, oft parkähnliche Landschaften und starke Bevölkerung.

c) Noch einige Höhen aus Sudān und aus der Saharā.

In der Nähe Aegyptens steigt der Boden nach Süden eben so unmerklich wie das Nilthal, man beschifft den Strom 155 Meilen aufwärts bis zum ersten Katarakte und würde ihn ohne diesen und 5 folgende (nicht eigentliche Wasserstürze, sondern nur Stromschnellen, veranlaßt durch quer durchsetzende Granitklippen) bis Khartūm beschiffen können. Die Höhe Kordofāns, das in grader Linie von Alexandria 270 Meilen entfernt ist, beträgt 406 m. und liegt in Sudān. — Ferner in Sudān: die Gegend von Timbuktu, woraus die Humboriberge sich bis 780 m. erheben, 490 m. — die Berge von Jakoba zwischen Tsad und Benuemündung 800 m. und eben so hoch die Gruppe von Mandara südl. des Tsadsees, doch hebt sich aus dieser der Mindif bis 1819 m. Im SW. davon der Alantika in Adamaua bei 3000 m. Von beträchtlicher Höhe sollen die Bergzüge in der Osthälfte von Wadai und in Darfur (Gebirg Marrah) sein. — In der Saharā: Die Sandwüste steigt gegen Air bis 620 m., aus welchem Plateau das aus Granit und Basalt bestehende Gebirg bis 1300, ja im Tengik und dem schönen Bergkegel Doghema bis 1600 m. aufsteigt. Das Bergland Hogar, 7 Tagreisen südöstlich von Tauat, mit dem Kegel Iliman, soll eben so hoch sein; doch die Wüste dort im Durchschnitt nur 480 m. Das seit dem griechischen Alterthum sehr verödete Plateau Barka, wo indes immer noch wilder Oelbaum, Pinie, Lorbeer, Oleander ꝛc. wächst, gehört nicht zur eigentlichen Wüste, liegt auch höher als die Oasen an seiner Südseite, und hat ca. 500 m. Seehöhe.

B. Die kleinere Südhälfte.

Es ist noch nicht lange, daß nur die Küsten und Küstenstriche und auch diese, mit Ausnahme des Caplandes im Süden und einiger portugiesischen Besitzungen, nur theilweise und unvollkommen bekannt waren. Erst in den letzten Decennien hat man auch von dem, was weiter im Innern liegt, nähere Kunde erhalten, seit an die Reihe der kühnen Ent-

decker in Nordafrika sich gleich unternehmende Männer für die andre Hälfte des Erdtheils anschlossen.

Im N. und NO. des Continents waren es, abgesehen von den früheren (1821|34) englischen Reisenden Oudney, Clapperton und Lander, namentlich die deutschen Forscher Overweg († 1852 am Tsad), Vogel (ermordet 1856 in Wadai), Beurmann (ermordet 1862 an den Grenzen von Wadai), Heuglin, Rohlfs, Schweinfurth, Nachtigal, nicht zu vergessen unsern großen Landsmann Barth, der i. J. 1850 diese ergebnisreichen Entdeckungsreisen begonnen hat, durch welche erst genauere Kenntnis dieser ausgedehnten Gebiete nach Europa kam. Von O. her drangen außer den deutschen Reisenden Rebmann, Krapf, Erhard, Roscher (ermordet 1860), von der Decken (ermordet 1865 am Dschub) u. a. namentlich die Britten Grant, Speke, Burton, Baker und Livingstone gegen den unbekannten Kern Innerafrikas vor; von S. her Livingstone, die Deutschen Mauch, Mohr, Hübner und einige portugiesische Reisende; von W. her wurden nur schwache Versuche zum Eindringen gemacht: neben Livingstone, dem populärsten aller Afrikareisenden, drangen der Deutsche Bastian, der Ungar Ladislaus Magyar und der unternehmende Amerikaner Du Chaillu, der Entdecker des Gorilla, am weitesten gegen das Innere vor. Am meisten von allen hat wohl der englische Missionär Livingstone für die Erforschung Südafrikas geleistet.*) „Seine Reise quer durch den Continent von Loando bis Quilimane (1854/56) war nicht weniger großartig und durchzog noch mehr unbekannte Gebiete als Rohlfs Reise von Tripoli nach Lagos; seine Aufnahme des unteren und mittleren Zambesi, des Schire, des Rovuma würde jede einzeln ausgereicht haben, ihm einen bleibenden Namen unter den afrikanischen Forschern zu sichern; sein Erreichen von Cazembés Stadt (zw. 8 und 9° S. Br., 28 und 29° O. L. v. Gr.) gibt an Glanz dem Barthschen Zuge nach Timbuktu nicht viel nach; sein Vordringen bis in die Mitte des Continents, in das Gebiet der Manyuema (auf der großen Reise 1866/72) stellt sich in Parallele mit Dr. Schweinfurths Ueberschreiten des Nilgebietes und Eintreten in das fremdartige Land der Monbuttu; seine dortige Entdeckung eines Riesenstromes setzt seinen zahlreichen hydrographischen Entdeckungen die Krone auf, denn er hat außer einer ungezählten Menge von Flüssen und außer den berühmten, seitdem als eine Naturschönheit ersten Ranges öfter besuchten Viktoria-Fällen des Zambesi (1855) nicht weniger als 7 Seen entdeckt, sowie verschiedene andere in sichere Erkundigung gebracht.“ (Behm, in P.'s M. 1873).

Noch immer aber bleibt inmitten Afrikas, 5—7 Breitengrade zu beiden Seiten des Aequators, auf unsern Karten ein weiter leerer Raum, der ein Gebiet von etwa 50000 Q. M. repräsentirt und von dem wir so gut wie nichts wissen; besonders ist an der Westküste von 5° N. bis 5° S. Br. nur ein schmaler Saum von etwa 30 Mln. bekannt, wo unsere Dampfer und Handelsschiffe landen, wo europäische Niederlassungen gegründet worden

*) In Petermanns Mittheilungen 1870, S. 192 u. f. ist eine schöne Zusammenstellung der Reisen enthalten, die dieser merkwürdige Mann von 1840—69 in Südafrika ausgeführt hat.

sind, wo aber natürliche Hindernisse verschiedener Art (Stromschnellen und Wasserfälle der vom höher gelegenen Innenlande zur Küste herabströmenden Flüsse, höchst ungesunde, mit dichtem Urwald bedeckte Landstriche, Mangel an Transportmitteln rc.) das Eindringen erschweren. Angeregt durch die letzten großen Entdeckungen Livingstones im W. des Tanganjika ist gegenwärtig (Mai 1873) zur Ergänzung derselben die Ausrüstung einer deutschen wissenschaftlichen Expedition im Gange, die vom untern Congo aus bis zu den jüngsten Entdeckungsgebieten Livingstones vorzudringen beabsichtigt und sicherlich viel dazu beitragen wird, den Schleier des Geheimnisses, der über den angegebenen Theilen Afrikas noch liegt, zu lüften und den „weißen Fleck" auf Afrikas Karte verschwinden zu machen.*) Als gewiß ist wohl anzunehmen, daß dies weite Gebiet keine Wüstenei, sondern von Negervölkern bewohnt sein wird, wie die ausgedehntesten Stücke der bis jetzt bekannten Südhälfte Afrikas. — Um einen Ueberblick von dem Bekannten zu erlangen, betrachten wir

1) Die Ostseite.

Vom Cap Guardafui gehen 2 Küsten aus, die eine am Golf von Aden bis zum rothen Meer, die andre, steil und hafenarm (Hochküste von Adschan), bis zur Mündung des Dschub am Aequator; zwischen beiden liegt das Land der durch die ostwärts vordringenden Gallas immer mehr eingeengten, schwarzrothen Somali-Volksstämme, eine Halbinsel, deren Inneres noch nicht erforscht ist. — Südlich des Aequators kommt die von den Suahelis bewohnte, nach einer dem Ufer nahe liegenden Insel benannte Küste Zanzibar. Ein wahrscheinlich von Abessinien südwestwärts rankendes Gebirg nähert sich hier dem Meere bis auf 50 M. und zieht dann etwas mehr und minder breit als Randgebirg oder nur als Terrasse, die zum Hochlande aufsteigt, parallel dem Meere nach Süden. Da die Küste hier flach, ungesund und mit dichter Sumpfwaldung bedeckt ist, liegen die größeren Handelsplätze fast überall auf Küsteninseln (z. B. Zanzibar). Die Flüsse der Küste entspringen entweder an diesem Rande oder kommen, z. B. der Lufidschi, durch Einschnitte des Randes aus dem innern Lande herab, doch keiner von besonderer Bedeutung. — Der folgende am Cap Delgado beginnende Küstenstrich heißt nach der Hafenstadt Mosambik und endet an dem Mündungsdelta des großen Zambesistromes. — Von da 16 Breitengrade hindurch bis zum Großen Fischfluß (er ist übrigens nur klein) im S. erstrecken sich die ursprünglich allein von

*) Auch in England ist eine „Livingstone-Congo-Expedition" ausgerüstet worden und bereits am 30. Nov. 1872 von Liverpool nach Loanda abgegangen.

Kaffern bewohnten Länder, nämlich die Küste Sofala, nach einer verfallenen portugiesischen Kolonie so genannt, und die Küste Natal, die jetzt einen Theil des brittischen Caplandes ausmacht. Baien auf dieser 280 Mln. langen Strecke: außer der weiten Bucht von Sofala die kleinere von Inhambane, nahe der Steinbockswende, und die größere Delagoa, d. h. Sumpfland, ein Name, der auf viele Stellen der Sofalaküste passen könnte, die überdies der Sandbänke, Riffs und Inselchen halber wenig zugänglich ist.

Gehen wir nun von verschiedenen Punkten dieses Meergestades landeinwärts. Kaum einen Grad südlich der Dschubmündung und etwa 50 Meilen vom Meere erhebt sich aus mäßig ansteigendem Plateau eine Gebirgsgruppe, die an Höhe die abessinische überbietet. Unter deren Gipfeln wird uns besonders der ca. 5500 m. hohe Kénia oder Kignea genannt und beschrieben als eine ungeheure Mauer mit schneebedeckten Hörnern. Zwei Grade südl. davon steigt aus einer 500 m. hohen Wildnis eine andre Gruppe empor mit dem ebenfalls beschneiten Kilima Ndscharo, 6115 m. (18827′). Die deutschen Missionäre Rebmann und Krapf sind ihre Entdecker, und ein dritter Deutscher, von der Decken, hat bereits eine Besteigung des Kilima Ndscharo versucht. Dieser Berg hat 2 Kuppen mit 2½ Mln. langem Sattel dazwischen, die eine mit dem Dome des Ararat zu vergleichen. Auf der Südseite, aus einem tiefen Thale betrachtet, erscheint er besonders majestätisch. Etwa 10 Mln. süd-westl. von ihm steigt der Kegel Mero 4480 m. auf. Da sich Lava und Schlacken in der Gegend finden, so müssen hier vulkanische Kräfte thätig gewesen sein — eine Vermuthung, die durch die Umstände noch bekräftigt wird, daß im W. des Kénia ein noch dampfender Berg liegen soll und daß westl. vom Kilima Ndscharo große Sodasümpfe und näher den Ukerewe, auf dem etwa 1800 m. hohen Plateau von Burgenei, heiße Quellen gefunden wurden.

Südl. des Mwutan und durch die in Mfumbiro bis zu 3000 m. Höhe aufsteigenden Gebirge (z. B. das Kitwara-Geb.) von ihm getrennt, liegt der jüngst von Livingstone und Stanley näher erforschte Tanganjika (auch nach der an seinem Ostufer liegenden Stadt Udschidschi genannt). Er ist zwischen breite Erhebungsmassen, Gebirge und Plateaux, eingesenkt, die an der Westseite (z. B. die Kabogo-Berge) und Nordseite (z. B. die Tschamati-Berge, wo der Sumburisi 2286 m) die Höhe von 2000 m., im nördl. Theile der Ostseite von 1800 m. erreichen, um die südl. Theile des Sees jedoch niedriger (12—1500 m. hoch) sind; er steht weder mit dem Nil-, noch mit dem Congosystem, noch mit einem zum indischen Ocean laufenden Flusse in einer sichtbaren Verbindung, bildet also ein geschlossenes Becken, hat aber dessenungeachtet vollkommen süßes Wasser.

Das Südende des mit ihm zusammenhängenden Sees Liemba (Luwemba) bestimmte Livingstone zu 8°42′, das Nordende des Tanganjika zu 3° 19′ S. Br.; seine Längenerstreckung beträgt 95 Mln. und sein Areal wird auf 675 Q. M. berechnet. An Tiefe (650 m.) übertrifft er die meisten Binnenseen*); die Höhe seines Spiegels wird zu 914 m. angegeben. Er ist von prachtvollen Wäldern und vielen Dörfern umgeben. Sein Hauptzufluß ist der Malagarasi, der seine Wasser aus den Bergen im SW. des Ukerewe und vom 12—1500 m. hohen Plateau von Unyamuesi sammelt.

Von diesem um einige Grade südlicher liegt, in sumpfiger Gegend von etwa 1200 m. Seehöhe, das Quellgebiet des Rufidschi oder Lufidschi, der in östl. Laufe zum niedern, fruchtbaren, aber ungesunden Küstenlande von Zanzibar hinabfließt und unter 8° S. Br. der Insel Mafia gegenüber mündet. Bei C. Delgado mündet der gleichfalls vom Hochlandsrande herabkommende Rovuma. Von hier aus bis Mosambik sind die Gestade etwas höher, nur häufig mit Riffs und Inselchen gesäumt; es breiten sich aber landeinwärts stattliche Waldungen mit werthvollen Holzarten und große Reisfelder aus, und Elephanten und Löwen sind in Menge vorhanden. Die Hochebene, zu welcher der Küstenstrich gebirgsartig aufsteigt, trägt auch hier einen bedeutenden langen See, der sich ebenfalls, wie vorhin genannte, von N. nach S. oder vielmehr nach SO. ausstreckt. An seinem Nordende (11° S. Br.) erblickte ihn Roscher aus Hamburg, der (1859) vom Hafen Kiloa 100 M. ins Innere vorgedrungen war; das Südende, etwa 80 M. von der Küste, fand Livingstone, wonach sich die Länge des Sees auf etwa 60 Mln. berechnete. Er heißt Nyassa. In 464 m. Seehöhe entfließt ihm der Schire, der durch gebirgige, schöne und bevölkerte Gegenden sich südwärts zum untern Zambesi windet und den gleichfalls von Livingstone entdeckten, 609 m. hoch gelegenen Schirwa-See natürlich nicht berührt. In der Umgebung dieses Sees gewähren bedeutende Berggipfel (z. B. der Zomba 2100 m. an der Westseite, der Milandsche 2400 m. an der Südseite) einen angenehmen Anblick.

Der Zambesi, der bedeutendste Fluß der Ostküste des Erdtheils, ist aufwärts mühsam zu beschiffen; denn er kommt aus dem Hochlande herab und hat in Durchbrechung der Randterrassen, des mächtigen Lupatagebirges, den Felsenpaß „Lupata“ (d. h. Spalt), von 1150 m. Breite auf 250 m. zusammengedrängt, in rascher Strömung zu durchlaufen, so daß die 30 M. lange Fahrt von Senna, oberhalb der Schiremündung, aufwärts nach Tete einige Wochen dauert. Auch oberhalb Tete, wo er das Furahgebirge durchbricht, und weiter aufwärts auf der Hochebene, halten Stromschnellen das Schiff mehrmals auf,

*) Petermanns Mittheilungen 1873, 26.

ja ein gewaltiger Fall in der Hälfte seines mindestens 300 M. langen Laufes, da, wo er unterhalb Sesch eke nach O. wendet, unterbricht gänzlich die Schiffahrt. Livingstone hat diesen großartigen Wasserfall, den größten des Erdtheils, nach seiner Königin Viktoria benannt und ihn als die herrlichste Erscheinung auf seinen Reisen bewundert. Der eben noch 900 m. breite Strom, von Höhen beengt, stürzt plötzlich etwa 30 m. tief hinab, jedoch in eine Felsenspalte, die vielleicht in ihrer Tiefe höhlenartig ausgedehnt sein mag, allein nach den Uferfelsen zu urtheilen, die unterhalb des Falles einander nahe stehen, nur 25 m. Breite hat und sich meilenweit zwischen bunt bewaldeten Höhen hinzieht. Man begreift nicht, wo die Wassermasse bleibt, sagt Livingstone. Mächtig ist das donnernde Gebrause, und der wie dicker Dampf aufspritzende Wasserstaub so groß, daß der Sturz von dem umwohnenden Negervolke „mosi oa tungia", „der tosende Rauch" genannt wird. Uebrigens ist der Zambesi streckenweis eine treffliche Wasserstraße, hat viele und schiffbare Nebenflüsse und selten unbewohnte Gegenden zur Seite; vielmehr durchfließt er sehr fruchtbare und oft gut bevölkerte Länder, und könnte für den Verkehr mit Europa und für die Kultur Südafrikas von großer Wichtigkeit werden. — Oberhalb seines großen Falles führt der Strom den Namen Liambye (Liambia, Dombasi, Kabompo). Livingstone folgte ihm von da aufwärts, bis wo sich ein andrer Fluß, der Liba oder Loiba, mit ihm vereint; auch an diesem Flusse zog er (1854) aufwärts, ehe er sich zur Erreichung seines Reiseziels völlig gen Westen wandte. Das Quellgebiet des Liambye ist erst vor kurzem von Livingstone in jenem wald- und quellreichen, 12—1600 m. hohen Plateau entdeckt worden, das in einem großen südl. Halbbogen (von 23° bis 34° O. L. v. Gr.) als südl. Wasserscheide des Lualaba (obern Congo) den See Bangweolo umfaßt, da, wo im W. dieses Sees unter 26° O. L. v. Gr. und zwischen 11 und 12° S. Br. am Fuße eines Hügels 4 starke Quellen, nicht mehr als 2 1/6 Mln. von einander entfernt, hervorströmen, um schon in geringer Entfernung zu ebensoviel großen Flüssen zu werden: der Liambye westwärts und später südwärts, der Luengye (Lunga, Kafari, Kafue), ein Nebenfluß desselben, südwärts, und 2 Zuflüsse des Lualaba nordwärts. Der Dilolo-See, aus dem Wasser zum Liba kommt, ist kein Gebirgswasser, hat vielmehr ausgedehnte Sümpfe und periodisch überschwemmte Länder zur Seite, und liegt doch in einer Meereshöhe von 1445 m., desgleichen der 8 M. davon entfernte in unabsehbaren Savannen liegende See Kifumadschi. Selbst da, wo der Liba in den Liambye mündet, ist der Boden noch nicht 100 m. unter dem Niveau des Dilolo. Das viele Tausende von Quadratmeilen umfassende Stromgebiet auch des obern Zambesi ist also keineswegs eine Mulde, sondern nur eine sanft nach SO. geneigte Hochebene. Erst vom

Nyassa, fern im Osten, läßt sich sagen, daß er, gleich dem Tanganjika, eine Einsenkung der großen Hochebene darstelle.

Unter den zahlreichen Nebenwassern des Zambesi nennen wir nur noch folgende: den Lonti oder Lungobungo, der 70 Meilen von der Westküste Afrikas und zwar in der 40 M. langen hochgelegenen Waldwildnis Olowihenda (Mossamba-Gebirg) anentspringt; ferner den Tschobe, an welchem, nicht gar weit von seiner Einströmung in den Zambesi, der aus Livingstones Reisen rühmlich bekannte Hauptort der Makololo, nämlich Sekeletus Residenz Linyanti in 843 m. Seehöhe liegt. Der Tschobe kommt vom NW. wahrscheinlich aus dem Südende der Olowihenda. Von der Mündung des Tschobe strömt der Zambesi zu dem Viktoria-Fall und ostsüdostwärts bis zum 18. Breitengrad, macht dann einen nordöstlichen Bogen bis über den 16., indem er zahlreiche Zuflüsse auf beiden Seiten, vorzüglich rechts her aus den Matoppo-Bergen empfängt, und verläßt dann das allmählich niedriger gewordene Hochland. Bei Zumbo fließt er noch 240 m. über dem Meere, bei Tete, auf der fruchtbaren Stufe oberhalb der Lupata, nur noch etwas über 100 m. Die Breite des Deltas zwischen den Mündungen West-Luabo und Quilimane beträgt 18 Mln.

Die Matoppo-Berge (2200 m., im Gebiete der Makalaka) und deren nordöstl. Fortsetzung, die Maschona-Berge sind eine Granit- und Gneisformation, in welcher hin und wieder auch vulkanische Gesteine vorkommen, vielfach durchzogen von Quarzadern, welche die von Mauch entdeckten Goldfelder enthalten. Diese Berge stehen als Wasserscheide da zwischen dem Zambesi und Limpopo (Krokodilfluß, Lebempe, Inhampura), der in die Delagoa-Bai sich ergießt und ebenfalls viele Gewässer von ihnen empfängt. Er zählt zu den größeren Flüssen; denn er gehört den innern Hochgegenden an, die er in einem großen Bogen, zweimal den Wendekreis schneidend, durchfließt, und mag nahezu eine Länge von 200 M. haben. Er entsteht unter 26¼° S. Br. am Gatsrand, dem südl. Hochrande des Hochfeldes (Hooge Veldt), eines ungefähr 2000 m. hohen Plateaus, von dessen Südfuß der Vaal Gewässer sammelt; nordwärts erscheint dieses Plateau theilweise umsäumt von den Magalies-Bergen, die der Limpopo durchbricht. Noch viele andere bewaldete, wasserhaltige, an malerischen Formen und fruchtbaren Thälern gar nicht arme Bergzüge sind diesen inneren Hochgegenden rechts und links des obern und mittleren Limpopo aufgesetzt, z. B. die Waterberge, von denen der Nylstroom nordwärts zum Limpopo fließt, die Hanglip-, die Zoutpans-Berge, die Bamangwato-, die Tscharibe-Berge u. a. Den östl. riesigen Plateau-Rand bezeichnet man als Kathlamba oder Draken-

berge, die, unter 24½° S. Br. am mittleren Olifant oder Lipalule*) in scharfem Winkel nach W. gebogen, von hier in langem Zuge nach SW. sich erstrecken, indem ihnen gegen die Delagoabai hin der lange vulkanische Lobombo-Rücken als niedrigere Vorstufe vorgelagert ist. Diese Bergkette hat namentlich südwärts beträchtliche Verästungen und Höhen, unter andern die Berge der Basutos neben der brittischen Provinz Natal, wo sich der 2965 m. hohe Chatkin-Peak und der 3157 m. hohe Champagne-Castle erheben.

Im Kathlamba liegen auch die Quellen der Flüsse, die den nach West sich richtenden, wasserarmen, meist in tief eingeschnittenem Bette hinfließenden Oranjestrom (Kai Garib) bilden. Der südl. ist der Nu Garib oder Oranje, der nördliche, längs dessen die jüngst aufgefundenen, in kurzer Zeit so berühmt gewordenen Diamantfelder der Transvaalschen Republik liegen, ist der Hai Garib oder Vaal, dessen Gebiet nebst dem des obern Limpopo zu der Hochebene der Betschuanen gehört, die west- und nordwärts bis zum Ngami-See zu Haus sind. Dieser von Livingstone schon im Jahre 1849 aufgefundene See, wahrscheinlich der Rest einer größeren Wassersammlung, liegt etwas südlich vom 20. Breitengrad in der Höhe von 893 m., hat 14 Q. M. Fläche, und nimmt von NW. her den Tioge auf; eine Bifurkation (des Tamalukan) auf der Ostseite setzt ihn in Verbindung mit dem Suga oder Botletle, der schön bewaldete Ufer hat, den kleinen Kumudau-See (in 805 m. Seehöhe) durchfließt und sich zuletzt in große Salzsümpfe (sogen. Salzpfannen) verliert, östl. welcher hohes Tafelland, das Gebiet der Makalaka und Matebele, emporsteigt. Wer vom Cap gen Norden reist, trifft zuerst am Suga Baobabbäume, darunter welche von 22 m. Umfang; für höhere Breiten ist er nicht geschaffen.

2) Der Süden Hochafrikas.

Das Küstenland Natal hat viel Anlockendes: Meeresstrand hoch, Berge bewaldet, Gewässer rein und hell, zugleich das Klima mild, so daß der Sommer nicht die Arbeit hindert und der Winter nur auf die höheren Berge etwas Schnee wirft. Zur Seite Nataliens, in einem Winkel zwischen dem Kathlamba und den Maluti oder Blaubergen, der innersten von den 3 parallelen Hauptketten, in die hier die Drakenberge getheilt und die dem Tafellande der Basutas aufgesetzt sind, entsteht der Nu Garib, der mit dem Vaal vereinigt den nutzbaren Berghügelgegenden des Ostens den

*) Einem rechten Nebenflusse des Limpopo; er entsteht westl. der Delagoabai unter 26½° S. Br. auf dem Hooge Veldt und fließt, um das Nordende der Drakenberge herumbiegend, im allgemeinen nordöstl. zu seinem Hauptflusse.

Rücken kehrt und als Oranje durch unwirthbare öde Steppen der Hochebene nach Westen hinströmt. Nur an seinen Ufern begleitet ihn grüner Rasen und Gehölz. Er ist breit, wohl 240 M. lang und hat durch lange Zuflüsse aus Nord und Süd ein bedeutendes Stromgebiet; da er aber in Katarakten durch wilde Felspartien bricht, zuletzt in großen Fällen über mehr als 100 m. hohe Felsen herabbraust und eine schmale stark versandete Mündung hat, die nicht einmal einen Hafen bildet, so eignet er sich nicht zur Schiffahrt. — Im Süden wird sein Stromgebiet durch eine Kette niederer und höherer Berge eingefaßt, die am Ende des Kathlamba beginnen und unter den Namen Storm-, Schnee-, Winter-, Nieuwe Veld-Berge gen W. streichen, dann als Roggeveldberge nach NW. umbiegen und zuletzt an der Küste, 30 Meilen von der Oranje-Mündung, als Kamiesberge enden. Der Kompaß oder Spitzkop, 2590 m. hoch, gilt als ihr hervorragendster Punkt; er gehört der Schneekette an und ist, wie der Miltsin bei Marokko, 32 Breitengrade vom Aequator entfernt. An der ganzen Kette, deren Bäche einerseits dem Oranje, anderseits der Südküste zulaufen, beginnt das Absteigen zum Meere, und zwar: 1) im kleineren östlichen Theile mit schräg abwärts liegenden Gruppen, worin noch starke Höhen, wie der Groß-Winterberg 2379 m. und mehrere von über 1800 m. sich gellend machen; 2) im breiteren westlichen Theile fallen die Berge mauerartig ab, zunächst in baumlose, sandig thonige Ebenen von ungefähr 1000 m. Seehöhe, die in der Dürre des Sommers hart werden wie Backstein, weshalb ihnen auch die Holländer den Namen Karroo (d. h. hartes Land) gegeben. Sie verdienen jedoch den Namen nicht das ganze Jahr hindurch; denn in der Regenzeit werden sie bald in ein Gras- und Blumenmeer verwandelt, das dann nicht nur die benachbarten Bergbewohner als Weideland benutzen, sondern das auch von unzählbaren Schwärmen von Antilopen aufgesucht wird, denen die großen Raubthiere nachfolgen. Fließendes Wasser ist wenig vorhanden; Beaufort z. B. am Fuße der Nieuwe Veld-Berge, über das die Hauptstraße von Capetown nach dem N. führt, ist an die Existenz zweier Quellen gebunden. Die Ausdehnung der Karroos ist nicht gering; bei einer Breite von 13 bis 15 M. strecken sie sich wohl 80 Meilen in die Länge von O. nach W. Im S. und W. sind die Karroos von einer zweiten Reihe von Bergketten (Groote und Kleine Zwarte Berge, Bokkeveld-, Olifantberge) mit einer durchschnittlichen Höhe von 1500 m. Höhe umgeben, die namentlich nach den tiefer liegenden äußern Landstrichen mauerartig steil abfallen und in denen noch beträchtliche Kuppen (wie der 2085 m. hohe Winterhoek in den Bokkevelds, nordnordöstl. der Capstadt) zum Vorschein kommen. Bis ans Seegestad folgt Stufe auf Stufe, und in der kleinen,

hornartig gebogenen Halbinsel zwischen der Falschen Bai und der Tafelbai, die mit dem Cap der guten Hoffnung endet, steigt beinahe senkrecht am Meere der 1082 m. hohe Tafelberg auf. — Die Küstenstriche des Caplandes sind also nicht flach und sumpfig, sie sind gesund; es geht von den Häfen sehr bald aufwärts, indes etwas unbequem, da man der steilen Bergwände halber manche Kloofs (Klüfte), wie der Holländer die schluchtartigen Querthäler nennt, und die erst in diesem Jahrhundert mit großen Anstrengungen fahrbar gemacht worden sind, zu passiren hat. Auch die Flüsse, denen man begegnet, winden sich stufenweis durch die Kloofs und sind oft voll und reißend, freilich auch oft fast ganz ausgetrocknet, je nach Fülle oder Mangel an Regen.

3) Der Westen Hochafrikas.

Denken wir uns eine Linie vom Compaß zur Vereinigung der beiden Garibs und weiter nordwärts zum Kumubausee, so wird dadurch ungefähr die vorhin beschriebene Südosthälfte Hochafrikas von der größeren Westhälfte geschieden, die bei weitem weniger von der Natur begünstigt ist, und große sandige, an Trockenheit leidende Länder, nebst einem schmalen, an Flüssen und Landungsplätzen sehr armen Küstensaume, aufzuweisen hat. Es liegt auch hier, wie in Nordafrika, in fast gleicher Entfernung vom Aequator eine Art Sahará, versteht sich im kleinen, denn wie klein ist überhaupt das südliche Afrika im Verhältnis zum nördlichen! Aber die südliche Sahará reicht auch nicht einmal von einer Seite zur andern, da sie in ihrer Längenausdehnung noch um ein ganzes Drittel durch die Quellengebirge verkürzt ist, welche den Osten an beiden Garibs, am Limpopo &c. vor dem Wüstwerden bewahrt haben. Diese Wüste heißt in ihrem ödesten, von der vorhin bezeichneten Linie begrenzten Theile Kalahari oder Karri-Karri. Schon südlich des Oranje gehört ein großer Raum dazu; unter ihrem Namen erstreckt sie sich aber vom Mittellauf dieses Stroms bis über den Wendekreis zu den Höhen in der Nähe des Ngami-Sees, an Größe der Nubischen Wüste vergleichbar, doch ohne von einem Nil durchströmt zu werden. Auch ist sie weder so heiß, noch so ganz entblößt von Bewachsung; denn ihre Hochlage übertrifft die nubische im Durchschnitt um etwa 1000 m., und weil es, wenn auch selten, regnet, sammeln sich doch hie und da Wasserpfuhle, überzieht sich hie und da der Boden mit Bosjesmans-Gras, das in Büscheln wächst, und mit Arten dorniger Akazien, die oft ganze Wälder darstellen. Die Quellenarmut ist übrigens so groß, daß Mac Cabe, der sie durchreiste, 20 Tage lang seinen Durst an Wassermelonen stillen mußte. Westwärts geht die Kalahari-Wüste in etwas weniger dürre Länder über, nämlich in das der Namaqua und das nörd-

lich daran stoßende der Damara; auch hier finden wir den terrassenförmigen Abfall zum Meere. Um den südl. Wendekreis beginnt der Boden wohnlicher zu werden, hügelig, gebirgig; in der Gegend, wo der Swakop (er mündet nahe der Walfischbai, etwa 23° S. Br.) entspringt, sieht man Gipfel von 2200 m. und darüber. Der Omatako, 45 Mln. vom atlantischen Meere, hat ca. 2700 m. Höhe, ragt also aus der Hochebene fast 1000 m. hervor. Werthvoll sind die reichen Kupferminen in dieser Berggegend, und in den befeuchteten wärmsten Thälern beginnt auch endlich die Zone der Palmen, die an der Ostküste viel südlicher, schon bei Port Natal, anzutreffen sind. Weiter am 20°. folgt das Acker- und Weideland der Ovampo, das von Urwäldern auf der Süd- und Nordseite begrenzt wird; dann das Flußgebiet des Cunene, dessen Mündung 90 M. von der des Swakop und 190 M. von der des Oranje entfernt ist. So arm sind diese großen Küstenländer an Flüssen! Und auch der Cunene ist nicht zu beschiffen, obschon der Küstenstrich, den er nach einem Oberlaufe von 75 Meilen erreicht, hier auffallend breit ist; zwischen Granitfelsen und Sanddünen macht er Stürze und mündet gar noch hinter einer Sandbank. Deshalb und weil er von der Seite der portugiesischen Besitzungen durch Wüsteneien gegen Auffindung gesichert war, ist er erst neuerdings bekannt geworden. Ladislaus Magyar brach sich von Norden her Bahn zu ihm, wobei er das Glück hatte, unterwegs die schöne Oase Camba zu entdecken, die 1866 von Süden her, also vom Land der Ovampo, auch Hahn erreicht hat, nachdem vor ihm schon in derselben Richtung der Schwede Anderson nebst wenigen Begleitern durch stachlichte Waldwildnis sich mit der Axt in der Hand nach wiederholten Versuchen bis zum Cunene durchgearbeitet hatte.

Am obern Cunene treten wir nun in eine mit Quellen und Flüssen, Wäldern und Wiesen, lachenden und wilden Gegenden reiche Region ein, in welche uns schon die Zuflüsse des Zambesi, der Lungobungo und der Liba hinaufführten. Es sind die Stromgebiete des Quanza (Koanza) und des Congo (Quango, Zaire) — beide von der Küstenebene her nur 10—20 Mln. befahrbar, da sie in großen Stromschnellen und Wasserfällen vom Hochlande herabstürzen. Während der Cunene nach SW. fließt, wendet sich der Quanza nach NW. und bildet mit ersterem zusammen einen Halbbogen, der die Küstenländer Mossamedes und Benguela umschießt. Der Quanza wird in noch größerem Viertels-Bogen umflossen von dem Congo, dessen Quellen 75 Mln. ostwärts der Küste in dem Mossambagebirge liegen, der indes nur in dem obersten und untersten Theile seines Laufes näher bekannt ist — dort namentlich durch Livingstone und L. Magyar, hier, schon 1484 durch den Portugiesen Diego Cam entdeckt und 1816 durch den engl. Capitän Tuckey 60 Mln. aufwärts befahren, durch Bastian,

Magyar u. a. Der obere und muthmaßliche Mittellauf des Congo wird endlich in noch größerem Bogen umspannt von dem Kassabi (Cassai, Kasaï, Loke, Loeki, Lomame) und den Strömen, denen dieser tributpflichtig ist. Der Kassabi entsteht, 82 Mln. von der portugiesischen Hafenstadt Benguela entfernt, östl. des Mossambagebirges, fließt in einem Bogen nach NO., erlangt weiter abwärts eine Breite von über einer Stunde, wobei er so starke Wogen bildet, daß zu mehreren Zeiten des Jahres die Schiffahrt auf ihm gefährlich ist; nachdem er den See Tschebugo oder Lincoln (6° S. Br.) gebildet, fließt er nordöstl. weiter zu dem von SO. herkommenden Lualaba, den er zwischen 3 und 4° S. Br. und unter 25° O. L. v. Gr. erreicht — und dieser, der Lualaba, muß als Hauptquellfluß des Riesenstromes betrachtet werden, der unter dem Namen Congo oder Zaire das äthiopische Meer erreicht. Das Verdienst, dies mit fast absoluter Gewißheit nachgewiesen zu haben, gebührt dem Geographen Behm, der*) mit großem Scharfsinn und vieler Gelehrsamkeit zeigte, wie die Höhenverhältnisse, die Wassermengen und Anschwellungen des großen Lualabastromes nur auf die gleichen Verhältnisse des Congo passen. Das große Becken des obern Lualaba ist das jüngste Entdeckungsgebiet Livingstones; im Süden ist dasselbe von den Plateauflächen umspannt, die gleich einem großen Halbkreis um den See Bangweolo oder Bemba (1200 m. Seehöhe) herumliegen und weiter oben schon als nördl. Wasserscheide des Zambesi und als sein und einiger seiner Nebenflüsse Quellgebiet bezeichnet worden sind, so daß also die Wasserscheide zwischen den beiden größten Strömen Südafrikas, dem Congo und Zambesi, ungefähr am 12.° S. Br. quer durch Innerafrika zu ziehen ist. Im Durchschnitt 1500 m. hoch, tragen diese Plateaux einzelne Gipfel von 2100 m., namentlich im Muxinga-Gebirg, zwischen dem Bangweolo und nördl. Nyassa.

Der Hauptzufluß des Bangweolo ist der Tschambesi, der von der Hochebene von Lobisa (2000 m) und andern Hochgegenden zwischen Nyassa und Tanganjika sein Wasser erhält und durch wald- und wasserreiche Gegenden westwärts zu dem von O. nach W. 32 Mln. langen und 15 Mln. breiten See hinabfließt. Der Abfluß des Sees nach N. heißt Luapula, sein Becken ist das Reich des mächtigen Negerfürsten Cazembé, in dessen Residenz Lunda oder Lucenda Livingstone längere Zeit weilte. Nicht weit davon ergießt der Luapula sein Wasser in den prächtigen Moerosee. Man wird ganz enthusiasmirt, sagt Stanley, wenn man Livingstones Beschreibung von den Schönheiten der Moero-Landschaften zuhört. Auf allen Seiten eingeschlossen von hohen Bergen, die bis zum Wasserrand mit der reichen Vegetation der Tropen bekleidet sind, ergießt der Moero seinen Ueberfluß an Wasser durch eine tiefe

*) In Petermanns M. 1872, 405 u. f.

Spalte im Schoße der Berge. Der ungestüme, großartige Fluß braust durch dieselbe mit dem Donner eines Katarakts; bald aber verläßt er sein eingeschränktes tiefes Bett und breitet sich, nach W. gewendet, als der ruhige und breite Lualaba meilenweit aus. Wie die Elbe, die Mulde von Böhmen verlassend, durch die sächsische Schweiz ins norddeutsche Tiefland hinaustritt, so gelangt der Lualaba jenseit seines Durchbruches durch die höhlenreichen Berge von Rua in eine ganz anders geartete Landschaft, die er als gewaltiger Strom in großen Windungen durchfließt. Nach 40 Mln. langem westl. Laufe, wendet er sich nordwärts und bildet dann den langgestreckten Kamolondo-See, in welchen auch der von S., aus der Quellgegend des Zambesi kommende Lufira seine Wasser schickt. Nach abermaliger Windung nach W., geht der über 1 Stunde breite, inselreiche Strom wieder nach NO. herum, geräth in eine Enge, wo er um die abwechselnd an beiden Ufern vortretenden Felsen mit gefährlichen Wirbeln dahinbraust und wird 11 Mln. weiter unten durch die Wassermassen des Kassabi oder Loeki verstärkt. Livingstones fernster, im Juni 1871 erreichter Punkt lag an dieser Strecke des Flußlaufes, nämlich der Marktplatz Nyangwe (etwa 4° S. Br. und 25° O. L. v. Gr., 600 m. Seehöhe) im Lande der Manyuema, etwa 5° westl. vom Tanganjika; er befand sich damals nicht weit von einem 4. großen See des Lualaba, jenseit dessen der Fluß nochmals in sumpfige Seen eintreten soll.*) Den Zusammenhang zwischen dem Lualaba und dem untern Congo aufzuklären ist eine der Hauptaufgaben der oben erwähnten deutschen und englischen Congo-Expeditionen.

Die Scenerie dieser Gegenden ist großartig; die Berge von hellgrauem Granit stehen wie Inseln in neuem rothen Sandstein, Berg und Thal sind in einen Mantel von verschiedenen Schattirungen des Grün gekleidet; die Vegetation ist unbeschreiblich üppig. Durch das Gras, sagt Livingstone, können nur Elephanten gehen. Im Lande der Manyuema sind breite Gürtels Urwaldes, so hoch, daß eine gute Schrotflinte den Papageien und Perlhühnern in den Wipfeln nichts anhaben, und so dicht, daß man die Sonne nur an den gelichteten Stellen um die menschlichen Wohnungen zu Gesicht bekommen kann. Natürliche Beschaffenheit und Bevölkerung dieser Gegenden sind, wie am obern Uëlle, wesentlich von den östlicheren Gebieten unterschieden und zeigen entschiedene Aehnlichkeit mit denen der Westküste.

Der Congo gehört zu den Riesenströmen der Erde; er übertrifft den Mississippi noch um ein Bedeutendes, sowohl in Bezug auf die Wassermenge, als in Bezug auf die Ausdehnung des Gebietes. An manchen Stellen seines Mündungsästuariums findet man in 375 m. Tiefe noch keinen Grund, 10 Meilen außerhalb der Mündung haben sich seine Wasser erst theilweise mit dem Meerwasser gemischt und bisweilen sind sie 2 Meilen weit draußen noch ganz süß. Die Strömung derselben wird noch in großer Entfernung von der Küste gespürt, und Schiffe, welche sie bei ihrer Fahrt kreuzen, müssen sie beachten. Ja es wird angegeben, daß bis 300 Seemeilen (etwa 75 geogr. Mln.) weit draußen das Wasser noch gelblich grün gefärbt und die Strömung des Flusses zu erkennen sei.

---

*) Nach Petermanns M. 1873, 28.

Wir nannten vorhin die Kalahari-Wüste eine Sahará des Südens. Ebenso stellen sich diese zuletzt erwähnten Stromgebiete den reichbewässerten Ländern Sudans gegenüber, nur daß sie höher liegen. — Um sich nun in ihrem Netze zurecht zu finden und einen weitern Anhaltspunkt zu behalten, merke man sich auf der Karte das 1600—2000 m. hohe Mossamba-Gebirg; von den Quellen des Congo, die es umschließt, zieht es ziemlich weit an der rechten Seite dieses Flusses hin. Von demjenigen Theile der Mossamba-Berge, wo der Congo entsteht, strecken sich die üppigen Urwälder der großen Olowihenda-Wildnis östlich des Quanzagebiets durch 3 Breitengrade hin gen Süden. Sie sind es, die zahlreiche Bäche und Flüsse erzeugen und sowohl zum Kassabi, als ins Zambesi-Gebiet absenden. Die Gewässer eilen aber nicht rasch nach O.; die sanfte Neigung der ausgedehnten Hochebene erlaubt, daß sie in ihrem ungeheuren Parke sich behaglich hinwinden und zur Regenzeit befruchtend über ihre Ufer austreten können. Der Dilolo-See liegt in so wagerechtem Lande, daß er mit dem Liba und dem Kassabi, deren jeder etwa 10 Meilen von ihm entfernt ist, in Verbindung steht — eine Bifurkation, wie in Südamerika, wo der Cassiquiare die Gleichhöhe zwischen dem Orinoko und dem Rio Negro durchläuft. Livingstone, der bloß vom Dilolo-See bis zum Congo, auf einer Reise von 75 Meilen 30 Flüsse passirte und in dem fiebererzeugenden Klima bis zum Skelett abzehrte, weiß doch den Werth dieser Länder zu schätzen. Betrachtet man in Petermanns Mittheilungen die Karten zu Livingstones u. a. Reisenden Fahrten, so findet man nicht allein, wie weit diese beharrlichen Männer das Land bereist, sondern auch, wie weit sie von den Eingebornen — auch hierin dem nordafrikanischen großen Forscher H. Barth gleich — Erkundigungen über die rechts und links von ihrem Wege bis auf beträchtliche Entfernung abliegenden Flußläufe, Beschaffenheit und Produktion des Bodens, Bevölkerung, Städte u. s. w. eingezogen haben.

Noch ist ein bedeutender Strom der Westküste zu erwähnen, der allerdings erst in seinem Unterlaufe und da erst in neuester Zeit näher erforscht worden ist — der Ogowai. Zwei Hauptarme desselben münden in die Nazarethbai bei C. Lopez (zwischen 0 und 1° S. Br.), ein dritter, der Npulunié, mit dem Wasser des Fernand Vaz vereinigt, unter fast 1½° S. Br. ins Meer. Der Ogowai entsteht aus 2 Quellflüssen; der linke, Ngunié oder Onango, kommt vom S. und fließt in nordnordwestlichem Laufe, beim Durchbruch durchs Ischogo-Gebirge (1° S. Br.) die Eugenia-Fälle bildend, dem andern Quellfluß, dem Okanda in ähnlicher Weise entgegen, wie in Californien der Joaquin dem Sacramento; der Okanda kommt aus noch unbekannten Gegenden von NO. und wurde bis jetzt am

weitesten aufwärts von Walker (bis zum Aequator und 11¼° O. L. v. Gr.) befahren.

Schließlich noch ein Blick auf den Verlauf der Westküste. Wir nannten sie auf ihrer ganzen Länge von der Helenabai (Capland) bis zum Cunene und noch darüber hinaus bis zum Cap Negro steril, und mit Recht; denn nur an einigen Stellen, namentlich im Küstenstrich des Ovampolandes, überzieht sich sommers, wenn heftiger Regen fällt, der Boden mit Grün, das die Bewohner des Oberlandes sammt ihrem Vieh auf ein paar Monate herablockt. — Vom Cap Negro an wird der Küstenstrich weniger sandig und durch die üppig bewachsenen Terrassen des nahe ans Meer herantretenden Hochlandes reizender, aber bei der tropischen Hitze auch ungesunder. Vorzüglich bei der portugiesischen Hafenstadt Benguela gewährt das Berggehänge den malerischsten Anblick; aus der Fülle seiner Pflanzendecke schauen Palmen, Baobabs (Adansonien oder Affenbrotbaum) und hohe Cactus hervor. Am Quanza, ziemlich weit landeinwärts, kann man sich an Kaffeewäldchen erfreuen. Am Congo trifft man, wie am Zambesi, Zuckerrohr und Indigo; und wo der Portugiese auf Anhöhen Reben gepflanzt, gibt es zweimal des Jahrs Traubenlese. — Die Küste Loango, nördlich der Congo-Mündung, hat schöne Baien und Hafenorte, während oben Gras- und Waldstrecken den Eingang ins innere Land bezeichnen. — Vom Cap Lopez bis jenseit des Aequators zum Camerunfluß liegt die gerühmte an 100 M. lange, 12 bis 40 M. breite Gabunküste (französisch), deren gebirgige Hinterwand — eigentlich das Aufsteigen des innern Hochlands — von den Portugiesen Krystallgebirg (mit Höhen bis 1400 m.) genannt worden. Um von der Loango- und Gabunküste, die beide mit der Herrlichkeit tropischer Vegetation bekleidet sind, ins Innere vorzudringen, dazu hat sich noch kein zweiter Magyar oder Livingstone gefunden; der von der geographischen Gesellschaft Philadelphias (18⁵⁶/₅₉) dorthin gesandte Du Chaillu kam nur 35 Meilen landeinwärts, als Mangel an Begleitern und wildes Gebirge ihn zur Umkehr nöthigten; auf seiner zweiten Reise (18⁶⁴/₆₅) drang er etwa 50 Mln. landeinwärts vor, und Walker war auf dem fernsten Punkte seiner Fahrt den Ogowai und Okanda aufwärts (1866) in gerader Linie nur 30 Mln. von der Küste entfernt. Verschiedene von französischen Offizieren unternommene Expeditionen hatten nicht einmal so bedeutenden Erfolg.

Klima und Produkte.

Afrika gilt für den heißesten Erdtheil, reicht auch weder im Norden noch im Süden sehr weit über die Wendekreise hinaus; sein Klima ist tropisch und subtropisch. Der Europäer weiß also, daß ihn dort eine hohe

Temperatur erwartet, die zugleich, wenn die Hitze mit großer Feuchtigkeit oder gar mit Ausdünstungen stehender Wasser sich paart, wie in periodisch überschwemmten oder sumpfigen Gegenden, vor allen in den Deltas des Zambesi und Niger, in den niedern tropischen Küstenstrichen und in den Ebenen Flachsudāns, höchst ungesund, ja todbringend sein wird. Derartige Gegenden abgerechnet, ist indes auch das Klima Afrikas zu ertragen, und selbst in der Saharā, sobald man nur mit Wasser versorgt ist, kann man sich wohl befinden, auf trockner Ebene oft besser als auf einer eingesenkten feuchten Oase. Uebrigens gibt es auch in dem einförmigen Afrika, wie schon aus der vorhin entworfenen Uebersicht der Oberfläche zu ersehen, gewisse klimatische Verschiedenheiten, wenn auch nicht in solcher Manchfaltigkeit wie in Asien; es kommt eben auf Hoch- und Tieflage der Länder, Breitengrade und Bodenbeschaffenheit an, so wie auf Nähe und Ferne des Meeres 2c. Nach den früher*) erörterten Gesetzen der allgemeinen Klimalehre zerfällt Afrika in folgende Gürtel: 1) Zu beiden Seiten des Aequators (bis zum 18.° N. und 20.° S. Br.) liegt das Gebiet der tropischen Regen, die, dem höchsten Stande der Sonne folgend, das Jahr in die nasse und trockene Jahreszeit abtheilen; auf der Nordhemisphäre fällt also die Regenzeit in die Monate April — Oktober, auf der Südhemisphäre in die Zeit von Oktober — April. Unter heftigen Gewitterschauern fallen hier zur Regenzeit gewaltige Regenmassen herab, die einestheils die regelmäßigen Anschwellungen der aus diesen Gebieten herabkommenden Flüsse, (z. B. Nil, Congo) verursachen, anderntheils in Verbindung mit der Hochlage des Landes die Temperatur herabdrücken. Deshalb liegen auch die heißesten Strecken Afrikas nicht unter dem Aequator oder zunächst an beiden Seiten desselben, sondern in den beiden folgenden Regionen, nämlich 2) in den beiden regenlosen Zonen, die sich, die eine im N. (Saharā), die andere im S. (Kalahari), an die Zone der tropischen Regen anschließen; in diesen Gürteln steigt sommers und während des Tages die Hitze ganz außerordentlich, um häufig nachts einer auffallenden, durch Wärmeausstrahlung bewirkten Temperaturerniedrigung zu weichen, so daß nächtliche Eisbildung während des Winters nicht gerade zu den Seltenheiten gehört. 3) An die beiden regenlosen Zonen schließt sich dann im N. und S. des Erdtheils noch je ein Gürtel vorherrschender Winterregen; im Atlasgebiete fällt der meiste Regen November — Februar, im Caplande Mai — August.

An diese allgemeinen Bemerkungen schließen wir noch einige besondere Angaben in Bezug auf Temperatur und atmosphärischen Niederschlag.

*) Abschnitt III., §§. 34—36.

Am Unterlauf des Senegal und Gambia (13—16° N. Br.) hält sich das ganze Jahr durch, wegen der heißen Nordostwinde, die aus der Saharà wehen, die Temperatur über 24° R., steigt bis 32; nachts häufig 25°. Ohne Schatten 44—52. — Dagegen ist im milden Klima Unterägyptens ein vortretender Gegensatz der Jahreszeiten: im hohen Sommer 26—30, an Wintertagen 8—13° im Schatten; in Oberägypten 30—35° und 12—18°. Im Delta fällt im Januar das Thermometer bisweilen auf 3°, äußerst selten auf Null.

Auf H. Barths Reise durch die Saharà stieg in der Nordhälfte derselben, und zwar schon im April und Mai, das Thermometer auf 32° R., in der Mitte des Jahres bis August auf 33, 35, einmal im Juni auf 36. Im Berglande Air oder Asben fand er die Wärme um einige Grade mäßiger. Oefters jedoch sank das Quecksilber auf 16, in Asben einmal auf 4½ und im December einmal vor Sonnenaufgang auf 3°. Im welligen fruchtbaren Lande Damerghu (15°. Br.), das schon zu Sudān gehört, fiel es im Januar bis 7° und stieg nicht über 20.

Was die schönste Region Abessiniens, die Waina-Degas, betrifft, zwischen 1800 und 3000 m. Seehöhe, so ist dort die mittlere Jahrestemperatur 16°, um einen Grad höher als in Marokko. In der untern Region aber herrscht eine senegambische Wärme, und in Tadschurra, etwas südlich der Straße Bab-el-Mandeb, hat man vom Juni bis August eine Hitze auszuhalten von 30—37° im Schatten, oft um 10 Uhr abends noch 33°. Das ist allerdings, und vorzüglich der langen Dauer halben, unerträglich. — Das Küstenland Liberia in Oberguinea (6° N. Br.) hat eine mittlere Jahrestemperatur von 21 Grad. Auffallend aber, daß dort die größte Kühle in den Juni und die größte Wärme (26—28°) in den Januar fällt.

In Hochafrika wird die Temperatur durch die beträchtliche Hochlage gemildert, und besonders in der dürren Hochebene des Oranjestroms — schon 29° vom Aequator entfernt — wechselt zur Sommerszeit empfindliche Nachtkühle mit einer oft auf 30° steigenden Tagshitze, und herrscht strenge Kälte im Winter. — Im Caplande, namentlich am Vorgebirg der guten Hoffnung, bewegt sich zur Sommerszeit das Quecksilber zwischen 17 und 26, steigt auch einige Grade höher, selten auf 30°; im Winter ist rauhe Luft, oft Nebel, auf den Bergen Schnee. —

In der tropischen Regenzone ist es die Regenzeit, die mit warmen Tagen auch warme Nächte verbindet und das Wachsthum der Pflanzen fördert, während in der trocknen Jahrszeit (also im Winter) auf starke Tagwärme auch starke Nachtkühle folgt, eben so wie in der Saharà und andern an Dürre leidenden Ländern der Erde. — Je nach Lage der Länder und Beschaffenheit des Bodens währt nun die Regenzeit oder der Sommer das ganze Halbjahr hindurch oder nur einige Monate; und zwar regnet es in dem einen Landstriche öfter und in größerer Fülle als in dem andern. In Abessinien und Senegambien ist die Luft so sehr mit Wasserdampf gesättigt, daß man sich, wenn auch der Regen erst nachts fällt, schon mittags wie in einem Dampfbade befindet und die Kleider naß werden.

Im niedrigen feuchten Lande des Tsadsees dauert oft die Zeit, wo Regen fallen, noch über die 6 Monate hinaus, und auf Zanzibar soll der jährliche Niederschlag fast so viel als an der andern Seite des indischen Oceans auf der Küste Malabar betragen.

Innerhalb der Regenzone, doch nur nahe dem Aequator, hat man zwei (äquinoctiale) Regenzeiten des Jahrs bemerkt, die mit zwei (solstitialen) trocknen wechseln; in Zanzibar z. B. fällt die Hauptregenzeit in das Vierteljahr März bis Mai, die kleinere August — Oktober.

Fragt man nun, wie es zugehe, daß die Regenzone sich nur bis 18 oder 20° der Breite erstrecke, da doch die Sonne noch auf etwas höherer Breite ins Zenith trete? und weshalb an die Regenzone erst eine des Regens ganz oder beinah ganz ermangelnde Zone folge, ehe wieder, wie in den afrikanischen Küstenländern des Mittelmeers und im Caplande, atmosphärische Niederschläge eintreten? so ist die Antwort darauf, daß von der ungeheuren Menge Wasserdunst, der innerhalb der Tropen, besonders in der Aequatorgegend aufsteigt, nur ein Theil dort wieder herabfällt, ein Theil aber von der polarischen Richtung der heißen, hoch emporgestiegenen Luftschichten über die der Regenzone benachbarten Länder hinweggeführt werde und erst etwa in 31° Entfernung vom Aequator anfange kühler zu werden und sich niederzuschlagen, und daß jene beiden regenlosen Gürtel gewissermaßen die Flußbette der Passate, des NO.- und des SO.-Passats, darstellen. Im subtropischen Klima Aegyptens erfreut sich nur das Delta des Regens, doch weder oft, noch in beträchtlichen Güssen; Kairo hat nur 31 Tage bedeckten Himmel, 240 sind ganz heiter, an den übrigen zeigt sich bloß Gewölk um sich wieder zu verziehen. In Oberägypten ist der Regen selten; Nubien gehört klimatisch der Saharâ an.

Produkte. — Ihre Manchfaltigkeit ist groß, besonders im Pflanzen- und Thierreiche; es mögen also, wie schon in der Beschreibung Asiens geschehen, einige Angaben genügen, die wir mit der allgemeinen Bemerkung einleiten, daß die Arten der Flora und Fauna, sowohl die ursprünglich einheimischen, als die von auswärts eingeführten sich nach den Verschiedenheiten des Klimas vertheilt finden; siehe §. 39 des vorigen Abschnitts. Wir treffen also am Mittelmeer noch südeuropäische Gewächse, sowie unsre Zugvögel, deren mehrere dort den Winter zubringen. Auch auf dem Caplande, dessen einheimische Flora in mancher Hinsicht der australischen ähnelt und dessen eingeführte Kulturgewächse wesentlich den südeuropäischen entsprechen, bestellt man jetzt die Felder mit unsern Korn- und Gemüsearten. Im ganzen übrigen Afrika, auch da wo höhere Lage die Hitze mäßigt, ist Hauptcerealie die Durrha oder Mohrenhirse, daneben der Reis und der Mais, dessen Anbau sich immer mehr verbreitet. — Der tropischen Nährpflanzen sind viele: Yams, Manioc, Bananen, Erdnuß, Schih- oder Butterbaum, die Dattel im Norden, besonders in den Oasen und am Südabhang des Atlas, wo sie der Wüstenbevölkerung das Hauptnahrungsmittel liefert; die tropischere Delebpalme, deren große Krone mit einer Fülle ananasartiger Früchte sich aus einem über 30 m. hohen Stamme erhebt, die Kokospalme nur an der Küste Guineas, die Sagopalme, die schöne schattige, aus Barths Reise vielen Lesern lieb gewordene Tamarinde u. a. m. Die Frucht des Gurunußbaums, die neben den Kauries (kleine Conchylie) als Scheidemünze dient, gewährt dem wohlhabenden Bewohner Sudâns, der sie kaut und aussaugt, einen Genuß, wie anderwärts der Kaffee. — Zu den Oelgewächsen gehört nicht bloß der Sesam, sondern auch die Dendempalme und vor allen die Ölpalme, deren zur Seifenbereitung benütztes Öl alljährlich größere Bedeutung für den Handel zwischen Europa und den Guineaküsten gewinnt; mit der Ausdehnung

dieses Handels hält die Verminderung des Sklavenhandels gleichen Schritt. — In den Gewürzhandel liefert Afrika den Pfeffer, weshalb ein Theil Guineas den Namen Pfeffer- oder Körnerküste führt; auch sind indische Gewürze herüber gepflanzt, namentlich die Gewürznelke nach Zanzibar. — Baumwolle, in Tunis kultivirt und in Aegypten gegenwärtig der Hauptexportartikel des Landes, wächst in vielen Landstrichen, z. B. am Zambesi und Schire, wild, desgleichen Zuckerrohr und Indigo. — Aus den Urwäldern feuchter Landstriche kann man treffliche Holzarten zur Färberei und Tischlerei beziehen, und die Akazien trockener Länder liefern das Kautschuk Senegambiens und den arabischen Gummi Aegytens; desgleichen ist das Copalharz namentlich Südafrikas ein wichtiger Handelsartikel, der auch aus dem Innern an die Küsten gebracht wird. — Wie der kolossale Baobab oder Affenbrotbaum ein ächt afrikanisches Gewächs ist, so auch der Kaffeebaum, der wahrscheinlich über die Straße Bab-el-Manʼeb nach Arabien verpflanzt worden; denn im südlichen Habesch, im Quanzagebiet und in Guinea ist er wälderweis zu sehen. — Auffallend ist, daß die üppige Vegetation der großen, gebirgigen und wohlbewässerten Insel Madagaskar weit mehr auf die der hinterindischen Inseln, als auf die Afrikas hinweist.

Je mehr Gebirge man entdeckt, desto höher sollte unsre Vorstellung von dem Reichthum Afrikas an Mineralien steigen; es ist aber nicht der Fall. Manches Land hat Mangel an Salz, manches an Eisen; in andern scheint Erz in Fülle zu sein, so daß Eingeborne das Eisen auszuscheiden und zu verarbeiten wissen. Daß kupferreiche Stellen vorhanden sind, wissen wir seit langer Zeit und haben die jüngsten Entdeckungsfahrten Livingstones aufs neue bestätigt (Kupferminen zu Katanga in Lualabagebiet!); Afrikas Goldstaub war schon im Alterthum ein gesuchter Handelsartikel, und die erst jüngst entdeckten reichen Gold- und Diamantenfelder Südafrikas haben bereits eine große Menge Menschen, auch aus Europa, dorthin gelockt. —

An Zahl der Thierarten, wenigstens der Vierfüßler, soll Afrika selbst über Asien stehen. Unter den eigenthümlichen ragen Zebra, Gnu und Giraffe hervor. Wie der Affenbrotbaum unter den Bäumen, so kann die Giraffe unter den Thieren als Wappen des Erdtheils dienen, eher als der Löwe, der freilich hier in seiner Größe und Schönheit und überall zu finden ist, außer in der Wüste, wo es an Nahrung für ihn fehlt. Bei der Menge reißender Thiere ist es auffallend, daß kein Tiger da ist; die arabische Wüste wird ihn verhindert haben, aus seiner asiatischen Heimat sich auch hieher zu verbreiten, obwohl das Kamel aus Asien stammt, und erst während unsrer Zeitrechnung nach Afrika gelangt ist; wenigstens kommt es noch nicht auf den alten Monumenten Aegyptens vor. Kamel und Dattelpalme machen die Wüste bewohnbar. Der Strauß ist afrikanisch, rechnet aber, als Freund trockner Hochebenen, Arabien mit zu seinem Reiche. Hochafrika und Habesch können besonders als Reich der Dickhäuter und Wiederkäuer gelten; höchst zahlreich sind hier Elephanten und Antilopen; jene in feuchten und waldigen Landstrichen, z. B. am Limpopo, diese auf den Savannen und so manchfaltig in Gestalt, daß man glaubt, $^5/_6$ aller Antilopenarten der Erde seien hier zu Hause. Uebrigens zeigt sich der afrikanische Elephant minder klug als der ostindische, hat aber gewaltigere Zähne, von 3—$3^1/_2$ m. Länge, deren jeder über 80 bis 100 ℔. wiegt, weshalb besonders die Elephantenjagd so manche Europäer an den weißen Nil, und seit der Entdeckung des Ngamisees nach Südafrika lockt; auch das werthvolle Horn des Rhinoceros reizt jene Jäger. Khartûm und Zanzibar

sind gegenwärtig die Hauptstapelplätze für diese Handelsartikel. — Groß ist der Reichthum an Affen, besonders in Guinea und Sudân, worunter der mannshohe Gorilla auf der Gabunküste den Orang Utang Bórneos an Stärke überbieten soll. — In den warmen Strömen sind Hippopotame und Krokodile größester Art. Viele Schlangen, unter andern die Riesenschlange. Die Gefährlichkeit solcher Ungethüme ist hoch anzuschlagen; es gibt aber kleinere Thiere, die in vielen Gegenden Afrikas noch ärgere Landplagen sind, namentlich Heuschrecken, Termiten, deren kegelförmige Bauten aus der Ferne ganzen Dörfern gleichen, und die Tsetse-Fliege. Dies Insekt ist nicht größer als unsre Stubenfliege; sein Stich hat aber eine so verderbliche Wirkung, daß man da, wo es heimisch ist, weder Pferde noch Ochsen halten kann. Der großen Thiere kann der Mensch eher Meister werden, wovon Aegypten den Beweis liefert; im Nil nämlich, so weit er dort fließt, hat man das Flußpferd ganz vertilgt, und das Krokodil kommt wenigstens in Unterägypten nicht mehr vor. — An Schönheit der Vögel muß Afrika der neuen Welt weichen: seine Papageien werden von den amerikanischen übertroffen; sehr reich vertreten sind aber besonders die Sumpfvögel, und zwar in den auffallendsten Formen (Flamingo, Ibis, Pelikane ꝛc.) — Als Hausthiere werden namentlich gezogen: Kamel, Pferd, Esel, Rind und Schaf, letzteres vor allen zahlreich im Caplande, Hühner, Hunde; wenn es gelingen sollte, den afrikanischen Elephanten, der im Alterthum bereits als Hausthier vorkam, wieder zu zähmen, würde dem gänzlichen Mangel an Lastthieren im tropischen Hochafrika, einem Haupthindernisse des Verkehrs, wenigstens theilweise abgeholfen sein. — Madagaskar zeigt auch in Bezug auf die Thierwelt eher indische als afrikanische Formen; eigenthümlich ist der Mangel großer Raubthiere, der Dickhäuter u. s. w.

Verschiedenheit der Bewohner, Sprachen u. s. w.

Afrikas Volksmenge — „eine der unbekanntesten Größen unter der Sonne" — wird auf 192 Mill. geschätzt. Trotz des geringen historischen Lebens, das sich, abgesehen von den Ländern des Nordostens und Nordens, in Afrika bis jetzt entwickelte, zeigen sich verhältnismäßig wenig unvermischte Stämme. Dessenungeachtet ist Herodots Eintheilung der Eingebornen Afrikas in Libyer (im Norden bis zur Saharà, in Habesch und das Nilthal abwärts) und in Äthiopier (in den übrigen Theilen des Continents) im großen und ganzen heute noch richtig. Meist haben diese Rassen auch ihre alten Wohnsitze jetzt noch inne, manche Stämme sind durch Wanderungs- und Eroberungszüge versprengt, andere vernichtet worden, oft wohnen Menschen verschiedenen Stammes auf ein und demselben Boden nebeneinander, häufig sind durch Vermischung ganz neue Stämme entstanden. Die Hautfarbe ist bei allen Afrikanern eine dunkle, aber in unendlich vielen Abstufungen und Schattirungen: vom leicht gebräunten Teint mancher Berber bis zum glänzenden Ebenholzschwarz der Dscholofen, vom Kupferroth der Aschantis bis zum Lichtgrau anderer Negerstämme.

1) Die Libyer sind Kaukasier; zu ihnen gehören: a) die hamitische Urbevölkerung

Nordafrikas von Aegypten bis zum atlantischen Meere: die alten Aegypter und die Numidier — die wesentlich unvermischten Nachkommen jener sind die (etwa 350000) Kopten des heutigen Aegyptens, die der Numidier die Berberstämme; die arabisch sprechenden Fellahs Aegyptens sind durch eine frühe Vermischung arabischer und ägyptischer Elemente entstanden. Die grammatisch nah verwandten Sprachen dieser Völker haben die Eigenthümlichkeit, die Flexion der Nomina und Verba durch vorgesetzte Silben, durch Präfixe, auszudrücken.*) Griechen, Phönizier, Römer, Germanen, Türken — alle ließen Spuren in Nordafrika zurück, die bedeutendsten jedoch die Araber, die, abgesehen von früheren friedlichen Ansiedlungen, in 2 Invasien sich über das Land ergossen, von Osten her als fanatische Eroberer und Bekehrer, von Westen her als Vertriebene, weshalb gegenwärtig ihre Sprache vom rothen bis zum atlantischen Meere gehört wird; — b) Semiten, nämlich die semitische Urbevölkerung von Habesch, Sennār und Nubien — in der Landschaft Tigré herrscht heute noch eine rein semitische Sprache —, jetzt in verschiedenstem Grade gemischt mit Negern und nordafrikanischen Stämmen, ferner die zu verschiedenen Zeiten eingewanderten Araber Nordafrikas und der Ostküsten, und die Juden, zahlreich in Habesch (als Felaschahs), in sehr gedrückter Stellung und von den Moslemin mit grenzenloser Verachtung behandelt in den sog. Barbareskenstaaten, wenig zahlreich — vielleicht aus historischer Abneigung gegen das Land der Pharaonen — in Aegypten.

2) Die Aethiopier bezeichnete man sonst kurzweg als Neger; wenigstens folgende Unterschiede sind festzuhalten: a) die gelbbraunen südafrikanischen Stämme der Hottentotten (z. B. Namaquas, Corinnas, Griquas, Buschmänner oder Saabs, d. h. in Gebirge und Einöden gejagte Hottentotten ohne Herden) in der Westhälfte des Erdtheils etwa südwärts vom Ngami, mit einer Sprache voll eigenthümlicher Schnalz- und Gutturallaute, durch einen erbarmungslosen Krieg der holländischen Boers über den Oranje zurückgedrängt; — b) die meist wohlgebildeten Stämme der Ostküstenländer und in den Breiten des Zambesigebietes bis an die Westküsten verbreitet, vielfach vermischt mit Arabern, mit den gelbbraunen Stämmen des Südens und mit eigentlichen Negern; z. B. die begabten Kaffern (Kafir, Ungläubige der Araber) zwischen indischem Meer, Zambesi und Kalahari-Wüste, worunter besonders die Zulu (Plural: Amazulu) an der Küste und die Betschuanen weiter im Innern; ferner die stark mit Arabern gemischten Suaheli, die schon sehr negerähnlichen Bundavölker in Niederguinea und weiter landeinwärts; — c) die eigentlichen Negerstämme in dem noch übrigen Theile Afrikas südwärts vom Senegal und vom Südrand der Saharā, doch in ihren nördlichen Gebieten schon vielfach mit nordafrikanischen Stämmen gemischt.

Anm. Araber und Islam haben die Neger aus der Saharā, die sie ohne Zweifel einst inne hatten, verdrängt. Als Mischvölker müssen auch bezeichnet werden die Somālis des östl. Dreieckes, die Gallas, die Todfeinde der Abessinier, die Wüsten-

---

*) Einige Sprachforscher haben das Berberische für eine arische Sprache erklärt; andere (z. B. Faidherbe im „Bulletin de l' Académie d' Hippone") wollen nach Schädelfunden die Stammeltern der Berber mit den ältesten Bewohnern des westl. Europas in Verwandtschaft bringen, eine Hypothese, die allerdings in dem Vorhandensein zahlreicher Dolmen in Nordafrika eine Stütze gewinnt.

stämme der Tibbus und Tuáregs (aus Berbern und Negern), der Mauren (aus Berbern und Arabern). — Die Westküste Madagaskars ist von einem Volke mit afrikanischem Typus, den Sakalawas, bewohnt, während den Osten malayische Völker (wozu die kriegerischen Howas gehören) inne haben, die der Meeresströmung folgend, von Sumatra eingewandert zu sein scheinen und hier die Westgrenze ihrer Ausbreitung gefunden haben.

§. 2. Aus der Geschichte Afrikas.

Der Name Afrika wurde von den Römern ursprünglich zur Bezeichnung der Provinz gebraucht, welche die Umgegend Karthagos umfaßte; erst nach Christi Geburt wurde er aufs Ganze übertragen. Die Griechen nannten den ihnen näher bekannten Theil des Continents Libyen (im Gegensatz zum unbekannten Aethiopien); auch dieser Ausdruck bezeichnete anfänglich nur den Nordosten zwischen Aegypten und den Syrten. — In Bezug auf Bildung wird jeder Vergleich mit Asien zum Nachtheil Afrikas ausfallen. Der Norden allein, durchs Mittelmeer mit Asien und Europa in Berührung, hat Theil an manchen ihrer Kenntnisse und Einrichtungen genommen; doch sind es nur 2 Völker, womit sich die Geschichte des Alterthums besonders zu beschäftigen hat, die Aegypter und Karthager, denn die kleine griechische Colonie Kyrene in Barka konnte bei ihrer mehrentheils wüsten Umgegend nicht zu ähnlicher Bedeutung gelangen. Im Mittelalter und in neuer Zeit theilten sämmtliche Nordafrikaner das gewöhnliche Schicksal muselmännischer Despotien, ohne jemals, einige lichte Augenblicke Aegyptens unter fatimidischen Chalifen abgerechnet, sich mit der Kultur zu Cordova, Bagdad, Haleb, Ghasna, Schiras und Isfahán messen zu können.

1) Vor Muhammed.*)

Sicher gab es in Zeiten, wohin unsere Geschichtskenntnisse nicht reichen, Handelsverkehr zwischen den Anwohnern des indisch-arabischen Meeres. Dies mag altasiatischen Religionsideen und kriegerischen Auswanderern den Weg zu den Alpenländern am Takkasyé und Azrek gebahnt haben, wo Karawanenplätze und bald auch Tempel und Städte entstanden. War dies der Fall, so ging natürlich der Handel von dort den Strom zwischen den Wüsten hinab, und veranlaßte ähnliche Kolonisation und Eroberungen allmählich bis zur Küste des Mittelmeers. So erwuchsen priesterlich-kriegerische Staaten erst südlich der nubischen Wüsten unter den braunen Aethiopiern, deren Hauptorte Axum und Meroe, dann nördlich unter den minder braunen Aegyptern, deren Hauptorte Thebe, Memphis u. a. wurden. Dies war etwa 4000 Jahre vor Christi Geburt der Beginn der Kultur im Nilthale, wo nach und nach die eingewanderten Begriffe und Einrichtungen die bei den spärlichen Ureinwohnern vorgefundenen umbildeten, dem Klima und der Lebensart gemäß sich weiter entwickelten und, durch Wüsten fast überall von andern Völkern getrennt, sich ganz eigenthümlich gestalteten. Vor-

*) Nach der bei uns gewöhnlichen Aussprache Múhammed (Móhammed, Máhommed), im Orient jedoch Muhámmed oder M'hammed.

züglich war dies in Aegypten der Fall, wo man größere Fortschritte als in Aethiopien machte, obwohl die Völker hier und dort in Gebräuchen und Ideen sich ähnlich blieben. Die Priesterschaft behauptete den ersten Rang, ein volles Drittel alles Landeigenthums gehörte ihr, und die Könige hatten sich, wie hoch sie auch von ihr geehrt wurden, doch nach strengen göttlichen Vorschriften zu richten. Sie war die obere Kaste wie bei den Hindus, und ihr zunächst stand die der Krieger, gleichfalls im Besitz eines Drittels vom Grund und Boden. Die Gewerbtreibenden (worunter auch die Pächter), die Schiffer (deren es am Nil und den unzähligen zur Bewässerung angelegter Kanälen sehr viele gab) und die Hirten in den Seitengebirgen und einigen Weidegegenden des Deltas, machten die übrigen 3 Kasten aus, worin alles scharf geschieden war. Nur die Mitglieder der Priesterschaft beschäftigten sich mit wissenschaftlichen Dingen, dem Volke blieben die mechanischen Arbeiten. Im Handel mit fremden Ländern zeigte der Aegypter keine Thätigkeit; durch Karawanen erhielt er Goldstaub, Elfenbein und Sklaven aus dem Innern Afrikas, Räucherwerk aus Arabien, Gewürze aus Indien, Weine aus Phönizien, Salz aus den Wüsten, und ließ dagegen seinen Ueberfluß an Korn und seine vortrefflichen Linnen- und Baumwollgewebe von ihnen abholen. Von der Hofpracht der Pharaonen oder Könige, sowohl derer zu Memphis als zu Thebe, und besonders als Aegypten 1550 Jahre vor Chr. zum zweitenmale ein einiges Reich ausmachte, sowie vom Einflusse der Priester und von dem Grade ihrer bildenden Kunst zeugen noch jetzt die unter dem heitern Himmel Aegyptens wohl erhaltenen Ruinen, die aus ungeheuren Pyramiden, Tempeln, Palästen, Kolossen, Obelisken, Sphinxen und Felsgräbern bestehen. J. J. 525 v. Chr. gerieth dieser merkwürdige Staat, der für die Entwicklung der griechischen, und damit der ganzen späteren europäischen Kultur von tief eingreifendem Einflusse war, in die Gewalt des persischen Eroberers Kambyses, und blieb von nun an die Beute fremder Herrscher, fremder Religionen und Einrichtungen. 332 kam Alexander und legte den Grund zur Handelsstadt Alexandria; sein großer Gedanke war, den Lebenssaft der im Erstarren begriffenen ägyptischen Welt durch einen Zusatz hellenischen Geistes zu erneuern. Es hätte gelingen können — das zweite Rom der alten Welt, sein Alexandrien, liefert dafür den Beweis — wenn der hellenische Geist seiner Zeit der rechte gewesen wäre und die Vorsehung ihm andere Nachfolger gegeben hätte. So aber trieb die griechische Kultur hier nur eine kurze Nachblüte, wenn es auch unter den Ptolomäern dem Einfluß hellenischen Geistes gelang, das bis dorthin so streng abgeschlossene Aegypten zum Mittelpunkte des Welthandels zu machen, durch die nach Indien unternommenen Fahrten die Aufmerksamkeit auch auf die Ostküste Afrikas, die bis Madagaskar hinab befahren wurde, zu lenken, ja sogar im Innern des Erdtheils die Quellen des blauen Nils im Tsana und die des weißen aus einem System von Seen am Fuße des Mondgebirges kennen zu lernen — letzteres Kenntnisse, die erst in allerjüngster Zeit von uns wiedergewonnen worden sind. Dann kam die römische Eroberung: sie vernichtete den letzten Nachwuchs. Aegypten ward römische Provinz und gehorchte 4 Jahrhunderte römischen, dann 2 Jahrhunderte byzantinischen Statthaltern. So kam es, daß in Zeiten, wo große Ideenumwälzungen sich vollzogen, „wo ganze Kulturzonen in ihren Angeln bebten, das geistig einst so hoch stehende Aegypten nur noch

Neuplatoniker und — Mönche producirte. In Alexandrien, der Vaterstadt des Euklid, mußten die Araber mit der Einrichtung von Rechenschulen beginnen!"*)

Durchaus verschieden von der ägyptischen Staatsweise und Lebensart war die karthagische; denn Karthago, etwa 880 v. Chr. von Tyriern an der Bai von Tunis, an der Stelle der größten Annäherung Afrikas an Italien und in der Mitte der Längenausdehnung des Mittelmeeres, gegründet, hatte phönizische oder punische Sprache und Gebräuche, und ward durch Betriebsamkeit und Seehandel die mächtigste Republik am westl. Mittelmeere. Die Karthager förderten nicht nur an der libyschen Küste den Ackerbau und die Anlage vieler Städte; sie gründeten nicht nur an der gegenüberliegenden europäischen Küste und an der NW.-Küste Afrikas bis weit über das C. Bojador hinaus zahlreiche Handelskolonien: sondern sie gingen auch vielfache Handelsverbindungen ins Innere, bis in die Länder der Schwarzen südl. der Saharà und bis zum Niger hinein; sie sollen sowohl die nord- und südcanarischen Inseln, als auch die weit westl. liegenden Azoren schon erreicht haben. Doch auch sie mußten zuletzt den erobernden Römern weichen. Ihr Land, als Provinz Afrika, nebst den Nomadenstämmen der eingebornen Numidier, soweit sich diese unterwarfen, wurde durch römische, dann durch byzantinische Statthalter verwaltet. Daß auf kurze Zeit deutsche Vandalen einwanderten und für das ehemals an Karthago verübte Unrecht einen Vergeltungszug nach Rom ausführten (455 n. Chr.), war nur ein kleines lebhaftes Zwischenspiel in der sonstigen traurigen Unbedeutendheit des Landes; Justinians Feldherr Belisar nahm ihnen den Besitz der Prov. Afrika wieder ab. Für Vermehrung der geographischen Kenntnisse hatten aber die Römer in Afrika so wenig gethan, als in Asien.

2) Seit Einwanderung des Islam.

Schon 8 Jahre nach Muhammeds Tode eroberte (640) der Moslem Amru Alexandrien, die nachfolgenden Feldherrn unterwarfen noch im gleichen Jahrhundert die ganze Nordküste Afrikas. Mit ihnen wanderten Araber ein, deren Lehren auf die zwischen Küste und Saharà herumziehenden, an Lebensweise ihnen ohnedies verwandten Nachkommen der alten Numidier und Mauritanier übergingen; doch stehen sich in vielen Gegenden (z. B. in Marokko), trotz des gemeinsamen Glaubens, heute noch Berber und Araber unvermischt gegenüber. Griechisch-römische Anstalten und das Christenthum wurden zu Grunde gerichtet, der Korán aber herrschend vom rothen bis zum atlantischen Meer, selbst an den Ostküsten Afrikas ließen sich Araber nieder; nur in Habesch erhielt sich ein eigner Christenfürst, und in Aegypten ward das Dasein tributbarer Christen (Kopten) geduldet. Anderseits wurde durch die Araber das Kamel in Nordafrika eingeführt und dadurch die Saharà erst zugänglich gemacht; bald zogen islamitische Glaubensboten und wißbegierige Reisende südwärts in die Negerländer, und ihnen folgten die Waarenzüge der Kaufleute. Anfangs standen die Eroberungen in Afrika wie in Asien unter den Chalifen; als aber der Thron von Damask nach Bag-

---

*) Stephan, Das heutige Aegypten, 1872.

dad verlegt wurde, entstanden mehrere moslemische Dynastien. Wichtig ward das fatimidische Chalifat in Aegypten mit der neuen Hauptstadt Kairo, das in Bildung und Regierung den besseren Zeiten Bagdads einigermaßen nacheiferte. Dem gewöhnlichen Loose der Despotien folgend, erschlaffte die Chalifenfamilie schnell, das Staatsgebäude ging auseinander. Saladin, der berühmte Ajubide, erhielt als Sultan die Herrschaft Aegyptens 1171, mit der er bald die zu Damaskus verband, dann Jerusalem einnahm, mit Richard Löwenherz stritt und 1193 ruhmvoll starb. Zum Unglück ließen seine Nachfolger ihren Leibgarde-Sklaven, den gewöhnlich aus Kirgisen- und Tscherkessenland geworbenen und gekauften Mamelucken zu viel Gewalt. Ein Führer derselben riß 1250 den Thron an sich, worauf unter verschiednen Mamelucken-Dynastien das von Empörungen, Grausamkeiten, Gewaltthaten des Soldatenregiments geplagte Aegypten fast 3 Jahrhunderte seufzte, bis es 1518 eine Provinz des osmanischen Reichs wurde, und noch jetzt einem Vicekönig (Khedive) gehorcht, der freilich bei der Schwäche seines Großsultans fast zum unabhängigen Herrn geworden. Was die übrige Nordküste Afrikas betrifft, so ist zu merken, daß in Marokko seit 1670 ein eignes moslemisches Kaiserthum besteht mit unumschränkter Despotengewalt, und daß sich im 16. Jahrhundert zu Algier, Tunis und Tripoli drei soldatische Staaten bildeten, die den osmanischen Großsultan halb und halb als Oberherrn anerkannten und Seeraub als ihr vornehmstes Handwerk trieben. Bekanntlich wurde der Despot von Algier 1830 durch die Franzosen gezüchtigt, abgesetzt, und sein Land in Besitz genommen.

Außer dem Norden ist das weite Afrika erst seit 4 Jahrhunderten der Gegenstand europäischer Forschung geworden. Von Portugal (Prinz Heinrich, der Seefahrer!) gingen die ersten Entdecker der West- und Ostküsten aus; Bartholomeo Diaz kam zuerst 1486 ans Cap der guten Hoffnung, Vasco de Gama schiffte zuerst herum und nach Ostindien. Damit war nun allerdings der Küstenumfang in der Hauptsache festgestellt, aber die Erforschung des Innern ging sehr langsam vorwärts. Einzelne Punkte der Küsten wurden zwar besetzt, doch nicht um Kolonisten hinzuführen, europäische Kenntnisse und Betriebsamkeit zu verbreiten; darum kümmerte sich der Portugiese, dem nur an Goldgewinn und Sklaven lag, sehr wenig und um so weniger, als in seiner Heimat unter Despotism und Möncherei der früher zur Zeit des Prinzen Heinrich aufstrebende Geist völlig zu erschlaffen begann. Wenn auch Kaufleute dann und wann den Weg zwischen den östlichen und westlichen Faktoreien durch den Erdtheil nahmen, so gelangten doch aus Handelseifersucht hierüber nur spärliche Nachrichten an die übrige Welt. Eine wichtigere und wirkliche Kolonisation unternahmen die Holländer, die, nachdem sie schon 1652 Capstadt gegründet, als Ackerbauer und Herdenbesitzer (Boers) bis zum Oranjestrom und darüber hinaus vordrangen. Lange aber dauerte es, bis wissenschaftliche Beweggründe sich mit dem Handelsinteresse verbanden, um auch das Innere des großen Erdtheils kennen zu lernen; denn es fehlte noch der Sinn für solche Unternehmungen. Auf Weltumsegelungen und Entdeckung unbekannter Küsten und Inseln war man bei weitem mehr gesteuert. Freilich war auch das Eindringen ins Innere schwierig, gefahrvoll, abschreckend. Und doch wär' es damals — von den Bekennern des Islam abgesehen — leichter gewesen, unter die heidnischen Negervölker zu reisen, als später, wo man sicher sein konnte, den Hafen-

plätzen zunächst auf Völkerschaften zu stoßen, die der vieljährige Umgang mit den Sklavenhändlern verdorben hatte. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erwachte die Lust, Afrika kennen zu lernen; vorzüglich ließen es sich Engländer und Deutsche angelegen sein, das seit Jahrtausenden über dem Erdtheil liegende Dunkel — „quid novi ex Africa?“ — zu lichten (S. o.) Geographische Gesellschaften bildeten sich zur Unterstützung muthvoller, mit Kenntnissen ausgerüsteter Männer, die allen Beschwerden und Gefahren zum Trotz sich ans Werk machten. An der Spitze dieser Reisenden steht Mungo Park, der erste wissenschaftlich gebildete Europäer, dem es (1795) gelang, bis an den Niger vorzudringen; 10 Jahre später ward er auf einer zweiten Reise in einem Gefecht mit Häuptlingen der Haussa erschlagen. Auch Missionare wurden von der Entdeckungslust ergriffen, und so wagte man von allen Seiten sich in Afrika hinein, vom Senegal, von der abessinischen Küste, von Tripoli, von Kairo den Nil hinauf, vom Cap, vom Golf Benins, von der West- und Ostküste der Südhälfte. Viele büßten als Opfer dieses Strebens ihr Leben ein; ihre Namen aber sind so unsterblich wie die Namen derer, die glücklich wieder in die Heimat zurück kamen; denn was sie der Erd- und Völkerkunde und allen Zweigen der Naturwissenschaft für Dienste geleistet, so wie die künftige Hebung der Landes- und Volkskultur, die sie den Eingebornen der Afrikaner möglich gemacht, ist nicht hoch genug zu schätzen.

Die Hoffnung, daß auch den Negervölkern die Morgenröthe einer neuen bürgerlichen und geistigen Entwickelung anbrechen wird, ist kein leerer Traum. Sie ist es um so weniger, als der Sklavenhandel, diese alte eingewurzelte Gewohnheit der Afrikaner, der seit 350 Jahren durch christliche Regierungen und Kaufleute so sehr begünstigt ward, daß man die Zahl der aus Afrika fortgeschleppten Menschen auf mehr als 40 Millionen schätzt, gegenwärtig immer mehr in Abnahme geräth. Seit der vortreffliche Minister Canning 1824 das brittische Parlament zu dem Beschlusse bewog, den Menschenhandel wie Seeraub zu bestrafen, fährt England beharrlich fort, die Abschaffung des Sklavenkaufs an den Küsten ernstlich durchzusetzen, und schon kommt seit mehreren Jahren in den Hafenplätzen Guineas statt der verbotenen Waare das Palmöl auf den Markt. Auch von Seite der Nordamerikaner, bei denen doch Millionen Schwarze in Sklaverei lebten, war schon längst vor Beendigung des großen Krieges an Verbreitung christlicher Religion und bürgerlicher Freiheit unter den Negervölkern Afrikas gedacht und als wirksamstes Mittel ein freier Negerstaat, Liberia, an der heißen Küste Guineas gegründet worden. Dessenungeachtet dauert der afrikanische Sklavenhandel, im geheimen sogar von einzelnen christlichen Nationen begünstigt und betrieben (z. B. den Portugiesen), immer noch fort und man hat neulich die mittlere Zahl der von Afrika jährlich ausgeführten Sklaven auf 200000 Köpfe geschätzt. Die Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit aller Gewaltmaßregeln gegen den Sklavenhandel hat die Engländer in den letzten Jahren bewogen, ihre Bestrebungen auf Civilisirung des afrikanischen Negervolkes zu richten. Missionare, meist in den afrikanischen Kolonien oder in Westindien gebildete Neger, suchen ihre Landsleute für das Christenthum zu gewinnen, und Agenten der Regierung suchen ins Innere einzudringen, um mit den Negerstämmen Verträge zur Einstellung der Sklavenjagden zu schließen.

§. 3. Die einzelnen Staaten Afrikas.

Abessinien oder Habesch.

7500 Q. M., 3 Mill. (?) E.

In der Schilderung der Oberfläche Afrikas ist bereits des großen Hochlands erwähnt, das dem arabischen Jemen gegenüber zwischen dem 16. und 8. Breitengrade sich ausdehnt und vom rothen Meere nur durch den schmalen Küstensaum Samhara getrennt ist. Als Quellenland des Sobat, des Abai, des Takkasyé und des Mareb stellt es sich von selbst als kulturfähig dar, und da es zugleich völlig in der Zone des tropischen Regens, ja zum Theil der doppelten Regenzeit liegt, so übertrifft seine Produktenfülle bei weitem die des benachbarten glücklichen Arabiens. Duldet auch die Degas oder oberste kalte Region, keine oder nur wenig Bäume, wohl aber ausgedehnte herrliche Alpenwiesen, so ist dafür das Klima der Waina-Degas um so angenehmer, mild, meist frühlingsmäßig, zwischen 14 und 20° R., so daß Feige und Granatapfel, Wein und Olive, neben Baumwolle und Indigo gedeihen. Man hat dort über 1000 neue Pflanzen gefunden; und was die Zoologie erbeuten kann, davon liefert unter andern das Senkenbergische Museum zu Frankfurt, das der bekannte Reisende Rüppell mit vielen Seltenheiten bereichert hat, den glänzendsten Beweis.

Kein Wunder, daß sich in diesem gesegneten Alpenlande schon in frühen Zeiten ein Kulturstaat bildete, und um so eher, als seine Bevölkerung nicht zur Negerrasse gehörte, vielmehr ein brauner mit dem jenseits arabischen verwandter Menschenschlag ist, der zwar dicke Lippen und mitunter wolliges Haar, aber eine vollständig kaukasische Gesichtsbildung (frontale Schädelentwicklung) hat und eine von den Negersprachen vollständig verschiedene Sprache redet. Wie in der alten abessinischen oder äthiopischen Kultur Manches der ägyptischen ähnelt (Ruinen von Axum!), so kam auch der Mosaismus wie nach Alexandrien so nach Habesch, gleichsam als Vorläufer des Christenthums, das sich in gleicher Art in Habesch wie Aegypten verbreitete, aber nicht vom Islam überwunden wurde. Das Alpenland war eine Insel oder Feste, wo sich trotz des Andrangs der Muselmänner ein unabhängiger Staat zu erhalten wußte. Freilich nahm, bei der völligen Abgeschiedenheit von der übrigen christlichen Welt, das abessinische Christenthum keinen Theil an der neuen Entwickelung der europäischen Menschheit; es konnte sich nicht einmal auf der Stufe erhalten, wo es im fünften Jahrhundert gestanden. Denn das abessinische Christenthum ist entartet, ohne sittliche, civilisirende Grundlage, aus christlichen, jüdischen, muhammedanischen und heidnischen Elementen zusammengebraut, leeres Ceremonien- und Zauberwesen. Die Bibel ist zwar hochgehalten, aber nicht verstanden; man gebraucht sie nur in der altäthiopischen Uebersetzung, und diese Sprache ist nicht mehr die Volkssprache. Düsterer Aberglaube lastet auf dem Volke, und Ignoranz, Armut und Verachtung auf dem sehr zahlreichen Priesterstande. Der oberste des Klosterwesens (Etschege) und die Bischöfe (Komur) der Weltgeistlichkeit stehen unter dem koptischen Abuna, der in Gondar residirt und auch die Kirche in Tigré und Schoa regiert, dessen Macht nur durch die des Königs beschränkt ist und oft den Monarchen furchtbar wurde. Die Hauptheiligen des abessinischen Christenthums, das sich für das allein ächte hält und an dem blauen Bande kenntlich ist, das von jedem abessinischen Christen um den Hals getragen wird, sind der Medane-Allen (Heiland),

die hl. Maria, der hl. Georg und — der hl. Merkurius. Die Kirchen, aus Stein mit Lehm als Mörtel, sind kreisrund mit spitzem Strohdach, wie die Wohnungen der Abessinier selbst*), welche in dieser Form an die Wohnungen der Neger erinnern, nur daß sie weit roher und haltloser sind, als die Negerwohnungen z. B. in Bornu und Sókoto. Alle möglichen christlichen Confessionen könnten in dem abessinischen Christenthum eine Abart erkennen: an den Protestantismus erinnert das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (jedoch statt des Weines Rosinenbrühe), an den Katholicismus die Messe und der Mönchscölibat (der nicht gehalten wird), an die Mormonen die Vielweiberei, an die Wiedertäufer die Taufe der Erwachsenen (sie lassen sich jährlich am Dreikönigstag taufen). Mit den Muhammedanern und Juden, deren beide sehr viel im Lande sind, haben sie Fasten, Enthalten von unreiner Speise und die Beschneidung, welche der Taufe vorangehen muß, gemein; auch hat der Altar die Gestalt der Bundeslade, der Sabbath wird neben dem Sonntag gefeiert und die früheren Könige leiteten ihre Abstammung von einem Sohne Salomos, Menilek, und der Königin von Saba ab. An Heidnisches erinnern die Priestertänze bei den Gottesdiensten und die Verehrung des Merkur.

Der europäischen Menschheit war das Dasein dieses christlichen Staats, so weit im Süden hinter den Muhammedanern, lange Zeit nur dunkel oder gar nicht bekannt. Da gab Johann II. von Portugal einem unternehmenden Manne, dem Pedro de Covilham, der zu Land Indien aufsuchen wollte, den Auftrag, sich auch nach dem räthselhaften Christenreiche zu erkundigen. Covilham gelangte wirklich nach Indien und auch an den königlichen Hof Abessiniens (1488). Als später der Seeweg nach Indien gefunden war und die Portugiesen dem Negus (so heißt bei den Abessiniern der König) gegen die ihn bedrängenden Türken Beistand leisteten, so knüpften sich dadurch noch nähere Verhältnisse mit Portugal und mit der römischen Kirche an. Mit Gesandten aus Lissabon kamen auch Missionäre, und das Bekehrungsgeschäft, das sofort begann, ward besonders lebhaft, als der Jesuitenorden aufwuchs und 19 Mitglieder desselben sich in Habesch einfanden. Man hatte Glück, selbst König Socinus und der Hof traten zur römischen Kirche über, und schon war Pater Alfonso Mendez zum Patriarchen von Habesch ernannt, als das Unternehmen, wie in Japan, plötzlich scheiterte. Es entstand Aufruhr. Der neue Negus, Sohn des Socin, stellte 1634 die monophysitische Lehre wieder her und verjagte Jesuiten und Portugiesen.

Damals war das Königreich Habesch noch ziemlich mächtig, obschon bereits im Jahrhundert vorher Gallas-Neger aus Südwesten im Kriege Glück gehabt und Stücke des Reichs abgerissen hatten. Als aber in neuerer Zeit die Regierung besonders schwach geworden, empörten sich die Provinzen, mehrere Anführer wurden Ras oder Fürsten, jeder für sich unabhängig, ohne die Oberhoheit des Negus anzuerkennen. So entstand eine Reihe kleiner Reiche, unter denen Tigré, Amhára und Schoa die bedeutendsten waren. Dabei mußten Gewerbe und Ackerbau leiden, manche Alpenweide verlor ihre Herde, und der Muhammedanismus griff weiter um sich. Als solchergestalt Habesch ganz zerklüftet war, trat in unsern Tagen eine ganz unerwartete Wendung

*) Mit Ausnahme der nördlichen Theile Abessiniens, wo die arabische Bauform vorherrschend ist.

der Dinge ein. Ein tüchtiger Emporkömmling, **Kasai**, Sohn eines Beamten und Verwandten des Statthalters von Dembea, warf sich 1853 zum Herrn von ganz Amhára auf, schlug im Februar 1855 in der Schlacht von Deraskye den Fürsten Ubié von Tigré und ließ sich nun in Erinnerung an eine alte Sage, der gemäß einst ein König Theodorus sich erheben werde, durch welchen das Land wieder groß, das Volk glücklich gemacht werden solle, unter dem Namen **Theodorus** II. zum **Negus Negussié** (König der Könige) krönen. Er drängte die Gallas mit Glück zurück, unterwarf 1856 den Fürsten Haila Malakot von Schoa und stellte so die Reichseinheit wieder her. Der Anfang seiner Regierung war viel versprechend; bald aber trat in Massenhinrichtungen, willkürlichen Rechtsverletzungen und dergl. sein grausamer despotischer Sinn mehr und mehr an den Tag. In seinem Charakter, (nach den Worten Dr. **Krapfs**) „eine Mischung von Extremen, eine Zusammensetzung von Gut und Böse," gewannen die finstern Mächte in seiner Seele das Uebergewicht; jeder Zoll ein Barbar, ließ er seinen starken Leidenschaften freien Lauf und erschien so, je nachdem Ehrgeiz und hochfliegende Pläne, oder Ingrimm und gemeines Laster die Oberhand hatten, als Held oder als Bestie. Die willkürliche und grausame Einkerkerung protestantischer Missionäre und des englischen Consuls veranlaßten England zu einer kriegerischen Expedition gegen Habesch (18⁶⁷/₆₈). Am Ostermontag (13. April) 1868 wurde der letzte Zufluchtsort Theodors, der unterdessen den ganzen Landstrich von Gondar bis Mágdala ausgeplündert und verbrannt hatte, nämlich die Feste **Mágdala**, erstürmt; der Negus Negussié nahm sich durch einen Pistolenschuß das Leben. Die Engländer zogen wieder ab und seitdem ist alles im Lande in voller Auflösung. Jüngst hat sich der Fürst **Kassa** von Tigré, dessen Name während des abessinischen Feldzugs verschiedentlich genannt wurde, unter feierlichem, barbarischem Gepränge und großem Krönungsceremoniel den Titel: „König der Könige von Aethiopien durch den Willen des abessinischen Volkes" beigelegt, ohne indes diesen Titel auf eine entsprechende Macht stützen zu können.

Städte: In **Amhára** liegt nördlich vom Tsana See auf fruchtbarer Hochebene die Hauptstadt **Gondar** mit 7000 (sonst 60,000) zur Hälfte muhammedanischen E.; von den 44 Kirchen der Stadt soll Theodor 42 verbrannt haben. Südlich des Tsana und um die Quellen des Bahr el Azrek haust die Volkschaft der **Agows**. — In **Tigré** liegt an der Handelsstraße über den Tarantapaß nach dem ägyptischen **Arkiko** und **Massaua** der jetzige Hauptort **Adowa** mit 8000 E. 1895 m. überm Meere; in der Nähe und noch höher gelegen (2161 m.) die uralte Hauptstadt **Axum**, bis ins 13. Jahrhundert Residenz der Könige, seit 1535, wo es von den Gallas zerstört wurde, fast nur aus Ruinen bestehend; man sieht dort Säle, die in Felsen gehauen, umgestürzte Säulen und Obelisken; Axum war auch der erste Ort Aethiopiens, wohin das Christenthum gelangte; es war im 4. Jahrhundert, bald nach dem nicäischen Concil, als der Syrer Frumentius, von dem bekannten Athanasius geweiht, es dort verbreitete. Nördlich von Habesch liegen die, nun unter ägyptischer Oberhoheit stehenden Länder **Mensa**, **Bogos** und **Marea**, und die jüngst von W. Munzinger-Bei erforschten Gebiete der **Habáb**- und **Beni-Amer**-Völker, wo Thäler, Berge und Hochflächen reizende Landschaften bilden, auch Elephanten sich einfinden, und die ägyptische Regierung die Baumwollenkultur eingeführt hat. — In **Schoa**, sehr steil nach

SO., mit Alpenmatten auf den Höhen, Baumwolle und Südfrüchten in der mittleren Region, ist der Hauptort Ankobar (6000 E.), Sitz eines Ras, prächtig gelegen. Eine besonders gebirgige Hochlandschaft Schoas, wo der inselvolle Zuai-Bergsee, heißt Guragua; auf den Inseln des Sees große Klöster. — Südwestl. von Schoa bis Breitengrad 6 liegen die ehemals abessinischen Länder Enarea (worin Sakka) und Kaffa (worin der große Ort Bonga). Der Kaffeebaum, wild an den Berghängen wachsend, hat hier seine Heimat und ist wahrscheinlich von hier nach Arabien verpflanzt worden. — Das alte äthiopische oder abessinische Reich erstreckte sich noch weiter über einen Theil der Somali-Halbinsel. Darin liegt die vorhin ihres heißen Klimas halber erwähnte Küstenlandschaft von Tadschurra, ferner gleichfalls dem Alpenlande ganz nahe der kleine hochgelegene Handelsstaat Harrar (Hauptort Adar), dessen Einwohnerschaft ein Gemisch von Arabern, Somalis und Gallas, und der Hafen Berberā, der sommers öde, im Winter durch Ankunft von Karawanen und Schiffen sehr belebt; Goldstaub und Elfenbein, Straußfedern und Perlen, Kaffee, Farbhölzer und Wachs, Sklaven und Pferde ꝛc. kommen dort auf den Markt. Andere Häfen an der Nordküste des Somālilandes sind: Zeila (außer der Meßzeit ca. 6000 E.) südl. von Tadschurra, Bulhar westl. von Berberā; Kerem, Lasgori (6000 E.), Bender Ghāsim u. a. weiter ostwärts. Die in Städten ansässige Bevölkerung der Somāliküste von Tadschurra bis C. Guardafui, von R. Brenner 1870 auf 45—50000 Seelen geschätzt, lebt mit den Beduinen (Nomaden) — ohne Rücksicht auf Stammesangehörigkeit und häufig von den Beduinen des eigenen Stammes überfallen — in feindseligstem Verhältnis und besitzt das 1—1½ Mln. breite Küstenplateau, hinter welchem schroff und scharf begrenzt das Gebirge aufsteigt; und wenn die Nomaden außer der Meßzeit von ihrem Hochlande in die Küstenebene herabsteigen, so ist dies ein durchaus ungewöhnliches Ereignis, eine Kriegserklärung. Alle diese Küstenbewohner stehen übrigens mit den südarabischen Handelsstädten Aden und Makalla in Verbindung, d. h. von Zeila bis Kerem ist erstere, von Ungor bis Bender Ghāsim letztere Marktplatz.

Anmerkung. Die Heimat der Gallas, dieser Todfeinde der Abessinier, ist auf den Hochebenen bis zum Aequator und weiter. Nur einige Stämme derselben sind wirklich schwarz, die andern mehr braun. Man sieht unter ihnen viele Adlernasen, so daß sie den Abessiniern nicht zu fern stehen. Es sind rührige, kriegslustige Völker, theils mit erblichen, theils mit gewählten Oberhäuptern, theils Muhammedaner, theils Heiden, und wären sie nicht in so viele Stämme getheilt und häufig selbst untereinander in Fehde, so würden sie den Abessiniern noch weit gefährlicher sein, als sie es ohnedies schon sind. Besonders gefürchtete Räuber und Mörder sind die Asebo-Gallas, die ein etwa 40—50 Mln. breites, nordsüdlich streichendes Thal östl. des Aschangi-Sees inne haben, das die sämmtlichen Gewässer von der Ostseite der abessinischen Alpen aufnimmt und jenseit dessen fern im Osten wieder hohe Bergreihen aufsteigen. Die Asebo bekennen sich zum Islam und machen unausgesetzt Einfälle in die von Christen bewohnten Hochlande; daher hier die dichten Kolqual-Hecken um alle Dörfer, die zudem gewöhnlich auf isolirten Hügeln erbaut sind. Kein junger Galla kann heiraten, bevor er seinen Christen getödtet.

Der ägyptische Staat.

34300 Q. M., $7\frac{1}{2}$ Mill. Bew.

Aegypten bildet zwar nach dem bestehenden Rechte eine Provinz des osmanischen Reiches und ist der Pforte tributpflichtig*), aber die Verwaltung des Landes geschieht fast selbständig durch den Khedive-el-Masr**), der seine Würde nach dem Rechte der Primogenitur auf seinen ältesten Sohn vererbt. Es bildet somit beinahe wieder einen eigenen Staat, und hätten die europäischen Seemächte den wankenden Thron Konstantinopels nicht gestützt, so würde schon Pascha Mehemed Ali zum Sultân, und zwar eines sehr umfassenden Reiches geworden sein; so aber ward er genöthigt, auf Syrien und was er sonst in Asien gewonnen, wieder zu verzichten (1839/41). Nur seine Eroberungen nilaufwärts blieben ihm und gingen, um bedeutende Gebiete am rothen Meer (Suakim, den Hafen Nubiens, bis Arkiko und Massaua, die Häfen Abessiniens), in den nordabessinischen Grenzländern (Land der Bogos, der Mensa, Beni-Amer 2c.) und am weißen Nil vergrößert, auf den jetzigen Khedive Ismaïl-Pascha über. Immerhin sind diese noch so beträchtlich, daß man den Herrn Aegyptens den König des Nillandes nennen kann. Die Quellenländer des Nil und der Nebenflüsse gehören zwar nicht dazu, aber Nubiens und Aegyptens kulturfähige Felder, mit Ausnahme weniger Oasen, sind auch ganz allein die Geschöpfe, die Kinder dieses Stroms. Ohne den Nil wären sie nicht vorhanden, weil ohne ihn die Saharâ ununterbrochen und in ihrer ganzen Breite bis ans rothe Meer hinstriche, sowie sie auch wirklich jenseit dieses Meers — denn die öden Gebirgsküsten links und rechts machen keine Ausnahme — sich in Arabien fortsetzt. Der Nil schuf sich aber seine Länder, indem er seine Wasserstraße grade in einer Region der Wüste zog, wo er durch niedre Bergränder gegen den Flugsand gesichert war, mit dem die Winde ihn überschütten konnten. Zugleich war

*) Der Tribut wurde durch den Firman vom 27. Mai 1866 von 80000 Beutel auf 150000 Beutel à 500 Piaster, also auf etwa 5 Millionen Thaler erhöht.

**) D. i. Beherrscher von Aegypten. Den Titel Khedive, welcher nach der türkischen Rangordnung mehr besagt als Vicekönig, erhielt Ismaïl-Pascha zur Belohnung für seine, der Pforte beim letzten candiotischen Aufstand geleisteten Dienste; der frühere Titel des Vicekönigs war Wali von Aegypten. Der jüngste türkisch-ägyptische Firman vom 9. Juni 1873 annullirt alle bisherigen Firmane über das Verhältnis Aegyptens zur Pforte, bestätigt die durch den Firman von 1866 gegebene Erblichkeit der Khedive-Würde kraft des Rechts der Primogenitur in der Familie Ismaïl-Paschas gegen Anerkennung der Suzeränität des Sultâns und Zahlung des bisherigen Tributes, überläßt die ganze civile und finanzielle Verwaltung und Gesetzgebung des Landes, sowie fast die vollständige militärische, dem Khedive und fügt den bisherigen Privilegien einige neue Vortheile hinzu. Er ist ein Schritt weiter zur vollständigen Unabhängigkeit Aegyptens und im Interesse der Provinz, als des am weitesten fortgeschrittenen und bestverwalteten Theiles des türkischen Reiches, kann man sich nur darüber freuen.

er mit einer solchen Wasserfülle ausgestattet, daß er im Stande war, von der Einmündung des Atbara an noch 300 Meilen ohne weitere Zuflüsse zu durchlaufen und, trotz der Verdunstung unter so heißem wolkenleeren Himmel, bis ans Meer zu gelangen. Und dies nicht allein, die Eigenthümlichkeit seines tropischen Geburtslandes, alljährlich zur Sommerszeit mit häufigen Regengüssen begabt zu werden, machte es möglich, auch alljährlich seine Ufer, wo ihre Höhe es zuließ, zu überschreiten, den Boden zu wässern und mit seinem Schlamme zu befruchten, den Anwohnern überlassend, durch Kanäle und Dämme den Segen noch weiter zu verbreiten. So war es vor Jahrtausenden und so ist es noch. Im Mai beginnt die tropische Regenzeit Abessiniens und seiner westlichen Nachbarländer, Ende Juni kommt die Flut bei Assuán an der Grenze Aegyptens an, macht sich Anfang Juli in Kairo bemerklich*) und Ende September pflegt der Nil seine größte Höhe zu erreichen und etwa 2—3 Wochen auf derselben zu verharren. In der letzten Woche des Oktober, manchmal erst im November, beginnt er zu fallen, anfangs schnell, dann langsamer, gerade umgekehrt wie es beim Steigen geschieht. Das Sinken währt bis in die 2. Hälfte des Mai; auf seinem niedrigsten Wasserstande verharrt somit der Strom nur kurze Zeit. Es ist für den Europäer ein eignes Schauspiel, wenn er im Herbst das Land zu beiden Seiten mit gelbem Wasser bedeckt sieht, woraus Palmen, Dörfer und schmale Dämme hervorragen, und es von Kähnen wimmelt. Nach Ablauf der Gewässer wird der schwarze Schlammboden ohne weitere Düngung besäet. Dann aber, während unsers Winters, entfaltet dort die Natur ihre Herrlichkeit, an Frische und Kraft der Vegetation manche gepriesene Landschaft Europas überbietend. Im Frühling ist die Ernte schon abgethan, der Boden überzieht sich mit dickem grauen Staub, bald dorret vor Hitze das Laub wieder von den Bäumen, und man harrt der neuen Belebung und Befruchtung. Dabei hat Aegypten auch seine Mißjahre, wenn nämlich der Strom zu wenig oder zu viel austritt; zu einer guten Ueberschwemmung ist erforderlich, daß das Wasser am Nilometer auf der Insel Rhoda bei Kairo 22 Grad erreicht, d. i. 10 m. Steigt das Wasser höher, so richtet die Ueberschwemmung Verwüstungen an; wird die angegebene Höhe vom Strome nicht erreicht, so bleibt ein Theil der Felder unfruchtbar. Nach der Höhe der Ueberschwemmung richtet sich der Steuersatz. Bei Kairo beträgt der niedrigste Nilstand über dem Meere $5^1/_5$ m, der höchste 13 m., der Unterschied zwischen dem niedrigsten und höchsten Stande also ungefähr 8 m.; bei Theben beträgt dieser Unterschied 12 m., bei Assuán 16 m. Man hat berechnet, daß im Delta die durch die Schlamm-

*) In Gondokoro am weißen Nil ist die Anschwellung bereits Anfang Februar wahrzunehmen, in Khartūm Ende März, in Dóngola Ende Mai.

ablagerung hervorgerufene Erhöhung des Bodens auf ungefähr 0,150 m. in einem Jahrhundert anzunehmen ist.*) Da die Stärke der Ackererdschicht 7—10 m. beträgt, darunter aber Meeressand liegt, so könnte diese Ablagerung, wenn sie von Anbeginn gleichmäßig gewesen wäre, auch keine Bettveränderungen vorgekommen wären, in etwa 6000 Jahren erfolgt sein: die ältesten Denkmäler im Nilthale reichen ins 6. Jahrtausend. — Atmosphärische Niederschläge kommen nur in Unterägypten (Mittelmeer bis Kairo) vor, und namentlich in der Nähe des Meeres zeitweise ziemlich bedeutende Regengüsse; Oberägypten dagegen liegt in der regenlosen Zone, es genießt eines fast ununterbrochen heiteren Himmels und ewigen Sommers, da es auch keine tropische Regenzeit besitzt. Oft vergehen viele Jahre, bis es in Theben, Assuán u. a. O. ein einzigesmal regnet; Kinder wachsen heran, ohne je einen Regen gesehen zu haben.

Schade, daß der Nil nicht überall in der Ebene schiffbar ist. Er wird nämlich nicht bloß da, wo er die Hochgegenden verläßt, sondern auch noch in seinem Laufe in Nubien zu manchen Stürzen und Stromschnellen (Schellals) genöthigt, besonders durch Granit- und Porphyrberge, die an ihn herantreten und mit Felsen sein Bett durchsetzen; erst mit den kleinen Katarakten bei Syene, beim Eintritt nach Aegypten, hören diese Störungen der Schiffahrt völlig auf. Dessenungeachtet gewährt der Nil, und wo nicht er selbst, doch die Kette der Ortschaften an seinen Ufern, eine natürliche Verbindung zwischen dem Mittelmeer und Aethiopien, und erleichtert den Verkehr mit den Häfen des rothen Meeres, deren Lage durch die Querthäler der Wüstenplatten bestimmt ist und zu welchen zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder wohlgepflegte Karawanenwege führten. Der Nil, der außerdem das köstlichste Trinkwasser liefert, ist somit die eigentliche Lebensader des Landes; die Araber in ihrer sprachlichen Plastik nennen ihn deshalb Abu-el-baraka, Vater des Segens, gleichwie sie den Regen als Nuzûl-er-rahme, Herabsteigen der Gnade, bezeichnen. Ohne die Nähe dieses Stromes und ohne das bewohnte Delta hätte der Handel mit Indien nie das rothe Meer so beleben können, wie es ehemals vor der Umschiffung Afrikas geschah. Die Geschichte erzählt, wie blühend und reich Alexandrien selbst noch unter den Chalifen gewesen, damals als Aidab am rothen Meere ($22\frac{1}{2}°$ Breite) von Mekkapilgern und Handelsleuten wimmelte und die Niederlage indischer Produkte war, die von dort ihren Weg zum Nilthale und von Alexandrien übers Mittelmeer nahmen. Und

*) Bei Theben ergab sich nach den Monumenten eine Erhöhung von 0,106 m., bei Heliopolis nach dem dortigen Obelisken von 0,150 m. für 1 Jahrhundert. Für Kairo ist eine Erhöhung von 0,120 m. per Jahrhundert nachgewiesen; auf Elephantine fand man für 1600 Jahre eine Erhöhung von 2,11 m.

gegenwärtig, wo Dampfer und Schienenwege die Entfernungen kürzen, ist die Wichtigkeit dieser europäisch-indischen Straße von neuem hervorgetreten, besonders seitdem ein großes Kanalwerk (eröffnet im Herbste 1869) Mittelmeer und rothes Meer wieder verbindet. —

Das Reich des Khedive besteht aus dem eigentlichen Aegypten (bis zum ersten Katarakt zwischen Assuán und Philä, 10171 Q. M. und 5 Mill. E.) und aus Sudán (über 24100 Q. M., 2½ Mill. E.).

a) Aegypten hieß bei den Alten Chemi, d. h. das schwarze, im Gegensatze zu den blendend weißen Kalk- und weiter aufwärts Sandsteinmassen, die in einer Höhe von 150–350 m. das im Durchschnitt 2 Mln. breite Nilthal begleiten; die Araber nennen es El Masr oder El Misr, und in der Bibel führt es den Namen Mizraim (Misr) oder auch Cham. Es ist von N. nach S. an 120 Mln. lang, vom rothen Meere bis zur libyschen Wüste 70–100 Mln. breit. Doch nur ein kleiner Theil ist kultivirtes Land, nämlich 458 Q. M., der Kultur können noch zugeführt werden 96 Q. M., somit beträgt der ganze Kulturboden 554 Q. M., wovon 310 auf Unterägypten, 244 auf das Nilthal von Kairo bis Assuán kommen. Einzelne Theile, die früher Kulturboden waren (bei 400 Q. M.) sind jetzt versandet oder in Sümpfe und Brackenseen*) (z. B. Mareotis, Mensalehsee) umgewandelt. Der bei weitem größte Theil des Areals wird demnach von Sand- oder Felsenwüsten eingenommen; aber man darf nicht vergessen, daß der kultivirte Theil meist zwei oder drei Ernten im Jahre, und gewöhnlich sehr reiche, ergibt.

Schon die älteren Schriftsteller der Bibel, Jahrhunderte vor Herodot, schildern die Eigenheiten dieses Landes. Da wird der Wohlthaten des Nils, der Kanäle und Schöpfräder, und des starken nächtlichen Thaues in der dürren Jahreszeit, der Mais- und Weizenfelder, der Weiden voll Rinder, der zarten Gemüse, der Fülle an Melonen, Flachs, Baumwolle, Papierschilf, Trauben, Feigen und Datteln erwähnt. Sogar die Unthiere des Stromes, Krokodil und Flußpferd, schildern sie als Leviathan und Behemoth, und nennen das Land eine Kornkammer, eine Stätte köstlicher Webereien, wo man das feine Schesch oder Buz (Byssus) verfertige, und preisen zum öftern den dortigen Handelsreichthum. Auch große Städte kennt die Bibel, wenn auch nicht mit den herodoteischen Namen. No Ammon ist Theben, Noph Memphis, Bethsemes (wo Josephs Schwiegervater ein Sonnenpriester war) ist On oder Heliopolis, und Phibeseth Bubastus. — Streichen wir aus dieser Schilderung den Ruhm der Webereien und den Reichthum des Volkes weg, denken wir uns No und Noph u. a. in Trümmern, und fügen wir den Produkten noch andre hinzu, die man gegenwärtig baut, wie Safran, Reis, Indigo, Zuckerrohr, Maulbeerbäume für Seidenraupen ꝛc. und daß man eine ungeheure Zahl von Hühnern in eignen Oefen ausbrütet, so sind wir ziem-

*) Deren Wiedergewinnung für die Kultur übrigens schon angeregt ist.

lich ins neue Aegypten versetzt. Was freilich das Volk und seine Zustände betrifft, so findet sich alles: Sprache, Religion, Sitten, Regierung, durchaus anders als in jener Zeit, die uns Vater Herodot so höchst anziehend geschildert hat. Damals soll Aegypten eine Bevölkerung von $7^1/_2$ Mill. (also über 9000 auf der QM.) gehabt haben, und durch die Entwickelung des Handels und Verkehrs nach der engeren, durch Alexander eingeleiteten Verbindung mit der hellenischen Welt ist dieselbe auf $8^1/_2$ Mill. gestiegen; in den letzten Jahrhunderten betrug sie etwa 2, jetzt wieder 5 Millionen, und trägt auch die nicht unbedeutende Einwanderung aus Europa, Nubien und Indien gegenwärtig zur Zunahme der Bevölkerung bei. Vergleicht man es mit Sizilien, der andern altrömischen Kornkammer, das bei seiner natürlichen Fruchtbarkeit und herrlichen Lage jetzt nur 4800 Menschen auf die QM. zählt, so ist Aegypten, trotz seiner Mameluden, nicht viel mehr herabgekommen.

Die Bevölkerung ist eine sehr verschiedene; man nimmt an: 3,800000 Fellahs, d. h. Pflüger, in der Stadt auch Handel und Gewerbe treibend, aus einer Vermischung der ägyptischen Landeseinwohner mit Arabern hervorgegangen; sie sprechen arabisch und sind Moslemin; — 350000 Kopten, d. i. direkte (unvermischte) Nachkommen der alten Aegypter, monophysitische (jakobitische) Christen mit altägyptischer Sprache, seit der byzantinischen Zeit durch Unterdrückung oder Heuchelei (mit einzelnen ehrenwerthen Ausnahmen) herabgekommen, verschmitzt, und im allgemeinen sich als Schreiber, Notare, Buchhalter im Privat- und subalternen Staatsdienste nährend, seltener Grundbesitzer oder Kaufleute; — 400000 unvermischt gebliebene, reine Araber, moslemisch und größtentheils Zelt- und Wüstenbeduinen mit allen Nationaleigenthümlichkeiten, Charaktervorzügen und Schwächen der nomadisirenden Wüstensöhne, nur zum kleinen Theile seßhaft (im Fajüm, in der Provinz Kenneh oder Girgeh u. s. w.); — 200000 Türken und deren Stammverwandte, seit der osmanischen Eroberung ausschließlich die herrschende Klasse und im Besitze aller höhern Staatsstellen; auch die herrschende Dynastie gehört diesem Stamm an, was indes den jetzigen Khedive nicht hindert, das bewegliche, intelligente arabische Element gegenüber dem phlegmatischen Wesen der Türken zu begünstigen*); — 250000 Franken (Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche) und Levantiner (Griechen, Syrer, Armenier), meist im Besitze des Großhandels und der Schiffahrt, der Bank- und Industrieunternehmungen, der Gasthöfe und Apotheken, ferner Aerzte, Lehrer, Künstler oder auch im Dienste der Regierung. Endlich findet sich auch eine Anzahl Berber oder Nubier, welche als Thürhüter, Vorläufer vor den Equipagen, Köche, Last- und Wasserträger Dienste verrichten, Negersklaven und Zigeuner im Lande. Die Juden (etwa 7000) können bei der ungeheuren Verachtung, mit welcher die Moslemin nach dem Beispiele und der Lehre des Propheten ihnen begegnen, nicht so üppig aufkommen, wie in andern Ländern; überdies „finden sie hier im Armenier und Griechen ihren Meister im Schachern.“**) — Wie es bei dieser Mischung der Bevölkerung im Lande zugeht, und was die Regierung aus ihr zu

---

*) Durch eine 1866 erlassene Verordnung des Khedive wurde auch die bis damals noch theilweise im amtlichen Verkehre angewandte türkische Sprache vollständig beseitigt und durchweg die arabische an deren Stelle gesetzt.

**) Stephan, das heutige Aegypten.

machen versteht, darüber waren die Reisenden nicht immer einstimmig. „Wer nach Aegypten kommt — so ungefähr hörte man sonst erzählen — der sieht mit Verwunderung die hohen Palmen, die Häuser mit Terrassen, die ohne Dach zu sein scheinen, die schlanken Minarette, in den Gassen verbrannte Gesichter mit langen Bärten, wulstige Turbane auf geschornen Köpfen, weite bis auf den Boden gehende Kleider, 2 m. lange Tabakspfeifen, Kamele voll lederner Wasserschläuche, gesattelte flink trabende Esel mit Reitern in Pantoffeln, vermummte in große Tücher gewickelte Gestalten, von denen kaum die Augen zu sehen sind, ganze Scharen herrenloser schmutziger Hunde, und auf den Märkten bestaubte Datteln und flache Brote feilgeboten. Das alles spannt die Aufmerksamkeit. Bald aber wird man durch die ungepflasterten Gassen, durch die vergitterten Licht- und Luftlöcher der niedrigen Häuser, durch das magere, schwärzliche, barfüßige Volk, das nur ein blaues mit Lederwerk oder rothem Stück Tuch gegürtetes Hemd statt aller Kleidung trägt, durch allerlei sonstiges Elend und durch das Geheimnisvolle, das die Häuser umgibt, hinreichend bedeutet, daß man in einem despotisirten Lande voll Eifersucht und Sklaverei sich befindet. Das Geräth in den Häusern ist ärmlich. Eine Matratze ist das Lager, das morgens aufgerollt und bei Seite gelegt wird. Statt der Tische und Stühle sieht man eine Matte und einige Baumwollenmatratzen, in reichen Häusern freilich auch noch seidene Kissen. Die Fellahs leben in tiefster Armut und gedrückter Stellung, halbe Sklaven des Paschas,*) ihre Hütten sind erbärmlich, nur aus getrocknetem Nilschlamme gemacht, voller Ungeziefer, und jede mit einem Taubenschlage. Der Reiche, von seinen Sklaven bedient, führt ein faules Leben und zeichnet sich nur wenig an Bildung und Charakter vor dem minder Begüterten aus. Ueberhaupt ist der Aegypter herrisch als Stärkerer, kriechend als Schwächerer, und gewöhnlich voll Lügen und Hinterlist, was er so sehr für Geist und Klugheit hält, daß er offene freimüthige Menschen Thoren schilt." So lautete es zu Mehemed**) Alis Zeit. Und doch muß gerade dieser Regent als der eigentliche Regenerator Aegyptens bezeichnet werden. Man muß, sagt Stephan, orientalische Zustände in der ganzen Verwegenheit ihrer Urwüchsigkeit kennen, um die Erfolge des reformatorischen Wirkens dieses mächtigen Geistes für sein Land nach Verdienst zu würdigen und die Schwierigkeiten zu begreifen, die sich ihm auf diesem Terrain Schritt für Schritt entgegenthürmten. Er war nahe daran, ihrer Herr zu werden, er war im Begriffe, und er hatte die Macht, die völlige Unabhängigkeit Aegyptens herbeizuführen, als er vor der vereinigten Gewalt der intervenirenden Mächte sich zurückziehen und, am Abende eines thatenreichen Lebens, die Verwirklichung seiner hohen Pläne theilweise aufgeben mußte. Zwar mag er oft genug brutale Gewalt angewendet haben; und jener Zwang, den er durch sein berüchtigtes Monopolsystem ausübte, wonach die auf den Staatsgrundstücken ackernden Bauern alle Produkte an die Regierung zu den von dieser selbst festgestellten Preisen verkaufen mußten, war gewiß unheilvoll und wurde zur Unerträglichkeit dadurch gesteigert, daß er die Produkte in den über das ganze Land verbreiteten Magazinen aufspeicherte, Handel damit trieb und, da auch alle Steuern in

*) Eine sonst in Aegypten öfter gehörte Redensart bezeichnete „Sonne, Nil, Datteln — und Prügel" als die 4 Elemente der Fellahs.

**) Diminutiv von Muhammed.

Naturalien geleistet werden mußten, er sich so zum Beherrscher des Marktes, des Verkehrs und der Preisverhältnisse machte, während der Fellah alles Interesse an der Verbesserung der Kultur verlieren mußte. Dessenungeachtet war Mehemed Alis Regierungszeit ein Segen für das Land. Was er für den erweiterten Anbau von Oliven, Zuckerrohr, Indigo, und vor allen der Baumwolle gethan, die im vorigen Jahrhundert kaum für die Fellahs zur Deckung der Blöße ausgereicht, jetzt aber sogar in großer Masse ins Ausland geht, sowie seine Bemühungen für Einführung europäischer Bildung, und für Herstellung einer Seemacht, das hat ihn in die Reihe der vorzüglichsten Herrscher gestellt. Die Aufhebung und Vernichtung der anarchischen Mameluckengarde (11. März 1811), die unter seinen Vorgängern keine geregelte Regierung zuließ, war allein schon eine große Wohlthat für Aegypten, und daß er das Reisen europäischer Forscher nach Nubien und weiter aufwärts aufs bereitwilligste unterstützte, muß von allen Freunden der Wissenschaft dankend anerkannt werden.

Die neue Zeit, welcher diese große Mann für Aegypten eingeleitet, indem er dessen Regeneration durch abendländische Einrichtungen und Anschauungen, ähnlich dem Versuche Alexander des Großen, unternommen hatte, überdauerte ihn, und die Traditionen seiner Regierung wirkten, abgesehen von dem fanatisch muselmännischen Abbas, auch in seinen Nachfolgern fort, geläutert von manchem Gewaltsamen, von welchem unter den Eindrücken der heutigen Zeit vielleicht auch er Abstand genommen haben würde. Was unter Saïd und Ismaïl für Be- und Entwässerungsanstalten, überhaupt für Hebung der Bodenkultur, für Süßwasserleitungen und die Anlage von Verkehrswegen, für Verbesserung der Verwaltung und Rechtspflege, für Hebung der Volksbildung *) geschah, hat den ägyptischen Staat zum bestregierten Theil des türkischen Reiches gemacht. Es herrscht eine Sicherheit des Verkehrs und für Reisende, wie man sie in manchen Theilen Ungarns, Italiens und Spaniens vergeblich sucht; die Sklaverei ist (seit 1863) abgeschafft; die Steuern werden in Geld entrichtet, und der Bauer ist in dem Absatze seiner Produkte völlig frei und wird ihm derselbe durch Eisenbahnen 2c. noch erleichtert. Freilich bebaut der Fellah nicht freies Eigenthum; denn Aegypten ist in seiner Ackerbauverfassung fast wieder auf demselben Punkte angelangt, auf welchem es sich in der Zeit der Pharaonen befand. Etwa ¼ des gesammten kultivirten Bodens (die sogen. Schifliks) gilt nämlich als Privateigenthum des Khedive, wird durch ein besonderes Collegium verwaltet, durch Intendanten bewirthschaftet und bis zum Regierungsantritte des jetzigen Vicekönigs (1863) mußten die Arbeiten darauf als Fronden von den Fellahs besorgt werden; der weitaus größte Theil der tragbaren Bodenflächen gilt als Mirigrund, wird nach dem Korān als Eigenthum des Staatsschatzes (Miri) angesehen und den Fellahs, ohne daß diesen ein Eigenthum an der Substanz zusteht, lediglich so lange zur Bebauung und Nutznießung überlassen, als sie die darauf entfallende Grundsteuer regelmäßig bezahlen. Durch eine Verordnung vom Jahre 1857 wurde nun allerdings die Vererbung im Sinne liberaler Grundsätze geregelt. Nur

*) Die Elementarschulen für Knaben waren bis 1868 entweder Anhängsel der Moscheen oder Privatunternehmungen; seit 1868 gibt es auch Regierungsschulen. Die erste Mädchenschule Aegyptens wurde 1872 auf Veranlassung des Khedive in der Nähe seines Schlosses Kasr-el-Nil zu Kairo errichtet.

die Ibadijjeh, d. h. diejenigen Grundflächen, welche der Khedive zur Urbarmachung oder Wiederurbarmachung an geeignete Landwirthe überträgt, sind vollständig freies Eigenthum; in den ersten 3 Jahren steuerfrei, müssen sie dann gegenwärtig eine Abgabe von 10 Prozent des Ertrages zahlen. Es bleibt eine der Hauptaufgaben der zukünftigen Regierung Aegyptens, das freie Eigenthum wiederherzustellen, wie dies auch zur Zeit der höchsten Macht des Landes der Fall war, ferner die Schifliks zu parzelliren und durch Begründung eines landwirthschaftlichen Creditsystems, Einführung eines rationelleren Betriebs, alles Hand in Hand mit vermehrter Bildung des Volkes die Grundübel in den jetzigen Zuständen zu beseitigen. Der jetzige Khedive ist gewiß von den besten Absichten beseelt; aber Aegypten ist eben, trotz der Scheinvertretung, die das Volk in einer seit 1866 berufenen Repräsentantenkammer besitzt, ein despotisch regierter Staat, und wie in allen Despotien des Orients, so hängt auch hier von den persönlichen Eigenschaften des Herrschers Sicherheit, Wohlstand, Bildung, ja das Leben der Bewohner ab. Ein unglücklicher Thronwechsel kann wieder umstürzen, was eben der Geist eines vorzüglichen Fürsten gebaut hat. Wo der Grund und Boden leicht wieder als Eigenthum eines Einzigen betrachtet werden kann, wo die Rechtsprechung nicht unabhängig ist von der Willkür des Herrschers, wo der Unterthan nicht ebensogut Rechte wie Pflichten hat, und wo die Regierung nicht durch die Formen der Verfassung genöthigt ist, diese Rechte unangetastet zu lassen, da ist kein Volksglück dauerhaft.

Aegypten besteht jetzt aus 13 Provinzen, wovon 7 in Unterägypten oder dem Delta und 6 in Oberägypten (Said, wie die Eingebornen sagen) oder dem Thale*); neuerdings ist noch die Provinz des Isthmus mit dem Hauptorte Ismaïlīah dazu gekommen. An der Spitze der Verwaltung jeder Provinz (Mudirīeh) steht ein Gouverneur (Mudīr), dem ein Collegium von Räthen mit consultativem Votum (Diwān) zur Seite steht. Unter dem Mudīr stehen die Distrikts- und Kantonvorsteher (Kojāfs und Nasīrs), und unter diesen die Ortsvorsteher (Scheich-el-Beled, d. h. Aeltester des Ortes). Unter besonderen Gouverneuren stehen die Städte Kairo, Alexandrien, Suez, Port-Saīd, Damiette, Rosette und Kosseir; besondere Gouverneure hat der Khedive auch auf den wichtigen Plätzen am rothen Meere: Massaua und Suakin, seit 1865 feingesetzt. — Wir betrachten zuerst das Thal, dann das Delta.

1) Das Thal zwischen den libyschen und den arabischen nackten Bergen, jene im Durchschnitt 200 m. hoch und eben nicht steil, eigentlich nur Ränder der öden Nachbarschaft, diese höher (einzelne Stellen über 1500 m.), steiler und noch unwirthlicher. Sie schließen sich an den Granit der nubischen Grenze mit Sandstein, der unterhalb Theben dem Kalkstein Platz macht. In beide öffnen sich öde Seitenthäler und Schluchten; durch eines dieser Thäler geht der Weg von Kenneh nach dem Einschiffungsplatze für Mekkapilger: Kosseir am rothen Meere. Die Menge blühender Städte, die es sonst besaß, hat es nicht mehr; die jetzigen sind unbedeutend, etwa mit Ausnahme von Siut (30000 E.), wo die Karawanenstraßen aus Kordofan und Darfur den Nil erreichen und das zugleich reizend gelegen und hübsch gebaut ist. Wichtiger

*) Manchmal, aber ohne Grund, unterscheidet man auch ein Mittel-Aegypten.

sind die Ueberbleibsel des Alterthums, denen zu Liebe wir das Thal durchwandern wollen. Beginnen wir oben bei Syene.

Der Strom, der hier zum letztenmale von Granitfelsen und bis auf die geringe Breite von 285 m. eingeengt ist, dehnt sich rasch, indem das Gebirg ein wenig Platz macht, bis auf 1000 m. aus; doch nur, um 28 größere und eine Menge ganz kleiner Granitfelsen und Klippen zu umfassen. Die kleine Insel Philä, voller Tempelreste mit Skulpturen, ist unter ihnen die erste, und die größere Elephantine, 2½ Km. abwärts, ebenfalls voll Ruinen, aber schön bewachsen und von Nubiern bewohnt, ist die letzte. Zwischen ihnen sind die Katarakten oder Stromschnellen. Das Städtchen Assuán mit den Trümmern Syenes, liegt gerade gegenüber von Elephantine. Die Gegend ist grandios. In den Granitfelsen gewahrt man noch die Lücken, wo Obelisken und Kolosse (stets aus einem Stück, Monolithe) herausgehauen sind, und die Tempel Philäs ragen über Palmen hervor. Auf dem 30 Meilen langen Wege von Syene nach Theben stößt man siebenmal auf Ruinen; die bedeutendsten bei Esneh und Edfu. Es sind Tempel, nur unterhalb Edfu findet sich eine Pyramide als Seltenheit in Oberägypten, und nur von kleinem Umfange.

Weit überboten wird alles dies von den Ruinen, die wir bei den ärmlichen Dörfern Lukſor und Karnak rechts vom Nil, und gegenüber bei Medinet Abu und Kurneh antreffen. Dort lag an beiden Seiten des über 800 m. breiten Stromes, der hier 5 Inseln bildet, die große Ammonsstadt Thebe. Was noch davon übrig ist an kolossalen Bauwerken, Monolithen und Skulpturen hat stets, obwohl sie von den Pharaonen Amenoph II. und III., Thotmosis, Sethos, Ramses II. (Sesostris) und Rampsinit herstammen und also über 3200 Jahr alt sind, das Staunen und in mancher Hinsicht die Bewunderung aller erregt, die das Glück hatten, sie zu sehen. Vor allen herrlich sind die zu Karnak. Man denke sich eine steinerne Allee aus kolossalen, 5 m. langen Sphinxen bestehend, jede auf hohem Piedestal, und diese Allee 2 Km. lang, so daß an jeder Seite, was sich trotz der Zerstörung noch deutlich gewahren läßt, 300 Stück aufgestellt waren. Welch ein majestätischer Gang! Die Gruppe von Tempeln und Palästen, zu der sie führt, war sowohl Pharaonenburg als auch Sitz der höchsten Gottheit und ihrer obern Priester; jetzt liegen die Hütten Karnaks darin. Ein grandioses Thor, 20 m. hoch, mit Skulpturen verziert, steht noch da als Eingang von Süden her. Tritt man ein, so führt eine Allee kolossaler liegender Widder, 22 Stück, zu einer Pforte zwischen 2 Pylonen, vor denen zwei gewaltige Bildsäulen standen. Hiermit öffnet sich ein umfangreicher, mit Säulengalerie umgebener Platz als Vorhof eines fast vom Sand verschütteten Säulensaals, und erst aus diesem Saale tritt man in den großen Tempel, an welchen sich Säle und Gemächer reihen als Wohnungen der Priester. Dieser mächtige Bau, reich an Skulpturen und Hieroglyphen, war offenbar der Haupttempel des Ammon, wie sich schon aus der Allee von Widdern schließen ließe, wenn nicht die Hieroglyphenschrift es beurkundete. Kleinere Tempelgebäude in dieser Ruinengruppe von Karnak können wir seitwärts lassen, aber nicht den Reichspalast, der nördlich vom Ammonstempel liegt und vorzugsweise die Bewunderung der Reisenden erregt; er hat eine Länge von 550 und eine Breite von 130 m. Ein 20 m. hohes Thor, wahrscheinlich ehemals mit bronzenen Flügelthüren, zwischen mehr als doppelt so hohen Pylonen, die unter Sesostris etwa

1350 v. Chr. aufgeführt wurden, bildet den Eingang, wenn man grade vom Ufer her durch eine zerstörte Sphinxenallee — nur zwei davon sind noch erhalten — eintritt. Die Säulen, deren Galerie den Vorhof umgab, waren 14 m. hoch. Aus diesem Säulenhofe führen 27 Stufen hinauf in eine Vorhalle, und aus dieser ein Prachtthor in den Reichssaal, der wohl als ungeheuer und als das gewaltigste menschliche Bauwerk dieser Art, die indischen Felsentempel noch überragend, zu bezeichnen ist. Die platte Decke, aus gewaltigen Steinblöcken an einander gefügt, wird von 134 Säulen getragen, deren mittlere Reihen 22 m. hoch sind bei fast 4 m. Durchmesser; die Höhe des Mittelschiffes beträgt 23, die der Seitenräume 14 m. — Nicht das Herbeischaffen und Bearbeiten so vieler Steinmassen allein, weit mehr noch setzt die unendliche Menge gefärbter Basreliefs, womit von unten bis oben alles geschmückt und bedeutsam gemacht ist, in Erstaunen. Der Saal kann nur zu großen Feierlichkeiten, wo der Pharao von Priestern, Großbeamten und Feldherrn umgeben zu Thron saß, wo er vielleicht Siegestrophäen und Tribut überwundener Völker annahm, gedient haben. Aus diesem Riesensaal tritt man zwischen Pylonen in einen andern Säulenhof, der mit zwei der größten Obelisken geschmückt ist und an das Allerheiligste, an die Wohnung des Gottes Amun oder Ammon stößt, die man ausnahmsweise aus Granit gebaut hat, woraus sonst nur die Monolithe bestehen; denn die andern Bauwerke sind Sandstein. — Hinter dem Allerheiligsten liegt noch ein Seitenpalast, der von Thotmosis III. erbaut worden.*)

In der Ruinengruppe von Luksor, die mit Karnak durch die vorhin erwähnte große Sphinxenallee in Verbindung steht, prangt ein von Amenoph III. erbauter, weit später von Sesostris erweiterter Palast mit Kolossen, Pylonen, Skulpturen und einem der schönsten, 26 m. hohen Obelisken aus röthlichem Granit; der dazu gehörige andere Obelisk ist nach Paris gebracht worden. Das ganze Dorf Luksor hat Platz in einem Säulenhofe.

Nicht minder reichhaltig sind auf dem gegenüberliegenden westlichen Ufer die Trümmer, die man gemeinsam Memnonien nennt. Inmitten der beiden Dörfer liegt das Kolossenfeld, d. i. ein großer Platz voller Reste eines von Amenoph II. erbauten, durch den Perser Kambyses zerstörten Tempelpalastes. Es sind umgeworfene und zerbrochene Statuen darunter; nur 2 sitzende Kolosse befinden sich, obschon sehr mißhandelt, aufrecht auf ihren Piedestalen. Die eine, mit dem Gesicht nach Osten und 18 m. hoch, stellte den Amenoph vor, seine Gemahlin Taya, ein Bildwerk von 6 m. Höhe, zwischen den Füßen. Der Koloß ist von der Schulter abwärts mit Hieroglyphen bedeckt; er ist derselbe, der als Memnonsstatue, die bei Sonnenaufgang einen feierlichen Ton hören lasse, im Alterthum viel genannt wurde. Der Koloß hat nämlich einen Stein auf dem Schoße, welcher, wenn er mit einem Metallstabe geschlagen wird, einen starken Klang von sich gibt; was ehemals ein priesterliches Wunder war, wird heutzutage jedem Fremden für einen halben Frank zum besten gegeben. — Südlich davon, bei dem koptischen Dörfchen Medinet Abu, heben sich aus dem Schutt die 3 Thürme

*) Die innige Verbindung der weltlichen mit der geistlichen Herrschaft, die sich in dem Zusammenhange dieser Bauwerke ausprägt, ist überhaupt altorientalisch, hat aber auch in Europa ihre Nachahmung gefunden. Philipps II. ungeheures Escurial, das 20 Höfe und 17 Kreuzgänge umschließt, und neben den Gemächern des Herrschers 160 Mönchszellen enthält, ist zugleich Kloster und Palast.

der Tempelburg Rampsinits (Ramses III.) nebst Tempel heraus; Skulpturen werthvoll. Nördlich des Kolossenfeldes stehen aber — wo die Hütten von Kurneh — die Trümmer eines herrlichen Baues, den der Eroberer Ramses II. hatte aufführen lassen. Er liegt etwas entfernt vom Strome nahe der westlichen Wüste. Noch ist das breite Propylon zu erkennen, das in den mit doppelter Säulenreihe eingefaßten Vorhof führte, und noch liegt inmitten des Hofes das 20 m. hohe Standbild des berühmten Herrschers da, umgestürzt und zerbrochen; es war gleich den andern Kolossen aus einem einzigen Granitblocke gemeißelt. Aus den Vorhöfen tritt man in einen Saal, dessen 48 Tragsäulen, nach den noch vorhandenen zu urtheilen, von besonderer Schönheit waren; dann in einen minder umfangreichen Raum mit Seitengemächern, wo die blaue mit goldnen Sternen besäete Decke von Pilastern getragen wurde, die als kolossale Karyatiden allzumal Osirispriester darstellen. Unter den Skulpturen dieses Palastes sieht man Land- und Seeschlachten und eine Löwenjagd; besonders sinnvoll ist ein Siegeszug. Daß an die großen Räume dieses Palastes noch ein zweistöckiges Gebäude mit wohnlichen Gemächern und Fenstern stößt, ist merkwürdig, da sich unter allen Trümmern nichts weiter der Art findet. Uebrigens bestätigen alle Schlachtbilder, daß die alten Aegypter von Kriegswagen herab stritten, wie die Helden vor Troja, und Homer also mit Recht sagt:

. . . . die hunderttorige Thebe,
Wo sich von Waren das Köstlichste häuft, und aus jeglichem Thore
Können zweihundert Streiter mit Wagen und Rossen herausziehn. —

Neben diesen Denkmälern des öffentlichen Lebens finden wir noch Ruheplätze der Todten, gleichfalls von eigenthümlicher Art. Bekanntlich widmeten die alten Aegypter den Leichnamen der ihrigen ganz besondere Sorgfalt; das trockne Klima kam ihnen dabei zu statten, und der so nahe öde Bergrand der Wüste bot hinreichenden Platz zur Aufbewahrung der Mumien. Daß sich die obern Kasten, überhaupt alle Wohlhabenden, eigne Todtenkammern als Erbbegräbnisse aushauen ließen, war natürlich, aber sie suchten auch diese völlig dunklen Räume sinnvoll auszuschmücken und zwar, wie ihre Tempel, mit bemalten Reliefen. Diese farbigen Wandskulpturen sind es nun, die den Alterthumsforscher vorzüglich fesseln, da sie nicht bloß religiöse Gegenstände, sondern auch Scenen des bürgerlichen Lebens aufs mannichfaltigste darstellen. An Hieroglyphen fehlt es dabei nicht; und selbst Papyrusrollen mit Hieroglyphenschrift hat man hin und wieder in Grabkammern gefunden, besonders eine, die aus 515 Columnen mit 30000 Zeichen besteht und als Todtenbuch der alten Aegypter, als ein besonderer Theil ihrer vom Gotte Thoth (Hermes) verfaßten heiligen Schriften glücklich entziffert worden ist. — Zahllos sind die Felsengräber an der ganzen libyschen Bergseite des langen Nilthals, da jede Stadt sich in ihrer Nähe eine solche Todtenwelt anlegte. Bei Theben namentlich erstrecken sich die Aushöhlungen 2 Stunden weit hin, und man unterscheidet noch jetzt genau die sorgfältig gearbeiteten stolzen Königskammern, die ihre Stelle an einer Felsschlucht hatten, die wohl 1 Stunde weit gen Westen sich in die Wüste einkrümmt. Auf solche Weise suchte der Altägypter dem Tode den Schein des Lebens zu verleihen; als Gegensatz wurde dasselbe Oberägypten in späterer Zeit die Geburtsstätte des Anachoreten- und Klosterlebens. —

Geht man von Theben abwärts bis gegen Memphis, so kann man unterwegs mindestens 13 Ruinen betrachten; einige Pyramiden abgerechnet, sind es meist Tempel.

Der zu Tentyra oder Denderah (gegenüber von Kenneh) war des großen, doch nur aus römischer Kaiserzeit stammenden und jetzt zu Paris befindlichen, Zodiakus halber besonders berühmt. Weit wichtiger indes ist die Ebene von Arsinoë oder Krokodilopolis (jetzt von Fajûm *)) mit zwei von den Griechen vielbewunderten Großwerken: dem Mörissee und dem Labyrinthe. Sie liegt zwischen den wüsten Bergen der libyschen Wüste fast so breit als lang, hängt durch eine Schlucht mit dem Nilthale, sowie durch einen Kanal mit dem Nil selbst zusammen und zeichnet sich, wie schon Strabo erwähnt, vor allen Provinzen durch Schönheit, Fruchtbarkeit und Anbau, besonders Gartenkultur und Fruchtbäume, aus; gegenwärtig zählt sie auf 40 Q. M. 148000 E. An der Nordwestseite des Fajûm liegt der 7 Mln. lange und 1/2 bis 3/4 Mln. breite Birket-el-Kurûn, d. i. See der Hörner, und ihm gerade entgegengesetzt, in der südöstlichen Ecke, in der höchstgelegenen der 3 Zonen, in welcher das Gebiet dieser oasenartigen Provinz terrassenförmig abfällt, lag der von Amenemha III. (Möris) angelegte Mörissee. Auf einer Fläche von 3 Q. M. war die Erdmasse 5 m. tief ausgehoben und so ein großes Reservoir hergestellt worden, aus dessen, durch einen Kanal aus dem Nil von unweit Denderah herbeigeführtem Wasser auch die mittlere Zone des Fajûm und die entfernteren Ländereien von Memphis die Befruchtung erhielten. Diodor wie Strabo sahen den See, welcher schon zu Herodots Zeit 1600 Jahre alt gewesen, noch in Thätigkeit; nach und nach aber mußte der See, wenn er nicht vertieft wurde, durch den alljährlich auf dem Grunde sich ablagernden Nilschlamm eingehen, und die unablässig wirkende Naturkraft hat in der That das Terrain heute so wieder hergestellt, wie es beschaffen war, ehe vor 4000 Jahren Menschenhände die Herstellung eines ihrer „Wunder" unternahmen. Jetzt ist der ehemalige Seeboden trocken, unangebaut, ausgedörrt, da der Nil selbst in den Jahren des höchsten Wasserstandes nicht mehr dahin zu gelangen vermag, und der ganze Distrikt steht in einem auffallenden Gegensatze zu dem übrigen Theile der als Garten Aegyptens bezeichneten Provinz Fajûm. Am Eingange derselben hat man die Reste des berühmten, aus 12 Palästen mit 3000 Zimmern bestehenden Labyrinths entdeckt, das halb unter, halb über der Erde lag. Es war gleichfalls ein Werk des Möris, der nebst einigen Nachfolgern in den Räumen unter der Erde seine Todtenkammer hatte.

Von Memphis gibt es nichts als kleine unbedeutende Ueberbleibsel; sie liegen eine Viertelstunde links vom Strome zwischen Palmen und Fruchtfeldern, nahe dem jetzigen Orte Sakkarah. Aber seitwärts hinter Sakkarah, dicht an der libyschen Bergkette, sind in einem etwa 33 m. hohen öden Felsplateau Mumiengräber, worin selbst Mumien von Vögeln, und auf einer Strecke von 3 Stunden 13 Pyramiden zu sehen, die indes allzumal von den 3 großen Pyramiden, eine Meile seitwärts vom Strom, unweit des Dorfs Giseh, übertroffen werden. Die größte, nach dem Pharao Chufu (Cheops) genannt, gilt für das höchste Bauwerk auf der Erde: sie mißt an jeder Seite der Basis 225 und in der Höhe 148 m.; von den ungeheuren Massen, mit welchen man es bei den altägyptischen Bauten zu thun, bekommt man eine Vorstellung, wenn man bedenkt, daß die Steine der Chufupyramide das Material zu 60 Kölner Domen geben würde. Etwa 12 m. überm Boden, und zwar wie bei allen Pyramiden an der Nord-

*) Aus dem altägyptischen Worte Phiom, d. h. Sumpf.

seite, hat sie eine Oeffnung, wodurch man ins Innere gelangt. Was man darin gefunden, sind ab- und aufsteigende Gänge, einige Kammern und eine Art von Sarkophag. — Nahe den 3 Pyramiden blickt aus dem ringsum angewachsenen Sande eine kolossale 38 m. lange Löwensphinx hervor mit einem den Sonnengott vorstellenden Menschenkopf.

2) Das Delta oder Unterägypten, das gleich unterhalb Giseh beginnt, wo die Berge sich vom Nil entfernen. Im Alterthum zählte man 7 Mündungen des Nils. Die bei Kanopus war die westlichste und die bei Pelusium am weitesten östlich; der mittlere Nilarm hieß nach dem Orte Sebennytus. Außerordentlich war das Geäder von Kanälen, und eine Menge Städte wie Bubastus, Busiris, Sais und Naukratis (letztere beide am kanopischen Arme) und On oder Heliopolis, wo Josephs Schwiegervater Oberpriester war, an einem Seitenkanale des Deltas nahe dem Dschebl (Berg) Mokattam, mit dem der arabische Höhenzug im Norden endet, blüheten in dem fruchtbaren Getreide- und Wiesenlande. — Was die Gegenwart betrifft, so sind folgende Orte besonders zu merken: Kairo am Beginne des Deltas. Die Araber nennen die Stadt durchweg Masr; der vollständige Name ist Masr-el-Kâhira, die Siegreiche.*) Diese von Arabern erbaute Stadt, eine Gründung der Fatamiden, welche das Land vom Chalifenreiche losrissen, und jetzige Residenz des Khedive, hat 4 Stunden im Umfange, meist enge Straßen, hohe platt gedeckte Häuser, und nicht bloß Herbergen, Bazars, Fabriken, Kaffeehäuser, Bäder, gewöhnliche arabische Schulen und eine Menge Moscheen, sondern auch eine große Bibliothek und eine Art Universität. Europäische Gasthöfe und Kaffeelauben liegen an dem umfangreichen, schön bepflanzten Platze Birket-es-Bekieh, von höher liegenden Alleen rings umfaßt. Die Citadelle mit dem 90 m. tiefen Josephsbrunnen liegt auf einem Absatze des nackten, schon ostwärts ziehenden Mokattam. Bewohnerzahl 354000, einschließlich der durch Eisenbahn und Kanäle mit Alexandrien verbundenen Hafenstadt Bulak am Nil und des aus einem Zeltlager des Amru entstandenen Alt-Kairo oder Fostat. Nach dem jetzt wieder belebten Hafen Suez (15000 E.) führt eine gute Straße mit 5 Stationen und eine Eisenbahn. Das große Kanalwerk über die Bitterseen, den Timsah- und Mensaleh-See nach Port-Saïd (15000 E.) am Mittelmeer ist oben schon erwähnt. Damiât (Damiette) mit 60000 E., an einer der beiden Mündungen des sebennytischen Armes und in der Nähe des fischreichen Mensalehsees, ist Hauptort der Reiskultur im Delta und vermittelt den Handel mit Syrien. Raschid (Rosette) an der versandeten kanopischen Mündung, hat nur noch 21000 E., obwohl zwischen Gärten, Reisfeldern, Dattel- und Orangenhainen gelegen. Mansurah nicht gar weit vom alten Busiris, aus den Kreuzzügen bekannt, weil Louis IX. dort 1250 besiegt und gefangen wurde. Alexandrien (Iskanderia) auf einer schmalen sandigen Landzunge zwischen dem See Mareotis und dem Meere, unter den Herrschern aus macedonischem Stamme Sitz der Gelehrsamkeit und Vermittlerin der griechisch-römischen Bildung mit der orientalischen, mehrere Jahrhunderte hindurch eine der bedeutendsten Handelsstädte der Erde, ehmals mit 800000, jetzt wieder mit 220000 Bewohnern, worunter 12000 Europäer. Der neue Aufschwung Alexandriens datirt von der Eröffnung des Mahmudiehkanals (1819 durch Mehemed

*) Die 2. Silbe wird sehr kurz gesprochen, so daß die Aussprache sich in „Kairo“ zusammenzieht (also nicht Kaïro).

Ali), durch welchen die Stadt eine genügende Schiffahrtsverbindung mit dem Nil und einen entsprechenden direkten Verkehr mit Kairo und dem übrigen Aegypten erhielt und der zugleich die Grundlage für die Verbesserung der Bewässerungsanstalten im nordwestl. Unterägypten bildete. Auch jetzt dient Alexandrien wieder als Vermittlerin der europäischen Kultur mit der orientalischen. An die alte Zeit erinnern die Nadeln der Kleopatra, d. h. 2 Obelisken aus röthlichem Granit, von denen der eine noch steht, und die sogenannte Pompejussäule, die freilich nicht zu Ehren des großen, sondern eines weit spätern Pompejus errichtet worden. Die berühmte Insel Pharus, auf der ein Leuchtthurm, ist mit der Stadt durch einen Damm verbunden. Am Ende derselben Landzunge nordöstlich von der Stadt erinnert das Dorf Abukir an Nelsons Sieg über die Flotte Bonapartes, den 1. August 1798. — Tantah, mitten im Delta, ein Städtchen, wo jährlich zwei berühmte Messen; es ist aber auch Mittelpunkt der ägyptischen Eisenbahnen und Sammelplatz zahlreicher Pilgerschaaren, die hier in der stattlichen Moschee am Grabe des heiligen Said-el-Beduin ihre Andacht verrichten. — Der linksnilische ägyptische Oasenzug, sowie die Ammons-Oase Siwah (6000 E.) sind weiter oben schon erwähnt.

b) Aegyptisches Sudān oder die eroberten und zinspflichtigen Länder: zunächst Nubien, dann noch südlicher Kordofān, Sennār rc. bis zur Grenze von Habesch und die Länder am weißen Nil aufwärts bis in die Nähe des Aequators. Die Bewohner, fast sämmtlich Muhammedaner, sind theils kräftige, arbeitsame, weit über den Fellahs Aegyptens stehende Nubier und andre Berbern, theils Beduinen, theils sogenannte schwarze Araber, und im Süden negerartige Völker. Früher wurden alle Besitzungen des Vicekönigs oberhalb des eigentlichen Aegyptens von einem Generalgouverneur (Hokundar) verwaltet, der seinen Sitz in Khartūm hatte und dem die Provinzgouverneure (Mudīre) untergeben waren. Seit 1871 ist dieses weite Ländergebiet in 3 administrative Gruppen getheilt: 1) Die direkt unter dem Ministerium des Innern stehenden Mudirīehs von Dóngola und Berber; 2) Khartūm mit den Mudirīehs Taka, Sennār, Kordofān und Bahr-el-Abiad; 3) die Mudirīeh Suakim mit Massaua und dem von der Türkei an Aegypten (1865) abgetretenen Küstenstriche.

Folgen wir von Aegypten aus dem Strome aufwärts, so zeigt sich das Land wie eine Fortsetzung des vorigen: im Westen libysche, im Osten die von Felsreihen durchzogene nubische Wüste mit wenigen anbaufähigen Querthälern, nur verwandelt sich die breite Thalebene des Nil in einen engen Uferstrich, dessen Bewohner ihre Felder mühsam durch Schöpfräder bewässern, da in Nubien keine Ueberschwemmung stattfindet. Einigemal jedoch weitet sich der fruchtbare Theil des Uferstrichs zu kleinen Ebenen aus, z. B. in der Landschaft Dóngola (Dar Dóngola), mehr noch südlich in den Landschaften Schendy und Taka, so daß Nubien als eine durch das Nilthal verbundene Oasenkette erscheint; die große Strominsel Mokrat bei Abu Hammed hat fast eine tropische Vegetation. Auch zur Schiffahrt ist der Nil nicht so wie in Aegypten zu benutzen:

die durch Porphyr- und Granitfels veranlaßten Katarakten, wo der Strom oft meilenlang zwischen und über Gestein abwärts hinbraust, hindern daran.

Nennenswerthe Orte Nubiens am Strome sind: Derr, und in der Nähe Korosko, von wo aus ein abkürzender Karawanenweg durch die Wüste nach Abu Hammed führt. Neu Dóngola mit 20000 E.; Debbe, von wo aus den östlichen Nilbogen abschneidende Karawanenwege nach Khartūm und Kordofān; Schendy mit belebtem Sklavenmarkte. Am rothen Meere die Häfen: Salaka (das alte Berenice Panchrysos mit Goldminen) unter gleicher Breite mit Philä, und weit im Süden Suakim (10000 E.), der einzige Hafen Nubiens, und die Häfen Abessiniens Massaua und Arkiko. — Interessant sind auch die Ruinen Nubiens, deren es viele am Strome und den ägyptischen völlig verwandte gibt, Pyramiden, Tempel und Kolosse, nur daß die Tempel meistens in Felswände hineingehauen sind, wahre Höhlentempel. So unweit Derr, wo Tempel mit Säulen und einer Sphinxallee; bei Merave, wo mehrere Pyramiden von 20 m. Höhe und Tempeltrümmer das ehemalige Dasein der Stadt Nepata bezeugen; ferner nordöstlich von Schendy, wo Tempelruinen, Todtenkammern und mehr als 40 Pyramiden, die höchsten 33 m., der im Alterthum berühmten Stadt Meroë angehören sollen*). Die grandiosesten Tempel möchten aber wohl die bei Epsambol oder Abu-Simbil sein, nur 33 M. von Syene, die man als ein Werk aus der Zeit des großen Ramses II. (Sesostris der Griechen), dessen Tochter den Moses im Nil fand, erkannt hat.

An Nubien schließt sich, bei der Vereinigung der beiden Nile, der gewesene Staat Sennār mit den Nachbarlandschaften am Dender und Rahad. Der Ort Sennār (8000 E.) am Azrek hat sehr verloren, seit der Vicekönig von Aegypten 1823 die Stadt Khartūm (d. h. Elephantenrüssel) am Zusammenflusse des Azrek mit dem Abiad gegründet und zum Sitz des General-Gouverneurs von Nubien-Sudān gemacht hat. Die Bevölkerung der Stadt, ein buntes Gemisch von Europäern, Türken, Aegyptern, Kopten, Nubiern, Arabern, Negern 2c., beträgt 50000 S. Zugleich ist die Stadt der Ausgangspunkt aller Eroberungs-, Handels-, Missions- und Erforschungsunternehmungen in das Nilquellland, Sitz europäischer Konsuln und reich durch Handel mit „weißem und schwarzem Elfenbein;" denn alle Nubier sind für den Sklavenhandel eingenommen, obgleich derselbe gesetzlich verboten ist. — Westlich von Sennār liegt das Savannenland Kordofān, seit 1821 tributbar; Orte: Obēd, die Hauptstadt, mit 20000 E., nach den 3 das Land bewohnenden Völkern, den Arabern, Nubiern und Negern, aus 3 getrennten Stadttheilen bestehend, und Bara, wo es, obwohl so weit südlich, noch Dattelgärten gibt. Kordofān hat schon früher einmal gemeinschaftlich mit Sennār unter einem Herrscher gestanden. — Südlich von Kordofān liegt das bevölkerte Gebirgsland Takale, das Rußegger 1838 durchstreifte, und das gleichfalls dicht bewohnte Land der unter ägyptischer Herrschaft stehenden Schillukstämme. — Die südlichste Besitzung des Khedive ist die Landschaft Fazogl, auf einer Vorstufe von Habesch. Wer aus Nubien in diese Länder reist, erfreut sich zunächst bei Khartūm des Ueberganges der Wüste in Savannen, die weiter südlich in tropische Landschaften sich verwandeln. — Bis zur Einmündung des Sobat in den Abiad erstreckt sich der dauernde und ge-

*) Eine Meinung, die allerdings auch bestritten wird.

gründete Machteinfluß der ägyptischen Regierung. Das Vordringen der ägyptischen Herrschaft am weißen Nil, die Gründung von Khartûm und die allmähliche Erforschung des weißen Flusses von dort aus hatte den Anwohnern desselben wenig Segen, wohl aber unsagbares Elend gebracht. Menschenraub und Sklavenhandel mit all ihren Schrecken waren eingezogen, immer weiter rückten die Khartumer Sklavenjäger aufwärts, ganze Landstrecken standen unter ihrer Zwingherrschaft. Die Länder am obern weißen Nil von diesem Fluche zu befreien, die Menschenräuber zu verjagen, geordnete Zustände herzustellen, die Eingebornen zum ergibigen Feldbau anzuhalten, ihren Wohlstand und ihre Sitten zu heben, dem Handel und der Baumwollenkultur ein neues Gebiet zu eröffnen und nebenbei die Gebiete an Aegypten zu annektiren: dazu unternahm der bekannte englische Reisende S. Baker, vom Khedive zum Pascha ernannt und an der Spitze einer kleinen ägyptischen Armee, in diese Länder eine kriegerische Expedition von so abenteuerlichem Reize, wie selbst in unserer, an kriegerischen Ereignissen so reichen Zeit, wenige zur Beobachtung kommen (1870/73). Unter unsäglichen Beschwerden, unter tausend sich stets neu aufthürmenden Hindernissen fuhr er durch den Bahr Seraf und Kir aufwärts nach der Missionsstation Heiligenkreuz (7° N. Br.), nach Gondokoro (5° N. Br.), das er dem Vicekönig zu Ehren in Ismaïlîa umnannte, kam unter fortwährenden Kämpfen nach Fatiko (etwa 3° N. Br.) und an die Karumafälle des Viktorianils, überschritt denselben, zerstörte, da der König von Unjoro, Kabba Rêga, einen verrätherischen Angriff auf ihn gemacht hatte, dessen Hauptstadt Masindi und ergriff durch Aufhissen der Ottomanischen Flagge von der Landschaft Unjoro, die sich bis jenseit des Aequators erstreckt, sowie von den Gebieten weiter abwärts am weißen Nil für den Khedive Besitz. Aegypten reicht also gegenwärtig von Alexandrien bis an den Aequator. Ob das von Sir Samuel Baker mit Muth, Geschick und Glück durchgeführte Unternehmen zu dauernder Verbesserung der Zustände am obern Nil führen wird, oder ob es nur ein Abenteuer gewesen, wird, wie Baker selbst sagt, von dem Charakter der Regierung abhängen.

Anm. Zwischen dem Flußgeäder des Gebiets des obern Abiad, nördlich und nordwestl. vom Mwutan, wohnen die Stämme der Dinka, Dschanghe, Nuër, Djur (den Schilluks verwandt), Bongo u. a. Noch weiter nach Süden, aber nicht mehr im Nilgebiete, sind die Sitze der beispiellos kannibalen Niam-Niam und Monbuttu, und 2 Tagreisen südlich von der Residenz Munsas, eines Häuptlings der Monbuttu, also etwa unter 3° N. Br. und 29° O. L. v. Gr., 20 Meilen nordwestlich vom Nilquellensee Mwutan, beginnt das Gebiet des Zwergnegervolkes der Akka, dessen Männer im Durchschnitt nur eine Höhe von 1½ Meter erreichen, wie Dr. Schweinfurth auf Grund eigener Anschauung berichtet.

Die Berberei.

42700 O. M., 8½ Mill. Bew.

So heißt, mit Ausnahme des Deltas, der Nordrand Afrikas zwischen dem Meere und der Saharâ, die Länder Tripoli, Tunis, Algier und Marokko umfassend. Den allgemeinen Namen Berberei führt er nach den Berbern, den ächten Abkömmlingen der ältesten Bewohner, deren Sprache

mit den verschiedenen Verzweigungen des Volkes selbst vom atlantischen Ocean im W. bis fast zu den Grenzen von Aegypten im O. sich hat verfolgen lassen, ehe das Arabische ihr Abbruch that. Jetzt wird sie noch gesprochen von den kühnen und stolzen Amazirghen und von den Schilluhs in Marokko, von den Kabylen, zu denen auch die tunesischen Berber gehören, in Algier, von den Resten der Berber in Tripoli, von den Bewohnern der meisten Oasen längs des Südfußes des Atlasgebirges und in einem verdorbenen Dialekt in den Oasen Audschila nnd Siwah, sowie endlich im größten Theile der westl. Saharà von den Tuáregs, einem Mischlingsstamme aus Berbern und Negern. Alle Völker, die früher vorübergehend in Nordafrika seßhaft waren, haben Spuren zurückgelassen; deshalb findet man bei den Berbern auch helläugige und blondhaarige Individuen. Außer den Berbern bildet der halb arabische Maurenstamm einen großen Theil der Bevölkerung, besonders im Westen, dem alten Mauretanien; auch der reinen Araber, zumeist Beduinen, ist eine große Zahl. Türken, erst im 16. Jahrh. ins Land gekommen, bilden in Barka, Tripoli und Tunis, wo ihre Sprache Regierungssprache ist, den herrschenden Stamm; in Algier aber, wo dies früher auch der Fall war, ist ihr Ansehen sehr gesunken. In Marokko dagegen haben sie sich gar nicht festzusetzen vermocht. Neger sind zahlreich vorhanden, meist aus dem Sudan und aus Guinea als Sklaven in die Berberei verbracht. Die Juden sind zum Theil aus dem Orient mit den Arabern dahin gekommen, meist jedoch aus Spanien nach ihrer und der Mauren Vertreibung hier eingewandert. Alle diese Völker, mit Ausnahme der Juden und der im Lande wohnenden Europäer, sind Muhammedaner, indem nirgend mehr, als in diesem Theile des altrömischen Reiches, die frühere Kultur sammt dem Christenthume zerstört worden.

Das Klima dieser Seite 524 beschriebenen Plateauländer ist der Bewohnung nicht ungünstig. Die oft erstickend heiße Südluft im Juli und August abgerechnet, ist es milde, vorzüglich im Gebirge, und der Winter bringt häufige Regen, außer in der petit désert, die an der Saharà hinzieht. Hier im Dattellande hausen nicht bloß eilige Dromedare und Antilopen, sondern schon Strauße und Löwen, während das Gebirg und die Küsten reich sind an Schafen, Ziegen, Eseln und trefflichen Pferden; leider auch an Heuschrecken, die oft zur schrecklichen Landplage werden. Die Pflanzenwelt prangt mit Kork- und Steineichen, Gummiakazien und Südfrüchten, an der Küste mit Fächerpalmen, und auf dem Hochatlas gibt es mächtige Wälder. Man baut Mais, Weizen, Gerste, Hirse, Mandeln, Feigen, Oliven, und den Weinstock zur Gewinnung von Rosinen, da der Koran den Wein als Getränke verbietet. Im Ganzen wird aber der Acker-

bau lässig betrieben, und Viehzucht vorgezogen; vor allen hegt man Schafe und Ziegen, und wie man deren Felle zu gerben versteht, zeigt die Benennung Marokin und Saffian, nach den Städten Marokko und Saffi. — Von der geistigen Kultur ist nichts zu rühmen; der harte Despotismus, worunter diese Länder seit Jahrhunderten seufzten, das Erstarren der Religiosität in äußerlichen Bräuchen, und nicht weniger der eingewurzelte Widerwille gegen alles Europäische, ließen sie nicht aufkommen. Daß dieser Widerwille gerade in Nordafrika besonders stark ist, erklärt sich übrigens leicht; man braucht nur an die greuelhafte Vertreibung einer Million friedlicher Mauren aus Spanien im Jahr 1610 sich zu erinnern, die natürlich den Groll über die erlittene Unbill auf ihre Nachkommen in Marokko vererbten; und was die 3 andern Barbaresken betrifft, die ihr Entstehen dem Seeraub verdankten, so verleugneten ihre Regenten das ursprüngliche Geschäft umsoweniger, als gegenüber auf Malta ein christlicher Ritterorden saß, welchen sein Gelübde zu ewigem Kampf gegen die Ungläubigen verpflichtete. Denkwürdig wird es aber bleiben, daß der Korsarenunfug so lange geduldet wurde, und daß unsre Seemächte sich sogar zu Geschenken oder Tribut an die Barbaresken herabließen, um ihren Flaggen Sicherheit zu verschaffen.

a) Tripoli, Fessan und Barka — südlich von Italien, sehr ausgedehnt, doch nur im kleinsten Theile des Anbaues fähig, 16000 Q. M. mit 800000(?) Einw. Seit 1552 mit dem türkischen Reiche vereinigt, wird das Land durch häufig wechselnde Paschas oder Beys, die jährlich einen gewissen Tribut an die Pforte zu entrichten haben, regiert. Die Verwaltung des Staates ist sehr schlecht, echt türkisch; unter andern Abgabe von jedem Dattel- und Oelbaume. — Orte: Tripoli (Tarabulus) mit 30000 E., Citadelle, befestigtem Hafen und vielen Kanonierböten zur Vertheidigung, eng gebaut und schmutzig, mit ziemlich lebhaftem, größtentheils von Juden betriebenem Handel; aber die Karawanen nach Sudān, oft mehrere hundert Kamele stark, werden von den Tuáregs der Wüste geführt. Tripoli ist nämlich Ausgangspunkt der vielbesuchten Wüstenstraße an den Tsad, auch steht es in Telegraphenverbindung mit Malta und über Bengasi mit Alexandrien. Ostwärts liegen die Ruinen von Leptis. Rhadāmes, Handelsplatz in schöner Oase, an der Karawanenstraße nach der westl. Saharā und nach Timbuktu. — Fessan bildet ein eigenes Paschalik; der Hauptort Mursuk mit 8000 E. liegt südwestl. der Harudschberge, und führt hauptsächlich Sklaven- und Dattelhandel. Tedscherri, der südlichste bewohnte Ort Fessans. — Die wäldervolle Plateaulandschaft Barka (Kyrenaika) wird seit dem Herbst 1869 als Mutasarefia von Bengasi direkt von Konstantinopel aus regiert. Bengasi (Berenike der Alten) ist ein wichtiger Hafenplatz mit 7000 E., in schöner Lage. Karawanenverkehr mit Wadai. Derna (Darnis), Hafen a. d. Nordküste. Trümmer von der Vaterstadt des Aristipp und Eratosthenes, nämlich von Kyrene in wasserreicher, fruchtbarer Landschaft, das in alter Zeit sowohl durch Handel, wie als Sitz der Künste und Wissenschaften blühend und nach Karthago und Alexandria die größte Stadt Afrikas war. Die

Bevölkerung von Kyrenaika wird auf 302000 Seelen veranschlagt. — Südlich von Barka die durch treffliche Datteln berühmte Oase Audschila, die (unter Hinzurechnung einiger Nachbaroasen, wie Dschalo ꝛc.) 11—12000 E. hat.

Anmerk. Oben bei der Schilderung der Saharà ist schon der theils umher schweifenden, theils auf Oasen seßhaften Stämme der Wüste erwähnt worden (zusammen vielleicht 4 Mill.), nämlich der Tibbus oder Tebus im Osten, der Tuáregs in der Mitte und der Mauren im Westen. Sie sind keine Neger. Die fast schwarzen Tibbus mögen stark mit Negern gemischte Nachkommen der alten Libyer sein. Die braunen Tuáregs, ein kräftiger Menschenschlag, stammen von Berbern ab, die bei den mancherlei Unterjochungen der nordafrikanischen Küstenländer in die Saharà gedrängt worden; sie selbst nennen sich Imoschagh, d. i. Freie. Ohne den Schutz der Tuáregs, welchen man, wie im Mittelalter den der Ritter, erkaufen muß, kann die Wüste nicht sicher durchreist werden; sie bilden in ihrem Gebiete, das viermal so groß ist als Deutschland, verschiedene oft mit einander in Krieg begriffene Stämme, stehen unter Oberhäuptern, sind gut bekleidet, stark bewaffnet, auf Dromedaren reitend, und bekennen den Islam; doch gehen ihre Weiber unverschleiert. Die Grenze zwischen den Tuáregs und Tibbus ist etwa durch eine Linie von Mursuk nach Bornu am Tsadsee zu bezeichnen. — Im Westen an der Küste liegen die Hafen- und Handelsplätze Arguin und Portendik.

b. Der Staat Tunis — viel kleiner als Tripoli, aber mit mehr kulturfähigem Boden und reich an Korn, Oliven, Datteln, Wachs, Salz u. s. w. Man rechnet, daß 1100 Q. M. seiner fruchtbaren Fläche sich mit dem Nildelta messen könnten, wenn die Bewohner fleißiger wären und es nicht an Bewässerungsanstalten fehlte. Zur alten Karthager Zeit war es äußerst bevölkert, jetzt hat es auf seinen 2150 Q. M. höchstens 2 Million Bewohner. Am besten wird es noch bebaut im Thale des Medscherda (Bagradas), der zur Winterszeit ein reißender Strom, im Sommer zum Bache wird.

An der Spitze des Staates steht ein Bey oder vielmehr ein fast unabhängiger Sultān, der bis jüngst nur nominell von Konstantinopel abhing. Neulich hat sich in dem Verhältnis Einiges geändert. Die Regierungen nämlich, welche in den letzten 30 Jahren sich in Frankreich folgten, machten sämmtlich kein Hehl daraus, daß im Interesse ihres algerischen Besitzes Tunis früher oder später gleichfalls französisch werden müsse. In letzter Zeit auch von Italien bedroht, hat der Bey in dem engern Anschlusse an die suveräne Macht, an „den Beherrscher der Gläubigen," das Mittel gefunden, die Selbständigkeit seines Landes mehr zu erhalten. Durch Firman vom Oktober 1871 wurde der an die Pforte bezahlte Tribut abgeschafft, der Familie des jetzigen Bey die erbliche Regierungswürde in der Ordnung der Primogenitur gewährt und dem Lande die Freiheit seiner innern Entwicklung gesichert. Militär-Conventionen und Landesabtretungen sind untersagt. Eine gute Regierung wurde zur Bedingung der Aufrechthaltung des Firmans gemacht, sowie sich der Bey verpflichtete, im Kriegsfalle der Pforte einen Theil seiner Truppen und seiner Flotte zur Verfügung zu stellen. Schon seit 1842 ist die Sklaverei abgeschafft, überhaupt suchen die Herrscher europäische Einrichtungen einzuführen. — Orte: Tunis, mit 125000 E., wovon ¼ Juden, an einer fast rings eingeschlossenen Bucht, an deren schmalen Oeffnung ins Meer der Hafen von Tunis, Goletta liegt. Louis IX. von Frankreich starb bei der Belagerung von Tunis an der Pest 1270; Kaiser Karl V. war 1535 glücklicher, was unserm Pyrker

Stoff zu seiner Tunisias gab. Die Stadt ist eng und schmutzig, hat aber prächtige Moscheen, wohlhabende Fabrik- und Handelshäuser, und außer der Synagoge ein evangelisches und ein katholisches Gotteshaus. Den stattlichen Palast kann der jetzige Herrscher mit dem erhebenden Bewußtsein bewohnen, daß er und seine Vorgänger in der Verwaltung des Staates Wesentliches gebessert und dem Volke eine hellere Zukunft angebahnt haben. Die Verkehrsmonopole sind abgeschafft, Jude und Christ dürfen Grundbesitz erwerben, alle Bürger sind gleich vor dem Gesetz, so daß die Gerichtshöfe aus Bekennern verschiedener Religionen bestehen. — Vom alten Karthago an der Westspitze der tunesischen Bucht sind wenige Spuren vorhanden, in der Umgegend stehen aber noch ein paar 20 m. hohe Bogen des Aquadukts, der 11 Meilen her das Trinkwasser nach der Stadt führte. Sonst finden sich aber an vielen Stellen des Landes werthvolle Alterthümer, besonders beim Dorfe Dschemm (Thysdrus) ein großes Amphitheater mit 4 Stockwerken. An der Stelle von Hadrumetum liegt jetzt die Stadt Susa, von Utika sind geringe Ueberbleibsel da, und wo Zama lag, ist gar nicht mehr zu ermitteln. — Unter den neueren Orten ist Kairwan, nach der Zerstörung von Neu-Karthago von den Arabern im Jahre 53 der Hedschra als heilige Siegesstadt gegründet und in den nächsten Jahrhunderten blühend, mit prächtiger Moschee aus jener Zeit, sonst ziemlich herabgekommen, doch immer noch die bedeutendste Stadt nächst Tunis; sie hat 15000 E. — Der schon oben erwähnte salzige Tritonische See liegt an der Wüstengrenze, wird aber auf der Abendseite von einem malerischen Hochufer eingefaßt, wo Felsen, Schluchten und fallende Bäche sich mit dem Städtchen Nefta zu einer herrlichen Landschaft verbinden, aus der eine Fülle von Palmen und Orangen hervorblickt.

c. Das französische Algier (Algerien), das alte Numidien, von den Arabern Maghreb Ausath oder mittleres Abendland genannt — 12150 Q. M. und an 3 Mill. Einw., worunter 200000 Europäer (zum großen Theil „bediente und gefütterte Schmarotzerbevölkerung") und 80000 Juden. Es erstreckt sich 136 M. lang am Mittelmeer hin, von der Bona-Bai im Osten bis hinter die Tafna im Westen, liegt also zwischen den Staaten Tunis und Marokko.

Die Spanier trugen nach der Bewältigung Granadas ihre Waffen auch an die muselmännische Küste Afrikas und eroberten Oran, Algier u. s. w. Allein zu Soliman des Großen Zeit nahm der gefürchtete Seeräuber Horuk Barbarossa, eines Töpfers Sohn aus Mytilene, 1516 den Christen Algier wieder ab. Sein gleich tapfrer Bruder Haireddin erweiterte den Besitz und bewarb sich um den Schutz des Sultans, der ihn zum Kapudan Pascha ernannte. Vergeblich erschien Karl V. vor Algier 1541, das Glück, das er vor Tunis gehabt, ward ihm untreu; die neue Regierung stand gesichert da, worauf 1552 auch Tripoli und 1574 Tunis in türkische Gewalt geriethen. Anfangs wurden die 3 Raubstaaten durch Paschas beherrscht, bald aber durch deren Deys als Vorsitzer im Diwān, die sich mit Hülfe der türkischen Soldateska zu Herrn machten. Die Deys waren nicht Erbfürsten; von Soldaten gewählt wurden sie auch oft gemordet. Ihre Regierung war bloß eine wilde Soldatenherrschaft, hauptsächlich zu Algier, wo man dem Völkerrechte am meisten Trotz bot und somit den 5. Juli 1830 herbeiführte, wo der französische General Bourmont die Stadt eroberte und der Herrschaft der türkischen Miliz ein Ende machte. Völlig Herren im Lande zu werden, hielt aber den Franzosen schwer; der Religionshaß der Kabylen- und Beduinenstämme, aufgestachelt

von den Marabuts, setzte ihren Fortschritten im Innern, obgleich Abd-el-Kader 1846 in Gefangenschaft gerathen, große Hindernisse entgegen, und zwingt sie noch fortdauernd, zum Schutze ihrer Städte und kolonisirten Ländereien eine große Armee im Lande zu unterhalten, zu welcher jetzt auch Eingeborne (Spahis-, Zuavenregimenter ꝛc.) herangezogen werden. Die Verwaltung ist noch eine fast rein militärische, und die Einnahmen der Kolonie decken bloß 30% der Kosten, welche darauf verwendet werden müssen. Für den franz. Handel ist sie allerdings von großer Bedeutung. — Orte: Algier mit der Kasauba oder Citadelle und geschütztem Hafen, 60 Moscheen, jetzt auch mit christlichen Kirchen und einem katholischen Bischof. Die Franzosen haben neue Schulen und ein Colleg (Gymnasium) angelegt und der Stadt einen halb europäischen Anstrich gegeben. Bewohnerzahl 52000. Von hier nach Marseille braucht ein Dampfer bloß 36 Stunden. Die fruchtbare Ebene Metidscha, südlich von Algier, europäisch kolonisirt und durch die Feste Blida geschützt, liefert viel Gemüse nach Europa. Ostwärts von der Hauptstadt liegen an der Küste: Bugia (Buhdscha) und näher nach Tunis Bona mit Resten des alten Hippo Regius und einträglicher Korallenfischerei; La Calle an der tunesischen Grenze steht über Sizilien, Sardinien und Corsika mit Marseille in telegraphischer Verbindung. Fünf Meilen landeinwärts Constantine, das von K. Constant in erneuerte alte Cirta, einst feste Hauptstadt Jugurthas und zur Römerzeit Mittelpunkt des numidischen Straßensystems; 35000 E. Südl. davon, auf der Hochebene, Lambese (Lambessa) mit Ruinen aus alter Zeit, jetzt Zellengefängnis, und seitwärts südlich Biskra. Im westlichen Theile des Landes an der Küste: Mostaganem und die Hafenfestung Oran mit 34000 E.; landeinwärts Maskara, Tlemsen, und in der Quellengegend der Tafna Isli am Flüßchen Isli, berühmt durch den Sieg Bugeauds. — In der algerischen Saharâ, wo außer Dattelpalmen etwas Feldbau, Handwerk und Karawanenhandel zu finden, u. a. die Oase Ksur mit einer Mineralquelle (Ain-el-Kebir) von + 40° R. Das jetzt größtentheils versandete Depressionsgebiet von Wargla mit artesischen Brunnen ist der Mittelpunkt vieler Karawanenstraßen. Die Oase El Golēa bezeichnet die Südgrenze des franz. Gebiets.

d. Marokko, im Lande selbst Rharb-el-Djoani (d. h. der innere oder eigentliche Westen), auch Bled-es-Sidi-Mohammed oder Bled-Fes genannt, bei den Arabern Maghreb-el-Aksa (d. h. der äußerste Westen), ist 12200 Q. M. groß und hat 2,750000 E. *) Die Oasen Draa, Tafilelt und im SO. Gurāra, Tuāt und Tidikelt werden dazu gerechnet. Der Sultān (Hakem-el-Mumenin, d. i. Herrscher der Gläubigen, oder als weltlicher Herrscher Mul-el-Rharb-el-Djoani) betrachtet Boden und Volk als sein Eigenthum und sich als Nachfolger des Chalifen von Cordova, erkennt also die Herrschaft des Sultāns von der Türkei nicht an, wie die Chalifen von Spanien ihre Herrschaft gegen die Abbassiden aufrecht erhielten. Im Gegentheil, die jetzige marokkanische Dynastie, die sogen. 2. Dynastie der Schürfa, d. h. der Nachkommen Muhammeds (von Muhammeds Tochter Fatime), proklamirt laut und feierlich, daß sie allein die rechtmäßige Herrscherin aller Gläubigen sei und betrachtet

*) Nur Schätzungszahl (nach Klöden). Rohlfs vergleicht die Bevölkerung Marrokos mit der von Algier, und bei Annahme gleicher Dichtigkeit und Hinzurechnung der fruchtbaren Provinzen südl. des Atlas (Sus, Nun) und der großen Oasen (Draa, Tuāt ꝛc.) schätzt er sie auf 6½ Mill. Die Zahl der Juden daselbst schlägt er zu 100,000, die der Neger zu 50000, die der Europäer zu 4—5000 an.

den Padischah in Konstantinopel nur als Usurpator, der nicht einmal arabisch Blut, geschweige das „unseres gnädigen Herrn Muhammed" in seinen Adern hat. Trotzdem wird ihm nicht einmal überall in seinem Reiche gehorcht, verschiedene Stämme der bunten Bevölkerung haben sich unabhängig erhalten oder verweigern, wenn es ihnen beliebt, den Tribut. Selbst die Abstammung von dem Propheten machen ihm manche streitig, die sich ebenfalls diese Ehre zuschreiben, besonders in der Provinz Tafilelt. Die Regierungsform ist höchst despotisch und tyrannisch, wie man sie eben nur da findet, wo geistliche und weltliche Herrschaft in einer Hand vereinigt liegt. Die Sprachen der beiden Hauptelemente der Bevölkerung, nämlich der Araber (Arbi oder Rharbi, d. i. der vom Westland) und der Berber (Masigh Schellah) sind grundverschieden, wie sich überhaupt die beiden Völker, trotz des gemeinsamen Glaubens, heute noch völlig unvermischt gegenüberstehen, obgleich sie im Körperbau, sowie in Sitten und Lebensweise viel Uebereinstimmendes haben. Rohlfs nimmt ²/₃ Berber und ¹/₃ Araber an und spricht den Berbern die Zukunft zu: sie seien bescheidener, hängen weniger an Religion wie die Araber, diese ächten Römlinge des Islams, und lassen sich weniger von Religion beherrschen. Doch ist die Gesammtbevölkerung in Marokko, diesem letzten Reste arabischer Herrschaft, höchst fanatisch muhammedanisch, von barbarischem Hasse gegen Christen und Europäer erfüllt, weshalb das Land bis jetzt nur wenig und nur mit Lebensgefahr bereist werden konnte; die katholische alleinseligmachende Religion in Spanien und die muhammedanische alleinseligmachende Religion in Marokko stehen sich heute noch so feindselig gegenüber wie zur Zeit Ferdinand des Katholischen. — Orte: Fës (Fās), die düstere Hauptstadt des Landes mit 100000 E., zugleich die erste Handelsstadt mit bedeutendem Verkehr nach dem Süden und nach Europa. Gewerbthätig in Töpferwaaren, Seidenschärpen, Waffen und europäischen Waaren; zugleich ein Hauptsitz muhammedanischer Gelehrsamkeit. Mekines (Miknāsa), die schön gelegene Sommerresidenz des Sultāns. Rabāt am atlant. Meer, mit 30000 gewerbthätigen E., worunter viele Juden und Christen, hat modern südeuropäisches Aussehen und ist der Hafen für Fës; vor der Flußmündung jedoch eine Barre, weshalb nur kleinere Schiffe Zugang haben; lange Zeit Hauptsitz der Korsaren. An der Nordküste: Tanger, Aufenthalt der europäischen Consuln und wichtiger Handelsplatz, von dem aus sich Gibraltar verproviantirt, obgleich die Bucht zu weit ist, um nur als Rhede gelten zu können und der kleine Hafen der Stadt 1684 von den Engländern zerstört wurde. Tetuan, Hafen am Mittelmeer; überhaupt hat die Mittelmeerküste zahlreiche Buchten, aber zu klein, um gute Häfen zu bilden; dagegen waren sie groß genug, um den Rifpiraten mit ihren kleinen Fahrzeugen Sicherheit zu gewähren. Die Festung Ceuta, Gibraltar gegenüber, Melilla und einige andere Küstenorte ohne allen Landbesitz, da dieser von den Marokkanern wieder zurückerobert wurde, sind verödete Hafenplätze in spanischem Besitz. Bei Alkassar, südl. von Tanger, verlor Sebastian von Portugal 1578 Schlacht und Leben. Im südlichen Theile des Reiches: Marokko (Marrākesch, d. i. die Geschmückte) mit Residenzpalast des Sultāns und 50000 E., worunter ¹/₇ Juden, liegt 20 Meilen vom atlantischen Meere, auf einer 408 m. hohen Ebene, und war sonst weit bevölkerter. Die Ufer des nahen Flusses Tensift und seiner Seitenbäche sind mit Oleandergebüsch bedeckt, und an der Nordseite der Stadt dehnen sich Palmen- und Olivenwälder aus. Unter diesen Palmen soll die Aussicht nach dem nur 3 Meilen entfernten Atlas, dessen

Schneegipfel sich scharf am dunkelblauen Himmel abgrenzen, überaus schön sein. Mogador an der Küste, von den Franzosen im August 1844 beschossen, kann für den Hafen der Stadt Marokko gelten und ist weit besser gebaut als diese. Bis Mogador ist die Westküste flach und seicht, voll Dünen, die Flußmündungen voll Barren. Von Mogador bis Agadir ist schroffe Steilküste (SW.-Ende des Atlas), bei Agadir der beste Ankerplatz, dann wieder Flachküste. Agadir oder Santa Cruz, nicht mehr gebrauchter, aber vorzüglicher Hafen an der Mündung des Sus, unterm Schirme des 1300 m. hoch ziemlich steil aufsteigenden Gebirges. Auf der Südostseite des Atlas: Tarudant am untern Sus, und in der marokkanischen Saharâ Abuam, Hauptort der Provinz Tafilelt, und Sedschelmesa, berühmt durch Dromedare, Pferde und Datteln. Der Franzose Caillé (1828), der erste lebend von Timbuktu zurückgekehrte Europäer, kam über Abuam, Fēs und Tanger nach Haus. Die Oase Tuāt dient als Sammelplatz der Karawanen nach Timbuktu. — Das von vielen Gebirgsflüßchen bewässerte Susthal hat sich 1810 unter dem Marabut Sidi Hescham theilweise unabhängig gemacht, und ist noch ein eigner Staat.

Senegambien und Oberguinea.

Die Lage und Gestaltung des Kong ist schon besprochen. Wo dies Gebirg am wenigsten, vielleicht kaum zu 1000 m. aufragt — und das ist auf seiner langen östlichen Erstreckung bis an den Unterlauf des Niger der Fall — wendet es seine 300 M. lange Südseite dem großen Golfe zu. Auf dieser Seite bildet seine Abdachung mit sanften Plateaus und unteren Ebenen, deren Boden meist thonig und fruchtbar ist, das Küstenland Guinea, das diesen Namen von den Portugiesen wahrscheinlich nach einem zur Zeit der Entdeckung vielgenannten Volke erhalten hat. — Weit bedeutender erhebt sich das Konggebirg da, wo am Ende der Regenzeit von einigen Hochgipfeln Schnee herschimmert, in den Quellengegenden des Senegal, Gambia und Rio Grande, die nach West, und einiger linken Nebenflüße des obern Dscholiba, der nach NO. abfließt. Da unter den ersteren Senegal und Gambia den längeren Lauf haben, so heißt das ganze den Inseln des Grünen Vorgebirgs gegenüberliegende Westland nach diesen Strömen.

a. Senegambien. Es hat eine Küstenlinie von 140 Meilen, und enthält in seiner obern Hälfte die mannichfachsten Gebirgslandschaften, die an mehreren Stellen ihrer Fruchtbarkeit und Schönheit, wie ihrer romantischen Wildnisse halber von Europäern bewundert wurden. Die untere Hälfte, flach und meist sandig, zeigt in der Regenzeit, wo riesige Gräser aufschießen, ihre tropische Produktionskraft; die Flüsse jedoch sind von den mächtigsten, buntgemischten Wäldern begleitet, und nur nordwärts vom Senegal, gegen die Saharâ hin, ist der Boden für Gummibäume geeignet. Das Klima ist eines der heißesten, Hühnereier kann man im Sande sieden. Schon im Mai hält sich die Tageswärme auf 32 Grad. Die Regenzeit, zu Ende Juni beginnend, bringt die furchtbarsten Gewitter und einen Niederschlag, der bis zu Ende Oktobers über 3 m. ausmacht, also mindestens viermal so viel als bei uns am Rheine im ganzen Jahre.

In diesem mehrere tausend Quadratmeilen großen Lande gibt es mancherlei Völker, unter denen kriegerische Fürsten Reiche gestiftet, die später sich wieder zersplitterten, und mancher Volksname erhielt Ruf, der später verschwand. Wichtig ist, daß bei diesen Fetischdienern sich von Marokko her der Islam einfand, der in einem bedeutenden Theile Senegambiens Wurzel gefaßt, hauptsächlich in dem Stamme der fast kaukasisch gebauten, muthigen und begabten, mit ehrenwerthen Eigenschaften des Charakters ausgerüsteten Fulahs (Fulbe, Fellani, Fullan) am mittleren Senegal und obern Gambia, die dadurch zu Eroberern wurden, auch den Dscholiba entlang und tief in Sudān hinein zogen, wo sie im Anfange dieses Jahrhunderts als Fellatahs eigene Reiche gestiftet haben. — Die Dscholofen zwischen Gambia und Senegal sollen ursprünglich demselben Stamme angehören; wenigstens weisen sie gleich den Fulahs es von sich, wirkliche Neger zu sein. Sie haben auch trotz ihrer Schwärze nicht den vollen Negertypus, bauen ihr Land, treiben verschiedene Arbeiten und mit Geschick, besonders die Goldschmiedekunst; daneben werden auch Streifzüge unter die heidnischen Völker gemacht, um Menschen zu fangen. — Auch die Futa Dschiallon im Quellgebiete des Bafing, Gambia und Rio Grande sind Fulahs, und gerade sie waren es, von denen im vorigen Jahrhundert das Erobern ausging. Ihr tapferer Fürst Ibrasima, zu Anfang unseres Jahrhunderts, hat mehr als 100 Häuptlinge bezwungen und mit Gewalt der Waffen den Islam in die Ferne getragen. Ueber ihrer Hüttenstadt Labbeh bei der Quelle des R. Grande erhebt sich eine strohgedeckte Moschee. Ihre Hauptstadt ist Timbo mit 3000 E. Der Häuptling hat zu Sokotoro seinen Landsitz und ist, wie in allen Fulahländern, weltliches und geistliches Oberhaupt; er betrachtet sich als den direkten Erben der Chalifen. — Ein anderes bildungsfähiges Volk sind die hochgewachsenen, dunkeln Mandingos oder Wangerawas an beiden Seiten des untern R. Grande und in den Quellgebieten der Flüsse, aus welchen der Senegal entsteht; das kleine Bergländchen Manding links des obern Dscholiba (südwestl. von Sego) ist ihr Stammland. Sie gehören in jeder Beziehung zu den ausgezeichnetsten Bewohnern des Continents, bekennen sich großentheils zum Islam und sind, unter Häuptlinge vertheilt, wohl einige Millionen Köpfe stark. Einer ihrer Staaten, die noch heidnischen Bambuk, regiert sich republikanisch.

Kolonien: Die Engländer besitzen am Gambia 50 M. aufwärts das Fort George, Pisania und einige andere Handelsfaktoreien; ihr Hauptort aber ist die Hafenstadt Bathurst an der Gambiamündung; sie liegt auf einer Insel, umgeben von Negerhütten mit Gärten. Damit begnügen sich hier die Engländer. — Die Franzosen suchen größere Herrschaft in Senegambien. Sie besitzen südlich des Cap Verde Insel und Fort Gorée und einige Posten an der Küste (Rufisque, Dschoal, Cazamance, Pongo ꝛc.), am Senegal St. Louis und im Binnenlande Stationen und Dörfer flußaufwärts bis Medine, das bereits dem Gebirgslande angehört, einen Küstenstrich nordwärts der Senegalmündung; dagegen haben sie die Küste Cayor südl. des Senegal und mehrere angelegte Comptoirs wieder aufgegeben. Die Zahl der direkt und indirekt von denselben abhängigen Bevölkerung mag noch 200000 S. betragen. — Was die Portugiesen hier besitzen (Archipel der Bissagots u. s. w.), ist kaum nennenswerth und im äußersten Verfall.

b. Ober-Guinea. Von Senegambien ist es durch die Sierre Leone, einen bis ans Meer tretenden Gebirgsast, getrennt. Im Osten rechnet man zu der Küste,

die von der Abdachung des Kong gebildet wird, die Beninküste hinzu. An dem einförmigen, mit Kokospalmen geschmückten Gestade gibt es keine geschlossenen Baien, keine Mündungen (außer denen des Niger) von bedeutender Breite, wenige Vorgebirge, die hoch über den Meeresspiegel hervorragen, und von unzähligen Flüssen nur einige, die zu beschiffen sind. Heiß, beinahe wie in Senegambien, befördert der fruchtbare Boden eine noch kräftigere Vegetation, vor allen im Nigerdelta, wo z. B. der schattenreiche Wollbaum eine Höhe von 30 m. im Stamm, 10 und mehr Meter im Umfang erreicht, so daß häufig ein Kahn für 100 Personen aus einem Stück gehauen wird. Die abgefallenen Früchte der Oelpalme liegen dort oft ½ m. hoch am Boden. Nähr-, Würz- und Nutzpflanzen hat Guinea in Menge, und von der Goldküste werden jährlich an 100000 Unzen feines Waschgold verschifft. — Die Bevölkerung, trotz der ewigen Fehden und Menschenjagden im Innern, immer noch zahlreich, theilt sich in viele Staaten und leidet unter Aberglauben und Despotismus mehr als in Senegambien. Dort hat der Fetischendienst doch mildere Bräuche, in Guinea ist er mit barbarischen Menschenopfern und mit größerem Priestereinfluß verbunden. Dennoch finden sich löbliche Eigenschaften im Volke, man schildert es meistens als mäßig, dienstfertig, thätig, gastfrei, und nur da verderbt, wo Jahrhunderte lang der Verkehr mit europäischen und amerikanischen Sklavenkäufern statt gehabt, also an vielen Punkten der Seeküste; doch ist jetzt im ganzen der Sklavenhandel in Ober-Guinea als erloschen zu betrachten. — Unter den Negerstaaten sind einige durch Unterjochung andrer mächtig geworden, vorzüglich folgende:

1. Auf der Goldküste das Reich Aschanti*). Es soll 3500 Q. M. und 2 Mill. E. haben. Man rühmt die Aschantis als tapfre Leute und als sehr geschickt in mancherlei Arbeiten aus Thon, Eisen, Gold und Seide. Das Land ist außerordentlich reich an Produkten aller Art, namentlich auch an Gold, und Gold ist das einzige Geld welches (als Goldstaub oder in kleinen gewogenen Stücken) im Umlaufe ist. Dieser Reichthum an Gold verbreitet einen ungeheuren Luxus, den man in einem Negerlande nicht vermuthen sollte. Der König ist ein konstitutioneller Monarch, aber mit viel absoluter Gewalt, die in den scheußlichsten Despotismus ausarten kann; er betrachtet sich als Herr über Person und Eigenthum der Unterthanen, ist aber in mancher Hinsicht durch gewisse Familienhäupter (den Feudaladel) und durch gewisse Fundamental-Gesetze beschränkt, deren Nichtbefolgung die Entthronung zur Folge haben würde. Merkwürdig ist es, daß die Thronfolge nicht den Söhnen, sondern stets den Brüdern zukommt, und daß jeder Thronwechsel mit großartigen Menschenschlächtereien verbunden ist. Der König und sein Volk sind Heiden, obwohl es auch ein moslemitisches Quartier in der Hauptstadt gibt. Die Muhammedaner sind Handelsleute aus den Nigerländern. Der König muß sich 3333 Weiber halten, welche Zahl, als eine mystische, stets voll erhalten wird. Die Aschanti-Armee ist die Nation; wenn die Marschordre gegeben ist, schließen sich alle tauglichen Männer ihren Compagnien an, Lebensmittel mit sich nehmend. Geschlagene Generale tödten sich selber. Die Engländer waren schon öfter und sind auch gegenwärtig wieder in einen nicht gerade glücklich geführten Kampf mit den bar-

*) Man pflegte sonst Guinea in Löwengebirgs-, Pfeffer-, Zahn-, Gold-, Sklaven- und Beninküste abzutheilen.

barischen*) und tapfern Aschantis verflochten, in welchem es sich um den Besitz des Fantilandes handelt und um die Aschantis von der Küste auszuschließen. Hauptstadt des Reiches und Residenz des Königs ist Kumassie, welche, auf einem von Sumpf umgebenen Granitfelsen liegend, 1 Meile im Umfang und 70000 E. hat. Es befinden sich daselbst 2 Paläste von europäischer Bauart, einer für den König, der andere für die Fremden. — 2) Das Reich Dahomeh auf der Sklavenküste, ebenfalls 1½ Jahrhundert alt, noch ausgedehnter als Aschanti. Es ist gut angebaut; die Dörfer, von Feldern umgeben, sind aus der Ferne an den Oelpalmen zu erkennen, deren Pflege jetzt seit Abnahme des Sklavenhandels überall in Guinea sich verbreitet. Den Eingang jeder Ortschaft bezeichnet das Bild ihres Schutzgottes, ein thönerner Fetisch. Nur die eigentlichen Dahomeher, als herrschender Stamm, gelten für frei, alle übrigen Unterthanen und selbst die obern Beamten sind Sklaven, so daß jeder Neugeborne dem König gehört, jede Braut ihm, nicht den Eltern, wie sonst Negerbrauch ist, abgekauft werden muß. Der König übt einen furchtbaren Despotismus, sein Wille ist Gesetz. Er kann die Unterthanen tödten lassen oder verkaufen, wie es ihm beliebt, und stützt seine Macht auf ein stattliches Heer von 12000 Mann (Kriegsstärke 24000), insbesondere auch auf seine Amazonengarde, die im Frieden 5000, zur Kriegszeit 10000 Weiber stark in mehrere Rotten abgetheilt, mit Geschützen versehen und tüchtig in Waffen geübt ist; eine Kompagnie besteht aus Elephantenjägerinnen. Daß diese seltsame Garde auch bei Festlichkeiten zu thun hat, wo als Opfer für die Fetische und zur Ergötzlichkeit des Hofs Gefangene und Sklaven oft hundertweise geschlachtet werden, läßt sich denken. Snellgrave und Norris, die im vorigen Jahrhundert sich zu Abomeh aufhielten, haben Schauderhaftes davon berichtet. Vielleicht hätte es auch jenen Heiden geschaudert, wenn ihnen von Inquisitionsmartern und Autodafe's erzählt worden wäre, die auch zur Ehre Gottes und nebenbei zur Ergötzlichkeit des spanischen Hofs abgehalten wurden. Abomeh die Hauptstadt mit 60000 E. liegt 22 M. landeinwärts. — Der Hauptküstenplatz ist Waidah mit dem (englischen) Fort William; der Ort hat 7000 E. und mehrere europäische Handelshäuser. — 3) Das Reich Yarriba (Joruba) auf dem Ostende des Kong bis zum Niger, mit etwas milderer Despotie und ohne Menschenopfer. Katunga (nahe dem Niger) war frühere, Abbeokuta (näher der Küste) ist jetzige Hauptstadt und zählt 150000 E., unter denen sich bereits christliche aus Sierra Leone entlassene gewerbtreibende Neger befinden; bedeutende Handelsstadt. Es herrscht hier die Einrichtung, daß der Thron nicht in der Familie bleibt; vielmehr wird der älteste Sohn eines verstorbenen Königs und die erste seiner Frauen nebst einigen Häuptlingen getödtet und zugleich irgend ein weiser alter Mann zum neuen Könige gewählt. — Im Lande Benin ist die Stadt gleichen Namens, und im Delta 30 M. von der Mündung aufwärts war sonst zu Abo (Ibu) ein Hauptstapelplatz für Sklaven, jetzt aber für Palmöl.

An den Küsten Guineas gibt es mehrere fremde Handelsfaktoreien und Niederlassungen von Bedeutung. Die wichtigsten sind Englands westafrikanische Besitzungen; von ihnen aus wird der ganze Handel an der Küste beherrscht, dessen Totalwerth jährlich 1,120000 Pfd. St. beträgt. Sie liegen zerstreut vom Gambia

*) Die Bewohner der Küste haben in Bezug auf die von den Aschantis verübten Grausamkeiten das Sprichwort: „Die Aschanti=Suppe ist zu sehr gesalzen."

(Bathurst) bis zur Nigermündung und zählen auf 800 Q. M. etwa 600000 E. — Sierra Leone ist seit 1787 englisch; des für Europäer ungesunden Klimas wegen, und als Folge des berühmten Dekrets gegen den Sklavenhandel, beschloß England, befreite Neger hier anzusiedeln und alle Neger ertappter Sklavenschiffe hierher bringen zu lassen. Mit Negern aus Jamaika geschah der Anfang. Die Kolonie zählt jetzt 55000 Köpfe, worunter kaum 200 Weiße, als Offiziere, Beamte und Kaufleute in ca. 20 Ortschaften. Den Unterricht besorgt die brittische Missionsgesellschaft. An der Spitze der Verwaltung steht der brittische Gouverneur; die bewaffnete Macht besteht aus etwa 600 Negern, welche von englischen Offizieren befehligt werden, und denen sich ein Milizcorps anschließt. Der Hauptort ist Freetown (Freistadt) mit 18000 E., Sitz des Statthalters aller englischen Besitzungen in Senegamaien und Guinea. — An der Goldküste besitzen die Engländer mit Einschluß der 1871 erworbenen niederländischen Besitzungen östl. und westl. des Caps der 3 Spitzen (Elmina, Axim ꝛc.) ein Gebiet von etwa 800 Q. M. und über 400000 E.; Hauptorte: Cape Coast-Castle, Akkra u. a. Unter dem holländischen Regime hatten die Aschantis Zugang zur Küste, konnten ungehindert nach Belieben mit überseeischen Ländern handeln und empfingen eine Art Tribut; das hat nun aufgehört und dies ist eine von den Ursachen des oben erwähnten Krieges der Engländer gegen die Aschantis. — Waidah mit Fort William an der Sklavenküste ist schon genannt. — Lagos nahe der Grenze von Dahomeh hat bereits 115000 E. und ist der wichtigste Handelsplatz der ganzen Westküste (namentlich für Palmöl), wo auch bereits Hamburger Kaufleute; es wurde erst 1862 von der schwarzen Majestät Docemo gegen eine jährliche Leibrente von 1000 Pf. St. erkauft.

An der Pfeffer- oder Körnerküste liegt der in lebhaftestem Aufblühen begriffene Negerfreistaat Liberia, 450 Q. M. mit 718000 E. Eine nordamerikanische Gesellschaft brachte i. J. 1821 ein kleines Küstenland am Cap Mesurado durch Vertrag mit den Eingebornen an sich und sandte dorthin eine Anzahl wackrer Neger und Negerfamilien, theils durch die Gesellschaft oder durch eignen Verdienst losgekaufte, theils von wohldenkenden Herrn freigelassene. So wurde eine Kolonie gegründet, die bei nur mäßigen Geldmitteln, trotz vieler Hindernisse, Krankheiten und Kämpfe mit feindlichen Nachbarn, in merkwürdiger Weise gediehen ist. Es zeichneten sich aber unter diesen freigewordenen Negern vorzügliche Männer aus, sowohl in der Verwaltung, wie Lot Carry und Daniel Coker, als auch im Kriege, wie die Helden Jehudi Aschemun und Josef Roberts — Männer, die in der künftigen Geschichte dieses werdenden Staats mit ebenso viel Recht glänzen werden, wie ein Numa, Horatius Cocles, Brutus u. a. Bürger der beginnenden Roma. Im 26. Jahre ihrer Gründung (1847) ward die Kolonie von ihrer Stiftungsgesellschaft für selbständig erklärt, und Roberts war der erste, der zum Präsidenten der neuen, bald von England und Frankreich anerkannten Republik Liberia erwählt wurde. Sie zählt bereits 18000 meist aus Amerika gekommene Neger und 700000 Eingeborne, die für das Christenthum gewonnen sind. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Cap Mesurado, wo der nach dem nordamerikanischen Präsidenten Monroe genannte Hauptort Monrovia (3500 E.) liegt, bis zum schönen Cap Palmas, und schon an vielen Punkten zeigt sich Thätigkeit in Landwirthschaft und Handel; Wälder werden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet. Am Paulsflusse reicht der

Anbau schon 12 Stunden aufwärts, und die Ortschaften vergrößern sich, namentlich blüht die Stadt Edina, deren Klima besonders gesund sein soll, rasch auf. Man baut Reis und Mais, Arrowroot, Orangen, Ananas, Pisang, Zucker, Kaffee, Indigo und Baumwolle, und hat der Ausfuhrgegenstände noch außerdem mehrere, z. B. Mahagony-, Tik- und Farbhölzer, Elfenbein, Erdnuß- und Palmenöl, Gummi u. s. w. Gewerbe, Handel und Bildung haben erkleckliche Fortschritte gemacht und die farbigen Stämme der Umgegend werden langsam, doch sichtlich in den Kreis des Bildungsganges gezogen. — Die Verfassung des Staates ist ganz der nordamerikanischen nachgebildet und, wie sich bei diesem Staate von selbst versteht, mit Verbot der Sklaverei und mit Verpflichtung der Kinder zum Schulbesuch.

Frankreich hat seine Comptoirs an der Goldküste (Grand-Bassam, Assinie ꝛc.) seit 1871 aufgegeben.

Nigritien oder Sudān.

Beide Namen heißen so viel als: das Land der Schwarzen hinter der Saharā. Insbesondere verstand man darunter nicht das Küstenland, sondern das Innere, woselbst man sich einen großen Fluß, den Niger oder Strom der Schwarzen dachte, der es der Länge nach von W. nach O. durchströme und sich entweder mit dem Nil vereine, oder in einen See ergieße. Lange Zeit war das Nigerland ein Räthsel. Man wußte nur, daß einzelne Oasen der westlichen Saharā von Tuāregs, der östlichen aber von halbschwarzen Tibbus bewohnt würden, daß beide dem Karawanenhandel sowohl mit Steinsalz, wovon es mächtige Lager in der Saharā gebe, als auch mit Gold, Elfenbein und Sklaven, förderlich seien, und daß die Karawanen sich vorzüglich nach Timbuktu, einer großen Stadt am Niger richteten. Näheres zu erfahren war schwer, bis endlich in den letzten 70 Jahren sich allmählich das Räthsel löste. Man kennt jetzt die Gegend, wo die Saharā aufhört, man ist mehrseitig ins Innere Nigritiens eingedrungen, hat neue Seen, Ströme und Berge, neue Völker und Städte gesehen, und der Niger, weit entfernt vom Nil, ist als Dscholiba oder Quorra mit ganz andrer Richtung erschienen. Der Name Nigritien oder Sudān ist aber dem Lande geblieben, welches im N. von der Saharā begrenzt wird, im S. bis an den Aequator, im W. bis an den Fuß der innern Bergländer von Senegambien und Guinea und im O. bis an die zwischen Kordofan und Darfur liegende Steppe und bis an den Fuß der abessinischen Gebirge reicht*). Die Heimat der Negerrasse erstreckt sich allerdings viel weiter und nimmt auch den größten Theil Hochafrikas ein.

---

*) Die arabische Bevölkerung des Nigerlandes dagegen versteht unter Sudān jetzt gewöhnlich nur die Landstriche von Bornu bis Timbuktu, schließt also das Reich Bornu, sowie Wadai und Darfur, selbst Timbuktu davon aus. In der ägyptischen Geschäftssprache heißen insbesondere alle Besitzungen des Vicekönigs oberhalb des eigentlichen Aegyptens Sudānland (Biled-el-Sudān).

Zu solchen Entdeckungen gehörte Muth und große Hingebung, brennender Eifer für Erweiterung der Erdkunde und jener edle Wetteifer, womit eine Reihe von Jahren ein ausgezeichneter Mann nach dem andern das Ziel zu erreichen suchte, ohne sich von dem Loos seiner Vorgänger abschrecken zu lassen. Voran steht der junge schottische Arzt Mungo Park, der kaum 24 Jahr alt nach dem Gambia absegelte, dort in 5 Monaten die Mandingosprache erlernte und sich zu den unbekannten Ostländern Senegambiens aufmachte. Nach 7 Monaten gelang es ihm, das Königreich Bambarra, die aus 4 Dörfern zusammengesetzte Stadt Sego und einen Fluß Namens Dscholiba zu erreichen, der nach Osten strömte und seiner Meinung nach kein anderer sein konnte, als der ersehnte Niger. Es war den 22. Julius 1796. Dschenne und Timbuktu zu erreichen, ward er aber durch die Mishandlungen von Seiten boshafter Mauren verhindert. Diesen zu entrinnen trat er den Rückweg an, und zwar den Strom aufwärts, den er erst bei der Stadt Bammaku (in der Berglandschaft Manding, deren Hauptstadt Komalia er gleichfalls aufsuchte) verließ. Abgemagert und zerlumpt, jedoch mit den glücklich geretteten Tagebüchern, langte er im Juli 1797 an der Mündung des Gambia und im December zu London an. — Minder glücklich war der Deutsche Hornemann aus Hildesheim, der sich bereits durch eine Reise von Aegypten über die Ammons-Oase Siwah nach Fessan als Forscher bewährt hatte und dann 1800 von Mursuk nach dem Sudān aufbrach, ohne daß man weiteres von ihm hörte; er soll den Niger erreicht und 1805 seinen Tod im Land Nyffe gefunden haben. Auch Mungo Park, der zum zweitenmale durch Senegambien vordrang und 1805 ebenfalls wirklich weit über Timbuktu hinaus kam, sollte nicht wieder heimkehren; man erfuhr später, daß er bei Bussa auf dem Quorra feindlich angefallen und erschlagen worden ist. — Dagegen wurde das Unternehmen dreier Engländer, Oudney, Clapperton und Denham, die 1822 von Mursuk grade südwärts zogen, mit großem Erfolg gekrönt; nicht daß sie Timbuktu gefunden und den weitern Lauf des Dscholiba erkundigt hätten, — was sie entdeckten, war fast noch wichtiger. Die eigentliche Mitte Nordafrikas ward von ihnen eröffnet, der See Tsad, der Fluß Kamadugu, der von Westen, der Schari, der von Süden in den See fließt, die fruchtbaren Länder west- und südwärts, nämlich das Reich Bornu mit bevölkerten Städten, das gebirgige Land Mandara, ferner westlich von Bornu das Reich der Fellatahs oder Haussa mit den Hauptstädten Kano und Sókoto, letztere 110 Meilen westlich vom See Tsad und Residenz des edeln, wißbegierigen Sultāns Bello, bei dem die Reisenden — leider war Oudney unterwegs gestorben — die erwünschteste Aufnahme fanden. Das alles, eine bisher unbekannte Welt von Negerstaaten, hatte man kennen gelernt und zugleich gefunden, daß der Dscholiba nicht weiter nach Osten strömen könne, sondern seinen Lauf südwärts nehmen müsse. Zu Ende 1824 verließen Clapperton und Denham das ihnen werth gewordene Sókoto und machten sich auf den schwierigen Heimweg, wo es ihnen, wie auf der ganzen Reise, nicht an Ungemach und Gefahren fehlte; ihren Reisebericht aber durchweht das erheiternde Gefühl, ihren Zweck glücklich erreicht zu haben und werthvoll Neues verkünden zu können. Man muß sie im Geist 68 Tage lang, auf dem Wüstenwege von Mursuk gen Süden, begleitet haben, um ihr Entzücken beim Anblick der Mimosenbüsche des grünen Sudāns, der glockenförmigen Negerhäuser aus Durrahstroh, der herdenweis streifenden Antilopen, der Menge von Turteltauben und Perlhühnern

und der unbegrenzten Wasserfläche des Tsadsees mit ihnen zu theilen. Weit herrlichere Gegenden, die sie im Verlauf ihrer Reise sahen, vermochten jenes Entzücken nicht zu erneuern. — Unmittelbar an diese Unternehmung schlossen sich zwei neue, welche die Forschung des ferneren Laufs des Dscholiba zum Zweck hatten. Die Unternehmer waren Laing und Clapperton. Dieser, der auf der vorigen Reise verhindert gewesen, von Sókoto weiter westlich vorzudringen, beschloß diesmal, aus dem Guineagolf auf weit kürzerem Wege den Dscholiba, der ja nach Süden fließen mußte, aufzusuchen. Zugleich schlug der schon durch Forschungen in Senegambien geprüfte junge Major Laing von Tripoli über Ghadāmes und Akebli (in der Oase Tidikelt) den graden Weg nach Timbuktu ein. Im Juli 1825 reiste er ab, den 18. August 1826 kam er glücklich an, schrieb auch den 21. September mit einer abgehenden Karawane an seine Freunde, fand aber bald darauf, als er gezwungen war, seine Entdeckungsreise abzubrechen und den Rückmarsch nach Marokko anzutreten, seinen Tod unter den Mörderhänden fanatischer Muselmänner. Ein unwissenschaftlicher Franzose, René Caillé der als verkappter Muselmann den 13. April 1827 von St. Louis am Senegal abreiste, hatte mehr Glück. Er kam den 20. April 1828 auf dem Dscholiba nach Kábara, von wo er folgenden Tages nach Timbuktu ging. Er wurde gastlich aufgenommen, gerade dem Hause gegenüber, wo Laing gewohnt hatte, verweilte dort 14 Tage und reiste mit einer Karawane ab, die 7 Wochen brauchte, um nach Abuam in Tafilelt zu kommen. Was Caillé von Timbuktu erzählte, stimmte nicht im mindesten zu dem großen Rufe, worin der Name dieser Stadt so lange gestanden. Er fand nichts, als einen Ort mit etwa 12000 Bewohnern, mitten in einer großen sandigen Fläche, mit 7 Moscheen, breiten saubern Straßen, Häusern aus Backstein und runden Negerhütten, belebt durch Handel, besonders Salzhandel, und Residenz eines muselmännischen Negerkönigs. Mauren und Araber sah er viele, die sich des Handels halber dort aufhielten.

Unterdes hatte nun auch der unermüdliche Clapperton seine Forschungen fortgesetzt, aber auch mit dem Leben bezahlt. Von Badagry (westl. von Lagos) war er ins Land Yarriba gekommen, dann an den Strom Quorra, der kein anderer als der Dscholiba sein konnte, und zuletzt nach Sókoto, wo ihn sein Gönner, der Sultan Bello, wohlwollend empfing. Sein Ziel sollte Bornu sein, allein der Tod übereilte ihn den 13. April 1827. Auf seine Gesundheit trotzend, hatte er auf bloßer Erde übernachtet, was in dem dortigen Klima, wo kühle, ja kalte Nächte auf glühende Tage folgen, höchst gefährlich ist. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise sollten indes nicht verloren sein. Sein treuer, sehr anstelliger Diener Richard Lander, ein gelernter Buchdrucker, kam nach manchen Abenteuern und neuen Entdeckungen mit den Papieren seines Herrn glücklich zurück, und wurde alsbald in England unterstützt, um eine neue Reise und zwar zur weiteren Erkundigung des Quorralaufs zu unternehmen. Im Januar 1830 fuhren die Brüder Richard und John Lander von London ab und nahmen ihren Weg, wie Clapperton, von Badagry zum Quorra und zwar nach der Stadt Katunga, von wo sie bis Bussa gelangten und über Mungo Parks Tod genaue Nachricht erhielten. Am Quorra weiter aufwärts zu ziehen, war zu bedenklich. Ihn abwärts zu fahren, ward ihnen gleichfalls als gefährlich, nicht des Stromes, sondern der feindseligen Anwohner wegen, abgerathen. Sie entschlossen sich aber dennoch dazu, fuhren den mächtigen, oft von Felsen eingezwängten Strom herab

und kamen nach vielen Hindernissen, beraubt, sogar gefangen und wieder befreit, endlich über Benin nach der Küste und nach der Insel Fernaodo Po. Zu wichtig für die Handelswelt war das Resultat dieser Reise, weshalb 1833 zu näherer Erforschung des Deltas und seines Hauptarmes 2 Dampfschiffe hingesandt wurden, die ein großes Stück Wegs hinauf und selbst einen Nebenstrom, den Tschadda, befuhren und die Gewißheit mitbrachten, daß der Nun, östlich des Caps Formosa, der Hauptarm des Quorra, und daß die Beschiffung leicht, aber auch das Klima in dem feuchtheißen Niederlande des Stromes für Europäer mörderisch sei; Richard Lander, der die Expedition mitgemacht, ward selbst ein Opfer, er starb auf Fernaodo Po. Eine zweite Expedition, die 11 Jahr später in 3 Dampfern abfuhr, hatte keinen größeren Erfolg. — Glänzend dagegen waren die Resultate von neuen Landreisen, die bald hernach (1850) von dem Engländer Richardson und den Hamburgern Overweg und Barth unternommen wurden. Unter ihnen war Heinrich Barth der ausgezeichnetste an physischer und geistiger Kraft, an Ausdauer und Klugheit, und da er schon früher die gesammten afrikanischen Küstenländer des Mittelmeeres durchreist, auch hinreichend vorbereitet. Wie er mächtige Personen, von denen die Förderung seiner Zwecke abhing, ohne sich seiner Würde zu vergeben, zu gewinnen, in schwierigen Lagen sich zu helfen verstand, und was er unter vielfachen Beschwerden, in einem oft tödlichen Klima, trotz wiederholter Geldnoth und Gefangenschaft geleistet, ist staunenswerth. Seine Zeit weise benutzend, machte er überall ethnographische, sprachliche, geschichtliche Forschungen, und so hat er über Sudān ein Licht verbreitet, das die Völker und Staaten desselben unter die bekannteren der Erde einreiht. Während auf dem Hinzuge durch die Sahara die Reisegesellschaft in Tin Telluſt (in der Oase Air) liegen bleiben mußte, um eine Salzkarawane zu erwarten, machte er einen Abstecher nach Agādes und lernte als erster Europäer die interessante Gebirgsgegend des Staates Asben kennen. Im grünen Sudān angelangt und von Richardson getrennt, der bald darauf starb, ging die Reise über Katschna und Kano 146 Meilen weit nach Kuka, der Residenz des Sultāns von Bornu. Hier in Gunst gelangt, konnt' er sich nach Süden wenden ins Land der Marghi und nach Adamaua, wo er von dem Herrscher zwar aus der Stadt Yola zurückgewiesen ward, jedoch den 3000 m. hohen Berg Alantika, und — was noch wichtiger war — den Strom Benue entdeckte, von dem er erkundete, daß es derselbe sei, dessen Mündung in den Niger man Tschadda genannt, und daß er aus dem unbekannten Süden komme. Aus der geringen Meereshöhe des großen Stromes ließ sich schließen, daß sein Gefäll nicht bedeutend sein, also der Beschiffung kein Hindernis im Wege stehen könne. Barths Bericht darüber veranlaßte eine neue Niger-Benue-Expedition; 1854 fuhr Baikie den Strom hinauf bis zu dem Punkte, wo Barth gewesen. — Nach der Hauptstadt Bornus zurückgekehrt, wohnte Barth nebst Overweg einem unglücklich ausfallenden Kriegszuge ins Land Kanem nördlich vom Tschadsee bei, und bald darauf sehen wir ihn im stark bewässerten Lande der Musgo, neben Mandara, südl. des Tsad. Richardson war längst todt; nun war auch Overweg ein Raub des Klimas am Tsadsee geworden. — Ein neuer Zug Barths aus seinem Standquartier zu Kuka führte ihn, mit der Absicht, nach Wadai und weiter ostwärts vorzudringen, ins Reich Bagirmi; hier aufgehalten, beschloß er, sich nach Westen zu wenden und machte sich trotz Major Laings ehemaligem Schicksal und trotz den Warnungen, die

er von befreundeten Bornuesen erhielt, auf den 300 Meilen langen Weg nach Timbuktu. Daß ihn als einen Christen dort, wo es streitende Parteien und fanatische Verehrer des Islams gab, Verhaftung und Tod erwarte, ward ihm klar; er hielt deshalb, auf das Wohlwollen eines muhammedanischen Scheich sich stützend und dessen Rath befolgend, seinen Einzug in Timbuktu als Muselmann und Gesandter des Großsultans von Konstantinopel; doch nur zu bald ward es in diesem viel besuchten Handelsorte ruchbar, wer er sei. Man schwur ihm den Tod, und nur jener Scheich, Namens El Bakay, wußte ihn 7 Monate lang zu schützen, bis er ungehindert seine Rückreise antrat. In Europa war er unterdes für todt gehalten, als endlich die frohe Nachricht eintraf, er sei mit Ed. Vogel zusammen getroffen und glücklich wieder in Kuka angelangt. Im September 1855 landete Barth in Europa, nachdem er fast 5 volle Jahre in Sudān und der Saharā verweilt und an 2000 deutsche Meilen dort durchmessen.

Eduard Vogel aus Leipzig hatte kein so glückliches Loos. Der sehr begabte junge Mann hatte voll Muth und Hoffnung den Auftrag übernommen, an Overwegs Stelle zu treten, war auch bereits während Barths Westreise in Musgo und in der Berggegend von Mandara gewesen und wanderte dann westwärts, wo er in der bornuesischen Grenzstadt Zinder (Sinder) eine Geldsendung erwartete, bei welcher Gelegenheit er unerwartet mit Barth zusammentraf, dann nach Südwest, wo er im Sultanat von Sókoto die Städte Jakoba und Zaria oder Soso erreichte. Hernach, als Barth seine Heimreise angetreten, beschloß Vogel, dessen Versuch einer östlichen Reise durch Bagirmi zu wiederholen, was ihm auch insoweit gelang, daß er wirklich Wadai erreichte; allein in Wara ward er, erst 27 Jahre alt und mitten auf der Bahn, die Entdeckungen in Sudān durch eine Wanderung wo möglich bis zum obern Nil zu vervollständigen, auf Befehl des dortigen Sultāns wegen Besteigung eines heiligen Bergs i. J. 1856 enthauptet. — Wie viel unterdessen neuere Reisende (v. Beurmann, Rohlfs, Nachtigal) dazu beigetragen, über diese Länder mehr und mehr Licht zu verbreiten, ist weiter oben an verschiedenen Stellen schon angedeutet worden.

Betrachten wir nunmehr eine heutige Karte von Sudān, so finden wir: 1) im Osten, durch eine 10 Tagreisen breite wasserlose, mit Buschwerk bedeckte Steppe von Kordofān getrennt, das muhammedanische Reich Darfur (eigentlich Dar-el-Fur, d. h. das Land Fur), einer ausgedehnten, von Granitgebirg (Dschebel Marrah) mit schönen Thälern durchzogenen Oase gleich, mit der Sultānsresidenz Tendelti und den Handelsplätzen Kobbeh und Suwāyneh, von wo große Karawanen mit Sklaven, Gummi, Elfenbein, Rhinoceroshörnern, Straußfedern und Tamarinden namentlich nach Aegypten abgehen, ferner Kabkabieh, für den Verkehr mit Wadai, und Dschemān, südöstl. von Tendelti, für den Handel mit Kordofān wichtig. — 2) Südlich von Darfur und schon zum Weißen Nil gehörig, liegt das jüngst auch von Schweinfurth durchreiste Land Fertit, bis zu welchem 1863 schon Heuglin vorgedrungen war und an dessen Grenze im gleichen Jahre Steudner seinen Tod gefunden. — 3) Wie im Osten, so liegt auch im Westen des Landes Fur eine Waldwüste und wird es dadurch getrennt von dem Reiche Wadai (wozu auch Kanem am Tsad), dessen Bevölkerung 4 Millionen (worunter auch nomadische Araber) betragen soll; seine Gebirge enthalten Kupfer und Eisen, seine Karawanen verbinden Wara mit Audschila und Bengasi am Mittelmeer. Dem Sultān ist das südlich liegende Land Runga tribut-

pflichtig. — 4) Weiter im Westen, vom Schari, der hier im Lande „Ba" heißt, durchflossen und begrenzt, das Reich Bagirmi mit dem Hauptort Massenja, wohin auch der Islam gedrungen und über das der Sultān von Wadai eine Art Oberlehensherrschaft ausübt. Gute Pferdezucht, häufige Bürgerkriege*). Die Bagirmi unternehmen, wie die Wadawi und Furi, nicht selten Streifereien unter die heidnischen Nachbarn im S., um Menschen zu fangen, weshalb angrenzende Landstriche ziemlich entvölkert sind. Die Reisenden Vogel und Nachtigal haben ausführlich über die Grausamkeiten berichtet, welche sich bei diesen Gelegenheiten die Gläubigen des Propheten gegen die armen Heiden erlauben. Reiter und Pferde der Bagirmi sind dabei meist in Wattenpanzer gehüllt, deren Füllung aus dem vortrefflichen Produkte des Bombax besteht. — Ein 5. Reich, und zwar an der Westseite des Tsad, ist Bornu, meist fruchtbares Savannenland, wo aber strichweise Felder und Wälder wechseln. Bevölkerung etwa 4 Millionen. Kuka (Kukaua) ist Residenz des Sultāns, der ein Heer von 30000 Mann, großentheils Reiterei, ins Feld stellen kann; ihm zur Seite steht ein Wessir und ein Rath der Vornehmen. Der gegenwärtige Sultān, Scheich Omar, hat sich wiederholt als freundlicher Beschützer deutscher Reisender (Barth, Overweg, Vogel, Beurmann, Rohlfs, Nachtigal) gezeigt. Kuka hat 60000 Einwohner und ist ein wichtiger Handelsplatz. Bedeutend sind auch die Städte Ngornu und Dikōa. — 6) Südlich von Bornu und mindestens von gleichem Umfange liegt Adamaua, das der obere Benue etwa 8° vom Aequator durchströmt, von der Natur reich begabt mit fruchtbarem Boden, Wäldern, Wiesen, Bergen, und auch mit Lieblingsgegenden für Elephanten. Theilweise sind die Bewohner, besonders in den Berggegenden, noch heidnisch, doch führen Muselmänner die Herrschaft und haben eine Masse Eingeborner zu Sklaven oder Leibeigenen, deren Zahl sie, wie in Bagirmi, durch Streifereien in die Nachbarschaft noch vermehren. In der Stadt Yola (12000 E.) residirt ein Fulah als fast unabhängiger Statthalter (Pascha) des Sultāns von Sókoto.

Die genannten Staaten und Völker nehmen die Mitte des Sudāns ein und grenzen im W. an die jetzt gleichfalls meist muhammedanischen Haussa-Völker, deren Wohnsitze sich bis zum Quorra und noch darüber hinaus erstrecken. Dem Aeußern nach scheinen sie eine Mittelrasse zwischen Berbern und Negern zu sein; sie sind gewerbthätig, lebhaft und gesellig, heiterer als die Bornuesen, und haben eine besonders klangvolle Sprache. Ehemals unter Herrschern aus ihrer Mitte, werden sie jetzt von Sultanen aus dem senegambischen Stamme der Fellatahs oder Fulahs regiert. Die Fulahs, ursprünglich Hirten und noch jetzt vorzugsweise Viehzüchter, waren früh von den Mauren zum Islam bekehrt und brachten bei ihrer allmählichen friedlichen Einwanderung in die Mitte Sudāns den Islam mit. Unter den Heiden waren sie kenntlich am weißen Turban. Nun geschah es, als ihre Zahl unter den heidnischen Negern stark angewachsen war, daß im Beginne dieses Jahrhunderts einer von ihren Imāms durch den heidnischen Häuptling von Gober (an der Grenze der Saharā) beleidigt, die Fahne der Empörung aufpflanzte. Othman, so hieß er, wußte die Fulahs

*) Gegenwärtig kämpfen (nach Berichten Nachtigals) Mohamed, genannt Abu Sekin („Vater" oder „Freund" „des Messers") und sein naher Verwandter, der von den Wadawi unterstützte Abd-er-Rahman miteinander um die Herrschaft.

zu begeistern, verhieß allen Sklaven, die seiner Fahne folgten, die Freiheit, brachte große Reiterheere zusammen und ward in einer Reihe von Kriegen Meister über die Haussa und andre Völker am Niger wie am Benue. Das große von ihm zusammeneroberte Reich ward unter seine zwei Söhne getheilt; Bello, Clappertons Gönner, erhielt den größeren Theil im Osten mit den Residenzen Sókoto und Wurno, der mönchisch gesinnte Abd Allahis den Westen am Quorra mit der Residenz Gando. Eine Zeit lang waren die Fellatahs im Besitze von Timbuktu und Bornu und verbreiteten die muhammedanische Civilisation bis südl. von Benue. Leider ist die Herrschaft dieses bildungsfähigen und den Europäern nicht abgeneigten Volkes noch nicht überall gesichert, ja in neuerer Zeit sind sie minder glücklich gewesen; doch bilden sie noch überall eine Art sehr mächtiger Aristokratie, die sich alle Aemter und einen großen Theil des Grundbesitzes vorbehalten hat. Ihre Zahl mag 6—8 Mill. betragen, die Gesammtbevölkerung der Fellatahstaaten mindestens 20 Millionen (auf 15000 Quadrat-Meilen). Gegenwärtig hauptsächlich 3 Staaten, nämlich: 7) der von Sókoto, südl. und westl. von Bornu. Residenz des Sultans ist Wurno. Größer (25000 E.) ist die in der Nähe gelegene alte Hauptstadt des Landes, Sókoto, mit sehr ausgebreiteter Industrie und lebhaftem Handel, leider auch mit Sklaven. Fünfzig Meilen ostsüdöstl. liegt das gewerbreiche „London des Südens", Kano mit 40000 E., die wichtigste Stadt für den Handel im mittleren Negerlande, mit sehr bedeutender Aus- und Einfuhr (unter letzterer auch viele deutsche Fabrikate aus Sachsen, Solingen, Nürnberg, Steiermark u. s. w.). Große Städte sind auch Zaria und namentlich Jakoba (mit 150000 E.), weiter im Süden. — 8) Der zweite Fellatahstaat, Gando (Borgu) umfaßt die Nigerlandschaften bis zur Einmündung des Benue. Bussa, Hauptstadt, M. Parks Ermordung 1805. Größer ist Rabba am unteren Quorra, bedeutender Gewerbs- und Handelsplatz, großer Sklavenmarkt. — 9) Das Reich Massena, nordwestlich der vorigen, mit der Hauptstadt Dschenne am Dscholiba; es erstreckt sich den Strom hinab bis Kábara, dem Hafen der 3 Stunden seitwärts liegenden Stadt Timbuktu, die seine Hoheit durch jährlichen Tribut anerkennt. Dieser vielumstrittene, i. J. 1213 von Tuáregs gegründete, altberühmte Handelsort liegt auf der Grenze der Saharà und dreier Völkerschaften (Tuáregs, Berber, Fellatahs), weder in schöner noch in fruchtbarer Lage, ist aber als Mittelpunkt von Karawanenwegen so wichtig, daß seine Bedeutung sich 7 Jahrhunderte trotz mancherlei Wechsel der Herrscher bis jetzt erhalten hat. Einmal unter dem Kaiser von Marokko stehend, war Timbuktu ein Sitz maurischer Gelehrsamkeit und prangt noch heutzutage mit großen Moscheen aus jener Zeit. Jetzt zählt es nur 15000 ständige Bewohner, aber zur Zeit der Ankunft der Karawanen aus Ghadames, Algier, Marokko 2c. (November bis Januar) halten sich an 10000 Fremde in der Stadt auf. Auf seinen Markt kommt Reis und Negerkorn, Schihbutter und Datteln, Baumwolle und Gewürz, Thee und Zucker. Aus Marokko und Ghadames werden besonders europäische Waaren und berberisch-arabische Burnusse bezogen, aus der Wüste Salz, von den Mandingos Gurunüsse, aus Bambuk am Senegal und aus Bure am oberen Dscholiba Gold als Staub und verarbeitet. Der Umsatz ist groß, der Gewinn aber geschmälert, da zur Sicherung des Verkehrs auch den Tuáregs Tribut gezahlt werden muß.

10) Schließlich haben wir noch das Reich Bambarra zu erwähnen, das an Massena grenzt und am oberen Dscholiba bis in die senegambischen Gebirge sich ausdehnt. Das Volk, ein Zweig der Mandingos oder Wangerawas, muhammedanisch und unbezwungen von den Fellatahs, lebt in einer staatlichen Ordnung, die höher steht als die der Aschantis und Dahomeher, — ein Beweis, wessen auch Neger fähig sein können. Die Bambarraner sind in mancherlei Arbeiten geschickt, namentlich in edeln Metallen; sie fertigen brauchbare Waffen, auch Pulver, obwohl sie die Gewehre dazu durch den Handel beziehen. Nur Sklaven sieht man fast nackt, freie Leute aber gehen bekleidet einher. Ihre Frauen sind mit Baumwollspinnen und -färben beschäftigt, während den Sklaven die Besorgung von Haus und Feld obliegt. Der König, der seinen Sitz zu Sego (30000 E.) hat, übt keine Willkürjustiz, da die Rechtsprechung einem Rathe der Alten zusteht; er schützt Handel und Gewerbe, und vertheidigt sein Land mit einem geregelten Heere, hält aber außerdem eine Leibgarde aus berittenen Sklaven. —

Bemerkungen. 1) Man macht gewöhnlich der Negerrasse den Vorwurf der Trägheit. Nun ists natürlich, daß den Bewohnern der Tropenländer das Leben leichter wird als uns. Dennoch hat man bei mehreren Negervölkern, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, eine Arbeitsamkeit gefunden, die freilich nicht englisch und deutsch, allein bei einer mittleren Jahrestemperatur von 18° anerkennenswerther ist als die der heutigen Sicilianer bei nur 14. Der Ackerbau wird nicht ohne Sorgfalt betrieben, die Felder stehen voll Durrah, Reis und Mais, in Haussa mitunter voll Weizen, und mehrere andre Produkte, Baumwolle, Indigo u. s. w. werden kultivirt. Rinder- und Pferdezucht beschäftigt eine Menge Männer; und was die städtischen Gewerbe betrifft, so ließe sich keine schlechte Ausstellung einheimischer Sudänwaaren veranstalten, als da sind: manchfaltige Sachen aus Holz, Leder, Thon, Eisen, Ringe und sonstige feine Goldgebilde, Linnen- und Baumwollzeuge in schönen Farben, glänzende Matten und Sandalen, buntfarbige Seidenwaaren, wozu das Material vom Mittelmeere her bezogen wird, und sogar Pulver aus eignen Fabriken. Stellen wir dem Markte Timbuktus noch den von Kano zur Seite, so wird unsre Vorstellung von ihrem Handelsverkehr hinreichend deutlich werden. Auf den Markt Kanos kommen jährlich 600 Esselladungen Gurunüsse, 300 Kamelladungen Salz, 400 solcher Lasten Seide aus Tripoli, 100 Lasten Zucker, 50000 Solinger Schwertklingen, 5000 Sklaven, rothes Tuch und Nadeln aus Livorno, arabische Anzüge, Kupfer, Rosenöl, Perlen u. s. w. 300 Kamellasten gehen jährlich nach Timbuktu ab. Die zu Gando gehörende Landschaft Nyffe, worin der gewerbreiche große Ort Rabba, liefert besonders gesuchte Toben oder Hemden, und Kano selbst zeichnet sich durch seine Sandalen, gestickten Reisetaschen ꝛc. aus. Der ganze Umsatz daselbst wird auf 1000 Millionen Kauries, soviel als 600000 Dollars, berechnet. Wo man, wie in den Städten Sudäns, europäische Waaren dreimal höher bezahlt als am Mittelmeere, da ist sicher kein geringer Wohlstand zu Hause.*) Dies zeigt sich selbst an ihren Kriegsheeren, die gut ausgerüstet und geordnet sind.

---

*) „Die Wohnungen der muhammedanischen wie die der christlichen Abessinier" — sagt G. Rohlfs — „sind bei weitem roher und schmutziger, als die der Neger in

2) Zwischen den Negervölkern finden sich mancherlei Verschiedenheiten, gerade wie unter den Europäern, hellere und dunklere an Farbe, einige mit hoher, andre mit völlig rückwärts liegender Stirn, intelligente und fast thierisch dumme. Uralter Handelsverkehr hat natürlich auf die Völker südlich der Saharà einwirken müssen, und daß sie dem Islam viel verdanken, ist nicht zu leugnen; ohne ihn hätten sie keine Koranschulen und keine Aufzeichnungen ihrer politischen Schicksale, also noch keine Geschichte. Selbst die Pilgerfahrten nach Mekka haben ihnen Kenntnisse des Fremden gebracht und zugleich den Verkehr der Karawanen vergrößert. Dagegen freilich heiligt auch der Islam die Sklavenjägerei auf heidnischem Gebiete; weshalb die Sklaverei bei ihnen nicht aufhören wird, wenn auch der Menschenverkauf am Nigerdelta, in Marokko und Tripoli endlich unterdrückt werden sollte. Der Muselmann will Sklaven haben; in Bagirmi sind sie das beste Besitzthum, und in Adamaua gibt es Familien, die ihrer mehrere hundert halten. Was das Uebel so hoffnungslos macht ist der Umstand, daß die Neger und ihre Fürsten selbst es sind, welche sich gegenseitig überfallen, ermorden, fangen und die Gefangenen in die Sklaverei verkaufen; ja die Existenz mancher Negerstaaten (am obern Weißen Nil, am Tanganjika ꝛc.) beruht geradezu auf Sklaverei und Sklavenjagden.

Niederguinea und Congo-Zambesiländer.

Man begreift unter Niederguinea die Westküste Afrikas, die gleich der nördlichen Einfassung des großen Golfs den Namen Guinea erhalten hat, und sich von der Biafrabai bis zur Cunene-Mündung über 250 Meilen in die Länge erstreckt, von wo aus dann bis zur Oranje-Mündung die Wüste unmittelbar bis ans Meer tritt. Die Beschaffenheit des oft malerischen Seeufers, die Flüsse mit ihren Deltas, das terrassenweise Aufsteigen des innern Landes u. s. w. kennen wir schon aus der allgemeinen Betrachtung der Südhälfte Afrikas. Die Eingebornen in der Nähe des Aequators mehr olivenfarben, fern im Südosten weit schwärzer, sind in viele meist kleine despotisch regierte Volksschaften zertheilt, und reden in verschiedenen Dialekten die Bundasprache, die in Angola heimisch und von den Sprachen nördlich des Aequators sehr verschieden ist.

Wie Oberguinea aus verschieden benannten Küstenstrichen besteht, so auch Niederguinea. Sie heißen: Gabun, Loango, Congo, Angola, Benguela, Mossamedes, die sammt und sonders schon seit 1484 von der Krone Portugal als Besitz in Anspruch genommen wurden. Bekanntlich ist aber die kriegerische und politische Thätigkeit Por-

---

Innerafrika. In Abessinien meist eine runde Mauer aus Stein, mit Thon zusammengeklebt und von einem so schlechten und wenig künstlich gemachten Dache gedeckt, daß es fast alle Jahre erneuert werden muß. In Innerafrika geometrisch runde, zwar aus Thon ohne Stein aufgeführte, Mauern und so schön und kunstreich mit Stroh überdacht, daß es wenigstens während einer Generation dem Wetter Widerstand leistet. Dort der Boden im Hause, wie ihn die Natur gibt, hier geebnet, in Bornu von gestampftem Thon, in einigen Sókoto-Provinzen sogar von Mosaikarbeit. In allem stehen die Abessinier gegen die Neger Bornus und Sókotos und andere zurück."

tugals nicht mehr, was sie vor 400 Jahren war, und so besitzt es diese Länder jetzt nur noch theilweise. An der Gabunküste und im Mündungsgebiete des Ogowai haben seit einigen Jahren die Franzosen festen Fuß gefaßt. — Der mächtige Negerkönig von Loango, der sich als eine Gottheit, die Unterthanen als Sklaven betrachtet, hält seinen Hof zu Boaty, 3 Stunden vom Meere. Die Hafenstadt Loango, wo des Königs Minister über den Handel mit den fremden Schiffen wacht, ist größer und hat 20000 schwarze Einwohner. Durch die Sklavengeschäfte haben viele Personen portugiesisch reden gelernt und Reichthümer erworben; man trifft deshalb hier, wie auch an mehreren Orten der Gabunküste einen mit Barbarei gemischten Luxus. — In Congo ist Bembe (Pemba) der Hauptort, doch hat der dortige König auch einen Palast nach europäischer Art in Ambassi nahe dem Lilundo, einer aus runden Negerhütten bestehenden Stadt, die die Portugiesen San Salvador genannt und auch zu ihren Besitzungen gerechnet, nun aber aufgegeben haben. Die Neger am Congo sollen wilder und energischer sein, als die weiter südwärts wohnenden. — Die jetzigen portugiesischen Besitzungen, mit unbestimmten Grenzen nach dem Innern hin, umfassen noch die Länder Angola, Benguela und Mossamedes, 14700 Q.-M. mit 2 Mill. Einwohnern.*) — Hauptorte: Ambriz ist der nördlichste besetzte Punkt, am Congo gibt es keine portugiesischen Autoritäten mehr; doch hat der König von Portugal i. J. 1871 den Regulo von Cabinda (nördlich der Congomündung) als Vasallen vereidigt. Dieser Regulo heißt Puna, war in Lissabon und Porto, wo er mit offiziellen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde, sein Sohn studirt in Lissabon, und sein Gebiet, in dem auch die Handelsorte Lenha, Embomma 2c., reicht bis an das Gebirg. (S. Paolo de) Loanda an der Angolaküste, 12000 E., Sitz des Generalgouverneurs und eines Bischofs, lebhafter Handelsplatz, amphitheatralisch um eine Meeresbucht gelagert. Von hier aus Handelsverbindungen über Alto, Malange, Sanza und Cassange nach dem Innern bis an den Quango und darüber hinaus; Cassange, sonst als fernster portugiesischer Posten bezeichnet, hat seit 1861 keine Besatzung mehr. (S. Felipe de) Benguela in ungesunder Lage an der gleichnamigen Küste; im Innern wird hier Caconda am öftesten erwähnt, und Livingstone fand in der Centralebene am obern Zambesi eine 1850 von Benguela aus gegründete Sklavenstation Catongo, wo er mit Arabern, die von der Ostküste her gekommen waren, zusammentraf. Daß früher die Portugiesen eine Handelsstraße quer durch den Continent zwischen ihren östlichen und westlichen Besitzungen gekannt haben, ist wahrscheinlich, und arabische und andere Kaufleute durchkreuzen auch jetzt noch öfters die innere Centralsenke. Mossamedes, im N. des C. Negro, ist ein erst 1840 angelegter Hafenplatz in schöner, gesunder Gegend. — Die kleineren Fürsten Angolas und Benguelas, z. B. den Negerfürsten von Bihe (östlich der Stadt Benguela), dessen Eidam der berühmte Entdeckungsreisende Ladislaus Magyar geworden war, kann Portugal als seine Vasallen betrachten.

Fragt man nach dem Zustande der portugiesischen Kolonien, so lautet die Antwort nicht erfreulich. Für Ackerbau, Gewerbe, Unterricht ist so gut wie nichts geschehen, nicht einmal eine Straße angelegt. Ohne die neuen Entdeckungen wüßte

---

*) Dies die offizielle Zahl; nach allen Nachrichten der Reisenden 2c. soll indes die Bevölkerung der von Portugiesen beanspruchten Gebiete 9 Mill. betragen.

man in Portugal nicht einmal, woher der Congo und Quanza kommen, und an eine dauernde Verbindung der Westküste mit den Besitzungen an der Ostseite Afrikas ist wohl dann und wann gedacht, doch nie Anstalt dazu getroffen worden, obschon schwarze Handelsleute — denn es gehen Karawanen von Cassange und Bihe ins Innere — berichteten, daß bewohntes Land mit rührigen und nicht gerade wilden Negervölkern dort vorhanden sei. Selbst die Verbreitung des Christenthums, zu dessen Annahme die Neger auf der Küste nicht unwillig waren, wurde später gar nicht mehr betrieben, so daß der Fetischismus wieder aufkam und immer noch vorherrscht, selbst in den Hafenstädten Majumba und Loango, wo es doch europäische Faktoreien gibt. Und wo auch das Christenthum sich verbreitet hat, besteht es nur aus äußerlichen Bräuchen. Keine Belehrung, keine Schulen; Unwissenheit, Aberglaube und Unsitte überall. Wie viel höher steht doch der Fulah Senegambiens, der mit dem Glauben auch den Korān zu den Heiden bringt und Schulen anlegt, damit sie ihn lesen lernen! Leider war das portugiesische Gouvernement für nichts so thätig wie für den Sklavenhandel. Den hat es zum Unheil des Landes so gepflegt, daß aus Angola und Benguela jährlich 22000 Sklaven regelmäßig, und ebensoviele noch durch Schmuggel nach Brasilien abgiengen und die Bevölkerung dadurch fortdauernd abnahm; selbst Geistliche trieben das ehrlose Geschäft. In Felipe de Benguela fand der Franzose Douville, der 1828 bis 1830 Niederguinea bereiste, sowohl Neger als Weiße in üppig fauler Lebensart versunken. Die größere Hauptstadt Loanda nennt er geradezu einen Lasterpfuhl. Am Hofe des sonst auch unter portugiesischer Herrschaft gestandenen Negerreiches Congo geht man freilich in Seide, mit langen Degen am Gürtel, Pantoffeln aus Sammet und Marokin, mit spanischen Mänteln 2c., und die Frauen strotzen von Brokat, Franzen und Gold. Das niedere Volk dagegen trägt als einzige Bekleidung eine Schürze, die Wohlhabenden ein blaues Hemd oder eine Pagne: und Hohe wie Niedre sind gleich ununterrichtet und abergläubisch.

Der Ungar Magyar hat das innere Land bis auf 150 Meilen von der Küste hin und her wiederholt und mit forschendem Blicke durchstreift. Folgen wir ihm durch die hochgelegene Olowihenda-Wildnis in das Land Kibokoe, wo das große Stromgebiet des Kassabi (Kasaï) beginnt, und wo es unter den Negern eben so fleißige Landleute als tapfere Elephantenjäger und geschickte Schmiede gibt. Dies geht ostwärts über in die wellenförmigen Ebenen des Reichs Molua (Rua, Moropue), das vom Balunda-Völkerstamm bewohnt wird. Es wechseln dort ausgedehnte Grasflächen mit gewaltigen Urwäldern und mit Einöden, in der Ferne von niedern Bergen oder Gehügel durchzogen, aus denen man Eisen und Kupfer gewinnt. Große Wald- und Sumpfstrecken scheinen nur für Elephanten da zu sein, die herdenweise sich sehen lassen und durch ihre mächtigen Stoßzähne zur Jagd anreizen. Sie zu tödten steht jedem frei, doch gehört stets der eine Zahn als Steuer dem Häuptling des Bezirks, der wiederum seinem Oberherrn auch Elfenbein nebst Sklaven 2c. zu liefern hat. Die Bewohner machen sich Götzen, denen Thiere geopfert werden. Menschenopfer fallen nur dem Despotismus, der hier an Willkür und Grausamkeit mit dem zu Dahomeh wetteifert. Der König oder Muati-Janwo wird wie ein Gott verehrt; in seiner Nähe kriecht der Unterthan am Boden. Er herrscht unumschränkt und nach Laune, sogar Groß- und Klein-Häuptlinge fügen sich der Verstümmelung an Nase und Ohren; es kommt vor, daß durch Abziehen der Haut getödtet wird. Bei der Leiche eines Muati müssen jedesmal seine Sklaven

sterben, weibliche wie männliche, nur zwei läßt man übrig, seine Gruft zu bewachen. Die königliche Residenz ist in der Stadt Kábebe, nahe dem 8. Breitengrad östlich des Kasaïstroms. Magyar hat den Muati dort zweimal besucht. Er schildert die Stadt als von regelmäßigen Straßen durchkreuzt, hier und da von ungeheuren Pandabäumen beschattet, mit mehreren Marktplätzen für Lebensmittel und Waaren, und meint, daß sie mit den dicht umliegenden Ortschaften etwa 50000 E. zählen könne. Ein paar Meilen nördlich von Kábebe liegt der Ort Galanja mit der königlichen Gruft. Im westlichen Theile des Reiches, in der Mitte zwischen Kassabi und Quango, liegt Cabango, das mit Cassange in Handelsverbindungen steht. — Das Reich des Muati-Janwo mag einige tausend Q.-M. groß sein, doch nur mit einer Million Bewohner, und wird im Osten durch ungeheure Einöden von dem Reiche des Cazembé, der dem Muati-Janwo tributpflichtig ist, getrennt. Dieses liegt im S.-W. des Tanganjika und umfaßt die Seenmulde des obern Lualaba (Luapula). Cazembés Residenz ist die von Livingstone wiederholt besuchte Handelsstadt Lucenda oder Lunda, im S. der Moerosees; zu seinem Reich gehören wahrscheinlich auch die seit Jahrhunderten bearbeiteten, berühmten Kupferminen zu Katanga. — Nördlich von Cazembés Reich und im W. des Tanganjika liegt das wald- und wasserreiche Land Manyuema, wo die heiße Quelle bei Bambarre, von wo aus Livingstone nach verschiedenen Richtungen das Gebiet durchstreifte und auch den nordwestlichsten Punkt seiner letzten großen Tour (1866/72), nämlich den Marktplatz Njangwe (4° S. Br. und 25 O. L. v. Gr.) erreichte. Während die südlich angrenzenden Länder von den beiden großen Fürsten Muatijanwo und Cazembé beherrscht werden, bilden die Manyuema kein gemeinschaftliches Staatswesen, jeder Häuptling ist von dem andern unabhängig, und zwischen den verschiedenen Abtheilungen des Volkes besteht kein politischer Zusammenhang. Die Manyuema sind (gleich den um einige Grade weiter nordwärts wohnenden Monbuttu und Niamniam) Menschenfresser, aber sie essen nur im Krieg getödtete Feinde, scheinen bei ihren kannibalischen Orgien von Rache angestachelt zu sein und lassen nicht gerne Fremde als Zuschauer zu, sowie auch die Frauen keinen Zutritt haben. Sie bauen sich keine runden Hütten, wie die übrigen dunkelfarbigen Afrikaner, sondern ihre Behausungen haben die viereckige Gestalt, die Dr. Schweinfurth zu seiner höchsten Ueberraschung auch bei den Monbuttu fand und die nur an der Westküste und dort überall angetroffen wird; sie sind auch nicht ohne Kunstfertigkeiten, und ihr Aeußeres, wie das der Bewohner von Lunda, schildert Livingstone als sehr vortheilhaft. Schön geformte Köpfe sind gewöhnlich und im allgemeinen stehen Männer wie Frauen weit über den Sklaven in Zanzibar und anderen Orten. Die Frauen haben eine warme, hellbraune Hautfarbe, gerade Nasen, schön geformte Köpfe, kleine Hände und Füße, vollkommene Körperformen und sind so viel hübscher als die Zanzibar-Sklavinnen, daß alle Sklavenhändler darauf erpicht sind, die wirklich hübschen Manyuema-Frauen zu erlangen. In einer Versammlung beim Häuptling Insama, westlich vom Südende des Tanganjika, sah Livingstone ebensoviele schön geformte, intelligente Köpfe, wie man sie in Versammlungen in europäischen Großstädten findet, und Gesicht und Figur entsprachen den wohlgestalteten Köpfen — keine vorstehenden Kiefern, keinen Scheunthor-Mund, keine Spornfersen.

Wie Magyar, so hat auch Livingstone diese Völker friedfertig und gastfrei gefunden. Er rühmt besonders die wohlwollende Aufnahme bei den Häuptlingen zu Schinte und

Katema nahe dem Liba-Strom; wie denn überhaupt aus seinen Reiseberichten hervorgeht, daß nur in der Nähe der portugiesischen Besitzungen unter den Negervölkern Habgier und Verrath zu fürchten sei, wo aber die Sklavenaufkäufer nicht hingekommen, habe der Reisende nur hie und da mit der Natur, d. h. mit Fiebergegenden und Wildnissen zu kämpfen, nicht mit den Menschen. Ueberaus reizend, wenn auch vielleicht in mancher Beziehung übertrieben und idealisirt, sind seine Schilderungen von Land und Leuten, namentlich von den Makololos, deren Regierung auch den vollen Gegensatz des Muatijanwo-Despotismus bilden soll.

Das Land derselben, sehr fruchtbar, reich an Baobab, Palmen, Reben und Kräutern, an Antilopen, Büffeln und Giraffen, an Ochsen, Rhinoceros, Elephanten und Hippopotamen, liegt in etwa gleicher Entfernung von den portugiesischen Orten der West- und Ostküste. Die Bewohner, vorzüglich mit Viehzucht beschäftigt, sind auch Feldbauer und Eisenschmelzer. Sie sind begierig zu hören, zu lernen, muthvoll und stolz darauf, Makololos zu sein. Eigentlich sind sie ein Adel, der zwischen den älteren Bewohnern des Landes vertheilt seine Sitze hat. Diese Bewohner sind aber Unterthanen, nicht Sklaven. Die Herrn kamen aus dem Süden, aus dem Lande der Basuto-Betschuanen als Gefolge eines kriegerischen Häuptlings, Namens Sebituane, dessen Wissens- und Gedankenkreis schon durch Umgang mit englischen Missionaren etwas erweitert war. Sebituane und seine Leute suchten bessere und gesichertere Wohnsitze, er ward Eroberer und gefürchteter Kriegsfürst, Herr am mittleren Zambesi und am Tschobe, wo er Linyanti (7000 E.) zur Hauptstadt erkor; mehrere Nachbarvölker, besonders die kräftigen und der Stromschiffahrt kundigen Barotse mußten seine Oberhoheit anerkennen. Und sie erkannten sie gern an, denn Sebituane war ein großmüthiger, nicht grausamer Herr. Er wars, der den Missionar Livingstone freundlich aufnahm und ihm die Herreise aus dem Süden möglich machte. Sein Sohn und Nachfolger Sekeletu trat ganz in seine Fußstapfen und setzte auch seine Freundschaft für Livingstone fort. Wie er mit diesem sein Land durchreist, ihn zur fernern Reise mit Lebensmitteln und mit einer auserlesenen Schaar von Begleitern ausstattet, gehört zu den anziehendsten Blättern der Livingstonischen Reiseberichte.

Schließlich dürfen wir die hellkaffeebraunen Banyai nicht übergehen, die auch am Zambesi ostwärts der Makololo hausen und zu den achtungswerthen ackerbauenden Negern gehören. Sie bilden einen Bund kleiner Freistaaten, jedoch mit einem Oberhaupte, dem in seiner Vorsteherschaft nicht ein eigner, sondern der Schwestersohn folgt. Die Frauen der Banyai stehen in besonderer Achtung, denn die Männer unternehmen nichts ohne deren Einwilligung; der Mann folgt der Frau, obwohl er sie der Schwiegermutter abkauft, in ihr Heimwesen, nicht umgekehrt. Livingstone erwähnt, daß er überhaupt den Negerfrauen viel verdanke, die sich bei mehreren Gelegenheiten dafür verwendet hätten, daß dem durchreisenden weißen Manne kein Leides geschehe.

Die drei südlichsten Völkerstämme, das Capland und die Republiken der Boers.

Die Küsten und die Oberfläche des südlichsten Theils von Afrika haben wir bereits im allgemeinen skizzirt. Es war dort die Rede von den Ge-

birg- und Waldgegenden, worin der Limpopo und beide Garib entspringen. Wir begleiteten den Oranje von der Vereinigung des Hai- und Nu-Garib durch die an Dürre leidenden sehr ausgedehnten Hochflächen, die fast sein ganzes großes Stromgebiet ausmachen, bis zur Mündung, die ebensowenig einen Hafen bildet, als die Wasserfülle des langen Laufs zur Binnenschiffahrt einladet. Etwa 40 bis 50 Meilen südlich von ihm entfernt liegen die Randgebirge, mit denen die Hochebenen des Innern sich begrenzen. Das eigentliche Capland begreift die Abstufung jener Bergketten erst zu den großen Karroos, dann durch einzelne, von Kloofs zerschnittene kleinere Bergzüge bis zur Küste, deren südlichster Punkt, das Nadelcap, nahe dem 35. Breitengrade liegt. — Die Länder, mit deren Bewohnern wir hier zu thun haben, gehören also fast ganz der gemäßigten Zone an; sie sind die ursprüngliche Heimat der drei voneinander verschiedenen Völkerstämme: Hottentotten, Kaffern und Betschuanen.

1) Die Hottentotten gehören dem Westen an, waren ehemals auch Eigenthümer der Südküste; als aber die Holländer sich am Cap niederließen, wurden jene, ein Hirtenvolk, von den Küstenstrichen vertrieben, ihrer Herden beraubt und zu Sklaven gemacht, da die neuen Ansiedler selbst meist Viehzüchter waren und großer Strecken Landes bedurften. Die noch im Caplande vorhandenen sind Unterthanen der Kolonie, unbezwungene und unabhängige nomadisiren noch unter dem Namen Namaqua am Unterlaufe des Oranje, sowie nordwärts bis zur Grenze der Damaras in der Breite des Ngamisees, und zwar im Norden am liebsten, wo es schon etwas mehr regnet und sich für ihr kleines Vieh Weide findet; christliche Missionäre sollen nicht ohne Erfolg bei ihnen thätig sein. Der Hottentot, dicklippig und wollhaarig, kommt gelbschwarz und mit kleiner Nase zur Welt. Die Nase wird ihm hernach noch platter gedrückt, und die Haut durch besonderes Einsalben allmählich rußfarben gemacht. Seine Sprache ist schnalzend und klingt widerlich. Als Hirtenvölker haben die Hottentotten keine festen Wohnplätze, ihre Dörfer oder Kraals sind aus beweglichen Zelten zusammengestellt, worin es ein Europäer vor Schmutz und übeln Gerüchen kaum aushalten kann. Musik und Tanz liebend sind sie dennoch überaus träge und geistiger Bildung schwer zugänglich; ein Gürtel und eine Thierhaut als Kroß oder Mantel genügt ihnen zur Kleidung. Gegen Vieh tauschen sie Branntwein und Tabak ein, ihre höchsten Genüsse, sonst haben sie nichts weiter zu erstreben. Die sogenannten Buschmänner (Saabs, holländisch Bosjesmans), die weit umher zerstreut auf thierische Weise in Wäldern und Wildnissen, z. B. in der Kalahari hausen, gehören auch zur Rasse der Hottentotten; man meint, sie seien Abkömmlinge derer, die im 17. Jahrhundert von den Holländern ihres Viehes beraubt und verjagt worden. Die Mischlinge von Hottentotten und Holländern heißen Griquas.

2) Wie die Ostküste anlockender ist als die dürre westliche, so sind auch die Kaffern eine Rasse, die weit über den Hottentotten steht. Von der Südküste, wo sie diesen benachbart waren, erstrecken sich ihre Wohnsitze bis gegen den unteren Zambesi. Es ist ein kräftiger Menschenschlag von dunkelbrauner Hautfarbe, auch dicklippig und

und mit schwarzem kurzen Wollhaar, aber die Nase gebogen, die Stirn hoch, überhaupt von ausgezeichneter Körperbildung. Sie verbinden Feldbau mit Viehzucht, leben meist von Hirse und Kafferkorn mit Milch gekocht, und von Fleisch, wenn sie Vieh im Raubzuge oder auf der Jagd erbeutet; sind auch sonst zu einigen Arbeiten nicht ungeschickt in Holz, Elfenbein und Metall, denn ihre aus hartem Holz gefertigten Assagaien oder Wurfspeere haben erzene und eiserne Spitzen. Zu den Schilden aber nehmen sie Büffelfell. Die fortwährenden, grausamen Kriege mit Portugiesen, Holländern und Engländern haben sie sehr verwildert und ihre Charaktereigenschaften verschlechtert; ihre kriegerische Lust aber hat den Engländern während dieses Jahrhunderts viel zu schaffen gemacht, und die Missionare schreiben ihnen nicht wenig Bildungsfähigkeit zu, obgleich es bei ihnen wie bei den von Livingstone geschilderten Negern sehr schwer hält, sie vom Glauben an ihre Zauberer und Regenmacher abzubringen. Ihre Sprache ist vokalreich, man hört sie gern. An jagdbaren Thieren, woran sie ihre Gewandtheit üben können, namentlich an Quaggas, Antilopen, Giraffen, Büffeln, Elephanten und Löwen, beginnt es in der neuesten Zeit, doch nur im Süden, etwas zu fehlen. Sie bestehen aus mehreren Amas oder Stämmen, z. B. Amaponda, Amakosa, Amazulu u. s. w. unter erblichen Oberhäuptern, gewöhnlich mit einem Rath der Vornehmsten zur Seite. Die Zulukaffern sind gegenwärtig die bedeutendsten. Die südlichsten Stämme sind jetzt dem Caplande einverleibt.

3) Die Betschuanen sind westliche Nachbarn der Kaffern, mit denen sie häufig in Streit gelebt. Von den Drakenbergen dehnen sich die ursprünglich ihnen gehörigen Länder bis zur Kalahariwüste und vom Caledon, Nebenfluß des Nu-Garib, bis zum Ngami-See aus, doch haben ihre einzelnen Stämme es ebenfalls nie dahin gebracht, sich zu einem großen Volke zu vereinen. Im Vergleich mit den Kaffern sind sie minder kriegerisch und raublustig, dagegen thätiger auf ihren Feldern, geschickter in allerlei Arbeiten, sorgfältiger in der Erbauung von Hütten und Dörfern und noch frei von der Hinterlist, Treulosigkeit und Bettelhaftigkeit der Küstenstämme. Ihre Sprache, die Sitschuana, wird vom Garib bis zum Zambesi verstanden, und war dem Livingstone, der mehrere Jahre unter ihnen in den Missionsorten Kuruman und Kolobeng thätig gewesen, vollkommen geläufig, eh' er die große Entdeckungsreise nach Norden antrat. Daß die Makololo als Eroberer aus dem Schoße der Betschuanen hervorgegangen, haben wir vorhin erwähnt. Anderseits sind aber fast alle östlichen Betschuanen unter fremde Herrschaft gerathen, die an den Matoppobergen nördlich vom Limpopo unter die Ama-Tebele-Kaffern (Matebele), die unter dem im September 1868 verstorbenen Kriegsfürsten Mosilikatse, den vorher Mauch in dem Kraal Matlokotlolo noch aufgesucht hatte, unter Mord, Raub und Zerstörung ein Reich gründeten; die Ackerbau und Gewerbe treibenden Makalaka, die schwächlichen Maschona mit jüdischem Typus, die Bahloëkwa oder Knopfnasen, die buschmannartig in den Bergen lebenden Banyai u. a. Betschuanenstämme sind als „Maschole", d. i. Sklaven den stolzen, kräftigen Matebele unterworfen. Unter $19^2/_3{}^0$ S. Br. die Missionsstation Inyati, und 2 Grade ostsüdostlich davon die räthselhaften, von Mauch aufgefundenen Ruinen von Zimbaoë. Südlichere Betschuanen geriethen unter die Herrschaft der aus dem Caplande entwichenen holländischen Boers, d. h. Bauern, denen nur die Basutos in den Maluti oder Blaubergen unter dem tapfern Führer Moschesch glücklich widerstanden.

Es hat lange gewährt, ehe sich eine europäische Seemacht zu Niederlassungen an der Südküste Afrikas entschloß. Hier war kein edles Metall, und das Pflanzenreich, zwar durch viele Proteen, Eriken und Liliaceen ausgezeichnet, bot sehr wenig nutzbare Gewächse dar, zur Nahrung fast nur Beeren und wilde Trauben; die Portugiesen also eilten stets daran vorüber, um nach Sofala und weiter zu gelangen. Erst später begriff man die Wichtigkeit einer dortigen sichern Station für die Indienfahrer, und als der holländische Wundarzt Ribbek sich von den Hottentotten ein Stück Land am Cap um etwas Leinwand erhandelt hatte, folgte die Regierung seinem Beispiel und kaufte einen beträchtlichen Strich Südküste um 15000 fl., die sie in allerlei Waaren bezahlte. So entstand im Jahr 1652 die Kolonie Capland, die sehr bald eine große Bedeutung erhielt. Europäisches Getreide, Hülsenfrüchte, Obst, Wein, Agrumi gediehen nach Wunsch. In neuester Zeit hat man noch Baumwolle, Kaffee, Thee, Tabak, Ananas, Bananen und sogar den Brotbaum dahin verpflanzt und macht Versuche mit der Seidenzucht. Nur die Thierwelt ist in den angebautesten Theilen der Kolonie ärmer geworden; Löwen, Elephanten und Rhinoceros sind entweder dem Feuergewehr erlegen, oder haben sich freiwillig vor der Civilisation zurückgezogen, auch Giraffen und Antilopen; dafür wird die Schafzucht in großem Maßstabe betrieben. Die Kolonie, die bereits mehrere Eisenbahnen besitzt, kann als Keim einer Kultur betrachtet werden, die allmählich durch den Handel und die Thätigkeit der Missionäre über die Lande der Betschuanen und Kaffern bis an den Zambesi hinauf wachsen wird. — Bis 1806 blieb die Kolonie holländisch. Seitdem gehört sie den Engländern, welche damals, als Holland dem Willen Napoleons gehorchen mußte, sich des Caps bemächtigten und es im Friedensschluß 1814 behielten.

1) Das Capland, womit bis 1856 auch Port Natal (Natalien) verbunden war, umfaßt (nach Einverleibung des schönen Küstenstriches Brittisch Kaffraria, des Gebietes des Häuptlings Moschesch oder des Basuto-Landes zwischen Natalien und der Oranjerepublik, sowie endlich des diamantenreichen Gebietes des Griqua-Häuptlings Waterboer oder des West-Griqua-Landes nördlich von Kai- und westlich von Hai-Garib oder Vaal) jetzt 10400 Q.-M. mit fast 700000 E. Ein Drittel des Gebietes gehört indes den ziemlich öden Hochebenen jenseit der Roggefelds an. Die Küstenlinie von der Mündung des Oranje bis an die Grenze der Zulu-Kaffern ist 280 Meilen lang. Die Bevölkerung besteht zum Theil aus Europäern, besonders Engländern, Deutschen, Holländern, den größern Theil machen aber Farbige (Hottentotten, Kaffern, Neger, Araber, Malaien, Kulis) aus. In allen Provinzen findet man Missionsstationen, und zwar außer den älteren herrnhutischen (Mamre, Gnadenthal &c.) auch englische und deutsche, die mit den Missionen jenseit der Grenze in Verbindung stehen. — Die Einnahmen der Kolonie betragen ca. 4, die Ausgaben 5½ Mill. Thlr.; der Werth der Einfuhr wird auf 17, der der Ausfuhr auf 23 Mill. Thlr. geschätzt. Die Kolonie steht unter einem von der Königin ernannten Präsidenten, dem 2 gewählte Kammern zur Seite stehen. — Die wichtigeren der holländischen und neuen englischen Orte sind: Die Capstadt, Sitz der Regierung und schon 1652 angelegt, mit 30000 E., in malerischer Lage an der Bai, wo der Tafelberg aufsteigt; die Tafelbai ist zwar den Westwinden ausgesetzt, bildet aber doch den wichtigsten Stations- und Provisionsplatz für alle Ostindienfahrer. Die Stadt hat vortreffliches Klima, rechtwinkelig sich durchschneidende

Straßen, die Häuser mit platten Dächern und durch tropische Gewächse geschmückt. In der nächsten Umgegend liegen die Landhäuser der Reichen und die ihres Weins halber berühmten Güter Hoch-, Groß- und Klein-Constanzia („Capwein"). Simonstown an der für die Schiffahrt nicht gerade günstigen Falsebai, zur Zeit der herrschenden Westwinde (Juni bis August) von Schiffen viel besucht; hier ankern die Kriegsschiffe; Seearsenal, große Werfte. Uitenhage mit der lebhaft aufblühenden Hafenstadt Port Elisabeth (11000 E.) an der Algoabai. Grahamstown mit 7200 E. in der Provinz Albany, 120 M. von der Capstadt; der Ort und die englischen Güter in der Umgegend bieten viel Annehmlichkeiten. — Kaffraria, zwischen den Flüssen Kaiskamma und Kai, erst seit 1847 nach wiederholten Kafferkriegen eine Capprovinz, hat bereits eine belebte Hauptstadt, Williamstown, den Hafenort East London, Missionsposten, und mehrere deutsche Orte, namentlich Stutterheim, Berlin. Man hat nämlich 2119 Mann, die zur deutschen Fremdenlegion in England gehörten und bei Auflösung derselben sich zur Auswanderung nach dem Caplande bereit zeigten, hier angesiedelt; den Namen Stutterheim hatte ihr Oberst.

Auf der Karroo: Beaufort, Mittelpunkt einer nomadisirenden Bevölkerung von eingewanderten Kaffern und Boers; Graaf Reynet am Flusse Sunday (Zondag), blühendes Städtchen am Fuße der wasserreichen Schneeberge. Auf der Hochebene bis zum Oranje nur unbedeutende Ansiedelungen, darunter viele Missionsstationen verschiedener christlicher Bekenntnisse. Griqua-Stadt jenseit des Oranje in West-Griqua-Land.

2) Port Natal (870 Q. M., 270000 Bew., darunter nur 18000 Weiße), von den Portugiesen so genannt, weil sie die Küste 1497 am Weihnachtstage entdeckten, war früher auch von Boers besetzt, die sich als Freistaat organisirt hatten; aber nach verschiedenen Conflikten mit den Zulukaffern und der englischen Regierung wurde es 1842 eine Provinz des Caplandes, 1856 selbständige Besitzung der Engländer mit eigenem Gouverneur, dem ein exekutives Concil und eine legislative Versammlung zur Seite stehen. Der größere Theil der Boers ist ausgewandert. — Trefflicher Boden, gesundes Klima, Reichthum an Produkten. — Pietermaritzburg, Hauptstadt; Port d'Urban (Port Natal), bedeutendster Hafenplatz. Missionsstationen verschiedener Kirchen.

3) Neu-Griqua-Land (Romans-Land, Frei-Kaffraria), im S. und W. vom Capland, im N. von Natal, im O. vom Ocean begrenzt, großentheils im Besitze des Griqua-Häuptlings Adam Cok. Die Bevölkerung besteht aus 35000 Personen: Griquas, Kaffern, Basutos. — Auch jenseit (nordöstl.) von Natal sind Gebiete noch freier Kaffern: Zululand.

4) Die Republiken der Boers. Die übergroße Mehrheit der vom Caplande ausgewanderten hat sich zwischen beiden Garibs in einer von Wander-Betschuanen und Buschmannen durchzogenen Wildnis niedergelassen und dort den Oranje Freistaat gebildet. Später zog ein Theil derselben nebst denen, die nicht in Natal blieben, über den Hai-Garib oder Vaalfluß hinaus und errichtete dort nach Bezwingung der Betschuanen eine Transvaalsche Republik. England hat für gut gehalten, beide Staaten anzuerkennen. Hauptbeschäftigung die Viehzucht; Export von Wolle, Häuten, Vieh. Gold- und Diamantenfunde haben neuerdings zahlreiche europäische Bevölkerung in diese Gebiete gelockt.

Oranje zählt auf 2000 Q. M. 37000 Bew., darunter 15000 Weiße. Bloem-

fontein ist Hauptort und Sitz des gewählten Präsidenten, der den Volksrath beruft. Smithfield und Winburg. — In Transvaal (5400 Q. M., 120000 Bew.), dessen Regierung in ähnlicher Weise bestellt ist, soll die Zahl der Weißen 20000 betragen; aber die Herrschaft über 100000 Betschuanen macht die Bauern zu großen übermüthigen Gutsbesitzern, die allem geistigen Interesse fremd sind. Hauptort: Potschefstrom. Oestlich davon: Heidelberg, weiter nordwärts: Pretoria. — Gleichsam Hafen und Exportplatz für die Transvaalsche Republik ist die Delagoabai, an welcher sie deshalb festen Fuß zu fassen bestrebt ist; die Portugiesen haben hier ihre südlichste Faktorei.

Portugals Besitzungen an der Ostküste und Zanzibar.

An einigen Plätzen der langen Ostküste ist außer Copal und Elfenbein auch Goldstaub einzuhandeln, weshalb die portugiesischen Entdecker sich wahre Goldländer erträumten. Namentlich galt die Küste Sofala (20° S. Br.) für das unbekannte Ophir*), wohin Salomos phönizische Seeleute steuerten. Und warum sollten bei der sehr alten Kultur Südasiens nicht schon sehr früh diese Küsten besucht sein? Nach R. Brenners Forschungen in Ostafrika findet sich in der That vom Aequator bis Malindi (3° 20′ S. Br.) eine Reihe von Ruinen, die auf die Zeiten vor den Portugiesen und Arabern, auf die Indier und Perser zurückzuführen sind, außer vielen arabischen und portugiesischen Ruinen. Die Indier und Perser jener Zeit waren weder Eroberer, wie die Portugiesen, noch Religionsfanatiker, wie die Araber, und haben damals wie noch heute am besten verstanden, mit den Gallas, den wirklichen Herren dieser Küste, in ein freundliches Einvernehmen zu treten. Ihre Handelsfaktoreien befanden sich an den aus dem Innern kommenden Wegen und bestanden nicht in feuerspeienden Forts und in Moscheen, sondern in bequemen Wohnhäusern und Waarenmagazinen. In den Händen der Indier soll sich übrigens noch jetzt der ganze Handel der Ostküste befinden und selbst die europäischen Handelshäuser können nur durch Vermittlung derselben Geschäfte machen. Im Mittelalter wurden die Araber und ihr Islam hier so heimisch, daß die Portugiesen, wo sie landeten, auch muselmännische Fürsten, sowohl von arabischer als von schwarzer Abkunft fanden; in den Handelsplätzen, wohin auf arabischen Schiffen Banianen von Gudscherat und Cambay kamen, war Ambra, Gold, Elfenbein und indisches Gewürz zu haben. Der Hof zu Malindi (Melinde) war besonders glänzend. Ohne arabische Piloten, die mit Boussole, Quadrant und Seekarten umzugehen wußten und des Seewegs nach Kalikut kundig waren, hätte Gama das ersehnte Indien wohl kaum erreicht. Die Portugiesen haben auf dem Festlande an dieser Küste keine Niederlassung von Bedeutung gegründet und selbst die Besitzergreifung Malindis scheint nur nominell gewesen zu sein. Auf ihr Geschütz pochend, betrugen sie sich als Seeräuber und Wütheriche, und man darf wohl behaupten, daß ihre Ankunft den Küstenvölkern viel geschadet und nichts genützt hat. Eine Reihe von Seeplätzen und Landschaften fiel in ihre Gewalt (Sofala, Mosambik, Kiloa, Zanzibar, Mombas, Melinde ꝛc.); doch nur erobern, nicht kolonisiren war ihre

*) Hier landeinwärts hat jüngst Mauch merkwürdige Ruinen (Zimbaoë) gefunden.

Sache, Kultur zu vernichten verstanden sie besser, als Kultur zu heben. Ihr sicherster und bedeutendster Besitz war die Insel Patta (2° S. Br.), deren Bewohner, die unversöhnlichsten Feinde der Araber, sich den Portugiesen freudig unterwarfen und gegenwärtig, durch Intelligenz und Tapferkeit ausgezeichnet, eine auffällige Vermischung mit portugiesischem Blute zeigen. Bald wich bei den Unterjochten und Nachbarn die anfängliche Furcht vor diesen Christen; Melinde ward im 17. Jahrh. von den Gallas verwüstet, und als die Nachkommen der Araber hin und wieder ihr Haupt erhoben, gingen die nördlichen Besitzungen an den arabischen Imâm von Maskat verloren. Zuletzt betrachtete die portug. Regierung ihre noch übrigen Plätze nur als Verbannungsorte und tauglich zum Menschenhandel, und ihre Beamten, mit Ausnahme des Gouverneurs selbst exilirte Verbrecher, verkaufen oft die eigenen Unterthanen. Die durch fortwährende Sklavenjagden fast ganz verödeten Gebiete zählen auf 18000 Q. M. nur 300000 E.; in Wahrheit hält eben Portugal nur einige Plätze an der höchst ungesunden Küste und im Innern besetzt. — Die südlichste Faktorei, aus 18 Häusern bestehend, ist an der Delagoabai. Inhambane nahe der Steinbockswende hat guten Hafen und ziemlich lebhaften Handel. Sofala besteht nur noch aus einigen Strohhütten. Quilimane an einer Mündung des Zambesi hat 3000 E., darunter nur 150 Freie. Senna und Tete, Handelsfaktoreien im Innern, und ungefähr in der Mitte des Ostlaufes des Zambesi Zumbo im Lande Atónga, auf unsern Karten gewöhnlich als Ruine bezeichnet, jedoch seit Dezember 1861 von den Portugiesen wieder besetzt, die von dort einen lebhaften Handel nach dem Rio Aruangoa und über mehrere andere Faktoreien bis Inhocoé an der Mündung des Cafué (Cafuque) unterhalten, obwohl aufwärts von Zumbo keine portug. Behörden mehr sind; letzteres hatte 1867 ca. 1200 Einw., worunter 22 Weiße und 1000 Negersklaven. Mosambik, auf einer Insel in etwas gesünderer Lage als die übrigen Küstenorte, hat etwa 9000 E. und ist Sitz des Oberstatthalters der ostafrikanischen Besitzungen Portugals.

Besser gedieh im allgemeinen die arabische Besitzung und erreichte in neuerer Zeit eine Ausdehnung (2000 Q. M. mit 800000 E.), daß sie Said Medschid, dem jüngeren Sohne des 1856 verstorbenen Imâms Sayid Said, als eigenes Reich zufiel, dessen Kern die Insel Zanzibar (29 Q. M. und 380000 E.) bildet. Der gleichnamige Hauptort der Insel ist der wichtigste Handelsplatz an der Ostküste Afrikas (deutsche, englische, französische 2c. Kaufleute), zugleich neben Tripoli der wichtigste Ausgangspunkt der Unternehmungen für Erforschung Centralafrikas; die Bevölkerung (60000 S.) sehr gemischt. Nach S. von Zanzibar aus zusammenhängender Küstenbesitz, wo von Arabern und Sklaven bewohnte Plantagen (Kokos, Reis, Mais, Zucker, Nelken); der südlichste Punkt ist an der Bai von Kissiwari. Hafenstadt Kiloa, Insel Mafia. Nach N. von Zanzibar kein zusammenhängender Besitz, sondern nur einzelne Niederlassungen und Inseln, z. B. das fruchtbare, paradiesische Eiland Pemba, das sonst blühende, jetzt verödete Mombas (12000 E.) u. s. w.; nördlichster Punkt unter 1° S. Br. Der Handel auf den Inseln ist in den Händen der Banianen; der Verkehr mit den nördlichen Besitzungen ist mit dem Eintritt des SW.-Monsun auf 6—7 Monate lang unterbrochen, weil die Fahrzeuge zu klein, um gegen den SW. kreuzen zu können. Leider ist Zanzibar auch die Hauptstation für den ostafrikanischen Sklavenhandel, der sich unter dem Schutze des Sultâns, und vielfach gedeckt durch die französische Flagge,

vollzieht; und der allgemeine Einfluß der Araber ist, trotz hundertjähriger Herrschaft, nicht gerade bedeutend: sie sind Fremde im Lande, „nicht geliebt, nicht gefürchtet, sondern nur gehaßt.“

Die nördlichen Gebiete Zanzibars stoßen an die Gebiete der südlichen Gallas. Das Land derselben wird begrenzt: von Dschub- (Juba-) Mündung (0°) bis zu der des Sabackiflusses (3° 12′ S. Br.) durch den Ozean, von da an durch den Sabacki; daran schließen sich im SW. mit der Richtung gegen den obern Danafluß die Berge von Ukambani, die von den Gallas nur zuweilen auf Streifzügen überschritten werden. Als W.-Grenze bezeichnen sie selbst ein in NNO.-Richtung vom Kenia sich hinziehendes Gebirg. Im NO. und O. wird das Land vom Dschub und dem dahinterliegenden Somâli-Lande begrenzt; eine nördliche Grenze läßt sich nicht angeben, es ist vielmehr wahrscheinlich, daß es mit dem Gebiete der nördlichen, an Habesch stoßenden Stämme ein zusammenhängendes Ganze bildet (S. S. 567). An der Südgrenze der Gallastämme ist seit etwa einem Jahrzehnt in schöner fruchtbarer Gegend unter der energischen Leitung des von den Arabern geächteten früheren Pattafürsten Tumo Lotti oder Zimba (d. h. Löwe) das Reich Witu entstanden, das blühendste und am besten kultivirte Land an der ganzen Ostküste; Bevölkerung 45000 S., Hauptstadt Witu in gesunder Lage. Trotz großer Verschiedenheit der Bevölkerungselemente (Bewohner von Patta, die ihrem angestammten Fürsten freiwillig folgten, entlaufene Sklaven, Waboni-Neger ꝛc.), bietet es in politischer Beziehung ein erfreuliches Bild dar; hier sammeln sich alle von den Arabern Verfolgten und politisch Geächteten; die Reste von Volksstämmen, die in ihrer Heimat durch Sklavenhandel decimirt waren und Tausende von entlaufenen Sklaven begeben sich hierher unter den Schutz des „Löwen“ und finden hier eine neue Heimat. Es ist gewiß von hoher Bedeutung für Afrika, daß hier an der Grenze der durch Sklavenhandel entvölkerten Gegenden ein freier Staat ohne die philantropischen Bemühungen der Europäer und ohne Mitwirkung ihrer Kriegsschiffe entstehen und bis jetzt kräftig gedeihen konnte. — Gallas und Somâlis befinden sich in unversöhnlicher Feindschaft; häufige gegenseitige Grenzüberschreitungen und Ueberfälle, aber nie zum Zwecke dauernder Eroberung. Am mittleren Juba (2° 25′ N. Br.) liegt das aus Deckens Expedition bekannte Bardêrah. Der Juba würde sich zwar zum Waarenverkehre nach der Küste hin vortrefflich eignen, wird aber wegen der gegenseitigen erbitterten Feindschaft der anwohnenden Völkerschaften wenig dazu benützt: die Somâlis trauen sich nicht, und die Gallas mögen nicht, so lange die Abnehmer nur Muhammedaner sind. Die Südgallas sind in großartigem Maßstabe Viehzüchter; sie sind ihren alten Religionsanschauungen treu geblieben, während die nördlichen größtentheils zum Muhammedanismus übergetreten sind. Die Somâlis, wohl vor Jahrhunderten eingewanderte Araber in Vermischung mit Eingebornen, sind gleichfalls Muhammedaner und haben die Gallas über den Dschub zurückgedrängt; daher die seit Jahrhunderten dauernde Feindschaft.

Die Inseln.

Wir wollen erst die westlichen Inseln, die uns näher liegen, hernach die auf der Ostseite betrachten.

1) Die zwölf Canarien, zu deutsch Hundsinseln — meist basaltisch, mit Kratern und Lavafeldern, und schon im römischen Alterthum bekannt; denn der mauritanische

König Juba beschrieb sie und Plinius erwähnt ihrer. Den Dichtern waren sie insulae fortunatae, Inseln der Seligen. Im 14. Jahrhundert fand man sie, als dem Continent sehr nahe, wieder auf, und im folgenden eigneten sich wie überall unter grausamer Vernichtung der Eingebornen, die Spanier ihren Besitz an. Die Eingebornen, ein tapferer, friedlicher Berberstamm, hießen Guansches, hatten erbliche Oberhäupter und Priester, lebten harmlos, und in großer Sittenreinheit, und bewahrten ihre Leichen getrocknet in Katakomben auf. Sehr schätzbar waren die Produkte, die man vorfand, namentlich die Orseille. Jetzt trifft man den Typus der Guansches nur hie und da an, alles ist spanisch; Bewohnerzahl: 267000. Ferro ist klein. Größer und volkreicher sind: Palma, Canaria und besonders die weinreiche Teneriffa (48 Q. M.) mit 88000 Bewohnern und dem 3706 m. hohen Pik (Pik von Teyde), der den Schiffern in einer Entfernung von 27 Meilen schon sichtbar. Hauptstadt Santa Cruz mit 14000 E., Oratava 8000 E.

2) Madera und Porto Santo, 83 M. vom marokkanischen Hafen Mogador, beide portugiesisch. Mit ihrer Entdeckung (1418 und 1419) beginnt die Reihe der Unternehmungen, die der portugiesische Prinz Heinrich, berühmten Andenkens, veranlaßt hat. Das kleine Porto Santo wurde ein Jahr früher entdeckt als das große herrliche Madera, das damals menschenleer und von dichtem Urwald bedeckt war *), während es später zum berühmten Weinlande geworden. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs, hat Steilküsten und von tiefen Thälern eingeschnittenes Gebirg, aus dem die Bäche mit reizenden Sprüngen herabkommen. Das Klima ist gesund und so mild (mittlere Temperatur 15°; Hochsommer und Mitte des Winters kaum 5° verschieden), daß die Gewächse aller Zonen gedeihen und Madera zu einer Krankenstation für Europa und Nordamerika geworden ist. Seit in neuester Zeit der Weinbau durch die Rebenkrankheit zerstört, wird Zucker in großer Menge producirt. Zahl der Bewohner: 113000. Funchal mit 18000 E. ist Hauptort Maderas und liegt reizend.

3) Die 9 Azoren oder Sperber-Inseln — bergig, vulkanischen Ursprungs, fruchtbar, an Erdbeben leidend. Bewohnerzahl: 252000. Von den Portugiesen 1448 entdeckt, sind sie ebenfalls der Krone Portugals verblieben. Wir erwähnen die größten, nämlich San Miguel und Terceira. Zu Angra (12000 E.), dem Hauptorte der letzteren, residirt der Statthalter der Azoren.

4) Die 10 Inseln des grünen Vorgebirgs — heiß, meistens trocken, waldleer, doch mit Gruppen von Kokos- und andern Palmen, nur reich an Schildkröten; auch noch im Besitze der Portugiesen, die unter Führung des Venetianers Cadamosto, des humansten aller portugiesischen Entdecker 1456 hieher kamen. San Jago ist die größte, San Antonio die gesündeste; zwei hohe Vulkane. Die Bewohner, etwa 67000, leben in tiefster Armut.

5) Die 4 Guinea-Inseln stehen nur nominell unter europäischer Herrschaft. Die nördlichste, zugleich die größte und ungesündeste, gleichsam eine Fortsetzung der Camerunberge, nämlich Fernao do Po, wird von den Spaniern beansprucht, ebenso

---

*) Der Name Madera heißt so viel als Bauholz. Die Portugiesen zündeten den Wald an, der mehrere Jahre lang brannte.

die südlichste, S. Annobon. S. Thomé und Principe sind portugiesisch, liefern Kaffee und Kakao.

6) Sanct Helena und Ascension oder Himmelfahrt — zwei brittische Inseln im äthiopischen Meere, sehr klein, doch als Erfrischungsorte für Seefahrer von Werth. — Helena, 180 M. von Ascension und 200 M. von der afrikanischen Küste, ist ein Basaltgebilde. Seit die Engländer Bäume und Strauchwerk mühsam angepflanzt, ist sie minder trocken als früher und erzeugt Gemüse, Feigen, Granaten und Orangen. Bewohnerzahl: 6800. Der einzige Ort Jamestown liegt in enger Schlucht an der Mündung eines Bächleins. Als Aufenthalt Napoleons vom 18. October 1815 bis zu seinem Tode den 5. Mai 1821 hat die Insel eine weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt. — Die Engländer besitzen auch als Erfrischungsorte die westwärts dem Cap gelegenen Inselchen Tristan da Cunha.

An der Ostseite Afrikas liegen folgende Inseln und Inselgruppen:

1) Madagaskar, durch den 52 Meilen breiten Kanal Mosambiks vom Continente getrennt, ist eine der schönsten Inseln des Erdbodens und nach Neuguinea und Borneo die größte (10750 Q. M.). Sie ist 220 Mln. lang, im N. und O. gruppiren sich punktgleiche Inselchen um das mächtige, an Flächengehalt das deutsche Reich noch übertreffende Eiland, alle durch Lage, Bodenbeschaffenheit und Erzeugnisse dem „großen Lande" zugehörig und mit ihm ein scharf gekennzeichnetes Gebiet, nämlich die ostafrikanische Inselwelt, bildend. Madasgaskar ist mit allem ausgestattet, was ein Volk zum heitern Leben und zur Entwickelung seiner geistigen Kräfte bedarf. Ein Gebirg mit Gipfeln von 2700 m. zieht von N. nach S. über die innern Hochebenen hin, sich mehrfach verästend und herrliche Thäler bildend; der Ankaratra in der Mitte der Insel hat 3700 m. Die meisten Flüsse sind höchstens nur im flachen Küstenlande, wohin sie rauschend abfallen, schiffbar, haben aber Sandbänke vor den Mündungen. Drückende Hitze herrscht hier unten, doch mildes Klima auf den Hochgegenden, die etwa 10 bis 15 Meilen vom Meere aufsteigen. Diese Bodenbeschaffenheit ermöglicht das Gedeihen einer großen Zahl von Gewächsen: in den untern Gegenden finden sich Tamarinden!, Drachenbaum, Pandanus, Kokos ꝛc., höher hinauf Wälder von Mahagoni, Ebenholz, Baobab; außer den bekannten gibt es auch viele unbekannte tropische Pflanzen, ferner eigenthümliche Balsam- und Gummibäume, den berühmten „Baum des Reisenden", (Ravenala der Madagassen), die Rebala, den Giftbohnen tragenden Tanginbaum u. a. Die hauptsächlichsten Kulturgewächse der Erde gedeihen: Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Kaffee, Kakao, Indigo, Gewürze, öl- und harzerzeugende Gewächse, europäisches Getreide, Wein und Früchte der gemäßigten Zone, Reis in vorzüglicher Qualität und in solcher Menge, daß die Maskarenen ganz, das portugiesische Ostafrika, Zanzibar u. a. Gebiete zum Theil damit versorgt werden. Die großen Vierfüßler Afrikas fehlen; aber an Schlangen sind gewaltige, und Schlachtvieh (Ochsen, Schafe und Schweine) ist in Menge vorhanden. Madagaskar bietet endlich auch vortreffliches Eisenerz, Kupfer und Blei, Gold und edle Gesteine, Marmor und Steinsalz, Porzellanerde und schwefelfreie Steinkohle. Dies alles gilt hauptsächlich vom nördlichen, im Bereiche der feuchtigkeitbringenden Monsune gelegenen Theil der Insel; Südmadagaskar dagegen, ein erst in jüngerer Zeit dem Meere entstiegenes, 150—200 m. hohes plateauartiges Land, von verhältnismäßig trockenen Passatwinden bestrichen und ohne bedeutende

Höhenzüge, welche diesen ein wenig Wasser entziehen könnten, ist unfruchtbar, schattenlos, sandig, und läßt nur in der Nähe der spärlichen Wasserläufe einiges Gedeihen zu.

Die Madagassen, auf 5 Millionen geschätzt, gehören nicht mehr zu den Wilden, sind aber auch von derjenigen Stufe der Entwickelung, wo das Wissen zur Wissenschaft, das mechanische Arbeiten zur Kunst wird und also eigentliche Bildung beginnt, noch weit entfernt. Sie haben meistens feste Wohnsitze, Städte, Gewerbe, Tauschhandel, und beziehen fremde Waaren von der Insel Mauritius, vom Cap, und schon längst von Indien und Arabien. Das Volk zerfällt in 2 Gruppen: die dunkelfarbigen, kaffernartigen Sakalawen an der Westseite, wahrscheinlich vom benachbarten Afrika herübergewandert, und die helleren, olivenbraunen, malaiischen Howas an der Ostseite, welche, durch Wind und Strömung begünstigt, von dem asiatisch-australischen Inselmeere den Weg hieher fanden. Ursprünglich mögen erstere zahlreicher und mächtiger gewesen sein; ihre Ueberlieferungen erzählen von manchem Heldenkönige, der erobernd durch das Land zog und seinen Nachkommen die Herrschaft über die große Hälfte der Insel sicherte: im Laufe der Zeit jedoch entwickelten sich die höher begabten Howas gedeihlicher, und seit im Anfange dieses Jahrhunderts deren König Radama I. als Eroberer aufgetreten, wurden viele Tausende von Sakalawen vernichtet oder zur Auswanderung gezwungen. Nach Guillain beträgt die Zahl aller Sakalawen nur noch 180000 Seelen. Die den Fortschritt und die Bildung vertretenden Howas sind jetzt die unbestrittenen Herren Madagaskars, die unterworfenen Stämme wagen keinen Widerstand mehr, und die Howamacht ist erstarkt zu einem verhältnismäßig wohlgegliederten und wohlgeordneten Staat, welcher Bürgschaften für fernere segensreiche Entwickelung bietet und Herrscher aufweist, denen sich eine gewisse Größe nicht absprechen läßt. Ihr Herrschersitz liegt in der Mitte der Insel, 12 Tagreisen von dem östl. Haupthafen Tamatawe, und heißt Tanan Ariwo, zu deutsch Vieldörfer. Er wird geschildert als eine große Stadt mit 80000 E., von Palissaden, Gräben, Schanzen eingefaßt, letztere mit Kanonen besetzt. Nach dem Tode des europäerfreundlichen Radama I. kam seine Wittwe, namens Ranawalona, auf den Thron, die bei weitem nicht so milde und vernünftig war wie er. Die Christenpriester, die nicht flüchteten, wurden sofort umgebracht, der Verkehr mit Europa hörte auf; erst mehrere Jahre nachher, als 1860 ihr den Christen zugeneigter Sohn Radama II. auf den Thron kam, konnten sich die freundlichen Verhältnisse mit dem Auslande wieder herstellen und gegenwärtig, nachdem man mit England und Frankreich Verträge abgeschlossen, macht sich, namentlich auch durch die Handelsverbindung mit den Maskarenen, europäisches Wesen reißend schnell geltend. Dem Fortgange des Christenthums wird durch den kleinlichen Hader, den die Missionäre der verschiedenen Confessionen unterhalten, leider sehr geschadet. — Niederlassungen, die man von Seiten Frankreichs seit der Mitte des 17. Jahrh. wiederholt versucht hat, z. B. auf der Insel Sainte Marie (Nossi-Burrah) im Osten, an der Antombuk-Bai (Hafen Diego Juarez) im Norden, auf der Insel Nossi-Bé (Hafenstadt Hellville) im W., sind nicht sonderlich gediehen.

2) Nördlich vom Kanal Mosambik liegen die von den Arabern schon früh besuchten Komoren: die größeren Angasija (Groß-Komoro) und Andschuan (Johanna) stehen unter Sultanen, Mayotte (12000 E.) gehört Frankreich. Nördlich von Madasgaskar die Gruppen der niedrigen und unbewohnten Amiranten

(Admiralsinseln), Stationen für Fisch- und Schildkrötenfang, die durch Concession der englischen Regierung vergeben werden, und der Seschellen oder Mahé-Inseln welche England seit 1814 besitzt. Die letzteren bilden eine Gruppe von etwa 50 hohen und felsigen Inseln, welche steil aus unergründlicher Tiefe emporsteigen — die höchsten Punkte einer untermeerischen Gebirgskette, einer Fortsetzung derjenigen, welche Madagaskar seiner Längsrichtung nach durchzieht. Dies machen auch die vielen in dieser Richtung sich findenden Riffe, Untiefen, kleinen Inseln und das „kabbelige" oder gekräuselte Aussehen der Meeresoberfläche in der Umgegend wahrscheinlich. Gesammtflächeninhalt der Seschellen: 4 Q. M., davon die Hälfte auf die Insel Mahé; auf dieser auch der saubere Hauptort Port Viktoria. Herrliches Klima, tropische Kulturpflanzen. — Sokotra, dem Cap Gardafui gegenüber, haben die Engländer wieder den Arabern überlassen: die Insel Perim war ihnen lieber.

3) Die Maskarenen: Die herrliche Réunion oder Bourbon (45 Q. M. und 210000 E., Hptst. St. Denis), die den Franzosen, und Mauritius oder Isle de France (mit einigen Dependenzen (33 Q. M. und 323000 E., Hptst. Port Louis), die seit 1810 den Engländern gehört, östlich von Madagaskar. Der portugiesische Entdecker (1502) hieß Mascarenhas. Sie sind bergig, vulkanischen Ursprungs, fruchtbar, und werden zu massenhaftem Anbau von Kolonialprodukten benutzt: der Gewinn an Kaffee, Gewürznelken und Zucker ist großartig. Wer kennt nicht Isle de France aus Saint Pierre's reizender Erzählung Paul und Virginie!

III. Europa.

178130 Q. M., 301,600000 Bewohner; Volksdichtigkeit: 1693 Seelen auf 1 Q. M.

§. 1. Allgemeine Uebersicht.

Lage und Gestalt.

Europa hängt mit dem fast 4½ mal größeren Asien am Uralgebirge zusammen, von wo man früher die Grenze zu den Mündungen des Don und Kar zog; jetzt dienen gewöhnlich Uralfluß, Nordwestküste des Kaspisees und die Flüße Terek und Kuban zur Grenzbestimmung. Allerdings wäre passender statt der beiden letztgenannten Flüsse die ponto-kaspische Niederung (Manitschsenke), die zum Don und Kaspisee abwässert und früher eine natürliche Wasserverbindung zwischen letzterem und dem schwarzen Meere war, als Grenze anzunehmen. Die Inseln: Island, durch Produkte und Geschichte mit dem Continente, Spitzbergen, durch ein unterseeisches Plateau mit der skandinavischen Halbinsel verbunden, und Nowaja Semlja werden gewöhnlich zu Europa gerechnet und sind

in obiger Größenangabe mit inbegriffen, obgleich die letztgenannte Doppelinsel ihres harten Klimas wegen passender dem asiatischen Norden zuzuweisen wäre. Abgesehen von diesen fernen Inseln liegt das eigentliche Europa zwischen 8° und 84° Ö. L. v. F. und zwischen 36° und 71° N. Br. Der westlichste Punkt ist Cap la Roca 8° 9′ Ö. L. v. F., der nördlichste das Nordcap auf der Insel Mageroe 71° 11′ N. Br. (Nordkyn, der nördlichste Punkt des Festlandes, liegt unter 71° N. Br.), die südlichsten sind Cap von Tarifa 36°, und Matapan 36° 22′ N. Br. — Creta reicht bis 34° 52′ Br. — Größte Ausdehnung ist eine 750 Meilen lange Linie vom Cap Vincent zum Kar, in deren Mitte etwa Danzig, Carlskrona und Göteborg liegen. Die größte Breite vom Nordcap bis Matapan beträgt 520 Meilen. Vom weißen zum schwarzen Meere sind 260, von der Odermündung bis Triest 125, von der Seinemündung bis zum Löwenbusen 100, vom asowschen Golf bis zum biscaj. 425, und zum karischen 360 Meilen.

Ueber angrenzende Meere, Vorgebirge und Inseln sehe man den vorigen Abschnitt § 28 u. f.

Die äußere Gestalt Europas besagt, daß es eher ein vielgliedriges Anhängsel von einem großen Erdtheile, als selber ein Erdtheil sei; nur in der Nähe Asiens, noch ganz dem nördlichen Boden desselben verwandt, ist es sehr breit, dann aber nach S. und W. reckt es seine Glieder aus, so daß selbst der mittlere Körper, das Herz Europas, schmal genug ist, um drei Meere zu berühren. (S. S. 333 und 334.) Dessenungeachtet muß Europa als ein gesonderter Erdtheil betrachtet werden. Dazu zwingt nicht nur der Umstand, daß das Uralgebirg zwar keine politische — einige russische Gouvernements liegen theilweise diesseit, theilweise jenseit desselben — wohl aber eine physische Grenze darstellt, nämlich eine Wasserscheide und eine Vegetationsgrenze (Eichen und Heidekraut überschreiten z. B. seinen Rücken nicht): sondern auch und vor allem die Lage Europas in der Mitte der kontinentalen Halbkugel der Erde, die es zur Mitte der bewohnten Welt, zum Herzen unserer Erde macht, von welchem aus nach allen Richtungen hin Wasserwege, die für den Völkerverkehr vorzugsweise dienstbaren Verbindungsstraßen, sich leicht öffnen. Und dieses Centrum der bewohnten Erde liegt fast ausschließlich in der gemäßigten Zone und besitzt eine solche Configuration von Land und Wasser um sich her, die seine Völker frühzeitig sich bewegen lehrte, und eine solche Anordnung seiner Gebirge und Flußläufe, daß erstere, besonders bei ihrer leichten Ueberschreitbarkeit, keine Trennung seiner Völker, letztere eine Verbindung der an entgegengesetzten Enden wohnenden bewirkten.

So besteht ein beträchtlicher Theil des Continents aus Halbinseln; es sind 10 größere, die sich einem Stamme anschließen: 1) Kanin am Eis-

meere; 2) Skandinavische oder Kjölenhalbinsel nebst Kola und Finnland, zusammen etwa 23000 Q. M., die größte Halbinselbildung Europas und vor der gegenwärtigen säkulären Hebung des Landes durch eine Wasserverbindung zwischen weißem und baltischem Meere eine zusammenhängende Insel; 3) Jütische Halbinsel (Jütland und Schleswig); 4) Nordholland; 5) Normandische Halbinsel oder Contantin am Ermelmeer; 6) Bretagne südwestl. davon; 7) Pyrenäen-Halbinsel, 10700 Q. M.; 8) Apennien-Halbinsel 2700 Q. M.; 9) Türkisch-griechische oder Balkanhalbinsel mit der Nebenhalbinsel Morea, 10500 Q.-M.; 10) Die Krim am schwarzen Meere. Die sämmtlichen Halbinseln Europas machen etwa 58000 Q.-M. aus, die sämmtlichen Inseln 10000 Q.-M., so daß für den, bei Hinwegschneidung dieser Glieder immer noch nicht in der Weise wie Afrika ungegliederten und dabei viel zugänglicheren Rumpf Europas nur ungefähr 110000 Q.-M. übrig bleiben.

Flüsse.

1) Ins Eismeer: Die Petschora vom nördlichen oder werchoturischen Ural. Die Dwina entsteht aus Wytschegda und Suchona und mündet ins weiße Meer. Die Tana in Lappland aus den Kjölen.

2) In den atlantischen Ocean: a) Ostsee: die Newa 9 Meilen lang, aus dem See Ladoga in den finnischen Golf. Die Tornea aus dem Torneasee auf der Halde Fjällar in den bothn. Golf; ebenso Dal Elf und andere Elfen von den Kjölen und Fjelds. Die Düna aus dem Wolchonskiwald mündet in die Bai von Riga. Niemen oder Memel aus littauischem Flachland. Weichsel von den Karpathen. Oder vom Gesenke. — b) Nordsee: Der Glommen vom Dovrefjeld ins Kattegat. Elbe vom Riesengebirg. Weser vom Thüringerwald. Ems vom Teutoburger Wald. Rhein von den Alpen. Schelde von den Martinshügeln an westlicher Abflachung der Ardennen. Themse von den Edgehills, und die Humber-Flüsse von den Peaks aus England. — c) Canal: Seine von den Goldhügeln. — d) Offenes atlant. Meer: Loire von den Sevennen. Garonne und Adour aus den Pyrenäen ins aquitanische Meer. Minho vom gallicischen Berg Mondonedo, Duero vom Urbion, Tajo vom Albarrassin und Guadiana aus der Sierra Morena, in die portugiesischen Gewässer. Guadalquivir von der Sierra Segura ins spanische Meer von Cadiz.

3) Ins Mittelmeer: Xucar vom Albarrassin und Ebro von cantabrischen Bergen ins spanische Meer. Rhone von den Alpen in den golfe du lion. Arno und Tiber von den Apenninen in die tuscischen Gewässer. Po und Etsch aus den Alpen, auch Drino vom Schar-Dagh ins adriatische Meer. Salambria oder Penëus vom Pindus, Vardar vom Schar-Dagh, Struma oder Strymon vom macedonischen Gebirg und Maritza oder Hebrus vom Balkan ins ägeische Meer. Donau vom Schwarzwald, Dnjester von den Waldkarpathen, Dnjepr aus der Nähe des Wolchonskiwaldes, Don oder Tanais aus dem Johannissee ins schwarze Meer.

4) Ins kaspische Meer: Wolga aus dem Seliger See am Wolchonskiwald. Ural aus dem Südural. Die Grenzflüsse Kuban und Terek fließen nach entgegengesetzten Richtungen auseinander, der eine zum schwarzen, der andere zum kaspischen Meer.

Hauptwasserscheide: Zwischen den Quellen dieser Flüsse windet sich die Wasserscheide von der Enge Gibraltars bis nach Asien, und theilt Europa in 2 Hälften, deren eine sich nach N. und W., die andere nach S. und O. abdacht. Wir wollen sie in Berg- und Flachländern aufsuchen und an der Straße von Gibraltar beginnen.

1) In Spanien: Gebirge von Ronda, Sierra Nevada oder Schneegebirg, Gebirg von Albarrassin, cantabrische Berge und zwar der Occa am Ebroquell, die Pyrenäen. — 2) In Frankreich: Schwache vom Canal dü Midi durchschnittene Landhöhe in Languedoc, Sevennen, Vertiefungen von Charolais, worin der Canal dü Centre, Goldhügel, Vertiefung am Canal von Dijon-Semour, Plateau von Langres, Süd-Vogesen, Vertiefung zwischen Ill und Doubs. — 3) In der Schweiz: Der Jura, Vertiefung im Waadtlande, Berner Alpen, Gotthard, Graubündner Alpen. — 4) In Deutschland: Allgäuer und südschwäbische Berge, Schwarzwald, Rauhalp, Aalbuch, fränkische Landhöhe, Fichtelgebirg, Böhm. und Mähr. Wald, Gesenke. — 5) In Polen und Rußland: Karpathen, unmerkliche polnisch-littauische Höhen (westrussischer Rücken), Wolchonskiwald und Waldaihöhen, ural-alaunsche Platte (nordrussischer Landrücken).

Die 19 bedeutendsten Ströme Europas folgen in Bezug auf Stromentwicklung, Abstand der Quelle und Mündung, Stromgebiet und schiffbare Länge in folgender Ordnung:

Ströme.	Stromentwickelung.	Gerader Abstand der Quelle und Mündung.	Stromgebiet.	Schiffbare Länge.
1) Wolga	505 Meilen.	215 Meilen.	28000 Q.-M.	8/9
2) Donau	396 „	227 „	14000 „	11/12
3) Dnjepr	259 „	140 „	10000 „	9/10
4) Don	200 „	105 „	10000 „	7/8
5) Ural	190 „	140 „	5000 „	3/4
6) Rhein.	178 „	92 „	4000 „	7/8
7) Elbe	164 „	81 „	2800 „	4/5
8) Dwina mit Suchona	160 „	70 „	6000 „	7/8
9) Petschora . . .	150 „	90 „	3000 „	3/4
10) Dnjester . . .	150 „	90 „	1400 „	7/8
11) Düna	140 „	70 „	2200 „	4/5
12) Weichsel . . .	138 „	72 „	3200 „	9/10
13) Loire	127 „	80 „	2100 „	11/13
14) Oder	121 „	72 „	2200 „	7/8
15) Tajo	117 „	90 „	1400 „	1/5
16) Niemen	115 „	60 „	2000 „	7/8
17) Rhone	110 „	60 „	1800 „	2/3
18) Weser	103 „	55 „	950 „	7/8
19) Duero	100 „	65 „	1700 „	1/5

Vergleichen wir die Flußläufe Europas mit denen anderer Erdtheile, so finden wir, daß unser Continent auch in dieser Beziehung Manches voraus hat; und da man die Flüsse als „wandelnde Wege" bezeichnet, indem nämlich die Flußthäler heute noch die Naturvorschriften für die Richtung der Straßenanlagen sind und die Flüsse selbst zu Straßen werden, so mußten diese Umstände für die Kulturentwickelung des Continents große Vortheile bieten. Während z. B. alle größeren Stromsysteme Amerikas einem, nämlich dem atlantischen Oceane angehören, laufen die europäischen Flüsse nach allen Richtungen auseinander; während die afrikanischen Ströme dadurch ausgezeichnet sind, daß sie als Plateauströme mit Ausnahme weniger nur an kurzen Küstenstrecken schiffbar sind, findet sich diese Eigenthümlichkeit in Europa nur bei einigen spanischen Flüssen (man vergleiche obige Zusammenstellung!); während Asien durch das Auftreten zahreicher continentaler Flußsysteme und durch das Vorhandensein großer Zwillingsströme charakterisirt wird (S. 410), laufen die Ströme Europas strahlenförmig von gemeinsamen Quellcentren aus: so sendet z. B. das Centrum des großen osteuropäischen Tieflandes (Wolchonskiwald und Waldaihöhen und die davon auslaufenden Landrücken) nicht weniger als 6 große Stromläufe in verschiedenen Richtungen 4 Binnenmeeren zu, und das andere Quellcentrum, die Alpen und die denselben vorgelagerten Mittelgebirge, gibt sämmtlichen übrigen Hauptströmen des eigentlichen Continents (nämlich mit Ausnahme des auch in anderen Beziehungen afrikaverwandten Spaniens) ihren Ursprung (der Garonne wenigstens ihre Hauptwassermasse), und diese 12 Ströme vertheilen sich auf 6 verschiedene Meere (darunter 5 Binnenmeere). Die Alpen selbst senden 4 Ströme aus: Rhein, Rhone, Po und Donau (der letztere, obgleich im deutschen Mittelgebirge entstehend, ist ein Alpenfluß, da nicht nur der Inn bis Passau längeren Lauf hat als die Donau, sondern auch der größte Theil des Donauwassers Alpenwasser ist), und zwischen Bernina und Gotthard berühren sich auf einer Entfernung von 12 Meilen diese Flußgebiete gegenseitig. Ebenso gelangt man an der Stelle der größten Annäherung von West- und Hochkarpathen und dem mährischen Gesenke auf einer Strecke von nur 20 Meilen aus dem Gebiete der Weichsel in die der Oder, Donau und Elbe. Fast überall aber konnten oder können durch eine zusammenhängende Formirung des Grund und Bodens, d. h. durch Kanalbau die Wasserscheiden leicht überschritten werden.

Die Oberfläche.

Wie in seiner wagrechten, so zeigt Europa auch in seiner senkrechten Gestaltung unter allen Erdtheilen die größte Manchfaltigkeit. Wie dort die

vielseitigste Berührung von Meer und Land, so hier die reichste Abwechselung aller Hauptformen der Bodenbildung: Hochgebirgsland, Mittelgebirge, Stufenland, Tafelland und Tiefebenen. Keine steilen Randgebirge, durch welche ein inneres Hochland gegen die Glieder abgemauert würde, wie z. B. in Asien, die Kettengebirge alle reich gegliedert, nicht ast- und gliedlos, wie z. B. in S.-Amerika; nirgends hemmen die Gebirge den Verkehr des Ostens und Westens, des Südens und Nordens, sondern weisen ihm nur bestimmte Richtungen an; die Form der Hochebene kommt nur in geringem Umfange (Spanien, Süddeutschland) und in geringerer Höhe, als z. B. in Asien vor, und selbst die Einförmigkeit der Tiefebenen wird durch Hügelgruppen und Landrücken unterbrochen.

Das Grenzgebirg **Ural** ist schon bei Asien (S. 427) besprochen; es reicht nicht bis ans kaspische Meer, sondern läßt das 50 Mln. breite Völkerthor noch offen, durch welches Scythen, Germanen, Slaven, Hunnen, Mongolen ꝛc. aus Asien nach Europa zogen. Das übrige Gebirgsland Europas finden wir vorzugsweise im S. und N.-W. und zwar in 4 Systemen.

1) An beiden Seiten der Flüsse Donau, Rhein, Rhone und auf der italischen und griechischen Halbinsel. Als höchstes Gebirg Europas erhebt sich hier das Hochgebirg der Alpen, 3000 Q.-M. überlagernd und im O., N. und W. von einem Kranze von Mittelgebirgen umschlossen. Ihr südwestlicher Theil biegt sich zu den niederen Apenninen herum, die (nur in der Mitte ihrer Länge beträchtlich aufsteigend) ganz Italien durchziehen; und ihr südöstlicher hängt vermittels dalmatischer Ketten mit dem Schar-Dagh und dem macedonischen Gebirge zusammen, das sich nicht bloß östlich zum Balkan und südlich im Pindus fortsetzt, sondern noch Bergketten über ganz Griechenland breitet. Die nördlichsten Arme des macedonischen Gebirges trennt nur der enge Durchbruch der Donau bei Orsowa von den siebenbürgischen (transylvanischen) Bergmassen, die nordwestlich mit dem Tatra zusammenhängen. Mit den eigentlichen Alpen steht das karpathische Mittelgebirge zwischen ungarischer und sarmatischer Tiefebene nicht in direkter Verbindung, ebensowenig der westliche Flügel des mitteleuropäischen Mittelgebirges, nämlich das französische (zwischen Saone-Rhone und Garonne), dessen südlichstes Glied die Sevennen bilden und das von den Alpen durch das oft nur schmale Rhonethal geschieden ist. Das centrale oder deutsche Mittelgebirgsland (vom Gesenke bis zu den westlichsten Ausläufern der Ardennen und vom Jura bis zum Harz) hängt nicht mit dem östlichen, wohl aber mit dem westlichen Mittelgebirgsflügel und mit den Alpen unmittelbar zusammen.

Anmerk. Die gebirgigen Inseln des Mittelmeeres scheinen mehrentheils abgerissene Stücke Italiens und Griechenlands zu sein. In Sicilien setzt sich offenbar der Apennin fort; die Höhen Corsicas können für eine Fortsetzung der Seealpen gelten.

2) Auf der pyrenäischen Halbinsel. Das Gebirg, wovon sie den Namen führt, ist von den Sevennen durch die schmale Einsenkung getrennt, durch welche der Canal dü Midi zum Golf dü Lion führt; wohl aber setzen sich die Pyrenäen, die zwischen Cap Creus am Mittelmeere und dem Flüßchen Bidassoa an der biscajischen Bai liegen, an der Nordküste Spaniens zum cantabrisch-asturischen Gebirge fort, von welchem sich jenseit der Ebro-Tiefebene Gebirg zwischen Ebro und Duero südostwärts zieht, um sich dann als manchfaltiges Bergland oft mit bedeutenden Höhen durch die Halbinsel zu verästen. Das höchste, jenseit des andalusischen Tieflandes, ist die Nevada.

3) Auf Skandinavien. Die westl. oder norwegische Seite ist von der Südspitze bis zum Nordcap ganz mit Plateaugebirg (im S. Fjelds, im N. Kjölen) angefüllt, das steil zum Nordmeere abstürzt, dagegen in der östlichen oder schwedischen Hälfte der Halbinsel sich terrassenförmig in niedern Berg- und Hügelzügen verflacht und für Küstenebenen Platz läßt. Das südliche Schweden, eine landfest gewordene Insel, hat eigene kleine Bergsysteme.

4) In Großbritannien, dessen Westküsten Gebirg überlagert, das besonders in Nordschottland wild und zerrissen, dem norwegischen ähnlich, erscheint; in Irland lagern sich kleine isolirte Gebirge um eine innere Tiefebene.

Das taurische oder Jailagebirg auf der Krim ist eine Fortsetzung des Kaukasus. Island ist voll vulkanischer Massengebirge.

Neben den Gebirgsystemen finden wir Hoch- und Tiefebenen, Stufen- und Hügelländer. Auf der pyrenäischen Halbinsel zeichnen sich besonders die Hochflächen Alt- und Neucastiliens und die Tiefebenen am Guadalquivir und Ebro aus. Am Nordfuße der Alpen hat das Land noch über 600 m. Seehöhe und stellt sich als baierische Hochebene dar, während im Süden (wo dicht am Absturz des Hochgebirgs nur 200 m. Seehöhe ist) die lombardische Tiefebene sich vorlegt. Die provençalische Tiefebene um den Golf dü Lion ist als Erweiterung des Rhonethales zu betrachten; zwischen den Alpen und siebenbürgischen Bergen streckt sich die Ebene Mittel-Ungarns, das Becken eines ehemaligen Sees, aus, und an der untern Donau das walachische Tiefland. Von den Sevennen und westlichen Bergländern des Rheinstroms flacht sich sanftgehügeltes Land durch den größten Theil Frankreichs ab und streckt sich nur in Bretagne als inselartige niedrige Bergplatte ins Meer vor. Gegen die Nord- und Ostsee hin sinken die rheinischen und andern Bergländer Mitteldeutschlands und des obern Polens zur völligen Tiefebene — die meisten französischen, noch mehr aber die holländisch-deutsch-dänischen Küsten sind also flach; ebenso

senken sich das südöstliche Skandinavien und das östliche England flach gegen Ost- und Nordsee hin, und heben sich beide erst gen Westen. Nirgend aber sind diese Flächen von solcher Ausdehnung, daß sie, wie in Asien und Afrika, abgeschlossene Steppen und ungeheure Hochplatten bildeten, wodurch die freie Bethätigung der Geisteskräfte ihrer Bewohner gehemmt würde.

Dagegen gewährt das östliche Europa einen durchaus verschiedenen Anblick. Das Flachland, das selbst an der mittleren Oder und Weichsel noch mäßig von Gebirg und Meer entfernt ist, breitet sich dort ins Ungeheure aus, über 2½ hundert Meilen in Breite und Länge; wo selbst die Ströme nicht von Bergen, sondern aus wenig hoch gelegenen Seen und umwaldeten Sümpfen kommen. Reizlose Ackerfelder und Wälder wechseln im Innern; hier und da gibt es noch Urwälder, z. B. in der 50 Q.-M. großen littauischen Wildnis von Bialowicz, (bjelowjesche Puschtscha), die fast nur von Auerochsen — es ist dies die einzige Gegend Europas, wo sie noch anzutreffen — Bären, Elennthieren, Wölfen, Luchsen und Wildschweinen bewohnt wird. Den kalten Norden überlagert sibirischer Steppenboden oder Tundra; die Steppen des Südens nahe dem Pontus Euxinus sind frischer begrast. Doch ist auch dies flache Ostland nicht völlig ungegliedert: zunächst fällt der Gürtel von Seen auf, der, auf etwas erhöhter Lage, das deutsch-lettisch-finnische Küstenland der Ostsee in wachsender Entfernung umfaßt; und ferner durchziehen von Flüssen vielfach durchbrochene, niedrige Landrücken das große Tiefland. Der ca. 450 Mln. lange uralisch-baltische beginnt am Nordural zwischen Wytschegda und Kama, umspannt noch die Süd- und Westküste der Ostsee und endet mit Cap Skagen; der ca. 400 Mln. lange uralisch-karpathische beginnt am Südural zwischen Kama und Uralfluß, wird weiterhin, von Don, Dnjepr und Bug durchbrochen, zum wahren tatarischen Steppenplateau und endet zwischen der Elb- und Wesermündung bei Cuxhafen. (S. S. 91 und 92).

Somit zieht sich um das Gebirgsland von Mitteleuropa ein zusammenhängendes Tiefland vom Fuße der Westpyrenäen bis zum Ural und steht dasselbe (zwischen Ural und Kaspisee) mit dem ungeheuren Tieflande Nordasiens in Verbindung; die Weichsel theilt es in eine größere, östliche, und eine kleinere, westliche Hälfte: jene heißt gewöhnlich die osteuropäische oder sarmatische, diese die mitteleuropäische Tiefebene. Erstere wird von 4 Meeren, vorzugsweise Binnenmeeren, und von 3 Gebirgsketten (Ural, Kaukasus und Karpathen) begrenzt und geht im SW. in die walachische Tiefebene an der untern Donau über.

Was schließlich das Raumverhältnis zwischen Tiefland und Hochland betrifft, so ist in keinem Erdtheile das Tiefland so überwiegend vorhanden wie in Europa: ¾ der ganzen Oberfläche, nämlich 133600 Q.-M. liegen

zwischen 0 und 300 m. Seehöhe und nur 44530 Q.-M. über 300 m. Nach Prozenten vertheilt: 40% unter 150 m., 35% zwischen 150 und 300 m., 21% zwischen 300 und 1000 m., 4% über 1000 m.

Klima.

Nach dem, was im III. Abschnitte dieses Buches §. 13 bis 21 über mathematisch-klimatische und §. 34 bis 36 über physisch-klimatische Unterschiede überhaupt gesagt worden, braucht es hier wenig Worte. Der Norden Europas reicht in die Polarzone hinein; doch mildert sich von dort südwärts die Temperatur bis zu bedeutender Wärme, ohne jedoch an das Klima des Wendezirkels zu reichen, der von den Südpunkten unseres Erdtheils noch 13° entfernt liegt. Schneegrenze am Nordcap 820 m. absolute Höhe, auf den Fjelds im südlichen Norwegen 1800, auf den Alpen 2500, an den Pyrenäen 2800, am Aetna 3330 m. — Da Europa der einzige Erdtheil ist, der ganz außerhalb der heißen Zone liegt, so fehlen ihm die scharfen Gegensätze, welche z. B. in Asien so bedeutend hervortreten und sich natürlich auch im Völkerleben geltend machen. Ebenso fehlt das Uebermaß des continentalen wie des oceanischen Klimas, wir finden vielmehr, infolge der Lage Europas, die glücklichste Mischung beider; es fehlen die glühenden Wüsten Afrikas, die salzigen Steppen Asiens, aber auch die undurchdringlichen Urwälder Amerikas und des asiatischen Archipels. Vermöge seiner geographischen Lage hat fast der ganze Erdtheil eine regelmäßige Folge von 4, in den Witterungsverhältnissen verschiedenartig ausgeprägten Jahreszeiten, nur der äußerste Süden und der äußerste Norden sind davon auszunehmen, und die klimatischen Verhältnisse sind der Art, daß die den Erdtheil bewohnenden Völker im wesentlichen gleicher Kultur fähig und bedürftig waren, deren Grundlage der Anbau unserer europäischen Getreidearten bildet. Ziehen wir noch die oben erwähnte, durch die Configuration des Erdtheils gegebene Leichtigkeit des Verkehrs zwischen den verschiedensten Gegenden desselben in Betracht, so haben wir hier die Hauptursachen, warum sich die europäische Völkerfamilie als wirkliche Einheit fühlen lernte, warum sich wohl eine europäische, nicht aber z. B. eine asiatische oder afrikanische Gesammtgeschichte entwickeln konnte. — Wie ein Blick auf eine Isothermen-Karte zeigt, ändert sich, infolge des Gegensatzes von Küsten- und Continentalklima und des Unterschiedes von Ost und West, das physische Klima Europas mehr in schräger Richtung von NO. nach SW., von der Nähe des kalten Nordsibiriens zur Nähe des heißen nordwestlichen Afrikas. So hat z. B. die norwegische Küste weit weniger Kälte, als die schwedische am bothnischen Golf; in der mitteleuropäischen Ebene haben die Westwinde, vorzüglich im Sommer, ein bedeutendes Uebergewicht über die

Ostwinde, doch nimmt dies Uebergewicht gegen den Ural hin ab, wo die östlichen beinahe so häufig sind, als die westlichen; in der russischen Ebene sind deshalb strengere Winter, obwohl warme Sommer, und immer kälteres Klima, je weiter nach Osten; in Kasan steht das Eis auf der Wolga von Ende Oktober bis Anfang April, und friert zuweilen das Quecksilber (wozu 31° R. gehören) wie in Lappland, während in Kopenhagen, unter gleicher Breite, die von der Seeluft gemäßigten Winter nicht strenger sind, als etwa bei Berlin; ebenso hat Petersburg, obgleich nördlicher, doch kaum so große Winterkälte als Kasan, denn die dortige Newa stellt sich in der Regel 8 bis 14 Tage später, als die Wolga bei Kasan; selbst in Moskau, wo die Sommer heißer sind als in Petersburg, ist doch der Januar kälter. Im südlichen Europa tritt gleichfalls der Unterschied des kühleren Ostens gegen den wärmeren Westen hervor, wenn auch nicht so auffallend: die Gegenden der untern Donau nach dem schwarzen Meere hinab können sich an Milde des Klimas nicht mit der dalmatischen Küste und Norditalien messen; Griechenland hat mindere Hitze als Südspanien. Der wärmste Küstenstrich des Continents ist von Gibraltar bis Süditalien. — Wie aber im allgemeinen die Temperatur von N. nach S. zunimmt, mag folgende Tabelle beweisen:

Breitengrad.	Städte.	Größte Kälte unter 0 R.	Größte Wärme über 0 R.
64°	Umea	31°	
59½	Stockholm	26	26°
55½	Kopenhagen	19	26
50	Mainz	17	28
48	München	22	26
45½	Mailand	11	29
42	Rom	4½	30½
40½	Madrid	7	32
38½	Lissabon	1	31
38	Palermo	0	33

Hieraus sieht man zugleich, welchen Unterschied die höhere oder tiefere Lage im Klima macht; denn München, um 2° südlicher gelegen als Mainz, ist kälter, und Madrid auf dem Plateau Mittelspaniens hat größere Hitze und Kälte als Rom. Zur bedeutenden Sommerwärme Stockholms, die so groß und oft größer ist als in Kopenhagen, trägt die größere Tageslänge bei; siehe Abschnitt III., §. 17 und 21.

Gewöhnlich bringt man, um physische Klimate zu vergleichen, nicht die größten Kälte- und Wärmegrade in Rechnung, sondern die nach Vergleichung mehrerer Jahre beobachtete mittlere Temperatur, sowohl für

die 3 Sommermonate Juni, Juli, August und die Wintermonate December, Januar, Februar, als auch für das ganze Jahr. Es folgen hier einige Angaben:

Breitengrad. ungefähr.	Städte.	Mittlere Temperatur im Jahr.	Winter.	Sommer.
38	Palermo	14	9	19
38½	Lissabon	13½	9½	17½
40½	Madrid	12	5	20
41	Neapel	13½	8	19
42	Rom	12½	6½	18½
42½	Perpignan	12½	5½	19
43½	Florenz	12	5½	18½
44	Avignon	12	5	18½
45	Bordeaux	11	5	17
45½	Mailand	10	2	18
46	Genf	7½	1½	13½
46	Clermont (in Auvergne)	8	2	14
47½	Ofen	8½	— ½	17
48	München	6	— 1½	12½
48	Wien	8½	0	17½
49	Karlsruhe	8	1	15
49	Paris	8½	2½	14½
49½	Nürnberg	7	— ½	14½
50	Prag	8	0	16
51	Dresden	7½	0	15
51½	London	8½	3	13½
52	Warschau	7	— 2	16
52½	Berlin	7	— ½	14½
53½	Hamburg	7	0	14
54½	Königsberg	5	— 2½	12½
55½	Kopenhagen	6½	— ½	14
56	Edinburg	7	2½	11½
56	Moskau	3	— 9½	15
56	Kasan	2	— 9½	13½
59½	Stockholm	5	— 2½	12½
60	Petersburg	3	— 7	13
60½	Abo	3½	— 5½	13
63½	Drontheim	3½	— 4	12
64	Umea	1½	— 8	11
71	Nordcap	½	— 4	5

Vergleichen wir die Isothermen Europas mit denen der gegenüberliegenden Ostseite Amerikas und mit denen der Ostseite der alten Welt, so

finden wir, daß sie einen großen Bogen nach Norden machen und nirgends auf der Erde so weit nach N. gehen; diese Bevorzugung verdankt Europa hauptsächlich den vorherrschenden, Feuchtigkeit und Regen bringenden äquatorialen Windströmungen (Südwestwind) und den aus der Tropengegend abfließenden Meeresströmungen (Golfstrom).

In Bezug auf die Verhältnisse der jährlichen Niederschläge ist das nothwendigste darüber schon Abschnitt III., §. 36, besonders S. 363 und 364 mitgetheilt worden: die 3 südlichen Halbinseln liegen in der Region der Frühlings- und Herbstregen, Mittel- und Nordeuropa dagegen in der Zone des vorherrschenden Sommerregens. Dies bedingt natürlich verschiedene Arten der Bewirthschaftung des Bodens. Jenseit der Pyrenäen, der Alpen und des Balkans ist der Sommer die trockenste Jahreszeit, die Ackergewächse müssen durch künstliche Bewässerung erhalten werden, es herrscht die Spatenkultur vor, nur kleinere Flächen werden bebaut, diese aber um so intensiver und sie liefern reichlichsten Fruchtertrag; wenig Wiesen und wenig Viehzucht, da neben den Strichen gesteigertster Kultur bis hinauf zu kühleren, feuchteren und bewaldeten Berghöhen trockene und öde Hügelgegenden, die höchstens Schafen eine dürftige Weide bieten und die deshalb auch nur spärlich bevölkert sind. Diesseit jener Gebirge fällt der meiste Regen während des Sommers und in der Regel so reichlich, daß die Ueberfülle des Wassers durch Entwässerung abgeleitet werden muß, die Kulturpflanzen entwickeln verhältnismäßig mehr Blattwerk als Früchte, daher die Nothwendigkeit, weite Flächen zu kultiviren und zwar vermittels des Pfluges; wohl gepflegte Wiesen ermöglichen in Gemeinschaft mit grasreichen natürlichen Weideplätzen eine ausgedehnte Viehzucht.

Was die Menge des jährlichen Wasserniederschlags betrifft, so mögen hier noch folgende Angaben stehen:

Stockholm	585 mm.	Deutschland überhaupt	811 mm.
Bergen in Norwegen	2688 „	Westküste Frankreichs	842 „
Schottlands Ostküste	650 „	Ofen	600 „
Glencroe im W. Schottlands	3269 „	Südrussische Steppen	400 „
Kopenhagen	665 „	Astrachan	124 „
Deutsche Ostseeküste	500 „	Gotthard	2365 „
Inneres Rußland	490 „	Am Südfuß der Alpen	1700 „
England	1000 „	Madrid	325 „
Holland	875 „	Coimbra	3600 „
Nord-Deutschland	650 „	Lissabon	940 „
Trautenau am Riesengebirg	1475 „	Bologna	650 „
Budweis	763 „	Südlich der Nordapenninen	1300 „
Oberrhein	747 „	Palermo	680 „
Tegernsee	1397 „		

Produktion. (Vergl. Abschnitt III. § 39).

Nach Klima und Boden richtet sich die Produktion. Sie ist natürlich in Süd-Europa am manchfaltigsten und nimmt nach Norden allmählich ab, bis sie nahe dem Eismeer beinahe ganz erstirbt. Dattelpalmen im südlichsten Spanien und auf Malta, sie, wie die wildlebenden Affen auf dem Felsen von Gibraltar, erinnern an das gegenüberliegende Afrika; Lappland dagegen hat nur Beeren, Renthiermoos, kleine Fichten, Zwergbirken und niedre Weiden, hie und da etwas selten reifenden Hafer. Was von der Grenze der Dattelregion bis zu der kalten Gegend der Zwergbirke gedeihen kann, findet sich deshalb entweder von Natur in unserm Erdtheile, oder konnte und kann mit Glück dahin verpflanzt werden.

Zuckerrohr, Cactus-Arten, Aloe, Johannisbrod nahe der Dattelgrenze; bis einige Grad nördlicher findet sich Baumwolle und Korkholz in Spanien und Macedonien. Orangen gedeihen sogar noch an der genuesischen Küste (44½°) völlig im Freien, doch am ägeischen Meer nur bis zum 41. Grad; ebenso Oliven und süße feurige Weine in allen 3 südlichen Halbinseln und an der französischen Küste des Mittelmeers, also in den 3 Halbinseln, die, unter fast gleichlaufenden Isotheren und Isochimenen, sowie in der gleichen Niederschlagszone gelegen, ehemals die Hauptkraft des Römereiches ausmachten. Eine große Zahl von Gewächsen wurde, namentlich vom vorderen Asien aus, in dieser Zone heimisch gemacht, so namentlich die 3 Hauptgewächse südeuropäischer Gartenkultur: der Weinstock, der Feigenbaum und die edlere Art des Ölbaumes, ferner Aprikosen und Pfirsiche, Mandeln, Wallnüsse und Kastanien, Citronen und Orangen, Reis und Mais, Baumwolle und Zuckerrohr, Caktus (in 2 verwilderten Arten) und Agaven, Pinien und Dattelpalmen, so daß, gegen den ursprünglichen Zustand, diese Länder eine ganz veränderte Physiognomie bekommen haben.

Pyrenäen, Sevennen, Alpen, dinarische Berge und der Balkan bilden die Grenze dieser Südregion, über welche sich die eigentlichen Südfrüchte, der Reisbau und die immer grünen Eichen und Pinien nicht mehr hinaus erstrecken.

Indes haben süße Kastanien, Mais, Mandeln, Wein (doch nicht mehr die feurig süßen Sorten), Wallnüsse und der wilde Oelbaum noch eine große Strecke vom mittlern Europa inne, doch weniger im flachen feuchten Westlande Frankreichs und im südlichen Rußland. Der deutsche Boden ist es, wo der Weinstock am meisten nördlich sich mit Erfolg verbreiten ließ; denn während er in Nordfrankreich nicht über die untere Loire und die Champagne hinausreicht, wird er am Rhein bis zur Ahr (50½°), wo der treffliche rothe Ahrbleichert wächst, und selbst an der obern Elbe, obwohl nicht so glücklich, bis Meißen (51¼°) gebaut, ja inselartig tritt er noch bei Grünberg a. d. Oder (52°) auf. In Osteuropa nur bis zu 48°, in Ungarn südlich der Karpathen, und in Rußland noch bei Tschujugew am Donecz und bei Sarepta an der untern Wolga; der heiße Sommer des continentalen Ostens zeitigt allerdings Weine, die den gewürzigen südeuropäischen gleichkommen, so daß hier durch die Winterkälte die Polargrenze des

Weinstockes bestimmt wird, ebenso wie im oceanischen Westen durch die niedrige Sommertemperatur.

Man kann also eine Linie als Grenze des Weinbaues ziehen von der untern Loire nordöstlich zur Marne und zum Rhein unweit Bonn, zur Elbe bei Meißen, zur Oder bei Grünberg, zum Riesengebirg und den Karpathen bis zur Moldau und in gleicher Breite bis Sarepta.

Betrachtet man auf einer Karte Europas diese Linie, so findet sich, daß sie mitten durch die Region des Obst- und Getreidebaues zieht; denn, so wie dieser über ganz Südeuropa sich ausdehnt, so erstreckt er sich auch noch weit nach Norden, über Britannien, Nordfrankreich, Niederlande, Norddeutschland, Dänemark, Polen, Südskandinavien und den größten Theil von Rußland; ja Roggen und Hafer noch nördlicher. Doch ist in dieser weiten Region die fernere Abnahme der Produktion zu beachten. Anfangs nahe an der Weingrenze finden sich noch Wallnüsse, Pfirsiche, Aprikosen, Weinstöcke in Gärten, süße Kastanien (diese namentlich noch in Südengland und am Harze bei Blankenburg). Bald aber hören sie im Flachlande auf, auch die Aepfel und Birnen, woran das nördlichste Deutschland noch Ueberfluß hat, verschwinden fast überall mit dem 55. Breitengrad, der Weizen macht mehr und mehr dem Roggen Platz, während Steinobst noch weiter nördlich, namentlich in Südskandinavien fortkommt. In der mittlern russischen Ebene findet man selbst die in Norddeutschland noch prächtig wachsende wilde Kastanie nicht mehr. Die Buche hört in Südschottland und Südskandinavien auf, und einige Grade weiter die Eiche und die Möglichkeit des Weizenbaues. Wo die Pflaume erfriert, keine Eiche mehr grünt (in Rußland reichen die nördlichsten kümmerlich wachsend bis Petersburg, in Britannien wenig über Edinburg hinaus) und kein Weizen reift, läßt sich die völlige Grenze des Obst- und Getreidebaues annehmen. Weit nördlicher als in Schweden und Rußland erstreckt sich eine milde Temperatur an der norwegischen Küste hin, wo Birnen z. B. noch am 62.°, Kirschen, Pflaumen, Eichen, Erbsen und selbst Weizen bis zu 63° zu finden sind.

Die **äußerste** Grenze des Weizens wird also durch die Städte Drontheim in Norwegen, Gefle in Schweden, Abo in Finnland und Petersburg bezeichnet, obgleich schon ein paar Grade südlicher der eigentliche **Weizenbau** aufhört.

Nordwärts davon wird die Produktion immer dürftiger. Zwar findet man noch Wiesenbau und Weidebenutzungen für die Viehzucht, wie in der vorigen Region, auch gibt es noch Roggen, Hafer und Gerste um den bothnischen Golf, und an der norwegischen Küste sogar bis 68°, aber gar spärlich und endlich ganz aufhörend. Ebenso hört die Edel- oder Weißtanne und die Rothtanne oder Fichte am Polarkreise auf, der Lärchenbaum hält mit dem letzten bischen Roggen zusammen, und die Kiefer und Birke mit dem Renthier; aber um existiren zu können, muß hier die Bevölkerung schon theilweise zum Fischfang übergehen. Zuletzt im äußersten Norden nur noch Moos, Preißelbeeren und Farnkraut. Nur dieser nördlichste Strich bietet dem menschlichen Geschlechte zu wenig zu seiner Nahrung und Bildung, weshalb auch dort die Bevölkerung äußerst schwach ist. Man kann ihn, wo man Europas Produkte und Kräfte betrachtet, fast ganz aus dem Auge lassen, so gut wie die gleiche Nordregion Asiens und Amerikas.

Anmerkung. — Daß übrigens an Zahl und Fülle der Produkte sich Europa mit Asien und Afrika nicht messen kann, hat seine Bewohner zu um so tüchtigerer Bethätigung ihrer Körper- und Geisteskräfte gezwungen; und von der Natur empfingen sie gerade die dankenswerthesten Gaben, nämlich gemäßigtes Klima mit höchst buchtenreichen Meeren. Der Küstensaum des continentalen Europa beträgt 4300 Meilen, wovon der Westseite 1820 und dem Mittelmeere 1700 zukommen. Rechnet man die Inseln hinzu und die Nähe asiatischer und afrikanischer Küsten, so ist begreiflich, daß die Europäer größere Fortschritte machen konnten, als die Völker anderer Erdtheile.

Völker und Sprachen.

Die Bewohner Europas, gegenwärtig etwa 302 Millionen, leben getrennt in mehrere Völker und Staaten. Sie gehören theils, und zwar in weitaus überwiegender Masse, der kaukasischen, theils, und zwar in einer sehr geringen Minderzahl, der mongolischen Rasse an, und zwar sind die europäischen Kaukasier, wenn man von den wenigen Millionen Semiten absieht, Angehörige des Sprach- und Völkerstammes, den man als den indogermanischen oder indoeuropäischen zu bezeichnen pflegt; durch sie wurde demnach hauptsächlich der Gang der europäischen Kulturentwickelung bestimmt. Viele Angehörige der mongolischen Rasse haben, wenn auch unter Beibehaltung ihrer ursprünglichen Sprache, durch Vermischung mit Kaukasiern körperlich und geistig sich so verändert, daß man sie auch dieser Rasse zuzählen kann. Alle Indogermanen Europas sind Christen, so daß in Bezug auf Religion das Christenthum eben so dominirend in Europa ist, wie es die Indogermanen in Bezug auf das Volksthum sind; die Zahl der Nichtchristen in Europa ist geringer, als die seiner mongolischen Völker. Da eine gewisse Aehnlichkeit in ihrem Kulturgange die natürliche Folge von dieser Religionsgemeinschaft ist, so kann die Mehrheit der Europäer, den Asiaten und Afrikanern gegenüber, für ein eignes großes Volk gelten. Freilich wenn man Sprachen, Sitten, wissenschaftlichen und politischen Zustand näher betrachtet, so findet man Unterschiede, die sich selbst auf Gesichtzüge, Hautfarbe und Körpergröße erstrecken.

A. Kaukasier, und zwar a) Indogermanen. Man nimmt an, daß sie von den gemeinsamen Ursitzen (S. S. 440) entweder über Kleinasien und den Hellespont, oder durch die Kaukasuspforten und das große Völkerthor zwischen Kaspisee und Ural nach Europa gekommen sind. Den ersten Weg haben benützt: 1) Die Pelasgier oder Gräco-Thracier, wozu einerseits die Hellenen, Epiroten, Macedonier und wahrscheinlich auch ein Theil der Urbevölkerung Süditaliens, anderseits die Thracier

Dacier, Illyrer und Pannonier gehörten; von der erstern Abtheilung sind jetzt nur noch die Neugriechen, deren Sprache, trotz vielfacher Mischung des Volkes, doch das griechische Gepräge bewahrt hat, vorhanden und zwar auf der nach ihnen benannten Halbinsel, auf den Inseln des ägeischen Meeres und in den Küstenorten Kleinasiens; von der zweiten die Albanesen oder Schipataren und Montenegriner an der Ostküste des Adriameeres, deren illyrische Sprache durch Aufnahme griechischer, römischer, besonders aber slavischer Elemente stark verändert worden ist. — 2) Die Italiker, wozu außer den Latinern die Sabiner, Samniter, Umbrer ꝛc. zu rechnen waren. Durch den Umstand, daß die Bürger der Stadt Rom ihre Herrschaft anfänglich über ganz Italien, später über alle Länder des Mittelmeeres ausdehnten, breitete sich auch die lateinische Sprache der urbs Roma über einen großen Theil Süd- und Westeuropas aus; mit dem Sturze des Römerreichs im Anfange des Mittelalters starb diese Sprache ab, so daß sie jetzt nur noch das Eigenthum der Gelehrten und der römischen Kirche ist, während in den ehemals von ihr beherrschten Ländern durch Beimischung fremder (großentheils deutscher) Wörter und Formen neue (die sogenannten romanischen) Volkssprachen mit durchaus lateinischem Gepräge aus ihr hervorgiengen, nämlich die Sprachen der Italiener, der Spanier, der Portugiesen, der Franzosen und der Rhätoromanen in einigen Thälern Graubündens. Daß die Römer vor alters auch zwischen Theiß und Dnjester herrschten, wo wenig Griechisches eindrang, bezeugt der lateinische Hauptgehalt der walachischen (rumänischen) Sprache, die ein von den übrigen Schwestersprachen inselartig abgesondertes Sprachgebiet beherrscht. —

Auf dem 2. der angegebenen Wege mögen nach Europa gekommen sein: 3) die wanderlustigen Celten, nach ihrem Hauptlande auch Gallier genannt. Sie kamen wahrscheinlich als das erste indogermanische Volk aus Asien nach Europa, wo sie iberische und finnische Stämme vorfanden; sie waren deshalb auch über einen großen Theil Europas verbreitet, vor Einwanderung der Germanen durch ganz Westeuropa, auch in Deutschland. Jetzt finden sich von dem streit-, neuerungs- und abenteuersüchtigen Volke nur noch schwache Reste in Irland, Hochschottland, dem englischen Wallis (Wales) und in der Bretagne; alles übrige ist romanisirt oder germanisirt. — 4) Die Germanen. Später als die Celten nach Europa gekommen, drängten sie, nachdem sie eine zeitlang am schwarzen Meere gewohnt und dort die Scythen theilweise verschwinden gemacht hatten, ihre Vorgänger westwärts und besetzten das Land zwischen Ardennen, Main und Weichsel, westlich und südlich an Celten, östlich an nachdrängende Slaven grenzend, drangen aber über die Ostsee-Inseln und die jütische Halbinsel auch in

Skandinavien ein; welche Ausbreitung sie in der größten Revolution ihrer Geschichte, in der Völkerwanderung gewannen, ist bekannt. Sie zerfallen in 3 Gruppen, nämlich: α) Gothen, seit Anfang des 3. Jahrh. in den östl. Donauebenen und am Pontus seßhaft, später als Ostgothen in Pannonien und Italien, als Westgothen in Thracien, Illyrien, Südwestgallien und Spanien; beide sind als Völker untergegangen und ihre Sprache ist nur noch in Denkmälern (vor allen Wulfilas Bibelübersetzung!) vorhanden, obwohl unter anderem geographische Namen (z. B. Cataluna) noch an sie erinnern und in der Krim bis zu Anfang des 16. Jahrh. schwache Reste von ihnen vorhanden waren. β) Deutsche, deren Sprache sich in das Ober- und in das Niederdeutsche scheidet, von welch letzterem einzelne Dialekte (holländisch, vlämisch, auch englisch, das allerdings seit der normannischen Einwanderung viele französische Vokabeln und in neuerer Zeit eine Unzahl von Fremdwörtern aus allen Sprachen in sich aufgenommen) sich selbständig ausgebildet haben. γ) Nordgermanen oder Skandinavier, deren ursprüngliche Sprache noch auf den Färöer und auf Island zu finden, in ihren jüngeren Weiterbildungen aber in schwedisch (Schweden und Finnland) und dänisch (Dänemark und Norwegen) gespalten ist. — 5) Die Slaven, früher in den Ebenen Osteuropas, später beim Vorrücken der Germanen diesen westwärts nachziehend und bis über die Elbe, an die Saale, in die Regnitzgegenden, in die östlichen Alpenthäler und auch den nördlichen Theil der Balkanhalbinsel vordringend. Wo sie an die Germanen grenzten, wurden sie, deren eigentlicher Name Winden (Wenden) oder Serben (Sorben) ist, seit Karl des Großen Zeit mehr und mehr wieder zurückgedrängt und ist dieser Regermanisationsprozeß solcher in früher Zeit rein deutschen Länder noch nicht abgeschlossen. Die Sprachen der Polen, der Russen und Ruthenen, der Tschechen in Böhmen, der Hanaken u. a. in Mähren, der Slovaken in Nordungarn, der Kroaten und Slavonier, der Slovenen in Südösterreich, der Bosnier und Serbier sind slavischen Stammes. In die latinisirte Sprache der Dacier (Walachen), besonders aber in die gräcisirte der Bulgaren hat sich (wie in die illyrisch-griechische der Arnauten oder Albanesen) viel slavisch gemischt. — 6) Letten oder Littauer an der Ost- und Südostseite des baltischen Meeres, seit lange von Deutschen und Slaven hart bedrängt und deshalb auf immer engeren Raum eingeschränkt, den letzteren näher verwandt als den Deutschen; ihre wohlklingende Sprache, alterthümlich und (da das Volk ohne wahrhaft geschichtliche Bedeutung) wenig entwickelt, ist in Ostpreußen vertilgt, wird aber noch im Gebiete des Niemen, sowie unter den Bauern Kur- und Livlands geredet.

b) Der zweite Hauptstamm der Kaukasier, die **Semiten**, sind in Europa nur wenig vertreten. Dahin gehören zunächst die 4,800000 **Juden** Europas, mit Ausnahme Skandinaviens über den ganzen Continent zerstreut, wenig bei den romanischen, mehr bei den germanischen, im Maximum bei den slavischen Völkern.*) Die **Araber** sind mit Gewalt wieder aus Spanien vertrieben worden — aber Volk und Land tragen noch Spuren ihrer wahrhaft großartig historischen Thätigkeit — und nur auf Malta finden sich noch stark mit Italienern gemischte Angehörige dieses Volkes.

Die **Basken** in den Westpyrenäen, sind wie v. Humboldt dargethan, die wesentlich unvermischten Nachkommen der alten **Iberer**, die, aus Nordafrika eingewandert und einst nicht nur über ganz Hispanien, sondern auch über Aquitanien und bis nach Gallien hinein verbreitet, vielleicht zu den Berberstämmen (S. S. 558) in verwandtschaftlicher Beziehung stehen.

B. Die **Mongolen** sind in Europa durch 3 Stämme vertreten, nämlich: a) durch den **tschudischen** oder **finnischen** Stamm (im weitern Sinne des Wortes), der ursprünglich vom Ural bis in die Mitte Europas verbreitet war. Jetzt gehören ihm an: 1) die eigentlichen **Finnen** (also nicht die Bewohner der südwestl. Küsten Finnlands und die Gebildeten, welche schwedisch reden); 2) die **Lappen** und **Quänen** am Eismeer; 3) die **Esthen** und viele Bewohner **Livlands**; 4) verschiedene Völkerschaften des östlichen Rußlands, von denen die **Samojeden** am meisten nord-, die **Tscheremissen** und **Mordwinen** am meisten südwärts (zwischen den Baschkiren a. d. Wolga) hausen; 5) die **Magyaren** in der Mitteldonau-Ebene und in Siebenbürgen.

b) Den **türkischen** Stamm. Dazu rechnen wir: 1) die **osmanischen Türken**, inselartig zwischen Slaven und Griechen auf der Balkanhalbinsel, die Sprache mit arabischen und persischen Worten stark gemischt; 2) die **Baschkiren** an Wolga und Ural, und zahlreiche andere Stämme sogenanter Tataren, z. B. die **Nogaitataren** in der Krim, an den Donau-

*) Es wohnen in der romanischen Gruppe — Rumänien nicht mitgerechnet — 100000 Juden, in der germanischen 855000, in der slavischen — einschließlich Rumäniens und der ungarischen Kronländer — aber 3,845000, oder in der romanischen noch nicht 4, in der germanischen schon 24, in der slavischen jedoch 33 Juden auf der Quadratmeile; in Prozenten ausgedrückt: bei den Romanen machen sie wenig über 0,1 Proc., bei den Germanen schon 0,73 Proc., bei den Slaven aber erreichen sie 3,5 Proc. der Gesammtbevölkerung. In der germanischen Gruppe wohnen sie wesentlich dichter nach Osten hin, wo das slavische Element zunimmt, in der slavischen haben sie umgekehrt mehr den Westrand inne, so daß die Hauptzone ihrer Intensität in einem Striche liegt, welcher sich von der Donau bis an die Ostsee erstreckt und Rumänien, die ungarischen Länder, Galizien und Bukowina, Polen und Westrußland, Posen und die Provinz Preußen umfaßt. Sind sie in dieser Zone auch stark über das platte Land verbreitet, so zeigt sich doch auch hier, wie in Deutschland, ihre Tendenz, nach den großen Städten zu ziehen, indem in diesen Sammelpunkten der Bevölkerung den Neigungen für Handel ꝛc. ein weiterer Spielraum als auf dem platten Lande geboten ist.

mündungen ꝛc.; 3) die Kasaken in den Steppen nordwärts vom schwarzen und kaspischen Meer.

c) Den mongolischen Stamm (im engern Sinne), wozu z. B. die Kalmüken an der untern Wolga gehören.

Ueber die Zahlenverhältnisse dieser europäischen Völker und Völkerschaften gebe folgende Zusammenstellung Aufschluß:

I. Etwa 94 Millionen germanische Völker, nämlich:

1) Deutsche	im Deutschen Reich	37,7 Mill.	56,5 Mill. *)
	in Oesterreich-Ungarn	9,2 „	
	in den Niederlanden	3,8 „	
	in Belgien	2,7 „	
	in der Schweiz	1,8 „	
	in Rußland	1,0 „	
	in andern Ländern	0,3 „	
2) Engländer			29,4 „
3) Skandinavier			7,9 „
		Sa.	93,8 Mill.

II. Etwa 93 Millionen romanische Vöker, nämlich:

1) Franzosen	in Frankreich	34,4 Mill.	37,7 Mill.
	in Belgien	2,3 „	
	in der Schweiz	0,6 „	
	im Deutschen Reich	0,2 „	
	in andern Ländern	0,2 „	
2) Katalanen**)			3,5 „
3) Spanier und Portugiesen			16,3 „
4) Italiener und Rhätoromanen			27,6 „
5) Walachen			7,5 „
		Sa.	92,6 Mill.

III. Etwa 82 Millionen slavische Völker, nämlich:

1) Russen und Ruthenen	in Rußland	51,5 Mill.	54,6 Mill.
	in Oesterreich-Ungarn	3,1 „	
2) Polen	in Rußland	4,7 „	9,7 „
	im Deutschen Reich	2,5 „	
	in Oesterreich-Ungarn	2,5 „	
3) Wenden, Tschechen, Slovaken ꝛc.			6,9 „
4) Südslaven			11,2 „
		Sa.	82,4 Mill.

---

*) Darnach wolle man die Angabe pag. 62 berichtigen.

**) Die Bewohner Kataloniens sprechen einen dem Provençalischen nah verwandten Dialekt, der sich zur Zeit der Zugehörigkeit dieses Landes zum Frankenreiche bildete, jetzt noch Schriftsprache ist und eine nicht unbedeutende Literatur besitzt.

IV. Etwa 14 Millionen Angehörige der mongolischen Rasse, nämlich:

1) Magyaren	5,7 Mill.
2) Andere finnische Völker	4,7 „
3) Osmanlis u. a. Türken, Mongolen ꝛc.	4,1 „
Sa.	14,5 Mill.

V. Etwa 4,8 Millionen Juden.

VI Etwa 3,4 Millionen Reste von Celten.

VII. Etwa 2,9 Millionen Reste von Letten, Littauern und Verwandten.

VIII. Etwa 2,2 Millionen Neugriechen. — Das übrige sind Albanesen, Basken, Armenier, Mauren, Zigeuner u. s. w.

Wie also im allgemeinen in Europa die indogermanischen Völker, so haben unter diesen wieder die Germanen das Uebergewicht und zwar nicht bloß an Zahl, sondern auch und namentlich durch innere Tüchtigkeit und geförderte Kultur; unter den Germanen aber stehen durch eigenthümliche Begabung und durch die Zahl ihrer Volksgenossen die Deutschen obenan, so daß sie mit Recht als das „starke Centralvolk Europas" zu bezeichnen sind, besonders nachdem sie nun auch in politischer Beziehung die ihnen gebührende Stellung wieder einzunehmen beginnen.

Was die Religion betrifft, so herrscht, wie schon erwähnt, in Europa das Christenthum; die Zahl der Christen (289 Mill.) ist größer als die der Indogermanen. Davon gehört ungefähr die Hälfte dem römisch-katholischen, die andere Hälfte zu gleichen Theilen dem protestantischen und dem griechisch-katholischen Bekenntnisse an. (Bezügl. der Verbreitung dieser Bekenntnisse über die ganze Erde siehe die „Tabellarische Uebersicht zu §§ 41 und 42" am Ende des III. Abschnittes.) Im Osten und Südosten (bei den Slaven) herrscht das griechische Bekenntnis, im Südwesten (bei den Romanen) das römische, in der Mitte, im Norden und Nordwesten (bei den Germanen) das protestantische. Dies gilt natürlich nur im allgemeinen und es gibt z. B. eine bedeutende Zahl römischer Slaven und Germanen. — Die Zahl der Juden in Europa ist schon genannt, die der Muhammedaner in der Türkei und in Rußland beträgt nicht 8 Millionen. Heiden finden sich nur wenige im östl. Rußland und am Eismeer.

Folgende Zusammenstellung zeigt die Zahlenverhältnisse der christlichen Confessionen in den wichtigsten der gemischten Staaten (in Millionen):

	Deutsches Reich.	Britisches Reich.	Österreich-Ungarn.	Frankreich.	Europ. Rußland.	Holland.	Belgien.	Schweiz.	Europ. Türkei.
Protestantische Christen . . .	25,5	26,0	3,6	2,3	4,7	2,0	0,01	1,5	0,01
Römische Christen	14,9	5,6	23,9	33,3	6,9	1,2	4,9	1,0	0,6
Griechische u. andere Christen .	0,1	0,03	7,2	—	57,7	—	—	—	11,4

In Griechenland herrscht das griechische, in Italien, Spanien und Portugal das römische Bekenntnis fast so ausschließlich, als in Dänemark, Schweden und Norwegen das protestantische.

§. 2. Ueberblick der europäischen Geschichte.

Im Alterthum gab es zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere thracisch-illyrische Völker; südlich davon Hellenen oder Griechen. Unter Italiens ältesten Bewohnern zeichneten sich die rhätischen Hetrusker und hernach die lateinischen Römer aus. Gallien und ein Theil Britanniens gehörten den Celten, die in Spanien mit den Iberern um die Herrschaft rangen. Inmitten des Continents, auch auf den dänischen Inseln und in Skandinavien bis zur lappischen Grenze, hatte der germanische Stamm seine Heimat. Am schwarzen Meere nomadisirten noch scythische oder tatarische Völkerschaften, nördlich von ihnen, also östlich von Deutschland, war halb ansäßig halb wandernd der sarmatische oder slavische Stamm, und von der Ostsee bis zum Ural der finnische.

Nachdem die Kauffahrer der Phönizier, die wahrscheinlich dem Erdtheil auch seinen Namen gegeben (S. S. 318 Anm.), mit verschiedenen europäischen Küstenstrichen bekannt geworden waren und eine Anzahl von Handelsniederlassungen gegründet hatten, entfaltete sich zuerst vielseitige Bildung in den griechischen Städten, und verpflanzte sich durch Kolonien an die benachbarten Küsten. Sowohl durch Abenteurer-, als durch eigentliche Entdeckungsfahrten und Erforschungsreisen (Pytheas, Herodot) verbreiteten die Hellenen über große Theile Europas das Licht geographischer Kenntnis. Als sie im 4. Jahrh. vor Chr. Geb. ihr Höchstes in Wissenschaft, Kunst und Politik erreicht hatten, ward Alexander, Fürst vom griechisch civilisirten Macedonien, ihr Herr, und machte große Eroberungen im Orient. Als dessen Reich (er starb 323 vor Chr. Geb.) in mehrere Staaten sich aufgelöst, wurden die Römer mächtig und unterwarfen allmählich alle Küstenländer des Mittelmeeres. Da ihnen der griechische Forschungstrieb vollständig abging, lernten sie dafür die Welt durch Eroberungen kennen. In Europa werden die schottischen Berge, Rhein, Oberdonau, die Karpathen und die Mündung der Donau ihre Grenze, in Asien der Kaukasus, der Euphrat und die arabische Wüste, in Afrika die Einöden Nubiens und der Saharà; die Eigenthümlichkeit thracischer, illyrischer, iberischer und celtischer Völker ward größtentheils vernichtet, lateinische Sprache überall (nur nicht, wo man griechisch redete) verbreitet. Eine Zeit lang nahmen die Römer Theil an der griechischen Bildung, wodurch ihre eigene Sprache und Literatur zur Blüte kam, und indem Ptolomäus in Alexandrien das gesammte geographische Wissen seiner Zeit in seiner Geographie und in seinen Karten

sammelte, schuf er damit ein Werk, das noch durchs ganze Mittelalter hindurch eine Hauptquelle für geographische Belehrung bildete. Als aber die Römer durch zu großen Uebermuth und Reichthum verdorben, ihre republikanischen Gesinnungen eingebüßt und sich knechtisch dem Despotism der Kaiser gefügt hatten, erlosch der wissenschaftliche Eifer bei ihnen, wie bei den unterjochten Griechen. Alles politische und geistige Leben erstarrte in dem ungeheuren, willkürlich beherrschten Reiche, das zuletzt in ein abendländisches oder lateinisches, und ein morgenländisches oder griechisch-byzantisches sich theilte.

Unterdessen hatte die Vorsehung gesorgt, daß die geistige Regsamkeit in Europa einmal wieder erwachen und, wenn auch erst nach 1000 Jahren, ein neues herrliches Zeitalter der Kultur, vielleicht für den größten Theil der Menschheit, herbeigeführt werden könne. Deshalb war Jesus Christus schon beim Beginn der kaiserlichen Despotie, in der fernen Provinz Syrien, als Prediger eines möglichen Himmelreiches auf Erden, mit seiner einfachen, der Vernunft durchaus gemäßen, göttlichen Lehre erschienen, die sich zwar bald nach seinem Tode durch Zusätze und Auslegungen veränderte, aber doch zur Erhebung und Tröstung vieler tausend Herzen durchs weite Reich verbreitete. Weil aber Roms Unterthanen so sehr erschlafft waren, daß selbst die neue Religion sie nicht auf neue Wege bürgerlicher und geistiger Thätigkeit zu bringen vermochte, so erlangten die Völker deutscher Nation endlich das Uebergewicht im Völkerkampfe. Die abendländische Römerherrschaft brach zusammen, ihre Provinzen wurden Beute der Deutschen. Mit dem Jahr 476 nach Chr. Geb. hörte die Kaiserwürde in Italien auf, und jugendlichrohe Staaten bildeten sich in den latinisirten Ländern, während das östliche Kaiserthum mit der Hauptstadt Konstantinopel sich noch geraume Zeit kümmerlich erhielt, bis es endlich die Beute der Moslemin wurde.

Jene gewaltigen Ereignisse erneuerten und verstärkten den alten Gegensatz zwischen abendländischer oder lateinischer und morgenländischer oder griechischer Welt; selbst die Christen schieden sich dadurch in 2 Kirchen oder Hierarchien, die ihre Hauptsitze in Konstantinopel und Rom hatten. Da man nun von Rom aus das lateinische Priesterthum und seine Lehrsätze durch die neuen Staaten allmählich bis zur Grenze Lapplands, und bis über den Seegürtel östlich des baltischen Meeres verbreitete, so wurden in jener Zeit, wie auch jetzt wieder, die christlichen Missionäre zugleich geographische Erforscher, während anderseits alle Völker dieses erweiterten Abendlandes nach und nach, freilich mehr und weniger, an den Staats- und Kircheneinrichtungen, an den gesellschaftlichen und geistigen Zuständen theilnahmen, die das Mittelalter, ganz verschieden von antiker Art, auszeichneten. Die Elemente der neuen eigenthümlichen Ent-

wickelung waren aber: Neurömisches Priesterthum, Vorherrschaft der deutsch-römischen Lehensmonarchie, und spärliche Ueberreste altrömischer Civilisation. Was daraus erwuchs und vorzüglich im Zeitalter der Kreuzzüge, die zugleich wesentlich zur Aufhellung des Süd-Ostens von Europa beitrugen, glänzend ward, entbehrte jedoch der Freiheit des denkenden Geistes, und stand in diesem wichtigen Punkte fortdauernd hinter dem längst vergangenen schönen Hellenenthum zurück; bis auch dieser Mangel endlich gefühlt und ergänzt wurde. Dazu führte erneutes Studium der alten, besonders der griechischen Literatur und Erfindung der Buchdruckerkunst, wodurch rascher als je die Gedanken vorzüglicher Köpfe sich verbreiteten. Hiermit und mit der Entdeckung noch unbekannter Welttheile, so wie mit dem Beginn der Reformation, neigte sich das Mittelalter zu Ende, nachdem schon 5—6 Jahrhunderte früher die merkwürdigen und bedeutenden Seefahrten und Landreisen der Normannen dazu gedient hatten, auch den Norden und Nordosten Europas in den Kreis des geographischen Wissens hereinzuziehen.

Die neuere Zeit, mit harten Kämpfen beginnend, indem die Abendländer die Fesseln abgelebter Formen und Einrichtungen des Mittelalters nur mühsam und allmählich abstreiften, machte zuletzt Riesenfortschritte, für deren Ermöglichung das deutsche Volk in einem 30jährigen Kampfe sogar seine politische Existenz eingesetzt hatte. Im wissenschaftlichen Gebiete, wie auf dem Erdboden selbst, erweiterte sich der Gesichtskreis unablässig. Merkwürdige Erfindungen und Entdeckungen folgten aufeinander. Der Grundsatz, frei forschen zu müssen, ward immer deutlicher, immer anerkannter, und die Kenntnisse vermehrten sich ins fast Grenzenlose, so daß der Europäer wahrhafter Herr der Erde wurde, deren sämmtliche Meere er befuhr, in deren sämmtlichen Welttheilen er Niederlassungen anlegte, seine Kultur fernen Ländern darbietend, während zugleich schon gegen das Ende des 16. Jahrh. der ganze heimatliche Continent äußerlich wenigstens bekannt geworden war, wenn es auch damals fast überall noch an genauer Erkenntnis fehlte. Vor allen zeichneten sich im letzten Jahrhundert Deutsche, Franzosen und Engländer aus, deren Land und Geschichte deshalb vorzügliche Beachtung verdient. Allein die meisten Nationen Europas waren in eine Wechselwirkung gekommen; sie lebten nicht mehr, wie größtentheils im Mittelalter, von einander getrennt, vielmehr hatte sich ein politisches Verhältnis gebildet, welches die eine der andern näherte, sowie durch Studien und Buchdruckerei die geistigen Schätze jeder Nation sich den andern leicht mittheilten. Nicht wie im alten Griechenland konnte die Literatur einer Sprache auf sich allein beschränkt bleiben; sie wetteiferten miteinander.

Auch die Staatsformen wurden in den Bereich der Untersuchungen gezogen; so gesellte sich zu den Fortschritten der Kultur ein neues Streben der Völker nach Rechten gegenüber der unterdes immer mehr gestiegenen Regierungsgewalt. Im 16. Jahrhundert rissen sich die vereinigten Niederlande vom spanischen Joche los, um sich frei zu konstituiren. Im 17. Jahrh. brachen in England die Stürme aus, die den Willkürversuchen der Stuarts ein Ende machten. Im folgenden Jahrhundert wandelten sich englische Kolonieländer Nordamerikas in eine unabhängige Union von Freistaaten um, und bald darauf begann in Frankreich die große Revolution eine so durchgreifende Staatsänderung, wie niemals vorher eine ähnliche unter den Völkern der Erde stattgefunden.

Allmählich waren unterdes zwei zuvor fremde Völker: die Türken, welche 1453 Meister des schlecht regierten byzantinischen Kaiserthums geworden, und die durch Peter den Großen gehobenen Russen, in die Politik der europäischen Staaten verflochten, obwohl diese (die Russen) nichts Heilsames bieten, sondern nur etwas lernen konnten, und jene (die Türken) vermöge ihrer moslemischen Denk- und Lebensart dem Geiste des Abendlandes auf andre Weise zu ferne standen. Beide hatten jedoch durch die Größe ihrer Massen eine solche Bedeutung, daß sich nach ihrem Zutritt das schon vorher angebahnte System des politischen Gleichgewichts — kraft dessen keine der größeren Mächte ein entschiedenes Uebergewicht erlangen oder gar eine kolossale, die Selbständigkeit und Kultur der andern vernichtende Despotie (sogenannte Universalmonarchie) ungestraft erstreben darf — noch weiter ausbildete. Dies so nothwendige System stets aufrecht zu erhalten, war allerdings schwierig. Ein ehrgeiziger, ein mit Talent und Kühnheit begabter Machthaber konnte sich leicht darüber hinaussetzen; Charakterschwäche anderer Regenten mit kleinlicher Gewinnsucht und Mangel an politischem Scharfblick konnten ihm sein Unternehmen erleichtern. Dann wurde es die Aufgabe der übrigen, oder wenn sie zauderten, die der Völker selbst, mit gemeinschaftlicher Anstrengung ihn in seine Schranken zurückzuweisen. Wir haben das im Jahr 1813 und 1815 gesehen: Napoleons Universalmonarchie brach zusammen; der Krimkrieg rettete die Türkei vor Eroberung durch die Russen, deren Macht man leider durch den Untergang Polens hatte zu hoch steigen lassen und die, seit man nach dem Sturze des ersten französischen Kaiserreichs in der „heiligen Allianz" eine neue europäische Ordnung zu gründen versucht hatte, in der europäischen Pentarchie die dominirende Macht geworden waren. Nach der Zurückdrängung Rußlands in jenem Kriege fiel die erste Stelle im europäischen Systeme Frankreich zu, dessen Kaiser mit stolzen Worten erklären konnte: die Pentarchie sei gestürzt, die Verträge von 1815 hätten aufgehört zu existiren; in der That

war, wie eine Reihe von Thatsachen zeigte, der Respekt vor dem internationalen Rechte und vor internationalen Verträgen mehr und mehr gesunken und an dessen Stelle nur der Respekt vor den Waffen des Nachbars als einziger Zügel ehrgeiziger Mächte getreten. Wider Willen mußte Napoleon III. durch das von ihm aufgerufene sog. Nationalitätsprincip, wonach die Völker gleicher Sprache zu einem gemeinschaftlichen staatlichen Ganzen sich zusammenzuschließen suchen, den Anstoß dazu geben, daß der seit 3 Jahrhunderten befolgte Grundsatz der französischen Politik, im Interesse der eigenen Stärke rings um sich her nur schwache Nachbarn zu dulden, von derselben nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte und an Frankreichs Grenzen 2 neue starke Staatswesen entstanden. Der gewaltige Kampf zwischen Deutschland und Frankreich hat die Uebermacht des letzteren vollends gebrochen, zu deutscher Einheit und Macht den Grund gelegt, den Schwerpunkt der europäischen Politik wieder in die Mitte des Continents, wohin er naturgemäß gehört, zurückverlegt, mit der völligen Umgestaltung der europäischen Machtverhältnisse einen Wechsel der herrschenden Kulturelemente und der vorherrschenden Kulturrichtung herbeigeführt und so das deutsche Volk zu einer ehrenvollen Stellung, aber damit auch zur Erfüllung ebenso ehrenvoller Aufgaben berufen. Inzwischen streben wir Deutsche danach, unsere einheitliche deutsche Macht so zu entwickeln, daß sie stark genug sei, künftigen Eroberungsgelüsten anderer Mächte — und dergleichen Gelüste werden sicher nicht ausbleiben — mannhaft und mit Erfolg entgegenzutreten. Die Geschichte Europas wird dereinst noch viele Schicksale seiner Völker zu verzeichnen haben; wir hoffen, daß unser Deutsches Reich darin als eine der bestimmenden Hauptmächte stets thatkräftig und in der ihm gebührenden hohen Stellung erscheinen werde.

Die einzelnen Länder und Staaten Europas.

Als man nach dem Sturze des alten Napoleon das europäische Staatensystem neu bildete, zählte man unter den damaligen 58 Staaten Europas nicht weniger als 47, welche dem Absolutismus huldigten, dagegen nicht mehr als 5 konstitutionelle Monarchien: Großbritannien, Frankreich, Schweden, Norwegen, die Niederlande; Republiken gab es 6: die Schweiz, die 4 Städterepubliken Deutschlands und die polnische Freistadt Krakau (die jonischen Inseln, San Marino und einige andere als absolut unselbständig außer Rechnung gelassen). Seitdem hat sich Vieles verändert: die italienischen Sonderstaaten, einige deutsche Staaten, Krakau u. a haben als Staaten aufgehört zu bestehen, von den noch vorhandenen 40 Staaten Europas sind nur noch 2 der Herrschaft des Absolutismus unterworfen (Rußland und Türkei), 31 haben konstitutionelle, 6 republikanische, 1 eine mittelalterlich- landständische Verfassung (Mecklenburg); die 24 kleineren Staaten Deutschlands haben sich, unter Aufgabe eines Theiles ihrer früheren Scheinsouveränität, die sie in dem lockern und schwachen Staatenbunde von 1815 zu

behaupten bestrebt waren, in Gemeinschaft mit Preußen zu einem starken Bundesstaate mit einheitlicher militärischer und politischer Leitung und einem gemeinsamen Volksparlamente zusammengeschlossen, so daß gegenwärtig folgende selbständige Staaten in Europa bestehen:

1) Der Bundesstaat Deutsches Reich mit erblichem Kaiserthum und Repräsentativ-Verfassung;
2) 2 Kaiserreiche, nämlich Rußland (absolut) und Oesterreich-Ungarn (konstitutionell);
3) 8 (9) konstitutionelle Königreiche, nämlich Großbritannien mit Irland, Italien, Schweden, mit welchem das Kgr. Norwegen durch Personalunion verbunden ist, Belgien, Niederlande, Portugal, Dänemark, Griechenland;
4) 3 Republiken, nämlich Frankreich, Spanien und die bundesstaatliche Republik Schweiz;
5) das (absolute) Großsultanat Türkei mit einigen Schutzstaaten.

Also 15 selbständige Staaten; dazu kommen noch die ganz unbedeutenden Republiken Andorra (in den Pyrenäen) und San Marino (in Mittelitalien), und die gleichfalls bedeutungslosen Fürstenthümer Liechtenstein (am Hochrhein) und Monaco (bei Nizza).

(Bezüglich der Machtverhältnisse der europäischen Staaten siehe die Zusammenstellung am Ende des Kapitels „Europa".)

§. 3. Olympische Halbinsel nebst Inseln.

Lage und Gestalt des Ganzen.

Ziehen wir eine etwa 160 Mln. lange Linie von der Donaumündung zur Hafenstadt Fiume am Golf von Quarnero, so streckt sich die Halbinsel von der Mitte dieser Linie 120 Meilen weit nach Süden ins Meer hinein. Sie ist unter Miteinrechnung der politisch mit ihr verbundenen Moldau (900 Q.-M.) und der dazu gehörigen Inseln (261 Q.-M.) 10500 Q.-M. groß, hat etwa 18 Mill. Einwohner, und umfaßt die europäische Türkei mit ihren Schutzstaaten, Griechenland und Dalmatien.

Die Küsten (663 Meilen), fast ringsum steil, haben unzählige Buchten, Zungen und Halbinseln. Die wichtigsten Buchten im Westen: Von Fiume bis zur Bai von Cattaro ist Klippenküste voll Inseln, Halbinseln und tief eingeschnittenen Buchten mit schmalen, gefährlichen Zugängen, die öfter als einmal die Nachbarstaaten zur Unterdrückung der hier leicht aufblühenden Seeräuberei zwangen (R. 230 v. Chr., Venetianer 1202!). Dann folgt bis zur Bai von Aulona mit dem akroceraunischen Cap (C. Linguetta) an der Enge von Otranto eine hafenarme, sumpfige Flachküste, nur Durazzo (Epidamnos, Dyrrhachium der Römer, von wo aus nach Byzanz die via Egnatia lief, die Fortsetzung der italischen via Appia) liegt gesund.

Dann wieder klippenreiche Steilküste bis zur Bai von Arta, ehemals nach des Pyrrhus Hauptstadt Ambracia benannt, an deren Eingang (an der Südküste) C. Actium, wo 31 v. Chr. die folgenschwere Seeschlacht für Oktavian entschied. Gleichfalls Steilküste bis zum Golf von Patras, der mit dem von Korinth durch die Straße von Lepanto (wonach Don Juan d'Austrias Sieg von 1571 benannt) oder Naupaktos verbunden ist. Morea läuft südwärts durch 3 tief eindringende Golfe, nämlich den von Koron (messenischer Busen), den von Marathonisi (lakonischer B.) und den von Nauplia (argolischer B.), in 4 Halbinseln aus, von denen die westlichste die Bai von Pylos, jetzt Navarino (Neokastro, Vernichtung der türkischen Flotte 1827) zeigt, die nächste in Cap Matapan (Taenarion) endet, die folgende in der Insel Cerigo (Kythera) und die östlichste in der vulkanischen Inselreihe Milo-Santorin sich fortsetzt. — Im Osten: Golf von Athen und Aegina, ehemals saronischer Busen, der vom korinthischen durch den an der schmalsten Stelle nur 1 Mle. breiten Isthmus von Korinth getrennt ist. Um das nach seinen Tempelsäulen jetzt C. Kolónnäs genannte felsige Vorgebirg Sunium herum gelangt man an die hafenarme, von Bergketten eingefaßte Ostseite Attikas, die nur bei dem einsamen Marathon eine kleine Ebene und einen Landungsplatz (Perser 490!) darbietet. Der seichte und daher unregelmäßig strömende Euripo- und Talanti-Kanal, früher Euripus, der an seiner schmalsten Stelle bei Chalkis (Euripo, Negroponte) sogar eine Brückenverbindung mit dem Festlande gestattete, trennt letzteres von der Insel Euböa oder Negroponte, die, an der Ostküste steil und gefährlich, an der Westseite flacher, reicher an Häfen und Ortschaften, in der Inselreihe Andro-Stampalia (Astypaläa) sich eben so fortsetzt, wie Attika in der mittleren Inselreihe Tzia (Ceos)-Nio. Bai von Zeituni oder maleischer Busen (woran Thermopylä), und nordwestlich von Artemisium, der Nordspitze Euböas, die tiefeindringende Bai von Volo oder Pagasä, wo einst zu Jolkos die Argonautenflotte sich sammelte und die gebirgige Halbinsel Magnesia bespült. Weiter die Golfe: von Salonichi (Thessalonich, ehem. Therma), wo die von Belgrad an der Donau ausgehende Landstraße endet, um sich von hier aus als Seeweg nach Smyrna fortzusetzen, und worin der vom Schar-Dagh kommende Axius oder Vardar mündet, ferner der von Orfani, der Hafenstadt für Seres und unweit des alten Amphipolis. Die letzteren Baien gestalten die Halbinsel Chalcidice, wie Südschweden eine landfest gewordene Insel, welche in 3 Zungen ausläuft, deren östliche in dem weithin sichtbaren, 1935 m. hohen Athos (Monte Santo, Hagion Oro) endet. Weiter ostwärts der Golf von Saros (Melas), zwischen welchem und der berühmten Straße

des Hellespontŝ der thracische Chersones oder die Zunge von Gallipoli, die sich in den Inseln Imbros und Lemnos fortsetzt. Jenseit der Propontis (Marmara-Meer) der thracische Bosporus oder die Straße von Konstantinopel, durch welche die Gewässer des schwarzen Meeres (Pontus Euxinus) stromartig herausfließen; eine am Südwestende gelegene, tiefe, den größten Flotten Schutz und Zugang gewährende ³/₄ Mln. lange Bucht, das goldene Horn (Chrysokeras), gab schon in frühester Zeit Veranlassung zur Entstehung einer Fischereistation und zur Gründung von Byzanz, das als Kreuzungspunkt wichtiger Handelsstraßen und als Ausgangspunkt aller Unternehmungen gegen das schwarze Meer bis auf heute seine alte Bedeutung gewahrt. Die Küste des schwarzen Meeres ist bis zu den schwer zugänglichen Donaumündungen (S. S. 238) flach, einförmig, hafenarm, daher im Alterthum nicht kolonisirt, und auch jetzt haben nur Burgas, als Ausgangshafen für die Erzeugnisse der thracischen Ebene, und Warna, als Ausfuhrhafen für das produktenreiche Bulgarien, eine der allgemeinen Lage entsprechende Bedeutung.

Oberflächenform und Bewässerung.

Im ganzen betrachtet ist die große Halbinsel, wenig Tiefebenen abgerechnet, ein Hochland mit vielen Bergketten, Rücken und Berggruppen. Wie die Halbinsel in Bezug auf horizontale Gestaltung, in Bezug auf Berührung von Land und Meer vor allen Ländern Europas, ja der Erde, bevorzugt erscheint, so zeigt sie auch in Bezug auf vertikale Gliederung, d. h. auf Vertheilung von hoch und tief eine so reiche Abwechslung, so manchfache Gegensätze, wie kein anderes Land des Continents; und wie die Auflockerung der Küste an der Ostseite bedeutender ist als an der Westseite und von Nord nach Süd zunimmt, so zeigt sich auch in Bezug auf die Oberflächengestaltung die Osthälfte viel zugänglicher, reicher an entwickelten Flußläufen und Ebenen, weshalb sie auch von jeher in der geschichtlichen Entwickelung dem Westen vorangeeilt ist.

Um sich in dem scheinbar so verwickelten Gebirgsbau der Halbinsel zurechtzufinden, suche man zuerst die große Straße von Wien nach Konstantinopel auf; bei Belgrad geht sie ins türkische Reich ein, zieht dann an der unteren Morawa und an der Nissowo aufwärts und über Nissa und Sofia nach Philippopel und Adrianopel. Nicht weit von da, wo der bulgarische Isker, Nebenfluß der Donau, und die thracische Maritza (Hebrus) entspringen, hat das innere Hochgebirg eine Einsenkung, ehemals Trajanspforte und jetzt Demir-Kapi (Eisenthor) genannt, durch welche man die Wasserscheide zwischen Isker und Maritza überschreitet. Die nächsten Höhen sind: nordöstlich vom Passe der Demir-Kapi-Tepessi (Eisenthor-Berg) und südwestlich der 2500 m. hohe Kostendsche-Balkan und der 3000 m. (9235′) hohe, mächtige Gebirgsstock Rilo-Dagh. Mit jenem Berge beginnt die Kette des Balkan oder Hämus, die

45 Mln. lang, anfangs granitisch und 1600—1800 m. hoch, weiter im O. in Parallelzüge sich auflösend und kalkig 1000 und zuletzt nur 700 m. hoch, bis zum Pontus sich erstreckt, wo sie im Cap Emineh endigt. Die Kalkfelsen des Balkān sind so zerrissen und schluchtenreich und auf der Nordseite mit so viel verwirrten Vorketten (kleiner Balkān) voll Gestrüpp versehen, daß sie meist eine kaum zugängliche Wildnis vorstellen. Der Paß von Kasanlik (Tschipka-Paß, südsüdwestl. von Ruschtschuk), aus Bulgarien in das tief eingeschnittene (Tundschathal führend, ist wie fast ausnahmslos alle Balkānpässe, beschwerlich, nur der Weg von Silistria über Aidos nach Adrianopel kann für eine Heerstraße gelten und ist deshalb von den Türken durch die Festung Schumla gedeckt, wo es schon heiße Kämpfe mit den Russen gegeben hat. Vom östlichen Balkān streckt sich nach SO. bis zur konstantinopolitanischen Halbinsel der Istrandscha-Dagh, kaum 1200 m. übersteigend und zuletzt auf 300 m. herabsinkend. — Kehren wir zurück zum Rilo, so finden wir, daß von ihm, als einem mächtigen Gebirgsknoten, sich noch andere Arme ausstrecken. Nach SO. breitet sich das imposante, wenig bebaute Waldgebirg des Despoto-Dagh aus, wodurch die Maritza in einen großen Bogen nach O. gedrängt, und das durch den Karasu oder Mesta (Nestus) in eine östliche (Rhodope) und eine westliche (Orbelus oder Egrisu-Dagh, die Nordostgrenze Macedoniens) Abtheilung geschieden wird; in ersterer steigen Kuppen bis zu 2300 m aus herrlichen Laub- und Nadelwäldern empor, in letzterer erhebt sich der Jel-Tepe bis zu 2700 m. Durch einen Tieflandsstreifen (via Egnatia!) ist der Orbelus von dem inselartig an der Küste nahe der Strymonmündung aufsteigenden, einst goldhaltenden Pirnarigebirge oder Pangäus (der Pilaf-Tepe 1872 m.) geschieden; die Inseln Thaso und Samathraki können als Fortsetzungen dieser Gebirge gelten. Nach NW. ziehen vom Rilo Bergzüge zum 2200 m. hohen Witoschgebirge bei Sofia und nordwestwärts weiter; am Nordostabhang derselben führt durch das Längenthal der Nissowo (Beifluß der bulgarischen Morawa) die Heerstraße und bald auch Eisenbahn von Sofia nach Nissa; vom Witoschgebirge aber ranken westwärts Bergzüge (z. B. Kurbetzka-Planina mit dem 1800 m. hohen Spasch) bis zum Kara-Dagh, der in mehreren Parallelketten von SO. nach NW. verläuft und an dessen Nordwestende die bulgarische Morawa entsteht. Dann folgt eine tiefe Einsenkung, nämlich der Paß von Ueschküb oder Skopia (wenig über 300 m.), über welchen die Straße von dieser Stadt nach dem in der Kriegsgeschichte der Halbinsel so berühmten Amselfelde bei Prischtina (nur 500 m. hoch), oder vom Vardar zum Ibar (Beifluß der serbischen Morawa) führt, ein Stück der großen Handelsstraße von Salonichi nach Belgrad, längs welcher nun bald auch eine Eisenbahnlinie ziehen wird. Jenseit dieses wichtigen Passes steigt, in einem rechten Winkel auf den Kara-Dagh gestellt (von NO. nach SW.), der Skardus oder Schar-Dagh, mit Gipfeln von über 2500 m. Höhe (S. S. 239) empor. Er ist wohl 10 Mln. lang und 5 Mln. breit, krystallinischen Gesteins, und senkt sich im NO. zu der schon erwähnten Kossowo-Polje (Amselfeld) herab und im Westen an den schwarzen Drin, von wo er einen Arm, die plateauartige Bora-Kette, gegen Süden ausreckt, deren waldige Abhänge den schönen illyrischen See von Ochrida einfassen, in dessen Nähe jetzt noch, wie einst zur Zeit der Römer (via Egnatia), die Hauptverbindungsstraße von Elbassan nach Bitolia oder von Albanien nach

Macedonien vorbeizieht. Im Nordwesten hängt der Skardus durch die Kette Schlieb (Argentaro) mit den mächtigen Massen zusammen, die sich durch das schwer zugängliche Schwarzgebirg (Zrnagora oder Montenegro) seitwärts bis Cattaro am adriatischen Meer abstufen. Hier hat der Kom eine Höhe von 2700 m., hier sind auch 2 von den Quellflüssen der Drina, des Nebenflusses der Sau und des Gegenstromes des weißen Drin, welch letzterer sich mit dem von S. kommenden schwarzen Drin vereinigt, um dann westwärts, nahe dem See von Skutari vorbei, ins Adriameer zu fließen. Nordwestwärts von der natürlichen Felsenfestung Zrnagora ziehen die S. 239 schon beschriebenen dalmatischen und dinarischen Alpen, jene Massen, unter denen der zackige, aus Dolomitfelsen bestehende Dormitor (ähnlich den Dolomitbergen am Fassaner Thal in Tirol) 2409 m. aufsteigt, und die sich bis zur Save und Kulpa fortsetzen. Diese zur Adria-Küste gehörigen Parallelketten sind wild zerrissen, schroff, nackt, fast durchgängig entwaldet, in den Thälern und an den Berghängen herrscht Viehzucht und Terrassenkultur, die Flüsse verlaufen anfänglich in Längsthälern, um dann in kurzen, zerklüfteten Querthälern zur Küste hinabzusteigen, z. B. die südöstlich von Spalato mündende Cetina, die größere Narenta, deren Querthal bei dem Hauptorte der Herzegowina, bei Mostar beginnt. Die Bergzüge weiter landeinwärts in Bosnien und Serbien sind anders geartet: sie sind niedriger, eichenbewaldet (Schweinezucht!), die Gipfel abgerundet und kaum 1000 m. hoch, die Abhänge sanfter, die Thäler breiter und fruchtbarer und oft zu größeren Becken sich erweiternd, in welchen dann die Städte des Landes liegen (z. B. Banaluka an der Wrbas, Serajewo an der Bosna Swornick a. d. Drina, Kruschewatz an der serbischen Morawa). Die Dörfer sind hier meist in Wäldchen von Steinobstbäumen versteckt, und im N. fallen alle die Bergzüge mit rebenbedeckten Vorhügeln zu den sumpfigen Thalebenen der Sau und Drau ab, zu denen auch alle die genannten Gewässer fließen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß alles eben betrachtete Gebirg nordwärts vom 41. Breitengrad liegt. Südwärts desselben erhält die Meridiankette Bora den alten beliebten Namen Pindus und zieht in gleicher Richtung als Wasserscheide zwischen dem ägeischen und dem adriatisch-jonischen Meere weiter bis zum 39. Breitengrad, zur Grenze des heutigen Königreichs Griechenland, oder zur Quelle des Sperchius (Hellada), der zum maleischen Golfe geht. Der Pindus hat malerische Gneis- und Schieferfelsen, welche kahl und 2000—2200 m. hoch oft hinter Buchwäldern und reich mit Obst und Wein, Orangen und Mandeln bewachsenen Vorhügeln emporsteigen, und läßt seine Aeste rechts und links hinranken. Illyrien und Epirus sind deshalb meist wild gebirgig, schachbrettartig in kleine Gebirgskantone abgetheilt, im nördlichen Theile stets Sitze ungebändigter Hirtenstämme, und Thessalien (oder vielmehr die Ebene seines Flusses Salambria oder Penëus) ist rings von Bergketten umschlossen. Bedeutende Höhen finden sich auch in solchem Nebengebirge, wie der 2450 m. hohe Schneeberg nahe dem Kastoria-See, und der 2200 m. hohe Tomoros nordöstlich vom akroceraunischen Vorgebirge Linguetta. Historisch wichtig ist die rings eingeschlossene Seegegend von Janina, in deren Nähe sich vor alters das Orakel von Dodona befand; der See liegt im Westen des Gebirgsknotens von Metzowa, von welchem östlich die Volutza-Kette (Cambuni Montes) zwischen Macedonien und Thessalien hinzieht. Das Ende der Cambunen, an der Bai von Salonichi nördlich der Salam-

briamündung, ist Homers vielgezackter Olympos, der Lieblingssitz der hellenischen Götter; 2973 m. hoch, gewährt er den Seefahrern ein herrliches Bild, sowie die Aussicht von seinem Gipfel eben so reizend als unermeßlich ist. Mit dem 2371 m. hohen Arm Veluchi (der im Othrys zwischen den Flüssen Penëus und Sperchius sich bis zur Bai von Volo fortsetzt) endet der Pindus; zugleich läuft vom Olymp eine Bergkette nach SO. aus, die anfangs Ossa (2000 m.), dann, wo sie in niedrigerem Verlaufe die Halbinsel Magnesia bildet, Pelion genannt wird. So ist Thessalien rings umschlossen und war vormals ein See, der zuerst nur in den Busen von Volo seinen Abfluß hatte, bis die Wasser jene berühmte malerische Felsenspalte zwischen Olymp und Ossa aufrissen, das Thal Tempe, durch welches die Gewässer abströmten und durch welches jetzt noch der ganze Kessel entwässert wird. — Vom Veluchi zieht ein Gebirgszug unter dem Namen Korax (Vardusia) und mit Gipfeln von 2500 m. bis zur korinthischen Bucht, und außerdem hat Mittelhellas noch viele Gebirge, Bergketten, Berggruppen und einzelne Berge; so den unwegsamen Oeta (2110 m.), der rechts des Sperchius, dem Othrys parallel bis zur Küste läuft, wo der nach seinen heißen Quellen benannte, jetzt durch Anschwemmungen bedeutend erweiterte Paß der Thermopylen den einzigen Weg von den Landschaften am maleischen Golf nach Mittelhellas bildet; ferner den Helikon, den Cithäron und vor allen den vielgipfligen Parnaß (Liakura), dessen höchste Spitze zu 2460 m. gemessen ist. Der Helikon, mit dem Quell Aganippe unten und Hippokrene oben, hat nur 1800 m. — Noch gebirgiger ist die Halbinsel Morea oder Peloponnes. Westwärts von Korinth steigt der Boden beträchtlich empor bis zum 2374 m. hohen Kyllene oder Zaria, dem großen Eckpfeiler des arkadischen Berglandes, das den großen mittleren Theil der Halbinsel einnimmt. Arkadias kleine Hochebenen haben 1000 m. Seehöhe, die Bergzüge 1000 bis 1200 m. mehr. In der Umgegend des nahe dem Kyllene liegenden Sees Phonia steigen sie über 2000, der Erymanthus in der Nordwestecke auf 2200 m. Von Arkadien rankt überdies nach allen Seiten das Gebirg hin, am höchsten und grade gen Mittag zieht die Kette des wild zerrissenen, aus Gneis und Glimmerschiefer bestehenden Taygetus; er endet im Cap Tänarium, jetzt Matapan, und hat in seinem höchsten Gipfel 2409 m.

Große Ebenen gibt es nur an der untern Donau, nämlich das Tiefland der Walachei und Moldau, während südl. die Bulgarei schon gehügelt gegen den Balkan aufsteigt. Kleinere Flachländer sind: die Hochebene von Kossowo (das Amselfeld), das Innere Thraciens oder Rumilis an der Maritza; die macedonischen Tiefebenen am untern Strymon und Axius; die thessalische am Penëus, welcher durch das Thal Tempe zwischen Olymp und Ossa seinen Ausweg in den Archipel nimmt; das böotische Becken, in dem der Kopaissee (Topalias) liegt, der einst durch natürliche, aber durch die Kunst in gutem Stand erhaltene unterirdische Abzugskanäle, „Kathabothren", seine Gewässer zum Euripus sandte, die jetzt großentheils verstopft sind, weshalb der See einen Theil der fruchtbaren Landschaften, die ihn früher umgaben, verschlungen hat; die lakonische, vom Eurotas bewässerte Ebene, und die reicheren von Messenien, nämlich die von Stenyklarus (im N. der berühmten Bergfeste Ithome) und die von Makaria (im S. derselben);

die vom Alpheus (Ruphia) durchflossene olympische Ebene u. a. von geringerem Umfange. —

Außer den bisher genannten Flüssen sind noch zu erwähnen: im N. Aluta, Sereth und Pruth (dieser als Grenze gegen Rußland), alle im Donaugebiet; der Kamtschyk scheidet großen und kleinen Balkan: der Kephissus in den Topolias-see; der Aspropotamos (Achelous) in den Golf von Patras; der Arta (Arachthus) in die gleichnamige Bai.

Das Klima gilt für trocken, denn der jährliche Niederschlag beträgt nur 615 mm.; doch fällt starker Thau in den Sommernächten. Der Osten ist kühler als der Westen, so daß Baumwolle und Oliven nicht nördlicher als bis zu den Dardanellen angebaut werden, und bei Konstantinopel die Orange nicht im Freien gedeiht, wie bei Neapel. Das Klima ist also minder heiß als in Italien unter gleicher Breite, indes noch immer so milde, daß z. B. in Konstantinopel selten die Winterkälte 2 bis 3° unter Null sinkt. Rauher ist freilich die Nordseite des macedonischen Hochlandes und des Hämus, der hier als Klimascheide zwischen dem mitteleuropäisch gearteten Bulgarien und der reicheren Pflanzenwelt Südeuropas auftritt; auf dem Olymp dagegen, auf Pindus, Parnaß und den arkadischen Bergplatten zeigt sich der Winter gar mäßig, und über die sanfteren Höhen und Küstenstriche breitet sich immerwährendes Grün aus. Die Fruchtbarkeit der macedonischen Ebenen, wo Baumwolle vorzüglich gedeiht, ist sprichwörtlich geworden; die Insel Sizilien muß ihnen nachstehen. Fast überall hat die Natur den Boden gesegnet, so daß er, trotz der Nachlässigkeit, womit die jetzigen Bewohner ihn größtentheils behandeln, doch manchfaltige Produkte in Fülle hervorbringt. Es gibt Weizen und Wein, letzterer vorzüglich gut auf den Inseln. Korinthen, Tabak, Oel, Seide, Baumwolle, Färberröthe u. s. w. sind Hauptartikel zur Ausfuhr.

Der Olymp, wonach wir die ganze Halbinsel benannt haben, liegt an der Nordgrenze vom eigentlichen

Altgriechenland oder **Hellas**,

das wir zuerst betrachten, ehe wir zum späteren und neuesten Bestand der dortigen Staaten übergehen. Es umfaßte die kleinere Südhälfte des vorhin bezeichneten Landes und bildet eine Halbinsel für sich, deren Nordgrenze zwischen der Straße Otrantos und dem Golf Salonichis etwa 35 M. lang ist. Von dort bis zum Cap Tänarium sind nur 50 M.; die Oberfläche konnte auf 1300 QM. geschätzt werden, die vielen Inseln abgerechnet. Es ward in 3 Hauptstücke und in die Inseln abgetheilt.

1) Der (eigentlich richtiger die) Peloponnes. Die Mitte war das Hirtenland Arkadien, doch bedeckten die Herden nur Berge und Hochthäler, an den Flüssen lagen auch hübsche Städte wie Tegea, Mantinea und Megalopolis, und noch zeugen kunstreiche Bildwerke an Trümmern von der Herrlichkeit eines Apollotempels bei Bassä und Phigalia. Arkadien steht aber den Küstenstrichen noch jetzt darin voran, daß es mehr Regen und deshalb saftigere Wiesen hat. — Die Landzunge im Osten hieß Argolis, wo die Städte Argos und Mykene, Agamemnons Wohnsitz. — Westlich von Arkadien die Landschaft Elis, berühmt durch die Ebene Olympia am Alpheus, wo alle 4 Jahr festliche Spiele gefeiert wurden, und herrliche Tempel mit

Bildwerken prangten, vorzüglich der Tempel des olympischen Zeus mit Phidias' Statue des Gottes. An Bildsäulen und Büsten zählte man in dieser geheiligten Gegend 3000 Stück. Im NW. die Landschaft Achaja mit dem Hafen Paträ (Patras), nebst Sikyon. — Im S. der Halbinsel die Landschaften Messene und Lakonika, wo am Eurotas zu Füßen des hohen Taygetus, 2 Stunden südöstl. vom spätern Mistra, die Stadt Sparta. — Korinth am Isthmus mit Burg Akrokorinth auf einer Höhe von 550 m., die über beide Nachbargolfe und sowohl zum Kyllene als zum Parnaß und Helikon eine manchfaltige Aussicht gewährt. Unten lag die gewerb- und kunstreiche Handelsstadt und ihre 2 Häfen (Kenchreä und Lechäum) an beiden Golfen, zwischen denen vermittels des Diolkos die Schiffe hinübergezogen werden konnten.

2) Mittel-Hellas zwischen Isthmus und Oeta. Im Westen das waldige Akarnanien mit dem Cap Actium und das rauhe Aetolen, beide in der Geschichte von geringem Werthe. Wichtiger war Phocis, wo am Fuße des Parnaß unweit der kastalischen Quelle Delphi, die Tempelstadt Apollos, prangte, deren Ueberreste nicht so gänzlich wie die von Sparta vertilgt sind. Oestlich senkt sich das parnassische Gebirg zum tieferen Böotien ab, das, von Bergen eingeschlossen, nur schmale Abzüge seiner Gewässer hat. Der ehemalige fischreiche (Aale!) See Kopais gleicht jetzt einem Sumpfe. Die Ebenen Böotiens waren reich an Getreide, doch der Sinn der Bewohner durch neblichtere Luft weniger leicht und heiter als bei andern Griechen. Theben, Heimat des Dichters Pindar und des edlen Helden Epaminondas, war die berühmteste Stadt; Platäa, Leuktra und Chäronea sind als Schlachtfelder bekannt. Nördlich von Böotien wohnten Lokrier bis zum Oeta, zwischen welchem Gebirg und dem maliakischen Golf der Paß von Thermopylä, so schmal, daß an 2 Stellen kein Wagen dem andern ausweichen konnte, nach Thessalien führt, berühmt durch den Heldentod des Leonidas. Auch am korinthischen Meere gab es Lokrier, die den trefflichen Hafen Naupaktus (jetzt Lepanto) besaßen. — Die denkwürdigste aller Landschaften ist Attika, das 14 Meilen weit sich als Landzunge ins Meer streckt. An Fruchtbarkeit des Bodens war es nicht mit den Nachbarländern zu vergleichen, doch an Fruchtbarkeit des Geistes glänzten seine Bewohner vor allen andern Hellenen. Attika ist ein steiniges Hügelland, aber duftende Kräuter deckten die Höhen, Olivenwälder die von klaren Bächen durchrieselten Thäler; hymettischer Honig, das feinste Oel, und Silber aus den Gruben Lauriums waren der Reichthum des Landes. Der heiterste Himmel gesellte sich zum gesündesten Klima. Wer vom Isthmus kam, durchwanderte erst die Küste von Megara, eh er der Insel Salamis gegenüber den attischen Boden und die Stadt Eleusis betrat, wo geheimnisvolle Feste der Demeter oder Ceres gefeiert wurden. Von dort führte der Weg zur Hauptstadt Athen, deren Akropolis oder Burg, auf hohem Felshügel liegend, schon aus der Ferne herschimmerte. Geziert war die lebhafte, volkreiche Stadt mit den schönsten Tempeln, Theatern und andern Kunstwerken, und durch die Tribüne, von wo die ausgezeichnetsten Redner, ein Perikles, ein Demosthenes, zum versammelten Volke sprachen. Stieg man auf breiten Stufen zur Akropolis, so trat man zuerst in die von Mnesikles erbauten, durch große Maler und Bildhauer geschmückten Propyläen, die als Vorhalle das Innere der Burg eröffneten. Daselbst prangte vor allen das Parthenon (d. i. Tempel der Jungfrau) zu Ehren der Pallas oder Minerva. Hatte man hier die Werke der Architektur und Bildnerei, vor allen die Statue der Pallas von Phidias'

Meisterhand, bewundert und die Aussicht genossen, die fern im NW. den Parnes, im SO. Laurium und gen S. im Golf die Insel Salamis und das entlegenere Aegina erblicken ließ, so eilte man gerne zu den 3 Häfen hinab, wohin zwischen hohen Mauern ein 2 Stunden langer Weg ging. Der wichtigste Hafen hieß Piräeus, woran ein eigener, durch Handel und Gewerbe belebter Ort, öfters der Rüstplatz bedeutender Kriegsflotten, entstanden war. Zur Zeit ihres Flors mag Athen sammt der Hafenstadt über 180000 E. gehabt haben; die damalige Bevölkerung Attikas nebst Salamis schätzt man auf 500000, worunter mehr als $^2/_3$ Sklaven. Nordöstlich 5 Stunden von Athen lag das vom schilfreichen Inoi durchflossene, theilweise wohl angebaute Blachfeld von Marathon, wo zuerst die Perser besiegt wurden.

3) Nord-Hellas. Es bestand aus: a) Thessalien zwischen Oeta, Pindus und Olymp, indem an der Küste noch die Bergrücken des Pelion und Ossa aufragen. Unter den Orten: Pharsalus am Enipeus, Nebenfluß des Penëus, wo Cäsar den Pompejus schlug. Oestlich davon die Hundskopf-Hügel (Kynoskephalä), wo früher — 197 vor Chr. Geb. — die Macedonier von den Römern besiegt wurden. Das überaus schöne Thal Tempe ist schon erwähnt. Die Thessalier, obgleich Landsleute Jasons, der das goldene Flies von Kolchis holte, und des homerischen Helden Achilleus, haben wenig in Förderung geistiger Werke gethan. b) Epirus westlich von Thessalien, am jonischen Meer. Die Bewohner waren nicht allzumal hellenischen Stammes, an der Grenze schon mit Illyriern gemischt, trugen auch noch weniger zur Kultur der Griechen bei, als die Thessalier. Hauptstadt Ambracia jetzt Arta, als Residenz des in der römischen Kriegsgeschichte vorkommenden Königs Pyrrhus bekannt. Im Innern des Landes der See Acherusia, jetzt von Janina; unweit desselben Dodona mit uraltem Orakel des Zeus.

4) Die Inseln, fast alle steilküstig, manche hoch mit grünem Scheitel aus dem Meere aufragend. a) Im jonischen Meer: Kephalonia (im Homer Same) die größte, doch Korkyra die bedeutendste mit gleichnamiger See- und Handelsstadt. Im Homer heißt diese Insel Scheria, wo Alkinoos die Phäaken regiert, jetzt Corfu. Unter den übrigen sind die kleine Insel Ithaka als Vaterland des Odysseus, und die waldige Zakynthe jetzt Zante zu merken. Man rechnet oft zu den jonischen Inseln auch Kythera (oder Cerigo) südl. des Peloponnes, wo ein berühmter Tempel der Aphrodite oder Venus. b) Im myrtoischen Meere östl. des Peloponneses: die vor der argolischen Zunge liegenden Inselchen Tiparenus und Hydrea, jetzt Spetzia und Hydra. — c) Im Archipelagus: Salamis jetzt Coluri, wo Themistokles die persische Flotte des Xerxes überwand, und Aegina, durch Tempel und Kunstwerke verherrlicht, einige Zeit mit Athen um die Herrschaft zur See ringend. — Die große, durch eine Brücke über den schmalen Euripus mit dem Hafen Aulis in Böotien verbundene Insel Euböa gehorchte lange der athenischen Republik. — Die Gruppe der Kykladen, worunter Naxos, die größte, dem Bachus heilig, Delos mit Berg Kynthus dem Apollo geweiht, Paros wegen des Marmors wichtig, Antiparos mit höchst merkwürdiger Höhle, u. a. — Ferner an Asiens Küste: Rhodus ganz im SO., durch Schiffahrt, Handel, Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Den Hafen der gleichnamigen Hauptstadt zierte der 60 m. hohe metallene Koloß des Sonnengottes, ein Meisterwerk des Chares. Kos jetzt Stanco, wo der Maler Apelles und der Arzt Hippokrates geboren. Der Felsen

Pathmos, letzter Aufenthalt des Apostels Johannes, eine der vielen sporadischen, d. i. zerstreuten Inseln. Nördlich davon die blühende Samos, Vaterland des Pythagoras, die weinreiche Chios, wahrscheinlich Geburtsinsel Homers (in deren Nähe das erst jetzt berühmt gewordene Inselchen Psara); die fruchtbare durch Alkäus und Sapphos Gesänge berühmte Lesbos. Im Norden des Archipels die dem Vulkan geweihte Lemnos reich an Siegelerde, Samothrake mit geheimen Tempelgebräuchen Thasos mit Goldgruben u. a. m. Auch das 190 QM. große und 60 M. lange Kreta, jetzt Candia, gehörte zu den griechischen Inseln, es begrenzte im Süden den Archipel, reich an Getreide, Wein, Oel und Südfrüchten. Auf dem Berg Ida war der Mythe zufolge Zeus selber erwachsen, und schon sehr früh erfreuten sich die Bewohner der Sicherheit und Ordnung als Folge der strengen Gesetze ihres Königs Minos.

5) Kolonien der Griechen. Im nördl. benachbarten Macedonien errangen griechische Auswanderer den Vorrang vor rohen Eingebornen und legten den Grund des macedonischen Staats, der seinen Hauptsitz zu Pella unweit des Axius hatte. Daß auch Roms Vorfahren, die Lateiner, in sehr alter Zeit mit Griechen sich vermischten, ist ebenso gewiß. Doch außerdem verbreitete sich das regsame Volk an vielen Küsten des Mittelmeers durch besondere Kolonien, die aber nicht von den Mutterstädten regiert wurden, sondern völlig unabhängig als Gemeinden für sich aufwuchsen. a) Die asiatischen, schon oben Seite 509 erwähnt. — b) An macedonischer und thracischer Küste, worunter Potidäa und Olynth auf Chalcidice, Abdera östlich der Insel Thasus, Vaterstadt des Demokrit, doch im Ruf von Albernheiten, die unserm Wieland Anlaß zu dem sinnreichen Buche „Geschichte der Abderiten" gegeben; Byzantium am thracischen Bosporus, Chalcedon gegenüber, durch Kaiser Konstantin zur neuen Hauptstadt des Römerreiches gemacht und deshalb Konstantinopel genannt. „Der Bosporus", sagt Plinius, „ist so schmal, daß man Hunde von drüben bellen hört." Die engste Stelle hat auch nur 700 m. und der Hellespont 800 m. Breite. — c) An der illyrischen Küste: Epidamnus oder Dyrrhachium (j. Durazzo), von wo gewöhnliche Ueberfahrt nach Brundisium in Italien. — d) In Italien und den italienischen Inseln. Hier wurden ihre Koloniestädte so zahlreich und blühend und beherrschten so große Striche ihrer Umgegenden, daß man ihnen den Gesammtnamen Großgriechenland gab. Die wichtigsten: Cumä nordwestlich von Neapel, als die älteste schon 1030 v. Chr., also 276 vor Roms Erbauung gestiftet. Neapel war Kolonie von Cumä. Sybaris, Tarent und Kroton am tarentinischen Golf. Posidonia oder Pästum und Elea südlich von Neapel. Rhegium in der Südspitze Italiens. Syrakus, Agrigent, Messina auf Sizilien. Auch in Sardinien und Corsica gab es griechische Orte. — e) In Gallien Massilia oder Marseille; in Spanien das von Hannibal zerstörte Sagunt, wo jetzt Murviedro; und in Afrika Kyrene. Städte auch auf der Insel Cypern. — Kein Volk der alten Welt, sagt Humboldt, hat zahlreichere und in der Mehrzahl mächtigere Pflanzstätten dargeboten als die Hellenen. Das Band gemeinsamer Sprache und Heiligthümer umfaßte die fernsten Glieder; durch diese trat das kleine hellenische Mutterland in die weiten Lebenskreise anderer Völker. Ein weites, durch die einzelnen Stämme errungenes Reich der Ideen und Kunsttypen wurde als das Eigenthum der gesammten Nation betrachtet. Sowie die Milesier durch den geöffneten Pontus im Osten Verbindungen stifteten, durch

welche der Landhandel mit dem europäischen und asiatischen Norden und in viel späteren Zeiten mit dem Oxus und Indus belebt wurde, so suchten die Samier und Phokäer zuerst aus dem Mittelmeerbecken gegen Westen vorzudringen. Gleichzeitig mit der Erforschungsreise des Pytheas von Massilia findet der Eroberungszug Alexanders d. Gr. statt, „eine wissenschaftliche Expedition im eigentlichen Sinne des Wortes."

Ueberblick griechischer und türkischer Geschichte.

Niemals vereinte sich Altgriechenland zu einem einigen Staate, kaum daß eine oder die andere Landschaft ein Ganzes ausmachte. Jede Stadt beinah strebte nach Selbständigkeit, obwohl die kleineren gewöhnlich der mächtigeren Nachbarin sich unterordnen mußten und eine zeitlang Athen, dann Sparta, dann Theben, eine Vorherrschaft erlangten. Gar manchfaltig waren ihre republikanischen Verfassungen, so daß sich auch darin, wie in Kunst und Wissen, der niemals einseitige, sondern vielseitige Geist der Hellenen zeigte. Zur Erhöhung ihres Nationalgefühls trug der glückliche Vertheidigungskampf gegen die Perser vorzüglich bei. Mit jenen glorreichen Tagen begann die ewig denkwürdige Zeit, die unter manchfachem Wechsel von Schicksalen auf dem kleinen Raum des griechischen Bodens gezeigt hat, welcher Thaten, Gedanken und Kunstgebilde der menschliche Geist fähig sei. Man überblicke nur die Galerie ausgezeichneter Menschen von Homer bis Demosthenes, und selbst noch aus der spätern entarteten Zeit bis zum Jahre 146 v. Chr., wo mit der Zerstörung Korinths ganz Griechenland zur römischen Provinz ward! Wenn auch neuere Nationen ihrer ebensoviele und ebenso geistvolle aufzuweisen haben, so bleibt doch den Griechen das Verdienst, in der Kunst die reinste Schönheit, in der Philosophie Schärfe und Ideenschwung, in der Geschichte Wahrheit und politische Darstellung, in Gerichts- und Staatssachen weise Beschränkung der Willkür, und im bürgerlichen Leben echte Humanität erst geschaffen und als Muster aufgestellt zu haben. Perikles zu Athen hatte recht, in öffentlicher Rede die Gesittung und feine Bildung seiner Vaterstadt zu preisen. Daß freilich noch Sklaverei daneben bestand, ist als Schlacke des Heidenthums zu betrachten, wovon erst Jesu Wort die europäische Welt reinigte; und daß in dem Lande, wo Sokrates lehrte, Sokrates auch verdammt werden konnte, fällt dem politischen Parteihaß zur Last, der zu allen Zeiten die Gefühle der Menschlichkeit mit Füßen tritt. Wer von den Freveln hört, die 1793 und 1794 in Frankreich und Polen verübt wurden, sollte der wohl glauben, unter gebildeten Christen zu leben? Und doch können wir das unsrige mit gleichem und höherem Recht, als Perikles das seine, ein Zeitalter der Humanität nennen.

Nebst Griechenland wurden Macedonien, Illyrien, Thracien und alle Landschaften bis zur Donau römisch und von Statthaltern herrisch regiert. Die Umwandlung der römischen Republik in ein Kaiserthum, 30 v. Chr., war wenig geeignet, den Zustand, worin man gerathen, zu verbessern. 395 nach Chr. zerfiel das Reich. Der griechische Osten bekam seinen eignen Kaiser, dessen Nachfolger fortan zu Konstantinopel residirten, wobei die Griechen den Trost hatten, weder von Lateinern beherrscht, noch in der Völkerwanderung von Barbaren gleich dem Abendlande vernichtet zu werden. Jedoch stand ein solches Geschick nahe genug. Slavische Völker, Serbier, Bosnier u. a., ließen sich

in den Donauprovinzen und in Illyrien nieder. Bulgaren (ein asiatisches Volk) drängten sich dazwischen und besaßen einige Zeit große Stücke der byzantinischen Monarchie, während in Afrika und Asien fast alles an die Muhammedaner verloren ging. Der im Abendlande erwachsenen Ritterschaft, die einmal von 1204 bis 1261 den Thron Konstantinopels besaß, und der venetianischen Republik fielen bedeutende Landstriche zu. So geschwächt, mußte das übel regierte Kaiserthum endlich den osmanischen Türken unterliegen.

Das osmanische Reich ist nicht von einem Volke, nicht von einem herrschenden Stamme, auch nicht von Kriegsleuten gegründet, die sich frei vereinigt hätten, sondern von einem Herrn und seinen Knechten. Der Name des Herrn ist daher mit Recht Name der Gesammtheit geworden. Osmans Horde, nach ihrem Führer Osmanli genannt, war eine der türkischen, die aus der Seldschuckenzeit in Kleinasien nahe dem byzantinischen Küstenstrich wohnhaft geblieben. Vor dem Ende des 13. Jahrhunderts nur 400 Familien zählend, ward sie durch Osmans, Orchans und Amuraths Eroberungsgeist an beiden Küsten, auf asiatischer und europäischer, herrschend. Das feste Byzanz umgehend, setzte sie in Thracien und Macedonien sich fest, und machte Adrianopel schon 1362 zur Hauptstadt. Im Erobern wuchs der Osmanli Zahl und Kraft, ndem sie Räuber und Sklaven, wer dem Korān huldigte, ihrem Corps einverleibten. Ermuntert und auf immer zum Kriegsdienst verpflichtet wurden sie durch Belehnung mit Grundstücken, die man den Unterjochten abnahm. Bei ihrer verhältnismäßig geringen Zahl, mußten sie sich darauf beschränken, nur die wichtigsten Punkte des Landes zu besetzen; daher finden wir sie jetzt noch bunt zwischen den andern Stämmen zerstreut — auffallend wenig gerade in der Nähe der von Griechen rings umwohnten Hauptstadt. Ueberdies schuf man aus geraubten Christenknaben, die im Islam erzogen wurden, eine stehende Miliz zu Fuß, Janitscharen oder Jengitscheris, die nichts kannten als den Krieg und blinde Ergebung in den Willen der Sultāne. Vergeblich suchten Serbier und Bulgaren, vergeblich der griechische Fürst Skanderbeg im südlichen Illyrien, und der ungrische Held Hunyad zu widerstehen. Bis zur Donau drangen die Eroberer. Sultan Muhammed II. bezwang 1453 Konstantinopel, und Soliman der Prächtige (reg. von 1520—1566), vor welchem Belgrad und Rhodus fielen, unterwarf den größten Theil Ungarns, während zugleich Moldau, Walachei und tatarische Krim ihm gehorchten, und der Seeräuber Haireddin Barbarossa ihm Hoheit über Tunis und Algier erwarb und seinen Namen über das ganze Mittelmeer gefürchtet machte. Aber Soliman ist auch der letzte von 12 muthvollen, selbst herrschenden, selbst zu Felde ziehenden Sultanen. Unter den folgenden erblich der Glanz der hohen Pforte. Das Feldlager war nicht mehr die Schule, worin die Prinzen aufwuchsen. Im Harēm erzogen, liebten sie den Aufenthalt im Harēm, ohne Geistes- und Charakterbildung. Nun erschlafften die Zügel der Regierung in dem weitläufigen ungeordneten Reiche. Eine Hofrevolte folgte der andern; viele Sultāne wurden entthront und erdrosselt. Das Janitscharencorps, dem Sinnengenuß ergeben, dachte mehr auf Rebellion als auf Krieg. Mancher oft wackere Großwessir ward ein Opfer, und mancher Pascha sprach dem Großherrn Hohn. Merkwürdig genug ists, daß das weite, von der Donau zum Tigris und über Aegypten sich erstreckende Reich in seinem Verfalle Jahrhunderte lang zusammengehalten wurde und noch zusammengehalten wird, und daß russische und österreichische

Siege im ganzen nur wenig davon abrissen. Es war eben ein Glück für die Osmanen, daß im Osten keine Völkerbewegung ausgebrochen wie jene früheren, aus denen ihr eigenes Glück hervorgegangen, ferner, daß im Westen die europäische Politik ausgebildet worden ist, jene Eifersucht, mit der jeder von unsern Staaten alle andern bewacht und alle jeden einzelnen: diese hat ihnen in ihren größten Gefahren immer Verbündete und Rettung gewährt. Dennoch scheint von Zeit zu Zeit die türkische Herrschaft auf europäischem Boden ihrem Ende nahe. Im Jahr 1821 begann eine besonders starke Erschütterung; die Griechen empörten sich. Schon längst im Besitze des meisten türkischen Handels, waren sie auch in Besitz einer Seemacht gekommen, besonders auf Psara, Hydra, Spetzia und andern Inseln. Die Bildung des 18. Jahrhunderts hatte gleichfalls auf sie gewirkt, so daß sie der Heldenthaten des Alterthums sich erinnerten und daß schon 1814 eine Hetärie oder Bundesbrüderschaft unter Gleichgesinnten entstanden war. Als daher die Empörung ausbrach, scheiterte sie wohl an der Donau, wo nur wenig griechisches Blut in der gemischten Bevölkerung vorhanden ist, aber in Hellas hatte sie, von den Abendländern aus Verehrung altgriechischer Kultur und im Gefühle für Selbständigkeit eigenthümlicher Völker unterstützt, glücklichen Erfolg. Nach mancherlei Kämpfen und Verhandlungen mußte die osmanische Pforte sich fügen und noch zufrieden sein, nur den südlichen Theil Altgriechenlands zu verlieren, der zu einem eignen Staate erhoben wurde und den baierischen Prinzen Otto 1832 zum König erhielt. Dies war ein Verlust, der noch größere befürchten ließ, wenn nicht die Ursache der innern Schwäche des Türkenreichs beseitigt würde. Die Masse der christlichen Unterthanen, als Rajah, d. i. Herde bezeichnet, nicht im Besitze bürgerlicher Rechte, der Gnade der Sieger unterworfen und willkürlich besteuert, mußte mit der muhammedanischen Herrschaft endlich ausgesöhnt, die Rechtspflege und Besteuerungsweise in diesem Sinne geändert, und das Kriegsheer nach europäischer Art umgebildet werden. Mit dem letzteren begann Mahmud II., indem er schon 1826 das trotzige Janitscharencorps gewaltsam auflöste. Andere Neuerungen reiheten sich daran. Der Hattischerif von Gülhane (kaiserlicher Erlaß aus dem Serail) im Jahre 1839 verkündete, daß eine Gleichstellung der Christen mit den Moslemin angebahnt werden sollte. Und als Sultan Abdul Medschid gegen den plötzlichen Einbruch der Russen durch die kräftige Hilfe der Engländer und Franzosen (Kampf in der Krim) siegreich vertheidigt und sein Reich vor der Zerstückelung bewahrt worden, erneuerte und verstärkte er jene Verkündigung durch den Hati-Humaium (d. i. erlauchte Schrift, allerhöchste Willensäußerung) von 1856. Wie es scheint, liegt es auch in des jetzigen Sultans Abdul Aziz (seit 1861) Absichten, das gegebene Edikt auszuführen, trotz der entschiedenen Abneigung der Osmanen und trotz der Hindernisse, die bei der durchaus verkehrten, auf dem Korān basirten Staatseinrichtung der Türkei schwer zu beseitigen sind; deshalb ist er eben auch anscheinend ebensowenig im Stande, der im Innern herrschenden Zersetzung und allmählichen Auflösung des Türkenreiches zu steuern. Er konnte nicht verhindern, daß sich die beiden Donaufürstenthümer, entgegen den Bestimmungen des Pariser Friedens, als Rumänien unter einem fast souveränen Fürsten vereinigten; ebenso ist sein Feldherr Omar Pascha nur mit Aufbietung aller türkischen Streitkräfte im Stande gewesen, die Erhebung der Candioten (1866/68) zu unterdrücken, welche, durch Zuzüge griechischer Freischaren unterstützt, Abschüttelung der türkischen Herrschaft und Vereinigung mit Griechenland anstrebten.

1) Das jetzige Königreich Griechenland.

Größe: 910 Q.-M. Einwohnerzahl: 1,458000. Bevölkerungsdichtigkeit: 1602 E. auf 1 Q.-M.

Die Bewohner gehören mit geringen Ausnahmen zum griechisch-christlichen Bekenntnisse und halten sich für die Abkömmlinge der Altgriechen, sind aber durch verschiedene zahlreiche Einwanderungen während des Mittelalters stark mit anderen, namentlich auch slavischen Elementen vermischt, obgleich die Sprache, vor allem die seit den Freiheitskriegen durch regeres nationales Leben gepflegte Schriftsprache, ihr griechisches Gepräge bewahrt hat. Namentlich glauben die Mainotten, Bergbewohner des Taygetus, daß die Lacedämonier ihre Vorfahren gewesen. Ungefähr 1/4 Mill. Albanesen, deren Vorfahren vor ein paar Jahrhunderten aus Epirus und Illyrien eingewandert, leben theilweise verbrüdert und vermischt mit den Griechen, theils aber auch noch inselartig und unvermischt zwischen der griechischen Bevölkerung (im nördl. Peloponnes, bei Athen) im Lande; die jetzige sogenannte griechische Tracht soll albanischen Ursprungs sein. — Nur einem kleinen Theil des von Griechen bewohnten Landes gelang es im Befreiungskriege (1821—28), die türkische Herrschaft abzuschütteln, und zwar demjenigen Theile, der durch seine waldlosen, nackten Gebirge, durch seine tobenden Sturzbäche, die zu anderer Jahreszeit wieder fast ganz eintrocknen, durch seine steinigen Heiden und versumpften Flächen am wenigsten dazu geeignet ist, die Grundlage eines lebensfähigen Staatswesens zu sein, während die nördlichen fruchtbareren Landschaften, sowie die Insel Kreta, bei der Türkei verblieben; man spekulirt deshalb auf den Verfall des türkischen Reiches, man träumt von Wiederaufrichtung einer großen byzantinischen Macht. Dazu kommt, daß die hervorstechendsten Eigenschaften des Nationalcharakters der Neugriechen, einerseits allerdings Nationalstolz, Freiheits- und Vaterlandsliebe, rascher Verstand und reges Gefühl fürs Schöne, anderseits aber auch Vorliebe für Parteigetriebe und Intriguenspiel, Geldgier, Unredlichkeit und Verlogenheit, sowie Gleichgiltigkeit gegen höhere Bildung, durchaus nicht dazu beitragen, die Hindernisse eines wahren Aufschwungs, die in der gegenwärtigen Beschaffenheit von Grund und Boden liegen, zu überwinden. Anfänglich Republik, wurde Griechenland 1832 ein Königreich, zu dessen Herrscher der baierische Prinz Otto gewählt wurde; während seiner 30jährigen Regierung war es demselben, trotz des besten Willens, jedoch nicht gelungen, der schwierigen Verhältnisse Herr zu werden. Das unruhige, neuerungssüchtige Volk, welches an Otto die Erfüllung seiner hochfliegenden Pläne geknüpft hatte, sah sich bald getäuscht in seinem friedliebenden Könige, der, wenig ehrgeizig und thatkräftig, seine Hauptaufgabe darein setzte, in dem durch Parteiungen zerrütteten und in seinen Finanzen

gänzlich herabgekommenen Lande Ruhe und Ordnung herzustellen. Die Friedenspolitik des Königs fand beim Volke wenig Anerkennung, es entstand Unzufriedenheit mit dem deutschen Regimente, man verlangte offen nach einem neuen Könige, welcher die auf die Zerstückelung des Türkenreiches gebauten Hoffnungen zu erfüllen geneigt und im Stande sei; es bildeten sich Verschwörungen, in den Hauptstädten (Nauplia, Athen, Patras, Korinth) entstanden Aufstände, die nicht vollständig unterdrückt werden konnten und die K. Otto veranlaßten, dem undankbaren Lande (1862) den Rücken zu kehren. Nachdem mehrere Fürsten die Krone abgelehnt hatten, gelang es endlich den Griechen, durch Englands Vermittlung in dem damals 18jährigen dänischen Prinzen Georg (1863) einen König zu finden, dessen Bemühungen, der herrschenden Anarchie zu steuern, bisher etwas glücklicher gewesen zu sein scheinen, als die seines Vorgängers. Damals willigte England auch ein, daß die wohlangebauten und durch Handel und Verkehr bedeutenden jonischen Inseln, die seit 1815 eine Republik unter englischem Schutz gebildet hatten, mit Griechenland vereinigt wurden, wodurch dieses eine wirkliche Bereicherung erfuhr. — Es gibt in Griechenland etwa 800 Volksschulen, in mehreren Städten höhere Unterrichtsanstalten, auch 1 Universität; doch ist im allgemeinen die Volksbildung noch sehr schlecht bestellt, und das Räuberunwesen (Klephten) steht sogar noch mehr in Blüte, als in Ungarn und Italien. — Man beabsichtigt eine Durchgrabung des korinthischen Isthmus, eine Austrocknung des versumpften Kopaissees 2c.; da es aber an eigenen Capitalien im Lande vollständig fehlt und der Staat nur sehr geringen Credit besitzt, so können diese und ähnliche Unternehmungen nur von Ausländern ausgeführt werden.

Die Nordgrenze des Staates wird durch die Baien von Volo und von Arta gebildet; eingetheilt ist der Staat in 13 Nomarchien oder Kreise, von denen die meisten wieder aus mehreren Eparchien oder Bezirken bestehen. Die Verfassung des Landes ist eine konstitutionelle, das Königthum sehr eingeschränkt; die gesetzgebende Gewalt theilt der König mit einem Abgeordnetenhause (Bule) und einem Senate (Gerusia). Wir gehen das Land nach seinen geographischen Hauptbestandtheilen durch.

a) Morea, mit 645000 Bew. Vorm Befreiungskriege war der Hauptort das arkadische Tripolitza, das seit 1828 wieder aus den Trümmern ersteht. Jetzige Hauptstadt Moreas ist Nauplia oder Napoli di Romania in Argolis, mit Hafen, Citadelle und 6000 E. Nicht weit davon blühet das alte Argos, dessen Häuser fast allzumal in Gärten liegen, wieder auf. Neu-Malvasia oder Mengesche, sonst Epidaurus, auch an der Ostküste Lakonikas, wo der Malvasier Wein. Kalamata, eine Hafenstadt Messenes in ungemein warmer und schöner Lage; neben hohen Cypressen, auch Dattelpalmen, deren Früchte manchmal reifen. Navarino in Messene, dessen trefflicher Hafen von der Insel Sphakteria geschirmt wird; Codrington siegte dort über die ägyptische Flotte 1827 den 20. October. — Unweit der spärlichen Trümmer Spartas war im Mittelalter der Ort Mistra entstanden. Da auch dieser im Befreiungskriege

verwüstet war, kam man 1834 auf den Gedanken, noch näher der Stelle des alten ein neues Sparta anzulegen, das bereits 1400 E. hat; die Ufer des Eurotas, von baumhohen Oleandern eingefaßt, die Dörfer zwischen Feigen, Oliven, Maulbeeren, Citronen und Orangen versteckt, und der Blick unter den belaubten Bäumen nach den $^2/_3$ des Jahrs beschneiten Gipfeln des Taygetus sind aber auch gar zu einladend. — Korinth, im letzten Kriege und 1858 durch Erdbeben beinah ganz zerstört; nur die herrliche Aussicht von Akrokorinth ist geblieben. Patras mit 26000 E., Festung und Hafen am korinthischen Golf, amphitheatralisch aufsteigend, von der Höhe Blick über den Golf nach dem Parnaß, wie bei uns über den Bodensee nach dem Säntis.

b) Rumelia (zur Zeit der Türkenherrschaft Livadia), das ehemalige Mittel-Hellas, mit 450000 Bew.; worin: Livadia (Lebadea), westlich von Topoliassee. Lepanto (Naupaktos) mit Hafen; der berühmte span. Schriftsteller Cervantes machte die Schlacht von 1571 mit. Auch hier hatten die Türken Schlösser zur Beherrschung des Eingangs in den Busen von Korinth angelegt (Straße der kleinen Dardanellen). Die Wasserfestung Missolunghi, inmitten von sumpfigen Reisfeldern, 1826 nach hartnäckiger Vertheidigung von den Türken zerstört, hebt sich wieder; 2 Jahre früher starb dort der englische Dichter und Griechenfreund Lord Byron. Athen, zur Türkenzeit ein elendes Landstädtchen von 8000 E., während des Befreiungskrieges in einen Schutthaufen verwandelt, erhebt sich als königl. Residenz immer mehr und ist nun, zwischen den Trümmern des Alterthums, eine moderne Stadt im vollsten und schlimmsten Sinne des Wortes. Sie hat neue Straßen und Kirchen, ein Obergericht, Lehrerseminar, Gymnasien und andere Schulen, sogar Mädchenschulen, ferner eine Bibliothek, Druckereien, Journale und (mit Einrechnung von 15 Vororten) 48000 E. Die Universität ist der geistige Mittelpunkt des gesammten Griechenvolkes. Unter den Gebäuden ragt besonders das von Gärtner erbaute königl. Schloß hervor. Die Akropolis liegt außerhalb des jetzigen Stadtumfangs, ihre herrlichen Ruinen hat man möglichst gesäubert. Propyläen; Erechtheum, Parthenon, Theseustempel. Die Gegend umher ist dürr und reizlos. Die Hafenstadt Piräeus ist gleichfalls wieder erstanden und durch eine von Engländern gebaute Eisenbahn mit Athen verbunden; 11000 E. Eleusis ist als ärmliches Fischerdorf noch vorhanden.

c) Inseln, mehr als 40 an der Zahl, mit zusammen 342000 Bew. Negroponte oder Euböa, ehmals Athens Kornkammer, ist die größte, im nordwestlichen Theil besonders fruchtbar und schön. Die baumlosen Gebirgsstriche im Innern sind von Schipataren oder Albanesen bewohnt. Der Hauptort Egribo oder Euripus hat ein wunderlich türkisches Aussehen, umzirkt von dicken ausgezackten Mauern und mächtigen Thürmen, im Innern noch mit Moscheen und Minaretten. Im Verhältnis weit bevölkerter sind die 2 Inselchen an der argolischen Küste, also zu Morea gehörend, Hydra und Spetzia; die Bewohner sind Albanesen, im Besitz von mehreren hundert Schiffen, treiben Handel und sind als kühne Seeleute bekannt; das schöne Städtchen Hydra ist ein lebhafter Handelsort. Unter den Cykladen gilt Andro gegenwärtig für die angenehmste und fruchtbarste, aber Hermupolis auf Syra ist Knotenpunkt des gesammten levantinischen Schiffahrtverkehres und hat 21000 E. Die berühmten Marmorbrüche von Paro sind erschöpft, sein Hafen ist versandet. — Cerigo (Kythera), sonst zu den jonischen Inseln gerechnet, bildet jetzt nebst den umliegenden Inseln eine besondere

Eparchie der Nomarchie Argolis und Korinth. — Im Westen die jonischen Inseln mit größtentheils griechischen Bewohnern, unter denen sich während langer venetianischer Herrschaft, die erst mit dem Erlöschen der Republik Venedig endigte, auch italische Sprache verbreitet hat. Corfu oder Korphús (Kerkyra der Alten), die nördlichste, mit ausgezeichnetem gleichnamigen Hafen an der Ostküste, der ein Stationsplatz aller zwischen den Häfen des Adriameeres und der Levante verkehrenden Schiffe ist und 24000 E. zählt. Leukadia oder Santa Maura. Südlich davon Theaki (das alte Ithaka) und Kephalonia, einst die bedeutendsten Inseln im Reiche des Odysseus. Zakynthos (Zante) ist durch seine Fruchtbarkeit seit alten Zeiten berühmt („Blume der Levante") und liefert besonders viele Korinthen; der gleichnamige Hauptort an der Ostseite der Insel hat 20000 E.

2) Europäische Türkei.

Das gesammte Türkenreich in Asien, Afrika und Europa wird auf 93600 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 43 Millionen geschätzt. Davon enthält der europäische Theil, der im S. an Griechenland, im NW. an Dalmatien, im N. an die ungarischen Länder, die Bukowina und an Rußland grenzt, 9370 Q. M. mit 16¹/₂ Mill. Bew. — Rechnen wir aber die Schutzstaaten Serbien, Rumänien und Montenegro ab, so befiehlt der Sultan in Europa nur über 6302 Q.-M. und 10¹/₂ Mill. Köpfe. Bevölkerungsdichtigkeit: 1667 S. auf 1 Q.-M. Mit den 16⁴/₁₀ Mill. Asiens zählt also sein Reich nicht ganz 27 Mill. Unterthanen; denn der Gehorsam der Vasallenländer in Afrika ist sehr unsicher.

Was die Abstammung der 10¹/₂ Mill. Unterthanen betrifft, so sind sie über die Hälfte Slaven oder slavisirte Stämme: eigentliche Slaven sind die Bosnier (Serben), Herzegowiner und Montenegriner; die Bulgaren, etwa 4 Millionen, sind ein seit 500 n. Chr. von NO. her eingewandertes, den Magyaren verwandtes finnisches Volk, seit 800 dem griechisch-katholischen Bekenntnis zugethan und sprechen jetzt einen slavischen Dialekt; sie wohnen am dichtesten zwischen Donau und Balkan, sind aber auch in Thracien und Macedonien stark verbreitet, in die panslavistische Propaganda tief verflochten und verlangen ähnliche Autonomie, wie die Rumänen und Serben sie haben. 1 Mill. Griechen theils auf den Inseln, theils an den Küsten von Thessalien, Macedonien und bis Konstantinopel; 1¹/₂ Million Albanesen hauptsächlich an der Westküste in ihrem Stammlande Illyrien-Epirus, doch auch in Thessalien ꝛc. zerstreut; 400000 Armenier als betriebsame Kaufleute oder als Lastträger ꝛc., besonders zahlreich in Konstantinopel und in andern größern Städten; 500000 Tscherkessen und Tschetschenzen, die seit 1864 ihre Kaukasusheimat verlassen haben und von der türkischen Regierung theils in Kleinasien, theils aber auch am Balkan zwischen den Bulgaren, am Scharbagh zwischen den Serben ꝛc. an-

gesiedelt wurden; Tataren, besonders aus der Krim (Nogai-Tataren) in die Dobrudscha (östl. der untersten Donau) eingewandert, auf niedrigster Kulturstufe stehend; Deutsche finden sich als Handwerker in allen größern Städten und auch in ein paar Ackerbaukolonien in der Dobrudscha; die Zahl der Juden ist nicht groß und die der Zigeuner nicht gering, beide sind nordwärts der Donau zahlreicher. Das herrschende Volk, die osmanischen Türken, mußte sich bei seiner verhältnismäßig geringen Zahl (1—1⅓ Mill.) darauf beschränken, nur die wichtigsten Punkte des Landes in Thracien (Rumili), Macedonien, Thessalien, Bosnien und auf den Inseln zu besetzen; sie sind stark im Zurückweichen begriffen: in Rumänien sind keine Türken mehr, Belgrad und Serbien haben sie aufgegeben, aus der Bulgarei ziehen sie sich mehr und mehr zurück; sie fühlen eben, daß sie von der europäischen Kultur besiegt sind. Ueberhaupt haben sie sich in Europa nie zu Hause gefühlt und ihre europäischen Besitzungen nur als zeitweilig bezogenes Feldlager betrachtet; gläubige Türken lassen sich gegenüber Konstantinopel auf dem großen Kirchhofe in Kleinasien begraben, um in geweihter, heimischer Erde zu ruhen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Türken manche schöne Eigenschaft aus ihrer Heimat mitgebracht haben: Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Biederkeit, Nüchternheit, Gefühl der persönlichen Würde: Tugenden, die man bei dem ihnen bisher unterworfenen, meist sehr verkommenen Gemisch sogen. christlicher Völker vergeblich suchen würde. Auch das ist gewiß, daß die Türken bisher die beste politische Polizei an der untern Donau geübt und sie allein es verstanden haben, die kleinen Raufbolde von Völkerschaften in Raison zu halten; seit ihrer Zurückdrängung vom Strome sind die slavischen Stämme auf der Balkânhalbinsel eine permanente Gefahr für den europäischen Frieden geworden. Aber da der Korân die Grundlage ihrer staatlichen, rechtlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen ist, so befinden sie sich oft in schroffem Gegensatze zur europäischen Bildung und den Bedürfnissen der Gegenwart.

Außer den Osmanlis bekennen sich aber noch viele Bosnier und Albanesen zum Islam, so daß es etwa 5 Mill. Muhammedaner im Lande gibt; die übrige Bevölkerung ist christlich, meist griechisch-orthodox, theilweise armenisch oder auch römisch. Als die Osmanen das Land eroberten, fiel alles Grundeigenthum dem Staate, den Moscheen und den Lehenskriegern anheim; die Lehensträger (Zaims) bilden aber keinen Erbadel, denn alle Moslemin sind einander gleich, und freigegebene Sklaven erlangen oft die höchsten Würden. Ursprünglich hatten im türkischen Reiche nur die Bekenner des Islam volle Rechtsfähigkeit. Die Ungläubigen (Rajah), der Gnade und Willkür des Siegers unterworfen, bebauten den ihnen zur Nutznießung überlassenen Grund und Boden nicht als ihr Eigenthum, derselbe war vielmehr Eigenthum des Staates, sie wurden 5—10mal so hoch besteuert als die Gläubigen des Korân und waren nicht fähig, Kriegsdienste zu leisten. Durch den Hattischerif von

Gülhane (1839) sind aber die Nichtmuhammedaner den Muhammedanern rechtlich fast gleich gestellt, insofern derselbe allen Unterthanen des Sultāns vollkommene Gewährleistung ihres Lebens, ihrer Ehre und ihres Eigenthums, regelmäßige Besteuerung und regelmäßige Aushebung zum Militärdienste in Aussicht stellt. Allerdings blieben diese Zusicherungen zum Theile nur auf dem Papiere stehen, und der Hati-Humainum von 1856 mußte deshalb die Aufrechthaltung dieser Verheißungen und eine Reihe anderer Reformen in Aussicht stellen, deren Verwirklichung größtentheils der Zukunft noch vorbehalten bleibt. Daß ein großer Theil des Bodens im Besitze der Moscheen und geistlicher Stiftungen und daher schlecht verwaltet ist, ist nicht minder ein Uebelstand für das Land, wie die Thatsache, daß infolge rücksichtsloser Ausrottung der Wälder eine der Hauptbedingungen nachhaltiger Fruchtbarkeit weggefallen ist, abgesehen davon, daß jener Umstand die Geistlichkeit als eine bedeutende politische Macht erscheinen läßt, die einer Umgestaltung der Verhältnisse im Sinne abendländischer Einrichtungen feindlich entgegensteht. Doch bekunden zahlreiche Thatsachen, daß der Geist des Hattischerif von Gülhane den Grundgedanken der heutigen Pfortenregierung bildet, ein Geist der Gerechtigkeit gegen alle Bewohner des Reiches, ein Geist der Humanität und des Fortschritts, allerdings oft im Kampfe mit vielhundertjährigen Vorurtheilen, mit Unbildung und Gewaltthätigkeit, mit Rassenhaß und Religionsverfolgung.

Der Sultān (Padischah, d. i. Großherr) ist höchstes geistliches und weltliches Oberhaupt, bei allen Sunniten als Chalif geltend, seine Würde in der Familie Osmans in der Weise erblich, daß stets das älteste männliche, auf dem Thron geborene Glied der kaiserlichen Familie der rechtmäßige Beherrscher des Reiches wird. Um der Wirkung dieses nun seit 5 Jahrhunderten geltenden Gesetzes zu entgehen, griffen die Sultāne, die den Thron in der Regel nicht ihren Söhnen, sondern ihren Brüdern zu hinterlassen hatten, bei ihrer Thronbesteigung gar häufig zum Brudermord, so daß seit Muhammeds II. Zeit auch dieser eine Art Hausgesetz der Dynastie wurde; und der gegenwärtige Sultān soll sich mit dem Plane tragen, die Erbfolge im Sinne der Primogenitur zu regeln, was unter Umständen zu einem bedenklichen, folgenschweren Ereignisse für das Reich werden kann. Der Staatsrath des Sultāns heißt Diwān, doch hat auch das Ulema großen Einfluß. Der Diwān besteht aus: Großwessir oder Stellvertreter des Monarchen; Scheich-ul-Islam; Reis-Effendi Minister des Auswärtigen, der den Dragoman der Pforte (d. i. Hofdolmetscher) unter sich hat; Kiaja Beg Minister des Innern; Tschausch Baschi Minister der Justiz und Polizei; Defterdar Schatzmeister; Kapudan Pascha Großadmiral und Marineminister, Seraskier Kriegsminister und einigen andern hohen Beamten. Ist der Wessir abwesend, so versieht ein Kaimakan seinen Platz. — Das Corps der Ulema besteht aus den höhern Geistlichen, die zugleich (denn im Korān sind auch Rechts- und Polizeivorschriften) Rechtskundige sind und vorher das Amt eines Muderri, d. i. eines Professors bekleidet haben. Ihr Oberster ist der Großmufti oder Scheich-ul-Islam, unter ihm die 3 Kadileskier (oberste Richter für Europa, Asien und Afrika), die Muftis (berathende Gesetzgelehrte) in großen Städten, mehrere Kadis oder Richter, und die eigentlichen Geistlichen, nämlich die Scheiche oder Prediger, die Chatibs oder Vorbeter am Freitag, die Imans, die am Werktag vorbeten, Beschneidung, Trauung und Begräbnis besorgen; und die Derwische oder Mönche.

(Mollah ist ein Ehrentitel aller obern Richter. Scheich heißt soviel wie: Greis, Ehrwürdiger.)

Behufs der Verwaltung ist die europäische Türkei — ohne die Schutzstaaten — in 11 Ejalets oder Generalgouvernements eingetheilt, die wieder in Liwas oder Provinzen (und diese in Kazas oder Distrikte) zerfallen. An der Spitze eines jeden Ejalets steht ein Wali oder Generalgouverneur als Chef der Verwaltung, der nach dem Firman vom Januar 1853 das Recht hat, die Gouverneure der Liwas, die Mudire der Distrikte, die Mitglieder der Gemeinderäthe, sowie alle Polizei- und Civilbeamten seines Gouvernements unter seiner Verantwortlichkeit ein- und abzusetzen. — Die Heeresmacht des Reiches — ohne die Contingente der fast souveränen Schutzstaaten Rumänien, Serbien, Aegypten ꝛc. — wird gebildet: 1) durch das reguläre Heer oder den Nizam, bestehend aus Hauptcorps unter Muschirs, und diese aus Divisionen unter Feriks, 2) durch die Landwehr oder Redifs, zusammen etwa 200000 Mann; dazu kommen noch des Sultans Haustruppen (Garde) und 80 — 90000 Baschi-Bozuks oder irreguläre Truppen, Tataren der Dobrudscha ꝛc. Sicher ist die Vertheidigungsfähigkeit des Staates eine geringe, und die Festungen finden sich alle in vernachläßigtem Zustande, wohl keine einzige fähig, den vervollkommneten Geschützen der Gegenwart längere Zeit zu widerstehen.

Für wissenschaftliche Bildung geschieht etwas in neuester Zeit, für Volksunterricht noch wenig, überhaupt steht die geistige Kultur im Türkenreiche auf einer ziemlich niederen Stufe; Mädchenschulen gibt es, wie überhaupt unter den Orientalen, noch nicht. Die Druckerei zu Konstantinopel wird immer wirksamer. Der Türk, unwissend und stolz, verachtete bisher die andern Nationen sammt ihrer Kultur, und betreibt noch immer nur eine bildende Kunst, die Architektur; Malerei wird zu Verzierungen und Arabesken angewandt, und die Musik ist nichts als ein rauschender Lärm. Was Gewerbthätigkeit betrifft, so findet man in der Türkei gute Lederbereitung (Saffian, Kordnan), Färbereien mit türkisch Roth, Säbelfabriken und weniges sonst. — Das Schlagwort vom „kranken Mann", welches Zar Nikolaus einst mit schlauer Berechnung in die Welt geworfen und welches seit dieser Zeit so oft gläubig und verständnislos nachgebetet wurde, ist nicht ohne alle Berechtigung: es ist unleugbar, die osmanische Herrschaft geht ihrer Auflösung entgegen, die herrschende Rasse ist in einer Abnahme begriffen, welche sich durch nichts aufhalten läßt. Die Mehrzahl der europäischen Staaten — Rußland natürlich ausgenommen — hat indes an der Erhaltung der Türkei ein Interesse und wäre es auch nur, wie Fuad Pascha sich äußerte, die Bändigung der Slavenstämme am Bosporus. Aber die Balkanhalbinsel zu reorganisiren, dazu sind die Osmanen wohl nicht mehr fähig. Ein großer Theil dieser wahrhaft fruchtbaren Sendung muß dem großen Donaureiche — Oesterreich-Ungarn — zufallen, das aber diese Aufgabe natürlich nur dann erfüllen kann, wenn es, neben einem befriedigten, zum Rechtsstaat ausgebildeten Ungarn, geordnete Zustände in den Erbländern besitzt und sich im Innern auf freiheitlicher Basis genügend gekräftigt hat. Es ist das jene Politik, die der große Eugen vor bald 2 Jahrhunderten nach dem Sieg von Zenta inauguriren wollte, als er seinen Zug ins Herz von Bosnien unternahm; sie mußte damals scheitern, weil das vom Blute der Eperieser Schlachtbank triefende Oesterreich und das in eigener Calamität befindliche Reich weder den Willen

noch die Kraft in sich trugen, eine civilisatorische Mission unter den türkischen Rajahs zu übernehmen. Aber kommen wird der Tag, wo jener Staat an die Erfüllung dieser Aufgabe wird treten müssen. Nun, die Kultur folgt den Strömen, und durch deutsches Blut — deutsche Heere unter deutschen Führern — ward ja auch Ungarn den Türken wieder abgerungen!

Die Unterthanenlande.

Wir betrachten sie nicht nach Ejalets, sondern nach den Ländern, deren Namen geschichtliche Bedeutung hat.

a) **Rum Ili** oder Romanien (Thracien). Hauptstadt Konstantinopel (Stambul) oder Byzanz am Bosporus und Marmarameer. Einwohnerzahl: 1 Million, wovon nur ²/₅ Moslemin, das übrige Griechen, Armenier, Russen, Walachen, Zigeuner, Juden, „Franken" oder Abendländer. Die Griechen wohnen in dem Stadtviertel Fanar, die Franken jenseit des goldenen Horns in den Vorstädten Pera und Galata. Die Lage Konstantinopels ist außerordentlich günstig und zugleich sehr schön, sein Anblick von außen feenhaft, im Innern ist es schmutzig und moderig. Unzählige Kuppeln und Minarette, denn man zählt 480 Moscheen. Straßen eng, krumm und schmutzig, wo einzelne Paläste und eine Menge elender hölzerner Häuser und Hütten, die öfters abbrennen. Es gibt auch christliche Kirchen und viele Hospitäler, Kaffeehäuser, Bäder, Opiumbuden, Irrenhäuser, Chans oder Herbergen für Kaufleute, und selbst verödete Raublöcher. Sehenswerth ist der Bazar (Kaufhaus), aus vielen Säulenhallen und Gewölben bestehend. Die Stadtmauern sammt ihren 548 Thürmen sehen zerfallen aus, wie auch das ehmalige Staatsgefängnis der 7 Thürme (Jedi Kule) morsch wird und nur noch 3 Thürme hat. Groß, eine Stadt für sich, ist das von hohen Mauern und Thürmen umgebene Seray oder Serail, dessen Haupteingang die hohe Pforte heißt; es enthält die Paläste des Großherrn, seiner Frauen, seines Wessirs und Hofstaats, mit schönen Gärten und Aussicht über die Gewässer zur asiatischen Küste. Von besonderem Interesse ist die Sophienmoschee (Hagia Sophia), deren Halbmond sich in 2 Meeren spiegelt. Unter dem Sammelsurium der Bevölkerung Konstantinopels („Spucknapf der Welt") befinden sich auch 8000 Deutsche, die durch Biederkeit, Emsigkeit und Ausdauer sich vor anderen Fremden vortheilhaft auszeichnen.*) Sie unterhalten 3 deutsche Schulen, haben besondere deutsche Vereine, ja auch ihre deutschen Bierkneipen; alles redliche Gewerbe ist in ihren Händen (Tischler, Kunstdrechsler, Tapezierer, Schlosser 2c.), während die Italiener bloß Spitzbüberei, die Franzosen nur Frivolität und Unsittlichkeit hieher verpflanzten; ja selbst bei den Türken ist volle Sympathie nur für die Deutschen. — Ferner 2 große Städte an der Maritza, beide durch Handel und Industrie in Seide, Baumwolle und Wolle bedeutend, nämlich: Philippopel oder Filibé mit 50000, und Adrianopel oder Edirné mit 100000 Einw. — Am Hellespont: Gallipoli mit 50000 Einw. Die Darda-

*) Ueberhaupt ist in den untern Donauländern — wie auch an der mittleren Donau, s. S. 264 — eine stetige Zunahme der deutschen Bevölkerungselemente wahrzunehmen.

nellen, 2 alte und 2 neue, sind (zerfallende) Castelle am Hellespont, 2 auf der europäischen und 2 auf der asiatischen Seite.

b) **Macedonien**, worin: Salonichi mit 85000 E., Sitz abendländ. Consuln, eines griechischen Erzbischofs ꝛc. Viel Gewerbthätigkeit, nach Konstantinopel die wichtigste Handelsstadt des Reiches, deren Bedeutung noch zunehmen wird, wenn erst die Eisenbahnverbindung mit den ungarisch-österreichischen Bahnen hergestellt sein wird. Macedonischer Tabak wird besonders viel ausgeführt, in neuerer Zeit auch Baumwolle, seit man während des nordamerikanischen Krieges für vermehrte Baumwollenkultur im Thale des Vardar gesorgt hat. Seres 30000 E. mitten in Baumwollfluren. Das Gebirg Athos ist besonders merkwürdig wegen seiner 22 griechisch-orthodoxen Klöster nebst 500 Kapellen und Einsiedeleien mit mehr als 3000 Mönchen, die Ackerbau und Gewerke treiben und 11 Dörfer besitzen. Seit 400 Jahren genießen sie schon den Schutz des Sultāns, sind stark ummauert, und dürfen sogar christliche Soldaten halten.

c) **Thessalien**, worin Larissa am Salambria mit 25000 Einw., und Tirkhala, Hauptstadt des gleichnamigen Ejalets.*)

d) **Albanien**, besteht aus Epirus im Süden und Illyrien im Norden. Unter römischen Kaisern soll albanisch Volk von der Südseite des Kaukasus hieher verpflanzt sein, daher der Name und die nicht bloß aus griech., illyr., latein. und slavon., sondern auch aus unbekannten Wörtern gemischte Sprache. Die Albanesen sind theils Christen, theils Moslems und stolz auf ihre Krieger als Palikaren, d. h. Tapfere. Janina (Joannina) mit 25000 Einw. am gleichnamigen See und Skutari oder Skodra im Norden sind Hauptstädte, jene in Epirus, diese in Illyrien. Bitolia od. Monastir in einer Ebene am Pindus, Hauptort des Ejalets Rumili, ist eine schmutzige Stadt, doch als Kreuzpunkt des innern Karawanenverkehrs wichtig (15000 Einw.). Griechische Kaufleute von hier, und von der benachbarten Stadt Ochrida am gleichnamigen See, kommen oft zur Leipziger Messe. Kroja in der Geschichte Skanderbegs berühmt. Das kleine Volk der Sulioten, das über 1½ Jahrhundert sich fast unabhängig in der Gebirgswildnis am schwarzen, reißenden Wasser des Acheron, südwestlich von Janina, erhielt und die Heldenfamilie Bozzari zu den Seinigen zählte, war ein griechisch-albanisches. Es gibt auch ein Gebiet freier Albanesen, südlich von Montenegro, unter einem erblichen Häuptling, der aber von der Pforte Besoldung zieht. Als römisch-katholisch stehen sie mit dem griechisch-christlichen Montenegro im Gegensatz. Der Hafen von Durazzo (Drasch, Epidamnus) ist jetzt versandet.

e) **Bosnien**, nebst Herzegowina, türkisch Dalmatien und türkisch Croatien oder Kraina. Waldiges Gebirgsland, in den Thälern Anbau von Mais, Weizen, Roggen, Hafer, Gartengemüsen, in der Herzegowina, die mehr südeuropäischen Charakter hat, Sago, Reis, Tabak, Wein, Südfrüchte, Zucker, hie und da auch der Oelbaum; doch mehr Viehzucht als Landbau. Reichthum an Metallen, der jedoch wenig ausgebeutet wird. Mangel an Verkehrswegen. Die Bosnier reden dieselbe Sprache wie die

---

*) Am Abhange des Ossa wehrte ein hellenisches Montenegro die Verwüster durch Jahrhunderte ab und bildete einen kleinen, fast unabhängigen Freistaat, eine Arbeiterrepublik mit entwickelter Industrie und bedeutendem Handel, besonders nach Wien: Ambelakia; jetzt ist die ehemals so gewerbfleißige Stadt durch den Krieg und durch die Einfuhr englischer Fabrikate fast verarmt.

eigentlichen Serben; während aber in Serbien mit der Auflösung des serbischen Reiches die Lehnsherrschaft des Adels zu Grunde ging, trat in Bosnien der Adel, um seine Vorrechte zu erhalten, zum Islam über, weshalb hier bis auf den heutigen Tag das muhammedanische Element, obgleich in der Minderzahl (32 % der Gesammtbevölkerung), das herrschende ist, weil es Gewalt, Grundbesitz und Reichthum so gut wie vollständig in sich vereinigt, während die christliche Bevölkerung im Durchschnitt sehr arm ist. Die Mehrzahl der Bevölkerung (51 %) sind griechische Christen. Das muhammedanische Element ist am stärksten an der serbischen Grenze vertreten und scheidet in einem breiten Gürtel das christliche Serbien von den vorwiegend christlichen Theilen Bosniens und der Herzegowina. Gegen die österreichischen Grenzprovinzen zu hat der Islam am wenigsten Wurzel gefaßt. Der römische Katholicismus (14 % der Bev.) ist von Dalmatien herübergekommen und hat sich naturgemäß an den beiden Hauptstraßen, die von Dalmatien in das Herz Bosniens führen, über Liwno und durch die Herzegowina über Neretwa, gehalten. Mit der Volksbildung sieht es, wie im ganzen Türkenreiche, so auch hier höchst elend aus; nicht 1/25 der Kinder besucht die Schule; unter 100 Christen können kaum 4 lesen oder schreiben. Die Hauptstadt Bosniens, der politische Mittelpunkt und der Schwerpunkt des Verkehrs und Handels ist Bosna-Serai oder Serajewo mit kaum 50000 E. Trawnik und Banaluka, letzteres im Thale der Wrbas, liegen nach NW., Fotscha nach SO.; jede dieser Städte hat 12—15000 E. Mostar, 18000 E., im Thale der Narenta, ist Hauptort der Herzegowina. Gradiska, Festung an der Save.

f) **Bulgarien**, nach den Bulgaren genannt, die, aus den untern Wolgasteppen kommend, mit den Slaven und den Resten der gräcisirten Eingebornen, den Mösiern, sich mischten (S. S. 268). Reiche Naturschätze warten hier noch der Hebung, unter welchen die in mächtigen Lagern vorkommende Steinkohle einst eine wichtige Rolle spielen wird. Den projektirten Eisenbahnen fällt hier eine große und wichtige Mission zu. Der auf unsern Karten vollkommen steril erscheinende Balkan ist nach Berichten neuer wissenschaftlicher Reisenden von zahlreichen quellreichen Thälern durchschnitten und selbst in bedeutender Höhe von einer fast ausschließlich christlich-bulgarischen Bevölkerung bewohnt. Zahlreiche Reste antiker Wohnstätten, griechisch-römischer Städte, Wasserleitungen 2c. Hauptstadt Sofia am Fuße des Witoschgebirges mit 30000 E.; an der Donau die Festungen Widdin (25000 E.), Ruschtschuk, Silistria (25000 E.). Tultscha am Beginne des Donaudeltas. Von Rassowa, von wo die Donau nordwärts, bis Kostendsche am Meere soll ein Schiffahrtskanal angelegt werden. Warna, Seefestung mit 26000 E. Schumna (Schumla) an der Balkanstraße mit 60000 Einw.

g) **Inseln**, die nicht zum jetzigen Neugriechenland gekommen, nämlich Thaso, Samathraki, Imbro, Limni und im S. das 153 Q.M. große Kreta oder Candia mit circa 150000 E., fast nur Griechen, die in jüngster Zeit vergeblich für ihre Unabhängigkeit und für die Vereinigung mit Griechenland gekämpft haben. Für 100000 Kolonisten wäre noch genug Platz.*) Kreta, das ganze Jahr hindurch grün, ist trotz

*) Ein venetianischer Census von 1577 ergab 219000 und 1658 soll diese Zahl auf 260000 gestiegen sein.

der türkischen Mißwirthschaft noch immer die schönste Insel des Mittelmeeres und reich an Produkten; ein Gebirg durchzieht sie, woraus der Ida sich bis auf 2457 m. erhebt. Hauptort: Megalokastron (Candia) mit 12000 E. (Die Inseln bei Kleinasien s. S. 510.)

Die Schutzstaaten

waren ehemals Provinzen der Türkei, sind aber jetzt so gut wie unabhängig.

a) **Serbien** 791 Q.M. und 1,319000 E. (S. S. 268). Dieses Fürstenthum, dessen Bevölkerung seit dem Jahre 1801 zuerst unter Kara Georg, dann unter Milosch Obrenowitsch um seine Freiheit gekämpft hat, wurde 1817 von dem letzteren, dem Befreier Serbiens, gegründet und 1830 auch von der Pforte als erbliches Fürstenthum und als selbständig anerkannt; nur ein unbedeutender Tribut ist an den Sultan zu entrichten. Türken dürfen vertragsmäßig nicht im Lande wohnen. Seit 1867 haben sie auch die Festung Belgrad, deren Besatzungsrecht ihnen bis dorthin noch zustand, geräumt. Die Regierungsgewalt des Fürstenhauses, dessen Erblichkeit nun auch von den europäischen Mächten anerkannt ist, ist durch eine Skupschtina oder Nationalversammlung beschränkt. Serbien hatte Verfassungskämpfe durchzumachen, wie vielleicht kein anderes Land in Europa, scheint nun aber allmählich zur Ruhe zu kommen. Die nach Ermordung des Fürsten Michael (1868) eingesetzte Regentschaft hat dem jetzigen Fürsten Milan Obrenowitsch IV. (1872) „einen fester als je stehenden Thron und ein politisch reformirtes, militärisch gestärktes und finanziell wohlbestelltes Land“ übergeben. Die Regierung leistet Anerkennenswerthes für Besserung der rechtlichen, ökonomischen und kommerziellen Verhältnisse des Landes, für wissenschaftliche Bestrebungen und für Volksunterricht. Ohne Zweifel sind die Serben der begabteste Zweig der Südslaven, und obwohl griechische Christen, stehen sie doch nicht unter dem Patriarchen von Konstantinopel; wenn aber exaltirte serbische Patrioten von der Errichtung eines großserbischen Reiches träumen, damit, „wenn der türkische Halbmond in Konstantinopel fällt, der serbische Falke am Bosporus kreise“; wenn das kleine Fürstenthum nicht ohne Komik die Protektormiene gegenüber den benachbarten „bedrängten Bruderstämmen“ übernimmt, obgleich nach dem eigenen Geständnis der Serben z. B. die österreichischen Südslaven ihnen in Entwicklung konstitutionellen Lebens und abendländischer Bildung weit voranstehen; wenn ganz offen die Losreißung von der Türkei gepredigt, die Großmannssucht im Volke angeregt und ihm auf der Balkanhalbinsel die Rolle aufgelogen wird, welche die Piemontesen in Italien spielten: so ist dahinter die russische (panslavistische) Agitation zu vermuthen, die sicher ist, daß, wenn nur erst die bis jetzt regierende Nation des osmanischen Reiches aus der Halbinsel verdrängt ist, die emanzipirten slavischen Völkerbrocken der Anziehungskraft des mächtigen Zarenreiches, das — wie der Jehovah der alten Juden — keine anderen Götter neben sich duldet, zu folgen sich gezwungen sehen werden — eine Aussicht, die Oesterreich-Ungarn, wie das Deutsche Reich in gleicher Weise auffordern muß, frei von christianisirender Sentimentalität und Romantik, in der sog. „orientalischen Frage“ auf dem Boden einer gesunden, das eigene Interesse voranstellenden Realpolitik Stellung zu nehmen. — Bezüglich der Vermehrung der Bevölkerung gehört Serbien zu den ersten Ländern Europas; denn von 1820—55 ist die Bevölkerung um 20 %, und von 1856—66 um 14 % jährlich angewachsen. **Belgrad** mit 25000 E., die jetzige Hauptstadt des Landes, auf einem langgestreckten Hügelzuge

zwischen Save und Drau; seit es von den Türken geräumt ist, hat es auch in seinem Aussehen gewonnen; Bildungsanstalten, Nationalbibliothek. **Kragujewaz** in der Mitte des Landes ist die alte Hauptstadt und der Hauptwaffenplatz für die serbische Armee.

b) **Rumänien** (**Walachei** und **Moldau**) 2197 Q. M. und 4½ Mill. Einw., nördlich der untern Donau, Getreide- und Wiesenländer, vor alters von Daciern bewohnt, die in 1½ Jahrhunderten ziemlich romanisirt wurden, und noch jetzt halb lateinisch trotz der Vermischung mit Slaven und byzantinischen Griechen (S. S. 268). Seit geraumer Zeit hatte jedes dieser beiden Länder einen Hospodar oder Herrn, den die Bojaren wählten und der Sultan bestätigte; die Hospodare hatten an die hohe Pforte Tribut zu zahlen. Als Bekenner der griechischen Kirche stand das Volk den Russen nicht zu fern. Um so leichter konnte sich der Zar in die Hospodarwahl einmischen und zuletzt den Ausschlag dabei geben. Die Zeit schien nahe, wo beide Länder russisch werden könnten. Die Niederlagen in der Krim haben dies vereitelt. Durch eine Revolution wurden beide Länder (entgegen den Bestimmungen der Convention von 1856) in ein Fürstenthum, und zwar ein erbliches vereinigt; der Fürst hat nur vom Sultan die Investitur einzuholen, einen geringen Tribut zu leisten und steht in einer Abhängigkeit weiter. Eine neue Revolution rief (1867) den Fürsten Karl von Hohenzollern als Herrscher ins Land, der sich bis jetzt vergebens abmüht, in die zerfahrenen und verkommenen Zustände Ordnung zu bringen. Die bürgerlichen Verhältnisse sind erbärmlich, die Bauern in tiefer Armuth und Verkommenheit, obgleich nicht ohne politische Rechte; die Schulbildung ist nicht besser als in den meisten Provinzen des Türkenreiches (etwa 8% können lesen oder schreiben). Die 5500 Familien der Bojaren und außerdem noch ein zahlreicher niedrer Adel (der 28. Mensch ist ein „Herr von") stellen die Nation vor. Bojaren (van boiêr=Herr, Besitzer) und Klerus sind steuerfrei. Es gibt 150000 Zigeuner im Lande. Daß die Straßen der Städte überhäuft sind von Schmutz, kümmert die Palastbewohner wenig, in Bukarest sind 12000 Equipagen, 40000 Luxuspferde, glänzende Läden mit Modewaaren und Delikatessen, aber die meisten Häuser sind Hütten; nirgends durchdringen sich „Putz und Schmutz" so sehr, als in walachischen Städten. Die Bojaren, von dem Firniß französischer Politur bedeckt, der aber fortwährend von der Roheit durchbrochen wird, saugen ihre ganze politische und sociale Weisheit aus den seichtesten französischen Geistesprodukten, die auf die hohlen, jedes Verständnisses baren Walachenköpfe wie Branntwein wirken; Kenner der Verhältnisse behaupten: solchen Grad von Nichtsnutzigkeit und Faulheit, wie er bei den Bojaren zu finden, halte nur der für möglich, der ihn mit eigenen Augen gesehen. Den Bauern, durch Jahrhunderte währende Leibeigenschaft nahezu verthiert, fehlt jeglicher Begriff für Gemeinde und Staat, und in Europa werden kaum Völkerschichten zu finden sein, die in Trägheit, in Mangel an Betriebsamkeit, Willenskraft und Menschenbewußtsein den rumänischen Bauern noch übertreffen. Ein Mittelstand, ein eigentlicher Bürgerstand, der dem Staatswesen aus dem ärgsten Wirrsal heraushelfen könnte, fehlt oder wird wenigstens durch den vom Nationalitätsprincip genährten Hochmuth niedergehalten. Die Rechtspflege ist schmachvoll. Und dieser Scheinstaat, ein Hohn auf jedes gesunde Völkerleben, besitzt eine Autonomie und eine Verfassung, die den freiheitlichsten Constitutionen der entwickeltsten abendländischen Völker nachgebildet ist! Und dieses mitleiderregende Völker-Mischmasch

läßt in seiner Einbildung die blödsinnigsten Welteroberungspläne reifen und träumt von der Errichtung eines großen „daco-romanischen" Reiches, zu welchem außer Rumänien wenigstens die Bukowina, Siebenbürgen und Ungarn bis zu den Tokayer Weingebirgen gehören müsse! — Den wohlhabenden Handwerker- und Baumeisterstand bilden die Deutschen, die Fabrikindustrie haben Franzosen und Engländer in Händen, die Handelsvortheile kommen Griechen und Juden zugute. Bukarest (Bukarescht) in der an Hilfsmitteln aller Art außerordentlich reichen Walachei, die durch die Aluta in die große (östliche) und kleine (westl.) geschieden wird; 142000 E.; Hauptstadt und Residenz. Dschurdschewo (Giurgewo), Ruschtschuk gegenüber, Hafen von Bukarest. Braila mit einer deutsch-evangelischen Gemeinde, wie sich deren noch 8—9 an der untern Donau finden, und 40000 (nach andern bloß 26000) E.; Hauptausfuhrhafen für Getreide. In der Moldau ist Jassy mit 90000 E. der Hauptort. Botoscharin, 37000 Einw., Ausfuhrplatz nach Oesterreich. Galatz, zwischen Pest und Sulina die größte Stadt an der Donau, Basis für Ein- und Ausfuhr, Geldmarkt; 90000 Einw. (nach andern Angaben nur 36000). Ismail im Delta.

c) **Montenegro** (italisch, slavisch: Zrnagora, deutsch: Schwarzgebirg, türkisch: Karadagh, jedoch bezeichnen die Türken mit diesem Namen jedes felsige und daher unfruchtbare Land), 80 □.-M. und 100000 E. Die slavischen Bewohner dieser aus grauweißen Kalkmassen bestehenden natürlichen Felsenfestung wurden bis 1851 von einem Vladika oder Bischof regiert, den sie selbst wählten und vom griechisch-katholischen Patriarchen zu Konstantinopel bestätigen ließen. Kurz vor dem Krimkriege holte sich aber der neue Vladika Daniel seine Weihe nicht beim Patriarchen, sondern in Petersburg und die erbliche Fürstenwürde noch dazu. Auch das mußte die Pforte dulden. Der jetzige Fürst steht nominell unter der Pforte, ist aber frei von Tribut (also von äußern Zeichen der Abhängigkeit) und seine Souveränität ist sogar von Rußland anerkannt, das ihn auch mit Geld unterstützt. Das Volk ist arm; wenig Landbau; meist Viehzucht, gelegentlich auch Raubzüge. Der Hauptort Cettinje besteht aus einem Kloster, der Wohnung des Fürsten und 30 Häusern. Seit 1866 ist Montenegro auch im Besitze des Hafens Suttorina.

3) Dalmatien,

das auch einen Theil dieser Halbinsel bildet, wird bei Oesterreich erwähnt werden.

§. 4. Italien oder Apenninische Halbinsel.

Ohne die Inseln 4400, mit den Inseln (auch Corsica und Malta) 5542 □M. Gesammtbevölkerung: 27,134000. Bevölkerungsdichtigkeit: 4896 S. auf 1 □M.

Das Land.

Eine Linie von Genua nach Venedig trennt die eigentliche Halbinsel vom Rumpfe Europas ab; in obigen Zahlenangaben ist indes auch das Land, welches der Alpenbogen vom Tanaroquell bis zur Isonzomündung umspannt, mitinbegriffen. Die Küsten sind im allgemeinen niedrig, im Vergleich mit der Balkanhalbinsel wenig gegliedert, die Buchten weit und stumpf; Hafen-

reichthum verhältnismäßig gering, große Inselarmut, besonders an der fast geradlinig verlaufenen adriatischen Seite, die auch in dieser Beziehung in vollem Gegensatze zur Ostküste des Adriameeres steht. Stiefelgestalt mit Ellenbogen („Ankona"), hohem Absatz und Sporn. Am letzteren die Ecke Testathurm oder Cap des Bergs Gargano; am Absatz C. Leuca (Japygium); an der Fußspitze das „windtheilende" Cap Spartivento (Zephyrium).

An der Westseite: die Felsen von Gaëta (Cajeta), das C. Circello (Circeji), das C. des Monte Argentario (Argentarius Mons) und das von Piombino (Populonia), sämmtlich landfest gewordene Inselchen und meist noch durch flache Strandseen vom eigentlichen Festlande getrennt, wie auch der Monte Gargano im O. (1550 m. hoch), von dem aus eine Reihe von Untiefen und Inselchen (Tremiti-Inseln, Pianosa, Pelagosa) eine unterseeische Brücke nach Dalmatien bildet, früher eine Insel war. Von der Isonzomündung am Golf von Triest um den Golf von Venedig herum bis zur Pomündung und dann weiter bis Rimini vollständige Flachküste, die durch die Anschwemmungen der Alpenflüsse gegen das Meer zu mehr und mehr anwächst, wodurch Venedig in der Zukunft eben so bestimmt landfest werden wird, wie dies mit Adria (zwischen Etsch- und Pomündung, einst Seestadt, nun 3¼ Mln. von der Küste entfernt) und Ravenna (dem altrömischen Venedig, zur Zeit der Völkerwanderung noch eine Inselstadt und nur durch eine Flotte zu belagern, jetzt 1 Ml. landeinwärts) bereits geschehen ist. Von Rimini bis zur Straße Otrantos fast geradlinig verlaufende, niedrige, wenn auch nicht gerade flache Küste, ohne tiefere Naturhäfen, die meisten Exportplätze (Ankona, Barletta, Bari ꝛc.) künstlich geschaffene Landungsstellen. Golf von Manfredonia südl. des Gargano. Zwischen den Halbinseln Apulien (Calabria der Alten) und Calabrien (Bruttium der Alten) der weite Golf von Tarent, im N. an schmaler, durch eine Felseninsel geschützter Bucht mit der wichtigen Handelsstadt Tarano (Tarentum) in reicher Umgebung, im O. mit flacher, städtearmer, im Westen mit steiler, hafenreicher Küste, die deshalb schon in früher Zeit mit griechischen Städten besetzt war. Golf v. Squillace (Scylacium), durch einen Isthmus von der Bucht von Eufemia (Hipponiates Sinus) getrennt. Der Fuß Italiens würde ohne die Enge von Messina mit Sicilien verbunden sein. Auch im Westen Unteritaliens bis zu den phlegräischen Feldern und deren vulkanischer Fortsetzung, nämlich den Inseln Procida und Ischia, eine Reihe ausgezeichneter Buchten und deshalb im Alterthum voll griechischer Kolonialstädte: die Golfe von Eufemia, Policastro, Salerno mit einer durch die Anschwemmungen des Sele (Silarus) verschlammenden Küste, und jenseit der Felsenhalbinsel von Sorrent und ihrer Fortsetzung, dem Felseneilande

Capri, der reizende Golf von Neapel. Von da bis über die Mündung des Arno hinaus ist die Küste wieder flach, an vielen Stellen sumpfig, ohne gute Naturhäfen, mit versandenden Flußmündungen. Es hatte demnach seine guten geographischen Gründe, daß das alte Rom erst dann eine seegebietende Macht wurde, nachdem Unteritalien in seinen Besitz übergangen war. Von Spezia bis Nizza besitzt der schön geschwungene Bogen des ligurischen Meeres eine ausgezeichnete Steilküste voll guter Häfen, worunter Genua an der innersten Stelle des Bogens, von wo aus Straße und Eisenbahn nach dem Polande und weiter, im Alterthum ein Handelsplatz der Ligurer, aber erst im Mittelalter zu voller Bedeutung gelangt; westwärts lagen in alter Zeit dicht gedrängt bis Massilia griechische Kolonien, gegenwärtige Hafenplätze sind Savona, Monaco (Monöcus) und Nizza (Nicaea), die alte Grenzstadt Italiens an der Mündung des Paglione, seit 1860 aber mit Frankreich verbunden. Die Inseln Corsica und Sardinien, die als Fortsetzung der Seealpen betrachtet werden können, begrenzen die Westseite des tyrrhenischen oder hetrurischen Meeres. Länge der Halbinsel von den Alpen bis C. Spartivento 150 Mln. Breite an wenigen Stellen mehr als 30 Mln.

Was die vertikale Gliederung des Landes betrifft, so sind in dieser Beziehung zwei vollständig von einander verschiedene Gebiete zu unterscheiden, nämlich: 1) die auf 2 Seiten von den Alpen, auf der 3. vom Apennin umschlossene lombardische Tiefebene, in verhältnismäßig später Zeit gehobener Seeboden einer durch die Ablagerungen der Alpen- und Apenninflüsse ausgefüllten Seitenbucht des Adriameeres, zugleich der kontinentale Theil Italiens; 2) das Gebirgsland der eigentlichen Halbinsel. Die Alpen sind oben in dem Abschnitt „Mitteleuropa“ schon beschrieben, ebenso die Poebene S. 271 u. ff.; wir können deshalb hier gleich zur Betrachtung des peninsularen Gebirgslandes übergehen.

Das Alpengebirge umfaßt den Norden als natürliche Grenze gegen Deutschland, Schweiz und Frankreich. Der Apennin aber, beim Col Ardente den Seealpen angehängt, durchzieht in Schlangenwindung die ganze Halbinsel, und hat ihr durch Verästung mit anliegenden Thälern und Ebenen die Gestalt gegeben. Der Apennin unterscheidet sich von den Seealpen zunächst dadurch, daß er nicht aus granitischem Gesteine, sondern aus Kalken und Sandstein besteht, die öfters von Serpentin, besonders in Norditalien, und von Vulkanen, besonders in der Südhälfte, durchbrochen sind. Diese Natur behält er bis in den Fuß, wo erst die calabrischen Berge wieder granitisch erscheinen. Die zahlreichen niedrigeren Bergzüge zwischen dem Apennin und der Westküste, vom Arno bis zum Golf von Salerno, pflegt man (hetrurischen, römischen, neopolitanischen) Subapennin zu nennen; er besteht aus verschiedenen Gebirgsarten, besonders solchen vulkanischen Ursprungs, und zahlreiche Thatsachen und Erscheinungen erinnern an die großartige vulkanische Thätigkeit, die in früherer Zeit

längs der ganzen Westküste stattgefunden haben muß. Jetzt ist nur noch der Vesuv vollständig thätig.

Der ligurische Apennin, 800—1200 m. hoch und gegen 8 Meilen breit, umzieht den genuesischen Golf bis in die Nähe der Secchia- und Panaroquellen, wo der Monte Cimone die Höhe von 2168 m. erreicht. Von Pässen, gering an Zahl und unbequem, sind zu erwähnen: die Straße von Savona nach Mondovi (welche Napoleon 1796 benützte: Schlachten von Millesimo und Mondovi); der La-Cisa-Paß von Carrara über Pontremoli nach Parma, der Fiumalbo-Paß an der Westseite des Cimone von Pistoja an den Panaro und nach Modena (über welche Hannibal in die florentinische Ebene vordrang); die bekannteste und tiefste Einsenkung auf dieser ganzen Strecke ist die Bocchetta 790 m. im Norden Genuas. (Schlachtfeld von Marengo, Festung Alessandria!) Die wildeste sowohl als schönste Partie liegt zwischen dem Hafen Spezia und dem Cimone, oder zwischen den Flüßchen Magra und Serchio; der letztere entspringt am 2000 m. hohen Pisanino, durchfließt das von mächtigen Gipfeln überragte romantische Thal der Garfagnana, biegt dann vor dem Marmorgebirge von Carrara seitwärts nach der angenehmen Ebene von Lucca. Man heißt diesen Gebirgsabschnitt, der auch die prächtigen Steilküsten an beiden Seiten des Busens von Spezia bildet, apuanische Alpen.! — Der Apenninenzug aber zieht vom Cimone aus südostwärts und heißt nun hetrurischer Apennin bis zum Monte Falterone (1648 m.) am Arnoquell; die Hauptstraße führt hier über den Paß von Pietramala von Florenz nach Bologna. Ein Ausläufer des hetrurischen Apennin ist der malerische Prato-Magno mit dem berühmten Kloster von Camaldoli, auf drei Seiten von den Thalungen des obern Arno umschlungen. — Der römische Apennin zieht, mehr und mehr der Ostküste sich nähernd, südöstlich weiter bis zum Sibyllengebirg; über den Furlopaß zog einst die große Verbindungsstraße von Rom nach dem Norden, von Spoleto über Foligno und Sigillo nach Fano am Meer, von wo dann in alter Zeit die Via Aemilia am Fuße der Apenninen nordwestwärts lief und die Veranlassung zur Anlegung zahlreicher römischer Kolonien wurde (Rimini oder Ariminum Forli, Faenza, Bologna, Modena &c.). Jetzt werden als Uebergangsstellen auch südlichere Pässe, die nach Ankona und Loreto hinführen, benutzt. Der römische Apennin, zwischen welchem und dem toskanischen Hügellande das Becken des trasimenischen Sees (See von Perugia) liegt, ist im Rücken zwischen 12—1500 m. hoch; die Gipfel erreichen eine Höhe von über 1600 m., z. B. der Monte Catria 1669 m. Das Sibyllengebirg macht sich besonders durch 2 kahle Kuppen bemerklich, von denen die eine, der Monte Sibilla 2200 m. erreicht. — Nun theilt sich die bisher einfache Gebirgskette in 2 Parallelketten, die sich später bei den Quellen des Volturno am Monte Meta (2200 m.) wieder vereinigen; dies sind die Abruzzen Italiens höchste und wildeste Gebirge, nach allen Seiten, besonders nach O., steil abfallend und daher schwer zugänglich, eine Gebirgsverästung, wo Jura- und Kreideformation mit Anlagerung von Nummuliten und Flysch zu fast 2000 m. hohen Gebirgsrücken aufsteigen und mehrere kleine Hochebenen und Thäler umschließen. Hier war in alter Zeit der Hauptsitz des kräftigen Sabinervolkes und noch jetzt gehört die Gegend zu den unbekanntesten und (durch Banditen) unsichersten Italiens. In der

östlichen Kette erhebt sich der Gran Sasso d'Italia als schroffer Felskegel, an einigen Nordstellen beschneit, bis zu 2909 m. (8955'), südlicher die Majellagruppe mit dem 2743 m. hohen Monte Amara. In der westlichen Kette erhebt sich nordwestlich von der Hochebene des nun trocken gelegten Celaner Sees (Fucinus) der 2550 m. hohe Velino. Das Längenthal zwischen den beiden Ketten, wo Aquila (Amiternum) 750 m. hoch liegt, wird vom Aterno durchflossen, der in enger Schlucht die östliche Kette durchbricht und als Pescara über Chieti zum Meere fließt. (Bedeutung von Corfinium im Bundesgenossenkriege!) Westwärts der Abruzzen liegen (im römischen Subapennin) die Sabiner Berge gegen den Tiber hin und südwärts davon, 2 Mln. von Rom, die ausgebrannte Vulkangruppe der Albaner Berge, an die sich nach SO. der lange einförmige Rücken der Volskerberge (Monti Lepini) mit Gipfeln von 1600 m. Höhe schließt, die mit dem Felsen von Gaëta endigen. — Vom M. Meta an wendet sich der Apennin mehr der Westküste zu, die er am Golfe von Policastro erreicht; dies ist der neapolitanische Apennin, im Durchschnitt 1000 m. hoch, am höchsten im nördlichen Theile, im Matesegebirge, wo der M. Miletto 2118 m. aufsteigt. Einer der bequemsten Pässe ist derjenige, über welchen einst die Fortsetzung der Via Appia am Vulkankegel des Vultur vorbei von Beneventum nach Venusia an den Quellen des Bradanus führte (Samniterkrieg, Schlachten bei Asculum und Benevent). Im O. liegt die flache, vom Ofanto durchflossene apulische Ebene, die durch eine mäßig gehügelte, die Halbinsel Apulien durchziehende Hochebene von der tarentinischen Küstenebene getrennt ist. Im W. ist der neopolitanische Subapennin vorgelagert, dessen südliche Flanke (Pässe von Caudium zwischen Nola und Benevent) in einem großen Halbbogen die campanische Ebene umschließt und die merkwürdig zerklüftete und vegetationsreiche Halbinsel von Sorrento bildet. — Im calabrischen Apennin, der bis zum Golf von Eufemia hin hart an der Westküste liegt und, wie der ligurische, steil zum Meere abfällt, liegt der Monte Polino oder Apolloberg (2415 m.); die Hauptstraße nach dem S. führt hier im Innern des Landes über Cosenza (Alarich!), wo sich ostwärts vom Busento das Silagebirg mit Gipfeln von über 1800 m. Höhe ausdehnt. Zwischen den Golfen von Eufemia und Squillace tritt eine Senkung des Gebirgskammes ein (Versuch eines Kanals durch Nero und Karl III.!), der dann wieder in der Mitte zwischen Ost- und Westküste hinzieht und im krystallinischen Aspromonte-Gebirg (Monte Alto 1975 m.) nochmal zu bedeutender Höhe aufsteigt.

Die Meerenge von Messina ist nur ein Durchriß im gleichen Gestein; denn Gneis und Glimmerschiefer setzt sich auf der Nordküste Siziliens noch mehrere Meilen fort, bis Thonschiefer und Grauwacke (der Madonia 1912 m.) auftritt und, im Westen der Insel, mit dem Kalk der Kreideformation endet. Der Eryx 1186 m. ist Kreidekalk. Gegen das Innere Tertiär, und Höhen bis 1000 m.

Wer aber den Namen Sizilien hört, denkt an den Aetna. Dies grandiose vulkanische Gebäude hängt nicht mit dem aus Calabrien kommenden Zuge zusammen; es besteht für sich, unter 14 Meilen im Umfange steigt es sanft, erst als flaches Gewölbe, dann als Erhebungskegel bis 3000 m., dann als Aschenkegel noch bis 3317 m. (10213') über dem nahen Meerspiegel auf — ein mächtiger Vulkan, über dessen Ausbrüche wir Nachrichten schon aus alter Griechenzeit besitzen; während unsrer Zeitrechnung hat man

64 Ausbrüche gezählt. An der Ostseite der riesige Einsturz des Val de Bove. Daß in der Urzeit noch andre Vulkane auf Sizilien geflammt haben, bezeugen viele Basalt- und Tuffmassen im Süden der Insel. Die Liparischen Inseln nordwärts von Sizilien sind eine Gruppe von Vulkanen, unter denen Lipari und Stromboli noch jetzt Feuer speien. Bedeutender als diese steht in Italien selbst, unweit Neapel, der Vesuv; zwar weit nicht so hoch als der Aetna — er hat nur 1269 m. oder 3908′ — doch nicht minder verheerend. Der ganze Boden von Neapel bis Capua und rings um die Bai von Neapel ist vulkanisches Produkt. Viele (27) erloschene Krater und Mare oder Kraterseen*) (z. B. der Averner See)**) nehmen westlich von der Hauptstadt, bis zur Bai von Bajä an 3 □M. ein; man nennt die Gegend phlegräische Gefilde. Die Solfatara in der Nähe der Hundsgrotte ist jetzt noch thätig und 1538 fand noch ein mächtiger Ausbruch statt, der in wenig Tagen den Monte Nuovo westlich von Pozzuoli erhob. Auf den vorliegenden Inseln Ischia und Capri stehen ebenfalls erloschene Vulkane, namentlich auf ersterer der Epomeo. Auf der andern Seite der Apenninen, in der Mitte zwischen Salerno und Barletta, nördlich von Potenza, liegt, isolirt wie der Vesuv und mit großartiger Aussicht, der Vultur (jetzt Monte Acuto), dessen 6 Spitzen einen erloschnen Krater einschließen. Auf der Westseite, nahe dem tyrrhenischen Meere ist der Vulkanism vorherrschender gewesen, denn im anmuthigen Albaner Gebirge südlich von Rom sind die Seen von Albano und Nemi nichts als 2 Mare mit dem beinahe 950 m. hohen Basaltberge Monte Cavo daneben, desgleichen nordwestlich von Rom die Seen von Bracciano, Vico und Bolsena, umgeben von Laven und Schlacken und dem Trachytberg Cimino 1070 m.; so wie etwas nördlich auf toskanischem Gebiet die Basaltkegel unweit Radicofani, unter denen der 1732 m. hohe Amiata.

In Hunderttausenden von Jahren hat natürlich der Boden Italiens seine Schicksale gehabt, wovon die Gesteinsarten und mehr noch die Versteinerungen Kunde geben. Was auf den Tiefebenen nach dem Meere hin an thierischen Resten der Vorzeit sich findet, gleicht den jetzigen Bewohnern des Mittelmeers und bezeugt das jüngere Tertiär der Subapenninen-Bildung. Dagegen beweist der Monte Sibilla sein höheres Alter durch Jura-Ammoniten, und am Cimone und obern Arnothale ist es voll alter Conchylien und Korallen und der manchfaltigsten Säugethiere, wie Elephanten, Mastodonte, Rhinoceros und Nilpferde, Panther, Hyänen u. s. w.

Flüsse und Seen. Die wasserreichsten sind die Alpenströme, der Po mit Ticino und Adda ꝛc. Wir kennen sie, sowie ihre Seen, schon aus dem Abschnitt Mitteleuropa. Minder bedeutend sind die der kalkigen Apenninen; sommers trocknen sie häufig aus. Außer dem Arno, der bei Pisa mündet, und dem Tiber, der auch aus dem hetrurischen Apennin, aber in einem äußern Längenthale mit Hauptrichtung von N. nach S. fließt, 53 M. lang ist und durch seinen Nebenfluß Chiana und den durch das flache, versumpfte Val di Chiana angelegten gleichnamigen Kanal mit dem Arno bei Arezzo in Verbindung steht, könnten die übrigen unerwähnt bleiben. Als geschichtlich wissenswerth zählen wir aber mehrere auf und zwar: a) auf der Westseite: der Magra, westlich

*) Mare, so heißen die vulkanischen Seen in unsrer Eifel.
**) Dagegen der berühmte Lucriner See ist ein Strandsee.

von Carrara, zur Römerzeit Grenze zwischen Italien und Provinz Cisalpina. Die Nera vom Monte Sibilla, und der Teverone oder Anio oberhalb Rom, beide Nebenflüsse des Tiber. Der Garigliano, ehemals Liris in die Bai von Gaëta. Der Volturno, mit Nebenfluß Calore, nördlich von Neapel. Der Sele oder Silarus in den Busen von Salerno. — b) Auf der jonischen Seite der Crati (Crathis) vom Silawald und unweit der Ruinen des alten Sybaries mündend, und der Bradano vom Vultur in den Golf von Tarent. — c) Auf der adriat. Seite: der Ofanto — ehmals Aufidus, südlich vom Sporn. Der Aterno vom Gran Sasso. Der Metauro von der hetrur. röm. Grenze, mündet bei Fano, nordwestl. von Ankona. Der Bach Rubiko, nördl. der Stadt Rimini, zur Römerzeit Grenze zwischen Italien und Provinz Cisalpinien (Cäsar!), wie auf der Westseite der Magra.

Das nordwestliche Italien, namentlich das gegenwärtig an Frankreich gefallene Savoyen, und wo außerdem die Alpen hereinragen, ist wahres Hochland, aber auch die Provinz Abruzzo um den Gran Sasso her, und noch die Hochebene des Celaner See einschließend, verdient diesen Namen, wenn sie auch mit Savoyen nicht an Höhe zu vergleichen ist. — Die Küsten sind nur am genues. Golf, im Fuß, am Ende des Sporns, und zum Theil an der Wade des Stiefels abschüssig. Außer der lombardischen Ebene, die gegen O. zum Adriameer breit und sehr niedrig abliegt, finden wir südöstl. des Sporns die apulische, vom Aufidus u. a. Wassern durchflossene Ebene, die tarentinische am Innern des gleichnamigen Golfs, die campanische am Garigliano und Volturno, das Römerfeld (Campagna di Roma) von Terracina bis Civita vecchia, und die toskanischen Seegegenden oder Maremmen. Die letzteren, und ebenso die pontinischen Sümpfe neben de Campagna di Roma und die Küste südlich Salernos bis Pästum sind gleich dem Podelta wegen ungesunder Luft (aria cattiva) sehr verrufen, die zur Sommerzeit auch den Aufenthalt in Rom gefährlich macht. Solche Gegenden abgerechnet, genießt Italien des herrlichsten Klimas, und mit Recht werden die Ebenen der Lombardei, die ligurische Küste, die Landschaft Toskanas am obern Arno, der größte Theil Campaniens und Siziliens und einzelne Thäler des Apennin gepriesen. Selten schneit es bei Neapel, und der Schnee bleibt nicht liegen. Die Westseite der Apenninen ist übrigens wärmer und feuchter als die Ostseite, sowie natürlich Norditalien (mit Ausnahme der ligurischen Küste) minder warm ist als das südliche. In Piemont z. B. und in der Lombardei gibt es noch keine immergrünen Eichen, die nebst Mirte, Erdbeerbaum, Cypresse, Pinie, Zwergpalme, Orange u. s. w. in den niedrigen Gegenden Süditaliens und Siziliens, wo auch die aus Amerika dahin verpflanzten Cactusarten und die Aloe oder Agave mit ihrem prachtvoll hohen Blumenschaft wild wachsen, Wälder und Büsche bilden. Man nennt diese Pflanzenregion den immergrünen Gürtel, weil winters das Laub nicht abfällt; aber der frische Graswuchs fehlt. Am Apennin und an den Bergen der Inseln hinauf folgt nun erst (zwischen 400 und 1000 m. Seehöhe) diejenige Pflanzenregion, die wir in unsern Alpen zu unterst antreffen, nämlich der Gürtel der Kastanie, der Eiche, die ihr Laub abwirft, überhaupt der mitteleuropäischen Pflanzen; dann in 1000—2000 m. Seehöhe der Gürtel der Buche, wo mitunter auch Tannen und Kiefern vorkommen; zuletzt an den höchsten Gipfeln die Region der Gebirgskräuter, z. B. auf dem Gran Sasso, aber nicht auf dem Aetna, der oben mit vulkanischer Asche bedeckt ist.

Den wildwachsenden Pflanzen entsprechen die angebauten. Im immergrünen Gürtel: Getreide, Wein, Oel, Orangen — in der Kastanienregion bloß Korn und Wein, keine Oliven — im Gürtel der Buche: Getreide, aber kein Wein, doch wächst die Buche noch in größerer Seehöhe als das Korn, das 1350 m. endet. Höher als Kornbau ist natürlich noch Viehzucht, doch wegen der Dürre des Kalkgebirgs nicht mit der Viehzucht auf den Alpen zu vergleichen. Wo Weizen und Mais nicht gerathen, hilft die Kastanie aus. Roggen wird spärlich nur hie und da im Gebirge gebaut, Gerste bloß fürs Vieh wie der Hafer, Reis vorzüglich in der Lombardei und im Genuesischen, auch Hirse und Durrah. Johannis- und Stachelbeeren sind selten. Den Flachs kultivirt man wenig, die Baumwolle, durch den denkwürdigen „Baumwollhunger" der 60er Jahre angeregt, wieder mehr auf Sizilien, Sardinien und in der campagna felice, in welcher der nordische Wanderer erst eigentlich das Land betritt, „wo die Citronen blühn, im dunklen Laub die Goldorangen glühn". An manchen Stellen trägt der vulkanische Boden, mit verwitterter Lava und der sogenannt vulkanischen Asche, vorzüglich in Campanien wo der Vesuv, und auf Sizilien wo der Aetna dafür sorgt, sehr viel zur Fruchtbarkeit bei. Sizilien, im Alterthum die Kornkammer Roms, ist gegen sonst eine Einöde, seiner Wälder und dadurch auch seiner Quellen und natürlichen Feuchtigkeit beraubt.

Bevölkerung und Geschichte.

I. Großgriechische und hetrurische Zeit bis 342 vor Chr. Geburt.
II. Römerzeit bis 476 nach Chr.
III. Barbarei bis 962, wo Otto der Große von Deutschland auch König Italiens ward.
IV. Entwickelung neuer italienischer Sprache und politischer Verhältnisse bis zum Tode Kaisers Friedrich II. 1250.
V. Blütezeit der bildenden Künste, der Literatur und einiger Republiken bis zum Eindringen neuer Fremdherrschaft 1556.
VI. Neue Zeit. —

Italien hat zweimal großen Ruhm erlangt: zuerst im Alterthum, als die Bürger Roms sich kriegerisch und politisch auszeichneten; und zweitens im spätern Mittelalter, als neue Republiken blüheten und Künstler und Schriftsteller den übrigen Europäern an Bildung voranschritten. Jetzt sind die Italiener hinter andern zurück.

Die älteste Bevölkerung Italiens scheint von Norden, nicht von der See her ins Land gekommen zu sein, und noch später dauerte diese Strömung von Nord nach Süd fort, so daß wir auch in der historischen Zeit die älteren Stämme im Süden antreffen. Hier wohnten in frühester Zeit die indogermanischen Japygier, nach der massenhaften Ansiedelung der Hellenen rasch gräcisirt, so daß Süditalien mit Recht den Namen Großgriechenland führte. — Im Norden Italiens hatten sich unterdessen die Hetrurer (Etrusker, Tusker, Tyrrhener, oder Rasen, wie sie sich selbst nannten), ein Volk von noch nicht mit Sicherheit bestimmter Herkunft und Verwandtschaft *), aber mit ausgezeichneter Begabung für mechanische Künste, und durch mancherlei Veran-

*) Neuestens wird sogar deren Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprach- und Völkerstamme bestritten.

lassungen allmählich vom Fuße der Alpen bis ins Land rechts des Tiber gekommen, zu einem bedeutenden Industrie- und Seehandelsvolke entwickelt, das, vereint mit den Karthagern, dem griechischen Einflusse in Italien zur selben Zeit vergeblich entgegentrat, als die Griechen sich auch der Perser zu erwehren hatten. — Die Gallier, seit den Zeiten des Tarquinius Priscus über den großen und kleinen Bernhard von Gallien aus in Italien eingedrungen, waren nicht im Stande, ein Staatswesen von Dauer zu gründen, ebensowenig konnten die Ligurer, der östlichste Zweig des iberischen Volksstammes, eine wahrhaft historische Bedeutung gewinnen, indem sie bald unter den Galliern verloren gingen. — Zwischen den Japygiern und Etruskern, in der Mitte der Halbinsel, wohnten die eigentlichen Italiker, deren Sprache der griechischen nah verwandt, in mehreren Stämmen: Samniter, Umbrer, Sabiner, Latiner. Die letzteren 2 Stämme ragten besonders hervor: die Sabiner zwischen den Bergen des mittleren Apennin, in Dörfern und Einzelhöfen gern in der Mitte ihrer Besitzungen wohnend, ein frommes, tüchtiges, kriegerisches Bauerngeschlecht; die Latiner, in der „breiten Ebene" Latium an der See bereits auch in Städten lebend, früh gebildet, beweglicher, in manchfachem Verkehr mit den fremdredenden Etruskern, von denen sie durch den Tiberfluß geschieden waren. Am untern Tiber trafen sich beide Völkerschaften, wahrscheinlich zuerst feindlich, später, ihren gemeinsamen Gegner, den Etruskern, gegenüber, als Verbündete, und dort, an einer Stelle, bis zu welcher damals die Schiffe auf dem Fluß noch hinauf gelangen konnten, ist Rom entstanden.

Hetrurer und süditalische Griechen hatten bereits große Bedeutung erlangt, als die 753 v. Chr. gegründete Roma noch unbeachtet war. Dann aber trat die Bürgerschaft dieser merkwürdigen Stadt, die nach langjährigem innern Streite eine bewundernswerthe Verfassung sich errungen, seit dem Jahre 342 vor Chr. Geb. kriegerisch und erobernd auf. Als sie allmählich alle Völkerschaften und Städte der Halbinsel bis an den Rubiko sich unterworfen, begann sie 264 den ersten punischen Krieg mit Karthago, wodurch Sizilien gewonnen ward. Bald darauf ward Sardinien und Corsica und die illyrische Küste genommen, es unterlagen die cisalpinischen Gallier im Gebiete des Po, und ein zweiter punischer Kampf, berühmt durch Hannibal und den ältern Scipio, führte zu Eroberungen in Spanien und zur Demüthigung der bis dahin mächtigen karthagischen Republik, 201 v. Chr. Geb. Nunmehr drängte sich der römische Staat in die Angelegenheiten des östl. Staatensystems und wußte durch Schlauheit und Gewalt Macedonien, Illyrien und Griechenland in Provinzen zu verwandeln, während zugleich 146 v. Chr. Geb. Karthago gänzlich vernichtet, und in kleinasiat. Staaten, wie auch an syrischen und ägyptischen Höfen, der Einfluß römischer Gesandten überwiegend ward. — Die Geschichte damaliger Zeit ist reich an Beispielen für uns. Am Schicksal der griechisch-macedonischen Staatenwelt lernt man, wie kleinere Völker verhüten müssen, daß ein kolossaler Nachbar in ihren Angelegenheiten mitrede, oder gar eins von ihnen ungestraft vernichte. Aber auch die Römer selbst liefern Beispiele von Heldenmuth, offener Hingebung für Vaterland in Gefahr und Tod, und besonders von unerschütterter Ausdauer im Misgeschick, wodurch sie stets erreichten, daß sich das Glück zuletzt ihnen zuwandte. Allerdings fehlte ihnen der Sinn fürs Schöne, für Kunst, Poesie und wissenschaftliche Forschung; dafür war die Richtung des Geistes auf das rein Verständige und Praktische in ausgezeichneter Weise bei ihnen vorhanden.

Alle Rechtsverhältnisse waren bis ins Einzelnste mit großer Schärfe und Bestimmtheit geordnet, ihr Talent für Organisation des Staats- und Heereswesens ist bewunderns-werth. Ihr Senat war geraume Zeit eine Versammlung der ersten Staatsmänner und Freiheitsfreunde, und die Charaktere, Worte und Thaten ihrer ausgezeichneten Köpfe werden immer von neuem den Geist der Jugend entflammen und das Nachdenken erfahrner Männer beschäftigen. Ihre republikanische Einrichtung war Jahrhunderte lang ein Muster von weiser Verschmelzung der Aristokratie und Demokratie, so daß weder erstere zur Unterdrückung, noch letztere zur Herrschaft der untern Volksklassen führen konnte. Von höchster Wichtigkeit ist es deshalb, die Ausbildung ihrer Constitution zu kennen. Doch eben so lehrreich ist die Betrachtung, wie diese Constitution endlich erschüttert und nicht von außen durch Gewalt fremder Völker, sondern im eignen Innern des Staats durch den Gegensatz übermäßigen Reichthums mit tiefster Armuth, durch maßlosen Luxus, durch Weichlichkeit, Genußsucht und Sittenverderbnis, durch unbarmherzige Unterdrückung vieler Millionen von Menschen,*) durch ungezügelten Ehrgeiz und Zwietracht der Bürger untereinander vernichtet ward. Die Republik endete zuletzt mit dem gewaltsamen Tode des Pompejus, Cato, Cäsar, Cicero und andrer, worauf der erschöpfte Staat unter die Alleinherrschaft des Augustus gerieth, 30 v. Chr. Geb. Doch erschienen in dieser letzten wildbewegten Zeit, gleich als wollte der römische Geist sich vor dem herandrohenden Verfall erst noch in seiner ganzen Stärke zeigen, Männer von außerordentlichen Fähigkeiten in der Politik wie im Felde, auf der Rednerbühne wie mit dem Griffel; bekannt geworden mit der reichen Literatur der Griechen, strebte man in der lateinischen Sprache Aehnliches zu leisten. (Horaz, Virgil; Cicero; Sallust, Cäsar, Livius). Die schnell erwachsene Literatur erhielt sich jedoch nicht lange; ihre Blüte welkte auf dem Grabe der Freiheit, deren Kind sie gewesen. Was noch Vorzügliches im nächsten Jahrhundert geschrieben ward (Tacitus), stand vereinzelt da, wie Oasen in der Wüste. Der Despotism des 3. Jahrhunderts trat alles geistige Streben vollends zu Boden.

Als nach 500jähriger Dauer des Kaiserreichs, das die ganze Halbinsel zu einer nationalen Einheit ausgebildet hatte, die Provinzen abgerissen waren, kam das häufig verheerte Italien erst unter die Herrschaft der Ostgothen, dann 570 unter die der Longobarden, während die Kaiser von Byzanz einige Küstenstriche behielten; beide, Ostgothen und Longobarden, waren aber in verhältnismäßig so geringer Zahl erschienen, daß sie wohl eine Zeit lang das Land beherrschen, aber die Nationalität des Volkes nicht eigentlich umprägen konnten. Nur in den nach Süden geöffneten Alpenthälern und in den den Alpen benachbarten Landschaften setzte sich eine kompakte deutsche Bevölkerung fest, die jedoch in diesen bereits am Ende des Mittelalters entnationalisirt war und in jenen jetzt durch italienisches Wesen mehr und mehr zurückgedrängt wird. (S. S. 259). Italien gerieth 774 unter die Gewalt der Franken, und zuletzt 962 unter die Könige Deutschlands, die sich zu Rom eine Kaiserkrone aufsetzen ließen.

---

*) Unter den etwa 120 Millionen Menschen des späteren römischen Reiches befanden sich nicht ganz 10 Mill. Freie.

Bis dahin hatte die schon im alten Kaiserreiche eingerissene Barbarei gedauert. Aber in die Bevölkerung Italiens, besonders der Nordhälfte, war während der Völkerwanderung doch viel stärkendes deutsches Blut gekommen; einfachere Lebensart, neu erwachte Jagd- und Kriegslust, innigere, wenn auch abergläubische Frömmigkeit, bewiesen z. B. das Dasein einiger 100000 echter Nachkommen der longobardischen Eroberer. Nunmehr von Deutschlands Kaisern begünstigt, im Verkehr zur See mit dem Orient und zu Lande mit den nördlichen Nachbarn, lebte Wohlstand und bürgerliche Regsamkeit in den Städten wieder auf. Durch das Beispiel der Unabhängigkeit, das die Inselstadt Venedig gab, errangen Genua und Pisa, besonders als sie durch Theilnahme an den Kreuzzügen reich und berühmt geworden, große Freiheiten. Bald eiferten Mailand und andere ihnen nach, und das Glück begünstigte ihr Streben, da noch andre Regierungen auf der Halbinsel die Herrschaft deutscher Könige trotz des römischen Kaisertitels abzuwerfen strebten. Der päbstliche Hof, der wohl große Güter aber noch keinen weltlichen Staat besaß, war hierin vor allen thätig und hatte dafür gesorgt, daß eine normandische Ritterfamilie, die im südlichen Italien über Lombarden und Griechen und in Sizilien über Muselmänner gesiegt, mit Umgehung des Kaiserrechts das Königreich Neapel gründete. Hierauf verband er sich mit den Städten, um auch von Mittel- und Norditalien die kaiserliche Macht zu entfernen. Dies veranlaßte die heftigen Kriege des 12. und 13. Jahrhunderts mit den hohenstaufischen Kaisern, und einen eignen lombardischen Bund, der 1167 geschlossen wurde. Die Städte erkämpften sich Reichsfreiheit, das Haus der Hohenstaufen ging um die Mitte des 13. Jahrhunderts im Kampfe um seine Rechte auf Unteritalien und Sicilien, welche Länder es seit 1191 als Familienbesitz erworben hatte, zu Grunde, und die folgenden Könige der Deutschen begnügten sich mit bloßer Titularherrschaft in Norditalien.

Unstreitig ist die Geschichte jener Kämpfe höchst anziehend und lehrreich; oft sind die Kaiser, oft die Städte in ihren Unternehmungen zu bewundern. Zu bedauern ist nur, daß Italien dadurch auf Jahrhunderte zerspalten wurde; denn mit dem Aufhören der Herrschaft der deutschen Kaiser über die Halbinsel zersplitterte das Land, mit Ausnahme des Kirchenstaats und des sizilianischen Reiches, in eine Anzahl kleiner Republiken und Herrschaften, die sich fortwährend gegenseitig bekämpften. Die päbstliche Regierung, welcher diese Zersplitterung gelungen war, festigte sich allmählich in der größeren Hälfte Mittelitaliens. Das schöne Königreich Neapel, durch Erbschaft ans hohenstaufische Haus gekommen und von dem geistreichen Kaiser Friedrich II. (er starb 1250) so trefflich verwaltet, wie niemals zuvor und nachher, zog das traurige Loos, erst dem habsüchtigen Charles d'Anjou, den der römische Pabst herbeigerufen, und später den Spaniern unterthänig zu werden. Die Republiken Venedig, Genua, Pisa behaupteten sich; allein das übrige Italien verstand nicht, den lombardischen Bund fester und größer zu machen. Er fiel auseinander. Die Faktionen, während des Kampfes mit den Staufen entstanden und deshalb noch geraume Zeit durch die Namen Ghibellinen und Guelfen ausgezeichnet, zerrütteten das Innere der Gemeinden, und glückliche Volksführer und Söldneroberſten suchten sich hie und da zu Tyrannen aufzuwerfen. In buntester Verwirrung wechselten die Bündnisse und Fehden, kamen kleine Tyrannen empor und stürzten wieder. Die Familie Visconti und später die Sforza

machten **Mailand** zum Mittelpunkte eines stattlichen Herzogthums. Daneben errangen: die burgundischen Grafen von **Savoyen** die Herzogswürde und den Besitz von **Piemont**, das adlige Haus Este fürstliche Herrschaft in **Ferrara** und **Modena***), die Gonzagas in **Mantua**, die Picos in **Mirandola**, die Malespinas in **Massa**, die Montefeltris in **Urbino** u. s. w. Auch eine neue Republik blühte auf und zwar so herrlich, daß sie unter den übrigen italischen Staaten hervorleuchtete, wie ehmals Athen unter den griechischen. Dies war **Florenz**, wo seit dem 13. Jahrhundert sich Betriebsamkeit und Politik zugleich mit Lust an Wissenschaft und schöner Kunst verbanden. Beinahe ganz Toskana, selbst die ehmals mächtige Stadt Pisa, mußte sich den Florentinern anschließen; nur Lucca blieb unabhängig. — Während des Mittelalters war das Lateinische durch ganz Italien Sprache der Literatur, der Kirche, der Gebildeten gewesen; daneben hatten sich aber auch im Munde des Volkes zahlreiche Dialekte gebildet, welche sich allmählich, da sie nicht durch schriftliche Wiedergabe gefesselt wurden, in den verschiedenen Landschaften auf sehr verschiedene Weise gestalteten. Friedrich II. hatte den Versuch gemacht, den sizilianischen Dialekt zur allgemeinen Schriftsprache zu erheben; allein der Versuch war mislungen. Dagegen gelang es später dem **toskanischen Dialekt**, sich als Schriftsprache durch ganz Italien Geltung zu verschaffen, besonders durch den Umstand, daß eine Reihe ausgezeichneter florentinischer Schriftsteller (**Dante**, der Luther der italienischen Sprache, † 1321, Johann **Villani** † 1348, **Petrarka** † 1374, **Boccaccio** † 1375, Matteo **Villani** † 1378) Werke der Poesie und Prosa schufen, denen kein anderer Dialekt Ebenbürtiges gegenüberstellen konnte, während ihr Landsmann **Giotto** und andere treffliche Maler die bildende Kunst pflegten. Die vielen reichen Familien in den bedeutenden Städten Italiens suchten ihren Ruhm in Begünstigung der Wissenschaften und der Kunst, zu den älteren Universitäten, Akademien und Schulen wurden neue gegründet; man übersetzte und studirte nicht nur die alten Griechen und Römer, wodurch sich Kenntnisse und Ideen mancher Art verbreiteten, man vermehrte auch die einheimische Literatur und machte in der Kunst die größten Fortschritte, so daß, was Malerei betrifft, wohl das griechische Alterthum nichts Höheres geleistet haben mag. Der Florentiner **Masaccio**, geb. 1402, der Paduaner Mantegna der Bologneser Francia, der Florentiner **Leonardo da Vinci**, geb. 1446, der Peruginer Pietro, der Toskaner **Michel Angelo**, geb. 1474, der Venetianer **Titian**, geb. 1477, der Florentiner Andreo del Sarto, der Urbiner **Rafael Sanzio**, geb. 1483, und **Allegri** aus **Correggio**, geb. 1494 — welch eine Reihe von Malern! Nicht minder groß steht daneben der Dichter Ludwig **Ariosto** (geb. zu Reggio 1474) und der Florentiner **Macchiavelli** (geb. 1482), der in der Geschichtschreibung den alten Römern gleichkam.

Gegen Ende des 15. Jahrh. führten die Herrscher von Spanien, Frankreich und Oesterreich, nach größerem Länderbesitz strebend, blutige Kriege um die Herrschaft über Italien. Durch die Vereinigung Spaniens und der deutschen Krone unter Kaiser Karl V. kam das Uebergewicht auf spanische Seite, und die Franzosen mußten das Feld räumen; allein das Ende dieser Kämpfe war für Italien betrübend. Karl machte

*) Das Stammschloß und Städtchen Este liegt in Venetien am südlichen Ende der euganeischen Berge, 4 Meilen von Padua, 2 Meilen von der untern Etsch.

den Mediceer Alexander, der seiner großen Ahnherrn Cosmo und Lorenzo, berühmten Bürgern in Florenz im 15. Jahrhundert, durchaus unwürdig war, 1530 zum Herzog von Toskana, und überließ das eroberte Herzogthum Mailand 1556 seinem Sohne Philipp II. von Spanien, der schon Neapel und Sizilien besaß. So verschwand Florenz wieder aus der Reihe der Republiken; Genua und selbst Venedig wurden unbedeutender, da der indische Waarenzug über Aegypten seit Entdeckung des Seewegs um Afrika herum aufgehört hatte; und unter den Fürsten war der Einfluß der spanischen Regierung in Verbindung mit der päbstlichen — das heißt, des weltlichen mit dem kirchlichen Absolutismus — überwiegend. So brachte das Eindringen neuer Fremdherrschaft dem Lande allerdings Ruhe; niemals, seit dem 2. Jahrhundert, genoß die Halbinsel so langen Frieden, als von 1559 bis 1625, und von 1748 bis 1792, und doch erzeugten oft wenige sehr bewegte Jahre früherer Zeiten mehr echte Geistesprodukte, als solche friedliche halbe Jahrhunderte, denn der Geist war in Fesseln. Früher, als die hohe Klerisei, noch ohne Furcht vor der Wirkung freier Gedanken, sich allen Lebensgenüssen in voller Sorglosigkeit überließ, war sie manchmal selbst solchen Gedanken hold, so lange sich diese nur in den hohen und gelehrten Kreisen hielten. Nunmehr, wo sie in die Regionen der Bürger eingedrungen und die gefährliche Reformation veranlaßt hatten, wurde sie eine eifrige Verfolgerin derselben, und Inquisition und Jesuiten mußten dabei helfen. Nicht bloß Menschen, auch Bücher wurden verfolgt, und eine von Jahr zu Jahr sich vergrößernde Liste verbotener Bücher kam zu Rom heraus. Die weltlichen Regenten verfuhren in gleicher Weise, und so hörte auch der Wetteifer der Städte untereinander und alle politische Lebendigkeit auf. Die Italiener theilten bloß die Schicksale der größeren Mächte Europas, und mußten es über sich ergehen lassen, daß z. B. der spanische Successionskrieg auch auf ihrem Boden geführt wurde, und daß hernach ihre Länder es waren, über die man marktete und sie verschiedentlich diesem und jenem Herrn zuschlug; wo unter andern Mailand, Mantua und Toskana an Oesterreich kamen, und Neapel mit Sizilien und Parma Fürsten aus der spanischen Linie der Bourbons erhielten, während Modena im Besitze der Familie Este verblieb, und Genua, Venedig, Lucca und San Marino als Republiken fortbestehen durften. Außer den genannten existirten im 18. Jahrhundert noch folgende Staaten: 1) Das Herzogthum Savoyen, dessen Regenten, ursprünglich Markgrafen des deutschen Reiches, noch die Herzogthümer Piemont, Montferrat, einen Theil von Mailand und das schöne Sizilien erworben hatten, das sie (1718) gegen Sardinien und den Königstitel vertauschten. 2) Das Fürstenthum Monaco. 3) Der Kirchenstaat. 4) Die Insel Corsica, seit 1768 im Besitz der Franzosen. 5) Die Inselgruppe von Malta im Besitze der Johanniter. Toskana, wesentlich aus den Gebieten der früheren Republiken Florenz, Pisa und Siena zusammengesetzt, befand sich dabei noch am besten; denn ein Fürst, der so im Sinne des aufgeklärten 18. Jahrhunderts zu regieren suchte, wie der Großherzog Leopold (Kaiser Josephs Bruder), der es von 1765—1790 regierte, war eine seltene Erscheinung. Gewaltsam erschütterten hierauf die mit Frankreich seit der Revolution geführten Kriege auch den bisherigen Zustand Italiens, so daß der nördliche Theil mit der Hauptstadt Mailand in ein Königreich Italien, Rom in eine französische Departementalstadt sich verwandelte, und in Neapel Napoleons Schwager Murat herrschte. Daß solche Umwälzung

auch manche Verbesserung veranlaßte, daß der französische Kriegsdienst den Muth, wenigstens in der Lombardei und in Piemont, wieder aufregte, ist gewiß. Allein mit Napoleons Fall stürzte auch die neue Einrichtung über den Haufen, und viel Ehemaliges kehrte wieder. Nur die Republiken Genua und Venedig, weil Republiken, wurden nicht hergestellt; jenes fiel doch an den italischen Bruderstaat Sardinien, dieses aber an den ausländischen Kaiser von Oesterreich, der, es mit den vorhin genannten Ländereien verbindend, dadurch in den Besitz des lombardisch-venetianischen Königsreichs kam. Außerdem gelangte: 1) Parma mit Piacenza und Guastalla als Herzogthum an Napoleons Wittwe Louise; 2) das Herzogthum Modena und 3) das Großherzogthum Toskana an österreich. Nebenlinien; 4) das Herzogthum Lucca an eine spanisch-bourbonische Nebenlinie; 5) das Herzogthum Benevent an den wiederhergestellten Kirchenstaat. Das Kgr. beider Sizilien wurde wieder (wie schon seit 1735) bourbonisch; Corsica blieb französisch, Malta ward brittisches Besitzthum, San Marino ließ man als kleinen Freistaat bestehen. So waren im ganzen die Verhältnisse bis zum Jahre 1859, nur war unterdessen nach dem Tode der Kaiserin Louise Lucca mit Toskana vereinigt worden, und die Bourbonen aus Lucca hatten dafür in Parma succedirt. — Wie sehr aber die Italiener während der Zeit der Fremdherrschaft ihren Vorfahren im florentinischen Zeitalter unähnlich geworden waren, das zeigt ein flüchtiger Ueberblick ihrer Leistungen auf geistigem Gebiete, namentlich in Kunst und Literatur. Zwar entwickelten sich infolge der befruchtenden Kraft der vorangegangenen großen Zeit noch einige bedeutende Männer, wie der zu Sorrento 1544 geborne Dichter Torquato Tasso, der Geschichtschreiber des tridentinischen Concils Paul Sarpi geb. 1552 zu Venedig, der florentinische Physiker und Astronom Galilei geb. 1564, der neapolitanische Philosoph Giordano Bruno und Maler wie Paul Veronese, Guido Reni u. a. Aber der Geistesdruck, der nicht den Bruno allein auf den Scheiterhaufen und den Galilei ins Gefängnis warf, hielt im 16. und 17. Jahrhundert jede freie Forschung nieder, so daß nur der unwiderstehlichen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die selbst in Italien eindrang, es zuzuschreiben ist, daß Männer wie Filangieri im politischen Fach, Beccaria als Jurist, der Physiker Galvani aus Bologna u. a. die Ehre der Wissenschaften Italiens retten konnten. Uebrigens ward nichts Großes mehr in Poesie und in bildender Kunst geschaffen, außer daß der deutsche J. Winkelmann auf die wahre Schönheit antiker Bildhauerei aufmerksam machte und dadurch Veranlassung ward, daß der Bildhauer Canova, geb. 1757 im Venetianischen, schönere Statuen schuf als seine Vorgänger. Obwohl das italienische Volk für jede Art von Kunst hochbegabt ist und namentlich für die bildende Kunst in der Natur und Geschichte des Landes, sowie in den Kunstwerken vergangener Jahrhunderte eine Fülle von Anregungen besitzt, die auch das Land zu einem Sammelpunkt der Künstler aller Nationen machen: so lebt doch in den heutigen Italienern nicht mehr die brennende Kunstliebe von früher, und ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kunst sind nach jeder Richtung hin von uns Deutschen übertroffen. Da sie selbst wenig Bedeutendes mehr schufen, so zeichneten sie sich in der neuesten Zeit durch Aufsuchen und Beschreiben von Alterthümern aus, und pflegten vor allen Dingen Gesang und Instrumentalmusik. Die ernste höhere Musik ist indes gleichfalls nicht bei ihnen zu Hause; sie hatten wohl früher bedeutende Componisten, wie den 1529 gebornen

Palestrina, doch später traten ihre Meister weit hinter die Deutschen Händel, Bach, Gluck, Mozart, Haydn und Beethoven zurück. Daß auch die dramatische, besonders tragische Poesie in jener freiheits- und vaterlandslosen Zeit keine Ermunterung finden konnte, begreift sich — die Nation wandte sich dafür dem sinnlichen Opernpomp zu.

Das letzte halbe Jahrhundert hat indes bewiesen, daß in einem politisch herabgekommenen Volke noch ein Kern vorhanden sein kann, der unter günstigen Umständen wieder wachsen und einen lebensvollen Schoß aus dem erstorbenen Stamme hervorzutreiben vermag. Die Revolutionskriege seit 1792, das Schalten der erobernden Franzosen in Errichtung und wechselnder Umänderung neuer Staaten, Einführung neuer Einrichtungen und Gesetze, der gezwungene Antheil an Napoleons Heerzügen u. s. w. hatten die Italiener aus ihrer politischen Apathie aufgerüttelt; ausländische, früher verbotene Schriften waren in Umlauf gekommen, kriegerisches Wesen war geweckt, und der Titel König von Italien, welchen Napoleon sich beigelegt, hatte einen Klang, der dem Ohre der Italiener wohl that. Wenn man dies alles sich vergegenwärtigt, begreift man, wie wenig die Herstellung des Alten durch die im Jahr 1815 wieder auf den Thron gekommenen Regenten die Nation befriedigen konnte. Sie kamen haßerfüllt gegen die neuen Ansichten, welche unstreitig Wurzel gefaßt hätten. Ihre Regierungskunst war also von Argwohn durchdrungen, sie stützte sich auf gesteigerte Polizeigewalt, auf die schnell wieder herbeigerufenen Jesuiten, auf Verfolgung alles gefährlich Scheinenden in Schriften und Reden, im Nothfall auf österreichische Hilfe. Diese war ihnen zugesagt, wogegen sie sich verbindlich gemacht, niemals auf eine Repräsentativ-Verfassung einzugehen. Gerade darnach aber, nach politischen Freiheiten, sowie nach nationaler Vereinigung, strebte der nur einigermaßen denkende Theil der Italiener und fühlte sich immer mehr in einem Gegensatze zu den Regenten, die sich um so inniger an Oesterreich lehnten und diesem den gewünschten Vortheil gewährten, neben seinem Einflusse in Deutschland ein völliges Protektorat über Italien zu besitzen. Der Gegensatz zeigte sich bald als politische Gährung, als Kundwerden geheimer Verbindungen, die über das ganze Land sich verzweigten, und in poetischen wie prosaischen Werken, die bei aller Vorsicht im Ausdruck doch demokratisches Leben athmeten, und ihres innern Feuers wegen zugleich einen neuen Aufschwung der erschlafften Nationallitteratur andeuteten. Hugo Foscolo, Silvio Pellico (der seine fromme Vaterlandsliebe auf der mährischen Veste Spielberg abbüßen mußte), Niccolini, Leoparde; ferner General Coletta, Gioberti, Guerazzi; Mazzini. Praktische Männer und Schwärmer, geistig Unzufriedene und materiell Verletzte arbeiteten einander in die Hände. Es kam zu Verschwörungen und heftigen Versuchen, ein konstitutionelles öffentliches Leben, das auf gesetzlichem Wege nicht zu erhalten war, gewaltsam zu erzwingen; doch war der Ausgang mehrerer solcher Versuche ein trauriger, sie wurden mit Hilfe des Auslandes (Oesterreichs u. Frankreichs) niedergeschlagen und dienten fast nur dazu, manche vorzügliche Köpfe und Charaktere in die Kerker und aufs Schaffot zu bringen oder zur Flucht ins Ausland zu nöthigen. Statt aber nun die Ursachen solcher Erscheinungen zu heben, verstärkte man sie durch verdoppelte Strenge und höchst unweise Maßregeln. Gab doch der sardinische König Felix im Jahr 1825 ein Edikt, dem zufolge niemand sollte lesen und schreiben lernen, der nicht 1500 Francs besäße, und niemand studiren, der nicht die gleiche Summe als jährliche Rente bezöge — ein

Edikt, das wenigstens zeigt, wie viel mehr geistiges Bedürfnis man den Piemontesen zutrauen konnte als den Neapolitanern; denn im Königreich beider Sizilien wäre solcher Befehl rein überflüssig gewesen! — Das Jahr 1848, reich an politischen Erschütterungen vieler Länder, rief auch in Italien neue Aufstände hervor, und diesmal — merkwürdig genug — suchte einer der Fürsten selbst sie zu leiten und, wenn nicht die Einheit Italiens, doch die Befreiung desselben von Oesterreich zu erringen und sich so an die Spitze der nationalen Bewegung Italiens zu stellen. Es war Karl Albert von Sardinien, der Nachfolger des genannten Felix, ein Mann ohne Treue und Charakterfestigkeit, aber den Geist der Zeit erfassend; er riß sich vom österreichischen Systeme los und trat als Hilfe der Lombarden auf, welche die Zeit, wo eben das Reich durch die Revolution Wiens und den Zwiespalt mit den Ungarn im Innern zerrüttet war, für günstig hielten, die Fremdherrschaft abzuwerfen. Anfangs machte man rasche Fortschritte, die Mailänder erhoben sich mit Energie, wie sieben Jahrhunderte früher gegen Friedrich Barbarossa, die Kaiserlichen mußten zurückweichen, und Karl Albert drang siegreich bis gegen die Etsch vor. Kaum aber hatte der österreichische Feldherr, der jugendliche Greis Radetzky, hinreichende Verstärkung erhalten, als sich das Kriegsglück wandte und der alte Ruf der österreichischen Waffen in Italien sich aufs neue glänzend bewährte. Der sardinische König wurde bei Custozza besiegt und über den Mincio geworfen, mußte Mailand aufgeben, und verlor auf eignem piemontesischem Boden die blutigen Gefechte bei Novara und Mortara. Es blieb Sardinien nichts übrig als Friede zu schließen, wozu auch Oesterreich aus andern Rücksichten bereit war. Dies aber und die Bezahlung der Kriegskosten überließ Karl Albert seinem Sohne, indem er, mismuthig über das verfehlte Beginnen, die Krone niederlegte. Daß Lombarden und Venetianer den Aufruhr zu büßen hatten, und daß gegen alle durch den piemontesischen Krieg veranlaßte Bewegungen in den übrigen Ländern eine neue verstärkte Reaktion eintrat, braucht kaum erwähnt zu werden. Was Reisende und Zeitschriften aus Italien, besonders aus dem Neapolitanischen und aus dem Kirchenstaate berichteten, mußte wohl überall noch mehr als Bedauern erregen, umsomehr, da es aus völlig glaubwürdigem Munde bestätigt wurde. England und Frankreich warnten und riethen dringend in Neapel und im Kirchenstaat ein vernünftiges Verfahren an, ehe es zu spät sei; Oesterreich selbst mahnte mehrmals, ja ängstlich, zur Mäßigung. Doch umsonst, König Ferdinand vertraute auf seine ausländischen Regimenter und auf die Polizei; es kümmerte ihn kaum, daß zwischen Oesterreich und Sardinien eine neue Spannung entstand, die von Louis Napoleon zur gewünschten Schwächung der österreichischen Vorherrschaft in Italien benutzt werden konnte. Karl Alberts Nachfolger, Viktor Emanuel, hatte den Muth gehabt, seines Vaters Wunsch zu erfüllen, entschieden dem Geiste der Zeit zu folgen und aufrichtig konstitutioneller König zu sein; ein günstiges Geschick führte ihm in der Person des Grafen Cavour den Staatsmann zu, wie er und wie ganz Italien ihn bedurfte. Oesterreich sah scheel dazu, es fühlte sich herausgefordert, seine Vormundschaft über Italien, sein eignes großes Besitzthum daselbst war gefährdet; es verstärkte seine Truppenmacht in Lombardei-Venetien immer mehr, und endlich glaubte es, da eine Verbindung des französischen Kaisers mit Viktor Emanuel gewiß schien, nicht länger zögern zu dürfen. Es brach, ungeachtet England und Preußen und Napoleon selbst einen Congreß bezüglich der Zustände Italiens

vorschlugen, mit bedeutendem Heer in Piemont ein — im Frühjahr 1859. Ein kühner Schachzug! Vor einem Jahrhundert kam Friedrich der Große seinen Gegnern, deren Vereinigung er nicht abwarten durfte, rasch zuvor; allein wer kein Friedrich II., kein Napoleon I. ist, soll sich hüten, ihre Kühnheiten zum Muster zu nehmen. Magenta, Solferino! Mit diesen zwei Schlägen änderte sich die Lage der Dinge. Kaiser Franz Joseph — entmuthigt und in der Furcht, Preußen könnte, wenn es ihm hülfe, dadurch ein Uebergewicht in Deutschland erlangen — schloß eilig den Frieden zu Villafranca' worin er zu Gunsten Sardiniens auf die Lombardei verzichtete und nur das früher republikanische Venetien behielt. Die übrigen italienischen Staaten sollten eine dem deutschen Bunde ähnliche Conföderation bilden; allein nun betrat, unterstützt von Sardinien, die Bevölkerung Italiens den Weg der Revolution: Parma, Modena und Toskana, deren Fürsten schon während des Krieges aus ihren Ländern geflüchtet waren, wurden (1860) mit Sardinien vereinigt, ebenso der größte Theil des Kirchenstaates. Zuletzt mußte auch der junge König von Neapel, trotz der in Herstellung absoluter Gewalt erprobten Söldner seines kürzlich verstorbenen Vaters, dem Unwillen des Volkes weichen, seine Truppen wurden besiegt und zersprengt und auch im Reiche beider Sizilien feierte man die endlich errungene Einheit Italiens. Im Frühling des Jahres 1861 wurde Viktor Emanuel, der aber unterdessen sein Stammherzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza für geleistete Hilfe an Frankreich hatte abtreten müssen, gesetzlich zum König von Italien erklärt und Florenz zur Haupt- und Residenzstadt des neuen Reiches bestimmt. Im Kirchenstaat, wo man längst der weltlichen Regierung des Priesterthums überdrüssig war und die päbstlichen Soldtruppen den Piemontesen unterlagen, konnte nur die Stadt Rom nebst Umgegend (Patrimonium Petri, 214 Q.-M.) durch ein französisches Armeecorps, das sich schon Jahre lang angeblich zum Schutze des Pabstes daselbst befand, von der Einstimmung in den allgemeinen Jubelruf Italiens abgehalten werden. — An dem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich 1866 nahm Italien als Bundesgenosse Preußens Theil, und obwohl von den Oesterreichern zu Land und zu Wasser (Custozza, Lissa!) besiegt, trug ihm diese Betheiligung doch die Provinz Venetien ein. Als jedoch im J. 1867 revolutionäre Scharen auch den letzten Rest des Kirchenstaates erobern wollten, trat Frankreich zum Schutze der weltlichen Macht des Pabstes auf und hielt Rom militärisch besetzt (Mentana!). Nachdem aber infolge des deutsch-französischen Krieges (1870) die den Pabst schützenden französischen Truppen aus Rom abberufen worden waren, um gegen Deutschland zu kämpfen, sah sich die italienische Regierung veranlaßt, Rom zu besetzen (Sept. 1870), den Rest des Kirchenstaates nach erfolgter Volksabstimmung mit dem Königreich Italien zu vereinigen und dann (Juli 1871) die Residenz des Königs nach Rom zu verlegen. Durch diese Ereignisse wurde nun Italien, fast ohne Anstrengung von seiten desselben, im Wesentlichen geeinigt, und es bildet jetzt wieder einen selbständigen nationalen Staat, was seit Auflösung des Ostgothenreiches, also seit 1300 Jahren, nicht der Fall gewesen war.

1. Das Königreich Italien

zählt auf 5376 Q.-M. 26,717000 Bew. (1871); auf 1 Q.-M. kommen somit 4970 Seelen. Aber die Bevölkerung ist sehr ungleich vertheilt: am

dichtesten ist sie wohl in der Provinz Mailand, wo 18700 Menschen auf 1 Q.-M. wohnen, überhaupt in der Lombardei, ferner in der Prov. Genua (9683 M. auf 1 Q.-M.), in der Terra di Lavoro (6447 M. auf 1 Q.-M.) — eine Volksdichtigkeit, wie man sie gewöhnlich nur in den dichtest bevölkerten Fabrikgegenden Europas, nicht aber in Ackerbau treibenden Bezirken antrifft. Dünn bevölkert dagegen ist das in jeder Beziehung herabgekommene Sizilien (4505 auf 1 Q.-M.), dessen Gesammtbevölkerung jetzt nicht viel mehr beträgt, als einst die seiner beiden größten Städte Syracus und Agrigent miteinander, ferner die Prov. Abruzzo Ulteriore II. (2829 auf 1 Q.-M) und die Insel Sardinien (1447 auf 1 Q.-M.). Hat nun auch Italien durch günstige äußere Umstände im ganzen seine Einheit und nationale Selbständigkeit wieder erlangt, so sind doch die Zustände des jungen Staates noch keineswegs erfreuliche; derselbe ist tief überschuldet (2400 Mill. Thlr. Staatsschuld), die Bevölkerung ist mit schweren Steuern belastet und nur mit Mühe läßt sich das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben des Staates (415 Mill. Thaler) herstellen. Die zahlreiche Geistlichkeit,*) deren Güter man zum besten des Staates konfiszirt hat, arbeitet gegen die neue Ordnung der Dinge, da natürlich auch der Pabst derselben feindlich gegenübersteht und durch Schriften, Reden und Bannflüche zum Widerstande gegen den neuen Staat auffordert; auch viele aus dem Volke wünschen die alten Zustände zurück. Ein anderer nicht unbedeutender Prozentsatz der Bevölkerung, theilweise von kommunistischen Ideen angesteckt, verlangt laut nach Herstellung einer Republik. — Die Regierung ist zwar bestrebt, den Bodenanbau zu bessern, Industrie, sowie Verkehr im Innern und mit dem Auslande zu heben; aber der Bauer, in der Regel nur schwer belasteter Pächter des Bodens, den er bebaut, lebt meistens gedrückt in großer Armut und Unwissenheit, voller Aberglauben; daher auch Mangel an stattlichen Dörfern, wie man sie z. B. in Deutschland trifft. Daneben in den zahlreichen Städten Reichthum, Ueppigkeit, politisches Parteigetriebe; die Bürger in den Städten ohne rechte Arbeitsliebe — kein Streben, kein Gewerbfleiß, Bettelei desto mehr; Bestechlichkeit bei Beamten- und Volksdeputirten. Die Zahl der Verbrechen ist schreckenerregend**), und die

---

*) In Italien 229 Bischofssitze!

**) Nach einer Mittheilung des „Eco della verità" in Florenz kommt in England eine Mordthat auf je 178000 Einw., in Holland auf 163000, in Preußen auf 100000, in Oesterreich auf 57000, in Spanien auf 4113, in Neapel auf 2750, in Rom auf 750; man hat also in Rom, wo außer dem Pabst auch noch der Jesuitengeneral residirt und man die Segnungen des Jesuitismus von jeher aus erster Hand bezog, 237 mal so viel Aussicht gemordet zu werden, als in dem ketzerischen England. Auch ein geordnetes Familienleben ist in der Residenz des heiligen Vaters nicht Regel, sondern Ausnahme: in London kommen auf 100 eheliche Geburten 4 außereheliche, in Rom aber — 243, also 61 mal soviel als in London!

Unsicherheit in manchen Gegenden, z. B. in den Abruzzen, ja sogar in nächster Nähe Neapels, noch so groß, daß wohlhabende Reisende nur unter starker militärischer Bedeckung sicher reisen können. Für wissenschaftliche Bildung geschieht etwas, auch sucht man die herabgekommenen altberühmten Universitäten wieder zu heben; an Bibliotheken ist kein Mangel (164 öffentliche und 46 private mit zusammen über 4 Mill. Bände*); aber in Bezug auf Verbreitung des Volksunterrichts steht Italien sogar noch hinter Spanien zurück, obwohl die Regierung bemüht ist, auch hier zu helfen. Im Jahre 1870 hatte Italien 38000 Primärschulen (31000 öffentliche, der Rest private), in welchen 1,577000 Kinder unterrichtet wurden; 3000 italienische Gemeinden haben noch keine Schulen für Mädchen, 78% der Bevölkerung können nicht lesen und schreiben, und rechnet man davon die 1—7 Jährigen ab, so bleiben immer noch über 60% solche, die es billigerweise können sollten und nicht können, in Unteritalien sogar 74%**). Der Staat verwendet bedeutende Summen auf seine Vertheidigungsfähigkeit (stehendes Heer im Frieden 183000, im Krieg 620000 Mann — wenigstens auf dem Papier); die mit großen Kosten hergestellte Kriegsflotte (angeblich 76 Schiffe und Kanonenböte mit 653 Kanonen) hat indes ihre erste Probe (Lissa!) sehr schlecht bestanden. Die Handelsflotte ist nicht unbedeutend, obwohl in vielen Häfen stete Sonntagsruhe herrscht und die Einfuhr noch um 25 Millionen Thaler mehr beträgt als die Ausfuhr. — Es ist zu wünschen, daß dem Lande, das nun seiner Schicksale eigener Herr geworden, der äußere Friede erhalten bleibe, und daß im Innern die unheimlichen Gewalten, die innerhalb der letzten 1000 Jahren so oft das schöne Land zerrütteten, nicht wieder zur Geltung gelangen; dann mögen seine Verhältnisse sich bessern, denn aus manchen Erscheinungen ist zu schließen, daß die Nation sich innerlich kräftigen werde. — Wie die meisten Südländer haben auch die Italiener wenig sinnliche Bedürfnisse, die behaglichere Lebensweise des Nordens kennen sie nicht. Leicht erregbar, wenden sie sich selten mit der Beharrlichkeit und Ausdauer einem bestimmten Ziele zu, womit die nördlichen Völker arbeiten. Auf heftige Erregtheit folgt rasch eine tiefe Abspannung; die gesellschaft-

*) Dieselben sind reich an antiker Literatur und kirchlichen Werken, dagegen ist die moderne Wissenschaft und die ausländische Literatur fast gar nicht vertreten.

**) Denn auch in dieser Beziehung steht es im Gebiete des ehemaligen Kirchenstaates, sowie des ehemaligen Königreiches beider Sizilien, wo 1/5 alles Bodens dem Klerus gehörte, am schlechtesten aus — der Unterricht war eben ganz in den Händen der Geistlichkeit. In Rom kann von 100 Laien nur einer lesen; die erste Volksschule wurde zu Rom am 18. Dec. 1870 errichtet, vorher gab es nur einige von Geistlichen und Nonnen geleitete Privatschulen. Und über das höhere römische Unterrichtswesen sagt der mit der Revision desselben beauftragte Statthaltereirath Brioschi: „Alles ist versteinert zu mechanischen Gedächtnisübungen und Regeln, die wohl 1000 mal im Jahre mündlich und schriftlich wiederholt werden und nicht nur die lateinische Sprache, sondern das Studium überhaupt unerträglich für das Leben machen.“

lichen Verhältnisse wurzeln nicht im Gemüthe und das, was wir Gemüth nennen, existirt dort nur noch in der Form der Leidenschaft. Persönliche Interessen und persönliche Leidenschaften haben in Italien zu allen Zeiten ein schwereres Moment in allen, auch in den öffentlichen Angelegenheiten gebildet, als irgendwo in Europa. Der Verschiedenartigkeit des Landes, das neben fruchtbarsten Gegenden und paradiesisch schönen Landschaften voll ist von unzugänglichen Bergen und Schlupfwinkeln, von Wäldern und Sümpfen und reißenden Gewässern, das ferner auf einem Flächenraum von wenigen Stunden sein Klima von einer Hitze, die Palmengattungen gedeihen läßt, bis zu einer Rauheit abstuft, die an nordische Regionen erinnert: dieser physischen Einheitslosigkeit Italiens entspricht die seines Volkes, das aus Ureinwohnern, Griechen der alten und der neuen Zeit, Römern, Longobarden und Normannen, Arabern und Epiroten, Spaniern und Franzosen allmählich zusammengewachsen ist, und dessen verschiedenartige Theile hin und wieder noch ganz unvermischt nebeneinander zu erkennen sind.

Eingetheilt wird Italien in 69 Provinzen zwischen 30 und 100 Q.-M. Flächeninhalt; 17 haben über 100 Q.-M., die größte mit 246 Q.-M. ist Cagliari, die eine der beiden Provinzen, in welche die Insel Sardinien zerfällt. Die Bevölkerung einer Provinz beträgt im Durchschnitt 400000 S., die volkreichste ist Mailand mit über 1 Mill. Wir betrachten das Königreich nach den alten historischen Bestandtheilen.

a) **Piemont** mit **Montferrat** (526 Q.-M., 2⁸/₁₀ Mill. E.), durch den Ticino vom Mailändischen getrennt und vor 1859 das Hauptland des Königreiches Sardinien. Den Herzogstitel erhielten die Markgrafen von Savoyen im 15. Jahrhundert, den Königstitel erst 1718, als die Insel Sardinien, ein minder wichtiges Besitzthum, hinzukam; seit Genua (1815) damit vereinigt und der Ticino zur Grenze an der Lombardei geworden war, hatte es 1374 Q. M. Flächeninhalt und im Jahre 1858 fast 5³/₁₀ M. Bew. — Zu den ausgezeichneten Mitgliedern des savoyischen Hauses — und bekanntlich gibt es deren in jeder Familie nur dann und wann — gehörten im vorigen Jahrhundert der kaiserliche General Prinz Eugen und der von 1730—1773 regierende König Karl Emanuel, der ein besseres Gesetzbuch gab, bei römischen Erlassen das Placet behauptete und trotz des päbstlichen Widerspruchs die geistlichen Güter besteuerte. — Orte (vergl. S. 273 u. ff.): Turin am Po mit 207000 E.; hier treffen mehrere Alpenstraßen zusammen, daher einst röm. Militärkolonie; bis 1861 Residenz der sardinischen Könige. An der Universität herrscht ein freiwissenschaftlicher Geist, unser Physiolog Moleschott lehrt daran; reiche wissenschaftliche Sammlungen. In der Nähe Lustschlösser; die Villa aber, wo die Gruft des großen, zu früh gestorbenen Staatsmannes Cavour, des geistigen Urhebers der italienischen Einheit, sich befindet, wird noch häufiger besucht werden. Aosta an der Dora Báltea, wo die Maulthierstraßen über gr. und kl. Bernhard sich vereinigen, daher in alter Zeit röm. Militärkolonie (Augusta Praetoria); das Fort Bard beherrscht jetzt den Eintritt in die Ebene bei Ivrea Susa an der Dora Riparia, von wo Straßen über den Cenis nach Savoyen und über den Genevre nach Dauphiné. Südlich davon im Gebirg findet man noch an

22000 Waldenser in 35 Gemeinden, die lange Zeit unter großem Druck lebten, nun aber, seit die Regierung sich um Hebung der Kultur kümmerte, freie Religionsübung erhalten haben. Pinerolo, am Fuße des Gebirgs. Cuneo (Coni), wichtiger Cocons-markt, Straße über den Col di Tenda nach Nizza. Mondovi, Straße über Millesimo nach Savona. Alessandria am Tanaro, Festung ersten Rangs mit 57000 E., an der Straße über Novi und die Bocchetta nach Genua. In der Nähe das Schlachtfeld von Marengo. Bobbio an der Trebbia, alte Klosterstiftung des Columban. Casale am Po, Festung mit 27500 E.; Hauptst. von Montferrat.

b) Herzogthum Genua, noch im vorigen Jahrhundert Republik und ehemals mächtig zur See; ein schmaler Küstenstrich, dessen Gestade in der Westhälfte **riviera di ponente**, in der Osthälfte **riviera di levante** heißt, mit wenig Ackerbau. Die nackten Berge können durch das fahle Grün der Oelbäume an ihren Hängen nicht schöner werden. Ueberhaupt trifft der Nordländer wohl heitere Himmelsbläue in Italien und in manchen Landschaften angenehmes Klima, doch wenig schönes üppiges Baumgrün und, mehrere Seegegenden, besonders die von Genua und Neapel abgerechnet, keine so herrliche Natur als in den Alpen oder am Rheinstrom. Alterthümer, Kunstwerke und die Vulkane Vesuv und Aetna sind meist dasjenige, was nach Italien lockt. — Genua mit 130000 E., vom Ufer am Gebirge sich amphitheatralisch hinaufstreckend. Wer auf den Hafen zuschifft, dem stellt sich die Stadt höchst malerisch dar; übrigens sind nur einige Straßen schön, die andern eng, finster und schmutzig. Von Genueser Kaufleuten ward 1407 die erste Geldbank gegründet, und noch immer ist „**la Superba**“ ein bedeutender Fabrik- (in Seide und Baumwolle) und Handelsplatz, der erste Seehafen des Landes, wichtig für Import und Export, sowie für den Transit, und mit allen wichtigeren Seehäfen des Mittelmeers in Verbindung. Die Eröffnung der Fréjus- und Gotthardbahn wird die Handelsblüte Genuas noch mehr steigern. Savona, einst Rivalin von Genua, das den Hafen der Stadt verschüttete. Spezia ganz im SO. ist ein guter Kriegshafen.

c) Insel **Sardinien** (440 Q.-M., 636000 E.), wie Corsica von einem von Nord nach Süd gerichteten Gebirge durchzogen, waldig, an der Küste mehrentheils voll Sumpf, im Innern wenig bekannt. Im SW. die fruchtbare, gut bewässerte Ebene Campidano zwischen den Buchten von Cagliari (im S.) und von Oristano (im W.), um deren Besitz im Mittelalter viel vonseiten dieser beiden Städte gekämpft wurde; jenseit des Campidano ein niedriges isolirtes Gebirg von 1000 m. Höhe. Im N. die kleine Fruchtebene von Sassari. Höchster Punkt der Insel der Monte del Genargentu 1918 m. Schnee zur Winterszeit wohl auf den Bergen, doch nie in den Thälern. Die Berge metallreich, die Thäler fruchtbar, die Bewohner mehrentheils Hirten und unwissend, im Innern noch halbbarbarisch. Im Alterthum war die Insel karthagisch, dann römisch; im Mittelalter arabisch, hernach ein Besitzthum der Republik Pisa, bis sie von einem römischen Pabste, als gehöre sie ihm, dem Könige von Aragonien geschenkt wurde (1295). Seitdem war sie bis ins 18. Jahrhundert spanisch, und nicht zu ihrem Heile. Geistliche Orden und ein zahlreicher Adel besaßen den Grund und Boden fast allein, und von den adeligen Gütern gehört wiederum die Hälfte spanischen Familien, die anderwärts wohnen. Leibeigenschaft ist zwar 1838 aufgehoben, der Bauer aber ohne eignen Besitz. — Cagliari mit 32800 E. und einem der schönsten Häfen

Europas, war eine Gründung der Phönizier; in der Nähe phönizische Alterthümer (Nuraghen). Die einzige Straße der Insel führt von hier über Aristano nach Sassari (32600 E.) nahe der Nordküste.

d) **Lombardei** (427 Q.-M., 3½ Mill. E). Sie liegt zwischen Alpen und Po, Ticino und Mincio. Die Gebirgsgegend senkt sich von Norden herab, zuerst in hügelichte Ebene, wo mit fruchtbaren Geländen noch Wälder und einzelne Heidestrecken wechseln, dann in die weite Tiefebene, wo der Po und die Menge der andern Flüsse häufig über die Ufer treten. Die Ergibigkeit des lombardischen Bodens wird noch durch zahllose Kanäle befördert, in denen man das Wasser über die Felder und Wiesen leitet. Im Gebirgsstriche gibt es nur kleinere Oerter, unter andern die ehmals zur Schweiz gehörigen Chiavenna und Sondrio. Am Uebergange des Hügellandes in die völlige Ebene liegt eine Reihe bevölkerter Städte, wie Como mit 24300, Bergamo mit 37300 und Brescia mit 40000 E. In der völligen Ebene: Mailand (Milano), „la Grande", mit 199000 E.; glänzende Hauptstadt der Lombardei mit berühmtem Dom (S. S. 273); von Galliern gegründet, später römische Kolonie, im Mittelalter reich durch Handel und an der Spitze des Widerstandes gegen die Ghibellinen. Monza mit 25200 E. Pavia mit 29600 E., nahe dem Ausfluß des Ticino in den Po, mit einer Universität. Lodi an der Adda, Cremona am Po, mit 30900 E. Peschiera Festung am Gardasee, und Mantua, „la Gloriosa", Inselfestung am Mincio mit 26600 Einwohner.

e) **Venetien** (430 Q.-M., 2,641000 E.). Wir haben bei der Durchwanderung des Po- und Etschgebietes (S. 271—276) das Land nebst der Lombardei bereits kennen gelernt; auch ist der Städte Venedig („la Dominante") mit 128000 E., Padua mit 66000, Vicenza mit 37600, der Festungen Verona mit 67000, Legnago ca dort gehörige Erwähnung geschehen. Am Fuße oder in den Vorbergen der Alpen: Bassano an der Brenta, Belluno, an der obern Piave, am 30. Juni 1873 durch ein Erdbeben fast zerstört und seit dieser Zeit mit seinen Nachbarorten außerordentlich oft (bis zum 25. Dec. 1873 96mal) von Erderschütterungen heimgesucht. Udine mit 29600 E., nordwestlich von Görz. — In Norditalien sind der kriegsgeschichtlich denkwürdigen Plätze sehr viele. Die Schlachtfelder an der von Etsch und Mincio gebildeten Vertheidigungslinie (Festungsviereck!), die zugleich den Uebergang nach Deutschland durch das Etschthal beherrscht, sind S. 274 schon genannt; die weiter ostwärts fließenden Alpenwasser bilden keine bedeutenden Hindernisse für ein Heer. Weiter westwärts: das Schlachtfeld von Lodi an der Adda 1796; dann besonders zahlreiche Schlachtfelder aus allen Perioden der Geschichte an beiden Seiten des Ticino, der einem von Westen heranziehenden Heere die ersten Schwierigkeiten bereitet: hier schlug Hannibal seine erste Schlacht in Italien (218 v. Chr.), hier besiegte (101 v. Chr.) Marius auf der raudischen Ebene bei Vercelli die Cimbern, hier wurde (1176) Friedrich I. bei Legnano vom lombardischen Bunde geschlagen und besiegte (1238) Friedrich II. bei Cortenuova (unweit Mailand) denselben Bund; hier liegt (südöstlich von Mailand) Marignano, bekannt durch die sogen. Riesenschlacht (1515) zwischen den Schweizern und Franz I. von Frankreich, und Pavia, wo derselbe Franz (1525) von deutschem und spanischem Kriegsvolk geschlagen und gefangen wurde; hier sind ferner die Schlachtfelder von Novara (westlich vom Ticino), wo 1513 die Schweizer fochten und wo

(1849) die Piemontesen von den Oesterreichern geschlagen wurden, und von Magenta (östlich vom Ticino), wo (1859) letztere vom französisch-sardinischen Heere besiegt wurden. Auch die Bedeutung Pavias als Hauptstadt des Longobardenreiches ist durch seine Lage bestimmt. Ebenso liegen mehrere Schlachtfelder rechts vom Po an den Straßen, die vom Meere herführen: Montenotte, Millesimo und Mondovi an der Straße von Savona, die Napoleon 1796 benützte; Marengo bei Alessandria, wo derselbe 1800 die von Genua heranziehenden Oesterreicher besiegte; die Trebbia, an deren Ufern Hannibal kämpfte, Piacenza (1746) 2c.

f) **Emilia** (405 Q. M., $2^3/_{10}$ Mill. E.). Der Name kommt von der via Aemilia, einer Hauptmilitärstraße Italiens, von den Römern bald nach der Beendigung des zweiten punischen Kriegs von Fanum (Fano) längs des Nordabhangs des Apennins bis Placentia (Piacenza), der Stelle des letzten bequemen Poübergangs, erbaut; man bezeichnet deshalb mit diesem antiken Namen die zwischen dem untern Po und dem Apennin gelegenen 3 Länder, nämlich die ehmaligen, schlecht verwalteten Herzogthümer Parma und Modena, und den dem Kirchenstaate einverleibt gewesenen Theil der Poebene, die Romagna, durch die Schenkung des Franken Pipin (756) der Anfang der weltlichen Herrschaft der Päbste. — Piacenza mit 34900 E.; die Festungswerke von den Oesterreichern 1859 bei ihrem Abzuge aus der Lombardei gesprengt; in der Nähe Hannibals Schlachtfeld an der Trebbia und am Po, östlich davon am Nure die ronkalischen Felder. Parma mit 45500 E. und Bodonis berühmter Druckerei; Palast Farnese; schöne Lage. — Reggio mit 50000 E. Unweit davon die Ruine der Burg Canossa am Abhange des Gebirges (Kaiser Otto I. befreit Adelheid; Heinrich IV. vor Gregor). Modena, zwischen den Flüssen Secchia und Panaro, 56000 E., mit prachtvollem Residenzschloß, dessen frühere Gemäldesammlung 1745 nach Dresden verkauft worden. Montecuculi, nahe dem Cimone, Geburtsschloß des berühmten österreichischen Generals Montecuculi, gestorben zu Wien 1686. Zu Modena gehörten auch die Landschaften Massa und Carrara am genuesischen Golf, berühmt wegen des Marmors. Bologna mit 115000 Einw., am Reno, uralte Etruskerstadt und auch in der Geschichte Roms zu Bedeutung gelangt (Vergl. S. 276). Die im Mittelalter berühmte, 1158 gestiftete Universität, die Wiederherstellerin des römischen Rechtes, besteht noch. Ferrara mit 72000 E., an einem Poarme, einst blühende, jetzt verödete Handelsstadt, in der Geschichte der neueren italienischen Literatur von Bedeutung (S. 276). Ravenna mit 59000 E., einst, als Inselstadt, Hauptstadt Italiens (Valentinian, Odoaker, Theodorich, Justinian!); jetzt landfest und sein Hafen versandet; zwischen der Stadt und dem Meere der berühmteste Pinienwald Italiens. Faenza mit 36300 Einw., wo vorzüglicher Töpferthon (Fayence). Rimini (Ariminum) mit 33900 E., am Meere, südl. des Rubiko; der Hafen ist versandet.

g) Die **Marken** (die Ostabdachung des Apennin, das alte Picenum) und **Umbrien** (wesentlich das mittelalterliche Herzogthum Spoleto), zusammen das Mittelstück des gewesenen Kirchenstaates. Fano; Sinigaglia mit 22200 E. Ancona mit 45700 E., nicht weit von dem Cap, das am weitesten dort ins Adriameer vorspringt, mit Citadelle, vorzüglichem Hafen (Roms Hafen am Adriameer) und etwas Seehandel. Der Wallfahrtsort Loreto, der von den Pilgern lebt, die zahlreich zu seinem Muttergottesbilde kommen. Die kostbar geschmückte Statue der Jungfrau, vom Evangelisten Lukas aus

Holz geschnitzt, befindet sich hier in dem Geburtshause der Maria (casa santa), das wundersame Engel im Jahr 1291 durch die Luft aus Nazareth ins gläubige Italien getragen haben; das Häuschen steht in einer Kirche. Die Bologneser behaupten indes auch ein Marienbild von Lukas Hand zu besitzen. Urbino, ehmals ein Herzogssitz, berühmter als Geburtsort Rafaels. — Perugia mit 49500 E., westlich des Tiber und nahe dem trasimenischen See, bekannt durch Pietro Vanucci, Rafaels Lehrer. Spoleto, schmutzige Stadt, ehmals longobardischer Herzogssitz, früher römische Militärkolonie. In der Nähe Assisi, das Kloster des heil. Franziskus. Terni in bergiger Gegend am Fluß Nera, Tacitus Geburtsort; östlich davon der malerische Wasserfall des Velino, der jenseit Rieti (Reate im alten Sabinerlande) herkommt und etwa 100 m. herabstürzt.

h) **Toskana** oder **Hetrurien** (404 Q. M., fast 2 Mill. E.). Es liegt 7 Breitengrade südlicher als die Mitte Deutschlands. Nördlichste Grenze der Berg Cimone. Im Apennin Gebirgsland, wo die Kastanie wie überhaupt an italischen Bergen zur Hauptnahrung dient, dann fruchtbare Thalungen, besonders am Arno, dann ungeheure Wiesenflächen, übergehend in sumpfige, sommers unbewohnbare Maremmen. — Die südwärts bis zum Tiber reichende mittelalterliche Markgrafschaft Tuscien bildete einen Hauptbestandtheil der „Mathildischen Güter," um welche in der Folge so viel zwischen Kaiser und Pabst gestritten wurde. Der südl. Theil kam an Rom, der nördliche löste sich in mehrere Republiken auf, die mit Ausnahme von Pisa und Siena, meist welfisch gesinnt waren. Unter ihnen that sich besonders Florenz durch Industrie und Handel, sowie als Stätte höherer geistiger Kultur hervor. So kam es, daß Toskana seit einem halben Jahrtausend im ganzen ein glücklicheres Loos gehabt hat als die übrigen Länder der Halbinsel: die Zeit der Republiken Florenz, Pisa, Siena — die der ersten Mediceer, deren Familie 1530 die Herzogswürde in Florenz und Toskana erhielt und das Land mit vielem Geschick regierte — dann im 18. Jahrhundert die unter dem Großherzog Leopold, der seinem Bruder, dem Kaiser Joseph, nicht in Reformen nachstehen wollte, Inquisition, Majorate und Fideicommisse aufhob, die Justiz besserte &c. Das Gute, was dort vor der großen Katastrophe von 1859 noch vorhanden, rührte von seiner Regierung her; es war aber wenig, denn die nach Napoleons Sturz 1815 wiedereingesetzten österreichischen Großherzöge traten nicht in seine Fußstapfen. Das abgeschaffte Klosterwesen war erneuert, das bekannte österreichische Concordat eingeführt und an der Vorschrift des Absolutism festgehalten worden. — Uebrigens ist der Gewerbfleiß des Volkes (Seidenzucht, Gewinnung von Boraxsäure, Arbeiten in Stroh und Alabaster u. s. w.) weit größer als im ehemaligen Kirchenstaat und in Unteritalien. — Ortschaften: Florenz in herrlicher Lage am Fuße der Berge von Fiesole (Fäsulä) und am Arno, bis 1871 Hauptstadt des Königr. Italien mit 167000 E.; reich an Bildsäulen und Monumenten, herrlichen Gemälden und Antiken (Rafaels heil. Familie, Gruppe der Niobe, mediceische Venus u. a.); die erzenen Thüren Ghibertis am Battisterio (Taufkapelle) dem gewaltigen Dom gegenüber; die Kirche St. Croce, worin Grabmäler des Macchiavelli, Michel Angelo, Galilei und Alfieri. Pisa mit 50000 E., im Mittelalter wohl 150000. Schiefer Thurm, und viele schöne Reste aus der mittelalterlichen Glanzzeit. In der Nähe heiße Bäder und die landwirthschaftliche Anstalt San Rossori mit Stutereien und noch aus den Zeiten der Kreuzzüge stammender Kamelzucht, von welcher gewöhnlich die in Europa zur Schau geführten Kamele stammen.

Livorno 97000 E., Freihafen mit Leuchtthurm und lebhaftem Seehandel. Siena, wo unterm Volke der angenehmste italienische Dialekt, jetzt verödet. Arezzo mit 38900 E., eine der ältesten Städte des Landes. Lucca am Serchio in reizender Gegend, regelmäßig und reinlich, 68000 E.; einst blühendste Stadt Etruriens. An der Eisenbahn von Bologna nach Florenz, in dem Thale des Nievole bei Pistoja liegt die Grotte von Monsummano mit merkwürdigen Stalaktiten und Stalagmiten und einer hochgradigen Temperatur; sie hat in jünster Zeit als prächtiges Thermalbad Berühmtheit erlangt. -- Zwischen dem Festlande und Corsica liegen die toskanischen Inseln Giglio, Monte Cristo u. a., unter denen Elba, durch die Enge von Piombino vom Festlande getrennt, die bedeutendste ist: 7 Q. M. und 20000 E. mit ausgeprägter toskanischer Sprache und Art. Im W. ist die Insel gebirgig, hier der M. Capanne 1000 m., im O. ist sie eben, und hier finden sich die Schätze der Insel beisammen: Eisen und Früchte. Der Hauptplatz für Eisengewinnung ist Rio, in dessen Nähe ein 150 m. hoher, ganz aus Eisenmaterial bestehender Berg, der auch schon von den Etruskern ausgebeutet wurde. Da der Holzmangel das Schmelzen nicht erlaubt, so wird die Eisenerde nach Genua, Neapel, Bastia, Marseille 2c. verladen. Die Ortschaften sehen braun und finster aus, da sie aus Eisenstein erbaut sind; auch die Landschaft ist in die Farbe des Eisens gekleidet. An der Ostseite die größtentheils gesprengte Festung Longone, an der Nordseite der Eisenhafen Porto Ferrajo. Die Villa San Martino, wo einst Scipio Nasica einen Palast gehabt haben soll, war der Lieblingssitz Napoleons (1814), der durch seinen abenteuerlichen Flug von hier über den Hafen Juan und über Waterloo nach Helena das Wort Senecas bewahrheitete: Doch schnell stürzen die stürzenden Dinge.

i) Das sogenannte **Patrimonium Petri** (214 Q. M., 835000 E.), d. i. der letzte Rest des ehemaligen Kirchenstaates, Rom mit seiner nordwestl. und südöstl. Umgebung, von der die römische Tradition behauptet, daß dies Gebiet der römischen Kirche von Konstantin geschenkt worden sei; durch Dekret vom 9. Oct. 1870 wurde dieser neben der Türkei schlechtest regierte Staat Europas dem Königr. Italien einverleibt.

Zwei Hauptstraßen führen von Norden her ins Land. Die eine kommt unweit Aquapendente aus Toskana, geht am See Bolsena durch angenehme Landschaften nach Viterbo, und unweit Sutri am ciminischen Berge in diejenige Gegend, die nach dem Tiber zu vom hohen Soracte (Oreste) begrenzt wird und sich zur öden Fläche ausdehnt, durch welche man Rom erreicht. Die andere zieht (als Fortsetzung der via Aemilia) von Fanum am Metaurus (als **via Flaminia**) diesen Fluß aufwärts zum niedern Apenninrücken, dann hinunter auf die Südseite, wo man Foligno, Spoleto und in schöner Gegend am Nera Terni berührt, und weiter südl. im Angesichte des Soracte über den Tiber, um in trauriger Gegend die toskanische Straße und mit ihr Rom zu erreichen. Die Eisenbahn nimmt nun denselben Weg.

Das alte Rom war bevölkert von Latinern, die südwärts des Anio, von Sabinern, die nordwärts desselben, und von Etruskern, die westl. des Tiber wohnten. Es begriff 7 unbedeutende Anhöhen am linken Ufer, mit den Vertiefungen dazwischen; deshalb Siebenhügelstadt. Einer von den Hügeln nahe dem Flusse ward zur Burg oder zum Capitolium, und trug, wie die Akropolis Athens den Pallastempel, so den Tempel des Jupiter als römischen Hauptgottes. Am capitolin.

und benachbarten palatin Hügel streckte sich gegen die Mitte der Stadt das große Forum aus, vor dessen Südende nachmals Vespasian das Colosseum, groß genug für 80000 Menschen, erbaute. Die Fläche südwärts des Palatinus ward zum Circus Maximus, der mehr als 100000 Menschen faßte, und eine Fläche nördlich des Capitols am Strome zum großen Marsfelde benutzt. Dieses stieß an die Gegend der Gartenhügel (jetzt Monte Pincio), die unter Kaiser Marc Aurel ebensowohl mit Mauern umfaßt wurden, als auch die Vorstädte an der rechten Seite des Flusses, welche die transtiberinischen Anhöhen Janiculus und Vaticanus bedeckten und durch 6 Brücken (die vaticanische hieß die des Triumphs) mit der Hauptstadt zusammenhingen. Der Umfang Roms, das nun Zehnhügelstadt heißen konnte, war dadurch außerordentlich, und die Bevölkerung mochte weit über eine Million betragen. J. Cäsar jagte einmal 150000 Leute fort, die sich nicht als Angehörige der Stadt ausweisen konnten. Geschmückt war Rom mit einer Menge von Tempeln, Circen, Theatern und Amphitheatern, Thermen, Aquäducten, Triumphpforten, Bildsäulen, Columnen, Portiken, Monumenten u. s. w. Aus Griechenland brachte man geraubte und gekaufte Kunstwerke, und aus Aegypten sogar mit unsäglicher Mühe ganze Obelisken herbei. Dem Kaiser Hadrian ward ein Mausoleum (Grabmal) am rechten Ufer erbaut, groß genug, um in neuerer Zeit als Engelsburg für eine Citadelle zu gelten. Das Material zu den massenhaften, gewaltigen Bauwerken, größtentheils leicht zu bearbeitender vulkanischer Tuff, wurde vorzugsweise aus den Hügeln Roms in unterirdischen Steinbrüchen, den sogen. Katakomben, gewonnen. Jedoch muß man sich die Stadt, wie sie zur Zeit der Republik aussah, keineswegs herrlich gebaut denken. Sie trug das Gepräge alter planloser Entstehung und des Gegensatzes herrschender Familien mit zahllosem ärmeren Volk, so daß in engen schiefen Gassen neben den vielen öffentlichen Prachtgebäuden und vornehmen Privatwohnungen der elenden Hütten eine zu große Menge war. Erst nachdem der Tyrann Nero sie in Brand gesteckt hatte, und ungeheure Summen daran gewandt wurden, verschönerten sich die Straßen, in denen freilich die alten freien Römer nicht mehr wandelten.

Die Landschaft umher, worin der heilige Berg (mons sacer) am nächsten, nur $2^1/_2$ Km. entfernt, jenseit des Anio sich erhob, war weit umher, selbst bis an die Küste und bis zu den Weideplätzen der pontin. Sümpfe, wohl angebaut. Ihre vielen Landhäuser (Villen) und Gärten gewährten reizenden Anblick, vorzüglich den Anio aufwärts, wo bei Tibur zwischen Bergen der Fluß 20 m. abstürzt und neben Tempeln die Villen des Mäcenas und seines Freundes Horaz lagen; aber auch südlich zwischen den Berggruppen, die den Albaner See umkränzen. Hier sah man unter andern Ciceros Lieblingsvilla südlich von Tusculum, und den reizenden Tempelhain der Diana hinter dem Städtchen Aricia. Alba erinnerte an den Ursprung Roms, und der kleine See Regillus, nördlich vom Algidusberg, an den letzten Kampf gegen Tarquinius 496 v. Chr., wodurch die jugendliche Republik erst völlige Unabhängigkeit erstritt.

Mehr noch als in Latium war das „glückliche Campanien" der Ort, wo der reiche republikanische Adel sich stattliche Güter erworben und mit Werken der Kunst und des Luxus ausgeschmückt hatte. Denn jenseit Anxur (Terracina), wenn man die Sümpfe zurückgelegt, wehte heilsame Luft über die Weinhöhen von Cäcubum, unweit Fundi. Hinter den Flächen der Lirismündung erhoben sich die Massischen

Hügel mit der köstlichen Falernertraube, und begann die stets anlockende Küste, die bis zum Golf von Salernum hinzieht. Wer sie von N. her bereiste, kam zuerst in die liternischen Fluren, berühmt durch den Aufenthalt des großen oder älteren Scipio und seiner Tochter Cornelia. Südlich sah er auf Felsen liegend das griechische schon 1030 Jahr v. Chr. Geb. erbaute Cumä mit seiner Sibyllengrotte, und östlich davon die waldigen Gaurushöhen, wo einst Valerius Corvus den ersten Sieg über die Samniter davon trug. Zwischen ihnen und Cumä beschäftigten den Beobachter vielfache vulkanische Produkte, heiße und schweflichte Wasser, weshalb auch die altgriechischen Einwandrer hier neben elyseischen Gefilden Spuren des Orkus zu erblicken glaubten und einen See den Acheron oder Avernus (Aornos d. i. vogelleer, weil drüberhin fliegende Vögel an der Ausdünstung des Wassers stürben), einige Flüßchen Styx, Kokytus und Periphlegeton, und die Gefilde umher phlegräische nannten. Neben solcher mythologisch gewordenen Natur lag der hübsche austernreiche Luctiner See und die Uferstadt Puteoli, jetzt Pozzuolo, von wo ein dunkler Grottenweg durch den schönen pausilipischen Berg (Grotta di Posilippo) nach Neapel führte; auf der andern Seite aber streckte sich die mit Villen übersäete Landzunge Bajäs aus, die im Cap Misenum endigend den neapolitanischen Golf im NW. begrenzte. Den künstlichen Kriegshafen bei Misenum mußte man bewundern; doch ward der Römer, nachdenkend über das Schicksal seines Vaterlandes, wohl mehr von dem einfachen Denkmal der Cornelia angezogen, das die Inschrift führte: Der Mutter der Gracchen. — Entzückende Aussicht gewährten die Ufer Bajäs übers Meer auf die Inseln Ischia und Capri, und seitwärts nach der mit Städten (Neapel, Herkulanum, Pompeji, Stabiä, Sorrentum u. a.) und glänzenden Villen bekränzten Bogenküste des Golfs, wohinter der Vesuv lange Zeit friedlich sein Haupt erhob, bis er endlich im Jahr 79 n. Chr. furchtbar zu erbeben und zu flammen begann und mit Lava und Asche die Städte Herkulanum, Pompeji und Stabiä verschüttete. Plinii epist. VI., 16. Man zählt seitdem an 40 Ausbrüche des Vulkans.

Das jetzige Rom ist nur ein Bruchstück des alten, in seinem Umfange viele Gärten, Wiesen, Weinberge und verödete Plätze einschließend, und hat 244000 E. Viel Altes ist verschwunden, Vieles verschüttet oder zertrümmert. Das große Forum ist jetzt ein campo vaccino, wo Kühe weiden. Doch sind der Kunstwerke und Reste noch bedeutende, z. B. die Reiterstatue Marc Aurels, die Columnen der Kaiser Antoninus und Trajan, die Zeussöhne Kastor und Pollux mit ihren Rossen auf dem Capidoglio (Capitol), eine Menge antiker Kunstwerke in verschiedenen Galerien, mehrere Obelisken, Ruinen von Triumphbögen und Prachtbädern, das Colisco oder ungeheures Bruchstück des Colosseums, und vor allen das wohlerhaltene Pantheon, ein runder zu Augusts Zeit erbauter Tempel, jetzt eine Kirche. Außer den Alterthümern weiß aber das neue Rom auch neue Werke der Architektur und bildenden Kunst aus dem 15. u. 16. Jahrh. aufzuweisen. Viele Paläste, an sich groß und oft geschmackvoll, bergen herrliche Schätze von Gemälden und andern Meisterwerken; vor allen der vatikanische, der 22 Höfe mit 5000 Zimmern einschließt, worin große Bibliothek, herrliche Sammlungen, die von Rafael gemalten Logen (Säulengänge), die sixtinische Kapelle mit Angelos Weltgericht, der belvederische Apoll u. s. w. — Unter den fast 300 Kirchen, deren 35 der Jungfrau Maria gewidmet sind, finden sich manche sehenswerthe, manche mit vorzüglichen Malereien,

besonders ausgezeichnet die Peterskirche. Sie ist 208 m. lang, im Kreuze 153 m. breit, das Gewölbe hat 55 m. Höhe, doch die Kuppel über der Mitte 71 und außen bis zum Kreuz 132. Der Flächenraum des Bodens hält 8 Morgen. Das Innere ist weniger imposant, wegen Ueberladung von kolossalem Schmuck an Bildwerken und Altären; der letzteren sind 29. Man muß die Kirche, wie alles Schöne, oft betrachten, um ihrer schönen Verhältnisse recht inne zu werden. Vorzügliche Baumeister, wie Bramante, Michel Angelo u. A. haben daran von 1506 bis 1614 gebaut. — Seit Rom die Hauptstadt Italiens geworden ist (2. Juli 1871), hat der Pabst den Quirinal, den er sonst gewöhnlich bewohnte, verlassen und sich im vatikanischen Palaste, der dicht neben der Peterskirche liegt, eingerichtet; Peterskirche, Vatikan und Umgebung bilden, am rechten Tiberufer gelegen, den sogen. leoninischen Stadttheil (nach Leo IV. so benannt), der dem Pabste verblieben ist und in welchem er die Würde, Unverletzbarkeit und alle persönlichen Prärogative eines Souveräns genießt. Von den italienischen Kammern votirte gesetzliche Bestimmungen, vom Pabste bis jetzt grollend zurückgewiesen, sanktionirten die Bedingungen, welche geeignet sind, auch mittels Territorial-Immunität die Unabhängigkeit des Pabstes und die freie Ausübung der geistlichen Autorität des heil. Stuhles in der römischen Kirche zu gewährleisten. Die Klöster, die in ungeheurer Zahl vorhanden waren, sind, wie in ganz Italien, nun aufgehoben und ihre Gebäude werden nach und nach zu Regierungszwecken eingerichtet. Der Quirinal ist jetzt Königspalast. Das Schulwesen, das in dem von Priestern überfüllten Rom sich auf niedrigerer Stufe befindet, als in manchen türkischen Provinzen (s. o.), wird reorganisirt. Am 12. Jan. 1871 erfolgte die Eröffnung der ersten protestantischen Kirche in Rom. — Ihrer Alterthümer und Kunstwerke wegen ist die „ewige Roma" stets ein Sammelplatz von Fremden, besonders Künstlern aus verschiedenen Nationen. Zahlreiche deutsche Kolonie mit eigener Bibliothek ꝛc. Die „ewige Stadt" führte übrigens bei den Alten auch noch den Beinamen edax hominum (d. i. die menschenaufzehrende), und sie verdient diesen Namen gegenwärtig gewiß noch mit mehr Recht als in der klassischen und nachklassischen Zeit. Das Volk von Rom, wenig thätig und bedürfnislos, war bisher gewohnt, von den Fremden und den Spenden der reichen Stiftungen zu leben; die Erträgnisse aus dem Zufluß und dem Aufenthalte der Fremden sind nun geringer geworden, da für die Neugierde nicht mehr so viele Anziehungspunkte vorhanden sind. Gewerbthätigkeit, mit Ausnahme einiger Kunstindustrie, gibt es nicht; doch finden sich am Corso, der Hauptstraße Roms links des Tiber und dem bekannten Schauplatze des römischen Karnevals, glänzende Läden von „echt römischen Waaren" — freilich aus Nürnberger, Berliner und sächsischen Fabrikhäusern. Ueberhaupt könnte man aus Manchem schließen, daß diejenigen Recht haben, die da behaupten, Rom sei zu frühe Hauptstadt Italiens geworden und es fehle den Römern der tüchtige Wille, die Verpflichtungen zu erfüllen, die ihre neue Stellung ihnen auferlegt; bei der Erziehung, die das gegenwärtige Geschlecht genossen, könnte das allerdings nicht wunder nehmen.

Die Umgegend Roms — campagna di Roma — ist gegenwärtig eine Einöde, fast nur von einzelnen Rinder- und Ziegenherden benutzt, und wie schon erwähnt, ungesund. Die Villen und Gärten, manche reizende Ortschaften und der Baumreichthum früherer Zeiten sind verschwunden. An der Stelle Tusculums liegt seit Friedrich Rothbarts Zeiten Frascati, einige andere Orte haben noch die alten nur wenig ver-

änderten Namen, z. B. das wegen prächtiger Ruinen und Cascaden viel besuchte Tivoli statt Tibur, Albano mit schönen Villen, Ariccia Sommeraufenthalt der Künstler, Velletri mit vielen Bettlern, und Palestrina oder Präneste auch voll Ruinen. Viterbo, nordwestlich von Rom, hat 20600 E. und etwas Fabrikthätigkeit, namentlich in Streichzündhölzchen. Ostia heißt noch die Stadt an der Tibermündung; doch ist nun der eigentliche Hafen Roms am Mittelmeer Civita vecchia, ehmaliges Centumcellä. Terracina am Ende der pontinischen Sümpfe.

k) **Neapel** (1550 Q. M. mit fast $7^2/_{10}$ Mill. Bew.). Die Gegenwart steht auch hier der Vergangenheit nach. Viele nackte Berge und Felsen waren sonst mit Waldungen überdeckt, viele Gefilde blühender, und in den meisten Städten mehr Betriebsamkeit und regeres Leben. Alterthumskundige und andre Gelehrte gibt es allerdings, das Volk aber ist sehr unwissend, so daß wenige lesen oder gar schreiben können (s. o.); unter 100 Kindern von 5—12 Jahren sandte das alte Königreich Neapel nicht mehr als 12 in die Schule. Aeußerte doch Ferdinand II., der Vater des depossedirten Königs Franz gelegentlich ganz offen: „Mein Volk hat nicht nöthig zu denken." Der Handel ist meist in fremden Händen. Der größte Theil des Grundbesitzes bildet Majorate; gibt es doch unter dem neapolitanischen Adel 217 Fürsten und 61 Herzöge! Gar manche Landstrecken, die des Anbaues fähig wären, liegen unbenutzt da. Es wurden vor einigen Jahren noch 14 Erzbischöfe, 81 Bischöfe, 32000 Weltgeistliche, 20000 Mönche und 18000 Nonnen gezählt. Zahlreich waren die Bücherverbote, und für die nicht verbotenen ein starker Eingangszoll, $1^3/_4$ Frank der Band. Bettler und Banditen wie im ehemaligen Kirchenstaat. Schon aus diesen Angaben läßt sich auf den Zustand des Landes schließen. Die Bewohner, ein altes Gemisch von Uritaliern, Griechen und Lateinern, Sarazenen, Normannen, Spaniern und Albanesen — woran noch Unterschiede der Trachten und Dialekte erinnern — haben Fähigkeiten genug, sind auch in der Reihe der Jahrhunderte hinlänglich vermischt, um ein achtbares Volk vorstellen zu können. Es hätte sich aus ihnen etwas machen lassen; allein unter den fremden Beherrschern war seit dem Ende der Hohenstaufen keiner, der in bürgerlicher wie geistiger Hinsicht nicht mehr auf Niederdrückung als auf Hebung des Volks gewirkt hätte. Die Geschichte des zuletzt regierenden Hauses Bourbon gewährt in der That keine erfreuliche Lektüre, am wenigsten die der Ferdinande.

Wir unterscheiden folgende älteren Abtheilungen: 1) Terra di Lavoro im Westen des Apennin, von Terracina bis zur Halbinsel von Sorrento. Neapel mit 448000 Einw., eine der größten und schönsten Städte Europas in überaus herrlicher Lage; anfangs eine Kolonie der Cumäer, wurde sie jedoch erst bedeutend, als sie nach dem Aussterben des Hauses Anjou die Hauptstadt des wiedervereinigten Königreichs Neapel und Sizilien wurde. Das Fort Sant Elmo mit düstern Staatsgefängnissen überragt die Stadt; die Straße Toledo ist die ansehnlichste, und das Theater Carlos das prachtvollste; das Museum enthält Alterthümer, besonders aus Herkulanum und Pompeji, und die erzbischöfliche Domkirche das Blut des heil. Januar, das dreimal des Jahres, wenn man will, flüssig werden kann. Im Jahr 1861 gab es für die halbe Million der Bewohner Neapels nur 42 Schulen, welche von 3000 Schülern besucht wurden. Universität, reiche Sammlungen für Kunst und Wissenschaft. Auf den Plätzen sieht man viel Lazzaronis, die munter, und wenn sie Hunger haben, auch thätig sind; man zählt

ihrer mehr als 60000. Durch Seehandel belebter Hafen. — Außer dem, was wir vorhin in Erinnerungen ans alte Rom über den Golf von Neapel mitgetheilt, ist hier noch zu merken: Portici, königl. Lustschloß, in dessen Nähe das Städtchen Resina über dem verschütteten Herkulanum. Ausgrabungen 25 m. tief; man läßt Pfeiler stehen, damit die Stadt nicht einstürzt. Man besteigt von hier den Vesuv, an dessen Ostseite Ottajano, im W. am Meere Torre del Greco liegt. Weiter noch, etwa 3 M. von Neapel, führt die Straße an den Ausgrabungen von Pompeji vorbei; man begann sie 1748 und hat viel Sehenswerthes aufgedeckt, Plätze, Straßen, Wohnungen, Bäder, ein Amphitheater u. s. w. Schade, daß die Alexanderschlacht, das unschätzbare von Ad. Stahr scharfsinnig beschriebene Mosaikbild (siehe dessen „Ein Jahr in Italien") unserm Schiller noch nicht bekannt war, als er die köstliche Elegie „Pompeji und Herkulanum" schuf. Castellamare, mit 26300 E. und königlichem Schlosse, auf den Ruinen von Stabiä, und nicht weit davon, auch am Golf, das orangenreiche Sorrento. — Nehmen wir noch das hinter dem Bogen des salernischen Golfes gelegene und vom Sele durchflossene Gebiet dazu, so ist hier zu erwähnen: Salerno mit 27700 E., dessen im Mittelalter berühmte medicinische Lehranstalt (Universität) 1817 aufgehoben wurde, an dem nach ihm benannten Golfe, woran auch das im 12. Jahrhundert blühende, doch jetzt unbedeutende Amalfi. Weiter südlich die Ruinen von Pästo oder Pästum in sumpfiger Oede, wo vormals Rosenhaine. — Nördlich von Neapel: ein ärmlicher Ort mit dem ehmals glänzenden Namen Capua am Volturno, wo auf der Brücke noch im Jahr 1797 die sitzende Bildsäule des geistreichen Kaisers Friedrich II. zu sehen war. Die im Jahr 528 gegründete Abtei Monte Casino, unweit San Germano, die Heimat der Benediktiner. Arpaja mit den Pässen Caudiums zwischen Neapel und Benevent. Gaëta oder Cajeta, Festung auf vorspringendem Cap. — 2) Abruzzo, der gebirgige Nordosten. Vielleicht liebten schon die alten Marser und Vestiner die Decken aus Schaffell, wie die heutigen Bewohner, aber noch nicht die Zaponge d. h. den Dudelsack. Einer der Hauptorte ist Aquila, südwestlich vom Gran Sasso am obern Aternus, wo ehmals das sabinische Amiternum. Weiter südöstlich unweit Sulmona lag das in den römischen Bürgerkriegen oft genannte Corfinium, jetzt Sanperino. Das ruinenhafte Alba am Fuße des M. Velino, bei Celano, weckt traurige Erinnerungen, weil in der Nähe bei Tagliacozzo der letzte Sprößling des Hohenstaufischen Kaiserhauses, Konradin von Schwaben, von Charles von Anjou 1268 geschlagen ward; der junge edle Prinz mußte zu Neapel aufs Schaffot. — 3) Apulien, der südöstliche und ebenste Theil. Dort suchte Hannibal für seine Reiterei die Ebene bei Cannä am Aufidus oder Ofanto aus. Die Ueberfahrt nach Durazzo in Epirus geschah gewöhnlich von Brundusium aus, jetzt Brindisi, dessen Hafen versandet war, jüngst aber ausgebaggert und mit Schutzdämmen versehen worden ist. Auch die Seestadt Otranto (Hydruntum) ist im Elend, und das berühmte Tarent hat nur 27500 E. und verschlammten ungesunden Hafen, wogegen das industrielle Bari mit 50000 E., das sogar eine Buchhandlung besitzt, und Barletta mit 28100 E., als Ausfuhrplätze für Oel und Südfrüchte mehr Seehandel treiben. Auch Lecce in der Ferse Italiens ist eine hübsche durch den Handel mit Olivenöl wohlhabende Stadt; 23200 E. Venosa oder Venusia, Heimat des Horaz, nahe dem Quell des Bradano am Monte Acuto oder Vultur. — 4) Calabria

(sonst Lukania und Bruttium), der Fuß Italiens, obgleich ehmals auch die Bewohner des Absatzes (nämlich der japygischen Landzunge) Calabrier hießen. Von griechischen Koloniestädten wenig Reste. Sybaris ist verschwunden. Cotrone erinnert an Kroton. Reggio oder Rhegium an der Meerenge südlich des Cap Scyllaum, hat mehr Gewerbthätigkeit und Reichthum und 35200 E. Kleine Trümmer von Locri, wo ehmals der Gesetzgeber Zaleukus. Bei Pisciotta, westlich vom Cap Palinuro, südlich von Pästo, lag Elea oder Velia, berühmt durch die philosophische Schule der Eleaten.

l) **Sizilien** (531 Q. M., 2,565000 E.). Was von Neapel gesagt worden, gilt in verstärktem Grade von Sizilien. Die Hälfte des Bodens liegt unbenützt; vor den Ereignissen der neuesten Zeit 6—700 Klöster, fast aller Grundbesitz in Händen der Kirche und schlecht verwaltet. So macht die herrliche Insel den Eindruck einer Einöde; nur die Ebene von Catania ist davon ausgenommen. Die Bevölkerung ist in Barbarei versunken; 90—94% bleiben ohne Schulbildung. — Vorgebirge: Peloro (C. di Faro) an der Meerenge, Passaro sonst Pachynum im S. und Boco sonst Lilybäum im W. Meist Hügelland und Ebenen, nahe der Nordküste von einem Bergrücken durchzogen, daher hier, wie auch an der Ostseite, hafenreiche Steilküste, während die Südküste flacher und städteärmer ist. Daß dessenungeachtet der Nordküste im Alterthum zahlreiche Kolonien fehlten, hatte darin seinen Grund, daß eben die Karthager von Westen, die Griechen von Osten her kamen und mithin die Nordküste den beiden rivalisirenden Völkern abgewandt war. Durch eine tiefe Einsenkung von dem Hauptgebirgszug Siziliens geschieden, erhebt sich an der Ostküste der Insel der Aetna, fruchtbare Gefilde nebst Ortschaften und Landhäusern auf seinem untern Abhange, in der mittleren Region mit Wald und weiter aufwärts mit Alpenkräutern umgürtet, und zu oberst eine Wüste aus Lava, Asche und Schnee. Nahe dem Krater in 3000 m. Seehöhe liegt das englische Haus, vielleicht das höchstgelegene Gebäude Europas*), bloß 6 Wochen im Sommer ohne Schneedecke; man steigt von Catania über Nicolosi in 9 Stunden dahin. Inmitten der Insel durchs Thal Enna, wo Ceres den Verlust ihrer Tochter Proserpina beklagte, fließt der Salso, ehmals Himera, gen S. und mündet nahe dem Cap Eknomos, wo Seesieg des Regulus über die Karthager 257 v. Chr. Geb. — Palermo oder Panormus (Allhafen), prächtige Hauptstadt an der Nordküste, 219000 Einw., gewährt einen herrlichen Anblick von der Seeseite, da hinter

---

*) Nach Schlagintweit-Sakünlünski sind die höchsten ständig bewohnten Orte in den Alpen: das Knappenhaus am hohen Goldberg in der Rauris (Salzburg) 2341 m., das Haus am Val Dobbia-Passe 2409 m., Santa Maria am Stilfser Joche 2538 m., die Goldzeche auf der Fleuß in Kärnten 2790 m. ꝛc. Bergbau oder die Lage von Pässen, die des Verkehres wegen das ganze Jahr hindurch offen gehalten werden müssen, sind also meist die Ursachen zur Ueberschreitung der gewöhnlichen Höhengrenze. Auch in den Vereinigten Staaten von N.-Amerika ist der höchste ständig von Menschen bewohnte Ort eine Bergbaustätte, die Treasure City mit ihren Silberminen im Nevadagebirg in 2793 m. Höhe. Ebenso sind in Asien die höchst gelegenen Ansiedelungen durch Bergbau veranlaßt: Puga in 4652 m. Höhe in Ladak, und Norbu in 4860 m. in der Nähe des Tsomoririsees in Spiti, beide jedoch nur während des Sommers bewohnt und durch das Vorkommen von Salz und Borax entstanden; dagegen ist Thok Jalung am obern Indus, das bedeutendste Goldfeld der tibetanischen Provinz Gnari Khorsum, 4977 m. über dem Meere und sommers und winters bewohnt.

der an Kirchen und Thürmen reichen Stadt der Berg Pellegrino sich erhebt, von dem man gleichfalls eine weite und reizende Aussicht über die Häusermasse, die lachende Küstenebene und übers Meer genießt. Ausgezeichneter Hafen und daher seit der Zeit des Hamilkar Barkas der wichtigste Platz der Insel; auch gegenwärtig zeigt Palermo nächst Genua unter allen Hafenplätzen Italiens am meisten Verkehr und Aufschwung. Alljährlich hört man von dem glänzenden Rosalienfeste, das mitten im Sommer mehrere Tage lang die Palermitaner in jubelnde Bewegung versetzt; die Gebeine dieser Heiligen, der Schutzgöttin Palermos, ruhen in einem silbernen Sarkophag, der in der großen in arabisch-romanischem Stile erbauten, übermäßig ausgeschmückten Kathedrale zu sehen ist. Nahe der Kathedrale steht der ungeheure alte Königspalast, dessen verschiedene Baustile an die verschiedenen Nationalitäten erinnern, die während des früheren Mittelalters nacheinander auf Sizilien herrschten. Als die arabische Herrschaft der normannischen wich, wurde die Schloßmoschee in eine Kapelle verwandelt, und zur Zeit der Hohenstaufen gewann die ausgebildete deutsche Baukunst einigen Einfluß bei Veränderung des Palastes. Der geistreiche aufgeklärte Stauf Kaiser Friedrich II. liebte sein Palermo und verschönerte es. Bald darauf kam die Herrschaft des Franzosen und im Jahr 1282 die „sizilische Vesper" als Todtenfeier für Konradin von Schwaben. Trapani oder Drepanum mit Korallenfang und 33600 E., eine Gründung der Karthager im 1. punischen Kriege, am Fuße des Berges Eryx und im Angesichte der ägadischen Inseln, die wohl als anfängliche Spitze der Insel zu betrachten sind. Südlich davon lag eine andere Feste der Karthager, nämlich Lilybäum, jetzt Marsala, bekannt durch Garibaldis Landung 1860, mit Weinausfuhr und 34200 E. Messina mit 112000 E. in wichtiger Lage mit ausgezeichnetem Hafen, daher blühende Handelsstadt, seit dem Erdbeben von 1783 regelmäßig wieder aufgebaut. Unweit des Leuchtthurms sind noch die Strudel der Charybdis wahrzunehmen. Catania, am Fuße des Aetna mit einem durch Lava, die auch die Stadt selbst bedroht, theilweise verschütteten Hafen, in reicher, vom Simeto bewässerter Fruchtebene; 84000 E. So gibt es noch einige nicht unbedeutende Städte auf Sizilien, dagegen sind andere tief gesunken, die im griechischen Alterthum blüheten. Syrakus, jetzt Siracusa mit 22100 E., Heimat des Idyllendichters Theokrit und des großen Mathematikers Archimedes, hatte in seiner Blütezeit wohl 800000; noch mehr herabgekommen ist Girgenti (Agrigent, Akragas), das durch die Trümmer seiner ehmaligen Größe und Tempel in Erstaunen setzt und zur Zeit seiner Blüte, die Sklaven nicht miteingerechnet, mindestens 10 mal soviel Einwohner hatte als jetzt, ja als es 405 v. Chr. von den Karthagern zerstört wurde, sogar 800000 E. gehabt haben soll; jetzt zählt es nur 20000 und hat bloß als Ausfuhrplatz des in der Nähe zwischen Thon und Gips gegrabenen Schwefels (jährliche Produktion nahe 2 Mill. Ctr.) Bedeutung. Tempel- und Theatertrümmer vom alten Segesta, der angeblich trojanischen Kolonie, sieht man bei Calatafimi, südl. vom Golf di Castellamare; und ein höchst sehenswerthes antikes Theater bei Taormina, dem alten Tauromenium, inmittenwegs von Catania nach Messina. — Zwischen Calabrien und der Nordküste Siziliens: die liparischen Inseln, wo auf Stromboli ein flammender Vulkan.

2) Der Freistaat San Marino,

1 Q.=M. mit 7300 Bew., blieb von den jüngsten politischen Ereignissen der Halbinsel unberührt; dies sogenannte Ländchen „der ewigen Freiheit“ liegt südwestl. von Rimini zwischen den italischen Provinzen Forli und Pesaro und bildet einen hügeligen Landstrich, von letzten Ausläufern des Apennin durchzogen und von Tamaro und Calore bewässert. Der Boden ist theils fruchtbar, theils steinig; Ackerbau und Viehzucht, von Industrie Steinarbeiten und Schuhmacherei. Eine von sämmtlichen Einwohnern gewählte repräsentative Kammer von 60 Mitgliedern bildet den „souveränen großen Rath“, aus welchem alljährlich der Rath der Zwölfer ernannt wird. Alle männlichen Bewohner der Republik sind vom 16. — 60. Jahre waffenpflichtig. Einzige Stadt: San Marino mit 1000 E.

3) Das Fürstenthum Monaco

zwischen Nizza und Mentone ist bloß eine historische Merkwürdigkeit und besteht, da 1848 sich einige Bezirke abgetrennt und an Sardinien angeschlossen haben und nun mit Nizza an Frankreich gefallen sind, jetzt nur noch aus der gleichnamigen Stadt (1700 E.) und dem Monte Carlo, der zugleich Fremdenquartier und Schauplatz einer berüchtigten Spielhölle. 0,17 Q.=M. und 3100 E. Die Stadt wurde der Sage nach von Herkules gegründet und das Ländchen befand sich von 968—1731 im Besitze der genuesischen Familie Grimaldi, „den Nachkommen Pipins“, der es Otto der Gr. verliehen. Früher unter sardinischem, steht es jetzt unter französischem Schutze, ist aber sonst selbständig.

4) Die Insel Corsica,

160 Q.=M. mit 260000 E., ist durch die Straße von Bonifacio (Stadt an der Südseite) von Sardinien getrennt, mit dem sie eigentlich eine Doppelinsel (gleich Neuseeland) ausmacht, da sie auch, wie jenes, von einem von N. nach S. gerichteten Gebirgszuge durchzogen wird. Corsica ist die höchste, gebirgigste der italischen Inseln; die höchsten Erhebungen in der Mitte: Monte d'Oro, Monte Rotondo 2763 m. Die von O. nach W. über das dichtbewaldete Gebirg führenden Pässe sind nur für Saumthiere zu besteigen. Die Küstenebenen sind besonders schmal an der stark zerklüfteten und hafenreichen Westküste, breiter im Osten, wo, Elba und Italien zugewandt, die alte Hauptstadt Bastia (22000 Einw.) liegt. An der westlichen, französischen Seite die jetzige Hauptstadt Ajaccio (15000 E.), Napoleons Geburtsort (15. August 1769). Die Urbewohner der Insel waren iberisch. Früher römisch, wechselten im Mittelalter Vandalen, Ostgothen, Byzantiner, Araber, Genuesen und Pisaner als Herren. Von 1284—1768 war die

Insel dauernd genuesisch, doch hat sich zwischen Genuesen und Corsen niemals ein gutes Verhältnis gebildet; seit 1768 französisch, ist sie für Frankreich durch die Familie Bonaparte von großer Bedeutung geworden. Die Corsen sind italienischer Abkunft, ihre Sprache ist ein verdorbenes Italienisch; etwa 1800 Griechen und halb so viel Franzosen mögen in den Städten wohnen. Der Corse, noch roh und wenig kultivirt wie sein Land, hat alle Tugenden und Fehler eines Naturvolkes: er ist vaterlandsliebend, gastfreundlich, tapfer, aber auch arbeitsscheu, leidenschaftlich, rachsüchtig, und die schreckliche Sitte der Blutrache hat noch nicht ausgerottet werden können.

5) Die Inseln Malta, Gozzo

und zwischen beiden das kleine Comino, zusammen 6,7 Q.-M. und 146800 E. (darunter 137000 Malteser, 7300 Militärpersonen, 1400 Britten, der Rest Fremde). Sie beherrschen den Eingang zu der gefährlichen sizilischen Straße zwischen dem C. Bon und der großen, im Durchschnitt nur 60 m. unter dem Meeresspiegel liegenden Adventures Bank, die nordwärts bis Sizilien, südwärts bis zur Insel Pantellaria (zu Sizilien gehörig) reicht und in deren Nähe 1831 die S. 374 erwähnte Insel (Nerita) emporgestiegen war. Die Hauptinsel (Malta) ist ein 300 m. hohes, an Dürre und Wassermangel leidendes Kalkplateau, das aber doch von 125000 Menschen bewohnt wird, die besonders Fischfang und Schiffahrt treiben, aber auch den Boden mit großer Hingebung bearbeiten. Absturz nach S. steil und ungegliedert, nach N. allmählicher und buchtenreich; hier in einer der Buchten auch die, von den 1530 hieher übergesiedelten Johannitern angelegte unbezwingliche Festung La Valetta (60000 E.) mit dem Fort St. Elmo, jetzt wichtige Station für die Dampfschiffe des Mittelmeeres und Englands festes Seebollwerk in demselben, durch seine Lage zwischen den beiden Mittelmeerbecken, zwischen Abendland und Levante und in der Nähe zweier Erdtheile in kommerzieller und militärischer Beziehung noch wichtiger und bedeutungsvoller als selbst Gibraltar. Die Bevölkerung (wie auch ihre Sprache) ist ein seltsames Gemisch von Arabern, Spaniern, Griechen, Italienern 2c. Seit 1800 ist die Inselgruppe im Besitze Englands. Unterseeische Telegraphenverbindungen über Sizilien nach dem Festlande Italiens und nach Sardinien 2c., sowie über Tripoli nach Bengasi 2c.

Anmerk. Die seit 1860 mit Frankreich verbundenen Länder Savoyen (Stammherzogthum der italischen Königsfamilie, Hauptstadt Chambéry) und Grafschaft Nizza (Hauptstadt Nizza, Geburtsstadt Garibaldis) werden bei diesem Lande besprochen werden.

§. 5. Pyrenäische Halbinsel.

Größe (mit den dazugehörigen Mittelmeerinseln): 10706 Q.-M.; Bevölkerungszahl: 20,382000; Bevölkerungsdichtigkeit: 1904 auf 1 Q.-M.

Vergleichen wir diese Halbinsel mit der apenninischen, so liegen beide fast in derselben Entfernung vom Aequator, nur Spanien noch um einen Grad südlicher, nämlich zwischen 36 und 44° der Breite. Ferner haben beide mit einander gemein, daß sie durch hohes Gebirg vom Nachbarlande geschieden sind; was für Italien die Alpen, das sind für Spanien die Pyrenäen, deren Kamm nicht minder hoch und ärmer an Pässen ist, wenn auch die Gipfel sich mit denen der Alpen nicht messen können. Im übrigen bietet uns die pyrenäische keine Aehnlichkeit mit der apenninischen Halbinsel, weder in horizontaler und vertikaler Gestaltung, noch in der Natur des Landes und der Bewohner. Italien streckt sich schmal und sehr lang ins Mittelmeer hinein; Spanien und Portugal dagegen, einerseits vom atlantischen Ocean, anderseits vom Mittelmeere begrenzt, stellen eine nach allen Seiten ausgedehnte, trapezartige Masse vor, deren nördlichster Punkt (Cap Vares) von dem südlichsten (Cap Tarifa) 120 Mln., und deren östlichster (C. Creus) von dem westlichsten (C. de la Roca) 155 Mln. in gerader Linie absteht. Während Italien von einem mäßig hohen Gebirg der Länge nach durchzogen ist, sonst aber tief liegt, wird Spanien von vielen Ketten, meist in ostwestlicher Richtung und auf hoher Unterlage durchkreuzt, so daß es größtentheils als wahres Hochland betrachtet werden kann. Die Abruzzen, wo sich der Apennin am meisten veräftet, sind dagegen von geringem Umfange und ihre Bergthäler kaum so hoch als die weiten Hochebenen Castiliens. Deshalb hat auch die pyrenäische Halbinsel weit weniger ungesunde versumpfte Stellen am Meeresufer; ihre Küsten schon deuten auf den Gebirgscharakter des ganzen Landes, sie sind meist felsig, steil, mit nur kleinen oder sehr flachen Buchten; größere Baien und Landzungen, wie sich die olympische Halbinsel deren erfreut, fehlen hier gänzlich. Das ganze Land hat etwas afrikaartig Abgeschlossenes und Unzugängliches an sich, ein Umstand, dessen Bedeutung durch die geringe Schiffbarkeit der Flüsse noch erhöht wird. — Ueberblicken wir nun, bevor wir uns mit der Oberfläche des Ganzen beschäftigen, erst die Grenzen am Meere und den Lauf der Flüsse.

Küsten und Flüsse.

Von dem am meisten genannten Landvorsprunge in NO., nämlich C. Creus, und vom Golf von Rosas zieht die catalonische Küste in südwestlichem Bogen bis zur Ebromündung; sie ist, in kurzen Strecken wechselnd, theils steil, theils flach, und Haupthafen, zugleich bedeutendster Han-

delsplatz der ganzen Ostküste, ist Barcelona an der Mündung des Llobregat, in fruchtbarer Ebene und durch das auf hohem Felsen liegende Fort Montjuich (mons Jovis) beherrscht. Der Hafen von Tarragona, einer Gründung der Massilier und einst Hauptausgangspunkt der römischen Unternehmungen gegen Spanien, war versandet und mußte erst künstlich wiederhergestellt werden. — An das kleine, sandige Delta des Ebro schließt sich, um den flachen Golf von Valencia, die durch künstliche Bewässerung des Bodens äußerst fruchtbare valencianische Flachküste, welche südlich vom Ausfluß des Xucar mit dem Cap de la Nao stark gegen die pithiusischen oder Fichteninseln vortritt; an die Stelle des von Hannibal zerstörten Sagunt, einer Gründung der Zakynther, trat hier bald die etwas südlicher, im Delta des Guadalaviar gelegene römische Kolonie Valentia, deren Blüte bis heute anhält. — Die Küste von Murcia ist bis zum trefflichen Hafen von Alicante steil, dann bis zum Cap Palos wieder flach; neben dem letzteren liegt das Mar Menor, ein Strandsee, wie die valencianische Küste deren mehrere hat, z. B. die Albufera de Valencia. Für die vielen Produkte der von der Segura bewässerten Ebene von Murcia ist nun Alicante der Ausfuhrhafen. — Von C. Palos bis Cap de Gata, dem Wendepunkt der Küste nach Westen, ist eine merkwürdig zerklüftete, mauerartig auffsteigende Steilküste, die nur eine einzige, freilich ausgezeichnet günstige Stelle zur Anlegung eines Hafenplatzes bot, so daß Neu-Karthago der Hauptstützpunkt der karthagischen Macht in Spanien wurde und jetzt als Cartagena einen äußerst festen Kriegshafen bildet. — Die nun folgende Küste von Granada ist gleichfalls steil, das Gebirg stürzt oft unmittelbar ins Meer ab, das zahllose kleine Buchten bildet und nur an zwei größeren Raum für Hafenstädte gab: zunächst für Almeria, an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens, und dann für das in einer kleinen reichen Fruchtebene gelegene Malaga, eine uralte Gründung der Phönizier (Malcha, im 8. oder 9. Jahrh. v. Chr.), die jetzt noch das phönizische Wappen, den Thunfisch, führt. Auch die Fortsetzung der granadischen Küste, die andalusische, ist noch steil bis zum Cap Trafalgar, wo Nelson 1805 den entscheidenden Sieg über die französisch-spanische Flotte erfocht; an dieser Strecke treffen wir auch den Felsen Calpe mit der britischen Festung Gibraltar und der Punta de Europa, die aber trotz dieses Namens nicht so südlich liegt als das Cap von Tarifa.

Was nun die genannten Flüsse an diesen Mittelmeerküsten betrifft, so kommt: 1) der Ebro (Iberus) aus den cantabrischen Bergen, wo er nur 6 Meilen vom biscayischen oder aquitanischen Golfe entfernt auf den Höhen von Reynosa entspringt; er fließt in südöstlicher Richtung über Tudela, Zaragoza, Sastago (dort wird er schiffbar) und Tortosa, ist 90 Mln. lang, doch häufig seicht und mündet durch Sumpfland. Tortosa am Be-

ginne seines Deltas ist wahrscheinlich das in der Bibel erwähnte Tarsis (Tartessus). Kanal Carlos von Amposta ans Meer. — 2) Der Guadalaviar entsteht an der Penna Golosa und fließt in einem südwestl. Bogen ins Meer. — 3) Der Xucar (Sucro) läuft vom Gebirg Albarrassin nach Cuenca und in großem Bogen gen SO., wo er die valencianischen Berge durchbricht. — Minder lang ist 4) die vom Gebirge Huescars (La Sagra Sierra) kommende Segura, die über Murcia ihren Lauf nimmt.

Folgen wir vom Cap Trafalgar den Küsten auch an der atlantischen Seite, so kommt zunächst am Ende einer 2 Mln. langen sandigen und mit einem steilen Felsen endigenden Halbinsel der treffliche Hafen von Cadiz, schon 1000 Jahre v. Chr. von den Phöniziern gegründet und Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen gegen den Norden Europas und den Westen Afrikas, jetzt in ein fast unbezwingliches Seebollwerk umgeschaffen, wichtiger Handelsplatz und Ausgangspunkt der spanisch-amerikanischen Schiffahrt; dann kommt an der flacher werdenden, sandigen oder sumpfigen (Strandsümpfe = Marismas der Spanier) andalusischen Küste der Ausfluß des Guadalquivir und 13 Mln. davon entfernt die Mündung der Guadiana, welche Andalusien von der portugiesischen Provinz Algarve scheidet. Die algarbische Küste, von Faro an wieder mauerartig steil, erstreckt sich von da bis zum stark vorspringenden Cap Vincent, von wo die Westseite der pyrenäischen Halbinsel 90 Meilen nordwärts bis zum galicischen Cap Finisterre hinzieht. Nur die letzten 18. M. sind spanisch und sehr ausgezackt, steil mit tiefeinschneidenden Buchten (Rias) und langen Felsenhalbinseln, reich an kleinen Hafenplätzen, die andern 72 aber portugiesisch und meist flach ohne irgend bedeutende Buchten, außer wo das Land an der Tajomündung sich breit ins Meer vorbaucht und nordwestlich von Lissabon die Berge von Cintra im Cap de la Roca oder Felscap enden. Die Mündung des Duero, der auch aus Osten kommt, und die des Minho, der die portugiesische von der galicischen Küste trennt, bieten nichts Auffallendes. — Vom Cap Finisterre setzt sich die gezackte Hochküste erst nordöstlich fort zu den Häfen von Corunna und dem felsumschlossenen Ferrol, dem dritten der großen spanischen Kriegshäfen, und zum Cap Ortegal, dann gen Osten zum schroffen asturischen Hochkap de Pennas und stets bergig am biscajischen Golf weiter bis an die Grenze Frankreichs. Diese Nordküste ähnelt der von Granada im Süden darin, daß sie ebenfalls nur Küstenflüsse hat.

Holen wir nach, was über den Lauf der 5 genannten größeren Flüsse des Westens zu sagen ist. 1) Der Guadalquivir (Bätis), auf dem Gebirge von Huescar entspringend und verstärkt von Guadalimar (vom Rand der Mancha) und Guadiana*)

*) Guadi oder Wadi ist arabisch und heißt Flußthal; Sierra heißt Gebirg, Cazar und Cala ist soviel als Burg oder Schloß; das Al ist der arabische Artikel, z. B. Alcazar, Alcala. — Der Spanier spricht c vor e und i wie ß, ch wie tsch, x und j wie unser hartes ch, ll wie lj, n (im Text steht dafür nn) wie nj, z wie ß, und y wie j.

Menor, durchläuft Andalusien, wo die Städte Cordova und Sevilla; letztere Stadt ist noch für (kleinere) Seeschiffe erreichbar; denn der Guadalquivir ist zwar der kürzeste unter den Hauptströmen des Landes, aber doch der wasserreichste, da er mit von einem Schneegebirge gespeist wird. Unter den Nebenflüssen ist der aus der Sierra Nevada kommende Xenil, woran Granada, der bemerkenswertheste. — 2) Die Guadiana (Anas) vom östlichen Ende der Sierra Morena durchfließt einen Theil der steppenartigen, vollkommen wagrechten Hochebene La Mancha, fließt westwärts bis Badajoz, biegt dann nach Süden, wo sie den westlichen Verlauf der Morena durchbricht. Zwischen ihr und dem Guadalquivir mündet bei Palos, von wo Columbus seine erste Entdeckungsreise antrat, das Küstenflüßchen Tinto, dessen Wasser alles gelb färbt und wegen seines Kupfergehalts ohne Fische ist. — 3) Der Tajo (Tagus) vom Gebirg Albarrassin, durchfließt die Mitte Spaniens, indem er rechts her aus den castilischen Scheidegebirgen mehrere Zuflüsse erhält, unter andern den Jarama mit dem Manzanares, woran Madrid; er berührt die Orte Aranjuez, Toledo, Talavera de la Reyna, strömt dann schräg durch Portugal, wo er bei Abrantes schiffbar wird, und bildet bei Lissabon einen 6 Q.-M. großen Binnensee, einen prächtigen Flußhafen, an dessen westlichem, hohem Ufer sich die Stadt erhebt und der durch die verhältnismäßig schmale Oeffnung bei Belem mit dem Meere in Verbindung steht; er ist 117 Meilen lang. — 4) Der Douro oder Duero (Durius) ein 100 Mln. langer Strom mit noch stärkerem Fall und mit eben so unbedeutender Schiffahrt, kommt mit mehreren Quellflüssen aus den iberischen Gebirgen Occa, Urbion und Moncayo, durchfließt Altcastilien und Leon an den Städten Soria, Toro und Zamora, mündet in Portugal bei dem Flußhafen Oporto, der als phönizische Gründung Cale, später Portus Cale hieß, wovon das Königreich nun den Namen erhalten. Nebenflüsse: an der rechten Seite von den asturischen Bergen die Pisuerga (woran Valladolid) mit dem Arlanzon (wovon Burgos), und an der linken Seite der Tormes, woran Salamanca. — 5) Der Minho (Minius) aus den galicischen Bergen, an Lugo vorbei, erst südwärts dann nach W. umbiegend als Portugals Nordgrenze.

An Inseln ist die iberische Halbinsel noch ärmer als Italien, weshalb sich dort die oceanische Schiffahrt erst spät entwickelte und das ganze Alterthum hindurch der Seeverkehr in fremden Händen war (Phönizier, Karthager, Griechen, Römer). Erst als am Ende des Mittelalters die Portugiesen durch einen politischen Grund, nämlich die Verfolgung der Mauren in Afrika, an die Westküste dieses Erdtheils, und die Spanier durch den Genuesen Columbus nach Amerika geführt worden waren, wurden beide Völker auf kurze Zeit zur See mächtig. Inseln von Bedeutung sind nur im Osten der Halbinsel. Die Ballearen (Mallorca, Menorca und Cabrera), die Pithiusen (Iviza und Formentera) und nordwestl. von diesen, nahe der Küste, die unbewohnten Columbretes. An der Westküste sind nur die kleinen Felseilande der Berlengas bei Cap Carvoeyra zu erwähnen.

Gebirge, Hoch- und Tiefebenen.

Die Form der Hochebene herrscht vor, die Tiefländer haben im Vergleich mit jenen eine sehr geringe Ausdehnung; und da die Küstenebenen, wo überhaupt solche vorhanden, gleichfalls sehr schmal sind, so ist die Schiffbarkeit der in raschem Laufe aus dem Hochlande herabkommenden Ströme und damit auch die Zugängigkeit des durch ein Hochgebirg vom übrigen Europa abgeschlossenen Landes eine verhältnismäßig geringe, besonders da die Flüsse, weil nicht von Schnee- und Hochgebirgen kommend und durch regenarme Plateauländer fließend, auch an Wasserarmut leiden und oft an ihren Mündungen überdies noch durch Sand- oder Felsenbarren gesperrt sind.

Im ganzen betrachtet, ist die vertikale Gliederung der Halbinsel eine sehr einfache: an der Nordseite wie an der Südküste ist je eine Hochgebirgskette, deren Gipfel über die Schneelinie emporsteigen. Landeinwärts schließt sich an jedes der beiden Hochgebirge eine Tiefebene, an die Pyrenäen die aragonische am Ebro, an die Sierra Nevada die bedeutendere andalusische am Guadalquivir. Den Kern des Landes bildet eine centrale Hochebene, im N., O. und S. von Randgebirgen umrahmt und durch ein mittendurch ziehendes Scheidegebirg in eine nördliche und eine südliche Hälfte geschieden. Den Nordrand bildet das cantabrisch-asturische Gebirg, die westliche Fortsetzung der Pyrenäen; zwischen Duero und Tajo erstreckt sich das castilianische Scheidegebirg unter verschiedenen Namen, den Südrand bildet das andalusische Scheidegebirg, und die östliche Umrahmung der nach W. und SW. geneigten centralen Hochebene bezeichnet man als iberische Berge.

1) Die Pyrenäen von C. Creus bis zum biscayischen Golf 57 Mln. lang; sie sind ein unwegsames Gebirge, das die beiden anliegenden Länder fast immer auch politisch trennte, haben Mangel an Querthälern — das einzige von Bedeutung ist Arán an der obern Garonne, in der Mitte des Gebirges — und Päſſen, und die Kammhöhe ist meist sehr bedeutend; die Hauptverbindungsstraßen liegen deshalb am Ost- und Westende. Nach der spanischen Seite ist der Absturz steiler; da aber hier ein Bergland vorgelagert ist, erscheinen sie doch von Frankreich imposanter, weil sie hier zu einer Tiefebene abfallen. Das mittlere Drittel, aus 2 Parallelketten bestehend, heißt mit Recht Hochpyrenäen, denn der Pic de Serrere (nördlich von Andorra) hat über 3000, der Mont Perdü 3404 m., und der furchtbar zerklüftete Gebirgsstock Maladetta (Quellgegend der Garonne) erhebt sich im Pic Anéthou bis 3483 m. (10722'), beide letztere auf spanischem Boden. Zwischen diesen beiden und auch noch westlich vom Mont Perdü bis zum Pic du Midi d'Ossau (2885 m.) ist eine Reihe von Hochgipfeln (Pic Posets, Vignemala 2c.), die jenen an Höhe wenig nachstehen. Der Kamm dieses 20 Meilen langen Zuges ist stets 2500 m., meist unzugänglich, besonders schroff und steil auf der spanischen Seite, mit zerrissenen Felswänden, mit tiefen Seen

in den Querthälern, z. B. da, wo in einer Höhe von 1400 m. das Dorf Gavarine an einem See liegt, in welchen sich die Gave de Pau 400 m. herabstürzt. Der ewige Schnee beginnt erst bei etwa 2700 m.; es bieten also die Pyrenäen nicht so kolossale Schneehäupter als die Alpen, und kleine Gletscher von höchstens 500 m. Länge finden sich nur an der Nordseite, während der steile Südabhang nackte, oft wundersam geformte und senkrechte Felsgehänge darbietet; auch kommt das Gebirg bei weitem den Alpen an Graswuchs und Viehzucht nicht gleich. In den Ostpyrenäen sinken Kamm und Gipfel, obwohl der dreizackige Canigou noch 2808 m. erreicht, und bilden zuletzt gegen das Cap Creus hin einen Granitwall von etwa 700 m. Höhe, mit dem fahrbaren Passe von Portus, der französischerseits durch Perpignan, spanischerseits durch die Festungen Rosas und Gerona (im Terthale) beherrscht wird. So liegt auch in den Westpyrenäen der Kamm niedriger, etwa 1600 m. hoch, und unter ihren Gipfeln ist nur der Pic von Anio 2503 m.; gegen das Meer hin nimmt die Höhe noch mehr ab und zuletzt erreichen die rundlichen Gipfel nur noch 6—700 m. An der Westseite ist der dicht am biscayischen Meere hinführende Paß von Irun, welchem (über das Flüßchen Bidasoa) die von den Festungen Bayonne und San Sebastian beherrschte Straße und Eisenbahn folgt, benützter als die östliche Verbindungsstraße, weil sie direkt in die Mitte Spaniens hinführt. Berühmt ist in den Westpyrenäen der jetzt fahrbar gemachte Paß von Roncevalles (Paßhöhe beim gleichnamigen Dorfe 490 m.), der von St. Jean Pied de Port in Frankreich nach Pamplona in Spanien führt und über welchen einst Alanen, Sueven, Vandalen und Westgothen in Spanien eindrangen, wo auch Karl der G. 778 die bekannte Niederlage erlitt. — Vorherrschend im Gebirg ist Glimmerschiefer und Uebergangskalk, woran sich in den französischen Vorbergen Kreidebildung legt, während auf der spanischen Seite die Hochgebirgsflüsse mehrere tertiäre Bergketten (Nummuliten und Flysch) durchbrechen. Vulkanisches Gestein gibt es nicht, außer am catalonischen Thale von Olot, wo man 14 erloschene Krater mit Lava umher findet. — Auf der Südseite legen sich vor die Pyrenäen zahlreiche Bergketten, die Längenthäler bilden, deren bedeutendstes das von Jaca (vom obern Aragon durchflossen) ist. Im Osten aber schließen sich an der Nordseite die vom Puy de Prigue in nordöstlicher Richtung verlaufenden Antipyrenäen an, die vom Hauptzuge durch das Thal des Tet getrennt sind und bei Narbonne als Montagnes Corbières enden, während südwestwärts das erz- und kohlenreiche catalonische Küstengebirg sich abzweigt, das in den zackigen Gipfeln des Montserrat (nordwestl. von Barcelona) sich bis über 1200 m. erhebt.

2) Als Fortsetzung der Pyrenäen streckt sich, stets nahe der gezackten Nordküste, in Ketten, Hochrücken und Gruppen, das cantabrisch-asturisch-galicische Gebirg hin, wohl 63 M. in die Länge. Das erstere, durch die biscayischen Berge mit dem Pyrenäenzuge verbunden, meist Quadersandstein mit Mergel in den Thälern, hat auf den kalten Paramos (Bergflächen) von Reynosa, wo der Ebro entspringt (Wasserscheide 847 m. Höhe) Einzelberge von 2000—2200 m. Ueber solche Bergflächen führt auch weiter östlich die Hauptstraße von Frankreich und San Sebastian über Vitoria (Wellingtons Sieg 1813!) nach Burgos in Altcastilien und ins Herz der Halbinsel. Die höchsten Gipfel des Hauptzuges liegen an der asturischen Grenze, wo die Picos de Europa sich über die Schneegrenze, nämlich bis 2678 m. und bedeutend

über die Plateauflächen erheben, die den ganzen Zug charakteristisch gestalten. In Asturien selbst, wo das Gebirge vorherrschend aus Thonschiefer und Grauwacke besteht, ist eine näher der Küste hinlaufende niedrigere Kette durch das Längenthal von Oviedo von dem an der Südgrenze der Provinz hinziehenden Hauptzuge getrennt, der bis zu den beschneiten Kegeln der Sierra de Pennamarella (2850 m.) an den Quellen der Navia sich erstreckt. Die westlichste Fortsetzung bis zum Cap Finisterre erfüllt die Provinz Galicien mit einem Gewirr von Höhen und Tiefen, Gipfeln von 1500 bis 2200 m., im nördlichen Portugal von 2600 m., zwischen denen die schönsten Thäler und Ebenen, die das untere Minhogebiet so reizend machen.

3) Die iberischen Gebirgszüge, die bei Reynosa beginnend das Ebrogebiet rechts einfassen und dann nach SO. sich hinbreiten, meist Jurakalk und Tertiär; von der centralen Hochebene aus betrachtet, haben sie kaum das Aussehen eines Gebirgs, wohl aber von der tiefer gelegenen Ebroebene her, zu welcher sie steil hinunterfallen. Gleichwohl treten sie im ganzen als wasserscheidendes Gebirg auf, wenn sie auch öfters von Flüssen durchbrochen werden, die auf oder nahe der innern Hochebene entstehen, z. B. vom Xalon, der oberhalb der wichtigen Festung Zaragoza in den Ebro mündet und längs dessen die bequemste, schon von den Römern benützte Straße ins Hochland führt, der nun auch die Eisenbahn von Zaragoza nach Madrid folgt. Die einzelnen Bergketten führen verschiedene Namen: zuerst Sierra von Occa oder Idubedas östlich von Burgos, von Urbion, Madera, Moncayo, dann jenseit des Xalonthales die Berge von Molina und Albarrassin, wo Tajo, Xucar und der nach Valencia eilende Guadalaviar entspringen. Die südöstlichsten, bis zum Meere reichenden Theile bilden die wilden valencianischen Berglande mit üppig bewachsenen Schluchten und Thälern, wo aus zerrissenen Felsmassen (5 M. nordwestlich von Castellon de la Plana) die 2300 m. hohe Penna Golosa aufsteigt, die fast drei Viertel des Jahrs beschneit ist. Man benennt bisweilen alle diese von den Hochflächen von Reynosa südostwärts streichenden Randgebirge auch mit dem aus dem Alterthum entlehnten Gesammtnamen Montes Idubedas; von den valencianischen Bergen zweigt ein Arm nordostwärts ab, dem catalonischen Küstengebirge die Hand zu reichen und so den Ebrodurchbruch zwischen Mequinenza und Tortosa zu veranlassen.

4) Als nördliche Begrenzung des Guadalquivirgebietes ziehen Gebirge vom Mittellaufe des Xucar gen Westen und noch jenseit des Unterlaufs der Guadiana bis zum Cap Vincent. Sie stehen nordwärts durch ein breites Hochland mit isolirten, massigen Kuppen — „Backenzähne" oder „Mühlsteine", muelas, genannt — mit dem Gebirge von Albarrassin in Verbindung, sowie sie ostwärts, zwischen Xucar und Segura oder zwischen den reichen, dichtbevölkerten, natürlich und künstlich bewässerten Fruchtebenen von Valencia und Murcia, sich bis C. de la Nao erstrecken. Von den Sierren dieses Zuges wird die Morena am meisten erwähnt. Sie ist kein mächtiges Gebirge, unweit der Quecksilbergruben von Almadén (in einem von nördlichen Nebenketten gebildeten Längenthale in der Mitte des ganzen Zuges) nur 1300 m. und weiter westlich etwa 1600 m. hoch, auch keineswegs reizend, vielmehr dürres Schiefergestein, großentheils von dunkelgrünem Strauchwerk überzogen; ihr Name jedoch erinnert stets an Cervantes' ingeniosen Ritter von der Mancha, jener 350 QM. großen, tischebenen, stellweise salzhaltigen Steppe, die nordwärts an das östliche Drittel des Zuges, das eigentlich

bei den Spaniern bloß den Namen Morena führt, sich anlegt; und geographisch und historisch ist sie wichtig als Südrand Castiliens gegen das tieferliegende Andalusien, wo besonders in der Nähe des 1170 m. hohen Passes von Despenna Perros (Puerto del Rey), über welchen jetzt die Eisenbahn von der Mancha nach Andujar am Guadalquivir führt, auf der steppenartigen Hochebene von Navas de Tolosa am Südabhange des Gebirgszuges öfters (z. B. 1212, 1492, 1808) heiß gekämpft wurde. Reizender wird der Gebirgszug in der westlichen Fortsetzung, wo man an Mirte und Lorbeer, wilden Oliven, Kermeseichen, Erdbeerbäumen und Terebinthen sich erfreut, und am Oleandergebüsch, das die Felsbäche einfaßt; in den herrlichen Bergthälern Algarves, jenseit des Guadianadurchbruches (unter 38° N. Br. der Katarakt „Wolfssprung", Salto del Lobo), wo das Gebirg die Namen Sierra de Cadeiro und de Monchique führt, gedeiht der Johannisbrotbaum wälderweise und wachsen Wein, Orangen und Mandeln in Menge.

5) Das weite Innere der pyrenäischen Halbinsel liegt hoch, natürlich höher im NO. als im Westen, und doch durchschnittlich 800 m. überm Meerspiegel. Das Plateau von Soria hat 1300, die Gegend von Burgos 900, Aranda de Duero 790, Madrid 650, und selbst die Ebenen nahe der Grenze Portugals haben noch 500 m. Der Lauf jener Ströme ist deshalb rasch und zur Schiffahrt untauglich, sie haben, wie Plateauströme in der Regel, in die leicht zerstörbaren Schichten ein tiefes Bette mit steilen Ufern gerissen und können nur mit Hilfe von Schöpfrädern zur Bewässerung verwendet werden, weshalb in diesen Hochflächen Wiesenbau und Rindviehzucht fast gänzlich fehlen, wohingegen die Schafzucht vorzugsweise gepflegt wird, da die trockenen Heiden aromatische Sträucher und Kräuter hervorbringen. Der nördliche Theil des großen Innern der Halbinsel, vom Duero durchströmt, begreift die Hochflächen von Altcastilien und Leon, der südliche vom Tajo durchflossene die von Neucastilien und die von Estremadura, welch letzteres als Uebergangsgebiet in der Kriegsgeschichte der Halbinsel eine große Bedeutung hat. Auf der Grenze beider Theile, zwischen Duero und Tajo, winden sich die castilischen Scheidegebirge hin, mit ihrer Fortsetzung fast 90 Meilen lang. Die östliche Sierra ist die von Guadarama, voll Fichtenwälder; das Dorf Somosierra, wo ein Paß, liegt 1428 m. hoch, der Pic de Pennalara 2400 m., daneben der Paß von Ildefonso mit der Hauptstraße nach Madrid von N. her (südl. der alten Römerstadt Segovia) 1600 m., San Ildefonso selbst 1284 m. Bei Avila, über welches die Eisenbahn von Madrid nach dem NW. und nach S. Sebastian führt, gabelt sich das Gebirg in 2 Hauptzüge, welche die kalte Hochebene von Avila umschließen, von welcher Tormes und Alagon nach verschiedenen Richtungen abfließen. In der südl. Kette, der Sierra de Gredos, an deren Südfuß das berühmte Kloster San Just liegt, gibt es Gipfel von 2600 m., Alpenmatten und selbst einen kleinen Gletscher. Darauf folgt die Sierra de Gata und in Portugal die breitrückige Sierra de Estrella; sie hat Kuppen von 2300 m., auch tiefe Bergseen, und setzt sich in niedrigen Kalk- und Kreidemassen fort bis zu den Höhen von Cintra, die im steilen Felscap an der Mündung des Tajo enden. — Minder hoch sind die Sierren, die auf der Hochebene zwischen Tajo und Guadiana stehen (Sierra de Toledo, de Guadalupe, de Montanches ꝛc.); die von Guadalupe (Uebergangsgebirg und Granit) hat 1600 m., ragt also nur ein paar tausend Meter über ihre Umgebung hervor.

6) Ganz im Süden liegt das Gebirgsland von Andalusien. Das Centrum desselben ist die vielgipflige Sierra Nevada, 13 M. lang und 5 bis 6 M. breit, Glimmerschiefer, Alpenkalk und Jura. Höchste Spitzen der Cumbre de Mulahacen (d. h. Gipfel des Muley Hassan) 3554 m. (10941') und der 3470 m. hohe Veleta, beide zu oberst beschneit und furchtbar zerrissen, so daß es nicht an senkrechten Abstürzen in tiefe Thalbecken und Schlünde, aber auch nicht an Quellen, Alpenmatten und kleinen Hochseen fehlt; auf der Nordseite hängt sogar ein kleiner Gletscher herab, doch ist die Ausdehnung der Schneeregion eine geringe, da nur einzelne Spitzen über die Schneelinie (3100 m.) emporragen. Südwärts stuft sich die Nevada in den hohen Alpujarras ab, in deren Schluchten noch jetzt einige tausend maurische Abkömmlinge hausen; nach Nordwest in eine 8 Stunden breite und 9 Stunden lange, vom Xenil durchflossene Hochebene, an deren andere Seite die Berge von Jaen aufsteigen. Diese Ebene ist es, deren mittlerer Theil, etwa 20 Quadratstunden groß, in mildem Klima, fruchtbar und bevölkert, reich an landschaftlichen Reizen und historischen Denkmälern und Erinnerungen, als Vega von Granada (670 m. über dem Meere) gepriesen wird. Daneben im jurassischen Gestein, das nordöstlich zur 2400 m. hohen Sagra de Huescar sich erstreckt und so das andulusische Gebirgssystem mit den öden Hochflächen von Murcia und mit dem innern Hochlande in Verbindung bringt, ist die meilenweite Höhle von Pinnar sehenswerth, desgleichen westlich von Granada in der zackigen Sierra von Antequera ein Felslabyrinth, welches sich mit den Adersbacher Gründen an unserem Riesengebirg vergleichen läßt. Im Südwest endet das ganze andalusische Gebirg mit der schönen Bergplatte von Ronda im Norden Gibraltars.

Tiefländer sind wenige vorhanden, an der schroffen Nordküste keines; und der portugiesische Küstenstrich, zwar mehrentheils flach, steigt bald zu höhern Lagen und Sierren auf, so daß nur eine größere Strecke an der linken Seite des Tajo von Abrantes an, wo der Strom schiffbar wird, bis ans Meer zu den Tiefebenen zu rechnen ist. Dagegen hat Spanien, außer den kleineren Flächen an der Segura und am Xucar (in Murcia und Valencia) zwei Tiefländer, die am Ebro und am Guadalquivir. Der Werth beider ist verschieden. Das Ebrobecken in Aragon zwischen den Abdachungen der Pyrenäen und der iberischen Berge, über 300 QM., ist der trocken gelegte, vielfach salzhaltige Boden eines früheren Binnensees, meist steppenartig, den schönen Thälern, die an den Nebenflüssen und den Pyrenäen hinaufziehen, nicht zu vergleichen; die fruchtbaren Strecken kann man fast für Oasen halten. Das Becken des Guadalquivir (in Andalusien), in den oberen Gegenden 500, um Cordova nur noch 150 m. überm Meere, hat zwar auch magere Landstriche, namentlich die Einöde der 8 Salzseen, mehrere Meilen von Cordova nach Südwesten entfernt, und ein salziges Sumpfland nahe dem Meere; aber es wechseln hier häufiger üppig bewachsene Vegas mit sonnverbrannten Campos ab, und der bei weitem größere Theil ist fruchtbar und schön, vor allem die weite Landschaft von Sevilla mit freundlichen Dörfern und Flecken, wo Pinien und stets grüne Eichen, reiche Weizenfluren, Oliven, Granatbäume und Orangen, Zuckerrohr und Dattelpalmen.

Klima und Produktion.

Das Klima der Halbinsel, obwohl unter gleichen Breitengraden, ist nicht überall dasselbe wie in Italien. Die hohe Lage, die mächtigen und vielen Gebirge, der Gegensatz

der atlantischen und Mittelmeerküsten, die Entfernung der ausgedehnten Hochflächen vom Meere und der Mangel an Bewaldung derselben, veranlassen größere Unterschiede der Temperatur und der Regenmenge. Die mittlere Jahreswärme zu Madrid beträgt 11,60 R., im Süden Spaniens und Portugals 16°. Zu Barcelona soll in diesem Jahrhundert das Thermometer kaum jemals auf — 4 gefallen sein, während es in Madrid oft auf — 8 fällt. Dagegen steigt die Sommerhitze Castiliens höher als an der Küste Cataloniens, im August zuweilen auf 34° R. im Schatten. Ebenso verschieden ist die jährliche Regenmenge. An den Küsten von Murcia und Granada 486 mm.; an der Cataloniens 648, an der andalusischen, sowie in der Sierra Nevada und auf den Hochpyrenäen 900—1300, und an der Nordküste gegen 2000 mm., so daß es im Norden, wo es weder zu heiß noch zu kühl ist, Laubwälder und Wiesen gibt wie in Deutschland, die Felder nicht mühsam künstlich wie in den meisten Provinzen Spaniens bewässert zu werden brauchen, und in den Thälern fast ewiger Frühling herrscht. Zu Coimbra in Portugal steigt die Regenmenge jährlich auf 3000 mm., dagegen hat Mittelspanien nur 325 und leidet an Trockenheit; denn erst im Westen und bis in Portugal hinein sieht man mehr waldbewachsene Höhen. Den größten Theil des Jahres ist der Himmel unbewölkt, außer daß im Juli, wenn das Wasser in den Bächen schwindet, wenn in den Feldern und auf den weiten, nur mit duftigem Krautwerk, mit Cistus, Thymian und Ginster bewachsenen Heiden das Grün erstirbt, auch die Himmelsbläue durch den Hitznebel (Calina, Höherauch) und durch Staubwolken verschleiert wird. Der Sommer fiele noch schlimmer aus, wenn es nicht nachts häufig thaute und sehr kühler Wind aus den Bergschluchten wehete, weshalb und da überhaupt plötzliche Temperatursprünge sehr gewöhnlich sind, die Bewohner den Mantel so lieben. Erst im Oktober nach den Herbstregen lebt dort die Pflanzenwelt noch einmal wieder auf, um indes bei beginnendem Winter aufs neue zu sterben. Die Bewohner der südlichen Küstenländer sehen Schnee und Frost nur auf den Hochgebirgen, ihr Klima ist subtropisch. Die Orange gedeiht in Granada selbst noch 700 m. überm Meere, die Olive und Rebe 1000, der Weizen 1600 m., Roggen und Gerste bis 2200 m.; auf mehreren Vegas in der Nähe des Meeres wird Zuckerrohr und Baumwolle gebaut, auch Versuche mit Gewinnung von Cochenille gemacht, und in mehreren sandigen Ufergegenden ragen sogar Palmen empor. — Zu dem Unangenehmen des Südens gehört übrigens der Solano (Sirocco), der aus Afrika kommt und Schwindel und Geisteszerüttung verursachen kann; wenn er weht, scheint die Atmosphäre zu glühen, die Sonne verbirgt sich unter flimmerndem Schleier, die Fische schwimmen ermattet auf der Oberfläche des Meeres, und die Landthiere sind zu keiner Arbeit zu gebrauchen; zum Glück hält er nie lange an.

Bevölkerung und Geschichte.

Die pyrenäische Halbinsel hieß in ältester Zeit Iberia oder Hispania. Die Urbewohner sind die Iberer, wahrscheinlich von Afrika herübergekommen und über den Osten und die Mitte des Landes verbreitet; auch über Südgallien und Ligurien dehnten sie sich aus, sowie wahrscheinlich auch die Urbevölkerung von Corsica, Sardinien und Sizilien (Sikaner) iberischen Ursprungs war. Ueber die Pyrenäen wanderten Celten oder Gallier ein und besetzten vorzugsweise den Westen; wo sie im Lande blieben und mit den Eingebornen sich mischten, was namentlich im innern Hochlande der Fall

war, hießen sie Celtiberer. Weder diese noch die andern machten ein einiges großes Volk aus, sondern verschiedene unabhängige Völkerschaften. Den alten Staaten Asiens und Afrikas am Mittelmeere wurden sie früh bekannt. Man pries besonders den südlichen und südöstlichen Theil der Halbinsel wegen Fruchtbarkeit, edler Metalle, Schafe und Maulesel. Die Bewohner lebten sparsam von Milch, Fleisch, Eichelbrod und Früchten. Der asiatische Grieche Strabo sagt von ihnen: „Die Iberer sind stolz; sie ertragen Hunger und Beschwerden ohne Murren". — Früh lockten Gold und Silber die Phönizier zu Niederlassungen z. B. Gades oder Cadiz; die Griechen legten namentlich von Massilia aus an der Ostküste Kolonien an; dann versuchten die Karthager sich des Landes zu bemächtigen. Die Römer zuletzt wurden Meister des Ganzen, trotz der hartnäckigen Gegenwehr der Lusitanier, der Stadt Numantia und der Cantabrier; Statthalter verwalteten die Provinzen und führten lateinische Sprache ein. Nur in der nördlichen Ecke (in Navarra, hinter den cantabrischen Bergen und an beiden Seiten der Westpyrenäen) wurde erfolgreich gegen die Römer gekämpft und erhielt sich ein Rest altiberischer Sprache bei den Basken (Vascones; Gascogne-Vasconia), die noch jetzt von ihren Siegen über Augustus singen und in Charakter, Thätigkeit und Volksunterricht sich vortheilhaft von den übrigen Bewohnern der Halbinsel unterscheiden; auch später wurden sie eigentlich nie von den Spaniern unterworfen, sondern schlossen sich am Ausgange des Mittelalters freiwillig denselben an, haben auch bis auf den heutigen Tag einen Theil ihrer alten Rechte (Fueros) und republikanischen Einrichtungen sich bewahrt.

Als im 5. Jahrhundert nach Chr. Geb. das römische Reich zerstückelt wurde, wanderten zuerst Alanen, Sueven und Vandalen ein, und als jene, ihre Niederlassungen (noch jetzt Vandalizien oder Andalusien genannt) am Guadalquivir aufgebend nach Afrika übergesetzt waren, kam ein anderes deutsches Volk, die Westgothen, deren Könige anfänglich Südwest-Gallien (Tolosanisches Reich) als ihr Hauptland betrachteten, dann aber, durch die Franken von dort verdrängt, zuerst Barcelona, später, nach Unterwerfung der Sueven im NW. der Halbinsel, Toledo (582) zu ihrer Hauptstadt machten. Nach 2 Jahrhunderten ausgeartet, der altdeutschen Einfachheit und Tapferkeit fremd, im Innern uneinig, wurden sie von den muselmännischen Arabern, denen schon Nordafrika zugefallen war, in der Schlacht bei Xeres 711 besiegt. Fast die ganze Halbinsel kam unter die Herrschaft der Araber, die ein Chalifat zu Cordova errichteten. Nur in den nördlichsten (galizisch-asturisch-cantabrischen) Berglandschaften, die stets die letzte Zufluchtsstätte besiegter Völker auf der Halbinsel gebildet haben (Iberer, Sueven!), erhielt sich ein Häuflein Gothen unabhängig unter eignen christlichen Königen. Fast alle Bewohner außer ihnen nahmen den Islam an, da derselbe allen Gläubigen politische Gleichheit gewährte.

Geraume Zeit haben die arabischen Herrscher Bodenbewässerung und Landbau, Gewerbe und Handel, Wissenschaft und Kunst gefördert. Nie war Spanien so bevölkert und reich, als unter ihrem Scepter; es war, materiell und geistig, das bestkultivirte Land Europas, in glücklicher Mischung die Vorzüge abendländischer und morgenländischer Kultur verbindend. Aber das Chalifat erlosch, und die arabische Macht Spaniens zerfiel in kleine Staaten. Dies benutzten die Christen, die schon von den asturischen Bergen und vom Fuße der Pyrenäen her sich ausgebreitet, und mehrere kleine Staaten,

namentlich Leon, Castilien, Navarra, Aragon und Portugal gestiftet hatten. Sie stritten immer muthiger. Unter ihren ritterlichen Helden zeichnete sich vor allen der Cid aus, der am Ende des 11. Jahrhunderts zu Valencia starb und von der Nachwelt in Romanzen besungen ward. Vergeblich kamen aus Marokko und Fez die Mauren ihren spanischen Glaubensgenossen zu Hilfe. Die Schlacht von Navas de Tolosa 1212, wo die aus der Nähe und Ferne versammelten Christenritter siegten, erschütterte die muselmännische Macht so, daß sie nie wieder sich völlig erholte. Dennoch dauerte noch über 2½ Jahrhundert ein arabischer Staat im südlichen Lande Granada. So bestanden gegen Ende des Mittelalters 5 politische Gemeinwesen auf der Halbinsel: die Königreiche Navarra, Aragon, Castilien, Granada, Portugal — Theile, denen die bis auf den heutigen Tag vorhandenen und sich entgegentretenden Volkseigenthümlichkeiten entsprechen und die wir deshalb kurz hier erwähnen wollen.

Von den Basken war oben schon die Rede.*) In Aragon am mittleren und unteren Ebro, besonders aber in Catalonien (Gotalunia = Gothenland) und an der Küste hinab bis in die Nähe von Valencia wird nicht spanisch, sondern catalonisch (limosinisch), nämlich ein jetzt noch literarisch gepflegter Dialekt des Provençalischen geredet, und der Catalonier, dem Basken an Freiheitsliebe, Muth und Ausdauer, früher auch an Rührigkeit und Unternehmungsgeist gleich, zieht schon aus Abneigung gegen die Unterdrücker und Vernichter der alten freiheitlichen Verfassung das Catalonische dem Castilianischen oder eigentlich Spanischen vor. Der Castilianer (von Galicien bis zur Sierra Morena) ist ernst und würdevoll wie seine Sprache und schon durch die Lage seines Landes zum Herrn der Halbinsel bestimmt; Schweigsamkeit, stolzes Selbstgefühl zeichnen ihn besonders aus, und im Parteigänger- und Gebirgskrieg (Guerilla) ist er noch ebenso Meister, wie die alten Iberer; durch die vielhundertjährigen Kämpfe mit dem Islam wurde der ritterliche und religiöse Sinn mächtig entwickelt: aber der Volksgeist wurde dadurch unduldsam gemacht, seine Frömmigkeit artet nur zu leicht in Intoleranz und Barbarei gegen Andersgläubige oder in mystische Ueberspanntheit aus (Inquisition, Autos da Fe, Jesuitismus!). In Andalusien oder Südspanien zeigt die Gastfreiheit, poetische Begabung und rasche Auffassung ebenso die Beimischung arabischen Blutes, wie der andalusische Dialekt mit vielen arabischen Elementen durchsetzt ist; der Andalusier ist ein ächter Südländer: lebendig, leidenschaftlich, redselig, genügsam, prahlsüchtig. Die portugiesische Sprache, obwohl dem Castilianischen sehr ähnlich, erinnert in Aussprache und Betonung vielfach an das Französische; denn zu den Elementen, welche die übrige Bevölkerung der Halbinsel zusammensetzten, kam hier noch das französische hinzu. Es hatte nämlich Henri von Besançon (in Burgund) den christlichen Spaniern gegen die Araber geholfen und letztere in 17 Feldschlachten besiegt; zum Dank dafür hatte er (1094) vom castilischen König Alfons VI. das zwischen Minho und Duero eroberte Land als eigene Grafschaft, vom Hafen Cale — porto Cale, portus Gallorum — Portugal genannt, als Lehen erhalten und sich später unabhängig gemacht. Viele französische Ritter folgten als Lehensträger ins Land, durch Eroberungen

---

*) Das Baskische wird jetzt noch von etwa 800000 Menschen geredet (660000 in Spanien, 140000 in Frankreich); doch zieht es sich immer mehr zurück, und es soll wenige geben, die daneben nicht das Französische oder Spanische verstünden.

dehnte sich die Grafschaft schließlich bis zur Mündung der Guadiana aus; von 1142 an nannten sich Heinrichs Nachfolger Könige. Hinsichtlich des Charakters und der Sitten haben die Portugiesen, als Küstenvolk, wenig mit den Spaniern gemeinsam.

Am Ausgange des Mittelalters wurden die verschiedenen Königreiche der Halbinsel, mit Ausnahme Portugals, zu einem einzigen Staate — allerdings bis in die Bourbonenzeit hinein nur lose — vereinigt. Dies geschah durch die Heirat Ferdinands des Katholischen von Aragon (König seit 1479) mit der hochbegabten Isabella, seit 1474 Königin von Castilien, der Schöpferin von Spaniens Aufschwung; ihren vereinigten Heeren gelang es, 1492 Granada zu erobern und Herrschaft und Sprache der Araber auf der Halbinsel zu vernichten.

Kurz vorher waren die deutschen Niederlande durch Heirat ihrer Fürstin Maria von Burgund (Tochter Karl des Kühnen) mit Max von Oesterreich an das habsburgische Haus gekommen; ihr Sohn Philipp vermählte sich mit Isabellens Tochter und erhielt dadurch Anspruch an die spanische Krone. Sein Sohn Karl, geb. zu Gent 1500 (also Enkel von Kaiser Max und Maria) ward einer der mächtigsten Regenten: 1516 begrüßte man ihn als König von Spanien, womit er auch Neapel und Sizilien erhielt, die Niederlande besaß er schon früher, von den deutschen Kurfürsten ward er 1519 auch zum Kaiser erwählt; und da gerade damals die spanischen Seefahrer noch mehrere Küsten Amerikas entdeckten und eroberten, so konnte man wohl von ihm sagen: in seinen Staaten gehe die Sonne nicht unter. Als er 1556 die Krone niederlegte, erhielt sein Sohn, der berüchtigte Tyrann Philipp II., zwar nicht die österreichischen Lande und die Kaiserwürde, aber doch immer eine große Macht, die ihn andern Staaten gefährlich machte. Merkwürdig und herzerhebend ist es, wie die nördlichen Niederlande gegen seine Tyrannei sich auflehnten, mit Muth und Beharrlichkeit sich losrissen und die Republik Holland gründeten.

Seine Nachkommen regierten bis 1700, wo die habsburgische Linie in Spanien ausstarb. Vergeblich strebte die andre, im Besitz Oesterreichs und der deutschen Kaiserwürde befindliche Linie ihr Recht geltend zu machen und über den spanischen Thron zu verfügen. Frankreich fürchtete Oesterreichs Wachsthum und setzte sich mit Gewalt dagegen. Ein blutiger Krieg, der spanische Erbfolgestreit, ward deshalb geführt, der trotz der deutschen Siege damit endete, daß 1714 der französische Prinz Philipp (aus dem Hause Bourbon) den spanischen Thron behielt. Von dieser Zeit an regieren dort die Bourbons, freilich mit ebensowenig Einsicht, als zuvor die Nachkommen Karls V. Seit die Spanier nicht mehr mit den Mauren zu kämpfen hatten, thaten sie wenig Ehrenwerthes. Indem sie die fleißigen Mauren vertilgten und sich auf das Gold Mexicos und Perus verließen, sind Landbau und Betriebsamkeit in ihrem Lande immer tiefer gesunken. Nachdem die castilische Bürgerschaft, obwohl unter Anführung des tapfern Padilla, im Kampf mit dem hohen Adel die Niederlage bei Villalar 1522 erlitten hatte, verloren die sonst mächtigen Cortes (Höfe oder Reichsstände) ihr Ansehen, und während der Despotismus stieg*), ward zugleich die Intoleranz dauernd gemacht. Mauren

*) Wie unter den Despoten Philipp II. und III. die Industrie sank, davon ist die Stadt Sevilla ein Beispiel. Es gab dort in der Mitte des 16. Jahrh. 16000 Webstühle für Seide und Wolle, wodurch 130000 Menschen beschäftigt wurden. Am

und Juden, letztere im Mittelalter sehr zahlreich und durch Reichthum und hohe Bildung ausgezeichnet, wurden gewaltsam vertrieben und ausgerottet, und Christen, deren Glaube der Hierarchie misfiel, wurden mit Martern und Feuertod verfolgt. Schon Ferdinand und Isabella hatten zu diesem Behufe das schreckliche, von der Kirche (d. h. vom Pabste) gebotene **Inquisitionsgericht** eingeführt, das jeden heimlich Angeklagten verhaften ließ und, ohne ihm den Kläger und die Zeugen gegenüberzustellen, durch Foltern quälte und nach Belieben verurtheilte. Man hat die Zahl der durch die Inquisition in Spanien verbrannten Menschen auf 31912 berechnet, und wohl noch zehnmal so viel sind mit strengen Strafen belegt worden. Spanische Edelleute waren es auch, Dominicus Guzmann 1206, und Ignaz Loyola 1537, welche die Mönchsorden der **Dominicaner** und **Jesuiten** stifteten.

Portugal hatte ähnliches Schicksal: die Verfolgung der Mauren auch zu Wasser machte die Portugiesen zu Entdeckern zur See und zu Seehelden, besonders angeregt durch den Infanten **Heinrich**, der 1460 starb; es war ein Portugiese, **Vasco de Gama**, der den Seeweg um Afrika nach Ostindien wieder auffand. Aber ihre reichen Besitzungen in Amerika und Ostindien brachten ihnen wenig Segen: durch Auswanderung und Kriege wurde das Land seiner Bevölkerung beraubt, die Heimat wurde vernachlässigt, die Reichthümer aus fremden Ländern wirkten übel auf die Nation, die immer weniger Lust hatte zu arbeiten. Noch übler wirkten die Inquisition und die Jesuiten. Letztere erzogen den König **Sebastian** zum wilden Schwärmer, der gegen die Mauren in Marokko ausfuhr, in Afrika landete, 1578 in der Schlacht von Alkassar verloren ging und dadurch Veranlassung wurde, daß der spanische Philipp durch den berüchtigten Herzog Alba, den Quäler der Niederländer, das Land erobern ließ. Vereint mit Spanien mußte Portugal die Schicksale des ersteren theilen und so auch durch die Holländer leiden, die seiner schönsten Besitzungen in Ostindien sich bemächtigten. Dies und die spanische Tyrannei bewirkten endlich den Aufstand zu Lissabon, durch welchen ein Verwandter des ehemaligen Königshauses, Herzog **Johann** von **Braganza**, 1640 unabhängiger König des Landes wurde. Die Dynastie hat indes wenig Gutes gethan. Zwar bekam man im 18. Jahrh. einen kraftvollen Minister an **Pombal**, der 1759 den Jesuitenorden vertrieb; doch folgte die geistesarme Königin **Maria**, die bald darauf die Regierung erhielt, seinen Rathschlägen nicht, der Staat ward immer elender und der ganze Handel des Landes war früher schon in Englands Hände gekommen. Von Napoleon angegriffen, flüchtete zuletzt die Königsfamilie nach Brasilien, wo sich der Infant **Pedro** zum Kaiser machte und seiner 1819 gebornen Tochter **Donna Maria** den Thron von Portugal abtrat. Sein jüngerer Bruder **Miguel** suchte ihr zwar denselben zu rauben, mußte jedoch nach kurzem Besitze vor dem zurückgekehrten Pedro flüchten; aber es ward damit eine Reihe von Bürgerkriegen eröffnet, welche bis vor kurzem das Land nicht zur Ruhe kommen ließen. **Maria II.** (**da Gloria**), verheiratet mit dem Prinzen Ferdinand von Koburg, behauptete sich als Königin und regierte mit Beistand der Cortes. Ihr folgte schon 1853 unter Vor-

---

Ende der Regierung des dritten Philipp zählte man zu Sevilla nur noch 400 solcher Stühle. So verarmte das Land, ungeachtet man in dem Zeitraume von 248 Jahren allein aus Peru 9000 Millionen Piaster bezog.

mundschaft des Vaters ihr Sohn Pedro V., und jetzt dessen Bruder Luiz (Ludwig) I. Seitdem diese deutschen Fürsten das Land beherrschen, beginnt es aus dem Zustande ärgster Vernachlässigung sich etwas emporzuarbeiten.

In Spanien ließ in neuester Zeit die größte Strenge des religiösen Verfolgens nach, man schämte sich wenigstens der Autos da Fe und blieb bei Galeerenstrafe, und seit kurzem werden fremde Kulte gesetzlich geduldet; aber die Nation, noch stolz und tapfer genug, um sich gegen Napoleons Joch mit Hartnäckigkeit zu wehren, war doch so herabgekommen und ihr politisches Gewicht unter den Mächten Europas so hingeschwunden, daß sie trotz der Vertreibung der französischen Eindringlinge und trotz der Heimkehr und Thronbesteigung Ferdinands VII. gar bald aus einem Gegenstand der Bewunderung zum Gegenstande des Bedauerns wurde. Der neue König, den Namensvettern in Neapel gleich, heuchlerisch und falsch obenein, wußte dem Volke für seine Thaten nur dadurch zu danken, daß er Inquisition, Jesuiten, Steuerfreiheit des Adels &c. wiederherstellte, die unterdes entstandene Verfassung des Jahres 1812 aufhob, nach eigner Willkür und nach den Einflüsterungen der Camarilla, d. h. seiner adeligen und priesterlichen Umgebung verfuhr und eine Schilderhebung derjenigen Männer, die nicht gewillt waren, ihren Nacken unter ein weit schlimmeres Joch als das der Ausländer zu beugen, mit Hilfe der Franzosen, sowie mit Kerker, Galgen und andern Hinrichtungen niederschlug. Die Länder in Amerika gingen unterdes völlig verloren. Das Volk, dem von klerikaler Seite vorgespiegelt war, es gelte dem Glauben, hatte im Ganzen wenig Theilnahme gezeigt, es schien wie in Apathie versunken. Dennoch war das einmal erwachte Streben nach repräsentativer Verfassung nicht erstickt, es sollte neue Nahrung bekommen und zwar durch die unwürdige königliche Familie selbst. Ferdinand nämlich, der keinen Sohn hatte, ließ sich von seiner jungen intriganten Gemahlin Christine (sizilische Prinzessin) bereden, das salische Hausgesetz, kraft dessen die weibliche Descendenz vom Throne ausgeschlossen ist, aufzuheben und sein älteres Töchterchen Isabella zur Nachfolgerin zu erklären. Bald darauf starb der König (1833) und Christine ward, was sie gewünscht, Vormünderin und Regentin. Sofort griff Carlos, Ferdinands Bruder und eben so talentlos, als legitimer Erbe zu den Waffen. Christine wußte sich zu helfen: sie warf sich, da ihr Gegner von den Klerikalen begünstigt war, der liberalen Partei in die Arme und berief die Repräsentation des Volks. So ward die Nation mit in die Entscheidung gezogen; Christinos und Carlisten (letztere als apostolische) stritten mehrere Jahre miteinander, und der Krieg war reich an Barbareien, arm an Heldenthaten, bis die Regentin 1840 durch den General Espartero die Oberhand behielt, und Carlos nebst einer Menge von Anhängern, worunter Hunderte von Geistlichen, landesflüchtig werden mußte.*) Inzwischen nahete Isabellens Mündigsprechung und das Ende der Vormundschaft heran. Um dadurch nicht ihren großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte — vor allem auf die Staatskassen — gegenüber ehrgeizigen Generälen zu verlieren, suchte sie einen besonders unfähigen Mann zum Gemahl

*) Carlos ist 1855 gestorben, sein Sohn Graf Montemolin, erbte seine Ansprüche; dessen Neffe unterhält seit dem Mai 1872 im nördlichen Spanien einen an Plünderungen und Grausamkeiten aller Art reichen Bürgerkrieg für „das legitime Recht, für Priester und Altäre“ — bis jetzt ohne zu siegen und ohne besiegt zu werden.

ihrer Tochter aus, den schwachen Vetter Franz, und ihre zweite Tochter verlobte sie mit dem orleanischen Prinzen von Montpensier. 1843 bestieg Isabella den Thron, den sie, als Herrscherin bigott, falsch, treulos, grausam und ungerecht, trotz unzähliger Umwälzungen und Pronunciamentos und obgleich der Hof stets ein Tummelplatz des Ehrgeizes und der Intriguen blieb, bis zum September 1868 inne hatte. Mit ihrer Vertreibung ist der letzte Thron der Bourbonen gefallen, jener Herrscherfamilie, die in den letzten Jahrhunderten leider nur zu oft Gewaltherrschaft, heuchlerische Frömmigkeit, Sittenlosigkeit und blutige Rachgier als Panier entfaltet hatte. Nach langem Zögern votirten die spanischen Cortes im Juni 1869 die monarchische Verfassung; der Umstand, daß ein deutscher Prinz aus der Familie der Hohenzollern eine Zeit lang Lust zu haben schien, die spanische Dornenkrone anzunehmen, mußte sogar die absichtlich herbeigezogene Veranlassunz zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges werden. Im November 1870 ließ sich endlich der italienische Prinz Amadeus bewegen, Spaniens König zu werden. An demselben Tage, an welchem der jugendliche Amadeo I. den Boden Spaniens betrat, starb der „Königsmacher" Marschall Prim, der bisher die liberalen Parteien zusammengehalten hatte, an seinen von Mörderhand empfangenen Wunden, und alle die redlichen Bemühungen des Königs, dem Lande die Ruhe zu geben, der es so sehr benöthigt ist, blieben ohne Erfolg; es fehlten ihm in dem fremden Lande im Getriebe der Parteien alle Stützen, um eine wirkliche Herrschaft zu begründen. Deshalb legte er im Februar 1873 die Krone freiwillig nieder. Seitdem ist das unglückliche Land, das sich nun eine Republik nennt, aufs neue der Anarchie und dem wildesten Bürgerkriege verfallen. Carlisten, Alfonsisten, einheitstaatliche Republikaner, Föderalisten oder bundesstaatliche Republikaner,*) Communisten und Sozialisten — das sind die Namen nur der Hauptparteien, die nun mit Worten und mit Waffen um die Herrschaft kämpfen. Zerrüttete Finanzen und vollständige Creditlosigkeit des Staates, Unsicherheit aller öffentlichen Zustände, Hader in politischen und religiösen Fragen, erbitterter Bürgerkrieg in den meisten Theilen des Landes: das ist gegenwärtig (anfangs 1874) das traurige Bild des an politischen Parteien überreichen Landes, in dem stets die Generäle und die Armee die Politik machen. Bei der Zersplitterung der Parteien, die jede Mehrheit und jede geordnete Regierung unmöglich macht, ist leider auch keine Hoffnung auf eine baldige gesetzliche und regelmäßige Entwickelung vorhanden.

Spanien läßt sich wie eine Insel betrachten, worauf das Ausland weniger einwirkt; deshalb seine Eigenthümlichkeiten in Glaubenssachen, Sitten und Trachten, und selbst in Werken der Poesie und Kunst. In seinen Genüssen ist das Volk mäßig, in geistigen Anlagen braucht es keiner andern Nation zu weichen. Bei solchen Voraussetzungen müßten die Spanier auch auf wissenschaftlichem Gebiete Bedeutendes geleistet haben, wenn nicht ihr Genius auf doppelte Weise, kirchlich und politisch, Jahrhunderte hindurch eingezwängt worden wäre. Die Poesie konnte sich in gewisser Richtung freier

*) Statt der Verschiedenheit der Provinzen innerhalb des Rahmens des einheitlichen Staates, den Ferdinand und Isabella vor fast 400 Jahren gegründet, durch angemessene Vertretung und Verfassung einen Ausdruck zu geben, wollen diese denselben in 13—15 Einzel-Staaten zerlegen, die dann in einen Staatenbund zusammengefaßt werden sollen.

bewegen. Wer kennt nicht die alten Romanzen über den Cid, und Cervantes' (gest. 1616) unvergleichlichen Don Quixote? Selbst in Lopez' und Calderons Dramen, wenn auch weniger zu Mustern als zu Fundgruben für uns Deutsche geeignet, wird jeder, der sich in spanische Art und Kunst zu versetzen versteht und nicht an einen Shakespeare oder Schiller denkt, keinen geringen Genuß finden.

1) Republik Spanien.

Größe: 9076 Q.-M., Bevölkerung: 16,375000, beides mit Einrechnung der Balearen und Pithiusen (87 Q.-M., 284400 E.). Bevölkerungsdichtigkeit: 1804 S. auf 1 Q.-M. Politisch werden auch die Canarischen Inseln dazu gerechnet, die auf 132 Q.-M. 267000 Einw. haben, so daß also der Gesammtstaat 9208 Q.-M. mit 16,642000 Einwohnern zählt. Die Küstenländer sind dichter bevölkert als die innere Hochebene, wo z. B. auf der Mancha kaum 700 auf der Q.-M. leben, während in der Provinz Barcelona die Zahl auf 5350, in Galicia auf 4750, in Biscaya auf 4575, in der Provinz Valencia auf 3163 steigt. An fahrbaren Straßen ist überall so großer Mangel, daß in der That der Ausspruch berechtigt erscheint, Spanien sei „ein Land der Flüsse ohne Brücken und der Brücken ohne Flüsse." Bäume pflanzen, ganze Wälder anlegen, thut für trockene und nackte Gegenden besonders Noth; desgleichen Förderung von Bewässerungsanstalten, deren noch jetzt vorzüglichste aus den Zeiten der Araber stammen. In mehreren Landschaften, namentlich in Biscaya, Galicien, Catalonien, Granada, Valencia wird der Boden mit Fleiß bebaut; in anderen und zwar in vielen wird er höchst nachlässig behandelt. Im spanischen Naturell liegt es nicht gerade, träge zu sein; aber der Bauer ist, außer in Biscaya, nur Pächter und von Steuern gedrückt, wie in Frankreich vor der Revolution. Der zahlreiche hohe Klerus und der hohe Adel besitzen die ausgedehntesten Güter, durften auch ihre Schafe in ganz Mittelspanien wandern lassen. In Leon, in Estremadura lagen große Landstrecken unbebaut, bloß der „Merinos" (Wanderschafe) halber, die in ungeheuren Herden stets umherzogen, nie unter Dach kamen, den Sommer auf der Hochebene zubrachten und im Winter auf besonderen Wegen, deren Richtung seit Jahrhunderten feststand, nach Estremadura hinabzogen. Die alten Wanderprivilegien („Mesta"), drückend für den Landbau, obwohl die Schafzucht begünstigend, bestimmten, daß den Wanderschafen eine freie Trift („Cannado de paso") zu beiden Seiten der Straße 90 Schritt breit offen stand. Nun hat diese Servitut aufgehört: das Land ist parzellirt und verkauft und das Weiderecht, welches auf den Ebenen von Estremadura lastete, ist gleichfalls abgelöst. Die spanische Merinoszucht aber, die schon vorher in Menge und Güte der Wolle von der deutschen und englischen übertroffen ward, ist infolge dessen noch mehr zurückgegangen. Die hochedle Zucht beschränkt sich auf die Herden einzelner Grundbesitzer; wiederholt sind in neuester Zeit Trupps veredelter sächsischer Schafe nach Spanien abgegangen. Sonst war die spanische Schafzucht die vorzüglichste der Welt; jetzt ist die Zahl der Thiere auf die Hälfte von früher herabgesunken (noch 12—13 Mill.) und davon ist der größte Theil unveredelt. Uebrigens liefert Spanien viel Südfrüchte, Wein, Oliven, auch Zucker und Johannisbrot ꝛc.; aber nur ergibige Jahre decken den Getreidebedarf; auf der Hochebene gibt es ganze verlassene Dörfer, „weil der Himmel kein Wasser, die Erde keine Frucht mehr bringt." Dagegen wird der Werth des jährlichen Weinertrages, einer der

Hauptquellen des Nationalreichthums, auf 47 Mill. Thlr. geschätzt; der feurige Malaga ist „wie die flüssig gewordenen Sonnenstrahlen.“ Der Werth des Olivenöls beträgt an 100 Mill. Thlr. — Die Kupferminen von Rio Tinto (in der westlichen Sierra Morena) gehören zu den reichsten der Welt; Eisen und Zink gibt es besonders im Baskenlande, aber auch anderwärts; Steinkohlen finden sich in mächtigen Lagern, Salz jeder Art (Stein-, Sol-, Seesalz) ist im Ueberfluß vorhanden, noch liegen Salzseen und Salzbäche unbenützt. — Mit der Seidenzucht hebt sich jetzt auch die Weberei wieder, besonders in Barcelona, der Metropole des catalonischen Gewerbfleißes; auch das Baskenland ist sehr gewerbthätig, besonders in Metallarbeiten verschiedenster Art. Ueberhaupt fehlt es dem Lande nicht an den Bedingungen reicher Industriethätigkeit, wohl aber fehlt es an Kapitalien, an Verkehrswegen und an Stetigkeit und Sicherheit der politischen Zustände. — Spanien hat jetzt noch 10 Universitäten, jede mit einem bestimmten Distrikt, aus welchem ihre Schüler kommen; der mittlere Unterricht ist durch sogenannte Institutos oder Colegios und Spezialschulen (für Brückenbau, Industrie, Malerei ꝛc.) vertreten; das Volksschulwesen liegt noch sehr darnieder: 72% der Bevölkerung können weder lesen noch schreiben in einem Lande, wo es 1862 noch 42855 Weltgeistliche (1 auf 381 Einw.) und noch bis in unser Jahrhundert herein eine dreimal so große Zahl von Klostergeistlichen gab. Von den 72157 Municipalräthen des Landes können 12479 ebensowenig schreiben, wie 422 Bürgermeister, 938 Achumiten und 11119 andere Municipalbeamte.

Eine politische Haupteintheilung des Landes ist die in folgende 3 Gruppen: 1) das rein konstitutionelle Spanien, Espanna uniforma, die Länder der castilischen Krone; 2) das inkorporirte Spanien, Espanna assimilada, Aragon und Balearen, mit Verschiedenheit in der Besteuerung und privatrechtlichen Bestimmungen; 3) Espanna foreal, die baskischen Provinzen und Navarra mit eigenem Provinzialrecht, ohne Militärpflicht, mit Selbsteinschätzung und Nichtanerkennung der Staatsmonopole. — Im übrigen wird Spanien gegenwärtig in 47 Provinzen eingetheilt, die Balearen sind die 48., die Canarien die 49ste. Geschichtlich wichtiger ist die frühere Eintheilung in 15, deren 11 der castilischen und 4 der aragonischen Monarchie angehören.

a. Provinzen der castilischen Monarchie.

1) Neucastilien, dessen ödester und südlichster Theil die hohe Mancha heißt. Baumreiche Landschaften wie die von Aranjuez, Huete, Talavera und einige andere sind gleichsam Oasen. Madrid am wasseramen Manzanares (Nebenfluß des Henares) in unschöner Gegend, aber glänzende Hauptstadt mit 332000 E., war seit Philipp II. bis 1868 königl. Residenz; der Königspalast ist übermäßig groß und kostbar. Auf der stattlichen Plaza mayor werden die Stiergefechte gehalten. Unter den Spaziergängen ist der Prado viel erwähnt, gleich dem Platze Puerta del Sol. Bronzene Statue des Cervantes auf dem Cortezplatze dem Gegenstande nach unter den Monumenten das anziehendste. Die Universität ist von Alcala (am Henares), Cervantes' Geburtsorte, 1836 hierher verlegt und 1847 — ein Fortschritt in der Kultur — eine Akademie für Naturwissenschaften hinzugefügt worden. Zur Sommerzeit sehr heiß, im Winter nicht selten so kalt, daß man auf dem Wasserbecken des Buen Retiro Schlittschuhe läuft; daher die Madrider sagen, sie hätten 3 Monate Winter und 9 Monate Hölle. Durch Eisenbahnlinien mit dem SW., SO., NO. und NW. verbunden. Aranjuez am

Tajo, von Philipp II. erbautes Lustschloß; sonst Frühjahrsresidenz der Könige. Escorial in 1100 m. Seehöhe am Fuße der S. de Guadarama, von Philipp II. mit einem Aufwand von 63 Mill. Thlr. zum Andenken an den Sieg von St. Quentin und zu Ehren des heil. Laurentius in Rostform erbaut, ein Ungeheuer von Architektonik, zugleich Palast, Kloster, Tempel, Mausoleum für die span. Könige, Schatzkammer, Museum mit berühmter Bibliothek — aber auch Sanktuarium mit 7421 Reliquien, worunter nicht weniger als 11 ganze Heilige. J. J. 1872 wurde diese Verkörperung eines stolzen, finster dahinbrütenden Geistes durch einen Blitzstrahl theilweise zerstört. Toledo auf Felsen am Tajo, sehr groß und ziemlich öde, nur 17000 E., doch mit sehr vielen Kirchen, Klöstern und Kapellen. Reste des maurischen Schlosses Alkassar. Almadén in der hohen Mancha, dessen Quecksilbergruben eine jährliche Ausbeute von 8 Mill. Thlr. an Werth liefern. Auch auf der entgegengesetzten Seite Neucastiliens nordwärts von Guadalaxara ist ein reiches Silberbergwerk eröffnet worden. — 2) Altcastilien, nordwärts vom vorigen, stößt zwischen Biscaya und Asturien ans Meer. Der Boden theilweise vorzüglich zum Getreidebau geeignet. Burgos mit prachtvollem Dom, ehmals königliche Residenz und groß, jetzt verödet und nur mit 25000 E. In der Nähe das Kloster Cardena, Cids Grabstätte. Santander, Hafen und wichtigste Handelsstadt an der Nordküste mit 30000 E. Im Süden Segovia mit gut erhaltenem römischem Aquädukt, der 60 m. hoch über den untern Stadttheil wegführt. St. Ildefonso (La Granja) an der Sierra Guadarama, mit Schloß und Park und Spiegelfabrik. Unweit Soria am Duero die Ruinen von Numanz. — 3) Leon mit den Städten: Valladolid 43000 E., wo 1506 Columbus starb, Königsresidenz bevor Philipp II. nach Madrid übersiedelte. Salamanca am Tormes mit Universität, wo Wellingtons Sieg 1812. Die Städte Zamora am Duero und Leon im Norden sind sehr herabgekommen. — 4) Estremadura (d. h. die Mark des Reichs Leon jenseit des Duero) zur Zeit der Araber bestens angebaut und jetzt kümmerlich mit Ausnahme der Thäler im Gebirg und der Gegend von Badajoz. Badajoz, Festung an der Guadiana nahe der Grenze Portugals; das Kloster Just, Todesort Karl V., östlich von Plasencia. In Merida, ehmals Hauptort Lusitaniens, sind sehenswerthe römische Trümmer: Amphitheater Naumachia, Triumphbogen, Aquädukt rc. — 5) Galicien (Gallaecia) in der Nordwestecke. Gebirgig, mit Laubwäldern und Wiesen, gut bebaut. Genügsames Landvolk. Seehäfen: La Corunna mit 27000 E. und Ferrol; letzteres ist fester Kriegshafen. Berühmter Wallfahrtsort ist Santiago de Compostela mit den Gebeinen des Apostels Jago oder Jakobus, die im Jahr 829 hierher gebracht sein sollen. Jeder Pilger erhielt eine Compostela d. h. Bescheinigung, daß er dagewesen sei; daher der Name. Vigo an der Westküste in reizender Gegend mit vorzüglichem Hafen. — 6) Asturien. Von ihm ging die Wiedereroberung Spaniens vonseiten der Christen aus. Bevölkerte Thäler im wilden Gebirge. Eisen, Kohlenflötze. Das hohe und schroffe Cap de Pennas. Hafen Gijon und Hauptstadt Oviedo. — 7) Biscaya nebst Guipúscoa und Alava, oder das Land der Basken: von den fleißigen Bewohnern war oben schon die Rede. Das malerisch gelegene reinliche Bilbao ist Hauptort. Sebastian lebhafte Seehandelsstadt. Vitoria, wo Wellingtons Sieg 1813, Festung an der Straße nach Frankreich. — 8) Navarra, zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, gebirgig wie Biscaya, doch nicht mit so fleißigen Bewohnern, obwohl man

oben im Gebirge baskisch spricht. Hauptort und ehemals größer, doch als Festung immer noch bedeutend ist Pamplona mit 23000 E. Kleinere Orte: Elisondo im Thale Bastan, Tudelo am Ebro; in Estella residirte Don Carlos eine Zeit lang. Außer dem Passe von Roncevalles führen hier noch einige Wege über das Gebirg. — 9) Murcia am Mittelmeer. Steppen, voll Espartogras, wo zur arabischen Zeit blühende Fluren. Sand- und Strauchheiden, die in die benachbarte hohe Mancha übergehen. Wassermangel und sehr schlechte Wege. Wo noch die maurische Bewässerung, sieht man fruchtbare üppige Landschaften, so die Huerta (Gartenebene) am Segura, worin der Hauptort Murcia mit 88000 E. und Lorca an einem Nebenflusse mit 30000 E. Die alte Hafenstadt Cartagena hat 22000 E. — 10) Andalusien am Guadalquivir und am Meere. Viele Orte und Gegenden jetzt öde gegen ehemals, z. B. Jaén und Baeza, besonders aber die Chalifenstadt Córdova, obschon in deren Vega schöne Landhäuser liegen; bevor sie im Jahr 1236 von den Christen erobert wurde, hatte sie fast 1 Mill. E. und nach morgenländischer Art 900 öffentliche Bäder. Jetzt zählt die umfangreiche Stadt nur 42000, und nur wenige Straßen sind belebt, die meisten voll Unkraut. Der gepriesene Dom ist ein Umbau der großen prachtvollen Moschee, der die 860 Marmorsäulen angehören. — Sevilla dagegen, zwar auch in einigen Stadttheilen verödet und kaum zur Hälfte so bevölkert wie im Mittelalter, ist immer noch bedeutend, denn der Strom ist von hier schiffbar; es zählt 119000 E. Ungeheures Amphitheater für Stiergefechte. Von dem berühmten Murillo, der im benachbarten Dorfe Pilas zur Welt kam, sieht man treffliche Gemälde im hiesigen Museum und in der Kathedrale, der prächtigsten unter den 74 Kirchen. Sehenswerth ist der Alkassar (alter arabischer Palast) im Stil des Alhambra. Vor 200 Jahren noch ein Sitz der Kunst, hat die Stadt viele Lehr- und Wohlthätigkeitanstalten. — Xerez de la Frontera mit 39000 E.; wohlhabend durch den Wein, den die Engländer Sherry nennen. Südwärts vom Hauptstrome inmitten Andalusiens und zwar im heißen Klima am Xenil (mittlere Jahrestemperatur 17° R.) liegt Ecija mit 24000 E., Cádiz (Gades) mit 72000 E. auf einer Halbinsel, die mit der Isla de Leon (worauf das Fort Trocadero) durch eine Landenge zusammenhängt. Reizender Blick über die Bai, wo überall Villen mit bunten Balkonen herüberschauen. Die Stadt, regelmäßig gebaut, sauber in Straßen und Häusern, mit schönen Plätzen, Theatern und Palästen, mit Miradores (Belvederes) auf den flachen Dächern, wird von den Fremden viel gerühmt. Unter den Andalusiern, deren lebhafte Beweglichkeit gegen den Ernst der Castilier absticht, gelten die Gadetaner für die geschliffensten. Ihr Antheil am überseeischen Handel ist von Belang, war indes vor Abfall der amerikanischen Kolonien bedeutender. Cádiz' Umgebung gehört zu dem angeschwemmten Lande des Guadalquivir, das weiter südlich beim Cap Trafalgar seine Grenze findet. Mit diesem Cap beginnt die Hochküste, die in dem Inselchen Tarifa (wo ein Leuchtthurm) die südlichste Spitze Europas bildet und nordöstlich in wunderlich geformten Felsmassen sich bis zu einer üppig umwachsenen Bucht zurückwendet. An dieser erhebt sich der steile, nur durch einen sandigen Isthmus mit dem Festland verbundene Berg Calpe, eine der Säulen des Herkules, gegenüber dem afrikanischen Berg Avila. Die Meerenge zwischen ihnen ist 1²/₃ Meilen breit. An und auf dem 450 m. hohen Calpe liegt die seit 1704 den

Engländern gehörige Felsenfestung Gibraltar*) mit 18700 Civil- und 6500 Militärpersonen. — 11) Granada. Oben ist schon das herrliche Land geschildert. Die Hauptstadt Granada auf und zwischen zwei Hügeln am Xenil und Darro mit 70000 E., vor der Eroberung fünfmal bevölkerter. Noch tragen die meisten Häuser maurisches Gepräge, noch prangt in großartigen Ueberresten die Königsresidenz Alhambra und oberhalb derselben der Königinnen Sommerpalast, das Generalife. Die Zerstörer der maurischen Herrschaft, Ferdinand und Isabella, haben ihre Grabmonumente in der Kathedrale, und der Feldherr Gonsalo von Córdova das seine in einer Klosterkirche. — Málaga mit 94000 E., wichtige, immer mehr aufblühende Seehandelsstadt in reizender, an Wein, Südfrüchten, Zuckerrohr, Mais und Maulbeerbäumen reicher Vega. Auch hier Erinnerungen an maurische Bauweise. Von völlig afrikanischem Aussehen ist aber die Stadt Almería, wo aus den Blumengärten der Häuser Dattelpalmen emporragen.

b. Provinzen der aragonischen Monarchie.

12) Aragon im Norden von Hochpyrenäen und deren Abdachung, im Süden von den Bergen Albarrassins und der Penna Golosa überlagert; inmitten das schon erwähnte, keineswegs reizende Tiefland des Ebro. Armselige schmutzige Dörfer, früher bebaute, jetzt mit Gestrüpp und Disteln überwucherte Felder, halb verödete Städte und viele Trümmer ehmaliger Ortschaften, nur hin und wieder, wo die Natur unverwüstlich war, blühende und belebte Landstrecken, bezeichnen hinreichend den Zustand Aragons. Es ist 848 Q.-M. groß und zählt durchschnittlich auf die Q.-M. nur 1080 Menschen. Durch die Vertreibung der Moriskos im Jahr 1609 verödeten 130 Dörfer, und als später die alte freisinnige aragonische Verfassung vernichtet wurde, erstarb mit dem politischen und gewerblichen Leben auch alle Lust, der Natur etwas abzuringen. So gerieth Aragon in einen Zustand wie Estremadura, die beiden am meisten vernachlässigten Theile Spaniens. Jaca, einst Hauptort von Hocharagon und angenehm am Fuße der Pyrenäen gelegen, groß und mit Mauern und Thürmen umfaßt, hat in seinen verödeten Gassen nur 3000 E. Selbst Zaragoza (Saragossa) in einer von Oelbäumen bedeckten Ebene am Ebro, bis auf Ferdinand den Katholischen königliche Hauptstadt, ist nach und nach tief herabgesunken, hat jedoch gegenwärtig 67000 E. — 13) Catalonien, von der Natur begünstigt und außerdem von einem Menschenschlage bewohnt, der das an schönen Bergen und lachenden Thälern reiche Land, sowie dessen zum Handel geeignete Lage am Meere zu benutzen verstand. Die Bewohner sind stolzer darauf, Catalanen zu heißen, als Spanier. Barcelona, nördlich von der Mündung des Llobregat, mit 190000 E. und vortrefflichem Hafen, wichtigste Handels- und Fabrikstadt des Reichs, schön gebaut wie Madrid und Cádiz und in einer Huerta liegend, die mit Ortschaften und Villen wie besäet ist. Von dem 230 m. hoch gelegenen Fort Montjuich hat man reizende Aussicht nicht bloß über die See, sondern auch landeinwärts nach dem berühmten Montserrat (zu deutsch Sägeberg), einem vielzackigen Bergkoloß aus Nummulitenkalk, der in 450 m. hohen steilen Wänden ins Thal des Llobregat abstürzt; er trägt Ruinen von einem Kloster und von 12 Einsiedeleien. — Unter den andern Städten zu merken: Lérida (Ilerda) am Fluß Segre (Sicoris), wo Cäsar

*) Die Araber landeten hier unter ihrem Führer Tarik und nannten fortan den Felsen Dschebl al Tarik d. h. Tariksberg; daher der Name Gibraltar.

über die Pompejaner siegte, Tarragona mit römischen Alterthümern, die aufblühende Fabrikstadt Reus mit 28000 E. Tortosa am Ebro, und im N. die Festungen Figueras und Gerona. — 14) Valencia. Rauh in den Gebirgen, höchst milde im Unterlande, durch die arabischen, noch wohlerhaltenen Wasserbauten höchst fruchtbar, vor allen in der großen, von Abkömmlingen der Moriskos bewohnten Huerta, worin die Stadt Valencia mit 110000 E. und einem durch eine stundenlange Allee mit ihr verbundenen Hafen; leider ist dieser schlecht, wogegen Alicante (20000 E.), die berühmte Weinstadt, einen bessern hat. In der Nähe Elche mit maurischem Aussehen und einem Wald von Dattelpalmen. Zu den schönen Orten der Provinz gehört noch Castellon de la Plana, ebenfalls am Meere; auf dem Wege von hier nach Valencia liegt Murviedro (Altmauer) ehemals Sagunt. — 15) Die Balearen oder Inseln der Schleuderer, und die Pithiusen oder Fichteninseln. Die letzteren, Iviza, Formentera 2c. sind klein; jene weit größer. Mallorka, das Hauptland der Balearen, wo unter den Bergen sich der von Torellos 1460 m. erhebt, hat eine Bevölkerung von beinahe 230000 E., die Hafenstadt Palma zwischen Orangenwäldchen 53000 Einw. Die andere wasserarme Insel Menorca mit dem Hafen Mahon (21000 Einw.) hat nur 50000 Bew.

Die Canarien, politisch auch zu Spanien gerechnet, sind oben S. 615 schon beschrieben. Der öffentliche Unterricht liegt dort in noch kläglicherer Weise darnieder als im eigentlichen Spanien; solchen der oberen und mittleren Stufe gibt es gar nicht, und wie es um den Primärunterricht beschaffen ist, mag man aus dem Umstande schließen, das auf 100 E. ungefähr 1½ Schüler kommen.

Kolonialbesitz Spaniens, zusammen 5512 Q.-M. und 6,419000 E.

a) In Asien: die Philippinen;*)

b) in Afrika: einige Presidios (befestigte Orte für Sträflinge), namentlich Ceuta, Melilla u. a. an der marokkanischen Küste, ferner die Inseln Fernao do Po und Annobon im Guineagolf;

d) in Amerika: die westindischen Inseln Cuba**) und Portorico;

c) in Oceanien: die Carolinen und Palaos, die Marianen.

2) Königreich Portugal.

Größe: 1623 Q.-M., Bevölkerung: 3,995000; Bevölkerungsdichtigkeit: 2462 Seelen auf 1 Q.-M. Politisch werden auch die Azoren und Madera dazu gerechnet, die auf 61 Q.-M. 365800 E. zählen, so daß also der Gesammtstaat 1684 Q.M. mit 4,360000

---

*) Entgegen der auf S. 476 gegebenen Zahl der unter spanischer Herrschaft stehenden Bevölkerung berechnet neuerdings Bernh. Meyer (in Petermanns Mittheilungen 1874, 18) dieselbe auf fast 7½ Mill. Darnach würde dann die Gesammtbevölkerung der spanischen Kolonien 9½ Mill. betragen.

**) Mit dem cubanischen Aufstand ist es ähnlich wie mit dem der Carlisten: er konnte bis jetzt weder siegen noch besiegt werden. Auf beiden Seiten wird mit wildester Leidenschaft und Barberei gekämpft, und seit 6 Jahren sendet der kranke Staat unaufhörlich Menschen und Geld zur Niederdrückung des Aufstandes; denn der Nationalstolz seines Volkes bäumt sich dagegen auf, daß auch „die Perle der Antillen“ verloren gehen soll, wie die mittel- und südamerikanischen Reiche.

Einwohnern hat. — Die Finanzen des Staates sind zerrüttet, es hält schwer die schlechte Verwaltung zu ändern, indes hat man damit begonnen. Der hohe Adel ist verhältnismäßig noch personenreicher als in Spanien und ebenso die Zahl der Bettler noch größer als dort. Die Masse des Volks, in den nördlichen Theilen gutmüthig und geschwätzig, aber nicht gerade besonders zuverlässig, im Süden stark mit maurischen Elementen gemischt, überall aber von tiefgewurzelter Abneigung gegen die Spanier erfüllt, wurde geflissentlich wie im Kirchenstaat, Neapolitanischen ꝛc. in Unwissenheit erhalten. Es gibt eine Art von Universität, die zu Coimbra, und in der Hauptstadt verschiedene Lehranstalten für Baukunst, Militär, Marine u. s. w., auch in vielen Städten kleine Lateinschulen; aber die wissenschaftliche Literatur steht auf tiefer Stufe, und die übergroße Mehrheit des Volks kann weder lesen noch schreiben. Dorfschulen erbärmlich und so wenige, daß eine gleiche Menschenzahl in Deutschland sechsmal mehr Volksschulen hat; 1854 waren noch $^{2}/_{3}$ aller Kirchspiele ohne solche. Auf etwa 48 Einwohner kommt 1 Schüler. Ueberdies sieht es in den Dörfern, Flecken und Landstädtchen höchst dürftig und unreinlich aus, mehr noch als im benachbarten spanischen Estremadura. — **Wein** besonders in Algarve, Estremadura (am untern Tejo) und am Douro. **Getreide** muß, weil man nicht genug baut, noch vom Auslande bezogen werden. Nur im Norden, in dem natürlich gesegneten Minhogebiete, sieht man die portugiesische Trägheit nicht, das Volk ähnelt den benachbarten Galiziern, und kann sich in Bebauung seiner lachenden Thäler den Basken und Valencianern gleich stellen. Die Industrie beginnt in neuester Zeit sich etwas zu heben; es herrscht vollständige Gewerbefreiheit. Von Lissabon und Oporto aus wurden endlich Straßen ins Innere angelegt; neuestens auch Eisenbahnen. Der **Handel** in Lissabon und Oporto ist lebhaft, doch meistens in den Händen der Engländer. — Die **Krone** ist in dem Hause Braganza — Koburg erblich in männlicher und weiblicher Linie: die **Cortes** bestehen aus einer Pairs- und einer Deputirtenkammer. Die Klöster wurden zwar schon 1834 aufgelöst (es gab 486 mit 8500 theils männlichen, theils weiblichen Insassen); allein das Meiste floß in die Hände von Privaten.

Man unterscheidet die 7 Provinzen: 1) **Estremadura**; 2) **Beira**; 3) **Entre Minho e Douro**, die am stärksten bevölkerte Provinz; 4) **Traz os Montes**, ein einsames Gebirgsland „hinter den Bergen" in der Nordostecke des Landes; 5) **Alemtejo**, „jenseit des Tejo;" 6) **Algarve**, von den Mauren, wie alles Land jenseit der Guadiana, als „Land des Westens" bezeichnet; 7) **die Azoren und Madera**, die ihrer Vegetation nach entschieden zu Europa gehören, (s. S. 615). — Orte: **Lissabon** — an der Mündung des Tejo, mit 224000 E. Durch das Erdbeben von 1755 großentheils zerstört, doch hernach schöner aufgebaut. Kirchen in großer Anzahl und außer dem königlichen viele Paläste; wo aber sind Denkmale **Heinrichs**, **Gamas**, **Albuquerques** und des epischen Dichters **Camoens**? — Der Flecken **Belem**, wo eine herrliche Abtei, hängt mit Lissabon zusammen. Zu **Mafra**, 10 Stunden von der Stadt auf dürrer Hochebene, prangt ein ungeheurer königlicher Klosterpalast, der mit dem Escorial wetteifert, er wurde 1717 bis 1731 erbaut. Die ungeheuren Herstellungskosten besser zu verwenden, etwa an Landstraßen und Schulen, fiel der Regierung nicht ein. Und eine solche Verbindung des Königthums mit dem Mönchsthume noch im 18. Jahrhundert! Das Gebäude dient jetzt zur Kriegsschule. — **Setuval** südwärts von Lissabon mit einem

Handelshafen, woher die Engländer den St. Ives Wein holen; und Torres Vedras, ebenfalls in Estremadura, bekannt durch Wellingtons siegreiche Vertheidigung gegen Massena. — Coimbra, die einzige Universität, liegt malerisch am Flusse Mondego in Beira; draußen im Orangenhaine steht die Quinta das Lagrimas (Landhaus der Thränen), einst der Kerker der Ines de Castro. — Porto oder Oporto mit 89000 E. an der Mündung des Douro, nächst Lissabon die bedeutendste Handelsstadt; der beste Portwein wächst aber weit aufwärts am Strome in der Provinz Trazos Montes. Außer Oporto ist in Entre Minho e Douro der alte Ort Braga erwähnenswerth als Hauptsitz der deutschen Sueven im 5. Jahrhundert. Braganza, Festung in der Nordostecke und Stammsitz der Königsfamilie, die 1640 das Land von Spanien befreite. — In Alemtejo: Elvas, beste Festung Portugals, nicht weit vom spanischen Badajoz. Zu Sagres in Algarve nahe dem Cap Vincent wohnte Prinz Heinrich, immer das Meer vor Augen. Faro ist Algarves Hauptort. Lagos, Hafenort.

Kolonialbesitz Portugals, zusammen 35000 Q.-M. mit 3,873000 Bew.

a) In Asien: Die ostindischen Städte Goa, Diu und Damao, einen Theil von der Insel Timor und die Insel Kambing im indischen Archipel, und das chinesische Macao;

b) in Afrika: die capverdischen und 2 von den Guinea-Inseln, unbedeutende Besitzungen in Senegambien und Oberguinea, Angola, Benguela und Mossamedes in Niederguinea, Sofala, Mosambik u. s. w. an der Ostküste — insgesammt etwa 34500 Q.-M. mit 2,400000 E.

3) Republik Andorra,

ein Pyrenäenthal südl. vom Pic de Serrere, 7 Q.-M. und etwa 12000 E. Seit Karls d. Gr. Zeit unabhängig, steht es unter dem Schutze Frankreichs und Spaniens. Hauptort: Andorra la Viella mit Rathspalast und 2000 E. Die Republik zerfällt administrativ in 6 Gemeinden und enthält 34 Ortschaften.

§. 6. Frankreich.

Größe (mit Corsica): 9599 Q.-M. Bevölkerung: 36,103000. Bevölkerungsdichtigkeit: 3761.

Das Land.

Es liegt etwa zwischen 42⅓ und 51° Breite, und wird begrenzt: im S. durch die Pyrenäen und das Mittelmeer, das vor dem Ausfluß der Rhone Löwengolf genannt wird; im W. durch das atlantische, das südlich der Garonnemündung auch aquitanisches heißt; im NW. durch den Canal (La Manche oder Ermelmeer) und den Pas de Calais. Im NO. hat Frankreich seine natürliche Grenzlinie (die niedrige Wasserscheide zwischen Somme und Seine einer-, Schelde und Maas anderseits) überschritten und zieht nun die Grenze ziemlich gradlinig von der Gegend Dünkirchens an Belgien, niederländisch Luxemburg und Deutschland nach SO. bis zum Saarquell am Donon (nordwestlich von Schirmeck im Steinthal) hin, in-

dem sie die Ardennen größtentheils ausschließt und das lothringische Hügelland durchschneidet. Von hier folgt sie südwärts der Wasserscheide bis an die Côte du Climont und dann dem Hauptrücken des Wasgau zum Südstock desselben (Welsch-Belchen), um von hier in ziemlich gerader südöstlicher Richtung die Schweizer Grenze östlich von Dattenried oder Delle zu erreichen, wo bei Reschlach (Réschésy) Deutschland, Schweiz und Frankreich an einanderstoßen. Dann folgt sie dem Jura und, das Gebiet von Genf ausschließend, dem Südufer des Genfer Sees, um von hier über den Montblanc und längs der Wasserscheidelinie der Westalpen südwärts ans Meer zu ziehen, so daß also die nach Italien führenden Alpenpässe nun von Frankreich beherrscht werden. Schon im Alterthum und bis in die neueste Zeit galt der Küstenfluß Var als Grenze gegen Italien; die neuliche Annexion von Savoyen und Nizza hat dies verändert. Die 190 Meilen lange Landgrenze von Dünkirchen bis ans Mittelmeer ist durch eine Reihe starker Festungen gedeckt und besonders im offenen Nordosten, wo die französischen Heere so oft eroberungssüchtig gegen die belgischdeutschen Vorlande durchgestürmt und blutig zerschlagen zurückgeworfen wurden, durch einen dreifachen Festungsgürtel geschützt. Die Landgrenze gegen Spanien hat etwa 55 Meilen Länge, die Küstenlinie am Mittelmeer 65 Mln., die im W. und N. 210 Mln. Von dem äußersten Südpunkte (Ostende der Pyrenäen) bis zur französisch-belgischen Grenze bei Dünkirchen sind 130 Mln., von der Pointe St. Matthieu (westl. von Brest) bis Delle 120 Mln.

Frankreichs Lage an 2 Meeren, die einestheils nach Afrika und der Levante, anderntheils nach Amerika hinweisen, würde dasselbe zum mächtigen Seestaate machen, wenn seine Küstenbildung günstiger wäre; so aber konnte sich seine Seeschiffahrt nur langsam entwickeln, es hat nie Hervorragendes darin geleistet und die Flotte wird nicht, wie etwa in England, als ein wahrhaft nationales Institut, sondern mehr nur als ein Gegenstand politischen Ehrgeizes gepflegt und unterhalten. Die Provence erstreckt sich nur als sehr stumpfe Halbinsel ins Mittelmeer hinein, sowie umgekehrt der Löwenbusen eine viel flachere Einbuchtung als im Osten der Golf von Genua bildet; und doch ist hier, wo die Verzweigungen der Alpen das Meer erreichen, die einzige Küstenstrecke Frankreichs, wo nicht nur steile Küsten, sondern auch zahlreiche und bequeme Häfen sich darbieten, weshalb hier schon im Alterthume viele griechische und später auch römische Kolonien waren, die zugleich mit den Ländern der Nordseeküste einen regen Handelsverkehr unterhielten (Zinn, Bernstein!), bevor man zwischen den Säulen des Herkules hindurch auf dem Seewege in die nördlichen Länder gelangte. Daher haben jetzt Marseille und Toulon den Löwenantheil des französischen Mittelmeerverkehres an sich gezogen. Von den mehr und mehr ver-

sandenden Rhonemündungen — Aiguesmortes, im 13. Jahrhundert noch bedeutende Seestadt (Ludwig der Heilige!), liegt jetzt eine Meile landeinwärts — bis zu den Pyrenäen ist flache, hafenarme Sandküste, voller Strandseen und Haffe; dazu kommt, daß hier eine westwärts gerichtete Strömung des Meeres stets Sand und Schlamm anschwemmt, so daß z. B. die Hafenstädte Agde und Cette (Endpunkte des Canals du Midi) kaum imstande sind, der fortschreitenden Versandung sich zu erwehren und das Schicksal von Adria nnd Ravenna oder auch das von Narbonne — im Alterthume und Mittelalter blühend und mächtig, nun arg im Verfall, sein Hafen verstopft — noch eine Zeit lang von sich fern zu halten. — An der ganzen 210 Mln. langen atlantischen Küste, von Bayonne bis Dünkirchen, hat Frankreich, mit Ausnahme der ausgezeichneten Rhede von Brest, die nur durch die schmale Passage de L'Iroise mit dem Meere in Verbindung steht, und des mit ungeheuren Kosten und durch die Arbeit eines Dreiviertel-Jahrhunderts (1783—1857) künstlich geschaffenen Kriegshafens Cherburg, nur Flußhäfen; alle andern waren stets unbedeutend oder haben durch zunehmende Versandung*) (z. B. La Rochelle), manche auch durch Einsturz der unterwaschenen Steilküsten infolge heftigen Wogendranges (z. B. am Canal bei Dieppe, im Busen von St. Michel, der, voller Sandbänke, zwischen den Halbinseln Bretagne und Normandie immer tiefer eindringt und wo die normandischen Inseln Jersey, Guernesey, Aurigny rc. die frühere Ausdehnung des Festlandes noch andeuten) ihre frühere Bedeutung verloren. Von der durch Barren theilweise gesperrten Adour-Mündung bis zur Mündung der Gironde ist eine, von einer Kette landeinwärts wandernder Dünen besetzte Flachküste; nur in der Mitte ist die Dünenreihe unterbrochen, wo am Bassin d'Arcachon der Fischerhafen La Teste de Buch. Zwischen der Gironde- und Loiremündung setzt sich die Dünenkette theilwese auch noch fort, z. B. in der mittleren Strecke bei Sables d'Olonne; theilweise jedoch ist sie zerrissen — die Inseln Oléron, Ré, Dieu, Noirmoutier u. a. sind noch Reste davon — und wurde so in der Vendee (s. u.) Veranlassung zur Entstehung von ausgedehnten Sumpfgegenden (Marais) oder fruchtbaren Marschniederungen (Plaines) gegeben. Die Halbinsel Bretagne von der Loiremündung bis zum Golf von St. Michel hat zwar eine felsige Küste voll tiefer Buchten; aber da der Zugang zu letzteren durch davor-

*) Es ist die Rennels-Strömung, die, noch verstärkt durch den vorherrschenden Westwind, von der nordspanischen Küste kommend im Golf von Biscaya umbiegt, an der französischen und englischen Westküste bis gegen Irland hin verläuft und ihre Sinkstoffe vorzugsweise da ablagert, wo sie ihre östliche Richtung in eine nordwestliche umzuändern gezwungen wird.

liegende Felseninseln erschwert ist, so sind sie mehr der Vertheidigung des Landes, denn der Aufschließung desselben dienlich, besonders da es auch an Flußstraßen im Innern fehlt. Der treffliche Kriegshafen von Brest ist schon erwähnt. Auch die normandische Halbinsel, die in das Cap de la Hague ausläuft, zwischen dem Busen von St. Michel und der Seinemündung gelegen, ist theils steil und klippig, theils flach und sandig, durchaus aber hafenleer. Was endlich die letzte Strecke der Küste, nordöstlich von der Seinemündung, betrifft, so tritt bis zu den Marschen der Somme ein fast 100 m. hohes, zerbröckelndes Kalkplateau unmittelbar ans Meer heran, und jenseit der Somme beginnt dann die Dünenküste, die, theilweise zu Inseln zerrissen, die kontinentale Seite der Nordsee umsäumt und die weiter oben im Kapitel Mitteldeutschland bereits geschildert worden ist.

Frankreich hat vortreffiche Grenzen; abgesehen von den Küstenlinien, trennt von Spanien das passagearme Hochgebirg der Pyrenäen, und auf der ganzen Ost- und Nordostlinie liegt ein fast ununterbrochener Gebirgswall: Alpen, Jura, Wasgau und Ardennen. Der Rhonedurchbruch zwischen Alpen und Jura ist so eng, daß Cäsar einst unterhalb Genf die Passage abmauern lassen konnte, als die Helvetier ihr Land gegen seinen Willen verlassen wollten; es bleiben also in diesem Gürtel von Bergketten eigentlich nur 2 größere Lücken: 1) das burgundische Thor zwischen Basel und Belfort, durch das einst die Sueven unter Ariovist nach Gallien und später die Römer nach dem südwestlichen Deutschland vordrangen (Augst bei Basel = Augusta Rauracorum!), durch das im Mittelalter eine Zeit lang die Handelsstraße von Norddeutschland durch Burgund zu den Pässen der Westalpen und nach Italien führte und dessen Behauptung in einem heldenmüthigen dreitägigen Kampfe (16.—18. Januar 1871) gegen den mit weit überlegener Zahl herangezogenen Bourbaki den deutschen General Werder zum „Leonidas der Vogesen" machte; 2) das Völkerthor zwischen Maas und Meer, zwischen Rocroy und Gravelingen, auf dessen blutgetränktem Boden die Schlachtfelder von Testri, Bovines, Azincourt, Dünkirchen, Gravelingen, St. Quentin, Hondschooten, Malplaquet, Rocroy u. v. a. — Den Kern des innern Frankreichs — Hochfrankreich — bildet eine Gebirgserhebung zwischen der Saône und Rhone im O. und den Ebenen der Gironde und Charente im W., die nach O. steil und ungegliedert abfällt, nach NW., W. und SW. aber sich allmählich senkt und zugleich durch die breiten und tiefen Erosionsthäler zahlreicher Flüsse (namentlich Loire, Allier, Dordogne, Lot, Tarn) in mehrere Gebirgsflügel getheilt ist. Eine 2. concentrische Erhebung bildete das normandisch-bretonische Bergland. Betrachten wir nun die Oberfläche im einzelnen.

Die Nebenäste der Pyrenäen (s. Spanien) ranken nicht weit herein und bilden freilich schöne, aber kurze Thäler, besonders an der obern Garonne und am obern Adour, wo man zu den höchsten Gipfeln der Maladetta und zum Mont Perdu hinaufsieht. Die Antipyrenäen, der Canigou, der Puy de Prigue, der Pic du Midi, alle auf französischem Boden, sind schon erwähnt, ebenso die wichtigsten nach Spanien führenden, beiderseits durch Forts und Festungen gedeckten Straßen (von Pertuis, Roncesvalles Irun). — Die Alpen (siehe S. 163 u. f. und S. 276 u. f.) verästen sich gegen die Rhone und überlagern ziemlich große Strecken mit ihren Vorbergen, die eine Menge wilder und schöner Thäler, vorzüglich an der Isère und Durance gestalten. Die höchste Erhebung derselben auf eigentlich französischem Boden ist zwischen diesen Flüssen und den Städten Grénoble und Embrun, nämlich die Gruppe von Oisans, worin der Ollan 4214, der Pic des Arsines und der Ecrins 4100 m. Am nächsten treten die Vorberge dem Rhonefluß nordöstlich von Avignon, wo sich der Ventoux noch 1950 m. erhebt und um so höher aussieht, da die untere Ebene nur 38 m. Seehöhe hat. Die Aussicht von seinem Gipfel den Fluß aufwärts und hinab zum Meere ist herrlich. Nach Italien führen 4 Hauptstraßen: eine von Lyon ins gebirgige Savoyen nach Chambéry und durchs Thal der Isère (Tarantaise) hinauf zum Kleinen Bernhard (2138 m.), die älteste und bequemste in den ganzen Westalpen, aber wegen der langen Gebirgspassage auch auf italienischer Seite verhältnismäßig wenig benützt; dann eine von Grénoble und Chambéry durchs Thal der Arc (Maurienne) hinauf zum 2064 m. hohen Paß am Cenis (in dessen Nähe jetzt auch die Fréjusbahn) und hinab zum Thal von Susa, im Mittelalter die besuchteste von allen, über welchen auch der Waaren- und Pilgerweg vom Rhein durch Burgund nach Italien führte; eine dritte führt sowohl von Grénoble als durchs Thal der Durance über Embrun und Briançon (1300 m. Seehöhe) hinauf zum leicht zu ersteigenden Passe von Genèvre, der, obwohl 1849 m. hoch, doch schon von den Römern benützt und stark befestigt war und gleichfalls ins Thal von Susa hinabführt, woraus sich auch die militärische Wichtigkeit von Turin erklärt, das den Eingang zu dieser Doppelpassage beherrscht; eine vierte fahrbare Straße geht über den Col di Tenda (1877 m.) von Nizza nach Cuneo. — Der Jura bildet mehrere Parallelrücken mit Längenthälern. Obgleich Crête de la Neige und Reculet, die höchsten Gipfel von 1720 m., zu Frankreich gehören, so ist doch der ganze lange Hauptzug von der Dôle an schweizerisch, nur die westwärts sich abstufenden Rücken sind französisch. Die wichtigsten Wege: von Lyon nach Genf, und von Besançon über Pontarlier einerseits durch den Paß von Jougne ins Waadtland, anderseits durch das Val de Travers nach Neuenburg. — Die Vogesen zwischen Elsaß und Lothringen als westliche Begrenzung des Oberrheinthals, wo der Belchen von Sulz nördlich Mülhausens 1435 m. Mit dem Jura stehen sie durch Hügelland in Verbindung, worin die Wasserscheide an einer Stelle so niedrig, daß ein Kanal zur Verbindung der Ill mit dem Doubs, also Straßburgs mit Besançon, durchzieht (s. S. 203). Gebirgspässe: der von St. Amarin, über welchen die Straße von Basel, Mülhausen und Thann nach Remiremont und Epinal läuft, womit sich auch die von Belfort über Giromagny führende Grenzstraße vereinigt; dann der von Markirch westl. von Schlettstadt, der nach St. Dié und Luneville führt; endlich der von Zabern über Pfalzburg, mit der Straße von Straßburg nach Nanzig, von der nicht weit entfernt die Eisenbahn und der Marne-Rheinkanal das Gebirg über-

schreiten. Der Abfall der Vogesen ist kürzer ins Rheinthal als auf der westlichen Seite, wo sie allmählich um Mosel, Meurthe und Saar sich zum lothringischen Plateau verflachen. — Die Ardennen, ein schiefriges, niedriges Bergland mit tiefen Einschnitten, verschiedenen Kuppen, waldig und größtentheils rauh, gehören südlich der Sambre und rechts der mittleren Maas zu Belgien und Luxemburg. Ein Theil derselben streckt sich auch in Frankreich hinein, da wo an der Maas die Festungen Sedan, Mezières und Rocroy liegen. Am linken Ufer dieses Flusses hinauf streicht ein waldiger Ast von wenig über 400 m. Höhe, doch voll steiler Schluchten, Argonnen genannt, durch welche die Straße von Metz und Verdun nach Ménéhould geht; sie bilden die Grenze zwischen den fruchtbaren Ebenen um Metz, Toul und Verdun diesseits und den Kreidesteppen der mittleren Champagne jenseits. Uebrigens machen die Ardennen mit ihrer Abdachung die Gegend an obrer Aisne und obrer Oise zum Berghügelland. Nach W. verflacht sich das Ardennenland zu den schwachen Martinshügeln, wo die Schelde entspringt, und von wo die flandrischen Grenzhöhen (zwischen Picardie und dem westflandrischen Atrechter Lande oder Artois) bis zum Cap Gris-Nez am Meere streichen.

Dies sind die Gebirge und ihre Fortsetzungen an den Grenzen oder doch nahe denselben. Im Innern Frankreichs sind nur westlich vom Stromgebiet der Rhone wahrhafte Gebirge, deren Kern hauptsächlich den Ursprung der Flüsse Loire, Allier, Lot und Tarn umschließt, zwischen 44 und 46° der Breite — eine rauhe gebirgige Landschaft, die den Namen Hochland von Gevaudan und Vivarais führt. Die Quelle der Loire ist am 1455 m. hohen Gerbier de Jones, unweit des noch höheren Mont Mezin (1774 m.), 7½ Mln. westwärts der Rhonestadt Valence; in breitem Längenthal fließt die Loire nordwärts bis Digoin. Das SW.-Ende dieses Centralstockes, von dem ostwärts Ardèche und Gard abfließen, bildet der Mont Lozère (1745 m. hoch), unweit der Stadt Mende und zwischen den Quellen des Lot und Tarn. Zwischen Gard- und Tarnquelle beginnend verläuft nach SW. und durch das enge Thal des Tarn im W. begrenzt der Zug der Cevennen*), eigentlich bloß der steile Südostrand des Plateaus von Larzac, der mit den niedrigen Schwarzbergen (Montagnes Noires) am Canal du Midi endet, so daß also kein Zusammenhang mit den Pyrenäen besteht. Scheitelpunkt des Canals = 185 m. Nach N. erstreckt sich vom M. Mezin aus der durch das Loirethal vom Hochland abgeschnittene östl. Flügel des französischen Mittelgebirges; er ist durch das Querthal, an dessen westl. Ausgange in kohlenreicher Gegend St. Etienne liegt, in eine südl. (Geb. von Lyonnais mit dem Mont Pilate) und nördl. Hälfte (Gebirg Tarare 1000 m., nordwestlich von Lyon, Höhen von Macon und Geb. von Charollais, gleichfalls 1000 m. hoch) geschieden und endet erst bei der Stadt Châlons. Parallel mit der Loire läuft der Allier und durch sein breites Thal, das bis gegen die Enge von Moulins hin sich theilweise als Boden eines ehemaligen Sees darstellt, ist das Hochland abermals gespalten, so daß vom Kern des Gebirges aus noch 2 weitere Arme in nordwestlicher Richtung sich hinerstrecken: der eine zwischen Loire und Allier bis zum Forezgebirge, das eine mittlere Höhe

---

*) Man wendet manchmal den Namen Cevennen — Cebenna mons — auch an den ganzen Gebirgszug von der Senke von St. Etienne bis an den Südkanal an.

von 1000 m. hat, aber im Pierre sur Haute 1987 m. emporsteigt, und bis zur Magdalenenkuppe, westlich von Roanne a. d. Loire; der andere links des Allier, nämlich die Kette der Margueride (worin der M. Boissier 1500 m.), die das Vivarais mit dem Gebirgsland der Auvergne in Verbindung setzt, nebst der Gruppe von Aubrac am Lot. Uebrigens besteht das ganze bisher beschriebene Gebirg aus krystallinischem (granitischem) Gestein, das aber an vielen Stellen von Basalt und anderem vulkanischen Gebild durchbrochen ist. So sind bei Vals und Colombier in Vivarais sehenswerthe Basalte, dort der sogenannte Riesendamm, und hier der Höllenschlund, wo ein Wasserfall von 150 m. zwischen Basaltsäulen und Granitfels.

Die Auvergne, westlich des Allier, ist nicht minder ein bedeutendes Gebirgsland und gleich dem Kern des vorigen Granit und Gneis, aber noch weit mehr voll isolirter erloschener Vulkane (Dome), wovon große Massen Trachyt, Basalt und Klingstein, nebst einer Menge alter Krater auf kegelförmigen Gipfeln Zeugnis geben. In alter Zeit, wo diese Vulkane dampften und spien, wird das niedre Frankreich vom Meere bedeckt gewesen sein. Besonders drei vulkanische Gipfelgruppen heben sich aus der gebirgigen Auvergne hervor: Im Süden nicht weit vom Aubrac die bergreiche Gruppe des 1941 m. hohen Cantal; im Norden die Kraterreihe, worin der 1477 m. hohe Puy de Dome westlich vom schönen, höchst sorgfältig angebauten und dichtbevölkerten Allierthale (Limagne), wo Vercingetorix den J. Cäsar bei Gergovia, dem Hauptort der Arverner, zum Weichen zwang und nun die Stadt Clermont liegt. Und inmitten des Landes die ebenfalls mit hohen Piks versehene Gruppe des Mont Dor (Duranius), der die größte Erhebung im innern Frankreich beansprucht, er hat 2033 m. (6258'). Freunden der Natur bietet besonders diese mittlere Gruppe großen Genuß; denn an Hochthälern (z. B. das Quellenthal der Dordogne, die in dem nach W. hin zusammengestürzten Krater des Mont Dor aus dem Dor und der Dogne sich zusammensetzt), an Schlünden, Wasserfällen, Maaren oder Kraterseen (z. B. der Pavin-See), an grünen Matten und malerischen Aussichten fehlt es nicht. Von der Puy de Dome-Gruppe rankt ein Ast südwestwärts zum Mont Odouze, der, 1350 m. hoch, die Wasserscheide zwischen Loire und Garonne bildet und den obern Punkt der hohen, mille vaches genannten Weiden auf der Vorterrasse von Limousin darstellt, die im W. sich ebenso dem franz. Mittelgebirge vorlagert, wie im S. (zwischen Dordogne und Tarn) die Vorterrasse von Rouergue und im N. (zwischen Creuse und Allier) die von Bourbonnais. Eine nordwestliche, von der Charente durchbrochene Fortsetzung findet das Limousin in den Höhen von Gatine, einem Hügelzuge, welcher das Becken der Loire von den Marschen der Vendee trennt. Es ist ein Theil der ehemaligen Grafschaft Poitou, voll niedriger Hügelwellen, so daß man nirgend von Höhen oder Kirchthürmen ein nur einigermaßen beträchtliches Stück Land überblicken kann. Ueberdies ist es baum- und wiesenreich, mit Wäldchen (wenigstens vor der Revolution) besäet und von Hecken durchschnitten und hieß deshalb seit alten Zeiten Bocage oder Buschwald, hat aber in neuerer Zeit nach einem Nebenflüßchen der Sèvre Niortaise den Namen Vendee erhalten. Er ist bekannt durch seine unwissenden und fanatischen, aber auch tapfern und treuen Bewohner.

Am nordwestlichen Abfall des Charollais zieht der Canal du Centre zur Verbindung der Loire und Saône von Digoin noch Châlons. Scheitelpunkt 298 m. Jenseit

dieser Senke beginnt eine neue Erhebung (Mittelhöhe 550 m.) die in nordöstl. Richtung verläuft, aber nur ihrem steilen Abfall zur burgundischen Hochebene (deren Mittelhöhe 225 m), die von der Saône in trägem Laufe durchflossen wird, das Aussehen eines Gebirges verdankt. Der guten Burgunder Weine halber, die an seinem Abhange gedeihen und die namentlich von Dijon aus in den Handel gebracht werden, nennt man den Bergzug Goldhügel oder Côte d'Or; das Gestein aber ist durchaus jurassischer Kalk, ebenso in dem benachbarten Plateau von Langres, das jenseit der Senke von Dijon (Canal von Burgund zur Verbindung der Saône mit Armançon und Yonne, Scheitelpunkt 427 m.) beginnt und, gleichfalls zur Ebene von Hochburgund steil abfallend, bis zu den Quellen der Saône sich hinzieht. Die Côte d'Or ist im W. durch das tief eingeschnittene Flußthal des Arroux (woran Autun oder Bibrakte, die alte Hauptstadt der Aeduer) von der Terrasse von Morvan (Mittelhöhe 300 m.) oder dem Nivernais getrennt, das nordwestwärts zwischen Loire und Armançon allmählich zur Tiefebene sich hinabsenkt. Das Plateau von Langres hat seinen Namen nach der gleichnamigen Stadt an den Marnequellen, die, in der Nähe wichtiger Eisenwerke gelegen, zugleich die Straße von der burgundischen Pforte nach Paris beherrscht. Der Bogen endlich, der dieses Plateau mit dem Südende der Vogesen in Verbindung setzt, führt den Namen Sichelberge oder Montagnes Faucilles.

Auch im Nordwesten Frankreichs, nahe dem Meere, finden sich noch granitne Plateaus mit Gebirgsstrichen besetzt, und zwar theils in der Normandie, wo sie als angenehmes Hügelland erscheinen, theils in der Halbinsel Bretagne, deren Montagnes d'Arrée voll zerrissener wilder Felsthäler sind und voller Seitenäste, die in schroffe Vorgebirge auslaufen. Sie erreichen aber kaum die Höhe von 400 m.

Das übrige Frankreich liegt als ausgedehnte Ebene da, sanft gehügeltes Flachland, worin die Wasserscheiden oft durch schwache Rücken sich bemerklich machen. Es sind: a) Das ebene Nordfrankreich zwischen der Normandie und den Argonnen, im N. bis an die flandrischen Grenzhöhen und den Canal reichend, im S. bis in die Gegenden von Auxerre (an der Yonne) und Orleans; man pflegt es auch das Pariser Becken zu nennen. Ueber die geologische Beschaffenheit desselben ist im physikalisch-geographischen Abschnitte dieses Buches (Geschichte der Erde) schon gesprochen. Siehe auch das Kärtchen vom Pariser Becken. — b) Das Tiefland der untern Loire, in dessen Mitte etwa Tours liegt, zwischen dem normandischen Berglande und der Bergebene Gatine; ein Tieflandsstreifen an der mittleren Loire (bei Orleans), zwischen den Waldhöhen von Orleans und den Anhöhen bei Bourges, setzt es mit dem Pariser Becken in Verbindung. — c) Das breite Garonne-Becken von der Abdachung der Pyrenäen, Cevennen und des Obouze bis aus Meer, dessen lange niedre Küste von der Vendee bis Bayonne dazu gehört. In die Loire-Ebene geht es über durch einen Theil von Poitou. — d) Die Thalebene an der unteren Rhone nebst dem Küstenstrich rechts und links vom Delta des Stromes; es ist ein kleines Tiefland von etwa 200 Quadratmeilen.

Was Fülle von landschaftlichen Schönheiten betrifft, so hat Frankreich die zackigen Gestade der Bretagne, den Küstenstrich von Nizza und jetzt noch das Chamouni-Thal mit dem Montblanc vor Deutschland voraus. Seine Ströme aber werden an Breite, Wasserfülle und Uferpracht von Rhein und Donau übertroffen. 1) Der größte ist die

Loire, die südlich der Halbinsel Bretagne mündet. Sie fließt erst nördlich bis Digoin, dann nordwestlich bis Orleans, dann westlich über Tour und Nantes ins atlantische Meer; Länge 127 Mln. Schon bei Roanne wird sie schiffbar, also ehe sie noch bei Nevers sich mit dem Allier vereinigt. Unterhalb dieser Vereinigung sind die größten Zuflüsse: von N. her die Mayenne mit der Sarthe und dem Loir; auf der linken Seite Cher, Indre und Vienne mit Creuse. Das Stromgebiet der Loire nimmt die Mitte von Frankreich ein und ist ungefähr 2100 Q.-M. groß. — 2) Nördlich davon das 1600 Q.-M. große Stromgebiet der Seine (Sequana); sie entsteht im südwestlichen Theile des Plateaus von Langres, fließt über Troyes, Paris, Rouen ins Ermelmeer, wo sie bei Havre de Grace mündet. Länge 98 Mln. Nebenflüsse, links her: Yonne (mit Armançon), die am Morvan nicht sehr weit von Schloß Chinon entspringend über Auxerre fließt, und Eure woran die Stadt Chartres. Rechts her: Aube woran Bar und Arcis, und Marne woran Chalons und Schloß Thierry, beide vom Plateau von Langres; die Aisne aus den Argonnen, woran Soissons, vereint sich oberhalb Compiegne mit der Oise, die aus den Ardennen kommt und unterhalb Paris in die Seine fließt. — 3) Südlich der Loire ist das 1500 Q.-M. große Stromgebiet der Garonne, deren Ursprung in der Mitte des Pyrenäenzugs; schon bei Cazères schiffbar, fließt sie im Bogen über Toulouse, Agen, Bordeaux, und unter dem Namen Gironde ins Meer. Länge 88 M. Bei Bordeaux ist sie so breit und tief, daß Seeschiffe heran können. Zuflüsse links: der Gers; rechts: die Arriège woran Foix, der Tarn woran Alby (Albigenser!), Aveyron woran Rhodez, Lot woran Cahors, und die 60 M. lange Dordogne woran Bergerac. — Außer Garonne und Loire fließen ins aquitanische Meer die Küstenflüsse: Adour, aus der Pyrenäenlandschaft Bigorre südlich von Bagnères, macht einen Wasserfall von 30 m., fließt durch das Thal Campan nach Tarbes und im Bogen durch das Flachland der Heiden (landes) südwestlich über Bayonne ins Meer; Charente nördlich der Gironde, woran Angoulême Nördlich davon die Sèvre de Niort mit dem Nebenflüßchen Vendee. Nördlich der Loire in der Halbinsel Bretagne die Vilaine. Südwestlich der Seinemündung die normandische Orne. Nördlich der Seine die Somme, die gleich der Schelde aus der letzten westlichen Verflachung der Ardennen kommt, bei Amiens durchfließt und zwischen fruchtbaren Marschen mündet. — Nach N. zur Rheinmündung läuft die Maas (siehe Kap. von Rhein und Maas). Sie kommt aus der Gegend von Langres, nimmt ihren Weg zwischen Mosel und Marne durch nach Verdun und neben den Argonnen zu den Ardennen, die sie in steilen Ufern durchbricht. Auch der Oberlauf der Mosel mit ihrem Zuflusse Meurthe gehört nun zu Frankreich. — 4) Zur Abdachung ans Mittelmeer gehört das Stromgebiet der rasch fließenden Rhone, die aus den Furkagletschern des Gotthard entspringt, den Genfer See bildet, unterhalb Genf in Frankreich eintritt, und von Lyon aus über Vienne, Avignon, Beaucaire und Arles geradlinig zum Mittelmeer strömt; sie ist fast nur zur Thalfahrt brauchbar, und obwohl sie von Arles (Arelate) aus langsamer fließt, so hat doch infolge des fortwährenden Anwachsens des Deltas und der stets zunehmenden Versandung der Mündungsarme dieser im Mittelalter so bedeutende Flußhafen, daß er dem burgundischen Reich den Namen geben konnte, jetzt seinen Verkehr an Beaucaire abgegeben, das durch einen Kanal mit dem Meere verbunden ist; ein neuerdings auch von Arles abwärts geführter Kanal soll

indes diese Stadt für Seeschiffe wieder erreichbar machen. Länge der Rhone: 110 Mln., Größe des Gebiets: 1800 Q.-M. Zuflüsse rechts her: der Ain aus dem Jura; die Saône aus den Faucilles, mit dem Zufluß Doubs. An der Saône die Orte Châlons sur Saône (in dessen Nähe am Fuße des Charollais die alte Abtei Clugni) und Macon; südöstlich des letzteren, in der Ecke zwischen Rhone und Saône, auf dem Südende der fast wagrechten, wohl angebauten burgundischen Hochebene zahlreiche kleine Seen. Ferner fließen in die Rhone: rechts her die Flüßchen Ardèche und Gard aus den mittleren Sevennen, links her aus den Alpen: die Isère, die Drôme, und die bei Avignon mündende Durance. — Zwischen Rhonemündung und Pyrenäen der Küstenfluß Herault aus der Lozère; und an Italiens eigentlicher Grenze der Var aus den Seealpen.

Frankreichs Flußsysteme haben eine für den Innen- und Außenverkehr des Landes höchst günstige Anordnung: sie laufen nach den verschiedensten Richtungen auseinander, die Wasserscheiden konnten in vorhandenen Lücken oder Senkungen von Kanälen leicht überschritten und so das Innere des Landes mit den beiden Meeren und mit den Rheinlandschaften in bequeme Verbindung gebracht werden. Freilich leiden — infolge der maßlos betriebenen Entwaldung der Berge — zahlreiche Flüsse an stets zunehmender Versandung, so daß man z. B. längs der Loire von Digoin bis Briarre einen besondern Kanal anlegen mußte, und noch weiter hinab, ja bis Nantes, ist der Fluß voller Sandbänke. Die wichtigsten Kanäle sind: der von St. Quentin verbindet Oise, Somme und Schelde — der Marne-Rheinkanal Marne und Rhein — der Doubskanal zieht nach der Elsasser Ill und verbindet also Saône und Rhein — der von Burgund Saône und Yonne — der von Orleans Seine mit Loire — der Kanal des Innern (du centre) Saône mit Loire. — Der sehenswertheste ist der aus Louis' XIV. Zeit stammende königliche oder Südkanal zwischen der Garonne (bei Toulouse) und dem Mittelmeer; er ist 30 Mln. lang, hat 62 Schleusen und 92 Brücken, und ruht an 55 Stellen auf Arkaden, unter denen Flüsse durchlaufen. Auch Loire und Cher sind in der Landschaft Berry verbunden.

Der Boden Frankreichs ist fast überall, namentlich in den Ebenen, dem Anbau günstig. Nur wenige Strecken sind unbrauchbar, so z. B. besonders die Sand- und Heideflächen südlich der Gironde, les landes genannt, zwischen welchen und den landeinwärts wandernden Dünen eine Reihe von Sümpfen und Etangs (Strandseen); durch die Anpflanzung von Strandkiefern rc. sind nun die Dünen größtentheils befestigt; die Camargue oder das 20 Q.-M. große, noch fortwährend anwachsende Rhonedelta ist nur zum kleinsten Theile an Getreide ergibiges Marschland, größtentheils sandig oder auch morastig, salzig, jeder Kultur unfähig und nur zur Salz- und Sodagewinnung oder als feuchtes Weideland benutzbar; östlich daneben ist bis Arles hinauf die wüste, steinige Plaine de la Crau, von Felsblöcken übersäet, welche die Durance von den Alpen herabgeführt hat; südlich von Orleans das sumpfige Heideland Sologne und nördlich von Blois das zu nasse Land von Vendome. Dagegen zeichnen sich andre, und nicht bloß die Umgegend von Tours, die man den Garten Frankreichs nennt, durch ihre Ergibigkeit aus. — Das Klima, in der Nordhälfte dem deutschen ähnlich, südlich der Cevennen gleich dem italischen, befördert die manchfaltigste Produktion. Wein, Obst, Mandeln, Kastanien, Oliven (letztere bloß südlich der Cevennen

und oft unter dem Einflusse des Mistral, eines aus den Alpen kommenden kalten Windes, leidend) sind Haupterzeugnisse. Ganz im Norden und gegen die Nordwestküste gedeiht der Wein nicht; dagegen gibt es bei Hyères am Mittelmeer (östlich von Toulon) Orangen im Freien. Während der Revolution ist der **Waldbestand** außerordentlich geschmälert worden; über ein volles Drittel ist ausgerottet, und die jetzigen Waldungen nehmen kaum ⅙ des Bodens von Frankreich ein. **Rebland** in Fülle, an 380 Q.-M. und am vorzüglichsten in der Champagne, an der Saône in Burgund, an der Garonne unweit Bordeaux und in Languedoc, im untern Rhonegebiet, d. h. in Dauphiné und Provence, so daß Frankreich das erste Weinland der Erde ist. Im Garonne- und Charentegebiet allein nimmt das mit Reben bepflanzte Areal mehr als 140 Q.M. ein. — An Pferden ist Frankreich nicht reich, darum muß es für seine Cavalerie bei uns kaufen; auch bedarf es noch Rindvieh aus Deutschland. Esel und Maulesel sind aber genug vorhanden und im Gebrauch, besonders im Süden; desgleichen Schafe, zum großen Theil veredelte, und Ziegen, letztere besonders in den Berggebieten des Südens. — Der französische **Bergbau** kann mit dem englischen und deutschen keinen Vergleich aushalten. An edeln Metallen fehlt es ganz und müssen die großen im Lande verbrauchten Massen — man denke nur an die Pariser Luxusindustie — von auswärts bezogen werden. Am meisten ist noch Eisen vorhanden*), z. B. in den Ardennen, am Jura, in der Auvergne, in den Pyrenäen, besonders aber in den Höhen um Le Creuzot an der Côte d'Or, wo auch — eine in Frankreich seltene Vereinigung — reiche Kohlengruben sich finden. Sonst finden sich Kohlen in größern Massen bei Valenciennes, wo das belgische Kohlenbecken hereinreicht, und besonders bei St. Etienne; doch wird dieses gegenwärtig produktivste Lager nach ungefähr 100 Jahren erschöpft sein. In den letzten Jahren hat Frankreich jeweilen ca. 70 Mill. Ctr. Kohlen und Coaks aus Belgien, England und Deutschland importirt. Nur Kochsalz ist in voll genügender Masse vorhanden. Mit Flintstein, der jetzt zu Schießwaffen nicht mehr gebraucht wird, konnte Frankreich sonst andern Ländern aushelfen; er dient nun als vortreffliches Material zur Glasfabrikation.

Es mag hier am Platze sein, die so oft gehörte Frage nach den **natürlichen Grenzen** Frankreichs auf Grundlage der besprochenen natürlichen Verhältnisse des Landes und mit Hilfe einer guten physikalischen Karte von Frankreich (wie etwa der in Sydows methodischem Handatlas) kurz zu beantworten. In der That hat die Natur zwischen Deutschland und Frankreich eine Grenze gezogen: in der Bodenbildung deutlich vorgezeichnet, ward sie auch in der Staatenbildung vor alters wohl erkannt. Die natürliche Grenzlinie beginnt aber mit dem niedrigen Höhenzuge (**Flandrische Grenzhöhen**), der in der Mitte zwischen Boulogne und Calais, das noch immer halb englisches Gepräge trägt, am Vorgebirg der Grauen Nase ansetzt und sich bis ins Quellgebiet der Lys, Schelde, Somme, Oise und Sambre zieht; es ist die Wasserscheide zwischen dem deutschen Meere oder der Nordsee und dem Frankreich und England trennenden Canal. Auf die deutsche Seite fallen somit u. a. das vlämisch-deutsche **Dünkirchen** (vlämisch Dunkerken, d. i. Kirche an den Dünen), das alte **Arras**, die

*) Für das Jahr 1871 wurde die Gesammt-**Roheisen**produktion Frankreichs auf 27 Mill. Ctr. angegeben, was aber entschieden zu hoch gegriffen sein dürfte.

Fabrikstadt Ryssel (Lille), die alte deutsche Reichsstadt Kamryk (Cambray) und die hennegauer Grafschaft Valenchyn (Valenciennes). Schon vom Ursprung der Schelde an bedeutender werdend, wird die Bodenerhebung dann zu dem lang sich hinziehenden Waldgebirge der Argonnen, welches durch seinen langen Rücken, seine rauhen Wälder, seine tiefen Waldböden, zwischen welchen es nur Hohlwege und grundlose Straßen gibt, sich von selbst als eine vortreffliche Grenzlinie darstellt. In gleicher Beschaffenheit ziehen die Argonnen dann in geradem Strich zwischen Aisne und Marne einer-, Maas anderseits aufwärts bis zur Hochebene von Langres, „der breiten Brunnenkammer der nach allen Seiten abfließenden kleinen Gewässer." Die gleichfalls wasserscheidenden und dichtbewachsenen Sichelberge schlagen dann ihren Bogen nach Norden hin bis zum Südstock des Wasgau, dem Elsässer Belchen. Zwischen Vogesen und Jura öffnet sich der Weg zum Rhonethal, das Völkerthor von und zum Rheinland; dies ist somit die einzige Stelle der natürlichen Grenzlinie zwischen dem oceanischen Frankreich und dem mittelmeerischen (Nord- und Ostsee) Deutschland, wo nur niedrige Anschwellungen des Bodens die Wasserscheide, sowie die Sprach- und Volksgrenze bezeichnen, so daß, „wer dieses Schlüsselgebiet beherrscht, freien Durchpaß ins deutsche wie ins französische Land besitzt; schon Cäsar und Ariovist kämpften darum."*) Aus dem Gesagten ergibt sich, daß alles Land, das Frankreich vom Rhein-, (Mosel-, Maas-) und Scheldegebiet besitzt, ihm mehr künstlich als natürlich angegliedert erscheint; in volkswirthschaftlicher Beziehung sind die Lebensbedingungen dieser Landestheile, die man mit Recht als das germanische Frankreich bezeichnet, nicht an das übrige Frankreich geknüpft. Ihr Klima, ihre Wasserläufe, die Natur des Bodens, ihre Produkte, ihre Industriethätigkeit verknüpfen sie dem Rheine, der Rhein aber ist ein deutscher Strom, sein Gebiet ist deutsches Land. Diese geographische Thatsache wird noch verstärkt durch die geschichtliche, daß seit dem Vertrag von Mersen (870), wo die Scheidung nach Nationalitäten im Frankenreiche endgiltig geregelt wurde, diese Landstriche durchs ganze Mittelalter hindurch und auch noch in der neueren Zeit zu Deutschland oder wenigstens nicht zu Frankreich, gehörten, und erst seit 2, zum Theil erst seit etwas über einem Jahrhundert diese natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich zu unserm Nachtheil verrückt und durch eine rein politische Linie ersetzt wurde. Dazu kommt endlich noch, daß auch ein ethnographischer Grund diese Länder von Frankreich scheidet; zwar trifft die jetzige Sprachgrenze (s. S. 234, sowie S. 202) nur an wenigen Stellen mehr mit der natürlichen Grenze zusammen, fast überall hat das wälsche Idiom sich über seine ursprünglich Grenzlinie hinüber ausgedehnt, an der obern Maas und Mosel sogar in ziemlicher Breite: aber im Wesen ist die natürliche Grenze noch immer zugleich ethnographische Scheidelinie, und die französisch redende Bevölkerung diesseit jener Scheidelinie ist körperlich und geistig, in Charakter und Sitten, Lebensgewohnheiten und Thätigkeit grundverschieden von den wirklichen Franzosen im Seinegebiet.

Auch das Rhonegebiet, jenseit Jura und Alpen, und durch Gebirgszüge von den westlichen Stromgebieten völlig geschieden, hat seine besondere Natur und seine besondere Geschichte. Erst seit 400 Jahren ist dies Stück Frankreichs, das zum Mittelmeer schaut, mit dem oceanischen Frankreich vereinigt, Hochburgund oder die Freigrafschaft noch nicht

*) v. Löher, Abrechnung mit Frankreich.

200 Jahre, das Avignoner Gebiet und Venaissin, sowie die Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) erst seit der Revolutionszeit.*) Im früheren Mittelalter ein besonderer Staat,**) war dies Land seit 1032 als arelatisches Königreich dem deutschen Reiche angegliedert. Der Besitz dieses Landes war für Deutschland nicht nur eine Erhöhung seines politischen Ansehens, sondern er hatte auch eine reale Bedeutung: wie im frühesten Alterthum schon durch diesen Weg die Nordseegestade mit dem Mittelmeere in Verbindung gesetzt wurden, so führte im Mittelalter lange Zeit der Gesammtverkehr von dem westlichen Deutschland (bis zur Elbe hin) nach Italien über die Pässe der Westalpen, also durchs burgundische Land, da die Pässe der Schweiz noch nicht aufgeschlossen waren. Selbst Friedrich III. konnte noch behaupten: „Es sind 4 Kronen im Reich, in deutschen und in wälschen Landen, die allein auf mein Haupt gehören — die erste zu Aachen, die zweite zu Arelate, die dritte zu Mailand, die vierte zu Rom.“ Die Erzbischöfe von Bisanz (Besançon) gehörten zu den treuesten, oft auch thätigsten deutschen Reichsfürsten, und die Stadt Bisanz war bis zum Nymweger Frieden eine freie deutsche Reichsstadt. Das Volk in den hochburgundischen Bergthälern hat noch etwas von deutschem Wesen, von ruhiger ernster Tüchtigkeit, welche unter der Hülle französischer Sprache und Sitte merklich absticht gegen die unruhige, wälsche Art jenseit der Wasserscheide. Die Sprache dieses Gebietes ist allerdings längst die französische, mit Ausnahme einiger Striche des Südens, wo die Provençalen sich ihre wohlklingende Mundart, die poetische Sprache „der fröhlichen Wissenschaft“, noch nicht ganz haben rauben lassen.

Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenzen im **engsten** Sinne ist somit das oceanische Land, das die Gebiete der 3 Ströme Seine, Loire und Garonne umfaßt.

Geschichtliche Skizze.

Frankreich war im Alterthum das Land der Gallier oder Celten, eines indogermanischen Volkes, das auch die brittischen Inseln inne hatte und dessen gälischer Zweig in der Bevölkerung Irlands und Hoch-Schottlands jetzt noch in starken Resten vorhanden ist, während der kymrische oder bretonische Zweig des Volkes, ursprünglich im südlichen Britannien und auf dem Festlande seßhaft, jetzt nur noch in schwacher Zahl (höchstens 1 Mill. in der Bretagne) existirt. Die mächtigsten Stämme der Gallier waren die Arverner (in der Auvergne), die Aeduer (an der obern Loire) und die Sequaner (an der Saône). Im SW. des Landes wohnten über die Pyrenäen gekommene Iberer, nämlich die Aquitaner, die in den westlichen Pyrenäenthälern noch in ganz schwachen Resten zu finden sind und an deren frühere größere Ausbreitung jetzt nur noch der Name Gascogne-Vasconia erinnert (S. Spanien: Basken). Nordwärts der Aisne war die gallische Bevölkerung stark mit Germanen gemischt und führte

---

*) Cuvier, der berühmte Naturforscher, dessen Statue in Mömpelgard steht, wurde daselbst 1769 geboren und erhielt zu Stuttgart in derselben Akademie seine Bildung, in welcher unser Schiller die Grundlagen der seinigen legte.

**) Auch während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 hatte sich das Rhonegebiet, als Ligue du Midi, unabhängig von den französischen Regierungen zu Paris und Tours, mit dem Centralsitze zu Lyon konstituirt. (Vergl. Petermanns Mittheilungen 1871, Tafel 2).

den Namen Belgier; auch in den Landschaften links vom Oberrhein wohnten gallische und germanische Völkerschaften nebeneinander. Julius Cäsar bezwang in verhältnismäßig kurzem Kampfe das ganze transalpinische und transrhenanische Land, die Bevölkerung gab die eigene Sprache ꝛc. auf und wurde romanisirt — Gallien ward römische Provinz. In der Bretagne erhielt sich zwar unvermischtes Celtenthum bis auf den heutigen Tag; aber die Bretonen oder Breyzards sind nicht Nachkommen der alten Armorikaner, sondern sie kamen im 5. Jahrh. von Britannien herüber, als die germanischen Angelsachsen sich jenes Landes bemächtigten (daher Britannia minor im Gegensatz zur alten Heimat, der Britannia major). Sie wurden erst durch die Karolinger dem Frankenreiche einverleibt.

Nach den Römern kamen nämlich die Einwanderungen der deutschen Völkerschaften: der Westgothen im Südwesten, der Burgunder im Südosten, der Franken im Norden; die letzteren, nach welchen Land und Volk jetzt noch den Namen führen, wurden allmählich Meister des Ganzen. Doch war keines dieser deutschen Völker zahlreich genug, um auf Charakter und Sprache des ganzen Volkes, wie solche während der Römerzeit sich gebildet hatten, einen bedeutenden, nachhaltigen und umgestaltenden Einfluß auszuüben. Auch die eigenmächtige Besetzung des Landes an der untern Seine durch die Normannen blieb ohne umbildenden Einfluß auf die Bevölkerung: die Normannen wurden bald romanisirt, obwohl bis auf den heutigen Tag die Bevölkerung der Normandie durch Charakter, Sitten, Leibesbildung, Bauart der Häuser ꝛc. sich wesentlich von den Kernfranzosen unterscheidet.

Das von dem Franken Chlodwig (Ludwig) durch Gewaltthaten und Meuchelmord gegründete franco-gallische Reich erwuchs nachmals unter der deutschen Familie der Pipiniden zu einer bedeutenden Größe. Der ausgezeichnetste Pipinide, Karl der Große, wahrscheinlich in Aachen geboren und i. J. 800 mit dem römischen Kaisertitel beehrt, brachte Völker verschiedenen Stammes in eine politische Form und herrschte bis an Eider, Saale, Böhmerwald und Raab, in Italien bis jenseit des Tiber, im SW. bis an den Ebro. Als 843 und 887 infolge des Wiederauflebens der lange gewaltsam unterdrückten lokalen und nationalen Unterschiede, also durch die trennende Kraft der Nationalitäten, sowie durch die Schwäche von Karls Nachfolgern das karolingische Reich sich in mehrere Staaten trennte, blieb Frankreich ein eigner unabhängiger Staat zwischen der Maas und dem atlantischen Meere, aber zerrüttet unter den schwachen Regenten, und an der Saône und Rhone bildete sich bald gleichfalls ein besonderer Staat. Die großen Lehnsträger oder Vasallen der Krone hatten mehr Macht als der König, und wählten zuletzt (987), als das karolingische Haus erlosch, einen unter sich, den mächtigen Herzog von Francien, Hugo Capet, zum Oberherrn.

Das Glück wollte, daß die capetingische Familie nicht ausstarb, und die Kronvasallen nicht wieder Gelegenheit hatten, Könige zu wählen; denn Wahlherrn gewinnen stets dabei an Ansehen und das Königthum verliert. Die Herrscher Frankreichs konnten deshalb ihre Gewalt erweitern, und entweder mit den Waffen zu hochfahrende Vasallen demüthigen, oder die Herzogthümer und Grafschaften, sobald die Familien der Besitzer ausstarben, mit ihren Kronländern vereinigen. So errang Frankreich im Laufe des Mittelalters allmählich seine völlige politische Einheit, während zugleich aus den verschiedenen Volkselementen auf Grundlage der romanisirten Bevölkerung nach und nach

eine einheitliche Nationalität sich ausbildete, wobei die politische Herrschaft des Nordens über den Süden nicht ohne Einfluß blieb. In ihrem Bestreben nach einheitlicher Macht wurden freilich die Könige im 12. und 13. Jahrhundert durch das normandische Haus eine Zeit lang aufgehalten. Herzog Wilhelm von der Normandie eroberte nämlich 1066 das Königreich England, und seine Nachkommen erhielten durch Heiraten und Erbschaften das Herzogthum Guienne nebst Poitou, Anjou, Maine u. s. w. Fast halb Frankreich (der ganze Westen) kam an England. Der englische König war freilich dafür dem französischen lehnspflichtig, aber ein so mächtiger Vasall brauchte nicht zu gehorchen. Das Glück Frankreichs wollte jedoch, daß des Richard Löwenherz Bruder und Nachfolger, König John von England, mit seiner Nation sich entzweite und so feig und schlecht regierte, daß Philipp August von Frankreich (etwa 1200) ihm die meisten Besitzungen auf dem Continent abnahm.

Unterdes hatten sich das Lehnsystem, das Ritterthum, das Priesterthum nebst dem Klosterwesen, aber auch das Bürgerthum als Gegensatz des Adels in Frankreich so gestaltet, wie man sie überhaupt im Mittelalter antrifft. Mit Heldenmuth begannen die Kreuzzüge. Im südfranzösischen (provençalischen) Dialekt und im nordfranzösischen (der Grundlage des jetzigen) ward viel gesungen und geschrieben. Der denkende Geist begann zu erwachen und ließ große Fortschritte hoffen. Im Süden bildete sich sogar eine Sekte zur Verbesserung der Kirche, Waldenser oder Albigenser genannt. Allein der fluchwürdige Krieg, welchen Pabst Innocenz III. gegen sie erregte, zerstörte mit dem Wohlstande des Landes auch die aufstrebende geistige Kultur, und zur Verhinderung ihres neuen Auflebens ward das Inquisitionsgericht erfunden. Zwar that in andrer Weise die Entwicklung des französischen Volks einen neuen Schritt, indem Philipp der Schöne (hundert Jahre nach Philipp August) sich genöthigt sah, nicht wie bisher den hohen Klerus und den hohen Adel allein zur Berathung zu ziehen, sondern auch im Jahre 1302 die Deputirten des Bürgerstandes (dritter Stand, tiers état) zu berufen. Solche Reichsversammlung hieß états généraux, wogegen der Name Parlament nur für die höchsten Gerichtshöfe gebraucht ward. Aber der Bürgerstand erreichte nicht Kraft genug, und selbst die Macht des hohen Adels und Klerus konnte die Könige nicht dahin vermögen, daß die états généraux regelmäßig berufen wurden. Zudem hatte man neue und langwierige Kriege mit England zu führen, das seine französischen Länder wieder zu erringen strebte. Merkwürdige Kämpfe im 14. Jahrhundert gegen Eduard III. und seinen Sohn, Prinz von Wales mit dem Beinamen der schwarze Prinz, der sich in den Siegen bei Crecy 1346 und Poitiers auszeichnete. Nur dessen früher Tod, aber auch die Tapferkeit des französischen Connetable Bertrand du Guesclin vereitelten Englands Wünsche für jene Zeit. Im 15. Jahrhundert kam Heinrich V. von England an die normandische Küste und drang siegreich vor. Bei Azincourt erfocht er den Hauptsieg 1415. Selbst sein Tod 1423 hinderte nur wenig die Fortschritte seiner Heere, denn Frankreich war in sich zerrissen. Eine Nebenlinie des königl. Hauses, im Besitz von Bourgogne Flandern und dem deutschen Niederland, widerstrebte schon längst dem Könige, und als der Herzog Johann von Burgund 1419 auf der Brücke zu Montereau an der Yonne ermordet ward, nahm sein Sohn, Herzog Philipp, öffentlich Partei für England, und begrüßte den Sohn des verstorbenen Heinrich auch als König von Frankreich. Schon

war der unglückliche Karl VII. muthlos und im Begriff gegen die Alpen zu fliehen, als ihm durch die für ihr Vaterland begeisterte Jungfrau Jeanne d'Arc unerwartete Hilfe kam. Das belagerte Orleans ward gerettet und Karl nach Reims zur Krönung geführt. Die Engländer, in deren eigenem Lande sich wilde Zwietracht entspann, verloren alles bis auf die einzige Stadt Calais. — Nunmehr wäre es für Frankreich erwünscht gewesen, wenn es für Bauern und Bürger wie für Adel und Klerus wahre Sicherheit gegeben, und die Könige regelmäßig mit den Generalstaaten (états généraux) berathen hätten. Dies geschah nicht. Im Gegentheil wuchs die Königsmacht zur Tyrannei aus. Louis XI., der nach des Burgunder Herzogs Karl des Kühnen Tod das Herzogthum Bourgogne und anderes einzog, hielt die Großen des Reichs in Furcht und Zittern. Ein stehendes Heer diente als Hauptmittel dazu. Franz I. (1515—1547) wußte kaum von Beschränkungen seines Willens; statt der Reichstage berief man höchstens die Notabeln, und nur in der Noth.

Damals drang von Genf her die Kirchenreformation auch in Frankreich ein und fand zahlreiche Anhänger; allein Deutschland und Frankreich befanden sich am Schlusse des Mittelalters in ganz verschiedenen Verhältnissen: dort Vielheit und Schwäche, hier Einheit und Macht. Die deutschen Kaiser hatten mächtige Herren gegen sich, deren Vorfahren schon längst aus Großbeamten und Kronvasallen zu erblichen Regenten geworden; in Frankreich dagegen war die Macht und die Widerstandsfähigkeit des hohen und des niedern Adels gebrochen, daher das Ansehen der Krone überwiegend. Die Bürger vieler Städte, nebst vielen Baronen und Großen des Reichs, die für die Reform sich bewaffneten, mußten unterliegen; jedoch waren die Kämpfe ernsthaft, blutig und langdauernd. Der Hof nahm selbst zu schändlichem Verrath und Meuchelmord seine Zuflucht, wovon die Bartholomäusnacht 1572, die man in Rom mit einem Te Deum feierte, ewig zeugen wird. König Heinrich IV. aber, ein trefflicher Fürst, noch jetzt dem Volke in der Erinnerung lieb, gab endlich zur Beruhigung des Landes das Edikt von Nantes 1598, wodurch den noch übrigen Reformirten Duldung und Sicherheit zugesichert ward.

Den Namen Capetinger trug die regierende Dynastie damals nicht mehr. Als nämlich die gerade Nachfolge von Vater auf Sohn 1328 ausgestorben war, hatte der nächste Verwandte den Thron bestiegen, Philipp von Valois. Es war dasselbe Haus Capet, ward aber Valois genannt. Mit Heinrich IV. kam wieder eine Nebenlinie desselben Geschlechts, die von Bourbon, zur Regierung, und behielt gleichfalls ihren Namen. Nur dieser Heinrich, der erste der Bourbonen, ist zu preisen, seine Nachfolger nicht. Unter den Ludwigen, dem XIII., XIV., XV., stieg zuerst der Despotismus bis zur Vollendung und verbreitete einen gewissen prunkenden Glanz um sich her, sank aber dann in ohnmächtige Schwäche und zerrüttete das Reich. Hiezu wirkte zuerst unter Ludwig XIII. der Premierminister Cardinal Richelieu (von 1624—1642), der, während des 30 jährigen Krieges (zur Schwächung Deutschlands) mit den Schweden verbunden, im eigenen Lande die Reformirten entwaffnete, den Adel bekämpfte, die Justiz, die Parlamente und den Klerus zu unterdrücken strebte. Ihm folgte, mit gleichen Grundsätzen, in der Ministerwürde der Cardinal Mazarin, der den neuen König in den Ansichten absoluter Gewalt erzog. Kaum war auch Ludwig XIV. 17 Jahre alt, als er gestiefelt und gespornt im Parlamente erschien und den

Ausspruch that: L'état c'est moi. Von 1651 an, wo er als 14jähriger Knabe majorenn geworden, hat er den Königstitel 64 Jahre (bis 1715) geführt. Herrschsucht, Eitelkeit, Prachtliebe und Frömmelei waren die Haupteigenschaften seiner Natur; der Hauptgrundsatz seiner Staatsverwaltung: der König ist die Quelle alles Rechts und aller Macht, auch über die Gewissen und die Religion. Daher berief er keine Reichsstände mehr ein, daher verfügte er unumschränkt über die Geldkräfte, die Justiz, die Streitmacht des Staates. In dieser schwindelnden Höhe und in dem Misbrauch der absoluten Gewalt lag denn auch der Grund zum Verderben Frankreichs. Alles beugte sich seinen Launen und den Befehlen seiner Minister, von denen einer mit Ehren genannt wird, Colbert nämlich, der durch Förderung der Industrie und des Handels die Steuerkraft des Landes erhöhte und die Finanzen eine Zeit lang in Ordnung hielt. Das Glück hatte ihm auch einige gute Feldherrn (z. B. Turenne, Condé) zugeführt, weshalb seine Truppen geraume Zeit in den Kriegen, die er mit Despotenübermuth begann (Réunionskammern! Straßburg! Brûlex le Palatinat!), ruhmvoll geführt wurden, während dieselben später im spanischen Erbfolgekriege unter Führern, die er selbst gewählt und die nicht viel bedeutender waren als er selbst, schmähliche Niederlagen erlitten. Die Haupttheile des arelatischen Königreiches waren längst mit Frankreich vereinigt, unter ihm wurden auch die noch fehlenden Theile Hochburgunds mit List und Gewalt größtentheils dem Staate angegliedert; er war es ferner hauptsächlich, der unter Anwendung gleicher Mittel Frankreich über seine natürliche Nordostgrenze auf Kosten deutscher Länder ausdehnte. Sein Hof rühmte sich der Verherrlichung durch große Schriftsteller; ohne Furcht vorm Hofe hätten sie aber sich freier äußern und Größeres leisten können. Wer scharfsinnige Untersuchungen anstellen, neue Gedanken im Felde der Geschichte und Philosophie kund geben wollte, mußte höchst vorsichtig sein und vor der geistigen Beschränktheit des hoffährtigen Königs und seiner Vertrauten sich in Acht nehmen. Die Beschränktheit Ludwigs XIV. nahm mit den Jahren zu. Schon in seinem 48. Jahre war er schwachsinnig genug, Heinrichs IV. Edikt von Nantes aufzuheben, und heftige Verfolgungen über seine reformirten Unterthanen zu verhängen, geradeso wie einst tyrannische römische Kaiser das Christenthum überhaupt auszurotten suchten. Eine halbe Million großentheils fleißiger Menschen wurden dadurch zur Auswanderung gezwungen; einige deutsche Fürsten, vorzüglich die von Brandenburg, nahmen sie wohlwollend auf. Gegen Ende seiner Regierung war der Wohlstand, welchen Colbert zu schaffen gesucht hatte, völlig vernichtet, die Schuldenlast war ins Ungeheure gestiegen und auch verwerfliche Mittel, wie der Stellenverkauf im Civil und Militär, Münzverschlechterungen &c. vermochten den Ruin nicht aufzuhalten.

Mit seinem Urenkel Ludwig XV. (1715—1774) begann die Schwäche des Despotismus. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans (mit dem Cardinal Dubois) für den noch minorennen König wandelte sich die vorige Andächtelei des Hofes in ekelhafte Sittenlosigkeit. Vornehme Familien folgten dem Beispiel, und die Schriftsteller, denen der neue Ton wegen der Ungebundenheit gefiel, desgleichen. Nicht bloß in der Dichtkunst, auch in Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände schlichen sich Frivolität und Flachheit ein; fast drohte die ganze französische Literatur nichtswürdig zu werden. Aber noch war Kraft in der Nation. Die zunehmende launenhafte Wandelbarkeit des despotischen Gouvernements ließ Lücken und Oeffnungen genug, wo Kraft

und Verstand sich Bahn machen konnten. Ohne Zweifel strebten die edleren Schriftsteller danach, einen bessern Zustand der Dinge herbeizuführen; sie sprachen Ideen aus, die seitdem in Europa mehr oder minder zur Herrschaft gelangt sind, in Frankreich allerdings am wenigsten; auch gelang es ihnen, wesentlich zur Vertreibung der Jesuiten und zur Aufhebung dieses gemeinschädlichen Ordens beizutragen. Aber die häufig maßlosen, gegen Krone, Adel und Klerus zugleich gerichteten Angriffe in der Literatur untergruben auch die Grundlagen von Staat und Kirche. Die große Masse der ländlichen Bevölkerung gerieth in immer größeren Nothstand; $^{2}/_{3}$ des Grundbesitzes waren in den Händen des Adels, Klerus und großer Kapitalisten, verpachtet an abhängige und gedrückte Meier; nur $^{1}/_{3}$ im Besitz kleiner, verarmter Bauern. Die stets wachsenden und ungleich vertheilten Staatslasten steigerten die allgemeine Unzufriedenheit. Der Hof fuhr unterdessen unbekümmert fort, Frankreichs Ehre durch schlechtgeführte Kriege, besonders gegen Friedrich II. (Roßbach 1757) zu schänden, und die Finanzen durch fortgesetzte Verschwendung noch mehr zu Grunde zu richten. Der neue König Ludwig XVI. hatte bei aller Güte des Herzens nicht Einsicht und Kraft genug, um der Zerrüttung des Staats auf gefahrlosem Wege abzuhelfen. Als endlich die Noth drängte, als das Land bei einem Defizit von 198 Mill. Franks vor dem Staatsbankerotte stand, da versuchte man, durch neue Steuern den Ausfall zu decken, da erklärte aber auch das Pariser Parlament, nur die Reichsstände dürften neue Steuern verwilligen. Der König willigte ein. Die états généraux, die seit 1614 nicht versammelt gewesen, wurden auf den 1. Mai 1789 berufen. Mit ihnen begann die Revolution, indem der dritte Stand (tiers état) die beiden andern, Adel und Klerus nöthigte, mit ihm gemeinsam als Nationalversammlung zu berathen. Und da man von Untersuchung des Staatshaushaltes zur Verbesserung aller sonstigen Gebrechen überging, so stürzte man leider alles Bestehende ohne Zaudern um. Republikanische Ideen, schon seit 10 Jahren durch die glückliche nordamerikanische Revolution geweckt und genährt, ergriffen die Köpfe, der Pöbel von Paris mischte sich ein, man ward von schwärmerischen Begriffen der Freiheit und Gleichheit über alle Schranken hinausgerissen. Die besseren Köpfe und Gemüther, die verständigen Männer, die anfangs an der Spitze der Revolution gestanden, sahen sich genöthigt, den wildesten Schreiern zu weichen. Rasende Jakobiner bemächtigten sich der Herrschaft; die Nation befleckte sich mit den gräßlichsten Verbrechen; der unglückliche König mußte für die Sünden seiner Väter büßen. Seit dem 21. September 1792 hieß Frankreich eine Republik, doch im Namen der Freiheit ward die Freiheit mit Füßen getreten; denn Nüchternheit und vernünftig konservativer Sinn, ja noch mehr, Rechtssinn und Pflichtbewußtsein waren damals schon der französischen Nation abhanden gekommen. So konnte denn auch die Republik keine innere Festigkeit gewinnen; mehrmals wechselte sie ihre Einrichtung, bis es am 13. Dezember 1799 dem Corsen (also Nichtfranzosen) Napoleon Bonaparte gelang, sich als erster Consul zum Oberhaupte des Staates zu machen.

Ungeachtet des Elends, worin sich das Reich während jener Zeit befunden, hatten seine Truppen im Kampf mit den europäischen Königen manche Erfolge errungen; freilich waren die Ursachen derselben nicht sowohl in der Tüchtigkeit der republikanischen Heere, wie voreingenommene Federn oft glauben machen wollten, als vielmehr in der schlechten Führung ihrer Gegner und in der Kabinetspolitik der Höfe zu suchen.

Da war es denn dem Feldherrntalente Bonapartes ein Leichtes, sich kriegerische Lorbeeren — zunächst durch die italienischen Feldzüge — zu erringen. Auch als 1. Consul hat er unstreitig durch Dämpfung des noch unruhigen Geistes, durch Ausgleichung der Parteien und durch strenge Ordnung sich um Frankreich noch größeres Verdienst erworben, als durch weitere siegreiche Schlachten. Die Nation litt es geduldig, als er sogar den Namen der Republik ausstrich und sich 1804 den kaiserlichen Titel beilegte. Allein Ehrgeiz und Kriegslust ließen ihm keine Ruhe.*) Er schritt von einer Eroberung zur andern, er dehnte Frankreichs Grenzen bis Lübeck und Rom, und dessen Gebiet auf 15000 □M. aus, er zwang Fürsten und Völker unter sein Herrschergebot. Aber als er endlich große Heere, erst durch Hunger und Kälte in Rußland, dann durch die Leipziger Schlacht den 18. Okt. 1813 gegen die entrüsteten Preußen und deren Verbündete eingebüßt hatte, mußt' er erleben, daß seine Feinde Vergeltung übten und in Frankreich einbrachen. Die Nation war seiner unbeschränkten Gewalt und der unaufhörlichen Kriege müde. Wenig von ihr unterstützt und nur an der Spitze seiner noch treuen Soldaten gegen die Uebermacht kämpfend, unterlag er. Durch die verbündeten Mächte wurde das bourbonische Königthum, jedoch in konstitutioneller Beschränkung, wieder hergestellt und Ludwig XVIII., der Bruder des 21 Jahre früher hingerichteten Ludwig XVI., den 3. Mai 1814 in Paris eingeführt, während man den entthronten Kaiser zuerst nach der Insel Elba, und dann, nach einem Versuch, sich aufs neue der Herrschaft zu bemächtigen und nach seiner abermaligen Besiegung durch die Preußen und Engländer, als Gefangenen auf die Insel Helena brachte, wo er 1821 starb.

Trotz seiner vollständigen Besiegung hatte man am Schlusse der Revolution (1815) Frankreich — und zwar auf Kosten Deutschlands — manche Gebietsstriche gelassen, die es vorher nicht besessen; auch in seiner innern Staatseinrichtung hatte das Volk sowohl der Revolution, als der Herrschaft und dem Sturze Napoleons Manches zu verdanken, z. B. Aufhebung aller Privilegien, gleiches Gesetz, gleiche Besteuerung, gleiches Anrecht auf alle Staatsstellen, Glaubens- und Preßfreiheit, öffentliches mündliches Gerichtsverfahren, Verantwortlichkeit der Minister, eine vom König und von der Nation beschworne Verfassungsurkunde, eine Volksrepräsentanz u. s. w. Frankreich konnte also wohl zufrieden sein; nur die zurückgekehrten Bourbonen und besonders ihre Freunde waren es nicht, sie gaben dem Volke Anlaß zu Mistrauen und gerechten Beschwerden, und büßten deshalb den gewonnenen Scepter schon nach 15 Jahren wieder ein. Am Ende des Juli 1830 ward Karl X., des achtzehnten Ludwig talentloser Bruder und Nachfolger, wegen schwerer Verletzung der beschwornen Verfassung abgesetzt und verbannt, dagegen Ludwig Philipp von Orleans, aus einer Nebenlinie der Bourbonen, zum König ausgerufen. Mit großer Geschicklichkeit wußte sich dieser Fürst geraume Zeit an der Spitze seines einerseits von Parteien und Journalisten bewegten, anderseits durch das guizotische „Enrichissez-vous" intellektuell und moralisch verderbten Volkes zu halten.

---

*) Ein neuerer Schriftsteller sagt von ihm: „Er war der vollendetste Typus eines Corsen, mäßig, tapfer, schlau, gewandt, rachsüchtig. Sein Herz war leidenschaftlich, sein Kopf kalt — wie das Klima seiner Heimat, von der es heißt: unten heiß, auf den Bergen Eis."

Doch eine neue Revolte am 24. Februar 1848 zu Paris raubte auch ihm plötzlich den Thron, um wieder eine Republik zu proklamiren, die indes schon am 2. December 1851 durch Louis Napoleon umgestürzt wurde, der dann am 2. December 1852, auf eine Volksabstimmung sich berufend, den Kaisertitel als Napoleon III. annahm. Somit hatte Frankreich wieder einen Kaiser, einen Herrscher, wie es ihn brauchte und wie er seiner würdig war, und dieser Herrscher hatte nicht bloß im Sinn, sich auf dem Thron zu estigen und eine Dynastie zu gründen, sondern auch das gesunkene Ansehen Frankreichs in Europa wieder zu heben. Das erste mochte er am sichersten anbahnen, wenn ihm das letztere gelänge. In richtiger Beurtheilung der Eitelkeit der französischen Nation und deren Empfänglichkeit für kriegerische Gloire, war er deshalb — abgesehen davon, daß er die Arbeiterklassen des Volkes, besonders in Paris, durch kostspielige Bauten befriedigte — bemüht, kriegerische Großthaten zu verrichten, oder, da ihm alles Feldherrntalent mangelte, durch seine Marschälle und Generäle verrichten zu lassen, doch so, daß er keine Coalition europäischer Mächte gegen seine Person hervorrief, sondern im Gegentheil seine Truppen meist an der Seite anderer Mächte gegen einen gemeinsamen Gegner kämpfen ließ (in China, in der Krim, in Italien; dagegen in Mexico, gegen Deutschland!). Uebrigens herrschte er im Innern seines Reiches als Despot, wie der erste Napoleon, nur mit dem Unterschiede, daß er etwas mehr Schein von Schreib- und Redefreiheit zuließ; sonst war aber das 2. Kaiserreich durchaus Polizei- und Militärstaat, traditionell und thatsächlich, es beruhte auf kriegerischen Eroberungen und auf dem Ruhm, den es auf den neuen Schlachtfeldern erworben. Es läßt sich nicht leugnen, daß unter ihm viel für Förderung des materiellen Wohlstandes, für Hebung des Ackerbaues, der Industrie, des Verkehrs im Innern und mit den Nachbarländern gethan wurde; aber der Volksunterricht wurde verschlechtert, die 20jährige Cäsarenwirthschaft hat alle Rechtsbegriffe im Volke ausgelöscht, die öffentliche und private Sittlichkeit tief sinken gemacht, die Staatsschuld dagegen ins Riesenhafte vergrößert. In dem unter einem nichtigen Vorwande, mit einer beispiellosen Frivolität und mit der eingestandenen Absicht, weitere Stücke des deutschen linken Rheinufers an sich zu reißen, gegen Deutschland unternommenen Kriege brach denn auch die auf so unsolider Grundlage ruhende kaiserliche Herrlichkeit rasch zusammen. Nachdem Napoleon 1870 bei Sedan gefangen genommen worden war, erklärten die Pariser am 4. Sept. Frankreich wieder einmal zur Republik — es ist dies seit 1789 der 14. Verfassungswechsel — an deren Spitze gegenwärtig der von den Deutschen mehrmals besiegte Marschall Mac Mahon steht.

Das Volk.

Aus seiner Geschichte ist der Charakter eines Volks zu erkennen, das heißt, aus einer hinreichend ausgeführten geschichtlichen Darstellung. Hier konnte nun bloß eine kleine Skizze, gleichsam nur Ueberschriften zu Kapiteln, gegeben werden; wir fügen also noch einige Bemerkungen über das französische Volk hinzu, mit dem wir ja seit Jahrhunderten in so vielfacher, nicht immer freundlicher Beziehung gestanden haben.

Frankreich ist nicht wie Britannien von andern Ländern abgesondert, nicht einmal so wie Spanien; dennoch haben die Franzosen ihren eignen, stark kenntlichen Volkscharakter, und es ist merkwürdig, die Grundzüge desselben schon in der altceltischen

Geschichte wahrzunehmen. Den Römern erschien der Gallier als lebhaft, rasch auflodernd in Liebe und Zorn, doch unschwer zu besänftigen, veränderlich in seinen Neigungen, gar neuerungssüchtig; rerum novarum cupidissimi, heißen sie beim Cäsar. Tapferkeit gestand man den Galliern zu, vor allem war ihr Angriff hitzig und stürmisch; aber im ersten Anlauf sollte alles genommen sein, die zähe Nachhaltigkeit und besonnene Ruhe anderer Völker fehlte ihnen, im Unglück zeigten sie geringe Ausdauer. Dies Celtische sticht in ihrem Naturell noch jetzt hervor, obgleich sich etwas römisches und deutsches Blut beigemischt und die Kultur vieler Jahrhunderte Manches gemildert hat. Gewiß sind die Franzosen oder Franko-Gallier ein begabtes Volk, das neben die hervorragendsten Nationen der europäischen Völkerfamilie zu stellen ist, mit gewissen Eigenschaften begabt, die man liebenswürdig nennen könnte, wenn sie nicht von andern Eigenschaften begleitet wären, die keineswegs liebenswürdig sind. Schon die Sprache der Franzosen, die fließendste unter allen romanischen, hat etwas Einnehmendes, mehr noch ihr muntrer, leichter Sinn, der nur zu oft frivol wird, ihr Witz, ihre Politesse und Unterhaltungsgabe.*) Fürs gesellige Leben scheinen sie demnach wie geschaffen; gerade deshalb stellen sie aber das äußere Erscheinen, die äußeren Ehren zu hoch, und sind gegen nichts empfindlicher als gegen die Pfeile des Lächerlichen; ein bon mot geht ihnen leicht über eine Wahrheit. Daraus erklärt sich denn auch ein Grundzug des jetzigen französischen Nationalcharakters: die Liebe zur hohlen Phrase, indem eben die Form höher gestellt wird als der Gedanke; und ein anderer Charakterzug steht damit in direktem Zusammenhang: die Liebe zur öffentlichen Lüge, wie sie in den letzten Jahren in so abschreckender Weise zum Vorschein gekommen.**) Wie der Franzos fein zu schmeicheln, also zu täuschen versteht, so will auch die Nation als solche geschmeichelt und getäuscht sein, und sicher ist, daß sie an einem Uebermaß von Eitelkeit, Selbsttäuschung und grenzenloser, ja kindischer Selbstüberschätzung leidet.***) Ein Despot, der dies zu benutzen, ihrer Eitelkeit fortdauernd

*) Es fehlt auch nicht an entgegengesetzten Urtheilen. Die englische, aber franzosenfreundliche Zeitschrift Globe schreibt (1872): „Der Franzose ist, was die Figur betrifft, im ganzen weniger zur Anmuth, als vielmehr zur Plumpheit geneigt . . . Er ist nicht lebhaft . . . Seine Seele ist zu sehr von den Fonds, vom Geschäft und von der schrecklichen Politik des flüchtigen Augenblicks erfüllt, um noch viel Platz für den „Esprit" zu haben, dessen zarter Duft vor 80 Jahren auf immer in den üblen Ausdünstungen der Guillotine verschwunden ist. Ein witziger Engländer ist ein seltener Vogel, aber ein witziger Franzose ist geradezu ein schwarzer Schwan. Die eigentliche Bourgeois- und Krämernation ist nicht in England, sondern in Frankreich. Der französische typische Alphonse ist unter 10 Fällen 8mal ein Krämer und hat in 9 Fällen die Seele eines Krämers . . . Wenn es einem schwer fällt, von einer ganzen Nation zu sagen, sie habe keine Gentlemen mehr aufzuweisen, so muß man doch von den Franzosen behaupten, daß sie infolge ihrer großen, noch immer vor sich gehenden Revolution vollständig diese Schicht der Gesellschaft eingebüßt haben, welche früher, trotz ihrer groben Fehler, es zuwege gebracht, daß man mit dem Begriff der gebildeten französischen Gesellschaft die Vorstellungen von Anmuth, Höflichkeit und glänzendem Geist zu identificiren pflegte."

**) Man denke z. B. nur an die lügnerischen Krieges- und Siegesberichte Napoleons und Gambettas, an die Lügenhaftigkeit der Journalistik, an die Betrügereien in den Armeelieferungen.

***) Redensarten, wie die folgenden, finden sich in der neuen französischen Literatur in tausendfachen Modulationen: Paris ist das Hirn der Welt — dort schlägt das Herz des Universums — Frankreich ist der Christus der Nationen — es ist der Diamant unter den Steinen — die Franzosen sind das auserwählte Volk Gottes — Frankreich ist die Stimmgabel von Europa — wenn Frankreich zufrieden ist, ist Europa ruhig — die

Nahrung zu bieten versteht, kann sie lange knechten, ehe sie in Unwillen geräth. Löblich ist ihre behende Anstelligkeit und Erfindungskraft in praktischen Dingen, ihr Nachahmungstrieb, besonders in den künstlerischen Fächern, so daß das Land zwar weniger eigentliche Kunstwerke hervorbringt — hiezu fehlt es an wahrer Idealität im Charakter und im Leben — aber in der Kunstindustrie von keinem Lande der Erde übertroffen wird; löblich ist ferner ihr lebhafter Formen- und Farbensinn, der sie zu Gesetzgebern der Mode macht, sowie ihre Thatkraft. Doch sind sie häufig zu rasch im Entschließen und Unternehmen, ungleich uns Deutschen, die ruhiger überlegen, aber oft zu lange zaudern und noch berathen, wenn längst gehandelt sein sollte. Ueberhaupt sucht der lebensfrohe Franzos, was er denkt und wozu man ihn eben aufregt, auch schnell ans Leben zu knüpfen, während der Deutsche gern in der Welt der Ideen und Theorien verweilt, und im gelehrten Suchen wie im Erörtern von Begriffen sich nicht genug thun kann. In der Revolution hatte ihre Raschheit vollen Spielraum, sie warfen alles Alte und damit Manches, was erhalten und nur verbessert werden mußte, über Bord. Die Engländer, in der Revolution des 17. Jahrhunderts, verfuhren anders; sie folgten dem Leitsterne ihres Improvement, ließen Vieles, z. B. ihre Grafschafts-Verfassung, unangetastet und hielten somit die Selbständigkeit der einzelnen Glieder des Staates aufrecht. Der Franzos dagegen verwischte alle Provinzialeigenthümlichkeiten, machte Departements, und alles sollte gleich sein, womit nur die übertriebenste Centralisation sich anbahnte. Paris, das schon vorher tonangebend war, mußte es dadurch noch mehr werden. „Frankreich in Paris" — dieser alte Spruch wurde erst recht zur Wahrheit.

Aus der Eitelkeit des französischen Volkes erklärt sich auch seine Liebe zu öffentlicher Schaustellung aller Leistungen; daher werden auch alle wissenschaftlichen Kräfte in einem Punkte concentrirt, während die Provinzen leer ausgehen; daher werden bedeutende Leistungen in Kunst und Wissenschaft mit hohen Ehren und materiellen Belohnungen ausgezeichnet, während der Volksunterricht arg vernachlässigt wird. Scharfsinn, logisch tabellarisches Abtheilen, geistreiche Wendungen, Klarheit und Eleganz im Ausdrucke sind unbestreitbare Vorzüge der französischen Literatur; aber an Gediegenheit und Tiefe steht sie der englischen und der deutschen weit nach. Der Franzos ist mehr räsonnirend als philosophirend, mehr Memoiren- als Geschichtschreiber, mehr Redner als Dichter; aber auch in der Beredsamkeit tritt der Charakter des sprechlustigen Volkes hervor. Wo sie wortreich, ist der Engländer gehaltvoll; in parlamentarischen Angriffen verschießt der Franzos buntgefiederte Pfeile, während der Engländer gedankenschwere Keulenschläge austheilt. Ihre Dichter haben geglättete Formen, rhetorische Schönheiten,

---

Franzosen sind das edelste Porzellan, das aus dem Menschenthone geformt ist, die andern Völker sind nur gewöhnliche Töpferwaare — sie haben eine angeborne Anwartschaft zur höchsten Gewalt und Führerschaft unter den Völkern, welche klar zu Tage liegt — sie marschieren an der Spitze der Civilisation — die französischen Soldaten sind, ihrer Natur nach, unbesiegbar; alle Thatsachen, die dem widersprechen, sind rein zufällig, sie erlagen dann entweder der Uebermacht, oder wurden verrathen — ein Unterliegen Frankreichs in einem Kampfe wäre ein Gassenbubenstreich der Vorsehung, die erschreckte Menschheit müßte die ewige Gerechtigkeit anklagen und in das Reich des Zweifels und der Verneinung zurückstürzen — Frankreich ist reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen" &c.; vor wenigen Tagen erklärte der Minister Decazes zur Beschwichtigung der französischen Eigenliebe: „Frankreich ist groß genug, um weise zu sein."

witzige Pointen, ja Racines geschmackvolles Pathos, Voltaires Ironie, Molières Komik, Lafontaines zierliche Naivetät sind in ihrer Art unübertrefflich, und neben diesen älteren hat wohl keiner dem französischen Nationalcharakter so völlig entsprochen als der heitre Liederdichter Beranger. Allein das Gebiet der Poesie ist weiter und reicht höher hinauf; mit den großen Dramatikern und Lyrikern Englands und Deutschlands wird kein Franzos sich messen dürfen.*) Der Sprache schon geht zu Vieles ab, um recht poetisch zu sein; sie ist, was französische Kritiker selbst eingestehen, phrasenhaft und für die Prosa gemacht. Unter der Menge ihrer prosaischen Schriftsteller sind denn auch viele bedeutend und — merkwürdig genug — in diesem Jahrhundert mehr als in dem vorangegangenen.**)

Die Franzosen sind eigentliche Weltkinder, sie wollen aber Weltherrn sein. Wir sind das civilisirteste Volk der Erde,***) sagen sie, wir sind die grande nation. Und die grande nation möchte alle Völker nach sich umformen, sie macht nicht nur neue Moden und neue Redensarten, sondern seit der großen Revolution namentlich auch neue Verfassungen, bald monarchische mit und ohne veto, völlig demokratische bis zur Pöbelherrschaft, dann wieder in entgegengesetzter Richtung: Direktorien, Consulgewalt, vollendete Despotie 2c., und als die Julitage sie mit einem konstitutionellen Bürgerkönig beschenkt hatten, waren sie nicht einmal einig darüber, ob dies Glück auch ein Glück sei; sie träumten aufs neue von Republik, und als ihnen diese über Nacht zufiel, wußten sie nicht, was damit anfangen. Ohne Zweifel hat Frankreich während der 30 Jahre von der Revolution an der Menschheit ungeheure Dienste durch Werke der Zerstörung geleistet; aber hiemit und mit dem Code Napoléon ist Frankreichs politischer Werth zu Ende, der wahrhaft schöpferische Genius fehlt ihm auch auf diesem Gebiete. In dem Werke der Rekonstruktion, im Aufrichten einer bessern Ordnung der Ideen hat es keinen Beistand geleistet, sondern sich sogar als Hindernis erwiesen. Der moderne Cäsarismus ist ein französisches Gewächs und er wäre nicht möglich gewesen, wenn die Franzosen nicht reif dafür gewesen wären. Zweimal in unserm Jahrhundert haben sie alle die reichen Hilfsquellen ihres gesegneten Landes, die absolute Verfügung über ihr Heer, ihren Schatz und über ihr ganzes Erziehungssystem in die Hände fremder (corsischer) militärischer Abenteurer gelegt, ohne diesen eine andere Bedingung aufzuerlegen als die, dann und wann einen Streit mit einem andern Lande anzufangen und dabei nie den kürzeren zu ziehen. Und doch treten die Franzosen, ungleich den Engländern, die an der Ehre, freie Britten zu heißen, sich genügen, so gern als politische Proselitenmacher auf. Wehe

---

*) Voltaire, „der (wie Göthe sagt) „höchste unter den Franzosen denkbare Schriftsteller", nennt seine Landsleute das am wenigsten poetische Volk in Europa, und Rousseau erklärt die Sprache und das Naturell der Franzosen für unmusikalisch.

**) Sehr streng urtheilt das englische Weltblatt Times über den Werth der gegenwärtigen französischen Literatur: „Der intelligente Einfluß, den die französische Schule auf den Geist unserer Zeit ausüben kann, ist unendlich klein; es gibt in Frankreich eigentlich keine denkende Klasse und die Folge davon ist, daß das Volk, welches einst für seine Ideen so berühmt war, jetzt überhaupt gar keine mehr hat. Nichts fällt mehr auf, als die vollständige Abwesenheit aller Originalität in den Zeitungen und der Mangel von lesbarer neuerer Literatur in den Bibliotheken. Frankreich scheint dazu bestimmt zu sein, als Bleigewicht an dem intellektuellen und religiösen Fortschritt des Zeitalters zu hängen" (Sept. 1872).

***) S. unten Volksbildung!

aber dem Volke, das nicht erst untersucht, was sie bringen, das blind ihrer Sprache traut; denn sie bekehren nicht bloß, sie gehen auf Eroberungen aus, und das Eroberte muß ihren Uebermuth schwer empfinden. Holland, die Schweiz, Italien, Spanien, und vor allen wir Deutsche haben es von 1792 bis 1813 erfahren; nie war Deutschland schmählicher herabgewürdigt als damals. Es ist unvergessen, wie Napoleon Zungen und Federn in Ketten hielt und wir in unserm unsäglichen Unglück nicht einmal mehr klagen durften, unvergessen, wie der fremde Tyrann den Buchhändler Palm wegen der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" erschießen ließ, den aus seiner deutschen Gesinnung kein Hehl machenden damaligen baierischen Kronprinzen Ludwig erschießen lassen wollte und den deutschen Staatsmann Stein ächtete! Das war der Zustand, dem das Aufpflanzen der Freiheitsbäume am Rhein nur um ein Jahrzehnt vorausgegangen war. Ob den Franzosen la liberté oder la gloire höher stehe, und was die gloire bedeute, kann keinem Zweifel unterliegen. Die erstere opferten sie gar bald der letzteren auf, und erst als die gloire ihnen untreu ward, suchten sie zur liberté umzukehren. — Setzen wir zum Schluß noch ein paar Urtheile bekannter französischer Schriftsteller verschiedener Zeit über ihre eigenen Landsleute. Voltaire schreibt: „Die Franzosen sind eine seltsame Nation, nur fest in ihrer Leichtigkeit. Die Pariser bringen ihre Zeit damit hin, Statuen zu errichten und Statuen umzustürzen; sie freuen sich, wenn sie zischen, und freuen sich, wenn sie klatschen können; sie sagen und machen verschwenderisch viele Albernheiten, aber alles geht schnell vorbei, nach 8 Tagen ist alles vergessen. In Frankreich muß man vor allem gefallen, im andern Theile der Welt belehren. Hier ist es nicht gut, immer ernst zu sprechen, das würde unserer lieben Nation auf die Länge langweilig werden." Und an anderer Stelle: „Die Franzosen sind halb Tiger, halb Affen, sie sind eine Nation ebenso barbarisch als frivol, eine Nation, welche zu rädern, aber nicht zu kämpfen versteht und die von der Bartholomäusnacht weg zur komischen Oper geht. Wir werden der Schrecken und die Verachtung Europas sein." — Graf Tocqueville ruft aus: „Sah man je ein Volk auf Erden so leicht von einem Extrem zum andern überspringen als das französische? — ein Volk, welches so oft durch augenblickliche Eindrücke, so selten durch feste Grundsätze geleitet wird, so daß es bei all seinen Handlungen stets sich besser oder schlimmer bewährt, als man vermuthete? — so beweglich in seinen täglichen Gesinnungen und Gedanken, daß es manchmal sich selbst zu einem unerwarteten Schauspiel wird und, was es eben gethan, mit demselben Staunen betrachtet, wie das Ausland? — ein Volk, das, wenn es auch widerwillig seiner Heimat, seinen Gewohnheiten entrissen ist, dennoch mit Lust bis ans Ende der Welt vorzudringen und alles zu wagen vermag? seinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkürlichen und sogar tyrannischen Herrschaft eines Fürsten lieber sich fügend als der freien Regierung seiner angesehensten Bürger; heute ein geschworner Feind alles Gehorsams, morgen fast leidenschaftlich der Dienstbarkeit ergeben; an einem Fädchen geführt, so lange niemand widerstrebt, unregierbar aber, sobald das Beispiel des Widerstandes irgendwo gegeben ist; seine Herrn auf solche Weise immer täuschend, die es entweder zu sehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man davon abstehen müßte, es knechten zu wollen, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht seine Fesseln noch sprengen könnte; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolg, dem Glanz und Geräusch mehr als dem wahren

Ruhm zugethan, mehr mit Heldenmuth als mit Tugend, mehr mit Esprit als mit gesundem Menschenverstand begabt; eher geeignet ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Dinge nach allen Seiten hin auszuführen, — kurz: eine sehr glänzende aber auch höchst gefährliche Nation in Europa, bestimmt, allen übrigen abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgiltigkeit zu werden." *) — Und **Jules Simon**, vor kurzem noch Unterrichtsminister in Frankreich, erklärte jüngst in öffentlicher Sitzung der Akademie: Darum ist unser Volk so tief gefallen, weil ihm in seiner selbstsüchtigen Eitelkeit und Hoffart der Sinn für die Wahrheit verloren gegangen, weil es getäuscht, belogen sein wollte. Die Lüge, die Phrase haben uns zu Grunde gerichtet, die Phrase, die auch wieder nur eine eingehüllte oder geschminkte Lüge ist. Unsere Jugendbildung, unsere Bücher, unsere Zeitungen, alles ist von Lüge durchzogen und überwuchert, sogar zur Staatseinrichtung hat man sie gemacht.**)

Einige statistische Notizen.

Frankreich nimmt hinsichtlich der Zunahme der Bevölkerung unter allen Großstaaten Europas die letzte Stelle ein. Ludwig XIV. hatte 18 Millionen Franzosen zu Unterthanen, Bonaparte als Consul 27 Mill. 1821 hatte die Bevölkerung die Zahl von 30 Mill. erreicht und seitdem hat sie bis jetzt, trotz der sehr geringen Auswanderung, nur um 6 Mill. zugenommen, während z. B. Preußen, trotz der sehr starken Auswanderung, von 1821 bis 1855 seine Bevölkerung von 11 auf 17 Mill. gebracht hatte.***) Decaisne wies jüngst in der Akademie nach, daß in Preußen die Zahl der Geburten jene der Todesfälle im Jahre in dem Verhältnisse von 13300 Individuen auf jede Million Einwohner, in Frankreich nur im Verhältnisse von 2400 Köpfen auf jede Million übersteige. — Die französischen Regierungen schließen grundsätzlich die Feststellung der Sprachverhältnisse im Lande aus, weil sie nicht anerkennen wollen, daß auf französischem Boden eine andere Sprache gesprochen werden könne, als die französische; der geistige Zwang ist in dieser Beziehung dort keineswegs geringer als jener, welchen Rußland gegenüber Polen ausübt. Dessenungeachtet ist bekannt, daß, wenn man in Frankreich die Occitaner und Katalanen, die Celten, Basken, Italiener und Deutschen†) abrechnet, nur wenig über die Hälfte der Bevölkerung als eigentliche

---

*) Aus Julian Schmids Geschichte der neuesten französischen Literatur.

**) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß der Charakter einer ganzen Nation nicht immer auch der Charakter ihrer Individuen ist! Es kann Anwohner der Nordsee von auffallender Lebendigkeit der Empfindungen und der Rede geben, Südfranzosen von zaudernder Entschließung und ruhigster Ueberlegung, Engländer von tanzender Fröhlichkeit und dem geselligsten Talente, Corsicaner ohne Rachsucht, und Griechen von wahrer Ehrlichkeit und Ehrenfestigkeit. Allein dies stößt die ganz anders lautenden Schilderungen dieser Völker nicht um; das gesammte häusliche und öffentliche Leben einer Nation, ihre Literatur, Kunst und Geschichte, müssen die Belege liefern.

***) Nach der Abtretung von Elsaß-Lothringen (1,597228 Seelen) betrug die Bevölkerung Frankreichs (Zählung von 1866) noch 36,469836 Seelen; die Zählung von 1872 weist nur eine Seelenzahl von 36,102921 auf, so daß also infolge des Krieges und anderer Umstände (Communistenaufstand 2c.) sich eine Bevölkerungsabnahme von ca. 367000 ergibt.

†) In Bezug auf französisch Flandern 2c. gesteht selbst Renan in der Revue des Deux mondes (1871): „Unser vlämisches Gebiet ist mehr germanisch als französisch."

Franzosen übrig bleibt. — Auch in Bezug auf die konfessionellen Verhältnisse vermeidet die Administration, aus „Erwägungen von besonderer Art“, Tabellen über die Verbreitung der verschiedenen Kulte zu veröffentlichen, daher die Angaben darüber an Genauigkeit Manches zu wünschen übrig lassen. Staatskirche ist die römisch-katholische unter 18 Erzbischöfen und 111 Bischöfen und dem stattlichen Heer von 50000 Klerikern, ungerechnet die 25000 Ordensbrüder und -Schwestern und 33000 Eleven der Seminare. Die Zahl der Protestanten (größtentheils Reformirte und besonders im Südwesten des Landes) wird zwischen 1¼ und 2½ Mill. angegeben, die der Juden zu 156000, die anderer Kulte zu 21000.

Die Gewerbthätigkeit ist seit 50 Jahren fortwährend im Steigen. In fast 1 Million gewerblicher Etablissements sollen 7 Mill. Arbeiter beschäftigt sein. Neben der längst gerühmten Seidenarbeit hat sich die in Wolle und Baumwolle bedeutend gehoben. Die Seide, die man braucht, wird beinahe zur Hälfte im Lande selbst gewonnen; die aus Seide verfertigten Waaren haben den Werth von 180 Mill. Thlrn.; der dritte Theil davon geht ins Ausland. Die Waaren aus Baumwolle sind 54, die aus Wolle 160 und die aus Flachs und Hanf 140 Mill. Thlr. werth. — Was die Franzosen in Metall, Porzellan, Glas und den manchfaltigsten Modewaaren liefern, wird als geschmackvoll geschätzt. Doch steht ihre Eisenindustrie der englischen und der deutschen nach, und auch ihre Lederbereitung kann sich mit der unsrigen nicht messen. In getrockneten Früchten, in Olivenöl und Wein werden große Geschäfte gemacht; an Wein geht jährlich für 14 Mill. Thlr. ins Ausland, während 13mal so viel im Innern verbraucht wird. Der Ackerbau bringt jetzt viermal soviel hervor als zu Louis XIV. Zeit, und die Fabrikation fünfmal soviel.

Die Flüsse haben keinen so raschen Fall als die spanischen und sind meist auf längere Strecken schiffbar, da das Land überhaupt von wenig Gebirgen und Hochebenen durchzogen ist. Dies und die vorhin genannten Kanäle, die Vermehrung der Heerstraßen, die Dampfboote auf den Flüssen, und vorzüglich die Eisenbahnen tragen zur Belebung des innern Verkehrs bei. — Der Seehandel beschäftigt die Häfen von Havre, Bordeaux und Marseille vorzugsweise, aber auch Dünkirchen, Calais, Boulogne, Dieppe, Nantes und infolge der zunehmenden Versandung (weiter abwärts Paimboeuf und St. Nazaire an der untern Loire, Bayonne am aquitanischen, Cette am mittelländischen Meere. Frankreich besitzt eine Handelsmarine von 15800 Schiffen (mit 1 Mill. Tonnen), wovon jedoch über die Hälfte Fischerbarken und Küstenfahrzeuge. Die Ausfuhr hat einen Werth von 793, die Einfuhr von 842 Mill. Thlr.

Die Landmacht Frankreichs wird, wenn es seine der deutschen nachgebildeten Armeeorganisation vollständig durchgeführt haben wird, die größte aller europäischen Staaten sein. Dieselbe besteht (bei 20jähriger Dienstzeit): 1) aus der aktiven Armee (5 Jahrgänge) 705000 Mann und deren Reserve (4 Jahrgänge) 510000 Mann; dazu kommt noch der permanente Theil der Armee, der sich nicht durch den Appell rekrutirt, ungefähr 120000 Mann, so daß die Totalstärke der aktiven Armee 1,335000 Mann aufweist, — 2) aus der Territorialarmee (Landwehr, 5 Jahrgänge) 582000 Mann, und deren Reserve (6 Jahrgänge, nicht organisirt) 626000 Mann, also eine Gesammtstärke der Landwehr von 1,208000 Mann. Dies gibt eine Gesammtkriegsmacht von 2,543000 Mann. Der stehende Friedensfuß des Heeres beträgt 454000 Mann. Die

Festungen sind außerordentlich zahlreich. — Die **Kriegsflotte** wird nach dem Umformungsplan von 1872 aus 130 Schiffen und Kanonenböten mit 31000 Mann Besatzung (Kriegsstärke 75000 Mann) bestehen. Seehäfen für die Kriegsschiffe sind: Toulon, Brest, Rochefort, Lorient und Cherbourg.

Durch Schriftsteller und öffentliche Staatsverhandlungen haben sich Kenntnisse, Ansichten und Urtheilsfähigkeit unter viele Menschen verbreitet, die sich nicht gerade mit Wissenschaften befassen. Doch ist das Volk in den Provinzen bei weitem in Kenntnissen gegen unser deutsches zurück; dies liegt in der geringen Bildung eines großen Theils der Geistlichkeit und im Mangel an Volksschulen. In den Jahren der Revolution und Republik war keine Zeit daran zu denken. Napoleon suchte seinen Ruhm in andern Dingen; er wollte nur Soldaten und Arbeiter. Die zwei Bourbonen, die ihm folgten, fürchteten sogar Bildung und Aufklärung des Volkes, so daß im Jahr 1829 von den 37000 Gemeinden Frankreichs noch 14230 ohne jegliche Schule waren. Die Julidynastie legte den eigentlichen Grund zum Volksunterricht nach deutschem Muster: 1840 zählte man nur noch 4200, 1843 bloß 2460 und im Jahr 1864 noch etwa 1000 Gemeinden ohne Schulen. Aber der Schulbesuch ist, da kein Unterrichtszwang besteht, ein höchst mangelhafter, in 10000 Gemeinden wird der Unterricht nicht in Schulhäusern, sondern in Scheuern, Tanzsälen, Wachtstuben &c. abgehalten; über ½ Mill. (nach anderen Angaben sogar über 1 Mill.) Kinder bleibt ohne allen Schulunterricht, selbst in Paris mehrere Tausende; im Departement Côtes du Nord erhielten bisher 26000 Kinder noch gar keinen Unterricht und 81000 wurden zumeist in höchst elenden Spelunken unterrichtet. Von 256000 Kriegsgefangenen (1870/71) konnten 78000 weder lesen noch schreiben, 6000 nur eines von beiden; von den 1873 eingestellten 305000 Conscribirten konnten 7800 (3%) nur lesen, 69900 (23%) weder lesen noch schreiben, also nur 74% lesen und schreiben. Nach Maniers „Karte der allgemeinen Unwissenheit" sind 57 Departement (im S. und W.) so zurück, daß dort die Zahl der Nichtunterrichteten zwischen 30—75% schwankt. In 9 Departements sind 22, in 25 Dep. 25—50, in 45 Dep. 50—75 und in 7 Dep. mehr als 75% der Bevölkerung als ununterrichtet zu betrachten. Die amtliche Statistik übergeht in Frankreich den Stand des Unterrichtswesens; eine große Zahl von Schulen steht unter unmittelbarer Leitung von geistlichen Kongregationen, und der Einfluß des Klerus hemmt die Volksbildung. Merkwürdig ist in dieser Beziehung der Unterschied zwischen Nordost- und Südwestfrankreich, die durch eine Linie etwa von Genf nach St. Malo (am Golf von St. Michel) geschieden werden: links dieser Linie wird die Nacht der Unwissenheit nur durch einige lichtere Inseln erhellt, so z. B. um La Rochelle, die letzte Zuflucht der Hugenotten, in Béarn, wo die edle Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrichs IV., unter Beirath des trefflichen Beza für einen geordneten Unterricht gewirkt und wo der Gebirgsboden dem Anbauer Mühe macht, sowie an einigen andern Sitzen der kirchlichen Neuerung; dagegen wird der lichtere Landstrich, der den Lauf der Rhone begleitet, durch einen schwarzen Flecken unterbrochen, nämlich die Gegend um Avignon, wo einmal 70 Jahre lang die Päbste ihr Asyl aufgeschlagen und bis 1791 päbstlicher Besitz. Im Norden Frankreichs wachsen keine Oliven, Citronen und Orangen, und im größten Theil des Nordwestens auch kein Wein; dennoch zieht die größere Bevölkerung des Nordens, die mehr Unterricht, Thätigkeit und Industrie besitzt, das Doppelte aus ihrem

Boden, und hat 3mal mehr Pferde und 3mal mehr Schafe als der Süden. Der Süden liefert zwar weit mehr Wein; die Weine aus Champagne und Burgund stehen aber, wegen der sorgsamern Behandlung der Reben, in desto höherem Preise. — Besser als für den Volksunterricht ist für das wissenschaftliche, für das mittlere und höhere Unterrichtswesen gesorgt, und in den praktischen Wissenschaften (sciences) haben die Franzosen von jeher Hervorragendes geleistet, mehr als in den spekulativen (lettres). An der Spitze aller gelehrten Gesellschaften steht das Institut de France oder die Akademie in Paris, dann kommt eine bedeutende Zahl anderer Akademien oder Universitäten, jedoch (mit Ausnahme der Pariser, die 4 Fakultäten hat) stets nur mit einer oder einigen Fakultäten, so daß also Universitäten nach deutscher Art sich dort nicht finden. Für reformirte Theologie ist eine Fakultät in Montauban am Tarn. Es gibt ferner für den Sekundärunterricht eine große Zahl von Lyceen und Communalcollèges, großen und kleinen geistlichen Seminaren; ferner eine Anzahl von Fachschulen ꝛc. Im allgemeinen muß man jedoch von dem gelehrten Unterrichte in Frankreich sagen, daß er an großer Einseitigkeit leide.

Die Staatsschuld Frankreichs beträgt ca. 6100 Mill. Thlr. Das Jahresbudget ist während der 18 Jahre des Kaiserreiches von 400 Mill. auf 580 Mill. Thlr. angewachsen und der Krieg gegen Deutschland allein, abgesehen von anderen, hat demselben eine Mehrbelastung von 160 Mill. hinzugefügt, so daß es pro 1874 840 Mill. betrug. Das Militärbudget, unter Napoleon 100 Mill. Thlr.. ist pro 1874 (ohne die Kriegsmarine) auf 171 Mill. erhöht worden.

Eintheilung und Orte.

Im Mittelalter bestand das Reich, wie Deutschland, aus verschiedenen Herzogthümern und Grafschaften unter dem Könige als Oberlehensherrn. Sie wurden ein einiges Reich, doch blieben ihre Namen als größere Provinzen und Landschaften bis in die Revolutionszeit giltig, wo das Land aus 35 Provinzen, mit großer Verschiedenheit in Einrichtungen und Privilegien, zusammengesetzt war. Um das Reich zum vollständigen Einheitsstaate auszubilden, theilte die Nationalversammlung, mit Beseitigung aller historisch gewordenen Verhältnisse, das Land in 85 Departements, wozu Corsica als das 86. gehört. Mit Savoyen, das in 2 getheilt ist, und mit Nizza waren es (bis 1871) 89. Im Frankfurter Frieden kamen die Departements Niederrhein (ganz) und Oberrhein (größtentheils), sowie Theile der Departements Meurthe, Mosel und Vogesen an Deutschland zurück, so daß jetzt wieder 86 Dep. und das Arrondissement Belfort existiren. An ihrer Spitze stehen von der jeweiligen Centralregierung zu Paris ernannte Präfekten, Zwischenglieder gibt es nicht. Die meisten haben etwa 100 QM. und zwischen 250000 und 600000 Bewohner; die bevölkertsten und zugleich diejenigen, welche über 1 Mill. Bew. haben, sind das Seinedepartement mit 2³/₁₀ Mill. und das Norddepartement (franz. Flandern) mit 1⁴/₁₀ Mill. Bewohner; das drittbevölkertste, das der untern Seine hat 790000. Das am mindesten bevölkerte ist das der Ober-Alpen mit 119000 Bew. Sie führen ihre Namen fast alle nach geographischen Merkmalen, nach Flüssen, Bergen, Küsten ꝛc.; wer diese kennt, wird sie leicht auf der Karte finden. Da sie ohne alle Rücksicht auf die geschichtlichen Verhältnisse ganz willkürlich gebildet, zu

eigenartiger Entwickelung auch wohl zu klein sind, so kann sich kein selbständiges Leben in ihnen entfalten und sie empfangen somit alle politischen Anregungen von Paris aus. Dadurch ist Frankreich das centralisirteste Land Europas geworden. — Wir gehen hier das Land nach den ehemaligen Hauptprovinzen durch, deren Namen und Lage der Geschichte wegen noch immer wissenswerth sind.

1) **Isle de France** (insula Franciae), an der mittlern Seine und Oise. Es war das franz. Herzogthum Franken, sowie es in Deutschland ein deutsches gab; ursprünglich bezog sich der Name bloß auf die von Seine, Oise und Aisne inselartig umschlossene Landschaft. Hier liegt Paris, das mit der nächsten Umgebung ein eignes Departement ausmacht und für uns wichtig genug ist, um etwas dabei zu verweilen.

Der älteste Theil von Paris, die cité, liegt auf einer Insel in der Seine; nicht ganz so alt ist der Hauptort, la ville, am nördlichen Ufer, und die université am südlichen, die von mehreren Vorstädten (Faubourgs), wie Sanct Germain, Marcel, Antoine, Tempel, Martin, Montmartre u. s. w. umfaßt werden. Die Befestigungen der älteren Stadttheile machten später den breiten Alleestraßen Platz, die man noch Boulevards oder Bollwerke nennt, und die theils die ville von den nördlichen Vorstädten scheiden, theils die südliche Stadthälfte durchziehen. Auch entstanden, beide Seiten des Stroms entlang, angenehme Quais oder Uferstraßen. Unter Napoleon III. sind viele dunkle Straßen und Gäßchen fortgeschafft und durch breite, große Straßen (die neuen Boulevards) ersetzt worden; wo sie sich durchschneiden, erheben sich feste Kasernen. — Schon vor Jahrhunderten war sie von bedeutender Größe, und jetzt gibt man ihren Umfang auf 8 Stunden und die Zahl ihrer Bew. (mit Garnison) auf 1,852000 an. Im Jahr 1694 unter Louis XIV. hatte Paris schon 720000 E. und doch am Ende des 18. Jahrhunderts nur 550000, als nächste Folge der Revolution und der Kriege. Sie bedeckt eine Fläche von ca. 7800 Hektaren, und ihre Bevölkerung nimmt 9 mal mehr zu als die im übrigen Frankreich; aber diese Zunahme verdankt es der Einwanderung aus den Provinzen und den benachbarten Ländern, welche die Auswanderung und die Todesfälle so bedeutend übertrifft. Denn Paris als Stadt heitern Lebensgenusses und fieberhafter Lust ist ein Sammelpunkt reicher Müssiggänger aus allen Ländern. Daher kommt es, daß der Bewohner fast ²/₃ (1872) Provinziale und Fremde sind, und Paris gegen das übrige Frankreich verhältnismäßig die wenigsten Kinder und die meisten Erwachsenen und unter diesen die wenigsten Verheirateten zählt. Vor Beginn des letzten Krieges hielten sich 60—80000 Deutsche dort auf, die jedoch beim Ausbruch desselben vertrieben wurden. — Das Gewühl in den Straßen ist außerordentlich, aber auch der Verkehr und die Gewerbthätigkeit in den manchfachsten Werkstätten und Fabriken. Die Pariser Kunstindustrie, durch Geschmack ausgezeichnet, wird durch keine andere übertroffen. Noch bedeutender ist Paris als Handelsplatz, besonders auch als Geldmarkt; ⁴/₅ der Bevölkerung nähren sich von Gewerb- und Handelsthätigkeit. Die Stadt braucht 90 Mill. Thlr. für ihre eigne städtische Verwaltung. — Zahlreich, zum Theil glänzend ausgestattet, sind die Bildungsanstalten; man findet mehrere Hauptschulen oder Fakultäten für Jurisprudenz (école du droit), Medizin, Theologie (die aus dem 13. Jahrhundert durch Ludwigs des Heiligen Kaplan Robert von Sorbon herrührende Sorbonne), Literatur, Naturwissenschaften, Polytechnik, Kriegswesen u. s. w. und mehrere Gymnasien oder collèges. Im astronomischen Observatorium und im

botanischen Garten (der noch berühmter ist wegen seines großen naturhistorischen Museums und zoologischen in 14 Weideplätze getheilten Gartens) werden eigene Vorlesungen gehalten. Verschieden von den Schulen ist das institut de france oder National-Institut, das aus der académie des inscriptions et belles lettres für Philologie und Archäologie, acad. française für französische Sprache und Literatur, acad. des sciences für mathematische und Naturwissenschaften, acad. des sciences morales et politiques, und acad. des beaux arts für Malerei, Bildhauerei, Baukunst und Musik besteht — das erste und vornehmste Staatsinstitut, durch dessen Stellung und Thätigkeit alle Hervorbringungen des französischen Geistes in Wissenschaft, Literatur und Kunst als Staatsangelegenheit erscheinen. Außerdem ist Paris reich an Bibliotheken, Kunstgalerien und Sammlungen aller Art, deren Inhalt allerdings zum Theil aus ganz Europa zusammengeraubt ist. Die Staatsbibliothek soll 2 Millionen Druckwerke und 150000 Handschriften, und die Münz- und Medaillensammlung an 130000 Stück enthalten. Den größten Schatz an Antiken und Gemälden bewahrt die königl. Galerie im Louvre. Somit ist Paris der eigentliche Sitz der Wissenschaften und Künste für ganz Frankreich; was in den Provinzen erscheint, ist unbedeutend. Daher gefällt sich die Eitelkeit der Franzosen darin, ihre Hauptstadt die capitale de l'univers zu nennen. Wir Deutsche haben nun in der That kein Paris, wir haben aber mehr; unsre Universitäten, unsere Kunstschätze, unsre ausgezeichneten Köpfe sind durch ganz Deutschland zerstreut, wirken aber um so mehr zur weitern Verbreitung der Kultur. Könnte man allein, was Berlin, Dresden und München in dieser Beziehung darbieten, auf einem Platze vereinen, Paris würde dadurch erreicht, wenn nicht überboten werden. — An geschichtlichen Erinnerungen fehlt es in einer so alten bedeutenden Stadt nicht, ebensowenig an merkwürdigen Gebäuden. Wir erwähnen folgende: die ehrwürdige gothische Kirche notre dame in der cité; das Pantheon oder St. Genovevakirche mit Denkmälern ruhmvoller Männer; die mit Säulenportiken umgebene, als Minervatempel gestaltete Kirche de la Madelaine, die nebst der mit 70 korinthischen Säulen prangenden Börse zu den schönsten Bauwerken dieses Jahrhunderts gehört; die minder geschmackvolle Residenz der Tuilerien (1564 unter Katharina von Medicis begonnen, von Napoleon III. vollendet und im Communeaufstand 1871 niedergebrannt) und das durch die große Galerie damit verbundene Louvre, beide an der Seine; das Palais royal, mit großem Gartenplatz in seinem Innern, den ein Bogengang mit 200 schön geschmückten Kaufläden, Speise- und Kaffeesälen umgibt. Das théatre français behauptet unter den vielen Theatern den ersten Rang als Bühne für klassische Tragödien und Komödien. Interessant ist das hôtel des Invalides, ein gewaltiges, 9 Höfe umschließendes grandioses Bauwerk, worin 7000 Personen Wohnung haben, nahe der Militärschule und dem großen Exercierplatze Marsfelde; Napoleons Asche ruht dort. — Auch für Arme, Gebrechliche, Kranke, Irre u. s. w. ist durch viele Lazarethe und Hospitäler gesorgt, namentlich durch das große hôtel Dieu, durch die salpetrière, durch das außerhalb der Stadt liegende Bicètre u. s. w. — Andre Merkwürdigkeiten sind: das von Louis XIV. erbaute grandiose Triumphthor des Faubourg St. Denis; der auf dem Concordienplatz errichtete Obelisk aus Theben in Oberägypten, die 43 m. hohe Julisäule auf dem Bastilleplatz, wogegen die auf dem Vendomeplatze errichtete 47 m. hohe Napoleonssäule, die eine Geschichte des Feldzuges von 1805 darstellte, im Mai

1871 umgestürzt wurde; der an Monumenten reiche Friedhof Lachaise; die Katakomben oder alte, erst in neuerer Zeit wieder entdeckte Höhlen und Steinbrüche, die sich unter dem Observatorium und einem großen südlichen Stadttheile hinziehen und die man bei Aufhebung der innern Stadtkirchhöfe benutzt hat, um die ungeheure Masse von Gebeinen dort wohlgeordnet unterzubringen. — Von dem Garten der Tuilerien, den Fluß abwärts, führt über den Concordienplatz ein grader Weg zu den Alleen der champs élysées, und weiter durch den arc de triomphe nach dem häufig genannten bois de Boulogne unweit dem Schlosse Neuilly. — In den Jahren 1840 bis 45 hat man die ungeheure Hauptstadt auch zu einer Festung gemacht, und zwar mit einem Aufwande von 58 Mill. Thlr.; die Werke bestehen aus einer Ringmauer mit Basteien und aus 16 etwas ferner liegenden Forts, deren bedeutendstes der Mont Valérien auf der Westseite. Die Jahre 1814 und 1815 hatten nämlich bewiesen, daß die Deutschen, die seit 978 unter Kaiser Otto II. nicht mehr auf dem Montmartre gelagert hatten, auch jetzt noch mit den Waffen ins Herz Frankreichs eindringen können, wenn man sie zu sehr reizt und höhnt. Da aber auch diese Befestigung dem Genie deutscher Feldherrn und der Ausdauer deutscher Truppen nach 60 tägiger Belagerung 1870/71 erlag, so wird beabsichtigt, einen Fortsgürtel von dem dreifachen Umfang des bisherigen, also von 165 Kilometer um die Riesenstadt zu legen, der bis 1875 vollendet sein soll und dessen Herstellungskosten, einschl. anderer Befestigungen, auf 180 Mill. Thlr. veranschlagt sind *) — Nördl. vom Montmartre führt die Straße nach der Abtei St. Denis; sie steht auf der Stelle, die sich der heil. Märtyrer Dionys selbst zur Grabstätte ausgesucht haben soll; denn als er auf dem Montmartre enthauptet war, nahm er seinen Kopf untern Arm und trug ihn hieher; die französischen Könige wählten die Abtei auch zu ihrer Gruft. Ihre Schlösser außerhalb der Stadt in der schönen, hügelichten Umgebung von Paris waren: St. Cloud, im Oktober 1870 von den Franzosen zusammengeschossen, 2½ Km. und Versailles 10 Km. von Paris entfernt, woneben noch die Schlösser von Trianon, und auf derselben Straße 25 Km. weiter Rambouillet. Von den ehemals glänzenden Schlössern Marly bei St. Germain unterhalb der Oisemündung, und Malmaison noch weiter unterhalb, sind nur noch die Parks vorhanden. An der Seine aufwärts liegt Fontainebleau, und 10 Stunden nördlich von St. Denis das Schloß zu Compiegne; das befestigte Vincennes an der Ostseite von Paris, und die Kriegsschule im Schloß St. Cyr, 1 St. hinter Versailles. Andere oft genannte königl. Schlösser waren: La Flèche am Loir, Dep. Sarthe, wo nun gleichfalls eine Kriegsschule, das große Chambord unweit Blois, südlich der Loire, und Eu, nahe dem Meere, wo Picardie und Normandie aneinander grenzen. Das berühmteste, weil stolzeste und glänzendste aller ist Versailles, von Ludwig XIV. angelegt und im vorigen Jahrhundert wie von anderen Herrschern Europas auch von deutschen Kleinfürsten zusammt der Sittenlosigkeit des Versailler Hofes zum großen Schaden Deutschlands vielfach nach-

---

*) Paris wird dann auch in Bezug auf seinen Umfang die Bezeichnung „modernes Babel" rechtfertigen; denn das alte Babel hatte nach Strabo nur einen Umfang von 360 Stadien = 65 Kilometern. Im ganzen will Frankreich auf neue Befestigungsbauten 533 Mill. Thlr. verwenden; Lille z. B. soll durch 10 Forts gedeckt, Verdun in eine große Festung umgeschaffen, auf der Linie Rouen — Orleans sollen, 3 Tagemärsche von einander entfernt, große Lager errichtet werden, um bei einer neuen Belagerung von Paris den Entsatzversuchen durch Provinzialheere genügende Stützpunkte zu schaffen 2c.

geahmt. Mancher fluchwürdige Eroberungskrieg war von diesem Schlosse aus, einer prahlerischen Verkörperung französischer Eitelkeit, gegen Deutschland geplant worden, wo merkwürdigerweise am 18. Jan. 1871 durch die Erneuerung des deutschen Kaiserthums die politische Einigung Deutschlands besiegelt werden sollte, nachdem schon früher durch die Versailler Novemberverträge das deutsche Reich wiederhergestellt worden war. Louis Philipp und Napoleon III. haben in dem Schlosse zur Verherrlichung der französischen Geschichte ein großes Nationalmuseum angelegt. Gegenwärtig ist Versailles auch Sitz der sogen. republikanischen Regierung Frankreichs. Die Stadt ist etwa so groß wie Potsdam, hat aber 62000 E.

Nordöstl. von Paris liegt Soissons an der Aisne, eine Festung und eine Zeit lang Hauptstadt des alten Frankenreiches. Nordöstl. davon die kleine Festung Laon, im letzten Kriege durch einen schändlichen Bruch des Völkerrechtes vielfach genannt. — Die Landschaften unterhalb der Oise hießen früher Vexin.

2) **Picardie** an beiden Seiten der Somme; das rechte Ufer der untern Somme hieß Grafschaft Ponthieu. Amiens an der Somme, mit 64000 E. und einer der schönsten Kirchen, die mit denen zu Reims, Chartres und Toul sich messen kann. Ostwärts: Corbie, mit berühmter, schon 664 von Bathilde gegründeter Benediktinerabtei, wohin Karl d. Gr. viele sächsische Jünglinge schickte, um sie mit Christenthum und fränkischer Sitte vertraut zu machen, daher auch Mutterabtei des berühmten deutschen Stiftes Corvey an der Weser (822). Die Festung Peronne, und St. Quentin, letzteres Mittelpunkt des nordfranzösischen Kanalnetzes und 33000 E. — Abbeville, alte Stadt an der untern Somme, da, wo sich die Flut noch bemerkbar macht. — Der Reformator Calvin oder Chauvin war ein Picarde (geb. zu Noyon 1509).

3) Grafschaft **Artois**, ursprünglich größtentheils zu den deutschen Niederlanden gehörig und erst 1659 an Frankreich gekommen, sowie die nun französischen Theile von **Flandern** und **Hennegau** erst durch die beiden ersten der sogen. Raubkriege Ludwigs XIV. gewonnen wurden (1668 und 1678). Die Picarden sind ächte Franzosen, die Bevölkerung des Atrechter Landes (Artois), sowie die von Flandern und Hennegau, ist vlämisch-wallonisch, so daß in vielen Gemeinden nur deutsch geredet wird. Arras, Festung mit 26000 E., Geburtsort Robespierres, in Artois. Lille oder Ryssel, in französisch Flandern, Hauptfestung im NW., 158000 E.; reich an flandrischer Gewerbthätigkeit, sowie die Nachbarstädte Roubaix mit 76000 E. und Tourcoing mit 38000 E. viel Fabrikweberei unterhalten. Douai, Cambrai (Kammerik), mit berühmten Webereien in feiner Leinwand, und Valenciennes sind Festungen im Hennegau. Boulogne, 40000 E., Calais, bis 1558 im Besitze der Engländer, und Dünkirchen, 33000 E., sind befestigte Seehäfen mit regem Verkehr nach England hin.

4) **Normandie** an der untern Seine und England gegenüber; die Halbinsel, die nach NW. sich streckt, heißt Cotantin. 911 fiel das Land dem norwegischen (normannischen) Seehelden Rollo als Lehen des franz. Königs zu. Herzog Wilhelm eroberte von dort aus England 1066; gleichfalls im 11. Jahrh. kamen franz. Normannen allmählich in den Besitz Unteritaliens und Siziliens. Obgleich bald nach ihrer Niederlassung romanisirt, unterscheiden sich die Normands doch jetzt noch vielfach von den eigentlichen Franzosen: von kräftigerem Wuchs, voll Lebenskraft und Thatenlust, waren sie zu allen Zeiten ebenso streit- und gewinnsüchtig als ausdauernd in schwierigen und

gefahrvollen Unternehmungen. Sie lieferten bisher (zugleich mit den Elsäßern und Lothringern) die besten Soldaten Frankreichs, namentlich für Reiterei. Rouen (Rotomagus) mit 102000 E., in reizender fruchtbarer Hügelgegend an der Seine. Große Gewerbthätigkeit, namentlich in Wollenwaaren (Rouennerie), und ebenso bedeutender Handel, gewissermaßen als Hafen von Paris, mäßige Schiffe fahren bis dahin aufwärts. Denkmal Corneilles und der Jungfrau von Orleans, die 1430 von den Engländern hier verbrannt wurde. Harfleur und Honfleur, Häfen an der Seinemündung, jetzt aber beide überflügelt von dem nahen Le Hâvre (Hâvre de Grace), dem Ausfuhrhafen für das ganze betriebsame nördliche Frankreich, Einschiffungsplatz für Auswanderer und zugleich größter Einfuhrhafen des kontinentalen Europa für Rohbaumwolle; große Werften, 87000 E. Yvetot mit Leindwandfabrikation. Dieppe war vor dem Aufblühen von Le Hâvre als Seeplatz bedeutender, treibt indes noch immer lebhaften Handel namentlich mit England, dessen Küsten ein scharfes Auge von hier aus bei hellem Wetter noch zu erblicken vermag; der treffliche Hafen ist durch eine Citadelle gedeckt. Als Seebad, als austernzüchtende Stadt, als Sitz einer blühenden Elfenbeinindustrie ist Dieppe heutzutage weit und breit bekannt. Den Hugenotten diente Dieppe einst als festes Bollwerk. Caen an der Orne mit 42000 E. und dem Grabe Wilhelm des Eroberes in der Stephanskirche. Der außerordentlich befestigte, künstlich angelegte Kriegshafen Cherbourg mit 37000 E., ein großartiges Werk der Wasserbaukunst, ist weiter oben schon erwähnt. Alençon an der Sarthe.

5) **Bretagne** erhielt den Namen Britannia minor im 5. Jahrh., als vor den Angelsachsen flüchtende Britten übers Meer dorthin kamen. Erst spät mit dem Frankenreiche und erst 1532 mit der Krone Frankreichs vereinigt, führt die Halbinsel jetzt noch in gewissem Sinne ein Sonderleben. Die Bretons sind treffliche Soldaten, namentlich im Ertragen von Beschwerden, schwärmerisch religiös, voll Heimatsliebe, verständig und gehorsam, in gewöhnlichen Verhältnissen gutmüthig und gastfrei; der Franzose oder Gallo, wie sie ihn nennen, ist ihnen noch ein Fremder. S. Malo, Seehafen auf einer Insel, die durch einen Damm mit dem Festlande verbunden ist. Brest mit 66000 Einw., vortrefflicher Kriegshafen und Hauptrüstungsplatz für die Kriegsflotte. Quimper am Liman des Odet, Sardellenfang. Lorient Kriegshafen und Schiffswerfte, 38000 E. Nantes mit 118000 E., die Stadt der alten Namneten, Residenz der letzten Herzöge der Bretagne, an der untern Loire. Edikt von Nantes. Blühende Industriestadt, während der Handel sich mehr und mehr nach Paimboeuf und S. Nazaire hinabzieht. Rennens im Innern der Halbinsel, am Zusammenflusse der Vilaine und Ille; die alte Hauptstadt des Landes mit 52000 E.

6) **Orleannais** von der Mittelloire durchströmt, bestand aus dem eigentlichen Orleans nebst den Landschaften von Blois und Tours (**Touraine**). Orleans in ziemlich reizloser Gegend an der Loire mit einer Statue der Jeanne d'Arc, die 1428 die Stadt rettete. Dagegen wurde Orleans nach vorausgegangenen blutigen Kämpfen (11. Okt. und 2.—4. Dezember) 1870 zweimal von den Deutschen besetzt, 49000 E. Blois weiter abwärts an der Loire; in der Nähe das Schloß Chambord. Tours mit 42000 E.; seine im spätern Mittelalter hochberühmte Seidenmanufaktur wurde durch die Aufhebung des Edikts von Nantes fast ruinirt. Vendôme am mittleren Loir, wo mehrtägiger Kampf gegen die franz. Westarmee unter Chancy im Jan. 1871. — Andere hier zu nennende

alte Grafschaften: **Anjou** mit Angers an der Mayenne (58000 E.); **Maine** an der Mayenne und Sarthe mit Le Mans (45000 E.), wo durch die blutige Schlacht am 12. Jan. 1871 der letzte Schlag gegen die franz. Westarmee geführt wurde; **Perche** mit Nogent; **Beauce**, eine der reichsten Gegenden Frankreichs, mit Chartres an der Eure; **Berry**, am mittleren Cher mit Bourges (dem alten Avaricum, Stadt der celtischen Biturgen), einer alten Stadt im Herzen Frankreichs; Depotplatz, 30000 E.; **Poitou** südl. der untern Loire, wo Poitiers mit 31000 E., Napoleon-Vendee und Niort; **Aunis, Saintonge** und **Angoumois**, das Gebiet der Charente, einst Hauptsitze des Hugenottenthums: La Rochelle, durch die befestigte Insel Ré gedeckt; Rochefort an der Charente, mit 30000 E., Kriegshafen, Seearsenal, von Ludwig XIV. zum Ersatz für das durch Richelieu gestürzte La Rochelle angelegt; Angoulême an der Charente.

7) **Lyonnais** wie Orleanais in den letzten Jahrhunderten ein Gouvernement, das aus dem Gebiete von Lyon und aus benachbarten Grafschaften bestand; früher ein Theil des arelatischen Reiches und unter seinen Erzbischöfen fast unabhängig vom deutsch-römischen Kaiser, wurde es 1563 mit der Krone Frankreichs vereinigt. Lyon (Lugdunum, Wälsch-Leyden) die zweite Stadt Frankreichs, am Zusammenflusse der Rhone und Saône, in herrlicher Gegend mit zahlreichen Landhäusern umher, seit 2 Jahrhunderten ein Hauptsitz der Seidenmanufakturen und in dieser Beziehung die erste Fabrikstadt Europas; über 100000 Arbeiter sind in den Seidenfabriken beschäftigt. Stark befestigt. Einschließlich der Vorstädte Guillotière und Croix Rousse 323000 E. Die großen Buchdruckereien Lyons wurden von Deutschen gestiftet und lange Zeit fortgeführt, sowie die natürlichen Handelsbeziehungen der oberrheinischen Städte von jeher deutsche Handelshäuser sich hier ansiedeln ließen. Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt findet sich ein Denkmal, das im 16. Jahrhundert einem wackern deutschen Manne, dem Kaufherrn Joh. Kleeberger aus Nürnberg („bon Allemand") errichtet wurde; er starb 1546 und gereicht durch seine Wohlthätigkeitsstiftungen jetzt noch der Stadt zum Segen. Eine 7 Mln. lange Eisenbahn führt von hier nach St. Etienne, das 111000 E., Steinkohlengruben, Eisen- und Seidenfabriken und eine Bergschule hat; die um Lyon und Etienne liegenden Orte betheiligen sich an der Fabrikation. — Andere hier zu erwähnende frühere Grafschaften: **Nivernais** mit Nevers am Zusammenflusse der Loire und des Allier; **Bourbonnais** mit Moulins am Allier; **Auvergne**, wie im Alterthum als das Land der Arverner Sitz des längsten Widerstandes gegen Cäsar (Gergovia!), so im Mittelalter voll adeliger Raubschlösser und bis zu Ludwig XIV. fast unabhängig vom König; die Auvergnaten sind vorzugsweise Viehzüchter, nicht wohlhabend, aber wegen Arbeitsamkeit, Redlichkeit und guter Sitten als Arbeiter in ganz Frankreich geschätzt; Clermont-Ferrand mit 38000 E., weiter abwärts im Thale des Allier der Badeort Vichy; das Terrassenland **La Marche** mit dem Fabrikort Aubusson an der Creuse; **Limousin** an der Abdachung Innerfrankreichs nach SW., mit Limoges, 55000 E., Fabrikort, besonders in Porzellan und ähnlichen Gegenständen.

8) **Guienne** nebst **Gascogne**, letzteres zwischen Guienne und den Westpyrenäen. Vor alters hieß das Land Aquitania, woraus Aquitaine oder Guienne ward; der Name Gascogne stammt von dem alten Volksnamen Vascones oder Basken. Auch diese

Länder waren, wie Normandie, Bretagne, Touraine, Anjou &c. im Mittelalter durch mehrere Jahrh. in englischem Besitz: erst 1453 wurden sie mit der franz. Krone vereinigt. Die Gascons haben manche lobenswerthe Eigenschaften; aber sie sind auch wegen übertreibender Lebhaftigkeit und Windbeutelei bekannt, eine Gasconade ist eine Aufschneiderei. Bordeaux (Burdigala) mit 194000 E., an der Gironde. Regelmäßige Packetbootfahrten nach Mittel- und Südamerika, vorzügliche Handelsgeschäfte in Wein, Cognac und anderen Liqueuren. Am linken Ufer des Stromes von der Stadt bis zur Mündung zieht die Hügelreihe hin, wo die Weine von Medoc, Margaux, Julien, Graves &c. wachsen; wer aber südwärts reist, findet erst jenseit des Dep. der Heiden (des landes) am untern Adour wieder lachende Fluren. Bayonne an der Adourmündung, Festung. In der Nähe das Seebad Biarritz. Montauban am Tarn in Ober-Guienne, 25000 E., reformirte Fakultät. Auch hier waren in früheren Jahrhunderten verschiedene Grafschaften, wie: **Rouergue** mit Rhodez am Aveyron, Zufluß des Tarn, **Quercy** mit Cahors am Lot, **Perigord** mit Perigueux am Isle, Nebenfluß der Dordogne &c., und nach den Pyrenäen hin: **Armagnac** mit Auch südl. von Agen a. d. Garonne, **Bigorre** mit Tarbes am Adour, dem franz. Bajä Bagnères de Bigorre, der ersten Badestadt Frankreichs, als „Klein-Paris" mit allem Luxus und Schmuck der Seinestadt versehen, sowie dem rauhen Gebirgsbade Barèges an der Gave de Pau; das Herzogthum **Albret**, Stammsitz der Dynasten von Béarn und Navarra, dessen transpyrenäischen Theil Ferdinand von Aragon an sich gerissen hatte; Johanna von Albret, Erbin der 3 Länder, vermählte sich mit Anton von Bourbon, sie war die Mutter Heinrich des IV. und hatte ihr Ländergebiet zu einer Hauptstütze für die Hugenotten gemacht. Hauptort in franz. Navarra ist S. Jean Pied de Port, in Béarn Pau an der Gave de Pau, Geburtsort Heinrich des IV., sowie Bernadottes, des Gründers der gegenwärtig in Schweden regierenden Dynastie.

9) **Languedoc** zwischen Unterrhone und Obergaronne am Mittelmeer, nebst den Pyrenäenlandschaften **Foix** an der Ariége und **Roussillon** am Tet (letzteres bis 1659 spanisch). Hier wie überhaupt in den weiten Flächen am Mittelmeer viel Wärme, doch wenig Grün; im Sommer alles dürr und staubig. In Südgallien bildete sich eine andere Abart des lateinischen Dialektes als im nördlichen Frankreich; diese hieß nach dem Worte oïl oder oui die langue d'oui, jene nach oc (das auch ja behauptet) die langue d'oc, wovon die Grafschaft Toulouse den Namen erhielt. Weil man denselben Dialekt auch in der Provence redete, hieß er gewöhnlich die provençalische Sprache. Unter dem Einfluß spanisch-arabischer Dichtung und den Nachwirkungen griechisch-römischer Kultur ward im 12 u. 13. Jahrh. manches Schöne darin gedichtet (Troubadours); jetzt ist sie großentheils durch die nordfranzösische Sprache verdrängt. Ausgang des Westgothenreiches (Hauptstadt Tolosa), zu Chlodwigs Zeiten letzter Besitz der Westgothen auf gallischem Boden (Septimanien), bildete es später die mächtige Grafschaft Toulouse, die theilweise nach den grausamen Albigenserkriegen, theilweise 1271 durch Erbschaft an die Krone Frankreichs kam. Die Lehre Calvins fand hier zahlreiche und begeisterte Anhänger und fanatische Verfolger, sowie um einige Jahrhunderte früher die reformatorisch gesinnten Albigenser und Katharer in der Languedoc ihr Hauptgebiet gehabt hatten. Toulouse an der Garonne, wo der Kanal du Midi beginnt; 125000 E.

Auf dem Kapitol (Rathhaus) sieht man die Büsten aller irgend berühmten Tolosaner, eine große Sammlung. In den alle Frühjahre stattfindenden Blumenspielen (jeux floraux) hat sich ein schwacher Nachklang eines provençalischen Dichterhofes erhalten. Die Stadt hat bedeutende wissenschaftliche Anstalten und namhaften Handel; der Name kommt von den Tolosaten, einem Zweige der celtischen Tectosagen. Narbonne hat durch die Verschlammung seines Hafens die frühere Bedeutung verloren. Perpignan Festung in Roussillon. Cette, am Ende des Südkanals und durch den Kanal des Etangs (der Küstenseen) mit der Rhone verbunden, hat lebhaften Handel mit Wollwaaren der Languedoc nach der Levante. Montpellier mit 58000 E., früher ein Mittelpunkt wissenschaftlichen Lebens, hat es jetzt noch ein schon von den Arabern im 9. Jahrh. gestiftetes medicinisches Kollegium mit dem ältesten botanischen Garten Frankreichs. Nimes (Nemausus) mit 62000 E. und römischen Alterthümern, namentlich einem wohlerhaltenen Amphitheater. Aigues Mortes mit viel Seesalzbereitung; sein Hafen, von dem Ludwig IX. zum Kreuzzuge ausfuhr, ist jetzt zwischen Salzmarschland und Sümpfen versandet.

10) **Provence** mit **Avignon** und **Venaissin.** Die Provincia transalpina (woher der jetzige Name) war der Anfang der römischen Eroberungen in Gallien und als Durchgangsland zwischen dem Mittelmeer und dem Norden von Wichtigkeit; später ein Theil des altburgundischen, durch Chlodwigs Söhne aufgelösten, dann des fränkischen, und endlich das neuburgundischen (arelatischen) Reiches, kam es, als die Gewalt der deutsch-römischen Kaiser über die Länder an der Saône und Rhone immer geringer wurde, in die Hand übermächtiger Grafen und 1481 an die Krone Frankreichs. Avignon und Venaissin, seit dem 13. und 14. Jahrh. im Besitze der Päbste, wurde 1791 widerrechtlich mit Frankreich vereinigt. Marseille (Massilia) mit 313000 E. In seinem, durch einige befestigte Inselchen geschützten Hafen laufen jährlich an 15000 Schiffe aus und ein. Es ist von nackten Höhen voll blendend weißer Landhäuser umgeben; die Oliven- und Maulbeerbäume umher erfreuen kein deutsches, an frisches Baumgrün gewöhntes Auge, besonders im dürren heißen Sommer. Toulon mit 69000 E., fester Kriegshafen Frankreichs am Mittelmeer. Hyères, wo fast ewiger Frühling, den Hyèrischen Inseln gegenüber. Aix (Wälsch-Aachen) als Aquae Sextiae die älteste Niederlassung der Römer in Gallien, später Hauptstadt der Grafschaft, hat 28000 Einw. Arles (Arelate) am Anfange des Rhonedeltas mit 26000 E., hat nur noch Trümmer glanzvoller Vergangenheit; in der spätrömischen und im Anfange der christlich-germanischen Zeit durch seine Lage von großer Wichtigkeit, war es später Krönungsstadt des deutsch-römischen Kaisers mit der arelatischen Krone. Avignon mit 36000 E., Sitz römischer Päbste im 14. Jahrh. In der Nähe das wilde, malerische Thal von Vaucluse, berühmt durch seine Quelle und durch des Florentiners Petrarca Gedichte, der hier eine Zeit lang lebte. Im Golf von Jouan, zwischen Cannes und Antibes (Antipolis) landete Napoleon bei seiner Flucht von Elba.

11) Grafschaft **Nizza** (Nice), bis 1362 zur Provence gehörig, 1860 von Italien an Frankreich abgetreten. Nizza mit 52000 E. und vielgepriesenem Klima. Mentone bis 1848 zu Monaco gehörig. Grasse gehörte früher zum Vardepartements.

12) **Dauphiné** und Fürstenthum **Orange**, auch Theile des arelatischen Reiches, mit den Alpenübergängen nach Italien. Der mächtigste Graf des Landes war der zu

Vienne; er führte einen Delphin im Wappen und nannte sich seit dem 11. Jahrh. Delphin oder Dauphin von Viennois. Als Humbert Dauphin 1349 sein Land an Frankreich gab, knüpfte er die Bedingung daran, daß künftig der franz. Kronprinz den Titel Dauphin führe. Der den Franzosen geneigte Karl IV. setzte den Dauphin zum Vicar des deutschen Reiches in Arelat ein, und diese Reichsstelle wurde französischerseits so gut ausgebeutet, daß im 16. Jahrh. nur noch die Freigrafschaft Burgund, Mömpelgard und das Hochstift Basel in loser Verbindung mit dem Reiche standen; alles andere war verloren gegangen. — Das Fürstenthum Orange kam 1531 als Erbschaft an das Haus Nassau (Oranien), später an Preußen und im Utrechter Frieden an Frankreich. Grenoble an der Isère, Festung mit 40000 E.; in der Andreaskirche das Grab Bayards, des Ritters sans peur et sans reproche; sein Schloß in der Nähe. Nördlich im Gebirge die Karthause (la grande Chartreuse), wo hinan der Weg zwischen Felsen und Sturzbächen; der Stifter des Karthäuserordens, Bruno, lebte hier als Einsiedler. Embrun und Briançon stark befestigte Orte an der Durance. Orange nördl. von Avignon nahe der Rhone. Bei Valence nahe der Isèremündung beginnt die Oelbaumregion. Vienne (Wälsch-Wien), einst blühende Römerstadt, dann Nebenbuhlerin von Lyon; gewerbthätig.

13) **Savoyen**, eine Alpenlandschaft voll der höchsten Gebirge und mit großartigen, vielbesuchten Thälern. Früher eine Markgrafschaft des deutschen Reiches, 1416 von Kaiser Sigmund zum Herzogthum erhoben, gehörte es bis zur Auflösung des Reiches zum oberrheinischen Kreise desselben, obwohl seine Herzöge seit langer Zeit nicht mehr an den Reichsangelegenheiten theilnahmen. Seit 1860 französisch. Die Bevölkerung spricht ein mit italienischen Wörtern gemischtes Französisch, ist ehrlich, genügsam und sparsam, und liebt ihre Heimat über alles, obgleich dieselbe nicht alle zu ernähren vermag. Hauptort ist Chambéry mit 20000 E., am Knotenpunkt dreier Straßen als Speditionsplatz von Bedeutung.

14) **Burgund** (Bourgogne) an beiden Seiten der Côte d'Or und der Berge von Charollais, ein dicht bevölkertes, reich kultivirtes Land im Gebiete dreier Ströme. In diesem nördlichen Theile des alten Burgunderreiches hat sich der alte Name noch erhalten. Als Herzogthum früher im Besitze einer kapetingischen Nebenlinie, kam es 1361 mit Philipp dem Kühnen in die Hände einer Nebenlinie der Valois; dieses jüngere burgundische Haus war es, welches auch eine Anzahl deutscher Lehen (Freigrafschaft Burgund, die Niederlande 2c.) erwarb und mit Karl dem Kühnen 1477 ausstarb. Ludwig XI. vereinigte nun das Land mit der Krone Frankreichs, während die deutschen Lehen durch Heirat an Maximilian von Oesterreich kamen. Dijon in weinreicher Gegend, alte Hauptstadt, befestigt, 39000 E., Handel mit Burgunderweinen. Auxerre an der Yonne; in der Nähe Fontenay (Fontanetum), wo 841 Schlacht zwischen den Söhnen Ludwig des Frommen. Autun, das Vibrakte der Aeduer, im Thale des Arroux. Südöstlich der Fabrikort Le Creuzot mit Eisen- und Steinkohlengruben, Gießereien 2c. Châlons a. d. Saône und Mâcon sind nennenswerthe Handelsorte, namentlich mit Wein. In der Nähe des letzteren die berühmte Abtei Clugni. Bourg, in dessen Nähe die besten Lithographiesteine Frankreichs gebrochen werden, liegt in der Bresse, jener sumpfig-moorigen Seenplatte zwischen Rhone und Saône, die mit den Nachbargebieten zum arelatischen Reiche gehörte.

15) **Freigrafschaft Burgund** (Franche Comté). Ursprünglich ein Theil Lothringens, dann des arelatischen Reiches, seit dem 12. Jahrh. wegen der vielen Privilegien als freie Grafschaft bezeichnet, kam sie 1361 durch Heirat an den Gründer der vorhin erwähnten französischen neuburgundischen Herzogslinie, 1477 an Maximilian und später mit den Niederlanden an die spanisch-habsburgische Linie; im Nymweger Frieden 1679 von Spanien an Frankreich abgetreten. Besançon (Bisanz, Vesontio) mit 47000 E., durch seine Lage seit Cäsars Zeiten zur Festung gemacht; Uhrenlager. Pontarlier, Fabrikort an der Schweizer Grenze; das Fort Joux deckt die Straße nach Neuenburg. Vesoul links der oberen Saône. — Die Grafschaft **Mömpelgard** (Montbeliard) war seit Ende des 14. Jahrh. bis in die Revolutionszeit würtembergisch; die Revolutionsmänner zogen einfach die zwischen Elsaß und Franche Comté gelegene Grafschaft zu Frankreich und der Luneviller Friede bestätigte den Raub. Montbeliard in schöner Lage an einem Zuflusse des Doubs und dem Rhein-Rhonekanal, stark befestigt; Statue Cuviers, der 1769 geboren.

16) **Elsaß** kam im Frankfurter Frieden 1871 wieder an Deutschland zurück; nur das Arrondissement Belfort (11 Q.-M. und 57000 E.) im Sundgau, mit der gleichnamigen starken Festung, die den Durchgang vom Rhein- ins Rhonegebiet beherrscht, verblieb bei Frankreich.

17) **Lothringen** am Oberlauf der Mosel und der Maas war als Land des bequemsten Uebergangs zwischen Deutschland und Frankreich oft Gegenstand des Kampfes zwischen beiden und Schlachtfeld für die feindlichen Heere. Im Vertrag von Mersen Deutschland zugesprochen, bezeichnete man damals mit dem Namen Lotharingia auch die Länder weiter abwärts an Mosel und Maas, vom Niederrhein bis über die Schelde hinüber. Nachdem unser König Heinrich dasselbe für Deutschland sichergestellt, theilte dessen Sohn Otto d. Gr. das übermächtige Herzogthum (965) in Ober- und Niederlothringen (oder Ripuarien); nur in ersterem hat sich der alte Name erhalten. Mit dem Sinken der deutschen Kaisergewalt wurde, unter Einwirkung Frankreichs, die Stellung der lothringischen Herzöge zum Reiche eine sehr lockere; sie nannten sich zwar Fürsten des Reiches, erkannten aber weder die höchsten Reichsgerichte, noch die Reichskriegsordnung an, noch erschienen sie auf den Reichstagen, wußten sich auch von den Auflagen des Reiches frei zu halten. Nachdem durch das unglückselige Bündnis Moritzens von Sachsen mit Heinich II. und durch den verrätherischen Ueberfall vonseiten Frankreichs 1552 die Bisthümer Metz, Toul und Verdun für Deutschland verloren gegangen und damit zugleich für Frankreich der Weg zur Ausbreitung gegen das eigentliche Deutschland hin gebahnt war; nachdem ferner durch den westfälischen Frieden die habsburgische Landgrafschaft Elsaß (noch nicht aber Straßburg und 10 andere Reichsstädte, sowie zahlreiche Herrschaften deutscher Fürsten und Reichsritter im Elsaß) an Frankreich gekommen war: konnte das von französischem Wesen um- und durchflutete Herzogthum Lothringen vom deutschen Reiche kaum mehr gehalten werden. Der Gemahl der Maria Theresia, Herzog Franz Stephan, trat es 1735 an den polnischen König Stanislaus Lesczinski, den Schwiegervater Ludwigs XV. von Frankreich, ab und ließ sich dafür in Italien mit Toskana entschädigen. Nach dem Tode Lesczinskis (1766) fiel das alte deutsche Herzogthum an Frankreich. Der südliche Theil des Plateaus ist fast ganz verwälscht, doch ist die alte Individualität Lothringens noch immer stark ausgeprägt;

der nördliche deutsche Theil (etwa ⅕ des Ganzen) mit der alten Reichsstadt und starken Festung Metz ist in unsern Tagen glücklich wieder an Deutschland zurückgebracht worden. Nanzig (Nancy), Lothringens alte Hauptstadt und früher Residenz, 53000 Einw. Luneville (Lunstadt) a. d. Meurthe, liegt südöstlich, die Festung Toul a. d. Mosel westlich von Nanzig, alle 3 aber an der Straße und Eisenbahn von Straßburg nach Paris. Epinal a. d. Mosel. Südlich davon Plombersbad oder Plombières, bekannter Badeort. Vaucouleurs a. d. Maas, südwestlich von Toul, und südlich davon Domremy, beide bekannt aus der Lebensgeschichte der Jungfrau von Orleans, die hier ihre Heimat hatte. Bar le Duc, westlich der Maas, an der Straße nach Vitry und Châlons in der Champagne. Verdun (Virten), Festung a. d. Maas, an der Straße von Metz (über Mars la Tour) nach St. Ménéhould und Châlons.

18) **Champagne** an Ober- und Mittelmarne und Oberseine, bis hinab zur Maas; der westliche Theil des Landes hieß früher Brie. Reims am Kanal zwischen Marne und Aisne, in der Einsenkung zwischen den beiden Hochflächen der Champagne, die alte Krönungsstadt der franz. Könige, mit berühmtem Dom und bedeutender Gewerbthätigkeit; 72000 E. Sedan, wo Schlacht am 1. Sept. und Napoleons Gefangennahme am 2. Sept. 1870; Mezières und Charlemont sind Festungen a. d. Maas, ebenso westl. des Flusses Rocroy. Châlons und Epernay sind Städte a. d. Marne mit großem Handel in Champagnerweinen. Troyes, eine alte Stadt a. d. Seine, mit schöner gothischer Kirche und 36000 E. 2 Städte mit gleichen Namen, nämlich Bar sur Seine und Bar sur Aube, in der Nähe des letzteren Clairvaux mit dem berühmten Cisterzienserkloster des heil. Bernhard. Langres nahe den Marnequellen, stark befestigt und mit bedeutender Eisenindustrie.

19) **Corsica**, siehe S. 700.

Auswärtige Besitzungen Frankreichs.

Die Kolonien Frankreichs umfassen ca. 19700 Q.M. mit 4⁶⁄₁₀ Mill. Einw. Die wichtigsten sind die in Afrika, wo Algier in vielfacher Handelsverbindung mit dem Mutterlande steht und demselben auch viel wildes Kriegsvolk liefert. Nach den einzelnen Erdtheilen vertheilen sie sich folgendermaßen:

1) In Asien: Pondichéry und einige andere Faktoreien in Vorderindien, ferner franz. Cochinchina in Hinterindien — zusammen 1030 Q.M. und 1,420000 E.;

2) in Afrika: Algerien,*) Niederlassungen am Senegal, ferner auf und bei Madagaskar, dann die Inseln Mayotte und Réunion — 16000 Q.M. und 2,750000 E.;

3) in Amerika: die Inselchen Saint-Pierre und Miquelon bei Neufundland, Martinique, Guadeloupe und einige kleinere westindische Inseln, französisch Guayana (Cayenne) — 2260 Q.M. mit 360000 Bew.;

4) in Oceanien: Neu-Caledonien, die Loyalty- und Marquesas-Inseln — 380 Q.M. und 69000 Bew.

*) Nach einer soeben bekannt gewordenen neueren Zählung (von 1872) beträgt die Bevölkerung Algeriens nur $2^4/_{10}$ Millionen, wonach die Angabe Seite 587 zu ändern.

Dazu kommt dann noch die Schutzherrschaft über das Königreich Kambodscha in Hinterindien und über mehrere Inselgruppen des großen Oceans, wie Tahiti, Tubuai-, Tuamotu- (niedrige), Gambierinseln ꝛc., die zusammen an 1700 QM. mit über 1 Mill. Bew. zählen, so daß der gesammte überseeische Besitz Frankreichs 21400 QM. mit 5⁶/₁₀ Mill. Bewohnern ausmacht.

§. 7. Das Deutsche Reich.

Größe: 9818 Q.-M.*) Bevölkerung: 41,060695.**) Bevölkerungsdichtigkeit: 4182.

Im zweiten Abschnitte dieses Buches wurden im mittleren Europa die Wohnsitze des deutschen Volkes und seine Sprachgrenzen durchwandert, oft in merkwürdigen Städten und Schlössern, wie auch bei Natur- und Kunstschönheiten verweilend, und nicht ohne vielfache Erinnerungen an die Vergangenheit. Die einzelnen Staaten, ihre Größe, Bevölkerung und Einrichtungen kümmerten uns dabei wenig oder gar nicht; wir reisten als Deutsche, uns überall, „wo die Muttersprache klingt", in der gemeinsamen Heimat fühlend. Das alles gehört nun freilich nicht zum Deutschen Reiche. In dem Maße, als das „heil. römische Reich deutscher Nation" alterte, als die Kaisergewalt gegenüber den nach voller Souveränität strebenden Fürsten schwächer wurde, bröckelte ein Stück nach dem andern von dem Kerne ab, alle unsere Grenzlande, theils uralte, unbestreitbar deutsche Gaue, theils durch Blut und Fleiß gewonnene Kolonisationsgebiete, wurden durch die Kriegs-, Annexions- und Gewaltpolitik unserer Nachbarn davonabgerissen oder trennten sich in fessselloser Selbstsucht (S. S. 234—236). Kein Jahrhundert hat schlimmere und gefährlichere Veränderungen an unserer Karte angerichtet, als das 17.; nicht nur die politische Macht und der materielle Wohlstand unseres Vaterlandes waren dahin, nicht nur in seinem äußern und innern Leben war es gebrochen: unsere Existenz als Nation schien geradezu bedroht. Wie mußte im Zeitalter Ludwigs XIV. das Herz eines deutschen Patrioten bluten, wie vielfach mußte ein solcher über das Verhalten seiner Fürsten in der Napoleonischen Zeit erröthen! Daß das deutsche Volk diese gefahrvollen Jahrhunderte überhaupt nur überwand und nicht etwa das Schicksal der Polen theilte, daß es in so trüber Zeit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, namentlich auf eine Einigung der Nation, früher oder später, unter dieser oder jener Form, nicht aufgab, sondern in Sang und Sage, in Lied und Wort unentwegt festhielt: das ist wahrlich nicht der schlechteste Beweis für die Lebensfähigkeit unseres Volkes, für seinen Beruf zur Lösung großer, allgemein menschlicher Kulturaufgaben auch in der Zukunft! Gottlob, die schmähliche Verstümmelung, in der das 17. und 18.

*) Ohne Einrechnung der Küstengewässer; mit Einrechnung der Fläche derselben 9888 Q.-M. S. u. statistische Tafel.

**) Nach der Zählung vom 1. December 1871.

Jahrhundert die Karte unseres Vaterlandes uns überlieferten, ist zum Theil wenigstens wieder verschwunden, und was wir wie ein fernes Land der Verheißung im Dämmerlicht einer ungewissen Zukunft liegen sahen, das hat, viel schneller als der Kühnste zu hoffen gewagt, seine Erfüllung gefunden. Nicht nur ist die völlig unerträgliche Fremdherrschaft der Polen, Schweden und Dänen in Deutschland gebrochen und sind die dem alten Reiche einst entrissenen Provinzen Preußen, Pommern, Schleswig-Holstein dem neuen Reiche wiedergebracht, sondern wir sehen auch die Zerrissenheit im Innern beseitigt oder unschädlich gemacht, den größten Theil des deutschen Volkes in einer Staatsform geeinigt, sowie die seit 2, bezw. erst seit einem Jahrhundert abgetrennt gewesenen uralten deutschen Lande Elsaß-Lothringen, trotz theilweisen hartnäckigen Widerstrebens seiner deutschen Bevölkerung, wieder mit dem Reiche verbunden. Mit Stolz und Selbstbewußtsein kann der Deutsche, nach Jahrhunderten der Demüthigung, sein Haupt wieder erheben. Jeder einzelnen seiner Nachbarmächte ist das neue Reich wenn nicht überlegen, so doch mindestens gewachsen und nicht mehr wird es, wie im 17. und 18. Jahrh., der Spielball der Fremden oder der Kampfplatz für dieselben sein, obgleich diese Lage des Landes im Herzen von Europa, der Mangel fester Naturgrenzen, die Eigenart seiner Bevölkerung unter allen Umständen und von jeher ihre besonderen Schwierigkeiten in sich bargen, die natürlich durch die Abtrennung Deutsch-Oesterreichs, der Schweiz und der beiden Niederlande noch erheblich vermehrt worden sind. Abgesehen von dem Tschechenlande, das sich mit seinen Gebirgsfronten gleich einem Keil zwischen Baiern und Schlesien gegen das Herz des deutschen Reichsgebietes vorschiebt, ist unser Staatsgebiet wieder leidlich abgerundet. Ein Ueberwuchern der Einzelkräfte gegenüber der Centralgewalt ist im neuen Reiche auch nicht so leicht zu fürchten, denn ⅗ des Reiches gehören zur kaiserlichen Hausmacht, und die Kaisergewalt ist erblich; und der Rest zerfällt auch nicht mehr in bloße Staatsatome, wie das in den letzten Jahrhunderten des alten römisch-deutschen Reiches der Fall war. Der große Kaiserstaat in unserem Südosten mit seiner gemischten Bevölkerung aber, der vor allen berufen erscheint, deutsche Kultur, Gesittung und Ordnung in die halbbarbarischen Länder der untern Donau zu tragen, ist, trotz allen Widerstrebens deutschfeindlicher Elemente, zu Schutz und Trutz mit uns verbündet, wie er ja auch in der That von allen Nachbarmächten unser natürlichster Bundesgenosse ist.

Wir nehmen nun die politischen Abmarkungen des Deutschen Reiches und seiner Glieder zum Gegenstande, haben indes noch Manches, was Deutschland im ganzen betrifft, besonders Geologisches und Geschichtliches, vorauszuschicken.

Die politischen Grenzen des Deutschen Reiches sind: Rußland (Littauen und Polen) im O., der österreichische Kaiserstaat (Galizien, österreich. Schlesien, Mähren, Böhmen, Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Vorarlberg) im O. und S., die Schweiz im S., Frankreich, Belgien, Niederlande mit Luxemburg im W., Dänemark und die beiden Meere im N. Es liegt zwischen 47½° (Berchtesgaden, Lindau, Säckingen!) und 55½° (Memel, Hadersleben!) N. Br. und zwischen 23¾° (Cleve, Aachen, Metz!) und 40½° (Stallupöhnen, Lyk!) öst. L. v. F. Der südlichste Punkt ist am Ursprung der Stillach, eines Quellflusses der Iller in den Allgäuer Alpen (47° 15′ 48″ N. Br.), der nördlichste bei dem Dorfe Nimmersatt nördl. von Memel (55° 52′ 56″ N. Br.), der östlichste bei dem Dorfe Schilleningken unweit Schirwindt an der Scheschuppe (40° 32′ 25″ Ö. L. v. F.), und die westlichsten Punkte bei Redingen in der Nordwestecke Lothringens (23° 33′ 30″) und beim Dorfe Isenbruch nordwestl. von Aachen nahe der Maas (23° 31′ 50″ Oe. L. v. F). Während der längste Tag an der Südgrenze 15 St. 45 Min., an der Nordgrenze 17 St. 19 Min. dauert, beträgt der Zeitunterschied zwischen der Ost- und Westgrenze 1 St. 8 Min. Die Entfernung in der Luftlinie vom Jadebusen nach Säckingen beträgt 90, von Hadersleben nach Lindau 118, von Swinemünde nach Bautzen nur 42, von Danzig nach Ratibor 65 Mln.; die von Aachen nach Breslau 102, von Trier nach Wunsiedel 53, dagegen die von Metz nach Tilsit 168 und die von der Südwestecke bei Basel bis zur Nordostecke bei Nimmersatt 175 Mln. Der 50. Breitengrad, der durch das Maingebiet und die Orte Mainz, Lohr, Baireuth, Waldsassen und Ratibor zieht, kann für die Theilungslinie zwischen Nord- und Süddeutschland gelten, obwohl man dabei nicht Süddeutschland als warm, Norddeutschland als kalt sich denken muß. Das wäre irrig; denn sollten sich nach größerer und minderer Wärme die Namen Nord und Süd richten, so müßten z. B. Dresden, Naumburg und Bonn zum Süden, das ganze Altbaiern aber zum Norden gehören. — Nur im äußersten S., in den Alpen, ist wahrhaftes Hochgebirgsland; mit mittleren und niedern Bergketten und -Gruppen ist der größte übrige Theil durchzogen, so daß mit Ausnahme einiger großer Ebenen, wie am Oberrhein und an den altbaierischen Flüssen, das übrige Süd- und ganz Mitteldeutschland einen anmuthigen Wechsel von Berg- und Hügelland mit kleineren Ebenen darbietet. Der nördliche Theil ist flaches Tiefland und zwar im Osten am weitesten; denn die Linie, die es begrenzt, zieht aus Oberschlesien durch Lausitz und Sachsen, durchs Magdeburgische, Hannöverische und durch Westfalen nach Belgien. Betrachten wir jetzt nach diesen drei Abtheilungen die Oberfläche und die Hauptbestandtheile des ganzen Bodens.

2) Vom **Hochgebirgslande** der Alpen gehört nur ein kleiner Theil zum Deutschen Reiche, die Salzburger, Baierischen und Allgäuer Alpen, nur wenige Gipfel ragen in die Schnee- und Gletscherregion hinein, Zugspitz (3043 m.) und Watzmann (2824 m.) sind des Reiches höchste Berge; und dieses Wenige gehört nicht der krystallinischen Alpenzone an, sondern den meist auf einer Unterlage von Buntsandstein ruhenden gewaltigen Kalkgebirgen, welche zur Seite des Alpencentralkerns als breite Region hinziehen durch Salzburg, Oberbaiern und Nordtirol bis ins Arlbergische hinein — Triasgebilde, häufig unterbrochen von Liasflecken und mit Anlagerungen aus der jüngeren Flyschzeit, im östlichen Theile bedeutende Salzlager einschließend und überall reich an lieblichen wie erhabenen Naturschönheiten.

2) Im **Mittelgebirge** des Deutschen Reiches lassen sich 4 Systeme unterscheiden, an die sich die Ebenen und Hügelländer schließen; sie erreichen wenig mehr als die Hälfte der Höhe des Hochgebirgslandes im Reichsgebiete.

a. Das ostdeutsche (hercynische) System oder das Ringgebirge Böhmens mit seinen Aesten. Etwa 24 Meilen nordöstlich von Wien beginnt mit einem niedern Berglande, worin die Oder einige Mln. von Olmütz entspringt, der große Gebirgszug, der von der Nordostgrenze Mährens unter dem Namen Gesenke (im Altvater 1500 m. hoch) hinzieht, dann am Schneeberg, unweit der Neiße-Quelle, sich theilt und die Landschaft Glatz links mit einem Arme, worin die hohe Mense, rechts mit dem Eulengebirg umfaßt, dann als 1200 m. hoher Riesenkamm an der Nordostseite Böhmens mit hohen Gipfeln (die Schneekoppe 1611 m.) sich fortsetzt und, als Lausitzer Berge, gegen die Elbe herumbiegt. Der 40 Meilen lange Gebirgszug ist nicht aus Kalkmassen aufgebaut, sondern aus ältesten Steingebilden, im Süden steigt er als Grauwacke aus dem Tertiärboden der mährischen Ebene auf, verwandelt sich dann in krystallinisches Gestein, das den Altvater und Schneeberg bildet und behält diesen Charakter, bis er in der Lausitz nahe der Elbe mit Quadersandstein endet. Der Kern des Riesengebirgs ist Granit, umgeben von Gneis und Glimmerschiefer mit Trümmergestein. Auf der schlesischen Seite legt sich Grauwacke, Todtliegendes und Trias-Gebilde (Buntsandstein und Muschelkalk) daran, an der böhmischen Seite jedoch folgt auf die Grauwacke Steinkohle und Todtliegendes, aber nichts von Trias, und weiter westlich in breiten Lagerungen bis auf die linke Elbseite hinüber zuerst Unter-, dann Oberkreide. Alle diese Gebirgsarten sind vielfach durchbrochen von Porphyr, Mandelstein, Basalt und von gehaltvollen Erzgängen. Der in Schlesien einzeln stehende Zobten ist Granitmasse, aber die Landskrone in der Lausitz ist ein Basaltkegel.

Dem großen Gebirgszuge des Ostens gegenüber liegt nun im Westen der Böhmerwald, ein Granit- und Gneiswall, in seinem mittleren Zuge am höchsten; denn hier hat er Kuppen von über 1400 m. Auch der Ast, welchen man baierischen Wald heißt, der indes wenig über 1200 m. hat, ist Granit und Glimmerschiefer, gegen Passau hin mit Einlagerungen von Graphit. Was den Aufbau dieser Berge betrifft, so ist es bemerkenswerth, daß auch der Böhmerwald auf der böhmischen Seite seinen Fuß unter Grauwacke birgt, dem weiterhin sich Kohle auflagert, gerade wie gegenüber nahe dem Riesengebirge, während auf der äußern oder baierischen Seite Trias und dann Jura. — Im Südosten sind beide Züge zwar nicht durch eine Gebirgskette, jedoch durch gleiches Gestein (Gneis und Glimmerschiefer) miteinander im Zusammenhange, das ein

breites Plateau von etwa 500 m. Höhe darstellt, auf beiden Seiten, nach Böhmen und Mähren, sich sanft abneigend und zwar nach Mähren bis in die Tertiärfläche der March. — Im Norden sind dagegen beide Gebirgszüge durch das Erzgebirg verbunden, das im höchsten Punkte zwar nur 1235 m. erreicht, im Kern aber Gneis und Glimmerschiefer, mit Granit, Porphyr und Basaltstöcken, enthält. Nach Norden besteht seine hügelige Abdachung aus Grauwacke, Kohlenformation und Dyas, zwischen welchen wiederholte Granitmassen, sich in die Leipziger Ebene absenkend, sowie die nördlichen Vorhügel der Lausitzer Berge granitisch oder basaltisch sind. — Geologisch interessant ist das böhmische Land, das auf 3 Seiten durch die genannten Gebirgswälle vom Deutschen Reiche abgeschlossen ist und das von S., W. und O. sich sanft gegen N., nämlich gegen Melnik und Theresienstadt hin absenkt, worauf hier hinter der Eger rasch das Erzgebirge emporsteigt. „Die ursprüngliche Ausfüllung dieses Beckens — sagt Karl Vogt — wurde durch die silurischen Schichten (die untersten der Grauwacke) geliefert. Auf diesen lagerten sich stellenweise Steinkohlen und Todtliegendes ab, dann aber blieb das ganze Becken über Wasser und empfing keine weiteren Ablagerungen, bis den Lauf der Elbe entlang die Kreidegewässer hineindrangen, welche am Ende ihrer Periode das Elbsandsteingebirge zwischen Lausitzer und Erzgebirge zurückließen. Auf dem Quadersandstein und Pläner lagerten sich dann weite Schichten der Braunkohlenbildung (Tertiär) ab, die vielfältig von Basalt (Biliner Mittelgebirg) durchbrochen wurden". — Betrachtet man Bachs geologische Karte, so sticht das ostdeutsche Gebirgssystem mit seinen Ausläufern als der am weitesten ausgedehnte Boden ältester Gebirgsarten in Deutschland hervor; denn auch die Gruppe des Fichtelgebirges, Eckpfeiler des Böhmerwaldes und des Erzgebirgs, hat Granitkuppen, während der Frankenwald nebst dem anliegenden Plateau des Voigtlandes aus Grauwacke besteht, welche noch etwas weiter in Sachsen hinein liegt. Selbst noch im Thüringerwald, der hauptsächlich Silur, Devon und Rothliegendes enthält, von Porphyr und Melaphyr vielfach durchbrochen, tritt häufig noch Urgebirg (metamorphische Schiefer) zu Tage. Den Rand des Thüringerwaldes säumt einerseits Zechstein (worin bei Stockheim in Baiern und Neuhaus in Meiningen ein abbauwürdiges Kohlenlager), anderseits das Triasgebilde, besonders Muschelkalk, woraus das schöne Hügelland Thüringen besteht.

b. Das oberrheinische Gebirg. Es begreift die Höhenzüge, welche die lange Rheinebene, ein ehemaliges Seebecken, rechts und links einfassen. Auf der einen Seite sind es Schwarz- und Odenwald, auf der andern Seite Vogesen und Hart nebst andern pfälzischen Bergen. Beide Züge haben manches Aehnliche mit einander. Gegen ihr Seebecken hin haben sie meist steile Gehänge, nach außen verflachen sie sich; die im Osten ins schwäbisch-fränkische Hügelland, die im Westen in die Ebenen Lothringens. Schwarzwald und Vogesen erheben sich am höchsten im Süden, wo auch Gneis und Granit ihren Kern ausmachen; nach Norden hin werden sie niedriger und geht ihre Gebirgsart in Triasgebilde über, von denen sie auch an der äußern, d. h. an der von der Rheinebene abgewendeten Seite umfaßt sind, und zwar so, daß bei beiden zuerst Buntsandstein, dann Muschelkalk, dann Keuper, also die drei Hauptgebilde der Triasgruppe nach der Zeitfolge ihrer Entstehung, sich anlegen. Auf die Triasformation folgen dann auf beiden Seiten schmale Streifen von Lias und Dogger, und endlich eine breite Zone oberjurassischer Bildungen. Die Trias des Neckar- und Mainlandes

setzt sich übrigens fast ununterbrochen im Werra-, Fulda- und Wesergebiet bis zum Beginne des Tieflandes bei Osnabrück, Minden und Hannover fort und auch der Raum zwischen Harz, Thüringen- und Frankenwald bis zum Altenburg-Leipziger Tertiärbecken hin ist größtentheils damit ausgefüllt, so daß die Formationen des Harzes (s. u.) inselartig, die des Thüringer- und Frankenwaldes halbinselförmig daraus emporsteigen. — Der Odenwald, ein flachkuppiges von Thälern durchfurchtes Plateau, ist im S. und O. die Fortsetzung des Buntsandsteins (z. B. Königsstuhl bei Heidelberg), während er im NW. aus krystallinischem Gestein (z. B. Melibokus) besteht. — Dem Odenwald gegenüber, also jenseit des Rheins, gehört die Höheneinfassung zum Mainzer Tertiärbecken, hinter welchem das große von Porphyr und Melaphyr durchbrochene Kohlengebiet zur Saar hinzieht. Porphyr und Basalt findet sich überhaupt hin und wieder; so ist der vom Schwarzwald getrennte, nordwestlich von Freiburg am Rhein liegende Kaiserstuhl (er hat 10 Stunden im Umfang) Basalt von Conglomerat umgeben. Vergleicht man die Höhe dieser Gebirge mit den ostdeutschen und den Karpathen, so steigt sie, was die Gipfel betrifft, von W. nach O. so: Der Sulzer Belchen im Elsaß hat 1435, der Feldberg im Schwarzwald 1495, der Araber im Böhmerwald 1479, die Schneekoppe im Riesengebirg 1611, und die Gerlsdorfer Spitze im Tatra 2720 m. — Uebrigens macht ein jurassisches breites Kalkband eine Querverbindung des Schwarzwaldes mit dem böhmischen Gebirgsring; es zieht dieses Band vom Schweizer Jura und aus dem Kanton Schaffhausen (Randen) herüber und setzt sich links der Donau als Schwäbischer und Fränkischer Jura bis an die Abdachung des Fichtelgebirgs fort. Auf der südlichen Seite, wo die Donau bis Regensburg hinzieht, geht das Juragestein in die oberschwäbisch-baierische Hochebene über, die sich bis zu den Kalkalpen sanft hinaufstreckt, und aus jüngerem Tertiär (Molasse) mit Anschwemmungen der Alpenflüsse besteht. Die Seehöhe von München ist 529 und die von Regensburg 340 m. Auf der andern Seite fällt das Juraband etwas tiefer herab, auf die weitausgedehnten Triasgebilde des mittleren Deutschlands, am meisten natürlich von der höheren Rauhalp in das fruchtbare Neckarland.

c. Das mittelrheinische Schiefergebirg. Eine Linie, die links von der Maas beginnt, gegen Coblenz und von dort bis über die mittlere Eder zur Diemel zieht, bezeichnet die Ausdehnung des großen Grauwackengebietes, worin der Taunus und Hunsrück, Eifel, Veen und Ardennen, Westerwald mit dem Siebengebirg, und das Rothlager nebst den andern südwestfälischen Bergen liegen. Das Ganze ist ein im Durchschnitt 400 m. hohes großes Plateau, durchzogen von tief einschneidenden Flüssen, deren Thalseiten wie aufsteigendes Gebirg erscheinen; durch die Flußthäler des Rheins, der Mosel und der Lahn wird es in 4 Hauptflügel zerschnitten. An manchen Stellen ist es an Erzen reich, namentlich an der Sieg, und vielfach von vulkanischem Gestein durchbrochen, hauptsächlich im Westerwald und in der Eifel, deren Basaltkegel, Krater und Maare wir oben im rheinischen Stromgebiete erwähnt haben. Im Norden wird die Grenze der Schiefergebirge von dem westfälischen Kohlenzuge an der Ruhr, und von dem belgischen an der Maas und Sambre gebildet, die auf der andern Seite wieder mit einem Kreidebande eingefaßt sind, das sich in das nordische Tiefland verliert. Merkwürdig ist es, daß auch im Süden ein Kohlenbecken sich anlagert, das an der Nahe und Saar; und daß man von der Saar bis nach Paris erst die

drei Formen der Trias, dann Jura, das Kreidegebiet der Champagne und einen Theil des Pariser Tertiärbeckens durchreist, ist schon erwähnt worden. Im Südosten grenzt der Taunus an die Schichten des Mainzer Beckens und im Osten stößt das ganze Grauwackengebiet an die innere deutsche Trias, doch so, daß bei Marburg und an der obern Eder gleichfalls Kohlenformationen dazwischen treten.

d. Das norddeutsche Gebirg oder der Harz mit seinen Anhängseln. Der Harz, ein längliches Massengebirg, etwa 40 Q.-M. groß, ist gleichfalls Grauwacke, welche Erz führt und sich an den Granit des 1140 m. hohen Brockens im Oberharz und des Rambergs im Unterharz anlagert, und im Süden von Todtliegendem und Zechstein (Dyas) umgürtet wird. Zu diesem Gürtel gehört unter anderm der mansfeldische Kupferschiefer. — Im NO. scheint die Grauwacke unter allerlei späterem Gebild (bei Blankenburg z. B. unter dem Quadersandstein) in der Tiefe des Bodens weiter zu ziehen, bis sie in der Nähe von Magdeburg und Neuhaldensleben noch einmal an der Oberfläche zum Vorschein kommt. In diesem an den Harz anstoßenden Becken — man nennt es das braunschweigische — finden sich die verschiedensten Formationen auf engem Raume beisammen. — Der Erhebungsstrich des Harzgebirges setzt sich außerdem nordwestlich in niederen Bergketten fort, theils aus Jura, theils aus Triasgestein, und zwar im Deister, Suntal, Wesergebirg, Teutoburger Wald bis in die Gegend von Osnabrück.

Volger vermuthet, es möchte in der Tiefe des Bodens eine Grauwackenverbindung zwischen Harz und Taunus stattfinden. Wäre das der Fall, so könnte die unterirdische Verbindung auch bis zum Frankenwalde reichen, der ebenso aus Grauwacke besteht. Ausgefüllt sind übrigens die ausgedehnten Räume zwischen ihnen, wie östlich von Oden- und Schwarzwald bis zum Schwäbisch-fränkischen Jura, mit Berghügelland, das, wie schon erwähnt, hauptsächlich aus den Triasformationen zusammengesetzt ist. Von Pyrmont bis Würzburg und Nürnberg, und weiter südwestlich bis Donaueschingen, ja bis Waldshut und Säckingen breiten sich also die Triasgebiete des mittleren Deutschlands aus, sind aber auch an mehreren Stellen von Basalten durchbrochen, z. B. in der Rhön, im hessischen Meisner, im Habichtswald bei Kassel, und vor allem bedeutend im Vogelsberge. Es war sicher eine gewaltige vulkanische Zeit, wo all diese Basalte entstanden. — Somit hätten wir den von Bergen durchzogenen Theil des Deutschen Reiches überblickt; es bleibt uns noch der flache Norden zur Betrachtung übrig.

3) Das **Tiefland** im N. hat sehr ungleiche Breite: von Bonn bis an die Zuyder See 36 M., vom Teutoburger Wald bis ans Meer 24, von der äußersten Abdachung des Erzgebirges bis an die Ostsee 50 M. und im Osten ist es noch breiter; denn es erstreckt sich über die Grenzen Deutschlands weit hinaus. Ehemals war es nebst der dänischen Halbinsel vom Meere überschwemmt, das nahe seinem Rande ziemlich seicht, weiter von der Küste entfernt, z. B. in der Gegend des heutigen Berlin wohl 100 m. tief sein mochte. Die damalige Küste zog wahrscheinlich von den Tarnowitzer Höhen (Muschelkalk und Kohle) in Oberschlesien über Liegnitz, südlich von Kottbus durch die Lausitz, um die Leipziger Ebene und den Petersberg bei Halle herum, im W. Magdeburgs nach Braunschweig, Hannover, Minden und Osnabrück; dann südwärts über die Lippe und von da gen Westen in die Nähe des Rheins, von wo südlich gegen Bonn und über den Rhein nach Jülich,

nördlich von Aachen vorbei nach Brüssel u. s. w. Bemerkt man sich diese Punkte, so lassen sich die Vorsprünge und Buchten dieser ehemaligen Küste, z. B. der Golf von Leipzig und der Golf von Bonn, wo der Rhein als Abfluß des Oberrheinsees sich ins Meer ergoß, leicht auffinden. Der Boden jenes Meeres wird aus Fortsetzungen der Gebirgsarten des Festlandes bestanden haben, was sich noch jetzt an einzelnen zerstreuten Stellen auf der Oberfläche des Tieflandes schließen läßt, indem hie und da Sandstein, Muschelkalk, Salzstein, Gips, Jura und Kreide zum Vorschein kommt, Kreide besonders auf der Insel Rügen. Natürlich ward auf dem Boden jenes Meeres allerlei abgelagert, womit die Gesteine desselben sich überzogen, Unebenheiten sich ausfüllten und Urwälder sich überdeckten, um in Braunkohle verwandelt zu werden, auch aufragende Höcker und Buckel sich gestalteten. Meistens ist das Diluvium, wie man die jetzige Oberfläche daselbst nennt, wagrechtes Geschiebe und liegt theils als Sand, Kies und Heidestrecken, theils als Bruch und Moor, auch als Thon und Lehm, als Infusorien-, Kies- und Kalklager, als fette Marschen und fruchtbares Gelände da. Von den in der Eiszeit aus skandinavischen Gletschern hergeschwommenen Schollen mußten zahlreiche Grauwacke- und Granitblöcke auf den Meeresboden niedergefallen sein, die auf den Geschieben der neuen Oberfläche mit zu Tage kamen und die allmählich immer mehr in den an Gestein armen Gegenden verbraucht werden. Die Flüsse aus dem höheren Deutschland suchten sich auf dem neuen Lande ihre Rinnen aus und vermehrten die Zahl der fruchtbaren Landstriche durch Anschwemmungen; und was schließlich der Mensch auf diesem flachen Tieflande gewirkt hat, davon zeugen viele reiche Kornfluren, die Menge blühender, volkreicher, durch Gewerb und Handel und Pflege der Wissenschaften ausgezeichneter Städte. — Uebrigens ist beachtenswerth, daß dies norddeutsche Flachland von zwei höher liegenden Landrücken durchzogen wird, von denen der eine dem ost- und norddeutschen Berglande vorgelagert ist, während der andere in mehreren Meilen Entfernung die Ostseeküste umfaßt (S. S. 91 und 92). Der letztere, der durch Holstein, Mecklenburg, Pommern und Preußen bis nach Rußland hineinzieht, ist besonders merkwürdig, da auf ihm viele Gewässer entspringen und Seen in großer Anzahl zerstreut liegen, in Hinterpommern 52, in Preußen 173 Seen, manche von beträchtlicher, in Mecklenburg einige von 100 bis 150 m. Tiefe. Daß diese Seenplatte höher liegt als die Landstriche südlich und nördlich derselben, mag man schon daraus entnehmen, daß die Seehöhe von Berlin 37 m. beträgt, während die Havelquelle 68, der Spiegel des Zierker Sees bei Neustrelitz 70, der des Müritzsees 66, des Malchower Sees 63, dagegen der des Schweriner Sees wieder nur 38 m. über dem Meere liegt.

Verschiedene Höhe der Länder und klimatische Unterschiede. Das höchste Land liegt vor den Tiroler Alpen, es ist das obere Donaugebiet; denn Donaueschingen hat 690, München 529 (fast soviel wie die Spitze des Melibokus an der Bergstraße), der Würmsee 584, Immenstadt a. d. Iller 674, Mittenwald a. d. Isar 920, Berchtesgaden am Fuße des Watzmann 570 m. Erhebung über dem Meeresspiegel. Nach NO. zu senkt sichs: Augsburg hat noch 493, Ulm 468, Regensburg nur 340, Passau 274 m. Höhe (Salzburg 410, Wien 152, Ofen 100 m.). Dagegen liegt Lindau am Bodensee nur 394 m. hoch. Altbaiern also und ein Stück Schwabens zwischen Lech und Rauhalp bilden ein Hochland von nicht so mildem Klima, als andere Gegenden Deutschlands und als auch das österreichische Donauthal von Passau nach Wien. Da

sich die baierische Hochebene gegen Passau absenkt und zwar dort mit gutem Boden, so ist die Straubinger Ebene zum Hauptkornlande Baierns geworden. — Im Obermain- und Neckarlande hat Ansbach zwar 387 (409), Nürnberg 353, die Neckarquelle 698 und Tübingen 340 m. Höhe; aber das Innere Frankens und Würtembergs liegt nur halb so hoch, als die Mitte Baierns: Bamberg 228, Würzburg 168, Miltenberg 137, Stuttgart 249, Heilbronn am Neckar 155, Heidelberg 122 m.; und da der Wechsel von Hügeln und Thälern dort der Sonne viele Mittagsseiten bietet, so zeigt sich auch das Klima milder und die Produktion manchfaltiger. Besonders gilt das anmuthige Neckarthal für eine der schönsten Gegenden Deutschlands („das Neckarthal hat Wein und Korn"). — Die 5—6 Mln. breite oberrheinische Tiefebene, das größte Tiefland innerhalb des deutschen Berglandes, liegt noch niedriger; zwar hat der Bodensee 393 und der Rhein bei Basel 248 m. Seehöhe, allein Straßburg an der Verengung des Rheinthales hat nur noch 138, die Neckarmündung 91, Frankfurt 91, Mainz 79 m. Hier ist also das im Westen Deutschlands und nicht zu weit nordwärts liegende Land tief genug, um da, wo Berge vor rauheren Winden Schutz bieten, das mildeste Klima zu besitzen. — Die Berglandschaften des Mittelrheingebietes liegen höher und sind meist rauh; aber die Flußthäler sind tief eingeschnitten: Metz hat 150, Trier 124, der Rheinspiegel bei Coblenz 48, Bonn Flußspiegel 44 m. (Bahnhof 56 m.). — Das Gebiet der obern Weser liegt anfangs allerdings beträchtlich hoch, denn Hildburghausen hat 373, Meiningen 286, Fulda 258 m.; es fällt aber rasch nach N. ab, so daß Kassel 135, Göttingen 148, Karlshafen 95 m. hat und also das Land an der Mittelweser und am Neckar ziemlich gleiche Höhe haben. Zwei Breitengrade Entfernung bewirken aber einen merkbaren klimatischen Unterschied, so daß an der Fulda und Werra und Mittelweser von eigentlichem Weinbau nicht die Rede sein kann. — Aehnliche Abdachung, aber etwas milderes Klima findet sich in dem schönen erzgebirgisch-thüringischen Stufenlande: Chemnitz hat 292, Weimar 240, Altenburg 221, Borna bei Leipzig 140, Jena 130, Dresden 102, Riesa a. d. Elbe 86, Halle 75 m. — Das nördliche Flachland sinkt freilich tiefer zum Niveau des Meers hinab (Köln Rheinspiegel 36 und Bahnhof 48, Düsseldorfer Bahnhof 36, Weseler Bahnhof 27 m.; Osnabrück 65, Hannover 55, Verden a. d. Aller 23 m.; Torgau 69, Dessau 61, Berlin 37, Wittenberge unterhalb der Havelmündung 28 m.; der Scheitel des Stecknitzkanals 18, der Müritzsee 66, dagegen der Malchiner See nur 2 m.; Breslau 118, Lissa in Posen 98, Frankfurt Oderspiegel 18 m.; Bromberg 50, Danziger Bahnhof 5 m.); allein der nördlichere Breitengrad, und der Mangel an Bergen mit südlichen Abhängen und an Schutz vor Nord- und Ostwind bringen solchen Unterschied hervor, daß die Tiefebene Norddeutschlands so ziemlich ähnliches Klima mit der baierischen Hochebene hat.

Mit Rücksicht auf ganz Europa kann man deshalb von Deutschland sagen, daß es auch seinem Klima nach die Mitte hält (siehe oben Einleitung zu Europa); denn die mittlere Temperatur Siziliens ist 14, die in Nordschweden 2, die Temperatur Frankfurts (8°) steht also von beiden 6 Grade ab. Der Sommer ist weder so andauernd heiß, daß das Grün verschwindet, noch der Winter so übermäßig kalt, daß man gezwungen wäre, die Obstbäume in den Gewächshäusern zu halten.

Produkte.

Richtet sich nun die Produktion im allgemeinen nach jener klimatischen Mitte Europas, so daß unser Boden für Getreide und Obst verschiedener Art, für Wiesen- und Gartenbau, für Oelpflanzen, Flachs und Hanf, Hopfen, Tabak, Cichorien, Würzpflanzen, mehrere Farbekräuter, eßbare Garten- und Waldbeeren, Hasel- und Wallnüsse gemacht ist, so gedeihen aber auch in den wärmeren Strichen süße Kastanien (diese sogar noch bei Blankenburg am Harz), Mandeln, Feigen und Wein. — Der Getreidebau hat seine Hauptsitze in den sämmtlichen Küstenländern des Deutschen Reiches, ferner in den preußischen Provinzen Posen, Sachsen und Schlesien (im allgemeinen), in den kleinen Ländern Anhalt und Braunschweig, in der Lommatscher, Leipziger und Altenburger Gegend, in mehreren Strichen Süddeutschlands, besonders in Oberschwaben (südl. der Donau), in der Straubinger Gegend, im Altmühlthal und Ries ꝛc. Die Bergländer freilich erzeugen meist ihren Bedarf nicht, sind aber dafür von gesegneten Getreidegegenden umgeben, welche jenen nicht bloß den nöthigen Bedarf an Brotfrucht liefern, sondern noch ansehnliche Mengen ins Ausland abgeben können. — Der Obstbau verlangt zu seinem regelmäßigen Gedeihen noch eine jährliche Mitteltemperatur von mindestens 6° und ist im allgemeinen schon ziemlich unsicher im Norden des uralisch-karpathischen Landrückens, wiewohl besondere Verhältnisse (z. B. tiefe oder geschützte Lage) den Obstbau auch nördlich desselben zuweilen sogar noch in ansehnlichem Umfange gestatten (z. B. von Grünberg über Guben bis an die Havel, die Hamburger Vierlande, Rostocker und Stettiner Gegend, die Weichselwerder, das Memelthal ꝛc.); wichtig für den Obstbau ist auch die Elbgegend von Pirna abwärts bis tief in die Provinz Sachsen hinein, die Ebenen um den Harz, das nördliche Thüringen. Die Hauptgegend des Obstbaues finden wir aber erst im S. des Fichtelgebirges, des Thüringerwaldes, der Rhön, des Vogelsberges und des Taunus, da diese Gebirge in den meisten Jahren die schädlichen Winde abhalten und nur selten ihre Eigenschaften als Schutzmauern gegen dieselben verlieren. In Süddeutschland gedeiht das Obst bis zur Höhe von 500 m. (daher nicht auf der schwäbisch-baierischen Hochebene), und besonders in der oberrheinischen Tiefebene und in allen davon ausgehenden Nebenthälern (Mainthal bis zum Fichtelgebirg, Neckarthal bis an den Fuß des Jura, Gegend um den Bodensee, ferner im Mosel- und Lahnthale) wird es in großartigem Maßstabe gebaut. — Die eigentliche Gartenkultur (Gemüsebau, Blumenzucht ꝛc.) hat ihre Hauptsitze in dem Oberrheinthal, in der Gegend von Ulm, Nürnberg (Knoblauchsland), Bamberg, Erfurt, Dresden, Quedlinburg, Hamburg, Potsdam ꝛc. — Kulturpflanzen, die fabrikmäßig benützt werden, gibt es in großer Zahl, manche werden als Nebenbau überall kultivirt, in gewissen Gegenden aber besonders massenhaft, manche gedeihen nur in einzelnen Landstrichen, so z. B. Raps u. a. Oelgewächse vorzüglich in den Marschen und Getreidegegenden Norddeutschlands, in Brandenburg und Anhalt, in süddeutschen Ebenen; Flachs und Hanf in Schlesien, in der Lausitz, in Westfalen, in Hannover, Pommern und Preußen, in den Gebirgsgegenden des Südens, nämlich im baierischen Wald, am Jura, in der Rhön, in den Vogesen; Hopfen in Posen, am Harz, in Baden, im obern Neckarthal, vor allem aber in dem baierischen Kreise Mittelfranken (Spalt, Neustadt a. d. Aisch, Hersbruck ꝛc.) und in anderen Gegenden Baierns;

Tabak vorzüglich im Elsaß, in der Pfalz rechts und links vom Rhein, in Hessen, in Nürnbergs Umgegend, in Brandenburg und Pommern, an der untern Weser; Zuckerrüben vor allem in der Magdeburger Börde, dann in der ganzen Provinz Sachsen, in Anhalt und Braunschweig, in Schlesien, der Rheinprovinz, in der badischen und baierischen Pfalz, im Elsaß; Krapp, Saflor, Scharte, Waid &c. in den preußischen Provinzen Sachsen und Schlesien. — Der Weinbau erreicht in Deutschland seine Polargrenze, die nirgends auf der Erde soweit nordwärts geschoben erscheint als bei uns; doch muß der deutsche Weinbau mehr künstlich durch hohe Eingangszölle auf fremde Weine erhalten werden, da Klima, Boden und Lage nicht überall zusammentreffen, wo vielleicht der eine oder der andere dieser nothwendigen Faktoren des Weinbaues wohl vorhanden wäre. Im allgemeinen erfordert derselbe eine Luftwärme von 7° R. im jährlichen Durchschnitt und in Süddeutschland eine Lage unter 400, nördlich des Thüringer Waldes und Erzgebirges unter 200 m. Seehöhe. Man baut den Wein an vielen Orten Mittel- und Süddeutschlands; doch nördlich von 51° Breite nur mit geringem Erfolg, denn das Getränk von Naumburg an der Saale und von Meißen an der Elbe ist nicht besonders, und noch geringer ist das von Grünberg an der Oder und von Witzenhausen an der Werra; die Weinberge bei Potsdam &c. liefern bloß Tafeltrauben. Besser ist der Wein an der Tauber, am Bodensee und am Neckar im Würtembergischen, an der Nahe, Mosel und Ahr; in Franken (vorzüglich bei Würzburg, wo Leisten- und Steinwein) und in den Rheingegenden, wo der Markgräfler an südwestlichen Vorhöhen des Schwarzwaldes, die Weine im Elsaß, an der Hart, in der Pfalz, an der Bergstraße, in der Gegend von Mainz (besonders bei Nierstein und Hochheim) und den Rhein entlang bis beinahe nach Bonn. Die vorzüglichsten Rheinweine wachsen im eigentlichen Rheingau am Abhange des Taunus unterhalb Eltville, wo Johannisberger, Steinberger, Rüdesheimer, Markbrunner, Asmannshäuser u. a. Ein- und Ausfuhr des Weines halten sich im Reiche so ziemlich das Gleichgewicht: 250000 Ctr. werden aus-, 275000 Ctr. eingeführt; die Fläche, auf welcher der Weinbau betrieben wird, beläuft sich auf etwa 124000 Hektaren und die jährliche Gesammtproduktion auf 3,800000 Hektoliter. Preußen erzeugt davon nur etwa 1/10, am meisten bringen Elsaß-Lothringen (1,250000 Hektoliter, also etwa 1/3 des Ganzen) und Baden (800000 Hektoliter) hervor. — Von dem Gesammtareale des Deutschen Reiches sind 49% (4800 Q.-M.) als Acker- und Gartenland verwendet, 18% bilden Wiesen und Weiden, 25% sind noch bewaldet und die übrigen 8% (ca. 800 Q.-M.) sind unproduktive Fläche.

An Metallen und andern Mineralien liefert der Boden nicht geringe Ausbeute Gold freilich findet sich nur wenig im Sande einiger Flüsse. Silber dagegen im Harz und im Erzgebirge. Zinn in Sachsen, Blei besonders in den Gebirgen des rheinischen Schieferplateaus (wo am Bleiberge bei Kommern an der nördlichen Abdachung der Eifel die beträchtlichste Bleiablagerung ganz Europas), im Harz, in Sachsen bei Freiberg, im Tarnowitzer Landrücken, Zink, das bekanntlich mit Kupfer das Messing bildet, vor allem im Tarnowitzer Plateau und bei Aachen, und in größerer Menge als in irgend einem anderen Lande, so daß allein nach England für 6 Mill. Thlr. ausgeführt werden, Kupfer in Schlesien, im Harz, im Schiefergebirg an beiden Seiten den Rheines, im Schwarzwald, Nickel im Schiefergebirge bei Coblenz, ferner im

Merseburger Regierungsdistrikte und im Kgr. Sachsen, Quecksilber bei Zweibrücken im Gebiete der Saar und bei Arnsberg in Westfalen. Eisen hat Deutschland in großer Menge und fast in allen Gebirgsformationen, wenn auch nicht überall in abbauwürdigen Lagern: besonders im rheinischen Schiefergebirg, im braunen Jura Deutsch-Lothringens, im Harz, in Thüringen, im Erzgebirg, in geringeren Mengen auch in Schlesien, im Fichtelgebirg, im Jura bei Amberg und bei Aalen und Wasseralfingen, am Nordfuß der Alpen, im Schwarz- und Wasgenwald; und sehr häufig liegen auch die Steinkohlen, diese treibende Kraft der modernen Industrie, in der Nähe der Eisenlager. Hauptgebiete für Steinkohlengewinnung sind: Schlesien im Tarnowitzer Plateau und im Riesengebirg, der sog. „Plauensche Grund" bei Pottschappel nahe der Elbe südl. von Dresden, das Zwickauer, Ruhr- und Maasbecken (letzteres indes größtentheils belgisch), der ganze Süd- und Südostabhang des Hunsrück an der Nahe und Saar; diesen ausgedehnten Kohlengebieten gegenüber verschwinden die kleineren, die sich am Harz, am Thüringerwald, in Süddeutschland und anderwärts finden. Die Gesammtproduktion an Eisenerzen im Deutschen Reiche betrug im letzten Jahre 70 Mill. Ctr. im Werthe von 8 Mill. Thlr. (davon auf Preußen allein 54 Mill. Ctr. im Werth von 6½ Mill. Thlr.), die von Stein- und Braunkohlen (letztere besonders im unteren Saalegebiet, aber auch in vielen anderen Gegenden der Tertiärformation, im ganzen noch viel verbreiteter als die Steinkohle) an 860 Mill. Ctr. (worunter 74 Mill. Ctr. Braunkohle) im Werth von 115 Mill. Thlr. (davon auf Preußen 800 Mill. Ctr. im Werth von 100 Mill. Thlr.). Torf gibt es in den Mooren der baierischen Hoch- und der norddeutschen Tiefebene, Bernstein an der Ostseeküste, Salz in Menge, mehrere Marmorarten, Porzellanerde ꝛc. In den Bergländern (im Maingebiet, am Taunus, an beiden Seiten des Schwarzwaldes, in den Vorbergen der Alpen ꝛc.) findet sich eine große Zahl berühmter Gesundbrunnen.

Das Thierreich ist manchfaltig vertreten. Das meiste und schönste Rindvieh zieht man auf den Alpen und in den Marschländern an Nord- und Ostsee, Pferde vorzüglich in Hannover, Oldenburg, Holstein und Mecklenburg. Esel sind weit weniger im Gebrauch als in Frankreich und Spanien. Die Schafe hat man in Sachsen, Schlesien, Brandenburg und an manchen andern Orten mit ausgezeichnetem Erfolge veredelt. Ziegen sind vorzüglich in Gebirgen; Schweine, Gänse, Hühner, Tauben fast überall, doch ist die Schweinezucht besonders in Westfalen und Pommern, die Gänsezucht gleichfalls in Pommern, in Mecklenburg, im Ries und in Niederbaiern zu Hause. Die Bienenzucht wird als Erwerbszweig auf der Lüneburger Heide, auf dem Hart, sowie in der Lausitz, in Oberschlesien und in anderen slavischen Gebieten betrieben. Von Wildbret waren ehemals die Wälder sehr belebt, jetzt weit weniger; Wildschweine, Hirsche, Rehe werden in den meisten Theilen Deutschlands allmählich zur Seltenheit, und die Jagd, die Hauptlust unsrer Vorfahren, beschränkt sich immer mehr auf Hasen, Geflügel, einige Füchse u. dgl.; Gemsen in den Alpen. Reißende Thiere sind kaum vorhanden; denn die Bären hat man ausgerottet, und Wölfe gibt es nur hie und da im Moselgebiet.

Naturschönheit. Vor alters gewährte Deutschland, wie die Römer erzählen, den Anblick ungeheurer Waldreviere, und noch jetzt, nachdem es seit 1000 Jahren sorgfältiger bebaut wird, ist es waldreicher als die drei Südländer Europas, wo der Wan-

derer nur zu oft über nackte Höhen und baumlose Landschaften klagt. Ein Viertel des deutschen Bodens ist noch mit Wald bewachsen, und diese prachtvollen Laub- und Nadelwälder haben nicht bloß den regen Natursinn des deutschen Volkes mächtig gefördert, sondern sie sind auch in vielen Beziehungen eine Quelle des nationalen Wohlstandes geworden, sowie sie zugleich als Regulatoren der klimatischen Verhältnisse große Bedeutung haben. Deshalb hat das nachsichtslose Ausroden der Wälder auch für manche Landschaften Deutschlands (Veen, Eifel, Ostseeküsten ꝛc.) sehr nachtheilige Folgen gehabt. Haben wir auch keine Pomeranzenhaine, keine Olivengärten, die überdies fahl aussehen, und keine immergrünen Baumarten, so prangen dafür unsere Wälder mit herrlichen Eichen und Buchen, die nirgend schöner sind als bei uns und zwar am stattlichsten im Norden (Mecklenburg, Holstein, Insel Rügen), so daß die Dichter nicht ohne Grund das Haupt der Germania mit Eichenlaub bekränzen. Beide kommen meist nebeneinander vor; doch ist die Buche als der herrschende Waldbaum des mitteldeutschen Berglandes, aber auch des Unterharzes und einzelner Küstenländer der Ostsee zu betrachten, während die Eiche ihre Hauptheimat auf dem kieseligen Boden der niederrheinischen Gebirge, in Westfalen, am Solling, Spessart, Odenwald und in Oberschlesien hat. Die Kiefer herrscht vor in den Sandstrecken Norddeutschlands und des baierischen Frankens, sowie in der rheinischen Tief- und süddeutschen Hochebene, soweit Sand- oder Kiesboden. Herrliche Bestände von Fichten und Tannen finden sich in den Alpen, am Schwarz-, Böhmer-, Franken- und Thüringerwald, am Riesengebirg und auf dem Oberharz. Linden, Ulmen, wilde Kastanien, Eschen, Akazien und Pappeln verschönern selbst im nördlichen Flachlande die Kirchhöfe, Dorfplätze und Straßen. Sümpfe, deren es in der Urzeit zwischen den Waldungen viele gab, sind größtentheils verschwunden, und nur wenige Gegenden durch Moräste ungesund, nirgend in solchem Maße wie die pontinischen Sümpfe und Maremmen Italiens. Die Heiden und Moore, die in Deutschland zerstreut liegen, z. B. in der Lausitz, im Lüneburgischen, in Altbaiern ꝛc., südl. von Friesland, sind reizlos, allein nicht trübseliger als die Sandflächen südl. von Bordeaux in Frankreich; und rechnet man beide gegen einander auf, so ist unser deutsches Vaterland bei weitem schöner als Frankreich. Die Seine läßt sich weder an Wasserfülle noch an Herrlichkeit der nächsten Gegenden mit der Elbe vergleichen; nirgend bieten ihre Ufer solche Landschaften wie die der Elbe von Böhmen bis Dresden. Schon daraus, daß in Deutschland viel mehr Gebirge sich verzweigen als in dem großentheils flacheren Frankreich, kann man schließen, wie viel manchfaltiger und reizender die Natur der Landschaften in Deutschland sein muß. An der Rhone ist's schön, namentlich bei Lyon, doch weder Rhone noch Loire dürfen sich mit dem Rheinstrome messen, dessen prachtvolle Ufer mit Weinhügeln, Bergen, Städten und Burgruinen von den Reisenden aller Völker Europas gern besucht und gepriesen werden. Darum soll der Deutsche diesen Strom, der ihm gehörte, soweit die Geschichte zurückblickt, und dessen Besitz er den eingedrungenen eroberungssüchtigen Römern wieder abkämpfte, nimmermehr in fremde Gewalt kommen lassen. Gar oft war der Rhein der Ausgangspunkt wichtiger Wendungen in unserm politischen Leben, ja man kann sagen, unsere vaterländische Geschichte von Anbeginn lagert sich um diesen Strom. Die Römer, die Nibelungen, das Frankenreich und Karl der Große, die fränkischen und die schwäbischen Kaiser, die Reichstage zu Worms und Speier, welche die Reformation entschieden, das Zusammentreffen mit den

modernen Franzosen, welche Richelieu zu Rheineroberern stempelte und welche in den Verwüstungsdenkmalen Ludwigs XIV. sich dauernde Schandsäulen errichteten: alles spielte am Rhein oder um den Rhein! Und auch in dem jüngsten Kriege ist er wieder das Schlachtgeschrei der Franzosen gewesen!

Deutsche Erfindungen und Entdeckungen.

Die Aufzählung derselben, obwohl sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, zeugt doch von dem Fleiß und Erfindungsgeist unseres Volkes und sie mag deshalb der kurzen geschichtlichen Skizze noch vorauf gehen; mehrere von ihnen waren von weltumgestaltender Wirkung. Erstes Silberbergwerk auf dem Harze 968; das Bergwesen machte hierauf solche Fortschritte bei uns, daß es nach ein paar Jahrhunderten das bedeutendste in Europa war und Deutschland die Schule des Bergbaues für den ganzen Continent wurde, ja in gewissem Sinne jetzt noch ist. — Erfindung des Spitzbogens in der kirchlichen Architektur etwa um 1200, worauf die unvergleichlichen Bauwerke des 13. Jahrhunderts folgten. — Linnenpapier 1301 zu Ravensburg durch Holbein und Frick. — Das Schießpulver angeblich von Berthold Schwarz zu Freiburg 1320. — Oelmalerei durch Johann von Eyk aus Brügge 1420. — Buchdruckerkunst durch Gutenberg aus Mainz 1436 und gleichzeitig Kupferstecherei durch Lebrecht Rust aus Kolmar. — Das Pedal von einem deutschen Organisten Bernhard zu Venedig 1480. — Erdkugel Martin Behaims zu Nürnberg 1492. — Peter Hele zu Nürnberg erfindet die Taschenuhren (Nürnberger Eier) 1500. — Flintenschlösser zu Nürnberg 1517, und Kattundruck zu Augsburg 1523. — Kopernikus begründet unser jetziges Weltsystem 1530. — Das Spinnrad von Jürgens zu Braunschweig 1530. — Das Blauglas (Schmalte) aus Kobalt und Quarzsand erfindet Schürer zu Schneeberg im Erzgebirg 1550 und gründet die berühmten Blaufarbenwerke. — Spitzengeklöppel im Erzgebirg von Barbara Utmann 1560. — Keplers Bewegungsgesetze der Himmelskörper 1626. — Die schwarze Kunst (Schabkunst) durch den hessischen Oberstlieutenant von Siegen 1644. — Nürnberger und Böhmen verfertigen Staniol, geschlagenes Zinn, was die Engländer hernach von ihnen lernten. — Luftpumpe durch Otto von Guerike zu Magdeburg 1650. Derselbe kommt 22 Jahre später auf die Idee einer Elektrisirmaschine. — Wundersalz oder schwefelsaures Natron von Rudolf Glauber, deutschem Arzte zu Amsterdam 1658. — Brandt, sächsischer Kaufmann, macht Phosphor aus Urin 1669. — Tschirnhausen in Sachsen entdeckt die Brennlinien und verfertigt 1687 einen Brennspiegel aus Kupfer, 3 Ellen im Durchmesser, womit er 3 Zoll dickes Zinn schmelzt. — Leibnitz' Differentialrechnung 1677. — Clarinette von Denner zu Nürnberg 1690. — Professor Papin zu Marburg (aus Frankreich gebürtig) erfindet 1681 den papinianischen Topf und veröffentlicht 1690 die Idee von einer Dampfmaschine und von deren Gebrauch zur Fortbewegung von Ruderschiffen. — Kunkel erfindet den Silbervitriol 1700. — Böttiger zu Meißen das Porzellan 1705. — Barth zu Großenhayn in Sachsen das sächsische Blau aus Indigo und Schwefelsäure 1710. — Fahrenheits Quecksilberthermometer zu Danzig 1715. — Pianoforte durch Schröder aus Hohenstein in Sachsen 1717. — Phlogistisches System der Chemie von Georg Ernst Stahl aus Ansbach 1724; es galt bis auf Lavoisiers System. — Pedalharfe von Paul Vetters zu Nürnberg 1730. — Lieberkühns Sonnenmikroskop 1738. —

Die Kleistische oder Leydener elektrische Flasche 1745 gleichzeitig erfunden von Kleist zu Kamin in Pommern und von dem Holländer Muschenbroek. — 1747 findet Marggraf zu Berlin den Zuckerstoff der weißen Runkelrübe krystallisirbar. — Die sogenannten französischen Schlösser erfindet Freitag zu Gera 1748. — Glasglockenharmonika von Schmittbauer zu Rastatt 1750. — Leidenfrosts Phänomen 1756. — Der Mechaniker Kempelen aus Presburg verfertigt den berühmten Schachspieler 1768 und später die Sprachmaschine. — Scheele aus Stralsund lehrt die Fabrikation des Phosphors aus Knochen 1776, entdeckt auch den Sauerstoff, den Chlor und die Blausäure. — Elektrische Lampe oder Zündmaschine durch Fürstenberger zu Basel 1778. — Lichtenbergs zu Göttingen elektrische Staubfiguren 1777. — Hindenburgs zu Leipzig kombinatorische Analysis 1779. — Herschel aus Hannover entdeckt den Uranus 1781 und verfertigt das 40füßige Spiegelteleskop 1785. — Hermstedt zu Berlin entwickelt Sauerstoffgas aus Braunstein 1786. — Hahnemann aus Meißen tritt mit der Homöopathie auf 1793, und Gall aus Tiefenbrunn in Würtemberg mit der Schädellehre 1798. — Die Lithographie wird erfunden von Senefelder aus Prag 1794. — Chladnis aus Wittenberg Clavicylinder 1799; schon 1787 hatte er seine Entdeckungen bezüglich des Klanges veröffentlicht. — Olbers und Harding zu Bremen entdecken die Planetoiden Pallas, Juno und Vesta 1802 bis 1808, und Hencke, Luther, Goldschmidt und Marth in den folgenden Jahrzehnten noch viele andere dieser kleiner Planeten. — Fraunhofer in München erfindet die wichtigsten optischen Instrumente und außerordentlich manchfaltige Lichtphänomene, z. B. die nach ihm benannten Linien um 1809. — 1814 Erfindung des Schnelldrucks durch König aus Eisleben und Andreas Bauer aus Würtemberg. — Des Steiermärkers Tendler merkwürdige Automate 1820. — Die Entzündlichkeit des Wasserstoffes durch Platinschwamm, folglich auch die Platinfeuerzeuge, entdeckt 1823 Döbereiner zu Jena. — Fuchs zu München erfindet das Wasserglas 1825, und in gleichem Jahre erscheint die Wellenlehre der Brüder Weber zu Leipzig. — Ressel in Triest verfertigt das erste Schraubenboot 1826. — Christian Gmelin zu Stuttgart erfindet ein Ultramarin, das vorher nur aus dem Lazurstein gemacht werden konnte, 1828. — Ehrenbergs Entdeckungen in der Infusorienwelt 1833; und Dreyses Zündnadelgewehr. — Die Galvanoplastik wird 1840 von dem deutschen Chemiker Jakobi in Petersburg entdeckt. — Der große Chemiker Liebig wird der Gründer der Agrikultur-Chemie 1840. — Elektromagnetischer Telegraph von Professor Steinheil in München. — Die Schießbaumwolle durch Schönbein in Basel und Böttger in Frankfurt 1846. — Leuchtgas aus Holz von Pettenkofer zu München 1852. — Pfnor zu Darmstadt gibt wichtige Verbesserungen des Jacquardschen Webstuhls an 1857. — Wilhelm Bauers aus Dillingen grandiose Erfindungen zur unterseeischen Schiffahrt und zur Heraufschaffung versunkener Schiffe 1850 bis 1860. — Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg erfinden die Spektralanalyse 1861.

Geschichtlicher Ueberblick.

(Man vergleiche die geschichtlichen Abrisse S. 185 ff. und S. 232 ff., sowie die Angaben über die Verbreitung der Germanen in der allgemeinen Uebersicht der europäischen Völker und Sprachen S. 633 und 634).

Folgende Jahre bezeichnen wichtige Abschnitte in unserer Geschichte: Vorhistorische Zeit bis zum ersten Auftreten der Germanen in der Geschichte 113 v. Chr. — 9 nach Chr. Vernichtung des Varus und 14—17 mislungene Unterwerfungsversuche vonseiten des Germanikus. — 162 Markomannenkrieg, als Vorspiel der Völkerwanderung und Beginn der Angriffe der Germanen aufs Römerreich. — 375 Beginn der Völkerwanderung und 568 Ende derselben mit Alboins, des Longobarden, Zug über die julischen Alpen. — 843 im Frieden zu Verdun zersplittert das große Frankenreich und beginnt Deutschland für sich ein eigner Staat zu sein. — 1073 Anfang des Kampfs zwischen deutschem Kaiserthum und der Hierarchie. — 1268 ungestrafte Hinrichtung Konradins von Schwaben, als letzter Beweis, daß die deutsche Reichskraft sich aufgelöst und die Hierarchie gesiegt. — 1414 misglückter Versuch einer Kirchenreform auf dem Concil zu Kostnitz, Veranlassung des Hussitenkrieges. — 1519 Tod des Kaisers Max I. (zu dessen Zeit das Reichskammergericht nebst Eintheilung in 10 Kreise) und Beginn der Reformation. — 1648 Ende des 30jährigen Krieges. — 1740 Thronbesteigung Friedrichs II. von Preußen; zugleich Beginn der neueren Literatur Deutschlands. — 1806 definitive Auflösung des Römischdeutschen Reiches unter Kaiser Joseph II. — 1815 Einsetzung des Bundestages. — 1866 Auflösung des Deutschen Bundes und 1870 Lösung der deutschen Frage durch Gründung des neuen Deutschen Reiches.

Als die Römer mit dem jetzigen deutschen Lande näher bekannt wurden, war der Süden desselben bis zur Donau, ja bis gegen den Main hin und bis zu den Karpathen noch von verschiedenen celtischen Völkerschaften besetzt, Mittel- und Norddeutschland ostwärts bis zur Weichsel hatten Germanen inne, die östlichsten Stämme wahrscheinlich gemischt mit Slaven, doch so, daß die Germanen die Herren, die Slaven in dem Verhältnis von Untergebenen waren. Im Westen waren die Germanen bereits über den Rhein vorgedrungen und im nördlichen Gallien (Bund der Belgier) mit Celten gemischt. Sie zerfielen in eine große Zahl einzelner, kleiner Völkerschaften oder Stämme: so viele Stämme, so viele Staaten, kein nationales Einheitsband; so groß war der Trieb der Vereinzelung. Ja nicht einmal einen gemeinsamen Namen hatten sie; denn die Bezeichnung Germanen (wahrscheinlich von dem celtischen Worte garm = Geschrei, also „schreiende, tobende Krieger") wurde ihnen von ihren gallischen Nachbarn beigelegt, und von den Slaven wurden sie als Njemeczky, d. i. „unverständlich Redende" eigentlich „Stumme", bezeichnet. Doch sprach sich das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit schon in der gemeinsamen Stammsage, dann in der gemeinsamen Sprache, dem gemeinsamen Volksglauben, den gleichen Staatseinrichtungen bei allen Stämmen ꝛc. aus. Erst im 10. Jahrhundert gelangte die Bezeichnung der Volkssprache als diutisc (gothisch: thiudisks, von diot, thiuda = Volk), d. h. dem Volke angehörig, im Gegensatz zum Latein der höheren Stände und zum walisc (wälsch = fremdartig) der romanischen Völkerschaften, zur allgemein giltigen und ehrenvollen Bezeich-

nung der Gesammtsprache und des diese Sprache redenden Gesammtvolkes.*) Körperbau und Sprache, Charakter und Sitten, Religion und Staatseinrichtungen ließen schon den Tacitus dieses Volk als ein durchaus selbständiges und eigenartiges — „propria et sincera et tantum sui similis gens“, Tac. Gem. 4 — erkennen.

Der älteste Zustand unserer Altvordern ist höchst beachtenswerth, vorzüglich die Art ihrer Landsgemeinden und Gaugerichte, die Bräuche der Wehrhaftmachung und Edelgefolge, kurz Natur und Charakter des Volkes, das dem großen Römer Tacitus so viel Achtung einflößte. — Sodann treten die Kämpfe zur Vertheidigung ihrer Selbständigkeit gegenüber dem stets gefährlichen römischen Kaiserthum hervor, und als dieselben erfolgreich beendet waren, trat auf eine Zeit lang eine Art Waffenruhe zwischen den Germanen und Römern ein.

Der Markomannenkrieg hatte den Werth der Vereinigung und des gemeinsamen Handelns gezeigt, und deshalb sehen wir vom Anfang des dritten Jahrhunderts an eine Anzahl kleiner Stämme, theils durch Vertrag, theils durch Noth und Zwang, verschwinden und an deren Stelle die vier großen Völkervereine der Franken (am Niederrhein), der Sachsen (östlich und nördlich von Ems und Unstrut), der Allemannen (anfangs zwischen Main, Limes und Donau, dann zwischen Lech und Vogesen) und der Gothen (von ihren ursprünglichen Wohnsitzen in die unteren Donauebenen ziehend) treten, die von nun an die Grundpfeiler der deutschen Nationalität und die Grundlagen auch noch der heutigen völkerschaftlichen Verhältnisse Deutschlands bilden, deren Kern allerdings schon früher vorhanden war und neben denen sich noch einige Völkerschaften (Friesen, Thüringer, Longobarden, Burgunder) selbständig erhielten.

Nun gingen die germanischen Völker energisch und erfolgreich zur Offensive gegen das Römerreich über, und im Laufe der Völkerwanderung entsteht eine Reihe neuer germanischer Staaten in den Provinzen desselben, die jedoch schließlich größtentheils in das ausgedehnte Reich der Franken, links und rechts vom Rhein, einmünden, aus welchem sich dann die selbstständige Geschichte des deutschen Volkes entwickelt. Während nämlich die in Theile des Römerreiches eingedrungenen germanischen Völkerschaften meist schon nach wenigen Jahrhunderten ihre ursprüngliche Sprache und Art aufgegeben und sich mit der römischen oder romanisirten Bevölkerung vermischt hatten und so selbst romanisirt wurden, blieben die im Rhein-

*) Ahd. diutisc, mhd. diutsch, nhd. deutsch. Heutzutage unterscheidet man zwischen „germanisch“ und „deutsch“ so, daß man letzteres bloß auf die Germanen des eigentlichen Festlandes von Europa bezieht, dagegen durch ersteres auch die Nordgermanen oder Skandinavier und die Nachkömmlinge der Angelsachsen mitbezeichnet, obgleich die englische Sprache nur ein von fremden Elementen durchsetzter niederdeutscher Dialekt ist (S. 631).

und Alpengebiet und nördlich der Alpen bis an die Nordsee verbliebenen Völkerschaften ihrer heimatlichen Sprache und Eigenart getreu. Doch auch hier hatten während der Völkerwanderung wichtige Veränderungen stattgefunden. Einerseits war ganz Süddeutschland und das Alpengebiet von Germanen eingenommen worden, so jedoch, daß einzelne Partien der romanisirten Urvölker in abgelegenen Gebirgsthälern sitzen blieben, die zwar mehr und mehr abschmolzen, hin und wieder in schwachen Resten aber bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben; dieses Vordringen der Germanen führte zu einer allerdings nur schwachgradigen Mischung mit ursprünglich celtischen Elementen, wodurch aber gleichwohl das Eigenthümliche des germanischen Körperbaues zum Theil verloren gegangen ist; eine ähnliche Mischung ging im deutschredenden nördlichen Gallien (Gebiet der Schelde und Maas) vor sich. Anderseits war während der Völkerwanderung das Land östlich der Elbe von Germanen größtentheils entleert worden und in diesen leeren Raum hatten sich von den osteuropäischen Ebenen her die Slaven ergossen, so daß zur Zeit des Frankenkönigs Karl des Großen die Scheidelinie beider Nationen von der Ostsee bei Kiel zur Ilmenau, von der Quelle derselben zur Saale bei Halle und dann zwischen Saale und Elster aufwärts zum Fichtelgebirge zog; das oberste Main- und ein Theil des Regnitzgebietes waren gleichfalls von Slaven besetzt, von der Pegnitzmündung ungefähr konnte die Grenze zum Kamm des Böhmerwaldes und längs desselben zur Donau bei Linz gezogen werden. Auch in die weiten Flußthäler der östlichen Alpen, bis in die Quellgebiete der Drau und Save hinauf, waren südslavische Völkerschaften vorgerückt. Doch darf nicht vergessen werden, daß namentlich in den gebirgigen Theilen dieser Ostländer (so z. B. in den böhmischen Grenzgebirgen) viele Germanen sitzen geblieben waren. Karl d. Gr. zeigte sich auch hierin als Urheber einer der größten Aufgaben unserer Geschichte, daß unter ihm die Jahrhunderte lang andauernde Richtung derselben nach Osten — zur Germanisirung der Slaven mit deutschem Schwert und deutscher Arbeit, später Hand in Hand mit der christlichen Mission — die Zurückgewinnung ursprünglich deutscher Gebiete beginnt. Allerdings schwer wie Eisen hat oft die Hand der Deutschen, namentlich der Sachsen, auf den Wenden geruht und sie endlich zermalmt und vernichtet, und nur gar häufig wurde den Ueberwundenen das Los härtester Knechtschaft bereitet. So kams, daß zwischen beiden Völkern eine Glut des Hasses angefacht wurde, die bei den noch erhaltenen Resten der Slaven auf deutschem Boden hie und da heute noch aufflackert. Damals fing man auch an, den edlen Namen der Slaven (d. i. die Berühmten) zur Bezeichnung der tiefsten Erniedrigung (Sklaverei) zu benützen. Und bis auf den heutigen Tag dauert dieses Zurückströmen der germanischen Völ-

kerwelle nach dem Osten fort: kräftig, unaufhaltsam vollzog es sich bis jetzt im Norden, so daß, abgesehen von den Polen, nur noch ganz schwache Reste von Slaven innerhalb des Deutschen Reiches sich finden, die offenbar alle im Verschwinden begriffen sind (s. u. Statistisches); langsamer, unsicherer, nur stückweise ging diese Zurückgewinnung deutschen Bodens im Süden von statten, ja hier bilden die Tschechen und Mähren heute noch nahe dem Herzen Deutschlands eine kompakte Masse von 4½ Mill. (S. 101 und 259), und sie sind zugleich derjenige Slavenstamm in deutschen Landen, der es auch nach seiner Verbindung mit dem alten Deutschen Reiche noch zu einer selbständigen Blüte gebracht hat („die Germanen der Slaven"), namentlich als das Land von den Luxemburgern regiert wurde.

Nachdem das Reich der deutschen Franken, in welchem Völker verschiedener Nationalität und Völkerschaften verschiedenen Stammes zu einer politischen Staatsform verbunden waren, unter Karl dem Großen den Höhepunkt seiner Macht erreicht hatte, zerfiel es bald nachher durch die Schwäche von Karls Nachfolgern und durch die trennende Kraft der Nationalitäten (Verträge von Verdun und Mersen) in eine romanische (gemischte) und in eine rein deutsche Hälfte; aus jener entwickelte sich als Hauptmacht das französische, aus dieser das Deutsche Königthum. Das deutsche Königreich umfaßte die Länder zwischen Argonnen und Böhmerwald, Nordsee und Alpen, und mußte, wie erwähnt, die ursprünglich deutschen Landstriche östlich der Saale den eingewanderten Wenden erst wieder abgewinnen. Beide Königreiche gestalteten sich allmählich auf ganz verschiedene Weise: während sich mehrere von unseren Königen zu ihrer eigenen heimischen Krone nach Karls d. Gr. Beispiel zu Rom noch eine kaiserliche holten, blieb Frankreich bloß königlich; und während bei den Franzosen das Königthum völlig erblich war, wurde unser Königthum ein Wahlreich, und bald kam es so, daß, wer gewählt sein wollte, seinen Wählern Zugeständnisse machen mußte. Städte gab es im Anfange dieser Periode nur wenige, fast nur als Reste aus der Römerzeit an Rhein und Donau, und die Ackerkultur war anfangs auch nur gering. Eine große Zahl von Nachkommen alter freier Deutschen hatte sich durch verschiedene Umstände in Hörige verwandelt und noch gab es keine Bürgerschaft als Mittelglied zwischen der Masse Unfreier und den Vasallen mit ihren Dienstleuten. Sehr wichtig ist es, die Entwickelung des Lehn- oder Feudalsystems zu kennen, aber auch den Beginn und das Wachsthum des neuen Bürgerthums, das mit und in den Städten entstand. Herrliche Herrschergestalten ziehen dabei unsern Blick auf sich, wie Heinrich der Finkler, Otto der Große, Konrad der Salier und sein Sohn Heinrich III., einige der Hohenstaufen. Nicht nur über Deutschland mit Lothringen, sondern auch über Burgund (Arelat), Ober- und Mittelitalien,

Polen und Böhmen, und für kurze Zeit auch über Ungarn und Süditalien, geboten die deutschen Könige. Aber nur wenige Jahrhunderte dauerte die eigentliche Glanzzeit des Kaiserthums. Man mag es bedauern, daß die großen Kaiser sich in Italien nicht nur Ruhm und Ehren, sondern gar häufig auch den Tod holten und daß sie die beste Kraft Deutschlands dorthin führten; sicher hatte doch auch die damit errungene und durch drei Jahrhunderte, allerdings unter „unsäglichem Weh", behauptete Universalherrschaft des deutschen Volkes für die Kultur, Gesittung und geschichtliche Größe des Vaterlandes die wohlthätigsten Folgen. Aber das war offenbar ein Unglück, daß die Dynastien so oft ausstarben, uud daß die tüchtigen Kaiser oft nur kurz, die weniger tüchtigen häufig lange regierten. Stillstand allerdings erblickt man in jenen Zeiten nirgend, weder in den Waffen, noch in den Einrichtungen des Staates, noch in der geistigen Welt. Fortdauernde Veränderung und Entwickelung, fortdauerndes Streben nach Rechten. Das Ritterthum gestaltet sich in der Klasse der Lehnsträger, Zünfte und Bürgerrecht hinter städtischen Mauern; und wie Grafen und Herzöge nach Erblichkeit der Würden, so ringt der Klerus nach größerer Macht, und im Klerus selbst hebt sich die monarchische Gewalt des Pabstes empor, die zuletzt die weltliche Hoheit zu übersteigen sucht.

Merkwürdig und reichhaltig, doch von schlimmen politischen Folgen für Deutschland sind deshalb besonders die zwei Jahrhunderte, von 1073, wo Kaiser Heinrich IV. mit seinen Fürsten in Streit geräth und zugleich Gregor VII. den Stuhl Petri besteigt, bis 1273, wo Rudolf von Habsburg erwählt wird. Man kann sie das Zeitalter der Hohenstaufen (Waiblinger), oder der Kreuzzüge, oder der Vollendung des hierarchischen Systems, oder Blütezeit des Ritterthums, der ritterlichen und Minnepoesie und der Kirchenbaukunst, oder auch des Wachsthums städtischer Freiheit nennen. Leider verlor das Kaiserthum, obwohl zwei ausgezeichnete Männer, Friedrich Rothbart und der geistreiche Friedrich II. das Scepter führten, zuletzt an Macht und Würde; denn während seines zwiefachen Kampfes mit der Hierarchie und den freien Städten Italiens machten sich die Großen des Reiches aus Vasallen und Oberbeamten zu wirklich regierenden Fürsten, und mehrere bischöfliche und königliche Städte erlangten Reichsfreiheit. 1232 mußte Friedrich II. jenen die schon faktische Landeshoheit auch staatsgesetzlich zusichern, und 1226 war unter andern schon Lübeck, 1229 auch Frankfurt völlig freie Reichsstadt.

Kleinlicher wird nunmehr mit dem Ende des 13. Jahrhunderts die Geschichte Deutschlands. Das Verhältnis zwischen dem deutsch-römischen Kaiserthum und der übrigen abendländischen Welt ist ein ganz anderes geworden; keine Kaiser gleich den genannten stehen mehr an der Spitze. Wer

unter den Fürsten das königliche Scepter erhält, sorgt fortan mehr für sein Haus als für das Reich. Selbst ein Rudolf von Habsburg, ein Ludwig von Baiern, ein Max I. von Oesterreich sind zu schwach, um wirklich Könige eines Reiches zu sein, worin die buntverschlungene Menge von geistlichen und weltlichen Reichsständen zu keiner Einigkeit, zu keiner großen Unternehmung zu bringen war. Wenn man von dieser Seite nichts Erfreuliches sieht, so gewährt doch der Blick auf die innern Bewegungen der kleinen deutschen Staatenwelt manchfaches Interesse. Die Bürgerkraft ringt mit der ritterlichen, und ihre Erfolge sind die einzigen Lichtblicke in dieser Periode unserer Geschichte. Die Hansa im Norden, die schweizerische Eidgenossenschaft im Süden tragen den Preis der Selbständigkeit und des Muthes davon. Gewerbe und Handel blühen im 14. und 15. Jahrh. wie nie zuvor. Der Wohlstand der Städte begünstigt außer der Kunst auch die Wissenschaft; der Geist des Forschens beginnt sich stärker zu regen, und Erfindungen von hoher Wichtigkeit, vor allen die der Buchdruckerkunst (1436), gereichen den Deutschen zur Ehre. Das Feudalsystem wird zuletzt wie durch den Bürgerstand so durch die Artillerie, das Uebergewicht des Klerus aber durch Verbreitung der Studien des griechisch-römischen Alterthums erschüttert; doch jeglicher Körperschaft, Adel, Klerus und Bürgerthum, droht zuletzt die wachsende Fürstenmacht mit überwiegender Herrschaft. Stehende Heere kommen auf. So nimmt der Geist des Mittelalters allmählich eine andere Farbe, eine andere Richtung an.

Um so mächtiger und durchgreifender erscheint deshalb im 16. Jahrh. ein neuer Versuch der Kirchenreform. Schon früher im 13. Jahrhundert war ein solcher gemacht, aber mit unmenschlicher Grausamkeit unterdrückt worden. Im 15. Jahrhundert erging der Ruf nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern laut und eindringlich nicht nur durch Deutschland, sondern durchs ganze Abendland, nicht nur vonseiten weltlicher Fürsten, sondern auch vonseiten hochgestellter Kleriker: jedoch die reformatorischen Concilien zu Pisa, Kostnitz und Basel richteten nichts aus, als daß sie das päbstliche Schisma beseitigten und die Macht des Pabstthums neu festigten, während die als so dringend nothwendig empfundene Entmängelung nicht zu erreichen war, die kirchlich-politischen Reformpläne unseres Kaisers Sigismund undurchgeführt blieben. Der Reformationsversuch des 16. Jahrh. aber konnte nicht wieder abgewiesen und unterdrückt werden: er ging vom Volke selbst aus und fand so begeisterten Wiederhall in den Herzen der Völker, daß nicht nur die deutsche, sondern (vielleicht mit Ausnahme der spanischen) alle abendländischen Nationen ihm zugefallen wären, hätte sich nicht vielerorts, besonders nach Gründung des Jesuitenordens, Fürsten- und Priestermacht mit Schwert und Scheiterhaufen dagegenge-

stemmt. Ein großer Kaiser, wie etwa der Hohenstaufe Friedrich II., der von seinen Zeitgenossen unverstanden geblieben, weil er seiner Zeit um zwei Jahrh. voraus war, hätte bloß durch Benutzung des Zeitgeistes ein wahrhaftes deutsches Reich nun gründen können. Allein Karl V., dem nur sein gewaltiger Länderbesitz (Niederlande, Spanien und die amerikanischen Nebenländer, Neapel mit Sizilien, Oesterreich mit Ungarn und Böhmen) und die Kaiserkrone äußere Größe verlieh, war nicht dazu geschaffen; durch Erziehung und Charakter mehr Wälscher als Deutscher, unbekannt mit den deutschen Verhältnissen, konnte er den Geist und die Bedürfnisse des deutschen Volkes nicht verstehen. In seinem Streben nach Weltherrschaft glaubte er die Kirche und die kirchliche Bewegung als Mittel zur Erreichung politischer Ziele benützen zu müssen, und wechselnd, wie die politischen Verhältnisse, war deshalb auch sein Verhalten zur deutschen Reformation. So wurde Deutschland unter ihm der Tummelplatz religiöser Leidenschaften und blutiger Kämpfe; und wie der Kaiser selbst die Reformideen schließlich mit spanischen Truppen bestritt, so glaubten auch die Fürsten das Recht zu haben, ihre Völker zu ihrem eigenen Glaubensbekenntnis nöthigen zu können („cujus regio ejus religio"). Da der Kaiser sich dagegen erklärte, so wurde die Reformation von der Mehrzahl der Fürsten durchgeführt und zwar auf Kosten der Reichseinheit.

Vom politischen Standpunkte aus ist es sicher tief zu bedauern, daß die Idee der Reformation nicht vollständig durchdrang und deshalb die Reformationsbewegung nicht mit einer Einigung des deutschen Volkes abschloß, da einerseits das politische Interesse mancher deutschen Fürsten, anderseits die unheilvolle, aber erfolgreiche antireformatorische Thätigkeit der Jesuiten an vielen deutschen Fürstenhöfen dies zu hindern die Mittel fanden. Vergebens verglich man sich zu Augsburg 1555. Alles blieb voll Argwohn und theologischem Hader, bis endlich, durch des jesuitisch erzogenen Kaisers Ferdinands II. Bigotterie und Herrschsucht entzündet, der fürchterliche 30 jährige Krieg ausbrach, der schließlich in einen wilden Eroberungskrieg ausartete, den Ausländer auf deutschem Boden und um deutsche Länder kämpften und der Deutschland in materieller und geistiger Beziehung um mehr als zwei Jahrhunderte zurückwarf. Der westfälische Friede beruhigte zwar endlich die Parteien und setzte ihre Rechte fest, das hohe Gut der Gewissensfreiheit war zwar gerettet — aber um welchen Preis! Die Schweiz und Holland wurden für immer vom Reiche getrennt, Schweden behielt mit Pommern das Mündungsgebiet der Oder, dazu noch Wismar und die Mündungsgebiete der Elbe und Weser, beherrschte also den ganzen Norden Deutschlands, Frankreich drang bis an den Oberrhein vor, indem es die österreichische Landgrafschaft Elsaß erhielt und die lothringischen

Bisthümer nicht wieder herausgab, das **Reich**, das als solches unter den friedenschließenden Mächten nicht einmal genannt wurde, hörte in **seinem alten Bestande auf zu existiren**, indem die Reichsstände das Recht der Souveränität erhielten. Tief war das Vaterland gesunken, in seinem äußern und innern Leben war es gebrochen; in politischer Macht und materiellem Wohlstand, in Religion, Geistesbildung, Sitte, Sprache, Achtung nach außen war ein Zustand grenzenloser Erniedrigung eingetreten, der ein volles Jahrhundert, bis zu Friedrichs II. Zeit, andauerte. Unter solchen Umständen war es den französischen Königen dann ein Leichtes, ein Stück nach dem andern von unserm verfallenden Reichskörper abzureißen.

Denn das Reich blieb, aber in vielerlei Stücke und Partikelchen gespalten — ein Unheil, das aus der kurzen Dauer der ersten Kaiserdynastien herrührte. Hätte sich ehemals den Vasallen der Krone nicht wiederholte Gelegenheit zur Wahl eines Oberhauptes, also auch zum Stimmenverkauf geboten, so wäre von den oberherrlichen Rechten nicht eins nach dem andern veräußert worden, um die Wahlherrn damit zu belohnen und zu Regenten zu machen. Hierin liegt der Hauptgrund der Vielherrschaft, nicht aber, wie man hie und da meint, in einer Stammesverschiedenheit; denn wer könnte die Hunderte von Staaten, in welche unser Reich auswuchs, und die so häufig ihre Grenzen änderten, für ebensoviele Stämme halten wollen? oder gäbe es wirklich einen Stamm der Detmolder, Schwarzenburger, Hannoveraner, Badenser, Meininger, Oldenburger rc.? Gewiß nicht; und überhaupt erwächst jedes größere Volk aus mehreren ursprünglich kleineren, die sich bei gleicher Sprache leicht vereinen und ihre Sicherheit, ihre Macht eben in dieser innigen Vereinigung finden. Widrige Schicksale sind es allein, die ein großes Volk, das sich als solches schon fühlte, aufs neue in Volksschaften zertheilen. Das war Deutschlands Los, und überall unter den **Fürsten Selbstsucht und Ausländerei, kein Nationalgefühl**. Seit die großen europäischen Mächte auf deutschem Boden sich gestritten, erhielt sich jede eine Partei unter den Reichsständen, und gar manche hohen geistlichen und weltlichen Fürsten bezogen Pensionen vom Auslande; und da der französische Hof des Louis XIV. überaus glänzend war, so verbreitete sich leicht durch viele deutschen Residenzen die Nachahmung desselben mit Prachtliebe und Herrscherei, während in den Freistädten der ehemals muthige ehrenfeste Bürgersinn zur Spießbürgerei herabsank. Von der Unbehilflichkeit und Langsamkeit der Reichstagsverhandlungen zu Regensburg ging pedantische Umständlichkeit in alles öffentliche Leben, der schwerfällige Kanzleistil in die Literatur über, in welcher die deutsche Sprache durch zahllose französische Wörter und Redensarten zu einem widerlichen Gemengsel in Versen und Prosa verunstaltet wurde.

So stand wahrlich Deutschland am Ende des 17. Jahrh. in mancher Hinsicht tiefer als im Beginn des 13., jedoch nur vorübergehend, nur erschöpft durch langen innern Streit und durch die zerstückelte Staatsform. Der Kern des Volkes war noch tüchtig, noch ungeschwächt. Die bösen Früchte des im 16. Jahrhundert begonnenen Kampfes hatte man geerntet; die guten, nämlich die Entfesselung des Geistes und die Wiederbelebung des Nationalgefühls, waren erst noch zu ernten. Sobald das Schwert des kirchlichen und politischen Zwiespaltes wirklich im Ernst beiseite gelegt war, konnte man die Idee, worüber gekämpft worden, ruhiger betrachten und von dem gewonnenen Rechte freier Forschung Gebrauch machen. Dies war dem 18. Jahrhundert aufbehalten; schon in dessen Beginne kam der deutsche Name durch einzelne vorzügliche Köpfe (Leibnitz und Wolf als Philosophen, Mosheim als Theolog, Mascov als Beleuchter altdeutscher Geschichte, und selbst durch außerordentliche Tonkünstler wie Händel und Seb. Bach) zu neuen Ehren. Sehr viel trug Preußens bestverleumdeter König Friedrich II. (1740—1786) dazu bei. Was er, obwohl die französische Literatur vorziehend, dennoch bloß durch sein Dasein für die deutsche gethan hat, ist nie genug zu schätzen. In ihm besaß der Deutsche zum erstenmal seit Jahrhunderten wieder einen von aller Welt gefeierten einheimischen Monarchen; selbst der Franzose Fleury mußte ihm gegenüber bekennen: Ihr seid der Schiedsrichter von Europa. Des Königs eigne Achtung vor der Freiheit des Denkens regte die Denker auf, seine Heldenthaten weckten das Vaterlandsgefühl und beflügelten Ideen und Sprache. Mit kritischer Untersuchung verband sich neue dichterische Lust, und rasch öffnete sich die jetzige deutsche Literatur, worin Kleist, Gleim, Gellert, Klopstock, Winkelmann u. a. vorangingen. In Sachsen und Preußen, überhaupt im größten Theile des überwiegend protestantischen Nord- und Mitteldeutschlands, in Süddeutschland in Würtemberg u. s. w., in mehreren freien Städten und Universitäten, zeigte sich der neue Umschwung der Gedanken und Ansichten, und wirkte so kräftig, daß auch die andere Hälfte des Reiches davon ergriffen wurde, und die geistige Aufklärung es war, die endlich die so lange entzweiten Brüder Eines Volkes, Einer Sprache wieder mit einander befreundete. Der Friede von 1763—1792 war das begünstigende milde Wetter, worin der Baum des Lebens aufschoß. Als 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, als Kaiser Joseph ein Toleranzedikt gab, als auch geistliche Fürsten, z. B. die Freiherrn von Erthal (der eine als Bischof von Würzburg, der andere als Erzbischof von Mainz) ihre Universitäten verbesserten, da konnte das Licht neuer Forschungen selbst nach Altbaiern und Oesterreich dringen. Ueberall wirkten die Begriffe von Duldung und Humanität, während die Fülle der unsrer Nation innewohnenden Geisteskräfte

sich immer mehr entfaltete. Welche Namen: Lessing, Wieland, Herder, Kant, Goethe, Joh. Müller, Bürger und Voß, Schiller, Wolf und viele andere, welche allzumal die klassische Periode der deutschen Literatur bezeichnen!

Nur eines fehlte noch: der morsche, abgelebte Reichskörper hätte sich verjüngen, unser Volk in seine alte politische Würde wenn nicht als die Hauptmacht, so doch als eine der Hauptmächte Europas wieder eintreten sollen. Aber dies war unter den damaligen Verhältnissen unmöglich, und dahin trübte sich deshalb auch eher die Aussicht, als daß sie heller geworden wäre. Auf Friedrich und Joseph folgten minder erleuchtete Häupter und obenein war der nationale Gedanke und der politische Sinn noch viel zu wenig geweckt und entwickelt, war das deutsche Volk mit seiner geistigen Bildung noch zu vielfach beschäftigt, so daß man der großen politischen Mängel nur beiläufig gedachte. Erst unerwartete europäische Ereignisse mußten darauf einwirken, und thaten es in einer Weise, die den trübseligen Zustand des sogenannten Deutschen Reiches von neuem und in seiner ganzen Blöße herausstellten. Die große französische Revolution (von 1789 ff.) gab die Veranlassung. Alle Throne schienen von ihr bedroht, weshalb sofort die Herrscher sich zu ihrer Bekämpfung aufmachten; doch den Hoffnungen auf Sieg folgte Unglück auf Unglück. Was an Frankreich grenzte, ward erschüttert. Das Deutsche Reich gerieth an den Rand des Abgrundes; ein Stück davon nach dem andern, das ganze linke Rheinufer, ja ganz Nordwestdeutschland bis an die Weser, Unterelbe und Trave ging verloren, und was übrig blieb, wechselte seine bunt verschlungenen innern Grenzen fortwährend. Manchem Fürsten glückte es, für eingebüßte Besitzungen auf Unkosten andrer, namentlich der geistlichen, deren weltliche Herrschaft gänzlich verschwand, entschädigt zu werden; und manche, um Deutschland weniger als um eignen Vortheil bekümmert, schlossen sich mit völliger Hingebung dem siegenden Feinde gegen die eignen Landsleute an. Gleich den Prälaten verloren fast alle Reichsstädte ihre Selbständigkeit, und eine Menge kleiner Fürsten, Grafen und Reichsritter wurden mediatisirt oder mittelbar gemacht, d. h. unter Landeshoheit anderer Fürsten gestellt. Der morsche Reichsverband löste sich zuletzt ganz auf und machte unter Napoleons Protektion einem Rheinbunde Platz, worin jeder Fürst ein souveräner hieß und alle aus alter Zeit noch übrigen landständischen Rechte nach Belieben abschaffen konnte. Infolge dessen sah sich Kaiser Franz II. genöthigt, am 6. August 1806 die deutsche Krone niederzulegen, nachdem er schon 1804 den Kaisertitel auf eines seiner Erbländer, Oesterreich, übertragen hatte. Preußen ward halb zertrümmert, das eben so gedemüthigte Oesterreich an Umfang stark beschnitten, während Baiern u. a., die zu Paris den Königstitel sich geholt hatten, sich mit

doppelter Vergrößerung belohnt sahen. Alle Genossen Napoleons waren ihm indes zum Gehorsam verpflichtet, und der fürchterlichste Druck lastete überall. Deutschland lag somit in tiefer politischer Erniedrigung, und sieben leidensvolle Jahre hindurch, bis endlich, nach Napoleons ungeheurem Verlust auf Rußlands Schneefeldern, sich 1813 die Kraft unserer Nation, Preußen voran, gegen das französische Joch ermannte und das Vaterland siegreich befreite. Es wird dies ewig ein Glanzpunkt in der deutschen Geschichte bleiben, und auch insofern bedeutend, als das Abwerfen der Fremdherrschaft die Sehnsucht verstärkte nach Befreiung von der innern politischen Zerspaltung und Unmündigkeit, als der Ursache der erlittenen Unfälle.

Dies sprach sich gleich nach den Befreiungskriegen lebhaft und in den manchfaltigsten Ansichten aus. Besonders ward Sicherheit im Innern gegen jegliche Willkür, sowie den europäischen Staaten gegenüber die Herstellung Deuschlands als einer geschlossenen Macht gewünscht; und da man überdies auf Erfüllung gemachter Zusagen rechnen durfte, so war alles voll Hoffnung auf den Wiener Congreß.

Die Weltgeschichte zeigt, daß selten die Früchte großer Ereignisse so schnell reifen, als die Ungeduld der Mitlebenden es erwartet. So entschwand auch den ernüchterten Kämpfern der Befreiungskriege das, was sie schon der Verwirklichung nahe glaubten — nämlich die Wiederherstellung der Einheit und Macht Deutschlands — wie ein lichter Traum und ließ ihnen nur ein Zerrbild dessen zurück, was sie ganz und voll errungen wähnten. Unsere Fürsten wollten vor allen Dingen vollständig unabhängig bleiben — selbst diejenigen, die nicht einmal über 100000 Einwohner geboten — und da sie doch auch in Verbindung miteinander stehen wollten, so suchten sie nach einer Einigung ganz besonderer Art. Nachdem man deshalb des Reiches Grenzen nur unvollkommen hergestellt, das Elsaß bei Frankreich belassen, den burgundischen Kreis des Reiches (Belgien) sogar an Holland vergabt, und Napoleons Länderschenkungen in Deutschland anerkannt hatte, wurde statt des ehmaligen Reichsverbandes nur ein Staatenbund errichtet, in welchen 34 Monarchien und 4 Städterepubliken Aufnahme fanden (30 Mill. Einwohner). Die Bundesbehörde (der Bundestag) erhielt ihren Sitz in der freien Stadt Frankfurt a. M. und bestand aus den Gesandten sämmtlicher souveräner Mitglieder des Bundes, sowohl der Fürsten als der Freistädte, auch solcher Fürsten, die den größeren Theil ihres Ländergebietes im Auslande hatten (Oesterreich, Dänemark, Holland). Den mächtigeren verlieh man mehr Stimmen als den schwachen; über wichtige Gegenstände nämlich, wo es Grundgesetze des Bundes beträfe, sollten 69 Stimmen, sonst nur 17 abzugeben, und zur entschiednen Mehrheit zwei Drittel derselben

erforderlich sein. Für gemeinschaftliche Kriege setzte man die Zahl der Bundestruppen fest (1% der Bevölkerung); doch blieb natürlich die Organisation des Bundesheeres stets eine sehr unvollkommene und schwache, besonders die Truppen der kleineren Bundesglieder bildeten nur eine Art ehmaliger Reichsarmee, ferner bestimmte man, daß kein Bundesglied für sich allein mit dem Feinde unterhandeln könne. Kriege, die ein Bundesstaat in seiner Eigenschaft als europäische Macht führe, sollten dem Bunde ganz fremd bleiben. Die Festungswerke von Mainz, Luxemburg, Landau, Rastatt und Ulm wurden dem Bunde zur Verfügung gestellt. Alle Souveränitäten blieben dabei dem Auslande gegenüber durchaus selbständig, mit eigenen Gesandten und Verträgen. Was schließlich die Wünsche des deutschen Volkes betraf, so versprach die Bundesakte (§. 13) landständische Verfassungen, jedoch ohne nähere Bestimmungen über das Wann und Wie, was den Regierungen überlassen blieb. — Den meisten Einfluß im Bundestage übte der österreichische Gesandte als Vorsitzender in der Versammlung und oft im Gegensatze zu den Absichten Preußens; die Mittel- und Kleinstaaten schwankten, je nachdem es ihr Interesse zu erheischen schien und je nach dem vorherrschend bei ihnen geltend gemachten Einflusse, zwischen den beiden rivalisirenden Großmächten hin und her. Deutsch-Oesterreich war indes nur ein kleiner Theil des großen, aus allerlei Nationen bestehenden Kaiserreiches, das unter seiner Bevölkerung kaum 8 Mill. Deutsche zählte; der Herrscher desselben nahm natürlich mehr Rücksicht auf sein eigenes Reich als auf Deutschland. Er schloß sich deshalb auch dem von Preußen ausgegangenen Deutschen Zoll- und Handelsvereine nicht an, der während dieser Zeit wenigstens nach einer Seite hin, auf dem Gebiete der materiellen Interessen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen wach erhielt. Diese höchst nützliche Einrichtung wurde im Jahr 1828 durch die Zollvereinigung des größten Theiles von Preußen und des Großherzogthums Hessen gegründet, der sich gar bald einige kleinere, von preußischen Gebietstheilen gänzlich eingeschlossene deutsche Staaten zugesellten und die damals 5200 Q.-M. mit 13 Mill. Einw. umfaßte. In den folgenden Jahren schlossen sich die süddeutschen Staaten an, andere folgten, so daß sie 1838 bereits 8000 QM. mit 26 Mill. umschloß. Vor Neugründung des Deutschen Reiches 1870, also nach dem Anschluß schließlich auch noch Mecklenburgs, Lübecks und Schleswig-Holsteins war das Werk der deutschen Zolleinigung nach 40jähriger rastloser Thätigkeit vonseiten Preußens insofern vollendet, als nun der Verein ganz Norddeutschland (mit Ausschluß der Freihafengebiete von Hamburg und Bremen) mit Luxemburg, sowie das südwestliche Deuschland (9666 Q.-M. mit 38 Mill. E.) umfaßte. Preußen, der größte rein deutsche Staat, mit 16 Mill. Deutschen, mußte

natürlich die Angelegenheiten des Bundes ganz anders betrachten, als der österreichische Kaiser. Beide Mächte hatten verschiedene Ziele im Auge und übten deshalb oft entgegengesetzten Einfluß auf die anderen Bundesglieder. Der Bundestag vermochte nichts dagegen. Ohne Oberhaupt, unterhielt er auch keine Gesandtschaften bei fremden Mächten; das war nur Sache der Großstaaten Preußen und Oesterreich, neben deren Botschaftern man an fremden Höfen auch Gesandte von unsern Mittelstaaten sah, die sich häufig und nachtheilig genug von außerdeutschen Mächten beeinflussen ließen. Der Bundestag galt deshalb im Auslande wenig, der Zollverein war sogar wichtiger, und niemand konnte sichs verhehlen, daß mit dem lockern Staatenbunde von 1815 nichts zustande gekommen, was politisch besser gewesen wäre als der vorherige Reichsverband.

So wenig demnach dieser Staatenbund befriedigen konnte, so hatte doch mindestens die Zusage ständischer Verfassungen, womit auch bald einige Staaten rühmlich vorangingen, etwas Erfreuliches. Fürs erste athmete Deutschland wenigstens wieder von fremdem Joche frei, und genoß des lange entbehrten Friedens, und der Friede war dauernd und in vieler Beziehung beglückend, wie der, welcher den Thaten Friedrichs des Großen gefolgt war. Der deutsche Fleiß schaffte die Ruinen fort, die an den Krieg erinnerten; der Landbau verbesserte sich, die Gewerbe blühten wieder auf, die Zahl brauchbarer Heerstraßen wuchs, und bald fuhren Dampfschiffe auf den Strömen, denen eifrigst die Anlage von Eisenbahnen folgte. Der Verkehr im Innern belebte sich, wie der in den Häfen des Nordens, wo namentlich Hamburg und Bremen zu Welthandelsplätzen ersten Ranges heranwuchsen, von den innern Zollschranken fiel eine nach der andern, und der Staatshaushalt der meisten Länder ward geregelt wie selten zuvor, sowohl in Preußen, wo der Könige Einfachheit und Sparsamkeit wirkte, als auch da, wo das Institut der neuen ständischen Kammern zunächst in finanzieller Hinsicht seine Nothwendigkeit bewährte und den Bauernstand in der Ablösung von allerlei mittelalterlichen Lasten, Zehnten z. B. und Druck der Jagdrechte, zu erleichtern suchte. So hob sich das Selbstgefühl der Bürger und Bauern. Da und dort wurden auch neue Gesetzbücher berathen und eingeführt; wie denn überhaupt im geistigen Gebiete nicht mindere Regsamkeit herrschte, als im materiellen. Am Schulwesen wurde hin- und hergeändert, oft sogar gebessert, außer daß man in Betreff der Volksschulen zu sehr sparte, und für den höhern Unterricht häufig zu ausgedehnte Lehrpläne und Examina vorschrieb. — Das Studium der mathematischen und der Naturwissenschaften verbreitete sich in dieser Friedenszeit ganz besonders, sowohl wegen des eignen innern Werthes, als auch wegen des industriellen Nutzens; wer hat nicht die Namen: Fraun-

hofer, Gerstner, Gauß, G. J. Jakobi, Poggendorf, Magnus, R. Mayer, Kirchhoff, Clausius, Rose, Ehrenberg, Liebig, Werner, Cotta, Bessel, Hufeland, Oken, Humboldt, Häckel ꝛc. gehört! — In der Geschichte vermehrte sich die Reihe trefflicher Werke durch die von Heeren, Manso, Raumer, Drumann, Hammer, Kurz, Dahlmann, Kortüm, Wachsmuth, Löbell, Schlosser, Häußer, Menzel, Gervinus, Ranke, Döllinger ꝛc., während K. Ritter der Schöpfer der vergleichenden Erdkunde wurde. — Ebenso stellten Grimm und Becker in der deutschen Grammatik Muster für andere Nationen auf, während Lachmann, Bopp, Schmeller, Schleicher, Pfeiffer, Holtzmann u. a. auf verwandten Gebieten der Linguistik Neues und Großes schufen. — In der Philosophie, die der Deutsche als ein vorzügliches Feld seines Ruhmes anspricht, bethätigten sich die Denker nach wie vor (nach Leibnitz, Wolf und Kant: Fichte, Herbart, Hegel, Schelling, Baader, Schopenhauer, Feuerbach ꝛc.). Doch hörte man leider vorzugsweise solche Meister bewundern, die sich über die Grenzen des menschlichen Verstandes mit Wegwerfung der gemeinen Logik hinaus schwangen; es scheint aber, daß weder Hegels gepriesene Dialektik, noch später des gealterten Schelling Offenbarung der Offenbarung den Schleier der Isis gelüftet haben. Sisyphus-Arbeiten! — Ein ähnliches Geschick waltete in der Theologie, wo man das äußerste Ziel der Forschung erstrebte und der Rationalist allen Glauben, wie der Identitätsphilosoph allen Verstand zu beseitigen suchte. Da indes die Menschheit nicht bestehen kann ohne Befriedigung des Bedürfnisses nach Religion, das uns eingeboren ist, so wendet man sich auch bereits wieder zum Glauben hin. — Herrlicher gedieh die bildende Kunst. Welche Bauten, wie die von Schinkel, Ohlmüller, Ziebland, Gärtner, Klenze ꝛc.! Welche Gemälde, wie die von Overbeck, Cornelius, Lessing, Lindenschmitt, Schnorr, Kaulbach, Rottmann, Achenbach ꝛc.! Welche Statuen und Skulpturen, wie die von Dannecker, Rauch, Schwanthaler, Rietschel ꝛc.! Dazu die Werke der (zu München) wiedererstandenen Glasmalerei und des kunstvollen Erzgusses! Gewiß ist, daß diese Künste völlig die hohe Stelle einnahmen, wo vorher Musik und Poesie, zuletzt in den Werken von Haydn und Beethoven, Goethe und Schiller, ihre Triumphe gefeiert. — Die Poesie trieb noch, in wirklicher Schönheit, einzelne epische und lyrische Blüten, z. B. die von A. Grün, Hamerling, Uhland, Rückert, Geibel u. a.; das Drama dagegen sank in Vernachlässigung, da das Publikum, mit Opern über Gebühr bewirthet, sich an locker zusammengesetzte Situationen, leer an Gedanken und Charakteren, gewöhnte und sein Ergötzen an dergleichen fand, sofern nur das Auge dabei durch theure Dekorationen und Balletsprünge gereizt, das Ohr von musikalischem Pomp umspielt und umbraust wurde. Große Musikfeste jedoch, die oft Tausende von Spielern und Sängern zur Aufführung großartiger Compositionen

früherer Meister versammelten, wirkten rühmlich entgegen. Bald tauchten auch wissenschaftliche Vereine, worin uns die Schweizer durch die schon im vorigen Jahrhundert gestiftete Schinznacher Gesellschaft mit ehrenwerthem Beispiel vorangegangen, einer nach dem andern auf: naturhistorische, ökonomische, medicinische, philologische, germanistische, geographische &c., die allzumal Deutschlands gesonderte Theile einander näherten, und in der That mehr, als eine deutsche National-Akademie vermocht hätte, Ideenaustausch förderten und deutschen Gemeinsinn weckten.

In solcher Weise vergingen 50 Jahre fast ungestörten Friedens. Materiell und geistig manchfach beschäftigt, mit lebhafter Theilnahme von einem Thema des Tages zum andern übergehend, war die Nation in vieler Hinsicht fortgeschritten. Dem Beobachter entging indes nicht, daß der Gegensatz zwischen den Fortschritten und den politischen Zuständen immer stärker hervortrat; in tausenderlei Beziehungen machten sich die Mängel der unvollkommenen Verfassung Deutschlands bei der gesteigerten materiellen und geistigen Thätigkeit der Nation mehr und mehr fühlbar. Von den zwei großen politischen Fragen, welche Deutschlands Geschichte während dieser 50 Friedensjahre wesentlich bewegten, nämlich der Einführung konstitutioneller Verfassungen in den Einzelstaaten und der Schaffung größerer nationaler Einigung, hatte die erste in den meisten Mittel- und Kleinstaaten eine mehr oder minder befriedigende Lösung gefunden, während freilich die Regierungen der beiden Großstaaten lange Zeit hartnäckig die Erfüllung der gegebenen Versprechungen und der berechtigten Forderungen ihrer Völker von sich wiesen. Die andere der beiden Hauptfragen unserer Nation jedoch schien in dem letzten Jahrzehnt jener Friedensperiode mehr und mehr unlösbar. Und doch verlangte das wachsende Nationalgefühl immer dringender eine Aenderung der Bundesverfassung, und doch wurde die Sehnsucht nach einem gemeinsamen großen Vaterlande, nach einer besseren politischen Einigung als der unbefriedigende Staatenbund und sein Organ, der Bundestag, sie bot, immer größer und lebendiger! Ungezählt ist die Fülle von Talenten und Charakteren, welche der gute Geist unserer Nation in den letzten Geschlechtern verwandt hat, um uns aus der Dürftigkeit, Enge und Zerstückelung deutschen Lebens herauszuhelfen; ungezählt die Fülle pflichttreuer Beamten, Volkslehrer, Schriftsteller und Geschäftsmänner, welche in den kleinen Kreisen des vielgetheilten Deutschlands in stiller, dauerhafter, liebevoller Arbeit ihr Leben aufwandten, zu regieren, zu bewahren, fortzubilden, den nationalen Gedanken zu pflegen, den Mangel an nationalem Selbstgefühl, den das widrige Geschick der vorangegangenen 2 Jahrhunderte unserem Volkscharakter aufgeprägt, überwinden zu helfen. Und all diese redliche, treue, selbstlose

Hingebung sollte vergeblich sein? Unmöglich! Um so tiefer mußten sich deshalb edle deutsche Gemüther verletzt fühlen, wenn sie wahrnahmen, wie zwar deutsche Wissenschaft und Kunst gebildeten Ausländern Achtung abzwangen, wie zwar der deutsche Arbeiter wegen seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit im Auslande geschätzt wurde, wie aber der Deutsche als Glied einer Nation allgemein misachtet war, wie andere Nationen, die an innerer und äußerer Tüchtigkeit der unsrigen nachstehen, auf uns als Nation mit Geringschätzung herabsahen, die wir im günstigsten Augenblicke, als glänzende Sieger, eine verlorne Nationalität nicht wiederzugewinnen verstanden hätten. Und das deutsche Volk trug ja doch so wenig Schuld daran! Am Beginne des Jahrhunderts konnte man sich allenfalls noch durch die poetische Glorie unserer Sprache für entschädigt halten; aber später reichte dieser Trost nicht mehr aus, umsoweniger, je weiter die Bildung sich verbreitete und je stärker die Bedürfnisse der geistigen und der materiellen Kultur die Sehnsucht nach wahrer vaterländischer Einheit aufregten. Zwar hätte die Bundesversammlung Manches thun können, dies Schmerzensgefühl zu lindern; denn wo wäre eine Verfassung noch so mangelhaft, die einer Regierung nicht Mittel und Wege böte, dennoch für das Wohl des Volkes zu wirken? Aber der Bundestag war keine Regierung des deutschen Volkes, wollte keine solche sein, und zu dem beregten Zwecke geschah deshalb nichts, ja eher das Gegentheil. Während seines 50jährigen Bestehens ist von dem Bundestage wohl kaum ein Gesetz ausgegangen, welches das Wohl des deutschen Volkes befördert oder auch nur im Auge gehabt hätte. Er betrachtete es als seine Hauptaufgabe, die mittleren und kleinen Souveräne in ihrem Besitze und in Ausübung ihrer Regierungsrechte zu schützen; sich auch des Volkes gegen rechtswidrig handelnde Fürsten anzunehmen, sah er sich nicht veranlaßt, was recht augenscheinlich zutage kam, als Oesterreich trotz Artikel 13 der Bundesverfassung in den Bahnen starrsten Absolutismus weiterregierte, als Preußen die zum Danke für die außerordentlichen Anstrengungen und Opfer im Befreiungskriege dem treuen Volke versprochene konstitutionelle Verfassung 35 Jahre lang verweigerte und freimüthige Erinnerungen an das gegebene Versprechen mit Einkerkerungen bestrafte, als der König von Hannover die Verfassung seines Landes strich, als der Kurfürst von Hessen die seinige wiederholt schwer verletzte und mehrere Jahre mit seinem Volke darüber im Zwiste lag. Man half nicht, man strafte sogar das Hessenvolk von bundeswegen mit baierischer Exekution und ließ österreichische Truppen in Holstein einrücken, das sich der dänischen Gewaltherrschaft zu erwehren suchte. Der Bundestag ließ die Rheinuferstaaten über das jusqu'à la mer viele Jahre lang Noten wechseln, er kümmerte sich nicht um Ausgleichung der Münzen und Maße, nicht um ein für ganz Deutschland nothwendiges

Gesetzbuch und gleiches Gerichtsverfahren, nicht um unsere Handelsinteressen im Auslande u. s. w.; ja der vorsitzende Bundesstaat selber hielt sich möglichst abgeschlossen von den übrigen und widerstrebte allem, was gemeinsam willkommen für Deutschland hätte sein können. Man hätte den Bundestag kaum als vorhanden gedacht, wären nicht dann und wann strenge Polizeivorschriften von ihm erlassen worden, welche vorzüglich die Presse und die studirende Jugend betrafen und auf Erdrückung misliebiger politischer Ansichten abzielten. Kein Wunder, daß die Nation seiner überdrüssig wurde, gerade wie früher des Regensburger Reichstages, und daß jenes Misvergnügen, welches der Mangel einer größern Nationaleinheit erregt hatte, sich auch dahin, wo das Vaterlandsgefühl in minderem Grade vorhanden war, durch alle Volksklassen, und nicht bloß in den politisch bewegteren kleinen Staaten verbreitete, sondern auch in den zwei größten, deren Regierungen keine Theilnahme des Volks an der gesetzgebenden Gewalt zugelassen.

Viel Zündstoffe, edler und unedler Art, im Gesammtvaterlande wie in den Einzelstaaten, in der Kirche, in der Gesellschaft, im geistigen Leben des Volkes überhaupt, lagen demnach aufgehäuft; daher brachte denn auch die bloße Nachricht von der Februarrevolte zu Paris 1848 eine Bewegung bei uns hervor, die einem Lavastrome gleich von Südwest nach Nordost sich durch ganz Deutschland hinwälzte. An hundert Orten rotteten sich Massen Volks zusammen; überall folgten auf Forderungen an Fürsten und Minister rasche Befriedigung oder doch Zusagen. Jetzt in der Noth berief man eiligst zu Berlin und Wien konstituirende Versammlungen, durch deren Uebergriffe die beiden Großstaaten tief erschüttert und geschwächt wurden; und außer diesen und den thätigen Landständen der übrigen Staaten sah man plötzlich neben dem machtlosen Bundestage noch ein aus dem gesammten deutschen Volke mit Zustimmung aller Regenten gewähltes Volks-Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt tagen — eine Erscheinung, ebenso neu und wunderbar in unserer Geschichte, wie einst die große Kirchenreformation. Auch das Parlament sollte eine Reform schaffen, eine politische des deutschen Bundes. Eine schwierige Aufgabe! Wie wollte ein Parlament ohne Machtbefugnisse und ohne Heer eine Staatsänderung schaffen gegenüber souveränen, widerstrebenden Kriegsherren! Die Aufgabe blieb ungelöst, und zwar gleichmäßig sowohl durch Schuld des Volkes, als des Parlaments, als der Fürsten. In der Mehrheit seiner Mitglieder zu wenig vorbereitet für die schwierige Arbeit, theils auch um politischen Verwickelungen für eine Zeit lang noch aus dem Wege zu gehen, nahm das Parlament statt des Einheitspunktes zunächst die Berathung über die Grundrechte des künftigen Bundesstaates vor. Seltsam — da doch erst der Staat da sein mußte, ehe man dessen Grundrechte berathen konnte!

Diese Grundrechte waren allerdings eine schätzbare Arbeit, die auch fast überall Anklang fand und sicher nicht in Vergessenheit gerathen wird. Aber von praktischem Werthe konnte sie nur dann sein, wenn konkrete Gesetze sich daran schlossen und durch diese eine Krystallisirung jener stattfand; im andern Falle mußte die Agitation für dieselben auf bloße Phrasen hinauslaufen. Und viel kostbare Zeit war darüber hingegangen. Die Physiognomie der Regierungen und die Stimmung des Volkes hatte sich unterdes nicht wenig geändert: jene hatten gesehen, daß es in Deutschland nicht, wie in Frankreich, zum Aeußersten und zur Vertreibung der Fürsten kam, besonders die zu Wien und Berlin waren ihrer stürmischen konstituirenden Versammlungen Meister geworden, und im Volke hatte die Energie des Begehrens beträchtlich nachgelassen. Damit hatte aber auch das Parlament die Hauptstütze seiner Macht, die in den augenblicklichen Verhältnissen, in der großen Erregtheit Deutschlands bestand, verloren und der günstigste Moment für Lösung der Hauptaufgabe desselben war vorüber. Das Thun des Parlaments war fortan kraftlos, es schuf zwar eine Staatsänderung, allein bloß auf dem Papier. Doch war sein Endbeschluß höchst merkwürdig: die Majorität beschloß nämlich (nach dem kurzen Provisorium einer Centralgewalt unter dem Erzherzog Johann) die Gründung eines deutschen Bundesstaates unter Führung des mächtigsten der rein deutschen Staaten und mit Ausschluß Oesterreichs, aber zugleich ein enges Bündnis mit dem Kaiserstaate, und wählte am 28. März 1849 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser. Allein der preußische König wies eine Krone zurück, die nicht „von Gottes Gnaden" kam, sondern ihren Ursprung in einer revolutionären Bewegung hatte; auch war man in Berlin nicht gerüstet, um mit Oesterreich und Baiern, den entschiedenen Widersachern, es aufnehmen zu können. Die verhängnisvolle Antwort schlug verwirrend in die Hoffnung Tausender, das Parlament kam in große Verlegenheit, Oesterreich rief seine Landsleute aus der Paulskirche ab, Preußen desgleichen, die ganze Rechte trat aus, der Rest (das Rumpfparlament) verlegte seinen Sitz nach Stuttgart und wurde schließlich vom würtembergischen Könige ausgewiesen. So wurden durch dieses Verhalten gegen die Versammlung und ihr Werk die Männer, welche die Einigung Deutschlands auf dem Wege friedlicher Entwicklung durchzuführen versuchten, getäuscht und von der Bühne verdrängt, auf welcher jetzt das anarchische, dämonische Chaos den Fürsten entgegentrat, das sie nun durch ihre Heere besiegen lassen konnten. Vielfache Gährungen und Aufstände zu gewaltsamer Durchführung der Reichsverfassung wurden blutig niedergeschlagen; in einem zur Wahrung des schleswig-holsteinischen Rechtes energie- und erfolglos gegen die Dänen geführten Feldzuge überließ man

schließlich (1850) die Schleswig-Holsteiner sich selbst, ja lieferte sie am Ende (1851) gar an die Dänen aus, die versprachen, die Rechte der Herzogthümer zu wahren, aber in empörender Weise das Gegentheil thaten; verschiedene aber wenig energische Versuche Preußens zur Durchführung nationaler Reformen führten schließlich zur Demüthigung dieses Staates durch Oesterreich und Rußland (Olmütz!) und zur Wiederherstellung des Bundestages, der dann im Sommer 1851 das wieder begann, was man seine Thätigkeit nannte.

Erwähnen wir nun zum Schlusse dieser Uebersicht mit wenig Worten noch die Zustände und Ereignisse, namentlich die kriegerischen Verwickelungen, welche endlich die Wünsche der Vaterlandsfreunde in Bezug auf die Einheit des Vaterlandes der unter den vorhandenen Umständen überhaupt möglichen und erreichbaren Form der Erfüllung entgegenführten, durch die uns eine — wills Gott! — ungestörte und erfolgreiche Pflege der geistigen und materiellen Wohlfahrt des deutschen Volkes und die Entwickelung eines gesunden nationalen Lebens verbürgt wird. Nicht nur eine neue sieg- und ehrenreiche Aera der deutschen Geschichte wird durch diese Ereignisse eingeleitet, sondern unzweifelhaft auch ein neuer Abschnitt der europäischen Geschichte (S. S. 642); denn nach einem Jahrhundert tiefster Schmach und größter Schwäche in jeder Beziehung (1650—1750), und einem weitern Jahrhundert, das hauptsächlich geistiger Arbeit und verfehlten Versuchen politischer Wiedererneuerung, aber auch materieller Kräfteansammlung gewidmet war, ist nun endlich auch in politischer Beziehung das deutsche Volk, seinen alten Kriegsruhm bewährend, aus furchtbar blutigem Mühen und Ringen als das starke Centralvolk Europas hervorgangen, und diese Ereignisse haben nicht nur die Länderkarte Mitteleuropas bedeutend verändert, sondern sie haben auch die politischen Machtverhältnisse der europäischen Völker und Staaten so gründlich umgestaltet, daß mit dieser Umgestaltung zugleich ein Wechsel der herrschenden Kulturelemente und der vorherrschenden Kulturrichtung gegeben erscheint.

Der Bundestag war zwar (1851) wiederhergestellt, das deutsche Volk war in seinen Hoffnungen wieder einmal getäuscht worden, eine unheimliche Reaktionsperiode folgte („Gegen Demokraten helfen Soldaten!"): aber der Ruf nach einer Reform des Staatenbundes war deshalb gleichwohl nicht erstickt, im Gegentheil er wurde lauter und lauter, und jedermann erkannte dessen endliche und praktische Verwirklichung als eine gebieterische Nothwendigkeit. Die Fürsten selbst sahen diese Nothwendigkeit ein (Fürstenkongreß zu Frankfurt 1863), jedoch ohne sich darüber verständigen zu können. Zweierlei wurde immer klarer: einmal daß eine Reform des Bundes unmöglich wäre, solange zwei Großrivale darin hausten, und dann, daß

Oesterreich infolge innerer und äußerer Wirren des eigenen Landes mehr und mehr ungeeignet sei, die Vormacht Deutschlands zu bilden. Zugleich wurde seit der Thronbesteigung Wilhelms I. in Preußen (Jan. 1861) allmählich und im Stillen die Erhebung dieses Staates vorbereitet, indem derselbe zunächst die Herstellung des gesunkenen Ansehens Preußens — „die Niederwerfung der letzten Consequenzen der Politik von Olmütz“ — und dann die Anbahnung deutscher Reformen*) von Anfang an als die Hauptaufgaben seiner Regierung ins Auge gefaßt hatte. Dies führte zunächst zu einer überlegenen Stellung des preußischen Staates in Deutschland, dann zur Niederwerfung des bis dorthin dominirenden Frankreichs und endlich zur Begründung der relativen Einheit Deutschlands. Hauptmittel dazu waren die Umbildung und Vermehrung des Heeres und das Ministerium Bismarck (1862). Nachdem Preußen schon im Kriege Oesterreichs gegen Italien und Frankreich (1859) eine selbständige Politik verfolgt und die Theilnahme am Frankfurter Fürstenkongresse verweigert hatte, trat es, militärisch und diplomatisch vorbereitet, in die kriegerische Aktion ein, von Erfolg zu Erfolg fortschreitend. So mußte das Schwert in Deutschland thun, was friedliche Verhandlungen nicht vermocht hatten. Die beiden Großmächte geriethen nämlich in Zwiespalt über den künftigen Besitz der Herzogthümer Schleswig-Holstein, die sie (1864) gemeinschaftlich dem Dänenkönig Christian IX., (seit 1863), dem Nachfolger Friedrichs VII., abgenommen hatten, da derselbe gegen alles Recht und gegen die Verträge Schleswig der dänischen Monarchie einverleiben wollte. Nachdem sie dieselben einige Jahre als Condominium verwaltet hatten, wollte Oesterreich die Gründung eines neuen souveränen Kleinstaates im Norden, an Preußens Grenze, oder es war auch einer vollständigen Ueberlassung an Preußen nicht abgeneigt, falls sich letzteres zu einer entsprechenden Vergrößerung Oesterreichs mit preußischem Gebiete verstünde; von beiden wollte aber Preußen nichts wissen, es verlangte mindestens die Unterordnung der Heeresmacht und der diplomatischen Vertretung des etwaigen neuen Staates unter preußische Oberhoheit. Der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich wurde im Frühjahr 1866 zu unverhüllter Feindschaft, und schließlich verwandelte sich der Zwist um Schleswig-Holstein in einen Streit über die Aenderung des Bundes, einen Streit, der in dem Beschlusse der Mehrzahl der Bundestags-Mitglieder gipfelte, die Bundestruppen zum Schutze des innern Friedens mobil zu machen (14. Juni 1866): Preußen erklärte seinen Austritt

---

*) „Der König ist entschlossen, in der deutschen Frage eine That zu thun, ernstlich, entschieden und plötzlich alle Sondermachinationen niederwerfend. Alle Schritte gehen von Berlin aus, nicht mehr von Frankfurt.“ So die weiland „Berliner Allgem. Zeitung“ im Mai 1862 in einer Correspondenz vom Main.

aus dem Bunde, der Bund war faktisch aufgelöst, die bedeutendsten unter den Fürsten traten an Oesterreichs Seite,*) der Krieg von 1866 brach aus.

Ueberall in Deutschland herrschte Furcht oder Hoffnung. Der unerwartete Sieg bei Königgrätz in Böhmen (3. Juli) entschied für Preußen, und schon wenige Wochen nach Beginn des Kampfes hatte dieses in Verbindung mit einem Theile der innerhalb seines Gebietes liegenden Staaten Oesterreich, das gleichzeitig auch in Italien einen Krieg zu führen hatte, und dessen Verbündete vollständig niedergeworfen. Die anfängliche Furcht oder Hoffnung im deutschen Volke hatte sich, ob solcher Erfolge Preußens, in Schrecken oder Bewunderung verwandelt. Der Kaiser sah sich zum Frieden genöthigt, und der Kampf mit den ihm befreundeten Fürsten ging damit gleichfalls zu Ende. Die nächste Folge war eine bedeutende Vergrößerung des preußischen Staates: außer dem schon im Gasteiner Vertrag (1865) erworbenen Lauenburg fielen noch das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Nassau, der Freistaat Frankfurt, sowie unbedeutende Gebietstheile von Baiern und Hessen-Darmstadt (1308 Q.-M. mit $4^{1}/_{4}$ Mill. Einw.) dem Sieger zu. Was Preußen 1815 nicht hatte erreichen können, war nun erreicht: eine gehörige Abrundung seines Gebietes. Oesterreich leistete im Prager Frieden Verzicht auf seine bisherige dominirende Stellung in Deutschland, genehmigte die Auflösung des Bundes und die Bedingungen der Friedenschlüsse zu Berlin, wo mit den Mittel- und Kleinstaaten unterhandelt worden war. An Stelle des aufgelösten Bundes aber trat, als Grundlage zur Neugestaltung Deutschlands, der Norddeutsche Bund, der außer Preußen die noch vorhandenen 20 anderen Mittel- und Norddeutschen Staaten, sowie die hessen-darmstädtische Provinz Oberhessen, zusammen ein Gebiet von 7538 Q.-M. mit fast 30 Mill. Einwohnern, umfaßte. Preußen sollte laut Bundesbeschluß vom 17. April 1867 die beständige Leitung des Bundes haben, hiebei unterstützt von einem Bundesrathe, den Stellvertretern der Regierungen, und einem Reichstage, den durch allgemeine und direkte Wahl berufenen Abgeordneten des Volkes. Den süddeutschen Staaten Baiern, Würtemberg, Baden und dem südl. Theile von Hessen-Darmstadt (zusammen 2089 Q.-M. mit $8^{6}/_{10}$ Mill. Einw.) aber verblieb, wie der Sieger schon vorher zugesagt, ihre Selbständigkeit und der Antheil an dem durch

*) Sehr streng urtheilt der unterdessen verstorbene badische Minister Mathy über seine damaligen mittelstaatlichen Minister-Kollegen: „Die mittelstaatlichen Staatsmänner haben keine Spur von nationaler Empfindung, nichts als Neid gegen Preußen, nichts als das Gelüsten, diesen deutschen Staat klein zu machen und nebenbei jeder für sich einen Profit auf Kosten des Gegners oder eines Genossen in die Tasche zu stecken."

Vereinigungsvertrag vom 8. Juli 1867 neuhergestellten Zollvereine. So erhielt Deutschland ein natürliches Gravitationscentrum, der Dualismus war beseitigt und damit die erste Bedingung eines engern politischen Zusammenschlusses der deutschen Nation erfüllt.

Es war nun allerdings eine neue Bundeseinheit geschaffen und ein erster, ein bedeutender Schritt zur Machtentwickelung des deutschen Vaterlandes geschehen; aber die fast 9 Mill. Süddeutschen befanden sich noch außerhalb der großen politischen Gemeinschaft. Jedermann fühlte, daß dieser Zustand nicht von Dauer sein könne; es ergab sich auch bald Gelegenheit, den Norddeutschen Bundesstaat zum allgemeinen Deutschen zu erweitern.

Schon lange nämlich hatte Frankreich mit Eifersucht auf die wachsende Bedeutung Preußens geblickt, weil es durch dasselbe seine Hegemonie in Europa bedroht sah; und nachdem vollends im Jahre 1866 Preußen vergrößert aus dem Kriege hervorgegangen war und durch Gründung des Norddeutschen Bundes den Anfang zu einer kräftigen Einigung Deutschlands gemacht hatte, da war Frankreichs Kaiser unablässig bemüht, eine gleiche Grenzerweiterung, entweder mit oder gegen Preußen, auch für sein Reich durchzusetzen, den norddeutschen Bund womöglich wieder zu sprengen, die vollständige Einigung Deutschlands aber, die, besonders nachdem auch Italien seine nationale Einheit und Selbständigkeit wiedergefunden, das Ende des französischen Uebergewichtes in Europa zu bedeuten schien, um jeden Preis zu verhindern. Durch einen glücklich geführten Krieg konnte man auch hoffen, der innern Schwierigkeiten des Staates, dessen Zustände trotz liberaler Scheinreformen nicht mehr so fest standen wie vordem, Herr zu werden. Die Candidatur eines hohenzollernschen Prinzen um den spanischen Thron, deren einfache Zurücknahme der erregten französischen Nationaleitelkeit nicht genügte, mußte den Vorwand zu der am 18. Juli 1870 an Preußen ergehenden Kriegserklärung bilden. Die 4 süddeutschen Staaten, schon früher durch Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen verbunden, traten pflicht- und kriegsbereit auf Seite des Norddeutschen Bundes. Mit Entrüstung hatte man in ganz Deutschland die freche Kriegserklärung aufgenommen. Der große Zweikampf der beiden Kulturvölker, der alten Rivalen, begann unter großer Begeisterung in beiden Ländern und unter neutralem Zuschauen des übrigen Europa. Es war ein wahrer und gewaltiger Nationalkrieg, ein Kampf des Romanismus und des Germanismus um die fernere Führerschaft in Europa, ein Kampf von Berufssoldaten gegen ein Volk in Waffen. Die ganze Welt war auf den Ausgang gespannt; es war ein Riesenkampf. Aber vom Tage des Beginns desselben an bis zur Kapitulation von Paris (28. Jan. 1871) und der von Belfort (16. Febr.) er-

rangen die deutschen Heere Sieg auf Sieg und eine in der Weltgeschichte kaum dagewesene Reihe glänzender Erfolge. In dem am 10. Mai 1871 zu Frankfurt a. M. abgeschlossenen Frieden sah sich das unterdessen republikanisch gewordene Frankreich genöthigt, einen Theil der früher Deutschland entrissenen Länder, nämlich Elsaß (außer Belfort) und Deutsch-Lothringen (mit Metz), zusammen 263 Q.-M. und 1,597000 Bew., wieder herauszugeben und 5 Milliarden Franken Kriegskosten zu zahlen. Hat schon diese Wiedererwerbung alter deutscher Provinzen in vielfacher Beziehung großen Werth*), so ist doch die durch den Krieg bewirkte politische Einigung Deutschlands noch viel höher anzuschlagen. Noch im Herbst 1870 begannen die Verhandlungen über den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund, und durch die im November desselben Jahres zu Versailles abgeschlossenen Verträge — mit Baden und Hessen am 15., mit Baiern am 23., mit Würtemberg am 26. November — erweiterte sich derselbe zu einem alle deutschen Staaten umfassenden Bunde, der den Namen **„Deutsches Reich"** führt. König Ludwig II. von Baiern trug im Namen der verbündeten Regierungen dem Könige Wilhelm I. von Preußen, unter dessen persönlicher Leitung der an wunderbaren Erfolgen so reiche Krieg geführt worden war, den Kaisertitel an, und nachdem der norddeutsche Reichstag und die süddeutschen Kammern den Verträgen zugestimmt hatten, wurde am 18. Januar 1871 in dem Schlosse Ludwigs XIV. zu Versailles das neue **Deutsche Kaiserthum** feierlich proklamirt.

So wurde erreicht, was in den Befreiungskriegen, die ja nicht bloß mit deutschen Waffen durchgekämpft worden, unvollendet geblieben war. Die Befestigung und Ausbildung des Reiches ist jetzt und noch für längere Zeit handgreiflich und selbstverständlich der Angelpunkt unseres politischen Lebens. Denn die Organisation Deutschlands ist natürlich noch nicht vollendet; aber überall erheben sich bereits die Fundamente des Baues, in welchem eines Tages auch die vernünftige und gesetzmäßige Freiheit eines tapfern und bescheidenen, eines tüchtigen, arbeitsamen und gebildeten Volkes eine sichere Stätte finden wird. Der Geist der Mäßigung und Selbstbeschränkung, welcher im deutschen Volke lebt, wird allen Ausschreitungen, zu welchen die erlangte Macht verleiten könnte, wehren und ihnen, selbst wenn der Drang dazu bestünde, einen unüberschreitbaren Damm entgegenstellen. Die Macht, zu welcher Deutschland sich mehr und mehr erhebt, verdankt es vor allem der Geistesarbeit, welche der heutigen Entwickelung

---

*) Indem sie z. B., als die „deutschen Thermopylen", nicht nur einen wirksamen Schutz unserer Westgrenze, namentlich Süddeutschlands, gewähren, sondern auch, als Besitz des ganzen Reiches, ein theuer erkauftes Unterpfand der deutschen Einheit bilden.

voranging und welche die Grundlagen derselben wissenschaftlich feststellte. In dem bestandenen Riesenkampfe war indes das Schwert im Dienste höherer als nationaler und bloßer Machtzwecke: es siegte im Namen des Selbstbestimmungsrechtes eines großen Kulturvolkes. In der Geschichte wogen die Völkergeschicke auf und nieder und im Laufe der Jahrhunderte löst eine Nation die andere in weltbeherrschender Stellung ab; die Voraussetzungen, auf welchen das neue Deutschland ruht, die Riesensumme der Geistesarbeit, durch welche es geschaffen wurde, ist eine Bürgschaft nicht bloß der langen und glanzvollen Dauer in Macht und Ehren, sondern auch der friedlichen Entwickelung, der geistigen und materiellen Erhebung und Veredlung des gesammten Menschengeschlechtes.

Statistisches.

Das Deutsche Reich hatte vor Ausbruch der französischen Revolution trotz des Verlustes der meisten allmählich vom Kerne abgelösten Außenprovinzen doch noch ungefähr 12600 QM., aber nur 27 Mill. Einw. Es bestand nach der Eintheilung v. J. 1512: a) aus 10 Kreisen, nämlich: Oesterreich — Baiern — Schwaben zwischen Lech und dem obern Rhein, ins Unendliche zersplittert — Franken in der Mitte Deutschlands — Oberrhein, Stücke des Elsasses, ein Nordstück der Vogesen und Hessen links und rechts vom Untermain begreifend — Kur- oder Niederrhein, die 4 Kurstaaten Pfalz, Mainz, Trier, Köln — Niedersachsen oder Ostfalen, worin Hannover, Braunschweig, Magdeburg, auch Holstein und Mecklenburg — Obersachsen d. h. Thüringen, Meißen (Kursachsen), Mansfeld, Anhalt, Brandenburg und Pommern — Westfalen, d. h. das westl. Altsachsen nebst Stücken links vom Unterrhein und sogar Lüttich — Burgund oder österreichisches Niederland aus der Erbschaft Karl des Kühnen; und b) aus den 4 Nebenländern Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz, bei Schaffung der Kreisverfassung ganz in habsburgischem Besitz. — Zum Kaiser hatte man seit 1437 stets den Erbfürsten Oesterreichs gewählt. Sobald dieser zu Frankfurt gekrönt war, hieß er: „Von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien König.“ Hatten die Wahl- oder Kurfürsten den Sohn ihres Kaisers als künftigen Nachfolger anerkannt, so ward derselbe römischer König betitelt. Es gab 2 höchste Reichsgerichte, den Reichshofrath zu Wien und das Reichskammergericht zu Wetzlar. Die Reichsstände (d. h. alle unter dem Kaiser unmittelbar stehenden fürstlichen und städtischen freien Regierungen) hatten eine kleine Reichssteuer zu zahlen, nämlich Kammerzieler zur Erhaltung des Kammergerichtes, und Römermonate für etwaige Reichskriege und außergewöhnliche Fälle; das Verzeichnis derselben hieß Matrikel. Unter den Kaisern standen: 1) die Kurfürsten, anfangs 7, später 9, nämlich die geistlichen Mainz, Trier, Köln, und die weltlichen Sachsen, Pfalz, Brandenburg, Baiern (seit 1623), Hannover (seit 1692); Böhmen hatte auch eine Kur, sein Fürst war aber der österreichische, der Kaiser selbst; 2) die übrigen 28 geistlichen Fürsten, sowohl Erzbischöfe als Bischöfe und gefürstete Aebte; 3) die übrigen weltlichen Fürsten, mehr als 40 an der Zahl, nämlich Herzöge,

Markgrafen, Landgrafen und Fürsten; 4) 52 kaiserlich freie Reichsstädte, zu denen in früherer Zeit noch mehrere in Elsaß, Lothringen und Niederland gehörten; 5) über 30 Aebte, Aebtissinnen und Pröbste, abgetheilt in die rheinische und schwäbische Klasse; 6) über 70 regierende Reichsgrafen in schwäbische, fränkische, wetterauische und westfälische Klasse abgetheilt; 7) ungefähr 1500 Reichsritter, d. h. solche Freiherrn, die nicht einem Fürsten unterthan geworden, jedoch kein Stimmrecht in Reichssachen hatten, in 3 Klassen: Franken, Schwaben und Rhein. Die übrigen alle (296 Reichsstände) beschickten den Reichstag zu Regensburg, wo man getrennt im kurfürstlichen, fürstlichen und städtischen Collegium berathschlagte. Das „Heilige Römische Reich deutscher Nation" bestand also damals aus ungefähr 1800 von einander unabhängigen Gliedern, die sämmtlich — natürlich nur dem Namen nach — Lehnsträger und Unterthanen des Kaisers waren.

Dies änderte sich durch wiederholtes Mediatisiren im Reichsdeputations-Hauptschluß 1803 und bei der Stiftung des napoleonischen Rheinbundes 1806 so, daß der Deutsche Bund 1815 nur von 38, nun auch dem Namen nach vollständig souveränen Mitgliedern unterzeichnet zu werden brauchte. Geistliche Regierungen hatten gänzlich aufgehört, und eine große Zahl fürstlicher, gräflicher und reichsfreiherrlicher Häuser blieb mediatisirt; die geographische Uebersicht, ehemals ein Chaos, war jetzt schon viel leichter. Die 38 Staaten des Deutschen Bundes waren: 1) Oesterreich (bis 1866), 2) Preußen, 3) Königreich Baiern, 4) Königreich Sachsen, 5) Königreich Hannover (bis 1866), 6) Königreich Würtemberg, 7) Großherzogthum Baden, 8) Kurfürstenthum Hessen-Kassel (bis 1866), 9) Großherzogthum Hessen-Darmstadt, 10) Herzogthum Holstein und Lauenburg, bis 1864 dem Könige von Dänemark gehörig, 11) Großherzogthum Luxemburg, dem Könige von Holland gehörig (bis 1866), 12) Herzogthum Braunschweig, 13) Großherzogthum*) Mecklenburg-Schwerin, 14) Herzogthum Nassau (bis 1866), 15) Großherzogthum Sachsen-Weimar, 16) Herzogthum Sachsen-Gotha, seit 1826 größtentheils vereinigt mit 17) Herzogthum Sachsen-Koburg**), 18) Herzogth. Sachsen-Meiningen, jetzt vereinigt mit 19) Herzogthum Sachsen-Hildburghausen, 20) Großherzogthum Oldenburg, 21) Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, 22) Herzogthum Anhalt Dessau, nun zu einem Herzogthum vereinigt mit 23) und 24) den Herzogthümern Anhalt-Köthen und A.-Bernburg, 25) und 26) die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen und Schw.-Rudolstadt, 27) und 28) die Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und H.-Sigmaringen, beide seit 1850 mit Preußen vereinigt, 29) Fürstenthum Liechtenstein (bis 1866), 30) Fürstenthum Waldeck, 31) und 32) die Fürstenthümer Reuß ä. L. (R.-Greiz) und Reuß j. L. (R.-Schleiz und R.-Lobenstein), 33) Fürstenthum Schaumburg-Lippe, 34) Fürstenthum Lippe-Detmold, 35—38) die freien Städte Lübeck, Frankfurt (bis 1866), Bremen, Hamburg; — 39) die Landgrafschaft Hessen-Homburg, welche erst

---

*) Die beiden Mecklenburg, Oldenburg und Weimar erhielten bei der Gelegenheit den großherzoglichen Titel.

**) Nach dem Aussterben der gothaischen Linie 1825 trat Herzog Friedrich von Hildburghausen 1826 seine Besitzungen an Meiningen und Koburg ab und erhielt dafür Altenburg, so daß seitdem nur noch 3 sächsische Herzogthümer bestehen: Altenburg, Meiningen-Hildburghausen, Koburg-Gotha.

1817 hinzukam und nach dem Aussterben der Linie 1866 zuerst mit Hessen-Darmstadt, dann mit Preußen vereinigt wurde.

Wie war nun des alten Reiches Fahne und Wappen? Diese Frage läßt sich so beantworten: Die altsächsischen Kaiser führten im Banner den Erzengel Michael (den deutschen Michael!), die aus fränkischem Geschlecht einen fliegenden Adler. Unter den Hohenstaufen ward der Adler doppelt, schwarz mit rother Zunge, im goldnen Felde, wegen Verbindung der römischen mit der deutschen Krone. Friedrich III. im 15. Jahrhundert, aus österreichischem Hause, versah ihn mit der Unterschrift: A. E. J. O. U. d. h. Austria erit in orbe ultima; des deutschen Reichs war dabei nicht zu denken. Außer diesem Kaiserbanner war indes für Reichskriege eine Sturmfahne in Brauch gekommen, nämlich: ein einfacher gekrönter schwarzer Adler in goldnem Felde, und oben von der Stange wehte ein rothes Band. Denn Roth oder Purpur war von antiker Zeit her das Sinnbild der höchsten Gewalt: mit einer rothen Fahne verliehen unsere Kaiser eines ihrer hohen Rechte, den Blutbann. Der Fahne entsprach das Wappen von Kaiser und Reich: ein schwarzer, mit ausgebreiteten Flügeln schwebender doppelköpfiger Adler im goldenen Felde, die Köpfe des Adlers mit einer Art Glorie oder rothen Kreisen eingefaßt und über ihm die kaiserliche Krone; der Adler hielt in der einen Klaue Schwert und Reichsscepter, in der andern den Reichsapfel, auf der Brust das Wappen der kaiserlichen Erblande. Der „römische König" führte den einköpfigen Reichsadler, sowie er aber Kaiser geworden war, führte er als römisch-deutscher Kaiser den Doppeladler, der hie und da auch in 2 vollständigen Adlern nebeneinander erschien (so auf einer Abbildung Ludwigs des Baiern). Da die Kaiserwürde lange Zeit beim Hause Habsburg war, so legte sich dieses den Doppeladler schließlich als eigenthümliches Wappen zu und behielt ihn bei der Auflösung des Reiches als Wappen der österreichischen Kaiser bei, ebenso wurden die uralten deutschen Reichsfarben Schwarz und Gold (Gelb), hergenommen vom schwarzen Adler auf goldenem Grunde, für das neue Kaiserthum Oesterreich 1804 als Landesfarben angenommen. Die deutschen Bewegungen und Bestrebungen (besonders unter den Studirenden an den Hochschulen seit 1817) suchten später nach einer deutschen Farbe, die mit dem nun österreichisch gewordenen Schwarz-Gold nicht zusammenfiele; sie suchten nach den Farben des alten Kaiserhauses der Hohenstaufen und glaubten sie in dem würtembergischen Wappen zu finden, so daß seit 1820, von dem schwarzen Löwen mit blutrother Tatze auf goldenem Grunde, Schwarz-Roth-Gold, anfangs als revolutionär verfolgt, später geduldet, endlich als offizielle Farbe des Bundes anerkannt, als Banner der deutschen Einheit galt.

Die Farben des neuen deutschen Kaiserthums sind Schwarz-Weiß-(preußisch) Roth (hanseatisch). Die Attribute des Reiches, in denen jede Beziehung auf das antiquirte römische Kaiserthum abgewiesen ist, wurden durch kaiserlichen Erlaß vom 3. Aug. 1871 bestimmt; Reichsinsignien*) existiren bis jetzt noch nicht. Die

*) Attribute sind Symbole, die äußeren Zeichen der Macht für Münzen, Siegel, Flaggen &c., Insignien oder Kleinodien sind materielle Gegenstände, mit denen der neue deutsche Kaiser bei der Krönung oder andern feierlichen Gelegenheiten bekleidet wird oder umgeben ist; bis jetzt lag noch nicht die Nothwendigkeit vor, letztere zu besitzen.

Attribute des Reiches sind: 1) der Reichsadler, 2) die Reichskrone, 3) das kleine, das mittere und das große Wappen des Kaisers, 4) die Standarte des Kaisers, 5) der Kaiserthron, 6) der Kaisermantel, 7) die Krone der Kaiserin, 8) das kleinere und das größere Wappen der Kaiserin, 9) die Standarte der Kaiserin, 10) das kleinere und das größere Wappen des Kronprinzen, 11) die Standarte des Kronprinzen. — Der Reichsadler ist der einfache, nach rechts gewendete schwarze Adler, roth bewehrt (d. h. mit rothem Schnabel und rothen Klauen) und roth gezungt, mit ausgebreiteten Flügeln, in welchen je 7 breitere und 7 schmälere Federn; der Schwanz ist in heraldischer Darstellung. Auf der Brust liegt der königlich preußische silberne Wappenschild mit einem schwarzen, goldbewehrten, rothgezungten und mit der Königskrone gekrönten Adler, welcher mit der rechten Klaue den goldenen Königsscepter, mit der linken einen blauen, goldbereiften und bekreuzten Reichsapfel hält; seine Flügel sind mit goldenen Kleestengeln besteckt, auf der Brust trägt er den in Silber und Schwarz gevierten hohenzollerschen Stammschild. Um den preußischen Wappenschild, der also auf dem Reichsadler liegt, schlingt sich die Kette des Ordens vom Schwarzen Adler, wenn nicht der Reichsadler, wie beim Kaiserwappen, selbst in einen Schild gesetzt wird; in diesem Falle umschlingt die Ordenskette den Reichswappenschild. Ueber dem Haupte des Reichsadlers schwebt, mit zwei goldenen, arabeskengezierten, abfliegenden Bändern geschmückt, die Reichskrone. Sie besteht aus einem goldenen Stirnreif, der aus 4 größeren (mit Brillantkreuzen besetzten) und 4 kleineren (mit dem Reichsadler in Brillanten geschmückten), abwechselnd nebeneinander gestellten, oben abgerundeten, mit Brillanten eingefaßten goldenen Schildchen gebildet ist; auf den größeren Schildchen ruhen 4 goldene, reich verzierte Bügel, welche im Scheitelpunkte, wo sie zusammentreffen, in einem Blattornamente endigen, aus welchem sich der blaue, goldbereifte, bekreuzte und mit Steinen geschmückte Reichsapfel erhebt. Die Reichskrone ist gelb oder golden gefüttert und eine Mütze (pileus), mit Goldstoff überzogen, ragt über die Schildchen des Stirnreifs bis zur halben Höhe der Bügel empor. Das kleine Wappen des Kaisers zeigt einen goldenen, von der Kette des Schwarzen Adlerordens umschlungenen Schild, worin der Reichsadler, auf dem Schilde ruht die Reichskrone. Die Kaiserfarbe ist gelb (golden), die Standarte des Kaisers abwechselnd in den 4 Eckfeldern des Fahnentuches mit dem schwarzen, roth bewehrten Reichsadler (ohne Brustschild) und der goldenen Reichskrone besetzt; auf das gelbe Standartentuch ist das Eiserne Kreuz gelegt, so daß die Balken desselben die Ränder der Standarte berühren, es trägt den Wahlspruch „Gott mit Uns“ und die Jahreszahl 1870; auf der Mitte des Kreuzes ruht das kleine Kaiserwappen.*)

Die Zahl der ortsanwesenden Bevölkerung im Deutschen Reich mit Einschluß der außerlands befindlichen Truppen &c. betrug am 1. Dezember 1871: 41,060695 Seelen. Davon waren wirkliche Bundesangehörige: 40,853777, der Rest (206918) waren Ausländer. Das Deutsche Reich hat demnach in seinem jetzigen Bestande eine durchschnittliche Bevölkerung von 4182 Bewohnern auf 1 Q.-M. Wie die trefflichen, auch in anderer Beziehung höchst lehrreichen Karten über die Dichtigkeit der Bevölkerung in Deutschland (in Europa und auf der Erde) von Behm und

---

*) Näheres in dem schönen Werkchen von Stillfried, die Attribute des neuen Deutschen Reiches. Berlin, 1872.

Hanemann*) darthun, ist indes dieser Dichtigkeitsgrad in Wirklichkeit nur selten vorhanden, auf größere Strecken hin nur in Hannover, Thüringen und Franken, sonst in einzelnen kleinen Bezirken und in Uebergangszonen zwischen stärker und schwächer bevölkerten Gegenden. Die förderlichen oder hindernden Einflüsse der Produktivität des Bodens, der geogr. Lage und der Verkehrsmittel, der Eigenschaften des Volksstammes, der Gesetzgebung und der geschichtlichen Vorgänge haben bewirkt, daß der größte Theil des Reiches jene Durchschnittszahl nicht erreicht, andere Theile dagegen sie bei weitem übersteigen. Die größte Bevölkerungsdichtigkeit zeigt im allgemeinen die Mitte des Reiches zwischen 50—52° N. Br. Die dünnste Bevölkerung (500—1000 auf 1 Q.-M.) finden wir im äußersten Norden und im äußersten Süden, nämlich in einigen Binnenstrecken Schleswigs und Holsteins und im baierischen Oberland, ferner (1—2000) in ausgedehnten Gebieten des ostpreußischen, pommerischen, mecklenburgischen und holsteinischen Antheils am uralisch-baltischen Landrücken, sowie in der Lüneburger Heide, als dem Nordwestende des uralisch-karpathischen Landrückens und auch in der baierischen Hochebene südlich von Landsberg, München und Wasserburg a. Inn**) — eine Erscheinung, welche die fast auf der ganzen Erde zu machende Erfahrung bestätigt, daß Bodenerhebungen, wenn sie von beträchtlicher Ausdehnung sind, die Anhäufung der Menschen erschweren. In ganz Mittel- und Westdeutschland haben die Hochflächen des rheinischen Schiefergebirges rechts und links vom Rheine die schwächste Bevölkerung (2—4000 auf 1 Q.-M.), im S. zeigt das Naabgebiet mit Frankenjura und Böhmerwald und der ganze nördliche Theil der Donauhochebene von München an abwärts dieselbe Bevölkerungsdichte, und selbst weniger ausgedehnte Bodenerhebungen, wie Harz, Rhön, Spessart, Schwabenjura, Schwarzwald 2c. bestätigen die Richtigkeit des angeführten Satzes. Um so auffallender und interessanter, freilich in natürlichen und historischen Verhältnissen (auf deren Besprechung jedoch hier nicht eingegangen werden kann) gar wohl begründet, ist daher die Ausnahme, welche die das mittlere Deutschland von SO. nach NW. durchziehende Kette von Gebirgen bildet; denn Gesenke, Riesengebirge, Lausitzer Berge, Erzgebirg und Thüringerwald erheben sich in ihrer Volksdichtigkeit über die Durchschnittsziffer Deutschlands und zeigen die Dichtigkeitskurven für 5—6000, 6—7000, 7—8000 Menschen auf 1 Q.-M. Ja der Thüringerwald bietet sogar das merkwürdige Beispiel eines Gebirges, welches dichter (5—6000) bevölkert ist als das umliegende Land (4—5000 und 3—4000), und die Tarnowitzer Landhöhe, die Umgegend von Schweidnitz und Waldenburg in Schlesien, von Zittau in den Lausitzer Bergen, der sächsische Fabrikdistrikt zwischen Freiberg, Leipzig und Plauen gehören zu den dichtest bevölkerten Gegenden des ganzen Reiches (über 8000 auf 1 Q.-M.). Eine ähnliche, die Ziffer von 8000 auf 1 Q.-M. überschreitende Bevölkerungsdichtigkeit findet sich in größerer Ausdehnung nur wieder am mittleren Neckar von Stuttgart bis Wimpfen, am Oberrhein von Rastatt bis hinab nach Offenbach und Bingen und ganz besonders im bergisch-märkischen In-

---

*) Petermanns Mittheilungen, 1874, I. und Ergänzungsheft Nr. 35.

**) Dieselbe Bevölkerungsdichte zeigen in Europa die Seenplatte Finnlands, der Karst, die Plateaux der Champagne und Innerspaniens 2c., und im Deutschen Reich die Sumpfgebiete des Spreewaldes und seine Umgebung, sowie in besonders ausgedehnter Strecke die Moorgegenden an der Ems, Haase und Hunte, von Lingen bis Papenburg und Oldenburg.

dustrielande am untern Rhein, wo Steinkohle und Eisen in so günstiger Verkehrslage sich finden, daß sich hier ein Volkscentrum wie um Manchester und Liverpool bilden konnte. Ueberhaupt macht sich das ganze Rheinthal von Basel bis hinab nach Nymwegen zusammt seinen Nebenthälern (Neckar, Untermain, Lahn, besonders Wipper und Ruhr) auf der Volksdichtigkeitskarte außerordentlich geltend als ein, die Normalziffer durchaus überschreitendes zusammenhängendes Centrum, welches dem volksreichsten Gebiete Mitteldeutschlands von der obern Oder bis zum Fuße des Harzes und bis Magdeburg nur an Breite etwas nachsteht, es dagegen an Intensität theilweise noch übertrifft. Außer diesen beiden großen Hauptgebieten der dichtesten Bevölkerung finden sich Gebiete mit einer Bevölkerungsdichtigkeit über der Durchschnittsziffer nur noch inselartig in Deutschland: um Würzburg, am schon erwähnten Thüringerwald, in Westfalen zwischen Pyrmont, Bielefeld, Minden und Osnabrück, um Bremen, an der Unterelbe, um Lübeck und um Kiel, endlich zwischen Hunsrück und Hart an der Saar und um Ulm an der oberen Donau.

Hinsichtlich der Zunahme der Bevölkerung nimmt das Deutsche Reich einen hohen Rang unter den Staaten Europas ein. England verdoppelt seine Bevölkerung in 52, Preußen in 54 Jahren, dagegen braucht Frankreich zur Erzielung desselben Zuwachses 198 Jahre. Im Jahr 1791 hatte das damalige Deutsche Reich 27 Mill. Bew., bei Entstehung des Deutschen Bundes 1815 umfaßte derselbe 30 Mill., eine Berechnung für 1830 für den gegenwärtigen Umfang des Reiches (also ohne Oesterreich!) ergab etwa 29 Mill. und die Zählung von 1867 über 40 Mill. Natürlich erfolgt die Zunahme der Bevölkerung nicht überall in Deutschland in gleicher Weise, und die oben angeführten, für die Volksdichtigkeit förderlichen oder hinderlichen Einflüsse, sowie auch nur zeitweilig wirkende Ursachen sind hierfür maßgebend; ja manche Landstriche Deutschlands zeigen sogar eine gleichmäßige und andauernde Abnahme der Bevölkerung. Im Deutschen Reiche werden gegenwärtig durchschnittl. jährl. $1^6/_{10}$ Mill. Kinder geboren, während $1^2/_{10}$ Mill. Menschen sterben, so daß der Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen, wodurch in Deutschland wesentlich die Bevölkerungszunahme bewirkt wird, jährlich, d. h. wenn nicht außerordentliche Sterblichkeit herrscht, in runder Summe $^4/_{10}$ Mill. beträgt. In Preußen betrug dieser Ueberschuß in den letzten Jahren ca. 224000, in Baiern ca. 40000, in Sachsen ca. 25000, in Würtemberg ca. 20000 u. s. w. Die Zunahme der Bevölkerung im Deutschen Reiche war bis 1840 in allen Theilen eine ziemlich gleichmäßige und erstreckte sich auch in fast gleichen Verhältnissen über Stadt und Land; mit der Erweiterung des Eisenbahnnetzes und der Concentration der Industrie auf gewisse Gegenden und Städte trat zuerst (bis 1848) eine allmähliche, dann eine rasch und rascher fortschreitende Aenderung ein, die, bei einer im allgemeinen für das Ganze gleichbleibenden Zunahme, als ein Hindrängen der Bevölkerung nach gewissen Gegenden und Städten und als eine langsame, aber stetige Bevölkerungsverminderung in den minder begünstigten Theilen sich bemerklich macht, während zugleich die Revolutionsstürme von 1848 und deren Folgen eine steigende Auswanderung in vielen Theilen Deutschlands und so dort auch eine Abnahme der Bevölkerung bewirkten. — Ueberhaupt ist die Auswanderung ein für die Bewegung der Bevölkerung in Deutschland sehr wichtiger Punkt. Würde der ganze Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen im Reiche bleiben, so würde die Bevölkerungszunahme eine viel größere sein; allein ein großer

Theil desselben geht der Heimat durch Auswanderung (besonders über Bremen und Hamburg, aber auch über Stettin, Antwerpen, Le Hâvre und Liverpol) verloren. In Bremen wurden 1832—1871 1,257000 Auswanderer befördert, davon 82% aus den Staaten des Deutschen Reiches, und im J. 1867 allein 74000, über 60000 auch 1871 und 80000 im J. 1872; über Hamburg wanderten 1836—1871 684000 Personen aus, 1871 allein 42000 und 1872 sogar 74000. Im ganzen haben in diesem Jahrhundert über die genannten Auswanderungshäfen mehr denn 2 Mill. Deutsche ihr Vaterland verlassen. Zwei Zeiträume waren für die Auswanderung von besonderer Wichtigkeit: der erste umfaßt die Jahre 1852—54 und hatte eine Volksabnahme im südwestlichen Deutschland zur Folge; er betraf vorzugsweise Bundestheile mit kleinem zerstückelten Grundbesitz. Der zweite Zeitraum begann 1866 und dauert jetzt noch fort; er betrifft besonders die Küstenländer der Ostsee, d. h. die Gebiete des großen Grundbesitzes (Preußen, Pommern, Mecklenburg), die durch die Auswanderung in so hohem Maße leiden, daß der vorhandene Arbeitermangel äußerst fühlbar ist (Vergl. unten die Tabelle über die Staaten des Deutschen Reiches). — Gegenüber der Auswanderung verschwindet die Einwanderung zu dauerndem Aufenthalte, welche aus fremden Staaten ins Deutsche Reich stattfindet, fast gänzlich. — Wichtig ist auch die Vertheilung der Bevölkerung nach Land und Stadt, nach Klein- und Großstädten, nach der Beschäftigung mit Landwirthschaft, Viehzucht, Bergbau, Industrie- und Fabrikthätigkeit, Handel, Kunst und Wissenschaft &c.; doch kann hier nicht weiter darauf eingegangen werden.

Von den 41 Mill. Bew. des Deutschen Reiches gehören $37\frac{7}{10}$ Mill. (91,95%) der deutschen Nationalität an;*) $3\frac{2}{10}$ Mill. (7,84%) sind nichtdeutschen Stammes, indem sich

2,695000 Angehörige verschiedener slavischer Volkszweige,
230000 Franzosen und Wallonen,
143000 Littauer und höchstens
150000 Dänen innerhalb der Grenzen des Reiches finden. Die nichtdeutschen Bundesausländer, sowie die in eigenen Kolonien ansässigen ca. 150 Zigeuner Elsaß-Lothringens bleiben hiebei außer Ansatz. Reindeutsch sind die Mittel- und Kleinstaaten des Reiches, mit Ausnahme Sachsens, das 52000 Wenden, und des Reichslandes, das 220000 Franzosen unter seinen Bewohnern zählt. Am meisten (2,946000) fremdsprachige Unterthanen hat somit Preußen, dessen reindeutsche Bevölkerung 21,747000 S. beträgt. Reindeutsch sind unter den preußischen Provinzen: Sachsen, Hannover, Westfalen und Hessen-Nassau; in geringem Grade gemischt sind: Rheinland, Pommern und Brandenburg; ansehnliche Prozentsätze nichtdeutscher Bevölkerung haben: Schleswig-Holstein, Schlesien, Posen und Preußen. — Die Sprachgrenze gegen die Dänen in Nordschleswig ist S. 120 angegeben. Die Gewaltmaßregeln der dänischen Regierung von 1850—64 zur Verdrängung der deutschen Sprache in den gemischten Gebieten haben sich als unwirksam erwiesen. Selbst nördlich der Sprachgrenze sind die Städte überwiegend deutsch, der Flecken Christians-

*) Die 512000 Juden im Deutschen Reich sind der deutschen Nationalität beigerechnet.

feld ist rein deutsch und in anderen Flecken (Lügumkloster, Gravenstein ꝛc.) sind die Deutschen zahlreich vertreten. Die Insel Alsen ist dänisch, nur in den Städten Sonderburg und Augustenburg ist die deutsche Sprache, unterstützt durch die Garnisonen, stark verbreitet und wohl bald herrschend; auf der andern Seite hat Römö und der nördlichste Theil von Sylt (das Listland) dänischredende Bewohner. Das Dänisch der Landbevölkerung nördlich der Sprachgrenze ist indes durchaus kein reines Dänisch, sondern mit vielen deutschen Wörtern und Formen durchsetzt. — Vor der Wiedererwerbung Elsaß-Lothringens wurde die französische Sprache innerhalb der Reichsgrenzen nur von etwa 10000 Menschen geredet, die größtentheils in der Stadt Malmedy und deren Umgegend (südl. von Aachen) und bei Eupen wohnen; sie sind jedoch keine eigentlichen Franzosen, sondern Wallonen. Die neue Grenze gegen Frankreich konnte nicht ganz in die Sprachgrenze (S. 234) gelegt werden, einmal weil durch Einhaltung der letzteren namentlich im Wasgenwald die Grenze zu gekrümmt erschienen wäre, dann weil strategische Gründe die Einverleibung der Festung Metz und ihrer Umgebung geboten. Jenseit der Reichsgrenzen gibt es in Frankreich keine deutschen Ortschaften mehr; denn auch die sprachlich gemischten Gebiete sind zu Deutschland gekommen. Innerhalb des französischen Gebietes im Reiche gewinnen in Metz die Deutschen bereits sehr an Zahl; innerhalb des deutschen Gebietes findet man Franzosen besonders in den Städten unter den Fabrikarbeitern. Jedenfalls ist durch namhafte Auswanderung nach Frankreich die französische Nationalität in der Abnahme begriffen. — Im nördlichen Theile Ostpreußens ist das littauische Element in zusammenhängender Masse noch ziemlich stark vertreten, indes gleichwohl vor dem deutschen im Zurückweichen begriffen (S. 137). Es umwohnt das kurische Haff an der Ostseite und reicht, allerdings gering an Zahl und stark zersplittert, südwärts bis Goldapp, wo es sich mit den Polen berührt. Die Littauer betragen in den Kreisen Tilsit 43, Memel 45, Heydekrug sogar 63 Prozente der Bevölkerung. Dagegen ist die Sprache der alten Preußen, die vor 300 Jahren im Samlande (zwischen frischem und kurischem Haff) noch fast die alleinherrschende war, jetzt erloschen. Nur auf der kurischen Nehrung und bei Memel hört man noch verwandte Töne (400 Kuren). — Den bedeutendsten fremdsprachigen Theil des Reiches bilden die Slaven. Zwar die Angehörigen des polabischen*) und des sorbischen Astes, die südwärts bis zur Regnitz und zum Erzgebirg, ostwärts bis zum Bober und zur Oder wohnten, sind ganz oder größtentheils germanisirt; denn von den Bodritzen (Obotriten) in Mecklenburg, Holstein und im hannöverischen Wendlande (zwischen Ilmenau und Elbe**)), sowie von den Lutitzen (Wilzen, Havellern) in Brandenburg und Vorderpommern ist nichts mehr vorhanden, und die 128000 Sorben (Soraben, Wenden), von denen 76000 zu Preußen (Brandenburg und Schlesien), 52000 zu Sachsen (Lausitz) gehören, bilden eine rings von deutschem Gebiet umschlossene Sprachinsel, die immer rascher abbröckelt und wohl nach wenigen Menschenaltern gänzlich verschwunden sein wird. †) Aber in Ober- und Mittelschlesien wohnen an 51000,

---

*) Aus po = bei, und Labe = Elbe.

**) Obgleich hier die Bauart der Dörfer (Rundlinge) und die Fluraufteilung noch ans Slaventhum erinnern.

†) 1849 betrug die Zahl der Wenden noch 142000, 1861 nur noch 137000, 1871 noch 128000. Im Jahre 1550 erstreckte sich ihr Gebiet von Löbau am Fuße

großentheils katholische Tschechen und in noch größerer Zahl sind die Angehörigen des ljächischen oder polnischen Astes (2,516000) vertreten (S. 132). Dazu gehören: a) die Pommern, jetzt gänzlich germanisirt; b) die Kassuben westlich der untern Weichsel (in Pommerellen), mit einem den eigentlichen Polen schwer verständlichen Dialekt, größtentheils katholisch, in mehreren Distrikten noch in geschlossenen Massen vorhanden (z. B. zwischen Brahe, Schwarzwasser und Ferse), sonst allerdings meist von dem mehr und mehr sich geltend machenden deutschen Elemente (besonders in den Städten, an den Landstraßen und Eisenbahnen) durchdrungen; c) die Masuren in den Wildnissen des südl. Ostpreußens, westwärts bis zur Drewenz, mit einem gleichfalls vom Hochpolnischen verschiedenen Dialekt, größtentheils evangelisch und durch Liebe zum preußischen Vaterlande ausgezeichnet, aber ebenfalls im Zurückweichen vor dem Deutschthum begriffen, das nicht nur von den Grenzen her vordringt, sondern auch in den Städten durch Einwanderung bürgerlicher Gewerbtreibender und selbst auf dem Lande sich dadurch festsetzt, daß der Grundbesitz mehr und mehr in deutsche Hände übergeht; d) die eigentlichen Polen in Oberschlesien und in Posen, in letzterer Provinz sogar die Mehrzahl bildend (nämlich 1867: 694000 Deutsche und 843000 Polen, wovon ³/₄ im Reg.-Bez. Posen); sie sind in weitaus überwiegender Zahl katholisch und das einzige fremdsprachige Element innerhalb der Grenzen des Reiches, das — nicht ohne Mitschuld der preußischen Staatsregierung und zu deren eigenem Schaden — an einigen Punkten sogar gegen das Deutschthum vorgedrungen ist, während sonst überall die deutsche Sprachgrenze sich erweiterte und die nichtdeutschen Nationalitäten innerhalb der Reichsgrenzen an Terrain verloren. In Schlesien überwiegen die Polen im Reg.-Bez. Oppeln rechts der Oder, wo sie 75% der Bevölkerung ausmachen, während sie links der Oder nach und nach abnehmen und die Glatzer Neiße nicht mehr erreichen. In Posen haben die größeren Städte, mit Ausnahme von Gnesen, entweder eine rein deutsche oder wenigstens eine entschieden überwiegend deutsche Bevölkerung, und selbst in Gnesen überschreitet diese die Hälfte. Von den 142 Städten Posens müssen 62 vorzugsweise polnische genannt werden, worunter aber viele sind, die noch nicht 1000 E. haben; von den 5200 Ortschaften des platten Landes haben 700 (meist die größeren) deutsche, 900 polnische, 1200 überwiegend deutsche, 2400 überwiegend polnische Bevölkerung; von den großen Gütern sind 900 in deutschen, 770 in polnischen Händen.*) Die wenigen Fabrikanlagen im Lande, der bedeutende Acker- und Hopfenbau, der großartige Bergbau Oberschlesiens 2c. verdanken ihre Entwickelung und Unterhaltung fast durchweg dem Geiste und Kapitale der Deutschen.

In Bezug auf Confession herrscht im Deutschen Reich das protestantische Bekenntnis vor. Die Zählung von 1871 ergab 25,582000 (62,4%) Evangelische und 14,867000 (36,24%) Römisch-Katholische; die Juden machen 1,25% aus, der Rest kommt auf Personen mit anderem oder gar keinem Bekenntnisse. Ueberwiegend, ja fast

der Lausitzer Berge nordwärts bis Guben, Fürstenberg a. d. O., Storkow und Luckau, 1750 noch bis Forste, Lieberose, Lübben und Kalau, 1872 nur noch bis Muskau, Peiz (nordöstlich von Kottbus), Drebkau und Senftenberg, während die Südgrenze merkwürdig konstant geblieben ist. Aber selbst innerhalb des jetzt noch vorzugsweise wendischen Gebietes sind Peiz, Kottbus, Spremberg, Hoyerswerda, Wittichau, Bautzen 2c. ganz oder größtentheils deutsche Orte.

*) Nach Neumann, das Deutsche Reich 1874. I. 384.

allein herrschend ist das evangelische Bekenntnis in den Kleinstaaten Mittel- und Norddeutschlands; denn in den 8 thüringischen Staaten gehören ihm im Durchschnitt 98,3% der Bevölkerung an, im Königreich Sachsen 96,8 und in den 11 norddeutschen Kleinstaaten von 96,2 (Waldeck) bis 99,4% (Mecklenburg-Strelitz). Eine Ausnahme machen nur Oldenburg (mit 76,7% Protestanten) und Hamburg, wo die Judenschaft einen ansehnlichen Prozentsatz ausmacht (90,5 Protestanten und 2,3 Katholiken). Ein gleiches, an Confessionseinheit grenzendes Ueberwiegen des Protestantismus findet sich in den preußischen Provinzen: Schleswig-Holstein (98,9%), Pommern (97,6), Brandenburg (95,0), Sachsen (93,5) und im Herzogthum Lauenburg (99,7). — Umgekehrt herrscht in ähnlichem Verhältnis und an Ausschließlichkeit grenzend das römisch-katholische Element in den baierischen Provinzen Niederbaiern (99,3%), Oberbaiern (96,2) und Oberpfalz (91,5), in den badischen Kreisen Waldshut (97,4), Konstanz (95,4) und Baden (93,0), sowie in dem reichsländischen Bezirk Lothringen (93,3) und in den preußischen hohenzollernschen Landen (96,5). In den übrigen Theilen des Reiches sind die beiden Hauptbekenntnisse mehr oder minder intensiv gemischt, so daß bald das eine, bald das andere dominirt. Baiern (mit 71,2% römischen Katholiken), Baden (mit 64,5%) und das Reichsland (mit 79,7%) sind diejenigen 3 Glieder des Reiches, in welchem die Mehrzahl der Bevölkerung dem römischen Katholicismus angehört; im preußischen Staate sind 64,9% der Bevölkerung protestantisch, 33,5% römisch-katholisch. Die römischen Katholiken Deutschlands stehen unter 25 Bischöfen, wozu als 26. katholischer Bischof des Reiches in jüngster Zeit der Bischof der Altkatholiken gekommen ist.

Die materielle Kultur Deutschlands hat sich in diesem Jahrhundert ganz außerordentlich gehoben und ist noch in fortwährendem Steigen begriffen. Während zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts die auswärtige Konkurrenz, voraus die englische, die deutsche Industrie fast erdrückte, hat sich letztere zunächst infolge der Continenalsperre von der englischen Bevormundung befreit und wurden dann durch den deutschen Zollverein Industrie und Handel Deutschlands mächtig gefördert. Dazu kam weiter die Einführung der Maschinenarbeit, die Errichtung von Dampfschiffkursen auf den deutschen Strömen, wie auch von transatlantischen Verbindungen, die Anbahnung und endliche Durchführung freier Flußschiffahrt, der Aufschwung des Bergwerkbetriebs, besonders der Kohlengewinnung, der Bau von Eisenbahnen, die Einführung der Telegraphie, die Schaffung von Geldinstituten, die Einführung der Gewerbefreiheit und des freien Niederlassungsrechtes jedes Deutschen in allen Ländern des Reiches, die Durchführung eines einheitlichen Gewichts-, Maß- und nun auch Münzsystemes u. a. m., schließlich auch die glücklich durchgeführte politische Neugestaltung Deutschlands, um das Bild geschäftlichen Lebens zu vollenden, wie es heute so reich und so vielgestaltig vor unsern Augen liegt. — Die Industrie hat ihre Hauptsitze in den preußischen Provinzen Schlesien, Brandenburg, Sachsen, Westfalen und Rheinland, ferner im Königreich Sachsen und in Thüringen, in Würtemberg, im Reichsland, in einzelnen Gegenden Badens, Hessens, Baierns 2c. Von geringer Bedeutung ist sie in den Ostseeländern, in einzelnen Theilen Hannovers, im südl. Baiern und Schwaben 2c. Die verschiedenen Zweige der Webindustrie sind in mehreren Gegenden (Reichsland, Rheinland, Westfalen, Sachsen, Schlesien) wahrhaft großartig entwickelt, und nicht nur

Seiden- und Baumwollenindustrie beziehen (selbstverständlich) ihr Rohmaterial aus dem Auslande, sondern auch die Linnen- und Wollenweberei bedürfen, trotz der namhaften Produktion im eigenen Lande, noch eines bedeutenden Zuschusses an Rohstoffen und Garnen aus andern Ländern. Die Lederbereitung Deutschlands behauptet ihren alten Ruf besonders im S. und W. (vor allen in den beiden südl. Provinzen Hessens), und Lederprodukte (Schuhe, Galanteriewaaren ꝛc.) werden in ausgezeichneter Güte und großer Menge zur Ausfuhr bereitet. In Herstellung von Eisen- und Stahlwaaren, (in Rheinland, Westfalen, Thüringen, Reichsland, Würtemberg, Umgegend Nürnbergs ꝛc.) hat Deutschland alten Ruhm und konkurrirt es gegenwärtig erfolgreich mit England nicht nur in Europa, sondern selbst in Amerika und Afrika; die Fabrikation von Maschinen (in Berlin, Breslau, Düsseldorf, Aachen, Chemnitz, München, Eßlingen, Karlsruhe, Mülhausen ꝛc.) nimmt fortwährend zu. Die baierische Bierbrauerei ist die erste der Welt und producirte 1872 in 5200 Brauereien nicht weniger als 11 Mill. Hektoliter Bier im Werthe von 52 Mill. Thlr. Die Runkelrübenzuckerfabrikation deckt den größten Theil des Bedarfes an Zucker im Deutschen Reich und hat ihren Hauptsitz in der pr. Provinz Sachsen und in benachbarten Gebieten. Dies sind nun bloß die ins großartigste entwickelten Industriezweige; von überaus wichtiger Bedeutung für einzelne Gegenden oder Orte sind aber auch: die Tabakindustrie, die Herstellnng von Tischler-, Drechsler- und Schnitzwaaren aus Holz und Bein, die Bleistift-, Papier- und Tapetenfabrikation, sowie die Herstellung von Papiermaché- und Buchbinderwaaren, die Brauntweinbrennerei und Schaumweinerzeugung, die Industrie in chemischen Produkten (Farben, Zündwaaren, wohlriechenden Wassern, Seifen, Pottasche ꝛc.), die verschiedenen Zweige der ceramischen Industrie (z. B. Glas, Porzellan, Steingut, Thonpfeifen ꝛc.), die Herstellung von musikalischen, mathematischen und physikalischen Instrumenten, die Uhrenfabrikation ꝛc. — Die Handelsflotte des Deutschen Reiches, die drittgrößte der Erde, zählt ca. 5100 Seeschiffe mit 1,300000 Tonnen Tragfähigkeit. Hamburg ist nach London und Liverpool der wichtigste Seeplatz Europas und hat am Handel mit England größeren Antheil als ganz Frankreich. Bremen ist der 2te unter den deutschen Seeplätzen und auch sein Schiffsverkehr nimmt fortwährend zu. Ferner haben großen Seeverkehr: Altona, Harburg, Emden, Lübeck, Stettin, Danzig, Königsberg. Als Meßplätze im Innern sind bedeutend: Leipzig, Frankfurt a. O., Frankfurt a. M., Braunschweig; Leipzig ist außerdem das Centrum des deutschen Buchhandels. Andere wichtige Handelsplätze für den Waarenverkehr sind: Magdeburg, Berlin, Breslau und für den großen Rheinhandel besonders Köln, Mainz und Mannheim. Als Geldmärkte sind bedeutend: Frankfurt a. M., Berlin, Hamburg und in neuester Zeit auch Stuttgart. Die Eisenbahnen, die auf dem materiellen Gebiete eine ähnliche Umwälzung hervorgebracht haben, wie die Buchdruckerkunst ihrer Zeit auf dem geistigen, hatten im Deutschen Reich 1873 eine Länge von 3100 Mln., die Telegraphenlinien von 5000 Mln. mit einer Drahtlänge von 16000 Mln. Ein Kanalnetz, wie Frankreich es hat, besitzt das Deutsche Reich nicht; seine Kanäle dienen fast durchaus nur lokalen oder provinziellen Bedürfnissen. Dagegen sind die Flußstraßen Deutschlands für den großen Handel von ungeheurer Bedeutung, vor allem der Rhein, in geringerem Grade auch die Mosel und der Neckar, die Donau, die Weser, die Elbe, die Havel und Spree, die Oder, die Weichsel ꝛc.; doch läßt sich nicht verhehlen, daß mehrere Flußstraßen,

namentlich die Oder, der Pregel, die Memel, der Main, theilweise auch die Elbe, sich in schlimmem Zustande befinden und deshalb vonseiten der Betheiligten schwere Klagen über den Zustand des Fahrwassers laut geworden sind. Die schiffbaren Wasserstraßen des Deutschen Reiches haben eine Länge von ca. 1500 M., davon kommen auf Preußen 1100, auf Baiern 150 Mln. — Die Einnahmen an Zöllen und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern im Zollgebiet des Reiches betrugen 1873 fast 93 Mill. Thlr. (Netto-Einnahme: 88,7 Mill. Thlr.); davon kommen auf Ein- und Ausgangszölle 44,7, auf Rübenzuckersteuer 14,9, auf Salzsteuer 11,1, auf Branntweinsteuer 15,9, auf Brausteuer 5,2 Mill. Thlr. ꝛc. Die Ausfuhr aus Deutschland hat sich außerordentlich gehoben und besteht wieder — wie im 14. und 15. Jahrh. — hauptsächlich aus Fabrikaten, während Rohstoffe und Halbfabrikate die Hauptmasse der Einfuhr bilden. Der Werth der Total-Einfuhr über Hamburg allein betrug im Jahr 1871 über 603 Mill. Thlr. Wenn dem gegenüber in verschiedenen statistischen und volkswirthschaftlichen Handbüchern der Werth der Gesammteinfuhr des Deutschen Reiches auf 630, der der Gesammtausfuhr auf 590 Millionen berechnet wird, so sind diese Ziffern offenbar zu klein.

Das Reichskriegswesen ist auf Grundlage der ursprünglich bloß von Preußen eingeführten allgemeinen Wehrpflicht organisirt, die nun von den meisten europäischen Staaten nachgeahmt wird. Die bewaffnete Macht des Reiches besteht aus dem Heere (stehendes Heer und Landwehr) und aus der Marine (Flotte und Seewehr); stehendes Heer und Flotte sind beständig zum Kriege bereit, zu ihrer Unterstützung dienen Landwehr und Seewehr. Die Militärpflicht beginnt mit dem vollendeten 20. Jahre und dauert drei Jahre bei der Fahne*), vier bei der Reserve und fünf bei der Landwehr, umfaßt also eine zwölfjährige Dienstzeit und Dienstbereitschaft. Diejenigen durch das Loos bestimmten Militärpflichtigen, welche wegen Ueberfüllung der Cadres keine militärische Ausbildung erhalten haben, können bis zum vollendeten 31. Lebensjahre im Bedarfsfalle, jedoch nur nach ausgesprochener Mobilmachung, als „Ersatzreserve" einberufen werden. Der „Landsturm", der die Wehrfähigen von 32—42 Jahren umfaßt, tritt auf Befehl des Bundesfeldherrn nur dann in Thätigkeit, „wenn der Ernst der Kriegslage dies erfordert", namentlich bei einem Einfalle des Feindes in die Reichsgrenzen. Die Friedenspräsenzstärke des Heeres zählt circa 401000 Mann und erfordert einen jährlichen Aufwand von circa 96 Millionen Thaler; sie entspricht (exkl. Offizieren und Einjährig-Freiwilligen) 0,978% der Bevölkerung von 1871. Reserve und Landwehr zählen ca. 900000 Mann, die Kombattanten-Kriegsstärke der gesammten deutschen Armee also ca. 1,300000 Mann. Unmittelbar im Felde aufzutreten sind davon bestimmt 560000, denen fernerhin 150000 als zur Aktion vollkommen vorbereitete Reserven nachzurücken vermögen, wohinter für Besatzungszwecke, Ersatzheranbildung und überhaupt für Landesvertheidigung noch immer 590000 Kombattanten übrig bleiben. Ins militärpflichtige Alter kommen jährlich ca. 328800 Mann, wovon indes höchstens 3/4 als wirklich militärdienstfähig anzusehen sind. Die deutsche Armee besteht im Frieden aus 18 Armeekorps, wovon 2 von Baiern, je 1 von Würtemberg und Sachsen

*) Nominell; die wirkliche Dienstpräsenz hat bisher im Durchschnitt höchstens 2½ Jahre betragen.

und die übrigen 14 von Preußen und den andern Staaten gemeinschaftlich gestellt werden; im ganzen umfaßt die deutsche Infanterie 469 Bataillone, die Kavallerie 465 Eskadronen, die Feldartillerie 300 Batterien, dazu kommen 29 Fußartillerie-Bataillone, 18 Pionier- und 18 Trainbataillone. — Das deutsche Festungssystem erleidet, durch die außerordentlichen Fortschritte der Artillerie bedingt, eine durchgreifende Umgestaltung. Die Festungen Minden, Landau, Wittenberg, Erfurt, Stettin, Kolberg, Stralsund — letztere drei ohne die Seebefestigungen — Graudenz, Kosel, Stade, Damm, Silberberg, Wilhelmstein, Marsal, Schlettstadt, Pfalzburg, Jülich, Schweidnitz und die Forts um Dresden gehen ein und werden oder sind bereits ihres Charakters als Festungen vollständig entkleidet. Andere Festungen werden bedeutend erweitert und verstärkt, besonders die im Reichsland, am Rhein und in dessen Nähe. Der Gesammtbetrag für den Umbau und die weitere Ausrüstung der 37 deutschen Festungen ist auf 100 Mill. Thlr. festgestellt worden. — Die deutsche Kriegsmarine ist noch jung, hat aber schon ehrenvolle Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt; sie wird mit großer Sorgfalt und unter durchaus einheitlicher Leitung und Verwaltung — was bei dem Landheere nicht der Fall ist, da hier namentlich Baiern in vieler Beziehung eine Sonderstellung einnimmt — gepflegt und ausgebildet. Gegenwärtig (1874) besteht sie aus 11 Panzerschiffen (wovon einige noch im Bau), darunter 8 Panzerfregatten, aus 44 anderen Dampfschiffen und Kanonenbooten und aus 14 Segelschiffen; zusammen 69 Schiffen mit 528 Kanonen. Der neue Flottengründungsplan von 1873 erheischt für die Jahre 1873—1882 eine außerordentliche Ausgabe von 72 Mill. Thlr.; nach diesem Plan soll der Zukunftsstand an Schiffen betragen: 8 Panzerfregatten, 6 Panzerkorvetten, 7 Monitors, 2 gepanzerte Batterien, 20 Korvetten, 6 Avisos, 8 große und 10 kleine Kanonenboote, 2 Artillerieschiffe, 3 Segelbriggs, 10 große und 18 kleine Torpedofahrzeuge; zusammen 100 Schiffe. Zur Anfertigung (soweit sie im Reiche gebaut werden) und Aufbewahrung der Schiffe und des Schiffsinventar's dienen die Reichskriegshäfen zu Kiel und Wilhelmshafen, die Werften zu Danzig, Kiel und Wilhelmshafen und das Artilleriedepot zu Friedrichsort bei Kiel. Das ordentliche jährliche Budget für die Marine beträgt 4½ Mill. Thlr. Nach Ausführung des Flottengründungsplanes wird der Friedensstand der Marine aus 350 Offizieren, 5660 Seeleuten, 1019 Maschinisten ꝛc. bestehen; zur Bemannung sämmtlicher Schiffe werden dagegen 522 Offiziere, 400 Deckoffiziere, 10000 Seeleute, 1670 Maschinisten und Heizer und 784 Handwerker gehören, so daß der Kriegsstand ca. 13000 Mann betragen wird.

In Bezug auf die Volksbildung steht unbestreitbar Deutschland auf der ersten Stufe unter den Völkern der Erde, obgleich in den letzten Jahrzehnten der Ausgleich große Fortschritte gemacht hat. Die Blüte seines Volksschulwesens verdankt Deutschland den Bestrebungen der Anhänger Pestalozzis, die sowohl durch Lehrerbildung als Organisation dasselbe reformirten und in neue Bahnen lenkten. Natürlich steht es hiemit in den verschiedenen Bundesländern verschieden. Preußens Volksschulwesen, das sonst für vorzüglich galt, ist in den letzten Dezennien vielfach zurückgegangen (Stiehlsche Regulative 1854!), so daß es jetzt von dem anderer Staaten, z. B. Sachsens, der sächsischen Herzogthümer, namentlich aber Würtembergs, bedeutend überholt ist. Die Militärbehörden untersuchen den Bildungsstand der Rekruten; unter den in den letzten Jahren im Umfange des Reiches eingestellten zeigten sich im Durchschnitt 3% ohne

oder mit mangelhafter Schulbildung. In Preußen waren 1869/70 3,37, im Jahr 1870/71 2,42% (mit großer Verschiedenheit in den Provinzen: Posen 11,72, Preußen 8,78, Schlesien 2,82, Pommern 0,78, Westfalen 0,58, Hannover 0,50, Hessen-Nassau 0,43, Brandenburg 0,34, Rheinland 0,26, Schleswig-Holstein 0,24, Sachsen 0,23) ohne Schulbildung, in Hessen-Darmstadt und Sachsen (1870) 0,5, in Würtemberg 0,03, dagegen in Baiern (1873) 7,2; in Mecklenburg noch mehr. Das Deutsche Reich besitzt in runder Zahl 60000 Volksschulen, in denen 6 Mill. Schüler im Alter von 6—14 Jahren obligatorischen Unterricht empfangen. Auf je 1000 Ein. entfällt eine durchschnittliche Schülerzahl von 154*); dieses Verhältnis wird noch überschritten in Sachsen (185), Thüringen und Oldenburg (175), den preuß. Provinzen Rheinland, Westfalen und Sachsen (165), es wird dagegen nicht erreicht von den preußischen Provinzen Posen, Brandenburg und Preußen (durchschnittlich 130), von Baiern (126) und Mecklenburg (120). Manche Gegenden des Reiches — und zwar werden deren immer mehr — leiden an großem Lehrermangel, eine Erscheinung, die sich leicht erklärt, wenn man die Kärglichkeit der Gehälter in Betracht zieht, deren Aufbesserung mit der fortschreitenden Geldentwerthung durchaus nicht gleichen Schritt gehalten hat, so daß gegenwärtig in mehreren Gegenden Deutschlands in der Lehrerwelt ein Nothstand herrscht, der mit dem wachsenden Wohlstande der Nation aufs seltsamste und unwürdigste kontrastirt. Die Solidarität unserer deutschen Kulturbedürfnisse sowohl als der nationale Charakter unseres Volksbildungswesens werden mit der Zeit dahin drängen, daß das Verlangen nach **Unterhaltung der Volksschulen auf Kosten des Reiches** nicht mehr abgewiesen werden kann. — Einen Uebergang von den Volksschulen zu den hohen Schulanstalten bilden die Mittelschulen unter den verschiedensten Bezeichnungen und Einrichtungen. Kein Staat Europas hat so viele (330) und zum Theil so vorzügliche Gymnasien als Deutschland; daneben 14 Realgymnasien, über 200 Progymnasien und Lateinschulen, an 500 Real- und höhere Bürgerschulen, von denen ca. 130 mit Gymnasien verbunden sind, über 150 Lehrerbildungsanstalten; dann eine große Zahl von Fach- und Spezialschulen für Landwirthschaft, Forstwesen, Bergbau, Gewerbe, Kunstgewerbe, Handel, Baukunst, Kriegswissenschaft, Seewesen, Thierarzneikunst, Turnlehrerbildung ꝛc. — Der höhern Ausbildung in den verschiedenen Wissenschaften dienen die (10) polytechnischen Schulen zu München, Stuttgart, Hannover ꝛc., die Akademien für Baukunst, Bergbau (von denen z. B. die zu Freiberg längst berühmt ist), Forstwesen, Handel, Kriegswissenschaft ꝛc., und vor allen die Universitäten. Die 21 Universitäten des Deutschen Reiches hatten im Wintersemester 1872/73 zusammen 1620 Lehrende und 17858 Studirende. Die gegenwärtig im Reich bestehenden Universitäten wurden in folgenden Jahren gegründet: Heidelberg 1386 (1346), Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Ingolstadt 1472 und 1826 nach München verlegt, Tübingen 1477, Marburg 1527, Königsberg 1544, Jena 1557, Würzburg 1582, Gießen 1607, Kiel 1665, Halle 1694, Breslau 1702, Göttingen 1734, Erlangen 1742, Berlin 1809, Bonn 1818, Straßburg 1872; Münster, 1780 eröffnet, hat nur 2 Fakultäten. Im Anschlusse an die

*) Auf je 1000 Einwohner kommen Schüler in: Schweden 136, Schweiz 120, Belgien 114, Großbritannien und Irland 110, Frankreich 99, Dänemark 94, Holland 91, Oesterreich-Ungarn 89, Norwegen 81, Spanien 70, Italien 66, Griechenland 37, Portugal 29, Rußland 15.

Universitäten des Deutschen Reiches bestehen noch ebenbürtige deutsche Hochschulen zu Dorpat; zu Basel, Bern und Zürich; zu Graz, Prag und Wien. — In Berlin und München sind auch Akademien der Wissenschaften, in denselben Orten, wie auch in Dresden, Düsseldorf zc. Akademien der bildenden Künste; diese sowie die deutschen Musikkonservatorien, Gesangschulen zc genießen zum Theil eines Weltrufes. — Schließlich seien auch die Humanitätsschulen für jene Unglücklichen erwähnt, die als Blinde, Taubstumme, Verwahrloste, Blödsinnige zc. in besonderen Anstalten Unterricht und Erziehung finden. — So läßt sich im ganzen und großen ohne Uebertreibung wohl behaupten, daß im Deutschen Reich bezüglich des Schulwesens für alles und für alle gesorgt ist.

Das Budget des Deutschen Reiches (1873: 118,8 Mill. Thlr.) schließt die Ausgaben für Bundesverwaltung, auswärtige Vertretung, Militär- und Marineverwaltung, Verzinsung und Tilgung der nun größtentheils zurückgezahlten Schulden zc. in sich. Die Einnahmen sind die Erträgnisse der Zölle und Verbrauchssteuern, der Wechselstempelsteuer, der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltung und, solange Reichssteuern nicht eingeführt sind, Matrikularbeiträge der einzelnen Staaten, welche nach der Kopfzahl von diesen aufzubringen sind. Baiern, Würtemberg und Baden nehmen in Bezug auf Bier- und Branntweinsteuer, Baiern und Würtemberg in Bezug auf die Militärverwaltung, und Baiern auch in Bezug auf die Verkehrsanstalten eine Sonderstellung zum Reiche ein.

Politische Geographie.

Die Verfassung des Deutschen Reiches datirt vom 16. April 1871 und ist im wesentlichen die Verfassung des Norddeutschen Bundes, der mit der Veröffentlichung derselben sein Ende erreicht hat; die an der ehemaligen Nordbundsverfassung vorgenommenen Aenderungen charakterisiren sich hauptsächlich als eine Stärkung des föderativen Elementes in derselben. Die Reichsverfassung zerfällt, wenn man von den Uebergangsbestimmungen absieht, in 14 Abschnitte oder 78 Artikel und ist der Art, daß die in dem Bunde vereinten Staaten einen wirklichen Bundesstaat ausmachen, in welchem alle wichtigeren Fragen des materiellen Lebens einer gemeinschaftlichen Behandlung unterliegen. Der Bund ist geschlossen „zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben giltigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes". Das Bundesgebiet besteht aus den weiter unten aufgeführten Staaten. Innerhalb dieses Gebietes übt der Bund durch Bundesrath und Reichstag das Recht der Gesetzgebung nach Maßgabe des Inhalts der Verfassung und mit der Wirkung aus, daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen (Art. 2). Der Bundesrath besteht aus den Vertretern der Mitglieder des Bundes (Art. 6) oder den Bevollmächtigten der Einzelregierungen und beschließt über die dem Reichstage zu machenden Vorlagen und die von demselben gefaßten Beschlüsse, über die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen allgemeinen Ver-

waltungsvorschriften und Einrichtungen und über Mängel, welche bei der Ausführung der Reichsgesetze oder der erwähnten Vorschriften und Einrichtungen hervortreten (Art. 7); der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor (Art. 20) und zwar so, daß auf 100000 Köpfe 1 Abgeordneter kommt, seine Verhandlungen sind öffentlich (Art. 22), und er hat auch das Recht, innerhalb der Kompetenz des Reiches Gesetze vorzuschlagen und an ihn gerichtete Petitionen dem Bundesrathe, resp. dem Reichskanzler zu überweisen (Art. 23). Das Präsidium des Bundes steht erblich dem Könige von Preußen zu, welcher den Namen „Deutscher Kaiser" führt; der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reiches Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Zur Erklärung des Krieges im Namen des Reiches ist die Zustimmung des Bundesrathes erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt (Art. 11). Dem Kaiser steht zu, den Bundesrath und den Reichstag zu berufen, zu eröffnen, zu vertagen und zu schließen (Art. 12). Die Berufung dieser Behörden findet alljährlich statt, und kann der Bundesrath zur Vorbereitung der Arbeiten ohne den Reichstag, dieser aber nicht ohne jenen berufen werden (Art. 13). Der Vorsitz im Bundesrathe und die Leitung der Geschäfte steht dem vom Kaiser ernannten verantwortlichen Reichskanzler zu, welcher die Gegenzeichnung der vom Kaiser im Namen des Reiches erlassenen Anordnungen und Verfügungen übernimmt; dem Kaiser kommt die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze und die Ueberwachung der Ausführung derselben zu, er ernennt auch die Reichsbeamten, läßt dieselben für das Reich vereidigen und verfügt erforderlichen Falles deren Entlassung (Art. 15, 17 und 18). Wenn Bundesglieder ihre verfassungsmäßigen Bundespflichten nicht erfüllen, können sie dazu im Wege der Exekution angehalten werden; diese Exekution ist vom Bundesrathe zu beschließen und vom Kaiser zu vollstrecken (Art. 19). Für das Reich besteht ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaates in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln ist; dem Auslande gegenüber haben alle Reichsgenossen gleichmäßig Anspruch auf den Schutz des Reiches (Art. 3). Gemeinsam zu behandelnde Angelegenheiten des Bundes sind die Gesetzesbestimmungen über Heimatrecht, Gewerbbetrieb, Bankwesen, Maße, Münzen und Gewichte, Schutz des geistigen Eigenthums, Medicinal- und Veterinärpolizei, Presse und Vereinswesen, die Zoll- und Handelsgesetzgebung, das Konsulatwesen, das Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen, die Gerichtsverfassung, das Militärwesen des Reiches

und die Kriegsmarine ꝛc. (Art. 4). Dabei genießen aber Baiern und Würtemberg in einigen dieser Punkte noch einer gewissen größeren Selbständigkeit (Reservatrechte). Die Regelung der Schul- und Kirchenangelegenheiten ist noch den Einzelstaaten vorbehalten. Das Reich bildet auf Grundlage des Zollvereinsvertrages vom 8. Juli 1867 ein Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze; ausgeschlossen bleiben nur einzelne wegen ihrer Lage zur Einschließung in die Zollgrenze nicht geeigneten kleinen Gebietstheile, sowie die Freihafengebiete von Bremen und Hamburg*), letztere so lange, bis sie ihren Einschluß in die Zollgrenze selbst beantragen (Art. 33 und 34). Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche unter dem Oberbefehle des Kaisers, der Kieler Hafen und der Jadehafen sind Reichskriegshäfen, der zur Gründung und Erhaltung der Kriegsflotte erforderliche Aufwand wird aus der Reichskasse bestritten (Art. 53). Die gesammte Landmacht des Reiches bildet ein einheitliches Heer, welches im Krieg und (mit Ausnahme der beiden baierischen Armeekorps) auch im Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht (Art. 63); alle deutschen Truppen sind verpflichtet, den Befehlen des Kaisers unbedingt Folge zu leisten und ist diese Verpflichtung in den Fahneneid aufzunehmen (Art. 64). Die Kosten und Lasten des gesammten Kriegswesens des Reiches sind von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen (Art. 58). Veränderungen der Bundesverfassung erfolgen im Wege der Gesetzgebung; sie gelten als abgelehnt, wenn sie im Bundesrathe 14 Stimmen gegen sich haben (Art. 78).

Die Staaten des Deutschen Reiches, nach der amtlichen Reihenfolge geordnet, sind folgende:

4 Königreiche: Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberg;

6 Großherzogthümer: Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg;

5 Herzogthümer: Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg und Gotha, Anhalt;

7 Fürstenthümer: Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold;

3 Freie Städte: Lübeck, Bremen, Hamburg;

1 Reichsland: Elsaß-Lothringen.

---

*) Die Ausschlüsse betragen insgesammt 7,6 Q.-M.

Statistische Tafel über das gesammte Reich.

Bundesstaaten.	Quadrat-Meilen.	Bevölkerung am 1. Dezemb. 1871.	In Prozenten: Protestanten.	In Prozenten: Röm. Katholiken.	Bewohner auf 1 Q.-M.	Zu- (+) oder Abnahme (—) der Bev. seit 1867 in Prozenten.	Vertreter im Bundesrathe.
I. Königreich Preußen.							
1) Provinz Preußen . . .	1134,3	3,137545	70,2	27,9	2766		
2) " Brandenburg .	724,5	2,863229	95,0	3,1	3952		
3) " Pommern . .	547,0	1,431633	97,6	1,2	2617		
4) " Posen	525,8	1,583843	32,3	63,7	3012		
5) " Schlesien . . .	731,7	3,707167	47,5	51,1	5067		
6) " Sachsen . . .	458,4	2,103174	93,5	6,0	4588		
7) " Schleswig-Holst.	318,2	995873	98,9	0,6	3129		
8) " Hannover . .	698,8	1,963618	87,3	11,9	2810		
9) " Westfalen . .	366,8	1,775175	45,4	53,5	4839		
10) " Hessen-Nassau .	288,7	1,400370	70,5	26,5	4920		
11) " Rheinland . .	489,9	3,579347	25,3	73,4	7306		
Regierungsbez. Hohenzollern	20,7	65558	2,7	96,5	3113		
Herzogthum Lauenburg .	21,3	49546	99,7	0,3	2327		
Okkupationsarmee in Frankreich und kaiserliche Marine außer Landes	—	37409	—	—	—		
Summe für Preußen .	6326,2*)	24,693487	64,9	33,5	3903	+.2,8	17
II. Königreich Baiern.							
1) Reg.-Bez. Oberbaiern .	309,6	841707	3,3	96,2	2719		
2) " Niederbaiern .	195,5	603789	0,7	99,3	3088		
3) " Pfalz . . .	107,8	615035	54,3	43,3	5705		
4) " Oberpfalz ꝛc. .	175,5	497861	8,2	91,5	2836		
5) " Oberfranken .	127,1	541063	56,9	42,3	4257		
6) " Mittelfranken	137,2	583666	76,5	21,7	4253		
7) " Unterfranken .	152,5	586132	17,3	80,2	3849		
8) " Schwaben und Neuburg .	172,4	582773	13,5	85,7	3380		
Truppen in Frankreich .	—	11424	—	—	—		
Summe für Baiern .	1377,7	4,863450	27,6	71,2	3530	+ 1,0	6
III. Königreich Sachsen.							
1) Reg.-Bez. Dresden . .	78,9	677671	96,9	2,2	8587		
2) " Leipzig . . .	64,4	589377	97,9	0,8	9146		
3) " Zwickau . .	84,2	959063	98,9	0,7	11385		
4) " Bautzen . .	44,6	330133	91,5	8,2	7397		
Summe für Sachsen .	272,2	2,556244	96,8	2,1	9390	+ 2,6	4

*) Ohne die Meeresflächen, die, Binnenseen gleich, von Inseln und Nehrungen an der Ostsee eingeschlossen und häufig dem Areale des Staates beigerechnet werden; sie umfassen ca. 70 Q.-M.

Bundesstaaten.	Quadrat-Meilen.	Bevölkerung am 1. Dezemb 1871.	In Prozenten: Protestanten.	In Prozenten: Röm. Katholiken.	Bewohner auf 1 Q.-M.	Zu (+) oder Abnahme (—) der Bev. seit 1867 in Prozenten.	Vertreter im Bundesrathe.
IV. Königreich Würtemberg.							
1) Neckarkreis	60,4	548750	90,7	8,0	9083		
2) Jaxtkreis	93,3	384714	68,7	30,0	4122		
3) Schwarzwaldkreis . . .	86,7	448160	73,6	25,9	5170		
4) Donaukreis	113,8	436915	35,8	63,5	3840		
Summe für Würtemberg .	354,2	1,818539	68,7	30,4	5134	+ 2,5	4
V. Großherzogthum Baden.							
1) Kreis Konstanz . . .	34,2	126254	3,2	95,4	3692		
2) „ Villingen . . .	19,4	69831	20,9	78,8	3581		
3) „ Waldshut . . .	22,5	80178	2,4	97,4	3563		
4) „ Lörrach	17,5	91220	59,0	39,7	5243		
5) „ Freiburg . . .	39,8	196014	22,2	76,6	4925		
6) „ Offenburg . . .	28,9	147668	32,9	66,0	5109		
7) „ Baden	18,9	125706	6,4	93,0	6651		
8) „ Karlsruhe . . .	27,6	240039	54,4	43,3	8697		
9) „ Mannheim . . .	8,2	101203	53,9	41,5	12342		
10) „ Heidelberg . . .	17,5	131586	61,2	34,7	7519		
11) „ Mosbach . . .	39,3	151863	33,7	63,7	3864		
Summe für Baden .	273,8*)	1,461562	33,6	64,5	5338	+ 1,8	3
VI. Großherzogthum Hessen.							
1) Provinz Starkenburg .	54,7	349297	68,6	28,4	6382		
2) „ Rheinhessen . .	24,9	249951	46,7	48,6	10001		
3) „ Oberhessen . .	59,7	253646	90,2	6,9	4246		
Summe für Hessen .	139,4	852894	68,6	27,9	6118	+ 2,9	3
VII. Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin.	241,6	557897	99,2	0,2	2309	— 0,5	2
VIII. Großherzgth. Sachsen-Weimar .	66,0	286183	96,3	3,3	4334	+ 1,1	1
IX. „ Mecklenburg-Strelitz .	53,2	96982	99,4	0,2	1823	— 1,8	1
X. „ Oldenburg .	116,2	312596	76,7	22,5	2691	— 0,2	1
XI. Herzogth. Braunschweig	67,0	311764	97,2	2,3	4652	+ 3,0	2
XII. „ Sachsen-Meiningen . .	44,8	187957	98,2	0,8	4193	+ 3,6	1
XIII. „ Sachsen-Altenburg . . .	24,0	142122	99,9	0,1	5922	+ 0,5	1

*) Ohne den Antheil an der Wasserfläche des Bodensees.

Bundesstaaten.	Quadrat-Meilen.	Bevölkerung am 1. Dezemb. 1871.	In Prozenten Protestanten.	In Prozenten Röm. Katholiken.	Bewohner auf 1 Q.-M.	Zu (+) oder Abnahme (—) der Bev. seit 1867 in Prozenten.	Vertreter im Bundesrathe.
XIV. „ Sachsen-Koburg rc. . .	35,7	174339	99,1	0,7	4878	+ 3,2	1
XV. „ Anhalt . . .	42,6	203437	97,4	1,7	4772	+ 3,2	1
XVI. Fürstenth. Schwarzburg-Rudolstadt .	17,1	75523	99,7	0,1	4413	+ 0,5	1
XVII. „ Schwarzburg-Sondershausen	15,6	67191	99,4	0,3	4291	— 1,3	1
XVIII. „ Waldeck und Pyrmont .	20,6	56224	96,2	2,3	2728	— 2,2	1
XIX. „ Reuß ä. L. . .	5,8	45094	99,6	0,3	7617	+ 2,7	1
XX. „ Reuß j. L. . .	15,0	89032	99,7	0,2	5912	+ 1,0	1
XXI. „ Schaumburg-Lippe. . .	8,0	32059	97,5	1,2	3982	+ 0,8	1
XXII. „ Lippe-Detmold	20,6	111135	96,7	2,4	5395	— 0,6	1
XXIII. Freie Stadt Lübeck .	5,1	52158	98,0	0,7	10158	+ 6,0	1
XXIV. „ „ Bremen .	4,5	122402	96,4	2,9	26928	+10,9	1
XXV. „ „ Hamburg	7,4	338974	90,5	2,3	45549	+10,6	1
XXVI. Reichsland Elsaß-Lothringen.							
1) Bezirk Ober-Elsaß . .	63,6	458873	11,6	85,5	7208		
2) „ Nieder-Elsaß . .	86,7	600406	32,2	64,2	6929		
3) „ Lothringen . .	112,9	490308	4,9	93,3	4345		
Summe fürs Reichsland .	263,2	1,549587	17,5	79,7	5899	— 3,0	
Summe fürs Deutsche Reich .	9818,0*)	41,060695	62,4	36,2	4182	+ 2,3	58

Anmerk. Die Totalsummen dieser Tafel stimmen nicht ganz genau mit dem, was sich durch Addition der einzelnen Posten ergeben würde, da bloß die ersten Dezimalstellen gesetzt, die zweiten aber, wenn unter 5, weggeworfen, wenn über 5, den ersten der Art beigezählt sind, daß diese um 1 erhöht wurden.

Wir betrachten nun in kurzer Darstellung die einzelnen Staaten des Deutschen Reiches nach ihrer Lage und zwar:

A. Den 1 Großstaat Preußen (6326 Q.-M. mit 24,7 Mill. Bew.);

B. Die 11 norddeutschen Staaten: (ca. 590 Q.-M. mit 2,2 Mill. Bew.):

3 Großherzogthümer, nämlich die beiden Mecklenburg und Oldenburg,

2 Herzogthümer, nämlich Braunschweig und Anhalt,

---

*) Ohne angrenzende Wasserflächen.

3 Fürstenthümer, nämlich Waldeck und die beiden Lippe,
3 Städterepubliken, nämlich Bremen, Hamburg und Lübeck;
C. die 9 mitteldeutschen Staaten (ca. 500 Q.-M. mit 3,6 Mill. Bew.):
1 Königreich Sachsen,
4 sächsische Herzogthümer, |
2 reußische und | Thüringen;
2 schwarzburgische Fürstenthümer |
D. die 5 süddeutschen Länder (ca. 2400 Q.-M. mit 10,5 Mill. Bew.):
2 Königreiche, nämlich Baiern und Würtemberg,
2 Großherzogthümer, nämlich Baden und Hessen,
1 unmittelbares Reichsland, nämlich Elsaß-Lothringen — so daß also die 25 außerpreußischen Länder des Reiches zusammen nur ca. 3500 Q.-M. mit 16,3 Mill. Einw., also ungefähr $^1/_3$ des Ganzen (Verhältnis des außerpreußischen Territoriums zum preußischen 5 : 9, der außerpreußischen Bevölkerungszahl zur preußischen 2 : 3) umfassen.

1. Königreich Preußen.

Es stößt im Süden an österreichisch Schlesien, Mähren und Böhmen, an Sachsen und die thüringischen Staaten, Baiern, Hessen und das Reichsland, im N. an Dänemark und die beiden Meere, und erstreckt sich der Länge nach von der Saar bis zum Niemen, also von der luxemburgisch-belgisch-holländischen Grenze bis zur russisch-polnischen, so daß am östlichen Ende die Sonne um $1^1/_8$ Stunde früher aufgeht als am westlichen. Seit 1865 ist auch das Herzogthum Lauenburg mit der preußischen Monarchie durch Personalunion verbunden. Getrennt vom Hauptgebiete liegen die Exklaven Schmalkalden nebst Schleusingen am Thüringerwalde, der Kreis Ziegenrück an der oberen Saale, Wandersleben bei Erfurt, Lügde an der Emmer bei Pyrmont, das Jadegebiet, Zettemin an der Peene in Mecklenburg 2c., und namentlich Hohenzollern in Süddeutschland. Die Ansprüche auf das nur 15 Q.-M. große Fürstenthum Neuenburg in der Schweiz (aus der oranischen Erbschaft) wurden 1856 aufgegeben. Ganz vom preußischen Staate umschlossen sind, außer einigen (oldenburgischen, freistädtischen, mecklenburgischen, anhaltinischen, braunschweigischen, weimaranischen 2c.) kleinen Enklaven Braunschweig, beide Lippe, Waldeck, Oberhessen, ein Gebiet der thüringischen Staaten auf der Terrasse von Thüringen, und Anhalt. Der größere Theil des Staates gehört dem norddeutschen Flachlande, der kleinere dem mitteldeutschen Berglande an. Unter seiner Bevölkerung sind 21,747000 (88,08%) Deutsche, 2,643000 (10,7%) Slaven, höchstens 150000 (0,6%) Dänen, 143000 (0,58%) Littauer und 10000 (0,04%) Wallonen. Die Littauer, sowie die Masuren, Kassuben und Wenden haben sich ganz in Freundschaft mit den Deutschen eingelebt; dagegen stehen die Adeligen und die Priester der Polen noch immer ungern unter Preußen.

Der Kern, aus welchem die preußische Monarchie erwuchs, ist die Provinz Branburg, oder in noch frühere Zeiten zurückgegangen, die heutige Altmark im Westen der Elbe, der nördlichste Theil der Provinz Sachsen. Die ältesten bekannten Bewohner dieser Gebiete waren die Semnonen (zwischen Oder und Elbe) und die Longobarden (in der Altmark). Während der Völkerwanderung nahmen slavische Völkerschaften von

dem Lande Besitz und schon Karl der Große kam in seinen Eroberungs- und Bekehrungskriegen gegen die Sachsen mit ihnen in feindliche Berührung, unterwarf sie jedoch nur vorübergehend. Der Sachse Heinrich I. eroberte „Branibor“ (Brandenburg), die Hauptstadt der slavischen Haveller, und gründete die **Nordmark** (Mark Soltwedel, Altmark) auf dem linken Elbufer als Schutzwehr gegen die slavischen Raubeinfälle und zur Ausbreitung des Christenthums. Salzwedel, Tangermünde, Werben, Stendal 2c. sind hier die ältesten deutschen Festen. Der Askanier (Anhaltiner) Albrecht der Bär, 1135 vom Kaiser Lothar mit dieser Markgrafschaft belehnt, dehnte seine Herrschaft auch über die benachbarten Gebiete zwischen Elbe und Oder (Priegnitz, Mittelmark, Uckermark) aus, verlegte seinen Sitz in die alte Wendenstadt Branibor und nannte sich nun Markgraf von **Brandenburg**. Seine Nachfolger eroberten und erwarben noch die Neumark, die Mark Landsberg, die Lausitz, Theile der Mark Meißen, sowie Pommerns, Mecklenburgs, Braunschweigs 2c., gründeten also einen verhältnismäßig mächtigen Staat und übten schon seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Kurfürstenwürde, obgleich erst durch die „goldene Bulle“ der Markgraf von Brandenburg dauernd die Würde eines Kurfürsten erhielt. Nach dem Aussterben der Askanier (1320) waren die Marken mehrere Jahre der Anarchie und raubsüchtigen Nachbarn preisgegeben, und nicht minder schlimme Zeiten folgten unter den Wittelsbachern (1324—1373) und Luxemburgern (1373—1415), deren letzter, der Kaiser Sigismund, am 30. April 1415 dem Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI., aus dem an der obersten Donau heimischen Geschlechte der **Hohenzollern**, die Mark Brandenburg nebst der Kur- und Erzkämmererwürde übergab. Unter der Regierung der klugen, vorsichtigen und tapfern Regenten aus diesem Hause hat sich der brandenburgisch-preußische Staat allmählich zu seiner jetzigen Größe entwickelt. Das Anwachsen der hohenzollernschen Macht im Norden Deutschlands ist nicht nur an und für sich schon von großem Interesse, sondern es wurde auch von größter Bedeutung für die nationale und geschichtliche Entwicklung des Vaterlandes.

Der mit dem Burggrafenthum verbundene Besitz in Franken (Markgrafschaften Ansbach und Baireuth) verblieb in den Händen von Nebenlinien der Brandenburger Hohenzollern, bis Alexander 1769 beide Fürstenthümer vereinte und 1791 an die Kurlinie abtrat; während der napoleonischen Kriege kamen sie an Baiern. Die andern Erwerbungen der brandenburgischen Linie sind im wesentlichen folgende: da ein Prinz aus der fränkischen Linie des Hauses, der in Ostpreußen das fürstliche Amt des Ordensmeisters bekleidete, der Reformation beigepflichtet und sein Amt in ein weltliches erbliches Herzogthum verwandelt hatte, so war es leicht, dieses Herzogthum Preußen einmal mit Kurbrandenburg zu vereinigen, was auch 1618 erfolgte, nachdem schon 1614 Kleve, Mark und Ravensberg in Westfalen erworben und dadurch in den Westmarken des Vaterlandes Fuß gefaßt worden war. Hiedurch gekräftigt, konnte „der große Kurfürst“ (der kluge Friedrich Wilhelm 1640—1688) den Ausgang des 30jährigen Krieges und die folgenden Ereignisse benutzen, um Hinterpommern, Magdeburg, Halberstadt, Mansfeld und Minden zu erwerben, so bedeutende Landstriche, daß sein Nachfolger Friedrich I. sich zu Königsberg 1701 die Preußische Königskrone aufsetzte; von ursprünglich 420 war das Land bereits auf 2000 Q.-M. angewachsen. Unter ihm kamen hinzu: Tecklenburg und Lingen

in Westfalen nebst Neuenburg in der Schweiz, und unter Friedrich Wilhelm I. Stücke von Vorpommern und Geldern. 1740 hinterließ dieser Fürst seinem berühmten Sohne Friedrich II. 2149 Q.-M., welche durch Erwerbung Schlesiens, Ostfrieslands und Westpreußens bis auf 3515 Q.-M. mit 5,800000 Bewohnern vergrößert wurden; er starb 1786. Unter seinen Nachfolgern Friedrich Wilhelm II. und III. wechselten Erwerbungen und Verluste, ja nach der Schlacht bei Jena den 14. October 1806 drohte dem Reiche völliger Untergang, der aber durch günstige Wendung des Schicksals und durch die große Kraftanstrengung des Volks, das über das französische Joch höchst erbittert war und seinem König, dem dritten Friedrich Wilhelm (1797 bis 1840) anhing, so glücklich abgewendet wurde, daß infolge der Abmachungen auf dem Wiener Congresse die Monarchie sogar beträchtlich erweitert (nun 5050 Q.-M.) aus der Krisis hervorging. Die altburggräflichen Lande in Franken nebst Lingen in Westfalen, und auch das an der Nordsee zum Seehandel so günstig gelegene Ostfriesland hatte man zwar andern überlassen, dagegen die herrlichen Rheinprovinzen nebst sächsischen Landstrichen gewonnen und auch ein Stück von dem 1793 und 95 aufs neue zertheilten polnischen Königreiche (nämlich Posen) behalten. Später ward zwar Neufchatel abgetreten, dafür aber wurden 1850 die hohenzollernschen Stammlande in Süddeutschland und 1853 das Territorium am Jadebusen erworben, und die Ereignisse des Jahres 1866 (Prager und Berliner Frieden) haben mit Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. und einigen kleinen Bezirken von Hessen-Darmstadt und Baiern dem Staate nicht nur eine neue Erweiterung der Machtsphäre um 1328 Q.-M. und seine gegenwärtige Ausdehnung gebracht, sondern auch die dringend nothwendige Verbindung zwischen der östlichen und westlichen Reichshälfte hergestellt.

So wuchs Preußen zu einer bedeutenden Macht heran, die indes unter den Großstaaten Europas doch erst den fünften Platz einnimmt, und infolge der Lage ihres Gebietes und anderer Umstände umsomehr auf Wehrhaftigkeit des Volkes und auf alle sonstigen Mittel bedacht sein muß, die ihre Kraft und Wirksamkeit vermehren. So sind denn auch in diesem Jahrhundert bedeutende Erfolge im Innern zu verzeichnen, wo z. B. die Gesetzgebung seit dem Unglücksjahre 1806 darauf ausgegangen ist, möglichste Freiheit in der Bewegung und in der Art des Erwerbes zu gewähren; ein rasches Anwachsen der Bevölkerung war die nächste Folge davon. Ein Stillstand der geistigen oder materiellen Entwickelung, oder eine Verschiedenheit des Strebens der Regierung von dem des Volkes, würde gerade einer solchen Macht zwiefach nachtheilig sein und die Abnahme des preußischen Selbstgefühls, die Schwächung des ganzen Staates, zur Folge haben. Und jetzt, da Preußen durch den Gang der historischen Entwickelung unseres Vaterlandes und mit Recht zur Führerschaft in Deutschland berufen worden ist, fällt ihm als deutschem Hauptstaate die weitere hochwichtige Aufgabe zu, an weiser Staatsordnung und an wahrhaft deutscher Gesinnung den Bundesgenossen vorzuleuchten, und durch sein politisches Benehmen ihr Vertrauen zu erhalten.

Preußens konstitutionelle Verfassung schreibt sich, wie schon erwähnt worden, erst aus dem Jahre 1850 her; ihr zufolge hat Preußen ein Parlament aus zwei Kammern: das Haus der Abgeordneten besteht aus 432 vom Volke gewählten Männern, die 319 Mitglieder des Herrenhauses sind theils erbberechtigte

vom hohen Adel, theils vom König ernannte, nebst Deputirten der Universitäten und der größeren Städte.

Zu bemerken ist hier, daß der hohe Adel theils aus ehemals reichsständischen Familien (Herzögen, Fürsten rc.), theils aus standesherrlichen besteht. Der niedre Adel, sei er alt oder neu, grundansässig oder nur mit dem Worte von begabt, ist wie die andern Staatsbürger ins Abgeordnetenhaus wählbar; wir haben auch einige derselben in der Kammer sich auszeichnen sehen. Nur ein geringer Prozentsatz des sehr zahlreichen Adels ist noch begütert, besonders da auch ein großer Theil der Rittergüter bereits in bürgerliche Hände übergegangen ist.

Im ganzen betrachtet ist Preußen nicht so reich an natürlichen Hilfsquellen wie etwa Frankreich oder Oesterreich. Doch gewährt der Boden genug zur Nahrung und selbst zur Ausfuhr. Von dem Gesammtareale nehmen Acker- und Gartenland 52% ein, Wiesen und Weiden 17%, Waldungen 24%, das unproduktive Land 7%. Besonders fruchtbare Strecken sind: die Tilsiter Niederung und die an der untern Weichsel, die Ebene östlich vom Riesengebirg, die Magdeburger und die Soester Börde, die güldene Aue in Thüringen, die holsteinischen, hannöverischen und friesischen Marschen, der Rheingau rc., weshalb in diesen Gegenden der Landbau (in Getreide, Flachs, Hanf und Oelpflanzen, Tabak, Runkelrüben, Gartengewächsen, Obst und Wein, je nach Lage, Klima und Bodenbeschaffenheit) mit den dazugehörigen Nebenbeschäftigungen besonders entwickelt ist. In den östlichen Theilen der Monarchie herrscht noch der Großgrundbesitz vor und nimmt in Pommern, Posen und Schlesien über die Hälfte, in Brandenburg fast die Hälfte alles Grundbesitzes in Anspruch; am wenigsten zahlreich sind die großen Güter in Hessen-Nassau und in der Rheinprovinz, wo die Parzellirung des Bodens sehr weit vorgeschritten ist. Während man z. B. in runder Summe auf 1 Q.-M. Flächeninhalt in den Reg.-Bez. Stralsund 100, Köslin 120, Bromberg 140 Posen 180, Frankfurt a. O. 200 Grundbesitzer rechnet, kommen auf dieselbe Fläche in den Reg.-Bez. Kassel 760, Trier und Aachen 950, Wiesbaden 1000 Grundbesitzer. Im allgemeinen tritt der Großgrundbesitz in volksarmen Gegenden besonders hervor und wenn er vorherrschend ist, wirkt er ebenso nachtheilig auf den Volkswohlstand, wie die zu große Zersplitterung, die in mehreren Theilen Mittel- und Süddeutschlands so große Ausdehnung angenommen hat; besonders nachtheilig zeigt sich der große Grundbesitz für die Landeskultur dann, wenn er (wie z. B. im Reg.-Bez. Stralsund) den Bauernstand nicht neben sich duldet oder ihn sogar vernichtet hat. — Die Viehzucht des Staates nimmt trotz vieler Veranstaltungen zur Hebung derselben noch immer eine verhältnismäßig untergeordnete Stelle ein; nur die veredelte Schafzucht (in Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Pommern, Hannover) und die Pferdezucht (in Preußen, Schlesien, Brandenburg, Holstein, Hannover und in Westfalen in der Sennerheide) machen eine rühmenswerthe Ausnahme. Die Rindviehzucht ist am bedeutendsten in den altfriesischen und holsteinischen Marschen, ferner in den Thälern des Rheinlandes und in den Flußniederungen der Prov. Preußen. — Der Bergbau ist von lange her in Flor und macht gegenwärtig eine Hauptquelle des Nationalreichthums aus; an 2800 Bergwerke sind in Betrieb, dazu kommen noch 1200 Hüttenwerke und (1871) 33 Salinen. Ist auch Gold nicht, Silber verhältnismäßig wenig (im Harz, in Nassau rc.) vorhanden, so werden doch um so massenhafter Zink und Blei, besonders aber die für die Industrie der

Jetztzeit wichtigsten Bergbauprodukte Eisen und Steinkohlen gewonnen, wozu in neuester Zeit auch noch die Gewinnung vortrefflicher Braunkohle getreten ist (s. o. Deutsches Reich), so daß der Gesammtwerth der aus allen Werken gehobenen Produkte im J. 1871 bei 260 Millionen Thlr. betrug. Salz liefern vor allem die Werke zu Staßfurth, Halle, Schönebeck, Dürrenberg bei Merseburg, Lüneburg, Soden, Kreuznach ꝛc.; nur die östlichen Provinzen und Schleswig, sowie das Rheinland sind arm an Salz. Vortreffliche Bäder sind die Taunusquellen, ferner Aachen, Burtscheid, Kreuznach, dann Warmbrunn und andere in Schlesien. — Unfruchtbare oder wenig ergibige und deshalb mehr oder minder arme Landstriche (Moräste, Sümpfe oder Brücher, Heiden und Sandflächen, hochgelegene steinige Gegenden) finden sich in der Prov. Preußen, an der Warthe und Netze, im Gebiete der Weser und Ems, in den Umkreisen der Eifel und Hochveen, im Brandenburgischen und Lüneburgischen, auf dem Eichsfelde, dem Hunsrück ꝛc.

So mäßig im ganzen die natürliche Produktion, so bedeutend ist die Betriebsamkeit der Bewohner; nur in den Provinzen Preußen, Posen, Pommern und Schleswig-Holstein beschäftigt die Bebauung des Bodens nebst Viehzucht die Mehrzahl der Bewohner; in den übrigen Theilen des Staates aber finden sich ausgebreitete und blühende Industriebezirke. Die Hauptzweige derselben sind: die Spinn- und Webindustrie (in Wolle, Baumwolle, Linnen, Seide), die verschiedenen Arten der Metallbearbeitung (Maschinen, Eisenguß und Gußstahl, Eisenblech, Eisen-, Stahl-, Erz-, Bronce-, Messing-, Gold- und Silberwaaren, Gewehre), Leder- und Lederwaaren, Tabak- und Cigarrenfabrikation, Branntweinbrennerei und Rübenzuckerbereitung; die Hauptcentren der Industriethätigkeit sind: Berlin, Breslau, Liegnitz, Bielefeld, das Wupperthal, Crefeld, Aachen, Eupen; Köln, Iserlohn, Arnsberg, Siegen, Suhl; Malmedy, Frankfurt a. M.; Hannover, Hanau, Minden, Kiel; Nordhausen, Erfurt, Magdeburg. — Namentlich die Länder Berg und Cleve mahnen an England, da die Umgegenden der Städte weit und breit Theil an der Fabrikation nehmen. — So kommt es, daß der preußische Außenhandel sich vorzugsweise mit der Einfuhr von Rohstoffen und Kolonialwaaren und mit der Ausfuhr von Fabrikaten befaßt. Die preußische Handelsmarine zählt 3270 Seeschiffe mit 642800 Tonnen. An der Ostsee sind bei 30 Seehäfen, worunter besonders belebt die von Pillau, Danzig, Swinemünde, Kiel; die wichtigsten Nordseehäfen sind Tönning, Altona, Harburg, Geestemünde a. d. Weser, Emden. Der Hauptverkehr ist noch immer der mit den Ostseestaaten. Der Binnenhandel wird erleichtert durch die Beschaffenheit des Terrains, das im Innern des Staates sich nirgends zu bedeutenden Höhen erhebt, durch die auf lange Strecken meist in der südnördlichen Richtung fahrbaren Flüsse, welche bei geringem Gefälle Berg- wie Thalfahrt zulassen und meist von Dampfern belebt sind, durch Kanäle, welche besonders in westöstlicher Richtung die einzelnen Flußsysteme verbinden, durch Küstenfahrten von beträchtlichen Strecken, durch zahlreiche Landstraßen und durch ein System von Eisenbahnen, die einestheils von den Mündungsgebieten des Rheines, der Ems, der Weser, der Elbe und der Oder nach Süd-Deutschland, Wien und den Alpenpässen, sowie zum adriatischen Meere hinstreben, anderntheils die russische und die belgische Grenze, sowie die Küstenstädte der Nord- und Ostsee in Verbindung setzen.

Sehr anerkennenswerth ist die vollkommene Gleichstellung der 8,268000 Katholiken mit den 16 Millionen Evangelischen; im Budget steht sogar als Beitrag für

das katholische (römisch-katholische und altkatholische) Kirchenwesen eine größere Summe, als für das evangelische, vielleicht weil das letztere minder kostspielig ist. Weshalb man auch Klöster hat entstehen lassen, ist nicht wohl einzusehen; dieselben hatten sich von 69 mit 976 Personen i. J. 1855 bis zum Jahre 1869 auf 826 mit 8319 Personen vermehrt. Als einen Beweis von der Ausbreitung des Mönchthums führt v. Schulte an, daß bloß in Breslau, Köln, Trier und Paderborn in den letzten Jahren ein Zuwachs von 2324 Personen geistlichen Standes erfolgt ist, so daß nach der geringsten Schätzung in Breslau der 368., in Trier der 140. katholische Mensch geistlich ist &c. (S. S. 461, Anm.). Im ganzen Staate kommt je auf 1832 evangelische und auf 1822 katholische Unterthanen ein Geistlicher*). Zahl der Juden 325000, davon in Posen allein 62000. — Sonst hat man auch die Sorge der Regierung für die öffentlichen Bildungsanstalten gerühmt, namentlich zur Zeit des dritten Friedrich Wilhelm, wo die Universitäten zu Berlin und Bonn in liberalster Weise errichtet wurden und im Volksschulwesen der tüchtige Seminardirektor Diesterweg aus Siegen den Lehrern so vorleuchtete, wie ihm der Schweizer Pestalozzi. Durch die mit Eichhorn (1840) beginnende Reaktion kam jedoch das vorher musterhafte preußische Volksschulwesen in Rückgang, der seit der Herausgabe der Stiel'schen Regulative (1854) immer mächtiger hervortrat und zu einer Zersetzung desselben führte, die gegenwärtig wohl ziemlich allgemein anerkannt, aber noch stets im Fortschreiten begriffen ist. Man hatte in jenen Einrichtungen den Weg der nationaldeutschen Entwicklung verlassen und glaubte die Ideen der Revolution und der Jetztzeit mit Hilfe der kirchlichen Reaktion und eines beschränkten Patriotismus, sowie mit einer unterwürfigen, oft kümmerlichen Stellung der Lehrer bekämpfen zu können; aber die Erfolge fielen schließlich einer staatsfeindlichen Partei in die Hände und wurden von dieser nach jeder Richtung, in den 3 östlichen Provinzen sogar auf Kosten der deutschen Sprache, ausgebeutet; die Provinzen Posen und Preußen liefern denn auch einen höhern Prozentsatz von Rekruten mit mangelhafter Schulbildung als selbst Baiern. Erst in jüngster Zeit scheint man mit Energie und Konsequenz eine Umkehr von dieser Richtung anbahnen zu wollen. Der Staat hat 9 (mit Einschluß der theologisch-philosophischen Akademie Münster 10) Universitäten, darunter einige von ausgezeichnetem Rufe, mehrere technische Hochschulen (in Berlin, Hannover, Aachen), eine Kriegsakademie (Berlin) und eine Marineakademie (Kiel), Kriegs- und Navigationsschulen verschiedener Art, 218 humanistische Gymnasien (154 evangelische, 48 katholische, 16 gemischte), bei 100 Realschulen theils erster, theils zweiter Ordnung, 88 Schullehrerseminarien, eine bedeutende Zahl verschiedener Gewerbeschulen &c. — Die Staatsausgaben betragen jährlich ca. 210 Millionen, die Staatsschuld beläuft sich auf 438 Millionen Thaler.

Das Reich ist in 11 **Provinzen** eingetheilt, jede unter einem Oberpräsidenten; die Provinzen zusammen in 35 **Regierungsbezirke** (darunter 6 **Landdrosteien** in Hannover), jeder mit einem Präsidenten; die Reg.-Bez. zusammen in (gegenwärtig) 451 **Kreise** (darunter 25 **kreiseximirte Städte** und 4 **Oberamtsbezirke** in Hohenzollern), für deren Verwaltung die Landräthe als Organe dienen.

---

*) In Sachsen kommt erst auf 2100 Laien 1 Geistlicher, in Frankreich dagegen schon auf 1082, in Oesterreich auf 993.

1) Die Mark **Brandenburg** (3 Reg.-Bez.: Stadt Berlin, Potsdam und Frankfurt a. O.), inmitten von Spree und Havel, im Osten von der Oder durchflossen.*) Von den verschiedenen Marken, die sonst dieses Land ausmachten, gehört jetzt die alte Mark zur Provinz Sachsen, dagegen wurde niederlausitzisches Gebiet mit Brandenburg verbunden. — Zwischen großen Sandstrichen sind auch fruchtbare, wo Landwirthschaft und Schafzucht vorzüglich. Bedeutende Industrie. — Städte: Berlin an der Spree mit 828000 E. Siehe oben S. 111. Zu den dort genannten Denkmälern der nunmehrigen Hauptstadt des Deutschen Reiches ist unterdessen noch der großartige Bau des neuen Siegesdenkmales (zur Erinnerung an die Erfolge von 1864, 1866 und 1870) getreten, sowie sich auch die Zahl der Theater infolge der Aufhebung der Theaterkonzession bedeutend vermehrt hat. Zunächst liegen: Charlottenburg, die Festung Spandau und die zweite Residenzstadt Potsdam mit 44000 Bew. — Ferner sind zu merken: Brandenburg mit 25000, Neustadt-Eberswalde, Frankfurt an der Oder mit 43700, Prenzlau mit 16500 E. in der Ukermarck, und Landsberg an der Warthe, Neu-Ruppin und die Lausitzer Städte Kottbus und Guben (mit 21000 E.), ferner die Festung Küstrin, das hübsch gelegene Freienwalde, Perleberg in der Priegnitz, das gewerbthätige Luckenwalde u. s. w.

2) (Herzogthum) **Pommern** (3 Reg.-Bez.: Stettin, Köslin, Stralsund) rechts von der Odermündung das hintere, links nebst der Insel Rügen das vordere Pommern genannt. Pommern hat verhältnismäßig die meisten Rittergüter. Stettin an der Oder, mit 76000 E., Haupt- und Handelsstadt; Swinemünde ist ihr Seehafen. Stralsund mit 27500, die Universität Greifswald mit 17000 E. und das kleinere Anklam sind in Vorpommern; Stargard mit 17000, Kolberg, Köslin und Stolpe liegen in Hinterpommern. Im Osten an der Leba wohnen Kassuben. Putbus, Flecken auf der Insel Rügen.

3) **Sachsen** (3 Reg.-Bez.: Magdeburg, Merseburg, Erfurt), zur Hälfte flach, zur Hälfte Berg- und Hügelland, hat fruchtbare oft reizende Thäler und Ebenen. Es umfaßt mehrere Länder des ehemals niedersächsischen Kreises, als: das Herzogthum Magdeburg, das Fürstenthum Halberstadt, ein Stück vom Harz und vom Eichsfelde, nebst den Reichsstädten Mühlhausen und Nordhausen; ferner Landstriche, die zum obersächsischen Kreise, namentlich zu Kursachsen, gehörten. Städte: Magdeburg an der Elbe, Festung mit 114000 Einw., Halberstadt mit 25600, Universität Halle an der Saale mit je 52000 E. und Saline, und Erfurt in Thüringen mit 43600 Einw. Ferner Nordhausen mit 21400, Mühlhausen an der Unstrut mit 19500, Aschersleben mit 17000, Quedlinburg mit 17000, Naumburg mit 15100, Burg und Zeitz mit je 15000. Merseburg. Wittenberg, dessen Universität nun mit Halle vereinigt, Torgau, Festung; Mühlberg. Im Reg.-Bez. Merseburg Delitzsch (nördl. von Leipzig), Heimat des berühmten Nationalökonomen Schulze. Ferner Salzwedel und Stendal in der Altmark, Schönebeck und Staßfurth, Salinen südl. von Magdeburg, Eisleben und Langensalza in Thüringen, Weißenfels an der Saale, und Suhl südlich des Thüringerwaldes. Unter den kleineren Städten sind noch mer-

*) „Das glänzendste Zeugnis deutscher Thatkraft im Kampfe mit Sumpf, Sand und Sorben" (Götze).

kenswerth: Wernigerode nahe dem Brocken, Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, Sangerhausen in Thüringen ꝛc.

4) (Herzogthum) **Schlesien** (3 Reg.-Bez.: Breslau, Liegnitz, Oppeln), der Länge nach von der Oder durchströmt, nebst einem Stück der Oberlausitz; es ist die volkreichste Provinz des Staates, Zahl der Bewohner $3^{7}/_{10}$ Mill., nämlich 1,896000 Kath. (meist in Oberschlesien, das überwiegend polnisch), 1,760000 Evangel. und 46600 Juden. — Nur Breslau an der Oder, Hauptstadt und Universität, ist groß und zählt mit der Garnison 208000 Bew. Von den übrigen meistens sehr gewerbsamen Orten hat Görlitz in der Lausitz 42700, Liegnitz 2?100, die Festungen Neiße 19000 und Großglogau 18200, Schweidnitz 17100 und das Manufakturdorf Langenbielau 12000; unter den kleineren sind noch zu erwähnen: Oppeln und Brieg a. d. O., Festung Glatz a. d. Neiße, Schmiedeberg und Hirschberg am Riesengebirg, wo in der Nähe das Bad Warmbrunn und die Lustschlösser Fischbach und Erdmannsdorf; Tarnowitz, Myslowitz, Gleiwitz, Königshütte, Beuthen, Bergstädte; Oels gleichfalls rechts der Oder; Goldberg, Bunzlau, Sagan, Grünberg in Niederschlesien; Kosel in Oberschlesien hat (wie mehrere andere kleine Festungen) jüngst seine Eigenschaft als Festung verloren.

5) (Großherzogthum) **Posen** (2 Reg.-Bez.: Posen und Bromberg) nebst dem überwiegend deutschen Bezirk Bromberg, ein kleines Stück des ehemaligen polnischen Reiches; Oesterreich besitzt über 3mal soviel vom alten Polen, Rußland aber hat das meiste. Die Provinz, ein treffliches Getreideland und da, wo Deutsche wohnen, gut bebaut, zählt noch mehr Polen als Deutsche (s. o. Statistisches); 300000 reden beide Sprachen. Posen Festung mit 57000 Einw., worunter nur 16000 Polen. Polnisch Lissa (zum Unterschied von Lissa in Schlesien), Fraustadt, Gnesen (45% der Bew polnisch), Bromberg mit 28600 E.

6) (Königreich) **Preußen** (4 Reg.-Bez.: Königsberg, Gumbinnen, Danzig, Marienwerder), die größte Provinz des Staates, aber doch geringere Bevölkerung als Schlesien und Rheinland; $^{1}/_{5}$ des Ganzen besteht aus Seen und mehreren Sandstrichen, $^{2}/_{3}$ ist gut Land. Viel Wiesen und Holz; Pferdezucht. Sonst unterschied man: 1) Ostpreußen, worin Königsberg mit 112000 E., Festung, Universität; sein Vorhafen ist Pillau. Memel mit 19000 und Tilsit mit 20000 E. Braunsberg an der Passarge in Ermeland, Insterburg und Gumbinnen in Littauen, Festung Boyen bei Lötzen am Löwentinsee in Galinden ꝛc. — 2) Westpreußen, worin: Danzig mit 90000 E., Elbing mit 31100 E. Dirschau, Marienburg a. d. Nogat mit Schloß der Deutschmeister, Marienwerder; Graudenz an der Weichsel wird entfestigt, nicht aber Thorn, zwischen beiden seitwärts Kulm.

7) (Herzogthümer) **Schleswig-Holstein** (1 Reg.-Bez.), nördlich der untern Elbe zwischen Nord- und Ostsee; die Eider galt als Grenze zwischen Holstein und Schleswig. Inmitten ist Heideboden, östlich davon fruchtbares wellenförmiges Land mit schönen Wäldern, westlich fette Marschen, fast überall Wohlhabenheit. Getreide- und Repsbau, Viehzucht, Pferdehandel, Schiffahrt und Fischfang; massenhafte Butterausfuhr. — Heimatland der Angeln und Sachsen. In Holstein hatten sich im SO. nach der Auswanderung von Angeln nach Britannien Wenden (Wagrier) eingedrängt, aber durch später aus Westfalen und den Niederlanden herbeigerufene Kolonisten wurde das Land

wieder zu einem rein deutschen; Schleswig ist im Westen friesisch, im Osten anglisch. Holstein wurde von Karl d. Gr., Schleswig von Otto d. Gr. als Mark des Reiches eingerichtet, letzteres indes 1026 von Konrad II. an Dänemarks König Knud abgetreten. Holstein blieb Grafschaft des Reiches und ward zu Anfang des 12. Jahrhunderts als Theil des Herzogthums Sachsen dem Grafen Adolf von Schaumburg als Lehen gegeben. Nach dem Falle Heinrichs des Löwen hatten dessen Nachfolger sich der dänischen Angriffe zu erwehren, bestanden aber in wiederholten Kämpfen so glücklich, daß Graf Gerhard VI. (1386) von der Dänenkönigin Margaretha auch Südjütland (Schleswig) als Lehensherzogthum erhielt. Seinem Sohne Adolf VIII. ward sogar die dänische Krone angetragen; er schlug sie aber aus und lenkte die Wahl auf seinen Neffen Christian von Oldenburg (1448); er selbst starb kinderlos 1459. Die Schleswig-Holsteiner wählten nun i. J. 1460 den Dänenkönig auch zum Oberherrn ihres Landes und so geschah es, daß das deutsche Reichslehen Holstein, das 1474 den Titel eines Herzogthums erhielt, auch unter Dänemarks König kam. Festgesetzt war dabei: 1) die Untrennbarkeit Schleswigs von Holstein rc. und zwar unter dem Mannsstamme des oldenburgischen Hauses; 2) Besteuerung nur mit Zustimmung der Stände; 3) daß in den Herzogthümern nur Eingeborne angestellt werden sollten. Wie die wackern Dithmarschen sich nicht der dänischen Herrschaft fügen wollten, ist oben S. 118 erzählt worden. Unterdessen begannen die königl. Prinzen ihren Staat zu theilen; seit 1544 gab es — dem Urvertrag zuwider — 2 Linien, die königlich dänische (von welcher das Haus Sonderburg*) wieder eine Nebenlinie bildete) und nach dem Schlosse Gottorp in Süd-Schleswig die gottorpische. Diese letztere ist geschichtlich wichtig wegen des Verhältnisses zwischen dem oldenburgischen Hause und Rußland; ein Holstein-Gottorp nämlich heiratete eine Tochter Peters d. Gr. und wurde Vater Peters III., also Großvater des Kaisers Paul, der 1773 sein Herzogthum Holstein dem dänischen Hause gegen Abtretung von Oldenburg wieder überließ. Seitdem stand Holstein, seit 1815 als deutsches Bundesland, wieder unter dänischem Scepter. Um einen durch die Erbfolgegesetze in Aussicht stehenden Verlust des Doppelherzogthums zu verhindern, versuchte schon 1846 der Dänenkönig Christian VIII. im „offenen Brief" die völlige Einverleibung derselben in den Dänenstaat und bald darauf begannen die gewaltsamen Danisirungsversuche in Schleswig und die durch fast 20 Jahre fortgesetzte Quälerei der deutschen Bevölkerung in den nordalbingischen Herzogthümern. Diese riefen den deutschen Bund zum Schutz dagegen auf und rüsteten sich zuletzt, um nöthigenfalls ihr gutes Recht mit dem Schwerte zu vertheidigen. Das die Ursachen des Krieges, der 1848 begann und der, wenn andere Mächte, um den Bestand der dänischen Monarchie zu erhalten, nicht Einsprache gethan, von Schleswig-Holstein bloß mit Hilfe von Freiwilligen aus anderen deutschen Ländern glücklich ausgefochten worden wäre. Wer aber nicht half war der deutsche Bund, und eine Bundesexekution (Oesterreicher) zwang schließlich sogar das Heer der Herzogthümer zur Niederlegung der Waffen, und die Großmächte Europas nahmen die Entscheidung der Sache in die Hand. Nach deren Ausspruch (Londoner Protokoll 1852) sollten die Herzogthümer bei Dänemark verbleiben und dessen Krone nach dem Ableben des kinder-

*) Wie Augustenburg auf Alsen gelegen; dagegen Schloß Glücksburg in der Nähe von Flensburg.

losen Friedrich VII. aus der oldenburgischen Linie an den Herzog von Holstein-Sonderburg-Glücksburg fallen. Friedrich starb 1863 und der Glücksburger Christian IX. folgte. Die dänische Monarchie vererbte sich auch in weiblicher Linie, in den Herzogthümern aber galt nach altem Recht nur männliche Erbfolge und hier hielt sich deshalb der Prinz Friedrich (VIII.) von Sonderburg-Augustenburg für erbfolgeberechtigt, obgleich dessen Vater Christian auf sein Erbrecht verzichtet hatte. Trotz und Hohn von Seiten Dänemarks waren aufs äußerste gestiegen, so daß sich schließlich Preußen und Oesterreich zum Einschreiten genöthigt sahen; sie besetzten das Land, nachdem durch eine ununterbrochene Reihe deutscher Siege die Dänen daraus vertrieben waren. Aber über den weitern Besitz der Herzogthümer konnte man sich nicht einigen; Verwicklungen zwischen den beiden Großmächten brachen aus, die sich mit der allgemeinen Krise der deutschen Verhältnisse verflochten. Darüber brach der Krieg von 1866 aus, der die beiden Herzogthümer an Preußen, und Deutschland eine neue Gestalt brachte. — Orte: in Holstein: Kiel mit 32900 E., Hauptstadt, Universität, deutscher Kriegshafen. Altona mit 74000 E. und Sternwarte, Handelsstadt. Glückstadt in feuchter Marsch an der Elbe. Itzehoe. Heide und Meldorf, Dörfer in Dithmarschen. Rendsburg, sonst Festung a. d. Eider; Fabrikstadt Neumünster. In Schleswig: Schleswig a. d. Schlei, nur 14000 E. Eckernförde. Flensburg mit 21000 E. Apenrade, Hadersleben. Festung Sonderburg-Düppel auf und bei Alsen.

Das Herzogthum **Lauenburg** zwischen Holstein, Hamburg, Mecklenburg und Lübeck. Eine Eroberung Heinrichs des Löwen, kam es nach dessen Ächtung und nach manchen Wechselfällen 1228 an den Askanier Albrecht (Sachsen-Lauenburg, im Gegensatz zur andern askanischen Linie oder Sachsen-Wittenberg). Nach dem Aussterben der Herzogsfamilie (1689) fiel es an Braunschweig-Lüneburg, 1805 besetzten es die Preußen, 1806 die Franzosen, 1810 ward es Frankreich einverleibt, 1815 an Preußen gegeben, das es für Schwedisch-Pommern (Stralsund) an Dänemark austauschte. Mit den nordalbingischen Herzogthümern wurde es 1864 von Preußen und Oesterreich in Besitz genommen, letzteres trat jedoch im Gasteiner Vertrag 1865 gegen eine Geldentschädigung seine Ansprüche daran an Preußen ab, mit dem es nun durch Personalunion verbunden ist. Die ungünstigen finanziellen Verhältnisse des Landes drängen zur Einverleibung in den preußischen Staat. — Ratzeburg (slavisch Ratibor), auf einer Insel im R. See, ist Sitz der Landesbehörden; ein Theil der Stadt, der Domhof, gehört zu Mecklenburg-Strelitz. Lauenburg a. d. Elbe.

8) (Königreich) **Hannover** an der untern Elbe und im Stromgebiet der Weser und der Ems. Vom Zusammenfluß der Fulda mit der Werra und vom Harz, der theilweise dazu gehört, streckt es sich, sammt einem dazwischen liegenden Theile Braunschweigs, erst durch das Hügelland, dann durch die Tiefebene zur Nordsee hinab, die es rechts und links von Oldenburg berührt. Die Bevölkerung ist nicht groß und kann es nicht sein, da zwischen dem fruchtbaren Hügellande und den ergibigen Marschen der Nordsee weite, wenig bewohnbare Heiden und Moore liegen. Sie ist in weit überwiegender Zahl protestantisch, nur in der Landdrostei Osnabrück (dem ehemaligen reichsunmittelbaren Bisthum Osnabrück, der Grafschaft Lingen und dem Herzogthum Arenberg-Meppen, letztere beide seit 1815 hannövrisch rc.) bilden die Katholiken Mehr-

zahl (54,6 %), sowie auf dem Eichsfelde. Der Harz erinnert an Berg- und Hüttenwesen, die Marschen an Rinder- und Pferdezucht, die Lüneburger Heide an Bienen und Heidschnucken, die großen Moore an Ueberfülle von Torf. — Die Lande Hannover und Braunschweig bildeten einen Theil des alten Herzogthums Sachsen, das zuerst in den Händen der Brunonen, dann der Billungen war. Letztere starben mit Herzog Magnus 1106 aus, der nur 2 Töchter hinterließ. Die eine, Wulfhilde, heiratete den Welfen Herzog Heinrich den Schwarzen von Baiern, die andere, Eilike oder Helke, einen Grafen von Anhalt. Des Schwarzen Sohn, Heinrich der Stolze, heiratete des Supplingenburgers (Kaisers) Lothar, der bereits durch Erbschaft den brunonischen und nordheimischen Allodialbesitz mit dem seinigen vereinigt hatte, einzige Tochter Gertrud, und erhielt so durch doppelte Erbschaft einen Hausbesitz im Sachsenlande, wie kein Geschlecht vorher, zuletzt auch noch die Herzogswürde daselbst, die sein Sohn Heinrich der Löwe, der auch noch im überelbischen Lande der Slaven Eroberungen machte, mit Glanz und Ruhm führte, bis er mit seinem Freunde Friedrich Rothbart zerfiel und beide Herzogthümer, Sachsen und Baiern, verlor. Der großen Reichslehen beraubt, beschränkte sich die Macht der Nachkommen Heinrichs auf die Erbgüter, die vom Kaiser Friedrich II. i. J. 1235 auf Antrag des Inhabers Otto puer, des Löwen Enkel, zum Herzogthum Braunschweig-Lüneburg erhoben wurden. Es war die Zeit, wo nach Erringung der Landeshoheit die Fürsten ihre Staaten unter ihre Söhne zu theilen pflegten. Auch das Welfenhaus zerfiel in verschiedene Linien, wie: Braunschweig, Wolfenbüttel, Grubenhagen, Calenberg, Lüneburg, Celle ꝛc. Die beiden noch bestehenden Linien stammen von Ernst dem Bekenner ab und gingen aus der Lüneburger Linie hervor. August dem Dannenberger (aus der älteren Linie) fiel nämlich 1634 das Herzogthum Wolfenbüttel (Braunschweig-Wolfenbüttel, die jetzigen braunschweigischen Lande) anheim, und Georg von Celle-Calenberg (aus der jüngeren Linie) nahm den Titel von Hannover an, wohin er seine Residenz 1636 verlegte. Dessen Sohn Ernst August erhielt 1692 die Kurwürde, sowie seine Gemahlin Sophia (Enkelin Jakobs I. und zwar als Tochter des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz) die Anwartschaft auf den englischen Thron erhielt. Nach Königin Annas Tod 1714 ward Sophiens Sohn Georg nach England gerufen; mit dem brittischen Königreich verband er das Kurfürstenthum Hannover, wie nach ihm Georg II. bis IV. und Wilhelm IV. Erst als Viktoria 1837 folgte, ward Hannover, wo die weibliche Erbfolge nicht gilt und das 1815 gleichfalls ein Königreich geworden war, wieder von England getrennt und es fiel nun ihrem Oheim Ernst August von Cumberland, dem Vater des 1866 depossedirten Georg V., zu. — Die ältere Welfenlinie blieb auf Braunschweig beschränkt. — 6 Landdrosteien, nämlich:

a) Landdrostei*) Hannover: Hannover 105000 E.; in der Nähe die Lustschlösser Herrenhausen und Montbrillant. Hameln a. d. Weser. Nienburg in der Grafschaft Hoya. Die Ruine Calenberg liegt nahe dem Gebirge Deister. — b) L. Hildesheim: Hildesheim mit 20700 E., in dem 1803 säkularisirten gleichnamigen Bisthum. Göttingen mit 16000 E. und einer Universität, die für geistige Kultur viel wirkte. Goslar ehemals Reichsstadt, Nordheim, Münden, Eimbeck, in

*) Drost, ein altdeutsches Wort, soviel als Vogt, Schützer.

dessen Nähe die Ruine der Burg Grubenhagen. Duderstadt auf dem Eichsfelde. Die 7 eigentlichen Bergstädte des Harzes: Klausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Altenau, Grund, Lautenthal und Wildemann. — c) L. Lüneburg: Lüneburg an der Ilmenau mit 16900 E., daneben großes Salzwerk. Harburg im fetten Marschland a. d. Elbe, mit 17500 E. Celle a. d. Aller mit 16000 E. Bardewick hat alle Bedeutung eingebüßt. Der öfters genannte Wald Göhrde, wo 1813 ein Gefecht, liegt unweit Hitzacker nahe der Elbe. — d) L. Stade oder Herzogthümer Bremen (Erzbisthum) und Verden (Bisthum), beide 1648 für Schweden säkularisirt, 1715 von Hannover erworben. Die kleinen Städte: Stade a. d. Elbe, sonst Festung. Verden a. d. Aller. Buxtehude, Bremervörde, Geestemünde; über die Marschen Alteland, Kehdingen, Hadeln mit Otterndorf und Wursten s. S. 116 und 95. — e) L. Osnabrück (s. o.) Osnabrück mit 23200 E. Iburg. Lingen, Meppen, die thätige Moorkolonie Papenburg. — f) L. Aurich oder Ostfriesland, 1744 nach dem Aussterben des Fürstengeschlechtes preußisch, 1815 hannövrisch. Emden 12500 E. und Seehafen. Detern und Leer a. d. Leeda, nahe der Ems, mit lebhafter See- und Flußschiffahrt. Norden und Aurich sind kleiner; Esens Hauptort in Harlingen; Witmund, Hauptpferdemarkt. Der Kriegshafen Wilhelmshafen im Jadegebiet.

9) **Westfalen** (3 Reg.-Bez.: Münster, Minden, Arnsberg) berührt die Weser, doch nicht den Rhein und umfaßt einen bedeutenden Theil des ehemaligen westfälischen Kreises (die Bisthümer Minden, Münster und Paderborn, die Grafschaften Ravensberg und Mark, das kurkölnische Herzogthum Westfalen, die ehemals reichsfreie Abtei Essen 2c.), der eine bunte Reihe geistlicher und weltlicher Gebiete enthielt. Die evangelische Bevölkerung Westfalens, nicht ganz die Hälfte, ist seit 60 Jahren ununterbrochen im Steigen. Münster mit 24800 E. Minden a. d. Weser, als Festung aufgehoben, 16000 E. Paderborn, Bielefeld mit 22000 E., Herford. Im ehemaligen kölnischen Herzogthum: Arnsberg, Brilon. In der Mark: Hamm mit 17000 E., Iserlohn mit 16000 E., Altena, Hagen und das vor dem 30jährigen Krieg so bedeutende Soest in der Börde. Die ehemals freie Reichsstadt Dortmund mit 44000, Bochum mit 21000 E. Im ehem. nassauischen Fürstenthum Siegen: Siegen.

10) **Hessen-Nassau** (2 Reg.-Bez.: Kassel, Wiesbaden), aus dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen (S. u. Hessen-Darmstadt), einigen baierischen und hessendarmstädtischen Distrikten, der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Homburg, (S. o. Statistisches), der freien Reichsstadt Frankfurt und dem Herzogthum Nassau bestehend. — Die Ruinen der Stammburgen des nassauischen Grafengeschlechts, Nassau und Laurenburg, liegen an der Lahn. Otto von Laurenburg, Bruder Konrads von Franken, wird für den Ahnherrn gehalten, dessen Nachkommen sich erst seit 1158 nach der Burg Nassau nannten. Wie überall begann im 13. Jahrh., sobald die Landeshoheit errungen, das Theilen. So entstanden 2 Linien: 1) Die Ottonische im N., die in den Niederlanden die Herrschaft Breda und in Frankreich das Fürstenthum Orange an der Rhone erbte, in den Niederlanden zur Generalstatthalterwürde und zum Königthum gelangte und 1815 die alten nassauischen Besitzungen gegen das Großherzogthum Luxemburg wegtauschte, und 2) die Walramische im S., welcher König Adolf angehörte, die

sich zwar in viele Linien theilte, aber schließlich 1816 den ganzen nassauischen Besitz in einer Hand wieder vereinigte, nachdem sie in der napoleonischen Zeit durch Mediatisirungen und Säkularisationen einen namhaften Zuwachs von mainzischen, trierischen, pfälzischen, hessischen ꝛc. Gebietstheilen, sowie die Herzogswürde erhalten hatte, 1866 aber ihr Herzogthum an Preußen abtreten mußte. —

Orte in Hessen: Kassel an der Fulda mit fast 47000 E., Hauptstadt in schöner Umgebung (Wilhelmshöhe). Fritzlar a. d. Eder, Rotenburg und Melsungen a. d. Fulda, Eschwege, Allendorf mit Salzwerken und Witzenhausen a. d. Werra, Karlshafen a. d. Weser sind kleine Städte in Niederhessen; ebenso Rinteln a. d. Weser, in der ehemaligen Grafschaft Schaumburg, gewesene Universität. — In Oberhessen: Marburg a. d. Lahn, mit der von Philipp dem Großmüthigen gestifteten Universität, Elisabethskirche; Ziegenhain. — Im Fürstenthum (Bisthum) Fulda: Fulda mit Winfrieds Grab. Hersfeld. — Im Fürstenthum Hanau: der wichtige Fabrikort Hanau mit 20400 E., in der Nähe Wilhelmsbad; Gelnhausen und das schöne Städtchen Bockenheim bei Frankfurt. — Schmalkalden am Thüringerwald, ehemals hennebergisch, hat wichtige Eisenwerke. —

Frankfurt a. M. mit 91000 Einw. Erinnerungen ans alte Reich: Dom, Römer ꝛc. Paulskirche. Wissenschaftliche und Kunstinstitute. Handelsplatz. S. 221.

Homburg vor der Höhe, Badeort.

Orte in Nassau, das meist gebirgig, von Rhein und Main bespült, von der Lahn durchflossen; nur rauh auf dem Westerwalde und einigen Hochstrichen des Taunus, sonst reich an Naturgaben und malerischen Gegenden, die Stätte der edelsten Rheinweine und berühmter Heilquellen (S. S. 216): Wiesbaden mit 35500 E. Biebrich am Rhein. Außer Wiesbaden nur kleine Orte: Weilburg, Dillenburg, Hadamar und Montabaur (mons Tabor) nördlich der Lahn, Limburg, Diez, Nassau und Ems an der Lahn selbst, Selters, Usingen, Idstein, Langenschwalbach und Schlangenbad auf dem Taunus, Höchst und Hochheim am Main, Caub mit der Pfalz am Rhein. Den Rheingau ziert eine Reihe stattlicher Ortschaften: Eltville, Johannisberg mit fürstl. Metternichschem Schlosse, Geisenheim, Rüdesheim ꝛc. In den nördlichen Gegenden viele Hütten- und Hammerwerke.

11) **Rheinprovinz** oder **Rheinland** (5 Reg.-Bez.: Koblenz, Köln, Düsseldorf, Aachen, Trier), das eigentlich Rheinfranken heißen sollte, hat auf 490 Q.-M. über 3½ Mill. E., worunter 907000 (25%) Evangelische. Kleinere Theile, wie das Herzogthum Cleve mit dem Fürstenthum Mörs, gehören schon seit 2 Jahrh. dem Hause Brandenburg; neu dazu gekommen sind: die pfälzischen Herzogthümer Berg u. Jülich, ein Theil des Herzogthums Geldern, kurtriersche, kurpfälzische und kurkölnische Gebiete, einige Grafschaften, Reichsstädte u. s. w. Coblenz an Rhein und Mosel, starke Festung, mit Ehrenbreitstein und Besatzung 32000 E., Hauptstadt der Provinz, ehemals triersche Residenz. Rechts vom Rhein: Neuwied, und in beträchtlicher Entfernung a. d. obern Lahn Wetzlar, ehemals Reichsstadt und Sitz des Reichskammergerichts; links: Kreuznach a. d. Nahe, Bad. — Bonn mit 26200 E. und Universität. Köln, im Mittelalter sehr bevölkert und reich, schadete der Stadt später ihr geistiger Stillstand; i. J. 1618 trieb sie die Protestanten aus, so daß 1400 Häuser leer wurden. In neuester Zeit wieder kräftig aufblühend, zählt sie bereits 129000 E.;

stark befestigt mit dem gegenüber liegenden Deutz, das auch bereits 10000 Einw. Düsseldorf, Hauptort im Bergischen, mit 69000 E. und Malerakademie. Duisburg mit 30000 Einwohnern. Ruhrort, Verschiffungsplatz von Kohlen. Wesel mit 18500 E., Festung. Emmerich. Rechts vom Rhein, in dicht bevölkerter Fabrikgegend: Elberfeld mit 71000, Barmen mit 75000, Remscheid mit 22000, Essen mit 52000 E., wo Krupps Riesen-Etablissements; ferner: Bergisch-Gladbach, Solingen, Burscheid, Lennep, Rade, Mülheim a. Rh. und Mühlheim a. d. Ruhr. Links vom Rhein: Neuß, München-Gladbach mit 26000 E., Crefeld mit 57000 E., Geldern, Cleve. — Aachen, ehemals Reichsstadt, mit 74000 E. und mit der ehemaligen Reichsabtei Burtscheid zusammen 84000; andere Fabrikorte: Stolberg, Eschweiler, Eupen mit 15000 E., Montjoie, Malmedy ꝛc. Jülich, ehemals Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums. — Trier a. d. Mosel, mit 21400 E.; an der Saar: Saarburg, die kleine Festung Saarlouis, und Saarbrücken.

Die **Hohenzollernschen Lande** oder der Reg.-Bez. Sigmaringen sind durch Vertrag vom 7. Dez. 1849 an Preußen gekommen (Besitzergreifungspatent vom 12. März 1850) und bestanden bis dorthin aus den Fürstenthümern H.-Sigmaringen und H.-Hechingen, an der obern Donau und dem obern Neckar. Sigmaringen a. d. Donau. Hechingen mit der seit 1851 wiederhergestellten Stammburg des Geschlechtes Hohenzollern.

2 u. 3. Die zwei Großherzogthümer Mecklenburg.

Sie liegen im flachen Küstenlande der Ostsee; der lehmig sandige Boden ist fruchtbar. Große Waldungen, treffliche Wiesen. Getreide, Rindvieh- und Pferdezucht; unbedeutende Industriethätigkeit. Das Grundeigenthum gehört entweder den Landesherren (Domanium, 105 Q.-M.), oder den Mitgliedern der Ritterschaft und den Klöstern (113 Q.-M.), oder den Städten (27 Q.-M.); von den Hauptgütern des Landes sind, außer den landesherrlichen, gegenwärtig 500 fürstlich, gräflich, freiherrlich oder gemeinadelig, 482 sind geistlich, städtisch oder bürgerlich. Ganz nach Feudalart bestehen auch die Landstände aus Ritterschaft und Städten: 1848 wurde zwar eine bessere Verfassung eingeführt, bald nachher aber wieder aufgehoben. Noch vielfach mittelalterliche Zustände. Volksunterricht sehr vernachlässigt: $^1/_8$ der Rekruten kann weder rechnen noch schreiben, $^1/_{10}$ nicht einmal lesen. Das Landvolk ist in bedauernswürdigem Zustande, obwohl die persönliche Leibeigenschaft im Jahr 1820 aufgehört hat; freie Bauern gibt es in beiden Großherzogthümern (mit Ausnahme des zu Strelitz gehörigen Fürstenthums Ratzeburg) nicht, der Pacht ist entweder Zeitpacht oder Erbpacht. — Das regierende Haus ist das einzige in Europa von slavischer Abkunft, wenn man die neuen in Serbien und Montenegro nicht mitrechnet, und stammt von Niklot, dem Fürsten der Obotriten, die während der Völkerwanderung bis ins östl. Holstein (Wagrien) eingedrungen waren. Heinrich der Löwe nahm demselben (1160) das Land ab, gab es aber darauf großentheils an den christlich gewordenen Sohn desselben, Pribislaw, zurück und vermählte seine Tochter Mathilde mit dessen Sohn Heinrich Burewin, der 1181 dem Vater als deutscher Fürst zu Mecklenburg folgte und unter dem die

Germanisirung große Fortschritte machte. Nachdem schon Pribislaw von Friedrich Barbarossa (1170) als Reichsfürst anerkannt worden war, erhielten seine Nachkommen 1348 von Karl IV. den Herzogs- und 1815 den Großherzogstitel. Seit 1701 bestehen die Linien Schwerin und Strelitz. Jetziger Fürst in Schwerin: Friedrich Franz II., in Strelitz: Friedrich Wilhelm. Beide Linien sind erbverbrüdert, haben auch ihre feudalen Landstände gemeinschaftlich. Im Jahre 1864 haben beide Großherzöge einen „Orden der wendischen Krone" gestiftet.

a) **Mecklenburg-Schwerin.** Orte: Schwerin mit nahe 27000 E., Hauptstadt an einem See; doch ist Ludwigslust die gewöhnliche Residenz. Wismar Seehafen mit 14000 E.; in der Nähe stand Meckel- oder Michelburg (Mikilinbor), Hauptort der Obotriten, jetzt ein Dorf. Doberan. Rostock mit 31000 E., Universität u. a. Schulen; Seehafen, größte und wichtigste Stadt des Landes, Industrie. Warnemünde, meist von Schiffern und Lotsen bewohnt. Nicht weit von Schwaan a. d. Warnow stand die Burg Werle, gebaut von dem Fürsten Niklot. Güstrow inmitten des Landes. Parchim. Boitzenburg nahe der Elbe. In Malchin und Sternberg werden die Landtage abwechselnd gehalten.

b) **Mecklenburg-Strelitz.** Neu-Strelitz Hauptort und Residenz mit 8500 E. Alt-Strelitz liegt ½ St. davon. Neu-Brandenburg. — Hierher gehört noch ein Stück des Ratzeburger Landes südlich von Lübeck, von der Stadt Ratzeburg selbst aber nur der kleinste Theil mit dem Dom.

4. Großherzogthum Oldenburg.

Das Hauptland liegt an der Nordsee (s. oben S. 92 ff.); ein Nebenländchen unweit Lübeck, und ein andres fern am Hunsrück. Das regierende Haus soll von Wittekinds Sohne Wigbert abstammen. So viel ist gewiß, daß in Rüstringen und Ameland um 1100 ein Graf hauste, dessen Sohn das Schloß Oldenburg baute. Hiernach nannte sich die Familie, die nachmals ihre Besitzungen durch Delmenhorst vergrößerte. Graf Dietrich der Glückliche († 1440) hatte 2 Söhne: Der ältere, Christian, ward 1448 König von Dänemark und später auch Herr von Schleswig und Holstein; der jüngere, Gerhard, folgte in der Grafschaft Oldenburg. Als aber die gräfliche Linie 1667 in männlicher Descendenz erlosch, fielen Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark. Erst 1773 tauschte Großfürst Paul (siehe Schleswig-Holstein) das Oldenburger Land gegen das Herzogthum Holstein-Gottorp ein, und trat es an einen Vetter aus der jüngern gottorpschen Linie, den evangel. Fürstbischof Friedrich August von Lübeck ab. Kaiser Joseph II. gab nun (1773) der Grafschaft den Herzogstitel; 1815 ward sie großherzoglich, nachdem sie (1803 und auf dem Wiener Congresse) um das Doppelte ihres Gebietes (einen Theil des Stiftes Münster, das Bisthum Lübeck, Fürstenthum Birkenfeld am Hunsrück, hannöverische Bezirke rc.) vergrößert worden war. Treffliche Regierung Peter Friedrich Ludwigs von 1785—1829. Jetzt Peter.

Orte: a) im Hauptlande: Oldenburg 5 M. von Bremen, mit 14900 E., an der Hunte; Elsfleth an der Mündung der Hunte in die Weser; Brake ein lebhafter Freihafen an der Weser; Varel am Jadebusen; Jever in Rüstringen. Friesoythe mit altfriesischer Art und Sprache im Moore Saterland. Delmenhorst beim

Bremischen. — b) Im ehem. Bisthum Lübeck das angenehme Städtchen Eutin. — c) Im Fürstenthum Birkenfeld am Hunsrück, 56 Meilen von Oldenburg: Birkenfeld und das romantisch gelegene Oberstein an der Nahe.

5. Herzogthum Braunschweig.

Vorhin bei Hannover wurde des Dannebergers August erwähnt, der seinen Sitz in Wolfenbüttel nahm. Von diesem August, dem Gründer der berühmten Bibliothek, stammt das jetzige Fürstenhaus. Ihm folgten seine Söhne: Rudolf August (der die fast unabhängig gewordene hansische Quartierstadt Braunschweig 1671 eroberte) und Anton Ulrich in gemeinschaftlicher Regierung. Ulrichs Enkel Karl, Bruder Amaliens von Weimar, verlegte 1754 die Residenz auf immer nach Braunschweig, wo er das treffliche Collegium Carolinum gründete. Sein Sohn und Nachfolger Karl Wilh. Ferdinand erwarb sich als Regent und Schützer der Wissenschaften hohe Achtung. Der jetzige Herzog Wilhelm (Bruder des 1830 vertriebenen Karl) ist dessen Enkel; er besitzt auch das schlesische Mediatfürstenthum Oels. Da er kinderlos ist, steht eine Erledigung des herzogl. Thrones in Aussicht. — Mehrere braunschweigische Herzöge thaten sich in der Kriegsgeschichte Deutschlands hervor: Herzog Ferdinand war der Alliirte Friedrichs des Großen und der gefeierte Sieger von Minden und Crefeld K. W. Ferdinand wurde bei Auerstädt tödtlich verwundet, Friedrich Wilhelm, fiel bei Quatrebras.

Das Herzogthum besteht aus 3 größern und 2 kleinen Theilen. Orte: Braunschweig a. d. Ocker mit 57000 E., siehe oben S. 90. Wolfenbüttel mit Bibliothek. Helmstedt gewesene Universität. — Königslutter mit den Gräbern Kaisers Lothar und Heinrichs des Stolzen, Gandersheim, Holzminden an der Weser (in dessen Nähe das Stammschloß der jetzt regierenden Linie Bevern). — Im östl. Stück: Blankenburg am Harz.

6. Herzogthum Anhalt.

Fruchtbares Ländchen im mittleren Elbgebiete, umgeben von der preuß. Provinz Sachsen. Das Fürstenhaus stammt von den verfallenen Schlössern Anhalt (unweit Ballenstedt) und Askanien unweit Aschersleben. Schon gegen das Jahr 1000 kommt ein askanischer Graf Esiko von Ballenstedt vor, und 1134 wird sein Großenkel Albrecht der Bär mit der Altmark (Salzwedel) belehnt, womit sich bald darauf die den Wenden abgenommene Mark Brandenburg verband. Des Bären einer Sohn Otto folgte in der Mark, der andre Bernhard in dem anhaltschen Stammlande. Als mit Heinrichs des Löwen Fall das große Herzogthum Sachsen zerstückelt wurde, erhielt Bernhard einen kleinen Theil davon, Lauenburg a. d. Elbe (wozu später Wittenberg kam) und den Titel Herzog von Sachsen. Diese Erwerbung ging auf seinen jüngern Sohn Albrecht über, während sein älterer, Heinrich von Askanien, das Anhaltische behielt und 1252 starb. Die jüngeren askanischen Linien zu Brandenburg, Wittenberg, Lauenburg sind ausgestorben; von dem genannten Heinrich stammten die Linien des Stammlandes, deren es im vorigen Jahrhundert 4 gab: Dessau, Bernburg, Köthen, Zerbst. Die letztere (Katharina II. von Rußland war eine Prinzessin von Zerbst) er-

losch 1793, Köthen 1847 und Bernburg 1863, so daß jetzt alles wieder vereinigt ist. Jetziger Herzog: Friedrich. — Aus der Dessauer Linie waren Fürst Leopold, der „alte Dessauer", und Friedrich Franz Leopold, der Freund Göthes, bedeutende Fürsten.

Orte: Dessau an der Mulde, nahe der Elbe, mit 17400 E. Wörlitz mit berühmtem großen Garten. Zerbst rechts der Elbe. Köthen inmitten zwischen Dessau und Bernburg, 14000 E. Bernburg a. d. Saale mit 16000 E. — In dem vom Hauptlande getrennten Stück am Unterharz: das hübsch gelegene Ballenstedt, Gernrode und Harzgerode. — In Oberschlesien das Mediatfürstenthum Anhalt-Pleß.

7 u. 8. Die zwei Fürstenthümer Lippe.

a) **Lippe-Detmold**, am Teutoburger Walde. Die 2 wichtigsten Orte: Residenz Detmold mit 6500, und Lemgo. Der jetzige Fürst heißt Leopold. Sein Stammbaum reicht über das 12. Jahrhundert zurück, wo die Vorfahren sich edle Herrn von der Lippe nannten; Heinrichs des Löwen Waffengefährte Bernhard war einer von ihnen. Als ihr Besitzthum sich vergrößerte, nahm die Familie den gräflichen Titel an und theilte sich in Linien; doch fiel dem Grafen Simon VI. (er starb 1613) sämmtliches Besitzthum wieder zu. Von dessen 2 Söhnen, Simon VII. und Philipp stammen die jetzigen Regenten von Detmold und Bückeburg: Simon nämlich erhielt des Vaters Grafschaft, die 100 Jahre später gefürstet wurde, Philipp aber hatte 1640 das Glück, einen Theil der Grafschaft Schaumburg rechts der Weser zu erben. — Die inneren Verhältnisse des Ländchens entsprechen durchaus nicht den Ansprüchen der Gegenwart.

b) **Schaumburg-Lippe** oder **Lippe-Bückeburg**. Als das altgräfliche Haus Schaumburg, das auch in Holstein regiert hatte, ausstarb, fiel ein Theil der Grafschaft, worin Rinteln liegt, an Hessen-Kassel, den andern erbte, wie vorhin gesagt, Philipp von der Lippe; dessen Urenkel ist der bekannte portugiesische Feldmarschall Graf zur Lippe, der 1777 starb. 1807 ward die Grafschaft gefürstet. Jetzt regiert Fürst Adolf Georg, der noch außer Landes Güter in Mecklenburg, Hannover u. Böhmen besitzt. — Residenz ist das angenehm gelegene Städtchen Bückeburg mit 4700 E. In der Nähe der Gesundbrunnen Eilsen.

9. Fürstenthum Waldeck-Pyrmont.

Ein kleines, gebirgig waldiges Land an Eder und Diemel, wozu noch die Herrschaft Pyrmont am Teutoburger Wald gehört. Das Fürstenhaus, vor dem Jahre 1712 gräflich, hieß ursprünglich nach der Burg Schwalenberg, später nach Burg Waldeck; 1580 zerfiel es in die Linien Eisenberg und Wildungen, die 1692 sich wieder vereinigten. Mehrere Waldeck erwarben sich Kriegsruhm in auswärtigen Diensten: ein Monument zu Korbach und eins zu Niederwildungen erinnern daran; jenes ließ die Republik Holland ihrem General Georg Friedrich, dieses die Republik Venedig dem Josias von Waldeck errichten. Jetziger Fürst: Georg V. — Durch den Accessionsvertrag vom 18. Juli 1867 ging die Verwaltung des Landes (zunächst auf 10 Jahre) an Preußen über; der Fürst behielt sich bloß das Begnadigungsrecht, das Kirchenregi-

ment, die formelle Zustimmung bei der Gesetzgebung und die Verfügung über das Domanium vor. — Korbach an der Itter ist Hauptort, Arolsen aber (2400 E.) Residenz. Wildungen, Bad. — Pyrmont, südwestlich von Hameln, hat berühmte Stahl- und auch Kochsalzquellen; unweit die Bergruine Schellpyrmont und die Quäkerkolonie Friedensthal.

10—12. Die drei Städterepubliken.

Von der Hansa war oben S. 121 schon die Rede; man sehe überhaupt in den Kapiteln über das untere Elb- und Wesergebiet nach.

a) **Hamburg**, d. i. die Stadt und deren Umgebung nebst einigen Werdern (d. i. Elbinseln, wie Georgs-, Alten-, Finkenwerder 2c., außerhalb des Zollgebietes), das Amt Bergedorf (4 Kirchspiele, daher die Vierlande, bis 1867 im gemeinschaftlichen Besitze von Hamburg und Lübeck, ganz innerhalb des Zollgebiets), das Amt Ritzebüttel am Ausfluß der Elbe, wo der Hafen Cuxhafen außerhalb des Zollgebietes) und die Insel Neuwerk vor der Elbmündung (außerhalb des Zollgebietes). — Die Stadt hat mit dem Militär 240000 E., ihre Rhederei ist fortwährend im Wachsen; als Handelsplatz wird sie nur von London und Liverpool übertroffen. — Die Verfassung (vom 28. Sept. 1860) ist, wie auch in den beiden andern Hansestädten, eine demokratische mit oligarchischer Färbung. Mit der obersten Leitung der Staatsverwaltung ist der Senat betraut (18 Mitglieder, wovon 9 Juristen oder Cameralisten, 7 Kaufleute sein müssen), er wählt die beiden Bürgermeister auf 1 Jahr; ihm steht eine Bürgerschaft von 192 Mitgliedern zur Seite. Staatsausgaben: 6 Mill. Thlr. jährlich, Staatsschuld: 40 Mill. Thlr.

b) **Bremen**, d. i. die Stadt (mit 83000 E.) und deren Umgebung (größtentheils außerhalb des Zollgebietes), das Städtchen Vegesack a. d. Weser und Bremerhafen (gleichfalls Zollgebietsausschlüsse). Bremerhafen, der eigentliche Seehafen von Bremen und für größte Seeschiffe zugänglich, wurde auf einem von Hannover erkauften Gebiete 1827 angelegt und hat 10800 E. — Der Senat besteht aus 18 auf Lebenszeit gewählten Mitgliedern (10 Rechtsgelehrten, 5 Kaufleuten), er wählt aus seiner Mitte die 2 Bürgermeister auf je 4 Jahre und bestellt für einzelne Geschäftszweige besondere Ämter oder Deputationen; die Bürgerschaft besteht aus 150 aus allen Bürgern gewählten Personen. Staatsausgaben: $2^8/_{10}$ Millionen Thlr. jährlich, Staatsschuld: 15 Mill.

c) **Lübeck**, d. i. die Stadt (mit 39800 Einw.) und deren nächste Umgebung und Travemünde. Zur Zeit der Blüte der Hansa bedeutend (damals hatte die Stadt 100000 E.) und mächtig zur See; doch nimmt die Zahl der einlaufenden Schiffe wieder von Jahr zu Jahr zu (1872: 2356, darunter 776 Dampfschiffe), auch seine Rhederei ist nennenswerth (1873: 48 Seeschiffe mit Einschluß der Küstenfahrer). — Nach der revidirten Verfassung von 1851 gibt es 14 Senatoren (6 Juristen, 6 Kaufleute), deren Vorsitzender, aus ihrer Mitte auf 2 Jahre gewählt, während dieser Zeit den Titel Bürgermeister führt; die Bürgerschaft besteht aus 120 Mitgliedern, auf 6 Jahre nach allgemeinem Wahlrechte gewählt. Staatsausgaben: $^7/_{10}$ Mill. Thlr., Staatsschuld: 8 Mill. Thlr.

13. Königreich Sachsen.

Es breitet sich vom Erz- und Lausitzer Gebirg nordwärts hinab durchs Hügelland bis in die Ebene (S. S. 67 und 105 ff.). Obwohl gut bebaut, erzeugt es doch für seine Bevölkerung nicht Korn genug, dagegen ist es das Land der Minerale, besonders der Metalle, der veredelten Schafzucht, der fleißigsten Industrie, der Gelehrsamkeit und des Buchhandels, und berühmt als Wiege der Reformation. Die Bevölkerung ist in einigen Gegenden überaus dicht (s. o. Statistisches); es gibt, besonders in dem Hügelland der Fabrikdistrikte, Gebiete, wo 15000 auf 1 Q.-M. leben. — Unter den anderthalbhundert Städten sind die 3 größten: Dresden mit 177000, Leipzig mit 107000, Chemnitz mit 68000 E. Zwischen 10 und 30 Tausend haben folgende 14: Zwickau 27000, Plauen 23400, Glauchau 22000, Freiberg 21700, Meerane 19200, Zittau 17900, Krimmitschau 15300, Bautzen (Budissin) 13100, Reichenbach 12900, Annaberg 11700, Meissen 11500, Werdau 11200, Großenhain 10400, Döbeln 10000. Unter 10000 haben: Schneeberg, Pirna, Eibenstock, Hainichen, Mittweida, Zschopau und andre wichtige Fabrikstädtchen; es gibt sogar ½ Tausend Fabrikdörfer. Dresden glänzt als Residenz und durch seine Kunst- und Naturalienschätze, Bibliothek und Kunstakademie; Leipzig in fruchtbarer und dichtbevölkerter Umgebung und im Kreuzungspunkt großer Heerstraßen, als Handels- und Meßstadt, als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels und der Buchdruckerei, als eine der ersten deutschen Universitäten; Freiberg als Bergakademie, Meissen und Grimma durch die Fürstenschulen. Außerdem gibt es noch eine Kunstakademie zu Leipzig, eine Oekonomie- und Forstschule zu Tharand, Handels- und Gewerbeschulen u. s. w. Einzige Festung ist die kleine doch schwer zu erobernde Bergfeste Königstein. — Staatsschuld 116 Mill. Thlr.; jährliche Staatsausgaben 14 Mill.

Eintheilung in 4 Kreise: 1) Der Dresdener Kreis, worin die Hauptstadt, nebst Meissen, Freiberg, Pirna 2c. — 2) Der Leipziger, worin der gleichnamige Hauptort, nebst Grimma u. a. — 3) Der Zwickauer, wozu das ehemalige Vogtland gehört, mit den Orten Zwickau, Chemnitz, Schneeberg, Plauen u. a. — 4) Der Bautzener, oder sächsisches Stück der Lausitz, worin: Bautzen, Zittau, Herrnhut.

Heinrich der Finkler bekriegte die über die Elbe bis zur Saale vorgerückten Sorben, ein slavisches Volk, und übergab die von ihm angelegte Burg Meissen einem eignen Markgrafen. Im Jahr 1127 erhielt ein Herr Konrad von Wettin das Markgrafthum, und zwar erblich. Er ist der Stifter des Hauses, das in dem 12. und 13. Jahrhundert, besonders nach dem Tode Heinrich Raspes, seine Herrschaft bis über Thüringen ausbreitete. Friedrich der Streitbare ward sogar zur Zeit des Kostnitzer Concils (100 Jahre vor Luther) vom Kaiser Sigmund mit dem askanischen Besitze Sachsen-Wittenberg (s. o. Lauenburg) belehnt und zum Kurfürsten ernannt. So ging der Name Sachsen, der sich nach Wittenberg verpflanzt hatte, von da auf das Meißner Land über. Des Streitbaren 2 Enkel, Ernst und Albert, die von Kunz geraubten, theilten hernach das Besitzthum. Ernst als der ältere behielt den Kurkreis und den höhern Titel und nahm seinen Sitz zu Wittenberg und Torgau, Friedrich der Weise war sein Sohn; die Albertiner hatten den kleineren Theil mit der Hauptstadt Dresden. Infolge des schmalkaldischen Krieges änderte sich aber die Würde der beiden Linien,

indem Kaiser Karl V. dem Herzog Moritz aus dem jüngern Hause 1547 das Kurland gab. So kam es, daß die ältere oder ernestinische Linie in den Westen versetzt wurde, wo sie in mehrere herzogliche sich theilte und 1583 einen großen Theil des gräflich hennebergischen Besitzthumes (Hildburghausen, Meiningen 2c) erhielt, während der Rest des hennebergischen Erbes theils an Hessen (Schmalkalden), theils an die jüngere, nunmehr kurfürstliche Linie fiel. Diese hielt ihre Länder zusammen und erwarb im 17. Jahrhundert noch die von Oesterreich abgetrennte Lausitz dazu. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1697) nahm der prachtliebende August, zum großen Nachtheile seines Volkes, die polnische Wahlkrone an und trat deshalb zur römischen Kirche über, wobei seine Nachkommen auch später, als sie Polen nicht mehr besaßen, verblieben sind. Ehrenvoller als die 2 Auguste, die zugleich Könige von Polen hießen, regierte Friedrich August, „der Landesvater" von 1768 bis 1827. Er bekam, wie Baiern und Würtemberg, von Napoleon den Königstitel; der Umfang des Landes aber, der früher 740 Q.-M. betragen, sank 1814 auf 272 Q.-M. herab. Jetziger König: Albert, Sohn des am 29. Oktober 1873 verstorbenen geistvollen Königs Johann.

14—17. Die sächsischen Herzogthümer.

Aus der vorhin erwähnten ernestinischen Linie stammen die 4 regierenden Häuser Weimar, Meiningen, Koburg-Gotha und Altenburg, auf beiden Seiten des Thüringerwaldes (S. o. Statistisches).

a) Das **Großherzogthum Weimar**, nur ein kleiner Staat Deutschlands, jedoch glänzend in der Geschichte unsrer Literatur. Die Periode von 1759 bis 1831 wird unvergeßlich sein; denn von 1759 führte die herzogliche Wittwe Amalie die Vormundschaft bis 1775, von da regierte ihr Sohn Karl August bis 1828, und Goethe starb 1832. Der jetzige Regent heißt Karl Alexander. — Städte: Weimar an der Ilm mit 16000 E. und dem Lustschloß Belvedere. Man pflegt diese Stadt das deutsche Athen, wie Dresden das deutsche Florenz zu nennen. Dresden ist jetzt, bezüglich der Kunst, von München überboten; die Poesie wird aber so bald kein zweites Weimar wieder finden. Herder ward von der Fürstin Amalie mit nach Italien genommen, der alte Wieland hatte seinen Platz in der herzoglichen Theaterloge, und in der herzoglichen Gruft ruhen Goethe und Schiller neben dem bronzenen Sarkophage Karl Augusts. — Jena, Gesammt-Universität der 4 Herzogthümer, von Johann Friedrich nach dem Verluste Wittenbergs gestiftet. Apolda. — Eisenach, Seb. Bachs Geburtsort, mit 14000 E. Ruhla, zum Theil gothaisch. — Ilmenau am Thüringerwald und das von baierischem Gebiete umklammerte Ostheim vor der Rhön waren ehmals hennebergisch.

b) **Herzogthum Meiningen**, ehemals wie Hildburghausen und Koburg hennebergisch; das hennebergische Fürstenhaus erlosch 1583. Jetziger Regent: Georg. — Orte: Meiningen mit 8900 und Hildburghausen, beide an der Werra schön gelegen; in der Nähe des ersteren Schloß Henneberg. Sonneberg am Frankenwald, wichtigster Fabrikort des Thüringer Waldes; „Sonneberger Waaren." Saalfeld a. d. Saale.

c) Herzogthum Koburg-Gotha, ebensoviel Wald als Acker, besteht aus 2 nicht allein räumlich, sondern auch durch Verfassung und Verwaltung getrennten Theilen; denn so oft man auch schon von den verschiedensten Seiten, auch vonseiten des gemeinsamen Herzogs, die endliche Vereinigung der beiden Herzogthümer Koburg und Gotha angestrebt hatte, immer scheiterten die Versuche an der kleinlichen Rivalität der koburgischen und der gothaischen Abgeordneten, so daß das Ländchen von 174000 Einwohnern doppelte Ministerien, Regierungen und den ganzen schwerfälligen Apparat verschiedener Verwaltungen und Landtage zu zahlen hat. Jetziger Herzog: Ernst II., dessen Bruder Albert als Gemahl der Königin von England in hoher Achtung stand. König Leopold von Belgien war ein Bruder des Vaters; ein Neffe des letzteren wurde Gemahl der portugiesischen Königin Maria II. — Koburg a. d. Itz mit 12800 E., Residenz. Gotha mit 20000 E., wo das verdienstvolle Perthes-Petermannische geographische Institut, war bis 1825, in welchem Jahre die herzogl. gothaische Linie erlosch, Hauptstadt eines besondern Herzogthums. Ohrdruf mit dem Schlosse der 1631 ausgestorbenen Grafen von Gleichen. Waltershausen.

d) Herzogthum Altenburg. Regent: Ernst. Orte: Altenburg mit 20000 Einw. an der Pleiße, war schon vor alters Hauptort im sogenannten Osterlande. Kleinere Orte sind: Ronneburg, Eisenberg, Kahla, Orlamünde 2c.

Anmerk.: Die Karte von Deutschland sieht am buntesten aus, wo diese und andre kleine Staaten zwischen Hessen u. Königreich Sachsen liegen. Es sind 20 größere und über 30 kleinere Länderstückchen, deren Grenzen fast verwirrend durcheinander laufen, ähnlich wie ehemals in Schwaben. Unter den Fürsten dieser Ländchen hat sich aber schon mancher zum Ruhme Deutschlands ausgezeichnet.

18 u. 19. Die zwei Fürstenthümer Reuß

liegen am Frankenwald und an der Elster, und sind am bevölkertsten in der Fabrikgegend um Gera. Die männlichen Personen des regierenden Hauses heißen allzumal Heinrich, seit langer Zeit. Schon zu Ottos I. Zeiten verwaltete einer ihrer Vorfahren ein Grafenamt unter den Slaven im obern Elstergebiet (Vogtland); später wurden sie selbständig. Da sie nun damals sich durch Beinamen unterschieden, so traf sichs, daß zwei Brüder Heinrich der Reuß (Russe?) und der Böhm hießen. Die Nachkommen des erstern, im 14. Jahrhundert, behielten den Namen bei, und wurden nicht mehr Vögte sondern Reuße von Plauen genannt, später bloß Reuße; denn Plauen und andre Orte des Vogtlands kamen an Meissen. Und da die Beinamen aufgehört, unterschieden sich die Heinriche, regierende und nicht regierende, durch Zahlen. Im Jahre 1616 theilte sich das Haus Reuß in eine ältere und eine jüngere Linie; in der älteren Linie werden die Heinriche bis 100 gezählt, in der jüngeren Linie wird die Zahl nur für ein Jahrhundert in fortlaufender Reihenfolge angegeben, worauf dann von vorn anzufangen ist. Im vorigen Jahrhundert ward die Familie, bis dahin gräflich, in den Fürstenstand erhoben.

a) R. ältere Linie (R.-Greiz): Greiz, Residenz an der weißen Elster, mit 11600 E.; gewerbthätig in verschiedenen Zweigen der Weberei, ebenso Zeulenroda. — Jetziger Fürst: Heinrich XXII.

b. R. jüngere Linie (1848 noch 3 besondere Fürstenthümer: Gera, Schleiz, Lobenstein-Ebersdorf): Residenz: Schleiz. Lobenstein; Ebersdorf. Fabrikstadt Gera („Klein-Leipzig") an der Elster mit 17900 E. — Jetziger Fürst: Heinrich XIV.

20 u. 21. Die zwei Fürstenthümer Schwarzburg

in Thüringen zerstreut, theils südl. von Erfurt zwischen sächs. Herzogthümern, theils nordwärts an der Wipper von preußischem Gebiet umgeben. Das Stammhaus liegt an der Schwarza, die zur Saale läuft. Schon zu Kaiser Rothbarts Zeit gab es Grafen von Schwarzburg, und im 14. Jahrh. stritt der ritterliche Günther mit dem Pedanten Karl IV. um die Kaiserkrone, starb aber während des Streits zu Frankfurt. Die heldenmüthige Gräfin Katharina (1547) kennt wohl jeder aus Schillers prosaischen Schriften. Ihrem Gemahle Günther XL. waren noch alle Lande des Hauses unterthan. Nach seinem Tode wurden sie in Sondershausen und Rudolstadt getheilt (1599). Beide Linien, die erstere 1697, die andere 1710 gefürstet, dauern noch fort.

a) **Schwarzburg-Sondershausen.** Fürst: Günther Friedr. Karl II. Orte: Sondershausen an der Wipper, 5800 E. Arnstadt an der Gera, südöstl. von Erfurt, mit 8600 E.; in deren Nähe die Ruinen der Käfernburg, des Stammschlosses der Grafen von Käfernburg, deren ältere Linie sich später nach der Schwarzburg nannte.

b) **Schw.-Rudolstadt** Fürst: Georg. Orte: Rudolstadt a. d. Saale mit 7000 E. In der Nähe Schloß Schwarzburg. Ferner Frankenhausen, nur 2 Mln. von Sondershausen; in der Nähe die Ruine des Schlosses Kiffhausen an der güldnen Aue.

22. Königreich Baiern. *)

Vor dem Jahre 1777 betrug seine Größe nur 794 Q.-M. mit etwa 1³/₈ Mill. Bewohnern; dann kam während der Napoleonschen Kriege das gleich große, aber bevölkertere Frankenland, ein Stück Schwabens ꝛc. dazu, auch die Pfalz ward wieder theilweise damit vereinigt. Es nimmt jetzt einen bedeutenden Theil des südl. Deutschlands ein, von den Kuppen der Rhön bis Tirol, zwischen Iller und Inn (mit Salzach) zwischen Tauber und Böhmerwald. Im Süden ragen die Voralpen herein, die Mitte durchströmt die Donau, den Norden der Main; ein abgesonderter Theil liegt jenseit des Rheins. Siehe oben die Schilderung dieser Stromgebiete und der merkwürdigsten Orte. — Die Bevölkerung gehört verschiedenen deutschen Stämmen an: die Mehrzahl bilden die Franken in der Nordhälfte (2¹/₂ Mill. in Ober-, Mittel- und Unterfranken, einem Theile der Ober- und in der Rheinpfalz), Schwaben wohnen im südwestl. Theile (¹/₂ Mill. im Kreise Schwaben und Neuburg), Baiern (Altbaiern) östl. vom Lech und in einem Theile des Naabgebiets (nur 1⁸/₁₀ Mill. in Ober- und Niederbaiern und dem größern Theile der Oberpfalz). Der Confession nach bekennen sich 3,460000

*) Die officielle Schreibung ist Bayern.

(7/10 der Gesammtbevölkerung) zum römischen Katholicismus (besonders rechts der Donau, dann in der Oberpfalz und in Unterfranken, in letzterem in den ehemals zum Hochstift Würzburg und zu Mainz gehörigen Gegenden), 1,3420000 sind protestantisch (vorzugsweise in Mittel- und Oberfranken und in der Pfalz). Im 16. und 17. Jahrhundert herrschte in vielen Gegenden, die jetzt zum Kgr. Baiern gehören, der Protestantismus, in denen er ganz oder theilweise wieder unterdrückt worden ist: in Ober- und Niederbaiern war dies nicht schwierig, dagegen konnte in der durch Maximilian I. während des 30 jährigen Krieges erworbenen Oberpfalz und in Pfalz-Neuburg durch Wolfgang Wilhelm die Gegenreformation nur gewaltsam (und mit Hilfe der Jesuiten) durchgeführt werden, und in der Rheinpfalz fanden Massenbekehrungen durch die Franzosen noch fast bis zu Ende des 17. Jahrhunderts statt. In neuester Zeit ist München ein Mittelpunkt für den Altkatholicismus im Deutschen Reiche geworden. Zahl der Juden: 50000. — Baiern ist hauptsächlich ein ackerbauender Staat, dem es an Getreide, Wein, Obst und Hopfen, sowie an Viehherden nicht fehlt. Seine Industrie knüpft sich besonders an die altberühmten ehemaligen Reichsstädte Nürnberg und Augsburg, obwohl es namentlich in Franken und in der Pfalz, und auch in Schwaben noch viele andere gewerbsame Plätze gibt; auch Münchens Industriethätigkeit ist bedeutend geworden und in stetem Steigen begriffen (an 150 Fabriken). Von einheimischen Mineralien kommen besonders Eisen, Steinkohlen (5 Mill. Ctr.) und Quecksilber der Industrie zu Hilfe; letzteres wird in der Rheinpfalz unweit Obermoschel ꝛc. gewonnen Baierische Biere gehen ins Ausland, Frauenhofers zu München optische Instrumente (von März fortgesetzt) haben europäischen Ruf. — An der Spitze der Bildungsanstalten stehen: die Akademie der Wissenschaften nebst Akademie der bildenden Künste zu München, die 3 Universitäten zu München, Erlangen und Würzburg, die polytechnische Hochschule zu München. Ferner gibt es 28 Gymnasien (darunter mehrere sehr stark besuchte), 6 Realgymnasien, Industrieschulen. Handels- und Gewerbschulen ꝛc. Ihnen gegenüber sind neuerdings wieder Klöster, und zwar sehr zahlreich, zum Vorschein gekommen (1872: 595 mit 6300 Insassen, in München allein 8). — Das Budget beträgt 73 Mill., die Staatsschuld 206 Mill. Thaler. Die Verfassung des Landes war bereits 1818 von König Max Joseph gegeben; darnach führt die 1. Kammer den Titel „Reichsrath“; die Mitglieder der 2. Kammer werden auf 6 Jahre gewählt.

Das baierische Stammherzogthum (von 554—188 unter der Familie der Agilolfinger, aber im Vasallenverhältnis zu den austrasischen Königen des Frankenreiches) wurde von Karl d. Gr. aufgelöst. Im Anfang des 10. Jahrhunderts erscheint es, wie die übrigen deutschen Stammherzogthümer, wieder und zwar in der Hand Arnulfs des Bösen von Scheiern, des Stammvaters des baier. Regentenhauses, der von Luitpold, einem Gaugrafen an der Glan und Amper (um 800) abstammte. Dann kam die Herzogswürde in verschiedene Hände, zuletzt die der Welfen. Als der Welf Heinrich der Löwe das Herzogthum verlor, gab Kaiser Friedrich Rothbart (1180) das beträchtlich verkleinerte Land (denn früher hatte auch die Ostmark und das gesammte östliche Alpengebiet dazu gehört) an Otto von Wittelsbach als Lehen; nach diesem neuen Stammschloß (a. d. Paar, 3 Mln. nordöstl. von Augsburg, s. S. 252) nannten sich nämlich nun die Herrn von Scheiern. Unter Friedrich II. (1228) kam die Pfalzgrafschaft am Rhein dazu. Als aber um dieselbe Zeit die Großvasallen Deutschlands völlige Landesherrn wurden und das Theilen der

Fürstenthümer unter die Söhne begann, entstanden durch die beiden Söhne Ludwig des Strengen 2 wittelsbachische Hauptlinien: die baierische oder ludwigische (von Ludwig, dem Kaiser), zu welcher der größte Theil des eigentlichen Baierns, und die pfälzische oder rudolfinische (aus welcher Kaiser Rupert), zu der die Pfalz bei Rhein mit der Kur und der baierische Nordgau, die sog. Oberpfalz gehörte. Beide Linien spalteten sich wieder in viele Seitenzweige. Der Herzog Maximilian I. von Baiern brachte im 30jährigen Kriege, nach der Niederlage seines Vetters Friedrich V. bei Prag die pfälzische Kur und den Besitz der Oberpfalz an sein Haus. In der Mitte des 18. Jahrh. gab es nur noch 3 Linien: die baierische zu München, die (neue) kurpfälzische zu Mannheim, und Pfalz-Zweibrücken. Die Münchener Linie starb 1777 aus, worauf der pfälzische Kurfürst Karl Theodor auch Baiern erhielt. Er war kinderlos. Mit seinem Tode fiel aller altwittelsbachische Besitz an den Herzog Max Joseph von Zweibrücken, der die Besitzungen links vom Rhein an Frankreich, Heidelberg und Mannheim an Baden abtreten mußte, aber bald durch Napoleon, dem er sich anschloß, bedeutenden Länderzuwachs (besonders im Regnitz- und Maingebiet) nebst dem Königstitel (1806) erhielt. Nach Napoleons Sturz wurden von dem auf 1736 Q.-Mln. angewachsenen Königreiche einzelne Gebietstheile abgetrennt, dagegen ein rheinischer Landstrich (meistens altpfälzisch) wieder damit vereinigt und im wesentlichen die gegenwärtige Ausdehnung des Landes festgestellt. — Jetziger König: Ludwig II., Sohn des trefflichen Maximilian II. und Enkel des Kunstmäcen Ludwig I.

Eintheilung und merkenswerthe Orte:

a) **Oberbaiern,** worin München a. d. Isar mit 169000 Einw. (17000 Protest.), ein Hauptsitz deutschen Kunstlebens (s. S. 250). Festung Ingolstadt a. d. Donau mit 13200 E.; Freising, Berchtesgaden, Bad Reichenhall, Traunstein und Rosenheim, alle vier mit Salzwerken.

b) **Niederbaiern,** worin Landshut mit 14000 E., Passau mit 13800 E. an Donau und Inn, Straubing mit 11100 E. in kornreicher Gegend.

c) **Oberpfalz,** wo am Böhmerwald viele Hüttenwerke und Glasfabriken. Hauptort ist Regensburg mit 29200 E. Gegenüber an der linken Donauseite Stadt am Hof, Donaustauf, wo die Walhalla. Amberg 11700 E., Leuchtenberg (nördlich von Nabburg) mit Bergschloß, wonach Napoleons Stiefsohn Eugen den Titel Herzog erhielt.

d) **Oberfranken,** worin: Baireuth mit 17800, am rothen Main; Bamberg im ehemaligen gleichnamigen Bisthum, mit 25700 E., Hof mit 16000 E., Fabrikstadt a. d. Saale im ehemaligen Vogtlande, Kronach, Kulmbach am weißen Main, Wunsiedel, Forchheim.

e) **Mittelfranken,** worin: Ansbach mit 12600 E. a. d. Retzat. Die Markgrafschaften Ansbach und Baireuth entstanden aus dem Burggrafthum Nürnberg, und gehörten lange Zeit zu Brandenburg. Nürnberg mit 83000 E. (14000 Kath.), Fürth mit 24500, Erlangen mit 12500, Schwabach, Altdorf, Eichstädt a. d. Altmühl, sonst Residenz der herzogl. Leuchtenbergischen Familie. Rothenburg a. d. Tauber. Dinkelsbühl a. d. Wernitz.

f) **Schwaben,** mit Fürstenthum Neuburg, worin: Augsburg am Lech mit 51000 E.; auch Nördlingen, Donauwörth, Kaufbeuren, Kempten mit 11200 E., Memmingen und Lindau am Bodensee waren Reichsstädte und sind gewerbthätig. Neuburg a. d. Donau.

g) **Unterfranken** und Aschaffenburg, worin Würzburg am Main mit 40000, Schweinfurt gewesene Reichsstadt 10300 E., Aschaffenburg, ehemals mainzisch, Kitzingen, Kissingen, Hammelburg.

h) **Pfalz am Rhein** (Rheinbaiern), ein reizendes Land, von der Natur fast noch mehr gesegnet als Franken, besonders im östlichen Theile; der an Frankreich grenzende Theil heißt das Westrich. Die Pfälzer sind ein lebhaftes, heitres, fleißiges Volk. Speier ehem. freie Reichsstadt mit 13000 E. (6500 Protest.), Zweibrücken unweit der Blies, Kaiserslautern mit 17900 E. (7000 Kath.), die ehemalige Festung Landau und Neustadt an der Hart. Frankenthal und Pirmasenz. Festung Germersheim, Grünstadt, Edenkoben, Dürkheim u. a.

23. Königreich Würtemberg. *)

Es führt seinen Namen nach der auf dem Rothenberg gelegenen Stammburg Wirtineberg**), deren gräfliche Besitzer sich vor andern im Herzen Schwabens ansässigen Herrn hervorthaten und ihr Besitzthum vermehrten. Zu Ende des 13. Jahrhunderts ward Stuttgart die Residenz, später kamen die Güter der den Herzogstitel führenden Familie Teck und die der Pfalzgrafen von Tübingen hinzu, selbst jenseit des Jura die Grafschaft Mömpelgard. Schon Graf Eberhard der Greiner (s. o. S. 213) hatte eine wichtige Rolle in Schwaben gespielt. Da seine Nachfolger, sich nicht wie andre deutsche Fürstenhäuser in Linien spaltend, mächtiger geworden, erhob 1495 Kaiser Max I. den Grafen Eberhard im Barte, den Gründer der Universität Tübingen, zum Herzog. Im rühmlichsten Andenken steht Herzog Christoph aus dem 16. Jahrhundert; was er für die Verfassung des Landes that, hat die Schreckenszeit des 30jährigen Kriegs, wo weit über die Hälfte der Bevölkerung ausstarb und viele Ortschaften zu Grunde gingen, überdauert. Von mehreren folgenden Herzögen (Eberhard Ludwig, Karl Alexander, Karl Eugen ꝛc.), Despoten und Franzosenäffern, ist dagegen wenig zu rühmen. Herzog Friedrich (von 1797 bis 1816) vernichtete die ständischen Rechte und regierte, 1803 zum Kurfürsten erhoben, 1806 von Napoleon zum König gemacht, seinen durch geistliche und weltliche Gebiete und Reichsstädte noch vergrößerten Staat mehrere Jahre mit unumschränkter Gewalt, bis er, der Bundesakte und dem Verlangen des Volks gemäß, die Herstellung der Stände beginnen mußte. Unter seinem Sohn Wilhelm I. ward die neue Verfassung 1819 festgestellt. Jetziger König: Karl.

Würtemberg, von der Natur gesegnet, mit betriebsamen Bewohnern und trefflichen Bildungsanstalten, ist dicht bevölkert und größtentheils von Angehörigen des schwäbischen Volksstammes (Allemannen und Schwaben im engeren Sinne des Wortes) bewohnt, nur im Nordosten wohnen Franken. Ueber ²/₃ (1,249000) gehören dem evangelischen Bekenntnisse an; 553000 sind römisch-katholisch unter dem Bischof von Rottenburg. Zahl der Israeliten: 12000. — Jährliche Staatsausgaben: 14 Mill., Staatsschuld (1873): 106 Mill. Thaler.

---

*) Officielle Schreibweise: Württemberg.

**) Jetzt griechische Gruftkirche der verstorbenen Katharina von Würtemberg, eine Rotunde mit Säulenvorsprüngen.

a. **Neckarkreis,** wo Stuttgart mit 91000 E., in einem freundlichen und fruchtbaren Thalkessel am Nesenbach. Ludwigsburg, zweite Residenz mit 12000 E.; Karlsschule und Schiller. Hohen-Asberg. Cannstadt, Badeort am Neckar. Marbach am Neckar. Weinsberg. Eßlingen mit 17900 und Heilbronn mit 18900 Ew., gewesene Reichsstädte. Königl. Schlösser: Solitüde und Bellevue Favorite und Monrepos. *)

b. **Schwarzwaldkreis,** wo: Reutlingen, gewesene Reichsstadt mit 14200 E., Tübingen Universität, Rottenburg Sitz des kathol. Bischofs, Rottweil, Kalw a. d. Nagold, gewerbreich, Wildbad a. d. Enz, Tuttlingen a. d. Donau.

c. **Jaxtkreis,** fast nur neu erworbenes Gebiet. Ehemalige Reichsstädte: Aalen, Gmünd im schönen Remsthale, Schwäbisch-Hall am Kocher, Lorch a. d. Rems, Ellwangen a. d. Jaxt (Jagst). Mergentheim a. d. Tauber, 1525—1809 Sitz des Hoch- und Deutschmeisters.

d. **Donaukreis,** links und rechts der Donau, ebenfalls fast ganz neuwürtembergisch. Göppingen a. d. Fils. Ulm mit 26300 Ew., sonst Reichsstadt, jetzt starke Festung: gegenüber das baierische Neu-Ulm. Andere ehemalige Reichsstädte: Biberach, Ravensburg, Isny an der baierischen Grenze, Friedrichshafen (als Reichsstadt Buchhorn) am Bodensee.

24. Großherzogthum Baden.

Dies gesegnete Land, das die Hauptthöhen des Schwarzwaldes, wo die Donau entspringt, ein Stück vom Odenwalde, einen großen Theil der fruchtbaren Rheinebene und Stücke der Pfalz und Frankens umfaßt, streckt sich von Main und Tauber bis zur Schweiz und zum Bodensee (Siehe das Kap. vom Oberrhein). Acker- und Weinbau blühen. Eisen und Steinkohlen werden zu Tag gefördert, und mehrere Orte wie: Mannheim, Pforzheim, Karlsruhe, Lahr, Lörrach, ꝛc. liefern viele Fabrikate. Baden ist nächst Würtemberg das Hauptland in Schwaben. Südlich der Murgscheide oder des badischen Isthmus wohnen Schwaben (Allemannen und Schwaben im engeren Sinne), nördlich davon rheinfränkische Pfälzer (650000). Fast ⅔ der Bevölkerung (942000) sind römisch-katholisch unter dem Erzbischof zu Freiburg, ⅓ ist evangelisch; Zahl der Israeliten: 25700. Das regierende Haus stammt aus dem Breisgau von der Ruine Zähringen bei Freiburg, deren Herrn im Elsaß und in Burgund reich begütert waren und geraume Zeit im südlichsten Allemannien (der heutigen Schweiz) die herzogliche Würde hatten. Beim Aussterben dieser Linie (1216) fielen ihre Güter nicht an die jüngere Nebenlinie, sondern an das Reich. Die jüngere Linie hatte zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. die Burg und Markgrafschaft Baden erhalten und theilte sich im 16. Jahrhundert in die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach, die jedoch 1771 unter dem trefflichen Karl Friedrich sich wieder vereinten; der Markgraf besaß nun ca. 70 Q.-M. mit 216000 E. Dann aber, in der Rheinbundszeit,

---

*) Es gibt auch noch anderwärts in Deutschland Lustschlösser mit französischen Namen, wie Montbrillant, Sans souci, Eremitage, Monbijou, Fantaisi etc. Sie erinnern an die Zeit, wo es leider Mode war, die französische Sprache über die eigne deutsche zu setzen.

vergrößerte sich der Staat ums Vierfache. Karl Friedrich, der von Napoleon den Großherzogstitel bekam, regierte über ein halbes Jahrhundert und starb 1811. Der jetzige Großherzog, dessen Regierung mit Recht in und außer seinem Lande gepriesen wird, heißt Friedrich.

Baden ist gegenwärtig in 11 nach den Hauptorten benannte Kreise von 40 bis 8 Q.-Mln. eingetheilt (s. o. statistische Tafel d. Deutschen Reiches); die größte Volksdichtigkeit weist der Kreis Mannheim auf = 12000 auf 1 Q.-M., aber selbst die Schwarzwaldkreise haben noch über 3500. — Orte: Karlsruhe mit 37000 E. am Hartwalde, erst 1715 gegründet: $1^1/_2$ St. davon Leopoldshafen (sonst Schreck) am Rhein. Auf der andern Seite führt eine Pappelallee nach Durlach; Pforzheim a. d. Enz 19800; die ehem. bischöflich speierische Residenz Bruchsal; auch Philippsburg war speierisch; die gewerbthätige Stadt Ettlingen, Festung Rastatt mit 11600 E., der glänzende Badeort Baden mit französischem Aussehen und 10000 E., Kehl, der Brückenkopf von Straßburg, Offenburg, der Fabrikort Lahr, Alt-Breisach, ehemals wichtige Festung, Freiburg (im Breisgau) a. d. Dreisam mit 24700 E., Lörrach a. d. Wiese, Fabrikort, Säckingen und Waldshut a. Rhein, Ludwigshafen, der badische Hafen in der Nordwestecke des Ueberlinger Sees, Konstanz am Bodensee mit 10000 E., Donaueschingen, Sitz der Fürsten von Fürstenberg, und Villingen. Mannheim (mehr als zur Hälfte protestantisch)', wichtige Industrie- und Handelsstadt mit 39600 E., vor 1606 noch ein Dorf, von 1720 bis 1777 (siehe Baiern) Residenz des Kurfürsten von der Pfalz; Heidelberg mit fast 20000, Weinheim a. d. Bergstraße, Wertheim an Tauber und Main.

25. Großherzogthum Hessen.

Das Hessenland war ursprünglich ein Theil des Herzogthums Franken. Zur Zeit der fränkischen Kaiser wurde es davon getrennt, während zu gleicher Zeit auch die Verbindung Thüringens mit dem sächsischen Herzogthum gelöst wurde; Ludwig der Bärtige vereinte beides zu einem Besitzthume, dessen Herrscher i. J. 1130 den Titel „Landgrafen in Hessen und Thüringen" erhielten. Als um die Mitte des 13. Jahrh. (1247) mit Heinrich Raspe das Geschlecht in männlicher Linie erlosch, wurde die Landgrafschaft in der Art getheilt, daß das eigentliche Thüringen an das meißnische Haus fiel, während sich im Hessenlande Heinrich das Kind (Sohn Sophiens von Brabant, die eine Tochter der heiligen Elisabeth und des Landgrafen Ludwig IV. und und mit Herzog Heinrich von Brabant vermählt war) behauptete. Er ist der erste hessische Landgraf, wurde 1292 von Kaiser Adolf in den Fürstenstand erhoben, starb 1308 und liegt in Marburg begraben. Die Nachkommen hatten das Glück, ihr Land zu vergrößern, besonders durch die Grafschaft Katzenellenbogen (auf dem Taunus und an den beiden Rheinufern, sowie südl. des unteren Mains, mit Darmstadt), die ihnen 1479 erblich zufiel. Aber nach Mittelalters Brauch theilten sie öfters. Selbst Philipp der Großmüthige, der eifrige Anhänger der Reformation, der sämmtliche Besitzungen des Hauses wieder zusammen erhielt, führte noch keine Untheilbarkeit des Staats ein; er vergabte (1567) das Land unter seine Söhne. Der jüngste, Georg, begann die Darmstädter Linie im Süden, der älteste, Wilhelm, die Kasseler im

Norden. Viel hatte diese Kasseler Linie bald nachher der klugen, standhaften Landgräfin Amalie, geb. von Hanau-Münzenberg, zu verdanken, die in der schwierigen Zeit des 30jährigen Kriegs Vormundschaft und Regierung für ihren Sohn Wilhelm VI. mit dem glücklichsten Erfolge führte; sie rettete den Staat, der nachmals um die Abtei Hersfeld, einen Theil der Grafschaft Schaumburg, das Fürstenthum Hanau (1736), das kurmainzische Fritzlar (1803) vergrößert wurde. Im Jahr 1803 verwandelte sich auch die landgräfliche in die kurfürstliche Würde, bald darauf nahm aber Napoleon das Land der älteren Linie, that es mit Hannover, Braunschweig &c. zusammen, machte ein Königreich Westfalen daraus, so daß wir 7 Jahre lang das klägliche Schauspiel hatten, den Jerome aus Corsica im alten Chatten- und Sachsenlande thronen zu sehen. 1813 hörte diese Schmach auf, und das Volk sah mit Freuden den vertriebenen Kurfürsten Wilhelm I. wieder in Kassel einziehen, mußte aber von ihm und seinen Nachfolgern manch bittere Täuschung erleben. — Seit 1866 hat diese ältere Linie aufgehört zu regieren, indem das Land Preußen einverleibt wurde. Die gleichfalls 1866 ausgestorbene landgräfliche Linie Hessen-Homburg (Homburg vorm Taunus und Meisenheim zwischen Nahe und Glan) war eine Nebenlinie von Hessen-Darmstadt, ihr Land fiel an letzteres zurück, wurde aber ebenfalls 1866 an Preußen abgetreten.

In der Reihe der von dem jüngsten Sohne Philipp des Großmüthigen, Georg, abstammenden Darmstädter Landgrafen zeichnete sich der geistvolle Ludwig X. 1790—1830 aus; unter ihm vergrößerte sich der Staat durch ehemals pfälzische, mainzische und andere Landstriche, so daß er 1806 den Großherzogstitel annehmen konnte. Er gab 1820 die ständische Verfassung und starb 1830; durch Volksbeiträge ward ihm in der Residenz ein würdiges Monument errichtet. Der jetzige Großherzog Ludwig III. ist sein Enkel.

Das Großherzogthum wird durch ehemals Frankfurter und kurhessisches, jetzt preußisches Gebiet in zwei Haupttheile geschieden, wozu noch im Süden am Neckar einige Parzellen kommen. Der nördliche Theil zur alten Heimat der Chatten gehörend, heißt Oberhessen und umfaßt die milde fruchtbare Wetterau, die Hochgegenden des Vogelsbergs, und das zum Rothlager aufsteigende bergichte Hinterland; den südl. theilt der Rhein in die Provinzen: Starkenburg, wo der Odenwald mit der schönen Bergstraße, und das gehügelte mit Korn, Obst und Wein prangende Rheinhessen. Jede Provinz ist in Kreise abgetheilt. Nur die nordöstliche Ecke von Oberhessen liegt im Wesergebiet, sonst alles im rheinischen (S. S. 210 und 221 ff.). Die Bevölkerung ist größtentheils rheinfränkischen Stammes und überwiegend evangelischer Confession (585000); Zahl der Katholiken (unter dem Bischof von Mainz): 238000; Zahl der Juden: 25000.

a. **Starkenburg**. Darmstadt, Residenz, im Jahr 1794 mit 6700, jetzt mit 33800 E. (mit dem daran stoßenden Dorfe Bessungen 39000). Offenbach, lebhafteste und sich verschönernde Fabrikstadt des Landes mit 22700 E., Hauptort der fürstl. Standesherrschaft Isenburg. Gerau in der Ebene, Bensheim an der Bergstraße, Michelstadt und Erbach im Odenwalde, Gernsheim am Rhein, Zwingenberg und Heppenheim an der Bergstraße. Getrennt von der Provinz liegt die ehemalige Reichsstadt Wimpfen am Neckar.

b. **Oberhessen.** Gießen a. d. Lahn mit 12200 E. und Universität. Kleine Städte sind: Friedberg in der Wetterau, ehemals Reichsstädtchen, in dessen Nähe Nauheim mit Kur- und Salzbrunnen; Butzbach gleichfalls in der Wetterau, Lauterbach im Gebiete der Freiherrn von Riedesel, Schlitz ganz im Osten, Büdingen Sitz eines Isenburgischen, und Lich Sitz eines Solmsischen Fürsten.

c. **Rheinhessen**, die bevölkertste Provinz, denn sie hat 250000 Bew. (fast zur Hälfte Katholiken) auf 25 Q.-M., also 10000 auf 1 Q.-M. Mainz mit 54000 E. (darunter 16000 Protest.); gegenüber und als Festung zu Mainz gehörig Kastel (mit 5200 E.). Worms, ehemals Reichsstadt, mit 14500 E. Alzei. Oppenheim. Ingelheim. Bingen an der Nahemündung.

26. Reichsland Elsaß-Lothringen.

Es ist der linksrheinische Theil des Oberrheinthales und ein Theil der lothringischen Hochebene jenseit des Wasgenwaldes, reich an Getreide, Oel, Tabak, Obst, Wein und mit sehr bedeutender Industrie, namentlich Web- (im Elsaß) und Eisen-Industrie (in Lothringen). Von seinem Flächenraum gehören etwa 63 Q.-M. der Tiefebene, 45 dem Gebirge, 155 der Hochebene und dem Hügellande an. Die Bevölkerung ist deutsch-allemannischen und (im Moselgebiet) fränkischen Stammes; an den Grenzstrichen, namentlich in Metz und Umgebung leben ca. 220000 Franzosen.*) Sie ist überwiegend römischen Bekenntnisses (unter den Bischöfen von Straßburg und Metz); nach der franz. Zählung von 1866 gab es im Reichslande bloß etwa 15 % Evangelische, die Zählung von 1871 weist indes 17½ % (270700) (unter dem Oberkonsistorium zu Straßburg) auf. Zahl der Juden 41000. In Bezug auf Volksbildung nahm Elsaß-Lothringen in Frankreich den ersten Rang ein, dagegen im Deutschen Reiche steht es weit hinter den übrigen Staaten desselben zurück. Es ist indes durch die bisherige Verwaltung bereits ein kräftiger Anfang zur Hebung namentlich auch des Volksschulwesens gemacht worden, und sicher wird die 1872 wiederhergestellte deutsche Hochschule zu Straßburg einen großen und wohlthätigen Einfluß auch auf die Verbreitung deutscher Bildung und Kultur im Reichslande üben. Man hat aus diesen alten deutschen Ländern, der Heimat eines Ottfried, Twinger, Tauler, Gailer, Spener, Brand, Fischart, Moscherosch, Pfeffel, Oberlin, Schöpflin, Aug. und Ad. Stöber, Spach, Hackenschmidt ꝛc., keinen neuen deutschen Kleinstaat gemacht, sondern dieselben als unmittelbares Reichsland mit dem Deutschen Reiche vereinigt und unter die Regierung der Reichsbehörden (Bundeskanzleramt und Reichstag) gestellt; die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen, das seit dem 1. Januar 1872 auch in die gemeinschaftliche Zollgrenze des Reiches einbezogen ist, übt der Kaiser aus. Die neue politische Grenze zwischen Deutschland und Frankreich folgt im allgemeinen der Sprachgrenze; doch war man aus militärischen

*) Eher weniger, als mehr; denn eine genaue Angabe über die Anzahl der Franzosen zu machen, ist gegenwärtig unmöglich. Sicher ist, daß eine starke Auswanderung nach Frankreich das französische Element stetig verringert. Daraus erklärt sich auch die Abnahme der Bevölkerung (beim Abschluß des Frankfurter Friedens nach der französischen Zählung von 1866: 1,597000 Bew., nach der Zählung von 1871: 1,549000). Etwa 200 Q.-M. sind rein deutsches, 18 gemischtes und 45 rein französisches Gebiet.

Gründen und weil durch Einhaltung der Sprachgrenze besonders im Wasgenwalde die politische Grenze zu gekrümmt erschienen wäre, genöthigt, an mehreren Stellen, in einem breiten Streifen namentlich von Metz bis Marsal, das französische Sprachgebiet nach dem Deutschen Reiche herübergreifen zu lassen. Die politische Grenze beginnt an der Südseite von Luxemburg zwischen Hussigny (französisch) und Redingen (deutsch), östlich von Longwy, zieht, im Durchschnitt 2 Mln. westwärts der Mosel, dem Flusse parallel aufwärts, die Schlachtfelder vom 16. und 18. August noch einschließend, überschreitet die Mosel zwischen Noveant- aux- Pres (deutsch) und Pagny (franz.) und erstreckt sich, stellenweise dem Laufe des Flüßchens Seille (Salzach) folgend, in ziemlich gerader südöstlicher Richtung bis zum Saarquell am Donon (nordwestl. von Schirmeck). Von hier aus folgt sie südwärts der Wasserscheide bis nach Saales und an die Côte du Climont und geht dann längs des Hauptrückens des Wasgau zum Wälschbelchen, um von hier aus in ziemlich gerader südöstl. Richtung die Schweizer Grenze östl. von Delle (Dattenried) zu erreichen, so daß also die Festung Belfort mit den umliegenden Cantonen Frankreich verblieb.

Das Land war im frühen Mittelalter ein Theil des Frankenreiches und wurde bei der Auflösung desselben, seiner Nationalität entsprechend, im Vertrage von Mersen 870 mit dem deutschen Theile desselben (Ostfranken) verbunden. Das Elsaß*), durch König Heinrich I. (925) fest an das neugegründete deutsche Reich geknüpft, wurde fortan zum Herzogthum Allemannien oder Schwaben gerechnet. Seit 1078 waren die Hohenstaufen Herzöge von Schwaben und Elsaß, die, nachdem sie (1138) auf den deutschen Kaiserthron gelangt, im Elsaß Landgrafen einsetzten. Mit dem Untergange der Hohenstaufen zerfiel das Land in eine große Zahl kleiner Herrschaften (sogenannte Landgrafschaften) mit häufig wechselndem Besitzstande. Wie im übrigen Südwestdeutschland so waren auch im Elsaß während der Zeit der Hohenstaufen viele Städte zur Reichsfreiheit gelangt (mit Einschluß von Weißenburg und Landau im Speiergau 11). Unter ihnen, die stets treu zum Kaiserthum standen und den Edelleuten auf ihren Burgen erfolgreich entgegentraten, entwickelte besonders Straßburg eine bedeutende Macht. Die Landgrafschaften im Oberelsaß, später theilweise auch die im Niederelsaß, kamen allmählich in die Hände der Habsburger. Schon im 14. und 15. Jahrh. treten die Raubkriege der Franzosen gegen das Elsaß hervor (die sogenannte englische Invasion 1365, Enguerrand von Couci 1375, Armagnaken 1444**) ꝛc.). Die Reformation fand im Elsaß großen Anhang und besonders ward Straßburg für sie ein wichtiges Bollwerk; aber durch Erzherzog Leopold (1624) und durch das Restitutionsedikt (1629) kam eine Gegenreformation zur Ausführung. Im westfälischen Frieden wurde die habsburgische Landgrafschaft Elsaß an Frankreich überlassen; die Reichsstädte und die zahlreichen Besitzungen anderer deutscher Fürsten im Elsaß wurden in den folgenden Zeiten durch List und Gewalt (Straßburg 1681!) dem deutschen Reiche entfremdet und — natürlich ohne Entschädigung — Frankreich einverleibt, die letzten in

---

*) Wahrscheinlich von Elisaß, d. h. fremdes Land, nämlich als Sitz der auf fremdem, d. i. römischem Boden angesiedelten Allemannen.

**) S. S. 196.

den ersten Jahren der Revolutionszeit. Durch den Frankfurter Frieden ward endlich das Elsaß dem Deutschen Reiche wiedergegeben. — Ueber die Geschichte Lothringens ist oben (S. 762) schon das Nothwendige beigebracht; von diesem alten Herzogthume ist der deutsche Theil mit Metz (ungefähr $^{7}/_{6}$ des Ganzen) wieder mit dem Reiche vereinigt worden.

Das Reichsland ist in die 3 Regierungsbezirke Ober-Elsaß (6 Kreise), Unter-Elsaß (Stadtkreis Straßburg und 7 Landkreise) und Lothringen (Stadtkreis Metz und 7 Landkreise) eingetheilt. Seit dem 1. Januar 1874 ist die Reichsverfassung ihrem ganzen Umfange nach für das Reichsland in Geltung; dasselbe wählt 15 Reichstagsabgeordnete. An der Spitze der Verwaltung steht der Reichskanzler, dem das Oberpräsidium in Straßburg als Ministerialinstanz in sämmtlichen Verwaltungsgegenständen unmittelbar untergeordnet ist. Die Bezirkspräsidien haben ihren Sitz zu Straßburg (für Unter-Elsaß), zu Kolmar (für Ober-Elsaß) und zu Metz (für Lothringen). An der Spitze eines Kreises steht ein Kreisdirektor; die Kreise zerfallen wieder in Cantone. Die Rechtsprechung erfolgt (wie überhaupt auf der linken Rheinseite) nach französischem Recht. Der oberste Gerichtshof für das Reichsland ist das Reichs-Oberhandelsgericht in Leipzig; in zweiter Instanz entscheidet das Appellationsgericht zu Kolmar; die erste Instanz bilden Land- und Friedensgerichte. Der Landeshaushalts-Etat für 1874 beträgt $11^{1}/_{3}$ Millionen Thlr. Eine Landesschuld besteht gegenwärtig nicht. Das Post- und Telegraphenwesen steht unter Reichsverwaltung, ebenso gehören die Eisenbahnen dem Reiche.

Orte: a) **Ober-Elsaß**: Hüningen, Basel gegenüber. Mülhausen, erster Fabrikplatz im südwestl. Deutschland, in fruchtbarer Gegend an der Ill, 53000 Einw. (ohne Militär 52000), gehörte bis zur franz. Revolution zur Schweiz. Gebweiler am Fuß des Wasgenwaldes zwischen Weinbergen, mit 11300 Einw. Kolmar mit 23300 E. (mit Militär); viel Fabrikthätigkeit. Neu-Breisach, Festung am Rhein-Rhonekanal. Markirch mit 12300 E.

b) **Unter-Elsaß**: Schlettstadt a. d. Ill, entfestigt. Straßburg mit 85000 Einw. (ohne Militär 78000), darunter 31000 Protestanten; Sitz der Regierung; Dom; Festungswerke; bis 1681 deutsche Reichsstadt. Hagenau mit 11400 Einw. Bischweiler. Wörth. Weißenburg, Mönch Ottfried. Zabern an der Zorn und am Marnekanal. Lützelstein fast auf der Wasserscheide, mit festem Schloß.

c) **Lothringen**: Metz mit 51000 E. (ohne Militär 40000), darunter 2500 Protestanten; vor 1552 gleichfalls deutsche Reichsstadt; Grabstätte Ludwigs des Frommen; starke Festungswerke. Diedenhofen Festung a. d. Mosel. Forbach. Saargemünd. Bitsch wird entfestigt, nur das Schloß ist wieder in Vertheidigungsstand gesetzt. Saarburg. Pfalzburg in hoher Lage auf dem Wasgenwalde; die Festungswerke wurden 1872 geschleift. Chateau-Salins oder Salzburg.

§. 8. Österreichisch-ungarische Monarchie.

Größe: 11333 Q.-M. Bevölkerung: 35,879000. Bevölkerungsdichtigkeit: 3166.

Das österreichisch-ungarische Reich liegt zwischen 45° und 51° N. Br. und 27° 12′ und 44° Ö. L. v. F. Dalmatien freilich erstreckt sich als

schmaler Küstenstreifen bis zu 42° 10′ N. Br. südwärts. Seine größte Ausdehnung von West nach Ost beträgt 172, von Süd nach Nord 142 Mln., der Zeitunterschied zwischen dem östlichsten und westlichsten Punkte 1⅛ Stunde und der Unterschied der Tagesdauer zwischen dem südlichsten und nördlichsten 1¼ Stunde. Die Monarchie umfaßt beinahe die gesammten Ostalpen (S. 144 ff.) und die Karpathen (S. 240—242), die Flächen an Mitteldonau und Theiß (S. 242 ff. und 260 ff.), zwei Länder südlich des Erzgebirges und des sudetischen Systems (S. 99 ff. und 245), die den Karpathen nordwärts vorgelagerte Terrassenfläche (S. 134) und Küsten am Adriameer (S. 148 und 268 ff.). Sie ist das eigentliche Donaureich Europas; denn die Donau, dieser größte unter allen deutschen Strömen, ist (von Engelhardszell bis Orsowa) der Hauptstrom und nicht nur in merkantiler, sondern auch in kulturgeschichtlicher Beziehung die eigentliche Lebensader des Landes; ⁸⁄₁₁ (74 % oder 7994 Q.-M.) des ganzen Territoriums gehören dem Donaugebiete an. Theile des Rhein-, Elb- (1010 Q.-M., also 9% oder ¹⁄₁₁ des Gesammtflächeninhaltes), Oder-, Weichsel- (728 Q.-M. oder 6½ % des Ganzen), Dnjester- (606 Q.-M. oder 5½ % des Ganzen), Etsch- (200 Q.-M. oder nicht ganz 2% des Ganzen) und adriatischen Küstengebietes sind dem Staate außerdem noch angegliedert. Die politischen Grenzen desselben sind: Rußland im N. und O., Türkei und Italien im S., Schweiz, Liechtenstein und Deutsches Reich im W., letzteres auch im N. Von den beiden Hauptbestandtheilen des Reiches (s. unten statistische Tafel) bilden nur die Länder der ungarischen Krone eine abgerundete Gruppe mit einem einzigen, durch Fiume, einen Theil des Agramer Comitats und die kroatische Militärgrenze gegen das Adriameer gebildeten Vorsprunge. Dagegen die Westhälfte, welche die im Reichsrathe vertretenen Länder umfaßt, zerfällt in das zusammenhängende Gebiet der sogen. Erbländer, dann Galizien und die Bukowina, die nur durch einen schmalen Isthmus mit Schlesien zusammenhängen und in den ganz abgetrennten, dazu zweimal durch türkisches Gebiet auf kurze Strecken unterbrochenen Streifen Dalmatiens. Die ganze Grenzlinie der Monarchie beträgt 1164 Mln.; davon sind 936 Mln. trockene Grenze, 228 Mln. (fast 20%) Wassergrenze, nämlich 225 Mln. am adriatischen Meere und 3 Mln. am Bodensee. Dabei ist von der Begrenzung der Inseln (306 Mln. Umfangslinie) abgesehen, und der Werth der Meeresgrenze wird durch den Umstand gemindert, daß der überwiegende Theil derselben auf den isolirten Ausläufer der Monarchie im Süden fällt. Von der trockenen Grenze kommt die größte Meilenzahl auf die türkische, nämlich 339 Mln., die Grenzlinie gegen das Deutsche Reich beträgt 283, gegen Rußland 156, gegen Italien 112, gegen die Schweiz 43 und gegen Liechtenstein 3 Mln. Das adriatische

Meer bildet an den beiden Seiten der Halbinsel Istrien beträchtliche Buchten, die von Triest und von Fiume, letztere auch Quarnero genannt. Die dalmatinische Küste ist meist hoch und felsig und außerordentlich reich gegliedert, mit zahlreichen Inseln, Meerengen, Kanälen und Baien; nur sind die letzteren oft hinter Inselbarrieren versteckt, die Zugänge zu ihnen eng und daher nur schwer für größere Schiffe passirbar; aus dem gleichen Grunde begünstigte dieses Küstengebiet zu verschiedenen Zeiten das Aufkommen von Seeräuberei.

Oesterreich-Ungarn ist nach der Schweiz das gebirgigste Land Europas; 8000 Q.-M. gehören den Gebirgen und dem Berglande an. Das Hochgebirgsland der Alpen (Tirol, Salzburg, Steiermark, Süd-Österreich, Kärnten, Nord-Krain) geht nach SO. terrassenförmig, nach NO. ohne eine solche regelmäßige Abstufung in Bergland über und findet einerseits am Adriameer, anderseits am Donauthale seine Begrenzung. Jenseit der Donau steigt das böhmisch-mährisch-schlesische Bergland empor, auf 3 Seiten größtentheils von Randgebirgen umgeben, im Innern vorzugsweise wellenförmig gestaltet. Jenseit der March erheben sich die Karpathen und umziehen in 180 Mln. langem Bogen das Tiefland an der Mitteldonau; nach auswärts gehen die Karpathen durch die galizischen Stufenflächen in die polnisch-russische Ebene über, nach innen fallen sie südwärts in mehreren Stufen zur Tiefebene ab und hängt die siebenbürgische Hochlandsfeste mit ihnen zusammen. Die Karpathen und die Alpen und deren Ausläufer umschließen die große ungarische (niederungarische) Tiefebene, bloß westlich der Donau gut angebaut und, besonders um den Plattensee, hügelig, aber östlich von der Donau einförmig und nur zur Viehzucht brauchbare Steppe. Zwischen dem Bakonywald, den Ausläufern der Alpen und der Karpathen dehnt sich die kleine (oberungarische) Tiefebene aus (in deren Mitte die Schüttinseln von den Donauarmen umflossen werden), die südlich der Raab in einem fruchtbaren Hügellande besteht, zwischen Raab und Donau aber mit Sümpfen und seichten Seen bedeckt ist. Andere Ebenen (Steinfeld, Marchfeld, Tulner Feld, Welser Heide; Grazer, Pettauer und Leibnitzer Feld im südl. Steiermark; Klagenfurter Ebene in Kärnten) haben nur geringe Ausdehnung. In Böhmen, Mähren, Schlesien und der Bukowina haben nur einzelne Thäler größere Breite. — Mit dem Flußsystem der Donau steht eine Reihe von Seen in Verbindung, welche den Fuß der Alpen umspülen, wie Hallstädter, Traun-, Atter-, Mond-, Wolfgang-See etc.; im Innern des Alpenlandes liegen der Wörther, Ossiacher und Millstädter See in Kärnten, der Wocheiner See in Krain etc. Der Plattensee schickt seine Wasser gleichfalls zur Donau. Dagegen hatte der nun ausgetrocknete Neusiedler See keinen sichtbaren Abfluß; mit ihm hing der Hanyság, ein 6 Q.-M. großer schwimmender Rasen zusammen. Auch am Boden- und Gardasee hat Österreich Antheil. Näheres über Boden und Gewässer siehe im Abschnitt 2 in den Kapiteln über die Alpen und Karpathen, über die Donau und Elbe u. s. w.

Geschichtliches.

Das österreichisch-ungarische Reich verdankt seine große Ausdehnung weit weniger der Eroberung, als friedlichen Erwerbungen, besonders durch Heiraten, weshalb schon vor Jahrhunderten der Spruch galt: Tu felix Austria nube! Der Kern des Reiches ist die von Karl d. Gr. gegründete Ostmark, eine Grenzgrafschaft des Frankenreiches zum Schutze desselben gegen die Avaren errichtet. Ursprünglich mit dem Herzogthum Baiern, das bis zur Enns sich erstreckte, verbunden oder wenigstens von ihm abhängig, bildet sie und andere deutsche Gebiete des Staates das eigentliche Kolonisationsgebiet des bajuvarischen Stammes. Eine Zeit lang aufgegeben, wurde sie von Otto I. 955 zum Schutze gegen die Magyaren neu begründet. Der Name Oesterreich kommt zuerst in einem Diplome Ottos III. vom Jahr 996 vor. Durch Eroberung, Kauf, kaiserliche Verleihung, Ererbung und Mitgift dehnten die Markgrafen und die seit 1156 von Baiern unabhängigen und selbständigen Herzöge von Oesterreich aus dem Stamme der Babenberger ihren Besitz auch über das Land ob der Enns (1156), Steiermark (1192) und bald auch Theile von Krain aus, so daß sie nun ein Gesammtgebiet von ca. 900 Q.-M. besaßen. Nach dem Aussterben des babenbergischen Hauses (1246) ein Zankapfel zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg, eroberte es dieser allemanische, zur Königswürde erhobene Graf im Namen des Reiches (Schlacht auf dem Marchfelde 1278) und belehnte am 27. Dezember 1282 seine Söhne mit dem unterdessen auf 1016 Q.-M. erweiterten babenbergischen Erbe. Die habsburgischen Stammlande in Schwaben (die Landgrafschaft Ober-Elsaß, die Grafschaften im Aargau, Frickgau, Zürich- und Thurgau, die Hälfte von Kyburg, mit Zug, Schwyz, einem Theile Unterwaldens 2c.) wurden damit verbunden.

Das Anwachsen der habsburgischen Macht in den Süd-Ostmarken Deutschlands bietet viele Ähnlichkeit mit der Entwickelung der Machtsphäre des gleichfalls aus Schwaben stammenden hohenzollernschen Hauses in den Nordostmarken und wurde gleichfalls von großer Bedeutung für den Gang der europäischen, besonders der deutschen Geschichte in den folgenden Jahrhunderten; leider aber war der Einfluß, den das Haus Habsburg auf die Geschicke Deutschlands übte, oft ein sehr unheilvoller, und den Verlust unserer wichtigsten Grenzlande z. B. hat direkt oder indirekt die undeutsche Politik der Habsburger verschuldet. Ungeachtet der Verluste in den schwäbischen Vorlanden (von welchen einzelne Theile der schweizerischen Eidgenossenschaft beitraten) erstreckte sich (namentlich nach Erwerbung Kärntens und Tirols 1363 2c.) die vereinte Herrschaft der Herzöge Albrecht III. und Leopold III. im Jahre 1373 über ein Gebiet von 1536 Q.-M. Durch mehrfache Theilungsverträge zerfiel dieser Länderkomplex in den Besitz der Albrechtinischen („Niederösterreich," d. i. das Land unter und ob der Enns mit Steier, Ischl und Hallstadt) und der Leopoldinischen Linie („Inneröſterreich", d. i. Steiermark, Kärnten und Krain, „Oberösterreich", d. i. Tirol, „Vorderösterreich", d. i. die vielfach wechselnden Besitzungen in Schwaben und am Rhein), von welchen letzterer die manchfaltigsten Veränderungen erlitt, während die erstere Linie ihren Besitz unverändert erhielt, die deutsche Krone erwarb und auch Ungarn und Böhmen erbte, welche beiden Länder aber nach dem Aussterben dieser Linie wieder von „Niederösterreich" getrennt wurden, das selbst an die Leopoldinische Linie zurückfiel.

Maximilian I., der alle habsburgischen Länder wieder vereinigte, vergrößerte die ererbten Besitzungen (durch Görz und Gradisca, das Pusterthal, Kufstein 2c.) auf 1868 Q.-M. (wovon 1675 im österreichischen, 193 im schwäbischen Kreise) und gründete die Macht des Hauses Habsburg durch seine Vermählung mit Maria, der Erbin von Burgund, und durch die seines Sohnes Philipp mit Johanna, der Erbin von Spanien. Diese Quelle von Habsburgs Aufschwung war aber zugleich der Anfang des jahrhundertelangen Gegensatzes der habsburgischen und französischen Macht und der Grund zu Deutschlands Schwächung. Maxens älterer Enkel Karl V. wurde der Beherrscher eines Weltreiches, das über 3 Erdtheile sich erstreckte, und dessen Bruder Ferdinand I. wurde der Gründer der heutigen Gesammtmonarchie, da er die böhmischen und ungarischen Länder 1526 dauernd mit Oesterreich vereinigte und den Besitz der deutsch-habsburgischen Linie auf 9700 Q.-M. erweiterte. Die wechselvollen Geschicke der jahrhundertedauernden Kämpfe mit den Türken und des 30jährigen Krieges führten mancherlei Änderungen im jeweiligen Territorialbestande herbei. Immerhin aber bestand die habsburgische Macht nur aus einzelnen Gebieten (Königreichen, Herzogthümern, Grafschaften 2c.) mit verschiedenen Rechten, die wesentlich nur durch das lose Band einer Personalunion zusammengehalten wurden; erst durch die Pragmatische Sanktion (19. April 1713) Karls VI., der, gegen Ueberantwortung deutscher Gebiete an Frankreich, Oesterreichs Herrschaft in Italien gründen konnte, wurden diese verschiedenen Länder zu einem Staate vereinigt, der aber noch nicht einmal einen gemeinsamen Namen erhielt. Zugleich wurde auch versprochen, die konstitutionelle, staatliche und administrative Selbständigkeit Ungarns, das seit 1687 in ein Erbreich umgewandelt war, aufrecht halten zu wollen. Mit Karl VI. erlosch (1740) der Mannsstamm der Habsburger; Maria Theresia überkam von ihrem Vater die Regierung eines Reiches, das von Brandenburgs bis an Venedigs Grenzen, vom Fichtelgebirg bis an die walachischen Hochkarpathen sich erstreckte, die schwäbischen Vorlande, Belgien und die Lombardei jenseit dieser Grenzen noch umfaßte und einen Gesammtflächeninhalt von ca. 10300 Q.-M. aufzuweisen hatte. Der Erbfolgekrieg verursachte den Verlust Schlesiens u. a. Gebiete, aber unter der neuen habsburgisch-lothringischen Dynastie, die auch bald (1745) die deutsche Kaiserkrone erhielt, vergrößerte sich die Monarchie durch die Theilungen Polens und durch die Erwerbung der Bukowina. Die französischen Kriege hatten mancherlei Veränderungen zur Folge, namentlich den Verlust des deutschen burgundischen Kreises (Belgiens) und der Vorlande, und am 11. August 1804 nahm K. Franz II. für seine Monarchie, nun eine Ländermasse von über 12500 Q.-M. aus deutschen, böhmischen, ungarischen, polnischen und italienischen Provinzen, den Titel eines Kaisers von Oesterreich an. Durch die Friedensschlüsse von Presburg (1805) und Wien (1809) stark verkleinert, stellte die Wiener Schlußakte das Gebiet des Reiches auf ca. 12000 Q.-M. fest, einen Länderbesitz, wie er im wesentlichen und mit einziger Ausnahme der Erwerbung des Gebietes von Krakau (1846, 21 Q.-M.) bis zum Jahre 1859 das Gebiet des österreichischen Kaiserstaates ausmachte; an die Stelle der deutschen Kaiserwürde war das Präsidium im deutschen Bundestag getreten, da ein Theil der deutschen und slavischen Länder des Staates (3700 Q.-M.) in den deutschen Bund aufgenommen war. Der Friede zu Zürich (1859) brachte den Verlust der Lombardei, der zu Wien (3. Okt. 1866) den Venetiens (zusammen ca. 850 Q.-M.), also

den Verlust der Machtstellung in Italien, während zu gleicher Zeit der Prager Friede (23. Aug. 1866) die Auflösung des deutschen Bundes und den Verzicht Oesterreichs auf seine Stellung in Deutschland besiegelte (S. o. S. 799 ff.) Die politische Vereinigung mit Deutschland hatte ohnedies seit lange nur noch dem Namen nach und auf der Karte, also auf dem Papiere bestanden, da die österr. Hauspolitik seit Jahrhunderten darauf hingearbeitet, ihre deutsche Bevölkerung innerlich mehr und mehr von Deutschland und vom geistigen und materiellen Fortschritt des deutschen Volkes abzulösen. Seitdem hat sich jenes eigenthümliche Deutsch-Oesterreicherthum ausgebildet, das S. 257 berührt wurde, in dem wir so manche guten deutschen Züge vermissen, so manches fremde Wesen finden. Die Verbindung mit Ungarn hat auch das ihrige dazu beigetragen. Zur grausamen kirchlichen Reaktion des 17. Jahrhunderts war die engherzige innere Stillstandspolitik des 18. und 19. Jahrhunderts getreten. Die merkantilistische Handelspolitik, die das Land vom Verkehre mit dem übrigen Deutschland absperrte, half das traurige Werk der Ferdinande vollenden. Durch den Prager Frieden geschah im Grunde also nichts anderes, als daß ausgesprochen wurde, was längst Thatsache war, daß nämlich Deutsch-Oesterreich als Bestandtheil der Habsburger Monarchie keinen Theil von Deutschland mehr bilde.

Gleichwohl haben die nothwendigen Ereignisse von 1866 die Gemeinschaftlichkeit der Sprache, Sitte, Kultur und Geschichte nicht zerrissen; der letzte Grund von Rivalität zwischen Oesterreich und dem Staat, dem die Hegemonie in Deutschland zugefallen ist, ist nun dahin, das Deutsche Reich und Oesterreich haben nur noch gemeinsame Interessen. Für die österreichischen Deutschen allerdings birgt das Ausscheiden Oesterreichs aus dem Verbande mit Deutschland zunächst offenbar große Gefahren, da der staatsrechtliche Zusammenhang mit Deutschland das vollwerthige Gegengewicht gegen die numerische Schwäche der Deutschen in Oesterreich war. Werden sie stark genug sein im Kampfe gegen die zahlreicheren feindlichen und fremden Elemente, nachdem die Hauptbarriere, die Mitgliedschaft des Deutschen Bundes, gefallen und durch keine andere ersetzt worden ist? Durch Einigkeit, Standhaftigkeit und vollständiges Durchdrungensein von der Größe der Gefahr werden sie, die Träger der Kultur im Staate und unterstützt durch die Ueberlegenheit ihrer Gesittung, der Gefahr die Spitze bieten; aber die in Scherz und Ernst so oft erwähnte friedliche, behäbige Form des Volksdaseins der Deutschen Oesterreichs ist gestört, Kämpfen ist ihr Loos. Die deutsch-österreichische Bevölkerung wird vor diesem Geschick, das ihr nun den Hammer nicht allein zu friedlichem Wetteifer, sondern auch zum Schicksalschmieden in die Hand drückt, nicht zurückbeben. Wie einst die Ostmark dem Anprall asiatischer Horden, so ist sie nun als äußerster Vorposten deutscher Kultur und Geistesfreiheit gegen den halbbarbarischen Südosten dem Ansturm deutsch-feindlicher Nationalitäten preisgegeben, abseits von der direkten Unterstützung Großdeutschlands. Das beweist eben die ganze Schwierigkeit und Tragik der politischen Entwickelung unseres Volkes, daß in dem Momente, in dem die Nation endlich wieder zur lang ersehnten Einheit und Macht sich zusammenschließt, ein so bedeutender Theil unseres Gebietes und unseres Volkes abgetrennt werden mußte — der Theil, dem die Zukunft die Lösung der großen Aufgabe vorbehalten hat, das Deutschthum und seine Kultur donauabwärts zu tragen. Wie das Fleisch an die Knochen, so haben sich die Länder an der Donau zusammengelegt,

bis der große Körper des österreichischen Kaiserstaates fertig stand; der Geist aber, der diesen Körper belebt und erhält, ist der deutsche. Denn welche Kraft hat den österreichischen Staat geschaffen? Die deutsche. Wer hat Oesterreich zum großen und mächtigen Reiche gemacht? Die Deutschen. Und was ist Lebensprinzip und Bedingung dieses Reiches? Deutsche Arbeit, Bildung und Gesittung, die das Ganze durchdringen. Die Kraft aber, die die Staaten schafft, erhält sie auch; dasjenige was Ursache und Bedingung eines Staates war, bleibt auch für immer sein Lebensprinzip und wer daran greift, der greift an die Existenz desselben. Das deutsche Element bildet demnach das architektonische Gerüste Oesterreich-Ungarns. Der Deutsche in Oesterreich darf an dem Erfolge seiner Arbeit nicht verzweifeln; sie schreitet vorwärts, wenn auch langsam, häufig unterbrochen und reich an Opfern. Wie am Rhein von Basel bis Köln und Rotterdam jene Reihe gothischer Dome sich hinzieht, so reiht sich an der Donau von Ulm bis Wien und Ofen eine Perlenschnur jener hohen germanischen Gotteshäuser mit den himmelanstrebenden Thürmen, den schlanken Pfeilern und den großen hellen Fenstern — Marksteinen des deutschen Kulturganges, der aber an der Donau noch lange nicht wie am Rhein seinen Schlußpunkt erreicht hat. Die Hauptstadt der Ostmark rückte von Pöchlarn, dem sagenumsponnenen Palaste Rüdigers, nach Melk, wo die Babenberger an der Stelle der magyarischen Eisenburg die deutsche Markgrafenpfalz erbauten, bis endlich nach langem Kampfe zwischen dem Osten und Westen der Triumph des letzteren in Wien sich verkörperte. Ofen ist zu 3 Viertheilen deutsch, in Neusatz herrscht die deutsche Sprache, in und um Karlowitz, in Turnseverin, Bukarest, Braila, Galatz u. s. w. sind deutsche Gemeinden mit eigenen Schulen und Kirchen. In Ungarn und Siebenbürgen bilden nahezu 2 Millionen unseres Volkes ein Netz deutschen Lebens, dessen Maschen sich stets enger ziehen (S. S. 263 und 264); diese Thatsache kann auch der wüthendste Deutschenhaß der Magyaren nicht ändern. **Die Völker streben nach den Mündungen ihrer Ströme.** Mit der Gewalt eines geographischen und historischen Gesetzes rückt das Deutschthum an der Donau stromabwärts, eine beinahe unübersehbare Perspektive gewaltiger, noch schlummernder Kämpfe, aber auch eines großartigen, schließlich unausbleiblichen Triumphes für die deutsche Kultur erschließend.

Produkte, Statistisches, Verfassung.

Die große Ausdehnung der Monarchie, die verschiedene Gestaltung des Bodens und die manchfaltige Lage der Theile am Meere und völlig continental bringen natürlich eine große Verschiedenheit bezüglich des **Klimas** mit sich; die mittlere Temperatur im Süden ist 11°, im Norden an der Weichsel 6° R. Im ganzen könnten 3 klimatische Gürtel unterschieden werden: 1) der nördliche, von der Nordgrenze bis 49° N. Br. (das nördl. Böhmen und Mähren, Schlesien, Galizien), mit wenig Wein, mehr Getreide und viel Flachs und Hanf; 2) der mittlere Gürtel von 49 bis 46° d. Br. (das südliche Böhmen und Mähren, Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Nordtirol, Steiermark, Kärnten, Krain, das mittlere und nördliche Ungarn, Siebenbürgen, die Bukowina), mit viel Wein, Obst und Getreide, ausgenommen jene Striche, wo das Hochgebirge den Anbau dieser Gewächse hindert; 3) der südliche Gürtel von 46 bis 42° d. Br. (Südtirol, Küstenland, Dalmatien, Kroatien und Slavonien, Süd-Ungarn),

wo neben den gewöhnlichen Getreidearten Mais, Reis, viel Wein, ja im südlichsten Theile sogar Oliven und Südfrüchte zu treffen sind. — Die Naturerzeugnisse sind so manchfach und reichhaltig, daß der österreichisch-ungarische Staat mit Recht als einer der von der Natur am meisten begünstigten in Europa genannt wird. Unter den Gewächsen nimmt Getreide (besonders in Ungarn und Mähren) den ersten, Obst und Wein den zweiten Rang ein; unter den Staaten Europas hat Oesterreich-Ungarn (mit Ausnahme Frankreichs) den bedeutendsten Weinbau (²/₃ davon entfallen auf Ungarn). Handels- und Manufakturpflanzen, wie Tabak, Hopfen, Flachs, Hanf, Raps, Waid, Krapp, Safflor, Safran, Süßholz, Rhabarber ꝛc. sind zum Theil in Menge vorhanden, oder können doch im Ueberfluß gebaut werden. Die Wälder, zum Theil herrlich bestanden, nehmen 28 % des Gesammtareals ein; nur Dalmatien und Istrien haben Holzmangel. Unproduktive Fläche sind 12% des Ganzen (die höheren Regionen mit ihren Felsen und Schneefeldern, die Kämme und Gipfel des hercynischen Systems und der Hochkarpathen, Sandstrecken Ungarns, Sümpfe und Moore am Traunsee, an den galizischen Flüssen, an der Theiß ꝛc.) — Zur Viehzucht bieten sich Gebirge und große Weideflächen als besonders geeignet dar. Man zählt an Rindern 13 Mill. und an Pferden über 2 Mill. Stück. Das Rindvieh der Alpen und der ungarischen Sawannen ist vorzüglich; ebenso die leichten Pferde Ungarns, die edleren Siebenbürgens und der Bukowina und die schweren Gäule Salzburgs. Und doch führt man Rinder und Pferde noch von Osten her ein. Auch die Schafzucht, keineswegs unbedeutend — denn man zählt 20 Mill. — und vorzüglich in Niederösterreich, Mähren und Schlesien, ist nach Verhältnis nicht so groß als in Sachsen und Preußen. Schweine und Ziegen zahlreich; Hausgeflügel in außerordentlicher Menge, und namentlich in Niederungarn. Die Bienenzucht — 1½ Mill. Stöcke — von den Deutschen und Slaven der Westländer am rationellsten betrieben, deckt den Bedarf nicht. Die wärmsten Gegenden eignen sich vorzüglich zur Seidenproduktion, die namentlich für Südtirol vom höchsten Belange ist. — Der Bergbau bildet in Verbindung mit der darauf fußenden Industrie nächst der Landwirthschaft den wichtigsten Thätigkeitszweig der Bewohner des Kaiserstaates. Er beschäftigt (mit Einschluß der Weiber und Kinder) bei 300000 Personen. Obenan stehen Salz und Metalle. Die Salzwerke von Wieliczka und Bochnia an der oberen Weichsel, von Maros Ujvar in Siebenbürgen, von Salzburg und dem benachbarten Salzkammergute, und viele kleinere, liefern jährlich an 6 Mill. Centner, so daß über ¼ des Ertrags ausgeführt werden kann. Dazu werden noch an 700000 Ctr. Seesalz und an 800000 Ctr. Industriesalz gewonnen. Mit Ausnahme des Platins kommen alle nutzbaren Metalle in der Monarchie vor. Eisen findet sich überall, doch kommen hüttenmännisch nur jene Eisenerze in Betracht, die das Eisen in solcher Menge und Verbindung enthalten, daß sie zum Verschmelzen im Großen vortheilhaft verwendet werden können; dies ist besonders in den östl. Alpen (Steiermark, Kärnten, Niederösterreich, Salzburg), auf beiden Seiten der Karpathen, in Böhmen ꝛc. der Fall. Der Gesammtertrag an Eisenerzen beläuft sich auf 16 Mill. Ctr. mit 15 Mill. Thlr. Produktionswerth; der Ertrag an Steinkohlen, die indes in noch größerer Menge zu gewinnen sind, auf 69 Mill. Ctr. zu 9 Mill., und der Braunkohlen auf 62 Mill. Ctr. zu 4⁸/₁₀ Mill. Thlr.; Kupfer wird ausgebeutet (hauptsächlich in Ungarn) zu 1⁷/₁₀ Mill.

Thlr. Blei besonders in Kärnten und Böhmen für $^{9}/_{10}$ Mill. Quecksilber in Krain (Idria), doch auch in Siebenbürgen und Ungarn für 524000 Thlr. Zink in Krain und Westgalizien für 309000 und Zinn (nur in Böhmen) für 32000 Thlr. Golderze in Ungarn und Siebenbürgen an 240000 Ctr. im Werth von $1^{6}/_{10}$ Mill. und Silbererze (besonders in Ungarn, Siebenbürgen und Böhmen) bei $2^{8}/_{10}$ Mill. Ctr. im Werthe von $2^{7}/_{10}$ Mill. Thlr.; Schwefel für 83000 Thlr. — Mineralquellen zählt man viele Hunderte, worunter höchst berühmte, wie Baden unweit Wien, Gastein im Salzburgischen, Ischl in Oberösterreich, Karlsbad und Teplitz in Böhmen, Mehadia in Ungarn u. a. m. — Dies alles spricht für den natürlichen Reichthum der Länder; doch sind Feldwirthschaft und Viehzucht in vielen noch auf unterster Stufe, und die Gewinnungsart der Metalle ist namentlich in Ungarn und Siebenbürgen vielerorts noch eine sehr primitive. So wird zwar z. B. auf den Alpen, in Oesterreich und Böhmen das Rindvieh gut besorgt, in den übrigen Ländern aber nachläßig, wie in Ungarn, wo es das ganze Jahr im Freien lebt, und auch die halbwilden Pferde sich winters mit hartem Strohfutter behelfen müssen.

Das Gewerbwesen hätte bei so großer Fülle von Produkten Anlaß genug zur bedeutendsten Thätigkeit; auch rühmt man Quantität und Qualität von Leinwand, Tüchern, Seiden-, Baumwoll-, Stahl- und Eisenwaaren, Papier, Porzellan, Glas, Lederarbeiten, Quincaillerie- und Galanteriewaaren, namentlich die glänzenden Fabrikate aus Wien, Prag, Pest u. s. w. Dennoch befindet sich die Industrie noch lange nicht im Verhältnis zur Mannichfaltigkeit der Naturprodukte. Die Osthälfte ist weit hinter der westlichen, namentlich hinter Böhmen, Mähren, Niederösterreich 2c. zurück. Dort wird z. B. die Wolle — und man hat eine Menge Schafe — nur zum Hausgebrauche verarbeitet, und aus der Seide werden nicht da, wo man sie zieht, Zeuge und Bänder gefertigt, wohl aber in Wien. Böhmen liefert fast die Hälfte aller Glaswaaren des österreichischen Reiches und namentlich alle feineren Sorten. Die vorhandenen Hindernisse sollen nun allmählich weggeräumt werden; es steht also dem österreichischen Gewerbwesen noch eine größere Entwickelung bevor.

Wie mit der Industrie, so ists mit dem Landhandel, dem fahrbare Flüsse, vermehrte Straßen, einige Kanäle (z. B. der Palatins-, Franzens-, Begakanal), jetzt auch Dampfschiffe und Eisenbahnen zu Hilfe kommen; und das war dringend nöthig, denn eigentliche Heerstraßen hatten nur Böhmen und die Postrouten von Wien aus. Die außerdeutschen Länder wußten kaum etwas von Kunststraßen, und der Verkehr war noch vor dem Jahre 1850 durch innere Zolllinien gehemmt. Es gab Mauthen zwischen den deutschen und ungarischen Landestheilen, ja sogar zwischen Oesterreich und Tirol. Die Donau ist erst durch die Dampfschiffahrt wieder zur Ehre einer neu eröffneten Weltstraße gelangt und wird nun durch den Zug, welchen die germanische Kultur auf ihr nach dem südöstlichen Europa nehmen muß, Ungarn, dessen herdenreiche Pußten bereits auch von eisernen Schienen durchschnitten werden, in historischen Fluß bringen. Die Schienenwege ermöglichen nun auch die vortheilhafte Ausfuhr der ungarischen Naturprodukte — und die Fruchtbarkeit Ungarns ist ja sprichwörtlich — nach den Häfen des Mittelmeeres, indem die Donau nur Straße für den Absatz nach den Häfen des schwarzen Meeres war; deshalb ist auch nur ein geringer Theil Ungarns gut angebaut, weil seine Ausfuhr bisher an natürlichen Hemmungen litt. — Zum See-

Handel, namentlich auf dem Mittelmeere, ermuntert der adriatische Golf. Man zählt 100 Hafenorte; Triest ist der wichtigste Hafen, außerdem Fiume, Ragusa, Cattaro ꝛc. Die Handelsmarine umfaßt (1871) 360 Schiffe weiter Fahrt (mit 182000 Tonnen), 30 große Küstenfahrer (mit 4000 Tonnen, sie verkehren nur innerhalb der Meerenge von Gibraltar), 800 kleine Küstenfahrer (15000 Tonnen), 324 numerirte Barken und Lichterschiffe (für den Hafendienst), 700 Fischerbarken.

Der österreichisch-ungarische Staat ist kein gleichartiger, sondern ein vielsprachiger (polyglotter); er umfaßt Völker verschiedenen Stammes, sowohl nach Sprachen und Gesittung, als nach Geschichte und Verfassungen. Es sind:

1) Deutsche		9,2 Mill.
2) Slaven: a. Nordslaven:		
Tschechen, Mähren, Slovaken	6,5 Mill.	16,3 „
Polen	2,5 „	
Ruthenen	3,1 „	
b. Südslaven:		
Slovenen	1,3 „	
Kroaten und Serben	2,9 „	
3) Magyaren		5,7 „
4) Romanische Völker: a. Italiener und Friauler oder Furlamer	0,6 Mill.	3,3 „
b. Walachen	2,7 „	
5) Juden		1,3 „
6) Andere: Armenier, Bulgaren, Griechen, Zigeuner ꝛc.		0,1 „
		35,9 Mill.

Mit Ausnahme von Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg, die durchaus deutsch sind, haben alle Länder der Monarchie gemischte Bevölkerung; in Niederösterreich machen die Deutschen 90, in Kärnten 69, in Steiermark 63, in Tirol 60, in Schlesien 51, in Böhmen 38, in Mähren 26, in Ungarn 14, in Siebenbürgen 11 Prozent der Bevölkerung aus; in den andern Ländern sind sie geringer vertreten. Die Zahl der Deutschen im cisleithanischen Gebiet beträgt 7,2 Mill. (35 %), in den Ländern der ungarischen Krone 2 Mill. (12%). Den Grundstock der deutschen Bevölkerung Oesterreichs bildet der baierische Stamm. — Die Tschechen machen in Böhmen die Mehrzahl aus (60 %), und die Moraver, die sich nicht von jenen unterscheiden, in Mähren (72 %); in Schlesien dagegen sind sie in der Minderzahl (19 %), gegen die Polen (29 %) und die Deutschen (261000). Im allgemeinen erscheint die tschechische Nationalität, wenn auch nicht überwältigt von germanischem Wesen, doch wenigstens mit demselben stark untermischt; seit Rudolfs Sieg auf dem Marchfelde hat Böhmen aufgehört, eine Stütze der slavischen Macht zu sein. Die Sprache der Slovaken in Nord-Ungarn, die seit Swatopluks Zeiten nicht mehr zu einem Reiche sich sammelten, ist nur wenig von der tschechischen verschieden. Die Polen sind der tonangebende Stamm in Galazien, obgleich sie daselbst nur 42 % der Bevölkerung ausmachen, gegenüber den Ruthenen (44 %) und Israeliten (11 %). Die Ruthenen, die in geringer Zahl auch in Nordost-Ungarn vertreten sind, theilen ferner die Bukowina (zu 40 %) beson-

ders mit Walachen (39 %) und Israeliten (9 %). Ueber die Slovenen in Steiermark, Kärnten 2c. s. S. 258. Zwischen Kroaten (Slavoniern) und Serben besteht kein Unterschied in der Sprache. Das Hauptgebiet dieses slavischen Stammes ist Kroatien-Slavonien (95 % der Bevölkerung), Dalmatien, wo sie mit Illyrern gemischt sind (87 %), die kroatisch-slavonische Militärgrenze (78 %), Küstenland (21 %) und Süd-Ungarn (5 %). — Der Statistiker Keleti in Pest zählt den Magyaren auch die (nach Brachelli 150000) Zigeuner des eigentlichen Ungarns bei; sie sind in obiger Zahl der Magyaren mitenthalten. Dessenungeachtet machen die Magyaren in Ungarn noch nicht einmal die Hälfte (45 %), in den Ländern der ungarischen Krone wenig mehr als ein Drittel (37 %) der Gesammtbevölkerung aus; sie sind nur stärker als jede einzelne Nationalität dieser Gebiete. Ihre Wohnsitze beschränken sich im ganzen auf die Tiefebenen Ungarns (s. S. 262 und 264), doch bilden sie auch in Siebenbürgen 30 % der Bevölkerung. — Italiener und andere Verwälschte wohnen im Küstenlande (31 % der Bew.), in Tirol (39 %) und in Dalmatien (13 %). Die Hauptgebiete der auf niedrigster Kulturstufe stehenden Walachen sind Siebenbürgen (57 %), Bukowina (39 %) und Südostungarn (10 %). — Die Israeliten sind die am stärksten sich mehrende Nationalität der Monarchie, ihre Zunahme ist in den letzten 19 Jahren nahezu 5mal so stark gewesen, als jene der Bevölkerung im ganzen; in Galizien machen sie fast den 9., in der Bukowina den 11. und in Wien den 16. Theil der Gesammtbevölkerung aus, auch in Ungarn sind sie stark vertreten (fast 5 %). Sie reden sämmtlich deutsch und halten sich überall zu den Deutschen.

Die Bevölkerungsdichtigkeit, von Bodengestaltung und Beschäftigungsart hauptsächlich abhängig, ist eine sehr verschiedene; während die Gesammtmonarchie 3166 Bew. auf 1 Q.-M. aufweist, fallen auf die im Reichsrathe vertretenen Länder 3736, auf die Länder der ungarischen Krone 2637. Am dichtesten bewohnt ist Niederösterreich (5529 auf 1 Q.-M.), Schlesien (5490) und Böhmen (5446); die kleinsten Dichtigkeitsziffern haben Salzburg (1173), Tirol (1599) und Kärnten (1790), da das Alpenland naturgemäß nur eine dünne Bevölkerung zu beherbergen vermag. Es finden sich also die dichtest, wie die dünnst bevölkerten Gegenden im cisleithanischen Gebiete.

In Bezug auf die Confession bilden die römischen Katholiken bei weitem die Mehrheit (fast 24 Mill. oder 67 %), unter 11 Erzbischöfen und 41 Bischöfen, woneben noch einige Generalvikare, der Feldvikar für das Heer 2c. bischöfliche Jurisdiktion üben; der römische Klerus besteht aus ca. 56000 Personen. Klöster allerlei Art in großer Zahl, nämlich ca. 700 Männerklöster mit 8700 Mönchen (darunter 147 Franziskaner-, 107 Kapuziner-, 25 Jesuitenklöster 2c.) und ca. 300 Frauenklöster mit 6000 Nonnen. In Cisleithanien gehören dem römischen Bekenntnisse 80 % der Bevölkerung an, in den Ländern der ungarischen Krone 49 %; die am Ende des 16. Jahrhunderts zu drei Viertheilen evangelischen Länder Oesterreich, Steiermark, Kärnten 2c. zeigen gegenwärtig (dank der durch die Thätigkeit der Jesuiten unterstützten, grausamen Politik der Ferdinande) 95—99 % römische Katholiken, in Salzburg (wo 1731/32 Erzbischof Firmian Tausende von Evangelischen mit Zurückhaltung ihres Gutes aus dem Lande trieb) und in Krain kommen nur vereinzelt Individuen anderer Bekenntnisse vor, und Tirol ist seit der gewaltthätigen Vertreibung der Zillerthaler Protestanten (1838) wieder zum gelobten Lande der Glaubenseinheit geworden. — Den verschiedenen

griechischen Riten (griechisch und armenisch katholisch, griechisch und armenisch orientalisch) gehören 7 Mill. (über 19 % der Bewohner) an, unter 5 Erzbischöfen und 17 Bischöfen; sie wohnen hauptsächlich in der Bukowina (77 % der Bew.), in Siebenbürgen (59 %), Galizien (43 %) und Ungarn (19 %). — Evangelische (Augsburger und helvetischer Confession) gibt es 3½ Mill. (10 %), meist in Ungarn (23 % der dortigen Bew.), Siebenbürgen (24 % der Bew.) und Schlesien (14 % der Bew.) in Cisleithanien insgesammt nur 350000 (1,73 %). — Die Israeliten machen 3,85 % der Gesammtbevölkerung aus. — Zu bemerken ist, daß die staatsbürgerlichen Rechte der verschiedenen Confessionen zwar nach den neuen Gesetzen wesentlich die gleichen sind, daß aber — wie eben in Oesterreich-Ungarn in gar vielem — in der Wirklichkeit häufig das Gegentheil dessen geschieht, was das geschriebene Gesetz verlangt.

Was den Kulturzustand betrifft, so ist ebenfalls große Verschiedenheit. In den ungarischen Sawannen gibt es noch viele Nomaden, und die Walachen und die untern Volksklassen der Slovaken, Magyaren, Galizier &c. stehen auf einer tiefen Stufe. Im eigentlichen Oesterreich, in Tirol, Schlesien, Böhmen und Mähren sind die Volksschulen gut besucht, und die Bevölkerung Steiermarks wächst nur zum 4. Theil ohne Unterricht auf; in Ungarn aber rechnet man 52, in Siebenbürgen 60, in Galizien 80, in Dalmatien 85, in der Bukowina 88 Prozent der schulpflichtigen Kinder, die keinen Unterricht genießen. Der Volksschulen gibt es auch nur ca. 30000, was, verglichen mit dem Deutschen Reich, etwa zur Hälfte ausreicht. So waren in einem der letzten Jahre 29 % der Rekruten ohne Schulbildung, nämlich in Niederösterreich 4 %, Oberösterreich 11, Böhmen 32, Schlesien 38, Salzburg 40, Steiermark 50, Kärnten 96, Krain 97, Dalmatien 98. Doch sind in den letzten Jahren Maßnahmen zu einer gründlichen Reform des Volksschulwesens wenigstens im cisleithanischen Oesterreich getroffen worden. In neuester Zeit sind neben den Gymnasien und Lateinschulen zahlreich Realgymnasien und Realschulen entstanden. An Spezialschulen, besonders für Theologie, ist kein Mangel. In Ungarn ist der Gegensatz zwischen Stadt und Land sehr auffallend; denn neben dem vernachlässigten Landvolk sind dort die Städte theilweise mit trefflichen Schulen versehen. Die Monarchie hat 7 Universitäten: Wien, Graz, Innsbruck, Prag; Krakau, Lemberg (ohne medizinische Fakultät); Pest; dazu noch 8 technische Institute, die für Hochschulen gelten.

Die politische Verfassung der einzelnen Länder war nie die gleiche. Die deutschen Provinzen und Galizien hatten eine Art Provinzialstände, denen nur die Steuervertheilung oblag, nicht die Verwilligung. In Ungarn und Siebenbürgen theilten die Stände mit dem Kaiser (bei ihnen hieß er König) die gesetzgebende und ausübende Gewalt; dagegen herrschte die Regierung in Dalmatien und in der Militärgrenze unbeschränkt, ebenso in Italien. Infolge der Revolution von 1848 hob man diese Unterschiede, besonders die alte ungarische Verfassung auf, verkündigte die Einheit des Kaiserreichs, das aus 20 Kronländern bestehe und eine selbständige, untheilbare und unauflösbare konstitutionelle Monarchie bilde. Durch Patent vom 31. Dezember 1851 wurde indes auch diese Verfassung wieder aufgehoben und die kaiserliche Gewalt für alle Theile der Monarchie gleich unumschränkt hergestellt. Bald darauf ward mit dem Pabste ein Konkordat abgeschlossen, das dem hohen Klerus eine übermäßige Macht einräumte und geeignet schien, der absoluten Regierungsgewalt noch zur

Stütze zu dienen. Aus beiden Maßregeln ist große Unzufriedenheit erwachsen, die der unglückliche italienische Krieg (1859) unter Begleitung drückender Finanznoth noch erhöhte. Nach mehrfachem Wechsel der Staatsgestaltung wurde infolge der Ereignisse des Jahres 1866 die Selbständigkeit Ungarns innerhalb des Reichsverbandes wiederhergestellt und durch Grundgesetz vom 21. Dezember 1867 (Ausgleich mit Ungarn) der gegenwärtige Zustand geschaffen. Danach besteht die österreichisch-ungarische Monarchie aus 2 Staaten oder Reichshälften, von denen die eine, die sogenannten deutsch-slavischen Länder umfassend, die im Reichsrathe (Herrenhaus und Haus der Abgeordneten) zu Wien vertretenen Länder (Cisleithanien), die andere, durch den ungarischen Reichstag (Magnatentafel und Repräsentantentafel) in Pest vertreten, die Länder der ungarischen Krone (Transleithanien) in sich schließt. Staatsrechtlich sind die beiden Reichshälften durch dieselbe habsburgisch-lothringische Dynastie (deren Thron nach der gemischten Successions-Ordnung erblich), so daß der Inhaber der Staatsgewalt zugleich „Kaiser von Oesterreich" und „König von Ungarn" ist, sowie durch die als beiden Reichstheilen gemeinsam erklärten Angelegenheiten verbunden; sonst aber hat jede ihre besondere konstitutionelle Verfassung (für Cisleithanien durch Diplom vom 20. Oktober 1860 garantirt) und ihr selbständiges Ministerium. Zur Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten, nämlich des Auswärtigen, des Heerwesens und der beiden Theilen gemeinsamen Finanzangelegenheiten (Zoll-, Verkehrs-, Münzwesen ꝛc.) ist ein aus 3 Mitgliedern bestehendes Reichsministerium eingesetzt, das den aus dem cis- und dem transleithanischen Reichstage ausgewählten Delegationen (je 60 Mitglieder) verantwortlich ist, die zugleich das Gesetzgebungsrecht für die gemeinsamen Angelegenheiten üben. Die Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten werden von beiden Reichshälften nach einem Verhältnis getragen, welches durch ein vom Monarchen sanktionirtes Uebereinkommen der beiden Volksvertretungen zeitweilig bestimmt wird. Vom 1. Januar 1868 bis 31. Dezember 1877 ist der Beitrag der im Reichsrath vertretenen Länder auf 70 und jener der ungarischen auf 30 % festgesetzt; nach vollständiger Provinzialisirung der Militärgrenze und Einverleibung derselben in Ungarn gestaltet sich die Beitragsquote auf 68 und 32 %. Neben den Delegationen und dem österreichischen und ungarischen Reichsrath bestehen in den deutsch-slavischen Ländern, sowie in einem Theil der Länder der ungarischen Krone noch besondere Vertretungen der einzelnen Provinzen für deren besondere Angelegenheiten. Durch neue Gesetze des cisleithanischen Reichstags (über Ehe, Schule, konfessionelle Verhältnisse ꝛc.) ist ein erfolgreicher Versuch gemacht, das 1855 ohne Genehmigung des Landtags mit dem Pabste abgeschlossene Konkordat zu brechen.

Trotz des natürlichen Reichthums dieser Länder befinden sich die Finanzen der österreichisch-ungarischen Monarchie (und zwar beider Hälften) seit lange in zerrüttetem Zustande; das Defizit wuchs von Jahr zu Jahr. Für 1874 sind die Ausgaben für Cisleithanien mit 253 Mill., für Transleithanien mit 164 Mill. Thlr. veranschlagt. Die Schulden vertheilen sich auf gemeinsame 275, cisleithanische 1890 und transleithanische 781 Mill. Thlr. Das Wehrsystem ist in allen Theilen des Reiches gleichmäßig geordnet; die Wehrpflicht ist allgemein. Die bewaffnete Macht gliedert sich in das stehende Heer, die Kriegsmarine, die Landwehr, die Ersatzreserve und den Landsturm. Im stehenden Heere und in der Kriegsmarine dauert die Dienstpflicht 10 Jahre, davon 3 Jahre in der Linie und 7 Jahre in der Reserve. Das stehende Heer im Frieden

beträgt 343000 Mann; im Krieg stehen 963000 (mit Einschluß der zu formirenden Ergänzungskompagnien der Landwehr-Infanterie 1,100000) Mann zu Gebote. Die Kriegsmarine zählt (1874) 70 Schiffe und Kanonenböte (hievon 45 Dampfer) mit 605 Kanonen; die Bemannung (Kriegsfuß) 18000 Mann. — Die Vertheidigung eines so unzertrennt liegenden und vielfach durch Naturgrenzen geschützten Reiches ist nicht schwierig; günstig gelegene Festungen unterstützen noch die Vertheidigungsfähigkeit. Die Hauptfestung bleibt aber immer die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, die dasselbe unter so verschiedenen Völkerschaften sich auf alle Weise zu erhalten suchen muß. In dieser Verschiedenheit der Bevölkerung liegt denn auch eine Hauptgefahr für die Monarchie, die durch den Zug der Zeit auf Bildung möglichst gleichartiger großer Nationalstaaten noch gesteigert wird; in der Westhälfte des Reiches ist es besonders der alte Gegensatz zwischen Deutschen und Slaven, der für den Südosten deutschen Landes noch in der Gegenwart eine viel größere Bedeutung hat als für den Nordosten desselben, ferner der Gegensatz zwischen den deutsch-österreichischen Bestrebungen und dem nationalen und provinziellen Sonderleben, der die Zustände nicht zu fester Gestaltung kommen lassen will. Daher nimmt auch das Parteileben beider Reichshälften nur zu leicht den Charakter eines erbitterten Rassenantagonismus an; daher statt eines gesunden Parlamentarismus, der wie Ebbe und Flut in einem friedlichen Hin- und Heroscilliren der mächtigen, aber trotzdem ungefährlichen politischen Strömungen besteht, in Oesterreich-Ungarn ein System permanenter Verfassungskrisen, in welchen ein Theil immer der Hammer, der andere immer der Ambos ist.

Statistische Tafel über das gesammte Reich.

Namen der Länder.	Quadrat-Meilen.	Bevölkerung am 31. Dez. 1869.	Bewohner auf 1 Q.-M.
I. Die im Reichsrath vertretenen Länder.			
1) Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns	360	1,990708	5529
2) „ Oesterreich ob der Enns	218	736557	3375
3) Herzogthum Salzburg	130	153159	1173
4) „ Steiermark	408	1,137990	2791
5) „ Kärnten	188	337694	1790
6) „ Krain	181	466334	2566
7) Grafschaft Görz-Gradisca	54	204076	3805
8) Markgrafschaft Istrien	90	254906	2843
9) Stadt Triest sammt Gebiet	2	123098	72283
10) Gefürstete Grafschaft Tirol	485	776283	1599
11) Landschaft Vorarlberg	47	102624	2171
12) Königreich Böhmen	944	5,140544	5146
13) Markgrafschaft Mähren	404	2,017274	4994
14) Herzogthum Schlesien	93	513352	5490
15) Königreich Galizien	1426	5,444689	3844
16) Herzogthum Bukowina	190	513404	2704
17) Königreich Dalmatien	232	456961	1966
Summa:	5452	20,369653	3736

Namen der Länder.	Quadrat-Meilen.	Bevölkerung am 31. Dec. 1869	Bewohner auf 1 Q.-M.
II. Die Länder der ungarischen Krone.			
1) Königreich Ungarn	4094	11,530397	2816
2) Großfürstenthum Siebenbürgen	998	2,115024	2076
3) Königreich Kroatien und Slavonien.	420	1,168044	2777
4) Kroatisch-slavonische Militärgrenze	369	695997	1887
Summa:	5881	15,509462	2637
Gesammtes Reich	11333	35,879115	3166

I. Die im Reichsrath vertretenen Länder.

Da in der Beschreibung der Alpen und Karpathen und bei der Durchwanderung des Stromgebiets der Donau, obern Elbe 2c. bereits die Bodenverhältnisse und bedeutenderen Orte erwähnt worden, so reicht es hin, hier die einzelnen Theile des Kaiserreichs nur kurz durchzugehen.

1) und 2) Oesterreich unter und ob der Enns, zwischen Baiern und Ungarn, an beiden Seiten der Donau. Wien, Hauptstadt des Reiches mit 901000 Bew.*) (ohne Militär). Ursprünglich deutsche Grenzfestung; Centrum des großartigen Handelsverkehrs (namentlich auch mit dem Oriente) ist die innere Stadt; große industrielle Thätigkeit. Bedeutendste Universität des ganzen Staates, namentlich für Medicin und Naturwissenschaften. Centrum für Eisenbahnlinien nach allen Himmelsrichtungen. Baden. Wiener-Neustadt mit 19000 E. St. Pölten westl. von Wien. Krems links der Donau. — Linz mit 30500 E., durch Forts befestigt. Steier a. d. Enns mit 13300 E. Wels a. d. Traun und Gmunden am Nordende des Traunsees; oberhalb des Sees: Ischl und Hallstadt. Braunau am Inn.

3) Salzburg. Das Erzbisthum wurde 1803 säkularisirt und dem Großherzog von Toskana gegeben; später baierisch, 1815 österreichisch. Salzburg mit 20000 E. Hallein. Gastein.

4) Steiermark, aus einer deutschen (baierischen) Grenzgrafschaft entstanden, seit 1192 mit Oesterreich vereinigt; eine Zeit lang im Besitz einer habsburgischen Nebenlinie (Ferdinand II., Austreibung der Evangelischen!). Gebirgsland, nur im Osten sind kleine Ebenen, z. B. die fruchtbaren windischen Bühel zwischen der Mur und Drau. Graz, Hauptort und Universität an der Mur mit 81000 E. Kleinere Städtchen: Bruck, Leoben, Marburg, Cilli. Die Gegend von Marburg ist eine deutsche Insel, umgeben von Slovenen.

*) Nach einer Mitte Oktober 1872 vorgenommenen Zählung. Dies gibt gegenüber der amtlichen Zählung vom Dezember 1869 (S. S. 254) eine Zunahme von 91000 Menschen (11,2 %), wovon 16000 auf die 9 Bezirke innerhalb der Steuer-Linien, 75000 auf die „Vororte" innerhalb des Polizeibezirks, aber außerhalb der Kommunalbezirksgrenzen kommen.

5) **Kärnten**, ein Stück des Draunthales mit vielen Nebenthälern; 3 Uebergänge über die Tauern. Ursprünglich ein Theil des alten baierischen Stammherzogthums, von Karl d. Gr. zu einer Markgrafschaft des Reiches, später zu einem selbständigen Herzogthum gemacht. Durch Rudolf v. Habsburg an Meinhard von Tirol gegeben, kam es 1363 mit der tirolischen Erbschaft an Oesterreich. **Klagenfurt** mit 15200 E. Aufwärts an der Drau ist **Villach**, in dessen Nähe der Bleiberg, abwärts **Völkermarkt**.

6) **Krain** ist im obern Theil **Alpennatur**, im Süden Hochfläche des Karst, im ganzen rauh und regnerisch; einzelne Thalungen, wie die von Wippach, angenehm und fruchtbar. Die Bevölkerung ist, wie auch großentheils die Kärntens und des südlichen Steiermarks, wendischen Ursprungs; aber das Ländchen Gottschee ist reindeutsch. (S. 258 u. 259.) Auch eine alte deutsche Markgrafschaft, von Otto I. gegründet; später (1245) theilweise mit Oesterreich und Steiermark, theilweise mit Tirol vereinigt, ward es seit 1363 ganz österreichisch und zum Range eines Herzogthums erhoben. **Laibach** mit 23000 E. **Idria** mit Quecksilbergruben. **Adelsberg** mit berühmter Höhle; in der Nähe der periodisch verschwindende Zirknitzer See.

7) bis 9) **Görz-Gradisca**, **Istrien** und **Triest**, zusammen auch als **Küstenland** (Littorale) bezeichnet. Der kreidig kalkige Karst, hier etwas niedriger, doch voll Felstrümmer und von der rauhen Bora (Nordwind) übersaust, senkt sich in Istrien, wo man auf den Höhen viel Nummuliten findet, zum Meere herab. Ein buntes Gemisch von Nationalitäten: an 240000 Slovenen, 80000 Kroaten, 33000 Morlacken, 40000 Furlaner in Görz und Gradisca, an 140000 Italianer, 3000 Rumänen, 25000 Deutsche. Die Gebiete gehörten im Mittelalter verschiedenen Herren, theilweise (Görz) einer Nebenlinie der Grafen von Tirol, theilweise den Venetianern (Gradisca, Istrien) 2c.; die Stadt Triest unterwarf sich 1382 freiwillig den Oesterreichern, um Schutz gegen Venedig zu gewinnen, dessen glückliche Rivalin sie ist. Seit 1849 mit ihrem Gebiet (in welchem 5 % Deutsche) zur reichsunmittelbaren Stadt erhoben. **Triest** mit 70000 E. **Görz** in weinreicher Ebene am Isonzo, mit 17000 E. **Rovigno** a. d. istrischen Küste; unweit davon ein Olivenwald. **Pola**, Kriegshafen. **Lussin Piccolo** auf der durch eine Brücke mit Cherso verbundenen Insel Osero im Quarnero, bedeutender Handelshafen.

10) und 11) **Tirol** mit **Vorarlberg**. Sprachgrenze s. S. 259. Durchaus Hochalpenland. Tirol war ursprünglich ein Theil des baierischen Herzogthums; nach dessen Auflösung (788) zerfiel es in einzelne Grafschaften, die schließlich die gräflichen Besitzer des Schlosses Tirol bei Meran (S. 274) vereinigten. Margaretha Maultasch vermachte das Land, mit dem unterdessen auch Kärnten und ein Theil Krains verbunden worden war, 1363 an die Habsburger. Das **Land vor dem Arlberg**, (Vorarlberg), mit allemannischer Bevölkerung und viel Industriethätigkeit, besteht aus mehreren Grafschaften, die nach und nach von Oesterreich angekauft wurden. — **Innsbruck** mit 16800 E., Universität. **Hall**, Saline. **Kufstein**, Festung. **Lienz** a. d. Drau; **Franzensfeste** an der Eisack, am Beginn der Pusterthalbahn. **Brixen**; **Bozen**, Handelsstadt, 1 St. vom Zusammenfluß von Etsch und Eisack in malerischer, warmer und fruchtbarer Gegend. **Trient** mit 17000 E. in Welschtirol oder Trentino, das 36000 welsche Einwohner zählt, die nur noch ungern bei Oesterreich sind. **Roveredo**, **Riva** am Gardasee. **Meran**, **Landeck**. — In Vorarlberg: das Städtchen **Bregenz** am

Bodensee und der große Marktflecken Dornbirn, wo eifrig, wie im benachbarten St. Gallen, fabricirt wird.

12) Böhmen ist eines der bedeutendsten Kronländer. Den Boden, meist granitisch, reich an Metallen und Kohlen, zum Theil sehr fruchtbar, nur arm an Salz, kennen wir schon. Die Deutschen (2 Mill.) wohnen hauptsächlich im Norden, Westen und Süden des Landes und in den Städten Prag und Budweis. Man zählt 1800 deutsche und 2000 tschechische Volksschulen, obschon unter den Gelehrten sich seit Jahrhunderten auch Tschechen hervorgethan und selbst eine tschechische Literatur existirt. In diesem Jahrh. wächst die Industrie, vorzugsweise unter den Deutschen, und in vielen Zweigen. Der böhmische Hopfen ist sehr gesucht. Ursprünglich von deutschen Markmannen bewohnt, wanderten später slavische Tschechen ein. Schon unter dem Karolinger Arnulf (895) erkannten die Fürsten des Landes die deutsche Oberhoheit an; der Sachse Otto I. unterwarf sie aufs neue, und Heinrich IV. verlieh den Königstitel, mit dem seit des Rothbarts Zeiten die Kurwürde verbunden ward. Mit Wenzel III. starb 1306 die Dynastie der Przimisliden aus, und das Land fiel auf kurze Zeit an die Habsburger, denen es 1310 Heinrich von Luxemburg für seinen Sohn Johann entriß. Nun begann eine Zeit der höchsten Blüte, besonders unter Kaiser Karl IV. und durch Begünstigung deutschen Wesens. Mit Kaiser Sigismund starben 1437 die Luxemburger aus, und das Königreich fiel zum zweitenmale an die Habsburger, an Albrecht II. Die Böhmen aber machten sich bald wieder frei und erklärten ihr Land für ein Wahlreich, das bald unter heimischen Königen (Georg v. Podiebrad!) stand, bald mit Polen, bald mit Ungarn verbunden war. Der letzte Ungarkönig, Ludwig II, vererbte 1526 mit Ungarn auch Böhmen durch seine Schwester Anna an Karls V. Bruder, Ferdinand I. von Oesterreich. Infolge der Religionskriege (Friedrich V. von der Pfalz!) gelang es dem Habsburger Ferdinand II., das Wahlrecht der böhmischen Stände zu vernichten und die Erblichkeit einzuführen. „Diese Verschmelzung der Geschichte Böhmens mit der des österreichischen Hauses, seine langdauernde Verbindung mit Mähren, seine Beziehungen zu Ungarn wurden auch geographisch vermittelt. Denn es besteht zwischen Böhmen und Mähren keine scheidende Gebirgswand, Mähren selbst ist gegen Schlesien und durch die Marchniederung gegen Oesterreich offen, und endlich durch das Donauthal setzt sich die Wiener Ebene in die oberungarische fort. Deshalb finden wir auch in diesen durch physische Scheidemauern nicht gesonderten Ländergebieten bis auf die gegenwärtige Zeit dieselbe Sprache". — Prag an der Moldau hat jetzt mit der Garnison 162000 Bew. kaum zur Hälfte Tschechen; also ist Prag vorzugsweise eine deutsche Stadt. Viele Juden. Die von Kaiser Karl IV. in seiner Residenz Prag 1348 gestiftete Universität ist die älteste deutsche. Die zunächst größten Orte: Asch mit 28000, Pilsen mit 23600, die Fabrikstadt Reichenberg an der Lausitzer Neiße mit 22300, Budweis mit 17400, Eger mit 13400, die alte Bergstadt Kuttenberg mit 12700 E. Kleiner sind: die Festungen Königgrätz und Theresienstadt, Przibram, wo eine Bergakademie, das freundliche Leitmeritz, die schwarzenbergische Residenz Krummau, die wegen großer Maschinenspinnereien vielgenannte Stadt Trautenau, ferner Bischof-Teinitz nördl. von Taus, wo der astronomische Schriftsteller Littrow geboren, Tabor u. a. m. Berühmte Badeorte im Egergebiet.

13) Mähren wurde nach dem Zerfall des großmährischen Reiches von Böhmen

abhängig und hat dessen Schicksale getheilt. Es ist mild und ein gutes Ackerland. Veredelte Schafzucht. Flachsspinnerei und Leinwand-, noch mehr aber Wollenweberei sind sehr verbreitet. Städte: Brünn mit 73000, Iglau mit 20100, Znaim, Prosnitz Hauptort der Hanna, Sternberg mit 13500; Nikolsburg, Kremsier, Festung Olmütz mit 15200 und Neu-Titschein im Kuhländchen.

14) Schlesien war ursprünglich von Polen abhängig, wurde aber später selbständig und zertheilte sich in viele Fürstenthümer. König Karl IV. machte dieselben größtentheils zu böhmischen Vasallenstaaten. Auf Erbverträge mit mehreren dieser Fürstenthümer und auf Kauf gründete Friedrich II. seine Ansprüche auf Schlesien, die er in den bekannten 3 Kriegen auch durchführte. Bei Oesterreich blieb nur Jägerndorf, Troppau und Teschen. Das Ländchen ist im ganzen rauh und kalt; Flachsbau und Linnenweberei; Schafzucht. Troppau mit nahe 17000 E. Jägerndorf. Teschen am Fuße der Karpathen.

15) Galizien oder Halicz ist der österreichische Theil vom zertrümmerten Kgr. Polen. In Westgalizien herrscht Polenthum und röm. Katholizismus, Ostgalizien ist von Ruthenen oder Rußniaken bewohnt, die in der Ebene Rothreußen, im Gebirge Pokutier genannt werden und der griechisch-unirten Kirche angehören; ihr Adel dagegen ist theils polnisch geworden, theils aus Polen stammend in den Besitz ruthenischer Bojarengüter gekommen, nämlich zu der Zeit, als polnische Könige die Ruthenen unterwarfen. Deshalb viele ruthenische Dörfer mit polnischen Grundherrn. 167000 Deutsche, 2,293000 Polen, 2,380000 Ruthenen, 575000 Juden. Das Land ist reich an Wäldern und an guter Viehweide im Gebirge. Ackerbau, Gewerbe und Handel bedürfen der Hebung; Petroleumquellen. Der Volksunterricht ist sehr zurück. Städte: Lemberg, 87000 E., Hauptstadt und Universität. Brody, 19000 E., Handelsstadt an der russischen Grenze, mit überwiegend jüdischer Bevölkerung; die Hauptlehranstalt ist eine jüdische Realschule. Tarnopol mit 20000 E. Halicz mit fürstl. Burgruine am Dnjester. Drohobicz mit 17000 und Przemysl am San mit 15200 E. Krakau mit 50000 E., 1815 bis 1846 als letzter freier Rest des ehemals großen polnischen Reiches ein polnischer Freistaat; jetzt befestigter Hauptort in Westgalizien. Universität. Einst Haupt- und Residenz-, später wenigstens Krönungsstadt der polnischen Könige, daher voll von historischen Erinnerungen. Wieliczka und Bochnia mit Salzwerken.

16) Bukowina (d. h. Buchenland) zwischen Galizien, Siebenbürgen und Moldau, hauptsächlich von Ruthenen und Rumänen bewohnt; es fehlt auch nicht an Juden (48000), Deutschen (44000) und Szellern (8000). Waldreich. Ursprünglich ein Theil Siebenbürgens, dann mit der Moldau vereinigt, 1769 von Rußland erobert, 1776 an Oesterreich abgetreten und 1849 zu einem besonderen Kronlande erhoben. Der hübsche Ort Czernowitz am Pruth ist Hauptstadt; 34000 E.

17) Dalmatien oder Alt-Dalmatien nebst Ragusa und Cáttaro, ein 60 Mln. langes Küstenland mit größtentheils slavischen Bewohnern und 56000 Italienern; italienisch ist die Sprache der Gebildeten in Dalmatien. Die Gebirgsbewohner heißen Morlacken. Die wilde und kriegerische Bevölkerung dieses österreichischen Phöniziens ist fast ganz aufs Meer angewiesen, von dem sie lebt. Zara mit 20800 E., Hauptstadt, Festung Knin mit 23800 E. am Fuße des Dinaro, Sebenico mit 15000 E. am Meere, Sign mit 29800 E. im Innern, Spalato mit 18200 E. am Meere,

Imoschi mit 26000 E. an der türkischen Grenze liegen im altdalmatischen Gebiete. Ragusa am Meere, früher italische Handelsrepublik unter türkischem Schutz, weshalb noch jetzt der Hauptverkehr in türkischem Karawanenhandel besteht. Cáttaro auch Hafenstadt, am Fuße des montenegrinischen Gebirges. Unter den vielen wein-, öl- und fruchtreichen Inseln hat Brazza, wo Marmorbrüche, 16000 Bew., andere sind Lesina, Curzola, Lunga rc. (Kleck und Suttorina, die an 2 Stellen das dalmatinische Gebiet unterbrechen, sind nicht österreichisch).

II. Die Länder der ungarischen Krone.

Siehe oben das Donaugebiet S. 260—267.

a) Aus der ungarischen Geschichte.

Der herrschende Stamm, die Magyaren, sind der einzige Zweig der finnischen Völkerfamilie, der es zu geschichtlicher Bedeutung gebracht hat. Sie bewohnten von jeher den schlechtesten Theil des Landes, die nackten Ebenen, und gleich ihrem Lande verharrten sie selbst lange Zeit in nackter Kulturblöße. In den nordwestlichen Gebirgen wohnen die Slovaken, ein hartes Kleinbauernvolk, im Nordosten die schwächlichen Ruthenen, im Südosten die von Siebenbürgen her immer weiter vordringenden Walachen und im Süden und Südwesten die kernigen Serben und Kroaten. Die Deutschen aber, denen fast alle ungarischen Städte ihren Ursprung verdanken, sind theils über das ganze Land zerstreut, theils wohnen sie in 5 Hauptmassen rings an den Grenzen Ungarns: im Wieselburger Comitate, in der Zips, in der Bacska, im Torontaler Comitat und in Siebenbürgen, wo sie politische Selbständigkeit gewonnen haben. Das Land zwischen Raab und Donau nahmen die Deutschen ein, ehe die Magyaren nach Ungarn kamen; seit Otto dem Großen hörte die deutsche Einwanderung nicht wieder auf, und je mehr ein König für Ungarn sorgte, desto mehr suchte er deutsche Ansiedler heranzuziehen, denn sie vor allen waren das Kulturvolk. Aus dem Wenigen, was oben bei Besprechung des Donaugebietes über die Magyaren mitgetheilt wurde, läßt sich, namentlich unter Betrachtung einer Sprachenkarte Ungarns, leicht der Schluß ziehen, daß der tapfre, von Osten her eingedrungene Stamm wohl ein bedeutendes Reich zu gründen, nicht aber die bezwungenen Völker magyarisch zu machen verstanden habe. So war es auch. Stephan der Heilige (um 1000), aus dem Stamme der Arpaden, gilt als Begründer einer eigentlichen staatlichen Ordnung; er führte das Christenthum und eine Feudalverfassung nach deutschem Muster in seinem Lande ein. Einer von den späteren Königen, der ausgezeichnete Ludwig der Große (1342—1382) legte zwar eine Universität an, die zu Fünfkirchen, und der als Kriegs- und Staatsmann und freigibiger Freund der Wissenschaften und Künste eben so gerühmte Matthias Corvinus (1458—1490) eine zu Buda (oder Ofen) nebst großer Bibliothek. Keiner dachte indes daran, außer der Pflege des Lateins auch zu schriftstellerischer Anwendung der Magyarensprache aufzumuntern. Was im frühen Mittelalter überall in Europa der Fall war, dauerte in Ungarn bis in unser Jahrhundert herein: das Lateinische blieb Gesetzessprache und mußte auch die Verkehrssprache unter den Gebildeten ersetzen; in neuerer Zeit aber wurde mehr und mehr das Deutsche die Sprache

der Bildung, des Handels, des Völkerverkehrs. Noch jetzt sprechen und schreiben in Ungarn viel mehr Menschen deutsch, als magyarisch; das Deutsche wird überall in Ungarn verstanden, nicht aber das Magyarische. Denn was Heroen wie Ludwig und Matthias in der Kraftzeit des selbständigen Ungarns versäumt hatten, war später nicht nachzuholen. Nach Corvinus Tode sank Ungarns Macht und Bedeutung. Schon längst (seit dem Aussterben der Arpaden 1301) war das Reich unter dem Einflusse einer übermächtigen Aristokratie ein Wahlreich geworden; es gab schwache Regenten, Zerwürfnisse im Reich, Niederlagen im Krieg mit den Türken, namentlich die bei Mohacs 1526 (Tod Ludwig II.); ferner eine zwiespältige Königswahl, wodurch die Krone an Oesterreich, Siebenbürgen aber abhanden kam*); widrige Kirchenzwiste zwischen Katholiken und Protestanten, denn auch die Jesuiten fanden sich ein; und außerdem große Länderverluste. In Ofen schlug auf 160 Jahre ein türkischer Beglerbeg seine Residenz auf, und nur ein Rest Ungarns verblieb dem neuen Königshause Habsburg, unter dessen Prinzen die Magyaren, eingegangener Verbindlichkeit gemäß, von nun an ihren König zu wählen hatten. Endlich, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, als der türkische Halbmond zu erblassen begann, führte das Glück dem Kaiserhause nacheinander einige tüchtige Generale zu: den Montecuculi aus Italien, der 1664 bei St. Gotthard wieder bewies, daß man Türken schlagen könne; den Herzog Karl von Lothringen, der 1683 Wien retten half, 1686 Buda im Sturm nahm und 1687 bei Mohacs die frühere Niederlage daselbst rächte; endlich den edeln Prinz Eugen von Savoyen, der im glorreichen Kampfe bei Zentha 1697 die Befreiung Ungarns vollendete, und später bei Peterwardein und um Belgrad eben so ruhmreich focht. So wurde durch österreichische und deutsche Heere Ungarn den Türken wieder abgerungen und gleichzeitig der Aufstand einer den Türken verbündeten Adelspartei niedergeschlagen.

Siege tragen ihre Frucht. Kaiser Leopold durfte (1687) es wagen, durch den ungarischen Reichstag, der durch eine blutige Verfolgung der Protestanten (Blutgericht zu Eperies!) erschreckt war, die Erblichkeit der Krone wiederherstellen und das wichtige Recht, verfassungswidrigen Verordnungen sich widersetzen zu dürfen, aufheben zu lassen. Uebrigens galt Ungarn bloß durch Personalunion mit Oesterreich verbunden und wurde unter Mitwirkung eines Reichstages regiert, in welchem die Prälaten, die Magnaten, der niedere Adel und die sogen. königlichen Freistädte vertreten waren. Das Band zwischen Ungarn und Oesterreich ward sichtbar fester, und in welcher freundlichen Weise sich die Verhältnisse gestalteten, sah man sowohl an der Pracht, womit die ungarischen Magnaten das kaiserliche Hoflager zu Wien zierten, als auch an dem treuen Eifer, womit sie für „ihren König" Maria Theresia sich waffneten und in der That die österreichische Monarchie retteten. Weiter gingen sie indes in der Unterthänigkeit nicht, ihre Staatsrechte wußten sie zu bewahren, und bei jedem Thronwechsel mußten dieselben vom Herrscher beschworen werden. Alle innern Verhältnisse des Landes blieben aber dabei rein mittelalterlicher Art, und Ungarn blieb in seiner materiellen und geistigen

*) Dem von der einen Partei gewählten tapfern Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, stellte die andre Partei den Ferdinand von Oesterreich, Bruder Kaiser Karls V., entgegen.

Entwicklung weit hinter den übrigen Ländern Europas zurück. Joseph II. wollte in seinem gutgemeinten Staatsverbesserungseifer*) despotisch durchgreifen; allein seine Pläne scheiterten an dem Widerstande der Aristokratie und des Clerus.

Das wissenschaftliche Leben und die Humanitätsideen des 18. Jahrhunderts, denen Joseph II. den Eingang in Oesterreich geöffnet, wirkten indes allmählich doch auch nach Ungarn hin. Die magyarische Sprache, dadurch auf neue Gegenstände angewandt, gewann bald im schriftstellerischen Gebrauche die Oberhand über die lateinische. Es schoß eine eigne ungarische Literatur auf, und nicht bloß das alte Selbstgefühl der Nation wurde neu belebt, sondern auch ihre denkenden Köpfe veranlaßt, sich auf legislatives und politisches Gebiet zu richten. Die Zustände des Volks, die innere Verwaltungsart &c. ließen gar Vieles zu wünschen; Belebung des Verkehrs, bessere Benutzung des Bodens, Ordnung des Unterrichts, des Gerichtswesens &c. kamen öffentlich zur Sprache. Ungarn fing an — am spätesten unter allen christlichen Ländern, — aus dumpfem Mittelalter sich loszuwinden. Eine Periode tiefgehender, wirthschaftlicher wie staatlicher, Umwälzungen kündigte sich an; selbst die uralte Viehzucht der Steppe begann dem Ackerbau zu weichen. Zu gleicher Zeit begann aber auch der leidenschaftliche Streit der Nationalitäten, der unsere Epoche kennzeichnet.**) Die Verhandlungen der Reichstage wurden immer bedeutender; und welcher Gesinnungen der hohe wie der niedre Adel fähig war, davon ist ihre Verzichtleistung auf zwei große Vorrechte, nämlich auf ihre Steuerfreiheit und auf ihre privilegirten Gerichtshöfe, der glänzendste Beweis. Wären sie nur in dieser segensreichen Reformenbahn geblieben! Allein die Partei, welche die Reformen hauptsächlich betrieb, hatte nicht Stetigkeit und Umsicht genug; ihr Vaterlandsgefühl mit schwärmerischer Erinnerung an alte Großthaten verbunden, riß sie von der betretenen Bahn seitwärts und zu Schritten hin, die nicht aus Beachtung der gegenseitigen Stellung der verschiedenen Volksstämme hervorgingen. Warum — sagten ihre Redner — soll unsre nunmehr gebildete Sprache nicht auch Staatssprache sein? An sich ein natürlicher Wunsch, wenn er im 15. Jahrhundert ausgesprochen und die jetzige magyarische Literatur ihm vorangegangen wäre. In unsrer Zeit jedoch war es bedenklich; denn auch das mit Ungarn verbundene Kroatien z. B. hatte Althergebrachtes abzustreifen begonnen und erfreute sich auch bereits einer gewissen literarischen Bildung seines eignen Idioms. Zwar ging die Abschaffung des Lateins als Staatssprache auf den Landtagen durch, doch mit Widerwillen der Kroaten. Die Kroaten, niemals wie Slovaken und Walachen als unterjocht betrachtet, bloß durch freien Vertrag (schon 1089) und mit Gleichberechtigung dem ungarischen Reiche verbunden, mußten sich verletzt fühlen. Sie hatten Helden gehabt, wie die Magyaren; war doch der berühmte Zriny, Szigeths Vertheidiger gegen

---

*) Die Misgriffe dieses edeln Kaisers hat Friedrich der Große einmal treffend bezeichnet. Joseph hat Kopf und Willen — sagte er — er könnte was schaffen; schade nur, daß er immer den zweiten Schritt thut, eh er den ersten gethan hat.

**) „Durch die Gegenwart geht eine Ahnung, wie vom Sterben kleiner Völkerschaften, als könnte die Weltgeschichte sie nicht mehr brauchen. Sie werden erdrückt und aufgesogen von den gewaltigen National- und Kulturstaaten. Noch einmal, ehe sie auf immer verlöscht, blitzt und brandet alle ihre Volkskraft, sie wehren sich mit wilder Verzweiflung, und greifen nach abenteuerlichen Idealen." Dr. v. Löher.

Solyman, ein Kroat gewesen! Und als ihnen früher einmal gegen ihre Zustimmung etwas aufgenöthigt werden sollte, protestirte der Banus Erdödy mit dem stolzen Worte: regnum regno non dat leges. Der Gebrauch des Lateins war allerdings den Kroaten lästig wie den Magyaren, allein sie sahen sich dabei gleich gestellt. Nun trat eine starke Ungleichheit ein. Und der Verdruß stieg, als die Magyaren Verlegung des Reichstags von Presburg nach Pest*), also nach der alten Residenz magyarischer Könige, begehrten.

Die Verlegenheit, in welche der plötzliche Ausbruch des achtundvierziger Revolutionssturmes zu Wien, Prag und in der Lombardei das Wiener Kabinet versetzte, machte die Magyaren kühner, ihre Forderungen steigerten sich und die Reform nahm den Charakter der Revolution an. Schon wurde, zum großen Schrecken der Sachsen, die Nothwendigkeit erörtert, den Landtag Siebenbürgens — das seit Jahrhunderten ein besonderes Land unter österreichischer Oberhoheit gebildet — mit dem ungarisch-kroatischen zu vereinigen, damit man ein Centrum für das altungarische Reich habe. Bald forderte man auch ein eigenes königliches Ministerium, das zu Pest, am Orte des Reichstags, seinen Sitz nehmen sollte. Der kaiserliche Hof, in seiner Bedrängnis, mußte nachgeben und verlangte nur, daß Ungarn bei solcher Absonderung wenigstens einen Theil der kaiserlichen Staatsschuld übernehme. Dies ward verweigert. Ja man ging so weit, den Rückmarsch der beim Heere in der Lombardei befindlichen ungarischen Regimenter zu fordern, da Ungarn ihren Beistand nicht verwilligt habe. Die Leidenschaft stieg und mit ihr die Erbitterung. Was die Feder nicht vermochte, fiel endlich dem Degen anheim, und konnte ihm, wenn man wollte, ohne Zaudern anheim fallen, da eben Prag bezwungen, Oesterreich durch Berufung eines Parlaments vorläufig zufriedengestellt, das Kriegsvolk in Italien durch Radetzkys Siege auf kaiserliche Seite gebracht und Kroatien zu vollem Abfall von den Magyaren bewogen war.

Das letztere war die Folge eines politischen Fehlers, den die Herrn in Pest gemacht; sie hatten nämlich in das erlangte eigne Ministerium lauter Magyaren gewählt und Kroatien dabei vergessen. Der Banus Jellachich trat sofort, erst im stillen, dann offen auf kaiserliche Seite. Mit ihm im Verein konnte General Windischgrätz die zu Gunsten der Ungarn plötzlich aufs neue (im Oktober 1848) empörte Stadt Wien bezwingen und dann gegen Pest aufbrechen.

So begann der Krieg, der zu Anfang die Magyaren noch wenig gerüstet fand, jedoch zehn Monate lang mit wachsender Anstrengung von beiden Seite geführt wurde, bis er — als ein gewaltiges Russenheer dem Kaiser zu Hilfe eilte — zum Verderben der tapfern Magyaren ausschlug. Mit der Ergebung Görgeys bei Világos am 13. August 1849 brachen ihre Kräfte zusammen, und die Führer des Aufstandes und der Armee suchten entweder ihre Rettung in der Flucht oder fielen unter dem harten Ausspruche des Standrechts. So ist das selbständige Magyarenreich**) schnell

---

*) Pest hängt mit Buda oder Ofen durch eine Brücke zusammen.

**) Am 2. Dec. 1848 hatte Kaiser Ferdinand die Krone an seinen Neffen Franz Joseph abgetreten. Der ungarische Reichstag versagte seine Zustimmung und erklärte sogar, am 14. April 1849, Ungarn für einen selbständigen Staat, von dessen Regierung das Haus Habsburg-Lothringen auf immer ausgeschlossen sein solle.

zergangen wie entstanden; und das nicht allein, auch die Rechte und Freiheiten, welche die Nation Jahrhunderte lang besessen, wurden der Gnade des obsiegenden Herrn völlig preisgegeben. Während der Revolutionsepoche hatte Ungarn versucht, die sogenannten Nebenländer — Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien, die Militärgrenze — die bis dorthin faktisch von ihm ganz unabhängig gewesen waren, sich anzugliedern und zu einem großen Reiche zu vereinigen; allein die Bevölkerung derselben hatte dieser Vereinigung, von der man eine Unterdrückung der heimischen Nationalitäten durch die Magyaren fürchtete, widerstrebt und wesentlich zum Siege Oesterreichs über Ungarn beigetragen. Zum Danke für die gebrachten Opfer wurden sie nun nicht nur als selbständige Kronländer eingerichtet, sondern es wurde auch, zur Belohnung der Serben, aus dem Banat und der Woiwodina ein neues Kronland, die serbische Woiwodschaft, errichtet. In Ungarn aber herrschte von nun an die österreichische Regierung mit unumschränkter Gewalt. Es bestand eine geordnete Verwaltung, gute Justiz, rasches Gedeihen auf allen wirthschaftlichen Gebieten. Die Germanisirung machte unglaubliche Fortschritte, die Magyaren aber trauerten und stählten sich in passivem Widerstande.

Infolge der Ereignisse von 1866 kam Ungarn in die glückliche Lage, diese Verhältnisse wieder zu ändern und die Gleichberechtigung mit dem cisleithanischen Kerne wieder zu erringen. Ungarn und Siebenbürgen wurden unter einem gemeinsamen Ministerium vereinigt und erhielten im ungarischen Reichstag eine gemeinsame Vertretung; Kroatien-Slavonien wurde auch wieder mit Ungarn verbunden, behielt aber daneben noch eine Sonderregierung und einen Sonderlandtag. Die Militärgrenze verblieb vorläufig unter dem Reichskriegsministerium. Diesen Ausgleich von 1867 haben eigentlich die Magyaren allein, ohne die 10 Mill. der andern Nationalitäten Ungarns gemacht; denn sie allein bildeten damals eine rührige, politisch geschulte Masse von mehr als 5 Mill., jede der andern Völkerschaften betrug weniger, keine war gewappnet und entschlossen. So erlangten sie eine Herrschaft, die in keinem Verhältnisse zu ihrer Volkszahl, zu ihrer Kultur und Bildung steht. Wie haben nun die Magyaren bis jetzt die Probe ihrer Regierungsfähigkeit bestanden? In politischer Beziehung unzweifelhaft glänzend; sie haben in dieser kurzen Zeit ein magyarisches Ungarn fertig gebracht, welches magyarischen Interessen dient und von magyarischen Verbindungsfäden durchzogen ist. Auch sonst wurde manches Gute gefördert (z. B. durch Anlage von Eisenbahnen.) Aber Ungarn ist ein erbarmungsloser Centralisationsstaat geworden, Siebenbürgen ist in Comitate zerschlagen und jeder Spur provinzieller Selbständigkeit, die Woiwodina sogar ihres Namens beraubt. Gründliche Kenner der Verhältnisse entwerfen ein trübes Bild von den innern Zuständen des Landes.*) Zwei Dinge, sagen sie, schlagen dem Reisenden, sowie er den Fuß über die ungarische Grenze setzt, im Gegensatze zur früheren deutschen Verwaltung sofort ins Gesicht: die schlechte Rechtspflege und der Völkerhader. Sofort nach erlangter Herrschaft warf sich die ganze Energie der Magyaren, ihr politisches Talent, ihr wildes Ungestüm, ihre tiefe Angst vor der Zukunft auf das eine große Ziel, aus Ungarn einen magyarischen Staat zu machen. Um nicht selbst in den Wogen des Slaventhums unterzugehen, werden sie dämonisch getrieben, andere Nationen zu erwürgen; sie ahnen

---

*) Dr. von Löher, die Magyaren und andere Ungarn. Leipzig, 1874.

dunkel, daß sie untergehen, wenn sie nicht mehr herrschen. In früherer Zeit war eine Verschmelzung der Deutschen, Ruthenen, Slovaken, Kroaten und Walachen mit den Magyaren zu einer gleichartigen ungarischen Nation unmöglich; denn das vorherrschende Volk war durch Geist und Gesittung den andern nicht überlegen, stand theilweise zurück. Die Magyaren hatten nichts mitzutheilen, weder ein ausgebildetes Rechtswesen, noch Literatur und Kunst, noch edle religiöse Bildung, selbst ihre Staatskunst war nur ein sehr einfach gefügtes Gebälke. So lebten die Völkerschaften, jedes unberührt in seinem nationalen Wesen, friedlich nebeneinander, und die höchste Reichsgewalt that das Ihrige, jede in ihren Sonderrechten zu schützen. Allmählich umfing die sämmtlichen Bewohner ein gemeinsames Reichsbewußtsein, und als die schreckliche Türkennoth sich heranwälzte, fühlten sie sich vollends als christliche Gemeinschaft auf Vorposten. Dem Walachen Hunyadi, dem Kroaten Zriny, dem Prinzen Eugen, dem Prinzen Ludwig von Baden und anderen Heerführern und Staatsmännern deutscher Abkunft waren die Nationalitäten so gleichgiltig, wie dem Wallenstein in seinem Heere. Schon vor 1848 nun versuchten die Magyaren, aus Ungarn einen Nationalstaat zu machen, den andern Völkern ihr stolzes Nationalgefühl und ihre Sprache aufzudrängen; der Ausgang der Revolution hinderte sie daran. Aber jetzt, da sie seit 1867 infolge des Ausgleichs und durch die Verbreitung des magyarischen Adels über ganz Ungarn das politische Uebergewicht in Händen hatten und durch ein neues Wahlgesetz diesem Adel sein ungeheures Uebergewicht zu sichern und zu mehren wußten, sollte alles im Staate mit einem Schlage magyarisch werden, die Gesetzbücher, die Gerichte, die höheren und mittleren Schulen, selbst die Amtssprache aller Gemeinden. Die deutschen Professoren und Beamten wurden überall vertrieben, überallhin Magyaren oder ihre Dienstläufer geschickt. In überstürzender Hast wurden Gesetze, Einrichtungen und Unternehmungen ausgegossen, welche Ungarns übrige Völkerschaften bis zum Grunde aufwühlten und bei keiner einzigen auch nur den Schimmer einer Befriedigung erzeugten. Mit der Erklärung der Magyarensprache zur Amtssprache mußte sie auch in der Volksschule gelehrt werden; damit aber war der empfindlichste Punkt aller Nichtmagyaren getroffen, sie fühlten eine nationale Unterdrückung, es war nicht mehr der politische Staat und das Gesetz, sondern es war das magyarische Volk, welches die andern alle unterjochen wollte. Und sofort, wie 1848, war diese Frage eine glühend heiße. Wenn eine kluge Regierung ein zurückgebliebenes Volk weise und langsam zu einer Kultursprache überführt, so wird es das schon bitter empfinden; maßt sich aber ein ganzes Volk, das an Kultur nicht höher oder gar niedriger steht, dergleichen an, so ist das eine tiefe Kränkung. Denn, sagt Löher,*) das ist der Magyaren Unglück, daß sie bei aller Energie des Charakters mit einer unvergänglichen Dürre und Unfruchtbarkeit des Geistes geschlagen sind, und daß sie bei entschiedenem Geschick in Herrschaft und Politik, bei leidenschaftlichem Ehrgeiz und heißem Nationalgefühl nur schwer einer seltsamen administrativen Unfähigkeit, einer angebornen Arbeitsscheu, einer rücksichtslosen Greifsucht nach vielen guten Dingen sich entschlagen können. Die natürliche Folge war, daß fast alles misrieth, was sie anfiengen, daß sofort geistige, sittliche, wirthschaftliche Verwüstung sich verbreitete, wo die

*) In der Vorrede zu der Denkschrift aus Siebenbürgen: Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn. München, 1874.

magyarische Herrschaft sich niederließ. Dies allgemeine Elend — das sich am kläglichsten darstellt im Verderben der Finanzen, der Justiz, der Schulen, der Landstraßen — ist so furchtbar mahnend hereingebrochen, daß jetzt sogar die Magyaren Schrecken ergreift. Die Corruption hat einen Grad eingenommen — schreibt man aus Ungarn selbst — von dem man im übrigen Europa gar keinen Begriff hat. Und was thun die Magyaren solchen Gefahren gegenüber? Eben strecken sie die Hände aus, durch ein sogenanntes Arrondirungsgesetz die deutsch-ungarische Nationalität ins Herz zu treffen — die Deutschen, durch welche doch die verschiedenen ungarischen Nationalitäten früher vor der Verschlingung durch die Türken geschützt wurden und nun vor der durch die Russen geschützt werden, die Deutschen, durch welche alle diese Völkerschaften, die ohne Ausnahme früher auf niedriger Bildungsstufe standen, allmählich zu edlerer Kultur emporgebracht und auch dadurch geistig genährt wurden, daß fort und fort Schaaren von Deutschen, sobald sie unter Magyaren und Slaven einsam saßen, in diesen aufgingen, die Deutschen, denen doch Ungarn alles verdankt, was es an Bildung, Kunst, Gewerbfleiß und Handel besitzt. „Nachdem man den Gerichten und Gemeindevertretungen der Deutschen die magyarische Sprache aufgezwungen, deutsch-gesinnte Beamte allerorten unterdrückt, den Schulen und öffentlichen Anstalten der Deutschen möglichst Abbruch gethan, soll jetzt dieses Gesetz ihrer Nationalität den letzten Rückhalt nehmen, indem man ihre alten Volksgebiete zerstückelt, damit die Nationalität der kleinen Bruchstücke unter den Magyaren, Slovaken, Serben und Walachen, denen sie zugewiesen werden, erstické, und diese Fremden Herr werden über ihr nationales und ihr Stiftungsvermögen." — Ebenso oder wo möglich noch erbitterter als unter den Deutschen Ungarns ist die Stimmung unter den Serben der Woiwodina, und die seit dem 1. Nov. 1872 dem Ungarnreiche einverleibten Banater Militärgrenzer (Semlin bis Orsowa, nämlich das Deutsch-, das Rumänisch- und das Serbisch-Banater Regiment, sowie das Titler Tschaikisten-Bataillon), die an die Gerechtigkeit und Ehrlichkeit der deutschen Militärverwaltung gewöhnt und ihrer Kulturüberlegenheit über ihre Stammesgenossen außerhalb der Grenze sich bewußt sind, haben durch die jüngste Abgeordnetenwahl wie ein Mann gegen die Segnungen der magyarischen Junkerwirthschaft, unter die sie sich plötzlich versetzt sehen, protestirt. Der Grimm, der in den schwer beleidigten Völkerschaften kocht, ist kaum mehr zu ersticken. Ob durch solche Erfahrungen die Magyaren wohl aus ihrer nationalen Verblendung und aus dem über das ganze Land verbreiteten Unglücksnetz der Adels-, Titel-, Stellen- und Goldjägerei herauskommen werden? Im Interesse der allgemeinen Kultur sowohl, als des großen zukunftsreichen Landes, in welchem so viel Patriotismus und Willenskraft zu Hause, ist es zu wünschen.

b) Die einzelnen Länder.

1) **Ungarn.** Die Hälfte von Grund und Boden ist Wiese, Weide und Wald; 1/3 sehr gut zum Ackerbau. Das Weinland beträgt ca. 50 Q.-M. Das **Schulwesen** Ungarns ist schlecht bestellt. Noch nahezu 2000 Gemeinden (1/6 aller) entbehren jeder Unterrichtsanstalt; von den schulpflichtigen Kindern besuchen nur 48% die Schule, doch soll im Jahre 1871 die Zahl auf 60% gestiegen sein; 1/2 Mill. Kinder hat bloß winters Unterricht und 200000 haben keine Schulbücher; von 100 heiratenden Mädchen können

85 ihren Namen nicht schreiben; nur 25% der eingestellten Rekruten können lesen und schreiben; eigentliche Bürgerschulen gibt es gar nicht, Mädchenschulen sehr wenige. In einem einzigen Comitate sind noch 17 Lehrer, die zwar lesen, aber nicht schreiben können. Realschulen gibt es bloß 17, gegenüber 114 Gymnasien, von letzteren 52 evangelische. Die einzige Universität des Landes ist zu Pest; daneben gibt es noch einige Akademien und technische Institute, Spezialschulen &c. — Eingetheilt ist Ungarn in die 4 Kreise diesseit der Donau (12 Comitate), jenseit der Donau (11 Comitate), diesseit der Theiß (10 Comitate), und jenseit der Theiß (16 Comitate), oder in 49 Comitate und die 3 Distrikte der Jazygier, Haiduken und Kumanen. Die ehemalige Banater Militärgrenze ist noch nicht in Comitate eingetheilt. — Orte: a) Diesseit der Donau: Pest mit 200000 E., nach Wien der bedeutendste Platz an der Donau; Nationalinstitute: Universität, Theater &c.; Sitz der Regierung; mit Ofen, 54000 E., durch eine Brücke verbunden und zwar die letzte an der mittleren und untern Donau, da zwischen Neusatz-Peterwardein nur Schiffbrücke; als vereinigte Hauptstadt Buda-pest. Ketskemét mit 41000 E. in der großen Steppe. Maria Theresienstadt mit 56000, Zenta a. d. Theiß, Zombor mit 25000 E. Neusatz. Aufwärts an der Donau: Waitzen, Gran, Sitz des ersten Erzbischofs. Presburg mit 46500 größtentheils deutschen Bewohnern. Tyrnau nordöstl. davon, reich an Kirchen, Klöstern und Thürmen. Die Bergstädte Neusohl, Kremnitz und Schemnitz. — b) Jenseit der Donau: Oedenburg mit 21100 E. Raab am gleichnamigen Flusse. Festung Komorn a. d. Donau am Ende der Insel Schütt. Stuhlweißenburg, Krönungsstadt, Residenz und Grabstätte der Arpaden, 23000 E., südwestl. von Ofen. Fünfkirchen mit 23800 E. Oestlich Mohacs und westl. Szigeth. — c) Diesseit der Theiß: Kaschau am Hernad, Haupthandelsplatz an der Straße nach Galizien; Festung Munkács nahe den Waldkarpathen. Iglo, Käsmark und Leutschau, Hauptstädte in der Zips; die Einwohnerzahl der 16 Zipser Städte beläuft sich auf 30000. Bad Schmeks in unvergleichlich schöner Lage in der Zips. Tokaj a. d. Theiß. Miscolcs. Erlau östl. der Matra mit 19000 E. Jasz Berenyi ist Comitatssitz der Jazygen und Kumanen. — d) Jenseit der Theiß: Debreczin mit 46000 E., im Mittelpunkt der magyarischen Nationalität. Groß-Szigeth a. d. obern Theiß im salzreichen Comitat Marmaros. Festung Groß-Wardein mit 28700 an der schwarzen Körös. Csaba mit 30000 E. Mezö Básárhely nahe der Theiß, 49000 E. Szegedin a. d. Theiß mit 70000 E. Festung Arad mit 32700 E, und nordöstl. davon Világos. Temesvár mit 32200 E. Gr. Kikinda ein Hauptort im Serbenlande. Werschetz mit 21000 E., Pancsova, Weißkirchen, Mehadia mit den berühmten Herkulesbädern und Karansebes in der nun provinzialisirten Banater Militärgrenze.

2) Siebenbürgen, früher auch Transsylvanien genannt (der ausgedehnten Waldungen wegen, die es von Ungarn scheiden). Ursprünglich eine Provinz von Ungarn, seit 1526 abgelöst, indem einheimische Magnaten meist im Bunde mit den Türken sich gegen Oesterreich in der Herrschaft des Landes behaupteten. 1699 mußte der Fürst die österreichische Oberhoheit wieder anerkennen, und 1713 wurde es unmittelbar österreichisch. An der Regierung des Landes nahmen die Stände der Sachsen, Magyaren und Szekler Theil. Seit 1867 ist Siebenbürgen zu einem Theil Ungarns erklärt, und

gegenwärtig arbeiten die Magyaren daran, die Sachsen Siebenbürgens zu zersetzen, jene 224000 Deutschen, deren geschichtliche Ehren so hoch und leuchtend sind, als die irgend eines Stammes in Deutschland. Nachdem man ihr altes Gerichts- und Gemeindewesen zerbrochen, legt man jetzt die zerstörende Hand an ihre Lehranstalten, anerkanntermaßen die besten ganz Ungarns, man wagt es, sie lieber zu vernichten, als sie länger als Pflegestätten deutscher Sprache und deutschen Lebens zu dulden. „Das ist eben das Fürchterliche, daß der Erfolg dieser Magyaren zugleich die erbarmungslose Verwüstung höherer Kultur ist; wer etwas davon gesehen hat, fühlt sich aus innerer Empörung gedrängt, öffentlich seine Stimme zu erheben."*) — Das Land hat alle Abstufungen des Klimas vom schwedischen bis zum italischen. Von den 29 Gymnasien des Landes sind 13 evangelisch, 9 römisch und 7 griechisch; 5 Realschulen. Städte im Sachsenlande: Hermannstadt mit 19000 E., Hauptstadt des Landes. Kronstadt im Burzenlande (im SO.), eine Gründung deutscher Kreuzfahrer, mit lebhaftem Handel nach Rumänien und 27700 E. Schäßburg und Mediasch. Bistritz im Nösnerlande (im N.); Beginn der Franzensstraße (nach der Bukowina) über den Paß Borgo. — Klausenburg mit 26300 E., Hauptort der Magyaren; Karlsburg, Festung. — Maros Vásárhely mit 13000 E., Hauptort der Szekler.

3) Kroatien-Slavonien, der Theil des alten Kroatenreiches, der sich unter Koloman (1089) freiwillig Ungarn als regnum socium anschloß; freilich wurde er von Ungarn, als dem stärkeren Staate, bald als pars adnexa behandelt. Ein Theil des Landes, ursprünglich die untere Halbinsel zwischen Drau und Sau, wurde als Herzogthum Slavonien zur Apanage königlicher Prinzen bestimmt. Seit 1867 wieder mit Ungarn verbunden. Nach dem neuen Ausgleich zwischen Ungarn und Kroatien (Juni 1873) steht Kroatien in den mit Ungarn gemeinsamen Angelegenheiten unter dem ungarischen Ministerium und Reichstag, besorgt indes die innere Verwaltung, die Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten, sowie das Justizwesen selbständig und hat deshalb noch seinen besonderen Landtag; an der Spitze der Spezialregierung steht der vom König ernannte Banus. Der kroatische Minister ist Mitglied des ungarischen Ministeriums. Man rühmt die Sorgfalt der gegenwärtigen Verwaltung für das Unterrichtsfach, wo Volks- und Mittelschulen nach deutschem Muster eingerichtet werden. Es ist dies auch nothwendig, denn bis jetzt konnten 90 % der Bevölkerung weder lesen noch schreiben; der Handel geht in den Kinderschuhen, Industrie gibt es nicht, politische Bildung und Schulung ist wenig vorhanden. Ein Unterschied zwischen Kroaten und Serben hinsichtlich der Nationalität und Sprache existirt nicht, beide sind eigentlich ein Volk; nur sind die ersteren von Rom aus zum Christenthum bekehrt und deshalb römisch, sie schreiben ihre Sprache mit lateinischen Buchstaben und ihre Geschichte ist mit den Geschicken Westeuropas verknüpft, während die Serben von Byzanz aus christianisirt

*) Löher, Jahresbericht der geogr. Gesellschaft zu München. III. Die weiter oben erwähnte „Denkschrift aus Siebenbürgen" ist ein Schmerzensruf unserer dortigen Volksgenossen, ein Appell an die öffentliche Meinung der gebildeten Welt, eine Verwahrung gegen die Gewaltakte der Pester Regierung, welche die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden, vom ungarischen König in seinem Krönungseid mitbeschworenen Rechte der sächsischen Nation den vier Winden preisgeben, die Nation als solche vollständig vernichten und ihr altehrwürdiges Vertretungsorgan — die aus 44 Abgeordneten bestehende Nationaluniversität — einfach abschaffen will.

wurden und daher griechische Christen sind, ihre Sprache mit cyrillischen Buchstaben schreiben und ihre Geschichte dem Osten Europas angehört. Städte: Agram mit 19800 E. und einer neuen südslavischen „Franz-Josephs-Universität," die am 1. Okt. 1874 ins Leben tritt und nach deutschem System eingerichtet ist; überhaupt ist alles, was in den Drau- und Sauländern im Interesse der Civilisation geschieht, nur Reflex des deutschen Geistes; Hauptstadt des Landes. Warasdin a. d. Drau. Belovar in der provinzialisirten ehemaligen Warasdiner „Grenze." Deákovár, Bischofssitz. Essek, bedeutende Festung a. d. Drau mit 17200 E. Karlstadt a. d. Kulpa, Festung und Handelsplatz. Fiume, königl. Freistadt, aufblühender Hafen. Zengg, Freihafen.

4) Die Militärgrenze fand ihren Anfang unter Matthias Corvinus, der vor den Türken flüchtende Serben in Kroatien ansiedelte; die österreichische Regierung hat später die Einrichtung weiter ausgebildet. In der Gegenwart hat dieselbe ihre Bedeutung verloren und werden deshalb diese Gebiete nach und nach der Civilverwaltung übergeben. Doch liegt diese Ueberführung nicht sowohl im Interesse der Grenzgebiete, als vielmehr in dem Ungarns, da der Kulturabstand — zum Vortheile der Grenze — zwischen letzterer und den an sie stoßenden Bezirken ein sehr bedeutender ist. Müssen doch die Verordnungen betreffs Provinzialisirung der Militärgrenze von den in letzterer einzuführenden ungarischen und kroatischen Gesetzen Ausnahmen statuiren, müssen sie doch zum Schutze des Schulwesens wie anderer gemeinnütziger Institutionen und zum Schutze der Bevölkerung gegen mittelalterliche Barbarei (z. B. gegen Prügel- und Kettenstrafe) ausdrückliche Bestimmungen treffen. Die Gebiete der Banater, Warasdiner 2c. Regimenter sind bereits theils in ungarische, theils kroatische Civilverwaltung übergeführt (S. S. 267), so daß nur noch die kroatisch-slavonische Grenze (9 Regimenter, z. B. das Oguliner, Gradiskaner, Peterwardeiner 2c.) übrig ist, zu deren Provinzialisirung indes durch kaiserliches Manifest vom 8. August 1873 auch bereits die Vorbereitungen getroffen werden. Große Strecken herrlichen Hochwaldes, bisher vom Reichskriegsministerium verwaltet, werden nun theils Gemeindeeigenthum, theils ungarisch-kroatischer Staatsbesitz. Gradiska und Brod, feste Plätze a. d. Sau. Semlin a. d. Donau. Karlowitz, Mittelpunkt der österreichischen Serben, gleichfalls a. d. Donau, in der Nähe der starken Festung Peterwardein, wo Eugens Sieg 1716.

§. 9. Fürstenthum Liechtenstein.

Größe: 3 Q.-M. Bevölkerung: 8300.

Neben Graubünden und Vorarlberg am Hochrhein gelegen. Dies kleine und doch souveräne Ländchen gehört der reichen österreichischen Standesherrschaft Liechtenstein, die 1699 die beiden, den Bestand des Ganzen bildenden Grafschaften Vaduz und Schellenberg kaufte; 1719 ward es zum Reichsfürstenthum erhoben. Bis 1866 Glied des Deutschen Bundes, jetzt mit Oesterreich zollvereint. Konstitutionell-monarchische Verfassung; die Regierung im Mannsstamme erblich. Der Fürst residirt gewöhnlich in Wien und hat ausgedehnte Besitzungen in Oesterreich, Preußen und Sachsen. Hauptort: Marktflecken Vaduz.

§. 10. Die Schweiz.

Größe: 752 Q.-M.*) Bevölkerung: 2,669000. Volksdichtigkeit: 3548.

(Siehe Abschnitt 2 die Kap. Alpen, Rhein und Rhone.)

Die Schweiz oder Helvetien liegt zwischen 45³/₄ und 47³/₄ ° N. Br., zwischen den Großmächten Oesterreich (mit Liechtenstein), Italien, Frankreich und dem Deutschen Reich. **) Felsen, Schneefelder und Gletscher, Seen und Flüsse nehmen fast den dritten Theil der Oberfläche des Bodens ein; für den Wohnplatz der Menschen bleiben etwa 530 Q.-M. übrig. Die Bevölkerung ist größtentheils (69 %) deutsch; nur im altburgundischen Westen und Südwesten wird französisch (24 %) und am Tessin italienisch (5½ %) gesprochen, in einigen Thälern Graubündens hört man auch rhätoromanisch (1½ %). Die Mehrzahl — über 1½ Mill. — ist reformirt und wohnt besonders im N. und W., also in den flacheren Gegenden; die Minderzahl — 1 Mill. — ist (römisch- und alt-) katholisch und hat vorzugsweise die rechten Berggegenden inne, so namentlich auch die 4 Ur- oder Waldkantone (um den Vierwaldstädter See und die obere Reuß her), an deren Eingangsthälern Morgarten, Näfels, Sempach und Kappel liegen, und deren Bevölkerung (wie die Tirols) sich ablehnend gegen alles das verhält, was dem Hergebrachten (wenn auch Ueberlebten) in Sitte, Recht und Glauben entgegensteht. In einigen Cantonen wohnen Reformirte und Katholiken untereinander. Juden, besonders in den Cantonen Aargau und Bern, zählt man ca. 12000. Zahlreiche kleinere Religionsgenossenschaften. — Die eidgenössische Bundesrepublik muß als ein deutscher Staat gelten; nicht nur, daß der eigentliche Stamm der Eidgenossenschaft, die Urcantone in der Mitte des Ganzen insbesondere und die (13) alten Cantone überhaupt urdeutsch sind, indem bloß 2 derselben (Bern und Freiburg) theilweise französische Bevölkerung haben; nicht nur daß somit die Sprachgrenze vorzugsweise in den erst seit dem 16. Jahrhundert dazu gekommenen (9) neuen Cantonen liegt und von diesen wieder 3 (Aargau, Thurgau, St. Gallen) ganz, 2 (Graubünden und Wallis) theilweise deutsch, überhaupt nur 4 Cantone ganz wälsch sind (Waadt, Neuenburg und Genf französisch, Tessin italienisch) und also die große Mehrzahl der Schweizer die deutsche Sprache redet: sondern die deutschen Cantone sind auch, wie die Heimat der schweizerischen

---

*) Mit Einschluß der Seenflächen, auch des schweizerischen Antheils am Bodensee.

**) „Die Schweizer wohnen auf der hohen Scheidewand zwischen dem germanischen und romanischen Europa; ihre Geschichte zeigt bald ein Schwanken nach der einen oder andern Richtung, bald ein egoistisches Sichabschließen gegen beide. Dem Fortschritt der von der germanisch-oceanischen Seite eindringenden Reformation wurde vom Mittelmeere her durch Sendung von Jesuiten erfolgreich entgegenwirkt" (Kapp).

Freiheit und Geschichte, so die Wiege der schweizerischen Literatur und Geistesbildung; die Republick kann existiren wie mit, so ohne romanische Zuthat, aber ohne den deutschen Stammhalt würden nur etliche französisch oder italienisch redende Cantone übrig bleiben.

Die Schweiz umfaßt das Mittelgebiet der Alpen, welche es zum höchsten Lande Europas machen; sie ist kein durch bestimmte Naturgrenzen abgeschlossenes Ganze, im Gegentheil, ihr Haupttheil, das Gebiet des Hochrheines, gehört in natürlicher Beziehung, wie hinsichtlich des Volksthums zu Deutschland und das alte deutsche Reich hat eben, indem es im westfälischen Frieden die vereinigten Schweizercantone aus seiner Oberhoheit entließ, auf seine feste und sichere Naturgrenze und die wichtigsten Alpenpässe nach Italien hin, also auf seine natürliche Bergfestung verzichtet. Der Gebirgsknoten des Gotthard bildet für das Gebirgs- und Gewässersystem der Schweiz einen Mittel- und Ausgangspunkt; eine Linie von der Nordwestecke bei Basel gegen diesen Punkt scheidet die Ost- und Westschweiz. Von ihm aus ziehen in der Streichungslinie von Nordost nach Südwest die beiden Hauptthäler der Schweiz, nämlich die des Rheines und der Rhone, beide im ganzen und im einzelnen überraschende Ähnlichkeiten zeigend, auf der Südseite eingefaßt von der Uralpenzone der rhätischen, lepontinischen und penninischen Kette, auf der Nordseite von den größtentheils aus Kalk aufgebauten Tödi-, Urner und Berner Alpen. Der Rhein macht sein Knie bei Chur, um nordwärts zum Bodensee, die Rhone bei Martinach, um gleichfalls nordwärts zum Genfer See zu fließen. So ist die Schweiz das Quellgebiet für große Ströme, welche den Ländern angehören, deren Grenzland sie bildet: für Rhein (Deutschland), Rhone (Frankreich), Po (Italien) und Inn-Donau (Oesterreich). Das Quellgebiet des Rheines gehört ihr (mit Ausnahme der östlichsten Zuflüsse) ganz an, das der Rhone zum Theil, zu Po und Donau sendet sie nur wenig Gewässer. Mit dem Antheil, den sie an jenen Stromgebieten hat, steht im allgemeinen die Stammverschiedenheit ihrer Bewohner und deren Zahlenverhältnisse im Einklange — die Flußthäler waren eben den nach dem Sturze der Römerherrschaft in die Hochalpen eindringenden germanischen Völkerschaften Führer: die Allemanen drangen durchs offene Rheinthal vor, die Burgunder durch das der Rhone, die Markmannen und Gothen (Bajuvaren) kamen von der Donauseite. Wie der größte Theil der Schweiz dem Rheingebiete angehört, so ist denn auch dies ganze Quellland des Rheines, sowie das Rhonethal im obern Wallis und der größere Theil des Innthales im Engadin von Deutschen bewohnt. Eine Art Naturgrenze für die Schweiz bilden die Läuterungsbecken der in offenen Stromthälern das Land verlassenden Flüsse: Boden-, Langen- und Genfer See; außerdem ist sie von Italien durch höchste Theile der Central-Alpen geschieden. Die

parallelen Wälle des Jura (zwischen Rhone und Rhein) können leicht überschritten werden. Der Rhein bildet auch hier weder Natur- noch Volksgrenze.

Der zwischen dem Boden- und Genfer See gelegene Landstrich, etwa $^{1}/_{3}$ des Ganzen, kann, jedoch nur im Gegensatz zum Hoch- und Mittelgebirgsland der andern $^{2}/_{3}$, als ebene oder flache Schweiz bezeichnet werden. Zwischen Jura und Alpen gelegen und von diesen durch die Depression einer Seenkette und durch hohe Schuttmassen (Nagelfluh) geschieden, bildet sie, einem breiten Längenthale vergleichbar, ein durch Hügelketten gegliedertes Gelände, den Anfang der schwäbisch-baierischen Hochebene, aber vor letzterer durch südlichere, nach W. geneigte Lage, durch geringere Seehöhe (Bodensee 393 m., Vierwaldstädter See 437 m., Genfer See 396 m., Basel 248 m.), milderes Klima und größere Gliederung (Molassehügel und tief eingeschnittene Flußthäler) ausgezeichnet. Die schweizerische „Hochebene" ist wie die „Region der Flüsse mit beruhigterem Laufe", so auch die Kornkammer für das Gebirg, indem hier der Ackerbau zwar mit Anstrengung, aber Erfolg betrieben wird, sie ist zugleich die Region der Städte und der städtischen Gewerbe, mit einer Bevölkerung, die im allgemeinen in industrieller und merkantiler Thätigkeit, im Schul- und Staatswesen, in verbesserter Kommunikation &c. den Gebirgsgegenden voraus ist, die Region, wo reges, selbständiges Gemeindeleben in zahlreichen kleinen Städten schon unter den Zähringern und Habsburgern neben den geistlichen Herrschaften sich hat entfalten können. In der Alpenregion, deren Bewohner in einer Menge von Längen- und Querthälern, oft durch Gletscher und Hochgebirgsketten von einander geschieden, leben, kann Landbau nur dürftig betrieben werden, Städte- und Fabrikanlagen fehlen fast durchaus und bildet die Viehzucht den Haupterwerbszweig; neben industriell betriebener Alpenwirthschaft findet sich hier auch halbnomadisches, ärmliches Hirtenleben.

Geschichtliches, Verfassung, Statistisches, Volkscharakter.

Die Helvetier waren eines der tapfersten celtischen Völker; durch Cäsar und Augustus kamen sie unter römische Herrschaft. Nach dem Sturze des Römerreiches erhielt das Land eine germanische Bevölkerung: der größte Theil ward allemanisch oder schwäbisch, der Südwesten burgundisch; später dem fränkischen Reiche einverleibt, verblieb es bei der Theilung desselben und nach manchem Besitzwechsel endlich dem deutschen Reiche. Die Zerbröckelung Schwabens und Burgunds führte zur Entstehung zahlreicher kleiner Herrschaften; denn die von den Königen eingesetzten Grafen und Herren errangen allmählich fast völlige Unabhängigkeit und Erblichkeit in ihren Gauen, und Aebte und Bischöfe maßten sich gleiche Gewalt in ihren Sprengeln an. Die Ritter und Herren aber, als die Inhaber von Grund und Boden, geboten von ihren Burgen aus über die Menge der unfreien oder hörigen Thalbewohner. In den Städten, die durch Handel und Gewerbfleiß wohlhabend geworden, hatte sich zwischen

Burgen und Klöstern eine neue Freiheit erhoben; daneben bestand noch eine Anzahl reichsunmittelbarer kleiner Gemeinwesen. Durch Reichsvögte ließ der Kaiser, dem die Hoheit über alles Gebirg zustand, über die unmittelbaren Landschaften die Strafrechtspflege und den Blutbann ausüben. Als aber Albrecht von Habsburg, Rudolfs Sohn, die freien Reichsgemeinden in den Bergen hinter den Seen zur Anerkennung der österreichischen Landesherrlichkeit zwingen wollte, erhoben sich die Männer der Waldstädte gegen die Bedrückungen der Vögte und errangen die Freiheit, die sie im Kampf von Morgarten (1315) behaupteten. So entstand an der Schwelle des 14. Jahrhunderts die schweizerische Eidgenossenschaft. Ihr Beginn war klein, doch wuchs sie in den nächsten Jahrhunderten durch heldenmüthige Bekämpfung der Gegner und durch glückliche Erwerbungen zu einem Bunde, der über die herrliche Alpenlandschaft vom Hochgebirg bis zum schwäbischen Rhein, und auf der Südseite bis zum italischen Lago maggiore sich erstreckte. Sie rechnete sich anfangs noch zum deutschen Reiche, doch wurde der Reichsverband mit der Zunahme des päbstlichen und französischen Einflusses immer lockerer, und nachdem Kaiser Max I. 1499 sie vergeblich angegriffen hatte, wurde sie dem Reiche völlig entfremdet. Von Maximilian II. ließen sich die Cantone zum letztenmale die Bestätigung ihrer Freiheit ertheilen, und im westfälischen Frieden erkannte das Reich ihre Absonderung förmlich an. Nun galt die Eidgenossenschaft als ein eigner europäischer Staat und bestand aus folgenden Theilen: a) 13 Cantone, die theils städtische Gebiete waren, mehr oder minder aristokratisch regiert von kleinem und großem Rath, mit einem Bürgermeister oder Schultheiß an der Spitze: Zürich, Bern, Luzern, Zug, Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen; theils Länder, demokratisch regiert mit einer Landsgemeinde und einem Landammann an der Spitze: Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Appenzell. b) Schutzgenossen oder zugewandte Orte, nämlich Abtei und Stadt St. Gallen, Rhätien, Wallis, Biel, Genf, Fürstenthum Neuenburg, Mülhausen im Elsaß. c) Unterthanenlande oder eidgenössische Vogteien, die von einigen Cantonen regiert wurden, nämlich ital. Vogteien südl. des Gotthard, Sargans und Rheinthal neben Vorarlberg, Baden nebst freien Aemtern; Murten, Gransee (Grandson.)*)

---

*) Eine auffallende Erscheinung in der Geschichte dieser kleinen Republiken war der gewaltsame oder käufliche Erwerb von nahegelegenen Landstrichen, deren Bewohner sie durch Mittel der Nöthigung zu ihren Unterthanen preßten. Zuerst eigneten sie sich das habsburgische Erbgut, den Aar- und Thurgau an, verschafften sich dann große Besitzungen der Grafen von Toggenburg, nahmen den Mailändern das südl. des Gotthard gelegene schöne und reiche Liviner Thal ꝛc. Diese annektirten Landstriche ließen sie durch Vögte regieren und bezogen daraus reiche Gefälle. Dieselben kleinen Gemeinwesen der Hochschweiz (besonders Uri), welche das ihnen zugedachte Unterthanenjoch der Habsburger mit so viel Freiheitsliebe und Todesmuth abgeworfen, legten dieses Joch nun auf ihre sogenannten Unterthanenlande, die sie mit tyrannischer Strenge in politischer Abhängigkeit von sich erhielten und denen sie, trotz einiger kleinen Freiheiten und Rechte, die sie ihnen ließen, oft empörende Gewalt anthaten. Dieser krankhafte Heißhunger nach Landbesitz und Gold, wohl durch die Siege über das mächtige Oesterreich und über Karl den Kühnen von Burgund, sowie durch gemachte reiche Beute wiederholt angeregt, zieht wie ein häßliches Räthsel durch die schweizerische Geschichte, da er in schneidendem Widerspruch mit der Art des einfachen, patriarchalischen Hirtenvolkes und mit der Natur des

Vom germanischen Stammkörper abgelöst, ließ sichs nun die Schweiz einfallen, eine eigene Nationalität darstellen zu wollen. So mancherlei regierende, regierte, beschützte und unterthänige Theile mußten aber nothwendig mancherlei Rechtsame und große Ungleichheit haben, und keineswegs ward an eine feste innige Vereinigung derselben gedacht. Vielmehr hielt der Gegensatz von aristokrat. und demokrat. Anforderungen nicht bloß die Cantone, sondern auch die verschiedenen Volksklassen in den Cantonen auseinander, wozu seit Beginn des 16. Jahrhunderts, da die Reformationsidee nicht den ganzen Schweizerbund hatte durchdringen können, noch ein kirchlicher Gegensatz gekommen war, der, nachdem er heftigen innern Streit erregt, auch im Frieden eben solche Absonderung und Verschiedenheit der geistigen Kultur veranlaßte, wie in Deutschland. Jedoch fiel trotz der Entfremdung ihrer Theile die Eidgenossenschaft nicht auseinander. Man hielt wenigstens am sogen. schweizerischen Vaterlande, und so lange noch die innern Einrichtungen nicht veraltet waren, wurden sie auch trotz ihrer Mängel nicht morsch. Aber im 17. und 18. Jahrhundert veralteten sie wirklich. Lange Ruhe, indem man bei großen Kriegen mächtiger Nachbarn Neutralität behauptete, ließ die ehemalige politische Thätigkeit, ohne die ein jedes Volk eigne Kraft und fremde Achtung verliert, allmählig erstarren; das Hergebrachte ward ängstlich erhalten, nicht verbessert. Während früher die Theilnahme an den politischen und religiösen Kämpfen des deutschen Reiches einiger Fortentwickelung der muthig erstrittenen Freiheit gedient hatte, folgte nun Stillstand und Rückschritt. Lag ja schon in der Ablösung vom Reiche ausgedrückt, daß sich die Eidgenossen unter dem Einflusse der römischen Kurie und des romanischen Frankreichs von der germanischen Seite des Continents, der sie bisher angehört, hatten abwendig machen lassen. Wirklich war die deutsche Schweiz auf dem Wege, durch die Wälschen, die sie sich angegliedert, romanisirt zu werden wie der Stamm der Burgunder. Denn ihre politische Trennung war leider auch eine Trennung von den Mittelpunkten deutscher Bildung geworden, die Sprache zum rauhen Dialekt, dem örtlich vergröberten Mittelhochdeutsch, herabgesunken, so daß, wer gebildet reden und schreiben wollte, nicht zur reinern Form der Muttersprache, sondern zur fremden, zur französischen griff. Da kam das 18. Jahrhundert, und seine Ideen wirkten auch auf schweizerische Gelehrte und Bürger; geistvolle Männer arbeiteten und rangen, sich selbst reines deutsches Wort und deutsche Bildung anzueignen und in der Heimat zu verbreiten.

---

vaterländischen Bodens stand. Eine Aeußerung dieser Krankheit war auch das sogen. Reislaufen, nämlich der Handel, den die freien tapfern Hirtenstämme, die demokratischen Republikaner, mit ihren wehrhaften Söhnen trieben, die sie erst in ganzen Heerhaufen, dann einzeln an die Gewaltherrscher in Frankreich, Spanien, Italien &c. verkauften, unbekümmert darum, daß diese jungen Männer Blut und Leben für tyrannische Zwecke opfern mußten. Ihre heldenhafte Tapferkeit — bis zur Schlacht von Marignano hielt man sie für unbesiegbar — machte sie zu einer gesuchten Waare. Die Republikaner, deren Ahnen mit unerhörter Todesverachtung den österreichischen Absolutismus zurückgeworfen, führten nun die Gewaltthätigkeiten aller Regierungen, die ihre Dienste gut bezahlten, mit derselben Todesverachtung aus, ja schlachteten sich (wie in den Kriegen zwischen Karl V. und Franz I.) gegenseitig selbst ab. Der Umstand, daß Zwingli das Reislaufen und die von fremden Mächten bezogenen Jahrgelder eifrigst bekämpfte, bildete bekanntlich einen Hauptgrund zur kirchlichen Spaltung der Schweiz im 16. Jahrhundert, da jenes Unwesen namentlich für die 4 Waldstädte ein Hauptnahrungszweig geworden war.

Geistige Fäden gingen hinüber und herüber und wurden allmählich zu festen Klammern, die nun, wenigstens auf geistigem und nationalem Gebiete, den Theil und das große Ganze wieder innig miteinander verbinden. In der neuen deutschen Literatur bilden die deutschen Schweizer eine stattliche Reihe, darunter Namen von ausgezeichnetem Klange: Albr. Haller, Bodmer und Breitinger, Lavater, Hirzel, Iselin, Sal. Geßner, Euler, Sulzer, Zurlauben, Zimmermann, Füeßli, Salis, Pestalozzi, Johann Müller, Bonnstetten u. a. Vaterlandsfreunde stifteten eine gemeinnützige Gesellschaft zu Schinznach, und Einsichten in das, was dem Volks- und Staatsleben dringend noth that, begannen sich zu verbreiten. Doch ehe sie noch kräftig Wurzel fassen konnten, ward am Ende des 18. Jahrhunderts die Neutralität durch die übermüthige französ. Republik verletzt. Altes und Neues gerieth in Zwiespalt; der Mangel ächter Bundesverfassung erleichterte seit 1798 fremden Truppen den Einmarsch, und führte Umwälzungen herbei, die viel Gutes, namentlich die Aufhebung der widerlichen Unterschiede von Schutzgenossen, Cantonen, zugewandten Orten u. s. w. zur Folge hatten, aber auch beinahe der ganzen Eidgenossenschaft den Untergang brachten. Zum Glück achtete Napoleon das republikanische Dasein der Schweizer und die in ihnen vorhandene wirkliche Volkskraft so, daß er nicht als Eroberer, sondern als Vermittler auftrat und 1803 eine andere, der französischen nachgebildete Ordnung der Dinge bestätigte, die freilich, als er selber fiel, einer neuen im Jahr 1815 weichen mußte.

Die Schweiz bestand nunmehr aus 22 Cantonen, jeder souverän für sich, alle durch die Tagsatzung verbunden, die abwechselnd in den Vororten Zürich, Bern und Luzern zusammen kam. Leider erhielt die aus den 22 Cantonsgesandten bestehende Tagsatzung — jeder Canton hatte, ohne Rücksicht auf die Größe, eine Stimme — ähnlich wie der deutsche Bundestag zu Frankfurt viel zu wenig Befugnisse; es lag ihr nur die Sorge für die innere und äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft ob, zu Beschlüssen waren stets ²/₃ der Stimmen erforderlich und der engherzigste „Cantönligeist" konnte sich ungehindert breit machen. Die neue Ordnung erhielt sich deshalb nur mit Mühe und nur bis 1830, worauf unter mancherlei Erschütterungen und Zerwürfnissen die demokratische Form sich über die ganze Schweiz zu verbreiten suchte, während zugleich mehr Einheit und Kraft für die Oberbehörde der gesammten Eidgenossenschaft erstrebt wurde. Natürlich gab es viele Anhänger des Alten, die nicht damit einstimmten, der Jesuitenorden wurde zur Hilfe herbeigezogen und endlich unter 7 Cantonen (Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis) der Sonderbund zu Stande gebracht. Den Aussprüchen der Tagsatzung ward entschieden getrotzt und eine Spaltung stand in Aussicht. Mit einmal erhob sich indes die ganze übrige Schweiz dagegen (1847) und so energisch, daß der Sonderbund, der auf mehrere Kabinette des Auslands rechnete, schnell erdrückt und die Einigkeit wieder hergestellt wurde. Der günstige Moment wurde von den praktischen Schweizern mit so viel Eifer und Geschick benutzt, daß schon im September 1848, während man im philosophischen Deutschland die Zeit an ein System von Grundrechten verlor, eine wesentlich verbesserte, der nordamerikanischen nachgebildete Bundesverfassung geschaffen war. Aus dem lockeren schwachen Staatenbunde ward ein einheitlicher Bundesstaat. Die Selbständigkeit der einzelnen Cantone (Cantonalsouveränität) mußte sich darin einige Beschränkung gefallen lassen, und an die Stelle der Tagsatzung traten zwei legislative Häuser (die Bundesversamm-

lung und eine Exekutivgewalt. Jene sind: 1) der nach der Volkszahl auf 3 Jahre gewählte Nationalrath, und 2) der Ständerath (Senat), wozu jeder Canton 2 Mitglieder stellt, zusammen also 44. Die Exekutive hat der aus 7 Personen bestehende Bundesrath, mit einem Bundespräsidenten an der Spitze; Präsident und Rath werden, jener auf 1 Jahr, die Sieben aber auf 3 Jahre, von beiden legislativen Häusern gemeinschaftlich gewählt. Bern ist zum Sitz der Bundesversammlung und Exekutivgewalt bestimmt, und jener das Recht über Krieg und Frieden, über Bündnisse und Staatsverträge, über die Zölle und Posten der gesammten Eidgenossenschaft und über verschiedene andere Zweige der Verwaltung zugetheilt, die früher ausschließlich Sache der Cantone waren, sowie sie auch den amtlichen Verkehr einzelner Cantone mit Regierungen des Auslands zu vermitteln und die Mitglieder des hohen Bundesgerichts auf 3 jährige Amtsdauer zu ernennen hat.

Das Deutsche Reich bildet einen Bundesstaat mit monarchischem Haupte und wohlbewahrten Rechten seiner Einzelglieder, von denen die Mehrzahl (22) eine monarchische und nur 3 eine republikanische Verfassung haben; die Schweiz machte einen ganz ähnlichen Entwickelungsgang vom losen Staatenbunde zum fester gefügten Bundesstaate durch, nur haben im schweizerischen sämmtliche Glieder republikanische Verfassungen und dem entsprechend ist auch die Centralregierung republikanisch eingerichtet. Die jüngst (19. April 1874) nicht ohne heftige Gegnerschaft innerhalb des Bundes durch ein entschiedenes Mehrheitsvotum des schweizerischen Volkes („Referendum“) angenommene Verfassungsrevision hat das Einigungswerk der Schweiz bedeutend gefördert. Zwar die Grundlagen des Bundesstaates wurden durch dieselbe nicht geändert, die bisherigen Organe der Gesetzgebung und Verwaltung des Bundes und der Cantone blieben; nur werden die Befugnisse der ersteren erweitert und verschiedene Rechte der Cantone auf die Bundesgewalt übertragen. Der Ungeheuerlichkeit, daß für eine Bevölkerung von $2^1/_2$ Mill. 25 verschiedene Rechtsgesetzgebungen bestanden, wurde ein gedeihliches Ende bereitet, die uralten Beschränkungen des Niederlassungsrechtes wurden aufgehoben, an Stelle des bröckeligen Contingentenwesens eine starke einheitliche Wehrkraft errichtet, so daß künftig nicht mehr, wie ein Schweizer sich ausdrückt, „am Rande des Abgrunds von der Militärhoheit der Cantone Uri und Zug die Rede sein kann;“ auch eine einheitlichere Behandlung kirchlicher Angelegenheiten wurde durch dieselbe ermöglicht. Eine Neuerung von hervorragender Bedeutung ist die Einführung des Prinzips der unmittelbaren Betheiligung des Volks und der Cantone an der Bundesgesetzgebung. Vor 1866 galt die Schweiz vielen Deutschen nicht mit Unrecht als Muster für die Umwandlung eines Staatenbundes in einen Bundesstaat. Die norddeutsche Bundesverfassung jedoch hatte das Versäumte rasch nachgeholt und unsere Reichsverfassung von 1871 vollendete das deutsche Einigungswerk und gab dem Deutschen Reiche einen gewaltigen Vorsprung, welchen auch die schweizerische Verfassungsrevision noch nicht einzuholen vermochte; denn die deutsche Bundesverfassung geht nicht nur bezüglich der Militär-, Rechts- und Verkehrseinheit, sondern auch in Gewährung eines deutschen Bürgerrechtes und Unterstützungswohnsitzes weiter als die neueste schweizerische Verfassung, welche in den erwähnten und auch noch in anderen Gebieten den Stempel des Compromisses trägt. Dennoch bezeichnet nach dem Urtheil einsichtsvoller Schweizer das neue Einigungswerk einen hochwichtigen staatlichen Fortschritt und bietet eine neue Grundlage des Zusammenlebens, auf welcher fortan muthig weiter gearbeitet und eine

den jetzigen Rechtsanschauungen entsprechende eidgenössische Gesetzgebung aufgebaut werden kann. Die Gegner des Einigungswerkes waren und sind im Deutschen Reich wie in der Schweiz dieselben.

Was nun die Verfassung der einzelnen Cantone betrifft, so gibt es keine aristokratischen mehr. In Uri, Unterwalden, Glarus und Appenzell hat sich nach alter Weise die Landsgemeinde (mit einem alljährlich gewählten Landammann an der Spitze) als einfachste Form kleiner Volkschaften erhalten; in allen übrigen ist die Bevölkerung durch einen nach der Kopfzahl auf 4 Jahre gewählten Großen Rath (auf 1000 Bewohner 1 Rathsmitglied) repräsentirt, dessen Gesetzbeschlüsse in einzelnen Cantonen, oder auch in einzelnen Fällen, noch einer Abstimmung in den Gemeinden unterliegen. Der Großrath wählt auf bestimmte Zeit die höheren Beamten, namentlich die Mitglieder der Regierung (den Kleinen, Regierungs- oder Staatsrath), welche die laufenden Regierungsgeschäfte besorgen. Beamte der Gemeinden, Bezirke oder Kreise, verwaltender oder richterlicher Art, werden von diesen besonders gewählt, nur daß einige obere der Bestätigung oder Ernennung von der Cantonal-Regierungsbehörde unterliegen. Da jeder Canton in seiner eignen Einrichtung und Verwaltung selbständig ist, so finden sich natürlich Unterschiede und nicht bloß darin, daß z. B. in Bern ein Regierungspräsident (ehemals Schultheiß), im Aargau ein Landammann, in Basel ein Bürgermeister an der Spitze steht; auch noch in andern Dingen. So z. B. darf in St. Gallen das Volk innerhalb 45 Tagen nach Erlaß eines Gesetzes sein Veto dagegen einlegen. Abgesehen davon herrscht bundesgesetzlich politische Gleichberechtigung aller Bürger, und kann der Cantonalbürger sich überall in der gesammten Schweiz niederlassen.

Der Neuenburger Rougemont hat einmal die Schweiz die Akropolis von Europa genannt. Richtiger wäre: ein Bollwerk, das nach 4 Seiten, gegen Frankreich, Italien, Oesterreich und Deutschland Front macht und sie an diesem Punkte auseinander hält. Dies Bollwerk war aber geraume Zeit sehr zerfallen und schwach geworden. Erst durch die Art der Wehrhaftigkeit, wie sie der Bundesrath geschaffen, ist es wieder erbaut und hat es die alte Stärke, ja in doppeltem Maße, wieder gewonnen. Der Schweizer wird nämlich schon als Knabe an Waffenführung gewöhnt, und das Turnen, an vielen Schulen eines der nothwendigen Lehrfächer, fügt noch Gewandtheit hinzu. Die Männerwelt hat eigne Schützenvereine, ferner cantonale und alle zwei Jahre ein allgemeines eidgenössisches Schützenfest. Die Einübung von Rekruten soll deshalb wenig Schwierigkeiten bieten, und umsoweniger, da sie allein zur Kriegstüchtigkeit, nicht zur überflüssigen Parade befähigen will. Jeder Schweizer nun ist (24 Jahre) dienstpflichtig, und zwar vom 20. bis 30. Jahre im Auszuge (3 % der Bevölkerung), vom 30. bis 40. in der Reserve (1½ % der Bev.), hernach bis zum 44. in der Landwehr (die waffenfähige Mannschaft, die nicht im Auszuge oder in der Reserve dient). Ein stehendes Heer hat die Schweiz nicht; denn im Frieden sind außer der Uebungszeit nur 824 Offiziere des eidgenössischen Stabes im Dienste. Der Kriegsfuß der schweizerischen Armee beträgt ca. 201000 Mann (140 Bataillone Infanterie, 25 Schwadronen Kavallerie, 468 bespannte Feldgeschütze), nämlich 85000 Mann Bundesauszug (93 Bataillone, 14 Schwadronen, 204 Geschütze), 51000 Mann Reserve und 64000 Mann Landwehr. Der angehende Soldat bedarf im ersten Jahre allerdings 6 bis 8 Wochen Unterricht, in den folgenden Jahren nur kurze Wiederholungskurse, je nach den Waffengattungen;

denn Artillerie, Kavallerie ꝛc. haben natürlich länger. Zum Offizier befähigen noch besondere Kurse und die Kriegsschule zu Thun. Uniform und Gewehr nimmt jeder Soldat von den Uebungen mit in die Heimat, um ungesäumt, wenn es gilt, auf dem Sammelplatze sich einfinden und in Reih und Glied stellen zu können; eine Mobilmachung geht deshalb rasch vom Fleck, man ist eigentlich immer mobil. — Von Zeit zu Zeit ordnet die Bundesbehörde Truppenzusammenzüge aus Armeetheilen mehrerer Cantone an. An der Spitze der Truppencorps stehen nur Obersten; im Kriegsfall allein wird einer zum General ernannt. Offiziere und Soldaten beziehen natürlich nur für die Wochen und Tage Sold, die sie einberufen und im Dienst sind; denn Soldaten und der größere Theil der Offiziere betreiben, wenn nicht im Dienste, daheim ein bürgerliches Geschäft, sei es als Landleute oder in einem Gewerbe, als Fabrikanten, Beamte, Richter ꝛc. Daher ist das schweizerische Militärbudget niedrig und beträgt, die cantonalen Budgets ungerechnet, nur ca. 1,400000 Thlr.

Die schöne Schweiz ist von der Natur gerade nicht mit Reichthümern bedacht. Eisen ist wenig vorhanden (²/₅ des Bedarfs), Kohlen noch weniger. Obst hat sie in Fülle, folglich auch Obstmost, aber ihre Weine decken bei weitem nicht den Bedarf. Auch was die zum Ackerbau geeigneten Landstriche an Getreide hervorbringen, ist viel zu wenig zur Ernährung der jetzigen Bevölkerung. Sie muß gar Vieles, selbst Honig, obwohl ihre Bienenzucht blüht, vom Auslande beziehen. Mit Wiesen und Alpenmatten gesegnet, hegt sie einen herrlichen und zahlreichen Viehstand, so daß 500000 Ctr. Käse (besonders geschätzt sind Emmenthaler und Greyerzer) im Werthe von 6²/₃ Mill. Thlr. jährlich produzirt und mehrere tausend Kühe und viele Zuchtstiere in die Fremde verkauft werden und doch muß sie Vieh, zum Schlachten nämlich, kommen lassen. Was braucht sie nicht allein der Reisenden halber, die in außerordentlicher Anzahl zur Sommerzeit ihre Berge und Seeufer besuchen! Faßt man dies zusammen, so begreift man, wie vor Jahrhunderten das Schweizervolk für arm galt und von der benachbarten Ritterschaft, wie von den reichen Flandrern im Burgunderheere nur Kühmelker gescholten wurde. Heutzutage steht es indes anders. Die wackern Kühmelker sind freilich immer noch da, Viehzucht und Landbau sind gottlob — wie unter andern der wohlhäbige Bauernstand im Canton Bern bezeugt — noch immer Hauptbeschäftigung des Volkes; allein in mehreren Cantonen, besonders in St. Gallen, Zürich und Außerrhoden, Basel und im Aargau, auf und am Jura, ja im Hochthale von Glarus und in der Gersauer Schlucht hat sich immer mehr ein industrielles Leben entwickelt, das gegenwärtig auf einer Höhe steht, die Erstaunen erregt.

Nennen wir zuerst die Uhrenfabrikation. Ihre Hauptsitze sind in Chauxdefonds, Locle, im Traversthale und in anderen Jurathälern, besonders auch in Genf, „der Hochschule der Uhrmacher“; sie beschäftigt 40000 Menschen und erzielt einen jährlichen Produktionswerth ca. 27 Mill. Thlr. Der europäische Markt ist für sie längst zu eng. In Genf wird ferner, theils mit der Uhrmacherei verbunden, theils als selbständige Industrie auftretend, die Verfertigung von Gold- und Silberwaaren, welche genannte Stadt zu einer Art „Klein-Paris“ macht, ins großartige betrieben. Die Herstellung von Musikdosen, ein Nebenzweig des Uhrgeschäfts, ist fortdauernd in Flor; ihre Fabrikate gehen bis nach China. — Gleichwichtig ist die Verarbeitung der Baumwolle, der Hauptindustriezweig der Schweiz, rücksichtlich welcher sie den 3. Rang in Europa einnimmt; sie hat ihre Hauptsitze in der Ostschweiz, beschäftigt an

60000 Menschen, setzt 1⁷/₁₀ Mill. Spindeln in Bewegung und ergibt einen Produktionswerth von ca. 40 Mill. Thlr. Ihr schließt sich in Appenzell und St. Gallen die Weißstickerei und Mousselinfabrikation an. Zu den Spinnereien und Webereien kommen noch die Anstalten zum Färben, Bleichen, Zeugdrucken u. s. w. — Auch das Strohflechten, dessen Export auf 3¹/₅ Mill. Thlr. angegeben wird, nimmt viele Hände in Anspruch; man verbindet dabei mit dem Roggenstroh Manilla, Hanf, Roßhaar, Seide und Basthalm. Einer der Mittelpunkte des Geschäfts ist Wohlen im Aargau. — Wichtiger ist die Seidenmanufaktur, die in den letzteren Jahrzenten überaus bedeutend geworden. Im Lande selbst, d. h. in warmen Thälern, producirt man Seide, doch höchstens für ²/₅ Mill. Thlr., während der Werth der im Lande verarbeiteten Rohseide auf 15 Mill. Thlr. angegeben wird; es muß deshalb, wie die Baumwolle und wie das Metall zu den Uhren, so auch größtentheils die rohe Seide vom Auslande her bezogen werden, und doch ist der Gewinn außerordentlich. Denn der Werth der Seidenfabrikate wird auf 56 Mill. Thlr. angegeben; 40000 Personen sind dabei beschäftigt. Zürich (für Stoffe) und Basel (für Bänder) sind vorzüglich dabei betheiligt. — Die Holzschnitzerei in den Gebirgen, z. B. zu Brienz im Berner Oberland, gehört mit zur schweizerischen Industrie; und wie vieles wäre sonst noch aufzuzählen! Die Pianos und Dampfmaschinen Zürichs, die feinen Aarauer Reißzeuge u. s. w.

Der Verkehr im Innern und nach außen hält natürlich mit der gewerblichen Thätigkeit gleichen Schritt; darum war er vor 30 Jahren nicht halb so umfangreich als jetzt. Die kleine Schweiz, mehrentheils gebirgig, ohne schiffbare Ströme — denn der Rhein wird erst in Deutschland zu einer Handelsstraße — fern von der See, und umgeben von den Zollstätten mächtiger Nachbarländer, hat sich Absatzwege überall bis in ferne Weltgegenden zu verschaffen gewußt. Im Verhältnis ihrer Bevölkerung nimmt sie unter den handeltreibenden Staaten einen hervorragenden Platz ein. Die jährliche Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse hat einen Werth von 111 Mill. Thlr., die Waareneinfuhr zum Verbrauche von 122 Mill. Das Straßennetz, mit so großen Schwierigkeiten seine Erstellung auch zu kämpfen, ist nicht nur in der „ebenen Schweiz" sondern auch im Berglande durchaus befriedigend. Die Telegraphenverwaltung ging anderen Staaten mit dem Beispiel eines niedrigen Tarifs voran. Auf allen bedeutenden Seen ist ein lebhafter Dampfschiffahrtsverkehr. Die Hauptlinie des Bahnsystems verbindet, zwischen Boden- und Genfer See, die deutschen und südfranzösischen Bahnen und hat im NO. und SW. sogar Parallellinien; diese Längenrichtung wird von mehreren Querlinien gekreuzt, die theils (in Basel, Waldshut, Schaffhausen) an die deutschrheinischen Bahnen anknüpfen, theils (durch die Flußthäler der Rhone, der Aar, der Reuß, des Rheins) zu den Hochalpenpässen des Simplon, Gotthard und Splügen anstreben. Von diesen Alpenbahnen hat zunächst die Linie über den Gotthard Aussicht auf Verwirklichung; in gerader Linie zwischen Hamburg-Bremen und Genua, in der Mitte zwischen Brenner und Mont-Cenis gelegen, wird sie, vollendet, namentlich auch dem Handel Deutschlands zu großer Förderung gereichen (S. S. 167). Und welch riesigen Aufwand von Kunst und Geld muß der Bau so vieler Bahnen in einem Hochlande, wie die Schweiz, erfordern!

Die Schweiz genießt einer vollständigen Gewerbe- und Handelsfreiheit.

Sie erhebt nur unbedeutende Finanzzölle, nicht zum Schutze ihrer Industrie, sondern zum Vortheil der Bundeskasse. „Weislich sind die verschiedenen Importe mit entweder unbedeutenden oder sehr mäßigen Ansätzen belegt; das Zollsystem beruht auf einer Klassifikation, welche die Rohprodukte und die einfacheren Erzeugnisse von den verfeinerten und Luxusartikeln trennt und somit auch die Bedürfnisse des Lebens und der Industrie bedeutend weniger als die entbehrlicheren belastet (Egli).“ Die Durchfuhrzölle sind ganz aufgehoben. Die Brutto-Einnahme aus allen Zöllen beträgt an 3 Mill. Thlr.; einen ungefähr gleich hohen Ertrag wirft die Post ab. Die jährlichen Bundesausgaben betragen 7 Mill. Thlr. (gegen 5 Mill. Cantonsausgaben); die Staatsschuld beläuft sich auf 9½ Mill. Thlr. (gegen 60 Mill. Cantonsschulden).

Aber, so fragt man, bei diesem außerordentlichen Aufschwung des Nationalwohlstandes hat wohl die alte Einfachheit des schweizerischen Lebens gelitten? Das ist wahr, besonders da, wo der jährliche Strom der Fremden sich ergießt; und das war unvermeidlich! Alles ist ja der Veränderung unterworfen. Auch der Aufschwung der Fabrikation, sagt man, hat seine bekannten Nachtheile mitgebracht. Das ist ebenfalls nicht zu leugnen; wo Reichthum aufwächst, tritt Armut greller hervor, und mit übeln Folgen in Momenten, wo die Arbeit stockt. Allein die Schweiz wird dennoch weniger davon betroffen als manche andern fabricirenden Landstriche. Sie hat keine großen Güter, der Boden befindet sich in so viel Händen, daß kaum der fünfte Theil der Bewohner ohne eignen Grundbesitz ist. Eine Menge Fabrikarbeiter hat also noch ein eignes Heimwesen, etwas Feld und Wiese, und weiß wohin, wenn es einmal an Arbeit fehlt. Ueberdies ist der Sinn für Wohlthun und alles Gemeinnützliche sehr verbreitet, zahlreiche Stiftungen aus alter und neuer Zeit, von Jahr zu Jahr sich vermehrend, oft mit bedeutenden Fonds, zeugen davon. Jedes Dorf fast hat sein Spittel oder Armenhaus. Und was für Unterricht und Bildung geschieht, ist nicht gering anzuschlagen. Für den Volksschulunterricht, mit Ausnahme von Uri und Genf in allen Cantonen obligatorisch, bestehen ca. 7000 Primärschulen. Freilich ist er nicht in allen Cantonen gleich gut. Es gibt Cantone, die mehrere Jahre hintereinander keine Rekruten ohne Schulbildung haben; im allgemeinen sind die Cantone der deutschen und ebenen (industriellen, reformirten) Schweiz (Schaffhausen, Thurgau, Zürich &c.) den übrigen weit voran. Aber auch das Schulwesen von St. Gallen, einem Gebirgskanton, steht auf sehr hoher Stufe. Haben nun auch alle Gemeinden Schulen, so ist doch in manchen bloß sommers, in anderen nur winters Unterricht. Die Gehälter der Lehrer sind in den verschiedenen Cantonen sehr verschieden, in mehreren erschreckend gering. In Bern zeigten 1871 25% der Rekruten geringe, 15% (vorzugsweise aus den jurassischen Gemeinden) gar keine Schulbildung; in Luzern 25% geringe, 10% keine; in Genf 11% geringe, 2% keine; in Aargau 10% geringe, 6% keine. Zu den zurückgebliebensten gehört in dieser Beziehung Freiburg, wo das gegenwärtige Regiment den Beitrag der Cantonskasse an die Primärschule von 100000 auf 20000 Francs herabgesetzt hat; dort ist laut Gesetz der Lehrer Gehilfe des Geistlichen, der als Inspektor alljährlich den Gehalt des ersteren bestimmt (meist 500 Francs); der obligatorische Schulbesuch steht bloß auf dem Papier. In Tessin sind (wie auch in Wallis, Unterwalden, Zug und Graubünden) sehr zahlreich geistliche Lehrer und Lehrschwestern thätig; es kannten aber auch in einem der letzten Jahre von 554 Rekruten 63 kaum

des Alphabet und 71 konnten nur schlecht lesen. In Wallis sollen zur Sommerszeit viele Lehrer als Kutscher und Portiers dienen. Man sieht, die Schweiz hat auch ihre Mecklenburge. Indes das sind Ausnahmen und im allgemeinen muß das Volksschulwesen der Schweiz als ein sehr gutes gelten. An Fachschulen verschiedenster Art ist kein Mangel. Einige Seminare sind musterhaft, und Schulbücher, von Schweizern verfaßt, gehören zu unsern besten. Unter einigen Cantonen zeigt sich ein Wettstreit in Hebung der Lehranstalten, die sich durch Bezirks- und Cantonsschulen (Gymnasien) bis zu dem eidgenössischen Polytechnikum (Zürich) und zu den Universitäten (Zürich, Bern, Basel) aufstufen. Neben den Universitäten sind noch Akademien in Genf, Lausanne und Freiburg.

Es ist oben mehrmals des verständigen, praktischen Sinnes der Schweizer erwähnt worden. Die weit überwiegende Zahl der eidgenössischen Bevölkerung ist, wie gezeigt, deutschen und zwar allemannischen Stammes; daher stimmen natürlich die Grundzüge des schweizerischen Volkscharakters mit denen des deutschen überein, es besteht kein tiefer liegender, kein nationaler Unterschied zwischen der Bevölkerung diesseit und jenseit des Hochrheins, es gibt keine schweizerische Nation.*) Doch hat die Großartigkeit und Erhabenheit der Alpennatur, in und mit der dieser Theil unseres Volkes lebt, die Abgeschlossenheit vieler Theile des Landes vom Verkehr mit der übrigen Welt die selbständige Entwickelung, die seine Geschichte seit mehr als 3 Jahrhunderten genommen, das Zusammenleben mit einem bedeutenden Prozentsatz romanischer Bevölkerung in einem Staatsganzen, sowie manch anderer Umstand in vieler Beziehung so nachhaltig auf den schweizerisch-allemannischen Volkscharakter eingewirkt, daß hier einige Worte wenigstens über die politische Seite desselben wohl am Platze sind. Ja die großen Gegensätze der Alpennatur mit ihren wunderbar manchfaltigen Erscheinungen — jenen Erscheinungen, mit denen der Mensch theils durch den Genuß ihrer erfreuenden, theils durch die Bewältigung ihrer verderblichen Seite so vertraut wird, daß sein Leben mit ihnen verwachsen ist — haben innerhalb der schweizerischen Bevölkerung selbst große Gegensätze zur Erscheinung gebracht. Jene Gegensätze bannen zunächst den Menschen und machen ihm seine Heimat lieb. Aber „vor lauter Heimatliebe und Anhänglichkei an seinen Canton ist es beim Schweizer häufig gar nicht zum Patriotismus gekommen. Die Natur seines Bodens und das Gebirgsleben haben ihn kräftig, ausdauernd, gewandt und verständig gemacht; aber sein nationaler Blick hat sich nicht über die Schwelle seiner Alpenfeste, die er allerdings von je mit äußerstem Muth und seltener Aufopferung vertheidigte, erstreckt. Den Bereich außerhalb wußte er für sich nicht anders zu verwerthen, als daß er Potentaten und Despoten ohne Unterschied als Miethling und Waffensöldner diente. Was das Stück Erde aber zum Vaterlande erhebt, das ist das auf ihm werdende oder gewordene Gemeinwesen, in dessen nationalem Verbande der einzelne seine Heimat nicht zum Nachtheil des Ganzen geltend machen darf. Des Schweizers Vaterland reichte nicht immer über seinen Canton hinaus.**) Wenn es wahr ist, daß man ein Volk nach seinem Gesichtskreise über die andern Völker messen müsse,

---

*) In dem Sinn, in welchem man von einer deutschen, einer französischen, einer italienischen ꝛc. Nation spricht.

**) Viel weniger zeigte er Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem großen nationalen Ganzen — er ist der vollendetste Partikularist.

um den richtigsten Maßstab für seine Nationalität zu finden, so marschirt die Schweiz, weil sie lange in ihren von der übrigen Welt abgeschlossenen Bergthälern in sich geblieben war, gleich Holland und Dänemark im Nachtrab der „Armee des Gedankens“. Doch ist für die Denkenden diese Einsicht zur Aussicht geworden. Jene mittelalterliche bisher nicht zur Einordnung in ein Staatswesen fähige Gemeindefreiheit ist gezügelt, das Cantonbelieben ist gebrochen und eine Volkseinheit mit dem Selbstgefühle und dem Anspruch auf eine ihr gebührende, nicht bloß geschenkte, Neutralität ist im Werden.“ So urtheilt Kapp über die sociale und politische Befähigung der Schweizer. Ohne Zweifel sind es nicht die oft sehr kleinlichen politischen Kämpfe des „Cantönligeistes“ oder die zahlreichen Verfassungsrevisionen der einzelnen Cantone, was für die Welt nicht nur Interesse, sondern auch eine wirkliche Bedeutung hat, sondern es ist das friedliche Zusammenleben dreier Nationalitäten unter der Führung der bedeutendsten unter ihnen, es sind die innern Einrichtungen, wie z. B. Kirchen- und Schulwesen, Gemeindeverfassungen und Steuerwesen, Wehrverfassung und Rechtspflege, Erwerbs- und Verkehrsleben, Fürsorge für öffentliche Bauten und Gesundheitspflege, Anstalten für Arme, Kranke &c., überhaupt das öffentliche Vereinsleben mit seinen gemeinnützigen Bestrebungen. Zur Lösung solcher Kulturaufgaben bedarf es keines großen staatlichen Hintergrundes, sondern der Treue im Kleinen, und auf diesen Gebieten bewährt sich noch immer die schlichte bürgerliche Art und die werkthätige Opferwilligkeit der Eidgenossen. In diesem Sinne kann man auch sagen, daß ein Staat mit so viel volksthümlichen Einrichtungen und Gewöhnungen und ein Volk mit so viel unverdorbener Erwerbskraft und sparsamem, genügsamem Sinn, mit einer so gesunden Grundlage seines Familienlebens und seiner Volkswirthschaft auch in unserer, auf die Bildung großer Nationalstaaten hindrängenden Zeit noch immer seine volle Berechtigung und kulturgeschichtliche Aufgabe für die Menschheit habe.

Cantone und Städte.

Es sind 22 kleine Staaten oder Cantone, nämlich 19 ganze und 6 Halbcantone; die letzteren sind: Ob dem Wald und Nid dem Wald (Unterwalden), Außerrhoden und Innerrhoden (Appenzell), Baselstadt und Baselland (Basel). Die halben Ständestimmen werden nur dann gezählt, wenn sie gleicher Meinung sind; im andern Falle neutralisiren sie sich und fallen außer Betracht. — Nach dem Flächeninhalt sind Graubünden mit 130, Bern mit 125 und Wallis mit 95 Q.-M. die größten, Baselstadt mit $^{7}/_{10}$, Innerrhoden mit nicht ganz 3, Zug mit 4 Q.-M. die kleinsten Cantone. Nach der Volkszahl stehen oben an: Bern mit 506000, Zürich mit 285000, Waadt mit 232000, Aargau mit 199000 und St. Gallen mit 191000 Bew.; zuletzt kommen: Nid dem Wald mit 11700, Innerrhoden mit 11900, Ob dem Wald mit 14400, Uri mit 16100 und Zug mit 21000 E. — Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist in einem so gearteten Lande natürlich außerordentlich verschieden, sie wechselt zwischen 700 (Graubünden) und 18000 (Genf) auf 1 Q.-M.; Uri hat 824, die beiden Basel 12200 — Wallis 1000, Außerrhoden über 10000 — Ob dem Wald 1700, Zürich 9100 — Nid dem Wald 2200, Aargau 7800 Menschen auf 1 Q.-M.

a) **Die 4 Waldcantone.** 1) Uri, nördlich vom Gotthard, katholisch mit 16100 Bew. (20 Q.-M.). Altdorf, ein Flecken, und Bürglen; östlich davon das Schächenthal mit

Wasserfall Stäubi. Flüelen. Tells Platte auf der Ost- und das Rütli auf der Westseite des Sees. — 2) Schwyz, kath. mit 47700 Bew. (16 Q. M.) Hauptflecken Schwyz. Abtei Einsiedeln, Wallfahrtsort. Brunnen, Gersau und Küßnacht am Vierwaldstädter, Art am Zuger See. — 3) Unterwalden (14 Q.-M.), eingetheilt in Nid und Ob dem Wald, mit zus. 26100 kath. Bew. Stanz, wo Denkmäler Winkelrieds und des Nikolaus v. d. Flue, und Sarnen sind die 2 Hauptflecken. Abtei Engelberg. — 4) Luzern, kath. mit 132000 Bew. (27 Q.-M.). Luzern am Ausfluß der Reuß aus dem See, 14000 E. Sempach. Das Thal Entlibuch a. d. kleinen Emmen.

b) **Die übrigen 9 alten Cantone.** 5) Zürich, reformirt mit 285000 Bew. (31 Q.-M.). Zürich mit 21000 Bew. (mit den „Vororten" 57000), Universität und Polytechnikum. Fabrikort Winterthur, Hauptmarkt für Rohbaumwolle. Wohlhabende Flecken und Dörfer am See. — 6) Zug mit Zug und 21000 kath. Bew. (4 Q.-M.). Morgarten. — 7) Glarus mit 35000 Bew. (13 Q. M.), wovon ¹/₆ kath. Glarus a. d. Linth ist der Hauptflecken. Näfels. — 8) Bern, zwischen Finsteraarhorn und der Südgrenze des Elsasses, mit 506000 Bew. (125 Q.-M.), worunter die 60000 des ehemaligen Bisthums Basel katholisch. Früher gehörten Aargau und Waadt dazu. Bern an der Aar mit 36000 E. und Universität; Bundesregierung. Kleinere Städte sind: Thun und Interlaken am See, Laupen an der Saane, Burgdorf an der Emmen, Biel &c. Langnau im Emmenthal, Meiringen im Hasli, Frutigen im Kanderthal, Langenthal und Herzogenbuchsee in der Ebene und andre wohlhabende und hübsche Flecken. Pruntrut, jenseit des Terrible, Hauptort im ehm. Bisthum, wo man wie im schönen Münsterthal a. d. Birs, und im Erguel oder Immerthal, französisch spricht. — 9) Freiburg zwischen Bern und Waadt, mit Ausnahme Murtens ganz kath. Schulwesen ist schlecht, außer in Murten. Die 111000 Bew. (30 Q.-M.) sind zu ²/₃ französisch. Freiburg an der Saane 11000 E. Gruyères oder Greyerz a. d. Saane. [Auf dem Siegsfelde bei Murten eine hohe marmorne Spitzsäule. — 10) Solothurn, 75000 Bew. (14 Q.-M.), worunter 11000 Reformirte. Solothurn a. d. Aar. Olten. — 11) Basel, meist reformit, 101800 Bew. (8 Q.-M.), wovon auf den Stadttheil 47700, auf die Landschaft 54000 kommen. Orte: Basel am Rhein mit 40000 E. und Universität; durch Thätigkeit, Reichthum und Einfachheit ausgezeichnet. Augst mit römischen Trümmern. Kirchhof von St. Jakob, wo Schlacht 1444. Liestal ist Hauptort der Landschaft. — 12) Schaffhausen, nördl. vom Rheinfall, reformirt, ?8000 Bew. (5 Q.-M.). Die Hauptstadt gleichen Namens am Rhein. — 13) Appenzell, ganz vom jetzigen Canton St. Gallen umgeben. Es wird getheilt ins gewerblose kath. Innerrhoden, ein Hirtenland, wo der Flecken Appenzell oder Abbatis cella, und das reformirte höchst gewerbthätige Außerrhoden, wo die Fabrikplätze: Trogen und Herisau mit 10000 E. Gais wird wegen Molkenkuren viel besucht. Vöglisegg am Stoß und Wolfshalde, durch Appenzells Befreiungsschlachten im Anfang des 15. Jahrh. berühmte Punkte. Innerrhoden hat 11900 (3 Q.-M.), Außerrhoden dagegen 48700 Bew. (5 Q.-M.).

c) **Die 9 jüngeren Cantone.** 14) St. Gallen, südl. vom Bodensee, 191000 Bew. (37 Q.-M.). Paritätisch, doch in der Mehrheit katholisch. St. Gallen, Haupt- und Fabrikort mit 17000 E., Rorschach, Sargans, Ragatz, Bad Pfäffers in der Taminaschlucht zwischen Felswänden von 200 m. Höhe, [an Graubündens Grenze; Wattwyl in Toggenburg; Rapperschwyl am Zürcher See. — 15) Graubünden,

aus vielen Gebirgsthälern bestehend, deren Mehrzahl ins Rheingebiet, 2 in das der Adda (Bergell und Puschlav), 2 in das Ticinogebiet (Calanca und Misox), 1 in das der Etsch (Münsterthal) gehören; das Engadin ist das des obern Inn. Der Canton zählt 92000 Bew., (auf 130 Q.-M.), davon 1/3 katholisch, und besteht aus den alten Vereinen: Gotteshaus-, Zehngerichten- und oberer (grauer) Bund, die im Mittelalter gegen die Macht des zahlreichen Adels geschlossen wurden. Daran erinnern noch über 150 Burgruinen. Chur, Maienfeld, Thusis; St. Moritz und Tarasp-Schuls, Bäder im Engadin. — 16) Aargau, westlich von Zürich, nördlich von Luzern. Paritätisch. 199000 Bew. (26 Q.-M.) Von Aar, Reuß und Limmat durchflossen und vom Rhein begrenzt. Aarau mit blühenden Fabriken. Lenzburg, Zofingen, Zurzach, Frick u. s. w.; Baden und Schinznach mit Bädern. Aarburg ehemals Festung. Schloß Habsburg. — 17) Thurgau, südwestlich vom Bodensee, reich an Obst, 93000 Bew. (18 Q.-M.), größtentheils reformirt. Frauenfeld der Hauptort. Ermatingen und Bischofszell. Kostnitz ist großherzogl. badisch. — 18) Waadt, pays de Vaud, nördlich vom Genfer See mit 232000 E. (59 Q.-M.). Reformirt und französisch. Lausanne, Hauptstadt auf 3 Hügeln, mit Akademie, prächtiger Kathedrale und 26500 E. Es befindet sich noch die Bibliothek des berühmten englischen Geschichtsschreibers Gibbon in Lausanne, wo er den größten Theil seines Werkes „über Sinken und Fall des Römerreichs" schrieb. Vevey, Nyon, Yverdon, Aveuches oder Wiflisburg mit Ruinen der Römerstadt Aventicum, und Payerne oder Peterlingen. — 19) Neuenburg, Neufchatel, seit 1856 völlig vom preußischen Verbande abgelöset, besteht aus Jurathälern und dem Gebirgsabhange zum See. Französisch und reformirt, mit 97000 E. (15 Q.-M.)*). Neufchatel am See mit 10000 Einw., glänzend durch Wohlthätigkeitsanstalten und reich ausgestattete öffentliche Gebäude. In den wohlhabenden Gebirgsorten Locle und Chaux de Fonds (20000 E.) sind fast lauter Uhrmacher, Goldschmiede und Spitzenklöppler; Chaux de Fonds allein liefert jährlich 150000 Uhren. — 20) Genf, Genève, französisch und größtentheils reformirt. Die Stadt hat 46700 E. (einschließlich der Vororte Carouge, Eaux-Vives und Plainpalais 68000), viel Industrie und Handel, eine Akademie und mit ihrem 5 Q.-M. großen Gebiete zusammen 93000 Bew., worunter die Hälfte kath. — 21) Wallis, Valais, katholisch, 97000 Bew. (95 Q.-M.). Das Ganze ein 40 Stunden langes Hauptthal mit vielen engen Nebenthälern, in oberer Hälfte deutsch, in unterer französisch. Sitten oder Sion an der Rhone mit zwei alten Schlössern; Leuk, mit Bädern, südlich der Gemmi; von Brieg geht die Straße über den Simplon, von Martinach oder Martigny an der Dranse über den Bernhard. — 22) Tessin, Ticino, italisch und katholisch, 119000 Bew. (51 Q.-M.) Von den 3 Orten Bellinzona am Tessin, Locarno am Lago maggiore und Lugano am Luganer See, ist der letztere der größte und schönste, und Sitz der Regierung, hat indes doch nur 5600 E.

---

*) Auch früher, noch unter preußischer Hoheit, hatte Neuenburg seinen Großen Rath, der von den Bürgern gewählt wurde. Diesem stand aber nicht das Recht zu, die Regierung (Kleiner Rath, conseil d'état) zu wählen; der König that das, bestellte auch den Gouverneur als Präsidenten. Der Gesandte zur Tagsatzung erhielt seine Instruktion vom königlichen Gouverneur, und so hatte Preußen eine Stimme auf der Tagsatzung.

§. 11. Königreiche Holland und Belgien.

(Siehe rhein. Stromgebiet.)

Beide kamen im 14. und 15. Jahrh. dem schlecht regierten deutschen Kaiserreiche abhanden und wurden das herrlichste Besitzthum der französischen neuburgundischen Herzöge. Daß sie durch Heirat Marias mit Max ans habsburgische Haus und zwar an den spanischen Zweig desselben geriethen, wovon sich der nördliche — protestantische und rein germanische — Theil als Republik Holland losmachte, während der südliche — katholische und zwar im Kern germanische, aber keltisch-romanisch durchsetzte — oder Belgien unter spanischem und hernach unter österreichischem Scepter blieb; daß ferner beide von Frankreich erobert, aber nach Napoleons Fall zu einem Königreich der Niederlande unter dem Hause Oranien (zur Entschädigung für verlorene Kolonien mit Hinzufügung Lüttichs, Bouillons 2c.) vereint wurden — ist oben schon näher erörtert worden. Allein Lebensweise, Sprache, Religion, Charakter und politische Gewohnheiten trennten Holländer und Belgier, die der Natur beider Theile widerstrebende, nur durch die europäische Diplomatie geschaffene Vereinigung wurde deshalb 1830 — im Interesse beider Theile — gewaltsam wieder gelöst; der Großhandel Hollands und die Industrie Belgiens nahmen einen neuen Aufschwung, da nach geschehener Trennung keines mehr durch das andere gehemmt wurde und nun jedes in der ihm naturgemäßen Richtung sich entwickeln konnte. Bei Besprechung des rheinsichen Stromgebietes wurde auch schon Hinreichendes über Land und Volk mitgetheilt, so daß wir uns also hier, wo vom jetzigen Bestande die Rede ist, kurz fassen können.

I. Königreich der Niederlande oder Holland. Auf Wilhelm I. aus dem Hause Oranien, der 1815 die Herrschaft erhielt, folgte 1840 der zweite und 1849 der dritte Wilhelm. Die ausübende Gewalt steht dem Könige zu; die gesetzgebende theilt er mit den 2 Kammern der Generalstaaten, die den Titel „Edelmögende" führen. Die Mitglieder der 1. Kammer ernennt der König auf Lebenszeit, die der 2. Kammer werden vom Volke gewählt und zwar jährlich ein Drittel. Jede Provinz hat außerdem noch besondere Stände. — Die Nationalschuld beträgt 548 Mill. Thaler; sie ist freilich nur theilweise fundirt oder verzinslich, belastet aber das Volk schwer und wäre unerträglich, wenn man nicht so wichtige den Handel fördernde Kolonien besäße. Die Ueberschüsse der Kolonialverwaltung werden meist zur Tilgung der Schuld verwendet, die früher noch viel größer war als jetzt. Das Budget beträgt 54 Mill. Thlr., wovon über $^1/_3$ zur Verzinsung der Schuld dient. — Die Geschichte Hollands konzentrirte sich von jeher um das von vielen Flußarmen zerschnittene Küstengebiet zwischen dem Cap Helder (Nordspitze der Provinz Nordholland am Marsdiep) und Sluis (an der belgischen Grenze). In der langen Küstenlinie des Landes (12 mal so groß als die Belgiens), in

seinem Wasserbesitze liegt auch die Ursache der politischen Selbständigkeit und der früheren Seegröße Hollands, darin beruht auch jetzt noch seine Widerstandsfähigkeit gegen die billigen Ansprüche Deutschlands. Unter den seefahrenden Staaten nimmt Holland, obgleich „vorläufig historisch zur Ruhe gesetzt," noch immer einen bedeutenden Rang ein. Seine Handelsflotte zählt ca. 2200 Schiffe (darunter 116 Dampfer) mit 540000 Tonnen; seine Einfuhr hat einen Werth von 332, seine Ausfuhr von 261 Mill. Thlr.; der Hauptverkehr ist Zwischenhandel mit den Produkten der eigenen Kolonien. Die Kriegsflotte zählt 113 Schiffe und Kanonenböte mit ca. 1000 Kanonen. Das Heer ist (im Frieden) 88000 Mann stark, wovon 27000 in den Kolonien. — Der Boden des Landes ist fast durchaus tiefländisch, so daß selbst an Steinen Mangel ist, die sogen. Amersforder Berge südlich der Zuydersee sind unbedeutende Anhöhen; nur im Limburgischen und in Luxemburg finden sich Hügelmassen, Verzweigungen der Ardennen. Wiesen- und Ackerbau und Viehzucht sind durch die Natur des Landes sehr begünstigt. Doch ist die Beschaffenheit des Bodens nicht überall die gleiche; an den Küsten und Flüssen fette Marschen oder auch Dünen, weiter im Innern wechseln große Torfmoore oder ausgedehnte Sand- und Heidestrecken (z. B. in Drenthe, Overyssel, Nordbrabant ꝛc.) mit ergibigen Strichen; doch werden für das Ganze die Mängel der ersteren durch die reiche Ueppigkeit „der amphibischen Landschaften" zwischen den Schelde-, Maas- und Rheinmündungen wieder ausgeglichen. — Die Bevölkerung ist durchaus germanisch und hat ihren niederdeutschen Dialekt als eigene Sprache zu erhalten verstanden, die sich indes von der Literatur Deutschlands nährt. Die Mehrzahl ist evangelisch (über 2 Mill.); 1⅒ Mill. sind römische Christen (besonders im Süden). Zahl der Juden: 64000. Die 11 Provinzen des Staates nach ihrer Größe und der auf Grundlage der Zählung von 1869 für 1872 berechneten Bevölkerung *) sind:

Provinzen.	Quadrat-Meilen. **)	Bevölkerung 1872.	Bewohner auf 1 Q.-M.
1) Nordholland	51	602539	12153
2) Südholland	54	710753	13084
3) Utrecht	25	176524	7022
4) Geldern	92	437778	4739
5) Overyssel	60	258590	4286
6) Drenthe	48	107634	2226
7) Friesland	59	304106	5113
8) Groningen	42	230357	5533
9) Seeland	32	181650	5671
10) Nordbrabant	93	438769	4705
11) Limburg	40	225702	5636
Summe: ***)	596	3,674402	6161

*) Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde. II. 1874.
**) Mit Wegwerfung der Dezimalen.
***) Also ohne Luxemburg.

Orte: 1) und 2) **Holland**, am Meere nördlich der südlichen Maasmündung, mit Einschluß der Inseln Texel, Vlieland und Terschelling, mit der dichtesten Bevölkerung. Amsterdam mit 281000 E., im 13. Jahrhundert als Amstelburg ein von Fischern bewohntes Dorf; „eine amphibische Stadt" und ein Bild Hollands im kleinen, nämlich der oceanische Vorort für die Provinz Holland, wie diese für das Königreich. Hier wurden geboren: der große Philosoph Spinoza 1632, der Blumenmaler Huysum 1682, der Naturforscher Swammerdam 1637, der gelehrte Dichter Bilderdyk 1750. Haag oder Gravenhaag, „der Garten Hollands," Sitz des Hofes, der obersten Behörden und bedeutender wissenschaftlicher Anstalten; 93000 E.; Geburtsstadt des Physikers und Astronomen Huygens 1629. Das Seebad Scheveningen ist in der Nähe. Haarlem mit 31000, Heimat der Maler Ostade, Wouvermann und Ruysdael im 17. Jahrhundert. Alkmar, Geburtsort des Malers Everdingen 1621. Festung Helder am Marsdiep mit 17300 E. Dordrecht alte Stadt mit 25000 E. Rotterdam mit 123000 E., des gelehrten Erasmus Geb. 1467. Schiedam mit 19000 E. Delft mit 22000 E., woher Hugo Grotius 1583, und der Anatom und Optiker Leuwenhoek 1632. Leyden, mit 39200 E. und ausgezeichneter Universität, wo die Maler Lucas 1494 und Rembrandt 1606, die Aerzte Boerhave 1668 und Swieten 1700. Enkhuysen an der Zuydersee, wo Maler Paul Potter 1625. Briel auf Insel Voorne an der Rheinmündung, Geb. des Seehelden Tromp 1579. — 3) **Utrecht**, östl. von Holland, südl. der Zuydersee, wo Utrecht mit 61000 E. und Universität, und Amersford. — 4) Holländisch **Geldern** mit Zütfen, darin: Arnheim in schönster Umgebung mit 33000 E. und Nymwegen und Zütfen. Geldern, vor Zeiten ein Herzogthum, zerging in 3 Stücke, holländisch, spanisch-österreichisch und preußisch Geldern. — 5) u. 6) **Overyssel** nebst **Drenthe** zwischen Zuydersee und Westfalen. Groß, aber schwach bevölkert: „Overyssel, viel Morast macht das ganze Land verhaßt". Orte: Festung Zwolle mit 21000 E., Geb. des Dichters Feith 1753, und Deventer. — 7) **Friesland**, durch Groningen vom deutschen Ostfriesland getrennt, mit den Inseln Ameland und Schiermonnikoog. Leeuwarden mit 25000, Harlingen, Franecker gewesene Universität. — 8) **Groningen**, wo Hauptstadt Groningen mit 37600 E. Unweit davon ward 1442 Rudolf Hausmann (Agricola) geb., einer von den Verbreitern des Studiums der Alten. — 9) **Seeland** besteht aus Inseln vorm Ausfluß der Schelde, und aus dem linken Uferland des südlichen Scheldearms. Auf Insel Walchern sind die Orte: Middelburg mit 16000, vor Zeiten Hansestadt, und Vließingen, Heimat des Seehelden Ruyter 1617. Auch der beliebte holländ. Dichter Jak. Cats, 1577, war ein Seeländer. Sas van Gent und Sluys im linken Uferlande oder Staatsflandern. — Dies sind die (7) vereinten Staaten, deren Unabhängigkeit Spanien im westfälischen Frieden anerkennen mußte. Außer ihnen besaß Holland und besitzt es noch: 10) Generalitätslande oder **Nordbrabant**, südlich der untern Maas, worin die Festungen Herzogenbusch mit 25000, Breda, Bergen op Zoom, Gertruydenberg. 11) Die ehemalige deutsche Bundesprovinz **Limburg**, aus spanisch Geldern und einem Stück des Herzogthums Limburg bestehend. Darin: Roermonde, Heimat des Geographen Kremer (oder Mercator, gest. 1594), die Festungen Venloo und Mastricht mit 28600 E.

Das auf den Ardennen gelagerte **Großherzogthum Luxemburg** (47 Q.-M.,

197000 Bew., 4204 auf 1 Q.-M.) ist mit Holland nur durch Personalunion verbunden. Früher ein Theil Lothringens, machten sich die Grafen von Luxemburg bald selbständig und gaben sogar dem Reiche 4 Kaiser, während sie zugleich Böhmen zu hoher Blüte brachten. Nach ihrem Aussterben kam das Land an die neuburgundischen Herzöge, dann an das Haus Habsburg, war bis 1795 ein Theil der österreichischen Niederlande und wurde 1815 an das Königreich der Niederlande gegeben, doch so, daß es zugleich einen Theil Deutschlands bildete und der Großherzog Mitglied des deutschen Bundes war. Die Festung Luxemburg ward zur Bundesfestung erklärt, worin Preußen das Besatzungsrecht hatte. 1834 kam die westliche Hälfte an das neue Königreich Belgien, der Rest trat bald darauf dem deutschen Zollvereine bei. Infolge der Ereignisse von 1866 wurde die vorher nur lockere politische Verbindung mit Deutschland aufgehoben, und die Annexionsversuche Frankreichs bewirkten die Lösung der „Luxemburger Frage" in der Weise, daß in dem Londoner Conferenzprotokolle vom 13. Mai 1867 Preußen auf das Besatzungsrecht in Luxemburg verzichtete, die Schleifung der Festungswerke bestimmt und die Neutralität des Landes unter die Garantie der Großmächte gestellt wurde. Das Großherzogthum hat seine eigene konstitutionelle Verfassung, ist dem Deutschen Reiche zollvereint und in seinem wirthschaftlichen Leben von Deutschland abhängig. Die Bevölkerung ist fast ganz deutsch und katholisch, aber ohne alles deutsche Nationalgefühl; sonderbarerweise ist das Französische Amtssprache.

Die Stadt und (nun größtentheils geschleifte) Festung Luxemburg oder Lützelburg mit 13800 E., in schöner Lage an der Alzet (Elze), galt sonst als zweites Gibraltar. Echternach a. d. Sauer, wo alljährlich die bekannte Springprozession.

Kolonialbesitz Hollands, zusammen 31100 Q.-M. mit 23⁴/₁₀ Mill. E.

a) In Asien: Java, Theile von Sumatra und Borneo, Celebes, Banka u. a. kleine Sunda-Inseln, die Molukken, Stücke von Neu-Guinea — zusammen 28900 Q.-M. mit 23³/₁₀ Mill. Bew.

b) In Westindien: die Inselchen St. Eustache, Saba, St. Martin, Curaçao, Bonaire und Aruba — zus. 20 Q.-M. mit 36000 Bew.

c) In Südamerika: Surinam oder niederländisch Guayana — 2200 Q.-M. mit 60000 E. — Unter allen Kolonien sind natürlich die ostindischen die wichtigsten — die Quellen des holländischen Nationalreichthums, durch deren Verlust es zur völligen Bedeutungslosigkeit herabsinken würde. Seit der Admiral Van Koen Java in Besitz nahm und (1619) Batavia, „die Königin des Orients," gründete, ward dies der Ausgangspunkt der weitern Eroberungen und zugleich der Stützpunkt für den niederländisch-ostindischen Handel bis auf den heutigen Tag.

II. **Königreich Belgien.** Es besteht aus den südlichen Provinzen der Niederlande, die sich von Holland losrissen und nach ihrem Wunsche den Prinzen Leopold von Koburg am 27. Juni 1831 zum König erhielten. Jetziger König: dessen Sohn Leopold II. Wie Holland den Uebergang von Deutschland nach England, so bildet Belgien den von Holland nach Frankreich; denn das niederdeutsche Belgien ist mit französischem, das wallonische Belgien mit niederdeutschem Elemente durchsetzt. Im weiten Norden spricht man das Vlämische, einen vom Holländischen wenig verschiedenen niederdeutschen Dialekt, der, von den Behörden feindlich und lange Zeit von den Vlämingen selbst gleichgiltig behandelt, gegenwärtig um die Geltendmachung seiner

natürlichen Rechte ringt; 58% der Bevölkerung sprechen nur vlämisch. Im Süden (Hennegau, Namur, Luxemburg, Lüttich) wird wallonisch, ein Plattfranzösisch gesprochen; ihm gehören 42% der Bevölkerung an. Der Kampf zwischen vlämisch und wallonisch greift um so tiefer, als französisch die Sprache der höhern Behörden und Lehranstalten ist. „So ist Belgien ein Land, welches von jeher zwischen Deutschland und Frankreich hin- und hergeschwankt hat. Celtische Bevölkerung, französische Sprache und Sitte einerseits, germanisches Blut, deutscher Sprachdialekt und deutsche Sitten andererseits haben das Volk in sich zu keiner Einheit kommen lassen. Nächst der Ineinanderschiebung zweier Sprachen, welche die Entwicklung einer Nationalliteratur unmöglich machte, hielt der römische Katholicismus den Aufschwung des Geistes auf. Nur Baukunst und Malerei als die dem materiellen Genuß und dem katholischen Cultus am nächsten stehenden Künste fanden in den reichen Städten die entsprechende Aufmunterung. Seiner germanischen Nachbarschaft verdankt Belgien, daß es nicht ganz französirt wurde. Sein Verkehr mit Deutschland, Holland und England frischte das germanische Element, allen spanischen und französischen Uebergriffen zum Trotz, nachhaltig auf.“ Uebrigens hat Belgien nicht umsonst anderthalb Jahrhunderte unter spanischer Herrschaft gestanden und die spanische Schule genossen: nicht nur in wissenschaftlicher Kultur standen die Belgier während der letzten Jahrhunderte den Holländern nach, nicht nur überwogen die Universitäten Leyden, Utrecht und Franecker die Anstalten zu Löwen, Lüttich und Gent, sondern auch das Volksschulwesen und die Volksbildung überhaupt steht auf viel niedrigerer Stufe; König Wilhelm I. zwar war für die Bildungsanstalten thätig und bis zum Jahre 1830 waren unter ihm in Belgien 1146 neue Schulen angelegt worden, aber seitdem wurden keine Fort-, wohl aber ganz entschiedene Rückschritte gemacht. Die Entlassung des belgischen Unterrichtswesens aus dem Staatsverbande hat dort zu einem argen Verfall der Volksschulen und zu steigender Unwissenheit der niederen Klassen geführt. In den unter dem Einflusse der Jesuiten stehenden vlämischen Provinzen Belgiens konnten 1869 nur 66 % der Rekruten lesen oder schreiben. Nach einem jüngst erstatteten Berichte der Handelskammer zu Roulers (in Westflandern) waren von 13774 Einwohnern 9849 ohne jegliche Schulbildung. Dagegen ist die Zahl der Ordensbrüder und -Schwestern in wenigen Jahren viel gewaltiger angewachsen als selbst in der Blütezeit der spanischen und österreichischen Herrschaft; die Statistik von 1846 ergab 12000 Ordensmitglieder, im Jahre 1856 gab es fast 15000, i. J. 1866 über 18000 in 1302 Anstalten und jetzt ist ihre Kopfzahl weit über 20000 gestiegen. Auf 3 Gemeinden kommen 2 Klöster. Bücher können nur mit geistlicher Bewilligung in die Dörfer gelangen; in volkreichen und industriellen Städten wie Brügge, Ypern, Courtray &c. gibt es keinen Buchhändler, welcher den Muth hätte, andere als Meßbücher oder Heiligen- und Wundergeschichten zu verkaufen. Der feurige belgische Patriot Prof. Emile de Laveleye rollte jüngst (in der Revue des Deux Mondes) ein geradezu entsetzliches Bild über die religiösen und gesellschaftlichen Zustände und Aussichten Belgiens auf; und mochte ihm auch die Sorge um die Zukunft seines Vaterlandes manches in zu dunklem Lichte erscheinen lassen: Thatsache ist, daß von der Million Familien Belgiens 500000 in tiefem Elende sich befinden; die Massen sind geistig ertödtet und einer unglaublichen Bigotterie anheimgefallen; was selbst in Tirol und Galizien als Aberglaube verlacht würde, wird in Belgien als

Himmelssegen verehrt; die gebildete Minderheit ist größtentheils religiös vollkommen apathisch, thut nichts zur Aufklärung der stumpfen Massen, unvermittelt stehen sich religiöse Gleichgiltigkeit und Bornirtheit gegenüber, letztere aber hat die große Mehrheit für sich. Dahin führt die gedankenlose Spielerei mit dem Schlagworte: „Freie Kirche im freien Staate." Der Jesuitismus war einst auch der Haupthebel der gegen die Reformen Josephs II. und der gegen Holland gerichteten Revolution. — Der Produkten- und Gewerbereichthum ist groß; der Boden spendet reichliche Nahrung, der Wasserreichthum begünstigt die Anlage von Fabriken. Die Industriethätigkeit ist auf die Naturproduktion des Landes gegründet: der Flachs, welchen der Ackerbau, die Wolle und die Häute, welche die Viehzucht, die Metalle, welche der Bergbau liefert, sind das für die Linnen-, Woll-, Leder- und Metallindustrie nöthige Rohmaterial; dazu kommen dann noch die Baumwollenverarbeitung und der ungeheure, den eigenen Bedarf weit überschreitende Kohlenreichthum, sowie die dem vlämischen Volksstamm als einem germanischen innewohnende Ausdauer und Energie. Kanäle durchschneiden das Land nach allen Richtungen, das belgische Eisenbahnnetz ist, abgesehen von einigen Grafschaften Englands, das engmaschigste von Europa. Die Volks-Dichtigkeitsziffer des ganzen Landes kommt der der dichtest bevölkerten Gegenden Deutschlands gleich. Die Staatsausgaben betragen 47, die Staatsschuld 191 Mill. Thlr.; das stehende Heer ist im Frieden 40000, im Kriege 100000 Mann stark; die Handelsflotte zählt 67 Seeschiffe mit 30000 Tonnen; die Einfuhr beläuft sich auf 340, die Ausfuhr auf 270 Mill. Thlr. Werth. Nachtheilig für die Entwicklung des belgischen Handels ist der Umstand, daß die Scheldemündungen in holländischem Besitze sind. Die Verfassung des Landes gilt für äußerst freisinnig, auch die Mitglieder des 1. Hauses (Senat) werden vom Volke gewählt. Das Königthum ist im Mannsstamme erblich. Belgien zerfällt in folgende 9 Provinzen:

Provinzen.	Quadrat-Meilen.	Bevölkerung Ende 1870.	Bewohner auf 1 Q.-M.
1) Brabant	60	879800	14757
2) Ostflandern	54	837700	15377
3) Westflandern	59	669000	11138
4) Antwerpen	51	492500	9576
5) Limburg	44	200300	4573
6) Hennegau	68	896300	13261
7) Namur	66	313500	4717
8) Lüttich	53	592200	11267
9) Luxemburg	80	205800	2565
Summe:	535	5,087100	9511

Orte: 1) In **Brabant**: Brüssel mit 189000 E., jedoch mit Residenz Laeken und den andern 7 Vorstädten über 300000, Akademie der Wissenschaften und freie Universität. Löwen mit 34000 E. kathol. Universität; Tirlemont. Aus der Umgegend Brüssels stammt der bedeutende Philolog Justus Lipsius, geboren 1547. — 2) und 3) **Ost- und Westflandern** am Meere. Gent mit 121000, Brügge mit

50000. Ostende, Seebad und Seehafen, sowie Courtray oder Koortryk und Ypern Festungen. — 4) **Antwerpen** nebst Mecheln. Die Stadt Antwerpen mit 126000, Handelshafen und starke Festung. Heimat der Maler van Dyk 1599 und Dav. Teniers 1610. Der hier gestorbene Rubens war aus Köln am Rhein gebürtig; ihm aber und van Dyk sind Statuen errichtet. Mecheln mit 36000 E. — 5) Belgisch **Limburg**, vom holländischen durch die Maas geschieden. Hasselt. St. Truijen (Troud.) Das uralte Tongern. Maaseyk, wo der Maler Jan v. Eyk 1390 geboren. — In den bisher genannten Provinzen herrscht die vlämische Sprache. — 6) **Hennegau**, worin die Festungen Doornik oder Tournay, Mons (Geburtsort des Componisten Orlando Lasso, 1530 geb.) und Charleroi. — 7) **Namur** mit der Festung Namur, die 27000 E. hat. Hier, wie im Hennegau, dem größten Theil der Provinz Lüttich und im Luxemburgischen ist die Bevölkerung wallonisch. — 8) **Lüttich**, ehemals zum westfäl. Kreise gehörig. Lüttich an der Maas mit 106000 E. und Universität; 1/2 Ml. davon entfernt Seraing mit 19000. Fabrikort Verviers mit 33000. Limburg im herdenreichen Hervelande, woher der Limburger Käse. Bad Spaa. — 9) Belgisch **Luxemburg**, worin das Städtchen Arlon der Hauptort. Bouillon (Beulen.)

§. 12. Brittisches Reich.

Größe: 5720 Q.-M. Bevölkerung: 31,800000.*) Bevölkerungsdichtigkeit: 5530.

Die Hauptmassen sind: a) Großbritannien, d. h. England nebst Schottland; die Bai Solway und der Fluß Tweed bilden die Grenze zwischen beiden — und b) Irland oder das grüne Erin, westlich von England. — Zu Schottland gehören die Orkneys und die Shetland-Inseln im Norden, und die Hebriden im Westen; zu England die Inseln Anglesea und Man auf der Seite gegen Irland, die Scillys südwestlich und Wight an der Südküste; ferner Jersey und Guernsey nahe der normandischen Küste. — Die Ausdehnung von Südengland bis Nordschottland beträgt 122 M., von Kent bis Landsend 70 M. Wo England und Schottland sich berühren, ist die Breite nur 15 M. — Das Meer, worin beide Großinseln liegen, heißt im Osten Nordsee oder Deutsches Meer (German Ocean), im Westen atlantischer Ocean, und im Süden Canal (Channel) oder Aermelmeer mit der 42632 m. ($5^3/_4$ Meilen) breiten Straße von Calais (Strait of Dover.) Die irische See zwischen den Großinseln heißt im Süden Georgs- und gegenüber Nordkanal. Uebrigens hat das Meer ringsum nirgend eine oceanische Tiefe, vielmehr nur eine von 40—80 m., die im Canal und in der Nordsee mit geringen Ausnahmen bis gegen Deutschland und Dänemark sich gleich bleibt. Oceanische Tiefe beginnt erst 10—12 Meilen westlich von Irland.

---

*) Mit Einschluß der Inseln in den brittischen Gewässern (144600 Bew. auf 14 Q.-M.) und der außerlands befindlichen Soldaten und Matrosen (ca. 229000).

Die Königreiche England, Schottland und Irland sind unter einem Scepter und zu einem Parlament vereinigt. Die fast 32 Mill. Einwohner derselben machen aber nur einen kleinen Theil der Gesammtbevölkerung des brittischen Reiches aus. In Asien sind, theils unmittelbar theils mittelbar, der Krone unterthan 240 Mill. (s. u.), in Amerika 5 Mill., in Afrika 2 Mill., in Australien und Polynesien gleichfalls 2 Mill., so daß das ganze brittische Reich 412000 Q.-M. mit 281 Mill. Einwohnern (1/5 der gesammten Menschheit) umfaßt. In Bezug auf Ausdehnung und Bevölkerung, also auf die ganz äußerlichen Zahlenverhältnisse, kann demnach das brittische Reich nur mit dem russischen oder dem chinesischen Reiche verglichen werden; aber durch Lage, Klima und Volkscharakter, theilweise auch Ertragsfähigkeit seiner Besitzungen ist es diesen beiden so vielfach überlegen, daß Großbritannien unbestritten als erste Macht der Erde gelten muß. Mit Recht konnte einst Fox einem französischen Staatsmanne erwidern: „England ist nur unser Absteigequartier, aber die Welt, die Welt, das ist das eigentliche England."

Dieser Größe angemessen sind die brittischen Streitkräfte zu Schutz und Trutz. Zuerst erwähnen wir der Kriegsflotte, womit England das Uebergewicht auf den Meeren behauptet. Sie erfordert zu voller Bemannung im Kriege weit über 100000 Matrosen und Seesoldaten, und besteht*) aus 54 Panzer- und 229 Holzschiffen — lauter Dampfern; die Zahl der kriegsdiensttauglichen Segelschiffe, in der Jetztzeit allerdings von untergeordneter Bedeutung, aber doch für den Hafendienst ꝛc. wichtig, beträgt auch noch einige Hundert. Die Zahl aller Kanonen, die sich auf den Kriegsschiffen finden, wird nach dem gegenwärtigen Bestande der Flotte auf 9200 angegeben. Die Bemannung besteht im Friedensstande aus ca. 55000 Mann, wozu noch 4200 Offiziere kommen. Eine solche riesige Flotte verschlingt natürlich auch riesige Summen: Das jährliche Marine-Budget Großbritanniens beläuft sich auf 66 Mill. preuß. Thlr., wozu noch das Budget für die indische Kriegsmarine im Betrage von 8½ Mill. Thlr. kommt. — Auch die Landmacht ist bedeutend, auch hier gab es bisher, wie in der Marine, weder Aushebung (Konskription) noch schweizerisches Heerwesen, sondern nur „Werbesoldaten**). Der Bestand wird alljährlich vom Parlamente verwilligt und beträgt gegenwärtig 135000 Mann; im Nothfalle würde das reiche England ihn vervierfachen können. Der Unterhalt dieses

*) Nach dem Admiralitätsberichte von 1872; seitdem sind von den damals im Bau begriffenen 3 Panzer- und 21 Holzschiffen mehrere fertig geworden.

**) Es ist merkwürdig, wie der Engländer keinen gezwungenen Dienst will, weshalb auch die Landmiliz bei ihm nur ein kümmerliches Institut bleibt. Dagegen bildete sich seit 1859 auf Betrieb hoher Herrn eine freiwillige Volkswehr (volunteer corps), auf eigne Kosten ausgerüstet, organisirt und in kleinen und großen Massen sich übend.

Heeres kostet jährlich 106 Mill. Thlr., ist also, verglichen mit den deutschen Heereseinrichtungen, sehr kostspielig. Dies ist indes nur das Heer in Europa; in dem ungeheuer ausgedehnten Ostindien befinden sich, abgesehen von der über 150000 Mann starken und militärisch organisirten Polizei, auch noch ca. 200000 Mann, größtentheils eingeborne Hindus, und das ostindische Armeebudget ist höher als das europäisch-brittische, nämlich 110 Mill. Thlr. Dazu kommen noch die besonderen Corps anderer Kolonien und die Truppen vom nordamerikanischen Canada, welches das System der allgemeinen Dienstpflicht besitzt und ein Armeebudget von 2 Mill. Thlr. hat. Die jährliche Gesammtausgabe Großbritanniens und seiner Nebenländer für Armee und Kriegsmarine beträgt über 293 Mill. preuß. Thlr.*)

Zur Bemannung der Kriegsflotte fehlt es nie an tüchtigen Seeleuten, die sich meistens auf der Handelsmarine, besonders bei der Küstenschiffahrt heranbilden. Niemals hat irgend ein anderes Volk solche Thätigkeit zur See entwickelt, wie das englische. Die Handelsmarine Großbritanniens und Irlands ist die größte der Welt und zählt, die größeren Küstenfahrer miteingerechnet, 26000 Seeschiffe mit 5,700000 Tonnen Tragfähigkeit (à Tonne 1000 Kilogramm), darunter 3700 Dampfer. Durchschnittlich baut man des Jahres ca. 1000 neue, meist als Ersatz für die zu Grunde gegangenen; die Durchschnittsgröße eines Schiffes beträgt 216 Tonnen. Zur Bemannung dieser Handelsflotte gehören ca. 300000 Mann.

Handel und Gewerbthätigkeit sind beide kolossal. Der Britte bezieht vom Auslande nicht bloß, was er zur Befriedigung des eigenen Bedarfs braucht, sondern auch was er aus den englischen Häfen in andere Länder, sei es unverändert als Naturprodukt oder in seinen Fabrikstädten zu Waaren umgewandelt, weiter verführen kann. Hieran schließt sich noch die Ausbeute des eignen an Produkten so reichen brittischen Bodens selbst, die er im höchsten Maße verarbeitet und verwerthet. In Großbritannien und Irland gibt es ca. 30 Mill. Stück Schafe; dennoch

---

*) Nach der vom Kriegsminister Cardwell im März 1872 vorgelegten und vom Parlamente genehmigten Gliederung sind die vereinigten Königreiche in 66 Territorialbezirke einzutheilen. In jedem dieser Bezirke soll ein Infanterieregiment zu 2 Bataillonen geworben werden. Eines der Bataillone hätte, in abwechselndem Turnus, den Dienst in den Kolonien zu thun, während das andere als Depotbataillon zugleich das Personal zur Ausbildung eines Milizregimentes zu stellen hat, das in der Stärke von 2 Bataillonen konskribirt werden soll. Mit einem Volunteerregiment von verschiedener Stärke bilden Linien- und Milizregiment dann eine Brigade unter dem Kommando eines Generals. Diese Bestimmungen sind indes bis jetzt nur in unvollkommener Weise durchgeführt, namentlich, was die erhöhte Ausbildung der Miliz und der Freiwilligen betrifft. Sachverständige schlagen überhaupt den militärischen Werth der Volunteers, da in deren Organisation jede Dienstleistung in das Belieben des einzelnen gestellt ist, sehr gering an und für die Wehrkraft des Landes wenig ins Gewicht fallend.

vermag die durch lange glänzende Wolle ausgezeichnete brittische Schafzucht der riesenhaft angewachsenen Eigenindustrie (112000 Webstühle, 4,353000 Spindeln) kaum noch $\frac{1}{8}$ des Bedarfes zu liefern und bezog man i. J. 1870 von Australien 189, vom Caplande 39, von Indien 13 Mill. Pfund Wolle. Das Centrum für die Wollindustrie ist Leeds, der Gesammtwerth aller Wollfabrikate beläuft sich jährlich auf 230 Mill. Thlr., wovon für 100 Mill. ausgeführt werden. Die Ausfuhr der Leinwand hat den Werth von 44 Mill., die des Flachsgarns zu 7 Mill. Thlr. eingerechnet, der aller Leinenwaaren von 102 Mill. Nur der kleinste Theil des hiezu nöthigen Rohmaterials wird im Lande selbst erzeugt, dagegen $3\frac{1}{2}$ Mill. Ctr. Rohstoff von Rußland ꝛc. eingeführt, um einem großen Theil der Welt das Fabrikat zu liefern. In Dundee (in Schottland) allein beschäftigt diese Industrie 35000 Arbeiter; im ganzen sind damit 40000 Webstühle mit 1,685000 Spindeln belegt. Mit Verarbeitung von Seide hauptsächlich zu eignem Bedarf beschäftigt (Gesammt-Werth 82 Mill.), versendet man doch für 14 Mill. Thlr. seidene Waaren. Riesig ist die jährliche Einfuhr von Rohbaumwolle, nämlich 1260 Mill. Pfund, wovon, nach Abzug der Wiederausfuhr, zur Verarbeitung 1000 Mill. Pfd. im Lande verbleiben. Der Werth aller Baumwollenfabrikate, mit deren Herstellung 600000 Menschen, sowie 35 Mill. Spindeln und 440000 Webstühle beschäftigt sind, beläuft sich aber auch auf 540 Mill. pr. Thaler, wovon für 350 Mill. in fremde Länder verschickt werden, während der ganze europäische Continent bloß für 400 Mill. Thlr. Baumwollenwaaren produzirt. Um dieselbe Menge Baumwollgarn durch Handarbeit zu fertigen, wie sie die brittischen Maschinen in einem Jahre liefern, bedürfte es 91 Mill. Arbeiter. Die Grafschaften Lancashire und Cheshire sind die Hauptsitze der Baumwollenindustrie. — Mit der Fabrikation in Baumwolle wetteifert die in Metallen, woran der einheimische Boden so reich ist, daß jährlich 100000 Ctr. Zinn, $1\frac{1}{2}$ Mill. Ctr. Blei, 4 Mill. Ctr. Kupfer, 300000 Ctr. Zink u. s. w. gewonnen, nur ein kleinerer Theil des Materials eingeführt zu werden braucht und der Gesammtgeldwerth der Bergbauproduktion jährlich auf 260 Mill. Thlr. veranschlagt werden kann. Man schätzt die Ausfuhr von Metallwaaren, Maschinen und Stahl auf 136 Mill. Thaler, den Werth aller erzeugten Waaren auf 340 Mill. Eine solche Fabrikation wäre übrigens unmöglich ohne die Masse von Steinkohlen, woran Großbritannien Ueberfluß hat; denn die Gruben liefern jährlich 2050 Mill. Ctr. (d. i. ca. 60 % der Gesammtförderung auf der Erde) dieses wichtigen Minerals, wovon etwa der achte Theil ins Ausland geht. — Die Ausfuhr der sämmtlichen brittischen Manufakte und Produkte (also diejenigen Erzeugnisse fremder Länder, die unverändert wieder ausgeführt werden, nicht mitgerechnet) beläuft sich an Werth auf 880 Mill.

Thlr.; davon gehen für 285 Mill. an Werth in die brittischen Kolonien. Die Gesammtausfuhr des Reiches hatte i. J. 1871 einen Werth von 1890, die Gesammteinfuhr von 2206 Mill. pr. Thlr.*)

Ungeheuer ist der Reichthum des Landes an Eisen; i. J. 1871 wurden 129 Mill. Ctr. Roheisen (49 % der Roheisen-Produktion der ganzen Erde) gewonnen. Hauptsitze für die Verarbeitung der Metalle sind Birmingham und Sheffield.

Nur aus solcher Handels- und Gewerbthätigkeit wird es erklärlich, wie der brittische Staat ein Budget von ca. 475 Mill. Thlr. ertragen kann, wovon über 1/3 zur Verzinsung und möglichen Ermäßigung**) der Staatsschuld dient. Sogar diese unmöglich zu tilgende, nur in längeren Friedenszeiten um ein- oder zweihundert Mill. Pfd. zu verringernde Schuld — 776 Mill. Pf. St. oder 5280 Mill. Thlr. — die fast nur durch Kriege, besonders zur Bekämpfung Frankreichs, sowie zur Rettung und Erhebung des Vaterlands, mit Zustimmung des Parlaments gemacht worden, und die man den eignen Bürgern, nicht dem Auslande schuldet, ist ein Beweis von der Macht und den Hilfsquellen Britanniens. Der Credit keines andern Staates hätte dazu ausgereicht, kein anderer wäre im Stande sie zu verzinsen. — Die meisten bedeutenden Kolonien haben ihr eigenes Budget (wie ihre eigene mehr oder minder selbständige Verwaltung) und auch ihre besondere Schuld; so hat z. B. Ostindien ein Ausgabenbudget von 339 Mill. pr. Thlr. und eine Schuld von 715 Mill., Canada 24 Mill. Thlr. Ausgaben und 145 Mill. Schulden ꝛc.

Aus Kleinem kann das Gewaltige erwachsen, wenn das Kleine den Keim des Gewaltigen in sich trägt, und die Gunst des Himmels ihm Gedeihen schenkt. Zur Zeit Elisabeths, vor dreihundert Jahren, soll England mit Wales noch nicht ganz 5, und im Jahr 1700 erst 7 Mill. Bewohner gehabt haben. 1790, also vor dem Kriege mit der Republik Frankreich, betrug die Bevölkerung desselben Haupttheils von Großbritannien erst 8½, stieg aber trotz des großen Kampfes bis zum Sturze Napoleons auf beinahe 11 Mill. — in den vereinigten Königreichen zusammen auf 18 Mill. Seitdem ist sie in schnellerer Progression gleichen Schritts mit der Produktion des Bodens, mit Industrie und Handel so gewachsen, daß man im Jahr 1831 in England schon 13,8, 20 Jahr später 18 Mill. und am Schluß

*) Wenn man gewöhnlich die Ausfuhr geringer angegeben findet, als die Einfuhr, so liegt dies theils daran, daß oft die Wiederausfuhr nicht mitverzeichnet wird, theils an der Verschiedenheit der Taxation des Ausgeführten vom Eingeführten. Die Einfuhr ist zwar sehr groß — bezieht doch Großbritannien vom Auslande allein für 125 Mill. Thaler an Getreide, meist Weizen! — allein sie steht dennoch an wirklichem Werth der Ausfuhr bedeutend nach.

**) Seit 1869 hat die Nationalschuld um 88 Mill. Thlr. abgenommen.

von 1861 beinahe 20 zählte. Nur Irland zeigt in den letzten Dezennien eine rasche Bevölkerungsabnahme, indem sich die Zahl seiner Einwohner von 8,2 Mill. i. J. 1841 auf 5,4 Mill. i. J. 1871 vermindert hat. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der massenhaften Auswanderung der Iren, die entweder in England und in seinen Kolonien selbst, besonders aber in Nord-Amerika sich eine neue Heimat suchen. Ueberhaupt ist die Auswanderung in Britannien — wie in Deutschland — sehr bedeutend. In den 3 Jahren 1867—1869 wanderten 650000 aus dem vereinigten Königreiche aus, i. J. 1858 zwar nur 113000, dagegen 1852 allein 368000 und 1849 299000. Seit 1805 sind bestimmt 7 Mill. fortgezogen. Und trotz dieser starken Auswanderung hat sich die Bevölkerung Englands seit 300 Jahren fast verfünffacht! — In Elisabeths Zeiten begann England erst nach Kolonienbesitz zu streben, und jetzt — wie über den Erdball verbreitet sind seine Besitzungen, wie ungeheuer in Indien! Aber man betrachte auch das Land, das die gütige Natur zur Insel gemacht. Viele und treffliche Häfen, wie gelegen zur Schiffahrt und Vertheidigung! welch' ein meist vorzüglicher Boden für Viehzucht und Ackerbau, wie reich an Metallen und Kohlen! und welch' ein tüchtiger, aus altdeutschem (angelsächsischem) und normannischem Kern hervorgegangener Menschenschlag, der es bewohnt! Nun entwickelten sich, obwohl unter kirchlich-politischen Unruhen, gerade hier, durch die insulare Lage geschützt, die herkömmlichen Rechte und Freiheiten in einer Weise, die ganz dazu geeignet war, den Unternehmungsgeist zu befeuern, und das vorhandene Nationalgefühl, allen Europäern als Muster, noch mehr zu kräftigen. Holland hatte viel geleistet, doch kleiner und weit minder von der Natur begünstigt, mußt' es vor England zurücktreten, und das mächtige Frankreich stand aus Mangel freier Institutionen ein ganzes Jahrhundert lang nur schwach gegenüber. Bedenkt man ferner, wie die Engländer, ganz den Franzosen entgegengesetzt, an verbrieften Rechten und am Selfgovernment der Gemeinden und Gaue — das die beste Grundlage von Staaten ist — stets festhielten, und in neuester Zeit die Losung zum Freihandelssystem gaben; und ferner, wie sie ganz anders als andre Staaten ihre Kolonien anlegten, wie sie mit bürgerlichen Freiheiten und religiöser Duldung sie ausstatteten, und somit der Menschheit ebensowohl als sich selbst nützten; wie sie im kultivirten Indien, wo es nur zu erobern, nichts zu kolonisiren gab — siehe oben S. 489 — keineswegs daran dachten, das dort Einheimische an Sitten und Religionsgebräuchen anzutasten: so wird man den staunenswerthen Wachsthum der brittischen Macht begreifen. Spanien verkümmerte trotz seiner goldenen Reiche in Amerika, England aber stieg, es stieg sogar, als 13 seiner amerikanischen Provinzen sich unabhängig gemacht. Griechen und Römer ausgenommen, hat deshalb kein

Volk eine für uns Deutsche so lehrreiche Geschichte als das englische. Wir wollen eine Skizze dieser Geschichte versuchen. Zuvor bedarf es aber noch eines besondern Blickes auf die 3 Theile des Königreichs.

1) England (2396 Q.-M., 21,495000 Bew., 8973 auf 1 Q.-M.) und Wales (347 Q.-M., 1,217000 Bew., 3507 auf 1 Q.-M.).

Der Küstenumriß zeigt vielfache Windungen, Vorsprünge und Baien. Manche der Baien sind zugleich breite Flußmündungen oder Aestuarien. An der Ostseite fallen besonders die Themsebai, der Wash, der Humber ins Auge; an der Südseite die Meereseinschnitte von Portsmouth und Southampton, die von Exmouth (Exeter), Plymouth und Falmouth; an der Westseite der breite Bristol-Kanal mit dem Aestuar des Severn (Saverne) und der Bai von Caermarthen; die Bai von Liverpool mit den Aestuarien des Mersey und des Dee; die Morecambe-Bai mit der Bucht von Lancaster, und als Grenze zwischen England und Schottland die Solway-Bai.

Von den 50 Flüssen merken wir folgende. 1) Auf der Ostseite: die Themse, 48 M. lang. Ihre beträchtlichsten Quellbäche sind: die Isis aus den Cotswoldhügeln in Gloucester, und der Cherwell aus den Edgehügeln. Bei Oxford vereinigt, erhalten sie den Namen Themse, die nun 60 Schritt Breite hat, jedoch bei London, bis wohin die Seeflut aufwärts dringt, zum breiten mächtigen Strom wird; der Lauf der Themse von der Londonbridge bis zur Mündung heißt der Pool. Seiner Lage an dem größten Flusse des Landes, sowie dem Umstande, daß dieser Fluß einerseits unter allen engl. Flüssen zunächst dem Continente mündet, anderseits durch Kanäle leicht mit dem Innern in Verbindung gesetzt werden konnte, verdankt London vor allem seine Bedeutung im europäischen und im Welthandel. — Der Trent, aus der südlichen Abdachung des Peakgebirgs, richtet sich nach Nord, wo er den Derwent aufnimmt, und weiter nach NO., wo er sich mit der Ouse vereint. Diese kommt von N. her aus den Peaks der Grafschaft Westmoreland. Ouse und Trent vereint bilden den Humber, woran Hull, der Ausfuhrhafen brittischer Fabrikate nach dem Norden Europas. Eine andere Ouse aus den Edgehügeln fließt in die Bai Wash, welche, wie der Humber, von Marschland umgeben ist, das durch Deiche geschützt wird. Nördlich vom Humber der Tees, der am hohen Croßfell entspringt, und südlich von Hartlepool in die Tees-Bai mündet, die Tyne, die unterhalb des Hauptausfuhrhafens für Steinkohlen und Eisen, Newcastle, mündet und aus den Cheviot-Bergen kommt; und an der Grenze von Schottland der Tweed. — 2) Auf der Westseite: der 58 Meilen lange Severn, dessen Mündung sich in den Bristolkanal ausweitet. Er entspringt am Walliser Berg Plynlimmon in Montgomery; der Upper (obere) und der Lower Avon sind seine linken Nebenflüsse, der Wye (auch vom Plynlimmon) ist sein rechter. — Der Mersey, Küstenfluß vom Peakgebirg, mündet bei Liverpool, wo die Flut bis 8 m. steigt. Der schiffbare Theil aller Flüsse zusammen beträgt 300 Meilen.

Die Oberfläche Britanniens hebt sich nur im Westen zu Gebirgen empor, die meist mit Hochküsten enden. Inmitten und nach Osten ist sie wellenförmig, streckt sich als weite mit Hügelreihen besetzte Ebene aus, die sich zur Nordsee abflachen; 90% der

Oberfläche liegen unter 300 m. Seehöhe. Doch gibt es hier nur wenige Diluvialstellen, namentlich an der Themsemündung und an der Washbai, die mit unserm deutschen Tieflande gleichzeitig unter Meer gewesen sein mögen. London liegt schon auf Tertiärboden, der weithin durch ein breites Band von Kreideformation umfaßt wird, ein Band, das sich von der rechten Seite des Wash quer über Cambridge und Salisbury nach Weymouth am Canal hinstreckt; auch noch an andern Stellen der Küste, wie bei Brighton und Dover, und selbst nördlich des Humber im Cap Flamborough tritt Kreidefels hervor. Wahrscheinlich ruhen die Kreidegegenden auf Jurageſtein, das an ihrer Westseite zu Tage kommt und einen breiten Landstrich bildet, der bei Whitby, Scarborough und der Mündung des Tees die Nordsee, bei Bridport und Exeter den Canal berührt. Lincoln, Northampton und Bedford, Oxford und Cheltenham, Wilton (unweit Salisbury) und Bath liegen auf dieser Juraregion; die schon erwähnten Edgehills und die Cotswold, worauf hunderttausende von Schafen weiden, gehören zu ihren Hügelreihen und Gruppen. Sie theilt, in diagonaler Richtung verlaufend, das ebene England in eine südöstliche und eine nordwestliche Hälfte: jene, reich angebaut und vielfach den Eindruck gesegneter, abwechselungsreicher Gartenlandschaften machend, war in früheren Zeiten der Sitz der politischen Macht, hier concentrirten sich Handel und Gewerbe, lagen die ältesten Städte des Landes, sowie die bedeutenderen Besitzungen des englischen Adels; die nordwestliche Hälfte dagegen, von älteren Schichten gebildet, weniger fruchtbar, im Mittelalter dünn bevölkert und von geringer Bedeutung, ist seit Einführung der Dampfmaschine und Maschinenarbeit durch ihre ungeheuren Eisen- und Steinkohlenlager zur ersten Industriegegend der Welt geworden, die Bevölkerung ihrer Städte und Orte hat sich in dem letzten Jahrhundert in fast unglaublichen Progressionen verzehn-, ja verhundertfacht, während im Südosten Einwohnerzahl und Wohlhabenheit sich nur wenig vermehrt haben oder stationär geblieben sind. — Ein Freund der Geologie kann also vom Diluv der Themsemündung an durch Tertiär, Ober- und Unterkreide, Ober- und Unterjura (Lias) reisen, und erst in Bristol, Worcester, Warwik, oder in Leicester wird er sich auf Triasgebilde befinden. Hatte er den Weg nach Leicester eingeschlagen, so erwarten ihn auf der nordwestlichen Fortsetzung seiner Reise die älteren Formationen der Erdrinde, und zwar ebenfalls nach der Zeitfolge; denn der Buntsandstein (zur Trias gehörig) und permische Schichten (old red sandstone) umfassen die ungeheuren Kohlenlager zwischen Sheffield und Manchester, die nordöstlich nach Newcastle, im Süden bis gegen Derby sich erstrecken. Hierauf folgt an der Nordseite der Morecambe-Bai die Grauwacke (silurisches Gestein) von Westermoreland, und Gneis und Granit in Cumberland.

Gebirgsgegenden des Landes sind: 1) Südöstlich von Manchester in der Kohlenregion werden die Hügel der Grafschaft Derby zu Bergen von ca. 600 m. Höhe (der Kinderscout 609 m.), Peaks oder High Peaks genannt — Kalkmassen, die reich an verschwindenden Gewässern und Höhlen sind; dort ist z. B. in wilder Gegend, wo der Derwent entspringt, die berühmte Höhle von Castleton, die mit schauerlichen Pfaden über 700 m. weit in den Berg hineinführt, wo man achtmal unter hängenden Felsmassen über Wasser zu schiffen hat; ferner 2 Stunden davon die Eldonhöhle mit unergründlichem Wasserschlund, und die Poolshöhle bei Buxton mit Stalaktiten. Die Peaks beginnen den nach Nord streichenden Penninischen Zug, der,

zwischen dem Knie des Trent und der Tyne in südnördlicher Richtung verlaufend, 12 Meilen nördlich von den Peaks seine größte Breite und Höhe erreicht mit Kuppen von 700 bis 900 m., worunter der Ingleborough (723 m.), der Whernside (726 m.), der Bowfell (887 m.) und weiter im Norden am Ursprunge des Tees der 892 m. hohe Croßfell, der eine Aussicht nach beiden Meeren gewährt. Zwischen dem südl. Theil (Peaks) und der nördlichen, im Osten sich terrassenförmig senkenden, im Westen steil abfallenden Abtheilung der Pennine Chain ist eine Einsenkung, durch welche ein Kanal (längs der Ayre) von Leeds zur Westküste geführt werden konnte. Ebenso senkt sich der Penninenzug nördlich des Croßfell, zwischen Cumberland und Northumberland (so daß in alten Zeiten hier der Piktenwall durchgezogen werden konnte), hängt aber doch durch schwache Höhen und Rücken mit 2) den 700 m. hohen Cheviots zusammen, welche die schottische Grenze überlagern und die Ufer des Tweed verschönern, der sie von der Hauptmasse des niederschottischen Berglandes, wozu sie eigentlich gehören, scheidet. — 3) Die cumbrische Berggruppe (Grauwacke und Granit), den südlichen Theil der Halbinsel zwischen der Morecambe- und Solway-Bai ausfüllend, ist durch das Thal des unterhalb Carlisle mündenden Eden von der Pennine Chain getrennt und im Mittel 500 m. hoch. Die bedeutendsten, meist waldreichen Höhen (wie der Pillar 882, der Helvellin 932, der Scawfell 984 m.) erheben sich nicht bis zu 1000 m.; allein das Gebirg liefert manchfaltige Aussichten, und die Thäler werden von Seen verschönert. Von neueren Dichtern ist diese country of the lakes viel besungen, vorzüglich der See Ulles, der anmuthige Keswicker, der Winder- oder Winandermere ꝛc. — 4) Gebirge von Wales zwischen dem Bristolkanal und dem Golf von Liverpool, auf 3 Seiten aus dem Meere, auf der 4. aus dem Flachlande steil aufsteigend; die Thäler des Severn und Wye sind die Hauptzugänge. Grauwackenkalk und Schiefer, hohe breite Plateaux (von 3—400 m. Durchschnittshöhe) wie auf dem Hunsrücken und Ardennerwalde, von tiefen Thälern durchschnitten; und wie neben unserm rheinischen Schiefergebirge an der Nord- und Südseite sich Kohlenlager finden, so auch hier im Flußgebiete des Dee und besonders am Südfuße der Berge Glamorgans (Swansea!). Der Plynlimmon, wo Wye und Severn entspringen, hat 756, die Beacons bei Brecknock (weiter im Süden) 872 m.; die höchsten Erhebungen finden sich in dem fast nur zur Viehzucht tauglichen Norden, besonders an der Basis der Halbinsel von Caernarvon, wo der mehrgipflige Snowdon bis zu 1094 m. emporsteigt. An landschaftlichen Schönheiten lachender und wilder Art, mit Wasserfällen und Brandungen, an steilen Caps fehlt es nicht; berühmt ist der 100 m. hohe Wasserfall von Glaßlyn in der Snowdongruppe und nicht fern davon die Seen von Llanberry. Das nordwestliche Stück von Wales ist die Insel Anglesea; der 450 m. breite Meeresarm, der sie abschneidet, heißt Menai-Straße. Hier liegen bei Bangor die berühmten großen Schieferbrüche. — 5) Die Gebirge von Cornwall, der südwestlichen Halbinsel Englands. Sie beginnen schon in Devonshire (wo das Thal der bei Exeter mündenden Exe ihre Ostgrenze bildet) in dem granitnen Dartmoor als breite, mit Schafherden bedeckte Rücken — hier steigt der High Wilhays 621 m. auf — setzen sich dann fort im silurischen Cornwall in einer mittlern Erhebung von 200 m., mit wilden, waldlosen Bergen — unter welchen der Brown Willy 415 m. erreicht — und treten oft mit malerischen Felsbildungen

ans Meer heran. In den engen Thälern entfaltet sich, geschützt vor Stürmen und unter dem Einflusse des oceanischen Klimas, eine reiche und herrliche Vegetation. Die Vorgebirge, wie das serpentinische Cap Lizard und das granitne Landsend, fallen schroff ab. Von den letzteren sieht man südwestlich nach den Scilly- oder Zinninseln, deren schon im Alterthum berühmte Gruben jetzt erschöpft sind. Cornwall dagegen ist noch immer ergibig an Zinn, Kupfer und Eisen.

Das Klima ist veränderlich und feucht, am feuchtesten in Lancaster, am angenehmsten in Hampshire, auf der Insel Wight, auch südwestlich des Dartmoor in Devon. Es ist weder im Winter so kalt, noch im Sommer so warm als in Deutschland. Selten steigt die Hitze über 17°, und selbst in Manchester ist man nicht auf 12° Kälte gefaßt. In den Berggegenden ist die Luft natürlich reiner und heiterer, aber auch kälter. — Wegen Milde und Feuchte ist der Anblick des Landes sehr angenehm. Der Boden prangt den größten Theil des Jahres mit dem schönsten Grün. Im blühenden, mit prächtigen Landhäusern angefüllten flachen Thale streckt sich London an der Themse hin; überschwebt von Nebeln aus Kohlendampf erscheint die Stadt wie eine ungeheure regellose Häusermasse, durchkreuzt von meistens engen Straßen voll Menschengewühl. In der ganzen Provinz umher zeugt alles vom geschäftigsten und sorgsamsten Anbau. Am Strome hin die fettesten Wiesen, daneben Gärten und Aecker, und so weit ab vom Strome miteinander wechselnd, daß man eben so viel Wiesenland als Getreide- und Gartenfeld findet. Im Süden und Osten, also in dem ebneren Theile der Insel, wird hauptsächlich Weizen gebaut, und überall zieht hier das Pferd den Pflug, wie denn die Zahl der Pferde außerordentlich groß ist. Die Weiden sind voll vom stattlichsten Rindvieh, und die zahlreichen Dörfer, oft reinlichen Städtchen gleich, haben ein munteres geselliges Ansehen. Der wellenförmige Boden rundet so viele sanfte Thäler aus, daß die fruchtbaren Landschaften zugleich reizend werden. Besonders hübsch ists auf dem Wege nach Portsmouth, wo im milden Hampshire an den Abhängen der mit großen Schafherden bedeckten Hügel selbst die Rebe fortkommt, wiewohl der Mangel an Hitze die Trauben nicht süß und schmackhaft werden läßt. Häufige Wirthschaftsgebäude liegen zerstreut umher; denn der Boden Englands ist nicht so vertheilt, wie bei uns, sondern meistens als Eigenthum reicher Besitzer an wohlhabende Pächter in großen Stücken und stets auf lange Dauer vermiethet, wo die Fluren gewöhnlich um die Gehöfte herumliegen. Viehzucht ist außerordentlich im Flor, so daß außer den Wiesen noch viel Feld zu Futterkräutern dient; das Verhältnis der Wiesen zum Ackerland ist wie 3 zu 2. Nirgends in Europa wird die Rassezucht der Hausthiere so strenge durchgeführt wie in England; daher seine vorzüglichen Rinder- und Schweinerassen, seine edlen Pferde, die geschätzesten des Erdtheils, seine reichwolligen Schafe. Man zählt bloß in England 5 Mill. Stück Rindvieh; Ochsen von 14—16 Centner sind keine Seltenheit. Die Käse, besonders die von Chester und Stilton, sind berühmt. Auch die Schafzucht, die älteste Grundlage des engl. Wohlstandes, wird mit glänzendem Erfolge betrieben; es gab eine Zeit, in welcher „ganz Europa in englische Wolle gekleidet war.“ Ueberhaupt wird die Landwirthschaft sehr befördert, und nicht bloß in den Umgebungen Londons, sondern fast überall gleichen die Felder oft den Gärten. Bei der ungeheuren Bevölkerung muß man aber in Mitteljahren noch Korn (Weizen) aus dem Auslande beziehen. Der Anbau des Bodens hat die ehemals großen Waldungen Englands gelichtet und kleiner

gemacht. Nur 4 große Forsten gibt es, worunter der von Windsor und der Neuforst in Hampshire die genanntesten sind; das stämmige Holz des letzteren spart man noch obenein für die Marine. Der Holzmangel ist also ziemlich fühlbar, denn die Parks der Reichen, obwohl großentheils voll mächtiger alter und exotischer Forstbäume, können den Mangel nicht ersetzen. Man hilft sich mit Steinkohlen, die zum Glück so vorzüglich und so reichlich vorhanden sind, daß sie außer in Fabriken und Dampfschiffen noch zum Brennmaterial dienen, und eine große Masse davon ins Ausland geht.

Die liegenden Gründe gehören größtentheils: 1) Der Nobility, d. i. dem eigentlichen oder hohen Adel, dessen Familienhäupter die Titel führen: Herzog, Marquis, Earl oder Count (Graf), Viscount und Baron; 2) der Gentry, d. i. dem niedern Adel, der aus Baronets, Knights oder Rittern, und Esquires besteht*); 3) der Kirche, Universitäten und andern Körperschaften, Stadträthen, Innungen, Schulen, Bibliotheken, Armenanstalten und reichen Privaten; 4) den Gentlemen Farmers, die als wohlhabende Landleute ihre Güter selbst bauen, und den gemeinen Farmers oder Pächtern, die noch eignes Gut, neben dem gepachteten haben; 5) den kleinen armen Bauern, sofern sie etwas Eignes besitzen und deshalb Freeholders sind. — Wie viel die Reichen besitzen, läßt sich daraus schließen, daß es 200 Familien gibt, deren Güter im Durchschnitt jährlich je 30000 Pfd. Sterling Einkünfte abwerfen, 100 Familien von 50000, 50 Familien von 70000, 33 Familien von 100000 bis 300000 Pfd. Einkünften; und diese Güter werden selten zerstückelt, fallen meist dem Erstgebornen zu! Wenn jede dieser 4 Klassen so viel an Gut abgäbe, als 1 Mill. Pfd. Einkünfte trägt, so könnten über 130000 der ärmsten Unterpächter (tenants) mit Freigütern zu 30 Pfd. Ertrag versehen werden, und jene reichen Besitzer lebten doch noch im höchsten Ueberfluß.

Die bürgerliche Gewerbthätigkeit, wie schon erwähnt, übertrifft noch die landwirthschaftliche, was man allerdings den Staatseinrichtungen und dem Besitz großer Kolonien zuschreiben muß, aber auch dem englischen Erfindungsgeiste, der wiederum durch die Fortschritte der Wissenschaften in der neuesten Zeit geweckt und gefördert worden ist. Vornehmlich wirkten die Theilung der Arbeit, die Spinnmühlen, die Dampfwerke, die Anlage vieler Kanäle und Eisenbahnen. Die Theilung der

*) In der englischen Aristokratie ist es herkömmlich, daß nur der älteste Sohn den Adelstitel des Vaters erbt. Der älteste Sohn eines duke oder Herzogs heißt bei Lebzeiten des Vaters Marquis, der älteste Sohn eines marquis Earl, der eines earl oder count Viscount; alle jüngeren Söhne dieser 3 Klassen führen bloß den Titel Lord vor ihrem Tauf- und Familiennamen, welcher von dem Adelsnamen des Vaters verschieden ist. Der älteste Sohn eines Viscount und eines Barons gehört aber bei Lebzeiten des Vaters, noch nicht zur nobility, sondern zur gentry, und heißt bloß Sir, nicht Lord. — Die Gentry ist der niedre Adel, eine zahlreiche Rangklasse, deren obere Ordnung von dem Ritterstande gebildet wird, nämlich von den Baronets und Knights, deren Titel wiederum nur nach Erstgeburt forterben. Vor ihrem Taufnamen führen sie das Prädikat Sir, wie die jüngern Söhne der Viscounts und Barone. Dagegen haben die jüngeren Söhne des Ritterstandes nur den Titel Esquire (écuyer, escudero, Schildknappe), den auch, als zweite Ordnung der Gentry, alle nicht ritterlichen freien Gutsbesitzer führen. Uebrigens rechnet man zur Gentry noch Offiziere, Gelehrte, Künstler, Fabrikherrn und Kaufleute, sofern sie nur im Großen handeln; sie sind allzumal Gentlemen. — Hierbei ist noch zu bemerken, daß die jüngeren Söhne der Nobility nicht bloß in den Staatsdienst, ins Heer und zur Flotte gehen, sondern auch in bürgerliche Gewerbe.

Arbeit ist die Grundlage des Fabricirens, weil eine kleinere Menschenzahl, so bald jeder nur einen Theil des Fabrikats arbeitet, viel mehr leistet als eine viel größere, von denen jeder das ganze Fabrikat allein fertigen muß. — Die Spinnmühle (Baumwoll-Spinnmaschine) wurde zu Warrington unweit Liverpool vom Uhrmacher Kay und dem Barbier Arkwright 1769 erfunden und 1775 in vervollkommneter Weise zu Cromford in Derbyshire aufgestellt. Ein einziges Wasserrad setzte 50000 Spulen in Bewegung, wobei 125 Menschen beschäftigt blieben. Arkwright erwarb sich dadurch ein Vermögen von 3 Mill. Thlr.; reicher aber ward ganz Großbritannien, da sich die Maschinen überaus vermehrten und fast kein anderes Land zuletzt so wohlfeile Baumwollzeuge liefern konnte. Die Erfindung von power-looms oder Maschinenwebstühlen und der Flachsspinnmaschine vervollständigten diese Art von Fabrikthätigkeit. — Die Dampfmaschine ward 1705 von Savary erfunden, allein 1774 von dem Schottländer J. Watt ums zehnfache verstärkt und zu den verschiedensten Verrichtungen angewandt*). Die Steinkohlenschätze, die man erst seit 100 Jahren zum Betrieb der Eisenhütten verwendet, boten zugleich hinreichende Mittel, die Maschinen zu vervielfachen, und die häufige Gelegenheit im Verfertigen derselben brachte mancherlei Abänderungen, Verbesserungen und neue Erfindungen zuwege. — Längst schon hatte man einzelne Kanäle von achtungswerther Arbeit in England wie in Frankreich; allein der Herzog von Bridgewater ließ durch den berühmten Mechaniker Brindley ein Werk ausführen, das als neues Muster gelten konnte und viele ähnliche veranlaßt hat. Dieser Kanal sollte seine Steinkohlengruben zu Worsleymill mit Manchester und Liverpool verbinden und ward trotz aller Hindernisse durch Berge, über Flüsse und Landstraßen geführt. Deshalb geht er an mehreren Stellen über hohe Schwibbogen, während er selbst 34 Brücken auf sich hat. Jetzt ist ganz England von großen Kanalwerken durchschnitten, die nicht selten quer übereinander fortlaufen; das bedeutendste ist der innere Haupt- oder große Verbindungskanal (great junction channel), der oberhalb London von der Themse sich ablöst und sich quer durchs Land bis zur Bucht des Mersey fortsetzt, während er Seitenarme sowol zum Severn und zum Bristolkanal als zum Humber streckt. Ebenso ist der Humber mit dem Ribble bei Preston, und London mit Portsmouth verbunden. Diesen älteren Kommunikationswegen wurde das neue Mittel der Eisenbahnen hinzugefügt, und zwar in einer Großartigkeit, welche nur durch das Vorhandensein eines brittischen Nationalreichthums möglich war. Das brittische Eisenbahnnetz ist in Europa das ausgedehnteste (ca. 3300 geogr. Mln. Länge, auf 1 Mill. Einw. 104 Mln. Eisenbahn) und zugleich das verzweigteste und wird nur von dem der nordamerikanischen Vereinigten Staaten**) übertroffen. Was Bequemheit der Einrichtungen, der Anlagen und des Verkehrs, Ordnung, Sicherheit und Regelmäßigkeit, Raumersparnis in Bahnhofanlagen, Güter- und Einsteighallen rc. betrifft, kann man nach dem Urtheil von Fachmännern wohl sagen, daß England an der Spitze der übrigen Staaten marschire.

Uebrigens hat England durch die steigende Industrie eine andere Physiognomie

---

*) Die erste Idee von der Bewegung eines Stempels durch Dampfkraft hat Papin zu Marburg aufgestellt.

**) 13600 Mln., auf 1 Mill. E. 349 Mln.; im Deutschen Reich 3100 Mln., auf 1 Mill. E. 76 Mln.

erhalten. Der ebene, trefflich angebaute Südosten, mit den 2 Universitäts- und andern älteren Städten, deren ehrwürdige Münster an kirchliche Hoheit, wie die zahlreich im Land umher zerstreuten Parks und Schlösser an den Glanz der Aristokratie erinnern, ist im wesentlichen sich gleich, d. h. old England geblieben. Aber inmitten der Insel nach West und Nord, nahe den Metallen und Kohlen, hat die Industrie ein neues England, ein gewerbliches, ein mehr demokratisches geschaffen, voller Hütten- und Hammerwerke, Dampfmaschinen und Fabriken, und mit Städten, die aus dem Nichts, oder aus Unbedeutendheit, zu großer Bevölkerung und zu Reichthum rasch aufgewachsen sind. Manchester, Birmingham, Leeds und viele andere geben davon ein glänzendes Zeugnis. Natürlich tritt neben Reichthümern oft bittere Armuth, neben dem Glanze das Elend hervor, und in England soll dies in besonders hohem Grade der Fall sein. Die Zahl der öffentlich unterstützten Armen beträgt weit über 1 Mill., und das dazu erforderliche Geld zählt gleichfalls nach Millionen. Es ist nicht zu leugnen, daß auch in vielen andern Beziehungen die socialen Verhältnisse Englands, sonst so fest gegliedert, daß man sie mit Marryat einer Pyramide vergleichen konnte, manches Bedenkliche und seit einiger Zeit ganz auffällige Merkmale von innerer Lockerung zeigen, wie ja auch der politische Einfluß Englands auf die Verhältnisse Europas gegenwärtig nicht mehr der seiner allgemeinen Machtstellung entsprechende und wie z. B. zu den Zeiten Cannings († 1827) geübte, ja fast nicht mehr der einer Großmacht, sondern nur noch einer Macht zweiten Ranges ist. Unläugbar ist diese Thatsache in dem Umstande mitbegründet, daß nirgends mehr denn in England das Geld mehr und mehr zum Schätzungsmaßstab der Dinge geworden ist. — Von der Gesammtzahl der Bevölkerung Englands und Wales sind*) 5,138000 Menschen (wovon 1/3 Frauen) mit Industrie beschäftigt, mit Landbau dagegen nur 1,70000 (wovon 1/6 Frauen), mit Bergbau 1,157000; zur unproduktiven Klasse (besonders Frauen, größtentheils aber Kinder) werden 8,513000 Personen gerechnet, zur sogen. „professional class“, wozu Juristen, Aerzte, Lehrer, Musiker rc. gezählt werden, 684000 und zur Kaufmannsklasse 815000 Individuen (fast ausschließlich Männer) u. s. w. Mit der Herstellung und dem Verkauf von Webstoffen und Kleidern beschäftigen sich 2,151000 Individuen, während 189000 Personen von Rang und Vermögen gar keinen Beruf haben.

Kirchliche Verhältnisse. Das brittische Reich besitzt 2 anerkannte Staatskirchen (established churches), die beide das Produkt nationaler Lossagung von der religiös-politischen Herrschaft der römischen Kirche sind: in England und Wales die bischöflich-anglikanische (High church), in Schottland die presbyterianische (church of Scotland, non conformists). Die erstere fußt in den 39 Artikeln, welche auf der Synode zu London (1562) angenommen und 1571 in einer Parlamentsakte gesetzlich niedergelegt wurden. In England und Wales gehört ihr die Hauptmasse der Bevölkerung — 12½ Mill. Seelen — an. Obgleich das religiöse Element im Leben des Engländers eine große Rolle spielt — man denke an die Heilighaltung des Sonntags und an die Bibel- und Missionsgesellschaften — so ist doch in der Staatskirche Vieles rein äußerlich, in Formen erstarrt und das wissenschaftliche Streben in ihr scheint längst aufgegeben, weshalb denn auch in neuester Zeit der römische Katholizis-

---

*) Nach dem 3. Bande des amtlichen Buches über den letzten Census in England.

mus ihr viel Boden abgewinnt (Puseyismus). Die Hochkirche in England und Wales steht unter den Erzbischöfen von Canterbury (als Primas des Reiches und erstem Peer desselben) und von York (als Primas von England) und unter 25 Bischöfen, die bis auf den von Sodor and Man sämmtlich Mitglieder des Oberhauses sind. Sie besitzt ein gewaltiges Einkommen, und ihre Autorität beruht zu einem nicht geringen Theile auf ihren hohen Dotationen. So bezieht z. B. der Erzbischof von Canterbury, abgesehen von andern Einkünften, einen Staatsgehalt von 15000 Pfd. St., der von York von 10000, und so herab bis zu dem Bischof von Worcester, der 5000, und dem von Sodor and Man, der 2000 Pfd. St. hat. Der 10. Theil der übrigen Geistlichen steht sich auf 500 bis 1000 Pfd.; ja es gibt unter den Pfarrern sogenannte Rektoren, deren Pfründen die des Bischofs von Worcester überbieten; dagegen müssen viele Geistliche mit 50, manche mit 30 und weniger sich behelfen. Zu diesen Dotationen kommen dann noch die Einnahmen aus der Vermiethung der Kirchensitze zum besten der Geistlichkeit — ein Misbrauch, der sehr groß ist und die scharfen Angriffe verdient, die er gegenwärtig erleidet. — Nirgends steht das religiöse Genossenschaftswesen in solcher Blüte wie in England; die ältesten unter den „Dissenters" sind die Independenten mit rein demokratischem Kirchenregiment; andere zahlreiche sind: verschiedene Presbyterianer, die Wesleyans oder Methodisten, Baptisten, Unitarier, Quäker, Irvingianer, Swedenborgianer, Mormonen, Mährische Brüder ꝛc. Am 10. Okt. 1873 betrug, nach den Berichten des Registrar General, die Zahl der Sekten in England und Wales, welche registrirte Stätten der Gottesverehrung haben, 131 (einschließlich der römischen Katholiken), die Anzahl jener „places of worship" 19500 und die Seelenzahl der Dissenters und römischen Katholiken 10 Millionen. Römische Katholiken mag es 1½ Mill. geben; sie stehen nach der 1851 ohne gesetzliche Erlaubnis eingeführten „papal aggression" z. Z. unter einer Hierarchie, die aus dem Erzbischof von Westminster und 12 Bischöfen besteht. Die Zahl der Juden im vereinigten Königreich (also nicht bloß in England und Wales) wird auf 50000 angegeben.

In Bezug auf das **Volksschulwesen** sind die Engländer unter allen germanischen Völkern am weitesten zurück. Es besteht kein Schulzwang. Der verstorbene Prinz Alfred, welcher die segensreichen Folgen dieser Einrichtung von seiner deutschen Heimat her kannte, bemühte sich freilich, etwas Ähnliches in England durchzuführen, stieß jedoch auf harten Widerstand, weil er die „freie Selbstbestimmung" antasten wolle. Ueberhaupt war die Schulpflege noch bis vor kurzem nicht Sache des Staates, sondern der Gemeinden, der Gesellschaften und Privaten. Man suchte kümmerlich durch Sonntagsunterricht für die in Fabriken arbeitende Jugend, auch durch Lancasters und Bells Lehrmethode etwas zu erreichen; aber Bell war kein Pestalozzi, und seine Anstalten nicht mit dem zu vergleichen, was man bei uns eine gute Freischule nennt. Selbst die halbtechnischen oder mechanic schools standen hinter unsern Realschulen zurück. So mußten denn Tagblätter, Handbücher und das äußerst thätige Leben selbst dasjenige ersetzen, was den untern Ständen an Belehrung fehlte, und in der That nimmt das Volk großen Antheil an Sachen des Staates, wie denn der Engländer überhaupt Nationalstolz, Selbständigkeit, Unbiegsamkeit und Ernst in politischen wie in religiösen Dingen besitzt. In neuester Zeit haben aber Regierung und Parlament — namentlich im Hinblick auf Deutschland und Nordamerika — für nöthig gehalten, die Lehr-

anstalten zu unterstützen. Aber noch 1851 wuchsen 25,5% aller Kinder in England und Wales ohne jeglichen Unterricht auf; 1865 konnten bei ihrer Verheiratung 22,5% der Männer und 32,2% der Frauen ihren Namen nicht schreiben; in Norfolk u. a. Grafschaften mußten sogar ⅓ der Männer, in Wales, Suffolk und Staffordshire über ⅖, in Monmouthshire 38% ein Zeichen statt der Namensunterschrift machen. Ja Dixon bewies vor einigen Jahren in den Meetings die Nothwendigkeit eines energischeren Vorgehens durch die Angabe, daß in London 200000, in England 2 Mill. schulpflichtiger Kinder keinen Unterricht erhielten. Nach einer jüngsten Mittheilung S. John Lubbocks im englischen Parlamente — April 1874 — haben von 2,235000 Kindern weniger als 50000 Unterricht in den sogen. Extragegenständen (Grammatik, Geographie und Geschichte), da bis jetzt bloß „Lesen, Schreiben und Rechnen" als obligate Lehrgegenstände gelehrt werden; und aus diesen 2¼ Mill. Kindern waren bloß 14000 im Stande, mit Geläufigkeit und Ausdruck zu lesen, 11000 konnten einen kurzen Brief oder die Paraphrase einer Erzählung schreiben und nur 8000 hatten einen Begriff vom Rechnen mit Brüchen. Bei solchen Zuständen der Schulbildung kann es freilich nicht überraschen, daß in den Riesenstädten des Landes in den untersten Schichten unbeschreibliche Unwissenheit und Armut zu finden ist und daß hier „zwischen den Wundern höchster Civilisation und des feinsten Luxus Horden von Wilden leben." — Was die höhere oder gelehrte Bildung betrifft, so gibt es dafür sehr achtbare Anstalten in England, namentlich die colleges oder Gymnasien (zugleich Pensionate) zu Harrow, Eaton, Westminster rc., die 2 alten Universitäten Oxford und Cambridge, und die neuen zu London und Durham. Die zwei alten sind überaus reich dotirt; sie haben beide für altklassische Studien, Philosophie und Mathematik viel geleistet; doch ist gegenwärtig „die Beschäftigung damit rein äußerlich und ohne die Erfolge, die man davon in Deutschland wahrnimmt." Sie sind eigenthümlich organisirt und u. a. darin von unsern Hochschulen verschieden, daß sie nicht Theologen, Juristen und Mediciner liefern; das Studium der Brotwissenschaften überlassen sie theologischen Seminarien, juristischen Inns of Court und großen Hospitälern. Die Londoner Universität ist vorzüglich den Naturwissenschaften gewidmet, wie denn überhaupt diese und die Nationalökonomie zur Zeit in England bevorzugter Pflege sich erfreuen; die Ueberschätzung des Besitzes, „der Götzendienst vor dem goldenen Kalbe"*) führte natürlich dazu, auch in den Wissenschaften nur das hochzuschätzen, was dem praktischen Bedürfnis dient. — Abgesehen von dieser im englischen Volk gegenwärtig vorherrschenden Neigung zum Materialismus und Utilitarismus steht die englische Nation in wissenschaftlicher Hinsicht ausgezeichnet da; ihre Literatur gehört zu den reichhaltigsten der alten und neuen Zeit. Als geborne Engländer (denn manche sind Schotten und Irländer von Geburt) seien erwähnt: Die Philosophen Baco und Locke, die Geschichtschreiber Gibbon und Roscoe, die Dichter Shakespeare und Milton, der Mathematiker Newton. Die Galerie berühmter Naturforscher und Entdecker ist groß.

2) Schottland (1433 Q.M. 3,360000 Bew., 2345 auf 1 Q.-M.).

Man unterscheidet gewöhnlich Niederschottland bis zum Isthmus von Glasgow), wo die englische Sprache herrschend wurde, vom Hochlande (Caledonien oder Gale-

---

*) Rohmeder, Ohne Vaterlandsgeschichte rc. München, 1872.

don), worin sich noch bis jetzt die altgälische oder ersische Sprache erhält. Doch läßt sich auch nach 2 Vertiefungen abtheilen: die erste ist zwischen den Baien des Forth und Clyde, ein nur 7 Meilen breiter Isthmus und einst als Nordgrenze des Römerreichs durch das vallum Antonini gegen die Einfälle der nördlichen Völker abgemauert, jetzt von einem Kanal durchschnitten; die zweite ist das zwischen dem Murraybusen und Loch Linnhe in der Richtung vom SW. nach NO. verlaufende Thal Glenmore. Danach hätte man ein Süd-, Mittel- und Nordwestland. Das Niederland, im ganzen ein Wechsel von Hügeln, Bergen, Thälern und Ebenen, trägt seinen Namen nur im Gegensatz zum höheren, durchaus gebirgigen Hochlande. Die Cheviots breiten sich hinein und hängen mit dem einförmige, plateauartige Massen bildenden niederschottischen Berglande zusammen, dessen höchster Gipfel im Quellgebiete des Tweed und Clyde (die Louther Hills 769 m., Hartfell 804 m., Broadlaw 835 m.); nach NO. hin stehen damit in Verbindung die Moorfoot Hills und Pentlands, deren Abfall zum Firth of Forth das malerische Thal Edinburghs bildet. Am Clyde hin dacht sich das Bergland zu wohlbebauten Ebenen ab, worin Glasgow. Hinter dem Kanal wird es schnell wieder bergig, und das Niederland geht nach Nordwesten in Hochland über. Grenzlinie etwa vom Busen des Clyde bis in die Grafschaft Aberdeen. Hierin wird ein Hauptkamm erkennbar, Grampians genannt, der hinter der genannten Linie mit Verästungen, Abgründen, Schluchten und Seen hinzieht. Aus den Grampians diesseit des Hauptkammes (Southern Grampians) erheben sich der Ben Lomond 973 m., der Ben More 1164 m. und der Ben Lawers 1214 m., in der Hauptkette aber der B. Nevis im Westen 1342 m. und der B. Macdui zwischen dem Spey und den Quellen des bei Aberdeen mündenden Dee, 1309 m. hoch; diese von den Deequellen nach NO. (zu Cap Kinnaird Head) verlaufende Abtheilung führt den Namen Cairngorm-Range. Die einzige Hauptstraße (jetzt auch Eisenbahn) vom Murray-Busen nach dem Süden folgt dem Thal des Spey aufwärts, überschreitet den Hauptzug ungefähr in der Mitte (Paß Drumouchter) und folgt später dem Tay abwärts nach Perth. Der Nevis schaut seitwärts auf den See Linnhe, der ins westliche Meer zum Firth of Lorn abfließt, während er nordwestlich mit andern Seen zusammenhängt, die durch eine nur 25 m. hohe Wasserscheide vom Loch und vom Flusse Neß getrennt sind, so daß hier leicht ein Kanal zur Verbindung des O. und W. angelegt werden konnte. Der Neß ergießt sich in die Murraybai. Hinter dieser engfelsigen caledonischen Vertiefung thürmt sich rauhes, schrecklich zerrissenes, im Durchschnitt 700 m. hohes Bergland empor, mit fast immer beschneiten Kuppen (denn die Schneelinie ist nur 1000—1200 m.) und steilen Vorgebirgen oder Heads, z. B. das von Duncansby im NO. Bedeutendste Kuppen: Ben Attow 1219, B. Wywis 1043, B. Derag 1115 m. Sie bestehen aus Gneis, Porphyr, rothem Granit und Urkalk, worunter sich in Sutherland ein weißer, dem parischen ähnlicher Marmor findet. Die vor Zeiten bewaldeten Berge des Hochlandes stehen fast nackt; ungeheure Heiden und Moore ziehen zwischen durch. An den Nordküsten spärliches Tannengehölz, Fichten, Taxus und Birken. — (Ben heißt Berg, Glen Thal, Loch See, Firth Bucht).

Unter den vielen Gebirgseen ist der Loch Katrine durch W. Scotts schönes Gedicht „Fräulein vom See“ bekannt geworden. Er liegt im NW. von Stirling, nahe dem

Berg Lomond, an dessen andrer Seite der große Wasserspiegel des Loch Lomond sich zwischen prächtigen Felsufern neben dem Fingalsberge bis in die Nähe der Mündung des Clyde erstreckt. Steigt man vom Nordende dieses Lochs zum Quell des Tay durch einen Paß der Grampians und richtet sich nach NW., so gelangt man zum Loch Levin, der unter fürchterlicher Felswand wie ein höchst breiter Strom zum Loch Linnhe hinwallt. Südlich dieses Sees das Glen Coe, Ossians Heimat, und jenseit des Linnhe die Berge von Morvern, wohin der Dichter den Helden Fingal versetzte. — Da die Abdachung nach Osten größer ist, und namentlich an die Südostseite der Grampians sich eine hügelichte Ebene schließt, so sind die größeren Flüsse auf dieser Seite, nämlich: Tweed, vom niederschottischen Bergland, erhält Zuflüsse aus den Pentlands und Cheviots, mündet bei Berwik. Forth entspringt zwischen Ben Lomond und Loch Katrine, und wird oberhalb Edinburgh zum Meerbusen. Tay, entspringt nördlich vom Loch Lomond, bildet am Ben Lawers den Loch Tay, durchfließt das Thal von Dunkeld und wird unterhalb des alten Krönungsortes Scone bei Perth breit und zum Meerbusen. Auf der westlichen Seite: Der Clyde vom niederschottischen Bergland, mündet unterhalb Dumbarton in seine Meerbucht.

In Bezug auf Klima und Boden sind Niederland und Hochland verschieden. Dieses ist kalt, steinig und voll Heiden, duldet wenig Anbau und nährt grobwollige Schafe und kleines Hornvieh, doch so viel, daß selbst das nördliche Sutherland 2500 Ochsen ausführt. Das Niederland ähnelt den mittlern englischen Gegenden und hat in seinen Ebenen stattliche Weizenäcker zwischen Hanf-, Flachs- und Tabakfeldern. Weiter nördlich, wo es bergichter wird, sieht man nur Hafer, Gerste und Kartoffeln; im echten Hochland keine Gerste mehr, das stürmische, nebelreiche Klima macht das Innere fast unbewohnbar, weshalb sich die Bevölkerung hauptsächlich um die fischreichen Buchten und Binnenseen gesammelt hat. — An Fischen ist Schottland reich, besonders bietet die Nordost- und Ostküste ergibige Häringsgründe, die sonst fast nur von Holländern ausgebeutet wurden. Seine Berge liefern ihm Metalle, und Steinkohlen (vorzugsweise auf dem Isthmus zwischen Edinburgh und Glasgow) in solcher Menge, daß man trotz der immer sich vermehrenden Dampfmaschinen auf einige hundert Jahre genug zu haben glaubt; was nöthig ist, da es an Holz fehlt. Die ganze Grafschaft Selkirk war ehedem Wald, wovon nur noch kleines Gehölz steht; das übrige hat dem Anbau Platz gemacht. Birnams Wald bei Macbeths Schloß unweit Dunkeld ist verschwunden.

Während die Hochländer oder Bergschotten, ein armes, abgehärtetes, behendes Volk, auf ihren umnebelten Bergen sich meistens durch Viehzucht ernähren, ist die fabricirende Gewerbthätigkeit, die zuerst vom südlichen ins nördliche England sich verbreitete, auch ins schottische Niederland übergegangen. Sie wetteifert gegenwärtig in manchen Zweigen mit der in England, sowie auch die Häfen durch Handel sehr belebt sind. Den Verkehr im Innern zu fördern, sind, wo es der Boden erlaubte, Kanäle angelegt, z. B. der caledonische in der schon erwähnten Vertiefung hinter den Grampians, und der von Glasgow, der den Clyde mit dem Forth vereinigt. Auch Eisenbahnen durchkreuzen vielfach das Land, namentlich den Theil südöstl. der Grampians.

Die schottische Staatskirche ist die presbyterianische (mit republikanischer Verfassung); der eigentlich historische Name für deren Glieder ist „non conformists,“ weil

sie sich der 1559 von Elisabeth erlassenen Uniformitätsakte nicht fügten. Sie besitzt noch ein gut Theil des alten calvinistischen Eifers, mit dem sie 1560 gegründet wurde, als der alte Cardinal Caraffa (Paul IV.) eben die Contrereformation mit seinen 3 Rüstzeugen: dem Tridentinum, der Inquisition und dem Jesuitenorden begonnen hatte. Unter den Stuarts wurde sie durch die englische Episkopalkirche verdrängt, letztere jedoch durch die Revolution von 1688 wieder abgeschafft und durch die Toleranzakte von 1689 der ersteren ihre jetzige gesetzliche Stellung gegeben. The church of Scotland umfaßt indes nicht mehr die Mehrzahl des Volkes, da durch die Weigerung, den Gemeinden ein Veto bei der Ernennung von Geistlichen zuzugestehen, 1843 zur Stiftung der (gleichfalls presbyterianischen) Free church Veranlassung gegeben wurde, welcher schon über die Hälfte des Volkes beigetreten ist. Die bischöfliche Hochkirche zählt in Schottland etwa 80000 Bekenner. Von den Dissenters sind dissentirende Presbyterianer am zahlreichsten, ca. 400000. Römische Katholiken gibt es 160—180000 unter 1 Erzbischof und 2 Bischöfen in partibus infidelium.

In der Kultur des Geistes stehen die Schotten den Engländern nicht nur gleich, sondern was die Verbreitung der Elementarkenntnisse im Volke betrifft, diesen entschieden voran, indem sie in Ausdehnung des Volksunterrichtes nur von Deutschland und den skandinavischen Reichen übertroffen werden. Der presbyterianische Klerus hat sich stets des Unterrichts sehr angenommen, und selten findet sich ein Dorf ohne Schullehrer; man weiß diese zu ehren, und bezahlt sie, soviel man kann. Man liest viel; und für Gelehrsamkeit ist durch 4 Universitäten, besonders die zu Edinburgh und Glasgow, gesorgt, die unseren deutschen nahe stehen. Um 1600, berichtet Macaulay, hatte Schottland in geistiger Beziehung eine unbestreitbare Ueberlegenheit; obwohl damals das ärmste Königreich der Christenheit, wetteiferte es doch bereits in jedem Zweige der Gelehrsamkeit mit den am meisten begünstigten Ländern. Die Galerie berühmter Schotten ist deshalb nicht gering. Des J. Watt ist schon erwähnt; Napier erfand die Logarithmen. Buchanan schrieb im 16. Jahrhundert eine Geschichte Schottlands in lateinischer Sprache. In der englischen Literatur glänzen die Geschichtschreiber Hume, Robertson und Macaulay, der Statistiker A. Smith, die Dichter Burns, Scott und Byron, die Philosophen Ferguson, Dewgald-Stewart ꝛc. Der berühmte Ingenieur Thomas Telford war gleichfalls ein Schotte.

3) Irland (1530 Q.-M., 5,411000 Bew., 3537 auf 1 Q.-M.).

Das Innere der Insel Irland oder (gälisch) Erin, d. h. Westland, besteht aus großen wellenförmigen Ebenen, wo der ergibigste Boden mit üppigen Wiesen, aber auch zahllose Seen, Moore und Moräste mit einander wechseln. Wie in England flacht sich die Ostseite sanft ab, während die Süd-, namentlich aber die Westseite zerrissen und vom Meere vielfältig eingeschnitten ist. Das Klima ist weder so warm noch so kalt als in England, und feuchter noch, weshalb das Grün die Wiesen nicht verläßt („das grüne Erin," die Smaragdinsel") und der Schnee so selten ist als ein völlig blauer Himmel. Das ganze Jahr bleibt das Vieh im Freien; wenigstens im südlichen Theile kennt man keine Kuh- und Schafställe.

Bergketten gibt es nicht, wohl aber an den Küsten Gebirgsgruppen, die

durch Glieder der centralen Ebene von einander geschieden sind, meist kahl oder voll Gestrüpp und Farnkraut. Manche Gegend in den Thälern, ehemals waldig, ist jetzt nackt und versumpft. An der Nordküste streckt sich basaltisches Gebirg weit ins Meer und ragt wie ein wunderbarer Riesendamm (giants causeway) aus den Wellen hervor. Schöne Landschaften bilden die Berge von Wicklow (südlich von Dublin), mit dem 926 m. hohen Lugnaquilla. Die südwestliche Berggruppe ist indes die bedeutendste; hier erheben sich, rasch aufsteigend aus den schmalen Halbinseln, in welche die Küste zerspalten ist, bedeutende Höhen, z. B. der Carrantuohill 1040 m. an der Basis der Halbinsel Kerry, südl. der Dingle-Bai. — Unter den Flüssen ist der Shannon, eigentlich nur eine Kette von Seen, der längste, der im N. W. aus dem Allensee kommt, bei Limerick mündet und durch den Königskanal mit der irischen See verbunden ist; in diese mündet (unterhalb Drogheda) der Boynefluß. Unter den Seen ist der Lough Neagh $7^1/_2$ Qm. groß; aber die besuchtesten sind die durch ihre malerischen Reize berühmten bei Killarney am Ostfuße des Carrantuo. Von den sie umzirkenden Bergen von Kerry stürzen Wasserfälle; die Ufer sind schön bewaldet. — Die Anlegung von Eisenbahnen und Kanälen bot in einem so beschaffenen Lande nur geringe Schwierigkeiten.

An Produkten, um das Volk zu nähren und allgemeinen Wohlstand zu begründen, ist kein Mangel. Die Torflager sind unerschöpflich; Mineralien, namentlich Eisen und Steinkohlen, sind zwar nur in geringen Mengen vorhanden, aber unter den Thieren gedeiht das Schaf mit vorzüglicher Wolle, und die Rindviehzucht bei solcher Fülle von Weide ist leicht. Wenn auch fürs Obst die Luft zu kühl ist, so daß man Kirschen am Spalier ziehen muß, so zeigt sich doch der Ackerboden, wo man ihn bebaut, für Gemüse, Korn und Flachs sehr tauglich. Daher wird das Land wohl zwar immer ohne englische Industriethätigkeit bleiben, aber Ackerbau und Viehzucht könnten blühen; und doch ist „grün Erin" im ganzen arm, denn die socialen Verhältnisse halten jede segensreiche Entwicklung zurück. Die großen Gutsbesitzer verkaufen Korn nach England, aber der gemeine Ire behilft sich statt des Korns mit Kartoffeln, Haferbrod und schlechtem Branntwein (Whisky). Manche Strecken sind unbebaut, und oft gerade da, wo es mehr bemoosete Ruinen alter Kirchen, Klöster und Abteien gibt, als Dörfer und Hütten. Ueberhaupt trifft man in Irland wenig Dörfer, dagegen weitläufige Güter und Parks, wo in einiger Entfernung vom Prunkschlosse des (englischen) Herrn die armseligen engen Wohnungen des Volks, wie Hundehütten (mud cabins) zerstreut umher liegen. Die Herren sind meistens nicht am Ort, sie verzehren ihre reichen Einkünfte lieber in Dublin und drüben in England, indem sie daheim große Güterstücke einzelnen Pächtern überlassen, und dem armen Iren, der fast nichts besitzt, auch diese Gelegenheit nehmen, sich auf kleinen Pachtungen besser zu ernähren. Das Volk ist unwissend und der niedre Klerus, mit dem es verkehrt, fast ebenso. Dürftigkeit und Unwissenheit sind mit Faulheit und Roheit vergesellschaftet, und stellen zusammen jenes Elend dar, das über einen großen Theil der Insel verbreitet ist und das häufig — und jedenfalls nicht ganz mit Unrecht — dem Drucke zugeschrieben wird, worin Irland so lange von den Engländern gehalten worden sei. Im Jahre 1155 schenkte Pabst Hadrian IV. Irland als Lehen der Kirche dem englischen König Heinrich II., der es 1171 unter dem Vorwande, die bis dorthin vom Pabste unabhängige irische Kirche mit

der römischen zu vereinigen, eroberte. Die Häuptlinge der Insel erkannten sich als Vasallen, der größte Theil des Grundbesitzes wurde unter den erobernden Adel vertheilt und das Volk zur Hörigkeit herabgedrückt, die Ostküste (the pale) ward unmittelbarer englischer Besitz und von englischen Kolonisten besiedelt. Aber Irland war für England eine Art Danaergeschenk, dem man keine rechte Liebe und kein volles Verständnis entgegenzubringen befähigt war und das man doch auch um keinen Preis fahren lassen wollte, wenngleich Lieblosigkeit und Unverstand ihre blutige Erwiderung fanden. Der Haß zwischen Irland und England erhielt durch die Reformation neue Nahrung: Heinrich VIII. erklärte des Papstes Lehnsrecht für aufgehoben, die irischen Häuptlinge zu Grafen und Baronen, die Insel zu einem Königreich, die anglikanische Hochkirche bemächtigte sich der reichen Kirchengüter, während doch die Iren bis auf einen geringen Bruchtheil röm. Katholiken blieben. Unerhörterweise ignorirte die englische Regierung dieses Verhältnis vollständig, indem sie Irland in anglikanische Erzbisthümer, Bisthümer und Pfarreien mit reichen Dotationen theilte. Mit allen Mitteln suchte man römische Kirche und Irenthum auszurotten. In kaltsinnigster Berechnung wurde das Land in Zerrüttung und dadurch in Abhängigkeit erhalten, jeder Aufstand blutig unterdrückt und — gerne gesehen.*) Die englische Revolution brachte Irland keine Freiheiten und Rechte, wohl aber grausame Unterdrückungen, zum Theil allerdings hervorgerufen durch eigene Schuld der Iren; erst die amerikanische und die französische Revolution entrissen England einige Milderungen. 1801 erfolgte die Union mit England, 1829 wurde durch die Emanzipationsakte den irischen Katholiken der Eintritt ins Parlament gewährt; es schien Aussicht auf bessere Zustände vorhanden zu sein. Aber es kam aufs neue zu blutigen Kämpfen in dem unglücklichen Lande, das durch mehrere Mißernten in die tiefste Verarmung gesunken war. Der Agitator O'Connel rief die Repeal-(Trennungs-) Bewegung ins Leben — neue Verwüstungen vonseiten der Iren, neue Gewaltmaßregeln vonseiten Englands. Und dieser alte Haß zwischen Iren und Engländern, der 1367 dem englisch-irischen Parlamente Veranlassung gab, alle Heiraten mit Iren für Hochverrat zu erklären, und der 1641 seinen scheußlichen Ausdruck in dem Blutbade fand, in welchem 120000 Anglikaner umkamen, dieser Haß ist kein eigentlicher Rassenhaß, da die Iren einem bunten Völkergemisch entsprungen sind, dessen Ingredienzien auch ihre östlichen Nachbarn und jetzigen Beherrscher, diese allerdings auf angelsächsischer Grundlage, zeigen: Schotten — im Mittelalter hieß Irland Großschottland — und andere Celten, Normannen, von denen Dublin gegründet wurde, Norweger, Belgier ꝛc.; es ist vielmehr der Haß der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker, der seinen Gegenhaß erzeugt, und daneben Religionshaß — ein Haß, welcher von geheimen Gesellschaften, z. B. dem über das ganze Land verbreiteten Fenierbunde, der auf Losreißung von England und Gründung einer irischen Republik hinarbeitet, genährt und geschürt wird. Denn noch immer trägt Irland die Spuren eines unterdrückten Landes, dessen Eingeborene ohne Grundbesitz bloße Zeitpächter bei fremden Grundherren sind; noch immer ist deshalb die „irische Frage“ der „schwarze Punkt“ in den englischen Staatszuständen. Der kürzlich zurückgetretene engl. Staatsminister Gladstone gestand

*) „Rebellion ist eine Gans, die goldene Eier legt, und die Lord-Oberrichter werden nicht so einfältig sein, sie todtzuschlagen.“

öffentlich zu: „Es ist ein schmerzliches Geständnis, daß wir in Irland, welches wir mehrere Jahrhunderte regierten und über das wir jederzeit eine fast unumschränkte Macht ausübten, noch nicht die ersten Bedingungen eines gebildeten und wohlgeordneten Gemeinwesens erfüllt haben, daß wir nicht im Stande waren, das Herz des Volkes in Uebereinstimmung mit unsern Gesetzen und Institutionen zu bringen." In dieser Einsicht liegt aber auch die Garantie der Heilung; denn die Nothwendigkeit davon ist in das Bewußtsein des engl. Volkes übergegangen und in England, dem Lande der unumschränkten öffentlichen Meinung, ist solche Einsicht gewissermaßen schon eine Reform. Derselbe Minister, der den Muth gehabt zu bekennen, daß es einer großen civilisatorischen Macht nicht anstehe, das ärmere Schwesterreich als einen unverbesserlichen Taugenichts zu behandeln, rang denn auch mit anerkennenswerther Zähigkeit dem Parlamente, unter dem Widerstande des Oberhauses, als erstes Zugeständnis für Irland die Entstaatlichung der irisch-anglikanischen Kirche ab, welche, zu einer bloßen Versorgungsanstalt für die jüngeren Söhne des englischen Adels herabgesunken, von Haus aus viel zur Fortdauer bösen Haders Anlaß gegeben hatte, und als zweites Zugeständnis die Bodenbill, welche den nahezu rechtlosen irischen Klein-Pächtern Schutz ertheilt, wenn auch damit noch nicht einmal ein Anfang zur Lösung der Grundeigenthumsfrage gemacht ist. Gerade aber bei Durchführung dieser Reformen zeigte sich, daß die Besserung der irischen Zustände mit Schwierigkeiten ganz besonderer Art verknüpft ist — Schwierigkeiten, die zu einem nicht geringen Theile in den sich oft geradezu widersprechenden Charaktereigenschaften der eigentlichen Iren, sowie in der agitatorischen Thätigkeit des römischen Klerus begründet sind, sowie auch nicht zu leugnen ist, daß die englische Regierung schon seit Jahrzehnten auf Förderung der natürlichen und industriellen Produktion, sowie auf Hebung der Handelsthätigkeit hinarbeitet und durch Aufmunterung zur Arbeit und zum Lernen die Bedingungen einer gedeihlichern Entwicklung zu schaffen sucht. Auch ist es mehr als fraglich, ob durch Losreißung von England die irischen Zustände gebessert würden; im Interesse der allgemeinen Kultur läge es sicher nicht.

Etwa 5 % der Bevölkerung Irlands (besonders in Munster und Connaught) sind des Englischen unkundig, 18% sind doppelsprachig, 77% sprechen nur englisch, wie denn überhaupt die sächsische Rasse mit blauen Augen, heller Haut, rothem oder gelbem Haar, hoher Stirn ꝛc. im Osten und Norden vorherrscht. Wie in Schottland und Wales, so ist auch in Irland das Celtische in raschem Zurückweichen vor dem Englischen begriffen.*) — Der größte Theil der Irländer, nämlich 4$^1/_{10}$ Mill., ist römisch-katholisch; ca. $^7/_{10}$ Mill. (694000) gehören der anglikanischen Kirche an, 558000 sind Presbyterianer, der Rest vertheilt sich auf verschiedene kleinere Sekten. Man sollte glauben, daß für die Anglikaner 2 Bischöfe und für die römischen Katholiken 10 ausreichend wären. Es stehen aber an der Spitze des römischen Klerus 4 Erz- und 24 Bischöfe, und die geringe Zahl der Anglikaner hatte früher gar 4 Erz- und 31 Bischöfe, gegenwärtig sind noch 2 anglikanische Erzbisthümer und 10 Bisthümer in Funktion und reich dotirt. Daß alles Kirchenvermögen der anglikanischen Geistlichkeit überwiesen

*) In Cumberland und Cornwall, wo im 17. Jahrhundert noch celtisch geredet wurde, wird seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur noch englisch gesprochen.

war, während der Ire seine römischen Priester aus den eigenen dürftigen Mitteln selbst, unterhalten mußte, war auch ein Hauptgrund der Unzufriedenheit der Iren. Seit dem 1. Jan. 1871 ist die irisch-anglikanische Kirche als Staatskirche in Irland abgeschafft. — In Bezug auf geistige Kultur steht Irland auf niedrigster Stufe; für Schulen ist fast gar nicht gesorgt, da das Volk, selbst wenn es den Sinn dafür hätte, viel zu arm ist, sie aus eigenen Mitteln zu erhalten und der Staat nach den englischen Grundsätzen nur ungenügende Beihilfe gewährt. Doch glänzen mehrere protestantische Irländer in Englands Literatur und Geschichte, z. B. Swift, Goldsmith, Sterne, Burke, Sheridan, Miß Edgeworth und der zu früh gestorbene Minister Canning; der treffliche Dichter Moore war ein katholischer Ire.

Skizze der englischen Geschichte.

Das Urvolk der beiden Inseln war celtisch und hieß im Süden der vordern Insel Britten, im Norden Caledonier, in Irland Iren. Die letzteren gehörten dem gälischen oder gadhelischen Äste des Celtischen an, die Bewohner wahrscheinlich von ganz Großbritannien dem kymrischen oder bretonischen (S. S. 737). Die Britten fielen unter römische Herrschaft und wurden oberflächlich romanisirt, und Jahrhunderte vergingen, während in ihrer Nachbarschaft nördlich der Tyne die Scoten, nach denen Schottland benannt ist, vermuthlich über den Nordkanal gekommene irische Gälen, und die Pikten, wahrscheinlich über die Shetlands und Orkneys angelangte skandinavische Germanen, sich furchtbar machten. Die Pikten verschmolzen rasch mit den Scoten und so hat das Gälische auch in Schottland Sitz gewonnen. Als der römische Kaiserhof zu eigener Vertheidigung seiner Legionen bedurfte — mehrere englische Städte sind aus Lagerorten römischer Legionen entstanden, z. B. York = Eboracum, Chester = Deva, Gloucester = Glevum, Lincoln = Lindum ꝛc. — und Britannien preisgab, überstürmten die Schotten die gemauerten Verschanzungen zwischen dem Firth of Forth und dem Firth of Clyde (Grahams-Dike = vallum Antonini et Severi) und die zwischen Tynemündung und Solway Firth (Piktenwall = vallum Hadriani) und verheerten das Land. Hilfe suchend wandten sich die verlassenen Einwohner an seeräuberische Sachsen und Angeln, die (um 450) von Hengis und Horsa geführt bei Margate auf der Insel Thanet (unterhalb der Themsemündung) an der Küste von Kent landeten und erst die Schotten zurückwarfen, dann die römischen Britten selbst zu unterwerfen begannen. Vergeblich widersetzte man sich; die tapfern Sachsen, von Zeit zu Zeit durch Landsleute verstärkt, siegten. Nach manchem Krieg, worin alles Römische zu Grunde ging, wurden die Deutschen Meister bis auf die Bergländer westl. des Severn, wo die wallisischen Britten ihre schon gegen Rom behauptete Selbständigkeit retteten. Auch in Cumberland und Cornwall erhielt sich celtische Bevölkerung, während die Bewohner der Ebene vernichtet wurden oder nach Gallien flüchteten (S. 738); seit dieser Zeit kam für die vordere große Insel der Name Großbritannien (Britannia major) auf. Sobald dem Kriegslärm und der Verwüstung einige Ruhe folgte, nahmen die Eroberer das vor ihnen geflüchtete Christenthum wieder auf und tauschten die alte wilde Tapferkeit mit der zahmen Lebensweise, wozu die neuen Priester und Mönche sie vermochten. Auch wollte das Glück, daß die 7 Königreiche, die sie anfangs errichtet hatten (nämlich Essex nebst Middlesex, Kent, Sussex, Wessex, Ostangeln,

Mercia und Northumberland), unter Egbert von Wessex (827) in eins zusammenschmolzen, und daß sie einen großen König erhielten in der Person Alfreds (871—901). Dieser Fürst überwand mit Geschick und Kraft die Dänen und Norweger, die ins Land eingefallen, und sorgte, nachdem er das Land gerettet, ein anderer Karl d. Gr. auch für Ordnung und Kultur. Leider fehlte seinen Nachfolgern die gleiche Einsicht und Kraft, so daß kaum ein Jahrhundert vergangen war, als die immer noch kriegerischen Dänen unter König Kanut und, nach dem Fall ihrer Herrschaft, die normandisch-französischen Ritter unter Wilhelm dem Eroberer das Volk der Angelsachsen unterwarfen.*) Dies geschah 1066 durch die Schlacht bei Hastings.

Mit Uebermuth führte der Sieger in allen öffentlichen Verhandlungen, namentlich in den Gerichtshöfen, die französische Sprache ein — doch so, daß die germanischen Gerichtseinrichtungen großentheils unverändert blieben — und was unter den Angelsachsen von altdeutscher Freiheit noch übrig war, wurde meistentheils vernichtet. Das Feudalsystem wurde im Lande eingeführt, der französische Lehensadel trat herrschend den bisherigen angelsächsischen freien Bauern (freeholders), die zu Hörigen herabgedrückt wurden, gegenüber; nur wenige angelsächsische Gutsherrn erhielten sich im Besitz ihres Eigenthums als Vasallen des Königs. Der Grund und Boden, fast nur mit Ausnahme des geistlichen und des königlichen Gutes, ward von dem Eroberer in Baronien umgewandelt und unter die mitgebrachten Vasallen vertheilt, die wiederum einzelne Stücke ihrer Güter an Knights oder Ritter zu Lehen gaben. Man zählte an 700 Barone und hohe Geistliche, die unter verschiedenem Titel den eigentlichen Adel ausmachten, und viele tausend Ritter, denn mancher Baron hatte deren über 100. Zwar behielt sich der König große Vorrechte über sie vor; aber die Macht der Barone und Bischöfe war dennoch groß genug, um charakterlosen Königen trotzen zu können. Dies geschah zum Heil der Nation. Denn als nach Richard Löwenherz' Tode sein launenhafter Bruder Johann ohne Land den Königsscepter trug und vielerlei Gewaltthat und Ungerechtigkeit verübte, empörten sich die Barone und Bischöfe und zwangen ihn 1215 eine Akte zu unterzeichnen, wodurch die monarchische Willkür eingeschränkt wurde. Diese Akte heißt das große Pergament oder Magna Charta (great charter). Jeder Engländer erhielt dadurch die Versicherung, daß willkürliche Verhaftsbefehle und Urtheilssprüche aufhören, und niemand anders, als nach Ausspruch von 12 geschwornen freien Leuten, und zwar von seinesgleichen gerichtet werden solle, wie es zur angelsächsischen Zeit gewesen. Auch ward den Bischöfen und Baronen noch besonders zugestanden, daß jede außerordentliche Steuer erst ihrer Bewilligung unterliegen solle.

Zwar brachen die Könige öfters diesen Vertrag, wurden aber stets wieder zur Beschwörung desselben gezwungen, und noch im Verlauf des 13. Jahrhunderts ward das Steuerbewilligungsrecht auch auf den niedern Gutsinhaber und Bürger ausgedehnt. 1265 zum erstenmal, und 1283 zum zweitenmal, berief man zur Reichsversammlung je 2 Deputirte aus Städten, Marktflecken und Grafschaften, und 1343

*) Schaarenweise hatten sich Dänen in Nordengland und Skandinavier in Schottland und Irland angesiedelt, weswegen noch jetzt die Dialekte des nördlichen England viel Dänisches, die schottisch-englischen Dialekte aber viel Altnordisches zeigen; und die Bewohner der Shetlands und Orkneys nennen sich heute noch Norns (Norweger) und reden einen nordischen Dialekt.

theilten sich die Stände in Oberhaus (hoher Adel und Bischöfe) und Unterhaus (Haus der Commons oder Gemeinen), die zusammen das Parlament bildeten.

Unterdes führten die normandischen Könige oder, wie sie nach Wilhelms Großenkel Henry II. hießen, die Plantagenete viele Eroberungskriege. Seit 1171 ward Irland unterworfen, und 1282 Wales, vorher nur ein Vasallenstaat, vollständig mit England verbunden. Gegen Schottland kämpfte man lange vergeblich; es wurde zwar öfters in Lehensabhängigkeit gebracht, wußte sich aber immer wieder zu befreien. Die größten Kriege jedoch wurden in Frankreich geführt. Denn was Henry II. besessen, nämlich Normandie, Bretagne, Anjou, Guienne und Poitou, fast halb Frankreich, hatte Johann ohne Land großentheils verloren. Muthige Könige suchten es wieder zu erobern, und Frankreich schwebte mehr als einmal in größter Gefahr, seine Selbständigkeit zu verlieren (S. S. 739.) Diese jahrhundertelangen Kämpfe um die schönsten Provinzen Frankreichs ließen zugleich die Kraft des Volkes erstarken, während anderseits die insulare Lage des Landes das Festhalten an alten Sitten und Gewohnheiten zur Folge hatte. König Heinrich V. (1413—1422), der den Kampf gegen Frankreich aufs neue begonnen hatte, bemächtigte sich sogar der Stadt Paris; aber das Glück kehrte den Engländern den Rücken, als der tapfere König schnell starb, und die Franzosen durch die Jungfrau von Orleans begeistert wurden. Die Minderjährigkeit und dann die schwache Regierung Heinrichs VI. (1422—1461) brachte die heftigste Feindschaft zwischen den beiden Linien des königlichen Hauses, nämlich zwischen Lancaster (rothe Rose) und York (weiße Rose) hervor.

Eine Reihe innerer Kriege erschütterte nun das Reich. Schlachten folgten auf Schlachten; die Hälfte des Adels und 60 Glieder der königlichen Familie fanden im Gefecht oder durch Mord und Henkerbeil den Tod, bis endlich der Tyrann Richard III. in der Schlacht bei Bosworth 1485 fiel, und Heinrich VII. aus dem Hause Tudor den Thron bestieg.

Der Streit der beiden Rosen hatte natürlich die Entwicklung der Staatsverfassung und der geistigen Kultur gehemmt. Schon im 13. Jahrhundert hatte England unter andern ausgezeichneten Köpfen den berühmten Mathematiker und Physiker Roger Bacon gehabt; im 14. wagte J. Wicliffe die Hierarchie anzutasten, und hatte an Adel und Bürgerschaft solche Stützen, daß er nicht auf den Scheiterhaufen kam, sondern ruhig als Geistlicher zu Lutterworth 1384 starb. Der Nationalhaß gegen Frankreich hatte den König Edward III. und das Parlament bewogen, den Gebrauch der französischen Sprache durch eine eigne Akte 1386 abzuschaffen, und die Volkssprache, angelsächsisch-deutsch mit französischen Wörtern vermischt, aber im grammatischen Bau durchaus germanisch, geltend zu machen, worauf gar bald in diesem Neuenglisch geschrieben und von Wicliffes Freund G. Chaucer gedichtet wurde. — Dies alles war ins Stocken gerathen, und das Parlament, sich herabwürdigend und selbst vergessend, war im 15. Jahrhundert zum Spielball der Herrscher geworden.

Das neue Königshaus Tudor (1485—1603) benutzte die Schwächung des Adels und den allgemeinen Ueberdruß am innern Kriege, um die Nationalrechte noch mehr zu unterdrücken oder zu umgehen, und das Parlament fast ebenso zu gebrauchen, wie einst der römische Tyrann Tiberius den Senat. Als die Ideen der Kirchenreform von Deutschland herüberkamen, maßte Heinrich VIII. († 1547), ein dem Sinnengenuß

ergebener Herrscher und grausamer Fürst, sich an, über die Art der Reform nach seiner Laune entscheiden zu können. Dagegen wehrten sich nicht bloß die Anhänger der alten Confession, sondern auch die strengen Protestanten, und beide bluteten oft gemeinschaftlich auf demselben Schaffot. Bald darauf, als des Königs Tochter Marie (1553--58) nach heuchlerischer Zusage religiöser Duldung den Thron bestieg, kam die römische Kirche wieder in die Höhe und verfolgte die bestehenden Parteien. Mancher edle Mann starb unter des Scharfrichters Hand. Zum Glück dauerte die Regierung der „blutigen" Maria nicht lange; ihre kluge Schwester Elisabeth, bereits der Freiheit beraubt und vom Richtbeil bedroht, folgte unerwartet auf den Thron. Mit Recht preist man die 45 Jahre lange Regierung dieser jungfräulichen Königin; denn auch keine männliche Hand hätte den Staat bei so vielfacher Parteiung geschickter leiten können, als sie. Zwar bekannte sie sich zu der von dem berühmten Erzbischof Cranmer geordneten protestantischen (anglikanischen) Episkopalkirche, als Oberherrin derselben, allein die Andersgläubigen hatten Ruhe, sofern sie sich still hielten. Durch taugliche Minister, vorzüglich durch Wilhelm Cecil (Lord Burleigh) suchte sie den Haushalt des Staats zu ordnen, Gewerb und Verkehr zu heben und eine Seemacht zu schaffen, wie es der Insel zukam. Sie unterstützte die Hugenotten Frankreichs. Ihr Admiral Howard hatte Glück gegen die spanische Armada; Franz Drake und Walter Raleigh erlangten nicht minderen Ruhm. Selbst die englische Sprache und Literatur blühten auf. Spenser schrieb das epische Gedicht: die Feenkönigin, und der unsterbliche Shakespeare (geb. zu Stratford am Avon 1564, gest. 1616) seine Dramen.

Regenten, deren sich ein Volk rühmen kann, stehen häufig in Kontrast mit ihren Nachfolgern. Auch auf Elisabeth folgten Könige, die nicht zu regieren verstanden; auf ihre 45 England beruhigenden Jahre folgten 85 voll innerer Zwiste, Verwirrungen und kirchlich-politischer Bürgerkriege, worin nur während der kurzen Zeit, in welcher Cromwell die Gewalt hatte, auch das Ansehen des Inselvolks dem Ausland gegenüber sich wieder behauptete. Vier Stuarts waren es, mit welchen die Geschichte dieser 85 Jahre zu thun hat, nämlich Jakob I., Sohn der unglücklichen Maria, der als Verwandter Elisabeths zu seiner schottischen Krone noch die englische erhielt, dann Karl I. und II. und zuletzt Jakob II. Ihre Regierung ist zu lehrreich, für die Erkenntnis des jetzigen Englands zu nöthig, um nicht, auch in dieser kleinen historischen Skizze, besonders hervorgehoben zu werden.

Zwar wurde mit dem Regierungsantritte Jakobs I.*) (1603) Schottland, das solange den englischen Waffen widerstanden, unter den ehrenvollsten Bedingungen (indem es z. B. eigene Verfassung und Gesetzgebung, eigene Gerichtshöfe, Parlamente und Verwaltung behielt) mit dem stärkeren Nachbarreiche vereinigt: es gab einen König, statt einen zu empfangen. Sonst aber haben die 4 Stuarts, überall von dem Glaubenswahn an ihre „göttlichen" Kronrechte, ihrem Volke und sich selbst nur Verdruß, Unheil und Jammer bereitet. Als Könige „von Gottes Gnaden" hielten sie das Volk zum leidenden Gehorsam bestimmt, und das irdische Recht des Parlaments schien ihnen im Widerspruch mit dem göttlichen zu stehen. Desgleichen sahen sie die Behauptung, das Volk müsse sich zur Religion seines Königs halten, und alle Geistliche

*) Seit 1604 mit dem Titel eines Königs von Großbritannien.

und Beamte hätten dem Könige als dem Höchsten in der Kirche den Supremat-Eid zu leisten, ebenfalls für einen natürlichen Ausfluß der Kronrechte an. Diese Behauptung konnte ein Heinrich der Achte noch verfechten, auch Elisabeth konnte, was sie freilich minder tyrannisch that, daran festhalten; denn sie gehörten dem 16. Jahrhundert an und herrschten bloß in England. Allein im 17. Jahrhundert, wo Schottland und England, jedes mit eignem Parlament, unter derselben Krone standen, und wo unter den Schotten die presbyterianische Kirchenverfassung vom Parlament zu Edinburgh bestätigt und bereits eingebürgert war, auch mit dem Puritanism vieler Engländer sympathisirte (denn beide standen der neuen bischöflichen wie der früheren päbstlichen Ordnung streng entgegen) war jene Behauptung gefährlicher. Die Stuarts verstießen also auf kirchlichem und weltlichem Gebiete gegen die Ansichten ihrer Zeit und gegen das Recht der Nation.

Schwach und schwankend in der äußern Politik (namentlich im 30jährigen Kriege Deutschlands), erlaubte sich Jakob I. gleichwohl Eingriffe in das Steuerbewilligungsrecht des Unterhauses, löste das widersprechende Parlament in beleidigtem Hochmuthe auf und ließ auch wohl, so gutherzig und muthlos er sonst war, einzelne Parlamentsmitglieder verhaften. Karl I., kräftiger als er und minder nachgibig, ging noch weiter. Als gerichtliches Einschreiten gegen bedeutende Oppositionsredner, harte Strafen, wiederholtes Auflösen protestirender Parlamente, ihm keine gefügigen Abgeordneten herbeischaffte, und zu schlecht geführten Kriegen wider Spanien und Frankreich kein Geld verwilligt wurde, brach er gradezu den altverbrieften Pakt mit der Nation, indem er durch eigenmächtig befohlene Steuern deren Bewilligungsrecht umging und dadurch selbst Steuerverweigerungen und andre Widersetzlichkeiten im Volke hervorrief. Unbesorgt um die weitern Folgen verschärfte er gleichzeitig die schon unter seinem Vater ergriffenen Maßregeln in Kirchensachen, verfuhr herrisch und gewaltsam gegen Andersgläubige, und ließ im eignen anglikanischen Gottesdienst gewisse längst beseitigte, an das Pabstthum erinnernde Ceremonien wieder zu. Wie unbesonnen! noch dazu, da seine französische Gemahlin als eifrig römisch bekannt war. Elisabeth hatte weise Staatsmänner auszuwählen gewußt; Karl dagegen schenkte denjenigen Gehör, die sein Echo waren, besonders wenn seine Ansichten durch sie noch verstärkt und auf die Spitze getrieben wurden. So war in Regierungssachen sein Rath und Werkzeug Lord Strafford, der geradezu auf Vernichtung der Volksrechte und auf unbeschränkte Königsgewalt lossteuerte, und auf kirchlichem Gebiete der Londoner Bischof Laud, ein starrgläubiger hartherziger Priester, den der König mit dem Erzbisthum Canterbury belohnte. Aerger als zuvor wurden unter ihm die Puritaner (Glaubensreiniger) verfolgt und so gleichsam mit Absicht zu Fanatikern gemacht, während ihre vertriebenen Prediger selbst unter dem anglikanisch gesinnten, aber durch die Willkür des Königs gereizten Theile des Volks Mitleid und neuen Anhang fanden.

In Schottland zeigte sich die Aufregung am heftigsten. Dort, wo nach presbyterianischer Lehre weder ein König noch ein Pabst, sondern nur eine freigewählte Synode in Kirchensachen walten konnte, verweigerte man in Edinburgh und andern Städten den Bischöfen, die ihnen aufgedrängt wurden, den Gehorsam und schloß zuletzt, wie schon früher einmal, einen Covenant oder Verein zur Vertheidigung der Religionsfreiheit. Der König erklärte dies für offenbare Rebellion, die mit Waffengewalt ge-

gedämpft werden müsse. Er schickte sofort seine Truppen nach Schottland, die aber als zu schwach vor den Covenanters zurückwichen und Verstärkung verlangten. Dazu war Geld erforderlich; zu diesem Zweck wurde, nachdem er 11 Jahre ohne Parlament regiert, 1640 wieder ein Parlament einberufen; anglikanische Deputirte, hoffte er, würden ihn gegen andersgläubige Rebellen nicht im Stiche lassen. Allein er irrte sich, die Wahlen fielen ungünstig für ihn aus, sogar viele Puritaner, die es natürlich mit den Schotten hielten — unter andern Oliver Cromwell, Sohn eines Landwirths und Brauereibesitzers zu Huntingdon — befanden sich unter den Abgeordneten. Die offenste und entschiedenste Sprache gegen die Regierung konnte nicht ausbleiben; mit der Vertheidigung des Glaubens war bereits das Verlangen bürgerlicher Freiheit zusammen gewachsen, und bald stieg die Entzweiung mit dem Hofe so, daß Laud und Strafford auf Parlamentsbefehl verhaftet wurden. Letzterer, vom Haus der Gemeinen des Hochverraths angeklagt, wurde vom Oberhaus mit Verletzung der bestehenden Rechtsformen verurtheilt, und der König — bestätigte das Todesurtheil (1641). Laud, in den Tower geschickt, fiel erst später (1644).

Die Bestätigung des Todesurtheils hatte dem König nicht die gewünschte bessere Stimmung des Parlaments eingetragen. Es erhob zuletzt, um vor Karls Unternehmungen gesicherter zu sein, den allerdings unberechtigten Anspruch, die Befehlshaber im Heere mitzuernennen, und die gesetzgebende Gewalt allein zu besitzen. Karls entschiedene Weigerung, sowie die Forderung kirchlicher Reformen vonseiten des Parlaments, führten zum unheilbaren Bruch, zu beiderseitigen Rüstungen, zum Bürgerkrieg. Karl, auf den Landadel rechnend, der ihm mehrentheils anhing („Cavaliere“), verließ London und eilte zu seinen Truppen bei York. Sofort rief auch seinerseits das Parlament bewaffnetes Volk („Rundköpfe“), besonders fanatische Puritaner zusammen. Der Bürgerkrieg begann mit allen Schrecknissen, die ihn zu begleiten pflegen. Unter den Schlachten, in denen vor allen Anführern auf parlamentarischer Seite sich Cromwell hervorthat, sind die wichtigsten die bei Marstonmoor 1644 (unweit York) und die bei Naseby 1645 (nahe den Edgehügeln). In beiden Sieger, wähnten die Puritaner nun auch ihrerseits das Recht zu haben, an der bischöflichen Kirche Vergeltung zu üben; sie setzten nicht bloß die von Laud verjagten Prediger wieder in ihre Stellen ein, sie verboten auch, wohin sie kamen, den episkopalen Gottesdienst, warfen Bilder und sonstigen Schmuck aus den Kirchen, und die eifrigsten Schwärmer, gleichsam die linke puritanische Seite, Independenten genannt, suchten sogar die presbyterianische oder synodale Kirchenordnung durch eine noch freiere radikale zu überbieten. Diese Richtung brachte auch einen Zwiespalt ins Parlament, der damit endete, daß Cromwell, der den flüchtigen König in seine Hand bekommen, in London einzog, als Independent die ihm widerstrebenden Mitglieder aus dem Parlament wegwies und seinen Sitz im königlichen Schlosse Whitehall zu London aufschlug. Der Proceß des Königs war eine der nächsten Folgen. Der zuvor so stolze, nun tief gedemüthigte Monarch konnte vor den feindlichen Richtern keine Gnade finden; Karl ward durch einen besonderen Gerichtshof als „Tyrann, Verräther, Mörder und Feind des Gemeinwesens“ verurtheilt und im Angesichte seines Schlosses enthauptet — den 30. Januar 1649. Welch ein Ereignis! Welche Umkehrung der Ansichten, ein gekröntes Haupt des Hochverraths

am Rechte des Volks schuldig zu finden, während sonst Hochverrath nur für ein Verbrechen eines Unterthans gegen die Krone galt!

Mit diesem Ereignis war jedoch der Bürgerkrieg nicht beendet. Die Partei der Königlichen rief seinen Sohn als Karl II. zum König aus, gewann Anhänger auch unter den Schotten im Stammlande desselben und rechnete auf das katholische Irland. Cromwell jedoch setzte ihre Bekämpfung mit Nachdruck fort, siegte in Irland, worauf irische Landgüter in Menge an englische Familien fielen, siegte dann in Schottland, und überwand Karl II., der von dorther in England eingebrochen, in dem entscheidenden Kampfe bei Worcester, worauf der Prinz nach manchen Abenteuern übers Meer flüchtete. Meister geworden über seine Gegner im Innern, ordnete Cromwell, den ein erneutes Parlament zum Lord Protektor der Republik ernannte, die Vertheidigung des Reichs nach außen, und wußte, indem er seine einfache Lebensweise und die salbungsvolle Sprache eines Independenten klüglich beibehielt, mit Einsicht und Kraft das während der langen Zerwürfnisse der Könige mit dem Volk völlig gesunkene Ansehen Britanniens wieder zu heben. Mit Holland, dem Sammelplatz der geflohenen Royalisten, in Spannung gerathen, erließ er die dem englischen Seehandel überaus förderliche Navigationsakte (wodurch u. a. ausländischen Schiffern verboten ward, andre Erzeugnisse als die des heimischen Landes in die englischen Häfen zu bringen), und als die Holländer, dadurch zum Krieg gereizt, ihre gefürchtete Flotte aussandten, hatte er solche Vorkehrungen getroffen und solche Schiffsrüstungen gemacht, daß sein Admiral Blake im Jahr 1653 über die berühmten Helden Tromp und Ruyter den Sieg davon trug. Ebenso glücklich war sein Krieg mit Spanien, worin er Jamaika gewann und der schon durch Holland gebrochnen spanischen Herrschaft im atlantischen Ocean vollends ein Ende machte.

Doch nur kurz war die Dauer des neuen Glanzes; Oliver Cromwell starb — zu früh für Englands Wohl — schon 1658. Sein Sohn Richard, zur gleichen Stellung berufen, hatte nicht das Talent, die Thätigkeit, den Lebensernst seines Vaters; die Führer im Heere und das Parlament wurden mit ihm und untereinander uneins, die Royalisten regten sich lebhaft, nirgends war eine kräftig zusammenhaltende Hand, und im Volk, das eben nach den schweren Leiden des Bürgerkrieges die Wohlthat der Ruhe gekostet, scheuete man vor neuen Kämpfen. Prinz Karl konnte Hoffnung schöpfen; als er mit seinen „Cavalieren" an der englischen Küste landete, war Richard schon freiwillig abgetreten, und Monk, einer der Generale des Protektors, ging verrätherisch zu ihm über. So kehrte Karl II., der leichthin Amnestie und Vergessenheit des Geschehenen verhieß, nach London und auf den Thron des Vaters zurück (1660).

Allein Karl war ohne sittlichen Ernst, ohne politische Einsicht und Arbeitsamkeit; das Schicksal seines Vaters, die selbst erlittenen Unfälle hatten ihn nicht klüger und besser gemacht. Widriges Geschick kann eben nur tüchtige Naturen groß ziehen; die gemeinen sinken im Unglück nur um so tiefer. Karl betrachtete den Thron nur als Mittelpunkt von Ergötzlichkeiten; daß auch ein König Pflichten habe und große Verantwortlichkeit auf seinen Handlungen ruhe, fiel ihm nicht ein. Den Anreizungen der Kleriker und der Partei der „Cavaliere" offen, ließ er trotz seiner Versprechungen gar bald das Werk der Rache vornehmen. Man ging ans Hinrichten, des Lord Protektors Leiche mußte an den Galgen, puritanischer Gottesdienst ward verboten, weit über 1000

Geistliche verjagt, und da es an schlechten Nachahmern Straffords und Lauds nicht fehlte, wurden zuletzt auch in Schottland Kerker, Martern und Henkerbeil gegen widerstrebende Presbyterianer angewandt; und das geschah, während der frivole Hof in Herrlichkeit und Freuden lebte. Das ging, so lange der Geldmangel nicht zu bedenklich wurde. Dem zu begegnen und den wahrscheinlichen Streit mit Parlamenten zu vermeiden, hatte der König schon die Stadt Dünkirchen, welche Cromwell in Besitz genommen, an Louis XIV. verkauft und nahm hernach sogar Jahrgelder von dem französischen Despoten an. Diese reichten jedoch endlich nicht mehr aus; und die Erneuerung von Zwistigkeiten mit dem Parlament konnte umsoweniger ausbleiben, als auch unter den Anhängern der wieder herrschend gewordenen anglikanischen Kirche sich ein starker und nicht ungegründeter Argwohn gegen den König verbreitet hatte. Es schien aus verschiedenen Maßregeln der Regierung, als habe man erst den Calvinismus in Schottland zerdrückt, um hernach desto leichter die bischöfliche Kirche in den römischen Katholicismus zurückzuführen. Daß der König dies wirklich seinem Gönner Louis XIV. zugesagt, daß er selber der römischen Confession, zu welcher sowohl seine Mutter als seine Gemahlin sich bekannte, anhing, war ruchbar und den Mitgliedern eines neuen Parlaments so gut als gewiß geworden. Die Testakte (1673), kraft deren jeder Beamte vor seiner Anstellung erhärten sollte, daß er nicht der römischen Kirche angehöre, sollte vorbeugen, und 6 Jahre später kam noch, damit die persönliche Freiheit vor willkürlicher Justiz behütet werde, die berühmte Habeas-Corpus-Akte zu Stande, und zwar durch die immer stärker werdende Opposition derer, die den Widerstand des Volks gegen ungesetzliche Befehle für gerechtfertigt hielten und Whigs betitelt wurden, während ihre den passiven Gehorsam vorziehenden Gegner den Beinamen Tories erhielten*).

Karl II. war kinderlos und begann zu altern. Es ließen sich die gefährlichsten Auftritte voraussehen, wenn sein Bruder Jakob auf den Thron käme, der ein weit erklärterer Feind des Protestantismus, ein fast fanatischer Römling geworden war. Und doch lag dem König alles daran, die Ausschließung des Bruders von der Nachfolge, was die Whigs beabsichtigten, zu verhindern. Seine Vertrauten sannen auf Mittel und hielten fürs beste, sich der Häupter der Whigs durch eine (falsche) Anklage zu entledigen. Es glückte; zwei edle Männer, Lord Russel und Algernon Sidney wurden aufs Schaffot gebracht — ein Justizmord, der allerdings Abscheu in der Nation erweckte, aber nach dem bald erfolgten Tode des Königs (1685) dem verhaßten Bruder Jakob das Besteigen des Thrones erleichterte. Dieser aber, der das Glück hatte, oder es wenigstens für eine glückliche Vorbedeutung hielt, daß seinen Truppen gelang, einen talentlos geleiteten Aufstand niederzukämpfen, ging mit vollen Segeln auf sein Ziel los. Hunderte wurden infolge des Aufstands hingerichtet, viele Hunderte nach Jamaika verbannt. Am Hof ward Messe gelesen, des Louis XIV. Hugenottenverfolgung öffentlich gebilligt, nicht bloß die Habeas-Corpus-Akte als nicht vorhanden angesehen, auch die

*) Ursprünglich Uebelnamen, die eine Partei der andern gab. Mit der Benennung Whig oder Dünnbier belegte man zuerst die armen Schotten, die sich durch das Wort Tory, d. i. wilder Mann oder Räuber, am königl. Adel rächten. Diese Namen erhielten sich bis jetzt, obgleich ihre politische Bedeutung sich sehr geändert hat. Heutzutage ist ein Tory ein gemäßigter Conservativer, der Whig ein ebenso gemäßigter Freund der Aenderungen.

Testakte beiseite geschoben und hohe Stellen in der Armee und in der Verwaltung nur mit Katholiken besetzt; kurz, alle Maßregeln der Regierung zeigten, daß der König die römische Kirche wieder zur herrschenden und alleinigen in seinem Reiche zu machen gewillt sei. Die Opposition steigerte sich, besonders als durch die Geburt eines männlichen Thronerben (1688) die wenig erfreuliche Aussicht auf Fortdauer der Dynastie gegeben ward.

In seiner Verblendung beachtete Jakob die Gewitter nicht, die sich drohend über seinem Haupte zusammenzogen. Denn trotz seiner blutigen Tyrannei ward von den Kanzeln für Beharrlichkeit im reformirten Glauben gepredigt; in den damals entstandenen Kaffeehäusern, in den Klubbs, in Druckschriften verhandelte man die streitigen Gegenstände immer kühner, und Jakobs eigner Schwiegersohn Wilhelm von Oranien, Erbstatthalter Hollands, in dessen Nähe die geflohenen Engländer und Schotten, Tories wie Whigs, sich sammelten, sprach sein Misfallen über ihn aus. Selbst Louis XIV. hielt für nöthig, ihm ein behutsameres Verfahren anzurathen. Erst als Wilhelm, vielfach aufgefordert, ein ersehnter Helfer an der englischen Küste landete und der königliche General Churchill (Marlborough), statt die Gelandeten zu bekämpfen, ihre Sache auch zur seinigen machte, beeilte sich der endlich geängstigte Monarch mit der Zurücknahme all seiner ungesetzlichen Erlasse, allein — wie es oft geschieht — zu spät. Es blieb ihm nichts übrig, als unter tiefen Demüthigungen nach Frankreich zu fliehen. Kraft eines Parlamentbeschlusses ward Wilhelm III. als Gemahl der Maria zum König und seiner Frau Schwester (Jakobs zweite und ebenfalls protestantisch gebliebene Tochter) Anna zur Erbin erklärt, der katholische Jakob aber sammt seinem Sohn und etwaigen Nachkommen vom englischen Thron ausgeschlossen.

Ohne Blutvergießen hat diese Revolution von 1688 geendet. Zwar suchte, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, der abgesetzte Fürst die Hilfe des Auslands. Von Louis XIV. mit einer Flotte unterstützt, kam Jakob nach Irland und bewog die dortigen zahlreichen Anhänger der römischen Kirche zum Aufstand; aber am Boynefluſſe (1690) geschlagen, ward er zu neuer Flucht gezwungen. Er starb im Exil, wie auch ein Sohn und Enkel, die später als Kronprätendenten vergebliche Versuche zur Widererlangung des Throns machten.

Mit dem Oranier begann nicht nur eine andere Regierungsweise, sondern eine neue Periode der englischen Geschichte und Entwicklung: die Aera des Rechtes; ja in gewissem Sinne muß er als der eigentliche Begründer der heutigen englischen Verfassung betrachtet werden. Nachdem die Stuarts an die Stelle des alten Rechts und der alten Verfassung ihren eigenen uneingeschränkten Willen zu setzen versucht hatten, in diesem Beginnen aber an der Widerstandsfähigkeit der altberechtigten Gesellschaftsklassen rettungslos zusammengebrochen waren, war mit der Uebertragung der Krone an den niederländischen Statthalter zum erstenmale der Grundsatz durchgeführt worden, daß die gesetzliche Staatsgewalt erst durch das Zusammenwirken der Krone mit der altinstitutionellen parlamentarischen Körperschaft gebildet werde. Und nicht nur das parlamentarische Leben, sondern auch die wirthschaftliche Blüte Englands erhielt in jenen Tagen seine feste Begründung; ebenso ward religiöse Duldung verkündet, zugleich aber auch die presbyteriale Kirche in Schottland förmlich als berechtigt (established), und die episkopale als Staatskirche (High church) anerkannt. Ueberdies hatten die Vertreter der

Nation vor der Ernennung Wilhelms*) zum König nicht die Thronfolge allein, sondern auch den Inbegriff des altenglischen Verfassungsrechts in der „Erklärung der Rechte“ (declaration of rigths) festgestellt, und ihm den Schwur abgenommen, die verbrieften Rechte der Nation gewissenhaft halten zu wollen. Und er hielt sie; ja in späteren Verhandlungen kamen noch andere Bestimmungen hinzu. Wir wollen sie zusammen aufzählen: 1) Aus angelsächsischer Zeit das Recht, in einem Criminalproceß nur von 12 freien Männern verurtheilt werden zu können, Schwurgericht. — 2) Die Magna Charta von 1215 mit spätern Zusätzen. — 3) Die Einrichtung des Parlaments, das seit 1343 aus Oberhaus (den majorennen Prinzen des königlichen Hauses, den Familienhäuptern der Nobility, einem Ausschuß des schottischen und jetzt auch des irischen Adels, den höchsten Geistlichen und den 12 law lords oder Lordoberrichtern) und dem Unterhaus (den gewählten Abgeordneten der Grafschaften, Städte und Universitäten) besteht, als gesetzgebender Körper. — 4) Die Verstärkung der Hauptpunkte der Magna Charta in der Rechtsbeschwerde (petition of rigths) von 1628, daß nämlich kein Engländer mit irgend etwas von staatswegen zu belasten sei ohne Genehmigung des Parlaments. — 5) Die Habeas-Corpus- oder Verhaftungsakte von 1679, d. i. genaue Bestimmung des in der Magna Charta ausgesprochnen Rechts, daß kein Engländer an einer persönlichen Sicherheit anders, als in gesetzlich vorgeschriebenen Formen angetastet werden könne. — 6) Die Testakte von 1673; ihr Inhalt ist schon vorhin angegeben. Damals nöthig, ward sie in späterer Zeit für unnütz gehalten und im Jahr 1829 als intolerant abgeschafft. — 7) Preßfreiheit; die Gerichte seien hinreichend gegen Preßmisbrauch. — 8) Trennung des königlichen Haushalts vom Staatshaushalt; beim Regierungsantritt eines Königs parlamentarische Feststellung seiner Civilliste. — 9) Mitunterzeichnung königlicher Erlasse durch die Minister und Verantwortlichkeit derselben vorm Parlament. — 10) Jährliche Einberufung des Parlaments; Wahl desselben auf 7 Jahre. — 11) Recht des Volks in Versammlungen (meetings) Petitionen und Adressen ans Parlament abzufassen. — 12) Englands Boden macht frei; auf diesem Ausspruch beruht das berühmte Asylrecht Englands für politisch verfolgte Ausländer.

---

*) Eine glänzende Charakteristik dieses wahrhaft großen Mannes bietet das E. v. Noordensche Werk: Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert (Düsseldorf, 1870—74), eine der bedeutendsten Erscheinungen der historischen Literatur der letzten Jahre. Von wenigen Männern sind so volle und so nachhaltig segensschwere Wirkungen ausgegangen, wie von Wilhelm III. Alle Kräfte zusammenzuschließen zum Ankampf gegen den einförmigen Despotismus der katholischen Militärmonarchie Ludwigs XIV., darin sah er die eigentliche Aufgabe seines Lebens. Die Mitwelt hatte den vollen und reinen Erfolg seines Ringens noch nicht vor Augen; denn noch stand beim Tode Wilhelms (1702) Ludwig XIV. in herausfordernder Rüstung, gewappnet genug, um den Kampf mit halb Europa aufzunehmen, und noch tobte in England, von Haß und Rachsucht geschürt, der Parteikampf in Gesellschaft, Staat und Kirche. Erst den folgenden Geschlechtern entschleierten sich die hellen und leuchtenden Züge des großen Oraniers, wenn sie rückblickend und staunend sich fragten: wer allein im Wendepunkte des 17. und 18. Jahrhunderts die abendländische Staatenwelt von dem Joche der bourbonischen Diktatur erlöste, wer um dieselbe Zeit den Bestand des protestantischen Bekenntnisses in Europa sicherte, wer die Verfassung Englands verjüngte und festete und das Wesen freier Selbstverwaltung als ein lebendiges Gefüge der Zukunft überlieferte.

Fragt jemand nach der englischen Konstitution, so kann man ihn auf keine Urkunde verweisen, worin die ganze Staatsverfassung nach Titeln und Paragraphen aufgezeichnet sei. Jene älteren und neueren Verträge sind es, worauf der Engländer sich stützt, sie sind bei ihm eingewurzelt, ins Blut des Volkes übergegangen, in ihnen ist die unantastbare brittische Freiheit begründet; und während in der nachfolgenden Zeit in den Staaten des Continents die Fürstenmacht wuchs und häufig die beste Regierungsweise in völliger Bevormundung der „Unterthanen" erblickt wurde, nahm entgegengesetzt bei den Engländern die Macht des Rechtes mit freier Bewegung des „Volkes" zu. Nur der Staat im ganzen und großen wird regiert; unten verwalten sich die Gemeinden durch frei gewählte Mayors oder Bürgermeister und Aldermen oder Aelteste, denen auch die Polizei zusteht, selbstständig; die Constabler sogar sind Bürger und gehören der Bürgerschaft an. Desgleichen hat die Shire oder Grafschaft ihre Friedensrichter, was jeder werden kann, der ein bestimmtes Einkommen jährlich aus eignem Besitzthum bezieht, und deren vielseitige Amtsbefugnisse als Aufrechthalter des Landfriedens weder an französische juges de paix noch an deutsche Landrichter erinnern. Die Sherifs (Gaugrafen) an der Spitze der Grafschaft werden zwar von der Krone ernannt, doch aus 3 vom Lordkanzler und den Lordoberrichtern (in ein paar Shires auch von Bischöfen) dazu vorgeschlagenen Personen, und sind ebenfals keine Staatsdiener nach unserm Begriff. Sie sind unbesoldet wie Friedensrichter und Mayors auch*). Uebrigens steht wegen Amtsmisbrauch ꝛc. Beschwerde frei bei 2 hohen Gerichtshöfen, der Kings Bench und Chancery. — Genug vom Selfgovernment, das sich oben durchs Parlament vervollständigt und gemeinschaftlich mit den verbrieften Rechten die Verfassung bildet.

Fragt man, wie diese Verfassung sich bewährt hat, so blicke man auf die englische Geschichte seit Vertreibung der Stuarte bis auf den heutigen Tag. Welche Entwickelung aller Kräfte der Nation nach außen und im Innern! Die wichtigen Kriege mit Frankreich ꝛc., namentlich der über die spanische Erbfolge, worin Marlborough sich hervorthat, der 7jährige, eine Zeit lang im Bunde mit Friedrich dem Großen, und die mit der Republik und dem napoleonischen Kaiserreich, verschafften den Engländern bedeutende Besitzungen z. B. Gibraltar 1704, Canada und einige Antillen 1762, Ceylon und Trinidad 1801; Malta, das Capland, Isle de France, einen Theil Guayanas u. s. w Außerdem erwarb man in Ostindien, wo Sultane und Nabobs stürzten, ungeheure Länder, kolonisirte die Süd- und Ostküste von Neuholland ꝛc. Nur die amerikanischen Kolonien südwestlich von Neuschottland bis Florida gingen unter dem Ministerium des Lord North verloren, der ihre Rebellion, die er durch ungeschickte Maßregeln selbst veranlaßt, vergeblich zu bekämpfen unternahm; man mußte ihnen 1783 ihre Unabhängigkeit zugestehen. Doch selbst dies Ereignis war dem Mutterlande vortheilhaft, da nunmehr ein eigner großer Staat Nordamerikas erwuchs, der in den Seehandel neuen aufregenden Eifer brachte. — Unterdessen waren Schottland und England (schon unter Königin Anna) noch näher mit einander verbunden, indem ihre bisher getrennten Parlamente vereinigt wurden, und später hat auch das irische (bis dahin zu Dublin) sich

*) Das von den Sherifs, Friedensrichtern und Mayors ernannte unter ihnen stehende Beamtenpersonal muß allerdings besoldet werden, und wird von den Städten und Grafschaften bezahlt.

mit dem allgemeinen in der englischen Hauptstadt verschmolzen. Wie die Bevölkerung wuchs, wie Industrie und Handel, Wohlhabenheit und politische Macht zunahmen, ist weiter oben schon angeführt. Es gab in England ein unablässiges Bewegen und Bestreben, und doch haben Amerikas republikanische Einrichtungen, sowie die französischen Ereignisse von 1789, 1830 und 1848, die auf das continentale Europa so tief einwirkten, kaum andere Erschütterungen Englands zur Folge gehabt, als höchstens eifrigere Reden in einzelnen Meetings und Zeitungen. Gleichzeitig zeichneten sich die Engländer in allen Fächern des menschlichen Wissens und Denkens aus. Man war nicht nur reich an Staatsmännern, Rednern, Seehelden, Heerführern, Erfindern und Entdeckern, geistig hochstehenden Fabrikanten und Kaufleuten; man erhielt auch eine Reihe von Schriftstellern, welche die englische Literatur zu einer der gediegensten und umfassendsten in Europa machten.

Daß in den brittischen Einrichtungen auch mancherlei Herkömmliches, das den Fremden auffällt, merkwürdige Sonderbarkeiten, ja auch Misbräuche und Uebelstände zu finden sind, ist nicht zu leugnen und auch bereits oben angedeutet. Nur ist dabei zu bedenken, daß dergleichen weniger der Reichsverfassung, der Regierung und dem Parlamente, als dem Volke selbst zur Last fällt. Im Nationalcharakter ist vielseitiger Unternehmungsgeist mit zähem Festhalten am Altvorhandenen eigenthümlich verbunden, und so stehen auch in politischen und socialen Angelegenheiten zwei Elemente oder vielmehr Principien einander gegenüber, das der Stabilität und das des Fortschritts. Handelt es sich um eine Neuerung von Belang, so halten sich beide Principien oft geraume Zeit die Wage, bis die Neuerung zur Nothwendigkeit wird, d. h. bis die öffentliche Meinung — denn dem Volke stehen ja Meetings, Petitionen und die freie Presse zu Gebote — sich dringend dafür ausspricht und sie in den beiden Häusern des Parlaments die Stimmenmehrheit gewinnt. Aber an einen Rückschritt, an eine Beseitigung des einmal Geschaffenen denkt dann niemand mehr; und das eben gibt dem englischen Parlamentarismus seinen Werth und seine Festigkeit, daß die überwundenen Zustände auch von ihren Vertheidigern als solche anerkannt werden, der neugeschaffene Rechtsboden auch von seinen einstigen Gegnern betreten und gewahrt, der Mehrheitsbeschluß zum Gesetze für das ganze Volk, auch für die besiegte Minorität wird. Deshalb konnte auch Macaulay unlängst in seiner englischen Geschichte behaupten: „Unsere Demokratie ist die aristokratischste und unsre Aristokratie die demokratischste in der Welt." — Die unbestreitbar eingetretene Verminderung des Einflusses, den England auf die europäischen Angelegenheiten übt, ist, abgesehen von anderem (s. o.), auch mit durch diese Eigenthümlichkeit des englischen Volkscharakters und der englischen Zustände verursacht. Das Reich ist gegenwärtig in einer Krisis begriffen, es legt gewissermaßen den Weg von der Adels-Oliarchie zur Demokratie zurück. So lange der Staat durch den kleinen Kreis seiner Aristokratie oligarchisch regiert wurde, war er ein entscheidender Faktor in allen europäischen continentalen Gestaltungen; seit die erste Parlamentsreform (1832) die Souveränität der Aristokratie durchlöchert und das Bürgerthum zur Mitregierung emporgehoben hat, ist Englands Weltstellung in langsamem Niedergang begriffen. Seit durch die zweite Wahlreform (1867), durch die Ausdehnung des Wahlrechtes bis zu den Zehnpfundmiethern, d. h. dem gebildeteren, fleißigeren Theile der Arbeiter, dem demokratischen Element ein wenn auch noch kleiner Spielraum eröff

net ist, ist der englische Einfluß auf die europäischen Dinge noch rascher gesunken. Die überall aus- und eingreifende Politik der Aristokratie hatte gehindert, daß das englische Volk sich mit gesammeltem Eifer seiner eigenen politischen Angelegenheiten annahm, und hatte dadurch die beispiellos lange Dauer der Oligarchie ermöglicht. Aber die praktische Durchführung des demokratischen Princips, das Ziehen der Consequenzen des letztern auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens erfordert viele Jahrzehnte. Denn eine gewaltigere Macht als das Gesetz ist die Sitte; sie ist verflochten mit der gesammten Denkart und Lebensthätigkeit eines Volkes. Darin eben liegt die Kraft und Unverletzbarkeit des englischen Konstitutionalismus, daß er mit allen gesellschaftlichen Einrichtungen verwebt, daß er zur Sitte geworden ist. Nun ist zwar die Basis der parlamentarischen Gewalten, das Wahlsystem, umgeschaffen, die Tendenzen des politischen Lebens weisen nach demokratischer Richtung hin; aber der aristokratisch-oligarchische Grundzug steckt noch in allen Funktionen des öffentlichen und des privaten Lebens; Gesetz und Sitte decken sich nicht mehr, die Harmonie ist gestört. Daher das ängstliche Zurückziehen auf sich selbst, daher die Sammlung aller Seelenkräfte für tief eingreifende gesetzgeberische Arbeiten*), daher die krankhafte Scheu vor dem Herantreten an internationale Fragen. Derartige Schwäche ist untrennbar von der Krisis und verschwindet mit derselben. Freilich sind die Verhältnisse des Continents auch andere geworden: bis vor kurzem war England eine Stütze aller wider den Absolutismus sich auflehnenden Völker und seine Machtstellung beruhte nicht nur auf physischen, sondern auch, ja weit mehr noch auf moralischen Potenzen; seit aber in fast allen europäischen Staaten ein wenn auch oft nur verkümmerter Konstitutionalismus die Möglichkeit einer gesetzmäßigen Entwicklung geschaffen, ist die Mission, die sich England gesetzt, hinfällig geworden und das Inselreich kann sich ohne Nachttheil für den Continent jahrelang auf sich selbst zurückziehen — freilich nicht ohne schwere Schädigung seines Ansehens.

Was nun endlich noch die Kolonien — mit Ausnahme Ostindiens, denn dies gilt als eine Welt für sich, andere Grundsätze werden daselbst geübt, andere Ziele verfolgt — betrifft, so ist Englands Politik seit Jahren darauf gerichtet, dieselben mehr und mehr auf eigene Füße zu stellen, die Abhängigkeit von dem Mutterlande zu mindern; jedem Statthalter oder governor steht ein Rath, council, und ein Repräsentantenhaus, house of assembly oder general assembly zur Seite; den Rath wählt die Krone aus den Vornehmsten der Kolonie, die Repräsentanten aber werden vom dortigen Volke gewählt. Es ist dies eine Art von Nachbildung des im Mutterlande heimischen Parlaments, das übrigens auch den Zustand der Kolonien, nicht bloß den des Mutterlandes, im Auge hat.

Wichtigste Orte.

1) In **England mit Wales**. Jenes ist in 42 Grafschaften oder Counties (Shires) eingetheilt, welche alte, meist schon aus der Sachsenzeit stammende Namen haben; Wales besteht aus 12 Counties. Die einzelnen Grafschaften zerfal-

*) Z. B. die irische Kirchenbill, die Ballotbill, die Armeereorganisation (durch welche letztere u. a. auch der Kauf der Offiziersstellen abgeschafft wurde) u. s. w.

len wieder in Hundreds. Es finden sich in diesem Theile des Reiches 18 Städte mit mehr als 100000 Einwohnern, 24 mit 50—100000, und 38 mit 25—50000. Und noch immer ist die Bevölkerung in rascher Zunahme begriffen, besonders in den Fabrikdistrikten. — Durchgehen wir jetzt die wichtigsten der Orte, zuerst die Hauptstadt und die bedeutendsten Seehäfen, dann die Städte im Innern. Die beigesetzten Bevölkerungszahlen sind, wo nicht anders bemerkt, nach dem Census vom 3. April 1871.

London an beiden Ufern der Themse, die hier 200—300 m. breit ist. 13 Mln. vom Meere entfernt; die verschiedenen Theile liegen in 3 Grafschaften: Middlesex (links), Surrey und Kent (rechts des Flusses). Die Stadt erstreckt sich, bei einer Breite von 1½—2⅘ Mln., über 3 Mln. lang am Strome hin. Sie überdeckt mit ihren 1400 Straßen, 90 Plätzen oder Squares und 370000 Häusern*) einen Flächenraum von fast 6 Q.-Mln. Die Bevölkerung betrug am Anfang des vorigen Jahrhunderts 600000, am Anfang des gegenwärtigen, noch nicht ganz 1 Million, 1841 aber schon fast 2 Millionen, 1851 bereits 2,362000, 10 Jahre später 2⅘ Millionen, 1871 aber 3,254000**) und Mitte 1873: 3,356000. Ehemals bestand London aus der City oder Altstadt nebst Westminster, beide nördlich des Stroms, und Southwark an der Südseite. In seiner jetzigen Ausdehnung umfaßt es viele Ortschaften, von denen es zuvor mehr oder minder entfernt war, z. B. Chelsea und Kensington im Westen, Greenwich, Rotherhithe, Lambeth und Deptford im Süden, Ratcliffe, Limehouse und Woolwich im Osten, Islington, Marylebone und Twickenham, wo ehemals Pope's Landgut, im Norden u. s. w. Gewöhnlich spricht man von 7 Theilen Londons; Westend, Westminster, City, Finsbury und Eastend auf der Nord-, Lambeth und Southwark auf der Südseite des Flusses. Wie in den meisten Großstädten tragen auch in London die einzelnen Theile ein eigenthümliches Gepräge durch die darin vorherrschende Beschäftigung ihrer Bewohner; so ist z. B. die City — mit der Börse und der berühmten Bank von England — der Mittelpunkt des Großhandels, in Paternoster-Row sind die meisten Buchhändler-Läden, Westminster und Westend sind Sitz der Regierungsbehörden, des Parlamentes, der Aristokratie und des Reichthums; Eastend ist die Hafenstadt, Lambeth und Southwark enthalten die großen Fabriken, Chelsea ist von Armen bevölkert, in Whitechapel, Bethnalgreen 2c. ist der Sitz der untersten Klasse von Noth und Elend 2c. Der oftgenannte Buckingham-Palast und der Hydepark, sowie der Regentspark sind im Westen der Stadt. Zur Verbindung der nördlichen und südlichen Stadttheile führen 13 Brücken über den Strom. Die Blackfriars ward ehemals viel genannt; schöner sind die neu erbauten, besonders die eiserne Southwark-, die Waterloo- und die granitne Neu-Londonbrücke. Unterhalb der Neu-Londonbrücke, wo das Wasser der Schiffahrt halber frei bleiben mußte und doch bei der Ausdehnung

---

*) Die Häuser sind meistens weder hoch noch breit. Durchschnittlich kommen deshalb auf ein Haus nur 7 bis 8 Bewohner, während in Paris 40—50; denn der Engländer wohnt nicht gern mit andern unter einem Dache: „My house is my castle“. Trotz der ungeheuren Bevölkerungszahl und der großartigen Fabrikthätigkeit gehört London infolge trefflicher Veranstaltungen zu den gesündesten Großstädten Europas.

**) Innerhalb des Registrar General's Sterbelisten. London innerhalb der Grenzen der hauptstädtischen und City-Polizei hatte 1871: 3,883000 Bew., und Mitte 1873 wurde für London innerhalb dieser Ausdehnung eine Bevölkerung von über 4 Mill. berechnet.

der Stadt nach Osten eine Verbindung nöthig war, hat Brunel von 1825 bis 1843 das Riesenwerk eines Tunnels gebaut, der 400 m. lang, 6 m. hoch, 11 m. breit unter der Themse durchführt, und zwar so, daß das Flußbett nur 4 m. über der Steinwölbung liegt. Barlow vollendete 1870 einen zweiten, mit gußeisernen Röhren gefütterten, die in kurzen Segmenten zusammengeschraubt sind, im Durchschnitt 7 m. unterm Flußbette und mit Eisenbahnverkehr. Zehn Eisenbahnen münden zum Theil mitten in der Stadt, und die von Greenwich führt hoch über den Häusern von Southwark hinweg ins Freie. — Andere Sehenswürdigkeiten: die große dem römischen Petersdom ähnliche Paulskirche in der City, von 1675 bis 1710 durch den Baumeister Wren errichtet; Wren, Nelson und Wellington sind darin begraben. — An die furchtbare Feuersbrunst 1666 erinnert das sogenannte Monument, eine mit innerer Wendeltreppe versehene Säule von ca. 60 m. Höhe, die oben einen Blick über die unermeßliche Stadt gewährt. — Die Westminsterabtei (Krönungskirche) im grandiosen und schmuckreichen Stile des Mittelalters; Denkmäler im Innern: Chaucer, Shakespeare, Händel, Newton, Garrik, beide Pitt, Fox, Canning, Macaulay ꝛc. — das neue, seine 283 m. lange Seite gegen den Strom richtende Parlamentsgebäude, reich ausgeschmückt mit Fresken, Statuen berühmter Staatsmänner und Redner — die alte Citadelle in der City, der Tower, zugleich Staatsgefängnis, Archiv und Aufbewahrungsort der Reichskleinodien, Kriegstrophäen u. s. w.; — das Narrenspital Bedlam oder Bethlehem, das Schuldgefängnis Kingsbench, Newgate für Verbrecher, das Rathhaus Guildhall, das Mansionhouse oder Amtswohnung des Lord Mayor — die National-Gemäldegalerie; das brittische Museum mit Kunstschätzen, Antiquitäten, naturhistorischem Cabinet und der Königsbibliothek; die große Menagerie und botanische Gärten nordöstlich vom Regentspark; das Colosseum in diesem Park mit einem Panorama von London und Kunstausstellungen — 6 andre große Parks, wo die Londoner, wie unter den Bäumen großer Squares in der Stadt selbst, reine Luft schöpfen können; mehrere Squares sind durch Statuen anziehend, wie Russel, Pitt, Fox, Nelson, Napier ꝛc.; in Hydepark Wellington zu Pferde — das prachtvolle Invalidenhaus (für 3000 Matrosen von der königl. Marine) und die Sternwarte zu Greenwich — der berühmte botanische Garten zu Kew bei Richmond, an der Themse oberhalb London — der zur allgemeinen Gewerbausstellung im Jahr 1851 errichtete, zu New-York, München und Paris nachgeahmte Glas- oder Krystallpalast; er steht jetzt, noch um die Hälfte erweitert und von einem Park umgeben, bei Sydemham 2 Meilen südlich von London, wo ihn die jetzigen reichen Besitzer zu einem höchst sehenswerthen historisch-geographisch-artistischen Museum machten — die altberühmten Theater von Drurylane (für 3600 Zuschauer) und Coventgarden u. s. w. — In London sind 2000 fromme und wohlthätige Stiftungen, 150 Hospitäler und Arbeitshäuser, worin 23000 Arme beschäftigt werden. Daß diese Weltstadt reich ist an Unterrichts- und Bildungsanstalten, versteht sich von selbst; an der Spitze stehen 2 Universitäten, deren eine das Königscolleg heißt, und mehrere juristische Lehrinstitute oder Inns of court, die das Advokatendiplom mit dem Titel barrister ertheilen dürfen. Sitz vieler gelehrten Gesellschaften. — In der außerordentlichen Stadt herrscht auch eine außerordentliche Thätigkeit; das Postamt befördert dort täglich 1/2 Mill. Briefe. Die Größe des Londoner Verkehrs läßt sich daraus ermessen, daß jährlich über 30000 Schiffe in die Themse einlaufen, daß die Stadt selbst etwa 5000 Seeschiffe von 1 Mill.

Tonnen Gehalt besitzt, und daß sie von ihrem Seehandel bei 80 Mill. Thaler Zoll an den Staat entrichtet. Ihr Handel umfaßt ungefähr 1/5 des Gesammthandels von ganz Großbritannien. — Königspaläste innerhalb Londons: die nicht mehr gebrauchte Residenz St. James nebst dem neuen schöneren Buckinghamhouse, und am westlichen Ende Schloß und Park Kensington. Außerhalb, weiter aufwärts an der Themse, hat die königl. Familie das Schloß Kew bei Richmond, und 5 Meilen von London die große Residenz zu Windsor; ferner ein Schloß zu Brighton am Ermelmeer, und Osbornhouse auf der reizenden und ihres milden Klimas halber beliebten Insel Wight. Im Sommer besucht die Königin auch gern ihre Residenz Balmoral in Hochschottland.

An der Ostküste: Dover mit 28000 E. und altem Schloß in der Grafschaft Kent, wo Ueberfahrt nach Calais. Die Frage nach einer verbesserten Verbindung über den Canal hat schon zu verschiedenen Projekten (Tunnel, Riesen-Trajekt-Dampfboot 2c.) Veranlassung gegeben, von denen indes noch keines ausgeführt worden ist. Nordwärts der Themsemündung: Colchester mit 26000 E., wo Austernbänke, Ipswich mit 43000 und Yarmouth mit 35000. Letztere Stadt ist als Hafen von Norwich zu betrachten, das weiter von der Küste liegt, 81000 E. (1873) und eine altehrwürdige Kathedrale hat. — Weit wichtiger ist Hull am Humber mit 128000 E., wo der Handel nach der Ostsee äußerst lebhaft; Sunderland mit 102000 (1873) am Ausfluß des Wear, wo großer Kohlenhandel; und Newcastle an der Tyne in der Nähe vieler Kohlengruben mit 133000 (1873) und, wenn man das rechts der Tyne gelegene Gateshead dazu rechnet, mit 181000 E., die Vaterstadt des 1848 gestorbenen Georg Stephenson, der in jüngeren Jahren nur Arbeiter in einem Kohlenwerke war, und sich später als Maschinenfabrikant und Gründer des jetzigen Eisenbahnsystems berühmt machte sein ausgezeichneter Sohn Robert ist der Erbauer des bewunderten Röhrentunnels über die Menai-Meerenge. South Shields mit 45000 und North Shields zusammen mit Tynemouth mit 39000 E. gelten als Hafenstädte von Newcastle; man kann dort 1000 Segler und ein paar hundert Dampfer sehen. Auf dem Wege von da nach Carlisle (mit 31000 E.) sind noch Reste des römischen Piktenwalls.

An der Südküste: Brighton schön gebaut mit 90000, wo Seebad und Ueberfahrt nach Dieppe, zu Georgs I. Zeit noch ein Fischerdorf. Portsmouth mit 118000 E. (1873), mit Einschluß von Gosport 126000, zur Land- und Seeseite sehr befestigt, mit der Rhede von Spithead und so geräumigem Hafen, daß die ganze brittische Kriegsflotte sich hier zusammenziehen könnte; die mit Landhäusern prangende Insel Wight, wo Osborn-Schloß, liegt dicht davor. Nordwärts an einer Bucht der Hafen Southampton mit 54000, dessen Umgegend als der Garten Englands bekannt ist, während gegenüber der große Wald Newforest sich ausdehnt. Weymouth und Melcombe Regis, befestigte Seehäfen gegenüber der gleichfalls befestigten Insel Portland, die nur durch eine schmale Kiesbank mit dem Festlande verbunden ist. Exeter mit 35000, an der Exemündung in Devonshire. Plymouth mit 68000, zweiter Kriegshafen mit dem Leuchtthurm Eddystone auf einem Fels im Meere; die mit der Stadt verbundenen Orte Devonport, wo die Docks, und Stonehouse haben 74000 E. Falmouth mit vorzüglichem Hafen; aber die Paketboote nach Amerika 2c. fahren jetzt nicht mehr von hier, sondern von Southampton ab. Dem Cap Landsend

gegenüber die Gruppe der Scilly- oder kassiterischen Inseln, deren nur 6 von Fischern und Lotsen bewohnt sind.

An der Westküste: Bristol, düster doch in stattlicher Lage an der Mündung des Avon in das Aestuar des Severn (Bristolkanal) mit 190000 E. (1873) und lebhaftem Handel, besonders nach Westindien und Irland; wegen Nähe von Kohlengruben ist die Umgegend in neuester Zeit sehr gewerbthätig geworden. In der Nähe der Brunnenort Bath mit 52000 E. — Cardiff in Wales, an der andern Seite des Bristolkanals, mit 40000 E. Swansea mit 52000 E., durch Fabriken und Handel blühende Stadt. Pembroke an der Milford-Bucht. — Liverpool in Lancashire oder Grafschaft Lancaster, 40 M. von London mit 505000 E. (1873) und 4000 eigenen großen Seeschiffen (worunter 300 Dampfer), nächst London die bedeutendste Handelsstadt Britanniens, ja in mehreren Beziehungen London hinter sich lassend. Es ist der Haupthafen für die fabrikreichen Grafschaften Lancashire und Yorkshire und Hauptstapelplatz für Rohbaumwolle. Sein Handel übersteigt in manchen Jahren den Londons. Zur Zeit der Stuarts noch klein und unbedeutend, hob sich Liverpool zugleich mit der wachsenden Macht des brittischen Reichs und als Hafenort der in der Nachbarschaft liegenden, durch Verarbeitung der Baumwolle reich und bevölkert werdenden Städte Manchester ꝛc. Man bewundert jetzt ihre Bauten, sowohl die am Hafen, wo die schon vorhandenen großen Docks noch durch ein neues riesenhaftes bei dem gegenüberliegenden Birkenhead (52000 E.) vermehrt wurden, als auch in der Stadt; denn die öffentlichen Gebäude für alle Arten von Gottesdienst, für Zusammenkünfte der Kaufleute, Wechsler, Gelehrten und Vergnügungslustigen, für Schulen, Bücher und Kunstsachen, sind zum Theil stattlich ja prächtig; so Justizpalast und Assisenhof. Auch hier ist ein bronzenes Standbild Nelsons. Für Volksschulen geschieht viel. Daß der treffliche Geschichtschreiber W. Roscoe hier lebte, hat sicher zur Weckung des Sinnes für wissenschaftliche und Kunstgegenstände neben der ungeheuren Erwerbsthätigkeit beigetragen. — Nordwärts davon liegt die Fabrik- und Handelsstadt Preston an der Ribblemündung mit 85000 E. und Whitehaven in Cumberland, das in neuester Zeit durch die Kohlengruben des Grafen Lonsdale bedeutender geworden; die Minen unten dehnten sich in dem Flötze so weit aus, daß sie sogar unterm Meere 700 acres einnehmen.

Wichtige Städte im Innern: Manchester 6 Meilen von Liverpool und mit diesem durch Eisenbahnen und Kanäle verbunden, mit 354000 E. (1873); im 17. Jahrhundert noch ein Dorf, obwohl ein großes, nun eine reiche mächtige Stadt, ein Hauptpunkt in der gewerblichen Welt, namentlich für Baumwollenindustrie, aber auch in der politischen von solchem Gewicht, daß Herrn von der „Manchester-Schule" eine Fraktion im Parlament bilden. Wie Liverpool hegt die Stadt unter ihren Bürgern Gläubige aller christlichen Sekten mit vielen Andachtstätten und Schulen; sie hat verschiedene technische und wissenschaftliche Lehranstalten und Gesellschaften, sie hat Musikhallen, Theater, Banken, Armen- und Krankenhäuser, Blinden- und Taubstummeninstitute, immense Wasserleitungen u. s. w. In der Umgegend drängt sich eine Fabrikstadt an die andere; so z. B. verbinden 8 Brücken über den Irwell Manchester mit der Stadt Salford, die 130000 E. (1873) hat; andere Fabrikorte in Lancashire: Ashton under Lyne mit 32000 E., Oldham mit 85000 (1873), Bolton mit 83000,

Rochdale mit 45000, Blackburn mit 76000, Wigan mit 39000. Hieher gehört noch Stockport in Cheshire mit 53000 E., der Mittelpunkt der Seidenweberei. — Birmingham in der Grafschaft Warwick, inmitten Manchester und London, mit beiden Städten durch Eisenbahnen verbunden, hat 355000 E. (1873) und riesige Fabrikation in Eisen-, Stahl-, Blech-, lackirten und plattirten Waaren. Uebrigens zeichnet sich die reiche Bürgerschaft auch in Wohlthätigkeitsanstalten und Schulen aus wie Manchester und Liverpool. Während Birmingham groß geworden, ist Warwick, Hauptort der Graffchaft, klein geblieben; aber das alte herrliche Schloß daselbst mit einer Gemälde-sammlung zieht Kunst- und Alterthumsfreunde an. Das Schloß Kenilworth liegt in Ruinen. — Die Umgegend bis Wolverhampton (das 70000 E. hat) in der Grafschaft Stafford ist voll ähnlicher Fabriken, z. B. West-Bromwich, Dudley mit 44000 E., Wednesbury, Willenhall, Walsall mit 46000 E. Man heißt die Umgegend umher die Höllengegend. — Mit Birmingham wetteifert in Stahl-waaren Sheffield mit 254000 E. (1873) in Yorkshire. Nordwärts davon, gleich-weit von beiden Küsten, die durch Wollenwaaren reich und groß gewordenen Städte: Leeds, das bereits 273000 E. (1873) zählt, Bradford mit 157000 (1873), Hali-fax mit 65000, Huddersfield mit 70000, Wakefield mit 28000 und andere; sie liegen wie Sheffield in demjenigen Theile der Grafschaft York, der West-Riding heißt und reich ist an Kohlen. — Der Weg von Manchester nach Birmingham führt durch die Potteries oder Töpferei-Orte der Grafschaft Stafford, wo 14 nah beisam-men liegende Ortschaften 130000 Menschen zählen. Die Gegend verdankt ihr Empor-kommen dem 1793 gestorbenen berühmten Steingutfabrikanten J. Wedgewood, und liefert Waaren für 1 Mill. Pfd. Sterling jährlich. Die Hauptfabrik heißt Stoke upon Trent; andere sind Hanley, Etruria, Burslem &c. Als Wedgewood noch lebte, und noch einige Zeit nach ihm, hatten seine Gefäße (Theekannen z. B.) und die Figuren daran geschmackvolle Formen, den antiken ähnlich; die jetzige Mode verlangt Rococo. — Nottingham mit 89000 E. (1873) und Leicester mit 102000 (1873), bekannt wegen Strumpfweberei. Zu Worksop in Nottinghamshire, südöstlich von Sheffield, blühete noch vor kurzem das Erziehungsinstitut Heldenmaiers, eines Zöglings von Pestalozzi; in der Umgegend herrliche Adelsgüter, unter andern Byrons Newstead Abbey.

Unter den östlichen und südlichen Städten sind noch zu merken: York mit 44000 im Norden Englands, an der Ouse, und Canterbury zwischen London und Dover in der Grafschaft Kent, sind berühmte Sitze protest. Erzbischöfe; auch haben beide, sowie Salisbury mit dem verfallenen Flecken Alt-Sarum in Wiltshire (also im Süden) und der kleine Bischofssitz Ely in der Grafschaft Cambridge sehenswerthe alte Kathedralen; die zu York aus dem 12. Jahrh. mit herrlicher Front und wie eine Chronik sagt, opere teutonico gemacht, ist die bedeutendste, die zu Salisbury und Ely haben die höchsten Thürme Englands. Bei Salisbury sind die im Kreis liegen-den Steinmassen, Stonehenge genannt, die man für Reste eines alten Druidenheilig-thums hält, sehr sehenswerth. Herrliche Klosterruinen sind die zu Netley bei Southampton, Battle bei Hastings, Tintern in der wallisischen Grafschaft Monmouth; und Maria Stuarts Grab ist im Dome zu Petersborough (unweit Fotheringhay Schloß) in der Grafschaft Nor-thampton zu sehen. — Die Universitätsstädte Oxford (an der Themse) und Cambridge (halbwegs zwischen London und der Washbucht), jene mit 31000, diese mit 30000 E.,

haben grandiose Bauwerke aus dem Mittelalter. Das ehrwürdigste ist das Königscollegium zu Cambridge; die Universität besteht aus 17 Collegien oder Corporationen. Diejenigen Fellows eines Collegs, die den Doktorgrad haben, auch Bachelors, wählen unter sich ihren Master; die Masters der Collegien haben gemeinschaftlich die Regierung der ganzen Universität, jedoch mit einem Senat zur Seite, den alle Collegien wählen. Aehnlich ist es zu Oxford, dessen Universität von Alfred dem Großen herstammt. — Als vornehme Schule wird die zu Eton unweit Windsor (an der Themse oberhalb London) viel erwähnt. In ihrer Nähe das Dorf Slough, berühmt durch Herschels Spiegelteleskop; der große Deutsche starb hier 1822 in hohem Alter. Außerdem merken wir noch: Stratford am Avon als Shakespeares, Woolstorpe in Lincoln als Newtons, und Shrewsbury am obern Severn als Burneys Geburtsort; Burney hat eine Geschichte der Musik verfaßt. — Zu England gehören noch: die Insel Man (13 Q.-M. mit 54000 E.) im irischen Meere, ehemals ein kleines Königreich, wovon die Grafen Derbys bis ins vorige Jahrh. den königl. Titel führten; ferner die nahe der normandischen Küste liegenden Inseln Jersey, Guernsey, Alderney, Serk rc., mit 90000 reformirten Bewohnern, die halbfranzösisch reden, aber gut englisch gesinnt sind.

In Wales, noch großentheils von Nachkommen der Kymren oder Altbritten bewohnt, heben sich die Orte der Grafschaft Glamorgan (im Süden), seit große Kohlengruben entdeckt sind, die das Ausschmelzen des dortigen und des aus Cornwall herüber geschafften Eisens und Kupfers fördern; der Hüttenort Merthyr Tydvil hat schon 84000 E.; Swansea und Cardiff, Häfen, sind schon genannt. In den südlichen Shires Ackerbau, in den nördlichen fast nur Viehzucht. — Zu Wales gehört die Insel Anglesey (14 Q.-M. mit 51000 Bew.) mit Kupfergruben, durch eine riesenhafte Hängebrücke und durch den vorhin erwähnten Röhrentunnel mit der Küste von Wales verbunden.

2) In **Schottland**. — Es ist in 33 Counties eingetheilt. Diesseit der Grampians: Edinburgh in der alten Grafschaft Mid-Lothian, am Busen des Forth, malerisch gelegen, hat 208000 E. (1873) und der nahe Hafen Leith 34000. Die Altstadt, an der Seite des hohen Schloßbergs, ist durch eine Kluft von der Anhöhe getrennt, worauf die Neustadt liegt; schöne Brücken führen über die Kluft. Merkwürdig ist die alte Residenz Holyrood (Heiligkreuz), die treffliche Universität nebst andern wissenschaftlichen Anstalten, die Denkmäler für Walter Scott, Wilh. Pitt, David Hume, Wellington, Robert Burns, des Philosophen Dewgald Stewart rc. — Glasgow am Clyde, Fabrik-, Handels- und Universitätsstadt, vor 120 Jahren noch unbedeutend, jetzt eine reiche Stadt von großem Umfang mit 498000 Bew. (1873). Wie Manchester hat sie hauptsächlich durch Baumwoll-Manufaktur sich gehoben, und ebenso ist dies Geschäft in den Orten der Umgegend verbreitet. Der ausgedehnte neue Theil Glasgows, die Quais und öffentlichen Gebäude sind schön, man sieht viele Paläste und auf den Squares Denkmäler, z. B. für Wilhelm III. und Wellington (zu Pferde), für Walter Scott (Kolossalstatue auf hoher Säule), für Nelson (ein Obelisk) und für den Reformator J. Knox (desgleichen). — Von den benachbarten Orten hat Paisley 48000, Greenock 58000; auch Kilmarnock und Dumfries sind Fabrikstädte geworden. — Gehen wir weiter nach Norden, so finden wir am Forth auf hohem

Basalt den kleinen aber altberühmten Ort **Stirling**, ehm. Residenz schottischer Könige; man webt daselbst viel Tartan, d. i. vielfarbig Wollenzeug für Bergschotten. **Perth**, schöne Gewerbstadt mit 25000 Einw., in deren Nähe der altschottische Krönungsort **Scone**; es liegt am Tay, in dessen Mündungsgebiete die Leinwand-Industrie außerordentlich verbreitet ist, so daß der einheimische Flachs- und Hanfbau nicht ausreicht. Handspinnerei hat fast ganz aufgehört, man braucht auch dazu Maschinen. **Dundee** mit 119000 E., an der Mündung des Tay, ist der Hauptsitz der Fabrikation wie des Leinwandhandels; Irländer sind in großer Anzahl unter den Arbeitern, hier wie in Glasgow. — Bis **Aberdeen**, jenseit des 57. Breitengrades, erstreckt sich die Neigung zum Fabriciren, doch sind immer noch die 2 Hochschulen in Alt- und Neu-Aberdeen die Hauptzierden dieser Seestadt, deren Bewohnerzahl 88000 beträgt. Im presbyterianischen Schottland haben die Studien feste Wurzeln; davon zeugt auch die Universität **St. Andrews**, die ihre alte Würde behauptet, obwohl sie nur wenige, doch gut dotirte Lehrstühle hat. Westlich von Aberdeen im Thale des Dee (Flüsse dieses Namens gibt es mehrere, wie mehrere Avon), schon im Grampian-Gebirge, liegt das romantische Schloß **Balmoral** mit großem Park, der Königin Victoria Hochlandsitz. — Eine herrliche Ruine aus dem Mittelalter ist die Abtei **Melrose** am Tweed unweit Selkirk, nur eine Stunde von Walter Scotts Wohnsitz Abbotsford. Das vielgenannte Dorf **Gretna Green** liegt im Süden Schottlands, hart an der englischen Grenze in der Grafschaft Dumfries. — Jenseit der Grampians: **Inverary** am Loch Fyne, westlich des B. Lomond, **Campbeltown** auf Halbinsel Cantire, und **Inverneß**, kaledonischer Hauptort am nie gefrierenden Neß, mit Hafen und 17000 E. W. Scott hat in seinen Werken, besonders im Waverley, die Bergschotten und ihre Clansverfassung, wie sie bis 1747 bestand, vortrefflich geschildert. Noch jetzt hängt der Bergbewohner am Alten, an der Sprache und Tracht, Plaid, Mütze 2c., doch hört man in den Städten neben dem Gälischen auch reines Englisch. — Südöstlich von Inverneß **Cawdor**, die alte Burg Macbeths, und in der Nähe am Inverneßfirth **Culloden**, wo die Hochländer (1746) zum letztenmal für einen Stuart kämpften.

Inseln. a) Die **Hebriden** oder **Western-Islands**; es sind an 300, sehr viele bloß öde, von Sturm und Wogen gepeitschte Felsen. Man unterscheidet innere und äußere, zwischen beiden der **Minch**. Ihre Bewohner, etwa 70000, nähren sich meist von Fischerei, Viehzucht, Vogelfang und von Sodaverfertigung aus Seetang, was man Kelpbrennerei nennt. Die kleine **Staffa**, westlich von Mull, wird ihrer Basaltfelsen halber viel besucht; diese bilden die berühmte Fingalsgrotte, in welche man durch ein 17 m. hohes Felsthor hineinschifft. **Cannay**, ebenfalls klein, doch merkwürdig durch den Compaßfelsen, der auf die Magnetnadel vorüberfahrender Schiffe wirkt. **Skye** und **Lewis** sind die größten, die letztere mit dem Hafenort Stornaway. **St. Kilda** ist eine baumlose Klippe, worauf nur 100 Menschen aber Millionen Seevögel hausen. **Rockall** ist ein isolirter, 50 Mln. von den äußersten Hebriden entfernter, unbewohnter Felsen. — b) Die **Orkaden** oder **Orkneys** im Norden, über 60, wo Viehzucht, Roggenbau, Fischfang; fleißige Bewohner. Mainland oder **Pomona** mit dem Hafen **Kirkwall** ist die größte. — c) Die **Shetlands** über 80, noch nördlicher, wo nur Hafer und Gerste, doch reicher Häringsfang; auch hier, wie zum Theil auf den Orkneys, ist die Sprache norwegisch. Auch diese Gruppe hat ein Main- oder Großeiland. Bewohnerzahl beider Gruppen 70000.

Englische und schottische Orte, die in der Kriegsgeschichte vorkommen: Athelney, Alfreds Versteck, südwestlich von Bristol, wo Thon und Parret zusammen fließen. Eddington, wo Schlacht 878, nördlich von Athelney. Hastings am Ermelmeer, wo Wilhelm der Eroberer 1066 siegte; zum Andenken ward dort die Battle- oder Schlachtabtei gegründet. Runing Mead, Wiese zwischen Windsor und Staines, wo Magna Charta 1215. Lewes nicht weit von Brighton 1264. Evesham am Avon, wo Schlacht 1265. — Bannokburn unweit Stirling, wo Robert Bruce 1314 Schottland rettete. Halidon Hill unweit Berwick in Schottland an der englischen Grenze; Sieg Eduards III. über Archibald Douglas 1333. Homeldon, unweit davon, Sieg der Percys 1402. — Shrewsbury am obern Severn, wo Percy Heißsporn fällt 1403. Wakefield und Touton in der Grafschaft York, Hexham in Northumberland am Tyne westl. von Newcastle, Barnet nördl. von London, Tewksbury am Severn, Bosworth mitten in England unweit Leicester, wo Richard III. 1485 fiel, sämmtlich in den Kriegen der rothen und weißen Rose. Bei Marstonmoor nördlich von York siegten Fairfax und Cromwell 1644, und bei Naseby nahe den Edgehügeln 1645. Dunbar an der Ostküste Schottlands (unter 56° N. Br.), wo Cromwell 1650 die Schotten besiegt, und Worcester am Severn, wo gleichfalls Sieg Cromwells über Karl II. 1651. Culloden in einer Moorgegend Nordschottlands, s. o.

3) In **Irland**. Man unterscheidet noch immer die 4 Provinzen Ulster, Leinster, Munster und Connaught (spr. Konaht); im einzelnen wird die Insel in 22 Counties eingetheilt. Dublin, Hauptstadt in fruchtbarer Ebene am Meer in Leinster, Sitz des Vicekönigs (Lordlieutenants), einer irischen, jüngst vom römischen Erzbischof dem „heiligen Herzen Jesu" geweihten Universität, 315000 Bew. (1873), wovon 1/8 Episkopal, theils stattlich in Straßen und Gebäuden, theils dürftig und schmutzig. Erste Handels- und Fabrikstadt des Landes. Monumente Wilhelms III., Nelsons, Wellingtons. — Cork, in schöner Gegend auf Anhöhen und Inseln, 78000 E., führt so viel gesalzen Rindfleisch und Butter aus, daß man die Stadt Irlands „Schlachthaus" nennt. Limerick am Shannon, welcher ausgedehnte Wiesenflächen durchströmt, mit 45000 E. und vielen Bettelklöstern. — Belfast in Ulster, gegenüber von Schottland mit 174000 E., meist protestantisch, thätig in Leinenfabrikation und Handel, woran auch Newry (südsüdwestl. davon) theil nimmt. Seit dem Aufblühen der Linnenfabrikation wird der Hafen Belfasts von einigen tausend Schiffen jährlich besucht. Weiter nördlich nahe der Mündung des Foyle liegt Londonderry mit einem Monumente des Reformators Knox. Galway mit 17000 E., an der danach benannten Bai; Ueberfahrt nach Amerika. Viel Anziehendes haben die Gebirgsgegenden zwischen der Galway- und der Clew-Bai. Man trifft auch Alterthümer an, Ruinen altchristlicher Kirchen, heidnische Kairos oder Opferaltäre und Hünengräber mit Cromlechs oder Steinkreisen, deren es an mehreren Stellen Irlands gibt. — Kehren wir wieder nach dem Osten zurück, so ist dort, außer dem von Cromwell erstürmten Drogheda am Boynefluß, noch besonders zu erwähnen: das neue katholische Priesterseminar Maynooth, für 400 junge Leute eingerichtet, westlich von Dublin, und nordwestlich von da Edgeworthstown, Wohnort der edlen Schriftstellerin Maria Edgeworth. — Das Küsteninselchen Valentia in der Grafschaft Kerry im Südwesten Irlands, unter gleicher Breite mit Cork, dem Hauptorte Munsters, ist dadurch interessant geworden, daß man im Jahr 1858

versuchte, ein Telegraphentau von dort durchs atlantische Meer nach der 389 geogr. Mln. entfernten Küste von Neufundland zu legen, und den Versuch in den Jahren 1865/66 und 1869 mit günstigem Erfolg wiederholte. Die beiden letzteren Kabel haben eine Länge von 436 und 454 Mln., die Tiefe, in welcher sie liegen, schwankt zwischen 400 und 4400 m. Eine zusammenhängende Telegraphenlinie durchzieht ganz Nordamerika und setzt Brittisch Columbia am Pacific mit Neufundland in Verbindung; von London-Berlin aus durchziehen 2 andere Linien die östliche Halbkugel: die eine über Wien, Konstantinopel und Persien bis nach Hinterindien, die andere quer durchs russische Reich nach Kiachta, Nikolajewsk und Wladiwostok, ferner nach Osaka und Jakohama in Japan, so daß also, wenn das Projekt einer unterseeischen Verbindung zwischen Asiatisch Rußland und Nordamerika zur Ausführung gelangt, um die ganze Erde ein Ring von Telegraphenleitungen gelegt sein wird.

Auswärtige Besitzungen und Kolonien Großbritanniens.

Sie umfassen mit Einschluß der europäischen sogenannten Nebenländer 407000 Q.-M. mit 249 Mill. Einw. und erstrecken sich über alle Erdtheile.

a) In Europa: Das von friesischen Fischern und tüchtigen Lotsen bewohnte Helgoland vor der Elbemündung, mit Leuchtthurm, Gibraltar in Südspanien und Malta mit Nachbarinseln im Mittelmeer — zusammen 7 Q.-M. mit 175000 Bew.

b) In Asien: Brittisch Indien mit Ceylon u. a. Inseln, Singapore, Malakka u. a. Punkte in Hinterindien, Hongkong in China, Aden, Perim und einige andere Orte in Südwest-Arabien — zusammen 46900 Q.-M. mit 193 Mill. Bew., oder mit Einschluß der indischen Vasallenstaaten 77300 Q.-M. mit 240 Mill. Menschen.

c) In Afrika: Die Capkolonie und Natal, Lagos, Goldküste, Sierra Leone u. a. in Oberguinea, Bathurst u. a. Punkte in Senegambien, St. Helena, Ascension und Tristan da Cunha im äthiopischen, sowie Mauritius, die Sechellen u. a. im indischen Meere — zusammen 12000 Q.-M. mit 2 Mill. Bew.

d) In Amerika: Brittisch Nordamerika mit Canada und Neufundland, die Bermudas- und Bahamasinseln, Jamaika und andere Antillen, Honduras an der gleichnamigen Bai, Brittisch Guayana, die Falklandsinseln 2c. — zusammen an 173000 Q.-M. mit 5 Mill. Bew.

e) In Australien und Polynesien: Die gesammten kolonisirten Gebiete Neuhollands, ferner Tasmania, Neu-Seeland, die Norfolk-, Fidschi-Fanning- u. a. Inseln im großen Ocean — zusammen an 145000 Q.-M. mit 2 Mill. Menschen.

§. 13. Dänemark, Schweden und Norwegen.

Der Name Skandinavien (Scandia), schon den Römern bekannt, bezog sich ursprünglich nur auf die Südspitze Schwedens, die jetzt noch Skane (Schonen) genannt wird, ist dann später auf die ganze Halbinsel, und schließlich auch auf das von demselben Volksstamme bewohnte Dänemark und das so lange mit Schweden verbunden gewesene Finnland übergegangen. Finnland ist außerdem durch natürliche Verhältnisse (Bodenbeschaffenheit, Klima, Produkte) dem gegenüberliegenden Schweden verbunden (S. S. 620).

Dänemark allerdings ist seiner Natur nach Anhängsel von Deutschland. Den geschichtlich gewordenen Verhältnissen Rechnung tragend, betrachten wir indes Finnland bei Rußland, und die 3 in der Ueberschrift genannten Reiche als zusammengehörig; ehe wir jedoch in die Einzelbetrachtung eingehen, ist es nöthig, einen Ueberblick der älteren skandinavischen Geschichte bis zum Jahr 1523 vorauszuschicken.

1) Die heidnische Vorzeit bis nach dem Jahre 1000. — Die Völker des deutschen oder germanischen Stammes wohnten nicht bloß im eigentlichen Deutschlande, sondern noch weiter nordwärts bis tief in Skandinavien hinein, wo sie an finnische Völker grenzten; theils direkt über die Ostsee, theils und hauptsächlich aber wohl über die dänischen Inseln mögen sie dahin gekommen sein, unter heftigen Kämpfen die vorgefundene finnische Ureinwohnerschaft zurückdrängend. Wie in religiösen Begriffen, so waren sie auch in Sitten, Gesetzen und Sprache leicht als Brüder der Deutschen, und zwar am meisten der Sachsen und Angeln, zu erkennen. Sie bildeten lauter kleine Völkchen freier Männer und höriger Knechte, auch wohl mit erbeuteten Sklaven, geführt von königlichen Häuptlingen und Jarls. Fischerei, Jagd, einiger Feldbau reichten zu ihrem Unterhalt nicht aus; sie nahmen Seeraub zu Hilfe, und zeigten sich muthig zu Wasser wie zu Lande. Die Thaten kühner Streiter oder Recken wurden besungen; die Lust am Gesang war so groß, daß die Häuptlinge sich Skalden hielten, d. h. geschickte Männer oder Dichter, die den Ruhm ihrer Geschlechter erhoben, und ihre Abstammung bis zu den Asen, bis zu Odin selbst hinauf leiteten. Oefters zogen Kriegsfürsten mit Völkerhaufen in südliche Länder; es ist aber ungewiß, ob die Gothen aus Schweden zur Weichsel, oder von hier dorthin gefahren sind; und fast ebenso ungewiß, ob die Heruler, die in der Völkerwanderung neben den Gothen erscheinen, früher in Skandinavien gewesen. Lange Zeit wußte man wenig von den Nordländern; erst als Frankenherrschaft und Christenthum in ihre Nähe kam, erfuhr man, daß die Bewohner Jütlands, sowie die (und ursprünglich wohl nur die) der Inseln zur Seite den Namen Dänen führen*), und daß der Name der östlichen Skandinavier Schweden, der westlichen Norweger oder vielmehr Normannen sei. Mehrmals hatten sich schon unter glücklichen Eroberern einzelne Völkchen vereinigt, aber im 9. Jahrhundert erwuchsen größere Königsgewalten, und zwar zuerst bei Schweden und Dänen, wo Ragnar Lodbrocks Geschlecht, dann in Norwegen, wo Harald Harfagr (d. h. Schön-Haar, Anfang des 10. Jahrh.) sich Herrschaft erwarben. Zugleich brach sich allmählich und unter schweren Kämpfen die Einführung des Christenthums Bahn; die nach Gesammtherrschaft Strebenden vertraten in der Regel die Sache desselben, während die kleineren, jenen bisher gleichstehenden Stammhäuptlinge an den nationalen Göttern festhielten. Dies förderte Auswanderungen und kriegerische Seezüge. Freiheitliebende und trotzige Mannen zogen ein freies Leben in der Fremde, aber nach alter Ordnung, der heimatlichen Dienstbarkeit vor; Kriegslustige oder Dürftige gesellten sich ihnen zu. In 3 Richtungen bewegten sich diese Fahrten: auf dem Ostweg (Austur-Veg) über

*) Noch jetzt ist der Inseldialekt wesentlich von dem jütländischen verschieden.

die Ostsee, die davon ihren Namen führt, ins Slavenland zur Wolchow, wo Rurik nebst seinen Brüdern, und zum Dnjepr, wo Oskold und Dir schwedisch-slavische (oder warägisch-slavische) Staaten gründeten; auf dem Westweg (Vestur-Veg) über die Nordsee, die jetzt noch in Skandinavien Westsee heißt, und zum atlantischen Meer an die Küsten Deutschlands, Frankreichs, Englands und selbst Italiens; auf dem Nordweg (Nordh-Veg), wonach die Westhälfte des eigentlichen Skandinaviens den Namen hat*), über das Nordcap hinaus und zu den Küsten und Inseln der nördlichen Meere. So entdeckten Normannen (Norweger) erst die Orkneys, Shetlands und Färöer, dann 861 das unbewohnte Island, wo sich Recken und Skalden niederließen und einen republikanischen Freistaat gründeten; in Frankreich glückte es sogar dem unternehmenden Führer Rolf oder Rollo 911 ein Küstenland zu erobern, das den Namen Herzogthum Normandie erhielt; von Island kamen sie (877 oder um 920) nach Grönland und (986) sogar nach Nordamerika (Labrador). Zwischen diesem ihrem „Vinland" und Island bestand, lange vor Columbus und dem übrigen Europa unbekannt, bis zum Beginne des 14. Jahrhunderts ein Handelsverkehr. Die Dänen hätten fast England gewonnen, wenn nicht der heldenmüthige Alfred gegen Ende des 9. Jahrhunderts Meister ihrer Schaaren geworden wäre. Doch erhielten sie unter Alfreds schwächern Nachfolgern neuen Einfluß auf der Insel und fuhren mit stattlichen Flotten unter ihrem König Sweno und dessen Nachfolger Kanut dem Großen hinüber. Dem letztern, der sich auch auf kurze Zeit Norwegens bemächtigte, gelang die Eroberung Englands, so daß er drei Reiche beherrschte. Er starb 1036 (zu Shaftesbury) und mit ihm sank auch die dänische Größe, die seine Söhne nicht zu behaupten verstanden. England kam wieder an Alfreds, und Norwegen an Haralds Haus. — Indes hatte sich von Deutschland und England her das Christenthum verbreitet, besonders seit dem Jahr 1000. Odins Tempel stürzten, und wie die Könige so nahmen allmählich die meisten ihrer Völker, wenn auch widerstrebend, die Taufe an. Kanut war ein eifriger Bekenner des Christenthums; in Norwegen hat Olaf II. der Heilige († 1030) die bereits von Harald Schönhaar begonnene Christianisirung vollendet, und in Schweden, wo schon Ansgarius († 865) gepredigt und getauft hatte, wurde durch Ingo, der den Odinstempel zu Upsala zerstörte, das Christenthum zum Siege geführt (um 1100), obgleich es erst unter Erich dem Heiligen als im ganzen Lande befestigt angesehen werden konnte.

2) Das Mittelalter bis 1523. Das nordische Mittelalter beginnt also 2 Jahrhunderte später als das deutsche; und wie bei uns, so förderte das christliche Priesterthum auch dort mehr Anbau des Landes und Verbreitung einiger Kenntnisse mit Schreibkunst. Doch ward der alten Volksfreiheit die neue Priestermacht und die mit ihr gekommene Ansicht von Vorrechten des Lehnsadels gefährlich. Alle Freien, die nicht wohlhabend genug waren, um völlig gerüstet erscheinen zu können, sanken nach und nach zu einem tieferen Stande herab; am meisten in Dänemark und in den südlichsten Landschaften Schwedens, die zum dänischen Reiche gehörten, während weiter nördlich in den ärmeren Theilen Schwedens (Dalarne z. B.) und noch mehr in Norwegen

---

*) Nach Happel. Plinius kennt die Insel (vergl. o.) Nerigo, und dänisch heißt Norwegen Norge, schwedisch Norrige.

sich die Bauern frei erhielten. — Ordnung und Sicherheit gab es aber noch nicht. In der Heidenzeit hatte man unter einander gekämpft; in der christlichen desgleichen. Nur waren vorzugsweise die vornehmen Diener der Höfe und der Adel unter den Waffen, und die Thronfolge der Gegenstand des Streites. Noch aus uralter Zeit hing man wohl an bevorrechteten königlichen Häusern, aber das Recht der Erstgeburt ward noch nicht anerkannt. Die Großen behaupteten freie Wahl unter den Söhnen eines Königs. Dies gab Parteiungen. In Schweden kam noch der Wettstreit verschiedener Familien hinzu, die seit dem Erlöschen des Hauses Ragnar Lodbrock 1060 nach der höchsten Würde strebten; das Schwert wüthete unter den Königen. Jedoch wuchs in jener Zeit die schwedische Macht. Schon Erich IX. der Heilige († 1160), aus dem Haus Bonde, hatte einen Kreuzzug über den bothnischen Meerbusen nach Finnland gemacht und mit Einführung des Christenthums die Unterwerfung finnischer Völker begonnen. Andere Könige folgten seinem Beispiele und dehnten ihre Grenzen bis an die Newa aus, indem sie die Bezwungenen mit Schonung behandelten, ihnen sogar persönliche Rechte und einen Theil an der schwedischen Volksvertretung ließen.

Im 14. Jahrhundert fügte sichs, daß ein schwedischer König auch in Norwegen zur Regierung kam, und zuletzt dessen Schwiegertochter Margaretha von Dänemark, Tochter und Erbin Waldemars, von den Großen aller drei Reiche als Königin anerkannt wurde, doch so, daß jedes Reich seine eigene Verfassung behielt. Zu Kalmar im südlichen Schweden ward eine förmliche Union geschlossen 1397.

Dies konnte für alle von den heilsamsten Folgen sein, wenn die Nationalunterschiede, die noch nicht zu abstechend waren, sich verwischten. Der schwedische und der dänische Dialekt, die gegenwärtig auf verschiedene Weise ausgebildet sind, waren damals noch roh und so ähnlich, daß leicht (wie hernach aus dem norwegischen und dänischen) eine gemeinsame Literatur daraus erwachsen konnte. Vielleicht wäre dies auch geschehen, wenn die Hauptstadt der drei Reiche an der südl. Küste Schwedens gelegen hätte. So aber war Kopenhagen die Residenz, Norwegen wurde bald ganz abhängig von Dänemark und von diesem in jeder Weise und auf das eigensüchtigste ausgesogen, überhaupt schienen die Dänen das herrschende Volk zu sein; dies vertrug der Nationalstolz des schwedischen Adels nicht. Ueberdies wählte man in Dänemark, als Margarethens Nachfolger abgesetzt ward, eigenmächtig, ohne Theilnahme der Schweden, den deutschen Grafen Christian von Oldenburg 1448 zum König. Unwillig darüber gab es neuen Aufruhr in Schweden. Das edle Haus Sten Sture, bisher erblich in der Reichsverweserschaft zu Schweden, ward dem oldenburgischen entgegengestellt, und öfters gestritten, bis sich zuletzt die schwedischen Stände, als der jüngere Sten Sture 1520 gefallen war, dem Christian (oder Christiern) II. fügten. Doch war kaum ein Jahr vorüber, als sie die Tyrannei dieses Fürsten, der seinen Eid gebrochen und die edelsten Männer des Reichs hingerichtet hatte, mit Gewalt abwarfen. Das Haupt der Insurrektion, Gustav Wasa, ein Vetter des Sten Sture, ward 1523 auf dem Reichstage zu Strengnäs zum König erwählt und die Kalmarische Union aufgehoben. So war Schweden wieder unabhängig; Dänemark aber, bis dahin der mächtigste Staat an der Ostsee, wie Kopenhagen die bedeutendste Stadt des europäischen Nordens, wurde durch das Emporblühen Schwedens unter den Wasas mehr und mehr von seiner bisherigen Stellung zurückgedrängt, obgleich Norwegen (bis 1814) damit vereinigt blieb.

a) Königreich Dänemark.

Größe (ohne die Nebenländer): 694 Q.-M. Bevölkerung: 1,785000. Volksdichtigkeit: 2572 auf 1 Q.-M.

Neuere Geschichte. Die Bewohner. Statistisches.

Die Könige dieses Zeitraums, ununterbrochen aus dem oldenburgischen Hause, hießen abwechselnd Friedrich und Christian. Da schon der erste Oldenburger 1448 bei seiner Wahl dem adeligen Reichsrath große Rechte hatte zugestehen müssen, so vollendete sich unter den nächsten Königen die Aristokratie, die Regierung war beschränkt, und der Bauernstand gerieth gänzlich in Leibeigenschaft. Doch zugleich mit dem steigenden Uebel bereitete sich auch die Heilung vor. Die Reformationsideen aus Sachsen fanden großen Anhang und wurden rasch von den Königen unterstützt. Damit verlor der Klerus Güter und Macht, und der hohe Adel, der anfangs dabei gewann (denn er nahm zur Steuerfreiheit noch Freiheit vom Zehnten, ja sogar von Zoll und Accise), sah sich einer bedeutenden Stütze beraubt. Ueberdies sank die Macht der Hansa, die bis dahin den nordischen Handel allein geführt hatte, worauf in den dänischen Städten Gewerb und Verkehr sich hob. Die Könige, dies benutzend und zugleich ihr stehendes Heer verstärkend, konnten auf dem Reichstage von 1660 die Adelsmacht erschüttern. Die Zugeständnisse, die bei der Königswahl gemacht waren, wurden für nichtig, und das Reich für ein Erbreich erklärt. Nunmehr stieg das Ansehn der Könige, die die untern Stände in Schutz nahmen, dem Adel aber Glanz und immer noch bedeutende Vorrechte ließen, bis zur Unumschränktheit. Der Despotismus, auf eine milde und ziemlich gerechte Weise gehandhabt, war dem Volke nöthig, wenn innere Ruhe und Ordnung gesichert, mehr Wohlstand möglich gemacht, wissenschaftliche Studien und Aufklärung gefördert werden sollten. Dies geschah im 18. Jahrhundert, vorzüglich durch die trefflichen Minister Hartwig von Bernstorf 1750—1770, und seinen Vetter Andreas von Bernstorf, der nach 1772 als Freund des Kronprinzen und nachmaligen Königs Friedrich VI. an die Spitze der Geschäfte kam und bis an seinen Tod 1797 darin blieb. Beide (gebürtig aus Hannover) begünstigten den, schon durch die Reformation und durch die Verbindung mit Holstein stark gewordenen Einfluß deutscher Ansichten und Literatur; beide sahen auf Gerechtigkeit und Humanität und räumten im Staate und bürgerlichen Leben manches Hinderniß der Verbesserung aus dem Wege (so wurde z. B. Aufhebung des Sklavenhandels und der Leibeigenschaft bewirkt). Dadurch wuchs nun das Selbstgefühl des Bürger- und Bauernstandes so, daß sie, den Vorrechten des Adels sich gewachsen glaubend, eine Gleichstellung der Rechte, wie auch, nach dem Muster Schwedens, zur Sicherung für die Zukunft eine Beschränkung der königlichen Gewalt durch Landstände begehrten. Ehe dies jedoch geschah — aber auch nachher noch — hatte das dänische Reich Verlust auf Verlust zu erleiden. In die großen Kriege zwischen Napoleon und andern Mächten verwickelt, verlor es erst seine Flotte 1807 durch die Engländer, sein Seehandel erlag, und zuletzt (1814), als es nach dem Rückzug Napoleons aus Rußland wiederum den Franzosen ein Hilfskorps stellte, mußte es auch noch Norwegen an Schweden abtreten. Gegen

das ernstlicher werdende Begehren des Volkes suchte sich der König 1834 durch Anordnung von Provinzialständen zu helfen, die indes nicht genügten. Christian VIII. begriff, daß er mehr gewähren müsse. Nur war er zugleich wegen der künftigen Thronfolge bekümmert und glaubte, daß vor allem erst eine engere Verbindung Schleswig-Holsteins mit dem eigentlichen Dänemark zu bewirken nöthig sei. Während der Streitigkeiten, in die ihn dieser Plan und der berüchtigte „offene Brief" von 1846 mit den Herzogthümern und der deutschen Nation verwickelte, starb er (1848.) Umsomehr mußte sich sein Nachfolger Friedrich VII. beeilen. Schon im Oktober ward aus Jütland und allen Inseln eine konstituirende Versammlung berufen und am 25. Mai 1849 das mit ihr berathene Reichsgrundgesetz beschlossen, wonach die Staatsform in die Reihe der beschränkt monarchischen eintrat. Danach regiert der König mit verantwortlichen Ministern und theilt die gesetzgebende Gewalt mit 2 Kammern, dem Landesthing, und dem Volksthing; zu diesem führt direkte Volkswahl, zu jenem nur indirekte und ein Alter von 40 Jahren nebst größerem Vermögen. Es begreift sich, daß Dänemarks Königen, nachdem sie Norwegen und so manches andere (z. B. 1845 auch die ostindischen Besitzungen) hatten aufgeben müssen, alles daran liegen mußte, wenigstens ihre beiden besten Provinzen, Schleswig und Holstein, sich zu erhalten; der Weg, den sie dazu einschlugen, war freilich der verkehrte. Wie einerseits unglückliche Umstände, anderseits der unerhörte Trotz und Uebermuth der Dänen den Verlust dieser Herzogthümer herbeiführte, ist weiter oben S. 829 schon erzählt. Seitdem sind die Hilfsquellen des Landes vermindert; alle Kräfte werden angestrengt, um wenigstens Kopenhagen seinen Platz unter den Großhandelsstädten zu erhalten. Seitdem ist aber auch die Abneigung der Dänen gegen alles Deutsche, schon vorher stark, noch mehr gestiegen, und die Ereignisse von 1870 haben nur zur Erhöhung derselben beigetragen. Doch kann man aus manchen Vorkommnissen der jüngsten Zeit schließen, daß allmählich eine bessere und (im eigenen Interesse) vernünftigere Einsicht sich geltend macht. Jetziger König Christian IX.

In Bezug auf Confession ist die Bevölkerung des Staats evangelisch-lutherisch, im Königreiche mit Bischöfen. Die Volksbildung ist vortrefflich, besser als in vielen deutschen Ländern; es soll wenig Erwachsene geben, die nicht lesen und schreiben könnten. — Die Sprache der Dänen fällt, wie ihre Literatur, mit der der Norweger zusammen (s. u.); sie steht in Bezug auf den Konsonantismus fast durchweg auf derselben Stufe lautlicher Entwickelung wie die nieder- oder plattdeutschen Mundarten und auch das Englische — Mangel der sogen. zweiten Lautverschiebnug, die das Hochdeutsche auszeichnet — und bildet den einen Ast der nordgermanischen Sprachen, deren anderer das Schwedische ist. Früher waren Dänisch-Norwegisch und Schwedisch nur eine Sprache und die in diesem sogen. Oldnorsk (d. h. Altnordischen) erhaltenen Denkmäler der Poesie und Prosa zeichnen sich durch charaktervolle Kürze und Kraft des Ausdruckes aus. Dazu gehören: Die alte Edda, eine Sammlung von dichterischen Götter- und Heldensagen der Vorzeit, die von dem isländischen Bischof Saemund Frode, bald nach Untergang des Heidenthums, etwa im Jahr 1100 veranstaltet wurde. 100 Jahr später verfaßte der isländische Lagmann (d. i. Vorsteher des Freistaats) Snorro Sturleson (lebte von 1179—1241) ein Buch über die dichterische Kunst, worin er die heidnischen Mythen mit Auszügen aus der alten Edda erzählt.

Sein Buch heißt jüngere Edda. Derselbe Snorro schrieb eine norwegische Königsgeschichte, Heimskringla Saga genannt. — Im Mittelalter erhielten und vermehrten sich alte Heldensagen, von denen in neuester Zeit ebenfalls Sammlungen veranstaltet sind. — In der neueren Literatur, sowohl in der dichterischen, als auch der wissenschaftlichen, gab es Männer, deren sich Dänemark rühmt, unter andern: L. Holberg (geb. zu Bergen in Norwegen 1684), als Lustspieldichter und Historiker. Suhm aus Kopenhagen (1728—1798) Geschichtschreiber des Reichs; Jens Baggesen und Oehlenschläger, beide in deutscher wie in dänischer Sprache gewandte Dichter; ebenso der Märchendichter Andersen (geb. 1805 zu Odense auf Fünen. Rask (geb. 1786 bei Odense auf Fünen), großer Sprachforscher. Oersted, geb. 1777 auf der Insel Langeland, Physiker und Philosoph. — Auch in den Künsten haben die Dänen Ruhm erlangt, denn einer der größten Bildhauer, Thorwaldsen, kam 1772 in Kopenhagen zur Welt; und der Landschaftsmaler Dahl war ein Norweger aus Bergen. Der Bildhauer Jerichau, einer der bedeutendsten Jünger Thorwaldsens, ist aus Assens auf Fünen. (Der Dichter J. Ewald, geb. 1743, war der Sohn eines Predigers in Schleswig. Ebenso war der besonders als kirchengeschichtlicher Schriftsteller berühmte Fr. Münter, Bischof zu Kopenhagen, ein Deutscher, geb. 1761 zu Gotha. Carstens, der Wiedererwecker der Kunst, wurde 1754 zu Jürgen bei Schleswig geboren. Zwischen der dänischen Literatur und der deutschen besteht vielfacher Austausch und jene hat sich stets an diese angelehnt; überhaupt scheint Dänemark schon durch seine geographische Lage bestimmt, die Vermittlung zwischen Deutschland und der skandinavischen Halbinsel zu übernehmen. — Der Däne ist tapfer und voll Vaterlandsliebe, sparsam und fleißig, ehrlich, ruhig und wißbegierig, dem Deutschen meist ähnlich, doch weniger zuvorkommend und zutraulich, oft starrsinnig. Die Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit verkehrte sich bei späterer Thatenarmut und politischer Isolirung in einen Dünkel auf eigene Vorzüglichkeit, der durch den Umstand noch gesteigert wurde, daß der Beherrscher des Sundes und der Belte in der Lage war, den gesammten nordeuropäischen Handelsverkehr zu sperren: der „Sundzoll“ erschien dem Dänen wie eine Art Huldigung, die ihm die ersten und mächtigsten Nationen der Erde darbringen mußten, bis endlich Nordamerika dieses „historische Recht“ frischweg in den Grund bohrte, worauf (1857) die Ablösung jenes Zolles durch die Seehandel treibenden Staaten (um 23 Mill. Thaler) erfolgte. — Das dänische Budget (für das eigentliche Dänemark) beträgt 18, die Staatsschuld 88 Mill. pr. Thlr. Das Landheer ist im Frieden etwa 17000, im Kriege 53000 Mann stark; die Kriegsflotte zählt mit den Transportschiffen 60 Fahrzeuge mit 300 Kanonen.

Anmerk. Der Oldenburger Friedrich I. von Dänemark vermachte 1544 seinem jüngern Sohne Adolf ein Stück der Herzogthümer Schleswig und Holstein, nämlich das Land Gottorp an der Eider. Die Familie Holstein-Gottorp ward zahlreich. Einer davon ward 1751 zum König von Schweden gewählt, ein anderer, dessen Mutter eine russische Prinzessin, ward 1762 als Peter III. (Gemahl von Katharina II.) Kaiser von Rußland, und eine dritte Nebenlinie erhielt 1773 das Stammland Oldenburg. So saß also das Haus Oldenburg auf den Thronen von Dänemark, Schweden, Rußland und Oldenburg. Nur einer davon, der schwedische, ist ihm durch die Absetzung Gustavs IV. (1809) verloren gegangen.

Das Land. Nennenswerthe Ortschaften.

Das Königreich Dänemark besteht 1) aus einer Gruppe von Inseln, worin Seeland die größte, 2) aus Jütland oder dem nördlichsten Theil der cimbrischen Halbinsel. — Die Besitzungen im Nordmeere werden als Nebenländer benannt.

1) Die Inseln — der Ausdehnung nach zwar der kleinere, aber doch der wichtigere Theil des Staates. Fast durchaus eigentliches Tiefland, besteht ihre Oberfläche, wie auch die des größten Theils von Jütland, aus Meeresbildungen jüngster Art. Eine Linie von der Lübecker Bucht nach Ystad in Schweden begrenzt sie im Südosten, und eine von dem Horsens Fjord nach dem Felscap Kullen an der schwedischen Seite des Sundes im Norden; jenseit dieser Linien liegen dann noch Bornholm im Osten und die wegen der sie umgebenden Riffe fast unnahbaren Inseln Anholt und Laesö im Kattegat, das infolge seiner unregelmäßigen Strömungen, der vielen Untiefen und der häufigen Stürme zu den gefährlichsten Meeren Europas gehört. Ohne Zweifel ist die dänische Inselgruppe der Rest eines festländischen Zusammenhangs, der zwischen dem südlichen Schweden und den Küstenländern des westlichen Theiles der Ostsee bestand, aber durch das, vielleicht infolge einer Landsenkung stattgehabte Hereinbrechen des Meeres zerrissen wurde. Der 15 Mln. lange, an der schmalsten Stelle nur $1/2$ Mle. breite Sund an der Ostseite von Seeland ist wegen der vielen Untiefen gefährlich zu beschiffen, aber doch die am meisten benützte Verbindungsstraße zwischen Kattegat und Ostsee. Der große Belt theilt die Inselgruppe in eine östliche und eine westliche Hälfte; er ist mit Einschluß des nördlichen (Samsö Belt) und des südlichen Theiles (Langelands Belt) bis zum Beginne des nach der deutschen Insel Fehmarn genannten Fehmarn Beltes 24 Mln. lang, im Mittel 4 Mln. breit, auch voll Untiefen, hat aber doch besseres Fahrwasser als der Sund, nur ist die Fahrt durch ihn bedeutend weiter, weshalb er gewöhnlich nur von Kriegsschiffen, die nicht Eile haben, benützt wird. Der kleine Belt zwischen Fünen und Jütland ist an der schmalsten Stelle nur ca. 600 m. breit, aber durch Untiefen und Strömungen für die Beschiffung fast unbrauchbar. Die Küstenumrisse der dänischen Inseln sind sehr unregelmäßig; ihr Boden ist meist thoniger Natur und theilweise außerordentlich fruchtbar. Wie ganz Dänemark, so haben namentlich die Inseln Seeklima, so daß Kopenhagen, obgleich unter $55^1/_2$ ° N. Br., weniger von Winterkälte zu leiden hat als Berlin. Darum gedeihen Ackerbau und Viehzucht, und die Buche entwickelt sich hier zu schönster Vollendung. Seeland (126 Q.-M. groß) ist, geringe Hügel abgerechnet, eine völlige Ebene

mit fruchtbarem Boden, reichen Saatfeldern und vielen Städten; ebenso Fünen, Langeland und das kleinere Arrö; Laaland ist besonders feucht und sumpfig, Falster aber gleicht einem Garten, reich an Obst und trefflich angebaut; desgleichen Möen. Bornholm, 16 Mln. östlich von Seeland entfernt, ist hügelig und nicht so milde, hat aber gute Viehzucht. Auch noch einige andere Inseln haben, vorzugsweise an ihrer Ostseite, höhere Bodengestaltungen; so erheben sich z. B. an der Küste Fünens Klippen und Hügel, und an der Insel Möen treten, wie auf Rügen, seltsam gestaltete Kreideberge (Möens Klint 136 m.) als Schutz niederer Gegenden hervor. Die Inseln machen zusammen 236 Q.-M. aus mit 997000 Bew.; die Volksdichtigkeit beträgt hier 4225 auf 1 Q.-M. Für die Verwaltung sind die Inseln in 9 Ämter abgetheilt; bekannter ist die kirchliche Eintheilung in die 3 Stifter Seeland, Laaland-Falster und Fünen.

Orte: Kopenhagen oder Kjöbenhavn (d. i. Kaufmannshafen) mit 181000 E., schön gebaute Hauptstadt, und zwar am Sunde neben der kleinen Insel Amak oder Amager, wohin 2 Brücken führen. Stark befestigter, vortrefflicher Hafen. Seehandel mit 350 eigenen Schiffen, große Bibliotheken, reiche Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, Akademien, Universität und polytechnisches Institut, viel Bildung. Sehenswerth: die Erlöserkirche und ihr von außen mit einer Wendeltreppe bis zur Spitze umgebener Thurm; die königliche Christiansburg mit Thorwaldsens Basrelief Alexanders Einzug in Babylon; Thorwaldsens Christus und die Apostel in der Frauenkirche ꝛc. Unweit davon der stattliche Buchenwald und Wildpark von Jägersburg, und Frederiksberg mit der Krönungskirche und 17000 E. Das Dorf Leire, in dessen Nähe viele Grabhügel mit Aschenkrügen aus der vorhistorischen Zeit, erinnert an den ehemaligen Königssitz Leire. Die Gräber der Könige sind zu Roeskilde im alten schönen Dome. Helsingör, wo sonst von den Schiffen, die den Sund passiren, Zoll erlegt ward; der Sund ist hier $1/2$ Meile breit, das Fahrwasser an der dänischen Seite. Seit der Ablösung des Sundzolles hat Helsingör an Bedeutung verloren. Schloß Kronberg (Hamlet). Eisenbahn nach Kopenhagen und von da quer durch die Insel nach Korsör, von wo Dampfschiffahrt nach Kiel und Ueberfahrt nach dem befestigten Hafen Nyborg auf Fünen oder Fyen. Odense mit 17000 E., Königsgräbern und der Kirche des heiligen Kanut, ist Hauptort auf Fünen. Middelfart, mit Nyborg durch eine Eisenbahn verbunden, am kleinen Belt, Uebergangsplatz nach dem Festlande, der besonders winters die Verbindung Kopenhagens mit der Halbinsel und mit Deutschland vermittelt. Auf Falster liegt das hübsche Städtchen Nykiöbing, auf Bornholm Rönne.

2) Jütland (Jylland) ist 458 Q.-M. groß, hat aber nur 788000 E. und eine Volksdichtigkeit von 1721 Bew. auf 1 Q.-M. Das Innere wird von einem breiten, wellenförmigen, oft hochgehügelten Heiderücken, dem letzten Ausläufer des uralisch-baltischen Landrückens (S. 92), durchzogen; er ist größtentheils sandig, vermag aber doch stellenweise noch Eichen-

wälder, sowie Felder von Buchweizen, auch Hafer und Roggen zu tragen. Der Himmelsberg westlich von Aarhuus hat 172 m. Die Ostseite hat fruchtbareren Boden, ähnlich dem der Inseln, und angenehme Gegenden; namentlich ist die Halbinsel zwischen den Buchten von Randers und Aarhuus getreidereich, sie hat auch hohe Ufer und an der Südseite gute Ankerplätze. Andere an dieser Seite tief einschneidende Buchten sind: Die von Kolding, der Veile Fjord, Horsens Fjord, Mariager Fjord. Der nördlichste Theil der Halbinsel, der ins Skagenshorn ausläuft, wird durch den Liim-Fjord ganz vom übrigen abgeschnitten; dieser Fjord (auch Ottensund genannt, weil Otto I., die ganze Halbinsel erobernd, seinen Speer hinein schleuderte) reicht somit, seit die Sturmflut von 1825 die westliche Dünenkette (Tange) durchbrochen und den Aggerkanal oder Aggerminde geschaffen, von der Westseite bis zum Kattegat, aber nur kleine Schiffe können die östlichen und westlichen Eingänge passiren. Nördlich dieses Fjords ist das fast ganz von Flugsand überdeckte, öde und vegetationsarme Land Vendsyssel, wo man nach dem Verluste Norwegens den Nothhafen Frederikshavn (an der Ostseite) gründete. Die Westseite Jütlands ist mager, großentheils nur als Schafweide, zum Theil nicht einmal dazu brauchbar; denn Heide und Moor theilen sich in den Boden und nur hie und da ist eine Insel besseren Landes bemerkbar. An der Westküste ist Dünenflugsand, den man durch Bepflanzung mit Strandhafer zu befestigen sucht und der an manchen Stellen, z. B. bei Blaavands Huk zu Hügeln von 50 m. Höhe aufgehäuft erscheint. Auf der ganzen 50 Mln. langen Linie ist kein einziger Hafen, ja nicht einmal eine Ansiedlung von Belang, und Schiffe, die auf die Sandbänke dieser „eisernen Küste" gerathen, sind unrettbar verloren. Die Königsau, sonst eine fast bis Kolding reichende Bucht, ist jetzt versumpft und verlandet und das Flüßchen gleichen Namens bildet jetzt eine Strecke weit die Grenze gegen Deutschland. — Jütland ist in 9 Ämter getheilt, oder auch in die 4 Stifter Ribe, Aarhuus, Viborg und Aalborg.

Orte: Ribe (Ripen), links der Königsau, an der Westseite. Kolding im Osten. Fredericia, Festung, Erhebung von Schiffszoll. Bei Jelling (unweit Veile) sind die Runensteine merkwürdig, die das Hünengrab Gorms des Alten und seiner Gemahlin decken. Horsens, 10500 E., Aarhuus mit 15000 E. ist, wie Ribe, aus einer geistlichen Stiftung K. Otto I. entstanden. Viborg, der einzige größere Ort im Innern, hat doch nur 6400 E. Aalborg am Liimfjord treibt viel Handel mit Getreide und Häringen und hat nahe 12000 E.

Europäische Nebenländer Dänemarks.

1) Die Färöer (d. i. Schafinseln) im Nordmeer, 18 vulkanische Inseln, nur theilweise bewohnt, im ganzen 24 Q.-M. und 10000 E. Sie sind baumlos, von

Stürmen heimgesucht, haben steile Ufer und Berge von 850 m. Höhe, Rinder- und mehr noch Schafzucht, da infolge des oceanischen Klimas diese Thiere auch winters im Freien sein können, wildes Geflügel und Fische; Gerste reift selten. Thorshavn auf Strömö ist der Hauptort.

2) Island (d. i. Eisland) 1870 Q.-M. groß (also die zweitgrößte Insel Europas), 29 Mln. von Grönland und 120 von Norwegen entfernt, mit den Nordspitzen gerade den Polarkreis erreichend und vom 0ten Meridian durchschnitten, baumlos, sehr gebirgig und voll Vulkane, von denen der 1553 m. hohe Hekla nicht der höchste, wohl aber der bekannteste und gefürchtetste, weil er durch seine Ausbrüche die umliegenden Weiden oft verheert. Der Herthubreith hat 1655 m., der Schneefjelds Jökull 1884 und der Oräfa Jökull 1953 m. (Jökull heißt Eiskuppe). Die Schneelinie ist 1000 m. Einer der furchtbarsten Ausbrüche war der des Skaptar Jökull im Jahr 1783. — Der vulkanische Boden der Insel zeigt sich auch in den vielen heißen Quellen, deren merkwürdigste der Geiser, dessen Wassersäule 20 m. hoch aufschießt. Das Klima hat sich seit einigen Jahrhunderten verschlimmert, denn ehemals wuchsen Bäume (jetzt nur noch zwerghafte Birken) und ward Getreide gebaut, wie dies auf der skandinavischen Halbinsel noch jenseit des Polarkreises geschieht. Im Innern ist die Insel unbewohnt und auch unbekannt; die vom Golfstrom bespülte Südwestküste ist am meisten zugänglich, und hier sind auch die größeren Ansiedlungen. Die durch einen Polarstrom erkältete Nordostküste ist oft bis in den Juli hinein durch Eismassen blockirt; doch finden sich in den Thälern des ebneren Nordens gute Weiden. Die wenigen Bewohner, 69800 (i. J. 1870, 37 auf 1 Q.-M.) sind hauptsächlich auf Pferde-, Rindvieh- und besonders Schafzucht angewiesen, da der Ackerbau nicht gedeiht; Fleisch, Milch, Fische, Vögel und Eier (namentlich von den Küsteninseln), Kartoffeln, Rüben, Kohl, Moos sind Hauptnahrung. Den Baummangel ersetzen Torf, Stein- und Braunkohlen, sowie Treibholz, das der Golfstrom an die Südküsten bringt und das seine Heimat in den Wäldern am Mississippi hat. — Die Bevölkerung ist normannisch, schon früh durch hohe Bildung ausgezeichnet, ihre Sprache das Oldnorsk, in welchem Homer und Klopstock vom isländischen Bauern gelesen werden. Schulen gibt es nur wenige, und doch kann jedermann lesen und schreiben; die Eltern unterrichten ihre Kinder selbst. Durch innere Streitigkeiten verlor die frühere Republik ihre Freiheit und kam 1264 an Norwegen und mit diesem später an Dänemark. Letzteres hat die Insel arg vernachlässigt, nichts für Straßenbau, Postbeförderung, Schiffahrtverbindung &c. gethan, dagegen die armseligen Hilfsquellen des Landes für sich ausgebeutet. Island hatte sonst seine eigene Verfassung und seine eigene Landesvertretung, das Althing in Reykjavik; als es an Dänemark kam, wurde ihm seine Verfassung verbürgt und verbrieft — ganz wie den Schleswig-Holsteinern. Diese Verfassung hat Dänemark wiederholt misachtet, theilweise gebrochen, und als man vor einigen Jahren deswegen ernstlich Klage gegen die Kopenhagener Regierung erhob, hat der König durch eine Art Staatsstreich die Verfassung aufgehoben, das Althing aufgelöst und durch einen Befehl kundgethan, daß die Insel fortan unumschränkt von Kopenhagen aus regiert werden solle. Die Dänen reden jetzt von den mit Recht unzufriedenen Eingebornen als von „isländischen Schleswig-Holsteinern" — wer weiß, ob der Vergleich mit Schleswig-Holstein dereinst nicht ein vollständiger wird! — Reykjavik an der Südwestküste ist der Hauptort mit 1400 E.,

Sternwarte, Predigerseminar, Gymnasium und Bibliothek von 6000 Bänden. Ausfuhrhafen für die Ergebnisse des Fischfangs und der Jagd, für Talg und Thran, für Wolle und Pferde (im ganzen jährlich für 4 Mill. Thlr.). Die Einfuhr besteht in Korn, Kolonialwaaren, Holz, Steinkohlen, Tabak und verschiedenen Fabrikaten. Akreyri an einer tief einschneidenden Bucht der Nordküste.

Außereuropäische Besitzungen.

Einige ärmliche Niederlassungen an der Südwestküste Grönlands (2200 Q.-M. mit 9800 E.) und die westindische (virginische) Insel St. Croix (Santa Cruz). — Trankebar u. a. Kolonien in Ostindien sind an England, St. Thomas und St. John in Westindien an Nord-Amerika verkauft.

b) Die Königreiche Schweden und Norwegen.

(Zusammen Größe: 13829 Q.-M.*) mit 5,992000 E. Volksdichtigkeit: 435 auf 1 Q.-M.).

Neuere Geschichte.

Regierende Häuser: Wasa 1523 bis 1654. Wittelsbach-Zweibrücken bis 1751. Holstein-Gottorp bis 1818. Jetzt das Haus Bernadotte.

Die 38jährige Regierung Gustav Wasas ist dem Volke unvergeßlich; nachdem die politische Selbständigkeit wiederhergestellt, wurde das unwürdige Handelsmonopol der Hansa abgeworfen und die Reformation eingeführt. Von den Gütern des Klerus, der fast ²/₃ des Grundeigenthums besaß, kamen viele an den Staat, viele an Adel und Volk, doch ward der verringerten Zahl der Geistlichkeit genug zu guter Besoldung gelassen. Der Reichstag zu Westerås 1527, wo außer dem Adel auch 6 Bauern aus jedem Gerichtsbann und städtische Deputirte erschienen, setzte dies durch. Nun begann die Nation ihre innern Kräfte zu entwickeln und konnte unter Wasas Enkel Gustav Adolf (1611—1632) mächtig erscheinen. Bekannt sind dieses ruhmreichen Fürsten Thaten und seine Siege über Polen, Oesterreich und Baiern. Königin Christine, seine Erbin, war freilich adligem Glanze und pedantischer Gelehrsamkeit zu sehr ergeben und eine unkluge eitle Verschwenderin; allein zum Glück dankte sie 1654 freiwillig ab, den Thron dem tapfern Prinzen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken überlassend, den die Nation als einen Großenkel Gustav Wasas erwählte. Sechs Jahre hat er (im sogen. schwedisch-polnischen Erbfolgekrieg) Europa mit seinem Namen erfüllt; Kenner der Kriegskunst preisen ihn noch höher als Gustav Adolf. Durch diesen aber war Schweden wahrhaft mächtig geworden. Es besaß außer Finnland noch Karelien, Ingermannland, Esthland und Livland, Vorpommern, Wismar in Mecklenburg, und die Herzogthümer Verden und Bremen (nicht die Hansastadt, sondern das Land umher); wozu Karl Gustav noch die den Dänen von alters her gehörige Südspitze Schwedens, nämlich Schonen mit Halland (Küstenstrich am Kattegat bis nach Göteborg hin) und Blekingen (Küstenlandschaft bis zur

---

*) Einschließlich der Wasserflächen, die ca. 1000 Q.-M. ausmachen.

Ecke von Karlskrona) eroberte. Das Streben des neuen Königs Karl XI. und seines klugen Freundes Gyllenstirn ging weniger auf kriegerischen Ruhm im Auslande, wo man kein Glück mehr hatte (Fehrbellin 1675!), als auf Bekämpfung des hohen Adels, der im Reichsrathe saß und über die Krone wie über die unteren Stände der Nation zu herrschen suchte. Gestützt auf die Mehrheit des Volks und auf sein Recht, verlangte der König die Rückgabe der in die Hände des Adels gekommenen Krongüter. Es gelang. Die dadurch reich gewordene Krone vermochte nun die Staatsschuld zu bezahlen, einen Schatz zu sammeln, Verkehr und Gewerbe zu fördern, Armee und Flotte trefflich auszurüsten, und verfuhr so gewandt, daß der Reichsrath seine stolze Stellung einbüßend zum bloßen königlichen Rathe ward. Der staatskluge Despotismus dieses Königs hob Schweden auf den Höhepunkt seiner Macht. Im Besitze der Küstenländer und der reichen Städte Wismar, Stralsund, Stettin und Reval beherrschte Schweden den Handel der Ostsee und deckte die Armut des Landes durch einträgliche Zölle; befanden sich ja die Ausflüsse der Weser, Oder, Düna und Newa in seinem Gebiete! Ingermannland, Livland und Esthland waren Schwedens Kornkammern, und die Stelle, wo das heutige Petersburg steht, war eine mit einigen Fischerhütten bedeckte sumpfige Niederung auf schwedischem Grund und Boden. So hatte die kriegerische Kraft des abgehärteten Volkes, das Feldherrntalent einiger waffenkundiger Könige und die klug benützte Zwietracht der Nachbarstaaten die kleine arme Nation in die Reihe der europäischen Großmächte gestellt! Mit neidischen Blicken betrachteten die benachbarten Fürsten dieses Uebergewicht der Schweden. Karl XI. hinterließ seinem Erben eine fast unumschränkte Monarchie, worin ein vernünftiger Regent nunmehr den Bürger- und Bauernstand hätte heben können. Leider war der Erbe — Karl XII. von 1697 bis 1718 — ein junger, verwegener, halsstarriger Fürst, dem der Zügel eines verständigen, ehrenfesten Parlaments sehr noth gethan hätte. Ungebunden wie er war, vergeudete er Gut und Blut seines Volkes in den tollsten Kriegen. Zwar angegriffen von Rußland, Polen und Dänemark, waren die ersten Feldzüge gerecht und seine Siege bei Narwa (1700 über Peter den Großen von Rußland) und bei Klissow (1702 über die Polen) höchst ruhmvoll; allein sein nachmaliges Betragen war ebenso abenteuerlich als tadelnswerth und für sein Land verderblich. Nachdem eine Kugel vor der norwegischen Feste Friedrichshall ihn getödtet, verlor Schweden, was es an der Ost- und Südseite des finnischen Meerbusens besessen (Wiborg, Ingermannland, Esthland und Livland) an Peter den Großen, sowie es in Deutschland nichts von Gustav Adolfs Eroberungen behielt, als ein kleines Stück Vorpommerns (Stralsund) nebst der Insel Rügen. Seitdem ist Schweden eine Macht zweiten Ranges, und Preußen und Rußland traten, bei Polens innerer und äußerer Schwäche, an die bisherige Stelle Schwedens im Norden Europas. Ueberdies war das Land erschöpft und die nächst folgenden Regierungen schwach, so daß die Adelsaristokratie ihr Haupt von neuem erhob; fremde Mächte erhielten Einfluß in die innern Angelegenheiten, Adelsparteien zerrütteten das Reich, und die Unzufriedenheit wuchs von Tag zu Tag. Da hob sichs plötzlich von neuem durch den König Gustav III. (1771—1792), einen Mann von Kenntnissen, Geist und Charakter, der gleich nach seinem Antritt die Gewalt des Reichsrathes durch eine geschickt eingeleitete Revolution 1772 wieder zu brechen verstand. Allein das Mordmesser des Hauptmanns Ankarström stürzte den König. Traurig, daß sein Sohn Gustav IV.

so früh das Scepter erhielt, da gerade das Reich mehr als je einer besonnenen Leitung bedurfte. Thörichte Hartnäckigkeit bezeichnete die Schritte dieses Königs, welcher Pommern und Finnland verlor und diese Verluste mit seiner Absetzung (1809) büßen mußte. Sein alter Oheim ward zum Regenten und der französische General Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, zum Kronprinzen und Nachfolger gewählt; eine glückliche Wahl, denn unter Bernadotte, der schon als Kronprinz und seit 1818 als König mit dem Namen Karl Johann an der Spitze der Nation stand, ist des Guten im Lande manches geschehen, obwohl er als Fremder vorsichtig zu Werk gehen mußte. Statt des verlornen Finnlands, das ihm die politischen Verhältnisse leider nicht erlaubten, von Rußland zurückzufordern, vereinigte er (im Kieler Frieden 1814) Norwegen mit Schweden und strebte dahin, beide Nationen, die jede ihre eigne Einrichtung und Verfassung hat, miteinander zu befreunden. Denn die Norweger, die sich, der langen Aussaugung und Unterdrückung überdrüssig, von Dänemark losgerissen und eine eigene sehr demokratische Verfassung gegeben, auch bereits einen König gewählt hatten, hatten nur ungern in die Vereinigung mit Schweden gewilligt; beide Reiche sind übrigens bloß durch Personalunion verbunden. Im Kieler Frieden wurde auch der letzte Rest schwedischer Herrschaft in Deutschland, ein Stück Vorpommerns mit Rügen, an Dänemark und von diesem an Preußen abgetreten. — Jetziger König: Oskar II., Bernadottes Enkel.

Die schwedische Literatur, seit der Reformation zur deutschen hingeneigt, hat in den letzten 100 Jahren sich mit der unsrigen gehoben. Schon Tycho Brahe im 16. Jahrhundert war ein Schwede aus Knudstrup in Schonen, das damals zu Dänemark gehörte. Einflußreicher ward der Naturforscher Linné, Sohn eines smaländischen Pfarrers, gest. zu Upsala 1778; und nach ihm Berzelius, geb. 1779 zu Linköping in Ostgothland und gest. 1848, einer der berühmtesten Chemiker Europas. Geijer schrieb eine vorzügliche Geschichte Schwedens, und Fryxell gab eine Reihe vaterländischer Erzählungen heraus. Olaus Dalin, Bellmann (gest. 1795) und der 1848 gestorbene Bischof Tégner zu Wexiö, als Dichter ausgezeichnet. Fr. Bremer und die Flygare Carlén beliebte Schriftstellerinnen. Zwei gefeierte Bildhauer waren Sergell und der ältere Byström.

Das Land.

Die große skandinavische Halbinsel streckt sich vom Eismeere her zwischen Nord- und Ostsee 220 Meilen lang aus, so daß sie im Süden nur 14 Meilen von unsrer Insel Rügen entfernt ist, während das Nordcap am Eismeer nicht ganz 19° vom Nordpol absteht. Die Breite der Halbinsel beträgt etwa 50 und wo am breitesten, 90 Mln. Bei seiner großen Ausdehnung würde das Doppelreich sehr mächtig und bevölkert sein, wenn es 10 Grad südlicher läge. Am höchsten ist die Halbinsel im Westen am nord-atlantischen Ocean, am niedrigsten im Osten, der (wie bereits im allgemeinen Theil erwähnt) in einer säkularen Hebung von ca. 1 m. per Jahrhundert begriffen ist*),

*) Weshalb die an den Mündungen der zahlreichen Flüsse gelegenen kleinen Hafenplätze sich allmählich von der Küste entfernten und jetzt zum Theil verlegt werden mußten.

wohin von dort eine Menge paralleler Flüsse, allzumal Elfen genannt, sich ergießen und wo das Gestade von zahllosen Skären (Scheeren) oder Inselchen und Klippen umgürtet ist (Skärgaard, d. i. Scheerenhof, der übrigens auch an der Westküste sich findet). Von hier wird der Boden, überall mit Binnenseen verschiedener Größe besetzt, allmählich gen Nordwesten höher und steigt zuletzt in den Oberthälern der Flüsse aufwärts zu einem Hochlande von eigenthümlicher Art, nicht etwa zu einer oder mehreren Gebirgsketten, sondern zu einem breiten der ganzen Länge nach vor dem Ocean liegenden Erdwulste, meist krystallinischen und Grauwackengesteins. Die Höhe desselben nimmt von Norden nach Süden zu: sie beträgt nördlich vom Polarkreis 600—800 m., im Dovrefjeld 1000 m. und im Süden (im Hardangerfjeld z. B.) 1200—1600 m.; die Breite ist ebenfalls im Norden gering, 10—12 Meilen, in der Mitte 20, im Süden an 40 Mln.

Dieser Erdwulst ist das mächtigste Hochgebirg Europas, das zwar die Alpen in Bezug auf Höhe nicht erreicht, aber fast das Doppelte der Grundfläche derselben überdeckt. Norwegisches Gebirg könnte man es heißen; denn nur die östlichen Abdachungen gehören zu Schweden. Ein Gesammtname fürs Ganze existirt im Lande selbst nicht. Es ist ein zusammenhängendes Plateau ohne alle Kettenbildung, das sich nach O. hin allmählich und in Terrassen gegen eine 8—10 Meilen breite Küstenebene abdacht, dagegen nach Westen mauerartig steil abfällt, theils unmittelbar ins Meer, theils in schmale Ufergelände, so daß die Wasserscheide nirgends weiter als 10 Mln. vom Nordmeere entfernt ist und kein nennenswerther Fluß an der Westseite sich zu bilden vermag. In die Plateauflächen sind, ähnlich wie in dem Hochlande Abessiniens, steilrandige und schmale, oft schluchtenartige Thäler, mitunter von schwindelnder Tiefe eingerissen, in denen das Wasser abfließt; und da nirgends Pässe oder Einsenkungen die Enden der nach entgegengesetzten Richtungen ablaufenden Thäler verbinden, so ist die Communication im Lande äußerst schwierig, indem nur mit großem Aufwande von Mühe und Geld Wege aus den tiefliegenden Thalsohlen an den felsigen Abhängen empor zu den Hochflächen hinauf geführt werden können, wo dann der harte und langdauernde Winter die Verbindung oft monatelang unterbricht. Man nennt diese Hochflächen im Süden Fjelds = Felder (hin und wieder auch Widder = Weiden, Heidi = Heide), im Norden dagegen Kjölen = Kiel. Auf ihnen erheben sich, aber nirgends zu Bergketten zusammentretend, Kuppen und Hörner (häufig Tind, d. i. Zinne, oder Hauba genannt), als wären sie von göttlicher Riesenhand beim Aushauen der Thäler, um die Felsmassen wegzuschaffen, seitwärts aufgethürmt worden, und da die Kurve der Schneegrenze über Norwegen in der Höhe von 1500 bis 700 m. hinzieht, so fehlt es nicht an Firn, Gletschern, Lawinen und ausgedehnten Flächen mit und ohne ewigen Schnee. Sommers einige Monate schneefrei sind gar manche Hochflächen, die oberhalb des Baumwuchses liegen, und selbst im äußersten Norden, in den Finnmarken, weil der Gebirgsrücken dort niedriger ist, finden Renthiere und Hornvieh Gras und Moos. Meist aber sind diese Alpenweiden ärmlich, oft treten auch große Moräste an ihre Stelle oder sind ganze Quadratmeilen Landes mit der Renthierflechte überzogen. Südlich der Finnmarken, wo der Rücken an Höhe und Breite zunimmt, gibt es Gipfel über 1600 m.,

der Sulitjelma nördlich von 67° (8 Meilen landeinwärts, östlich Saltenfjords) hat 1875 m. Höhe und ist von großen Schneefeldern umgeben. Südlich der Stadt Drontheim (sie liegt 63½° Br.) wird die Gebirgsmasse am höchsten und alpenartiger, die Thaleinschnitte tiefer. Der Snehätten (Schneehut) am Dovrefjeld (nördl. von 62°) hat 2306, der Skagastöls-Tinderne 15 M. südwestlich des Snehätten nahe dem Jostedals Bräen (Bräen = ewiges Schneefeld) und dem Sognefjord, 2458 m. Zwischen Snehätten und Skagastol liegt das lang gewundene Gudbrandsdalen mit dem 1881 m. hohen Skards-Tind; höher, nämlich 2604 m. (8017′), ist die südlich davon gelegene und durch das Thal des Ottasees und der Otta-Elf davon getrennte Kuppe des Ymesfjelds. Diese Gipfel ragen also 1000 bis 1500 m. über die Schneegrenze hinauf, wie in Tirol die Zillerthaler und Oetzthaler Ferner; nur ist das nach nordischer Vorstellung fruchtbare Gudbrandsdalen nicht mit dem Ziller- oder Etschthal zu vergleichen. — Noch südlicher in Norwegen kann man Gipfel sehen von 1600—2000 m. namentlich auf dem großen Hardanger Fjeld; das häufig erwähnte Skogshorn am Filefjeld hat 1915 m.

Die felsigen Schluchten, die weiter ab zu bewaldeten und (meist jedoch nur in Gaards, d. i. Einzelhöfen) bewohnten Thälern werden, streichen wie schon bemerkt einerseits südöstlich in Schweden hinein, anderseits zum Skagerrak, mehrentheils zum Ocean und zwar oft weit ins Meer hinein. Denn die zahlreichen Fjorde, welche die Küste höchst manchfaltig ausschneiden, sind meist nichts anders als Enden der Thäler, von der Flut ausgefüllt, an deren Seiten das Gebirg aufsteigt. Manche Fjorde sind noch von Uferland eingefaßt, reizend für den Anblick, zum Bebauen und Bewohnen gemacht, mit Bauernhöfen, Ortschaften, Wäldern und Feldern. So bietet der Christiania Fjord, 18 M. lang und sich ins Skagerrak öffnend, die malerischsten Ansichten, die belebtesten Gefilde. Unter den Fjorden des Oceans hat auch der lange Hardanger Obstgärten (besonders mit mächtig entwickelten Kirschbäumen) und Laubwälder zur Seite, aber auch 12—1400 m. hohe Felswände und im Hintergrunde die schneeschimmernden Kuppen des mächtigen Hardanger-Fjelds, hier und da ähnlich dem allerdings kürzern, doch auch gewundenen grandiosen Vierwaldstädter See, nur daß in dem Fjord Ebbe und Flut wechselt und die Kastanien und Nußbäume von Weggis und Beckenried fehlen. Nördlicher, am 61. Breitengrad, schneidet der Sognefjord, in seinen Windungen 22 M. lang, tief neben dem großen Jostedals Bräen ins Gebirg ein, aber der Fjord von Drontheim, obgleich nördlicher, überbietet ihn nicht nur an seenartiger Ausweitung, sondern auch durch noch reichere Obstausfuhr als der Hardanger Fjord und durch behaglichere Fluren zur Seite, deren nächste Höhen sommers von Schnee frei sind. Unter denen, die noch weiter gen Nord liegen, merken wir den golfartigen Westfjord am 68. Breitengrad, der mit mehreren Nebenfjorden ins Gebirg einschneidet, indem er zugleich die felsige Gruppe der Lofoten-Inseln vom Festlande trennt. Diese Inseln sind baumlos und ihre granitnen Hörner von Schnee schimmernd. Der Westfjord ist von der Meeresströmung, die auch auf einer seichten Stelle den Maelstrudel bildet, zu beengt, um in seinen Seitenbuchten den reizenden Blick in die Tiefe zu gewähren, wie viele andre Fjorde, wo noch in 30 m. Tiefe der Meeresboden so sichtbar ist, als in manchen Alpenseen, die bei ruhiger Luft und glatter Spiegelfläche 10—15 m. tief den wagrechten Sandgrund und die Schalthiere darauf

sehen lassen. Westfjord und Lofoten sind aber dafür berühmt als Schauplatz des norwegischen Kabliaufanges*), wo zur Zeit der „Haupternte“ (Januar und Februar) Tausende von Schiffen mit vielleicht 20 Tausend Schiffern von der ganzen Nordwestküste zum Fange der Fische versammelt sind, die in der Nähe auf einer ausgedehnten und verzweigten nur 40—200 m. unter dem Meeresspiegel liegenden Bank ihre Laichplätze haben, obwohl die Fischer meist nur im Westfiord fangen, weil hier die Schiffe geschützter sind als in offener See. Wie der Westfjord mit großer Inselgruppe, so ist die ganze norwegische Küste fast überall mit kleinen Inselchen umkränzt, die die Eingänge zu den Fjorden decken und allzumal als abgerissene Stückchen des Festlandes erscheinen und aus demselben Gestein bestehen, sei es Gneis und Granit oder Thonschiefer und andre Grauwacke. — An der Nordküste ist am bedeutendsten der Porsanger Fjord, an dessen westlichem Eingang die öde Insel Magerö mit der prächtigen 308 m. hohen Felsmauer des Nordcaps. Der letzte Fjord ist der Varanger; er scheidet die zerrissene Küste Norwegens von den einfacheren Umrissen der Halbinsel Kola.

Unter den Flüssen des Hochlands haben die südwärts laufenden den Vorzug der Länge, doch sind alle, obgleich wasserreich, nur streckenweise schiffbar und deshalb hauptsächlich bloß zum Flössen des Holzes dienlich; sie müssen sich meistens durch wilde Gegenden schlagen, z. B. die Kwäna, die auf dem Hardanger Fjeld entspringt, zwischen Felsen herabrauscht, mehrere Vands oder Bergseen, namentlich den Mjös-Vand in Thelemarken durchfließt, sich westlich von der Stadt Kongsberg hoch herab in den See von Hitterdal stürzt und westlich von Laurwig ins Skagerrak mündet. Den längsten Lauf unter allen skandinavischen Flüssen (75 M.) hat der Glommen; er kommt 14 M. von Drontheim aus einem Vand unweit Röraas, macht Schnellen und Stürze, selbst noch einen Fall kurz vor seiner Mündung bei Frederikstadt, süstöstlich von Christiania. Der beträchtlichste Nebenfluß des Glommen, der Lougen, hat seinen Ursprung in dem Lesjö-Vand am Fuße des Dovrefjeld; während demselben die Rauma nordwestwärts in den Moldefjord entströmt, stürzt sich der Lougen in das tiefe Gudbrandsdalen und dann in den größern Mjösen-See, Norwegens größten See, den er als Vormen verläßt. Es versteht sich, daß diese und andre Flüsse durch ihre schäumenden Stürze mit dazu beitragen, an die Alpenwelt zu erinnern; drei Wasserfälle werden besonders gepriesen; der Fiskum Fos (Fos = Wasserfall) des Flusses Namsen nordwärts von Drontheim, der 300 m. hohe Vöring Fos am Hardanger Fjord, und der 130 m. hohe Riukend Fos, den die Kwäna macht.

Norwegen besitzt großen Reichthum an Holz, der freilich nur aus einem Theil der Waldungen, womit die Seiten der Hochthäler prangen, nach der Küste hingeschafft werden kann, aber auch durch schonungslose Verwüstung der Wälder allmählich zu versiegen droht; zudem ist die stürmische und feuchte Luft dem Nachwuchs der Wälder ungünstig, wenn diese einmal ausgehauen sind. Die Holzmasse ist so bedeutend, daß trotz eignen Verbrauchs — und man baut nur hölzerne Häuser — für 12 Mill. pr. Thlr. ins Ausland verführt wird. Auch die Erzadern sind von Werth, namentlich die Kupfer- und Silbergruben, jene hauptsächlich bei Röraas, diese bei Kongsberg südwestlich

*) Das Hauptrevier des norwegischen Häringsfanges ist an der Westküste zwischen 59 und 62° N. Br. oder zwischen Stavanger und dem Vorgebirge Stadt.

von Christiania. Steinkohle findet sich wenig; dagegen hegt das Meer und seine Fjorde Seethiere in unendlicher Zahl, der Fang von Häring, Kabliau, Makrele, Lachs u. s. w. beschäftigt eine Menge Menschen und bringt dem Lande noch mehr ein, als die Holzausfuhr. Ueberhaupt beschäftigt der Handel 48000 Menschen auf mehr als 7000 Fahrzeugen.

Dies alles ist indes nicht wichtiger für Norwegen als die Lage seiner Küste, welche der ursprünglich aus dem mexikanischen Golf herkommenden Meeresstrift ausgesetzt ist. Diese Strömung bringt (wie bereits im physikalischen Kapitel erörtert worden) eine gewisse Erwärmung mit und zieht nordostwärts an der ganzen Küste hin. Die Südwestwinde und der Schutz des Gebirgs gegen Osten wirken mit, um Norwegens Klima einen Vorzug vor dem schwedischen zu geben. Bei Bergen (60¹/₃ °) gedeiht noch gutes Obst; denn die mittlere Temperatur im Juli ist dort + 12,6 und im Januar + 1,3, während Stockholm (59¹/₃ °) im Januar — ?,4 hat. Bei Drontheim (63¹/₂ °) (S. S. 350) gibt es noch Eichen, Roggen und Gerste, Kirschen und Pflaumen, und das Meer gefriert nicht einmal am Nordcap. Hammerfest, 10 M. nördlich vom 70. Breitengrad (östlich der Insel Sorö) ist das nördlichst gelegene Städtchen der Erde, und doch wird noch Kohl, Kartoffeln, Rüben dort in Gärten gezogen und etwas Gerste gebaut. Aber zugleich ist die Feuchtigkeit auf dem größten Theil der Küste beträchtlich, die Stadt Bergen hat einen jährlichen Niederschlag von mehr als 2¹/₂ m. Weiter landeinwärts in den Thälern zwischen hohen Bergen und Felswänden ist die Sommersonne oft drückend heiß.

Im Norden Norwegens und im Gebirge wird, wie auf Island, der altnordische Dialekt geredet; in den übrigen Theilen aber ist das Dänische die Landessprache, sowie es auch als Schriftsprache gebraucht wird. Doch nimmt letztere immer mehr Wörter aus den Dialekten in sich auf, was natürlich mit der Zeit zu einer Scheidung zwischen Norwegisch und Dänisch führen wird. Die Norweger sind ein biederes Volk, freie Bauern und Fischer wie freie Städter; keine Leibeigenschaft, kein erblicher bevorzugter Adel. Die größeren Besitzer heißen Eigenthümer, die andern Bonder, und wer auf Pacht sitzt, ein Hausmann. Aermere in den Hochthälern, meist von Vieh und Holzfällen lebend, sind Fjeldbonder. Daß übrigens bei den geringen Ausdehnungen des Ackerbodens nicht genug Korn gebaut werden kann, begreift sich; man muß über ¹/₃ des ganzen Bedarfs vom Auslande beziehen.

Gehen wir jetzt zu Schweden über, das die bei weitem größere Hälfte der skandinavischen Halbinsel begreift. Seine Ostküste hat beträchtlich kältere und längere Winter als die norwegische, was die größere Sommerwärme und die mindere Feuchtigkeit nicht auszugleichen vermag. Deshalb kommt in Schweden die Buche nicht nördlicher vor als am 57. °, in Norwegen dagegen bis zum 59., ja in einigen Exemplaren noch am 61., und die Felder um Gefle sind nicht bevorzugt vor denen bei Drontheim. Der Norden Schwedens leidet an Kälte, und liegt er auch niedriger als Norwegen und wird von zahlreichen Elfen, die oft malerische Ufer und Stürze bieten, durchflossen, so ist doch wenig bewohnbares Land vorhanden, und nicht bloß da, wo einige tausend Lappen mit ihren Renthierherden umherwandern, sondern noch unter niederen Breitengraden bis zur Ljusna, welche in Herjedalen (zwischen 62 und 63 ° d. Br.) herabrauscht, ist die Bevölkerung unbedeutend. In dem, allerdings gebirgigen Län Jemtland (wozu

Herjedalen gehört) wohnen nur 74 Menschen auf 1 Q.-M., ja im Län Norrbotten (dem nördlichsten) nur 43, und in Vesternorrland am bothnischen Golf erst 310. Ohne die Nähe des Polarkreises wären es herrliche Länder; aber so ist es nicht einmal möglich, die dortigen Erzadern und Kohlenflötze, deren manche vorhanden, auszubeuten.

Es sind also (schwedisch) Lappland und Norrland, obgleich an 5000 Quadratmeilen umfassend, nicht geeignet ein Königreich darzustellen, auch gehörte ihnen von alters her nicht der Name Swea Rike, Swerige oder Schweden. Diesen trug und trägt noch vorzugsweise der mittlere Theil des Reiches, während der südliche Gothland (Göta Rike) und der Monarch König der Schweden und Gothen heißt. Aber auch in diesen Haupttheilen ist die Bevölkerung nur mäßig, selbst in Gothland durchschnittlich nur 1368 auf 1 Q.-M. Der Boden, entweder zu gebirgig, wie an der Grenze Norwegens und besonders in Dalarne (Thäler), das an der Dalelf, Schwedens größtem Fluß (aus Ost- und Westdalelf) neben Herjedalen liegt, oder Sand und Heide, wie inmitten Gothlands (namentlich in Småland), überhaupt aber voll Wälder und Seen, ist meistens dem Ackerbau nicht sehr günstig. Doch sind befriedigende Fluren in dem ebenen Lande am Mälaren, in den Küstenstrichen, am Wenern, vorzüglich in Skane oder Schonen, der südlichsten Landschaft Gothlands, wo ferner außer Äpfeln, Birnen und Pflaumen hie und da noch Wallnüsse und Maulbeeren wachsen.

Unter den Seen im Innern Schwedens sticht der 94 Q.-M. große Spiegel des Wenern besonders hervor; er hat eine Tiefe von ca. 100 m. und liegt nur 44 m. überm Meeresniveau. Er dient vielen Wassern als Sammelbecken, vorzüglich der norwegischen Klar-Elf, die vom Syltoppen kommt und ihren raschen Lauf in Schweden fortsetzt. Den See verläßt sie als Göta-Elf und fällt beim Dorf Trollhätta in 6 Stürzen wohl 40 m. tief zur Küstenebene herab; bei Göteborg am Kattegat ist die Mündung. Um zwischen hier und dem Wenern eine Schiffsverbindung herzustellen, hat man einen Kanal durch Granitfelsen gesprengt, der mit 14 Schleusen die Katarakten umgeht. Ein ähnliches kostspieliges Werk, das erst 1830 fertig geworden, ist der Göta-Kanal von dem Ostufer des Wenern aufwärts zu dem 88 m. überm Meeresspiegel gelegenen 34 Q.-M. großen Wettern See und von da östlich weiter bis zu Söderköping an einer Bucht des baltischen Meeres. Viel gerühmt ist der von West nach Ost 12 Meilen lange und, wo am weitesten, 4 Meilen breite Mälaren, mit unbedeutenden Zuflüssen. Fast könnte man ihn einen Fjord nennen, da sein Spiegel kaum 2 m. höher liegt als das Meer, mit dem er durch mehrere Mündungen zusammenhängt. Er ist mit Hunderten von Inseln versehen, so daß, wenn man diese abrechnet, die Wasserfläche nur 22 Q.-M. ausmacht. Die Inseln aber mit Hunderten von Bauernhöfen, und die Ufer, wo Klippen und Felsen mit waldigen Bergen und bebauten Fluren wechseln und Landhäuser und Schlösser zahlreich sich erheben, tragen viel zu den Reizen des Sees bei. Kanäle verbinden ihn mit den Bergwerken Dalarnes im Norden, wie mit dem Hjelmaren See im Süden. Weit umher sind die Gegenden bebaut, nordwärts bis über Gefle, südwärts bis über Ny- und Norrköping hinaus, und hier auf der Südseite kann man sogar Weizenfelder finden, wenn auch nicht so ergibig, wie an der Südseite des Wenern oder in Schonen. Die tiefe Lage des Mälaren und Wenern, das Vorkommen einer Krebsart in letzterem, die außerdem wohl

im weißen Meere, nicht aber in der Nordsee und im atlantischen Meere gefunden wird, sowie manche andere Umstände lassen darauf schließen, daß ehemals, vielleicht zu der Zeit, als vom Eismeer her das Wasser noch in den finnischen Golf eindrang (S. S. 620). ein Meeresarm durch diese Seen zum Kattegat geführt hat. Der südliche und somit in früheren Jahrtausenden vom übrigen abgetrennte, vielleicht durch die dänischen Inseln mit dem Festlande verbunden gewesene Theil von Schweden (Göta Rike) ist denn auch wesentlich anders geartet als das Uebrige: er bildet in seinem Innern eine plateauartige Hügellandschaft, welche rings herum an den Küsten von 2—3 Mln. breiten, wohlangebauten und fruchtbaren Ebenen umsäumt ist. Die höchste Erhebung in dem innern Hügelgelände ist der eisenreiche Taberg (336 m.) bei Jönköping an der Südseite des Wettern. — Außer den schon erwähnten Elfen (Klar und Göta, Dal, Ljusna) nennen wir noch die Angermanna — der einzige skandinavische Fluß, der bis an den Fuß des Gebirges, 15 Mln. weit, fahrbar ist — die Umeå-, Piteå-, Luleå- und Kalixelf, welch letztere bifurkatorisch mit dem schwedischen Grenzflusse gegen Rußland, der Torneå-Elf verbunden ist.

Sehr wichtig für Schweden ist der Bergbau, namentlich in Dalarne und überhaupt in dem Strich des Landes zwischen Gefle und den Alandsinseln und dem Skagerrak (Swealand), nicht in Bezug auf edle Metalle — denn Silber wird kaum ¼ so viel gewonnen als in Norwegen — auch Kupfer hat Norwegen mehr; aber Eisen hat Schweden reichlich, an 8 Mill. Ctr. des Jahres, das beste zum Stahl in den Erzgruben von Dannemora nördlich von Upsala. Der Taberg ist ein Erzberg, wie der unsrige bei Müssen im Lande Siegen. Kupfer kommt hauptsächlich aus dem alten Bergwerke von Falun.

Das Schwedenvolk ist ein stattlicher Menschenschlag, groß gewachsen und kräftig. Vor allen eigenthümlich sind die Dalkarlar (Thalkerle) in Dalarne, arbeitsame Leute, redlich und gastfrei, mit Viehzucht und etwas Ackerbau sowie in den Erzgruben und Hüttenwerken beschäftigt, auch als Uhrmacher und Verfertiger von Eisenwaaren; wie auf ihre herkömmliche Tracht, so halten sie viel auf alte Sitte und alt erworbene Rechte, und die Geschichte rühmt ihre Vaterlandsliebe und Kriegstüchtigkeit (Engelbrecht 1434, Gustav Wasa 1523, Stenbock 1710!). Sonst ist der Bauernstand in Schweden sehr gedrückt, keineswegs Haupteigner des Bodens wie in Norwegen. Der Adel ist zahlreich, genießt großer Vorrechte, besitzt große Ländereien, die obern Verwaltungsämter und weit über die Hälfte der Offizierstellen in der Armee; dafür hat der Bauernstand den größern Theil der Staatslasten zu tragen. Was die Städter betrifft, so steigt in neuester Zeit der Wohlstand, da sich das Fabrikwesen immer mehr hebt, so daß man den Werth der schwedischen Fabrikate schon auf 25 Mill. pr. Thaler schätzt. In Verbindung damit ist auch der Handel belebter; die Handelsflotte zählt 3200 Schiffe (310 Dampfer) mit 345000 Tonnen, Stockholm und Göteborg allein haben je ca. 150 große Schiffe. Es versteht sich, daß unter den Produkten des Landes Eisen und Holz Hauptartikel sind; Getreide kann nicht ausgeführt werden, da man selbst noch einen Theil des Bedarfs vom Auslande beziehen muß. — Die Confession ist in Schweden wie in Norwegen evangelisch-lutherisch unter Bischöfen, und die königliche Familie ist verpflichtet, zu dieser Confession zu gehören. Andre Kirchen werden geduldet. Für das Unterrichtswesen ist bestens gesorgt.

Verfassung, Eintheilung und Städte.

I. **Königreich Schweden** — 8078 Q.-M. mit 4,250000 E., 526 Menschen auf 1 Q.-M. Mit Norwegen unter einem Könige, doch mit verschiedener Verfassung. In Schweden theilte der König bis vor kurzem die gesetzgebende Gewalt mit den 4 Kammern des Reichstags: Adel — Klerus — Bürger — Bauern. Jede Kammer berathschlagte und beschloß für sich, wo dann meistens die Stimme des Bauernstands gegen die drei andern zurückstehen mußte. Der König hatte hernach ein absolutes Veto. Unter der Regierung des letzten Königs wurde diese mittelalterliche Ständevertretung durch ein modernes Zweikammersystem ersetzt, nicht ohne Widerstand der „oberen Zehntausend", die bisher Schweden zu einer aristokratischen Oligarchie mit „monarchischem goldenen Knopfe" gemacht hatten. Auch in Bezug auf das Kommunalwesen, religiöse Toleranz, rechtliche Stellung der Juden, Paßzwang rc. wurden unter Karls XV. Regierung heilsame Reformen durchgeführt. — Das Landheer beträgt im Frieden 35000, im Kriege mit der Reserve 125000 Mann; jeder Schwede ist kriegspflichtig. Die Seemacht besteht aus 245 Schiffen und Böten mit 660 Kanonen. Das Budget beträgt 18 Mill., die Staatsschuld (incl. 38 Mill. Thlr. Eisenbahnschulden) 47 Mill. pr. Thlr.

Die alte Eintheilung Schwedens in Norrland, Swearike oder Swerige und Götarike, sowie in Landschaften oder Provinzen ist jetzt zwar amtlich nicht mehr im Gebrauch, wird aber in Schriften und im Munde des Volkes vielfach noch beibehalten; in administrativer Beziehung zerfällt nun Schweden in die Oberstatthalterschaft Stockholm und in 24 Läne oder Landhauptmannschaften, die wir jedoch hier nicht zu nennen brauchen. — 1) Swerige (Swealand) vom Quellbezirk der Dal-Elf abwärts, 1503 Q.-M. mit 1,247000 E. — Hauptstadt und Haupthandelsplatz des Reiches ist Stockholm am Mälaren mit 144000 E.; durch die Haupteisenbahnlinie des Landes mit Göteborg, der zweiten Handelsstadt des Staates, verbunden; die schöne Lage Stockholms auf felsigen Inseln und Halbinseln („das nordische Venedig") ist bekannt, sein Seehafen, zu welchem durch die Scheeren der Küste 3 Fahrstraßen führen, geräumig und sicher, aber 4—5 Monate lang zugeeist, viele Straßen und Bauwerke (Residenzschloß!) gewähren einen stattlichen Anblick. In der Ritterkirche ruht Gustav Adolf unter marmornem Monumente. Auch sieht man auf einem öffentlichen Platze die erzene Statue dieses Königs, am marmornen Piedestal die Reliefs seiner Generale Torstenson, Wrangel, Banner und Königsmark. Andre Plätze sind geschmückt mit den Statuen von Gustav Wasa, Gustav III. und Karl XII.; die letzteren sind Werke Byströms. Die Hauptstadt besitzt mehrere gelehrte Gesellschaften und eine Akademie für Maler und Bildhauer. Auf einer der westlichen Inseln des Mälaren liegt das Lustschloß Drotningholm (Holm ist eine Insel im Binnenwasser). Gen Norden von Stockholm, an einer Bucht des Mälaren, die kleine zu odinischer Zeit heilige Sigtuna oder Siegsstadt. Nördlicher Upsala mit 11000 E., in fruchtbarer Ebene, berühmte Universität mit zwei Denkmälern Linnés, eins von Thorwaldsen und eins von Byström. Im Dom liegen Gustav Wasa, Linné und Berzelius begraben. Linnés Landsitz Hammerby ist unverändert erhalten. Unweit Upsala liegen die Morasteine, auf denen im Mittelalter die Könige gewählt wurden; und Gamla (d. h. Alt-) Up-

sala, die alte Hauptstadt des Landes, wo ein Odintempel stand. Einige Meilen weiter nördlich zu Dannemora ist das größte Eisenbergwerk Schwedens. Gold und Silber findet man westwärts von Upsala bei dem hübschen Ort Sala. Zu Falun aber, der Hauptbergstadt in Dalarne, sind die vorzüglichsten Kupfergruben; zu Falun ist auch eine Bergschule. Oestlich von Falun die Hafenstadt Gefle mit 13000 E., die dritte Handelsstadt des Landes. Die Landschaft südlich des Mälaren heißt Södermanland, darin die Hafenstadt Nyköping. — 2) Götaland, 1801 Q.-M. und 2,463000 E. Göteborg (Gothenburg) in reizender Felsgegend mit 59000 E., Seehafen an der Mündung der Göta-Elf ins Kattegat, treibt nicht nur den stärksten Handel nächst Stockholm, sondern hat auch bedeutende Baumwollenindustrie und ist in großem Aufschwung begriffen. Nördlich Gothenburgs zieht der gebirgige Küstenstrich Bohusland bis zur norwegischen Grenze; dort war vor alters die Heimat der Wikinger. Norrköping in Ostgothland mit 23000 E. ist bedeutende Handels- und Fabrikstadt mit Hafen. Kalmar, auch mit Seehandel, der Insel Oeland gegenüber. — Weiter ab in der Ostsee liegt die Insel Gothland, wo Hauptstadt Wisby, im Mittelalter ein vorzüglicher Handelsplatz und zur Hansa gehörig, damals mit 12000 wohlhabenden Bürgern, mehrentheils Deutschen. — Im Küstenstrich Blekingen: der Kriegshafen Karlskrona, auf mehreren Inseln, mit 18000 Einw. — In der Landschaft Schonen: Die Stadt Malmö am Sund mit 25000 E., die alte Stadt Lund mit einer Universität, Landskrona, Festung am Sund, Helsingborg gegenüber dem dänischen Helsingör; an der Südseite Ystad, wo Dampfer nach Stralsund, Stettin und Lübeck. — 3) Norrland erstreckt sich bis zu der jetzt Rußland gehörenden Stadt Torneå, und ist 4774 Q.-Mln. groß. Die 540000 Menschen, meist an der Küste, sind zum Theil finnischen Ursprungs: Quänen ca. 16000, welche schwedisch reden, und im nördlichen Theil 7—8000 Lappen mit mongolischem Gesichtsausdruck, größtentheils nomadisirend; Renthiere, Jagd, Fischerei, isländisch Moos und Waldbeeren dienen zu ihrer Nahrung und Erhaltung. Zur Hernösand ($62^1/_2$° Br., an der Küste) ist ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern für Lappen. Haparanda, an der Mündung der Torneå-Elf, ist zum Ersatz von Torneå angelegt und blüht auf.

II. Das **Königreich Norwegen** — 5751 Q.-M. mit 1,742000 Bew., 303 auf 1 Q.-M. — ist in 20 Aemter getheilt, deren beide nördlichste, Tromsö und Finnmarken, hauptsächlich von Lappen oder Finnernen (ca. 17000) und Quänen (ca. 8000) spärlich bewohnt sind. Kirchlich zerfällt es, wie Dänemark, in Stifter oder Bisthümer. Für Unterricht, sowohl elementaren als gelehrten, geschieht viel. Es gibt Bauern, welche die Universität besuchen, ohne etwas anderes als Bauer werden zu wollen, und wo im Gebirg keine Schule anzulegen war oder wo die Wanderlehrer zu selten oder gar nicht hinkommen, da lehren die Eltern ihre Kinder wenigstens lesen und schreiben. — In Bezug auf die Verfassung beharrt das Land eifersüchtig bei den alten Normen seiner einfachen bäuerlichen Freiheitsverhältnisse, welche fast in allem, nur nicht im Namen, das Land zu einer Republik stempeln. Die gesetzgebende Gewalt übt das Storthing, das aus etwa 110 auf 3 Jahr gewählten Männern besteht und sich selber in 2 Kammern theilt. Das Lagthing wird aus einem Viertel der Mitglieder gebildet und stellt die erste Kammer vor; das Odelsthing, aus den übrigen $^3/_4$ bestehend, ist die zweite Kammer oder vielmehr der Großrath, von dem die Gesetzes-

vorschläge und Beschlüsse ausgehen. Stimmt das Lagthing bei, so hat der König das Bestätigungsrecht, jedoch so, daß er nur zweimal die Bestätigung verweigern darf; dem dritten Storthing muß er sie zugestehen. Zu Staatsämtern können nur norwegische Bürger gelangen. — Norwegen hat ein Heer von 12000 (Kriegsfuß 50000) Mann, eine Flotte von 121 Fahrzeugen mit 560 Geschützen, ein Budget von 11 Mill. und eine Schuld von 13 Mill. pr. Thalern. — Städte: Christiania im Stift Aggerhuus, mit 67000 Einw. und einer Universität, Hauptstadt und Sitz des Storthings, am tiefsten Winkel eines langen Fjords, der mit Gebirg, Landhäusern und Dörfern umkränzt ist. Horten, Kriegshafen, Frederiksstad und Frederikshald (Karl XII.), weiter südlich am gleichen Fjord. Drammen, Handelsstadt. Stavanger mit 17000 E. südlich von Bergen; Häringsfang. Bergen mit 30000 E., Seestadt und Hauptstadt des Stockfisch- und Häringshandels, nördlich vom Hardanger Fjord; das Stadtquartier Deutschbrück erinnert daran, daß Bergen ehemals in der Hansa war. Drontheim (Throndhjem), Krönungsstadt mit Hafen und 20000 E., schon oft genannt zu Zeiten Hakon Jarls, Harald des Guten und Olaf Trywesons. Kongsberg südwestlich von Christiania, bedeutendste Bergstadt, wo Silber ausgebeutet wird, und Röraas, großes Kupferbergwerk im rauhen Quellbezirk des Glommen. — Von den Vigteninseln (65 ° N. Br.) machte Rollo 911 mit seinen Normannen die berühmte Fahrt nach Frankreich und gründete das Herzogthum Normandie. Tromsö, Hauptort der Lofoten und mit einem blühenden Gymnasium, obgleich unter gleicher Breite mit der Eismeerküste Nordamerikas und Ostsibiriens. In Altengaard am Alten-Fjord (70 ° Br.) ein magnetisches Observatorium. Hammerfest mit 1100 E. auf der Insel Kvalö ist die nördlichste Stadt der Erde (70⅔ ° Br.), Handelsplatz für die Lappen, aber auch von russischen Schiffern besucht, die von hier aus deutsche und englische Erzeugnisse nach den russischen Hafenstädten des Eismeeres holen; wie Tromsö Ausgangspunkt für Expeditionen nach dem Eismeere. Vardöhuus, kleine Festung am Eingang in den Varanger Fjord, zum Schutze gegen die Uebergriffe russischer Fischer errichtet. Vadsö an der westlichen Seitenbucht des Varanger Fjord, das letzte Glied in der Kette skandinavischer Küstenorte von Haparanda bis zum Varanger Fjord, die alle durch regelmäßige Küstendampfschiffahrt miteinander in Verbindung stehen.

Außereuropäische Besitzung: das Inselchen St. Barthélemy, eine von den kleinen Antillen, 0,38 Q.-M. oder 21 Quadrat-Kilometer mit 2900 Bew. — Die als nördlichstes Land der östlichen Halbkugel, zwischen 76½ und 80⅔ ° N. Br. gelegene Inselgruppe Spitzbergen (1400 Q.-M.) ist jüngst mit Einwilligung der übrigen europäischen Mächte von Schweden im Namen der vereinigten Königreiche in Besitz genommen worden; keine der Inseln hat eingeborne oder ansässige Bevölkerung, während der Sommermonate werden sie von Walfischfängern besucht, wenn auch nicht mehr so häufig wie im 17. und 18. Jahrhundert, wo sie ein Sammelplatz aller Walfischfänger waren und an den Küsten oft blutig um das alleinige Vorrecht des Fanges gekämpft wurde.

§. 14. Das Königreich Polen.

Es gibt zwar kein polnisches Königreich mehr; was man so nennt und was vor etwa 4 Jahrzehnten auch noch amtlich diesen Namen führte, ist jetzt eine in (10) Gouvernements zerschlagene russische Provinz. Da aber die Selbständigkeit Polens erst vor kurzem völlig aufgehört hat, so mag der Geschichte, sowie dem jetzigen Bestande des sogen. Königreichs ein besonderer Paragraph gewidmet sein.

Geschichtlicher Ueberblick.

Die polnische Geschichte zerfällt in 3 Abschnitte: 1) Wachsthum und äußere Größe unter den Häusern Piasts und Jagellos bis 1572. 2) Innere Zerrüttungen bis zum Untergange 1795. 3) Versuche neuer Erhebung.

Die Polen gehören zum slavischen Stamm der indogermanischen Völkerfamilie und zwar bilden sie im Vereine mit den Slovaken, Mähren und Tschechen, sowie den sorbischen oder polabischen Slaven die Abtheilung der Westslaven (S. S. 809). Sie sind der Hauptzweig des ljächischen oder polnischen Astes und durch eine Linie etwa von Grodno (am Niemen) nach Przemysl (am San) von dem Hauptvolk der Ostslaven, den Russen, geschieden; ihre Südgrenze bildet der Karpathenzug und erreicht die Oder zwischen Oderberg und Ratibor; die jetzige Westgrenze der polnischen Sprache ist S. 132 angegeben, und ihre Nordgrenze kann durch eine Linie von Grodno an die Pregelmündung bezeichnet werden, jenseit welcher Littauer wohnten oder noch wohnen. — Die slavischen oder wendischen Völker östlich der Elbe mußten sich dem deutschen Reiche unterwerfen und wurden allmählich mehr oder minder germanisirt; die Polen aber, obgleich ihre Fürsten geraume Zeit bei unsern Kaisern zu Lehen gingen, erhielten sich als selbständige Nation. Das christliche Priesterthum, das schon im 10. Jahrhundert von Deutschland und Rom aus bei ihnen Eingang gefunden (Otto III. im Jahre 1000!), hatte sie vor dem Geschick ihrer nördlichen Nachbarn, der Preußen, bewahrt, die einige Jahrhunderte später dem deutschen Ritterorden und den Kreuzfahrern ihre Unabhängigkeit und allmählich auch ihre eigenthümliche Sprache aufopfern mußten. Die weiter rückwärts wohnenden Littauer (oder obern Littauer, wenn man die alten Porussen oder Preußen, ihre Brüder in Sprache und Religion, Nieder-Littauer nennen will) an Niemen und Wilia blieben ebenfalls von den Eroberungen der Deutschen, die an der Küste sich festsetzten, verschont. Dafür entbehrten aber beide, sowohl Littauer als Polen — und jene noch mehr als diese — der Bildungsmittel, welche die Deutschen brachten. In Littauen entstanden gar keine, in Polen nur wenig Städte durch die Ansiedlung deutscher Handwerker und Kaufleute;*) kein Lehenssystem, was für den Anfang wohlthätig gewesen wäre, brachte Manchfaltigkeit in das Leben der Volksklassen; der Geist blieb unentwickelt, der Umgang

---

*) In diesen wenigen galt allerdings deutsches (Magdeburger) Recht, selbst bis nach Krakau und Lemberg.

roh, Gewerb und Handel fast nur in den Händen der Juden, die gar bald unentbehrlich wurden. Uebrigens war der Sinn der polnischen Nation kriegerisch und freiheitliebend. Das Volk bestand aus den Freien oder Grundbesitzern, welche die weiten Wälder, Sümpfe, Heiden und Ackerflächen zu ihrem Eigenthum gemacht; und aus den Hörigen, die wahrscheinlich größtentheils Nachkommen bei der Einwanderung unterjochter Urbewohner oder eingebrachte Kriegsgefangene waren. Unter den Freien errangen sich die Reichsten, die Beamten (hohe Beamten oder Statthalter hießen Woiwoden d. i. Feldherrn) und Fremde, die man etwa begünstigte, ein höheres Ansehen; doch sank dadurch der Stand der Freien überhaupt nicht so hinab, wie bei den Germanen durch die Entstehung des Lehensadels geschah.

Littauen*) und Polen waren anfangs von mäßigem Umfange, wie alle angehenden Staaten. Als aber ihre östlichen Nachbarn, die Russen, im 13. Jahrhundert in mongolische Dienstbarkeit und in Schwäche geriethen, griff der littauische Großfürst um sich, der polnische König desgleichen, ja beide nunmehr mächtiger gewordne Staaten wurden zu einem Reiche verbunden. Mit König Kasimir dem Großen**), der 1370 starb, erlosch nämlich der Mannsstamm des alten polnischen Regentenhauses der Piasten; seiner Schwester Tochter Hedwig ward mit dem heidnischen Großfürsten Jagiel (Jagello) von Littauen vermählt, und dieser (1386) mit der polnischen Krone beehrt. Ganz Littauen ward nun christlich, und Polen trat in die Reihe der Großmächte des östlichen Europas ein. Umsomehr dehnte sich die Herrschaft aus. Am Schluß des 14. Jahrhunderts besaß man alles Land bis zur Wasserscheide, die das große Stromgebiet des Dnjepr von Don und Wolga trennt; und 1466, nachdem der deutsche Orden besiegt war, kam durch den Frieden zu Thorn noch ein Stück Preußens an der Unter-Weichsel, und im folgenden Jahrhundert sogar Livland hinzu. Die westliche Hälfte des vereinten Reichs hieß fortwährend Polen, die östliche Littauen.

Vielleicht hätte sich durch die Verbindung mit dem Ordenslande allmählich mehr Civilisation die Weichsel aufwärts gezogen, und der Verkehr mit den Völkern der Ostsee, wie auch der Ideenkampf der Reformation, vortheilhaft auf die Polen gewirkt; allein mit dem Aussterben des jagellonischen Stammes 1572 begann ein Zustand der Ver-

---

*) Die littauische Sprache ist im Norden gegenwärtig durch eine Linie begrenzt, die man von Pskow (Südspitze des Péipussees) an den Rigaer Golf zieht, indem die Landbevölkerung von Kurland und vom südlichen Livland größtentheils den Dialekt des Littauischen redet, der lettisch genannt wird, aber vielfach mit fremden (deutschen, russischen, finnischen) Wörtern durchsetzt ist, während das südlich von Kurland und bis über den Niemen hinüber gesprochene eigentliche Littauisch sich durch Alterthümlichkeit und großen Reichthum an volltönenden Formen — es hat, trotz der hohen poetischen Begabung des Volkes, nie zu einer eigentlichen Literatursprache sich entwickelt — auszeichnet und unter allen indogermanischen Sprachen dem Sanskrit am nächsten stehen soll, aber durch das Andringen des Deutschen und des Russischen auf immer engere Grenzen eingeengt und deshalb früher oder später das Schicksal des Preußischen theilen, d. h. völlig erlöschen wird (S. S. 634 und 809). Die jetzige Ostgrenze des Littauischen ist eine Linie von Pskow nach Grodno.

**) Er hatte auch den von Krakau und Lublin südlich gelegenen Staat Halicz (Galizien), wo ein slavischer, vom polnischen etwas verschiedener Dialekt geredet wurde, nach dem Tode des dortigen Fürsten mit Polen vereint. Er suchte die Hörigen gegen die Freien zu schützen, und erhielt deshalb den ehrenden Beinamen: Der Bauernkönig.

wirrung, der den innern und äußern Fall nach sich zog. Die Nation hatte sich einen König zu wählen, und weil die Wahl schlecht ausfiel (sie traf einen elenden Prinzen, den nachmaligen französischen König Heinrich III.), so mußte nach zwei Jahren wieder gewählt werden, wodurch Polen zum Wahlreich wurde und sogar das Gesetz entstand, nie bei Lebzeiten eines Königs schon den Nachfolger zu bestimmen. Dergleichen bringt nur Zwiespalt unter ein Volk, oder vermehrt ihn; und wie in Schweden die Königswahl es war, welche die unerträgliche Aristokratie des Reichsrathes schuf, der zum Glück dort am Bürger- und Bauernstand noch ein Gegengewicht hatte; wie im römisch-deutschen Reich die Königswahl unser großes Vaterland erschütterte und mit dazu half, es in einzelne Herrschaften aufzulösen: so führte sie in Polen, wo die Verfassung noch weniger dazu taugte als bei uns, schließlich sogar den völligen Untergang des Staates herbei. Hier gab es nur Freie und Hörige; der hohe Klerus theilte die Vorrechte des Adels, der niedere die Unwissenheit und den Aberglauben der Leibeigenen. Die letztern, nebst den Juden und allen Gewerbtreibenden, deren Familien nicht frei waren, galten nicht für Staatsbürger, und erhielten weder geistliche Pfründen, noch weltliche Aemter, noch durften sie zu Roß dienen und jederzeit den Säbel tragen wie der Freie. Da nun im Stande der Freien keine Lehensabhängigkeit*) der niedern und armen von den hohen und reichen stattfand, so machten die niedern den gleichen Anspruch auf das Wahlrecht, also auf Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen, wie die hohen, und bedungen sich übertriebene Rechte von den Königen aus. Der Unfreie, der in früheren Zeiten noch geschützter war, sank dadurch tiefer bis in völlige Leibeigenschaft, so daß man ihn nach Belieben mishandeln und selbst todtschlagen durfte, ohne mehr als eine Geldbuße fürchten zu müssen. Der Freie dagegen, und war er noch so dürftig, daß er in andern Ländern kaum für einen freien Bauern gegolten hätte, ging mit Uebermuth, wenn auch barfuß, einher, pochend auf seinen Säbel und Schnurrbart und auf sein adliges Recht, den Reichstag besuchen zu können. Dieser bestand freilich aus einem Senat der Großen, und aus einer Kammer gewählter Landboten; allein öfters erschienen auch Edelleute, ohne von ihres Gleichen deputirt zu sein. Die unordentlichsten Berathungen waren die Folge davon. Bestechung und Aufregung der Leidenschaften durch allerlei Mittel blieben nicht aus; die wildesten Faktionen bildeten sich. Die Freiheit stieg zu solcher Unbändigkeit, daß zuletzt die Stimme eines einzigen Landboten hinreichte, um einen Reichstagsbeschluß zu hindern (liberum veto). Dieser Zustand begann im 16. und dauerte bis ins 18. Jahrhundert. Auf dem Thron saß zuerst ein Franzose, dann ein Siebenbürge, dann ein Schwede, dann Einheimische (besonders der berühmte Joh. Sobiesky, der die Stadt Wien 1683 vor den Türken rettete) und im Beginn des 18. Jahrhunderts das Kurhaus Sachsen. Trotz einer Regierung, wie die des Sobiesky, und trotz des ritterlichen Sinnes, den der kriegerische Adel von Zeit zu Zeit wieder bewährte, ging der alte Ruhm dennoch verloren. Ruß-

*) Belehnungen findet man unter manchen Völkern, ohne daß gerade ein Feudalsystem wie unter den abendländischen Völkern des Mittelalters daraus erwächst. Auch in Polen gab es Vasallen der Krone (Starosten), doch mußten ihre Lehen nach dem Aussterben des besitzenden Hauses einer andern Adelsfamilie ertheilt werden. Sie einziehen und die Krone dadurch mächtig machen, war nicht gesetzlich.

land, das am Schluß des 15. Jahrhunderts endlich das mongolische Joch abgeworfen hatte, stieg dagegen zu äußerer Macht, da seine noch unbedeutenden Kräfte von einem Herrscher zusammengehalten wurden, während die tüchtigeren Kräfte der Polen durch die Zügellosigkeit der Adelsdemokratie (denn das war die polnische Verfassung)*) sich zersplitterten und aufrieben. Hiezu kam, um die innere Zerrüttung zu vollenden, der ausschweifende Luxus und die Sittenlosigkeit, womit der sächsische, am Hofe des Louis XIV. verdorbene und der Erwerbung der polnischen Krone wegen zum römischen Katholicismus übergetretene Kurfürst August II. (gewählt 1697, gest. 1733) die polnische Regierung und den Adel ansteckte. Ohne durch wahre Bildung gemildert zu werden, ward Ueppigkeit und Prachtliebe auf Barbarei gepfropft; Verschwendung und Liederlichkeit, elende Justiz und schamlose Bestechlichkeit richteten vollends den Staat zu Grunde. August II. (auch der Starke genannt) behauptete noch den Schein einer wirklichen Regierung; allein August III. (1733—1763) ließ, selber schwach und am liebsten daheim in Dresden, alles in Schwäche und Erbärmlichkeit übergehen.

Dies benutzte das russische Cabinet, das nicht lange zuvor durch Peter den Großen in die Reihe der europäischen Reiche (denn früher galt es für asiatisch) eingeführt worden war. Um sich westwärts zu vergrößern, mischte es sich in die innern Zwiste der Polen, und so geschickt, daß bald ein Theil der vornehmen Familien gewonnen und eine russische Partei gebildet war, womit sich die französische und sächsische nicht messen konnte. Leicht gelang es der neuen Zarin Katharina, indem ihre Truppen den Nachdruck gaben, nach Augusts Tode 1764 den Stanislaus Poniatowsky auf den Thron zu heben, einen gutmüthigen Herrn, aber viel zu unkräftig, um dem russischen Gesandten zu widerstehen, der eigentlich das Heft der Regierung führte und es mehr zur Vergrößerung als zur Dämpfung des innern Zwiespalts gebrauchte. Bald gab es entwürdigende Scenen auf dem Reichstage zu Warschau; religiöse Streitigkeiten zwischen den römischen Katholiken und den „Dissidenten" (Protestanten, griech. Katholiken ꝛc.) vermehrten die Verwirrung und Schwäche und führten zu den bewaffneten „Conföderationen" von Radom und Bar und schließlich zum verheerenden und gräuelvollen Bürgerkrieg, zur völligen Anarchie. Die unvernünftige Intoleranz der römischen Priester und Altgläubigen wußte Rußland unter der Maske religiöser Duldsamkeit heuchlerisch auszubeuten, um die obrigkeitlichen Gewalten immer mehr in den Staub zu ziehen und alles Ungesunde und Verworrene der polnischen Verfassung in Schutz zu nehmen. Der russische Gesandte Repnin hatte die Verwegenheit, 2 Bischöfe und 2 Starosten ergreifen, aus dem Lande und nach Sibirien führen zu lassen. Und als der Unwille mehrerer Patrioten dadurch gereizt war, lud die Kaiserin den preußischen und österreichischen Hof zu einem Angriff auf Polen ein, der 1772 rasch ausgeführt wurde und dem Staate ⅟₇ seines Gebietes (nämlich ca. 4000 Q.-M.) kostete, ohne daß die Nation nur widerstand. Eroberung war es nicht, nur Wegnahme, was den Oesterreichern Galizien und Lodomirien, den Preußen das ehemals dem deutschen Orden entrissene Küstenland der Weichsel, worauf es Anspruch machen konnte, und den

*) Es hieß: Rex est rector senatus nobiliumque sed imperantium, d. h. Unser König ist nur Präses des herrschenden Senats und Adels.

Russen die Provinzen Mohilew, Polozk u. s. w. (ca. 2000 Q.-M.) verschaffte. Weislich trat die Kaiserin für den Anfang verhältnismäßig bescheiden auf, um desto argloser die weitere Unterjochung des Reichs vorbereiten, und schließlich zur völligen Zerreißung Polens schreiten zu können.

Diese Gewaltthat gehört zu den betrübendsten und folgereichsten in der Geschichte unsrer Zeit. Herbeigeführt ward sie, als ein Verein polnischer Edelleute das Vaterland innerlich zu heben suchte und deshalb eine Staatsverfassung entwarf, die dem Geiste der Zeit und dem Bedürfnisse der polnischen Nation angemessen schien und darauf beruhte, daß Polen ein Erbreich und der Bürgerstand Mitglied des Reichstags sein sollte. Sie ward am 3. Mai 1791 verkündet. Eine solche Reform aber und die Entfaltung der Nationalkraft, die wahrscheinlich daraus erfolgen mußte, wollte die Kaiserin nicht dulden. Daß es misvergnügte, dem Sinn der Konstitution noch fremde Polen gab, nahm sie zum Vorwand, sich dagegen auszusprechen. Ihre Truppen setzten sich in Marsch. Die Verfassung ward gestürzt, eine andre dekretirt und, damit das unglückliche Reich auf immer geschwächt sei, nahm sie 4500 Q.-M. für sich und gab zur Beruhigung 1000 an Preußen. Im September 1793 war die leichte Eroberung vollendet. Dem König Stanislaus blieb nur ein kleiner Theil (ca. 4000 Q.-M. mit 3½ Mill. Einw.) des ehemals mächtigen Staates, und dieser Theil nur unter russischer Autorität; gedemüthigt durch so viel Schmach, wollte Poniatowsky die Krone niederlegen, allein Katharina gab es nicht zu. — So unerhörtes Schicksal entflammte die Gemüther. Schon im nächsten Frühling fanden sich ausgewanderte Bundesbrüder, vor allen Kosciusko und Madalinsky, in Krakau ein, und schon am 4. April 1794 ward den Russen ein siegreiches Gefecht bei Raclawice geliefert, worauf der Aufstand nach Warschau, Wilna und durch fast alle Woiwodschaften sich verbreitete. Allein zur Rüstung des Volks, zur Festigung einer neuen Ordnung der Dinge ward ihnen nicht Zeit gelassen. Es erschienen österreichische und preußische Truppen, und bald auch 2 russische Heere unter Fersen und Suwarow. Im unglücklichen Gefechte bei Maczie-jowice ward Kosciusko, der mit den Worten „Finis Poloniae!“ vom Pferde sank, verwundet und gefangen, und am 4. November Praga erstürmt, wo das Kriegsvolk des rauhen Suwarow, wie einst die Schaaren Tillys in Magdeburg, ein furchtbares Blutbad anrichtete und die geplünderte Stadt in Asche legte. 20000 Vertheidiger und Einwohner lagen geschlachtet. Strafgerichte gegen die sogenannten Empörer folgten der Unterwerfung. Der alte König mußte abdanken. Die Reste des Reiches wurden vertheilt, wobei die Stadt Warschau an Preußen fiel: Polen hörte 1795 auf, ein eigner europäischer Staat zu sein. Elf Jahre später kam zwar Napoleon an die Weichsel und bildete ein eignes Herzogthum Warschau, was für die Zukunft die Erneuerung des alten Königreichs zu verkünden schien; allein mit seiner Flucht 1812 zertrümmerte diese Hoffnung. Der Wiener Congreß gab die posensche Landschaft wieder an Preußen, erklärte Krakau mit einem Gebiet von 23½ Q.-M. zum Freistaat und überließ das verkleinerte Herzogthum Warschau mit 2200 Q.-M. dem Kaiser Alexander von Rußland, der es als Königreich Polen durch eine Art Personalunion mit Rußland verband.

Es gereicht diesem wohlwollenden Fürsten zur Ehre, daß er wünschte, die Polen mit ihrem Misgeschicke zu versöhnen, indem er ihnen eine Verfassung gab, die sie vor der

aller Provinzen seines weitläufigen Reiches auszeichnete. Allein der unruhige Geist in der Mehrheit des polnischen Adels war nicht geneigt sich mit der Fremdherrschaft zu versöhnen, und umsoweniger, je rauher der russische Statthalter, Großfürst Constantin, sich benahm. Angeregt durch die Juli-Ereignisse zu Paris, und in der Hoffnung von Frankreich unterstützt zu werden, wagten sie im November 1830 gegen den Kaiser Nikolaus plötzlichen Aufstand, und versuchten ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen. Ein mörderischer Krieg war die Folge, der trotz heldenmüthiger Tapferkeit mit völliger Niederlage schloß, da Rußlands Macht zu groß war, und unter dem polnischen Adel die alte verderbliche Uneinigkeit von neuem zum Vorschein kam und engherzige Besorgnis für Privilegien die Entwicklung der Volkskraft scheute. Warschau fiel am 8. September 1831, und Polen, alles dessen beraubt, was Alexander ihm großmüthig gewährt hatte, verlor seine Verfassung von 1815 und ward durch das „organische Statut" „auf ewige Zeiten und unzertrennlich" als nun völlig despotisch regierte Provinz dem russischen Reiche einverleibt. Dem Freistaat Krakau, einzigem Ueberbleibsel polnischer Selbständigkeit, ließ man noch sein eignes Leben, doch nur bis 1846, wo man ihn zum österreichischen Reiche schlug. — Gleichen Miserfolg wie die Revolution von 1830 hatte die von 1863, infolge deren nun die Verwaltung des Landes aufs engste mit der Rußlands verknüpft und ausschließlich in die Hände geborner Russen (besonders russischer Generäle) gelegt wurde. Seitdem ist Rußland allen Ernstes bemüht, der polnischen Nationalität ein Ende zu machen und das Land (durch ausschließlichen Gebrauch des Russischen als Sprache des Unterrichts und der Behörden, durch Bedrückung des römischen und Bevorzugung des griechischen Kirchenthums, durch Verpflanzung der polnischen Bevölkerungselemente in das Innere von Rußland und ihre Ersetzung durch russische Einwanderung 2c.) zu russificiren.

Ehemaliger und jetziger Bestand Polens.

Vor der ersten Theilung 1772 umfaßte das republikanische Königreich ca. 14000 Q.-M. mit 12—14 Mill. Einw. und bestand aus den Ländern; 1) Großpolen, worin Warschau und Posen (die Landschaft um Warschau hieß Masovien, die unterhalb Plozk Kujavien); 2) Kleinpolen, worin Krakau und Ljublin; 3) Galizien, worin Lemberg; 4) Littauen, worin Wilna, Grodno, Minsk; 5) Samogitien oder Schamaiten, zwischen Kurland und Preußen bis an die Ostsee, worin Rossieny; 6) Podlesien am obern Pripet, worin Pinsk; 7) Wolhynien, worin Schitomir; 8) Podolien am obern Bug (der in den Liman des Dnjepr mündet), worin Kamenez-Podolsk; 9) russische Landschaften, östlich der Beresina, am untern Pripet, und am Dnjepr (wo in der Nähe Kiews die weite fruchtbare Fläche der Ukraine), die zum Großfürstenthum Littauen gehörten; 10) Polnisch-Preußen (größtentheils das jetzige Westpreußen), zum Königreich Polen gerechnet. — Die Bewohner Altpolens bestanden aus 6—7 Mill. eigentlichen Polen, 2 Mill. Russen, 2 Mill. Littauern, 1/2 Mill. (nach gewöhnlicher Annahme, richtiger wohl 1 1/2—2 Mill.) Juden, 1 1/2 Mill. Deutschen.

Das jetzige sogen. Königreich Polen enthält nur Großpolen mit Ausnahme von Posen und Bjelostock, Kleinpolen mit Ausnahme Krakaus 2c. und ein schmales Streifchen von Littauen links des Niemen (Gouv. Ssuwalki); zusammen 2216 Q.-Mln.

mit 5,705000 E. (1867), 2574 Seelen auf 1 Q.-M. Es ist in 10 Gouvernements abgetheilt, unter denen das von Ljublin das größte (295 Q.-M.), aber das von Warschau das volkreichste (925000 E.) ist. Der mittlere Bug und mittlere Niemen sind die Grenze gegen Russisch-Polen, im Nord und West liegen preußische Länder, im Süden das jetzt österreichische Galizien oder Halicz. Da dieses Karpathen-Vorland nicht dazu gehört, so entbehrt man aller Gebirgsprodukte. Das Land ist eine ungeheure Ebene (siehe S. 133—136), worin viel Ackerfeld, aber auch viel Morast, Wald und Heide, mit Wölfen und Bären. An Wildbret und Waldbienen, Pferden und Rindvieh ist kein Mangel. Auch findet sich etwas Metall, besonders Eisen und Kupfer. Gewerbthätigkeit ist im Steigen. — Der Confession nach ist die Bevölkerung in überwiegender Zahl römisch (über 4 Mill.); über 3/10 Mill. sind protestantisch, 4/10 Mill. griechisch, 7/10 Mill. sind Juden u. s. w. Hinsichtlich der Nationalität bilden natürlich die Polen die Mehrzahl; aber außer ihnen wohnen noch Littauer, Deutsche und Juden, Weiß-, Groß- und Rothrussen ꝛc. in ziemlicher Zahl im Lande. Der Adel ist äußerst zahlreich, indem fast jeder freie Grundbesitzer adelig ist und den Adel auf alle seine Nachkommen vererbt. Die polnischen Könige erhoben nach glücklichen Feldzügen oft ganze Truppenkorps in den Adelsstand. Die Vorrechte des Adels sind indes seit dem Aufhören des polnischen Reiches bedeutend geschmälert. — Ortschaften: Da die bedeutenden Städte Krakau, Lemberg, Wilna, Minsk, Grodno u. a. davon abgerissen sind, so besitzt das Land nur die eine große Stadt Warschau, deren Bevölkerung (1869) 254000 betrug; seit dem Kriege von 1831 ist sie stark befestigt worden. Statue Joseph Poniatowskys von Thorwaldsen. Lodz 11 Meilen südwestlich von Warschau hat 34000 E., Plozk a. d. Weichsel 22000, Ljublin im S.-O. 21000, Ssuwalki im N. 17000, Kalisch a. d. Prosna und Czenstochau (Tschenstochow) nahe der schlesischen Grenze haben beide 14000. Ferner zu merken: Modlin oder Neu-Georgiewsk, jetzt eine starke Festung am Zusammenfluß des Bug mit der Weichsel. Eine dritte Festung ist Zamosk. — Die Schlachtfelder: bei Klissow nordöstlich von Krakau, wo der Schwede Karl XII. die Truppen des sächsischen August überwand, Raclawice nicht weit davon, wo Kosciusko siegte, und Maciejowice an der Weichsel, wo er verwundet und gefangen ward.

§. 15. Das europäische Rußland.

Größe (mit Polen und Finnland): 97210 Q.-M.*) Bevölkerung: 71,174000. Volksdichtigkeit: 732 auf 1 Q.-M.

Geschichtliche Skizze.

Das russische Reich entstand unter den Ostslaven. Im 9. Jahrhundert hatten verschiedene gleichsprachige Volksschaften derselben den fruchtbarsten Theil von Osteuropa inne, ein Gebiet, das ungefähr von Alt-Nowgorod, Smolensk, Kursk und Kostroma begrenzt wird. Aber eines fehlte ihnen, was ihnen zum Wohlsein unentbehrlich

---

*) Mit Einschluß von Nowaja Semlja (1536 Q.-M.) und der Binnengewässer (ca. 1000 Q.-M.)

schien: ein Herr, der ihnen imponirte. Es war auch nicht ein einheimischer Häuptling, der mehrere Horden zu einer größern Masse vereinte. An den Ufern des finnischen Busens hatten sich, als Schrecken aller südwärts liegenden Länder, Abenteurer und Räuber aus germanischem (normannischem oder schwedischem) Stamm niedergelassen, die sich Waräger nannten, von den Finnen aber Rus genannt wurden; sie, tapfrer und höher gesinnt als der slavische Wilde, vollbrachten das Werk der Einigung. Während Oskold und Dir Herrschaft unter den Slaven am Dnjepr (zu Kiew) errangen, soll zu Rurik, einem andern Warägerhäuptling, eine Deputation der Volksschaften an der obern Wolga gekommen sein und ein alter Knäs (Fürst) ihm die Herrschaft angetragen haben, die ihm ohnedies hätte zufallen müssen: „Unser Land ist groß und gesegnet, aber keine Ordnung herrscht darin und einer steht wider den andern; komm denn und regiere uns!" Rurik — „verschlagen wie ein Iltis, stark wie ein Eisbär" — und seine Bande thaten den Leuten gern ihren Willen. So entstand das Staatsthum zu Nowgorod am Ilmensee (862), das nach den Herren genannt wurde. Diese bildeten anfangs eine besondere Kaste; nur Waräger durften zu Bojaren, d. h. Offizieren und Würdenträgern ernannt werden. Doch waren sie zu wenig, um diese Ordnung zu behaupten, und deshalb trat später eine Verschmelzung ein. Bald hatte Ruriks Sohn Igor auch Kiew in Besitz, und wie man von Byzanz Ehre und Beute holte, so kam von dort her auch das Christenthum: Igors Enkel Wladimir, „der Apostelgleiche," trat 1015 zum griechischen Christenthum über und erhielt eine byzantinische Prinzessin zur Frau; der gemeine Mann war jedoch noch lange den alten Göttern ergeben. Das Haus Rurik ward groß im Osten und Kiew war der glänzende Sitz dieser Macht. Sie zerfiel jedoch, als Wladimir die Herrschaft unter seine Söhne vertheilte, und der warägische Geist in fremder Sprache und Sitte sich gänzlich verlor. Als im 13. Jahrhundert die mongolischen Schaaren Temudschins in Europa einbrachen, ward 1225 das südrussische Kriegsheer am Kalkafluß, nahe dem asowschen Meer, überwältigt, bald darauf auch Nordrußland erobert, und die mongolische Herrschaft (durch Batu, den Feldherrn Oktai's) bis an die Ostsee ausgedehnt; nur Nowgorod, unter dem Schutze finsterer, dichter Wälder und großer Sümpfe, blieb gerettet. Das russische Reich zerfiel in eine Menge kleiner Theilfürstenthümer. Zwar blieb ein Großfürst (damals Alexander Newsky) im verkleinerten Reiche; doch war er dem Fürsten oder Chan einer der 5 „Horden" (d. h. Lager), in welche sich nach Oktai's Tod die nach ihrem gefürchtetsten Stamme auch Tataren genannten Mongolen theilten, zinsbar und so unterthänig, daß er konnte ein- und abgesetzt werden. Kam ein Gesandter des Chans der „goldenen Horde" in Kaptschak (dem Lande östlich der Wolga), so mußte der Großfürst zu Fuß entgegen gehen, ihm einen Becher Pferdemilch reichen und Tropfen, die etwa beim Trinken herabfielen, von der Mähne des Rosses ablecken, ja sammt seinem Gefolge knieend das Schreiben des Chans anhören.

Während Rußland so machtlos war, hoben sich Polen und Littauer, und die nordischen Orte Pleskow (Pskow) und Nowgorod, wo durch hansische Handelsleute und deutsche Niederlassungen sowohl Gewerbfleiß als einiger Bürgersinn geweckt war, bildeten Staaten für sich, von wo in der Folgezeit sich Kultur hätte verbreiten können; allein die mongolische Macht erschlaffte. Des Tataren Timur (oder Tamerlan) Eroberungen verdunkelten die der Familie des früheren Dschingischans, und das Chanat

Kaptschak zerfiel in Trümmer. Sofort erhob sich nach 2½ Jahrhunderten das russische Großfürstenthum. Iwan I. Wasiljewitsch, Großfürst zu Moskau, machte durch die Schlacht bei Ugra (1480), wo ein russisches und ein mongolisches Heer miteinander kämpften und beide vor einander flohen, sich von mongolischer Herrschaft frei, eroberte die Länder bis zum weißen Meer, erklärte das Reich für untheilbar, schickte sogar 1491 zum deutschen Reichstage nach Frankfurt Gesandte (deren Wortführer italienisch sprach) und zeigte sich als ein Fürst, der den Stamm Ruriks wieder mit Glanz umgab. Er kann für den zweiten Gründer des russischen Reiches gelten.

Leider gab es in seinem Volke kein Element der Freiheit, keines der Kultur. In Priestern und Mönchen zeigte sich weder Neigung zu Studien noch Forschungssinn; kaum daß die Mehrheit von ihnen lesen konnte. Schmutz, Roheit und knechtischer Sinn hielten jede geistige Anlage in Banden. Kein freigesinnter Adel, wie in Polen, zügelte den Despotism; und die einzigen Grundlagen der Bildung, nämlich die städtischen Einrichtungen zu Nowgorod und Pleskow, vernichtete man, sobald beide Republiken bezwungen waren, gänzlich. Die Bürger wurden Leibeigene des Zars oder Kaisers (Cäsars), der überhaupt als Herr über Leben, Ehre und Vermögen der Unterthanen betrachtet ward. Nur die Nachkommenschaft ehemaliger Fürsten und der Bojarenrath behaupteten gewisse erbadlige Vorrechte. Der Despot regierte mit Hilfe einiger 1000 Strelzen oder Strelitzen, als Beginn künftiger stehender Heere: zum Kriege jedoch mußten alle Knäsen und Bojaren mit ihren Knechten erscheinen. Bedenklich für den Westen wäre übrigens dieser geistlose Staat, obwohl er seit 1552 über die Türkenreiche Kasan und Astrachan und bald auch über Sibirien sich erstreckte, nicht geworden, wenn nicht das mächtige Polen sich selbst durch wilde Faktionen zerrüttet, und der so tapfre Schwedenkönig Karl XII. nicht aufs tollste die Kräfte seiner Nation vergeudet, und ein günstiges Geschick nicht einen ausgezeichneten Mann, Peter den Großen, auf den russischen Thron gebracht hätte.

Dieser Zar, gleichsam der dritte Gründer des Reiches, gehört einer neuen Regentenfamilie an, dem den Ruriks verwandten Hause Romanow, das von 1613 bis 1730 herrschte. Erst 17 Jahre alt, als er 1689 den Thron bestieg, zeigte er bald, welch' ein aufstrebender Geist an die Spitze des Volkes gekommen sei. Roh und grausam wie andre russische Fürsten, war er voll Begier zu lernen, voll Talent zum Nachahmen, voll Thatkraft, seine Pläne auszuführen. In den 36 Jahren seiner Regierung wurden die Russen aufs vielfachste angeregt, und durch Fremde, besonders Deutsche, zum Nachahmen in Gewerken und mechanischen Künsten veranlaßt. Die empörerischen Strelzen mußten einer europäischen Garde, die Unordnung des wilden Aufgebots einem geregelteren Kriegsheere weichen. Zuerst von Karl XII. bei Narwa 1700 besiegt, hatte er endlich die Freude, wenn auch durch Uebermacht, einen Sieg über die Schweden (bei Poltawa 1709) zu erringen und sein heißes Verlangen nach Besitz an der Ostsee zu befriedigen. Livland, Esthland, Ingermannland mit Karelen und Wiborg verblieben ihm, und Petersburg, das er schon 1704 gegründet, erhielt Kronschlot (kleine Insel bei Kronstadt) zum Hafen, damit es mit dem gebildeten Europa zur See in Verbindung komme. Von den Polen wurde Kiew und Cherson, von den Türken Taganrog am asowschen Meer erworben, und unerwartet sah man zu

Konstantinopel eine russische Fregatte aus dem schwarzen Meere anlangen, sowie bald darauf der Zar mit seinen eignen Schiffen das finnische Meer befuhr.

Er starb 1725. Sein Tod hemmte die Fortschritte des begonnenen Werkes, doch nur bis seine ihm unähnliche Familie erloschen war. Denn seit die nun folgende deutsche Dynastie das Reich beherrscht, nahm die räumliche Ausdehnung desselben noch mehr zu. Nach der Ermordung Peters III. von Holstein-Gottorp (Sohn von einem Eidam des großen Peter) 1762 ergriff dessen Gemahlin, die anhaltinische Prinzeß Katharina II. das Szepter; sie verstand es auch zu führen. Vor ihrer Zeit hatte man wohl den Zar Peter bewundert, doch die russische Macht noch wenig beachtet. Katharinas Regierung beschäftigte die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Der Schimmer ihres Hofes, ihre Heere, ihre Flotten, ihre politischen Schritte, ihre Eroberungen hoben Rußland unter die Staaten ersten Ranges und machten die übrigen bangen. Sie nahm den Türken die tatarischen Länder der Krim und Otschakow (Süd- oder Neurußland) am schwarzen Meere, der Herzog von Kurland, bis 1795 in scheinbarer Unabhängigkeit belassen, mußte sich freiwillig anschließen, der polnische Staat wurde mit List und Gewalt zerstört und von ihm ganz Littauen mit Wolhynien, Podolien ꝛc. ans russische Reich gebracht. Bei dem Tatarendorfe Odessa, das sie 1790 zur Stadt umwandelte, ließ sie einen Wegweiser errichten mit der Inschrift: Hier gehts nach Konstantinopel! — Und wie sie dadurch ihre Absichten auf die Türkei kund that, so drohete ihre gegen die Weichsel vorgeschobene Grenze, wo nun kein polnisches Reich mehr den Deutschen als Bollwerk diente, dem ganzen Westen Europas. Rußland, dessen Volksmenge sich unter ihrem Scepter um $^1/_3$ vergrößerte, ward ein Koloß, worin freilich neben Pracht, Glanz und größtentheils nur äußerer Kultur noch unendliche Niedrigkeit und Unwissenheit des Volkes vorhanden war, jedoch der feinere deutschredende Adel Livlands und Kurlands, zu dem russischen gesellt, auf Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst in den höheren Ständen gewirkt hatte. Nicht mehr bloß Deutsche wie zuvor (z. B. Münnich und Ostermann) führten die kaiserlichen Heere; man sah schon geborne Russen an ihrer Spitze, wie Romanzoff und Suwarow. Der letztere, berüchtigt durch die Blutscenen in Otschakow und Praga (Vorstadt Warschaus), focht unter der Regierung Pauls schon auf dem Boden Italiens gegen Frankreich (im Feldzug 1799), so daß unter Katharinas Enkel Alexander die russischen Truppen mit zur Entscheidung über Europas Schicksal berufen wurden.

Alexander der Milde (1801—1825) that Vieles, das ihm zur Ehre und seinem Volke, besonders den untern vernachlässigten Klassen, zum Vortheil gereichte. Vergrößert ward das Reich, wie im Innern durch Verbreitung des Anbaus und Bethätigung der Industrie, so nach außen durch Eroberungen in der Türkei (z. B. Bessarabien) und in Persien, durch die Erwerbung Finnlands (1809) und des Großherzogthums Warschau (1814, s. o. Polen). Zwar vermochten seine Feldherrn, wiederum fast sämmtlich Ausländer, wenig oder nichts gegen Napoleon: sie verloren bei Austerlitz in Mähren, bei Eilau und Friedland in Preußen, selbst im Herzen des Reichs bei Moschaiks an der Moskwa; allein das Glück Rußlands, damals (doch nur damals) zugleich das Glück Europas, wollte, daß Napoleon zu spät vor der Winterkälte sich zurückzog und sein Heer einbüßte. In Verbindung mit den Deutschen genossen dann die russischen Truppen des Triumphs, sogar Paris zu sehen. — Auf

Alexander folgte sein weit jüngerer kraftvoller Bruder Nikolaus, der alsbald Perser und Türken bekriegte, ihnen Länder in Armenien und Georgien abnahm, dann das empörte Polen von neuem niederwarf und seinem Reich völlig einverleibte, Heer auf Heer zur Bezwingung der kaukasischen Bergvölker aussandte, und im Jahr 1849 den Oesterreichern zur Unterdrückung der ungarischen Revolution half. Sein Ansehen in Europa war dadurch am Ende so gestiegen, daß er ungestört mit neuen Forderungen an den Sultan auftrat und mitten im Frieden die Moldau und Walachei besetzte. Deshalb verbanden sich andre Großmächte zum Schutze der Türkei, oder vielmehr des europäischen Gleichgewichts, und so entstand der furchtbare Krieg, der mit der Zerstörung Sewastopols, mit des gedemüthigten Kaisers Nikolaus Tod 1855 und mit dem Pariser Frieden endete, welchen Alexander II., auf die Donauufer, die Schutzherrschaft in den Donaufürstenthümern und auf die unbedingte Herrschaft im schwarzen Meer verzichtend, weislich mit England und Frankreich abschloß. Der neue Kaiser trat wieder mit der Milde seines Oheims, des ersten Alexander auf, und wie er das große Werk der Aufhebung der Leibeigenschaft (1861—63), das schon Alexander I. begonnen, wieder aufgenommen, hat ihm den Beifall aller Vernünftigen in Europa verschafft. Leider ist die Durchführung dieses Werkes, das eine vollständige Umwälzung in allen sozialen, finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen herbeiführen muß, mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Auf die stets fortschreitenden Eroberungen der Russen in Asien, denen unterdessen auch Khiwa erlegen, ist weiter oben an gehöriger Stelle schon hingewiesen. Daß England gerade diese Fortschritte Rußlands in Asien mit Mistrauen betrachtet, ist leicht erklärlich; aber im großmenschlichen Sinne aufgefaßt, ist die Eroberung Centralasiens durch Rußland, die Vernichtung der dortigen Mord- und Raubstaaten für die Menschheit eine Wohlthat. Die Grenze dieser Eroberungen hat ein russischer General in dem Satze bezeichnet: „Wir müssen vorwärts und vorwärts, bis Ordnung auf Ordnung stößt.“ Diesem Gesetze mußte einst England in Indien folgen, bis es an die Riesenbarriere des Himálaya gelangt war, und diesem Gesetze ist auch Rußland bisher gefolgt und wird ihm weiter folgen. Wie Rußland auf dem Gebiete der materiellen Kultur im Austausch gegen die eignen Rohprodukte die Erzeugnisse des westeuropäischen Gewerb-, Industrie- und Handelsfleißes bezieht, dagegen nach Asien hin seine Fabrikate gegen die asiatischen Rohprodukte austauscht: so hat auch auf dem Gebiete der geistigen Kultur Rußland von Westeuropa in allen Zweigen geistiger Thätigkeit noch gewaltig viel zu lernen — besonders da die Russen in Wissenschaft, Kunst und Technik zwar vielfach als geschickte Nachahmer sich bewiesen, aber durch eigne Erfindung und Entdeckung sich bis jetzt noch nicht ausgezeichnet haben — während es nach dem Osten und Südosten hin ein Kulturbringer ist und im Dienste der Civilisation und der höchsten Interessen des Menschengeschlechtes in dem geheimnisvollen Asien eine gewaltige Mission erfüllt. Auch läßt sich, so paradox es klingen mag, mit Fug behaupten, daß, je mehr Rußland nach Asien hin anwächst, es desto ungefährlicher werde für die westliche Kultur, da seine Lasten damit wachsen — Lasten, die es nicht mehr abwerfen kann und die sich vermehren nach der Nothwendigkeit des Kulturalphabets. Anderseits ist freilich nicht zu leugnen, daß ein so riesiges Reich wie das russische schon infolge seiner geographischen Ausdehnung und durch eine zum

Theil eben daraus hervorgehende Macht der Verhältnisse, auch bei dem friedlichsten Geiste seiner Regierung, für die Welt gefährlich ist.

Jetziger Bestand.

Rußland hatte zu Anfang des 14. Jahrhunderts 4600 Q.-Mln. mit 6 Mill. Bewohnern, 4 Jahrhunderte später bereits 273000 Q.-M. mit 20 Mill. Bew., nach der Einnahme von Warschau 1831 369000 Q.-M. mit 60 Mill. Bew. Seitdem sind durch die Kriege im Kaukasus und die Eroberungen in Turkestan weitere 8000 Q.-M. dazu gekommen, so daß gegenwärtig die Ausdehnung des russischen Gesammtstaates 376800 Q.-M. (über 1/7 der festen Erdoberfläche) mit 82 Mill. Bew. beträgt.

Der davon auf Europa fallende Antheil ist bei der Ueberschrift dieses Paragraphen, der auf das asiatische Rußland kommende Seite 514 ff. angegeben.

Von Petersburg bis Kamtschatka sind 1500, von Kalisch bis zur Behringsstraße 2100, von Kola bis Eriwan 695 Mln. Die russischen Kriegsgeschwader fahren im baltischen und japanischen, im weißen und im schwarzen Meere, sowie auf den großen Seen Innerasiens. — Das europäische Rußland grenzt an Gebirg und Fluß Ural (allerdings greifen die Gouvernements Perm und Orenburg über diese Grenzen hinüber), ans kaspische Meer, die ponto-kaspische (Manytsch-) Niederung, an den Pontus, die Türkei, Oesterreich-Ungarn, das Deutsche Reich, das baltische Meer, schwedisch und norwegisch Lappland und ans Eismeer. Die Bevölkerung ist fortdauernd im Wachsen; sie vermehrt sich jährlich um 1 1/8 Procent. Nimmt man den 3. Theil des Bodens, also 32000 Q.-M. als kulturfähig an, so kann die Bevölkerung bequem auf 80 bis 90 Mill. steigen, was vielleicht schon in 50 Jahren der Fall ist. Lägen die Länder des russischen Reiches um 10° südlicher, seine Macht wäre ungeheuer; so aber ist der Norden kalt, öde und spärlich bewohnt. Die Kraft des Staates beruht in den Ländern an der Wolga, am Don und Dnjepr, in den Provinzen an der Ostsee und am schwarzen Meer. — Die ungeheure Fläche des Landes ist schon oben S. 625 mit dem übrigen Europa verglichen. Die nordrussische (uralisch-baltische) Landhöhe beginnt am nördlichen Ural zwischen der Kama und den Petschoraquellen, ist aber hier noch so unbedeutend, daß die Anlegung des Katharinenkanals (Kama-Wytschegda) keine Schwierigkeiten bot, und wird erst weiter nach Westen hin, wo sie den Namen Uwalli führt, zur rundrückigen, bedeutenderen Erhebung, verschwindet aber dann in der Umgegend von Rybinsk (nördlichster Punkt des Wolgalaufes) gänzlich, um ca. 30 Mln. weiter westlich als Waldai-Höhe wieder zum Vorschein zu kommen. Durch die erwähnte Einsenkung fließen der Wolga ihre nördlichsten Zuflüsse zu

(z. B. Schekſna, Mologa), die durch Kanäle leicht mit dem Fluß- und Seenſyſtem des finniſchen Golfes in Verbindung gebracht werden konnten und alſo für die Vermittlung des Verkehrs zwiſchen Petersburg und Centralrußland und den Uralländern von größter Bedeutung ſind. Die Waldai-Höhe, im ſüdweſtlichen Theile auch Wolchonskiwald genannt, iſt kein Gebirg, ſondern ein flacher, wenig über 200 m. hoher Rücken des Wald-, Sumpf- und Seengürtels, wo Wolga, Düna, Dnjepr u. a. Flüſſe entſpringen; die flach verrundeten Gipfel dieſer Hügellandſchaft (Popowa Gora 351 m.) erheben ſich etwa um 100 m. über die mittlere Höhe des Landrückens. Als uraliſch-baltiſche Seenplatte wendet ſich dann der Zug, von Düna und Niemen durchbrochen, in ſüdweſtlicher Richtung weiter, die fruchtbaren Küſtengebiete der Oſtſee zu umfaſſen und auch durch Deutſchland und Jütland ſich fortzuſetzen (S. S. 92). Dieſer Landrücken bildet in Rußland zwiſchen Waldaihöhe und Ural nicht nur eine Waſſerſcheide, ſondern auch eine Bezeichnung des Uebergangs aus dem mittleren gewerblichen Rußland in die waldreiche ſehr ſchwach bevölkerte Nordhälfte, die zuletzt nahe dem Eismeere in die Tundra-Gegenden übergeht, wo Moos und Sumpf ſtets eine gefrorne Unterlage haben. Wologda nördlich der Wolga gehört ſchon ins Waldgebiet, Archangel in die Einöden. — Die ſüdruſſiſche (uraliſch-karpathiſche) Landhöhe beginnt am Südural in der Umgegend von Orenburg und zieht zunächſt als flacher, kaum 100 m. hoher Sandrücken unter dem Namen Obtſchei Syrt (d. i. „allgemeines Gebirge“) bis in die Nähe der Wolga bei Saratow; von ihm nordwärts (bis Kaſan) und ſüdwärts (bis zum Kaspiſee) liegt die Ueberſchwemmungs-Tiefebene der Wolga, und zwar an der linken Seite dieſes Stromes, während rechts desſelben, theilweiſe hohe, felſige Ufer bildend (Wolgaiſches Bergufer, Wolgahöhen), die allgemeine Erhebung des Bodens beginnt, die im Süden zunächſt durch eine Linie von Sarepta an der Wolga zum aſowſchen Meer und dann durch die pontiſchen Steppen an der Nordweſtſeite des ſchwarzen Meeres begrenzt wird. Nach Süden hin iſt der Abfall meiſt ſteil, nach Norden dagegen allmählich und flach; als Nordgrenze können zunächſt Wolga und Oka bezeichnet werden; dann aber, zwiſchen Kiew und Moskau, erſtreckt ſich die Erhebung als Düna-Doniſche Landhöhe weit nach NW., bis an die Waldaihöhe, wobei eine Linie von Kiew nach Witebsk (an der obern Düna) als Weſtgrenze gelten kann; der weitere Verlauf der Nordgrenze wird durch eine Linie von Kiew nach Iwangorod (an der Weichſel) angegeben, indem hier die Weichſel (zwiſchen Sandomir und Iwangorod) durchbricht und die Landhöhe in ihrer weiteren Erſtreckung nach Deutſchland (S. S. 91 und 92) übergeht. In ihrem ſüdlichen Theile, der ſogenannten

südrussischen Steppenplatte, ist diese Bodenerhebung kahl und waldlos, höchstens Weideland, und nur an den Ufern der tief eingeschnittenen Flüsse, die aber auch oft in engen Felsthälern mit Stromschnellen und Katarakten durchbrechen, ist einiger Ackerbau möglich; die ganze nördliche Abflachung dagegen ist eine der fruchtbarsten Gegenden, eine der reichsten Kornkammern Europas. Die flache Landhöhe bildet also den Uebergang vom kornreichen Rußland in die Gras-, Heide-, Sand- und Salzsteppen, die bis ans Meer und noch weit in die Halbinsel Krim hineinreichen. Krementschug am Dnjepr und Poltawa liegen noch im vorzüglichen Ackerlande; wenige Meilen südlich davon ist baumlose Steppe. — Was im äußersten Nordwesten Rußlands als letztes Geäst der skandinavischen Gebirge ins russische Lappland hineinrankt, ist unbedeutend, wegen Kälte unbenützbar, jedoch merkwürdig, weil es im eigentlichen Finnland zwischen unzähligen Seen überall als zerrissener Granitboden hügelig hervortritt. — Der Ural, das Hauptgebirg Rußlands, ist S. 427 schon beschrieben. Außer ihm findet sich eigentliches Gebirg nur auf der Halbinsel Krim, wo das malerische taurische Gebirg oder Jailadagh, eine Fortsetzung des Kaukasus, die reich bewaldete südliche Steilküste gestaltet, während an den Nordabhang angeschwemmtes Land die flache Nordhälfte der Insel bildet, welche jetzt durch die gleichfalls erst spät angeschwemmte Landenge von Perekop mit dem Festlande verbunden ist. Die höchsten Punkte des Jailadagh sind der Tschatyrdagh 1519 m. und der Kimal Agerek 1524 m.

Flüsse: 1) Im Norden: die Dwina in den weißen Golf und die Petschora, deren Mündung am Eismeer nur drei Monate offen ist; beide sind schiffbar. — 2) Ins schwarze Meer: Don oder Tanais, mit dem Nebenfluß Donez, mündet nach einem Laufe von 200 Meilen bei Asow. Dnjepr oder Borysthenes, 259 M. lang, mündet bei Otschakow, nachdem er weit unterhalb Kiew den Steppengürtel mit 13 Stromschnellen oder Porogs durchbrochen; seine Nebenflüsse sind: Beresina, Pripet, der inmitten Altpolens die weiten Rokitnomoräste durchfließt, und der Bug aus podolischen Höhen, der in den Liman des Dnjepr mündet. Dnjester oder Tyras aus den galizischen Waldkarpathen, raschen Laufs, mündet bei Akkerman. — 3) Zur Ostsee: Newa als großer Ausfluß des Ladoga in den finnischen Golf, Narwa als kleiner Ausfluß des Péipus, Düna von der Waldaihöhe in den Golf Rigas und der Niemen. — 4) In den Kaspisee: Wolga aus dem Seliger See, der nur 225 m. hoch liegt, bei Twer schiffbar, ist 505 Meilen lang. Auf ihrem nach Ost sich hinwindenden Laufe sind die bedeutendsten Nebenflüsse: von der Rechten die Oka, die bei Nischnej Nowgorod mündet, und von der Linken die Kama, die der Wolga viele Wasser des Ural zuführt; ebenfalls schiffbar eignen sich diese Ströme ungemein zur Beförderung des innern Verkehrs. Der Ural, als Grenzfluß, vom südlichen Uralgebirg. Der Kaspisee (26 m. unter dem Meeresniveau) ist übrigens kein Glied des Oceans und hat

größtentheils Steppen und Wüsten um sich her. — Unter den zahllosen Seen: Der Ladoga (336 Q.-Mln.), durch den Swir mit dem Onega (230 Q.-M.) und durch den Wolchow mit dem Ilmen (16 Q.-M.) zusammenhängend, der Péipus mit dem Anhängsel Pskowsee (64 Q.-M.), der Bjelo, in Finnland der Saima u. s. w.

Die einzelnen Theile des ungeheuren Reiches sind natürlich nach Klima und Boden sehr verschieden. Am Ural (Continentalklima) ist es rauher als unter gleicher Breite am baltischen Meere. Bei Petersburg (am 60. Grade) kann man noch Ernten hoffen, selbst nördlicher noch in Finnland, wo Roggen und Gerste gebaut wird; im Osten läßt die mehr als 12000 Q.-M. große Wälderregion (Nadelholz und Espen) erst am 58. Grad einigem Ackerbau Platz; erst unweit Jaroslaw erscheint die Esche, Weißbirke und Linde, und erst in der Breite von Moskau tritt die Eiche auf, indem zugleich der Ackerbau den Wäldern die Herrschaft streitig macht. Weiter nach Süden gewinnt er sie gänzlich; man bezeichnet einen fast 40 Mln. breiten Landstrich, der vom mittleren Dnjepr quer nach Ost über den mittleren Don zur Wolga hinzieht, mit dem Namen Schwarzboden (Tschernosem) — die große Kornkammer Rußlands, wo auch der Hanf 6 m. hoch wird. Kiew, Kursk, Charkow, Woronesch und Saratow liegen in diesem Schwarzboden, der an der Steppe endet. Der Wald ist hier gänzlich ausgerottet, und im Sommer ist das Ganze ein ungeheures Getreidemeer. Ebenso hat man Rindvieh (podolische Ochsen), Pferde, Schafe, Schweine, zahmes Geflügel, Pelz- u. a. Wild, Fische, Hanf, Flachs und Holz nicht nur zu eigenem Bedarfe, sondern zur Ausfuhr. An letzterem fehlt es in den Hoch- und Tiefsteppen des Südens, wo nur in den tiefeingerissenen Flußthälern einige Bäume gedeihen. Daß sich eine Masse Metall im Ural, im Altai und im Nertschinskischen Alpenlande vorfindet, ist schon bei Asien erwähnt; von keinem Lande der Erde wird Rußlands Reichthum an Metallen übertroffen. Außerdem birgt die Erde noch große Steinkohlenschätze, und nicht bloß in Sibirien, auch am Don und Donez; nur geht es mit dem Ausbeuten langsam, so daß noch mehr als man im Lande gewinnt, aus England geholt werden muß.

Das Hauptvolk des Reiches sind die Russen; eine Linie vom Péipussee zur Donmündung scheidet die Großrussen (Moskowiter) von den Weiß- und den Kleinrussen. Die Weißrussen wohnen südöstlich von den Littauern bis zu den Pripetsümpfen, die Kleinrussen südöstlich von den Polen bis ans schwarze Meer. Man betrachtet gewöhnlich die Russen als das jetzt wichtigste Volk der Slaven, aber eigentlich mit Unrecht. Denn das Wort „Russe" bezeichnet ursprünglich weder eine Nation noch einen Stamm; es ist ein bloßer Reichsname, eingeführt durch eine fremde Erobererſippe. Allerdings reden die Russen eine slavische Sprache; aber schon Katharina II., obgleich sie in einem Ukas für die europäische Abkunft der Russen eintrat, erkannte gleichwohl an, „daß sie von anderem Ursprunge sind, als die Slaven," und die gleiche Meinung wird jetzt von vielen Gelehrten (auch von dem Russen Schtchegloff) getheilt. Die ganze Körperbildung der Russen (besonders der Gesichtsausdruck), sowie die Charaktereigenschaften derselben weisen weit eher auf eine finnisch-tatarische Mischung, als auf slavischen Grundtypus hin, oder lassen sich wenigstens nicht zur Genüge durch den dritthalbhundertjährigen Einfluß der „goldenen Horde" erklären. Dies gilt besonders von den Moskowitern, deren Slavisirung sich erst im 16. Jahr-

hundert, nachdem die Tatarenmacht vollständig gestürzt war, vollzog.*) Die Kleinrussen dagegen, deren Dialekt dem der (von den Großrussen verachteten) Ruthenen sehr ähnlich ist, werden wohl nicht nur ihrer Sprache, sondern auch ihrem Ursprunge nach als Slaven anzuerkennen sein. In den Weißrussen vermuthet man durch Mischung mit Polen entnationalisirte Großrussen. Die Kosaken sind Kleinrussen, welche, ursprünglich den Polen unterworfen, „u kraine", d. h. „an der Grenze" am untern Dnjepr sich zum Schutz gegen die Raubeinfälle der Tataren als kriegerisches Freikorps organisirten und bald selbst weitere Beutezüge unternahmen, wobei sie dann nicht immer einen Unterschied zwischen Eigenthum von Christen und Muhammedanern machten. Man nannte diese Schnapphähne, weil sie anfänglich nur „sa porogi", d. h. „an den Wasserfällen" des Dnjepr sich niedergelassen hatten, Saparoger; die Tataren nannten sie einfach Kosaken, d. h. Räuber. Der Herrscher dieser militärisch eingerichteten Republik, die sich durch Zulauf aus allen umliegenden Ländern vergrößerte („Kosakenverzweiflung!") hieß Hetman und stand in losem Abhängigkeitsverhältnis zu Polen; i. J. 1578 zog eine große Zahl an den Don, um dort ein neues Gemeinwesen zu gründen („Donische Kosaken"). Als die Polen sie zu unterdrücken versuchten, schlossen sie sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts freiwillig an Rußland an. Die Zahl aller Russen mag ca. 51 Mill. (36 Mill. Moskowiter, 11 Mill. Kleinrussen und 4 Mill. Weißrussen) betragen, die der Polen (in Polen, Wolhynien und Podolien) etwa 5 Mill., die der Littauer 2½ Mill. Am bothnischen Golf gehorchen dem Zaren die lange mit Schweden befreundeten Finnländer (slavisch Tschuden, germanisch Finnen, von Fen = Moor, Sumpf, Suomi ist ihr einheimischer Name), südlich davon die deutschen Edelleute und Bürger Livlands und Kurlands (die Zahl aller Deutschen in Rußland beträgt über 1 Mill., da nicht nur viele Beamte, Generäle, Gelehrte, Künstler, Kauf- und Bergleute ꝛc. des Reiches deutschen Ursprungs sind, sondern auch an der Wolga, z. B. bei Saratow, Sarepta, und zwischen Don und asowschem Meer sich zahlreiche deutsche Ackerbaukolonien finden). Mehrere Volksschaften Kasans und Astrachans, namentlich die Mordwinen, Tscheremissen, Permiaken, Wogulen und Wotjäken werden zum finnischen Stamm (dessen Gesammtzahl innerhalb des Staates etwa 4 Mill.) gerechnet, zu dem auch, außer den eigentlichen Finnen, die mit Renthieren nomadisirenden Samojeden in den Tundren der Petschora, die Lappen auf der Halbinsel Kola, sowie die Esthen und Liven südlich vom finnischen Golf gehören. Die Baschkiren (im südlichen Ural), die Tschuwaschen (auf dem Obtschei Syrt), die Nogaier (ums asowsche Meer herum) u. a. sind den Kir-

*) Die Geschichte weist mehr solche auffallende Sprachumwandlungen nach, die sich manchmal mit einer erstaunlichen, scheinbar durch keinen äußeren Zwang gebotenen Schnelligkeit bei ganzen Völkern vollzogen (z. B. bei den Galliern, bei den Celten und Iberern Spaniens), während dagegen in andern Fällen die Zähigkeit des Festhaltens an der ursprünglichen Sprache allen Angriffen trotzt (z. B. bei den Bretonen in Frankreich). Jedenfalls kann der Umstand, daß der größere Theil der heutigen Bewohner des europäischen Rußlands eine slavische Mundart spricht, nicht von vornherein als Beweis für den slavischen Ursprung der Russen benutzt werden; und wenn, woran kein Zweifel mehr ist, der geschichtliche Nachweis sich erbringen läßt, daß die Mehrzahl der Russen einen turanischen, tatarischen Ursprung hat, so ist damit jedenfalls die panslavistische Propaganda widerlegt, welche auf Grund des Volksthums den Russen die Führung der „slavischen Welt" zuschreiben will.

gisen verwandt und gehören zu den Türken, werden aber im allgemeinen als Tataren bezeichnet; sie sind meist noch Muhammedaner. Die Kalmüken a. d. untern Wolga und in der Manytschsenke, im 17. Jahrhundert aus Centralasien hieher gelangt, sind reine Mongolen; Gesammtzahl der Türken und Mongolen: ca. 2½ Mill. In Bessarabien wohnen auch viele Walachen und in Polen und den ehemals polnischen Provinzen des Reiches 2½ Mill. Juden. — Etwa 70% der Bewohner beschäftigen sich mit Viehzucht und Landbau, nur ca. 10 % mit Handwerken und Fabrikation. — Seit 1864 gibt es in Rußland 3 Stände: Adel, Bürger und Bauern. Letztere theilten sich bis zu ihrer jüngst erfolgten Befreiung in die freien (unter den Kosaken und Tataren, in Finnland und in den Koloniedörfern) und die unfreien (ca. 25 Mill. Leibeigene des Adels und ca. 16 Mill. Kronbauern, besser daran als erstere). Ueber den Bauern steht der Bürgerstand in 3 Hauptgilden: Kaufleute (in mehreren Abtheilungen), Handwerker und nicht im Staatsdienste stehende niedere Richter und Beamte; auch die nicht betitelten Gelehrten und Künstler gehören dazu. Der Adel, welcher sich früher in den hohen Adel der Knäsen (Abkömmlinge der alten normannischen Eroberer, vermischt mit denen von Tatarenfürsten) und den niedern der Bojaren schied, bildet seit Schaffung des Dienstadels (1722) nur noch eine gleichgestellte Masse; Geburts- und Dienstadel bedingen keinen rechtlichen Unterschied. Er ist sehr zahlreich (etwa 900000 Köpfe in 200000 Familien), da er auch alle Militär- und Civilbeamte und Betitelte umfaßt, und zerfällt in 14 Ordnungen. Wer vermöge seines höheren Amtstitels in eine der 8 obern eintritt, erlangt dadurch den erblichen Adel, der jederzeit auf alle Kinder übergeht; mit den 6 untern ist nur der persönliche Adel auf Lebenszeit verbunden. In die unterste Klasse gehören z. B. Fähnriche, Registratoren ꝛc. Uebrigens genießt der gesammte Adel wie auch der Klerus das Vorrecht, von persönlichen Abgaben, von Regalien und von körperlichen Strafen frei zu sein, bis jüngst auch vom gezwungenen Kriegsdienste. — Die Religion der Russen und der von ihnen bekehrten Horden ist die griechisch-katholische; etwa 56 Mill. bekennen sich zu ihr. Der Klerus derselben, bestehend aus Ordens- und Weltgeistlichen, mit 8 Metropolitanen, ca. 30 Erz- und 40 Bischöfen, wird vom Kaiser durch die heilige Synode oder den obern Kirchenrath regiert. In Polen ist man mehrentheils römisch-katholisch, unter den Deutschen und Finnländern evangelisch, im Süden hängen viele (Tataren u. a.) noch am Islam und ganz im Norden (Lappen u. a.) am Heidenthum. Der römisch-katholischen und armenischen Christen sollen über 7 und der Protestanten 4⁷/₁₀ Millionen*) sein, Juden 2⁵/₁₀ Mill., Muhammedaner 2³/₁₀ Millionen, Heiden 300000.

Das Gewerbwesen ist sichtbar im Steigen, besonders im mittleren Landgürtel zwischen der nordischen Waldregion und dem südlichen Schwarzboden. Moskau und Tula liegen inmitten dieses Gürtels und leisten viel. So ist neben der älteren Stahl- und Kupferfabrikation die Bearbeitung der Baumwolle in Schwung gekommen, so daß Rußland jetzt nur noch ⅙ seines Bedarfs an Baumwollwaaren aus der Fremde bezieht. Die Fabrikation von Wollwaaren könnte aber bedeutender sein als sie ist, denn immer noch geht eine große Quantität der inländischen Wolle roh ins Ausland; ähnlich ist es mit der Weberei in Flachs und Hanf; Zucker aus Runkelrüben verfertigt

*) Nach andern Angaben bloß 2⁵/₁₀ Mill.

man jährlich an 500000 Ctr. Auch der lebhafte Bergbau und Hüttenbetrieb im Ural gehört diesem mittleren Landgürtel an. — Im Innern sind Moskau und Nischnej Nowgorod (wohin die ehemalige Makariew-Messe verlegt ist), Kasan, Orenburg und Charkow die bedeutendsten Handelsplätze; an der See: Petersburg und Riga, Odessa, Astrachan, Archangel. Die meiste Ausfuhr besteht in Flachs und Flachssamen, Hanf und Hanfsamen, Getreide, Nutzholz, Wolle, Talg, Häuten, Pelzwerk, Schlachtvieh, Pferden, Graphit u. a. Rohprodukten, ferner (besonders nach Asien hin) in Metall-, Webe- und Seilerwaaren, Seifen und Kerzen, sowie Leder, letzteres vorzüglich als Saffian und als Juften, das seinen Geruch durch Gerbung mit Birkentheer erhält. Der Handel zur See ist übrigens noch zum großen Theil in den Händen der Ausländer; die Handelsflotte zählt ca. 2600 Schiffe (hievon 750 Seeschiffe, 114 Dampfer) mit 230000 Tonnen (à 1000 Kilogramm) Tragfähigkeit. Die Gesammtausfuhr von Rußland und Polen hat einen Werth von 410, die Einfuhr von 384 Mill. pr. Thalern; dazu kommt noch Finnland mit einer Ausfuhr von 10 und einer Einfuhr von 11 Mill. Thlr. Der innere Verkehr hebt sich, da man die Flußsysteme durch Kanäle, besonders die Wolga mit der Newa und Dwina, den Dnjepr mit Niemen und Düna in Verbindung gesetzt hat, und gegenwärtig Schienenwege baut. Die kleine Eisenbahn von Petersburg nach den nahen kaiserlichen Schlössern war der Anfang, worauf die von Libau zum Niemen folgte; in den Jahren von 1867 bis 1872 hat sich das russische Eisenbahnnetz um 1255 Mln. verlängert, und der größte Theil dieser Linien entfällt auf die Verbindung mit Südrußland. Deutlich bekundet Rußland durch diese Bahnbauten das Streben, durch die Verbindung des Westens und Nordens mit dem Süden seine politische und wirthschaftliche Entwicklung immer mehr gegen das schwarze Meer hin zu verlegen und auf diesem Wege die orientalische Frage in Europa, die kaukasische in Asien einer Lösung entgegenzuführen. Durch diese Bahnbauten steht einerseits Petersburg mit Königsberg und (über Warschau) mit Krakau in Verbindung, anderseits führt eine Hauptlinie von Libau und Riga nach Odessa, eine andere von Finnland und Petersburg nach Moskau und von da nach Odessa, nach Sewastopol und auch zur Wolga und nach Astrachan. (Selbst jenseit des Kaukasus wird zur Verbindung von Poli und Baku, also des schwarzen und des kaspischen Meeres eine Bahn gebaut und ist durch dieselbe bereits Tiflis mit dem Pontus verbunden). Die Länge der russischen Bahnen betrug schon 1872 ca. 1900 Mln. — Obwohl die Zahl der Schulen sich vergrößert, ist der Volksunterricht (mit Ausnahme der Ostseeprovinzen und Finnlands) doch noch sehr mangelhaft, da vonseiten der griechischen Kirche gar nichts für Hebung desselben geschieht. Kaum $^1/_{10}$ der Bevölkerung des Reiches genießt Elementarunterricht; i. J. 1869 konnten von der Gesammtzahl der eingestellten Rekruten $90^3/_{10}$ % weder lesen noch schreiben. Es gibt unter den Grundbesitzern und Kaufleuten Millionäre, die nicht lesen und nicht schreiben können. Gymnasien sind zwar jetzt in jedem Gouvernement; doch werden nur gewisse Stände zum höhern Unterricht zugelassen, und es herrscht (wie auch an andern Mittelschulen und an den Universitäten) an den meisten großer Lehrermangel. Universitäten hat das Reich 8: zu Moskau, Petersburg, Dorpat, Kiew, Kasan, Charkow, Odessa, Helsingfors. Sehr hart war es, daß Kaiser Nikolaus die 1816 gestiftete Warschauer Universität 1832 wieder aufhob und den Polen nur die medicinisch-chirur-

gische Fakultät zu Wilna ließ. Es fehlt auch nicht an glänzenden und reich ausgestatteten wissenschaftlichen Sammlungen und Instituten; unter letzteren nimmt die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg als erster Gelehrtenverein des Reiches den vornehmsten Rang ein. — Die Seemacht Rußlands besteht aus 261 Schiffen und Kanonenböten mit 1600 Kanonen. Die Landmacht wurde bis vor kurzem aus den Nichtprivilegirten gebildet, indem der Adel, der Beamtenstand, selbst die höhere Kaufmannsgilde von der Rekrutirung der Art befreit waren, daß sie nicht einmal Stellvertretung zu besorgen hatten. Peter der Große verlangte zwar, daß der Adel dem Staate mit seiner Kraft und seinem Leben diene, die übrigen Stände aber durch Abgaben und verschieden normirte Leistungen; hatte ein Edelmann nicht genug gelernt, um Offizier oder Beamter zu werden, so wurde er unbedingt Soldat und diente in dieser Eigenschaft bis zu seinem Tode. Bis jüngst war es nun so geblieben, daß die Nichtprivilegirten Kopfsteuern zahlten und zur Rekrutirung nach dem Loose herangezogen wurden. Die Edelleute aber erlangten allmählich zuerst die faktische, dann die ausdrückliche Befreiung vom Dienstzwange, indem unter Katharina II. endgiltig bestimmt wurde, daß der Adel nicht gegen seinen Willen zum Dienste gezwungen werden könne und daß nur, wenn der Zar bei großer Kriegsgefahr ihn besonders aufbietet, die Edelleute sich sämmtlich einzustellen hätten als eine Art von Landsturm, was z. B. 1812 und 1854 geschah. Im übrigen nahmen die Edelleute mit Vorliebe die Offizierslaufbahn in Anspruch. Durch Ukas vom 13. Jan. 1874 wurde eine Militärreform in der Weise bestimmt, daß künftig jeder waffenfähige russische Staatsbürger zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sei (allgemeine Wehrpflicht). Der Bildungsgrad macht jedoch für die Dienstfristen einen Unterschied, indem z. B. Studirende der höchsten Lehranstalten nur 3 Monate, Zöglinge der zweithöchsten Klasse der Mittelschulen 6 Monate aktive Dienstzeit haben &c. Nichtfreiwillige haben 6 Jahre im Heere zu dienen, ein Theil derselben erhält jedoch nur eine allgemeine Instruktion und kommt dann gleich in die Reserve (Sapaß, d. h. Vorrath). Die ganze reguläre Militärmacht Rußlands i. J. 1873 betrug mit den Urlaubern und Reservisten 732000 Mann (Kriegsstärke 1,700000) ohne die Offiziere. — Das Budget für das Zarenthum Rußland beträgt 518 Mill., die Staatsschuld 2475 Mill. Thlr.; dazu kommt noch das Großfürstenthum Finnland mit einem Budget von 5 und einer Schuld von 12 Mill. Thlr.

Eingetheilt ist Rußland in (50) Gouvernements, wozu noch die (10) des ehemaligen Königreichs Polen kommen; das Großfürstenthum Finnland enthält 8 Läne. Wir betrachten hier den Staat nicht nach der Gouvernementseintheilung, sondern nach den älteren, geschichtlich merkenswerthen Landschaften.

1) **Großrußland** im Innern des Reiches und bis zum Eismeere. Der westliche Theil am obern Dnjepr hieß Weißrußland, das zum großen Theil Jahrhunderte lang den Polen gehörte. Moskau, alte gewerbthätige Hauptstadt mit 612000 E. (1871), worunter 18000 Soldaten und 19000 Adlige nebst großer Dienerschaft, liegt in sanftgehügelter Ebene, am gleichnamigen Fluß, der in die Oka sich ergießt. Seit dem großen Brande im Herbst 1812, wodurch $^3/_8$ der Stadt zerstört wurden, ist sie wieder neu und besser aufgebaut. Viele Paläste des hohen Adels, mehrere hundert Kirchen voller Thürme, zum Theil mit vergoldeten Kuppeln, und 21 Klöster. Die Kathedrale zur Himmelfahrt dient zur kaiserlichen Krönung. Die im 15. Jahrhundert

durch italienische Baumeister angelegte Zarenburg (eine Stunde im Umfang und mitten in der Stadt) heißt der Kreml und ist jetzt prachtvoll im alten Stil wiederhergestellt. In der Nähe liegt westwärts das Städtchen Moschaisk mit dem Dorfe Borodino, wo Napoleon siegte, und im Südwesten Malo Jaroslawez, wo er zur Umkehr gezwungen wurde. Troizkoi Sergiew, das ungeheure Kloster des heiligen Sergius mit 9 Kirchen und Kapellen innerhalb seiner Mauern, 9 Meilen von Moskau. Kaluga 36000 E.*) an der Oka, und Tula 58000 E., beide mit wichtigen Gewehr- und sonstigen Fabriken. Orel an der Oka mit 44000 E. An der Wolga: Twer mit 30000 E., wo die für die Ostsee bestimmten Waaren die Wolga verlassen, Jaroslaw 37000 und Nischnei Nowgorod 41000 E. Nowgorods Messe dauert 9 Wochen und wird weither, selbst von Chinesen besucht; die Muselmänner haben daselbst eine eigne Moschee. Der Bazar (wo Pelzwerk, Shawls, Perlen, Thee u. s. w.) gehört der Krone. Im Süden: Woronesch am gleichnamigen Fluß, der unterhalb der Stadt in den Don fließt, mit 42000 E., Kursk mit 29000, Rjäsan, Tambow mit 29000 E. u. a., sind Gouvernementssitze. Nordwestlich vom Wolchonskiwald: Nowgorod am Ilmensee, ehemals groß (400000) und berühmt, jetzt wenig bedeutend; desgleichen Pleskow oder Pskow. Im Westen gegen Littauen: Smolensk am Dnjepr, ehemals Grenzfestung gegen Polen, berühmt durch Schlachten aus dem Jahre 1812. — Im Norden: Wologda an der Suchona (dem linken Quellfluß der Dwina), Station für den Handel nach Norden; Archangel an der Mündung der Dwina ins weiße Meer, 20000 E. Kola am Eismeer.

2) **Klein- oder Malorußland**, am mittleren Dnjepr und obern Donez, ehemals, als der russische Staat noch nicht an den Pontus reichte, eine Ukraine, d. h. ein Grenzland. Seinen russischen Bewohnern blieb ihr (tatarischer) Name „Kosaken" und ihre persönliche Freiheit, auch nachdem sie an Rußland gekommen waren, desgleichen bis 1774 ihre eigenthümliche Verfassung. Trefflicher Getreideboden, herdenvolle Wiesen. Die alte Hauptstadt Kiew, an Kalkfelsen am Dnjepr malerisch gelegen, hat 70000 E., worunter viele Deutsche oder Sachsen. Das Kloster, worin der gelehrte Mönch Nestor seine altrussische Chronik schrieb, steht noch, man wallfahrtet dahin. Poltawa mit 32000 E., hübsche Stadt an der Worskla, Nebenfluß des Dnjepr, wo Schlacht 1709. Charkow mit 87000 E. (1873) im Quellgebiete des Donez in der slobodischen Ukraine, mit jährlichen sehr besuchten Messen, besonders Pferdemärkten. Krementschug am Dnjepr. Berditschew an der Grenze von Wolhynien, mit 53000 größtentheils jüdischen Bewohnern.

3) Die **Ostseeprovinzen**. Petersburg an der Mündung der Newa, in niedrer, feuchter Fläche des alten Ingermannlands; erst 170 Jahre alt und doch groß und prächtig mit 691000 E. (1873), worunter ca. 70000 Deutsche — überhaupt erscheint Petersburg als kosmopolitische und halbdeutsche Stadt — und ein sehr zahlreiches Militär. Erste Handelsstadt des Reiches. Die gewaltigen Paläste, die andern kaiserlichen Gebäude und Kirchen, und die unweit der Stadt gelegenen Residenzschlösser, vorzüglich Peterhof und Zarskoje Selo (d. h. Kaiserdorf) zeugen vom Aufenthalt unumschränkter Monarchen. Sehenswerth sind: die kupferne Statue Peters des Großen zu Pferd auf 30000 Ctr. schwerem

*) Zählung von 1867 auch bei den folgenden, wo nicht anders bemerkt.

Granitblock; die 50 m. hohe, vor dem Winterpalast stehende Alexandersäule; die Statue Suwarows auf dem Marsfelde; vor allem aber das noch erhaltene hölzerne Haus Peters, zu dessen Schutz man ein besonderes Dach darüber errichtet hat. Zwei Meilen südlich der Stadt, beim freundlichen Dorfe Pulkowa, liegt die reich ausgestattete Sternwarte. Zum Bollwerk und Kriegshafen dient der großen Residenz die Inselfestung Kronstadt vor der Newamündung mit 45000 E. und der alten Schanze Kronslot. Die Festung Schlüsselburg liegt am Ausfluß der Newa aus dem Ladoga. Narwa, kleine Handelsstadt, vom Dänenkönig Waldemar 1223 gegründet und später Hansastadt. — Rewal, Hafen in Esthland mit 27000 E., meistens Deutschen. — Riga, Hauptort in Livland, im Mittelalter von Handelsleuten aus Bremen gegründet, verläugnet seinen Ursprung nicht; es ist durchaus deutsch, gewerb- und handelreich und zählt 102000 E. Der Hafen Rigas ist die Festung Dünamünde. Dorpat in schöner Hügellandschaft westlich des Péipussees am Abhange eines Flußthales, das von der Embach durchflossen wird; es ist Livlands Universität, 1632 von Gustav Adolf gestiftet. — Mitau mit 23000 E. in dem Theile Kurlands, der Semgallen genannt wird; Libau, kurländischer Hafen. Die gut bebaute Insel Oesel mit 35000 meist esthnischen Bewohnern; die kleineren Inseln Dagö (Dagen), Wormö und Nukö haben theils esthnische, theils dänische und schwedische Bevölkerung.*)

4) Großfürstenthum **Finnland** 6696 Q.-Mln. mit 1,809000 Bew., nur 270 auf 1 Q.-M., durch Personal-Union mit Rußland verbunden, mit eigener Verfassung und Verwaltung, Volksvertretung aus 4 Ständen (Adel, Klerus, Bürger, Bauern); die Staatsämter werden nur mit Eingebornen besetzt. Die Mehrzahl der Bevölkerung ist finnisch (in 4 Stämmen, ca. 1,600000) und protestantisch; Schweden 150000, Russen und zugleich Bekenner der russischen Staatskirche etwa 50000, Deutsche; Lappen jenseit des 68. Breitengrades. Die Amtssprache ist das Schwedische (dem indes seit 1863 das Finnische gleichgestellt ist), Deutsch verstehen die meisten Gebildeten, finnisch reden die niedern Stände. Eintheilung in 8 Läne. Orte: Helsingfors mit 26000 Bew., jetzige Hauptstadt und Universität, nebst der auf Inseln liegenden Festung Sweåborg, die den Hafen schützt. Die ehemalige Hauptstadt Åbo ist jetzt herabgekommen und hat nur noch 18000 E. Torneå an der schwedischen Grenze. Unter den Lappendörfern ist Enontekis auf dem zwischen norwegisch Finnmarken und schwedisch Lappland eingeschobenen Streifen das bedeutendste. Zu Finnland gehören die Ålandsinseln, 80 bewohnte und ca. 200 unbewohnte Granitinseln und Skären; Hauptinsel Åland; die Bevölkerung derselben, lauter Schweden, beträgt ca. 16000.

5) **Südrußland**, das ehemals türkische Gebiet am schwarzen Meere. Es umfaßt sowohl die ehemalige kleine Tatarei (jetzt die Gouvernements Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien mit der Krim), als auch die Länder der donischen Kosaken im Osten, und das vor 1812 zur Moldau gehörige Bessarabien im Westen. In den weiten Steppen völliger Holzmangel; wenige Stellen zum Ackerbau. Der General

*) Esthland, Livland und Kurland haben zusammen 1,900000 Bew. auf 1700 Q.-M. — Ingermannland (oder Gouvernement St. Petersburg) zählt (ohne die Hauptstadt) 622000 Bew. auf 800 Q.-M.

Paul v. Kotzebue (vierter Sohn des von Sand ermordeten deutschen Lustspieldichters Aug. von Kotzebue) hat sich als Generalgouverneur Süd- oder Neurußlands große und bleibende Verdienste in der Verwaltung dieses Landes erworben. — Odessa, i. J. 1792 angelegt und nun schon zweitwichtigste Seehandelsstadt des Reiches mit 163000 E. (1873) zwischen Dnjester und Bug: allerlei Sprachen, die italienische für den Geschäftsverkehr; Windmühlen und Weingärten umher. Cherson an der Dnjeprmündung mit 44000 Einw., mit den Denkmälern Potemkins und des dort gestorbenen edlen Engländers Howard. Nikolajew, neue und schöne Hafenstadt am Bug mit 68000 E.; Hauptkriegshafen am schwarzen Meere. In der Nähe (nordwestl. davon) eine deutsche Kolonie mit den Orten Speier, Worms, Rohrbach und Landau. Otschakow am Liman des Dnjepr, seit der Zerstörung durch Suwarow 1788 noch immer voll Ruinen, war ehemals groß. Jekaterinoslaw am Dnjepr, von Kaiserin Katharina 1784 angelegt. Unterhalb der Stadt sind die Porogoi oder Stromschnellen, und weiter abwärts am Dnjepr (da, wo er sich nach S.-W. wendet) wieder eine deutsche Kolonie mit Neuenburg, Neuendorf, Neuosterwik ꝛc., sowie sich zwischen Dnjepr und schwarzem Meer noch 4 andere deutsche Kolonialbezirke mit 30—40 Dörfern (Marienfeld und Tibenhof, Gnadenfeld, Wernersdorf und Heidelberg, Darmstadt, Askanja u. s. w.) finden. Bender (Bendery) nebst dem Nachbarorte Warniza (an Karl XII. erinnernd), Akkerman mit 30000 E. am Liman des Dnjester, Kischenew mit 104000, alle in Bessarabien, zu welcher Provinz auch das russische Moldaustück mit der Festung Chotin gehört. Deutsche Kolonien im südl. Bessarabien: Leipzig, Mannheim, Beresina, Paris, Arcis, Teplitz ꝛc. Taganrog, Handelsstadt am asowschen Meer mit 25000 E. Die Stelle, wo Kaiser Alexander verschied, bezeichnet ein Altar, und das Sterbezimmer ist in eine griechische Kapelle umgewandelt; auch hat man ihm eine bronzene Statue errichtet. Asow, ehem. volkreich, ist nur eine Ruine. Weit umher am Don hausen die militärisch organisirten donischen Kosaken, von Viehzucht, Acker- und Weinbau lebend, ihrer ca. 1 Mill. mit den Hauptorten Alt- und Neu-Tscherkask, letzteres mit 28000 E.; sie grenzen jenseit des asowschen Meers an die tschernomorischen oder kubanschen Kosaken (Tschernomorzen), deren Hauptort Jekaterinodar am Kuban bei Asien (S. 521) schon erwähnt wurde. Hieher in diese Steppe versetzte nämlich (1791) Katharina II. nach Auflösung des Gemeinwesens der Saporoger (1774) diejenigen von ihnen, welche zu einem ansässigen Leben sich nicht entschließen wollten. — Auf der altberühmten Halbinsel Krim, die mit der benachbarten Nogaier Steppe das Gouvernement Taurien ausmacht, und an einem Isthmus hängt, der nur eine Meile breit ist, merken wir folgende Orte: Simferopol, Hauptstadt Tauriens und im Steigen begriffen, halb europäisch, halb tatarisch, mit 18000 E. Wichtiger noch vor kurzem war die neue, schön gelegene und stark befestigte Seestadt Sewastopol mit Kriegshafen, Schiffswerft und 40000 E. Der Krimkrieg hat sie zerstört; jetzt nur 11000 E. Baktschisarai (d. i. Gartenpalast) in felsiger Gegend, war vor der russischen Eroberung Sitz des Chans und sieht noch immer tatarisch aus, zeichnet sich aber durch Betriebsamkeit, wie mehrere dortige Tatarendörfer durch Feld- und Gartenbau aus. Mit diesen sieht man deutsche Kolonisten (in Zürichthal, Heilbrunn, Rosenthal, Kronenthal u. s. w.) wetteifern; es ist sogar gelungen, Wälder anzulegen. In der Nähe von Bakt-

schisarai Tschufut-Kaleh, zionartig auf einem malerischen Fels gelegen, nach Demidow die einzige Stadt der Erde, welche ausschließlich von Israeliten bewohnt ist, und zwar von Karäern (Karaiten, d. i. Schriftforschern, Textlern), welche den Talmud verwerfen und sich streng an den Buchstaben des mosaischen Gesetzes halten. Die im Mittelalter wichtige Handelsstadt Feodosia oder Kaffa hat heutzutage wenig Bedeutung. An die älteste Zeit, wo es griechische Niederlassungen in Taurien gab, und an den pontischen König Mithridat erinnern noch Ruinen und ausgegrabene schätzbare Altertthümer; die Uferstelle, wo unweit Balaklava das Gebirgskloster liegt, hält man für den Platz, wo Iphigenia den Tempel der Diana bediente. Pantikapäum lag unweit des jetzigen Städtchens Kertsch. Nach der kleinen Feste Jenikale wird die Meerenge genannt, welche die Krim von Asien trennt. Der Ort Orkapi oder Perekop am Isthmus ist jetzt völlig unbedeutend. — Die Bevölkerung Südrußlands, namentlich in den Städten, nimmt sichtbar zu, und die Benutzung der unlängst entdeckten Steinkohlenlager im Kosakenlande am Donez wird den Steppenbewohnern, die bisher gedörrten Mist als Brennmaterial gebrauchten, sehr zu gut kommen.

6) **Kasan und Astrachan.** (S. S. 514 u. ff.) — a) Das ehemalige Königreich Kasan wird im südlichen Theile von der Wolga, im nordöstlichen von der Kama durchflossen. Kasan nahe der Wolga mit 79000 E., wichtig durch Gewerbe und durch den Handel, den die Tataren besorgen, die in den Sloboden oder Vorstädten wohnen. Die Universität ist für das Studium der nordasiatischen Sprachen von Bedeutung. Von den andern Städten sind zu merken: das hübsche Pensa mit behäbigen Dörfern und adligen Gütern umher; sie liegen im schon erwähnten Schwarzboden. Simbirsk a. d. Wolga. Perm in kupfer- und eisenreicher Gegend an der Kama mit 23000 E., Hauptort Permiens, wozu jetzt der 60 Meilen lange Metalldistrikt an beiden Seiten des mittleren Ural, nördlich bis Werchoturje, südlich bis Slatust gehört. Jekaterinburg mit 25000 E. ist vornehmste Bergstadt und Sitz des kaiserlichen Oberbergamts. Auch Private sind im Besitz von Gruben, Hütten, Gold- und Platina-Wäschen. So ist die Familie Demidoff dort sehr reich geworden; der große Hüttenort Nischnej Tagilsk, wo 1752 der Schmied Nikita Demidoff — er war aus Tula — zuerst Erze entdeckte, ist ihr Eigenthum. Außer den Erzen noch andre werthvolle Minerale, wie Marmor, Markasit &c. — b) Im Reiche Astrachan, das meistens aus ungeheuren Steppen besteht, gibt es an der Ufa und Wolga auch fruchtbare Landstriche. Das ganze linke Ufer dieses Stromes, das sogen. Wiesenufer, von Kasan über 150 Meilen abwärts, ist unübersehbare Grasfläche. Seit der Kaiserin Katharina hat man auch hieher deutsche Kolonisten gezogen, deren Zahl jetzt in und um Saratow (Philippsfeld, Alexandersdorf, Weizenfeld &c.) allein 150000 beträgt; an beiden Seiten des Stroms ziehen sich die Koloniedörfer hin. Der vornehmste Sitz deutscher Herrnhuter ist der saubere gewerbthätige Ort Sarepta (Zarizyn), am Zusammenflusse von Sarpa und Wolga, 1765 gegründet und malerisch schön gelegen; 12000 E. Die von Paul I. 1797 verliehene Selbstverwaltung hat man ihnen jetzt genommen und dadurch ihre Blüte bedeutend geschädigt. Der Hauptort im westlichen Theile Astrachans ist aber Saratow an der Wolga mit 93000 E. und steigendem Handel. Samara mit 34000 E., am Zusammenflusse der Samara und der Wolga und zwar gerade da, wo diese in raschester

östlicher Ausbuchtung sich am meisten in ihrem ganzen Laufe Asien nähert, so daß hier die güterbewegende Stromkraft in überraschendster Weise dem Landtransporte entgegenkommt; Endpunkt der Handelsstraße aus Centralasien über Orenburg; namentlich wichtig auch für den Holzhandel. Die Gouvernementsstadt Ufa ist klein, aber Orenburg an der Mündung der Sakmara in den Ural, hat 33000 E.; obgleich nicht fern von den Ausläufern des Ural doch bereits in der holzarmen Steppe gelegen, weshalb auch hier der Handel mit Bau- und Brennholz (das meist auf der Sakmara hieher geflößt wird), sowie mit Holzprodukten von großer Bedeutung. Bunt gemischte Bevölkerung, auch viele deutschen Familien. Astrachan im Wolgadelta hat 48000 E. und ist Hauptstation der Kaspiflotte.

7) **Westrußland** oder polnische Provinzen, die von 1772 bis 1807 dem Russenreiche einverleibt worden. a) Littauen, worin: Wilna an der Wilia, Nebenfluß des Niemen, mit 79000 E., zum Drittel Juden; alte Hauptstadt des Landes. Grodno mit 25000 und Kowno mit 35000 E., beide an Biegungen des Niemen. Polangen an der Ostsee im Lande Schamaiten oder Samogitien, kleines Städtchen mit unbedeutender Rhede; Mohilew am Dnjepr mit 39000, Hauptort im sogenannten Weißrußland. Dünaburg mit 30000 E. und Witebsk an der Düna mit 29000; Minsk mit 36000 2c. Zwischen den letzteren 2 Städten liegt Borisow und in dessen Nähe das Dorf Studianka, wo den 27. und 28. November 1812 Flucht der Franzosen über die Beresina. — b) Das grasreiche Wolhynien, worin Schitomir mit 38000 E. und Kremenez. — c) Das vieh- und kornreiche Podolien, nebst einem Theil der Ukraine rechts vom Dnjepr: Kamenez-Podolsk mit 22000 E., unweit des Dnjester. — d) Stück von altpolnisch Podlachien, worin Bjelostok mit 17000. — Wolhynien und Podolien, beide altpolnisches Land, wurden ehemals auch Rothrußland genannt; mit Podlachien und einem Theil Galiziens 2c. zusammen, führten sie auch den Namen Kleinpolen.

8) Das Königreich **Polen**, s. den vorigen Paragraphen.

Tabellarische Zusammenstellung der europäischen Staaten nach der Größe der Bevölkerungszahl.
(S. S. 642 und 643).

Staaten.	Bevölkerung in Mill.	Größe in Q.-M.	Volksdichtigkeit.	Verhältnis zum Deutschen Reich (= 1) in Bezug auf Volkszahl.	Größe.	Millionen preuß. Thlr. Staatsschulden.	Staatsausgaben	Verfassung.
1) Rußland, europ.	71,2	97210	732	1,7	9,9	2487	523	Absolute Mon.
2) Deutsches Reich.	41,0	9818	4182	1,0	1,0	—	139*)	Bundesstaat mit monarch. Repräs. Verf.
3) Frankreich . .	36,1	9599	3761	0,88	0,97	6100	840	Republik.
4) Oesterreich-Ungarn	35,9	11333	3166	0,87	1,15	2946	417	Konstit. Mon.
5) Großbritannien mit Irland . .	31,8	5720	5530	0,77	0,58	5280	475	Konstit. Mon.
6) Italien . . .	26,7	5376	4970	0,65	0,54	2400	415	" "
7) Spanien . . .	16,4	9076	1804	0,40	0,92	1750	185	Republik.
8) Türkei, europ., ohne Schutzstaaten .	10,5	6302	1667	0,25	0,64	1020	125	Absolute Mon.
a) Rumänien . .	4,5	2197	2048	—	—	41	20	Konstit. Mon.
b) Serbien. . .	1,3	791	1676	—	—	—	3,2	" "
c) Montenegro .	0,1	80	1490	—	—	—	0,03	" "
9) Belgien . . .	5,1	535	9511	0,12	0,05	191	47	" "
10) Schweden . .	4,2	8078	526	0,10	0,82	47	18	" "
11) Portugal. . .	4,0	1623	2462	0,09	0,16	733	36	" "
12) Niederlande . .	3,6	596	6161	0,09	0,06	548	54	" "
Luxemburg . .	0,2	47	4204			3	1,3	" "
13) Schweiz . . .	2,6	752	3548	0,06	0,07	10	7	Republik.
14) Dänemark . . (ohne Nebenländer).	1,8	694	2572	0,04	0,07	88	18	Konstit. Mon.
15) Norwegen . .	1,7	5751	303	0,04	0,58	13	11	" "
16) Griechenland .	1,4	910	1602	0,03	0,09	170	10	" "

*) Schulden und Ausgaben der Einzelstaaten nicht mitgerechnet. Das Reich hatte ca. 350 Mill. Thlr. Schulden, welche aus der französischen Kriegsentschädigung getilgt werden.

IV. Amerika.

747680 Q.-M., 84,524000 Bewohner.

Man hört diesen Continent häufig die neue Welt nennen; es fragt sich, warum? — Zunächst, weil er früher unbekannt und in der That bei seiner überraschenden Entdeckung etwas durchaus Neues für den Europäer war. Neu oder jugendlich vielmehr zeigte sich aber auch sein ganzes Aeußere, sowohl was den Boden als was die Bevölkerung betraf. Seine weiten Räume fanden sich nur an wenigen Stellen zum Anbau benutzt, unermeßliche Wiesenländer lagen herdenlos da, gleich unermeßliche Urwälder waren noch nicht gelichtet, die Wildheit der Ströme noch ungebändigt, die Metallschätze im Innern des Bodens noch unberührt, die spärlichen Bewohner meist noch in der Kindheit des geselligen Lebens, und somit fast alles in einem Zustande, der fast auf eine jüngere Schöpfungszeit hinzuweisen schien. Amerika konnte also in zwiefacher Hinsicht neu heißen. Betrachtet man aber die Kultur, die auf seinem jugendlich frischen Boden, unter einem rasch anwachsenden Menschengeschlechte sich dort vor unsern Augen gestaltet und die offenbar einer großen Zukunft entgegenstrebt, so ist die Benennung neue Welt dreifach gerechtfertigt.

Im Gegensatz zu dieser neuen Welt wird nun unser Europa gewöhnlich zur alten gerechnet, und nicht mit Unrecht; denn die europäische Geschichte reicht bekanntlich mehr als ein paar Jahrtausende rückwärts, und die Jugend unserer Völker liegt unstreitig schon längst in der Vergangenheit. „Als Amerika entdeckt war," ruft Ritter aus, „da wurde der europäische Continent ein Morgenland." Dieses Wort hat er in einer seiner letzten Schriften noch schärfer ausgesprochen, indem er Amerika mit seinen aufschließenden Kulturströmen als den Schauplatz bezeichnete, wo möglicherweise unser Geschlecht seiner höchsten Reife entgegenschreiten werde, und indem er Mexico wegen seiner beherrschenden Lage zwischen 2 Oceanen und wegen der Manchfaltigkeit der lebendigen Natur an seinen Höhenstufen als den begünstigsten aller Erdräume pries. — Rechnen wir nun auch unser Europa zur alten Welt, so folgt doch daraus keineswegs, daß man bei dem Worte alt an Ermüdung und Hinfälligkeit denken müsse, an geistigen Stillstand und Unfähigkeit zur Erzeugung und Ausführung großer Ideen. Die Kultur der Menschheit scheint freilich bestimmt, den Erdball von Ost nach West zu umwandern; wenn aber jemand behaupten wollte, sie gehe bereits damit um, ihren Thron in Amerika aufzuschlagen, so mag dieses für manches Ohr eine wohlklingende Phrase sein, es fehlt ihr aber die Wahrheit, denn veraltet ist der Kern des europäischen Lebens

noch keineswegs. Einige unsrer Nationen stehen noch in voller Kraft da, und Europa streckt sein Scepter nach wie vor über ferne Meere, Inseln und Küsten. Was insbesondere unser Deutschland betrifft, so wird niemand, der dessen Geschichte und Zustände kennt, den Beweis führen wollen, daß die dem deutschen Volke inwohnende Befähigung zu wissenschaftlicher, künstlerischer, industrieller und politischer Größe schon erschöpft sei und keine Spannkraft mehr besitze, vielmehr blickt der Deutsche in eine Zukunft hinaus, wo er den ihm gebührenden Hochsitz unter den Kulturstaaten Europas erst wieder einzunehmen gedenkt, und alle Anzeichen, selbst die unser neuerstandenes Reich von außen und im Innern bedrohenden Feinde und Gefahren, berechtigen zu dem Schlusse, daß wir in einer Periode aufsteigender Entwicklung uns befinden — wir stehen nicht am Ende, sondern am Anfange eines bedeutenden Zeitraumes. Es möchte also noch eine gute Zeit dauern, bis der Amerikaner mit Recht sagen darf, Europa sei schwach geworden. So lange die Hauptvölker der europäischen Kultur nicht durch Genußsucht und Ueberverfeinerung sich entnerven und in politische Schwäche versinken, und so lange asiatischer Despotismus nicht Meister in Europa geworden, hat es mit unserm Veralten noch nicht Noth. Ja, wenn man die Worte alt und neu vorzugsweise auf Eigenthümlichkeit in Literatur und Sprachen bezieht, so wird die Entwickelung der Menschheit in Amerika nicht einmal eine neue zu nennen sein und höchstens nur zu einer Fortsetzung der europäischen werden.

Eben hierin unterscheidet sich der amerikanische vom europäischen Entwickelungsgange. Europa ist nie von fremden Kulturvölkern unterjocht, nie seine ursprüngliche Bevölkerung von diesen vernichtet oder verdrängt worden. Nicht persische, ägyptische oder andre Kultur und Sprache setzten sich auf dem Boden unsers Erdtheils fest. Nur Anreiz zur Entwicklung ihrer Anlagen erhielten Europas Wilde vom Orient her, aber sonst bildeten sie sich im bürgerlichen und politischen Leben, in Sprachen und Literatur, eigenthümlich und selbständig aus. Ganz anders in Amerika. Es wird dort keine nadowessische, caraibische, abiponische, mexicanische Sprachausbildung und Literatur geben; denn all diese Völkerschaften haben es geduldet, daß man sie verdrängte oder unterwarf oder verkümmern ließ, daß europäische Lebensweise, europäische Sprachen und Religionen auf ihrem Boden herrschend wurden. Amerikas neue Bevölkerung ist Europas Kind, und seit kurzem Europas emancipirtes Kind, das im neuen Besitzthum anzuwenden strebt, womit es daheim ausgestattet worden, aber auch schon durch Erfindungen, durch praktische Ausführung von Ideen, die das Mutterland nur theilweise zu verwirklichen im stande war, und durch den lebhaftesten Handelsverkehr auf das Mutterland zurückwirkt.

§. 1. Allgemeine Uebersicht.

Lage und Umfang.

Amerika mit seinen umgebenden Meeren*) nimmt nach der gewöhnlichen Darstellung der Erde in der Aequatorialprojektion fast ganz allein die westliche Hemisphäre ein, gehört aber sowohl der nördlichen als der südlichen Halbkugel an. Denn es hat unter allen Erdtheilen die größte Erstreckung von Nord nach Süd, indem es, mit Ausnahme der südlich kalten, an allen Zonen der Erde theil hat. Diese seine Ausdehnung von N. nach S. beträgt 138½ Breitengrade, also ca. 2070 Mln., indem sein nördlichster bis jetzt erreichter Punkt im Robeson-Kanal (durch den Kennedy-Kanal mit dem Smithsund verbunden, zwischen Grant-Land und Hall-Land gelegen) unter 82° 30′ N. Br., sein südlichster, Cap Hoorn, unter 56° S. Br. liegt. Die nördlichsten Punkte des amerikanischen Festlandes sind C. Murchison (Nordspitze von Boothia Felix) und die Barrowspitze, beide unter 71⅛° N. Br.; der östlichste Punkt des Continents ist in Südamerika bei Pernambuco (südl. von C. S. Roque), der westlichste ist C. Prinz Wales an der Behringsstraße. Die bedeutendste Annäherung Amerikas an einen fremden Erdtheil findet sich im unwirthlichen Nordwesten, wo nur die schmale Behringsstraße von Asien scheidet und wo die vulkanische Inselreihe der Aleuten eine Verbindung zwischen den beiden Halbinseln Aljaska und Kamtschatka herstellt; südlich davon gehen die Küsten beider Continente immer weiter auseinander. Die größte Annäherung an Europa findet zwischen Grönland und Norwegen statt (ca. 200 Mln. Entfernung), wo die Insel Island, näher bei Grönland als bei Europa, den Uebergang vermittelt; zwischen C. Roque und Sierra Leone beträgt die Breite des Oceans etwa nochmal soviel, nämlich 400 Mln., etwas mehr zwischen New-Foundland und Irland.

Verglichen mit Europa hat Amerika eine geringe Küstenentwickelung, besonders an seiner Westseite; am bedeutendsten ist die Ostküste Nordamerikas aufgelockert, woraus denn auch die bedeutendere kulturgeschichtliche Entwicklung und das politische Uebergewicht, das die dahinter liegenden Gebiete behaupten, zum Theil wenigstens abzuleiten ist. Südamerika ist in seiner Küstenbildung besonders arm bedacht und läßt sich in dieser Beziehung, wie auch in seiner Gestalt, mit Afrika vergleichen. Am ganzen Continente wenig Halbinseln und Buchten, dafür sehr flache Küstenbiegungen. — Wich-

*) Die Oceane, die Amerika umgeben, die Golfe und größeren Baien, und die Verschiedenheit seines Klimas von dem in Europa und Afrika unter gleichen Breiten — siehe oben Abschnitt III., §. 28 und 34.

tigste Halbinseln: 1) am Eismeere: Boothia Felix und Melville; — 2) am atlantischen Meere: Labrador zwischen Lorenzbusen, Ocean, Hudsonsstraße, Hudsonsbai, Jamesbai (24000 Q.-M. groß); Neu-Schottland zwischen Fundybai und Ocean; die Halbinsel von Delaware und Maryland zwischen Delaware-Bai und Chesapeak-Bai; Florida (1700 Q.-M.); Yucatan zwischen Campeche- und Honduras-Bai (2200 Q.-M.); Moskitoland zwischen Honduras- und Moskitobai; Magdalena-Halbinsel am Golf von Maracaibo (oder Venezuela); — 3) am großen Ocean: Alt-Californien (2800 Q.-M.) am Purpurmeer; Aljaska und die Halbinsel der Tschuktschen.

Eigentlich, und bloß physikalisch betrachtet mit mehr Recht als Asien und Europa, sollte Amerika für zwei Continente gelten, da es aus 2 großen Massen besteht, die durch den schmalen Isthmus von Panamá — er ist nur 6 Meilen breit — mit einander verbunden sind. Kann sein, daß vor Jahrtausenden der Zusammenhang breiter war, wenigstens läßt die Inselreihe, die vor dem mexicanischen und caraibischen Golfe liegt, es vermuthen; und wäre dies der Fall, so möchte man eher bedauern, daß dasselbe gewaltsame Ereignis, welches jenen Golf gestaltete, nicht die Nord- und Südhälfte Amerikas vollends von einander riß, um dem Weltverkehr den geraden Seeweg westwärts nach China und Indien zu gewähren, statt des ungeheuren Umwegs um das Kap Hoorn. Freilich einen Golfstrom, unsere europäischen Küsten zu erwärmen, gäbe es dann nicht. — Unsre Zeit ist indes unternehmend, und nachdem der Durchstich der Landenge von Suez gelungen, verbindet vielleicht noch in diesem Jahrhundert ein Durchstich das atlantische mit dem Australmeer und so, daß die Biegung des Aequatorialstroms nicht verhindert wird. Ein solcher Durchstich oder Kanal wurde schon oft und an verschiedenen Stellen in Vorschlag gebracht*), z. B. am Rio Atrato im innersten Winkel der Bai von Darien im Atrato und in seinem Nebenfluß Truando eine Strecke hinauf, dann durch einen Tunnel und zuletzt durch einen Kanal im Flachlande ins jenseitige Meer; ferner über den Isthmus von Tehuantepec; über die Niederung des Isthmus von Nicaragua von der Mündung des Rio S. Juan (bei Greytown) zu den Seen Nicaragua und Managua und dann am Estero Real hinab zur Fonseca-Bai; über den Isthmus von Panamá; die i. J. 1870 von einer nordamerikanischen Expedition vermessene sogen. Cullensche Linie von der Caledonia-Bai (am Golf von Darien) zum Golf von San Miguel; vom Rio Atrato zum Tuyra, der in den Golf von S. Miguel mündet, oder den Atrato hinauf zu seinem linken Nebenfluß Napipi und von ihm zur Limonbai am großen Ocean ꝛc. Vorläufig hat jedoch keines aller dieser Projekte Aussicht auf Verwirklichung und vermittelt noch immer die 10 Mln. lange und viel benützte Eisenbahn von Aspinwall nach Panamá einen Theil des Verkehres zwischen den beiden Küsten.

---

*) Schon ein Jahrzehnt nach der welthistorischen Entdeckung der Südsee durch Vasco Nunez de Balboa (25. Septr. 1513) faßte Hernan Cortez, der Eroberer Mexicos, die Möglichkeit eines Kanals von einem Weltmeer zum andern ins Auge, und seit dieser Zeit ist eigentlich das großartige Projekt nicht wieder von der Weltbühne verschwunden.

Gewässer.

In Amerika herrscht die Tieflandsbildung vor; eine Folge davon ist der große Wasserreichthum seiner Ströme. Da seine Hochgebirge nicht in der Mitte, sondern an der Westseite liegen, so haben die Flüsse einen gewaltigen Raum zu durchlaufen, zwei davon, der Missouri und der Marannon, gehören zu den größten der Erde (S. S. 348). Zum großen Ocean fließen nur im Norden einige größere Ströme, in Süden nichts als kurze Küstenflüsse, fast alle bedeutenden Wasser sind demnach auf der Ostseite und weisen den Erdtheil mit seinem Verkehr wesentlich auf das atlantische Meer hin.

1) **Südamerika.** Ins caraibische Meer: der Magdalenenstrom (mit dem durch ein tief eingeschnittenes Thal dahinfließenden Cáuca) durchströmt die Hochebene von Bogotá. — Ins atlantische Meer: Der Orinoco, dessen 336 Meilen langer Lauf einer Spirallinie gleicht, kommt aus der Sierra Parime (Juzaguaca-Gebirg) im Westen von Guayana; sein oberster Lauf ist noch unbekannt, doch ist sicher, daß er das Gebirg Venezuelas umfließt; die fast wagrechten Flächen zur Seite seines Mittellaufs sind Ursache, daß er unterhalb der Missionsstation Esmeralda (bis wohin Humboldt vordrang) einen linken Arm unter dem Namen Casiquiare zum Rio Negro, einem Nebenfluß des Marannon, schicken kann, während der rechte Arm als Orinoco nordwestwärts, später nördlich und ostnordöstlich weiter fließt. Bis zu Angostura, 60 Mln. oberhalb der Mündung, reicht infolge seines Wasserreichthums die Seeschiffahrt. — Der Amazonenstrom (Amassonas, d. h. Boot-Zerstörer) wurde 1544 zuerst von W. nach O. von dem Spanier Orellana befahren; er hat unter allen Strömen der Erde das größte Stromgebiet (s. S. 348) und ist mit seinen Windungen 763 Mln. lang. Er entspringt in einer Gletschergegend der peruanischen Andes, etwa 10½ ° S. Br., fließt zuerst rauschend und mit mehreren Wasserfällen unter dem Namen Marannon in einem Längenthale nordwärts hinab, und biegt dann nach Osten um, wo er in der Ebene rechtsher den Huallaya und Ucayali, links den Napo aufnimmt. Im weiteren Laufe, wo er auch den Namen Solimoës führt, treten der Japura und der durch den Parima (aus der Nähe der Orinocoquellen) verstärkte Rio Negro von Norden her zu ihm, von Süden aber der aus dem Beni und Mamoré (beide aus Bolivia) bestehende 430 M. lange Madeira (Holzfluß) und der Tapajos. Mit seiner golfartigen Mündung hängt durch einen Seitenarm, die große Insel Juanes (oder Marajo) bildend, der Ausfluß des 300 M. langen brasilischen Tocantines zusammen, der mit dem Araguaya gerade vom Süden herkommt und in die Bai von Pará strömt. Der Amassonas ist in der zweiten Hälfte seines Laufs über 30, zuletzt bis 60 m. tief, und mündet mit solcher Gewalt, daß seine Strömung noch 20 M. weit im Meere zu verspüren ist, sowie umgekehrt die oceanischen Gezeite sich noch 120 Mln. oberhalb der Mündung (bis zur Enge von Obidos) bemerklich machen. Bis an die peruanische Grenze hin (Tabatinca) wird er nun mit Dampfschiffen befahren. — Zwischen dem Orinoco und Marannon ist noch der 109 Mln. lange Essequibo zu erwähnen. — Ferner

ins südatlantische Meer: Der San Francisco südlich des Cap Roque; er entspringt nördlich von Rio de Janeiro. — Dann der Rio de la Plata oder Silberstrom. So heißt aber nur das 500 Q.-M. große Aestuar, in welches der Paraná mit einem Delta und der reißende Uruguay münden. Jener kommt aus den brasilianischen Bergen unweit reicher Diamantgruben der Provinz Minas Geraes, und vereint sich nach der Hälfte seines Laufs mit dem noch längern Paraguay, der inmitten Südamerikas (14° Br., brasilianische Provinz Matto Grosso) auf den Campos de Parecis aus mehreren kleinen Seen entsteht und bei Asuncion den Pilcomayo, den Eröffner Bolivias, aus den Andes von Potosi erhält. Weiterhin (unterhalb Paraná) wird dann der Paraná noch durch den gleichfalls aus den Andes kommenden Saládo verstärkt. Der Paraná ist 460 Mln. lang, etwas südlich des Wendekreises macht er, fast 1/2 M. breit, einen 16 m. hohen Fall (den Salto Grande); aber ein Nebenfluß, der Curitiba, macht, in grandioser Gegend, nicht weit von da einen Sturz von 25 m., doch nur 1300 m. breit. Ueberhaupt ist den südamerikanischen Flüssen eigenthümlich, daß sie mit Wasserstürzen und Stromschnellen aus ihrem Oberlaufe innerhalb der gebirgigen Gegenden in die Ebene eintreten.

2) **Nordamerika.** An der Westseite: der Colorado (des Westens) aus dem Felsgebirge, nimmt den Gila auf und mündet in die californische Bucht. Der goldhaltige Sacramento aus der Nähe des Berges Shasta fließt in Californien neben der Sierra Nevada von Nord nach Süd, bis er (38° Br.) sich seitwärts nach der schönen Bai von Francisco wendet, wo ihm von Süden her der Joaquin entgegenkommt. Der Oregon oder Columbia, der in 50° Br. im Felsgebirg entspringt; er besteht aus den drei Hauptflüssen Lewis oder Schlangen- (Snake-) Fluß, Clarkes-River und Columbia und trennt die Länder Oregon und Washington. Der Frasersfluß, an dessen Ufern Goldlandschaften wie in Californien, mündet hinter der Vancouversinsel. Der Kuskokwim und der Kwichpak oder Jukon münden in das Behringsmeer. — Ins Eismeer: drr Mackenzie aus dem Chippeway-Gebirg, nimmt den Abfluß des großen Sklavensees und weiter nördlich den des Bärensees auf. In den Sklavensee kommt aber von Süden ein Fluß aus dem Athabascasee, in welchen sich der Athabascafluß nach einem langen Laufe ergießt. Der Athabasca entspringt im Felsgebirge, nahe den hohen Schneegipfeln Hooker und Brown, von wo der Lauf des Wassers durch die Seen bis zur Mackenziemündung 450 Mln. lang ist. Ferner der Kupferminenfluß und der große Fischfluß, der auch nach seinem Untersucher Back genannt wird. — In die Hudsonsbai: der Nelson und der Albany; beide stehen in Zusammenhang mit dem Winnipegsee, in welchen der vom Felsgebirg kommende Saskatschewan mündet. — Ins atlantische Meer: der Lorenzo, als der Ausfluß der Fünfseen: Ober-, Michigan-, Huron-, Erie- und Ontariosee, welche 4600 Q.-M. überdecken. Der Obersee ist der größte (1600 Q.-M.) und an 225 m. tief. Der Erie liegt 172 m. überm Meer, ist 446 Q.-M. groß und 60 m. tief. Die Schiffahrt aus dem Erie in den Ontario wird theils durch die beträchtlich tiefere Lage des letzteren, theils durch den Niagara-Fall gehindert; der Niagara (so heißt der Ausstrom des Erie) wird nämlich durch Felsufer auf etwa 260 m. eingeengt, dann theilt er sich um einige Felsinseln herum, so daß die Breite wohl 1300 m. ausmacht, und stürzt 48 m. tief herab. Aus dem Ontario, der nur

96 m. überm Niveau des Meeres liegt, strömt der Lorenzo nach Nordost und macht auf der Entfernung von 125 Meilen bis zu seinem Golf nur einen Lauf von 170 Mln. Vorm Golf die große Insel Neufundland. Durch den Welland-Kanal, der den Niagarafall mit 27 Schleusen umgeht, kann man in den Erie fahren, und so ist eine Wasserverbindung möglich geworden zwischen dem Michigan (an dem die große Handelsstadt Chicago) und dem Meere. Nebenfluß des Lorenzo auf der linken oder Nordseite der Ottawa. Auf der Südseite steht er mit dem Champlainsee in Verbindung, aus welchem ein Kanal zum Hudson, folglich nach New-York führt. Südlich des Lorenzo sind nur kürzere Flüsse, worunter die wichtigsten: St. John, der 16 Meilen aufwärts fahrbar ist, mündet in die Fundybai zwischen Neuschottland und Neubraunschweig; ferner Connecticut in die Bai von Long Island, Hudson in die von New-York, Delaware in die gleichnamige Bai, Susquehanna und Potomac in die Bai Chesapeak u. a., allzumal aus den Alleghany-Gebirgen.

In den Golf von Mexico: der kleinere Alabama; dann der gewaltige Missouri, der in den Felsgebirgen entspringt und, weil man früher seine Länge nicht kannte, seinen Namen einbüßt, sobald der westlich des Obersees entstehende und gerade nach Süd strömende Mississippi ihn aufnimmt. Es ist nun bräuchlich zu sagen: der Missouri fällt in den Mississippi statt umgekehrt.*) Wo der Missouri nach bereits 90 M. langem Laufe die Gebirgsgegend verläßt, stürzt er zwischen hohen Felswänden viermal hintereinander abwärts, das einemal 27 m., ehe er die Hochebene betritt, die er mit unzähligen Windungen und oft in weiten Bogen, stets schiffbar, südöstlich und östlich durchströmt. Viele und große Nebenflüsse, besonders der Yellowstone, der aus 2 Forks (Gabelflüssen) bestehende Platte oder Nebraska, der Kansas, der Osage rc. — Der Mississippi, der „Vater der Flüsse," hat seinen Ursprung nördlich vom 47° in dem 584 m. hoch gelegenen Itascasee und durchläuft bis zur Mündung 645 Mln. Unterhalb der Anthonyfälle (bei St. Paul), etwa 170 M. von seinem Ursprunge, wird er schiffbar und bleibt es. Ueber die Hälfte seines Laufs hat er klares Wasser; erst der Missouri, mit dem er sich 312 M. von der Mündung vereinigt, trübt ihn mit seinem Schlamm, andre Flüsse, die später hinzutreten, desgleichen; er selbst reißt und spült so viel von seinen Ufern ab, daß er zuletzt ein ungeheures Quantum fester Bestandtheile mit sich führt, woraus in der Zeit von Jahrtausenden — der Geolog Lyell rechnet 100000 Jahre — sein unteres, hundert Meilen langes Alluvialbett nebst seinem großen Delta entstanden ist. Die Tiefe des Stroms beträgt 30—60 m. Gewaltig sind seine Ueberschwemmungen, die fast überall Deiche und Dämme nöthig machen. Nebenflüsse des Mississippi: Wisconsin, Iowa, Des Moines, Illinois; und nach der Vereinigung mit dem Missouri: der schöne Fluß oder Ohio, der südlich vom Erie (bei Pittsburg, 213 m. Seehöhe) aus der Vereinigung der zwei Forks Alleghany und Monongahela sich bildet und den Kentucky, Wabasch, Cumberland und Tennessee aufnimmt; vom Golf bis zum Einfluß des Ohio (84 m. Seehöhe) hat man 260 M. zu durchschiffen, die gerade Entfernung beträgt aber nur 104 M. Die bedeutendsten Nebenflüsse unterhalb des Ohio

---

*) Aehnliches findet sich auch in dem Verhältnis zwischen Moldau und Elbe u. s. w.

sind: der 444 Mln. lange Arkansas und der rothe Fluß (Red River), jener aus dem Felsgebirg, dieser aus den Texasbergen.

Außerdem in den mexicanischen Golf: der Rio Grande del Norte, dessen Quellbezirk dem des Arkansas nahe liegt. — Mehrere Flußgebiete Amerikas können ohne zu große Schwierigkeiten in Verbindung gebracht werden. Der Orinoco hängt schon natürlich mit dem Marannon zusammen; die Höhen zwischen dem Madeira und Paraguay scheinen nicht bedeutend zu sein; und in den Freistaaten Nordamerikas sind schon mehrere große Kanalketten fertig.

Gebirge.

Amerika ist seiner ganzen Länge nach von dem größten, wenigstens dem längsten Hochgebirge der Erde durchzogen — einer über 2000 Mln. langen Meridiankette, die im äußersten Westen längs der Küste des großen Oceans, in Mittelamerika allerdings 2mal durch Einsenkungen unterbrochen, sich hin erstreckt. Man nennt diesen mächtigen Gebirgswall gewöhnlich Anden oder die Cordilleras de los Andes; er theilt den ganzen Continent in zwei sehr ungleiche Hälften: in das schmale hydrographische Gebiet des großen Oceans im W. und in die viel ausgedehnteren, dem atlantischen Ocean zugewandten und zugehörigen Gebiete. An den Fuß dieses Hochgebirgs legen sich nämlich im Osten weite Tiefebenen, deren Zusammenhang gegenwärtig freilich durch das caraibische Meer und den Golf von Mexico unterbrochen ist; und im Osten dieser Tiefebenen, gegen die atlantische Küste hin, treten dann isolirte, niedrige Gebirgssysteme auf, zwischen denen an einzelnen Stellen Glieder der großen Ebene bis ans Meer herantreten. Betrachten wir nun die Gebirge im einzelnen.

1) In **Nordamerika.** Ziehen wir eine Linie vom linken Ufer des untern Mackenzie bis in die Nähe der Quellen des Arkansas; sie bezeichnet die Lage und Richtung der Rocky Mountains oder Felsgebirge*), worin Athabasca, Saskatschewan, Missouri, Yellow, Platte, Oregon, Lewis, Colorado &c. entspringen; der nördlichste Theil desselben wird auch Chippewaygebirg genannt. In derselben Richtung setzt diese Kette sich am südöstlichen Ende weiter fort. Jene Fortsetzung aber, an den Quellen des Arkansas und südlichem Plattefork spanische Berge, auch Parkberge (die auch oft noch zu den Rocky Mountains gerechnet werden) genannt, spaltet sich in Parallelketten, deren westliche, als Hauptgebirg Sierra Verde (wo erloschene hohe Vulkane) und vom 31. Breitengrad Sierra Madre oder Muttergebirg heißt, das als Hauptsitz des mexicanischen Silberbergbaues bekannt ist. Sie bilden das sehr lange Plateau Neu-Mexicos, das sich nach Eintritt in die tropische Zone zum breiten Anáhuac, dem Hochlande Alt-Mexicos, ausweitet. Mit Seitenästen ist dieser

*) Amerikanische Geographen beschränken die Bezeichnung „Rocky Mountains" auf die Gruppe von Gebirgszügen, welche die Parks in Colorado, dem nördlichen Neu-Mexico und Wyoming umgeben.

über 900 M. lange Bergwall nur wenig begabt. Nach Nordosten strecken sich 2 parallele Bergzüge hin: nämlich a) von da, wo der Norte aus der langen Hochplatte seitwärts ins Tiefland herausbricht, die niedern Berge von Texas, die weiterhin als Ozarkgebirge bis zum Mississippi in der Nähe von St. Louis sich erstrecken; b) ins Missourigebiet dacht sich die Hochebene ab, aus welcher zwischen Platte und Yellowstone gegen das Knie des Missouri hin die Schwarzberge (Black Hills) sich bis zu 2000 m. übers Meer, doch nur 700 m. über die Ebene erheben. — Was die Westseite des Nordcontinents betrifft, so gewährt sie den Anblick mehrerer Bergzüge, deren einige vom Felsgebirge ausgehen und unter andern im Stromgebiete des Oregon sich abstufen. Fast unabhängig davon streichen Bergketten an der Westküste hin, und zwar nordwärts vom 50.° und vom Fraserfluß als nordamerikanische Seealpen, zwischen welchen und dem Felsgebirge mehrere Parallelketten liegen; wo sie hart an die Küste herantreten, gestalten sie dieselbe zackig und hafenreich; und noch weiter nordwärts, am 59. und 60. Breitengrad, ragen die Riesen Schönwetter (Fairweather) und Elias, jener 4500, dieser 5400 m. empor, und mit ihnen beginnt eine Reihe von Vulkanen, die bis zur Halbinsel Aljaska (Alaschka) und noch auf den Aleuten weiter zieht. Die Küsteninseln, die von der Mündung des Fraserflusses an nordwärts liegen, stellen eine den Seealpen parallele, zerrissene Gebirgskette dar. Südwärts vom Fraserfluß, wo der Columbia mit Stromschnellen und Wasserstürzen die innere Kette durchbricht, etwa 27 Ml. vom Meere, heißt dieselbe Cascadengebirg, und streckt riesige vergletscherte und vulkanische Gipfel in die Luft, z. B. den Mount Baker 3279, den M. Rainier oder Tachoma 4402, den Helens 2787 m., alle rechts des Stromes, den M. Hood, 3421 m. und gleichfalls mit Cascadengletschern, links desselben. Weiter nach Süden, vom Shasta Pik an, führt die Kette den Namen Sierra Nevada, indem sie parallel mit dem californischen Küstengebirg, der Fortsetzung des vorhin genannten, in den Küsteninseln zu tage tretenden Gebirgszuges, hinzieht und so ein ungeheures Längenthal bildet, worin die Flüsse Sacramento und S. Joaquin einander entgegenlaufen und vor der Francisco-Bucht sich vereinigen. Am Tejonpasse (35° Br.) treten die beiden Bergsysteme zusammen (topographisch wenigstens), um die Halbinsel Nieder-Californien zu durchziehen. Die Nevada, worin mächtige, zum Theil vulkanische Gipfel, wie z. B. der Shasta mit mehreren Gletschern 4401, der Castle 3800, der Whitney 4570 m., ist am Westabhange feucht und gleich der Küstenkette waldig, die östliche Abdachung aber, trocken und kahl, geht in unwegsame, namentlich im südlichen Theile sandige und wüste, im Durchschnitt 1200 — 1500 m. hohe Hochebenen über, die durch niedrige Quer- und höhere Meridianketten in mehrere Bassins abgetheilt werden, z. B. das des Lewis zwischen den Blauen Bergen und dem Felsgebirge, das des Utahsees, der durch den Jordan seine Wasser in das nordamerikanische todte Meer, nämlich den großen Salzsee schickt, zwischen dem Humboldtflußgebirg und dem Wahsatchgeb., das des Colorado östlich von letzterem u. s. w. — Daß auch die Rocky Mountains als Wasserscheide zwischen Ost und West von beträchtlicher Erhebung sind, hat Capitain Fremont bestätigt; er fand den Snow- oder Fremonts-Peak (nicht weit vom Ursprung des Yellowstone unter $43^1/_6$° Breite), den er unter großen Gefahren bestieg, 4135 m. hoch, den Südpaß aber, nahe dem linken Quellfluß des Nord-Platte, nur

2283 m. und so allmählich aus der schon über 12 bis 1600 m. hohen Ostgegend auf- und in das jenseitige wüste Hochland westwärts absteigend, daß der Uebergang hier leicht und dieser Paß lange Zeit das Hauptthor auf der Ueberlandreise nach Californien war; doch hat man neuerdings südlicher einen noch bequemeren Paß, den Evans-Paß gefunden, über welchen die große Pacific-Bahn, die New-York und Chicago mit S. Francisco verbindet, aus dem Thal des Platte zur Hochebene des Colorado und des Salzsees aufsteigt. Nordwärts des Fremonts-Peak liegen noch höhere Berge und zwar in der Gegend des 51. Breitengrades, namentlich der Hooker 4750 m. und der Brown 4850 m. Desgleichen sind unter den spanischen oder Parkbergen gewaltige Höhen z. B. der Long's Pik 4282, der Gray's Pik 4311, der Pike's Pik 4333 m., und nach W. von letzterem, südlich vom Südpark und westlich des obersten Arkansasthales, in einer namenlosen, aber mit vielen kolossalen Gipfeln besetzten Kette der 1869 von Whitney gemessene M. Harvard 4349 m. — Die große Gebirgsmasse, welche das ganze westliche Drittel von Nordamerika ausfüllt, muß als geographische Einheit aufgefaßt werden, obgleich keine Gesammtbezeichnung dafür existirt;*) denn die „Rocky Mountains" sind nur ein Theil des Ostrandes, „Cascade Range" und „Sierra Nevada" Bezeichnungen für Theile des Westrandes, während die zerrissenen und theilweise, aber nie ganz detachirten Massen, welche das Innere ausfüllen, ihre besondere Namen erhalten, sobald sie dem Erforscher oder Ansiedler bekannt werden.

Vom 21. bis 14. Breitengrad erstreckt sich das Anáhuac, ein mächtiger Erdbuckel durchschnittlich von 2300 m. Höhe, und nur am mexicanischen Golfe, nicht am großen Ocean, mit einer flachen, 10—20 Mln. breiten heißen und sumpfigen Tiefküste umsäumt, zu welcher das Plateau äußerst steil und mit schwierigen Verbindungen herabfällt, während die Senkung nach W. bequemer in mehreren Stufen stattfindet, woraus sich auch die große Bedeutung der westlichen Häfen Mazatlán und Acapulco für den mexicanischen Handel erklärt. Die Stadt Mexico, obwohl im Thale Tenochtitlan und in einem weiten Kreise von Bergketten umkränzt, liegt 2273 m. überm Meerspiegel. Uebrigens streicht (zwischen 18 und 20 ° N. Br.) eine Kette von Nevados (Schneegipfeln) und Tepetls (Vulkanen) von West nach Ost über das Anáhuac hin; der Popoca-Tepetl 5391 m., die weiße Frau (Iztaccihuatl) 4687, der Pik von Orizaba oder Citlaltepetl 5449, der Perote 4050 m. hoch. Gegen Südwest verengt sich das Anáhuac zum Gebirge von Oaxaca und wird, jenseit der Einsenkung von Tehuantepec (höchster Punkt bei Tarifa 316 m.) zu einer Küstencordillera, die einen Arm nach N.-O. ausreckt (Halbinsel Yucatan) und am großen Ocean durch Centro-Amerika über 200 Meilen hinzieht. Eine Menge von Vulkanen trägt diese Kette, darunter viele thätige. Die Kammhöhe ist durchschnittlich 2000 m., in Guatemala, wo das Gebirg am mächtigsten, noch höher. Dort haben mehrere Vulkane 4000 m. Höhe, weiter südöstlich in Costa Rica übersteigen sie nicht 3500. Selbst auf einer Insel im See Nicaragua liegt ein Vulkan. Auf dem Isthmus

*) Whitney schlägt vor, das Wort „Cordilleras" ausschließlich für den nordamerikanischen Theil des gesammten Gebirgssystems, das sich von Cap Hoorn bis zum Polarmeer hinzieht, zu gebrauchen, da für den südamerikanischen Theil der Name „Andes" ohne das Beiwort Cordilleras allgemein in Gebrauch gekommen.

gegen Panamá sinkt die Cordillera allmählich tief ab (höchster Punkt der Einsenkung 80 m.)

Betrachten wir nun die große Osthälfte Nordamerikas, so fällt sogleich der Mangel an Gebirgen auf; wir finden nur: 1) einen Landrücken, der nördlich vom Ober- und Huronsee sich mitten zwischen dem Lorenzfluß und der Hudsonsbai hinstreckt; und 2) östlich des Mississippi und Ohio das 300 M. lange Bergsystem der Alleghanies, die im Süd (in Alabama) Apallachen, am Tenessee Cumberlandsberge, am virginischen Jamesfluß gewöhnlich Blauberge, links vom Connecticut Weiß- und rechts Grünberge heißen, und zwischen dem Lorenzo und der atlantischen Küste endigen. Es sind Parallelketten von gleicher Richtung und deshalb an die Falten des Jura erinnernd, nur von anderm Gestein (meist krystallinisch, nämlich laurentische Gneise und huronische krystallinische Schiefer, und erst im Süden in Kreideformation übergehend), auf lange Strecken hin gleichförmig in Richtung und Höhe, dicht bewaldet und in den fruchtbaren Thälern und auf den sanften Abhängen dem Ansiedler alle möglichen Vortheile des Bodens, Waldes und Wassers darbietend, vom Ocean her vorbereitet durch eine sanfte Bodenanschwellung, die sich hinter den Küstenebenen allmählich erhebt. Merkwürdig ist der große Reichthum dieses Gebirgsystems an nutzbaren Mineralien, namentlich am Eisen und Kupfer, auch Gold u. a. Metallen, sowie die ganz unvergleichliche Menge von Petroleum und Steinkohlen, welche sich als Verwesungsprodukte vorweltlicher Organismen in diesen oder den benachbarten Formationen des östlichen Nordamerika finden. Die Breite des ganzen Zuges ist 30—40 Meilen. Durchschnittlich nur 6—900 m. hoch, erhebt es sich doch an manchen Stellen zu 1200, ja bis zu 2000 m., besonders im Südwesten der Blauberge, wo der Black Dome 2044, der Roan Mountain 1922, der Grandfather 1797 m. u. a. eine hochgelegene Gruppe bilden. So auch im nordöstlichen Theil, welchen der Hudsonfluß und der See Champlain abschneidet; denn die Weiß- und Grünberge haben Kuppen bis zu 2000 m., der schöne Washington in New-Hampshire ist 1900 m.

2) **Südamerika.** Das Hauptgebirg ist die Andeskette, ein gewaltiger Gebirgsbau von 980 Mln. Länge und 68 Mln. mittlerer Breite, mit einer mittleren Kammhöhe von 3400—3600 m., an der ganzen Westküste hinziehend, so daß nur ein schmales Uferland übrig bleibt; ja nördlich der Guayaquil-Bai und südl. von Chile fällt sie dicht ans Meer ab. Die einzelnen Gebiete haben nach den Ländern verschiedene Namen; während man jetzt mit dem Namen Anden die ganze Gebirgskette (oft auch noch einschließlich der nordamerikanischen Cordilleren) bezeichnet, trug zu den Zeiten der Inkas bloß das Gebirgsland von Quito und Peru diesen Namen. Der mittlere Theil ist das große von West nach Ost sehr ausgedehnte Alpenland von Süd-Peru und Bolivia zwischen 14. und 20.° S. Br., zwischen der Inkastadt Cuzco und den Silberbergen Potosis. Dort liegt die breite Hochplatte, die fast 3900 m. überm Meerspiegel den See Titicaca trägt. Oberfläche des Sees 250 Q.-M. und mit der Ebene umher 1000 Q.-M. Die Randhöhen derselben sollen nur 500 m. hoch sein; die Nevados aber, die diese Hochlandschaft umkränzen, sind von gewaltiger Größe, in der Küstencordillera der Nev. von Arequipa 5754, der von Sahama 6939, der Lirima ca. 7300 m., auf der Ostseite der 4gipfelige Illimani 7314 und der höchste Berg des Continents, nämlich der 7513 m. (23128') hohe Illampu oder

Nevado von Sorata. Aus der Nähe des silberreichen Potosi (4068 m. hoch) streicht noch viele Meilen weit das Gebirg seitwärts ins Land hinein, und fällt zur schwachen Wasserscheide zwischen den Stromgebieten des Paraguay und Madeira ab. Die trockene und dünne Luft, worin der sonst wasservolle und 218 m. tiefe Titicaca liegt, macht, daß er sehr stark verdunstet (vergl. S. 415), weshalb sein Abfluß, der Desaguadero, nur ein unbedeutender Strom ist, der keinen Ausweg aus dem Gebirge findet und sich zuletzt in einem salzigen Sumpfsee (Aullagas) verliert. Die Ebene um den See ist trotz der hohen Lage angebaut und mit Ortschaften besetzt. Gegen Stürme geschützt, ladet er nebst den fernher schimmernden Riesengipfeln zu ernsten Betrachtungen ein, und man begreift, wie er den alten Peruanern heilig werden konnte. Jetzt fahren Dampfer auf ihm. Auf einer seiner Inseln finden sich Trümmer eines Sonnentempels, die gleich den Ruinen an den Ufern die Bewunderung der Reisenden erregen.

Verfolgen wir die Andes-Cordilleren von dort gen Süden, so gibt es wohl hie und da kleine Nebengebirge, die sich ostwärts ausstrecken, z. B. die Sierra von Salta (am Wendekreis) und die von Cordova, aber nicht solche Parallelketten wieder wie in Bolivia. Das Gebirg zieht vielmehr als eine Cordillera an Chiles und Patagoniens Küste hin — in Chile mit mächtigen Gipfeln; denn der Aconcagua hat 6834, der Juncal 5942, der Tupungato 6178, der Maipó 5384 m.; alle diese liegen zwischen 32 und 34 ° S. Br. Wenige und höchst beschwerliche Pässe (z. B. der Cumbre- oder Uspallata-Paß zwischen Valparaiso und Mendoza 3809 m., der Paso de la Dehesa zwischen Santiago und Mendoza 4064 m., der Come Caballo zwischen Catamarca und Copiapo 4353 m.) führen über das Gebirge hinüber. — Niedriger ist die Cordillera Patagoniens und dicht bewaldet, obwohl infolge des kälteren Klimas auch mit Schneekuppen, z. B. der 2300 m. hohe Vulkan Osorno. Sie bildet hier eine zerrissene Steilküste, voller Fjords mit Inseln davor, die als Trümmer einer westlicheren, niedrigeren Gebirgskette zu betrachten sind, ja ein Fjord (die Magalhaensenge) schneidet ganz durch, so daß die Südspitze des Continents aus Inseln besteht. Auf Feuerland ist der 2000 m. hohe Darwin weit herab voll Schnee, da die Schneelinie dort nur 700 m. hoch liegt.

Nördlich der Hochplatte des Titicaca, unweit Cuzco, spalten sich die Andes, um Längenthäler für den Ucayali und dessen Nebenflüsse zu bilden; ebenso weiter nordwestlich bei dem Gebirgsknoten von Pasco, an den Quellen des Huallaya und Marannon, von wo aus 3 Parallelketten in nordwestlicher Richtung sich erstrecken. Die Hauptcordillera zieht indes an der Küste hin, nur minder hoch als zuvor. Unter $7^1/_2$ ° Breite links vom Marannonthale bei Guamachuco zeigt sich noch ein Schneegipfel, der Hualillas, dann wird die Kette beträchtlich niedriger bis hinter Loxa, wo sie wieder einen Knoten bildet und wieder als mächtige Alpenwelt, als das Hochland von Quito (2800 m. Mittelhöhe) in der ursprünglichen Richtung der Andes von S. nach N. weiter zieht. An den beiden Randgebirgen desselben finden wir die höchsten Gipfel zusammengehäuft: am Westrand den durch Humboldts Besteigung und Beschreibung berühmt gewordenen Chimborazo 6421 m., den 2gipfeligen Iliniza, den Pichincha 4787 m., am Ostrand El Altar 5321, den schöngeformten Cotopaxi 5753, der Cayambe 5902 m. Der Chimborazo, eine Pyramide mit kuppenförmigem Gipfel, ehemals ein Vulkan, aber ohne daß auf dem Gipfel ein Krater sich aufthat,

wurde von Humboldt bis 5800 m., später von Boussingault bis 5960 m. erstiegen. Der Cayambe steht gerade auf dem Aequator, der zugleich das Hochthal Quitos im Dorfe Lulumbamba schneidet. Dieses Hochthal hat bei einer Breite von 3 bis 4 eine Länge von 50 Meilen bis in die Gegend von Pasto. Hier wo an der Ostseite der Japura abfließt, im Innern des Gebirgs aber die Magdalena und ihr Seitenfluß Cáuca entspringen, spalten sich die Andes wieder in 3 parallele Hauptketten, die das von der Magdalena durchströmte Hochland von Bogotá (2600 m. Höhe) und das tiefer liegende Cáucathal umschließen. Die westlichste Kette wird durch den Atrato nochmal gespalten und endet in der Niederung auf der Erdenge von Panamá; die am meisten nordöstlich hinrankende Kette tritt mit dem Küstengebirge von Carácas und Venezuela in Verbindung, welches aus 2 zuerst nordöstl., dann östl. gerichteten Parallelketten besteht, von denen die nördliche steil aus dem Meere aufsteigt und sich in der Silla von Carácas bis 2600 m. erhebt, aber durch die weite Bucht von Cumana unterbrochen wird. Auf der Insel Trinidad sind beide Ketten noch erkennbar. Als Trümmer einer dritten Parallelkette erweisen sich die Küsteninseln (deren bedeutendste Curaçao) und der mit Cap Gallinas (neben dem Golf von Venezuela) endende Bergzug; in der gleichen Richtung liegt auch das beschneite Einzelgebirg neben der Magdalenamündung, mit dem mehrgipfeligen 5500 m. hohen Nevado von Santa Marta.

Nicht nur durch ihre Richtung,*) sondern namentlich auch durch ihre wunderbar reiche und mannigfaltige tropische Vegetation, sowie durch eine Menge riesiger, zum Theil ewig beschneiter Vulkane sind die Andes Südamerikas vor allen Hochgebirgen der alten Welt ausgezeichnet. Diese Nevados Vulcanos sind meist glockenförmig gestaltet und in doppelter oder einfacher Reihe geordnet, bald am Rande, bald auf der Centrallinie der mächtigen Gebirgskette aufgebaut. Unter 68, die man gezählt haben will, sind 26 in Quito z. B. der Cotopaxi und Pichincha; am Plateau des Titicaca der Tutunaca und der Kegel von Arequipa; in der Kette Chiles der Aconcagua und Descabesado. Deshalb auch furchtbare Erdbeben, Hebung und Senkung von Landstrichen u. s. w. Laut geologischer Forschungen sollen die Andes weit später sich erhoben haben als die Alleghanies. Man hat in Chile Muschelablagerungen in der Höhe von 3900 m. gefunden, und das Becken des Titicaca ist Diluv.

Suchen wir nun die übrigen Gebirge des Südcontinents auf. Es sind außer der schon vorhin erwähnten Küstenkette Venezuelas folgende: 1) im Nordosten das Hochland von Guayana. Es steigt aus der Tiefebene des Unter-Marannons und am Branco (Parima), einem Nebenflusse des Negro, auf und verästet sich sowohl östlich gegen das Mündungsland des Marannon (Acarai- und Tumucuraquegebirg), als auch nordwestl. in den Bogen hinein, den der Lauf des Orinoco beschreibt. Südlich der noch unbekannten, wahrscheinlich in der Sierra Parime liegenden Quellen dieses Flusses ist das Arihuanagebirg; große Gipfel erheben sich auch in dem Gebirgsarme, der südlich in die Ebene des Negro absinkt, namentlich der Maraquera von

*) Während die Hochgebirge der alten Welt vorherrschend in der Richtung der geographischen Breite streichen (Kong, Pyrenäen, Alpen, Kaukasus, Himálaya u. s. w.), erstrecken sich die der neuen Welt vorherrschend in der Richtung der Meridiane.

2900 m. Höhe. Dem atlantischen Meere sendet das Hochland viele kleinere Flüsse zu, vor allen den Essequibo, der vom Acaraigebirge aus durch eine Einsenkung nordwärts fließt, welche das Gebirge in eine östliche und westliche Hälfte zerschneidet, und den Surinam; manche dieser Flüsse bilden großartige Katarakten und Wasserfälle, so z. B. der Potaro oder schwarze Fluß (Black River), ein Nebenfluß des Essequibo, den herrlichen Kaieteur-Fall. Im ganzen betrachtet bildet das Gebirgssystem von Guayana ein niedriges Plateau, auf welchem einzelne, meist von NW. nach SO. streichende zackige Gebirgsketten aufgesetzt erscheinen, die durch Wald- und Grasebenen von einander getrennt sind, aber nur an wenig Stellen über 3000 m. sich erheben. Nirgends jedoch reicht die Hochebene an die Küste, sondern läßt dem Oceane ein flaches Uferland als Einfassung. — 2) Die brasilischen Gebirge. Wie das Hochland Guayanas an der Nordseite, so begrenzen die brasilischen Gebirge weit im Süden den untern Theil des Marannon-Stromgebiets. Insbesondere scheiden sie die Quellgegend des Tapajos von der des Paraguay, und die des Tocantines vom Paraná, verästen sich auch an beiden Seiten des Francisco und streichen noch südlich des Wendekreises eine große Strecke an der Küste hin. Es sind eine Menge Sierren oder Bergketten, die meist von S. nach N. streichen und gleichfalls einem Plateaulande aufgesetzt sind, doch ihre Kuppen kaum so hoch tragen als die Gebirge Guayanas. Die Sierren der Provinz Minas Geraes gelten für besonders hoch. Der dortige Itambe ist 1800, der Piedade 1783 und der Itacolumi 1112 m.*) hoch; der Pico dos Orgaos aber (Orgel-Pik wegen Reihen von Basaltsäulen) wird auf 2500 m. geschätzt, und der Itatiaiossu (Itatiaia) in der Sierra da Mantiqueira im W. von Rio de Janeiro und nahe der Küste hat, als höchster Berg Brasiliens, eine Höhe von 2712 m. (8350'). Im allgemeinen nennt man die Sierren des Inneren zwischen dem Tocantines und Paraná das Scheidegebirg oder Sierra dos Vertentes, und die Kette in Minas Geraes zwischen dem Francisco und dem Meere das Rückgratsgebirge oder Sierra do Espinhaço.

Vergleichung beider Continente. Tiefländer.

Beide Hälften stimmen in ihrer äußern Form darin überein, daß sie im N. breiter sind und sich nach S. hin fast zuspitzen. Aber der nördliche Continent liegt dem Nordpol viel näher, als der südliche dem Südpol, und nur mit dem Anáhuac, also mit seinem schmalen Südende, reicht er in die heiße Zone hinein. Südamerika dagegen hat seine Hauptmasse zwischen den Tropen nördlich und südlich des Aequators. Dies wird auf die industrielle, politische und wissenschaftliche Entwickelung der Bewohner von Einfluß sein, und zwar zum Vortheil des Nordcontinents. Dazu kommt noch, daß die Rocky Mountains entfernter von der Westküste stehen, der Continent also einen Westtheil besitzt, wo ungeachtet der Hochwüsten von Nevada und Utah sich Staaten von größerer Ausbildung bilden können, als am schmalen Westgestade Südamerikas. — Außerdem haben aber beide Continente viel Aehnlichkeit mit einander, wie sich leicht erkennen läßt, namentlich den Zug des Hauptgebirges von Nord nach Süd, und die Bildung von Hochplatten an ihrem Kamme, deren Erhebung so bedeutend ist, daß

* Nach andern Angaben ca. 1950 m.

ihr Klima im Gegensatze mit ihrer Entfernung vom Aequator stehen muß. Wichtiger noch ist es, daß ostwärts der großen Gebirge in beiden Continenten sich ein ungeheures Flachland ausdehnt, und erst in weiter Ferne des Ostens, als wären dort gegen den atlantischen Ocean, falls er einmal sich aufbäumen und die flacheren Uferlande überfluten sollte, besondere Vorwerke noth, wiederum Bergzüge aufragen, die Alleghanies, die brasilischen Sierren ꝛc. Jenes ungeheure Flachland ist zugleich im Nord- wie im Südcontinente ein Tiefland, und zwar keine Saharà, sondern voll zahlloser und wasserreicher Ströme, folglich zu benutzen, und mit geringen Ausnahmen bewohnbar, nur daß heißes und gemäßigtes Klima beträchtliche Unterschiede machen. Großentheils undurchforscht ist die 40 bis 50000 Q.-M. haltende Ebene des Marannon-Stromgebiets, an den Flüssen voll üppiger Vegetation und großer Wälder, und deshalb die Selvas (oder Bosques) genannt. Daneben, zwischen dem Guayana-Gebirg und der nordöstlichen Andeskette, breiten sich die Llanos (vom latein. planus) oder baumleeren Ebenen aus, wo im größten Theile des Jahres das organische Leben verschwunden scheint, und der öde Boden vor Dürre zerbirst, doch mit Beginn der Regenzeit sich alles rasch mit dem saftigsten Grün überzieht. Einen andern Charakter haben die Pampas im Gebiete des Paraguay und Paranà, wo der salzhaltige Sandboden Nahrung fürs Vieh liefert, asiatischen Steppen gleich, doch nur mit kleinen Einöden. Sie erstrecken sich, nach S. hin immer pflanzenärmer werdend, bis an die Magalhaensstraße. Die größten Pampas trifft man am obern Salado, am patagonischen Flusse Colorado und besonders zum La Plata hin — Gegenden, wo das europäische Rindvieh sich ins Ungeheure vermehrt hat. Die nordamerikanischen Savannen des weiten Missourigebiets, und die Prairies, wie man die leichter in Ackerfelder umzuschaffenden, mit Urwald abwechselnden Grasebenen am Ohio, Mississippi und Missouri nennt — das ganze Illinois kann so ziemlich als deren Typus gelten — sind in ihrer grenzenlos scheinenden Ausdehnung einem grünen Meere vergleichbar, durchschwärmt vom einheimischen Bisambüffel, wie vom europäischen wildgewordenen Rindvieh; nur weiter westlich, besonders zwischen dem Rothfluß (red river) der in den Mississippi, und dem Platte, der in den Missouri fällt, steigen sie allmählich in ungeheure, meistens quellenarme und (mit Ausnahme der Flußufer) absolut baumlose Sandflächen (the plains oder „die Ebenen“ genannt) auf, die nur an den Flüssen von Streifen anbaufähigen Landes durchzogen werden.

Das Tiefland Nordamerikas erstreckt sich aber noch weiter, als bloß über das Stromgebiet des Missouri. Jenseit der schwachen Wasserscheide, womit dieses im Norden eingefaßt ist, liegt es breit bis zum Eismeere hin, und noch dazu mit so unmerklicher Absenkung, daß es von einer Menge Seen bedeckt ist, und die Flüsse in diesem ungeheuren Raume nicht, wie die sibirischen, eine bestimmte Richtung haben, sondern fast umherirren und häufig einen See an den andern ketten.*) Das Bereisen jener sonst unbehaglichen Länder wird dadurch natürlich erleichtert, da auch die Zwischenräume,

---

* Die Wasserscheiden liegen manchmal in den Seen selbst, wie z. B. der Hirschsee (Deer Lake) Wasser zum Mackenzie und zum Churchill oder Missinippi d. h. Vater der Seen) sendet.

wo kein Zusammenhang der Gewässer stattfindet oder die Schiffbarkeit durch Stromschnellen unterbrochen wird, so flach sind, daß sie Tragplätze (portages) abgeben, wo sich ein Boot leicht hinüber bringen läßt.

Zu den Aehnlichkeiten beider Continente gehört ferner die einfache Gestaltung ihres Umfangs. Für die Kultur der von der Küste entfernteren Binnenländer müßte dies von größtem Nachtheil sein, wenn die fehlenden Meereseinschnitte nicht durch die Schiffbarkeit der mächtigen Ströme ersetzt würden, die sich, als Folge der weiten Ausdehnung des Tieflandes, auch weit aufwärts erstreckt. So ist der Mississippi schon längere Zeit von einer Menge von Schiffen belebt, und auch für den Amazonenstrom scheint die Zeit heranzunahen, wo trotz der Ueberschwemmungen, die er anrichtet, sein Ufergelände etwas bevölkerter sein wird; seine Beschiffung wenigstens ist noch leichter als die des rascheren Mississippi, der freilich vor jenem den Vorzug hat, einem gemäßigten Klima anzugehören und von plötzlicher Anschwellung durch tropische Regengüsse frei zu sein. Dadurch, daß die brasilianische Regierung nun die Befahrung des Riesenstromes allen Nationen gestattet, ist Südamerika erst wahrhaft aufgeschlossen worden.

Zur Uebersicht des Ganzen bedarf es schließlich noch eines Blickes auf die Inseln, womit der mexicanisch-caraibische Golf umgürtet ist. Sie heißen Antillen, auch Westindien, lassen sich zu Nord- so gut als zu Südamerika rechnen und deuten auf eine Urzeit, wo der Zusammenhang beider Continente breiter sein mochte. Vielleicht gehörten die Golfe zum Tieflande und die Inseln bildeten auch hier gebirgige Vorwerke, die jedoch das Verschlingen oder Einsinken des Tieflandes nicht zu hindern vermochten. Somit stellen sich die Inseln als Gebirgsgipfel und Rücken dar, und die meisten haben sogar eine beträchtliche Höhe. Mit schönem Grün bekleidet, aus den Fluten hoch hervorragend und wohl bevölkert, bieten sie den Schiffen sichere Ankerplätze zugleich und Durchfahrten; sie sind der schönste Schmuck des Golfes.

Klima und Produkte.

Beides wird nach den Breitengraden, nach den vorhin bezeichneten Höhen und Tiefen, nach der Betrachtung des Wasserreichthums, aber auch nach der Verschiedenheit der Temperaturverhältnisse Amerikas von denen der alten Welt nicht schwer zu errathen sein. Dieser Verschiedenheit, daß nämlich der neue Continent kühler ist als die alten, und ihrer muthmaßlichen Ursache wurde schon oben im physikalischen Abschnitt hinreichend gedacht.

Um dort Gesagtes nicht zu wiederholen, sei hier bloß die Beobachtung angeführt, der zufolge der Kältepol Nordamerikas 77½ ° N. Br., also 15 M. südlicher liegt, als selbst der sibirische, und außerdem noch 1,8 ° R. kälter sein soll. Die Barrow-Spitze, nördlichster Punkt des amerikanischen Festlandes, liegt 71° 23′ N. Br.; und unser norwegisches Nordcap nur um ein weniges südlicher, nämlich 71 ° 11′. Dennoch hat es den Leuten des von der Behringsstraße nordöstlich fahrenden Capitains Beechey außerordentliche Mühe gekostet, mit einem Boote bis zur Barrowspitze zu gelangen;

unser Nordcap dagegen wird bequem umfahren, und in dem norwegischen Handelsorte Hammerfest (S. S. 965), wo jährlich über 200 Schiffe einlaufen, läßt es sich noch menschlich leben. Man darf sich also nicht wundern, daß die Länder an der Hudsonsbai, selbst an der Südküste derselben, also unter gleicher Breite wie das nördlichste Deutschland, so kalt und unwirthlich sind. Uebrigens findet auch bei Amerika statt, was wir bei Asien bemerkten: die Ostseite ist kälter als die westliche und als das Innere des Continents. Erst südlich vom 50. Breitengrad, mit dem Quellgebiet des Oregon und mit dem Landrücken, der das Hudsonsgebiet von dem des Lorenzostromes scheidet, fängt dort das eigentlich gemäßigte Klima an, das bis in die Nähe des mexicanischen Golfes herrscht.

Das schmale Mittelamerika und die größte Masse von Südamerika ist Tropenland, so daß nur die Küste Chiles nebst dem La Plata-Gebiet ꝛc. wiederum milderes Klima genießen. Alle Niederungen in der heißen Zone, wenn auch ohne afrikanische Glut, leiden umsomehr an der ungesunden Wirkung der mit Feuchtigkeit verbundenen ewigen Sommerwärme, namentlich an der Küste des mexicanischen und caraibischen Golfs und in den Gebieten des Orinoco und Marannon; andere Strecken an Dürre, wie mehrentheils auf der Westküste (z. B. die 1600 m. hoch gelegene wasserlose, an Kupfer und Salpeter reiche Plateauwüste Atacama an beiden Seiten der Steinbockswende). Besser zur Kräftigung und geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts eignet sich das Land an den canadischen Fünfseen, an beiden Seiten der Alleghanies und am Mississippi, das Gebiet des Oregon, die mit angenehmem Klima gesegnete Küste von Chile und theilweise auch die Südostseite Brasiliens bis zum La Plata. Als einiger Ersatz für den Mangel gemäßigten Klimas können die Bewohner der tropischen Zone ihren Reichthum an eigenthümlichen Produkten, vorzüglich aber ihre Hochländer betrachten, die sich über die ungesunde Tiefe weit hinaus erheben und eben jenen Produktenreichthum noch bedeutend vergrößern, sogar europäischen Feldbau möglich machen. Man theilt dort die Lage nach der Seehöhe in 3 Regionen, die heiße terra caliente, die gemäßige terra templada (deren untere Hälfte für uns noch zur heißen gehören würde) und die kalte terra fria, die in den höher gelegenen Andes Südamerikas noch in kühle, öde und steinichte sich abtheilt, woran die Schneegrenze stößt. Merkwürdig ist es und wahrscheinlich den Wirkungen fürchterlicher Erdbeben am Aequator zuzuschreiben, daß in Quito die Schneelinie tiefer liegt als in dem 15° vom Aequator entfernten Peru. (S. S. 351).

Vergleicht man jene Abstufung mit der in unsern Alpen, so findet man dort nicht bloß die unteren 2200 m. mehr, sondern noch wesentliche Unterschiede der Produktion. Dies liegt hauptsächlich darin, daß unsre Alpen zugleich Theil an den 4 Jahreszeiten nehmen, die zwischen den Tropen unbekannt sind. Jede Region der Andes bleibt bei geringem Wechsel in fast ewig gleicher Temperatur; Sommer, Frühling und Winter sitzen auf 3 verschiedenen Thronen, die sie niemals verlassen. Wie dieses auf die Natur der Produkte, so wirkt es auch auf die Menschen, die, wofern sie nicht mit dem Aufenthalt in verschiedenen Regionen wechseln (und wie wenige könnten das!) in gleicher Temperatur und gleicher eintöniger Ruhe hinleben. Deshalb werden auch die Bewohner Hochmexicos und Hochperus, obgleich frischer und kräftiger als ihre Nachbarn an der

Küste, schwerlich je so unternehmend, thätig und erfinderisch werden als z. B. die Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten.

Der vorzüglichen sonstigen Produkte in den 3 Reichen der Natur, welche die neue Welt theils eigenthümlich besitzt, theils aus Europa empfing, erwähnen wir im folgenden §. und bei den einzelnen Ländern.

§. 2. Geschichtliches und Bevölkerung.

Entdeckungen. Frühe schon sollen Missionäre aus Irland an die Küsten Neuschottlands und Neuenglands südlich des Lorenzostroms gekommen sein; doch verlässige Angaben hierüber fehlen. Sicher ist, daß die Normannen den Weg über den atlant. Ocean gefunden haben. Auf der Fahrt nach Island wurde Gunnbjörn westwärts um die Insel getrieben, entdeckte eine Inselgruppe, welche nach ihm den Namen Gunnbjarnar=Skär (Scheeren Gunnbjörns) erhielt und sah überdies noch ein weiteres Land, nämlich Grönland (870 oder 877, nach andern Quellen um 920). Zwischen 970 und 980 fuhr Snaebjörn galti mit einer Zahl von Genossen aus, um die Scheeren Gunnbjörns aufzusuchen; man fand sie und überwinterte darauf, die beabsichtigte Niederlassung wurde jedoch durch ausgebrochenen Zwiespalt verhindert. Nur um wenige Jahre später fällt dann der Anfang der Niederlassung isländischer Männer auf Grönland selbst, indem Eirikr raudi, um einer Todtschlagssache willen aus Norwegen nach Island ausgewandert, auch hier wieder in mancherlei Kämpfe verwickelt und des Landes verwiesen, 14—15 Winter vor der gesetzlichen Einführung des Christenthums auf Island, also 985 oder 986, als der erste im Lande sich niederließ, an der Stelle, die man seitdem Eiriksfjördr nannte; um durch eine freundliche Bezeichnung die Zahl der Einwanderer zu vermehren, habe er dem Lande den Namen „das grüne Land" gegeben.*) Die Zuzüge blieben auch in der That nicht aus; alle ließen sich auf der Westküste des Landes nieder, wo man bis zum 72. Breitengrade, in der Nähe von Upernavik, Spuren ihrer Anwesenheit entdeckt hat. — Ungefähr um dieselbe Zeit (986) entdeckte Bjarni, im Begriff, seinem Vater Herjúlfr Bárdarson, einem Genossen des rothen Eirik, nach Grönland zu folgen, die Küsten Nordamerikas, bis er endlich nach Grönland gelangte. Das Aufsehen, welches seine Erzählungen erregten, veranlaßte die 3 Söhne des rothen Eirik, vom Jahre 1001 an mehrere Fahrten dorthin zu unternehmen, auf denen man bis zum Cap Cod (42° N. Br.) gelangte, also Labrador, Neubraunschweig, Neuschottland ꝛc. entdeckte, und dort Niederlassungen gründete. Da man wildwachsenden Wein fand, nannte man das entdeckte Land Vinland. Mit den Eingebornen, welche als Skraelingar bezeichnet werden und die wahrscheinlich Eskimos gewesen sind, knüpfte sich anfangs ein sehr vortheilhafter Tauschverkehr an. Bald aber kam es zu heftigen Kämpfen mit den wilden Ureinwohnern und dadurch wurde wahrscheinlich den Ansiedlungen ein Ende gemacht; doch wird noch von Fahrten berichtet, die 1121 und 1347 von Grönland aus dorthin unternommen wurden. Im übrigen Europa aber blieben diese Entdeckungen und Fahrten unbekannt,

---

* Der älteste isländische Geschichtsschreiber, Ari frodi (1068—1148) gibt in seinem Isländerbüchlein einen sehr belehrenden Bericht über die Ansiedlungen isländischer Männer auf Grönland.

und auch die grönländischen Kolonien gingen durch Kämpfe mit den Eskimos sowie durch das Auftreten des „schwarzen Todes" allmählich zu Grunde und wurden in Europa vergessen.

Durch ganz andere Ursachen wurde die zweite Entdeckung Amerikas herbeigeführt. Als man in Befahrung afrikanischer Küsten kühner geworden, Madera und die Azoren aufgefunden und die Linie passirt hatte, zugleich auch durch die Fortschritte in der Astronomie und den Gebrauch des Kompasses eine Fahrt über das offene Weltmeer zur Möglichkeit geworden war, kam, durch den Astronomen Toscanelli angeregt, der unternehmende Seefahrer Colombo aus Genua auf den Gedanken, es müsse möglich sein, die Erde zu umfahren und westwärts segelnd nach dem ersehnten Indien zu kommen. Wie er standhaft seinen Plan durchgeführt, auf spanischen Schiffen den 12. Oct. 1492 die Rettungsinsel Guanahani*) erreicht, viele andere Inseln und selbst das feste Land von Paria (nördlich der Orinoco-Mündung, 1498) entdeckt, und was der edle Held ferner gethan und gelitten, das mag man in „Irvings Columbus" lesen. Der weitere Verlauf der Entdeckungen und Schicksale der amerikanischen Menschheit ist in „Robertsons Geschichte von Amerika" trefflich geschildert. Kaum hatte Columbus die Küste des Continents gesehen, als der florentinische Geograph Amerigo Vespucci im Gefolge des Ojeda, eines von Columbus Offizieren, dorthin kam. Nach der Heimkehr der erste, der darüber schrieb, und von manchen für den ersten Entdecker des Festlandes gehalten, kam dieser Reisende (durch den deutschen Geographen Waldseemüller) zu der unverdienten Ehre, daß bei den Europäern die neue Welt Amerika genannt wurde. Viele Seefahrer indes erweiterten die Entdeckungen und Eroberungen. Der Venetianer Caboto gelangte auf einem englischen Schiffe an die unwirthliche Insel Neufundland 1496 und verfolgte i. J. 1498 die Ostküste Nordamerikas bis Florida; der Portugiese Cabral fand 1500 zufällig Brasilien und Solis nahm 1516 die Ostküste Südamerikas bis zum La Plata auf, während der Spanier Balboa schon 1513 die Erdenge von Darien überschritten und zuerst den jenseitigen Ocean gesehen hatte. Bald nachher (1519), als man vom Dasein eines mexicanischen Reiches gehört, fuhr der Spanier Cortez hinüber, drang mit Kühnheit ins Land und eroberte Mexico 1521, worauf sein noch roherer Landsmann Pizarro auf dem jenseitigen Meere die Küsten Perus und Quitos auffand und mit schändlicher List und Grausamkeit sich ihrer bemeisterte (1535). Habsucht war es, die ihn und andre spanische Abenteurer (Conquistadoren) in jene gold- und silberreichen Länder zog. Der Eifer, einen Durchweg nach Indien zu finden, führte andre Seefahrer in die kälteren Gegenden des Südens und Nordens. Magalhaens kam glücklich um die Südspitze (Cap Froward) und durchfuhr den stillen oder großen Ocean; seine Leute, als die ersten Weltumsegler, langten 1522 wieder in Spanien an. Im Norden war freilich solche

*) Von Columbus San Salvador, jetzt gewöhnlich Watling-Insel genannt (ungefähr in der Mitte der Bahamagruppe, etwas nördlich von der Krebswende). Sie wird von älteren und neueren Autoritäten als die Landungsinsel bezeichnet. Navarete (1825) hielt eine von den Turkinseln, Washington Irving (1828), unterstützt von Humboldt, Cat-Island und endlich Sennor Varnhagen (1864 und 1869) Mariguana für den wahren Landungsort.

Durchfahrt noch nicht zu finden; dagegen entdeckte man Küsten, zwar rauh und arm, voll undurchdringlicher Wälder, allein von desto größerer Wichtigkeit in der Folge. Der Franzose Cartier befuhr den Lorenzo 1536, und der Engländer Walter Raleigh (dem wir die Bekanntschaft mit der Kartoffel verdanken) 1584 die Küste südlich der Chesapeakbai, die er seiner unverheirateten Königin Elisabeth zu Ehren Virginia benannte, nachdem zuvor ein andrer Engländer Franz Drake 1577 der Westseite Nordamerikas, die er zuerst besucht, den Namen Neu-Albion gegeben hatte. So ward etwa 75 Jahre nach der Wiederentdeckung des Erdtheils der Umfang des Continents klar, dessen nähere Erforschung bis in unsre Tage fortgesetzt wird; ebenso gelang es erst in unserm Jahrhundert, die unwirthliche, buchten- und inselreiche Nordküste und das sogen. Meer der nordwestlichen Durchfahrten (Lancaster- und Barrowstraße, Melville-Sund, Banksstraße) festzustellen und genauer zu erforschen (S. unten).

Einheimische Produkte und Völker. Neu konnte jene Welt namentlich auch in Rücksicht auf ihre Natur und ihre Völker heißen. Das Pflanzenreich fand man von ausgezeichneter Fülle mit auffallend neuen und wichtigen Arten (Tabak, Mais, Kartoffeln, Chinarinde, Maniok, Chokoladebaum 2c.); nur außer dem Mais kein Getreide. Gold, Silber, Kupfer und, als Europäer nachforschten, auch Eisen und Blei, zeugten, nebst den Diamanten Brasiliens, von großen Schätzen des Mineralreichs. Platina, das man jetzt auch im Ural findet, sah man zuerst in den Andes. Was die Thierwelt betrifft, so traf man vom noch unbekannten Colibri bis zum Condor die Vögelgeschlechter sehr zahlreich und in der heißen Zone von so prachtvollem Gefieder, wie in Afrika und Ostindien. Amphibien und mehr noch Insekten leider in unmäßiger Menge. Allein die Quadrupeden standen in Zahl, Stärke und Größe der Arten denen der alten Welt nach. Auf den Antillen konnte das Kaninchen für das größte Thier gelten; auf dem Continent traf man freilich den Jaguar und Cuguar, doch als kleinere Nachbilder der Löwen und Tiger, und nur in Nordamerika Bären und Wölfe von europäischer Stärke, und anfänglich nur unbehaarte Hunde ohne Gebell. Elephanten, Rhinocerosse, Kamele gab es gar nicht, und was noch auffallender war, weder Pferde noch zahmes Rindvieh. — Wie die Natur sich darin schwächer als in andern Erzeugnissen bewiesen, so stand das Menschengeschlecht an physischer und geistiger Kraft noch mehr den Bewohnern der alten Welt nach. Man nannte die Eingebornen, mit eben dem Unrecht wie man die Antillen Westindien hieß, Indianer. Der Rasse nach schienen ihrer zwei zu sein, die Kupfrigen und die Graudunkeln; doch haben beide in Bezug auf Haar- und Bartwuchs, sowie auf Charaktereigenthümlichkeiten viel Gemeinsames. Der Kultur nach ließen sie gleichfalls sich in 2 Klassen bringen, in Wilde und Halbcivilisirte.

1) Die Wilden. Kleine Völkchen, beinahe überall von geringer Menschenzahl, hie und da (z. B. in den Urwäldern am Orinoco und Amazonos) so kleine Völkerstämme bildend, daß manche Sprache nur von verhältnißmäßig wenigen Familien verstanden wird, und nur da zahlreicher, wo die Natur reichliche Nahrung verschwenderisch darbot. Hirten gab es nicht unter ihnen, wegen Mangel an Hausthieren. Etwas Feldbau fand sich hie und da, doch beschränkt auf nothdürftige Fortpflanzung von Mais und Maniok. Fischerei dagegen und Jagd machten die Hauptbeschäftigung aus.

zur Trägheit und Nichtsthuerei neigten die meisten, selbst die rüstig munteren der kühlen Klimate. Auffallend jedoch war die fast thierische Dummheit der brasilianisch-guayanischen Fischervölker (z. B. am Orinoco) im Vergleich mit der Rührigkeit und dem aufgeweckteren Geiste der rothhäutigen Jagdnationen Nordamerikas. Grausam gegen ihre Feinde fand man sie sämmtlich; viele fraßen ihre Gefangenen, andere quälten sie wenigstens zu Tode. Noch jetzt sind die Völkchen Nordamerikas, die sich ins Innere zurückgezogen, ihren Vorfahren ähnlich; noch jetzt kennen sie keine andre Staatseinrichtung, als Gleichheit eines jeden im Anrecht auf die Thiere des Waldes, soweit ihr Revier sich erstreckt, und Gehorsam nur den Befehlen des Kühnsten, den sie zum Anführer wählen. Das Weib ist dem stärkeren Manne dienstbar, zum Tragen und Arbeiten bestimmt. Die Männer, wenn nicht auf der Jagd oder im Krieg, pflegen fauler Ruhe; leicht von Leidenschaften gereizt, können sie in große Lebhaftigkeit gerathen, fallen aber sofort wieder, wenn die Leidenschaft befriedigt oder die Noth durch einen glücklichen Jagd- oder Beutezug für den Augenblick gestillt ist, dem träumerischen Hinbrüten in der Hütte zur Beute. Besonders rühmt man an ihnen: Liebe zum unabhängigen Vaterland und Standhaftigkeit im Leiden. In jener gleichen sie unsern deutschen Vorfahren; in dieser nur sich selbst, denn nirgend ist man grausamer in Peinigung Gefangener, und also nirgend so zur Ertragung großer Schmerzen aufgefordert. Hierin üben sie sich mehr als die alten Spartaner. Die Selbstüberwindung, mit der sie die lebhaftesten Gefühle der Liebe oder des Hasses bis zum geeigneten Moment in der Brust zu verschließen wissen, grenzt ans Wunderbare. Ihre Religionsbegriffe waren und sind einfach. Sie verehren den unsichtbaren großen Geist Manitu len als den Schöpfer und Erhalter der Welt, als den Beschützer der Tapfern und Guten, und glauben an ein Leben nach dem Tode, wo ewiger Frühling weht, wo die Wälder voll Wild, die Gewässer voll Fische sind. Darum halten sie auch ihr Wort, sind treu und gastlich, großer Gesinnungen und Handlungen fähig. — Gegen die europäische Kultur verhalten sie sich ablehnend; sie haben fast nichts von ihr angenommen als den Gebrauch der Feuerwaffen, die Kunst das Pferd zu zähmen, und den Genuß des Branntweins. Nur wenige bequemten sich zum Landbau und zur Errichtung von Dorfschaften, und wo es, wie in Mittel- und Südamerika, katholischen Missionären gelang, sie fürs Christenthum abzurichten, blieb die Annahme desselben immer eine rein äußerliche, und wenn die Missionen aufgehoben wurden, kehrten sie meist sofort wieder in ihre Wälder und zur alten Roheit zurück. Deshalb wird auch „das Geschlecht der Fleischesser durch das Geschlecht der Kornsäer" mehr und mehr vertilgt; sie unterliegen demselben Gesetze, dem alle Wilden unterliegen, sobald sie mit der Civilisation in Berührung kommen. Nur in einigen Theilen Mittel- und Südamerikas, wo die weiße Bevölkerung geistiger und körperlicher Erschlaffung und Unthätigkeit verfallen ist, gewinnt in der Gegenwart die einheimische Bevölkerung wieder ein Uebergewicht und scheint sie der europäischen Kolonisation gefährlich werden zu wollen.

Völlig verschieden von diesen sogen. Indianern sind die vorgefundenen Eingebornen des hohen Nordens, die Eskimos; Sprache und Körperbau lassen sie als Glieder der großen finnisch-tatarischen Völkerfamilie, namentlich den Tschuktschen Nordostsibiriens nah verwandt, erscheinen. In einigen Gegenden, z. B. in Grönland, Labrador 2c. sind sie nicht ohne Erfolg für das Christenthum gewonnen worden.

2) Die Halbcivilisirten. Ein Uebergang vom wilden zum Staatsleben war bemerkbar im untern Mississippigebiet bei den Natchez, die jetzt nicht mehr vorhanden sind; sie hatten schon Priester und Sonnendienst. Weiter vorgeschritten waren in Condinamarca (auf dem Plateau von Bogotá) die Muys-kas, deren Mythen großes Interesse erregen. Vorzüglich aber war es auf dem Anáhuac, in Yucatan und auf den peruanischen Anden, wo man schon völlige Staaten mit geordnetem Feldbau, mit Gesetzen, Beamten und Priestern unter oberster Regierung antraf. Dies verdient nähere Betrachtung. a) Die Staaten Mexico und Yucatan. Hier gelangten zuerst die Mayavölker zu höherer Kultur; riesige tempelartige Bauwerke und große Städteruinen (Palenque nahe der Grenze Mexicos und Guatemalas, Uxmal auf Yucatan, südl. von Merida) sind Beweise ihrer Kunstfertigkeit. Dann wanderten (im 7. Jahrh.) von NW. her die Tolteken als Eroberer ein, eigneten sich aber rasch die Kultur der Mayavölker an und verschmolzen mit ihnen. Später kamen, gleichfalls von NW., die 5 Stämme der Nahuotlaken, deren wichtigster und herrschender, die Azteken, 1335 die Stadt Tenochtitlan (nachher Mexico genannt) erbaute. Viele Otomies oder Urbewohner erhielten sich in den Gebirgen, wohin sie geflüchtet, noch unabhängig und waren lange den Staatsschöpfungen der Eingewanderten gefährlich. Dem Oberkönig der letzteren, der in der Palast- und Tempelstadt Mexico regierte, gehorchten die Kaziken der einzelnen zum Reich vereinten Völker, ihrer 30 an der Zahl, nebst 3000 Adeligen. Diese allein besaßen Eigengüter; das Volk baute nur gemeinsame Aecker, sov ie man jährlich austheilte. Schon gab es einige besondere Gewerke, während bei den Wilden jede Familie das gleiche Geschäft hat. Statt des Handels gab es aber nur Tausch, statt des Geldes nur Naturalien, vorzüglich Kakaobohnen. Keine Landstraßen, keine Bekanntschaft mit dem Eisen, scharfe Trennung nach Ständen. Gleich den Wilden führten die Mexicaner rachsüchtige Kriege und fraßen die Gefangenen. Der Götterdienst war ein merkwürdiges Gemisch von Grausamkeit und sanften Zügen: die finstern Götter ihrer Priesterschaft (namentlich der aztekische Kriegsgott Huitzilopochtli) verlangten häufige Versöhnungen durch blutige, selbst durch Menschenopfer, sowie bei vornehmen Leichenfesten die Diener der Gestorbenen geschlachtet wurden, während die Verehrung des Luftgottes Quetzalcoatl, den die Tolteken als Gründer ihrer Kultur priesen und dessen Statthalter eigentlich die Despoten Mexicos nur waren, durch mildere Gebräuche erfolgte. — b) Der Staat des Inka von Peru. Auch hier war Feldbau die Grundlage, auch hier ward das Volk zur gemeinsamen Bestellung, jedoch des gesammten Ackers, der als Staatsgut galt, angehalten, wovon $^1/_3$ des Ertrags dem Kultus und den Priestern, ein 2. Drittel dem regierenden Hause, dem Hofstaate und dem Beamtenadel zugute kam. In Handarbeiten den Mexicanern ziemlich gleich, besaßen die Bewohner Perus auch 2 Landstraßen, eine an der Küste und eine auf dem Gebirge hin von Cuzco nach Quito. Dem Herrscher freilich, wenn er starb, folgten wie in Mexico, und wie es scheint mit religiöser Hingebung, viele Diener als treue Begleiter in die Ewigkeit nach; im übrigen jedoch war ihr Gottesdienst milde und weit über dem mexicanischen erhaben. Selbst ihre Kriege blieben frei von Grausamkeiten. Ihrer Sage nach hatten sie vor 9 Menschenaltern durch das himmlische Ehepaar Manko Kapak und Mama Okollo die Verehrung der Sonne als höchsten Wesens erhalten, die keine Menschenopfer, die nur Thiere, Früchte, vorzüglich Werke des

Kunstfleißes verlange. Jenes himmlische Paar hatte auch Ackerbau, Weberei und andre Fertigkeiten gelehrt, und mehrere Volksschaften des Landes unter seine milde Herrschaft gebracht, und seine Nachkommen regierten als Inkas oder Kinder der Sonne weithin auf den Bergen und an der Küste (auch über Quito), fortdauernd bis zu des frechen Pizarro Ankunft. — Beide, sowohl Mexico als Peru, befanden sich demnach auf einer solchen Stufe der Civilisation, wovon gerade die Geschichte der andern Welttheile kein Beispiel aufweist. Die Völker des Alterthums, z. B. Aegypter und Babylonier, besaßen schon im Beginn ihrer Staatseinrichtungen gewisse Kenntnisse und Lebensgüter, die in Amerika fehlten, namentlich gezähmte Hausthiere und den Gebrauch nutzbarer Metalle. Gediegen gefundenes Gold, Silber und Kupfer konnte der civilisirte Amerikaner hämmern und verarbeiten, soweit es ohne Eisen möglich war; das Eisen selbst, die Ausscheidung desselben aus andern Stoffen, den Bergbau überhaupt kannte er nicht. Enten und welsche Hühner waren einziges Hausvieh; das Lama der peruanischen Anden diente nur zum Lasttragen. Der Mexicaner war freilich mit einiger Bilder- und Zeichenschrift vertraut, doch weit weniger als der alte Aegypter; der Peruaner begnügte sich gar mit dem ärmlichen Behelf der Knotenschnüre (Quipos) zur Unterstützung des Gedächtnisses.

Europäische Eroberungen und Kolonien. Die Spanier, von Geldgier und Herrschsucht getrieben, gingen auf Eroberungen aus; zum Verderben der Eingebornen. König Ferdinand von Arragonien that den Ausspruch: „Die Indianer sind Sklaven von Gottes und Rechts wegen." So wurden sie denn auch zur Knechtschaft verdammt, ja in manchen Gegenden, namentlich auf den Antillen, fast gänzlich ausgerottet, und statt ihrer, da man Arbeiter haben mußte und die eingeborne Bevölkerung für die Arbeit in den Plantagen, Bergwerken ꝛc. auch vielorts zu schwächlich war, auf den Rath von Las Casas seit 1617 Negersklaven aus Afrika eingeführt — ein Brauch, der auch in nichtspanischen Kolonien allgemein ward und noch immer nicht überall eingestellt ist. Die Spanier also brachten nicht den Eingebornen die zu ihrer Gesittigung noch fehlenden Mittel und Kenntnisse; sie unterjochten vielmehr die Völker und machten aus den ungeheuren Gebieten Mittel- und Südamerikas, die sie besetzten, ein neues Spanien, das aber vom alten despotisirt ward. Die Kolonien Portugals in Brasilien ähnelten den spanischen. Durch Einführung der Neger aber ist eine neue, sehr zahlreiche fremde Bevölkerung nach Amerika verbracht worden; besonders im 17. Jahrhundert wurden sie massenhaft eingeführt, als den Handelsgesellschaften in Holland, England und Frankreich gestattet worden war, die Küsten Afrikas auszurauben und den Raub gewinnbringend in Amerika zu verkaufen. — In ganz anderer Weise als in Mittel- und Südamerika romanisches (spanisches und portugiesisches) Wesen herrschend wurde, breitete sich in Nordamerika germanische, namentlich englische Kultur und englischer Anbau aus. Hier fand man weder Gold und Silber, noch Gewürze, Cochenille und theure Arzneipflanzen; vielmehr unwirthbare bewaldete Küstenländer mit schwer zu bezähmenden Jagdvölkern. Mit Kriegsmacht einzudringen lohnte sich der Mühe nicht; im Innern war nichts zu erobern, was man nicht schon an der Küste fand. Man beschränkte sich deshalb auf Einhandeln des Pelzwerkes und mühsamen Anbau des Bodens, wo man ihn den zurückweichenden Indianern abgewann oder abkaufte. Die englischen Niederlassungen (seit 1606 in Virginien und später nord-

und südwärts davon) waren anfangs gar ärmlich und wären es noch lange geblieben, wenn nicht die Religionszwiste daheim in Europa viele Auswanderungen veranlaßt hätten. Anhänger verschiedener Sekten eilten nach Nordamerika. Dort nebeneinander lebend erkannten sie den Werth der Duldung, vorzüglich als außer den Presbyterianern auch der wackere Katholik Lord Baltimore (1632) und der edle Quäker Wilhelm Penn (1682) in ihren weitläufigen Gebieten Rechtsgleichheit der Confessionen zum Grundgesetz machten, und damit allen Nachbarkolonien ein gutes Beispiel gaben. Viele Deutschen, besonders Protestanten aus der Pfalz (1683), wurden meistens durch solche Toleranz, die ihnen daheim versagt war, übers Meer gelockt. Zugleich erhielt man aus England keinen despotischen Staatsgeist, sondern bürgerliche Freiheiten. Zu verwundern ists also nicht, daß die Kolonien von der Fundy-Bai bis zur Grenze der spanischen Halbinsel Florida schnell gediehen, und das brittische Amerika, indem noch den Franzosen Acadien (Neuschottland) 1713 und Canada 1763 genommen ward, zu gewaltiger Ausdehnung und Bedeutung gelangte. Nur eines war den englischen Kolonien zuwider, nämlich die Handelsbeschränkung, in der sie vom Mutterlande gehalten wurden; und wie sich Wohlstand und geistige Kultur hoben, verwarfen sie auch die Zumuthung des brittischen Ministeriums, sich vom Londoner Parlament besteuern zu lassen, besonders als sie nach Beendigung des 7 jährigen Krieges zur Tilgung der Kriegskosten beitragen sollten. Während man im reichen, über 100 Jahre ältern Neuspanien üppig ohne politisches Leben gleichsam hinvegetirte, hatte sich also im ärmeren jüngeren Neuengland schon die Sehnsucht nach Unabhängigkeit erzeugt. Im Streit über das Besteuerungsrecht brach zu Boston 1773 eine Empörung, der sogenannte Theesturm, und 1776 ein völliger Krieg aus: die Kolonisten blieben Sieger, und England, nur Canada und Acadien sich erhaltend, mußte die Union der südlicher gelegenen 13 Staaten 1783 für unabhängig anerkennen. — Nicht bloß den Befreiten, auch den gewesenen Beherrschern gereichte die Trennung zum Heil. Was England aus den Kolonien bezog, war nicht so bedeutend, als sein nunmehriger freier Verkehr mit ihnen. Die Staaten der Union haben seit Erringung ihrer Unabhängigkeit sich zum Erstaunen in Bevölkerung, Reichthum und Bildung gehoben. Fortwährend im Wachsen, unangefochten von andern zu fern liegenden Nationen, noch maßlose Kräfte entwickelnd, scheinen sie in einer Art jugendlichen Uebermuths schon auf unsre europäischen Reiche herabsehen zu wollen. — Daß in neuester Zeit der Wille, vom kleinen Europa nicht mehr beherrscht zu werden, auch die spanischen Reiche Amerikas (seit 1808) und selbst das portugiesische Brasilien ergriffen hat, ist bekannt; nach langen Kriegen (bis 1824) gelang es ihnen sich unabhängig zu machen. Aber die wenigsten von ihnen haben dadurch für Besserung ihrer Zustände etwas gewonnen; das Bild, das die romanischen Staaten Mittel- und Südamerikas in der Gegenwart darbieten, ist ein viel weniger erfreuliches als das des germanisch gewordenen Nordamerika. — So ist nun fast der ganze Erdtheil in den Händen von Nationen fremden Ursprungs, die theils eine Reihe eigner selbständiger Staaten bilden, deren Einrichtungen großentheils als Weiterbildungen der europäischen betrachtet werden können,*) theils von Europa aus be-

*) Selbst der Negerstaat Haiti kann in diese Reihe gerechnet werden.

herrscht werden (so nordwärts der canadischen Seen, auf der Mehrzahl der Antillen, zwischen Orinoco- und Marannonmündung 2c.). Nur die Produktenarmut der Südspitze des Erdtheils, sowie die Kälte seiner nördlichsten Gegenden hielt die Europäer ab, auch diese Gebiete zu besetzen.

Man schätzt gegenwärtig die Bevölkerung Amerikas auf ca. 85 Millionen; sie besteht theils aus Ureinwohnern (Indianern und Eskimos), theils aus Fremden (Europäern und Negern) und Mischlingen (Mestizen, Mulatten, Zambos). In der Gesammtbevölkerung mögen etwa 45 Mill. Weiße, 12 Mill. Indianer und Eskimos (darunter vielleicht noch 2 Mill. unabhängig), 8 Mill. Neger und 20 Mill. Mischlinge enthalten sein. Vielleicht nur 1/8 redet indianische Sprachen; über 60 Mill. reden europäisch, und zwar die meisten englisch oder spanisch, die andern portugiesisch, deutsch, französisch und holländisch.

§. 3. Nordamerika.

Der Abstand Panamás vom Eismeere beträgt 1200, und der ganze Küstenumkreis 6100 Meilen; die Oberfläche ohne die Inseln wird auf 400000 Q.-M. geschätzt. Welch' ein gewaltiger Raum! doch nicht überall zur Ausbreitung der Völker, zur Gründung von Staaten geeignet. Die Menschheit könnte ein großes Stück im Norden, mindestens 60000 Q.-M. davon entbehren, als unwirthlich und untauglich zu Ansiedlungen, und um so lieber, weil alsdann um Amerikas Nordgrenze herum ein freier Verkehr zwischen Europa und Ostasien statt fände. Der findet nun leider nicht statt. Der Continent streckt sich zu weit gen Norden, und die Kälte dort ist zu gewaltig, als daß die Umschiffung, wenn auch dann und wann ausführbar, irgend zur Verbindung der Völker beitragen könnte. Rühmlich und bewunderungswerth ist der Eifer und die Beharrlichkeit, womit man häufig diese Umschiffung versucht und endlich die Möglichkeit derselben erwiesen hat. Schon im ersten Jahrhundert nach der Entdeckung Amerikas richtete man das Augenmerk auf den unbekannten Norden; es fand sich nirgend eine Oeffnung, die nach Nordwesten führte. Frobisher 1577 gelangte bis zum 63. ° N. Br., Davis 10 Jahre später bis zum 72. und Hudson, der kühnste Seefahrer seiner Zeit, der schon zweimal bis Spitzbergen und Novaja Semlja vorgedrungen, entdeckte auf seiner dritten Reise (1610) den nach ihm benannten großen Golf. Baffin kam 1616 an den Eingang des Smithsundes; nirgend eine Möglichkeit, Amerika hier zu umschiffen. Die nachmals diese Gewässer besuchten, konnten die Erfahrungen ihrer Vorgänger nur bestätigen. Auch Cook, der Fürst der Entdecker des 18. Jahrhunderts, vermochte auf seiner Fahrt durch die Behringsstraße den Nordpunkt Amerikas nicht zu bestimmen. Die Natur hatte im Westen wie im Osten gegen alles weitere Vordringen Eisschranken gezogen. Aber gerade

das Geheimnisvolle reizte die Wißbegier, und eben die Hindernisse, die dort zu überwinden waren, lockten zu den kühnsten Unternehmungen. Mackenzie kam 1789 zu Lande an den Fluß, der seinen Namen trägt; er fand dessen im Sommer eisfreie Mündung. Dort mußte weiter geforscht werden, und wahrscheinlich wären Versuche zu Land, zu Wasser und zu Eis seiner Entdeckung schon damals gefolgt, hätte nicht die französische Revolution und der große Kampf gegen die Macht Napoleons alle Kräfte Englands in Anspruch genommen. Erst als die europäischen Kriege glücklich beendet waren, wurde auch des Nordens wieder gedacht. Es wurden Forschungen zu Lande weit seitwärts der Hudsonsbai angeordnet und Schiffe in die Baffinsbai, und als sich hier die Oeffnungen brauchbar erwiesen, auch durch die Behringsstraße gesendet, um jenen die Hand zu reichen. Vierzig Jahre hat diese Entdeckungszeit, dieser wissenschaftliche Krieg gedauert, der den Schatz unsrer Kenntnisse vom Erdball vermehrt und einen neuen glänzenden Beweis für die Charakterstärke der englischen Nation geliefert hat. Es gab fast nur Helden, die diesen Kampf bestanden, in der Matrosenjacke wie im Offizierskleide, und unter ihnen war Mac Clure der glückliche, der das Problem der Durchfahrt löste, so wie der edle John Franklin derjenige, dessen Tod die Veranlassung gab, den Eifer in Ausrüstungen aufs höchste zu steigern.

Betrachtet man frühere und jetzige Karten, wie ganz anders sieht der Norden Amerikas auf den jetzigen aus! Den südlichen Theil Grönlands hatten lutherische Missionäre Dänemarks und Herrnhuter etwas kennen gelernt, namentlich die mildere Westseite, wo Godthaab, Julianehaab und am nördlichsten Upernavik ꝛc., lauter kleine Kolonien unter dänischen Beamten, entstanden; sonst alles gen Westen öde. Nunmehr ist die ganze buchtenreiche, in gerader Linie beinahe 500 M. lange unwirthliche Nordküste am Eismeere verzeichnet und vor ihrer größeren Osthälfte ein ausgedehnter Archipel mit Inselgruppen bis weit über den 80. Breitengrad hinaus. Die Inselwelt aber ist wie erstorben, kaum daß in ein paar Sommermonaten polarische Pflanzen aufsprießen, die Meeresstraßen und Sunde starren 10 Monate, oft mehrere Jahre lang, von dichtem Eis, das gewöhnlich, doch nicht jedesmal, im August und September von Meeresströmungen oft in furchtbare Bewegung gesetzt wird, und die Kälte des langen Winters wächst bis 40 ja bis über 45 Grad R. unter Null. Für menschliche Wesen sind also jene Regionen untauglich; und doch haben sich nahe der Küste des Festlandes einzelne kleine Niederlassungen von Eskimos gefunden!

Ueberblick der erwähnten Entdeckungszeit. Der Beginn im Jahre 1818 mit Fahrten nach Spitzbergen und in die Baffinsbai war erfolglos, obgleich de

bewährte Seemann John Roß einer der Führer war. Erst im folgenden Jahre, als Edward Parry das Kommando der Segler Hekla und Griper erhielt, ward der Lancaster-Sund, welchen man eben noch für undurchdringlich gehalten, glücklich überwunden, desgleichen die Barrowstraße entdeckt und durchfahren, und andre Inselküsten berührt, soweit der kurze Sommer es zuließ. Vom Eise gepackt mußten beide Schiffe an der Südseite der Insel Melville, vor sich den beeisten großen Melville-Sund und eine Insel in weiter Ferne (Banks Land), Stand halten. Das Vollbrachte war außerordentlich und nicht minder die Art, wie Parry hier im Winterhafen 10 Monate lang (1819—20) seine Mannschaft zu beschäftigen, zu ermuntern, gesund zu erhalten verstand. Im Jahr 1821 ward Parry zum zweitenmale ausgesandt und zwar mit den Schiffen Fury und Hekla, um zu erforschen, ob nicht in der Hudsonsbai, da Banks Land nicht zu erreichen gewesen, eine Oeffnung nach Westen vorhanden sei. Vergeblich. Er überwintert an der Melville-Halbinsel (nördlich der Insel Southampton), entdeckt im nächsten Sommer die Fury-Heklastraße (zwischen Cockburn-Insel und Melville-Halbinsel), verbringt dort einen zweiten Winter, versucht dann sie zu durchschiffen, doch umsonst, und muß, die vom Eis gepackte Fury im Stich lassend, sich zur Heimkehr entschließen. Er hatte drei Winter im Eise verlebt, erbot sich aber noch zu einer Reise nach Spitzbergen, vielleicht daß es ihm gelänge, von dort auf dem Eise polwärts zu schlitten. Es geschah; er brachte 60 Tage dort auf dem Eise zu, legte 126 geogr. Meilen in Schlitten zurück, kam aber, da die zerrissenen Schollen sich häufig südwärts bewegten, nur bis 82° 45′ der Breite, freilich weiter als man noch je polwärts gekommen. John Roß wollte nicht hinter dem jüngeren Parry zurückstehen. Aus eignem Vermögen und von dem Kaufmanne Booth fürstlich unterstützt, rüstet er eine Victory aus und nimmt seinen Neffen James Roß mit. Ein Land, das er entdeckt und das sich nachmals als eine Halbinsel des Festlandes erwies, nennt er dem Gönner zu Ehren Boothia und noch mit dem Beinamen Felix, und glücklich war es für ihn, da er dort — 70° 5′ Br. — den magnetischen Pol auffand (1831). Es war aber auch ein Unglücksland, wo er zwei Winter von furchtbarer Kälte (über 40°) aufgehalten wird und endlich sein Schiff im Stich lassen muß. Unter unsäglichen Beschwerden wendet er sich nordwärts, gelangt zu dem Wrack der Fury, deren noch vorhandene Lebensmittel ihn und die Seinigen vorm Hungertode bewahren, und hat endlich das Glück, am Lancaster-Sunde ein Schiff anzutreffen, das zu seiner Rettung abgeschickt worden. Nach mehr als vierjähriger Abwesenheit kommt John Roß 1833 nach England zurück*).

Unterdes hatte die englische Regierung zu Land und mit Booten die Nordgrenze Amerikas erforschen lassen. Damit war 1820 John Franklin beauftragt worden, ein Mann von Kenntnissen und Unternehmungsgeist, der schon in früher Jugend die große Nelsonschlacht bei Trafalgar mitgemacht, vor keinem Hindernis zurückschreckend, und von festem Charakter und zugleich so leutselig, daß er überall hohe Achtung und

*) Der Neffe James Clarke Roß ward bald darauf mit den Schiffen Erebus und Terror von der Admiralität in die antarktischen Meere gesandt, wo er wichtige Entdeckungen machte und unter anderem 1841 den magnetischen Südpol entdeckte (S. S. 367).

Zutrauen genoß. Die Aufgabe, die er und ihm zunächst Back und Richardson lösen sollten, war nicht minder schwierig und gefahrvoll als das Durchbrechen der arktischen Sunde. Die Strapazen und Entbehrungen waren so groß, daß von der Mannschaft auf diesen Expeditionen nur 4 Männer am Leben blieben. Allein der Kupferminen-fluß ward bis zur Mündung, die Küste auf weite Strecken nach West und Ost erkundet und hinter dem eisführenden Meer Land gesehen, das zum großen Archipel gehörte; 1827 kehrte Franklin heim, um seinen Nachfolgern Dease, Simpson, Rae die weitere Aufnahme der Grenzen nach Ost zu überlassen. Einige Jahre Governor von Vandiemensland in Australien, folgte er, obschon sechzigjährig, aufs neue dem Rufe der Admiralität, wieder in die Reihe der Entdecker zu treten, und fuhr 1845 mit den Schiffen Erebus und Terror und einer aus einer Schaar Freiwilliger ausgewählten Mannschaft in die arktischen Sunde, wo in der Zwischenzeit wenig Fortschritte gemacht worden waren. Ihn begleitete die Hoffnung, daß es, wenn irgend einem, ihm gelingen würde, Parrys Weg noch weiter nach Westen zu führen. Anfangs langten günstige Nachrichten in England an; dann aber hörte man nichts weiter, auch durch andre an die Behrings-straße ihm entgegen Gesandte nicht, weder im Jahr 1846 noch 1847, so daß sich Unruhe über sein Ausbleiben verbreitete. Die Admiralität sandte deshalb 1848 mehrere Schiffe unter erprobten Führern aus; aber sie kehrten ohne Resultat wieder heim. Da steigerte sich die Theilnahme an Franklins vermuthlich traurigem Schicksale. Lady Franklin setzte einen Preis von 3000 Pfund aus, wer ihr Kunde bringe, das Parlament noch höheren Preis, und die Admiralität sandte mehrere getrennte Expeditionen mit angemessenen Aufträgen in den polarischen Archipel. Auch der alte, nun 72jährige John Roß macht sich auf, vielfach von Privatpersonen unterstützt, und Lady Franklin rüstet nicht allein ein eignes Schiff aus, sie reist auch nach New-York, um dort die Theilnahme am Schicksal ihres Gemahls zu erhöhen; was auch gelingt, denn auf Kaufmann Grinnells Kosten werden zwei amerikanische Schiffe mit der Aufsuchung Franklins beauftragt. Diese allzumal, ihrer zehn, steuerten in den Straßen des Archipels umher nach verschiedenen Richtungen. Sie fanden zwar Spuren von Franklins erstem Winterlager 1845—46, trafen in der Unionsbai zusammen, zerstreuten sich zu neuen Nachforschungen: allein so viele Küsten und Caps sie auch berührten, so viel sie während der Winterlager auf Schlitten auch umherstreiften, Franklin fanden sie ebensowenig, als eine unbeeiste Oeffnung für die gewünschte Durchfahrt nach Westen. Sie kehren 1850 und 1851 heim.

Die Admiralität indes, wie schon verschiedenemal, hatte eine neue Expedition angeordnet, um durch die Behringsstraße, trotz der vor dem hohen Nordwesten Amerikas lagernden Eiswüsten, zum arktischen Archipel zu gelangen und sowohl eine Durchfahrt als auch Franklin aufzufinden. Mac Clure, der eines der Schiffe befehligte, hatte am meisten Glück. Er umsegelte Cap Barrow und wagte zwischen der fast hafenlosen Küste und dem Packeise nach Osten zu fahren. Mehrere Versuche seitwärts mislangen. Da eröffnete sich an einem Insel-Cap — er nannte es Cap Parry — eine Straße nordöstlich. Er schlug sie ein und nannte sie Prinz-Wales-Straße (Nordwest-Passage); links lag Banks Land (Barings Insel), das rechte nannte er Alberts Land. Der plötzlich einbrechende Winter nöthigte zur Ueberwinterung in der Johnsonbai 1850—51. Auf Schlitten wurden beide Küsten — Banks und Alberts Land —

mehrfach durchsucht. Auf letzterem wurden Eskimos gefunden, die noch nie einen Europäer gesehen, mit denen aber der wackere deutsche Herrnhuter, Missionär Miertsching, welchen M'Clure bei sich hatte, zu reden wußte. Die Hoffnung, durch die Prinz-Wales-Straße in den Melville-Sund zu gelangen, schlug jedoch fehl. Man entschloß sich Banks Land zu umfahren und gelangte im Oktober 1851 an dessen Nordseite, also an den Melville-Sund, nur 20 Meilen von der ersehnten Insel entfernt, an welcher Parrys Winterhafen lag, mußte aber froh sein, schon von Eis umringt, die schützende Mercy- oder Gnadenbai erreicht zu haben. Zwei Winter blieben die Theilnehmer hier eingeschlossen. M'Clure überschlittete im Frühjahr 1852 den Sund, erreichte Parrys Winterhafen und hinterlegte dort Nachrichten über seine Fahrten und seinen jetzigen Aufenthalt. Es traf sich, daß Kapitän Kellett, der durch die Baffinsbai in den arktischen Archipel gesandt war, an der kleinen Dealy-Insel (nahe an der Melville Insel) überwinterte und Schlitten aussandte, unter andern auch zum Winterhafen. Hier wurde M'Clures Testament gefunden. Die sofort zur Befreiung desselben ausgesandten Schlitten (unter Lieutenant Pim) gelangten glücklich nach der Mercybai. Der 6. April 1853, bis wohin M'Clure und seine Mannschaft allen Leiden und dem herandrohenden Hunger Stand gehalten, war der Rettungstag. Ihr Schiff, den Investigator, im Eise lassend, kamen sie allzumal nach Dealy-Insel und Kellett hatte die Freude, den glücklichen M'Clure, der das Problem der Reise um Nordamerika herum gelöst, nach England heimzubegleiten.

Nur Franklins Schicksal war noch immer nicht aufgehellt. Entweder hatte er sich polwärts gewandt, um offenes Meer dort zu finden, oder südwärts nach Boothia und nach der Küste des Continents. Zu den eifrigen Anhängern jener Meinung gehörte der Amerikaner Kane, ein reiselustiger Arzt, kaum 31 Jahre alt, der aber schon entfernte Länder bereist und auch die Grinnell-Expedition mitgemacht, und einer der Hauptthelden im vieljährigen Kampfe mit der polarischen Natur. Er entwarf den Plan zu einer neuen Polarfahrt, und der wackere reiche Grinnell half ihm zur Ausrüstung eines mäßigen Schiffs, das ihm genügte (1853). Er fuhr aus der Baffinsbai in den Smithsund, verbrachte unter 78° 37′ N. Br. zwei Winter vom Eis umstrickt in der Renßelaer Bai an der grönländischen Küste, kam im Schlitten an derselben Küste über 79° hinaus bis zu einem ungeheuren ins Meer hängenden Gletscher, dem er Humboldts Namen gab, schickte zwei seiner Leute, die noch einzig Gesunden (denn er selbst war er von Krankheit überwältigt), noch weiter nordwärts und fühlte sich von der Nachricht gekräftigt, daß sie den 80° erreicht, daß sie die gegenüber liegende Küste, welcher Kane den Namen Grinnell-Land gab, sich noch viele Meilen polwärts hätten ausdehnen sehen, und daß flutendes Wasser jenseit des Smithsundes sei. Im Frühjahr 1855 wurde das unbrauchbar gewordene Schiff verlassen, mit Booten und Schlitten die Rückkehr angetreten. Schon dem Tode nahe trafen sie ein Boot, das sie nach Upernavik brachte, von wo ein amerikanisches Schiff sie abholte.

Daß Franklin nicht, wo Kane ihn suchte, seinen Untergang gefunden, sondern westlich von Boothia, hatte sich unterdes durch eine Nachricht erwiesen, welche Rae 1854 persönlich der Admiralität mitgetheilt. Mit der Küstenaufnahme des nordöstlichsten Amerikas beschäftigt, hatte Rae in der Pelly-Bai von einem Eskimo gehört, es seien vor 4 Jahren im Nordwesten auf King Williams-Insel viele weiße Män-

ner gesehen worden, in elendem Zustande, ein Boot auf Schlitten ziehend, und einige Wochen später habe man südlich von da 35 Leichen gefunden. Gegenstände, die Rae von den Eskimos erhandelt, besonders Löffel mit Anfangsbuchstaben und Wappen franklinischer Offiziere, ließen keinen Zweifel, wer dort verunglückt sei. Rae erhielt also die versprochene Prämie, 10000 Pfund, aber zugleich erklärte die Admiralität die Forschungen geschlossen. — Die von Rae gebrachte Nachricht wurde bestätigt durch eine letzte zu diesem Zwecke von den beiden bewährten arktischen Seefahrern Mac Clintock und Hobson auf Veranlassung der Lady Franklin unternommene Expedition. Der letztere fand u. a. nördlich von C. Victory eine Zinnbüchse mit 2 Schriftstücken, deren eines, von Sir John Franklin im Mai 1847 selbst unterzeichnet, meldete, daß er nach seinem Winteraufenthalt an der Beechey-Insel den Wellington-Kanal bis 77° Br. hinauf und an der Westseite von Cornwall zurückgefahren sei. Das andre spätere Schriftstück meldete, daß Franklin, 14 Tage nachdem er jenes geschrieben, an demselben Orte (70° 43′) gestorben sei; später den 22. April 1848 habe man den Erebus und Terror verlassen müssen und sei hier (69° 34′) auf Booten gelandet und werde suchen, den großen Fischfluß zu erreichen. Unterzeichnet war diese Schrift von den zwei Franklin zunächst stehenden Offizieren Crozier und Fitzjames den 25. April 1848.

Seit 1868 hat eine neue Periode von Erforschungen in den Polarregionen begonnen, an welchen sich neben Engländern, Amerikanern, Norwegern, Russen und Schweden auch die Deutschen durch 2 wichtige Expeditionen (unter Kap. Koldewey, 1868 und 1869—70) ruhm- und erfolgreich betheiligten. Der große praktische Nutzen dieser Expeditionen ist leicht nachweisbar und ist auch oft nachgewiesen worden; doch handelt es sich bei ihnen in erster Linie um Lösung wichtiger wissenschaftlicher Probleme: Erforschung der noch unbekannten Eismeer-Gebiete überhaupt, namentlich Auffindung des offenen Polarmeeres und des polaren Festlandes, deren Vorhandensein durch gewichtige theoretische Gründe, die durch Thatsachen mehr und mehr unterstützt werden, wahrscheinlich gemacht wird, Vordringen bis zum Pol, Feststellung der Temperatur- und meteorologischen Verhältnisse der arktischen Meere ꝛc. Zwei Wege wurden bisher von denselben vorzugsweise eingeschlagen: die Smithsund-Route (an der Westküste Grönlands) und die Spitzbergen-Route (östl. von Grönland), von welch beiden die letztere mehr Gewähr des Gelingens zu bieten scheint. Auf die wichtigen Ergebnisse dieser, obgleich meist nur mit geringen Mitteln ausgeführten Entdeckungsfahrten kann jedoch hier nicht eingegangen werden. *)

---

*) Das Gebiet der noch unerforschten arktischen Regionen beträgt noch immer circa 140000 □. M., das der antarktischen 350000 □. M. — In Bezug auf die Resultate der deutschen Expeditionen sei hier (außer auf Petermanns „Mittheilungen") wenigstens auf das Prachtwerk: Die zweite deutsche Nordpolarfahrt, herausgegeben vom Bremener Verein für die deutsche Nordpolarfahrt, bearbeitet von Mitgliedern der Expedition (2 Bände, Leipzig bei Brockhaus), hingewiesen.

Die einzelnen Länder und Staaten Nordamerikas.

Grönland.

Umfang und Ausdehnung des Landes sind noch unbekannt; möglich, daß es ein Stück des vermutheten Polarcontinentes ist, der sich vielleicht bis zu der Inselgruppe Neusibirien (nordöstl. der Lenamündung) und bis zu Wrangelsland (nordwestl. der Behringsstraße) ausdehnt. Ein Schneeplateau, wofür man früher es häufig hielt, ist es sicher nicht; vielmehr haben die neuesten Nordpolarexpeditionen, namentlich auch die 2. deutsche, unwiderleglich dargethan, daß es, besonders im Osten, ein vergletschertes Hochgebirgsland ersten Ranges ist (die Payerspitze im Süden des Kaiser-Franz-Josephs-Fjordes 2100 m., die Petermannsspitze westl. davon 4200 m., der Ruthner auf der Kuhn-Insel 1066 m., das Matterhorn nahe 75½ N. Br. 1620 m. ꝛc.), die Thalgründe theilweise von Wasser erfüllt und das Ganze wahrscheinlich durch mehrere von der Ost- bis an die Westküste reichende Fjorde in Inseln zerschnitten. *) Die Gletscherwelt Grönlands ist noch viel großartiger als die der Alpen; denn z. B. der größte Alpengletscher, der Aletsch, hat nur eine Länge von ca. 3 M., während die Grönlands, die zugleich viel gewaltigere Moränen schufen, sich 7—10 M. ausstrecken. Abgeschliffene, nun offen daliegende Gebirgswände beweisen indes, daß diese kolossalen Eisströme Grönlands ebenso im Rückgange begriffen sind, wie die der Alpen. **) — Die früher vorhandenen Eskimos-Ansiedlungen an der Ostküste sind jetzt fast durchaus verlassen; im wesentlichen ist nur noch die Westküste, und diese natürlich nur sehr spärlich, bewohnt. Das Gesammtareal Grönlands bis zum 80° N. Br. wird einschließlich der Inseln (unter der Voraussetzung, daß das Innere eine zusammenhängende Landmasse sei) auf ca. 35000 Q.-M. geschätzt, das gletscherlose Gebiet an der Westküste beträgt 2200, das an der mehr und mehr vereisenden Ostküste 700 Q.-M. Die Gesammtzahl aller Bewohner Grönlands beträgt ca. 10500; unabhängige Eskimos an der Südostküste und nordwärts der dänischen Niederlassungen mag es 6—700 geben, die übrigen 9800 Bewohner sind dänische Unterthanen, worunter etwa 200 nicht im Lande Geborne. Die im Anfang des vorigen Jahrhunderts (1721) auf Anregung des norwegischen Predigers Hans Egede erfolgte Anlegung einer dänischen Kolonie auf Grönland, sowie die Thätigkeit dänischer und herrnhutischer Missionäre unter den Eskimos ist nicht erfolglos gewesen, sondern hat sehr vortheilhaft auf den moralischen Zustand und die geistige Bildung der Eskimos eingewirkt. Die oben erwähnten alten normannisch-isländischen Kolonien waren schon im 14. Jahrh. zu Grunde gegangen und wurden dann gänzlich vergessen. — Friedrichsthal und Julianehaab (2500 E.) im NW. des C. Farewell. Frederikshaab liegt nördlicher. Godthaab ist die von Egede angelegte Mutterkolonie. Weiter nördlich am Diskobusen: Egedesminde, Christianshaab und Jakobshavn; Godthavn auf der Disko-Insel. Uper-

*) Schon die Seefahrer Scoresby und Giesecke nennen diese vermuthete grönländische Inselwelt „durch Gletscher verbundene Massen."

**) Die der Schiffahrt so gefährlichen Eisberge sind Festlandeis, nämlich abgelöste Eismassen solcher Gletscher, welche bis ins Meer herab sich erstrecken.

navik (Upernivik), nahe 73° N. Br., ist der nördlichste von Europäern in Amerika bleibend bewohnte Ort. — Den Handel mit der Kolonie besorgt ausschließlich die dänische Regierung.

Brittisches Nordamerika.

Es umfaßt beinahe die ganze Nordhälfte des Nordcontinents, nämlich alles von Neufundland und dem südl. Ausgang der Davisstraße westwärts gelegene Land bis zum großen Ocean und dem ehemals russischen Nordwesten des Erdtheils. Die Südgrenze wird durch folgende Linie bestimmt: von der Passamaguoddy-Bai (am SW.-Ende der Fundybai) am Flüßchen St. Croix und dann am 50.° W. L. v. F. aufwärts bis zum Mittellauf des Flusses St. John; dann bildet dieser Fluß und weiterhin die Wasserscheide zwischen der atlantischen Küste und dem untern Lorenzo die Grenze bis zum 45.° N. Br., längs dessen sie an den Lorenzostrom zieht; von da an verläuft sie am Lorenzo, durch die Fünfseen und längs des 49.° N. Br.*) bis an den Golf von Georgia südl. der Mündung des Frasersflusses; von hier aus folgt sie dem Harokanal zur Juan de Fuca-Straße, so daß also der Haro- oder San Juan-Archipel zu den Vereinigten Staaten, die Insel Vancouver dagegen zum englischen Besitze gehört.**) Dieser ungeheure Raum ist (mit Einschluß von Neufundland) ca. 167000 Q. M. groß, also fast so groß wie ganz Europa, zählt aber nur 3,900000 Bewohner, und diese wohnen bis auf etwa 140000 alle in der südöstlichen Ecke des Ganzen: an den Seen Erie und Ontario, am Lorenzostrom und an der Lorenzo- und Fundybucht. Bis zum Jahre 1858 stand auch nur diese SO.-Ecke unmittelbar unter der englischen Regierung; alles Uebrige war ein weites Jagdrevier, das Europa mit Pelzwerken versorgte und dessen Ausbeutung der einzigen der großen Handelsgesellschaften des 17. Jahrhunderts, welche bis jetzt besteht, überlassen blieb, nämlich der 1667 gegründeten Hudsonsbai-Compagnie, welche an der Westküste von Labrador (Ostmaine) und auf der gegenüberliegenden Küste des Continents (Westmaine, Neu-Wales), sowie hin und wieder im Innern Faktoreien anlegte, in deren Interesse es aber natürlich lag, bleibende Niederlassungen von Ansiedlern zu verhindern. Als man aber am Frasersflusse Gold entdeckte und sich bald eine Menge von Goldsuchern aus Californien einfand, Klima und Boden dieses Westterritoriums sich auch zur Kolonisation geeignet zeigten, wurde durch eine Parlamentsacte vom 2. Aug. 1858 bestimmt, daß das Land zwischen

---

*) Gemäß den Verträgen von 1807 und 1846 zwischen England und den Vereinigten Staaten.

**) Schiedsrichterlicher Entscheid des Deutschen Kaisers vom 21. Oktober 1872.

dem Simpson=River und der Nordgrenze der Ver.=Staaten, und westlich vom Felsgebirge bis zum Ocean (jedoch mit Ausschluß der Insel Vancouver oder Quadra, die vorläufig der Compagnie verblieb) als Brittisch Columbia zu einem Koloniallland der Regierung erklärt werden solle. J. J. 1869 hat dann die Gesellschaft ihr ganzes Gebiet, die sogen. Hudsonsbai=Länder, an Canadá verkauft und wurde dasselbe am 15. Juli 1870 unter dem Namen „North=West=Territories" in die Dominion of Canada einverleibt; in den nördlichen Distrikten wird die Compagnie indes ihr Pelzgeschäft weiter betreiben, während die südlichen bis zum nördlichen Arme des Saskatschewan besiedelt werden sollen. Da seit dem 20. Juli 1871 die Kolonie Brittisch Columbia und seit dem 1. Juli 1873 auch die Prinz=Eduards=Insel gleichfalls in die Dominion of Canada einverleibt wurden, so besteht gegenwärtig der englische Besitz in Nordamerika aus 2 Gouvernements, nämlich 1) Der Herrschaft Dominion of) Canada und 2) der Insel Neufundland mit den dazu gehörigen Theilen Labradors.

1) Die **Dominion of Canada.** Sie umfaßt mit Einschluß der noch unkolonisirten weiten Reviere der „Nordwest=Territorien" circa 165000 Q. M. mit 3,718000 Bew. Dem von der brittischen Krone bestimmten Governor stehen als gesetzgebender Körper zwei gewählte Häuser (Senat und Parlament) zur Seite, deren Beschlüsse durch den Governor zu sanktioniren und auszuführen sind. Die Steuern sind gering und gehen nicht nach England, sondern werden bloß im Lande verwendet. Seit 1858 ist Ottawa Sitz der Regierung. Die Dominion zerfällt in 8 Provinzen, denen je ein Lieutenant=Governor vorsteht, doch so, daß der Lieut.=Gov. von der Provinz Manitoba zugleich Lieut.-Gov. der in diese Provinz nicht einbezogenen Landestheile von den „Nordwest=Territorien" ist. Die Bevölkerung des Gesammtlandes ist überwiegend englischen Ursprungs; außerdem finden sich Franzosen und französische Mischlinge, Deutsche, Iren, Neger, Eskimos, Chinesen (in Columbia) und Indianer; die Zahl der letzteren beträgt ca. 122000.

a) und b) Canadá. Es zerfällt in die beiden Provinzen Untercanadá (oder Quebec, 9100 Q.=M. mit 1.191000 Bew., worunter 7000 Indianer) und Obercanadá (oder Ontario, 5070 Q.=M. mit 1,621000 Bew., worunter noch 13000 Indianer), und liegt an der unvergleichlichen Wasserstraße, die vom Obersee ins nordatlantische Meer führt. Der mit vielen Nebenflüssen versehene Lorenzo, dessen 20 M. breite Mündung die Insel Anticosti (118 Q.=M.) umfaßt, ist also der Hauptstrom; sein Nebenfluß Ottawa, der, wie der Niagara, einen grandiosen Wasserfall macht, bildet die Grenze zwischen den beiden Canadas. Durch den Welland=Kanal wird der Niagarafall umschifft, der Rideaukanal setzt Ottawa mit dem Ontario in Verbindung. Die Schilderungen des Landes haben es nicht bloß mit dem Lobe des in vielen Strecken fetten Alluvialbodens, mit den ausgedehnten Urwäldern und Grasfluren zu thun, sondern auch mit romantischem Gebirg und Wasserfällen, besonders östlich des untern Lorenzo. Gediegenes Kupfer, Eisen von der Güte des schwedischen, Zinn, Blei,

Steinkohlen ꝛc. zeugen zugleich von den Mineralschätzen des Bodens. Das Klima ist gesund und in Obercanada milder als im untern, selbst milder als im Staate New-York. Die weite Entfernung von der Ostküste und die geringe Erhebung der Länder an den Fünfseen mag Ursache davon sein. Die Sommer sind heiß; die Winter kalt, doch meist hell und klar mit schönster Schlittenbahn. Ist das Eis geborsten und von den Flüssen weggeschafft, so treibt die Sonne gegen Ende April sehr rasch das schönste Grün hervor; mit Beginn des Mai wird in Untercanada, im obern noch früher gesäet, zu Ende Juli geerntet, und noch der August ist heiß. Gartengewächse und Obst gedeihen trefflich. — Als England Besitz nahm, gab es fast nur in Untercanada und nur nahe dem Lorenzo Ansiedlungen, versteht sich französische, wo die habitans als Lehnsleute den seigneurs zinspflichtig waren. Ganz anders stand es von Anfang an mit den Ansiedlungen unter der englischen Herrschaft, die sich seit 70 Jahren auch über Obercanada erstrecken: alle Pflanzer waren von vornherein im gleichen Genuß der brittischen Kolonialrechte, der Glaubens- und Preßfreiheit und der englischen Justiz. Noch jetzt herrscht in Untercanada französische Sprache und römischer Katholizismus, in Obercanada dagegen englische Sprache und Protestantismus vor. Die noch vorhandenen Indianer in Canada (und den benachbarten Gebieten) sind Reste der Irokesen, Mohawks, Huronen *) und anderer Stämme. — Für den Unterricht wird gut gesorgt, so daß jedes Dorf seine Schule hat, während man zur französischen Zeit wohl an Erbauung von Klöstern, aber nicht an Schulen dachte. Einwanderungen werden von der Regierung begünstigt, mehr als in den Freistaaten. Es gibt viele Deutsche dort', die sich wohl befinden, und leider wird Canada als Zielpunkt deutscher Auswanderung zu wenig berücksichtigt. Die ersten Jahre sind freilich wie überall bei Ansiedelungen mühevoll, lohnen sich aber bald. Dabei wird der Absatz der Produkte durch die höchst vortheilhaften Wasserverbindungen und durch Eisenbahnen erleichtert, deren Centralpunkt Montreal ist. Deshalb gedeihen auch die Niederlassungen in Canada, man sieht hübsche Ortschaften, blühende Getreide- und Tabakfelder, Obst- und Gemüsegärten und überall den Zuckerahornbaum, der dem Lande eigenthümlich ist, und jährlich viele tausend Centner Ahornzucker liefert. — Bedeutendste Städte: Quebec mit 60000 E., noch überwiegend französisch, in malerischer Gegend am Lorenzo und stark befestigt. Die Flut des Meeres bewirkt im Hafen Quebecs schon ein Steigen von 5 m. Montreal weiter aufwärts am Strom, wo derselbe aber noch für die größten Seeschiffe fahrbar ist, und in angenehmer Lage; die Bevölkerung, 118000, ist gemischt. Durch den Sorel, den Abfluß des Champlainsees, mit diesem und weiterhin durch einen Kanal mit dem Hudson und dem Süden in Verbindung, ist Montreal Centralpunkt des canadischen Handels (Ausfuhr: Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht, Holz und Holzprodukte) und zugleich Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes. Lebhafte Gewerbthätigkeit. Da der Lorenzo regelmäßig 3 Monate des Jahres mit Eis belegt ist, so hat man zur Verbindung der canadischen Eisenbahnen mit denen der Union bei Montreal die Röhrenbrücke Victoria unter Leitung Rob. Stephensons bauen lassen; sie ruht auf 24 Pfeilern und ist 2500 m. lang, also noch

*) Der eigentliche Name der Huronen war Wyandot; wegen ihrer Haartracht wurden sie von den Franzosen mit hures (Wildschweinen) verglichen. Daher der Name des nunmehr fast ausgestorbenen Stammes und des Sees, an dem sie wohnten.

länger als die bekannte nach der Insel Anglesey desselben Ingenieurs. — Toronto oder York am Ontario mit 46000 Einw. ist der größte Ort in Ober-Canada; Hamilton hat 27000. Ottawa (früher Bytown) am gleichn. Flusse ist Sitz der Regierung und hat 21500 Einw.

c) und d) Acadien oder Neubraunschweig (1285 Q. M. mit 285000 E., worunter 1400 Indianer) mit der Halbinsel Neuschottland (1022 Q. M. mit 388000 E., worunter 1600 Indianer). Ein waldiger Felsrücken (Landenge von Chignecto) bildet den Isthmus zwischen der Fundybai und dem Lorenzogolf. Küstenstriche neblig; im Innern gewaltige Bergländer, die treffliches Schiffbauholz liefern. Reichthum an Fischen und Salz, an Eisen und Steinkohlen, letztere auch auf der Insel Cape Breton. Fette Viehweiden. Man baut Roggen, Mais, Gerste u. s. w., doch wartet auf der Halbinsel noch die Hälfte, in Neu-Braunschweig mehr als ⁴/₅ des kulturfähigen Bodens auf Ansiedler. Der nordwestliche Theil (worin Carlisle liegt) hieß ursprünglich Gaspesia. Bei der Entdeckung fand man daselbst einige Indianer, die das Kreuz anbeteten und von einem ehrwürdigen Fremdling erzählten, der es ihren Vorfahren gebracht habe. Vielleicht war es ein isländischer Bischof, der in das von Normannen entdeckte westliche Vinland gereist. Halifax mit 29000 E. und ausgezeichnetem, geräumigem, nie zugefrierendem Hafen (seit 1817 Freihafen), großen Docks, Citadelle, bedeutendem Ausfuhrhandel ꝛc. St. John an der Mündung des gleichn. Flusses in die Fundybai, 30000 E., Stapelplatz für den innern Handel der Provinz.

e) Prinz-Eduards-Insel (102 Q.-M. mit 94000 Bew.), durch die Northumberland-Straße von Acadien getrennt, seit 1713 englisch. Getreidereich. Hauptstadt: Charlottetown.

f) Manitoba (654 Q.-M., 12000 Bew., worunter ca. 600 Indianer, das übrige zu ungefähr gleichen Theilen hauptsächlich französische und englische Mischlinge). Es ist das Gebiet um den südl. Theil des Winnipeg-Sees und um den Manitoba-See; am Nord Red River und seinem Nebenflusse Assiniboine Ackerbaukolonien. In der Umgegend des Winnipeg- und des Schabondawansees hat man Metall-Lager gefunden, welche zu den reichsten Minenplätzen der Welt gehören sollen, namentlich Silber und Gold, letzteres in der Form von Goldstaub, Goldklumpen und goldhaltigen Quarzen. Die Tschippewäh-Indianer haben ihr Land an den genannten Seen vertragsweise an die brittische Regierung abgetreten und sich gegen Geldentschädigung mit Reservationen begnügt. Regierungssitz der Provinz: Fort Garry am Red River.

g) Brittisch Columbia (10000 Q.-M. mit nur 42000 Bew., worunter ca. 30000 Indianer, einschließlich der der Inseln) vom Harokanal bis zu Dixons Einfahrt und zum 60.° N. Br., vom Ocean bis zum Felsgebirg. Die Kolonisten (10—12000) sind meistens Weiße (8000), aber auch Chinesen (1500) und Neger (500); sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Handel, besonders aber mit Bergbau. Die Indianer gehören den Stämmen der Tsimpschihes, Millbanks, Alits u. s. w. an. Die zerrissene Küste, besonders die der Vancouversinsel (550 Q.-M.), bietet vortreffliche Häfen und Ankerplätze; zudem ist die Insel kohlenhaltig und hat, wie das dahinterliegende Land, guten Boden. Die Entfernung von hier nach China beträgt für Dampfschiffe nur 15—18 Tage. In dem unlängst angelegten Hauptort Victoria

(auf der Südspitze von Vancouver), 180 M. von Francisco, haben Redner im Londoner Parlament ein neues Tyrus prophezeit.

h) North-West-Territories (138000 Q.-M. mit ca. 85000 E., worunter 68000 Indianer, 11000 Weiße und Mischlinge, 4000 Eskimos an der Nordküste). Es sind die sogen. Hudsonsbai-Länder, nämlich Ruperts-land an beiden Seiten der Hudsonsbai und das ganze nordwestl. Territorium. Die Halbinsel Labrador ist wüst, kalt, des Anbaues fast ganz unfähig, spärlich von Wilden, an der Ostküste von Eskimos,*) bewohnt. Gegenüber in Neu-Wales, besonders in der Südhälfte, finden sich Waldungen, eßbare Beeren, einige Gartengewächse, Fische in Menge und wie überall im Nordland — Pelzthiere (Biber, Moschusratten, Fischottern, Eichhörnchen, Bären ꝛc.). Von hier aus erstreckt sich das große Jagdgebiet der Compagnie bis zu den ehemals russischen Besitzungen und zum Eismeer. Nicht bloß durch die vorhin genannten großen Entdecker, sondern überhaupt durch die Trappers (Jäger und Schlingensteller) und Beamten der Hudsons-Kompagnie, sind diese Regionen bekannt geworden. So verdankt man ihnen die Ausmittelung des nur durch Tragplätze unterbrochenen Wasserwegs über die Seen Winnipeg, Methye und Athabaska zum Mackenzie. Kapitän Franklin befuhr jenen Weg auf eigens dazu in London gefertigtem Boote. An der Hudsonsbai, wo am 60. Breitengrad schon der Holzwuchs aufhört und Felsen vor Frost zerkrachen, ist die Kälte stärker als an der Westküste, wo der Holzwuchs erst mit dem 65.° völlig aufhört — gerade eine solche Isotherme, wie in Skandinavien von Drontheim nach Gefle, nur südlicher, da Amerika überhaupt kälter ist. Südlich des Sklavensees breiten sich Wäldchen von Fichten, Zwerglärchen, Pappeln und Zwergbirken aus; selbst nördlich des Sees findet man diese Bäume noch vereinzelt neben Pechtannen, Beeren und eßbaren Moosen. Beim Fort Franklin am Bärensee liegt der Schnee, wie auf dem arktischen Archipel, 10 Monate lang, und noch 46 M. südlicher, bei Fort Simpson thaut der 5 m. tief gefrorne Boden nur halb auf. — Auf dem Mackenzie kann man sich malerischer Felsen und angenehmer Thäler erfreuen, wo sich zur Sommerszeit allenfalls leben läßt; man jagt dort Renn- und Mustthiere, Kraniche, wilde Schweine und Gänse, und verkehrt mit Eskimos und Kupferindianern. Am nördlichen Ufer des Athabaska-Sees (58 bis 59° Breite) hat man etwas Gerste und Kartoffeln gezogen, südlich des Winnipeg aber gedeihen schon Zuckerahorn, canadischer Reis, Hanf, Gerste, Roggen. Der Indianerstämme gibt es mehrere. Zahlreich sind die Schwarzfüße am Saskatschewan. Besonders bekannt sind die Tschippewähs unweit vom Sklavensee; sie hüllen sich in Dammhirschfelle, und ihre Weiber tragen und ziehen wie Lastthiere. Auch die Knistenohs am untern Saskatschewan, stattlich von Körper und mit bemaltem Gesicht, sind noch ohne feste Wohnungen, obwohl in ihren Bezirken milderes Klima herrscht. Für die

---

*) Die Ostküste gehört jedoch nicht zur Dominion of Canada, sondern zu Neufundland, und zwar soweit sie von Zuflüssen des atlantischen Meeres bewässert wird: der Nordwesten, soweit er dem Flußgebiete der Hudsonsbai angehört, gehört als „East Maine“ zum Hudsonsbay Territory, also jetzt zur Dominion; der Südwesten Labradors, d. h. das Flußgebiet des Lorenzo, gehört zu Canada, also gleichfalls zur Dominion. Die Größe der ganzen Halbinsel wird zu 20—25000 Q. M. angenommen, die Gesammtbevölkerung zu ca. 5000 Seelen.

geistige Ausbildung der Indianer hat die Compagnie, die nur ihr Handelsinteresse im Auge hatte, nichts gethan; sie lieferte ihnen Schießbedarf, Branntwein u. dgl. und tauschte dafür Pelzwerk ein. Erst seit kurzem ist es christlichen Missionären gestattet, unter ihnen zu wirken. Das Hauptfort, von wo aus die Wasserstraßen des Innern am leichtesten zu erreichen sind, ist York an der Nelsonmündung. Andere außer den schon genannten: Churchill gleichfalls an der Hudsonsbai; zwei Fort George, eines n Ostmaine und das andere am nördlichen Arme des Saskatschewan; Ft. Resolution am Südufer des Sklavensees; 2 Fts. der guten Hoffnung und Ft. Mac Pherson am untern Mackenzie.

2) **Neufundland** (Newfoundland) vor dem Golfe, durch die Belle-Isle-Straße von Labrador getrennt, 1890 Q.-M. groß, gebirgig, voll Moräste, mit kaltem Klima, aber reichen Steinkohlenlagern; 144000 E. So wenig einladend der dortige Aufenthalt, so wichtig ist der Kabeljaufang auf den nahen nebelbedeckten Sandbänken oder „Stockfischwiesen", deren eine 50 M. lang und 15 M. breit ist. Der jährliche Werth des Fanges hier und bei dem Cape Breton wird auf $1^3/_4$ Mill. Pfd. St. geschätzt. Auch Frankreich und die Union der Freistaaten haben Theil daran. Hauptstadt auf Neufundland ist St. Johns mit 22000 E. Die Insel ist seit 1713 englisch, doch behielten die Franzosen noch die kleinen Fischerinselchen St. Pierre, Ile-aux-Chiens, Miquelon-Langlade u. s. w. (zus. 3 Q.-M. mit ca. 4000 E.). Zum englischen Gouvernement Neufundland gehört auch noch die Ostküste von Labrador mit 2500 Bewohnern (meist Eskimos), wo einige Herrnhuter-Missionsstationen, wie Hoffnungsthal, Nain, Hebron rc. —

Erwähnt sei hier noch die einsame, aus mehr als 350 einzelnen Inselchen bestehende Gruppe der Bermudas- oder Somersinseln, 2 Q.-M. mit 12000 Bew. (darunter 7000 Farbige); sie bilden ein stark befestigtes Seebollwerk der Engländer: „a colony, a fortress and a prison."

Die Union der Freistaaten,

auch Vereinigte Staaten (United States) Nordamerikas: 169500 Q.-M. mit fast 39 Mill. Bew., 230 Seelen auf 1 Q.-M. Die Bezeichnung ist so wenig ein Volks- oder Landesname, daß die Bewohner sich kurzweg Amerikaner nennen, als wären Canada, Mexico, Brasilien rc. nicht auch Theile des großen Continents. Für die Geographie und selbst für die gesellige Unterhaltung wäre es der Kürze wegen und zur Vermeidung von Misverständnissen wünschenswerth, jede Continenthälfte hätte ihren besondern Namen und der Staatenverein ebenfalls. Wenn freilich der Bewohner der Union sich Amerikaner nennt, so liegt etwas Stolzes darin, gleichsam ein Anspruch auf die Ausdehnung des Vereins über den ganzen Erdtheil.

Ueberblick des Landes.

Theils aus Staaten bestehend, theils aus Territorien, erstreckt sich das Unionsland zwischen 25 und 49° N. Br. vom atlantischen Meere und mexicanischen Golf bis

zum großen Ocean; 40000 Q.-M. liegen diesseit des Mississippi. Die Karte zeigt uns nur zwei Haupt-Wasserscheiden von beträchtlicher Länge: das Felsgebirg fern im Westen und die Alleghanies nahe dem atlantischen Meere; also drei Haupttheile, nämlich das weite Mittelland des Missouri-Mississippi nebst Texas und die zwei großen Küstenländer.

Betrachten wir zuerst den Bergstrich der Alleghanies. Er ist für die Kultur des Landes und der Bewohner von großer Wichtigkeit. Nach 3 Seiten sendet er schiffbare Gewässer: zum atlant. Meer, zum mexic. Golf und zum Mississippi; dieselben sind größtentheils oben schon genannt und auf der Karte leicht zu finden. Der Reichthum des Gebirgstriches an Mineralien ist sehr bedeutend, namentlich an Gold (im Süden), Eisen und Steinkohle; die letztere findet sich in besonders mächtigen Lagern zwischen dem Delaware und Susquehanna, zwischen dem Ohio und Juniatta (Nebenfluß des Susquehanna). Ferner ist die unbeträchtliche Erhebung der Alleghanies sehr beachtenswerth; sie bilden also keine hemmende Mauer zwischen dem Küstenlande und dem Innern; einige Senkungen, namentlich zwischen dem Eriesee und dem Hudson, zwischen dem Erie und Susquehanna, sind sogar tief genug, um bequeme Verbindungen zwischen dem Küstenlande und dem Ohio zu gewähren. — Im Norden treten die Berge nahe ans Meer, weiter südwestlich aber nimmt der Abstand vom Gestade beträchtlich zu. Den ganzen Gebirgszug entlang hat die nächste Abdachung angenehmes Gehügel und furchtbaren Boden, das angeschwemmte Land dagegen, das im Süden den breiten Küstenstrich bildet, ist flach, oft sandig, am Meere meistens sumpfig. Was das Klima betrifft, so muß es natürlich ostwärts des Hudson rauher sein, als am Susquehanna und Potomac, wo es die reichste Produktion an Obst und Getreide begünstigt. Je weiter nach Süden, desto wärmer und desto geeigneter der Boden für Tabak, Reis, Baumwolle, und in der Nähe des Golfs für Indigo, Zucker- und Kaffeeplantagen; doch sind die flachen feuchten Küstenstriche ungesund, und umsomehr, je näher dem Wendekreise. Interessant sind die Angaben über die jährliche Regenmenge. Sie ist im Verhältnis zu der in Frankreich und Deutschland groß, und im Süden größer als im Norden; z. B. in Charleston und New-Orleans 1710 mm., in New-York 1300, zu Boston 1130 und in Pittsburg am Ohio nur 930 des Jahres.

Blicken wir von dem nordöstlichen Küstenstriche nach Westen, so treffen wir dort zunächst die ausgedehnte Hochfläche, worin die theils den Freistaaten, theils zu Canadá gehörenden 5 Seen liegen. Sie ist waldig und feucht und hat keine beträchtliche Erhebung, in der Nähe des Eriesees ca. 40 m.; und wie sie sanft zu den Seen sich absenkt, so fließen auch südwärts ihre Gewässer ohne raschen Fall theils zum Ohio (der Scioto und der Wabash mit dem White), theils zum Mississippi (der Wiscónsin, Illinois und Kaskaskia) hinab. — Zwischen jener niedern Hochebene und den Alleghanies liegt also das zum Mississippi gehörige Gebiet des Ohio oder Schönflusses, nicht gebirgig, sondern meist eine wellenförmige Ebene mit tiefen Flußthälern. Ursprünglich voll Waldung, wie überhaupt die Ostregion der Freistaaten (denn erst am Wabash zeigt sich der Charakter der Prärien), bot das Ohiogebiet der Kultur einen besonders fruchtbaren Boden und ein um 2 Grad milderes und weit weniger unbeständiges Klima als an der Meeresküste.

Verschieden von den Ohioländern ist die Natur am Mississippi. Aus nassem,

waldreichem Hochlande westlich des Obersees herkommend, macht er den letzten Fall, ehe er den 44.° berührt, wird dann schiffbar und strömt zwischen Flachufern, die er oft übersteigt, oft durch weggeflößte Baumstämme und Eisschollen zerwühlt, ziemlich rasch zum Meere hinab. Ein breiter, oft sumpfiger Landstrich begleitet ihn an beiden Seiten, und in seinen Mündungen häuft sich der Schlamm auf. Von der Abdachung der Alleghanies über den Mississippi hinaus, weit nach Nordwesten, ist fast alles eine unermeßliche Ebene, nur im Norden noch waldig, sonst mehrentheils baumlos, theils Prairie, theils auch sandige Einöde, die sich besonders zwischen dem Platte und South Red River hinter dem niedern, Blei und Kupfer enthaltenden Ozarkgebirge ausdehnt und am Fuße des Hochgebirgs, in Colorado, Neumexico und Nordwest-Texas zur wirklichen großen amerikanischen Wüste wird. Das Ozarkgeb. aber, vom Arkansas durchschnitten und in die Berge von Texas übergehend, scheidet die höhere Sandebene von dem angeschwemmten heißen Küstenlande des Golfs.

Die ganze Ebene des Mississippi-Stromgebiets steigt aber nach Westen allmählich aufwärts, so daß sie vor den Schwarzbergen 1400 und am Fuße des Windrivergebirgs 1600 m. überm Meeresspiegel liegt. Windriver ist das Stück der Rocky Mountains, wo nördlich des Südpasses der Fremonts-Pic und nordwestlich davon, am Missouriquell, die beeisten Trois têtons aufragen. Jenseit setzt sich das Hochland bis zu den Cascaden- und Nevada-Ketten fort und ist offenbar die nördliche Verlängerung des Anáhuac.

Unter all diesen Räumen ist es bis jetzt nur die kleinere Hälfte, nur der Osten, vom atlant. Meere landeinwärts bis etwas jenseit des Mississippi, wo sich uns die Union in ihrer Grundlage, Kultur und innern Größe darstellt. Doch hat die Hälfte schon allein eine solche Ausdehnung und so große Unterschiede des Bodens, Klimas und der Produktion, daß die einzelnen Staaten bloß durch gegenseitigen Austausch der eignen Produkte und Arbeiten im stande wären, ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen; sie könnten eine Welt für sich darstellen. Allein die See fordert sie noch zum Verkehr mit andern Ländern und Erdtheilen auf. Die Beschaffenheit der Küsten darf man deshalb nicht übersehen, wenn man wissen will, was die Natur für die Vereinigten Staaten gethan hat. Die Küstenerstreckung ist sehr groß, von der Nähe der Fundybai bis zum Ende der Halbinsel Florida 378, und von da am mexicanischen Golf bis zum Rio Grande del Norte 340, zusammen also 718 Mln. Nicht überall sind indes diese Küsten zur Bethätigung der Bewohner und zum Handel vortheilhaft; die flachen, heißfeuchten des Südens haben Mangel an sichern Buchten. Am mexic. Golf sind nur die Häfen von Pensacola, Mobile und New-Orleans brauchbar, und den letzteren würde man der fieberhaften Luft halber nicht einmal besuchen, wäre die Lage am Ausfluß des Mississippi nicht so wichtig für den Handel. Ebenso finden sich am atlantischen Meere von Florida bis zur Chesapeakbai nur wenige Hafenplätze von Belang, wie Savannah und Charleston. Allein von jener Bai bis zur Grenze von Neu-Braunschweig bietet die ausgezackte Küste, vor allen da, wo das Bergland nahe heran tritt, also im Nordosten, eine Menge der besten Häfen, wie Baltimore, Philadelphia, New-York, Neuhafen, Providence, New-Bedford, Boston, Portland, Belfast ꝛc. Ueberhaupt ist der Norden des Landes am meisten dazu geeignet, die Menschen vielseitig zu bethätigen; sie sehen sich dort auf Land- und Bergbau, auf Viehzucht, Gewerb und Handel hingewiesen, während das warme Klima im Süden schlaff macht und verweich-

licht, die hafenarme Flachküste am Verkehr zur See hindert, und die Bewohner sich vorzüglich dem Plantagebau zuwenden. Allerdings ist auch der Süden und Westen in den Kreis des geschäftlichen (weniger noch des geistigen) Lebens hineingezogen werden; das alte Louisiana war in den Händen der Franzosen sozusagen leblos, seit aber die Union es gekauft und germanischer Kultur und Betriebsamkeit erschlossen (1803), ist daraus eine Menge blühender Staaten erwachsen; und seit Californien dem Unternehmungsgeist germanischer Männer geöffnet ist, sieht sich die ganze Westküste Amerikas vom Oregonlande bis zum südlichen Chile zu neuem thätigen Leben erweckt und wachsen im Westen der Cordillere große Städte voll geschäftigen Lebens gleichsam über Nacht empor. Aber noch immer behauptet der Nordosten sein Uebergewicht und wird es wohl noch lange behaupten. Aus dieser Verschiedenheit der Stellung ergibt sich aber eine Verschiedenheit der volkswirthschaftlichen Interessen, die nicht ohne Gefahren ist, umsoweniger, da man nicht einmal versucht, diese verschiedenen Interessen harmonisch zu vereinigen. Die älteren östlichen Staaten mit ihren atlantischen Häfen besitzen das Monopol der Manufakturen und Fabriken; sie haben in ihrem ausschließlichen Interesse durch die klingende Macht ihres Kapitals die Gesetzgebung des Congresses beeinflußt, fremde Gewerbserzeugnisse mit unmäßig hohen Zöllen belegt und sich durch die hohen Preise ihrer Fabrikate in selbstsüchtigster Weise bereichert; sie beherrschen den Geldmarkt des Landes, den gesammten Eisenbahnverkehr und kontroliren in den östl. Hafenstädten den Transport und die Einschiffung der Produkte; sie tyrannisiren den Ackerbau des Südens und Westens, den wichtigsten Erwerbszweig des Landes. Während der Westen und Süden von dem östlichen Kapital durch hohe Preise der Manufakturartikel, durch den Geldmarkt der Banken, durch die großen östlichen Eisenbahncompagnien bedrückt und ausgebeutet wird, erhält dagegen der Westen und Süden kein ausgleichendes Aequivalent von dem Osten; denn der Marktpreis der sämmtlichen Ackerbauprodukte wird im Auslande, namentlich in England bestimmt, welches der wirkliche Markt für die westl. und südl. Erzeugnisse ist. Daher leidet der Westen und Süden unter dieser Selbstsucht des Nord-Ostens, und von der Gesetzgebung geschah bisher nichts, diesen Uebeln entgegenzuwirken.

Die Bewohner. Statistisches.

Die Art, wie Staaten entstehen und sich entwickeln, hängt nicht allein von der Landesbeschaffenheit ab; sehr viel kommt noch auf die Rasse und Entstehung des Volkes an. Die rothe Rasse Amerikas, als Fischer an Küsten und Flußufern, oder als Jäger in den Urwäldern und Savannen herumstreifend, verstand Boden und Klima, Ströme und Meere nicht zu benutzen; sie hätte wahrscheinlich nie Kulturstaaten gegründet. Solche konnten nur das Werk von Europäern sein, entweder durch Belehrung der Eingebornen, oder wenn dies zu schwierig war — und in der That sträubt sich die rothe Rasse dagegen — durch Besitznahme des Landes. Das letztere war nun der Fall, indem die geringe Zahl der Urbewohner weiter und weiter nach Westen verdrängt wurde. Eine Vermischung fand nicht statt. — Unter den Europäern waren es aber hauptsächlich Engländer, welche dort einwanderten, die Krone Britanniens war es, welche die Kolonien schuf; und das ist beachtenswerth. Andre Nationen, Por-

tugiesen z. B. und Spanier, hätten freilich auch Hausthiere, Handwerke, Schreibkunst und sonstige Grundlagen von Gesittung und Staatsordnung mitgebracht, Dörfer und Städte und vielleicht neben Klöstern auch Schulen angelegt; das häusliche und öffentliche Leben indes wäre sicher ein anderes geworden. Das jetzige in der Union vorherrschende konnte nur aus englischem Volkscharakter, aus englischen Ansichten über Staatsweise, Bürgerthum, Kirche &c. hervorgehen. Gibt es dennoch auffallende Unterschiede zwischen Alt-England und den Staaten der Union, findet sich namentlich das in der brittischen Verfassung so starke und so nothwendige aristokratische Element jenseit des Meeres nicht, so erklärt sich das leicht. Die Ansiedler gehörten nicht zu den höhern Ständen daheim, auch größtentheils nicht zu der herrschenden anglikanischen Kirche. Wer es zu Haus behaglich hatte, fuhr nicht leicht übers Meer zu den kalten Buchten und Urwäldern Nordamerikas. Nur ärmere und nur die, welche sich daheim in den kirchlichen und politischen Wirren des 17. Jahrh. bedrängt fühlten, meistens Presbyterianer, Puritaner und andere Dissenters, wurden die Hauptansiedler. Sie verließen das Vaterland, um ungestört nach ihrer Art Gott zu verehren, wenn auch im Schweiß ihres Angesichts*). Natürlich brachten diese weder das aristokratische noch das hierarchische Element mit, und so wurzelten von vornherein in den Ansiedelungen die Ideen von Gleichheit der Rechte und freier Gottesverehrung. Daß es gerade der kältere hafenreiche Nordosten war, wo sie vorzugsweise sich anbauten, und der deshalb den Namen Neu-England erhielt, wirkte besonders wohlthätig auf die Fortsetzung des heimischen Fleißes und auf vielseitige Entwickelung der Kräfte; und was sich hier, und westlich des Hudson, am Delaware und Susquehanna gestaltete, gab den übrigen Provinzen, trotz der Einwanderung auch andersgläubiger Engländer und vieler Tausende aus andern Nationen, die Hauptrichtung. Englisch demokratisch wurde der Grundcharakter der Anglo-Amerikaner, und die englische Sprache wurde die herrschende.

Nur zeichneten sich die Nordstaaten auch darin vor den Südstaaten aus, daß man in jenen keine Sklaverei duldete, in diesen aber, eben wegen des Plantagebaus, hartnäckig die Beibehaltung der Sklaverei vertheidigte.**) Dies vergrößerte den Unterschied der Lebensweise und äußerte nebst dem Klima einen solchen Einfluß auf Naturell und Charakter der Bewohner, daß trotz der gleichen Sprache der Gegensatz zwischen Nord- und Südhälfte immer sichtbarer und für die Zukunft drohend wurde, besonders als durch das Vordringen weißer Ansiedler von Norden her der Sklavenarbeit erfolgreiche Konkurrenz gemacht wurde und die Sklavenstaaten den Versuch machten, die Sklaverei über den ganzen Bundesstaat auszudehnen. Dies führte bekanntlich zu dem

---

*) Aehnlichen Anlaß hatte das erste Einwandern von Deutschen; sie kamen 1683 auf Penns Einladung aus der Pfalz unter Leitung des Dr. Pastorius; 1742 gab es schon 100000 Deutsche in Pensylvanien und Südcarolina.

**) Im Jahre 1860 betrug die Zahl der südstaatlichen Negersklaven, die größtentheils im Lande geborene, zum kleinern Theil heimlich eingeführte waren, ca. 3¼ Mill. Die Sklavenstaaten waren: Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Kentucky, Tennessee, Arkansas, Missouri, Kansas. Sie bildeten (mit Ausnahme von Kansas, Missouri, Kentucky und Maryland) vom 4. Febr. 1861 an den Sonderbund der „Conföderirten Staaten.“

heftigen Bürgerkrieg von 1861—65, der ½ Mill. Menschenleben und 6000 Mill. Dollars kostete, aber mit der gänzlichen Unterwerfung der Südstaaten, mit der Freigebung aller Sklaven ohne Entschädigung und mit der Sicherung der Fortdauer der Union in ihrem dermaligen Umfange endigte. — Uebrigens galt auch schon vorher in den Südstaaten das allgemeine Gesetz der Union, das alle Indianer für frei erklärt hat; zu Sklaven nahm man nur Neger und deren Nachkommenschaft.

Das Areal des Unionsgebietes beträgt nach den neuesten Berechnungen 169509 Q.-Mln.; die großen Wasserflächen sind hierunter noch nicht mitinbegriffen. Hievon kommen auf die 37 „Staaten" 93300, auf die „Territorien" mit Einschluß von Aljaska 76200, ohne Aljaska 49000 Q.-Mln. Die Gesammtbevölkerung beträgt nach der Zählung vom Juni 1870 und den neuesten Schätzungen 38,926000; hievon gehören 38,337000 den „Staaten," und nur der Rest von 588000 den „Territorien" an. Es kommen demnach in den „Staaten" durchschnittlich 411, in den „Territorien" dagegen nur 7,7, oder läßt man Aljaska als äußerst spärlich bevölkert außer Betracht, 9,8 Bewohner auf 1 Q.-M.; die durchschnittliche Bevölkerung für das ganze Unionsgebiet beträgt 230 Bew. auf 1 Q.-M. Dabei herrscht natürlich unter den Staaten selbst noch großer Unterschied; am dichtesten bewohnt sind im allgemeinen die nordöstlichen Staaten, wo z. B. Massachusetts eine Bevölkerungsdichtigkeit von 3972, Rhode Island von 3538, Connecticut von 2406, New Jersey von 2315 S. auf 1 Q.-M. aufweisen, während dagegen Nevada nur 12, Oregon 23, Nebraska 36, Texas 63 Bew. auf 1 Q.-M. zählen. Wäre die Bevölkerungsdichtigkeit des ganzen Unionsgebietes die von Massachusetts, so würde das eine Gesammtbevölkerung von 675 Mill. ergeben; bei der Bevölkerungsdichtigkeit des Deutschen Reiches würde die Union 696 Mill. Seelen, bei der von Großbritannien mit Irland 942 Mill. und bei jener von Belgien gar 1615 Mill., d. h. mehr als zur Zeit auf der ganzen Erde leben, enthalten. Im Jahre 1783, gleich nach Erringung der Unabhängigkeit, zählte man nicht 3 Mill. Weiße und Sklaven; im J. 1810 bereits 7,230000 — 30 Jahre später schon 17 Millionen. Zwischen 1840 und 1850 ist die Bevölkerung am raschesten gewachsen, nämlich von 17 auf 23²/₁₀ Mill. Seit dem Befreiungskriege der Union bis jetzt ist also die Zahl ums Dreizehnfache gestiegen, was zum Theil sowohl dem Anbau des Westens, indem der Ueberfluß der Bevölkerung der nordöstlichen Staaten sich hinüber in die Ohio- und Missisippiländer und zuletzt ins goldreiche Californien zog, als auch der starken Einwanderung aus Europa zuzuschreiben ist. Vor 70 Jahren gab es nur Provinzen an der atlantischen Küste; jetzt blühen Staaten und Städte jenseit der Alleghanies und des Missisippi, und jährlich rückt der Anbau auf der Westgrenze Meilen weit vor. Unter den etwa 20 in diesem Jahrh. hinzugekommenen Staaten weist Californien infolge der Entdeckung seines Goldreichthums das schnellste Wachsthum der Bevölkerung und der staatlichen Organisirung nach; i. J. 1848 wurde von James Marshal das Gold entdeckt, und 2 Jahre später war das vorher fast öde Land als Staat anerkannt und zählte 1856 bereits ½ Mill. Einw. Gegenwärtig ist es der neue Nordwesten, nämlich die Territorien Montana und Idaho, der durch rasches Emporkommen Bewunderung erregt: obgleich erst 1860 californische Goldgräber sich dahin wandten und erst seit 1866 diese Gebiete näher erforscht wurden, machen doch schon Ackerbau und Viehzucht enorme Fortschritte, gibt es schon Städte mit 8000 E. und zahlreichen

Fabriken und haben sie bessere Communicationswege als Ungarn und Galizien. Ebenso rasch blüht Oregon auf, begünstigt durch fruchtbare Ackergründe und gesundes Klima, und der an heißen Quellen reiche Staat Nevada, dessen Silbergruben seit dem Jahre 1859 eine Ausbeute im Werthe von 180 Mill. Dollars geliefert haben. In der obigen Gesammtzahl der Unionsbevölkerung sind 33,592000 Weiße, 4,886000 Schwarze (Farbige), 383000 Indianer*) und 100000 Chinesen enthalten. Die letzteren, die gelben Menschen, zu welchen auch wenige Japanesen, Malaien und Dajaks sich gesellen, haben erst in letzter Zeit begonnen, im Westen, namentlich in Californien, Utah und Montana, sich niederzulassen, genügsam und jeder Arbeit sich unterziehend. Sie kommen und gehen, aber obgleich unterdrückt, ja unmenschlich behandelt, stets kommen mehr als gehen; bald werden sie verzehnfacht sein und an der Westküste werden sich buddhistische Tempel erheben wie an den Küsten Chinas und Ceylons. — Die rothen Urbewohner des Landes, die ursprünglichen Herren desselben, finden sich jetzt fast nur noch westlich vom Mississippi (östl. davon, in den Staaten Wisconsin, Michigan, New-York und Florida, ca. 22000), indem sie theils vor der Kultur des „Bleichgesichts" selbst sich zurückzogen, theils durch Ueberredung, noch öfter durch Gewalt aus ihren Gebieten vertrieben worden sind. Das in vieler Beziehung edle Geschlecht der Wildnis**) geht langsam, aber sicher dem Aussterben entgegen, „auf daß die langweilige Prosa der Tabaks- und Baumwollenkrämer, der Bankiers und Bankerottirer sich ungestört breit machen könne von den großen Seen bis herab zur Mississippimündung."***) Der „große Geist" ruft sie ab von ihren Jagdgründen. Und diese Jagdgründe werden von Jahr zu Jahr beschränkter; nur im fernen Westen noch, in den weiten Ebenen, behaupten sie sich, und die kleinen Forts, welche der weiße Mann längs seiner großen Heerstraße nach Francisco angelegt hat, dienen nur zum Schutze dieser letzteren. Die Rothhäute entschließen sich schwer, den Tomohawk niederzulegen und dafür Hacke und Spaten zu ergreifen; nur wenige haben von den Weißen gelernt, wie diese zu leben, in Holzhäusern zu wohnen und den Boden zu pflegen, so z. B. der Stamm der Tschirokis, welcher, als er 1836 auf schändliche Weise aus seinen Wohnsitzen in Georgien vertrieben wurde, bereits ein seßhaftes, Ackerbau treibendes, christliches Volk war, dessen Zahl daher jetzt noch im Zunehmen begriffen ist, während die in alter Weise als Jägervölker fortlebenden Stämme mehr und mehr zusammenschmelzen. Etwa 10000 können (cum grano salis) für civilisirt gelten, sie verhalten sich ruhig; weitere

* Mit Einschluß der indianischen Bevölkerung Aljaskas, bezüglich deren die Angaben zwischen 27000 und 68000 schwanken.

** Man lese die anziehenden Schilderungen Catlins, der manches Jahr bei den verschiedenen Stämmen, den Mandans, Assiniboins, Krähen, Schwarzfüßen, Dacotas (Zweig der ehemals berühmten Nadowessier, von den Franzosen Sioux genannt), Panihs, Omahas u. s. w., zugebracht und also wohl ein richtiges Urtheil über sie zu fällen vermag. Er ist ganz von ihnen eingenommen, und wo er auch an den Ufern des Missouri und anderer Flüsse mit seinem Diener und seinen Habseligkeiten landete, konnte er sicher sein, daß das Boot von den Indianern unangetastet blieb; kaum zur civilisirten Welt (nach St. Louis) zurückgekehrt, hatte er nur ein paar Stunden sein Boot aus dem Auge gelassen, als er sich auch schon beraubt sah.

*** v. Roon in einer durch amerikanische Praktiken nur zu gerechtfertigten Entrüstung.

125000 werden als halbcivilisirt aufgeführt, während die übrigen 248000*) nach alter Väter Sitte fortleben. Doch sind davon etwa nur 12000 unversöhnliche Feinde der Civilisation (in Texas, Neu-Mexico, Arizona: wie die Apaches, Kiowas und namentlich die gut berittenen Comanches); die übrigen leben theils in dem sogen. Indian Territory, einem Theil der großen Prärie westl. des Mississippi, zwischen Red River und Arkansas (ca. 60000 auf 3000 Q.-M.), theils gönnt man ihnen „Reservationen", d. h. Landstrecken, auf welchen nie ein Weißer sich solle ansiedeln dürfen, wo die Indianer Geld, Kleidung zc. von der Regierung erhalten, wo sie aber auch nicht selten durch die empörenden Betrügereien der Indian Agents oder durch die mit Gewalt gepaarte Lüsternheit der Weißen nach diesen Gebieten zur Verzweiflung getrieben werden**) oder durch Krankheiten, Hunger zc. elend zu Grunde gehen. Am meisten Indianer leben noch in den Staaten Californien (25000), Nevada (16000) und Oregon (15000), und auf den Territorien Arizona (32000), Dacota (26000), Montana und Neu-Mexico (je 19000). — Neger finden sich in den Nord- wie in den Südstaaten, besonders zahlreich aber in den letzteren; durch die Congreßacte vom 1. Febr. 1865 wurden sie alle für frei erklärt, ohne daß ihr Loos dadurch ein viel besseres geworden wäre. Der Yankee behandelt den Farbigen mit souveräner Verachtung und Geringschätzung, er betrachtet ihn wie ein Wesen niedrigerer Gattung, als einen Gegenstand des Ekels überall da, wo er als Freier und Gleichberechtigter ihm an die Seite treten will, dagegen nicht, wenn er sich als Dienender ihm anschließt. Nur etwa von den Deutschen werden die Schwarzen als gleichberechtigte Menschen angesehen und behandelt. Am zahlreichsten finden sich die Neger und Mulatten in Georgien (545000), Ost-Virginien (513000), Alabama (475000), Mississippi (444000), Nord- und Südcarolina (je ca. 400000); am mindesten zahlreich sind sie im allgemeinen in den pacifischen und in den Neu-England-Staaten, sowie in den Territorien. Auszurotten, wie die Indianer, sind also die fast 5 Mill. Schwarzen wohl nicht mehr; der schwarze Mensch vermehrt sich in Amerika und hat dort einen geeigneten Boden für sein Fortkommen gefunden; aber selbst jetzt noch, nach der Emancipation, bilden sie eine wunde Stelle im Staatskörper der Union, und das Vorwalten des schwarzen Elements in den Südstaaten bildet einen auf die Länge unhaltbaren Zustand. „In Südcarolina sind die Neger (415000) zahlreicher als die Weißen (290000), und die früheren Sklavenhalter, empört über die neue Ordnung der Dinge, verschmähen es, Gesetzgebung und Regierungsgewalt mit den Schwarzen zu theilen. So geschieht es, daß letztere im Verein mit den neuen Einwanderern aus den Nordstaaten in den Besitz der Macht gelangt sind; von 125 Mitgliedern des Repräsentantenhauses sind 90 Schwarze, im Senat findet beinahe dasselbe Verhältnis statt. Die Mehrzahl dieser Leute ist käuflich.***) Jetzt schon stellen die emancipirten Sklaven, seit ihnen die Theilnahme am allgemeinen Stimmrechte verliehen wurde, eine Macht in der Union dar. Republikaner und Demokraten bewerben sich um

*) Mit Einschluß derer von Aljaska.

**) Indianerkrieg in Montana 1867, Modoc-Krieg an der Grenze Californiens 1873!

***) Eine Eigenschaft, die übrigens viele Yankee-Deputirte mit den Schwarzen gemein haben!

ihre Gunst, und sie haben bei der Wiederwahl des Präsidenten Grant, der ihnen ganz besonders geneigt ist, bis zu einem gewissen Grade den Ausschlag gegeben. In Südcarolina ist der Vicepräsident der Legislatur ein Farbiger."*)

Die weiße Bevölkerung ist aus Europa eingewandert, wo alle Nationen, mit Ausnahme der Slaven, ihre Beisteuer geliefert haben. Das Germanenthum aber ist überwiegend, und in diesem wieder die Engländer und deren Nachkommen Die Yankees oder Anglo-Amerikaner bildeten daher den Grundtypus der Union in Sitte, Lebensart und Gesetzgebung aus; sie bestimmten und bestimmen noch das eigentlich Amerikanische nach seinen guten und nach seinen schlimmen Seiten. Da aber die Mehrzahl der in unserm Jahrhundert Eingewanderten aus Irland und Deutschland kam und diese beiden Länder voraussichtlich auch noch in der nächsten Zeit nach den Vereinigten Staaten die meisten Emigranten senden werden, so läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß noch vor Ende dieses Jahrhunderts die Bevölkerung mehr von deutschem und irischem, als von angelsächsischem Stamme sein wird, und dies um so gewisser, als das fremdgeborne Element an Fruchtbarkeit das eingeborne (anglo-amerikanische) übertrifft. Die Zahl der in Irland Geborenen (also mit Ausschluß aller in den Vereinigten Staaten selbst geborenen irischen Abkömmlinge) betrug im Jahre 1870, 1,856000, am dichtesten wohnend in Massachusetts, Connecticut, Stadt und Staat New-York, im nördlichen Illinois und nordöstlichen Ohio; im allgemeinen ziehen die Iren den Aufenthalt in den Städten dem Leben auf dem Lande vor. Der Zahl der im Deutschen Reiche Gebornen betrug im Jahr 1870 1,690000;**) seit geraumer Zeit erhielt die Union jährlich von uns ca. 100000 Menschen;***) die Zahl der von 1820 bis 1870 aus Deutschland (ohne Schweiz, Elsaß, Schleswig-Holstein &c.) Eingewanderten wird auf 2,359000, die aller Deutschen (also auch der Schweizer &c.) auf 36% der Gesammt-Einwanderung berechnet. Man gibt die Gesammtzahl aller Deutschen im Unionsgebiet auf 7—8 Millionen an. Etwa 1/3 davon mag heimische Sprache und Volksthümlichkeit aufgegeben haben; aber in neuerer Zeit, namentlich seit der großen politischen Umgestaltung Deutschlands, wächst das Selbstgefühl unserer Volksgenossen in Amerika und zeigt sich bei ihnen in großem Maßstabe das Bestreben, festzuhalten an deutscher Sprache und Sitte†), und während früher die Deutschen, obwohl an Fleiß, Ausdauer und Redlichkeit niemandem nachstehend, von den Yankees mit Geringschätzung, ja oft mit Verachtung behandelt wurden, haben sie in

* v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. 1874.

** Gegenüber nur 550000 aus England (ohne Wales) Eingewanderten.

*** Am meisten in den Jahren 1869 = 127000, 1867 = 134000, 1853 = 141000, 1852 = 145000, 1854 = 215000. In den letzten Jahren ist die Einwanderung, zum Theil durch das feindliche Auftreten der Partei der Eingebornen, Natives, deren fanatische Ausläufer die Know-Nothings (Nicht-Wisser) sind, etwas schwächer geworden, und sind viele unserer erst kurz vorher ausgewanderten Landsleute, in ihren Erwartungen auf Arbeit und Erwerb getäuscht, oft in elendem Zustande, an Körper und Geist gebrochen, wieder in die verlassene Heimat zurückgekehrt.

† „In alter Zeit trugen die Auswanderer ihre Götterbilder mit in die Fremde; wir Deutsche tragen unsere Dichter, unsere Philosophen, unsere Musiker durch die ganze Welt, und überall errichten sie uns eine Bildungsstätte heimisch, wohlig, frei." (Auerbach).

den letzten Jahren namentlich auch durch Musik, Turnen, kriegerische Tüchtigkeit, Erfindungen, wissenschaftliche, künstlerische und technische Leistungen sich Anerkennung und auch politischen Einfluß zu verschaffen gewußt. Ja, sanguinische Deutsch-Amerikaner versichern, in 25—30 Jahren werde man im Congreß zu Washington mehr Deutsch als Englisch reden; das ist ohne Zweifel starke Uebertreibung, aber Thatsache ist, daß deutsche Sprache und deutsche Art in der Union weit mehr um sich greifen, als man in Deutschland gewöhnlich glaubt,*) allerdings nicht ohne schwere Anstrengung der Deutschen; denn die Yankees, von Natur freiheitsliebend und auf manchen Gebieten, z. B. dem der Industrie, groß, sind in manchen andern Stücken gar kleinlich, und die Bestrebungen der Natives und Know-Nothings, wie die der Temperenz-Fanatiker sind hauptsächlich gegen das Aufkommen des Deutschthums in Nordamerika gerichtet. In den Neu-England-Staaten leben verhältnismäßig wenig Deutsche, am meisten noch im westl. Connecticut; dagegen sind sie sehr zahlreich in (Stadt und Staat) New-York, im mittleren New-Jersey, in Pennsylvanien;**) im Westen leben Deutsche außerhalb der Städte, welche sämmtlich ein mehr oder minder zahlreiches deutsches Element haben, in großer Zahl am Südufer des Erie und am Michigan (in den Staaten Ohio, Illinois und Wiscónsin; s. u. Staat Wiscónsin), ferner in Iowa und Missouri, sowie in Californien; im Süden sind sie fast nur in den Städten und in den ländlichen Distrikten von Texas zu finden. — Die übrigen germanischen Nationen sind schwächer vertreten: es fanden sich im Jahre 1870 214000 geborne Schweden und Norweger, die hauptsächlich in Minnesota, Wiscónsin und Illinois leben; doch hat sich die Einwanderung aus Skandinavien in wenigen Jahren von durchschnittlich jährlich 1200 auf 24000 im Jahre 1869 gehoben. Die Bevölkerung holländischer Abkunft mag 60—80000 betragen. — Die lateinische Rasse findet sich in schwacher Zahl vor; es lebten 1870 nur 116000 Franzosen im Lande, hauptsächlich in Lousiana, das die Union im Jahre 1803 von Frankreich kaufte; Spanier und spanische Creolen 3700 in Florida (1820 der Krone Spanien abgekauft), Texas, Neu-Mexico und Californien; Italiener 17000, wovon 5000 in Californien.

Aus dem Angeführten ergibt sich, von welch großer Bedeutung für die Unionsstaaten die Einwanderung ist; die Zahl der Eingewanderten betrug in den letzten Jahrzehnten im Durchschnitt jährlich 3—400000. Von der Gesammtbevölkerung im

---

* In Cincinnati z. B. besteht ein aus lauter Stockamerikanern zusammengesetzter Verein, dessen Zweck ist, seinen Mitgliedern gründliche Kenntnisse in deutscher Sprache und Literatur zu vermitteln und dessen Verhandlungen nur in deutscher Sprache geführt werden. — Der Census von 1870 gibt die Zahl der deutschen Lehrer im Unionsgebiet auf 3000 an und diese Zahl ist nach sachkundiger Beurtheilung eher unter- als überschätzt. S. u. a. auch: Pelz, „Die deutsche Sprache gegenüber der englischen, besonders in Nordamerika.“ Hamburg 1866, und von demselben Verfasser: „Die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.“ Gotha 1870.

** In den offiziellen Censusberichten ist allerdings die eingeborne pennsylvanisch-deutsche Bevölkerung mit den übrigen Eingebornen auf gleiche Linie gestellt; aber schon vor 100 Jahren konnten die Deutschen Pennsylvaniens von sich sagen, was sie in neuerer Zeit dem Landtage in Harrisburg zuriefen: „Wir Deutsche sind das Mark und die Kraft dieses Landes!“ Und dasselbe können sie heute auch in andern Staaten des Westens und Nordens von sich rühmen.

Jahre 1870 waren 5,567000 im Auslande geboren; von den Eingebornen waren 9,735000 Kinder im Ausland geborener Eltern, 10,521000 Kinder eines im Auslande geborenen Vaters und 10,106000 Kinder einer im Auslande geborenen Mutter. Ein Theil der Eingewanderten bleibt in den großen Städten des Ostens; die Mehrzahl jedoch zieht zur Ansiedlung in den Westen. — Mit dem Verkauf des noch unbebauten oder Congreßlandes verfährt man so: der Congreß, d. h. die Regierung der Union läßt es vermessen und in Vierecke oder townships vertheilen von je 36 Sektionen oder englischen Quadratmeilen (36 engl. sind 1⁷/₉ deutsche Q.-M.). Von diesen 36 sections wird die 16. für Volksschulen zurückbehalten, wie man auch außerd.m besondere Landstriche zur Dotirung höherer Lehranstalten verwendet. Nach Ausscheidung jener Sektion wird das übrige verkauft und von dem Erlös 57 Procent zur Eröffnung von Straßen, 38 zu andern Unionszwecken bestimmt, und nur 5 bekommt der betreffende neue Staat, in dessen Umkreise die verkaufte Länderei liegt.

Vergleicht man Karten aus der Zeit des Befreiungskriegs, z. B. die in Sprengels Geschichte der Revolution Nordamerikas, mit den jetzigen,*) so muß man staunen über die Menge neuer Orte, über die zahlreichen Heerstraßen diesseit und jenseit des Gebirgs, über die Kanäle und Schienenwege, die das rastlos schaffende und vorwärts strebende Volk angelegt hat. Kanäle verbinden den Hudson mit den Seen Champlain und Erie; von Philadelphia kann man auf Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen wechselnd quer durch die Senkungen des Gebirgs bis zum Ohio fahren, und der Michigan-See steht mit dem Mississippi in Verbindung. Unter den Eisenbahnen ist natürlich die quer durch den ganzen Continent von New-York nach S. Francisco ziehende schon oben erwähnte Pacificbahn die längste und eine wahre Riesenlinie, und kaum entwickelt sich auf ihr ein bedeutender Güterverkehr, so sind auch schon Parallelbahnen zu dieser Central-Pacificbahn im Bau begriffen und schreiten rasch vorwärts. Unter allen Staaten der Erde hat die Union das längste Eisenbahnnetz: 13600 Mln. anfangs 1872, und gegenwärtig (August 1874) bereits 14720 geogr. Mln. Gleich den Kanälen sind sie Privatunternehmungen**), außer in Pennsylvanien und New-York, dienen aber allzumal der Unionsregierung zur Beförderung der Posten. Die Gesammtkosten aller gegenwärtig in Betrieb stehenden Eisenbahnen betrugen 3784 Mill. Dollars, theils durch Aktienkapital (1947 Mill.), theils durch verschiedene andere Formen von Verschuldung (1837 Mill. Doll.) aufgebracht. Auch die Telegraphen sind Privatsache; das Telegraphennetz stieg von 12000 geogr. Mln. im Jahre 1866 auf 16000 im Mai 1871 mit einer Drahtlänge von 33000 Mln.

So kostspielige Anstalten können nur die Folge reicher natürlicher Hilfsquellen, großer Gewerbthätigkeit und eines rasch steigenden Nationalwohlstandes sein. Auf den Reichthum der Süd- und Missouri-Mississippi-Staaten an Produkten des Landbaues

* Z. B. der „Neuen Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika in 6 Blättern v. A. Petermann“ in Stielers Handatlas. Gotha 1872 — wohl die beste Karte des Unionsgebietes, die diesseit und jenseit des Oceans existirt.

** Freilich oft sehr schwindelhafter Art, weshalb denn auch viele der amerik. Eisenbahn-Bonds, der großartigen Betrügereien und Prellereien wegen, denen die europäischen Darleiher durch die amerik. Unternehmer und deren Mittelspersonen ausgesetzt sind, auf dem europäischen Geldmarkte als „nothleidende Papiere“ in gar üblen Ruf stehen. Auch Bauart und Betrieb der nordamerikanischen Eisenbahnen scheinen, nach Daniels Ausspruch, „geradezu auf Mord abgesehen.“

wurde schon hingewiesen, ebenso auf die Fülle edler Metalle, die in mehreren Staaten und Territorien des Felsgebirges und der pacifischen Küste zutage gefördert werden (jährl. über 100 Mill. Dollars an Gold und Silber). Ueberhaupt ist der Mineralreichthum der Vereinigten Staaten ein sehr großer. Die Steinkohle ist in großem Maßstabe über die ganze öffentliche Domäne verbreitet; die Gesammtfläche der Steinkohlenfelder soll 9900 Q.-M. ausmachen. Eisen ist vielfach verbreitet in den öffentlichen Ländereien, Kupfer in großer Menge in der Nähe der Seen, östlich vom Mississippi, sowie auch im Felsgebirge. Blei, Zinn und Zink werden in mehreren Staaten massenhaft gefunden; Petroleum nicht nur in den Alleghanies, sondern auch in Californien, und in solcher Menge, daß in den letzten Jahren ca. 150 Mill. Gallonen jährlich ausgeführt wurden. Auf Grund der von der Natur gebotenen Hilfsmittel hat sich denn auch große Gewerbthätigkeit entwickelt. Viele Städte und ganze Distrikte erinnern an unser Fabrikland Cleve-Berg, an Belgien und England, die Ohiostadt Pittsburg heißt schon ein Birmingham im kleinen; und wie in Großbritannien, so ist in den vorderen Vereinsstaaten die Steinkohle das eigentlich goldbringende Mineral und der Dampf das Segel der Industrie. In dem Lande, wo man zum erstenmal einen Fluß (den Hudson) mit Dampf befuhr, mußte auch die Anwendung dieser Kraft vorherrschend werden, und umsomehr, da es bei dem leichten Erwerb des Grundbesitzes an Arbeitern fehlt, Menschenhände also theuer sind. Sehr zahlreich sind die Dampfmaschinen in den Fabriken, auf den Schiffen und Rail Roads; auf den Seen (besonders dem Michigan und Erie), auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen sind Hunderte von Dampfern in Bewegung, und die Dampffahrt zwischen Amerika und Europa ist in vollem Gange. Die Manufakturen des Nordens und die Baumwollenpflanzungen des Südens fördern sich gegenseitig; man rechnet den Baumwoll-Ertrag in den Vereinsstaaten im Durchschnitt auf 10 Mill. Ctr. jährlich. Und wie die Wichtigkeit des Seehandels wächst, kann man daraus ersehen, daß im J. 1783 der Werth der Ausfuhr 9 Mill. und die Einfuhr 24 Mill. pr. Thlr. betrug, folglich die Union im großen Nachtheil war; während sie 70 Jahre später für 311 Mill. Thlr. aus- und für 308 Mill. einführte. Für eines der letzten Jahre wurde der Werth der Einfuhr zu 908, der der Ausfuhr zu 743 Mill. Thlr. berechnet. Während aber noch vor 10—12 Jahren die Anglo-Amerikaner den größten Theil dieses Seeverkehrs (fast ¾ der Ausfuhr und ⁹⁄₁₀ der Einfuhr) mit eignen Schiffen besorgten, hat sich dies Verhältnis in den letzten Jahren zu Ungunsten der Vereinigten Staaten geändert; da man in anderen Ländern die Schiffe gegenwärtig billiger baut als dort, also Schiffe fremder Flagge die Frachten zu geringeren Preisen einnehmen können, so ist der größte Theil des überseeischen Handels in fremde Hände übergegangen. Dagegen wird die Küstenschiffahrt — und sie ist sehr bedeutend — ausschließlich von amerikanischen Schiffen besorgt, da durch Gesetz vom 1. März 1817 auf diesem Gebiete die Konkurrenz fremder Schiffe ausgeschlossen ist. — England ist allerdings der erste Seehandelsstaat der Erde, aber die Union ist der zweite, ihre Kaufleute und Schiffer besitzen an 29000 Fluß- und Seeschiffe, worunter 3500 Dampfboote; Tonnengehalt der ganzen Handelsflotte: 4,111000. Besonders sind es die Hafenstädte nördlich der Chesapeak, wo die ausgebreitetste Thätigkeit herrscht; ⅘ des ganzen Seehandels der Union wird von ihnen geführt. Charleston ist zwar ein belebter Markt, hat aber 4mal weniger Schiffe als Baltimore, 14mal weniger als Boston, 24mal weniger als New-York.

Uebrigens hielt die Union vor dem Bürgerkriege zum Schutze des Handels und der Küsten nur eine Kriegsmarine von ungefähr 80 Schiffen; einer größeren Seemacht bedurfte sie nicht, da gefährliche Kriege ihr weit ferner lagen, als den Engländern, Russen und Franzosen, und im Nothfall standen, laut Gesetz, alle Handelsschiffe zur Verfügung des Congresses. Gegenwärtig besteht die Kriegsflotte aus ca. 180 Schiffen mit 1750 Kanonen. Noch weniger brauchte man ein bedeutendes Landheer; die Summe, die dieses kosten würde, konnte den Privat- und Staatsunternehmungen im Innern zugute kommen. Die Union hielt nur 17000 Mann stehendes Militär, und die Miliz der einzelnen Staaten, wozu jeder vom 18. bis 45. Lebensjahre verpflichtet ist, kostete wenig. Es war also nicht zu verwundern, wenn ihr Staatshaushalt bis dahin noch wohlfeil und die Besteuerung gering war. Auch das gegenwärtig von der Union unterhaltene stehende Heer zählt nur ca. 27000 Mann; sie ist eben in der glücklichen Lage, keine Nachbarn zu haben, die ihr gefährlich werden könnten. — Durch den 4jährigen Bürgerkrieg hatte sich allerdings die gemeinsame Staatsschuld von 123 auf 3940 Mill. Thlr., also um das 32fache der ursprünglichen Schuld vergrößert; aber sofort nach wiederhergestelltem Frieden wurde mit der Tilgung der Schuld begonnen, durch ununterbrochenen, bis jetzt fortgesetzten Rückkauf der Schuldobligationen, sowie durch Umwandlung der hochverzinslichen Anleihen in solche mit niedrigerem Zinsfuße die Zinsenlast verringert, so daß gegenwärtig die Staatsschuld der Union nur noch 3020 Mill. und die jährliche Staatsausgabe 560 Mill. Thlr. beträgt. Daneben hat indes jeder Staat noch sein besonders Budget und auch seine besonderen Schulden; aber auch die meisten Einzelstaaten sind emsig und erfolgreich auf Tilgung ihrer Schulden bedacht.*)

Auch das Kirchenwesen erfordert keinen Aufwand aus den Staatskassen. Keine Religion ist die herrschende. Die Verehrung Gottes kann in jeglicher Form geübt werden; die Sorge aber für Kirchen und Priester ist nicht Sache der Regierungen, sondern der Gemeinden, freier Vereine und Gesellschaften. Durch freiwillige Gaben deckt man die Kosten, und es geschieht häufig, daß wohlstehende Landleute 100 und 200 Dollars zum Bau des Gotteshauses und zur Besoldung des Geistlichen unterzeichnen. Man zählt über 100 christliche Sekten. Genaue Angaben über die Stärke der einzelnen Kirchenparteien fehlen. Die Mehrheit der weißen Bevölkerung besteht aus Baptisten und Methodisten, Presbyterianern und Congregationalen. Anhänger der anglikanischen Hochkirche, Lutheraner und Reformirte machen einen weiteren bedeutenden Prozentsatz aus. Rasch und außerordentlich hat sich der römische Katholizismus verbreitet, und der Ultramontanismus benützt hier die Freiheit der Kirche, um sich eine politische Macht zu erobern und seine politisch-kirchliche Organisation auszudehnen. Thompson gibt über die Verbreitung des römischen Katholizismus in den Vereinigten Staaten folgende Daten:**) „Vor 84 Jahren gab es nur 25000 römische

*) Allerdings manche auf eine Art, die mit unsern Begriffen von Ehrlichkeit in grellem Widerspruch steht. So hat man z. B. in mehreren südlichen Staaten durch einen legislativen Akt die bedeutenden Staatsschulden offen repudiirt und so die europäischen Gläubiger, an welche man die Staatsschuldscheine verkauft hatte, einfach bestohlen.

**) Deren Richtigkeit allerdings von anderer Seite bestritten wird.

Katholiken in den Vereinigten Staaten, jetzt zählt die römisch-katholische Bevölkerung 9 Mill. Seelen; damals gab es nur 1 Bisthum, jetzt sind deren 54 vorhanden, außerdem 6 apostolische Vikariate und 4 Abteien; damals gab es 21 römische Priester, jetzt 4900; statt 3 oder 4 Kapellen zu damaliger Zeit gibt es jetzt 47 Kathedralen, 4250 Kirchen und 1750 Kapellen; auch verfügt die römische Kirche jetzt über 138 Mönchs-, 383 Nonnenklöster, 1577 Akademien und Schulen, 112 Seminare ꝛc." Zu leugnen ist indes nicht, daß die puritanische und presbyterianische Bevölkerung der Vereinigten Staaten mit großem Haß dieser Zunahme des röm. Katholizismus gegenübersteht.

Fragt man nach dem Zustande des öffentlichen Unterrichts, so fällt die Antwort nicht zu Ungunsten der Union aus. Ein gewisses Mittelmaß von Kenntnissen ist in allen Klassen der Gesellschaft verbreitet und wird hauptsächlich durch die vielen Zeitungen vermittelt, die dem Anglo-Amerikaner so nothwendig sind wie das tägliche Brot. Nach dem Census von 1870 waren 18% der männlichen und 22% der weiblichen Bevölkerung ohne Schulbildung. Der Census weist 141000 Unterrichtsanstalten mit einem Einkommen von 95 Mill. Dollars aus Stiftungen, Steuern u. s. w. nach; hierunter sind 125000 öffentliche Volksschulen mit 63 Mill. Doll. Einkommen, das zu 58 Mill. durch Steuern aufgebracht wird. Da kein Schulzwang besteht, bleibt ⅙ der Kinder oder der sogen. Schulbevölkerung ohne Unterricht. Der Unterricht in den Elementarschulen ist aber nach dem Zeugnis amerikanischer Pädagogen meist ein sehr armseliger, da großer Mangel an durchgebildeten Lehrkräften besteht; denn die Normalschulen, die die Ausbildung der Elementarschullehrer besorgen, liefern jährlich nur ca. 4000 Lehrkräfte, während das Bedürfnis ein 30mal größeres ist, indem die Lehrer durchschnittlich nur 3 Jahre im Schuldienste bleiben, bis sie einer besseren und einträglicheren Beschäftigung sich zuzuwenden Gelegenheit finden. Die Ausgaben, welche sich die einzelnen Staaten für die Erhaltung ihrer Schulen auferlegen, sind sehr verschieden, im allgemeinen in den Nordstaaten höher als in den Südstaaten (in Massachusetts z. B. betragen sie auf 1 Kopf der sogen. Schulbevölkerung 20 Dollars, in Georgia bloß 68 Cents). — Für das Studium der Theologie, Medicin ꝛc. ist gesorgt man hat auch colleges (Gymnasien) und sogen. Universitäten. Aber bei der tollen Jagd nach Gold, die das amerikanische Leben charakterisirt, kann natürlich echt wissenschaftliches Leben und Streben ebensowenig gedeihen, als wahre Kunst; dafür fehlt die nothwendige Idealität der Weltanschauung. Nur die Naturwissenschaften werden gepflegt. Der Amerikaner ist zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt, mit Verbesserung seiner Erwerbsmittel, mit Anbau und Handel, mit Anlage von Kanälen und Eisenbahnen ꝛc., als daß er nicht vorzugsweise nach dem fragte, was unmittelbar nützt und Geld einbringt; denn „Geschäft und Dollar" sind ja die Doppelsterne, die das ganze Firmament seines Denkens und Handelns beherrschen. Und nur aus diesem Grunde ist er ein Beförderer der Volksschulen und des technischen Unterrichts, und rückt man im Anbau des Westens, wie schon gesagt, nie anders vorwärts als mit vorheriger Auswahl bestimmter Grundstücke zu Schulbauten und Lehrergehalten *).

*) Dies der Zustand im allgemeinen. In den großen Städten des Ostens, z. B. in Philadelphia und Boston, gibt es indes Gesellschaftselemente, welche geistige Bildung und verfeinerte Sitten hoch halten, Verehrer der geschichtlichen Tradition, Freunde europäischer Gesittung; aber sie bilden eine Welt für sich, sie fliehen als ihnen feindlich

Begreiflich ist übrigens, daß der Volksunterricht, die Religiosität, die höhere Kultur, der Zustand der Gesittung überhaupt, nicht in allen Staaten gleich sein kann. In den alten Provinzen des Nordostens bewahrt man den Ernst der Religiosität, und das häusliche Leben beruhet auf Sitte. Wo aber Weiße über Neger herrschten, steht es anders; der Religiosität fehlt dort Innigkeit und Ernst, den Begierden und Leidenschaften der Zügel, so daß Ueppigkeit und Müßiggang überhand nahmen. Was den Westen betrifft, besonders die jüngsten Staaten und Gebiete, wo meistens noch alles im Werden ist, so wär' es unbillig, schon einen völlig geregelten Zustand bei ihnen zu verlangen. Die Bevölkerung wird dort zusammengewürfelt, die Lebenselemente eines Staates liegen zerstreut da, noch unverschmolzen miteinander, Ausbrüche unerhörter Roheit sind deshalb hier nichts Seltenes und gar oft wird von der aufgebrachten Bevölkerung an wirklichen oder zuweilen auch vermeintlichen Verbrechern blutige Selbstgerechtigkeit geübt (Lynchgerichte) *). Einwanderer von heutzutage bringen überhaupt andre Gesinnungen und Ansichten mit als die von ehedem, wenigstens gar verschiedene von denen der frommen, oft schwärmerischen Puritaner. Wer also Schilderungen nordamerikanischer Zustände liest, hat stets zu beobachten, in welcher Gegend der so ausgedehnten Union, ob im Norden, Süden oder Westen, ob in älteren oder jüngern Staaten der Schriftsteller seine Bemerkungen gesammelt hat.

Staatsverfassung.

Das ganze Reich der Union vom atlantischen bis zum stillen Ocean umfaßt Staaten und Territorien. Der Name Distrikt, den gegenwärtig nur die Bundeshauptstadt Washington mit ihrer Umgegend (Columbia) führt, kam bloß solchen Räumen zu, die als indianische Jagdreviere noch in wildem Zustande dalagen. Sobald

---

die Berührung mit dem wirklichen Leben und mit den Männern der That, welche diesen ungeheuren Continent ausbeuten, seine Schätze entdecken und zur Geltung bringen, und deren erstaunliche Leistungen mit Recht Gegenstand der Bewunderung sind; sie leben in Zurückgezogenheit und protestiren durch ihre Unsichtbarkeit gegen die aufgezwungene Gleichheit, die ja doch nur in der Theorie und nicht in der Wirklichkeit besteht. — Uebrigens beginnen allmählich gebildete Amerikaner selbst dem amerikanischen Dünkel, welcher die Wissenschaft und die höhere philosophische Bildung gering schätzt, dagegen die experimentale Praxis über alles erhebt und die Amerikaner als das auserlesenste praktische Volk betrachtet, entgegenzutreten. So stellte jüngst in einer zahlreich besuchten Versammlung zur Hebung der Wissenschaft der Prof. und Präs. von der Cornell-Universität im Staate New-York, A. White, die amerikanischen höheren Bildungsanstalten tief unter die deutschen, zeigte, daß die gesammte amerikanische Erziehung und Bildung auf nichts anderes gerichtet sei als auf Reichthum, Geld und Gewinn, wies statistisch nach, daß in den öffentlichen Körperschaften und Aemtern die Zahl literarisch gebildeter Männer von Jahr zu Jahr in auffallender Abnahme und gleichzeitig die öffentliche Korruption in erschreckender Zunahme begriffen sei, und bezeichnete das frank und frei wuchernde Kirchensektenwesen als einen der Faktoren, welche den freien Geist und die wissenschaftliche Bildung erdrücken helfen.

*) Ausbrüche wilder Roheit kommen indes auch im Osten vor, selbst in den höheren Regionen des Staatslebens; gemeines Schimpfen, gegenseitiges Anspucken und Prügeln ist selbst im Repräsentantenhause durchaus nicht ungewöhnlich. In der Sitzung vom 6. Febr. 1858 geriethen sich 2 aufeinander erzürnte Gesetzgeber buchstäblich einander in die Haare, einer warf den andern zu Boden und bearbeitete ihn nebenbei mit Püffen und Fußtritten.

Ansiedler sich eingefunden und der Congreß den Distrikt abgrenzen, in townships und sections theilen und zum Verkauf von Ländereien schreiten ließ, hieß er ein Gebiet oder Territorium. Und ist der Anbau des Gebiets soweit vorgerückt, daß man 60000 weiße Bewohner zählt, so kann die Bevölkerung darauf antragen, daß ihr Gebiet zum Freistaate erhoben werde. Die Territorien und der Distrikt Washington stehen unter der Centralregierung. Im Jahr 1783 hatten 13 Provinzen sich unabhängig gemacht, und da 2 derselben im Nordosten sich in 4 zertheilten, so bestand die Union aus 15 Freistaaten, deren Zahl seitdem auf 37 nebst 11 Territorien (einschließlich Aljaskas und des Indian Territory) angewachsen ist. Jeder Staat ist in Counties oder Grafschaften getheilt.

Die Verfassung ist so ziemlich in allen Staaten die gleiche. Jeder hat seine eigens gewählte Regierung, aber gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt sind getrennt, und die gesetzgebende beruht auf zwei Häusern oder Kammern. Diese Häuser sind in den verschiedenen Staaten nicht von gleicher Größe. In Pennsylvanien z. B. zählt der Senat (Oberhaus) 100 Mitglieder, wovon man ¼ jährlich durch Wahl erneuert; die Assembly (Haus der Repräsentanten) muß alle Jahr ganz gewählt werden und kann mit dem Wachsthum der Bevölkerung bis auf 300 Mitglieder steigen. Auch die Wählbarkeit und das Wahlrecht sind in den verschiedenen Staaten an verschiedene Bedingungen geknüpft. Obwohl jeder Staat seinen Haushalt (Steuern, Schulwesen ꝛc.) selbst besorgt, so darf doch keiner eine besondre Kriegsmacht halten, keiner besondre Münze schlagen, oder gar für sich Gesandte im Ausland halten, Bündnisse schließen und Krieg führen. Das kommt nur der Union zu, kein einzelner steht dem Auslande gegenüber als Staat da, sondern nur die Union aller. Denn nach der Verfassung vom 17. Sept. 1787 bildet die Union, bis dorthin ein Bund von selbständigen Staaten, einen Bundesstaat, in welchem die Angelegenheiten, die das Gesammtwohl aller Staaten betreffen, einer Unionsregierung übertragen sind. Die Verfassung zeigt indes manche Lücken in Bezug auf die Feststellung des Verhältnisses zwischen Bundesregierung und Einzelstaaten; so würde z. B. eine Bestimmung, wie sie die revidirte schweizerische Bundesverfassung enthält: „Bei Streitigkeiten in oder zwischen Cantonen entscheidet die Bundesgewalt“ — eine wahre Wohlthat für manche Staaten sein*). Aber das würde als eine Verletzung der Staatensouveränetät angesehen werden. Diese Souveränetät der Einzelstaaten und die Staatsdoktrin im Gegensatze gegen die Bundesgewalt hat schon viel Unheil in den Vereinigten Staaten erzeugt und hatte auch den Sonderbund der südlichen Staaten und den Rebellionskrieg zur Folge.

Aehnlich der Verfassung der Einzelstaaten hat die Union an ihrer Spitze einen Congreß und einen Präsidenten, der in der Bundeshauptstadt Washington residirt. Der Congreß besteht aus Senat und Haus der Repräsentanten und versammelt sich jährlich einmal, und zwar zu Anfang Dezembers, falls der Präsident der

*) Im Staate Arkansas z. B. stehen sich gegenwärtig 2 Präsidenten oder Governors gegenüber, jeder behauptet der ausschließlich Erwählte zu sein, jedem steht eine bewaffnete Miliz zur Seite und blutige Auftritte sind die Folge davon. In Louisiana haben sich letztes Jahr ein Governor und eine Legislatur, welche beide nicht gewählt wurden und nicht das mindeste Anrecht haben, mit Gewalt ihre Stellung angemaßt.

Union ihn nicht außerordentlich beruft. Den Senat bilden je 2 Mitglieder aus jedem Einzelstaate; alle 2 Jahr scheidet 1/3 desselben aus. Das Haus der Repräsentanten wird alle 2 Jahr neu gewählt; die Zahl der Mitglieder richtet sich meist nach der Bevölkerung. Für die Sitzungszeit beziehen die Congreßmitglieder Diäten. — Gegenstand der Berathungen ist alles, was die gesammte Union betrifft, Verhältnisse der Einzelstaaten untereinander, Verhältnisse der Union zum Auslande, also: Abgaben zur Deckung der Bundeskosten, Genehmigung zu etwaigen Ein- und Ausfuhrzöllen einzelner Staaten, Errichtung von Gerichtshöfen, Postämtern u. s. w., Anlage von Festungen, Aushebung von Truppen, Rüstungen zur See, Handels- und andre Traktate mit fremden Mächten, Krieg und Friede, nöthigenfalls auch Einstellung der Habeas Corpus-Akte u. s. w.

Der Präsident der Union, der an der Spitze der vollziehenden Gewalt steht, wird alle 4 Jahr gewählt, aber nicht durch direkte Wahl, sondern durch gewählte Wahlmänner. Zugleich mit der Wahl der Präsidenten wird die des Vicepräsidenten vorgenommen. Der jedesmalige Vicepräsident hat das Amt des Vorsitzenden im Senat; das Repräsentantenhaus wählt sich seinen Sprecher selbst. — Der Präsident regiert mit 5 Ministerien. Er hat zu sorgen, daß die Gesetze gehandhabt, die Beschlüsse des Congresses vollzogen werden. Er schließt nach Ermächtigung vom Senat Traktate mit dem Auslande ab, hat von den Unterbehörden und Staatsdienern Berichte einzufordern, aber auch selbst über den Zustand der Union dem Congresse Bericht abzustatten oder, wie man sich ausdrückt, Botschaften an den Congreß zu senden, und ist zugleich Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Er ernennt auch die Staatsdiener, Gesandten und Handelsconsuln; aber in dieser Beziehung ist seit Dezennien (besonders seit 1839) ein Unfug und ein Nepotismus herrschend geworden, der von einer Präsidentschaft zur andern abscheulicher wird und großes Aergernis erregt. Der Präsident, selbst mehr oder weniger Kreatur seiner Partei, gegen die er vor der Wahl bindende Verpflichtungen über die Vertheilung der Aemter einzugehen hat, kann jeden Beamten, welchen er ernannt hat, auch jeden Augenblick wieder entfernen; sobald deshalb eine Partei ans Ruder gelangt ist, geht sie an das „Ausfegen", indem sie alle Aemter mit ihren Parteigenossen besetzt und die bisherigen Inhaber ohne weiteres fortschickt. Es ist natürlich dann Aufgabe der „Ausgefegten", alles aufzubieten, um bei den Wahlen wieder die Mehrheit zu bekommen, mit einem Siege gelangt man auch wieder zu den Aemtern; denn — „dem Sieger gehört die Beute!" rief General Jackson aus, und dieses Princip ist seitdem mit einer Schamlosigkeit betrieben worden, die ans Unglaubliche grenzt. Die Zahl der Stellenjäger oder professionellen „Politiker" wird auf weit über 90000 geschätzt, und die Bundesregierung verfügt über mehr denn 40000 besoldete Stellen die „Patronage". Die Korruption unter den Beamten ist deshalb auch eine ganz entsetzliche und die bei uns sprichwörtliche Korruption der russischen Beamten erscheint der der amerikanischen gegenüber kaum nennenswerth; denn in der Union wird der Betrug im großen und ganz offen und ungescheut verübt. Daß ein Beamter gleich andern Staatsbürgern ein rechtschaffener Mann sein, Ehr- und Pflichtgefühl haben, seinen Eid halten und sein Amt gewissenhaft verwalten müsse, das ist in den Ver. St. ein überwundner Standpunkt, und wer ihn etwa noch hat, ist ein old fogy, ein zopfiger, bornirter Mensch. Die Regierung der Union wie der Einzelstaaten läuft auf ein

Rechenexempel hinaus; der Staat ist eine Anstalt um ausgebeutet zu werden, das Volk ist da, um an der Wahlurne die Leute zu ernennen, welche „an die Krippe" kommen wollen und sollen. Oeffentliche Betrügereien und Gelderpressungen nach Millionen Dollars werden ohne Beanstandung oder Strafe zu finden vollbracht; die höchsten Beamten des Staates und der Staaten stehen oft an der Spitze der Plünderer; die Volksrepräsentanten, statt dem Raubsystem zu steuern, sind meist selbst tief in die Korruption verflochten und benützen ihre Stellung zu eigener maßloser Bereicherung; das Volk wird geplündert, seine Rechte werden mit Füßen getreten, an die Stelle der Bürgertugend ist die wilde Jagd nach Reichthum und Genuß getreten, die Regierung ist in den Händen korrupter Coterien; denn nicht das Volk regiert in dieser demokratischen Republik, es sind einige durch Betrug erwählte Repräsentanten, welche ihre Kollegen am Gängelbande führen, die Bills durchstehlen und sich die Souveränetät des Volkes anmaßen; und dies sind etwa nicht Leute der geistigen oder commerciellen Aristokratie, sondern oft genug der Abschaum der Gesellschaft, der nur durch gemeine Intriguen sich zu erheben wußte. Politische Ehrenhaftigkeit und strenge Rechtschaffenheit sind bei Politikern und Beamten der Union nur Ausnahmen. — Das sind freilich keine erfreulichen Ergebnisse der vielgepriesenen unbegrenzten Freiheit in Nordamerika, neben welchen jedoch die nationalen Tugenden seiner Bewohner, ihre Arbeitslust, ihre Intelligenz, ihr vor keiner Schwierigkeit zurückbebender Unternehmungsgeist, ihre Energie, vor allem ihre Vaterlandsliebe nicht verschwiegen werden sollen.

Es ist begreiflich, weshalb die Deutschen Nordamerikas, von denen verhältnismäßig wenige in den Strudel dieser allgemeinen Niedertracht gerathen sind, darauf dringen, daß man, den Humbug der gegenwärtigen Parteien beiseite werfend, eine Partei der ehrlichen Leute bilden solle. Die politischen Parteien Nordamerikas haben seit der Gründung der Union natürlich manchfach Stellung und Namen gewechselt; oft diente derselbe Name nacheinander zur Bezeichnung von Parteien, die ganz Verschiedenes wollten. Bis zum Beginne der gegenwärtigen Uebergangsperiode gab es hauptsächlich zwei große Parteien: Die Republikaner und die Demokraten. Die Republikaner waren die Verfechter der Menschenrechte, die Bekämpfer der Sklaverei, sie wollten zugleich die Centralregierung gegenüber der Souveränetät der Einzelstaaten möglichst gekräftigt wissen; ihnen gehörte im Norden der Union im allgemeinen der intelligente, freisinnige, die Knechtschaft in jeder Form verabscheuende Theil der Bevölkerung an, während die an Bevormundung und Unterdrückung gewöhnten Nationen, wie die Irländer, und in strenger Disciplin gehaltene Gesellschaften, wie die röm. Katholiken, den Hauptstamm der Demokraten bildeten. Im Süden gestalteten sich die Parteiverhältnisse anders: hier waren die besitzenden Klassen, die durch den Bürgerkrieg ruinirt waren, die unversöhnlichen Feinde der regierenden Partei, also Demokraten, während die republikanische Partei hier aus den unwissenden Elementen der Neger und einer schamlosen Gesellschaft nördlicher Republikaner bestand, die sich im Süden als Stellenjäger niederließen und die „Rekonstruktionsgesetze", die an sich schon einen höchst drückenden Charakter hatten, mit willkürlicher, drakonischer Härte zur Ausführung brachten und sie im Uebermuth sogar überschritten. Seit die Hauptstreitfrage zwischen den Parteien, die Negerstimmrechtsfrage, durch die Annahme der letzten konstitutionellen Amendements gelöst ist, sind neue Fragen an die Oberfläche getrieben worden und hat zu-

gleich eine Gährung und Neubildung unter den Parteien begonnen, auf deren Charakterisirung jedoch hier nicht eingegangen werden kann; möglich, daß durch die wahrhaft unerträglich werdende Korruption sich in Zukunft zwei Parteien bilden, deren eine sich aus den anständigen Elementen aller Nationen und politischen Parteischattirungen formirt, die andere aber aus den eigentlichen „Politikern", den jetzigen Aemter-Inhabern und dem zahllosen Heere der Aemterjäger besteht.

Die einzelnen Staaten.

I. Die **Neu-England-Staaten**, der nordöstlichste Theil und zugleich der geschichtliche Kern des Ganzen, in dem sich „die puritanischen Pilgerväter" zuerst angesiedelt, meist klein (zusammen 3200 Q.-M.), aber mit Ausnahme von Maine dichtbevölkert (zus. 3½ Mill.); verhältnismäßig wenig Einwanderung, aber auch weniger die Schattenseiten des jetzigen Amerikanismus, gewissermaßen noch „ein Stück von dem Amerika des vorigen Jahrhunderts" und seinen guten Sitten. — 1) Massachusetts (367 Q.-M., 1,457000 E.) blühend durch Ackerbau, Manufakturen und Handel, mit der dichtesten Bevölkerung der Union und vielen Unterrichtsanstalten, darunter die vorzüglichsten Nordamerikas. Boston, wichtigster Seehafen Neu-Englands, hat 250000 E., worunter 30000 Deutsche. Ganz nahe, gleichsam als Vorstadt, liegt die reich dotirte Universität Cambridge mit 40000. Boston ist Ausgangspunkt des Befreiungskampfes und Geburtsort des als Physiker und Staatsmann berühmten Benjamin Franklin, der 1783 den Frieden abschloß und nebst General Washington die Unabhängigkeit gründen half, und zeichnet sich vor allen Städten der Union durch Schulen, Bibliotheken und wohlthätige Anstalten aus. Ein bedeutender Handelszweig der Stadt ist die Eisversendung. Lowell 41000 Einw. und große Fabrikation. Salem mit Seehandel. Charlestown mit 28000 am Bunkers Hill, wo Schlacht 1776 und jetzt großer Monuments-Obelisk. — 2) New-Hampshire (436 Q.-M., 318000 E.) nördlich vom vorigen, mit der amerikanischen Schweiz, d. h. mit den wildschönen Gebirgslandschaften der Weißberge (höchster Gipfel der Washington) und mehrerer Seen. Der beste Seehafen heißt Portsmouth, Sitz der Regierung ist Concord, und Neu-Manchester ist die blühendste Fabrikstadt. — 3) Vermont oder Grünberg (480 Q.-M., 330000 E.), ein Binnenland zwischen Hampshire und dem See Champlain. Regierungssitz Montpellier ist klein, größer und schöner das am See reizend gelegene Burlington. — 4) **Maine** (1646 Q.-M., 627000 E.), am nördlichsten und kältesten, durch den Fluß St. Croix von der brittischen Provinz Neu-Braunschweig geschieden. Hauptort Augusta; bedeutender der belebte Seehafen Portland mit 31000 E. — 5) Rhode Island (61 Q.-M., 217000 E.), der kleinste Staat, doch trefflich gleich einem Garten angebaut. Hafen Providence mit 69000 E., am innersten Theile der Narragansetbai, Hauptstadt. Newport, berühmter Fischmarkt und angesehenes Seebad. — 6) Connecticut (223 Q.-M., 537000 E.), wo der gleichnamige Fluß mündet. Berühmte Unterrichtsanstalten. An der Newgate-Bai liegt New-Haven mit großem Park und 51000 E. Am schiffbaren Connecticut Hartfort mit 37000. Bridgeport, Hafen.

II. **Mittlere Staaten**, auf der Alleghanyterrasse, an beiden Seiten des Gebirgszuges, vom Ocean bis zu den Seen Ontario und Erie; Hauptsitze amerikanischer In-

dustrie- und Handelsthätigkeit, sowie echt amerikanischen Treibens. — 7) New-York (2211 Q.-M., 4,387000 E.), der volkreichste Staat der Union, südlich vom Lorenzo und dem Ontario, berührt das Meer nur mit der Mündung des Hudson. Da hier die Alleghanies sich verflachen, so gewährt das Land überall die bequemste Verbindung mit den Seen. Viehzucht (besonders Schafzucht) ist wie in Neu-England sehr bedeutend. Unter der Bevölkerung mehrere Hunderttausende Deutsche, $^1/_5$ der Bevölkerung spricht deutsch. Orte: New-York, an einer Meeresbai und zwar auf der Manhattan-Insel, die von zwei Armen des Hudson gebildet wird und einem Dreieck ähnelt, das mit der einen Spitze in die Bai hinausragt. In der alten Welt kommt dieser Stadt nichts gleich an schwindelerregender Rapidität ihrer Entwicklung, und nur in Amerika finden sich noch Beispiele solch schnellen Anwachsens und überüppigen Gedeihens. Wo jetzt die größte Stadt der westl. Halbkugel und die zweitgrößte Handelsstadt der Erde, schlugen vor wenig mehr als 200 Jahren noch die Indianerstämme der Lenni Lenaps und Manhattans an unwirthlichen Gestaden ihre Wigwams auf. 1609 von Henry Hudson der nach ihm benannte Strom entdeckt, 1614 von Holländern unter Führung Christiansens 4 Blockhäuser zur Betreibung des Pelzhandels angelegt, 1654 bereits eine Stadt von 120 Häusern und 1000 Einw. unter dem Namen Neu-Amsterdam in Neu-Belgien, 1664 von den Engländern erobert und 1665 New-York genannt, 1673 wieder holländisch, 1674 wieder englisch bis zur Unabhängigkeitserklärung. 1730 bereits 10000 E., 1800: 60000, 1830: 202000, 1860: 814000, 1870: 942000. Ein so rasches Aufstreben verdankt sie ihrer zum Binnen- wie zum Seehandel überaus günstigen Lage, da die Bai mit drei Häfen versehen ist, die Tausende der größten Schiffe sicher bergen können. Der Anblick dieser Häfen soll entzückend sein und zwar am schönsten von der Batterie aus, d. h. von dem vordern Eck der Insel, das als Rasenplatz mit einer Ballustrade eingefaßt und mit schattenden Bäumen bepflanzt ist. Man hat nicht, wie an Rousseaus Denkmale vor Genf, zur Seite des Wasserspiegels herrliche Gebirgsufer; aber die mit reizenden Inseln geschmückte, von Booten, Seglern und Dampfern in unaufhörlichem Wechsel belebte Flut, und die Durchsicht nach den Narrows, d. h. nach der schmalen Mündung der Bai, sowie rechts und links nach den Uferstädten von Long- und Staaten-Island, gewähren ein nicht minder anziehendes Gemälde. Ebenso bietet das Innere der Stadt, namentlich der Broadway, eine 25 m. breite, die ganze Länge der Stadt durchschneidende Straße, ein Bild der regsten unermüdlichsten Geschäftigkeit, wobei die Eleganz der Läden und die Pracht vieler Gebäude mit Wohlgefallen betrachtet wird. Auf einem Square steht die kolossale Reiterstatue Washingtons. Zugleich deuten die mancherlei Anstalten zur Wohlthätigkeit, Belehrung und Unterhaltung (z. B. große Spitäler, ein Blinden-Institut, die Universität mit bedeutender Bibliothek, der Kunstverein, Hunderte von Gotteshäusern, mehrere Theater) dem Reisenden an, daß über der Betriebsamkeit auch die Humanität und das geistige Leben nicht vergessen sei. Der unternehmende Sinn und der Reichthum der noch so jungen Riesenstadt zeigt sich auch besonders in dem gewaltigen Aquadukte, der die Manhattan-Insel mit Trinkwasser zu versorgen hat; er führt das klare Wasser des Crotonflusses zuerst in ein Becken von 400 Acres Flächenraum, dann weiter über den Fluß Harlem hinweg in den Vertheilungsbehälter auf Murrays Hügel, zusammen eine Strecke von 8 deutschen Meilen. Unter der Bevölkerung New-Yorks sind mindestens 100000 Deutsche, in einem

Stadtviertel, in dessen Mitte der „Weiße Garten" oder Tompkins Square, und das ein „Klein-Deutschland" für sich bildet, allein 80000. — Um New-York her ein Kranz von Nachbarstädten, die als Vorstädte zu betrachten, auch von Geschäftsleuten New-Yorks bewohnt sind, besonders Brooklyn auf Long-Island durch Dampfboote mit der großen Stadt verbunden und ebenfalls noch im Wachsen begriffen, zusammen mit Williamsburg, nicht weit davon, 396000 E., wovon 1/10 Deutsche. Den Hudson zwischen herrlichen Gebirgslandschaften aufwärts kommt man nach der offiziellen Hauptstadt Albany (76000 E.), von wo der Eriekanal mit 83 Schleusen und 18 Aquadukten nach den Städten Utica (28000 E.), Rochester (62000 E.) und nach Buffalo zieht, in welcher Richtung zugleich eine von den beiden Auswandererstraßen, die von New-York ins Innere führen, verläuft, um weiterhin nach Chicago und an den obern Mississippi sich zu erstrecken.*) Buffalo, die aufblühende Hafenstadt des Sees Erie, nicht weit vom Niagara, hat bereits 118000 Einw. Sehenswerthe Kettenbrücke über den Niagara gleich unterhalb des Falles, und jetzt auch eine feststehende 1100 m. lange gleich beim Austritt des Stromes aus dem Erie. Unter den übrigen Städten findet man ein Troja (Troy) mit 46000 Einw., ein Syrakus mit 43000, ein Karthago, Rom, Ithaka u. s. w. Unweit Albany liegt Saratoga, wo das englische Heer Bourgoynes sich dem Republikaner Gates gefangen gab; es ist der vornehmste Badeort des Staates.

8) Pennsylvanien (2164 Q.-M., 3,522000 E.), ein Binnenland zwischen der Mündung des Delaware und dem Erie. Durch Senkungen in der Gebirgsgegend führen Straßen, Kanäle und Eisenbahnen aus dem Küstenlande zum Ohio und zum See. Das Land, nur in der Mitte bergig, ist reich an Mineralen, namentlich an Steinkohlen und Eisen. Ackerbau und Gewerbe steigen fortdauernd. In jedem Winkel Pennsylvaniens versteht man deutsch. Philadelphia am Delaware und Schuylkill, die zweitgrößte Stadt der Union mit 674000 E. (worunter weit über 100000 Deutsche und ?0000 Franzosen). Viele Druckereien und Schriftgießereien, die verschiedensten Anstalten für Industrie und Gelehrsamkeit, ein vortrefflich eingerichtetes Schulwesen für Knaben und Mädchen. Das Lehrerpersonal ist zum größten Theil weiblich, hier mehr noch als in New-York; selten nehmen Männer ein Schulamt, da sie auf anderen Gebieten leicht mehr verdienen. Der edle Quäker Wilhelm Penn hat die Stadt gegründet. Zu den Prachtbauten der Stadt gehört das von Girard gegründete reich dotirte Waisenhaus, wo kein Geistlicher, zu welcher Confession er auch gehöre, Zutritt hat; diesem Stephan Girard, einem Franzosen von Geburt, der in Amerika zum zwanzigfachen Millionär geworden, verdankt die Stadt auch ein stattliches Gymnasium und eine grandiose Bank. Pittsburg mit 86000 E. am Ohio, der hier aus der Vereinigung des Monongahela mit dem Alleghany sich bildet, und an einer Durchkreuzung von Straßen und Kanälen, ist der zweitgrößte Ort des Staates und reich durch Gießereien, Hammerwerke und Fabriken, als Folge der naheliegenden reichen Kohlen- und Eisenbergwerke. Alleghany, Pittsburg gegenüber, mit 53000 E. An der Stelle, wo jetzt Pittsburg

---

* Die andere Auswandererstraße von New-York über Pittsburg und längs des Ohio nach St. Louis und weiter.

und Alleghany, stand 1775 nur eine Gruppe von 25 Hütten. Harrisburg am Susquehanna, nur eine kleine Stadt (23000 E.), aber Regierungssitz Pennsylvaniens.*) — 9) New-Jersey (391 Q.-M., 906000 E.), zwischen der Mündung und der Bai Delaware, von Kanälen und Eisenbahnen durchkreuzt. Große Metallfabrikation. Newark kaum 3 M. von New-York hat 105000 Einw., und Jersey City am Ausfluß des Hudson, noch näher bei New-York, hat 82000. Trenton am Delaware ist kleiner, jedoch Hauptort und berühmt aus dem Befreiungskriege; Washington nahm hier 1776 die Truppen gefangen, die der Landgraf von Hessen-Kassel als Hilfscorps an England verkauft hatte. — 10) Delaware (100 Q.-M., 125000 E.) an der gleichnamigen Bai, ein vorzüglich ackerbautreibender Staat, dessen Bevölkerung zur Hälfte deutsch ist. Die Fabrikstadt Wilmington (31000 E.) liegt südwestlich von Philadelphia. Das Städtchen Dover ist Regierungssitz. — 11) Maryland (523 Q.-M., 780000 E.) an beiden Seiten der Chesapeakbai, in welche sich Potomac und Susquehanna ergießen. Gehörte sonst schon zu den Sklavenstaaten, weshalb hier bereits über ¼ der Bevölkerung Farbige; indes noch bedeutende Regsamkeit im Landbau, in Gewerben und Handel. Annapolis ist Hauptstadt; aber Baltimore mit Seehandel, eine der gesündesten und saubersten Städte, ist wichtiger, es hat 267000 E., zum vierten Theil Deutsche; großer Tabak- und Mehlmarkt. — Am Potomac liegt der von Maryland unabhängige, bloß unterm Congreß stehende Distrikt Columbia (3 Q.-M., 132000 E.) mit der Bundesstadt Washington; i. J. 1793 gegründet und nach großartigstem Plane angelegt, bevölkert letztere sich jedoch langsamer als andere amerikanische Städte (109000 E.) und ist noch immer die „the city of magnificent distances.“ Das Congreßgebäude heißt das Capitol; korinthische Säulen bilden das Portal. Man hat lange daran gebaut und die Kosten beliefen sich auf 2½ Mill. Dollars. Im Parke davor die marmorne Kolossalstatue Washingtons. Auch der Palast des Präsidenten (das weiße Haus) hat ein stattliches Aeußere. Jeffersons Statue steht davor und nicht weit davon Jaksons Reiterstatue.

III. **Südöstliche Staaten**, wie die vorige Staatengruppe an beiden Seiten der Alleghanies; aber letztere treten von der Chesapeakbai an weiter von der Küste zurück, um reichbewässerten Alluvialebenen Platz zu machen, die sich vorzüglich zum Anbau von Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, Tabak ꝛc. eignen; daher hier besonders Plantagenwirthschaft und (bis 1865) Sklaverei. — 12) und 13) Virginien, seit 1862 geschieden in Ostvirginien (1804 Q.-M. 1,225000 E.), wo 5/7 der Bevölkerung Farbige, und Westvirginien oder Kanawha (1082 Q.-M., 442000 E.), wo über ¼ der Bew. deutscher Abkunft; es liegt zwischen der Chesapeakbai und dem Ohio. Potomac (mit dem Shenandoah) und James sind schiffbar. Das breite Gebirgsland der Alleghanies, das quer hindurchzieht, theilt das Land in 3 Regionen, die gebirgig romantische (mit der berühmten natural bridge, unweit Lexington, unter deren natürlicher Wölbung der Cedernbach in einer Tiefe von 50 m zwischen senkrechten Felswänden hinrauscht), die weite östliche mit sandig sumpfiger Flachküste, und die fruchtbare wellenförmige im Westen, die vom Ohio begrenzt wird. Die letztere, von gar mildem

* In den meisten Staaten der Union hat die Regierung ihren Sitz nicht in der größten, sondern in irgend einer durch ihre Lage dazu paßlichen Stadt.

Klima (denn meistens hat man über 8 Monate heiteres Wetter mit hinreichendem Regen) nimmt 4/10 der gesammten Oberfläche ein und hat den Ansiedlern noch vieles Land anzubieten. Meistens geht der Zug der europäischen Auswanderer nach dem Mississippi, während in Virginien ein gesünderes Klima und eine angenehmere Lage ihrer wartete, vor allen in den Counties Monroe und Greenbriar, deren hügliger Boden wahrhaft üppig ist. Für Schafe sowohl als für Rinder ist trefflicher Graswuchs vorhanden. Ahorn, Eiche, Platane, Nuß- und Tulpenbaum, Linde, Ulme, Esche, Magnolie, Kastanie, Kirsche und Pflaume, umrankt von wildem Wein und andern Schlingpflanzen, sieht man in ausgedehnten Waldungen. Für Seidenzucht würde der westliche Landestheil sich vorzüglich eignen. Auch das Innere des Bodens liefert Produkte von Belang: Eisen, Kupfer, Blei, Marmor, Salz- und Mineralquellen, und enthält große Kohlenlager. — Virginien war das Vaterland des edeln, besonnenen Washington, der hier 1799 auf seinem Gute Mount Vernon starb, und vieler anderen politischen Größen der Union. Seine Bewohner gelten überhaupt für gemäßigt denkende, heitere, wohlwollende Menschen. Ackerbau und Industrie werden in den Gebirgsstrichen und auf der Abdachung zum Ohio, wo wenige Neger sind, weit besser besorgt als im flachen Küstenlande, wo Plantagenbau. Richmond am James mit 51000 E. ist die Hauptstadt in Ostvirginien mit einem großen Washingtons-Monument. Norfolk, Hafenstadt. Wheeling am Ohio und in der Nähe von Kohlengruben, blühend durch Fabrikation und Handel. — 14) Kentucky (1772 Q.-M., 1,321000 E.) südlich vom untern Ohio, zwischen Virginien und dem Mississippi. Vorzüglich bewässert und nicht bloß nach Plantagenart angebaut. Kentucky, Cumberland und Tennessee sind schiffbare Flüsse. Kanäle, Eisenbahnen, Industrie. Für Unterricht geschieht mehr als in Virginien und den Carolinas. Frankfort am Fluß Kentucky ist Hauptort; größer sind: Louisville mit 100000 E., Handelsplatz am Ohio, Covington mit 25000 E. und Lexington mit einer Universität. Bei dem Orte Bowling Green ist die berühmte große Mammuthshöhle. — 15) Tennessee (2145 Q.-M., 1,258000 E.) südlich von Kentucky, vom Kamm der Alleghanies bis zum Missouri sich hinstreckend und durchströmt von den Flüssen Tennessee und Cumberland. Am letzteren liegt der Hauptort Nashville mit 26000 E., stattlichem Capitol und Universität. Aber Memphis am Mississippi, ein Baumwollenmarkt, hat 40000 E. — 16) Nord-Carolina (2385 Q.-M., 1,071000 E.) hat nur im Innern bebaute ergibige Fluren, das Küstenland ist flach und sumpfig; in den Gebirgen findet sich Gold. Die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Farbigen. Die Volkszahl in den Städten ist sehr gering. Raleigh ist Hauptort und klein; selbst das größere Wilmington hat nur 13000 E. — 17) Süd-Carolina (1599 Q.-M., 706000 E.), ergibig in Tabak, Baumwolle und Reis. Die Zahl der Neger übersteigt die der Weißen. Selbst in der Seestadt Charleston, einem der Großmärkte für Baumwolle und Reis, mit 49000 Bew., machen die Weißen kaum die Hälfte aus; man sieht aber auch in dieser weitläufigen, mit großen Squares und Gärten prangenden Stadt wenig Industrie, dagegen viele Paläste reicher Gutsherrn (Baumwoll-Lords) mit zahlreichem Gesinde. Columbia ist die Hauptstadt. Hamburg am Grenzfluß Savannah ist eine völlig deutsche Ansiedlung. — 18) Georgien (2728 Q.-M., 1,184000 E.), dessen Gebirgsprodukte, wie in Nord-Carolina, auch Gold abwerfen. Reichthum an Baumwolle und Reis; Plantagenbau überwiegt

die Industrie, Küstenhandel bedeutend. Milledgeville ist Hauptort. Savannah am Fluß gl. N. mit 28000 E. und Augusta sind größer.

IV. Die **Golfstaaten**, d. h. diejenigen, welche an den Golf von Mexico stoßen und deren Flüsse direkt in denselben münden, dazu noch Arkansas, als in Klima und Erzeugnissen den nördlichen Theilen von Mississippi und Alabama entsprechend und an seiner Südgrenze hin den Charakter von Louisiana tragend. Mit Ausnahme von Texas gehören diese Staaten zu denen, welche man gewöhnlich die Staaten mit öffentlichen Ländereien (the public land States) nennt, da die Generalregierung mit der Ausdehnung ihrer Jurisdiktion über das sie enthaltende Gebiet Eigenthümerin des Bodens ward, sowie Verleiherin aller Privatbesitztitel auf solche Ländereien. Die Golfstaaten sind zugleich die einzigen Staaten mit öffentlichen Ländereien in der eigentlichen Baumwollenregion. — 19) Florida (2788 Q.-M., 188000 Bew.), südlich von Georgien, größtentheils durch eine Halbinsel gebildet, fast ganz flach, an den Flüssen und in der Nähe des Meers sumpfig, sonst voller Savannen, Sandstriche und Wälder, an den heißfeuchten Stellen mit der üppigsten Vegetation, ergibig an Baumwolle, Zucker, Tabak, Bataten, Orangen 2c. Es wird gewöhnlich „blühende Einöde" genannt. Die hafenleere, von Fiebern heimgesuchte Küste und der im Innern hausende, sich hartnäckig vertheidigende Indianerstamm der Seminolen waren für Ansiedler nicht lockend; jetzt sind die letzten Seminolen nach jenseit des Mississippi verpflanzt. Die Hälfte der gegenwärtigen Bevölkerung sind Farbige. Orte: Tallahassee, polit. Hauptstadt, und Pensacola in Westflorida; St. Augustin in Ostflorida. Der treffliche Hafen von Pensacola ist für die Kriegsflotte eingerichtet. Die Umgegend hat (eine Seltenheit bei den südlichen Häfen der Union) das reinste Quellwasser. Vom Seewind wird die Sommerhitze gekühlt, und der Winter kommt den Nordländern als anmuthiger Frühling vor. Auf den Korallenriffen in der Floridastraße Key West, Seefestung der Union. — 20) Alabama*) (2386 Q.-M., 997000 E.) auf der Südabdachung der Alleghanies, neben Georgien; durchflossen vom Alabama und dem schwarzen Kriegerfluß (Black Warior). Hauptort ist Montgomery im Innern; wichtiger ist die Hafenstadt Mobile mit 32000 E., ein Großmarkt für Baumwolle. — 21) Mississippi (2218 Q.-M., 828000 E.) diesseit des großen Stromes am mexicanischen Golf; mehr als die Hälfte der Bewohner sind Farbige. Der erste Staat für Baumwollenproduktion; außerdem noch Zucker, Reis, Tabak, Mais 2c. Hauptort Jackson am Perlflusse. Das befestigte Vicksburg am Mississippi ist größer.

Anmerkung. In diesen Südstaaten sind noch Indianer zu finden, in Georgien Tschirokis, in Alabama Kriks, in Mississippi Tschoktas und Tschickasahs. Theilweise haben sie sich zum Landbau und zur Errichtung von Dorfschaften bequemt und besitzen selbst Schulen und Bibeln. Da es aber den Rothen niemals unter den Weißen, die sich von Gott bevorrechtet wähnen, recht wohl wird, so wandern sie häufig nach Westen über den Mississippi aus.

22) Louisiana (1945 Q.-M., 727000 E.), von den Franzosen zuerst kolonisirt, dann 1803 von den Freistaaten gekauft, seit welcher Zeit sich auch Anglo-Amerikaner dort niederlassen. Die Hälfte der Bevölkerung sind Farbige. Baumwolle, Zucker 2c. wie

*) Der Name bedeutet in der Sprache der Indianer: „Hier ruhen wir!"

in Mississippi. Das Land ist flach und sehr warm, an der Küstengegend sumpfig und ungesund. Hier liegt 20 Meilen oberhalb der Strommündung und durch Dämme gegen Ueberschwemmung geschützt die Hafenstadt New-Orleans, deren Bevölkerung sich im Winter auf 191000 Köpfe beläuft. Wer kann, zieht im Sommer aufs Land. Großer See- und Binnenhandel, ein Hauptthafen für die Ausfuhr von Baumwolle, Zucker, Tabak und anderen Stapelprodukten. Sitz der Regierung ist das Städtchen Baton Rouge weiter laudeinwärts am Strome. — 23) Arkansas (2455 Q.-M., 484000 E.), nördlich vom vorigen zwischen dem Ozarkgebirge und dem Mississippi. Der noch schwach bevölkerte Staat hat den Namen vom Arkansas erhalten, der es durchströmt; er wurde 1836 als Staat in die Union aufgenommen und gehörte ursprünglich zu dem großen Gebiete, welches 1803 von Frankreich gekauft wurde. Er vermittelt den Uebergang vom Süden zum Norden, weshalb mit nur wenigen Ausnahmen alle dem amerikanischen Ackerbauer bekannten Getreidearten, Pflanzen und Früchte innerhalb der Grenzen dieses Staates gezogen werden können. Das Klima ist gemäßigt, aber plötzlichem und häufigem Wechsel ausgesetzt. Hauptort: Little Rock. — 24) Texas (12900 Q.-M., 819000 Bew.), das sich 1835 von Mexico losriß und 1845 in die Union aufgenommen wurde, liegt zwischen den Flüssen Sabine und Rio grande del Norte; es wird viel bedeutender werden als Florida. Unter spanischer Herrschaft mit Absicht vernachlässigt, damit es ein ödes Grenzland bleibe, zieht es jetzt Ansiedler in ziemlicher Menge an. Zwar sind die Gestade fast hafenleer und das angeschwemmte Küstenland bis auf 12 Meilen landeinwärts feuchtwarm und nur für Neger erträglich; mit dem aufsteigenden Boden aber wird das Klima gesund und breiten sich wellenförmige Savannen aus, wie Blumenmeere, mit Wäldchen bestreut, hinter denen in noch größerer Entfernung, wohl 50 Meilen vom Golf, Hochflächen und Berge sich erheben, wo die Komantschen und andre Indianer hausen. Wie der Anbau in Texas vorwärts schreitet, sieht man daraus, daß es im Jahr 1835, wo es unabhängig ward, nur 40000 Bewohner zählte, seine Bevölkerung, worunter 50000 Deutsche und 250000 Farbige, sich also unterdes verzwanzigfacht hat. Dem Gebirgslande enteilen mehrere Flüsse, meist zwischen hochbewachsenen Ufern, und werden in den mittleren Savannen schiffbar, doch ohne tiefe Mündungen. Der Colorado ergießt sich in die Matagordabai, die nur für 3 m. tief gehende Schiffe zugänglich ist, und der Guadalupe in die noch seichtere Heiliggeistbai. Nur die Bai von Galveston, die den aus 3 Forks gebildeten Trinidad (oder Trinity) aufnimmt, hat in der Einfahrt eine Wassertiefe von 4 m. Auf dem Trinity wie auf dem Brazos fahren Dampfer. Der große Grenzstrom Rio Bravo (oder Grande) del Norte kann bis Laredo aufwärts schiffbar gemacht werden. — Die deutschen Ansiedler, für die das Klima an der Küste tödtlich wäre, wenden sich gewöhnlich nördlich einer Linie, die sich vom Brazos unweit San Felipe de Austin gen Westen zieht bis zum linken Ufer des Nueces, oberhalb der Vereinigung dieses Flusses mit dem San Miguel und Rio Frio. Nördlich dieser Linie bis auf die Vorhöhen des Gebirgs ist der Boden fruchtbar, gut bewässert, hinreichend mit Baum-Inseln versehen, wenig von Moskitos und Stechfliegen heimgesucht, von mildem Klima im Winter, und im Sommer durch Seewinde gekühlt. Da findet man die deutschen Niederlassungen: Industry, Nassau, Neu-Braunfels und Friedrichsburg. Mais und Baumwolle, Weizen, Gerste, Hafer

und Bataten oder süße Kartoffeln gedeihen vortrefflich, desgleichen Pfirsiche, Feigen, Pflaumen, Melonen, Gurken und Kürbiß; auch der Weinbau breitet sich aus. Die Herden kann man das ganze Jahr im Freien lassen, wenn sie nur durch Fütterung an regelmäßiges Erscheinen in der Farm gewöhnt sind. Im Gebirge Mineralschätze. Eisenbahnen setzen das Land mit St. Louis und New-Orleans in Verbindung. — Der wichtigste Ort ist Galveston, auf dürrer Sandbank an der hafenarmen Küste. Austin am Colorado ist Sitz der Regierung.

V. **Centralstaaten** oder Staaten der **Getreideregion** an beiden Seiten des Mississippi, reich an Ackerbau- und Mineral-Hilfsquellen. Ihre Oberfläche ist im allgemeinen wellenförmig und erhebt sich nirgends zu Bergen. Sie ist im allgemeinen gut versehen mit Hochholz, aber auch durchschnitten von großen Präriestrecken; ihre Befähigung zu Manufakturzwecken wird allmählich ausgebeutet und scheint viel zu versprechen; die Wasserkraft ist noch wenig in Anspruch genommen; anderseits gewähren riesige Wälder und Kohlenlager die Elemente für Herstellung künstlicher bewegender Kräfte über alle Berechnung hinaus. Der durchschnittliche Jahresertrag dieser Staaten an Getreide- und Wurzelpflanzen beträgt 600—700 Millionen Bushel,*) und die übrigen Ackerbau-Erzeugnisse stehen damit im Verhältnis. In den Gebieten westlich vom Missouri (Kansas, Nebraska, Dacota) scheint sich das Land mehr zu Weidegründen als zum Getreidebau zu eignen; aber auch hier reiche mineralische Hilfsquellen, und die Bequemlichkeit für Manufakturzwecke unübertroffen. — 25) Ohio (1880 Q.-M., 2,665000 E.), der erste Staat, der seit der Erringung der Unabhängigkeit kolonisirt wurde, und zwar ging sein Anbau, wozu der fruchtbarste Boden und vor allem die bottom lands oder Flußthäler anlockten, von Neu-England, New-York und Pennsylvanien aus. Schon nach 50 Jahren zählte er eine Million eifrigst nach Erwerb strebender Bewohner; er ist jetzt fast vollständig kultivirt und stehen der Generalregierung nur noch wenig isolirte Striche öffentlichen Landes zur Verfügung. Columbus in der Mitte mit 31000 E. ist Hauptort; aber der bevölkertste ist die Fabrik- und Handelsstadt Cincinnati, die „Königin des Westens," mit 216000 E., am Ohio, von wo ein Kanal zum Maumifluß führt, der sich in den Erie ergießt. Die Königin hat aber auch den Spottnamen „Porkopolis" wegen der Menge Schweineschlächtereien oder porkhouses, worin jährlich ½ Mill. Schweine geschlachtet, gesalzen oder geräuchert und verpackt werden. Vielfältige Industrie. Ein Dutzend von Eisenbahnen läuft hier zusammen. Eine Menge Schulen und wohlthätige Institute; die neuen Theile der Stadt, von den Amerikanern Little Germany genannt, sind überwiegend von Deutschen bewohnt. Vor 70 Jahren hatte der damalige Ort noch keine 1000 E., und vor 90 Jahren wurde der Platz der Stadt für ein Pferd von einem Farmer erhandelt. Cleveland mit 93000 E. am Eriesee, ein belebter Hafenort. Der Staat Ohio hat mehrere Hochschulen, die Hauptuniversität ist zu Athen. — 26) Indiana (1590 Q.-M., 1,680000 E.) südlich des Sees Michigan, fruchtbar, viel später angebaut, und doch schon stark bevölkert; die Deutschen bilden ⅓ der Bewohner. Indianopolis in der Mitte ist Hauptstadt mit 48000. Am Ohio liegen Madison und Neu-Albany. — 27) Illinois (2606 Q.-M., 2,540000 Bew.), ein Prärienland, das ein paar Hügel-

*) 1 Bushel (à 8 Gallons) = 35,23 Liter.

reihen durchziehen, zwischen dem Mississippi und dem Michigan-See; der Wabash ist Grenze gegen Indiana. Die Fruchtbarkeit wird sehr gerühmt, Blei und Steinkohle finden sich in Menge. Da der Illinois, der es durchströmt, beinahe ganz schiffbar ist und nahe dem Michigan entspringt, so beeilte man sich, hier eine Wasserstraße von Ober-Canada zum Mississippi anzulegen; sie beginnt am See beim Hafen Chicago. Die Regierung hat ihren Sitz im langsam aufblühenden Springfield, aber Chicago an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den See ist reißend gewachsen und zählte (1870) schon 299000 E. Durch den großen Brand vom 9. und 10. Okt. 1871 zu 2 Drittheilen zerstört — einen Städtebrand, der hinsichtlich der Ausdehnung nur mit dem Brande von Moskau und hinsichtlich der vernichteten Werthe nur mit dem jüngsten Brande von Paris verglichen werden kann.*) Wunderbar rasch und prächtig aus den Brandruinen wieder erstehend. Größter Getreidehandelsplatz der Erde, Seeschiffe gehen von hier direkt nach London, 18 Eisenbahnen führen die Zufuhren herbei. Großer Holzmarkt. Eine amerikanische Zeitung schrieb unlängst: „Chicago ist der Kornspeicher und die Schweinepöckelanstalt der Welt. Chicago, das im Jahre 1829 nur 30 Einwohner in einigen Blockhütten zählte und sich kümmerlich vom Pelzhandel mit Indianern nährte, dasselbe Chicago hat jetzt 300000 E. in Marmorpalästen, es wird i. J. 1872 zu 500000 E. anwachsen**) und 1880 mehr als 1 Mill. zählen und 1900 nocheinmal so groß sein wie New-York. Chicago wird die erste, die reichste Stadt der Welt werden — denn der Energie Chicagos ist nichts unmöglich." Auch das im reichsten Bleibezirke 2½ Meilen vom Mississippi gelegene Galena blüht rasch auf. — 28) Michigan (2655 Q.-M., 1,187000 E.) mit dem Hauptort Detroit (79000 E.) an der Enge zwischen Huron- und Eriesee, einer der neuesten Staaten. Ungeheure Wälder sind noch zu lichten; reiche Kupfergruben. Fürs Schulwesen hat man Preußen zum Muster genommen, doch aus Diesterwegs Zeit, nicht aus der der Regulative. Die Indianerhorden haben meistens das Land geräumt, um weit jenseit des Mississippi herumzustreifen; doch finden sich immer noch ca. 5000 im Staate. Offizielle Hauptstadt ist Lansing. — 29) und 30) Wiscónsin (2536 Q.-M., 1,065000 E.) und Jowa (2589 Q.-M., 1,194000 E.). Beide Länder, dieses am rechten Ufer des obern Mississippi und jenes zwischen Mississippi und See Michigan, werden jetzt vorzugsweise von Ansiedlern aufgesucht, namentlich von deutschen.***)

---

*) Große Brände sind übrigens in Nordamerika nichts Seltenes und in der dortigen leichtfertigen Bauart begründet. Chicago selbst war unterdessen schon wieder mehrmals von umfangreichen Bränden heimgesucht.

**) Nach einer zu Anfang 1873 vorgenommenen Zählung soll Chicago 367000 E. haben.

***) Der „Cincin. Volksfreund" schrieb unlängst: „Der ganze Südosten von Wiscónsin ist mit Ausnahme einzelner Gegenden fast ganz deutsch, und auch in den übrigen Theilen des Staates weicht das Amerikanerthum schnell und regelmäßig zurück. Die vorzugsweise deutschen Distrikte sind für amerik. Agrikulturverhältnisse schon übervölkert und aus denselben findet bereits eine starke Auswanderung nach Minnesota, Jowa und Nebraska statt. Ueber eine Befürchtung, daß die deutsche Sprache und Sitte hier je aufhören könne, lacht man bloß. Es hält schwer genug auf dem Lande, die Kinder englisch lernen zu lassen, und weil hier schon längst der Amerikaner den Deutschen mehr braucht als der Deutsche den Amerikaner, so macht jener diesem auch nicht die geringsten Zugeständnisse. Es gibt hier ganze, schon 25—30 Jahren angesiedelte Ge-

In beiden gibt es, wie in Illinois, reiche Bleigruben, und beide gelten für gesund und höchst fruchtbar. Orte: Das ehemalige Fort Des Moines am gleichnamigen Flusse ist Hauptstadt von Jowa. Davenport, Burlington, Dubuque, Jowa (spr.: Ei-ö-wä). In Wiscónsin blühet der Ort Milwaukee am Michigan, „die deutscheste Stadt der Union," besonders auf und hatte 1870 schon 71000 E., wovon 3/5 Deutsche. Hauptort ist die hübsche Stadt Madison zwischen 4 Seen. — 31) Minnesota (3929 Q.-M., 446000 E.) zwischen 43 und 49° Breite, im Norden von Jowa, westlich von Wiscónsin und dem Obersee. Es ist das Quellenland des Mississippi, der bereits nach der Einmündung des Minnesota schiffbar wird. Große Waldungen, viele Seen; in der Südhälfte wellige Prärien. Seit 1849 ein Territorium und schon 1858 zum Freistaat geworden, der für einen der schönsten, fruchtbarsten und gesündesten der Union gilt. An den letzten Wasserfällen liegt der Ort St. Anthony, und nicht weit davon St. Paul, die Hauptstadt, mit 20000 E. und mit Antheil an den zahlreichen Dampffahrten auf dem Mississippi. — a) Territorium Dacota, seit 1861 als solches organisirt, westlich von Minnesota, an beiden Seiten des Missouri bis zu den Black Hills. Bereits 40000 weiße Einwohner; Yanktonais-, Dacota- und Sioux-Indianer. Hauptort ist Yankton am Missouri. — 32) Nebraska (3574 Q.-M., 129000 E.) südlich vom Dacota-Territorium, im Osten vom Missouri begrenzt; der jüngste Staat der Union, fast ganz Prairieland mit welliger Oberfläche, von der Pacificbahn durchschnitten, bestimmt, ein Weide- und Ackerbaustaat zu werden. Mineralien sind noch nirgends in beträchtlicher Menge gefunden worden; aber ganze Herden von Vieh werden von Kansas aus dahin getrieben, um vom fetten Grase gemästet zu werden. Hauptort: Lincoln. Omaha City am Missouri hat bereits 16000 E. — 33) Kansas (3825 Q.-M., 373000 E.), vom gleichnamigen Fluß durchströmt, erst 1860 konstituirt, zwischen dem Missouristaat und den Rocky Mountains. Verzeichnete Bevölkerung 364000; der Rest herumschweifende Indianerstämme im Westen. Welliges Prairieland mit Hügelerhebungen (Bluffs). Es gibt bereits 19 Städte und 300 Flecken im Staate. Hauptstadt: Topeca; Leavenworth am Missouri ist die bedeutendste; Humboldt rasch aufblühende deutsche Stadt. — 34) Missouri (3074 Q.-M., 1,721000 E.) an beiden Seiten des gleichnamigen Stromes, im Osten vom Mississippi begrenzt. Niedere Waldhügel und Rücken als Ausläufer des Ozarkgebirges, ungeheure Grasebenen; das Ozarkgeb. liefert Blei in Masse nebst anderen Mineralien. Die Ströme überschwemmen, doch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Milde des Klimas (Februar und März sind nicht Frost-, sondern bloß Regenmonate, worin die Saaten gedeihen, der Sommer ist heiß und der Herbst bis gegen Ende Novembers angenehm) haben viel Anziehendes für Ansiedler; Jefferson City ist Hauptstadt, St. Louis aber, das auf einer Kalksteinterrasse am Zusammenflusse des Missouri und Mississippi liegt, scheint nicht bloß in Missouri, sondern überhaupt im Innern der Union die wichtigste Stadt zu werden; Ausgangspunkt der Unternehmungen gegen den Westen;

---

genden, in denen man kein englisches Wort hört und in welchen man erst nach Merkmalen suchen muß, die einen daran erinnern, daß man in Amerika ist. Wenn es so fortgeht — und es ist kein Grund zu einer gegentheiligen Vermuthung da — dann werden die Deutschen, welche jetzt wohl schon die Mehrheit haben, zuletzt ganz Wiscónsin in Beschlag nehmen."

311000 E., zur Hälfte Deutsche. Am 4. Juli 1874, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, die große Mississippibrücke, wohl der größte Brückenbau der Erde, nach 7-jähriger Bauzeit dem Verkehre übergeben: eine Pfeilerbrücke mit 2 Stockwerken, das untere für die Eisenbahnen, das obere für den gewöhnlichen Verkehr, deren Herstellungskosten 9½ Mill. Doll. betrugen und die mit den Zufahrten fast eine englische Meile lang ist. Kansas City 32000 E. — b) Indian Terrtory zwischen den Staaten Kansas, Arkansas und Texas, 1824 mit der Bestimmung errichtet, nicht zu einem Staate zu wachsen, sondern dahin übergesiedelte Indianer für die Kultur zu gewinnen; doch wurden seitdem Kansas und Nebraska abgetrennt. Von der Texasbahn durchschnitten. Die im Osten wohnenden ackerbauenden Cherokees, Choctaws und Creeks genießen bereits alle Segnungen der Civilisation, wie Schulen, Kirchen, Bücher, Zeitungen, Branntwein und Krinolinen, und bald werden auch Theater, Concerte und das deutsche Bier dort Eingang finden. Der Halbblut-Cherokee Guess erfand ein eigenthümliches Alphabet für die Sprache seines Volkes, das noch jetzt bei dem Drucke einer Zeitung verwendet wird. Doch ist ihnen die englische Sprache nicht unkannt. Der Westen des Territoriums wird noch von ungezähmten Banden der Comanches, Kiowas, Apaches, Wichitas, Chikasaws, Seminolen &c. durchstreift. Die Osages haben neulich das Gebiet verlassen, um nach den Wäldern des Westens zu ziehen. Die ringsum angesiedelten Weißen sind lüstern nach den fruchtbaren Auen des Territoriums, dürfen sich indes nur dann darin niederlassen, wenn sie Indianerinnen heiraten.

VI. **Mineral- und Weideregion**, der größte Theil des westlichen Hochlandes — Gebirge mit Hochebenen dazwischen; verhältnismäßig noch wenig erforschte Gebiete; die fruchtbaren Ländereien mehr als Weiden, denn als Ackerland verwendbar; der Grundzug der Thätigkeit wird wohl immer die Metallgewinnung und Verarbeitung bleiben; die Trockne des Klimas an manchen Stellen durch Wald- und Baumpflanzungen schon gemildert; in der ganzen Region etwa ½ Mill. civilisirte Bevölkerung. — c) Territ. Neu-Mexico, neben Texas liegend und 1848 nebst Ober-Californien von Mexico erworben, und 6 Jahre später durch Ankauf eines großen Westriches am Gilafluß vergrößert, der jetzt das Territ. Arizona bildet. Kultivirt war nur ein von der spanischen Herrschaft am obern Rio del Norte vorgeschobener Gebirgsposten mit etwa 50000 Creolen nebst 10000 ansässigen (Pueblo-) Indianern; übrigens von Apaches, Comanches und andern Horden durchstreift. Jetzt wird die Zahl der Bewohner auf 111000 angegeben. Das dortige Klima ist nicht unangenehm, gemäßigt im Winter und Sommer; fast immer heitrer Himmel. Am Rio del Norte, der es durchfließt, und wo man wässern kann, gedeiht Landwirthschaft; manche Haziendas (Güter) der Creolen haben ein stattliches Aussehen. Der Boden liefert auch Kohlen und Metalle, namentlich viel Gold, Eisen und Kupfer. In dem von Gebirgen rechts und links begleiteten Längenthale des Norte liegt 35⅔° Breite in 2100 m. Seehöhe der Hauptort Santa Fé mit 4700 E. Man gewahrt in der Umgegend beschneite Gipfel bis zum entfernten Spanisch Pic. — d) Territ. Arizona, westlich von Neu-Mexico, vom Colorado und seinem Nebenfluß Gila durchströmt, 1863 von Neu-Mexico getrennt; großartige Gebirgssceneriern, die an das wundervolle Yo-Semite in Californien erinnern sollen. Wo Bewässerung, reiche Ernten von Weizen, Mais, Reis, auch Zucker

und Baumwolle; Bergbau. Hauptstadt Tucson im Santa-Cruz-Thale. Prescott Mittelpunkt einer hervorragenden Minenregion. — e) Territ. Utah. Es liegt in der Hochwüste jenseit der Rocky Mountains und hat seinen Namen nach einem der dortigen Indianerstämme erhalten. Kolonisirt ward es aber von der religiösen Sekte der Mormonen, die sich in Illinois bedrängt fühlten, im Jahr 1846 massenweis nach dieser entfernten Gegend auszuwandern begannen, um ihr neues Jerusalem daselbst zu errichten und nach eignem religiösbürgerlichem Gesetz leben zu können*). Da indes 1848 ganz Ober-Californien sammt der Wüste an die Union fiel, so kam auch der neue Mormonenstaat wieder unter den Congreß von Washington zu stehen, war indes ringsum von Einöden und Indianergebiet umgeben. Nahe dem Großen Salzsee, im fruchtbaren Thale Deseret, blühte Neu-Jerusalem (Salt Lake City) mit 12800 E., regelmäßig gebaut, mit Alleen in den Straßen, von Blumen-, Obst- und Gemüsegärten umgeben, rasch auf, während noch andre Ortschaften im gleichen Thale, und auf den Oasen der Nachbarschaft, gleichsam um die Wette aus dem Boden wuchsen. Die Mormonen, sich für ein erwähltes Volk Gottes haltend, zeichnen sich durch Fleiß in Feld-, Garten- und Bergbau, in Handwerken aller Art und durch gute Lebensordnung aus, indem sie in ihren Priestern zugleich ihre bürgerliche Obrigkeit ehren. Sie haben die Gegend umher mit 100000 Seelen bevölkert, haben 200 Städte, Flecken und Dörfer gegründet, die alle von Leuten ihres Glaubens bewohnt sind, haben Schulen, Fabriken, Eisenbahnen errichtet 2c. Die in den östlichen Unionsstaaten, in England und andern Ländern Europas, in Asien und Australien zerstreuten Anhänger ihrer Kirche sollen sich auf 60000 belaufen, so daß also die Gesammtzahl der „Heiligen“, die unter der geistigen Oberhoheit Brigham Youngs stehen, in 3 Jahrzehnten auf ca. 160000 angewachsen ist. Da indes nun die große pacifische Verkehrsstraße das Mormonengebiet durchzieht und infolge dessen viele „Heiden“ in den bisher gewissermaßen von der Berührung mit der übrigen Welt abgeschlossenen Priesterstaat eindringen, die Unionsregierung auch in jüngster Zeit feindlich gegen Brigham Young auftritt, so haben die Mormonen beschlossen, daß entweder die Masse des Mormonenthums vom Salzsee fortziehen oder doch wenigstens eine bedeutende Zahl eine neue Heimat gründen solle, worauf die große Masse nachziehen werde. — f) Territ. Colorado, östl. vom vorigen, an beiden Seiten der höchsten Erhebung des Felsgebirges, der „Rückgrat des Continents“ — ein Gebirgsland**), reich an Gold, Silber, Eisen, Kupfer und Kohlen;

---

*) Der Stifter der Sekte hieß Joseph Smith, geboren 1805 zu Sharon im Staate Vermont, gest. zu Karthago in Illinois 1844. Das Buch, das die Offenbarungen seiner Kirche enthält, wollte er nicht selbst verfaßt haben; er schrieb es vielmehr einem christlich-israelitischen Propheten zu, Namens Mormon, der vor 1400 Jahren in Amerika gelebt habe. Es bestand, wie er weiter behauptete, aus Goldplatten mit ägyptischer Hieroglyphenschrift, zu deren Lesung ihm ein Engel den Schlüssel gab. Nachdem es übersetzt war, verschwand es wieder von der Oberfläche der Erde. — „Darf man das Volk belügen? Ich sage Nein. Doch willst du es betrügen, so mach' es nur nicht fein“. (Göthe).

**) Drei hohe Parallelketten bilden das eigentliche Gebirgssystem von Colorado, an die im Westen weite Hochebenen und Gruppen von Berggipfeln stoßen. Zwischen den Ketten liegen die unter dem Namen „Parks“ bekannten großen, hochgelegenen Becken.

parkartige Wälder von großartigem Wuchse; auch Landstriche, die sich für Weiden und Ackerbau eignen. Denver City ist Hauptort. — g) Territ. Wyoming, nördl. vom vorigen, durchaus gebirgig; reich an Mineralquellen verschiedener Art, viele davon heilkräftig; Gold-, Silber-, Eisenminen, besonders aber ungeheure Lager vortrefflicher Braunkohle. Größtentheils im Gebiete von Wyoming (theilweise in dem von Montana) liegen am obern Yellowstone und Madison River, die neuentdeckten, wunderbaren Geysergebiete und heißen Quellen (mit natürlichen Badebassins, mineralischen Wassern ꝛc.) in großartiger Naturumgebung, die der Congreß für Nationalbesitz erklärt und zu deren Ueberwachung er eine Commission eingesetzt hat. — h) Territ. Montana, d. h. „gebirgig", die Indianer nennen es das „Land der Berge." Es besteht aus mehreren durch Gebirgszüge abgeschlossenen Becken. Missouri und Yellowstone River sind die Hauptflüsse; mächtige Gold- und Silberablagerungen. Hauptort: Helena. — i) Territ. Idaho, westlich von Wyoming und Montana; es liegt im Columbiathale und wird durch den Lewis-Fork und seine verschiedenen Nebenflüsse entwässert; gleichfalls reiche Gold- und Silberminen. Idaho City im Herzen eines reichen Minen-Distrikts ist bereits eine blühende Geschäftsstadt mit etwa 4000 E. Boise City am Boiseflusse ist Hauptstadt.

35) Staat Nevada (4900 Q.-M., 587000 E.) zwischen Californien und Utah. Einförmige Bodengestaltung, indem Berg und Thal fast in Parallelen über das ganze Staatsgebiet hin einander folgen. Die Gebirge sind felsig und nur spärlich bewachsen, die Thäler im allgemeinen trocken, sandige Ebenen, von Salz- und Alkalisümpfen unterbrochen, auch hin und wieder von flachen Strömen durchzogen, an deren Uferrändern weite Strecken von Alluvialland hinziehen, das mit üppigem Grase oder mit Hochholz bewachsen. Die Gebirge sind vielfach von Schluchten unterbrochen, die für Straßen- und Eisenbahnbau vortheilhafte Pässe bilden. Pacificbahn. Thermo- und Mineralquellen, schnell berühmt gewordene Silberminen, vortreffliche Weideplätze. Orte: Argenta, Virginia, daneben die Hauptstadt Carson.

VII. **Pacifische Staaten** und Territorien, oder Mineral-, Ackerbau-, Hochholz- und Pelzregion an der pacifischen Küste.

36) Californien (8888 Q.-M., 582000 E.) gehörte bis 1846 zu Mexico; in diesem Jahre drangen nordamerikanische Einwanderer über das Felsgebirge hier ein und erklärten das Land für unabhängig von Mexico. Infolge des nun zwischen Mexico und der Union ausbrechenden Krieges wurde nicht nur das Küstenland Californien, sondern der ganze Landstrich jenseit der Kranichs- und Muttergebirge, 21000 Q.-M., bis an den großen Ocean an die Vereinigten Staaten abgetreten. Die Spanier hatten das ganze Gebiet Ober-Californien genannt und wenig Werth darauf gelegt. Westlich der Sierra Nevada lud der breite vom californischen Gebirg durchzogene Küstenstrich, besonders im Stromgebiet des Sacramento und Joaquin, und an der herrlichen Franciscobai, zunächst zu Niederlassungen ein. Der Sommer dauert hier vom März bis Mitte November und nöthigt zwar, da die Nässe des regnerischen Winters nicht lange genug vorhält, zu künstlicher Bewässerung, lohnt aber den Fleiß durch reiche Ernten. Trotz solches Bodens und Klimas hatte die spanische Regierung in 3 Jahrhunderten hier nichts zu schaffen gewußt, als ein paar Küstenplätze und einzelne Missionsdörfer, um Indianer zu bekehren, und die Bevölkerung des ungeheuren Landes wurde auf nur

5000 spanische Creolen, 36000 Indianer und ein paar tausend Ansiedler aus der Union, aus der Schweiz 2c. geschätzt. Kaum im Jahr 1848 von der Union im Besitz genommen, begann sogleich ein regeres Leben, und seit im Beginn 1849 sich die Nachricht von entdeckten Goldminen verbreitete, strömten die Menschen von allen Seiten herbei, Amerikaner und Europäer, selbst aus China und Australien. Die Bevölkerung am Sacramento und an der Bai stieg so rasch, daß der Westen von der übrigen Masse Ober-Californiens getrennt, schon im Herbst 1850 unter die Staaten der Union aufgenommen wurde. In dem neuen Staate, der außer dem Golde noch an Platina, Kupfer, Quecksilber, Silber, Blei, Eisen und Anthracit reich ist, und wo im Süden subtropische, im Norden europäische Gewächse (unter andern guter Wein) gedeihen, bricht sich nun auch allmählich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn, daß der Hauptreichthum dieses Landes nicht in den Goldablagerungen daselbst — „mining is a curse" — sondern in der wunderbaren Fruchtbarkeit seines jungfräulichen Bodens bestehe. Bis jetzt ist kaum der 6. Theil des Ackergrundes urbar gemacht, schade, daß die Erwerbung desselben dadurch erschwert ist, daß 8 Mill. acres agrikulturfähigen Landes sich in den Händen von nur 500 Individuen befinden, welche zu hohe Preise verlangen, während Regierungsland zu 1¼ Dollar per Acker zu haben ist. Getreide wird stets das Haupterzeugnis bleiben und kann jetzt schon ausgeführt werden; Obst- und Gemüsegärten gewähren in einzelnen Gegenden einen fabelhaften Gewinn. In der Bevölkerung macht sich das deutsch-protestantische Element besonders vortheilhaft geltend und bildet einen entschiedenen Gegensatz zu dem ebenfalls mächtigen, durch die Irländer vertretenen celtisch-katholischen Elemente; das anglo-amerikanische tritt jetzt schon in den Hintergrund. Deutsche, Iren und Anglo-Amerikaner sind aber durch den gemeinschaftlichen Haß gegen die mongolischen Einwanderer (Chinesen 2c.) verbunden. Dem Lande steht eine große Zukunft bevor, bereits findet lebhafter Verkehr mit Ostasien statt und beginnen neben Bergbau, Viehzucht und Ackerbau Industrie und Handel aufs herrlichste sich zu entfalten. Die an Naturschönheiten reiche Wunderwelt des Yosemite-Distriktes (in Mariposa County) mit ihren Felsen und Wasserfällen und den berühmten Riesenbäumen (big trees) sind durch ein Gesetz gegen Verwüstung durch Goldsucher und Spekulanten sicher gestellt und auch zu einem „Nationalpark" erklärt. Es gibt eine Menge schnell entstandener Ortschaften, die wichtigste bleibt aber San Francisco, die jetzt 188000 E. zählt, worunter 11000 Chinesen. Sie liegt am Ausfluß des Sacramento in die große inselreiche Bai, der Hafen ist vortrefflich, der Verkehr lebhaft. Von hier ziehen die Goldsucher den von Segeln und Dampfern befahrnen Sacramento hinauf, um in den Nebenflüssen des Stromes und in Vorbergen der Nevada ihre Goldwäschen und Goldminen (washings und diggings) anzulegen. Der jährliche Export an edeln Metallen beträgt noch immer 40—60 Mill. Dollars. Mehr als am Anblick der Gräberei freut sich der Reisende an den herrlichen Waldungen der Nevada und des Küstengebirgs, deren Fichten- und Cedern-Arten 60 m. Höhe mit Stammdurchmesser von 8 m. erreichen, ferner an den beschneiten Granitgipfeln, die hoch aus dem Baumwuchs der Nevada emporragen, und an den prachtvollen Wasserfällen des erwähnten, vom Merced bewässerten Yosemite-Thals, 36 Meilen südöstlich von der Franciscobai. Aus der Kolonie des Schweizerkapitäns Sutter, der sich hier anbaute und Ansiedler nachzog, ehe an Goldbeute gedacht war, ist der Ort Sacramento mit 16000 E. entstanden. —

37) Oregon (4481 Q.M., 102000 E.) nördlich von Californien bis zum Columbia, ist erst 1859 unter die Staaten aufgenommen, aber gleichfalls aufblühend, reich an Wald- und Metallschätzen, fruchtbar, gesund und zukunftsreich. Der östliche Theil, jenseit der Cascadenkette, ist eine mächtige Hochebene, von prachtvollen Bergwassern durchrauscht; aber außer den Indianern und den hie und da zerstreut wohnenden Ansiedlern stört hier noch kein menschliches Wesen die hehre Stille der Urwildnis, ausgenommen im nordöstlichsten Theil des Staates, wo, in der Nähe der Minendistrikte, Ackerbau und Viehzucht dem Goldsucher auf dem Fuße folgten. Anders im westlichen Theile des Staates, wo zwischen den Cascades und der Coast Range (Küstenkette) in den schönen Thälern des Willamette, Umpqua und Rogue die Kultur allenthalben ihre Werkstätten aufgeschlagen: in den Wäldern klingt der Schlag der Holzaxt, knirscht die Säge, die die Riesen des Tannengeschlechts für die Märkte von Südamerika, China, Japan, Australien, New-York und Liverpool zurechtstutzt, pocht der Eisenhammer, und in den Städten fliegt bereits das Webschiff vom Dampf getrieben hin und wieder. Unerschöpfliche Eisen- und Kupferlager. Es gibt keine Region auf dem ganzen Continente, die dem Ackerbau und der Viehzucht ein günstigeres Feld böte, als Oregon, da das Klima so mild, der Boden so tief und reich ist, und mit Recht wird dasselbe als die begünstigste Region der pacifischen Küste für eine Ackerbau und Manufaktur betreibende Bevölkerung bezeichnet. Bereits wird Getreide nach Liverpool exportirt. Orte: Salem, Hauptstadt; Oregon City, Portland, Roseburg. — k) Territ. Washington nördlich von Oregon und wie dieses durch die Cascades in 2 ungleiche Abtheilungen getrennt, welche in Klima, Boden, geologischem Charakter und natürlichen Erzeugnissen sich unterscheiden; die Feld-, Baum- und Gartenerzeugnisse im westlichen Theile sind den des Willamettethales ähnlich. Das Territorium ist überwiegend Prärie- und Hochwaldland, wenig unfruchtbares Gebirgsland. Vortreffliche Steinkohlen, vorzügliche Häfen und Handelsbequemlichkeiten. Olympia ist Hauptstadt des Territoriums. Pacific City an der Mündung des Oregon. — l) Territ. Aljaska. Es nimmt den nordwestl. Theil des Continents nebst einem Küstenstrich vom Elis bis zu Dixons Einfahrt südlich des Sitka-Archipels ein und beherrscht die Schiffahrt des arktischen und des nördlichen stillen Meeres. Halbinsel Aljaska und Inselreihe der Aleuten. J. J. 1867 den Russen abgekauft, von denen auch Neu-Archangel (2000 E.) auf Sitka angelegt worden. Vorzügliche Fischereien, werthvolle Pelze, fossiles Elfenbein, große Wälder; zum Ackerbau nur Küstenstrecken am großen Ocean und ein Theil der Aleuten tauglich. Die Größe des Territoriums beträgt ca. 27000 Q.-M.; die Bevölkerungsangaben schwanken außerordentlich, zwischen 29000 und 75000; die Bewohner sind in der Mehrzahl Indianerstämme, die übrigen theils Eskimos, Tschuktschen u. a. mongolische Völkerschaften, theils Mischlinge; die weiße Bevölkerung des Territoriums beträgt keine 2000 Seelen.

Die Bundesrepublik Mexico.

Größe: 35800 Q.-Mln. Bevölkerung: 9,173000. Volksdichtigkeit: 256.

Vorbemerkung: Das ganze übrige Amerika gehört wesentlich 2 romanischen Völkern an, den Spaniern und den Portugiesen. Die Ausdehnung des ehemals

spanischen Amerikas betrug 1800 Meilen in die Länge, von der Vancouversinsel bis zur Magalheansstraße, und umfaßte wenigstens 300000 Q.-M. Es enthielt die 4 Vicekönigreiche: Neuspanien oder Mexico (mit Obercalifornien), Neu-Granada, Peru und La Plata; und die 5 General-Capitanate: Guatemala, Carácas, Chile, Havanna oder Cuba, und Portorico. Aber ihr ganzes Kolonialgebiet, sorgsam vor jeder Berührung mit Fremden gehütet und nur insoweit geschätzt, als es edle Metalle lieferte, machte sich zur Zeit des spanischen Freiheitskrieges gegen Napoleon nach 10—12jährigem Kampfe unabhängig, da man ihm die Forderung, gleiche Rechte mit dem Mutterlande zu haben, abschlug, so daß die Spanier jetzt nur noch die beiden letzten der genannten Generalcapitanate besitzen. Alles übrige hat sich, abgesehen von den an die Union gekommenen Tausenden von Quadratmeilen, in die unabhängigen Republiken Mexico, Mittel-Amerika, Venezuela, Neu-Granada, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, La Plata, Paraguay umgewandelt. Aber der Zustand dieser Staaten ist meist ein sehr elender; denn wie ein Fluch lastet auf diesen romanischen mittel- und südamerikanischen Republiken das Geschick, daß sie sich bald untereinander, bald in immer erneuten Bürgerkriegen zerfleischen. Dort, wo die Natur ihre reichsten Gaben in üppigster Fülle ausgestreut hat, an den Gestaden des mexicanischen Golfes, haben die Kriege und Revulotionen seit der Abschüttelung des spanischen Joches niemals ein Ende erreicht, und vulkanisch, wie der Boden dieser Gebiete, scheint die Volksnatur in denselben zu sein. Und nicht etwa politische oder sittliche Fragen waren es in der Regel, welche die Ströme Blutes fließen machten, sondern meist trägt der Ehrgeiz habgieriger Generale, die Herrschsucht der Geistlichkeit, der Rassenhaß zwischen Spaniern und Creolen, zwischen den Weißen und Indianern, die Schuld dieser unaufhörlichen grausamen Kämpfe.

Zwischen 16 und 32° vom Aequator entfernt, also zum Theil schon in der heißen Zone, nimmt Mexico das ganze über 24000 Q.-M. enthaltende Anáhuac ein, nebst dem östlichen und westlichen Saum am atlantischen und stillen Meer. An der Bai Tehuantepec am schmalsten, nur 26 Meilen breit, erweitert sichs gegen Norden bis zu einer Breite von 160 Meilen; die schräg ziehende Nordostgrenze ist 440 M. lang. Betrachten wir die Karte, so finden wir Gebirgszüge auf dem gewaltigen Hochlande angedeutet, deren genaue Erforschung indes meist noch fehlt. An der Senkung nahe der Bai Tehuantepec erheben sie sich in der Provinz Oaxaca bis zu 4200 m. Zwischen Grad 19 und 20 steigen die höchsten Kuppen, zum Theil schneetragend, empor. Von da erstrecken sich die 3, weiter oben schon erwähnten Hauptzüge in divergirender Richtung: der eine nach Texas, wo ihn der Rio del Norte durchschneidet, der andre nach der californischen Küste, der mittlere als Hauptwasserscheide zwischen Ost und West, doch im Durchschnitt nur 1000 m. über der Hochebene aufragend, gen Norden, wo er den Namen Sierra Madre führt und über die jetzige Grenze des mexicanischen Staates hinauszieht. Die Gebirge dienen indes nur zur Einfassung der einzelnen 2000—2500 m. über dem Meeresspiegel liegenden Hochebenen und Thalungen, indem sie durch Einschnitte die Flüsse entlassen. Im Innern des europäischen Spaniens breiten sich bekanntlich die castilischen Hochebenen aus; was sind sie aber an Ausdehnung und Höhe gegen das Hochland Mexicos! Und da schon die Flüsse Spaniens wegen ihres raschen Laufes wenig schiffbar sind, so kann man leicht erachten, daß in Mexico noch

weniger an schiffbare Ströme zu denken ist. Nur unten im niedrigen, ungesunden östlichen Küstenlande sind einige, wie der Tampico, Tabasco, der durch herrliche Urwälder fließende Guazacoalco, zu befahren, doch wegen der Sandbänke vor den Mündungen ohne großen Vortheil für den Verkehr. Malerisch jedoch sind sie, wo ihre Wasser vom Gebirg in steilen, oft 300 und mehr Meter tiefen, üppig bewachsenen und immergrünen Schluchten herabrauschen; solche Schluchten, Barancas genannt, durchziehen das ganze Land vielfach von Ost nach West, und man hat wohl nicht Unrecht, wenn man sie als gewaltige Risse oder Sprünge betrachtet, welche die Erdrinde während zerstörender vulkanischer Thätigkeit bei der Erhebung der Krater erlitten hat. Sie bilden gewissermaßen die Verbindungswege zwischen der heißen Zone unten an der Küste und der sogen. kalten droben im Hochlande, und sind in allen Höhen unerschöpfliche Fundgruben für den Naturforscher. Namentlich bietet der lange San Jago (an der Westseite) herrliche Partien dar, besonders wo er den 40 Stunden langen Alpensee von Chapala mit Gebirg und dunklem Fichtenwald umgeben durchströmt. Wie dieser See so sind noch andere, besonders der von Pascuaro in der Provinz Mechoacan höchst anziehend; er liegt 2200 m. hoch, grüne Inseln mit Dörfern in seiner Mitte, von schönen Fluren, Hügeln, Eichenwäldern und Städten umkränzt.

Ein Land, das sich über 16 Breitengrade ausdehnt, kann im Norden nicht das gleiche Klima haben wie im Süden; bedeutender noch ist der Unterschied nach der Erhebung über die See, in welcher Beziehung die Bewohner von drei Stufen reden: Tierra caliente (heißer Gürtel) oder das Küstenland bis gegen 1000 m. hinauf, Tierra templada (gemäßigter Gürtel) bis über 2000 m. und Tierra fria (kalter Gürtel), den hohen und größten Theil des Landes umfassend; indes immer noch mit einer Jahres-Temperatur, die ungefähr der des südlichen Italiens gleichkommt. Die Winterzeit bringt den Hochebenen bei klarem Himmel und seltenem Regen nur zuweilen einen Nachtreif, außer nördlich des Wendekreises, wo auch Frost und Schnee auf einige Tage eintritt. An der Küste sind natürlich die Winter als Milderung der Wärme willkommen, und an der östlichen Abdachung, in dem trefflichen Klima der Tierra templada, bringen sie als große Wohlthat wohl 8 bis 10mal Regen, worin die vom Golf hergewehten und am Gebirgsrande gestaueten Wasserdünste sich niederschlagen. Der Sommer, auf den Hochebenen mild, an der Küste mit steigender Hitze (denn im Mai geht die Sonne durchs Zenith) führt für das ganze Land im Juni die Regenzeit herbei. „Vorher — sagt Sartorius in seiner Schrift über Mexico — wird die Atmosphäre unklar; sobald am Morgen die Sonne höher steigt, ist alle Aussicht durch einen bläulichen Höhenrauch verdeckt; sonderbare Luftspiegelungen zeigen sich auf den Hochebenen, bald wie ein See, bald wie Felsmassen gestaltet, und um die höheren Gebirge aufgethürmt ziehen donnernde Wolken einher und verkünden, daß die durstige Erde getränkt werden soll. Starke warme Gewitter erfrischen Luft und Land, gewöhnlich gegen Abend, worauf die Luft wieder klar und rein und die Morgen entzückend sind. In wenigen Tagen ist die Erde mit Vegetation bedeckt, die Bäume erhalten den Schmuck ihrer Blätter, und der Mensch kann dem erweichten Boden seine Sommersaat anvertrauen. Im Juli und September sind die Regen am stärksten, im Oktober werden sie unregelmäßig und hören zu Anfang November auf. Unglaublich ist die Menge der wässerigen Niederschläge, welche in der kurzen Sommerzeit den Wolken

entströmen. Trockene Flußbetten werden zu reißenden Strömen, in den tiefen Barancas hört man das Tosen der Wildbäche und das Rollen der Felsenblöcke, welche die Flut mit sich reißt. Quellen brechen überall hervor, und schöner Pflanzenschmuck entwickelt sich, wo kurz zuvor noch alles unfruchtbar schien. Selbst die nackten Felswände bedecken sich mit Kryptogamen und Gräsern und die Stämme der Bäume mit Schmarotzern. Häufig bilden sich Seen, und die künstlichen Seen, die der Mensch in wasserarmer Gegend durch Abdämmung von Thälern vielfältig gemacht hat, füllen sich mit Wasser, um in der Trockenzeit für Felder und Herden benutzt zu werden."

Daß in den 3 Regionen fast alle Formen der Pflanzenwelt erscheinen, ist natürlich; nur wirkt unter gleicher Breite die gleiche Sonnenhöhe darauf ein, so daß nicht vom Meeresufer bis an den Schnee des Orizaba der Wechsel der Pflanzenbildung mit dem Wechsel derselben von 16 bis 70° nördlicher Breite ganz übereinstimmt. Wer an der Küste des Golfs aussteigt, dem kündet sich die Tierra caliente nicht bloß durch erschlaffende Hitze, durch laues Trinkwasser, durch Warnung vor Diätfehlern, um die vielerlei Fieber, besonders das gelbe, zu vermeiden, sondern auch durch die reizende tropische Vegetation an. Nur beginnt letztere nicht überall sofort an der Küste; denn fast der ganze Strand des Golfes ist von einer durchschnittlich 3 Mln. breiten flachen Sandzone umsäumt, auf die das Meer fortwährend Massen von Seethieren, die in rasche, furchtbare Miasmen verbreitende Fäulnis übergehen, hinauswirft und die an manchen Stellen bis zu einer Breite von 1 M. vegetationslos ist. Aber hinter diesem Küstenstrich entfaltet sich dann bald überall die Fülle und Pracht tropischen Pflanzenwuchses. Der Pisang (Musa, Banane), Baumwolle-, Indigo-, Kaffee-, Kakao- und Zuckerplantagen, Reisfelder, Palmen von der glattstämmigen Art mit überhangenden Blättern wie Federbüschen, unter deren Schirmdächern man den tiefblauen Himmel und in weiter Ferne die Gipfel des Orizaba und des Cofre de Perote durchschimmern sieht, die riesigen Baumgräser oder Bambus, die dunkelbelaubten Feigen, welche die Flußufer so überschatten, daß das Wasser darunter dunkelgrün erscheint — die mancherlei Mimosen, die besonders auf den Savannen, 300—600 m. über dem Meeresspiegel, gruppenweise umher stehen — die Fülle von Schlingpflanzen aller Art, zum Theil mit glänzenden Blüten, dichte Gewebe bildend um Stämme und Zweige derselben — die verschiedenen Kautschuks, welche angebohrt einen Strom von bald verdicktem Saft gewähren, und die Kaktusarten weiter aufwärts an den Rändern der Schluchten: alles das zeigt dem Europäer eine andere Welt. Erst mit 1000 m. Erhebung zeigen sich Eichenwälder mit lederartigem Blatt, und zwar auf Höhen, während in den Thalungen Mirte und Lorbeer in verschiedenen Arten, wilde Orangen, Magnolien, Feigen, baumartige Euphorbien und Farren ein köstliches Gemisch bilden. Schilfartige Palmen und feine Bambus füllen die Zwischenräme, großblätterige Drakonzien umschlingen die Stämme und Aeste, die mit Orchideen — darunter auch die gewürzige Vanilla planifolia — und Bromelien dicht bevölkert sind. Aus den höchsten Baumgipfeln noch schimmern prachtvolle Schmarotzerblumen, an Farbe mit den Papageien und Aras wetteifernd, die laut schwatzend sich auf ihnen wiegen. Ein angenehmes Klima, wo es neben Weizenfluren sogar noch Zuckerfelder gibt.

Weiter aufwärts ändert sich allmählich die Scene. Mit 2000 m. Höhe treten die Nadelhölzer auf, statt tropischer und subtropischer Pflanzen erscheint unser Veilchen, die

Erdbeere, Ranunkel, Gentiana, auch die Erle an den Bächen; und wollte man seitwärts zum Orizaba in die Nähe des ewigen Schnees aufsteigen, so sind norwegische und lappländische Pflänzchen zu finden. Der Weg führt aber unweit des Fußes der Gebirgskegel nur über den Rand nach den Ebenen des Hochlandes und in die vom Gebirg eingefaßten Thalungen. Sonderbare Natur, und doch mit europäischem Anbau! Die Höhen nämlich sind voll hartblätteriger Syngenesisten, voll Kaktusarten, Agaven und unerfreulicher Yuccas, die als Bäume erscheinen, aber nur an den Enden ihrer schwarzen Aeste stachlige Blätterbüsche ausrecken — wahrhaft schattenlose Wälder, denn nur hie und da wechseln sie mit Nadelhölzern und Mimosen. Daneben aber breiten sich weite baumleere, fruchtbare Flächen aus, wo Mais, Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte, Knollengewächse, und in den Gärten unsre Obstarten, ja wo es wärmer ist, noch Reben, Orangen, Feigen und Oliven gedeihen, überall eingehegt von den nutzbaren Agaven, die der Eingeborne nirgend entbehren mag und deren Saft ihm in frischem Zustande Most, in gegohrenem berauschenden Wein (Pulque) liefert. Der Weizen, aus Europa hinverpflanzt, findet sich auf dem ganzen Anáhuac und gibt weit höheren Ertrag als bei uns, in den Ebenen von Puebla das 40fache der Aussaat, auf einigen Gütern oft das 70fache. Unvermischte Indianerstämme halten jedoch fest an ihrem Mais, dem ursprünglichen Korn Amerikas, das sehr ergibig ist, in heißer Gegend oft 280mal die Aussaat wiedergibt. Was den höheren Gegenden der Mais, das ist den Bewohnern des heißen Klimas die Banane in hohem Maße; denn ein Pisangfeld ernährt 12mal mehr Menschen als ein gleich großer Weizenacker, und die Faser des Stammes dient noch zu Stricken und Mattengeflecht. Daß es in der templada nicht an Knollengewächsen mangelt, z. B. am Maniok und Yams, an der süßen Batate, und neben der Orange nicht an Ananas, Chirimoyas, Pompelmuse u. s. w. läßt sich denken, und die Kartoffel, über deren besondre Heimat so verschieden geurtheilt wird, hat man im einsamsten Gebirge, nahe dem Orizaba, wild gefunden, sowohl blaublümig mit runder Knolle, als auch weißblümig mit walzenförmiger.

Reiche Vegetation läßt annehmen, daß auch die Thierwelt manchfaltig sei. Der Tapir in dichten Wäldern südlicher Flußgebiete, sowie der Manati und der Jaguar, sind übrigens die größesten, den Büffel abgerechnet, der in den Ebenen des Nordens herumstreift. Waschbär, schwarzer Bär, Fuchs, Halbwolf, Tigerkatze und Luchs, Hase Eichhörnchen und viele Nagethiere sonst, Affen, Ottern u. s. w. finden sich unter den Säugethieren; Geier, Adler, Falken, Eulen, der Kukuk, der Specht, viele Singvögel, Kolibris, Schwalben wie bei uns, Gänse, Enten, Reiher, und im heißen Klima der Flamingo, der rothe Löffelreiher, Pelikan u. s. w. unter den Vögeln. Auch die Taube hört man in den Wäldern girren, und der Truthahn führt sein Volk überall in den Savannen umher, wie es denn auch an Rebhühnern und Wachteln nicht fehlt. In den Flüssen nahe dem Meer haust der Alligator, und vom kleinsten Laubfrosch bis zur Riesenkröte ist diese Thierart in allen Formen vorhanden, sowie 80 Schlangenarten, worunter 10 giftige, deren Biß jedoch mit flüchtigem Salmiakgeist, wenn schnell angewendet, zu heilen ist. Meer- und Landschildkröten sind in Menge da, Fische indes im oberen Lande sehr wenig, da der stürzende Lauf der Flüsse ihre Vermehrung hindert. Bemerkenswerth sind noch die Perlenbänke und Purpurschnecken an der Südseeküste. —

Unter den Insekten, die dem Naturforscher eine reiche Ausbeute gewähren, sind mehrere für die Industrie von Nutzen, z. B. eine Art von Seidenraupe, deren stets viele zusammen sich große Beutel weben, um gemeinschaftlich darin zu wohnen; man kann indes auch die asiatische Seidenraupe mit großem Vortheil ziehen. Ferner mehrere stachellose Bienenarten, die zwar wenig Wachs, doch viel und ausgezeichneten Honig fertigen. Uralt ist im Land die Zucht der Cochenille, weshalb der Indianer die Kaktusart, woran das Insekt lebt, mit großer Sorgfalt bauet. — Daß sich die Hausthiere der alten Welt außerordentlich in Amerika verbreitet haben, ist schon oben gesagt. Manche Landbesitzer haben 20 bis 30000 Stück Pferde und Maulthiere, und die Comanches sind zum Reitervolk geworden, Ziegen hält man im Gebirg und Rindvieh überall, desgleichen Schweine und Federvieh.

Der Metallreichthum Mexicos ist wie der von Peru fast sprichwörtlich geworden. Im Nordwesten nach dem californischen Golf hin finden sich Goldlager, fast alle Flüsse dort führen Goldsand. Silbergruben sind viele vorhanden, selbst im Norden, wo man von Apaches, Yaguis und Comanches beunruhigt wird. Von 1521 bis 1856 hat Mexico edle Metalle an Werth von 2636 Millionen Piaster geliefert. Eisen wurde kaum beachtet; und doch ist Kupfer, Eisen und anderes Erz ebenfalls genug vorhanden. Im ganzen Lande zeigt sich gegenwärtig großer Eifer, den Bergbau, diese alte Quelle mexicanischen Reichthums, wieder zu heben, namentlich reiche, aber längst vernachlässigte Silberminen wieder auszubeuten. — Aus alle dem ergibt sich, daß Mexico, abgesehen von der vortheilhaften Lage zwischen zwei Oceanen, ein schönes und ein reiches Land ist, „fruchtbar im höchsten Grade und ausgestattet mit einem köstlichen Klima, welches es zu einem wahren Eden machen könnte — wenn die Menschen nicht wären.“

Mexico ist 3½ mal so groß als das deutsche Reich und hat doch nicht einmal ¼ der Bevölkerung desselben. Die Bewohner Mexicos sind verschiedener Abstammung. 1) Chapetones oder eingewanderte Spanier, und nun zur Herrschaft gelangte Creolen (Criollos) von spanischer Abkunft, aber in Amerika geboren, zusammen höchstens 1 Million, doch die ersten an Rang wegen ihres Besitzthums und größerer Naturgaben. Sie sind Inhaber bedeutender Bergwerke und Landgüter, machen den höheren Handelsstand aus, und bekleiden meist alle — wenigstens höheren — Staats- und Kirchenämter. Die Gravität des Castilianers soll nicht bei ihnen zu suchen sein, eher die Beweglichkeit des Andalusiers. Sie werden als lebenslustig geschildert, als verschwenderisch, obwohl mäßig in Essen und Trinken, dem Spiel sehr ergeben, theilnehmend und voll natürlichen Anstands, aber zu weich von Charakter, für anstrengende Unternehmungen wenig gemacht. — 2) Mestizen, spanisch-indianischer Herkunft, und andere Mischlinge. Erstere sprechen allzumal spanisch, sind sehr lebhaft, voll Leichtsinn und Vergnügungssucht, oft verwegene Reiter, ernähren sich als kleine Bauern und Viehzüchter, Grubenarbeiter, Maulthiertreiber, Krämer und Handwerker, Bediente, Soldaten u. s. w. Als anstellige, auch fleißige Leute und ihren Herren zugethan, hat man sie gern im Dienst. Diese 2. Gruppe mag zusammen 3½ Mill. ausmachen. — 3) Indianer oder Eingeborne, meist von rothbrauner Farbe, niederer Stirne unter schlicht schwarzem Haar, mit breiter Nase, ziemlich großem Mund, voll sehr weißer starker Zähne, mit dunklem Auge, hervorstehenden Backenknochen; die

Frauen klein und fett, die Männer mittelgroß mit nur etwas Bart, doch sehr muskulös. Sie sind Reste vieler ehemals untereinander feindlichen und an Sprache verschiedenen Stämme, an deren frühere in Dunkel liegende Zeiten die oben erwähnten riesigen Baudenkmale und Skulpturen, die den berühmtesten Trümmerstädten der alten Welt gleichkommen, erinnern. Theils sind sie Nachkommen der Azteken, theils nicht-aztekischen Ursprungs neben und zwischen jenen.*) Der Zahl nach, etwa 4½ Mill., sind sie überwiegend, gesetzlich frei wie alle Bewohner Mexicos, doch auf niederer Stufe der Kultur. Freilich wurde auch in den 3 Jahrhunderten der Unterjochung nichts für sie gethan. Sie sind theils Indios barbaros, unabhängige Nomaden in den nördlichen Staaten, wozu z. B. die wilden Comanches und Apaches gehören, theils Indios fideles, die den römisch-katholischen Kirchengebrauch erhalten haben, dabei aber vom Christenthum nichts wissen und voll Aberglauben stecken.**) Diese leben höchst einfach, fast nur von Pflanzenkost, reich und arm gleich gekleidet, nur daß der Reichere Sandalen am Fuße hat. Es gibt überall angesehene Familien unter ihnen, mit patriarchalischer Autorität in den Dörfern. Weben, Flechten und Töpferei ist Sache der Weiber, und da sie kaum andere Handwerker brauchen, obwohl ihnen Talent zu mechanischer Fertigkeit und bildlicher Darstellung nicht abzusprechen ist, so sind sie auf eigenem Acker oder als Taglöhner auf Gütern der Creolen vorzugsweise beschäftigt, oder mit Einsammeln der Vanille, der Sarsaparille und Jalapenwurzel, mit der Cochenille-Zucht, Benutzung der Agave, oder als Fischer, Köhler und Gärtner. „Es ist — sagt Sartorius — im ganzen ein gutes und rechtliches Volk. Ich habe viele Jahre unter Indianern und Mestizen gelebt und nie eine größere Sicherheit der Person und des Eigenthums gefunden. Was man in Europa nicht wagen würde, einem barfüßigen Taglöhner bedeutende Summen zu übergeben, um sie allein oft viele Meilen weit zu bringen, das thut man dort ohne Sorge, und noch nie hat der arme Indianer das Vertrauen getäuscht." Stimmt dies nicht mit Catlins Erfahrungen unter den Jagdvölkern am Missouri überein? In neuester Zeit haben sich indes auch öfter Indianer auf militärischem, politischem und geistigem Gebiete ausgezeichnet, so namentlich der 1872 gestorbene Präsident Benito Juarez, Sohn armer indianischer Eltern aus dem Staate Oaxaca, der durch hervorragende Begabung, durch Fleiß und Charakterstärke, durch die den Indianern eigene unerschöpfliche Zähigkeit seinem Vaterlande die Freiheit, sich selbst aber unermeßlichen Ruhm bei seinen Landsleuten erwarb, und zugleich als erster Präsident von rein indianischer Abstammung insofern eine bemerkenswerthe Erscheinung in der mexicanischen Republik war, als er bewies, daß der indianische Stamm als gleichberechtigt mit den andern Bürgern an den Staatsgeschäften theilzunehmen gelernt hat. — 4) Was Neger und Mulatten betrifft, so ist ihre Zahl gering (etwa 5000); nur an den Küsten findet man sie als Handwerker, Fischer und Taglöhner. Sie sind

---

* Humboldt zählt 20 Stämme, deren Sprachen weder unter sich, noch mit der aztekischen Verwandtschaft zeigen.

** Den übrigens alle Mexicaner mit ihnen theilen; denn obwohl man z. B. in Aufhebung der Klöster und anderweitiger Verwendung der Gebäude rüstig fortschreitet und eine Art Gewissensfreiheit proklamirt hat und übt, „geht die Anrufung eines Heiligen doch noch weiter als gutes Recht und eine der Kirche geweihte Kerze weiter als eine edle Handlung," und besorgt der Klerus Korrespondenzen direkt in den Himmel, sowie er auch briefliche Antworten von dort erhält.

ebenfalls freie Leute, denn Sklaverei ist verboten. — 5) Der Fremden mögen wenig über 25000 im Lande sein, meistens Spanier als Ladendiener in den Kaufhäusern der Städte, auch Franzosen als herumziehende Krämer, Köche und Handwerker, hervorragend aber in industrieller Hinsicht Engländer und Deutsche, denen viele Werkstätten, Handelshäuser, Minen, auch einige Haciendas (Landgüter) gehören. —

Unter der langen spanischen Herrschaft entbehrte das Land alles, was einem Volke Leben, geistige Bethätigung und Aufschwung geben kann. Mexico war ein Nebenreich der spanischen Krone, und da schon der Hauptstaat an den Folgen des Despotismus krankte, wie viel mehr seine Nebenreiche in der neuen Welt. Man hatte zwar die Eingeborenen äußerlich zum Christenthum bekehrt, an weitere Kultur, namentlich an Volksschulen, wurde nicht gedacht, noch weniger an Rechtsgleichheit der Bewohner. Die Chapetones, d. h. die in Europa geborenen Spanier, waren stets die Bevorzugten, die Inhaber aller hohen und einträglichen Aemter. Das Mutterland bezog außer den Abgaben alles edle Metall aus den eigenen Bergwerken und den zehnten Theil aus denen der Privatleute. Gewerke aufzumuntern fiel der Regierung nicht ein; im Gegentheil duldete sie keine Anlage von Fabriken, ließ sogar einmal die Reben und Maulbeerbäume, die man mit Erfolg angepflanzt, sämmtlich umhauen, damit Seide und Wein nur aus Spanien bezogen würden, und nur spanische Schiffe durften den Handel Mexicos betreiben. Außer den vorgefundenen Straßen wurde selten eine neue angelegt. Ueberall that sich Beschränktheit und Engherzigkeit in der Verwaltung kund, wobei man Fremde natürlich höchst ungern sah, um die inneren Zustände möglichst geheim zu halten. Erst Alexander v. Humboldt konnte Näheres von dem Lande berichten, das einige Zeit darauf (1810) durch Losreißung von Spanien völlig geöffnet werden sollte. Es ist belehrend, die Losreißung mit dem Befreiungskriege der Union, und die nächsten Folgen beider zu vergleichen. Der Gedanke, sich von Spanien loszulösen, in einer Zeit, wo Napoleon Herr auf der Halbinsel zu werden drohte, war gerade nicht kühn; man brauchte nur die Chapetones fortzujagen. Der seegewaltigen brittischen Macht entgegenzutreten, erforderte größere Entschlossenheit. Und als man die Befreiung durchgesetzt, wie verschieden war das Benehmen der Mexicaner von dem der nordischen Union! Keinem Kriegsführer der Angloamerikaner war es eingefallen, sich zum Herren zu machen; in dem befreiten Mexico dagegen gab es sehr bald Diktatoren, General Iturbide prunkte sogar eine Zeit lang mit der Kaiserkrone, bis er stürzte. Ganz natürlich, denn in der Union hatte sich die republikanische Verfassung ganz ungezwungen aus den Einrichtungen, die man schon unter brittischem Scepter besaß, hervorgebildet; folglich hielt sie auch sogleich fest bis auf diesen Tag. In Mexico aber, in einem so lange despotisch regierten Lande, wo man nie gelernt hatte, dem Gesetze als einer moralischen Macht zu gehorchen, sondern nur als einem Machtgebot der Regierung, wo es also von vornherein an den Elementen wahrer bürgerlicher Freiheit gebrach, mußte sich die Republik erst unter Erschütterungen Bahn machen. Es wurde dabei für das Beste gehalten, der Union nachzuahmen, indem man die Provinzen zu Freistaaten, und aus allen einen Bund machte: die Vereinigten Staaten Mexicos. Man schied sogar die Hauptstadt als zu keinem Einzelstaat gehörig aus, damit sie, wie Washington, bloß Sitz des Congresses und Präsidenten sein solle. Dies geschah nach langen Zerwürfnissen im Jahre 1825; doch schon 1835 stieß der General Sant Anna das

Gebäude um, indem er die Freistaaten in bloße Departements verwandelte, und unter dem Titel Präsident als Diktator verfuhr. Lange dauerte auch diese Herrschaft des Centralsystems nicht. Sant Anna wurde (1845) von anderen gestürzt, und Föderalisten haderten mit Centralisten, während einzelne Ehrgeizige das schwankende Scepter für sich zu erringen suchten. Unter solchen Wirren gedieh der neue Bundesstaat natürlich nicht. Zuerst riß Texas sich los, später erklärte sich die Halbinsel Yucatan, mit Ausnahme des englischen Holzdistriktes, für unabhängig, kehrte indes bald wieder in die frühere Verbindung zurück, obgleich dieselbe der schlechten Communicationen und der größeren Entfernung wegen bis auf den heutigen Tag eine sehr lockere geblieben ist. Die anderen weitläufigen, jedoch höchst dünn bevölkerten Gebiete des Nordens, Neu-Mexico und Californien, gingen aber in einem unglücklichen Kriege mit Nordamerika verloren, der selbst eine kleine Kriegsschaar der Union bis in die Hauptstadt Mexicos führte.

Es konnte nicht fehlen, daß die erlittenen Verluste den einflußreichsten Personen völlig die Augen öffneten über das, was fehlte. Man kam auf den Gedanken, nicht bloß fremde Bergbaugesellschaften, wie schon vor 30 Jahren die englische und deutsche, zu begünstigen, sondern das Einwandern überhaupt möglichst zu befördern, und strich deshalb sogar den Artikel der Verfassungsurkunde, welcher das Staatsbürgerrecht an das römisch-katholische Glaubensbekenntnis knüpft. Man dachte an verschiedene Reformen. Die innern Aufstände jedoch, indem ein General um den andern die Präsidentschaft an sich riß und wieder verlor, jeder von ihnen sich zu gleicher Zeit auf Staatskosten bereicherte, mußten jede Verbesserung der Landeszustände verhindern. Zuletzt mischte sich noch der Klerus ernstlich in den Streit, als die Regierung bei steigender Finanznoth ihre Zuflucht zu den — allerdings übergroßen — geistlichen Gütern nahm. Ein neuer furchtbarer Bürgerkrieg — von 1858 an — zwischen der Partei der „Liberalen“ und der verbundenen Priester- und Soldatenpartei, jene unter Juarez, diese unter dem Gegenpräsidenten Miramon, war die Folge davon; Miramon unterlag, und Juarez wurde 1861 mit ungeheurer Majorität aufs neue zum Präsidenten gewählt. Zum erstenmal nach langen Kämpfen schien die Zukunft des Landes gesichert, Ackerbau, Gewerbe und Verkehr blühten rasch auf, die vom Bürgerkrieg übrig gebliebenen Räuberbanden wurden gefangen oder zur Flucht nach den südamerikanischen Republiken gezwungen. Doch bald kam neues Unheil. In den Vereinigten Staaten war der Bürgerkrieg ausgebrochen; auf den Zerfall der großen Republik rechnend, machte Napoleon III. unter dem Vorwande, Zahlung und Genugthuung für Forderungen und Beschwerden französischer Unterthanen zu verlangen und anfänglich von Spanien und England unterstützt, den Versuch, Mexico zu erobern „und die lateinische Rasse zu reorganisiren.“ Durch Vertragsbruch setzten sich die Franzosen (1862) in den Besitz von Tehuacan; bei Puebla zuerst zurückgeschlagen, dann nach der Ankunft von Verstärkungen und unter dem Verluste ihrer halben Armee dasselbe erstürmend, konnten sie am 10. Juni 1863 in der Hauptstadt einziehen. Eine meist aus ehemaligen sant-annischen Generalen und Geistlichen gebildete Notabelnversammlung proklamirte das mexicanische Kaiserreich und bot auf Betrieb Napoleons dem edeln österreichischen Erzherzoge Maximilian die verhängnisvolle Krone an, die dieser, durch das Gaukelspiel einer angeblichen Volksabstimmung getäuscht, am 10. April 1864 annahm. Aber Juarez gab den Kampf

noch nicht auf; er hatte sich mit den Trümmern seines Heeres nach San Luis Potosi zurückgezogen und wußte, namentlich von seinen Stammesgenossen, den Indianern, nachhaltig unterstützt, immer neue Krieger gegen die französischen Soldaten zu stellen und schließlich entschiedene Vortheile über seine Gegner zu gewinnen. Dem nun beginnenden Schaukelsystem Napoleons fiel der habsburgische Prinz zum Opfer. Schlecht berathen, von seinen vermeintlichen Freunden verlassen (Bazaine!), seinem Ehrgefühl nachgebend, das ihm vorschrieb, das Land und die Gefahr nicht zu verlassen, blieb der unglückliche Kaiser auch nach dem, Ende 1866 erfolgten Abzug der Franzosen im Lande, um am 19. Juni 1867 in Queretaro sein junges Leben unter den Kugeln des mexicanischen Exekutionspeletons zu beschließen. — Seitdem herrscht einigermaßen Ruhe und Ordnung. Juarez wurde 1867 und 1871 wiederholt zum Präsidenten gewählt, der Handel in den Seehäfen, der Bergbau im Innern, die Besserung der Verkehrswege machen neue Anläufe. Leider aber hat der Bürgerkrieg eine Menge von Abenteurern übrig gelassen, denen das ruhige Leben nicht behagt und die wiederholt Pronunziamentos gegen die juaristische Regierung und die seines Nachfolgers Lerdo de Tejada gemacht haben und noch nicht vollständig vernichtet sind.

Anfangs aus 21 Staaten, besteht jetzt die Föderation aus 27 nebst einem Distrikte und dem Territorium de la Baja California. Sie einzeln durchzugehen wie bei der Union würde hier zu umständlich, auch zu unwichtig sein; wir merken uns deshalb nur die bedeutenderen Städte. — a) Südwärts vom 20. Grad der Breite: Mexico im Thal Tenochtitlan, eine der schönsten Städte, mit geraden Straßen und 200000 Einw. Sie hat ein Theater, eine Universität und Bergbauschule, ein deutsches Vereinshaus, 28 zum Theil prächtige Kirchen und viele stattliche Gebäude, meist mit Balkons, terrassirten Dächern und Zieraten von Gold und Bronze. Wo früher Montezuma gewohnt, hatte Cortez' Familie ihren Palast; er wird noch gezeigt. Schade, daß die üble Gewohnheit der Spanier, Bäume auszureißen, statt deren zu pflanzen, die Umgegend der Hauptstadt kahler und schattenloser gemacht, als sie Cortez vorfand; auch die damals vorhandenen Seen, an deren Ufern viele Dörfer und Weiler, sind zum Theil ausgetrocknet. Zum Glück sind aber die Denkmale altmexicanischer Kunst nicht alle zerstört; es gibt deren, namentlich Teocallis oder Tempelpyramiden, in der Nähe und Ferne, z. B. bei Tezcuco, Cholula, und bei Teotihualcan, wo eine Pyramide von 70 m. Höhe steht. Toluca nahe dem gleichnamigen Vulkan. Vera Cruz, seit kurzem endlich durch eine Eisenbahn mit der Hauptstadt verbunden, hat einen kleinen Hafen und ist ein wichtiger Handelsplatz, gegenüber der Inselfestung Uloa; 3 Stunden davon landete Cortez. Jalapa in romantischer Berggegend, und Orizaba am Fuß des bekannten Riesenbergs. Puebla südöstlich von Mexico, besonders schön gebaut; 75000 Bewohner, die Straßen gerade und breit, viele Kirchen und Klöster; es beherrscht die Straße von Vera Cruz nach Mexico. Zum Staate Puebla, den der Popocatepetl überschaut, gehört auch Tlascala, aus Cortez' Siegeszuge bekannt. Bei Oaxaca (30000 E.), südlich von Puebla, wird eine Cypresse sorglich erhalten, in deren Schatten einmal derselbe kühne Eroberer ausruhete. Der Staat Oaxaca stößt an die Bai von Tehuantepec, die nach der gleichnamigen Hafenstadt benannt ist. Ein anderer wichtiger Hafen am großen Ocean ist Acapulco, südlich von Mexico. Tabasco am gleichnamigen Flusse, der die Stadt mit der See,

von der sie doch entfernt ist, in Verbindung bringt. Im Staate Chiapas, der an Guatemala grenzt, erfreut man sich in der Stadt Ciudad de las Casas, an des edeln Las Casas Denkmal, und besucht dann die Ruinen unweit Palenque. Sie haben über 1 Meile im Umfang und enthalten Teocallis (der eine 100 m. lang), Gräber, Götterstatuen und Hieroglyphen in Reliefs. Soconusco liefert den besten Kakao. — b) Nördlich vom 20. Breitengrad: Queretaro in üppigen Obstgärten, und Guanaxuato, das sein Dasein reichen Silberminen verdankt, jene mit 45000 diese mit 63000 Einw. Guadalaxara, bedeutende Stadt, 70000 E., Hochschule und Malerakademie. San Luis Potosi mit 35000 E. Aguas Calientes und Zacatecas, namentlich erstere durch ergibige Silbergruben bedeutend. Tampico im Staate Tamaulipas, mit einem Hafen wie der zu Vera Cruz und der zu Matamoros an der Mündung des Rio del Norte; für Kriegsschiffe, die tiefer gehen als 3 m., taugen alle nicht. Die Gestade am Golf sind nämlich flach und wenig besser als die von Texas. Das von Ost herwogende Meer häuft Sand auf, und die Flüsse setzen Schlamm ab, so daß ihre Mündungen oft durch Barren versperrt und die Landungsplätze seicht werden. Besser und deshalb wichtiger für den mexicanischen Handel sind die an der Küste des Austral-Oceans, besonders der von Mazatlán (unter der Krebswende), der von San Blas (unterhalb der Handelsstadt Tepec), wo man Schiffswerften angelegt, und der (schon erwähnte) von Acapulco, der von der Natur aus dem Gebirg geschnitten, geräumig und sicher, doch wegen des Zurückprallens der Sonnenstrahlen furchtbar heiß ist. Durango, Bergstadt nördlich vom Wendekreis; im gleichnamigen Staate befindet sich die Sierra Mojada, wo 1838 eine Höhle voller Mumien entdeckt wurde, die in Leintücher gewickelt und gruppenweis aufgestellt waren. Saltillo ist Hauptort von Cohahuila, das am del Norte sich hinstreckt. Am californischen Golf oder rothen Meere (mare vermejo) liegen die an edelm Metall reichen, meist von den Pimas, Yaquis und andern Indianern bewohnten Länder Cinaloa und Sonora, wo bei Guadalupe y Calvo unlängst wieder eine ergibige Silberader entdeckt worden. Oestlich von Sonora liegt die bedeutende Bergstadt Chihuahua. — c) Auf der Halbinsel Yucatan, welche ca. 422000 Bewohner zählt, zwischen der Honduras- und Campeche-Bai liegt und durch den Usumasinta von Tabasco getrennt ist. Nur einzelne Höhenzüge (bis zu 100 m. Höhe) erstrecken sich ins Innere hinein, sonst ist sie niedriges, heißes, trockenes und zum Theil sehr steiniges Flachland. Die Flüsse vertritt der Champoton, der einigen Sümpfen entspringt; die Laguna des Terminos an der Westgrenze. Wegen des gänzlichen Mangels an Flüssen und Süßwasserbecken im Innern ist Yucatan ein ziemlich unfruchtbares Land, nur die Regenzeit bringt das ersehnte Element, weite Flächen werden überflutet, der Rest dringt durch den zerklüfteten Boden und sammelt sich in den häufigen Zenotes, unterirdischen Grotten oder Riesenbrunnen, nach deren Sohle Sprossenleitern führen, welche die Eingebornen mit Fackeln und Krügen befahren. Von der Bevölkerung sind 1/4 Weiße, Mestizen und Neger, die übrigen 3/4 reine, zum Stamme der Mayas gehörende Indianer, theils Mayas bravos (halbwilde) theils Mayas mansos (zahme), letztere etwas von der Kultur beleckt, aber physisch schwächer als ihre kriegerischen Brüder. Sie sprechen nur im Umkreis der Städte spanisch und nähren sich theils vom Fischfang an den Küsten, theils als Taglöhner auf den

Pflanzungen, ein kleiner Theil nur bebaut sein Eigenthum mit Mais, Reis und Tabak und lebt in Dörfern unter geistlicher Leitung des allmächtigen Padre Cura, der seine Gläubigen vor allen zum Denken und zur Unbotmäßigkeit führenden Kenntnissen zu bewahren weiß. Yucatan steht zu Mexico im Föderativverbande, genießt jedoch nennenswerthe Freiheiten und Privilegien, wie z. B. die Yucateken nicht mit dem Tabakmonopol belastet sind, das im Mutterstaate so drückend ist; bei allem, was Mexico angeht, hält sich die Halbinsel so ziemlich neutral. — Ein Theil des Bodens ist zu Plantagenbau verwendbar, andere Theile sind voll mächtiger Waldungen, deren Mahagoni- und Blauholz die europäischen Händler anlockt. Die Engländer haben deshalb schon längst an der Ostseite sich einen großen Landstrich (635 Q.-M. mit 24700 Bew.) mit dem Hauptort Belize von der mexicanischen Regierung als Eigenthum zu verschaffen gewußt und Honduras Holzdistrikt genannt. Merida seit den ältesten Zeiten Hauptniederlassung der Eingebornen und auch jetzt noch die Hauptstadt Yucatans, eine Stadt mit 20—24000 E., könnte den vorhandenen Gebäuden nach die doppelte Anzahl fassen. Campeche mit leidlichem Hafen ist der vorzüglichste Handelsplatz, weshalb das Blauholz auch Campecheholz heißt. Das Dorf Uxmal ist berühmt wegen höchst sehenswerther Ruinen in seiner Nähe; es sind Tempelpyramiden mit Ornamenten. Andre Baudenkmale mit Skulpturen und Hieroglyphen finden sich zu Chichen und in den Ruinen der ehemals wahrscheinlich glänzenden Maya-Stadt Itzlan.

Schließlich ist noch die Halbinsel Californien zu betrachten. Sie ist 2800 Qm. groß, 180 M. lang, wird von einer Gebirgskette durchzogen, und ist bei einer Bevölkerung von 21000 Menschen meistens Einöde. Die Natur hat sie jedoch mit werthvollen Mineralen und einem Boden ausgestattet, der Getreide, Wein und Oliven hervorzubringen vermag. Die königlich spanische Regierung hat nichts damit zu machen gewußt, als Missionen zur Bekehrung anzuordnen und durch Presidios oder kleine Forts gegen etwaige Anfälle der Wilden zu schützen. So wird es auch jetzt noch einige Zeit bleiben, bis europäische oder angloamerikanische Einwanderer kommen.

Freistaaten Mittel-Amerikas.

Das Land, das der 12. Breitengrad mitten schneidet, liegt südlich der Hondurasbai und ist die mit zahlreichen und zum Theil hohen Vulkanen besetzte metallreiche Fortsetzung des mexicanischen Hochlandes, im Osten von einem angeschwemmten Küstensaume eingefaßt, der im Lande der Mosquitos am weitesten sich ausdehnt. Es wechseln kleine Hochebenen, denen Gebirgszüge aufgesetzt sind, mit stark eingeschnittenen, mehr oder minder breiten Thalsohlen; eine derselben ist die fruchtreiche Mulde von Comayagua (14° N. Br.) Besonders beachtenswerth ist aber die breite Einsenkung, in deren Tiefe der 172 Q.-M. große Spiegel des Sees von Nicaragua mit seinem Ausflusse San Juan liegt. Sonstige Verbindungswege zwischen dem caraibischen Meere und dem großen Ocean s. o. — Die größten Höhen sind nicht in der Centralcordillera, die kaum höher als 3000 m., sondern in den Vulkanen, von denen z. B. der Volcan del Fuego (Feuerspeier) und Volcan del Agua (Wasserspeier) bis zu 4000 m. emporsteigen, also zwar unter der Schneegrenze bleiben, aber doch im

Dezember und Januar vereinzelte Schneefälle auf ihren Gipfeln zeigen. An der Westküste ist nur ein schmaler Küstensaum. — Nur an der flachen Ostküste, wo sich Sümpfe bilden, ist das Klima ungesund, doch schon auf einer Erhebung von 700 m. dem Europäer zuträglich, wofern er sich von Unmäßigkeit fern hält. Es lebt sich dort leicht, da an Pisang, Manioc, Bataten, und auf den Höhen an Mais und Bergreis kein Mangel ist, und das Vieh Jahr aus Jahr ein in den Wäldern keine Stallung und keine Fütterung bedarf. Der meist vulkanische und im Durchschnitt bis zu 2400 m. sich erhebende Boden begünstigt die manchfaltigste Vegetation. In einer Höhe von mehr als 2000 m. europäisches Getreide, weiter abwärts Orangen, Limonen, Guaven, Ananas, Indigo, Baumwolle, Kaffee, Kakao, Kokos, Nelkenpfeffer 2c. Die oft undurchdringlichen Wälder liefern Vanille, Gummi, Balsame und andere Arzneien und vorzügliches Holz für Schreiner und Färber sowohl als für den Schiffsbau. Das Land ist also gesegnet; aber gerade der Umstand, daß die Natur so viel bietet, mag ein Hauptgrund des elenden Zustandes sein, in welchem die Bevölkerung vegetirt. Denn die Kräfte des Menschen entwickeln sich nur durch Uebung; diese aber setzt einen Widerstand voraus, und wo dieser fehlt, fehlen gleichzeitig Thätigkeit und Energie. Schon die spanische Herrschaft hat das Land wenig benützt; jetzt zählt es auf 8200 Q.-M. (also nahezu dem Flächeninhalt des Deutschen Reiches) nur 2½ Mill. Bew., wovon im allgemeinen höchstens der 4. Theil aus Weißen besteht, die übrigen sind allzumal indianische Rasse oder Mischlinge; Neger sieht man sehr wenige, auch ist hier wie in Mexico die Sklaverei abgeschafft. In der Mehrzahl dieser Staaten ist ungemessene Priesterherrschaft und Unwissenheit im Volke; doch lobt man die Sitten der sogenannten civilisirten Indianer, die man (gegenüber den Bravos oder Barbaros) hier nicht wie in Mexico Fideles, sondern Ladinos heißt. Ackerbau und Viehzucht befinden sich noch auf der Stufe der Kindheit; die Industrie ist in den Händen der nicht einmal durchweg Häuser, sondern zum großen Theil nur Strohhütten bauenden halbnackten Indianer und beschränkt sich auf das Verfertigen von groben Wollen- und Baumwollenstoffen, von ordinären Thongefäßen, von Strohdecken, Matten 2c. Der Handel mit Naturprodukten (unter denen man den Kaffee Costaricas, die Cochenille bei Alt-Guatemala, den Kakao Nicaraguas und Costaricas und den Indigo von Salvador vorzieht) hat sich etwas gehoben.

Was die Staatszustände betrifft, so wurde auch hier die (1821) errungene Freiheit durch fortdauernde blutige Revolutionen und politische Mordthaten geschändet und finden staatliche Umwälzungen so häufig statt wie Erdbeben und vulkanische Ausbrüche. Zuerst hielt das ehemalige Generalkapitanat Guatemala mit Mexico zusammen, 1823 errichtete man nach dem Muster der nordamerikanischen Union einen Bund von Freistaaten, jeder mit eigner Regierung, und St. Salvador, keinem der Staaten angehörig, ward Congreßstadt. Allein auch hier, wie in Mexico, blieben Zerwürfnisse nicht aus, und von solcher Dauer, daß der Bund zuletzt (1833), unter offenem Bürgerkrieg, auseinanderfiel; seitdem bestehen, in fortwährenden Revolutionen ihre Kräfte erschöpfend, folgende 5 unabhängigen Republiken:

1) **Guatemala** (1900 Q.-M., 1,194000 Bew.) Orte: Neu-Guatemala mit 40000 E.; 4 Meilen von Neu-Guatemala nahe dem hohen Vulkan Agua in unvergleichlich herrlicher Landschaft liegt das im Jahr 1773 durch ein Erdbeben fast ganz

zerstörte Alt-Guatemala mit prächtiger jetzt dachloser Kathedrale. St. Thomas am Golf von Honduras. Wichtiger sind die Ueberbleibsel alter toltekischer Bauten, Skulpturen und Inschriften, die sich in der Nordhälfte des Staates Guatemala unter den Ungetauften oder Bravos vorfinden. Sie ähneln den schon erwähnten in Chiapa und Yucatan und bestehen aus halb zerstörten Palästen und Tempeln. Die Trümmer unweit des Ortes Coban und die von Santa Cruz del Quiché deuten auf umfangreiche Städte. Die von Tikal nahe der Grenze Yucatans gehörten wahrscheinlich einer Königsresidenz an. *)

2) **Honduras** (2200 Q.-M., 352000 Bew.); südlich vom Hondurasgolf, reicht an den stillen Ocean nur an der Fonsecabai. Comayagua (Neu-Valladolid) mit 8000 E., Hauptstadt in fruchtbarer Ebene.

3) **San Salvador** (345 Q.-M., 600000 E.); die kleinste dieser Republiken, aber die mit der arbeitsamsten Bevölkerung und den geordnetsten Zuständen. Die Stadt San Salvador, einige Zeit hindurch Sitz einer Centralregierung, dann Hauptstadt des kleineren Staates, hat 20000 Einw., vor dem J. 1854, wo sie durch Erdbeben zerstört wurde, gegen 40000. Cojutepec an einem kleinen See. San Miquel.

4) **Nicaragua** (2740 Q.-M., 250000 E.). Jetzige Hauptstadt ist Managua am gleichnamigen See, 10000 E.; aber die frühere Hauptstadt Leon hat 25000 E.; Granada am Nicaragua; der aufblühende Hafen San Juan (Greytown) an der Mündung des gleichnamigen Flusses.

5) **Costarica** (1010 Q.-M., 165000 E.), d. h. „reiche Küste." Die Bewohner dieser Republik sollen, wie die von S. Salvador, arbeitsam und friedliebend sein; die Mehrzahl der Bevölkerung sind Weiße. Weniger durch Krieg und Aufruhr zerrüttet als die andern Republiken. San José Hauptstadt mit 25000 E. Cartago, in der Nähe und die frühere Hauptstadt, ist sehr gesunken. Beide liegen in einem Hochthale, erstere in der pacifischen, letztere in der atlantischen Abdachung desselben.

Anmerk. Die Republik Panamá bildet geographisch einen Theil Centralamerikas, gehört aber staatlich zu den Vereinigten Staaten von Columbia und wird auch dort erwähnt werden. — Nicht nur die technischen Schwierigkeiten und die Eifersucht zwischen England und den Vereinigten Staaten Nordamerikas, welche beide Mächte das Protektorat über den beabsichtigten interoceanischen Kanal sich sichern möchten, sind bisher der Ausführung desselben hinderlich gewesen, sondern namentlich auch die unsichern Verhältnisse in den Staaten von Mittelamerika.

§. 4. Südamerika.

Es zeugt von dem wenig regen Geiste der spanischen und portugiesischen Nation in den 2 vorigen Jahrhunderten, daß sie die herrlichsten Länder der neuen Welt so lange besitzen konnten, ohne die Natur derselben, Gold-

---

* Tikal heißt in der Mayasprache so viel als „zerstörte Paläste."

und Silberminen abgerechnet, näher zu untersuchen. Das Auge der Fremden war ihnen dort sogar unangenehm, und nur dem Einfluß des französischen Hofes war es zuzuschreiben, daß der König von Spanien den französischen Mathematikern Condamine und Bouguer 1736 zum Behuf einer Gradmessung am Aequator einen mehrjährigen Aufenthalt auf dem Plateau von Quito gestattete. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts gelang es dem denkenden, vielseitig gebildeten Forscher Alexander Humboldt, am Hofe zu Aranjuez die Erlaubnis zu einer großen wissenschaftlichen Reise ins spanische Amerika zu erhalten, und man darf wohl sagen, daß er der zweite Entdecker desselben geworden. Er langte den 16. Juli 1799 in Carácas an, besuchte die Llanos und Urwälder am Orinoco, die er nachmals so unübertrefflich schilderte, reiste dann nach Cuba, nach Cartagena, auf die Hochplatten von Bogota und Quito, fuhr hierauf nach Mexico hinüber, um auch in den dortigen weiten Räumen Natur und Menschen zu beobachten, und kehrte 1804 mit dem reichhaltigsten Material nach Europa zurück. Sein großes Reisewerk nebst Atlas wird noch lange zu dem Gehaltvollsten gehören, was über jene Länder geschrieben ward. Es ist höchst erfreulich, daß Humboldts Beispiel Nachahmer fand. Besonders seit dem Sturze der spanischen Herrschaft und den politischen Ereignissen in Brasilien, machte sich eine nicht geringe Zahl gelehrter Forscher auf, theils um seine Nachrichten zu vervollständigen, theils um andere von ihm nicht besuchte Gegenden in gleicher Weise für die Wissenschaft auszubeuten. Daß unter ihnen ganz vorzüglich wieder Deutsche hervorleuchten, wie der Prinz Max von Neuwied und der Baier Martius, die uns Brasilien eröffneten, Pöppig, Schomburgk, Tschudi, Gerstäcker, Burmeister, M. Wagner u. v. a., muß unserer Nation auch in den Augen der Fremden zur Ehre gereichen. Ihre Schriften sind nächst Humboldts Werken nicht genug zu empfehlen und verschiedentlich bearbeitet worden, so daß es jetzt leicht ist, von dem, was Landkarten und geographische Lehrbücher nur andeuten, sich eine ziemlich naturgetreue Vorstellung zu verschaffen.

Die größte Ausdehnung Südamerikas, von Punta de Galinas am Maracaibo-Golf bis zum Cap Hoorn, beträgt 1030 Meilen. Der östlichste Punkt ist Coquieros in der Nachbarschaft Pernambucos, 17° 7′ 29″ w. L. v. F.; doch ist das Cap San Roque mehr bemerkbar. Von dort bis zum Isthmus Panamás sind 690 M. Das Ganze ohne die Inseln wird auf 316000 Qm. geschätzt und begreift folgende Länder und Staaten.

Venezuela, Vereinigte Staaten von Columbia, Ecuador.

Diese 3 Staaten, bis 1811 unter spanischer Herrschaft das Vicekönigreich Neu-Granada und das Generalkapitanat Carácas bildend, liegen in dem großen nordwestlichen Landstriche von der Bai Guayaquil und der Nähe des obern Marannon bis ostwärts der Orinoco-Mündung; sie enthalten also theils Hochland der Andes, theils ausgedehnte Tiefebenen (die oben erwähnten 15000 Q.-M. großen Llanos) nebst einem Theil der Sierren zwischen dem Orinoco und Essequibo. Diese Sierren und die Tiefebenen, von zerstreuten Indianern bewohnt, sind der unkultivirtere Theil, obwohl man einige Stellen an den Flüssen bebaut; so liegt am Orinoco der Ort Angostura, wo man in heißester Jahreszeit auf den Plattdächern schläft, und glücklicherweise der sonst im tropischen Klima gefürchtete Nachtthau nicht einmal den Augen schadet. Die Indianer stehen noch auf tiefer Stufe der Entwickelung, besonders die in Guayana. Von den trägen Otomaken (am mittleren Orinoco) und Yaruren erzählt man daß sie fette Thonerde essen, und nicht etwa aus Mangel anderer Nahrung, sondern als Nachtisch zu starken Mahlzeiten. Thätiger und tapferer als diese sind die Ueberbleibsel der kannibalen Caraiben, die vor Ankunft der Europäer an der ganzen benachbarten Küste, wie auf den südlichen Antillen ausgebreitet waren, jetzt aber nur rechts des untern Orinoco zu finden sind. Es ist merkwürdig, daß man nicht weit vom Cassiquiare, wo nur Affen und Tapire wohnen, an den Felswänden große Figuren erblickt, von Menschenhand eingehauen, Mond und Sonne, Krokodile und Tiger vorstellend. Vielleicht stammen solche Bildwerke von den ehmals herrschenden Moyska's. In den Llanos dagegen erinnert nichts an frühere Bewohner. Sie sind ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens. Daß es dennoch hie und da Indianervölkchen gibt, ist der Fächerpalme zuzuschreiben, die zur Regenzeit einen Aufenthalt gewährt, und deren Mark, Saft und Früchte nahrhaft sind. Erst seit Ankunft der Europäer entstanden an den Steppenflüssen einige Orte, freilich nur Hütten aus Schilf und Riemen geflochten, mit Rindsfellen bedeckt, und Tagereisen weit von einander entfernt; aber zahllos sind bereits die Schaaren verwildeter Rinder, Pferde und Esel, die die Steppe durchschwärmen, sich in der dürren Zeit nasse, in der Regenzeit erhöhtere Plätze suchen, häufig auch die Beute von Jaguars, Kaimans und blutsaugendem Geschmeiß werden. Zu den Produkten der Orinoco-Gegenden gehört auch das Oel von Schildkröten. Diese Thiere sind im Orinoco so zahlreich und legen z. B. auf den Inselchen Uruana und Pararuna so viel Eier, daß man jährlich 125000 Flaschen Oel daraus pressen kann. — Gehen wir vom Flußlande an der meist von Negern und Indianern bewohnten Küste hin, so findet sich ununterbrochen heißfeuchtes Klima und oft außerordentliche Triebkraft des Bodens. Aber die Europäer verweilen nicht gern in den Häfen Cumaná, Porto Cabello, Coro (Venezuela), Maracaibo, Cartagena und Portobello, und ebenso ungern an den Australbaien von Panamá, Choco (wo zuerst Platina gefunden wurde) und Guayaquil. Nur die einzige Seestadt Carácas hat gesunde Luft und fast ewigen Frühling (Mitteltemperatur + 16° R.); sie liegt aber vom Gestade aufwärts 887 m. hoch, und der Hafen La Guayra wird nur in Geschäften besucht. Reist man auf der Hochplatte von Carácas weiter, so befindet man sich stets unter europäisch lebenden Menschen

und freut sich der herrlichen Thäler und Höhen. Valencia am See Tacarigua liegt schön. Den Magdalenenstrom hinauf gelangt man zu den goldreichen Hochländern Tolima und Cundinamarca, wo in malerischer Gebirgsgegend, nur 2 Meilen von dem 211 m. hohen Wasserfall von Tequendama, die Stadt Santa Fé de Bogotá liegt, und weiter südlich zum Hochlande von Quito, auf welches mehrere beeiste Riesen, besonders der furchtbare Pichincha, der schön geförmte Vulkan Cotopaxi und der Chimborazo herabschauen. Auch das dortige Klima preist man als ewigen Frühling. Nur seit dem 4. Februar 1797, wo Quito von schrecklichen Erdbeben litt und die Hauptstadt beinahe ganz zerstört wurde, war mehrere Jahre lang der Himmel trübe, die Luft kühler, das Thermometer selten über 16°, im Durchschnitt 4°; ja die Schneegrenze schien sich mehr gesenkt zu haben. Jetzt lauten die Nachrichten wie früher; das Thal, heißt es, prangt von Getreide, Zucker und Baumwollfeldern, von Orangen und Citronen, womit die Ortschaften umringt sind. Neben den europäischen Hausthieren gibt es auf den Hochebenen von Quito und Riobamba auch Lamaherden *); Humboldt fand manche Meierei davon umgeben und nennt sie eine Zierde der Landschaften.

Als man (1811) die spanische Herrschaft abwarf, bildete sich hier, zunächst aus Venezuela und Neu-Granada, durch Bolivar die Republik Columbia mit der Hauptstadt Bogotá, wozu 1823 Quito als drittes im Bunde aufgenommen wurde. Die Streitigkeiten, namentlich zwischen Centralisten und Föderalisten, blieben auch hier nicht aus und so zerfiel 1831 die Republik in folgende 3 von einander völlig unabhängigen, doch zu gegenseitigem Schutz verpflichteten columbischen Freistaaten, deren Grenzen gegeneinander und gegen die übrigen Nachbarstaaten übrigens noch nicht genau festgestellt sind.

a) **Venezuela** (19000 Q.-M., höchstens 1½ Mill. Einw.), vom Orinoco durchflossen, der bis Angostura für Seeschiffe und noch eine weitere Strecke aufwärts für Dampfer fahrbar ist, und bis über den See Maracaibo hinüber. Sklaverei ist wie in ganz Columbia abgeschafft, doch sieht man außer Indianern, Zambos und anderen Farbigen noch Neger, deren Kinder jedoch frei sind. Das Verhältnis der Bewohner unter sich und zur Ausdehnung des Landes ist folgendes: Spanische Amerikaner und andre Weiße etwa 400000 **), Mischlinge 600000, Schwarze 50000, hispanisirte und unterworfene Indianer, die indes auch zum Theil schon spanisch reden, zusammen 400000, unabhängige meist in den Urwäldern lebende Indianer etwa 50 bis 60000. Von dem Areale, worauf diese geringe Bevölkerung lebt, kommt die Hälfte auf die Zone der Urwälder, ein Viertel sind Llanos, und ein Viertel, bedeckt von dem nordöstl.

---

*) Die alten Peruaner waren ackerbauend, keine Wandervölker, und doch gebrauchten sie das Lama nicht einmal zum Pflügen, bloß zum Lasttragen. An Milchbenutzung dachten sie nicht, so wenig wie der Nordamerikaner im Besitz der Büffel oder Bisonte. Beide sammt allen Urbewohnern Amerikas haben dies mit Chinesen und Conchinchinesen gemein, die noch jetzt keine Milch genießen. Man stößt überhaupt auf manches, das nach der alten Welt hinweist, selbst beim Vergleichen des mexicanischen Kalenders mit dem tibetanisch-japanischen hat Humboldt überraschende Aehnlichkeit gefunden.

**) Die Weißen sollen in Südamerika in großer Verminderung begriffen sein und ihre Gesammtzahl nicht viel über 2²/₁₀ Mill. betragen.

Arm der Cordilleren, gehört der Zone des Ackerbaues an; es ist aber noch sehr viel anzubauen. Auch Venezuela, namentlich die Provinz Guayana, ist reich an Lagern edler Metallen, die, 1848 entdeckt, zuerst von den Eingebornen in primitiver Weise, seit 1869 durch größere (nordamerikanische, englische, venezuelanische ꝛc.) Gesellschaften ausgebeutet werden, worunter eine deutsche („Hansa“ in Bremen) sowohl hinsichtlich ihrer günstigen Lage und ihrer reichen Quarze, als hinsichtlich der Einrichtung und Maschinerie den ersten Platz einnimmt. — Städte: Carácas mit 50000, Heimat des 1830 gestorbenen „Befreiers“ (El Libertador) Bolivar, des Washingtons Südamerikas; der Hafen La Guayra wird auch von Hamburger Schiffen viel besucht. Maracaibo mit 25000, am gleichnamigen See. Cumaná an der Bai von Cariaco, Varinas mit blühendem Tabaksbau. Porto Cabello. Valencia und Neu-Barcellona. Nach dem Ort Coro oder Venezuela (d. h. Klein-Venedig) erhielt die ganze Landschaft den Namen; Coro liegt an der Bai, in welche der See Maracaibo mündet, auf Inseln und auf der schmalen Landenge, welche die Halbinsel Paraguana mit dem Festlande verbindet und ist theilweise auf Pfählen erbaut. Die Perlenfischerei an der Insel Margarita ist nicht mehr bedeutend. Angostura (Ciudad Bolivar). Hauptausfuhrhafen am Orinoco.

b) **Vereinigte Staaten von Columbia**, bis 1862 **Neugranada** genannt (15000 Q.-M., 3 Mill. Einw.). Es sind folgende 9 Staaten, die für bestimmte Angelegenheiten unter einer Bundesregierung stehen, sonst aber unabhängig von einander sind: Panamá, Magdalena, Bolivar, Santander, Antioquia, Bojacá, Cundinamarca, Tolima, Cáuca; dazu kommen noch 7 Territorien, meist wenig bevölkerte Theile (mit Ausnahme der Inseln) der betreffenden Staaten, die von der Unionsregierung durch Präfekten verwaltet werden. In Columbia soll ungefähr die Hälfte der Bewohner aus Weißen und Mestizen bestehen; freie Indianer ca. 100000. In vieler Beziehung anarchische Zustände; die „demokratischste Republik der Welt.“ Städte: (Santa Fé de) Bogotá mit 52000 E., in einer Seehöhe von 2641 m., Universität, Gelehrtenverein und Sitz des Bundespräsidenten; die ersten Mädchenschulen des spanischen Amerikas wurden hier errichtet und zwar erst in neuester Zeit. Popayan im Hochthale des Cáuca mit Goldgruben. Antioquia weiter abwärts am Cáuca. Cartagena feste Hafenstadt auf einer Halbinsel. Mompox am Magdalenafluß, der für Dampfer fahrbar ist, 150 M. aufwärts von der Mündung. Das mehrerwähnte Panamá ist so günstig gelegen, daß es schon zur Zeit der Herrschaft der Spanier Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen gegen die Südsee hin und bedeutend war, so lange die Spanier dort herrschten. Nach der Losreißung von Spanien sank es; aber seit dem Aufblühen Californiens und dem regern Verkehr mit Ostasien von Amerika aus ist es zu neuer Bedeutung gelangt (18000 E.). Auch die nach Quito, Chile ꝛc. Reisenden nehmen gewöhnlich ihren Weg über den Isthmus. Eisenbahn von Panamá nach dem Hafen Aspinwall (Colon) am caraibischen Golf. Daneben der ältere, höchst ungesunde Hafenort Portobello, der an die Schwachheit der spanischen Regierung im vorigen Jahrhundert erinnert, nämlich an den Assiento (oder Traktat) mit England, demzufolge jährlich nur ein englisches Schiff mit Waaren für die spanischen, sonst sorgfältig abgeschlossenen Kolonieländer in Portobello erscheinen durfte. Die Kaufleute benutzten dies nach ihrer Weise: es legte sich nur ein Schiff

vor den Hafen, ließ sich aber durch andre immer frisch mit Waaren versorgen und kam selten zum Ausverkauf. Es kostete der Krone Spanien viel Mühe, ehe der Assiento endlich 1750 aufgehoben wurde. — Der Staat Panamá oder El Istmo steht unter dem Schutze Nordamerikas und in sehr loser Verbindung mit Neu-Granada.

c) **Ecuador** (11700 Q.-M., 1,300000 E.). Auch hier ungefähr die Hälfte der Bevölkerung Weiße und Mischlinge; ferner Altperuaner, Neger, Zambos und 200000 Wilde. Theils hohes Gebirgsland mit schmalem Küstenstrich, theils weite Flächen bis zur brasilischen Grenze, in welchen hauptsächlich die wilden Indianer hausen (Provinz Oriente). Der Hauptort ist das 2855 m. hoch gelegene Quito, der Erdbeben halber aus lauter einstöckigen Häusern bestehend und also von großem Umfang; Einwohner 80000. Bei Tacunga finden sich Reste eines Inkapalastes. Cuenca. Guayaquil, ein Haupthafen an der Südsee, mit 13000 E. Die Bai Guayaquils umfaßt die Insel Puna, die vor Pizarros Ankunft 20000 Bewohner hatte, jetzt nicht den vierten Theil. Südlich von Cuenca liegt Loxa, bekannt durch die besten Sorten Fieberrinde (Quina oder Kihua — Cascarilla fina de Loxa); denn gerade im dortigen milden Klima, 1800 bis 2400 m. Seehöhe, werden die Cinchonawälder mit besonderer Sorgfalt gepflanzt. Die Heilkraft der Cinchona wurde in Europa durch die peruanische Vicekönigin Gräfin von Cinchon bekannt, die zu Lima 1638 dadurch vom Fieber geheilt wurde; sie brachte zuerst die kostbare Rinde nach Madrid. — Der Republik Ecuador gehört noch die Gruppe der öden (und unbewohnten), 139 Q.-Mln. großen Galapagos oder Schildkröten-Inseln im Austral-Ocean; nach einer derselben sendet Quito seine Verbrecher.

Peru und Bolivia.

Von Ecuador durch den Ostlauf des Marannon getrennt, erstrecken sie sich an beiden Seiten der Andes bis südwärts der Steinbockswende, östlich aber bis zum Madeira und in die Nähe des obern Paraguay. Am Meere weht frischere Luft, indem eine kältere Strömung von Süden kommt und fast dauernde Nebel die Sonne umschleiern. Doch ist die Küste dürr, streckenweise wüste, aus Mangel an Regen; nur wo Quellen, Flüsse und künstliche Wasserleitungen sind, gedeihen auch die Pflanzen. Im Innern östlich der Berge ist regelmäßige Regenzeit von Januar bis Juni, wo alsdann die weiten Tiefflächen seeartig werden und die Wälder zu schwimmen scheinen. Da es an der Ostseite der Andes viel regnet, so ist die schluchtenreiche Abdachung des Gebirgs in die Ebene mit ewig grüner Vegetation bedeckt, welche unten in dem mit dickem Humus überzogenen Alluvialboden am Amazonas die höchste Ueppigkeit erreicht. Am gesündesten und gut angebaut sind die Hochebenen und Thäler zwischen der Ost- und Westcordillera, so wie auf der weiten bolivischen Abstufung der Gebirgsverzweigung im Osten. Die Vegetation ist dort überaus reich. Aus der Thierwelt sind 4 Kamelziegen, d. h. die zahmen lasttragenden Lamas, die leicht zu zähmenden Alpacas, die mit einem Höcker versehenen Gaunacos, und die gemsartigen auf Höhen von 4200 bis 5000 m. Fuß lebenden Vicunnas, hinreichend bekannt. — Die Indianer, nicht so roh um Gefangene zu tödten und zu fressen, und meistens so mild, daß sie nur gegen Thiere ihre Giftpfeile gebrauchen, leben unter eignen Kaziken. Arzt- und Priesterdienst verrichten die Zauberer. Die am Ucayali glauben an Seelenwanderung in Thierkörper.

Die Roa Maynas (am Amazonas) graben die Leichen, wenn sie verwest sind, wieder aus, wickeln sie gereinigt in eine Hülle von Thon, bezeichnet mit Hieroglyphen, und stellen sie zur Verehrung aus, indem ein zweites Leichenbegängnis gehalten wird. Die civilisirten Abkömmlinge der alten Peruaner, in den Andes der Hauptstock der Bevölkerung, sind sehr unterwürfig und eben deshalb träg, unreinlich, heimtückisch, doch den Kirchenceremonien sehr zugethan. Sie treiben Ackerbau und Handwerke, aber gleich den Spaniern mit geringem Fleiß. Ihre Sprache (Quichua) ist sehr beliebt, sie wird sogar von den Creolen in Lima und Quito gern gesprochen und soll wegen ihrer Lieblichkeit in Idyllen und Elegien gar reizend klingen. Die Weißen bilden nur ungefähr 1/7 der Bevölkerung. Wenig Neger; neuerdings auch Chinesen und eingeführte Südsee-Insulaner. Es fehlt dem Lande noch an Handelsstraßen. Der große festgebaute Bergweg der Inkas, der 250 Meilen weit bis Quito führte und alle Provinzen ihres Reiches auf dem Gebirge in Verbindung brachte, ist sehr verfallen. Wahrscheinlich wenn erst der Ackerbau sich an den Strömen ausbreitet und die Schiffahrt auf dem Amazonas, der bereits mit Dampfschiffen bis Tabatinca (an der Grenze Brasiliens) befahren wird, auch in Peru bis an den Fuß der Anden sich ausdehnt*), wird dieser die große Verbindungsstraße mit der Ostseite Amerikas werden, sowie man bereits durch den Pilcomayo mit dem Paraguay und La Plata in Verbindung steht. In den letzten Jahren sind indes große Eisenbahnlinien, welche, die Andes übersteigend, bis tief in das Innere des Landes eindringen und dessen Schätze den Häfen der peruanischen Küste zuführen, erbaut worden. Auch in Bolivia hat man mit der Verwirklichung des Projektes, mittels einer Eisenbahn die Stromschnellen des Madeira und Mamoré zu umgehen und so ungehinderten Verkehr zwischen Bolivia und dem atlantischen Ocean herzustellen, begonnen. Die Ausführung dieser Bahn würde bald Handelsstationen an den Strömen entstehen lassen, von denen aus man leichter in die gewaltigen Urwälder eindringen könnte, deren viele noch kein Fuß eines Europäers betreten hat. Was der Marannon hinunterführen könnte, wären: Zeuge von Quito, China von Loxa, Zucker von Cuzco, Leinwand von Moxo, Oele von Lima, Baumwolle und feine lange Seide von Moyobamba, Kakao und andre Früchte aus den Ebenen. Natürlich würde dann beim Steigen aller Gewerbe das Silber von Pasco und Potosi, das Gold von Catagnayta und anderes Metall, woran kein Mangel, auf bergmännischere Weise gefördert werden und größere Wirkung auf den Nationalwohlstand äußern. Auch die feine Wolle der Vicunnas wäre besser zu benutzen; man macht aber zu viel Jagd auf diese Thiere, die schon genug von ihrem natürlichen Feinde, dem hoch über den Paramos, selbst über den Schneegipfeln fliegenden Condor zu leiden haben, und rottet sie beinahe aus.

Die beiden Freistaaten Peru und Bolivia begrenzen einander am Hochlandssee Titicaca und durch Linien, welche von dort fast in gerader Richtung nach Nord und nach Süd gezogen werden, doch so, daß Bolivia mit der Atacamawüste (an beiden Seiten der Steinbockswende) ans Meer reicht.

a) **Peru** (23700 Q.-M., 3,2000000 E.**), den nördlichen Theil und fast die ganze Küste begreifend, nur durch die Atacama von Chile getrennt. Der wilden Indianer

*) Bis wohin die Schiffbarkeit bereits erwiesen.
**) Nach andern Angaben und Berechnungen bloß 2½ Mill.

in den Wäldern und Savannen kann noch ½ Mill. sein. Die Verfassung ist demokratisch, bisher eigentlich aber ein Militärdespotismus, und das Land ist durch fortwährende Bürgerkriege, zu denen sich noch ein mehrjähriger Krieg mit Spanien gesellte, äußerst herabgekommen. Lima, die an Gärten reiche Hauptstadt auf 200 m. hohem Meerufer mit 160000 E. und einer Menge Klöster, Kirchen und Kapellen. Die unten liegende Hafenstadt Callao, 1746 durch Erdbeben zerstört, hat 30000 E. — Immer noch wichtig ist die ehemalige Hauptstadt des Inkareichs Cuzco mit 40000 E., mehrentheils Nachkommen der alten Peruaner, die in Kunstarbeiten, namentlich in Malereien, geschickt sind; die Stelle des ehemals hochverehrten Sonnentempels bezeichnet jetzt ein Dominikaner-Kloster. Das Reich der Inkas war nach den Weltgegenden in 4 Provinzen getheilt: Anti im Osten, Cunti im Westen, Chincha im Norden, Colla im Süden. Die östliche Cordillera hieß die von Anti, daher der Name Andes. Uebrigens sind an andern Orten in Peru und Quito weit bedeutendere Alterthümer als zu Cuzco; die merkwürdigsten sollen aber die Ruinen von Tia Huanuco am Titicaca und auf den Inseln des Sees sein. Im Norden, nahe dem obern Marannon und fast so hoch als Quito, liegt die schöne Stadt Caxamarca, in einer Ebene, wo der Weizen 18 bis 20fältige Ernte gewährt. Sie war die Residenz des unglücklichen Atahualpa; man zeigt noch das Zimmer, wo er gefangen saß, und die Wand, woran er das Zeichen machte, wie hoch er es mit Gold anfüllen wolle, wenn man ihn frei lasse. Die Schätze, welche die frevelhaften Spanier damals aus den verschiedenen Palästen und Zaubergärten der Inkas, sowie aus den Sonnentempeln raubten, hat man auf mehr als 5 Mill. Dukaten berechnet. Auf dem Wege von Cuzco nach Lima wurde bei Ayacucho 1824 die Unabhängigkeit von Spanien erfochten. Puno am Titicaca. Arequipa mit 30000 E. in der gleichnamigen Küstenprovinz. Truxillo an der Küste nordwestlich von Lima. Die Gegend von Huanuco (in der Mitte des Hochlandes) ist berühmt wegen ihrer vorzüglichen Chirimoyas, einer köstlichen Obstart; die auf den Paramos 4200 m. hoch liegende Bergstadt Cerro de Pasco aber, nahe dem Ursprung des Marannon, wegen ihrer Silbergruben. Moyobamba ist Hauptort der 6200 Q.-M. großen fast menschenleeren Provinz Loreto; die dortigen Völkchen sind meist gutmüthig, nur die Caschibos schildert man als feindselig und grausam. — Schließlich ist noch des Guanos oder peruanischen Vogelmistes zu erwähnen, der, schon von den alten Peruanern benützt, ein wichtiger Ausfuhrartikel Perus ist, dessen Ertrag die Haupteinnahme für den Staat bildet. Hie und da an der Küste und auf Küsteninseln (Chincha-Inseln), wo Seevögel in ungeheurer Menge hausen, hatte er sich seit Jahrtausenden zu Hügeln angehäuft. Die Lager gehören der Regierung, und nach offiziellen Berichten darf man noch lange auf die Ergibigkeit der verschiedenen Lager hoffen; aber Qualität und Preis haben sich bedeutend verringert, denn die neuen Lager liefern keine Sorte, welche jener von den nun abgebauten Inseln gleich käme.

b) **Bolivia** (25200 Q.-M., 2 Mill. E.), nach Bolivar, dem Befreier Südamerikas, genannt, auch ein Hochland der Andes, nebst großen Selvas und Pampas an der Ostseite und einem Theil der Küstenwüste Atacama im Westen.*) Von Peru reicht

*) Hier war die Grenze zwischen Bolivia und Chile lange Zeit streitig und unbestimmt. Die entdeckten Guanolager gaben den von beiden Theilen beanspruchten

noch ein Stück des Titicacasees und seiner langen Hochebene herein, an deren Seiten die Schneeriesen von Illimani und Sorata aufragen. Aus den Wassern des Gebirgs entstehen theils die drei starken Flüsse, deren Vereinigung den Madeirastrom bilden, theils der nach Südost fließende Pilcomayo. — Was das Klima (hier wie in Peru) betrifft, so bietet das Aufsteigen von der heißen östlichen Tiefebene bis zu den höchsten Bergflächen oder Paramos ähnliche Abstufungen, wie die tierra caliente, templada und fria des Anáhuac. Daß übrigens die Thierwelt nicht ganz die gleiche sei, beweist schon das ausschließende Vorhandensein der Kamelziegen auf den Andes. Mit der Pflanzenwelt steht es eben so, denn die Andes haben keine Pinus-Arten, dagegen manche gerade hier eigenthümliche Pflanzen, z. B. die fleißig kultivirte Coca, deren würzhafte, angenehm duftende und bitterlich schmeckende Blätter der Peruaner als eine Art Kautabak leidenschaftlich liebt. Mehr hervortreten wird dieses Land, wenn ihm der direkte Weg auf dem Madeira und dem Marannon nach Europa eröffnet sein wird; bis jetzt beruht seine Bedeutung noch hauptsächlich in der Produktion von Kupfer und edeln Metallen. Die Kohlenschätze des Landes werden noch so wenig benützt, wie die von Ecuador. — Auch hier fortwährende Revolutionen und politische Gräuelthaten; keine Gewerbthätigkeit, aber unwissende Priester und eine beutesüchtige Soldateska; unter 1000 Einwohnern kaum einer mit dem niedrigsten Grade der Schulbildung; die römisch-katholische Confession ist Staatsreligion, jeder andere Kultus ausgeschlossen. — Orte: im Becken des Titicacasees Chuquisaca oder Sucre mit 24000 E., Sitz des auf Lebenszeit gewählten Präsidenten der Republik, an einem Nebenflusse des Pilcomayo. La Paz mit 76000 E., in einer Höhe von 3742 m. überm Meere, Cochobamba oder Oropesa, mit 40000. Potosi in steinig kalter Gegend der Andes, mit berühmten und reichen, doch jetzt minder ergibigen Silbergruben, deren eine in 4500 m. Seehöhe liegt. Die auf der dürren Küste Atacama gelegene Seestadt Bolivias heißt Cobija und ist zum Freihafen erklärt; ihr Trinkwasser erhält sie durch artesische Brunnen.

Chili oder Chile.

5900 Q.-Mln., 2 Mill. Einw.

Man nennt dies Land den Garten Südamerikas und bedauert umsomehr, daß oft heftige Erdbeben seine Bewohner in Schrecken setzen. Mehrere noch thätige Vulkane leuchten und donnern an seiner Seite, vor allen der Aconcagua, der mit den Alpenriesen des Titicaca-Hochlandes um den Vorrang der Höhe streitet. In Bolivia und Peru bilden die verzweigten Andes weite Gebirgslande mit Hochebenen und Hochthälern. Von dort aber bis zur Südspitze des Welttheils ziehen sie nur in einer Reihe als vielgipflige Cordillera hin, doch mit so hohem Kamm, daß die wenigen Pässe, die hinüber führen, höchst beschwerlich sind. Ostwärts davon breiten sich die ungeheuren Pampas von La Plata und Patagonien aus; nach Westen aber fällt das Längengebirg

---

wüsten Grenzgebieten plötzlich großen Werth und wurde (1866 und 1872), nach lebhaft geführten Streitigkeiten, der 24. Parallel als Grenze festgestellt, dabei aber bestimmt, daß die Guanolager von Mejillones und die zwischen 23 u. 25° S. Br. befindlichen von beiden Staaten verwaltet und ihr Ertrag gleichmäßig zwischen beiden getheilt werden solle.

terrassenweis in eine Küstenfläche ab, die weder so dürr und heiß, noch so schmal ist, wie in Peru, Ecuador und Neu-Granada. Dies Küstenland, vom 24. bis zum 44.° S. B., also der gemäßigten Zone angehörend, ist Chile. Wer von Norden herkommt, findet es anfangs noch der peruanischen Küste ähnlich: schmal, bergig, nur hin und wieder bewässert, bald aber breiter werdend und vielfach von Gebirgswassern durchrauscht (darunter der Quillotafluß) bis weit nach Süden. Der Entfernung vom Aequator, also dem mathematischen Klima gemäß, müßten seine nördlichen Landschaften so heiß sein, wie die ägyptische Thebais, und der Süden mindestens wie Nord-Italien. Die Temperatur steht aber nicht so hoch, da das antarktische Eismeer, gegen welches Amerika sich zuspitzt, weiter ausgedehnt ist, als das arktische, und da eine Trift an der Küste Chiles vorbei gegen die tropische Zone flutet und Kühlung verbreitet. Das Klima ist deshalb überaus angenehm.

Wenn wir von 50 bis 60 Flüssen hören, die vom Schnee der Anden genährt, das Land durcheilen, so läßt sich auf Fruchtbarkeit schließen. Der Weizen gibt im Durchschnitt 40fach aus. Oliven, Feigen, Pfirsiche, Granatäpfel und Trauben gedeihen gut. Der Wein ähnelt dem spanischen; und wird auch der Orangenbaum nicht 20 m. hoch, wie im heißen Ecuador, so gibt es doch 10 m. hohe, wie im Mutterlande. Man zieht alle unsre Obstarten und Gemüse. An stämmigen Wäldern, besonders im Süden, fehlt es nicht; die Ceder und die Araucaria sind sehr brauchbar. Manche unserer Kulturpflanzen, z. B. der in Valdivia ganze Wälder bildende Apfelbaum, kommen verwildert vor. Nicht minder, wie unser Getreide, haben sich unsre Hausthiere dort überall verbreitet. Das chilesische Pferd wird gelobt, und auf üppigen Wiesen weidet Rindvieh in großer Anzahl. Die Küsten sind reich an Fischen. Die Minerale Silber, Gold, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Steinkohlen, Edelsteine sind ein bedeutendes Stück in dem Naturreichthum Chiles und tragen nicht wenig zur Blüte des Landes bei; im steinigen Norden ersetzen sie, was dort an Ergibigkeit des Bodens fehlt. Das hilft den Handel beleben, der überhaupt erst von der Befreiung her datirt; denn früher bekam Chile alles was es bedurfte, auf Schiffen des Mutterlandes zugeführt, die zugleich seine Metallschätze abholten. Chile hat bereits eine Handelsflotte von 260 Seeschiffen, die Hunderte kleiner Fahrzeuge Chiloës nicht mitgerechnet. Mit der politischen Freiheit ist auch Thätigkeit in die Gewerbe gekommen, und wenn auch keine anglo-amerikanische (denn spanische und englische Abstammung sind gar verschieden), doch so viel, daß das Volk des herrlichen Landes nicht zurückgeblieben ist, seit an der Westseite des ganzen Erdtheils überhaupt regeres Leben sich verbreitet. Mit viel Eifer ist in den letzten Jahren das Eisenbahnnetz des Landes vervollständigt worden.

Die Bevölkerung (330 auf 1 Q.-Ml.) kann noch bedeutend wachsen, bevor sie das Maß erreicht, bei dem ein Volk seiner Blüte sich rühmen kann; und Chile hat beim Beginn seines Wachsens den Vortheil vor andern ehemals spanischen Provinzen, daß seine Bevölkerung mehrentheils aus Weißen besteht, unter denen viele deutsche Kolonisten (besonders im Süden, Prov. Valdivia). Weit geringer an Zahl sind die Cholos oder Mestizen. Der Indianer (hauptsächlich Araucaner) gibt es kaum 75000 und zwar im südlichsten Theil des Landes; etwa 15000 derselben sind bei den Missionen versammelt, die übrigen noch unabhängig. Die Regierungsform ist republikanisch, an der Spetze ein auf 5 Jahr gewählter Präsident mit Ministern

und Staatsrath. Die gesetzgebende Gewalt ist in den Händen eines Senats und einer Kammer von Repräsentanten. Man befindet sich dabei wohl, und die Verwaltung ist weit geregelter, als in andern Staaten Südamerikas. Von Jahr zu Jahr verringert sich die bei der Befreiung nothwendig entstandene Schuldenlast, und so erfreut sich Chile eines weit rascheren Fortschrittes und weit geordneterer Verhältnisse als alle übrigen Republiken des ehemals spanischen Amerika.

Der vornehmste See- und Handelsplatz ist Valparaïso (Paradiesthal) an einer geräumigen Bai, von schützenden Hügeln eingefaßt und mit bequemster Einfahrt. In den letzten Jahrzehnten ist die Zahl der Einwohner von 30000 auf 70000 gestiegen, und eigne Schiffswerften sind angelegt; Haupthandelshafen und Ausgangspunkt der Küstendampfschiffahrt, die bis zur Vancouversinsel sich erstreckt. Die Ausfuhr in Valparaïso übersteigt an Werth schon die Einfuhr. Von Valparaïso führt landeinwärts, durch stattliche Fluren und in bevölkerter Gegend, eine Eisenbahn nach der weitläufigen Hauptstadt Sant Jago (Santiago), die aus einstöckigen Häusern besteht wie Quito. Sie zählt 115000 E., unter denen ein heiterer gastlicher Sinn herrscht, mit Liebe zu Musik und Tanz. Klöster sind in Menge da, an Pflege von Wissenschaften dachte man aber wenig; erst seit die politischen Unruhen sich gelegt, rührt sichs mehr im Schulwesen, und Santiago hat jetzt mehrere bedeutende wissenschaftliche Institute (Sternwarte, Universität, an der auch schon Deutsche lehrten, 2c.) Auch in Bezug auf Sorge für Schulen kann jetzt Chile den Vorrang im spanischen Amerika ansprechen. Ein Gesetz vom J. 1872 öffnete nun wenigstens die Kirchhöfe den Nichtangehörigen der alleinherrschenden römischen Kirche, allerdings nicht ohne heftigen Widerstand von Seiten des namentlich über die Landbevölkerung eine fast unumschränkte Macht ausübenden römischen Klerus. — Nahe von Santiago ist der Kampfplatz, wo 1818 die Unabhängigkeit erfochten wurde, und mehrere Stunden weiter aufwärts in malerischer Gebirgsgegend der See Aculeo mit reizenden Inseln, der an die Schweiz erinnert. Wer nach La Plata will, folgt dann der Maulthierstraße über den hohen Cumbrepaß von Uspallata unweit des Vulkans Aconcagua, furchtbar öde, nahe dem ewigen Schnee, doch trotz der Höhe, die der des Titicacasees oder der Kuppe unsers Großglockners gleichkommt, etwa so zu passiren wie der St. Bernhard. — Andere Orte: Copiapo oder Francisco de la Selva mit 25000 E. und einer Eisenbahn zum Hafen Caldera, dem Hauptausfuhrhafen für Metalle; La Serena oder Coquimbo unweit vorzüglicher Kupfergruben. Concepcion am Biobia, nur 2 Stunden von dessen Mündung und von dem Hafenplatze Talcahuano. Durch Erdbeben im Jahr 1835 beinahe ganz zerstört, blühte die Stadt bald wieder auf; die Provinz, worin sie liegt, ist aber auch die mit Getreide, Wein und Steinkohlen begabteste. Viel südlicher als Concepcion liegt in schöner fruchtbarer Landschaft, wo sich viele Deutsche niedergelassen, die Stadt Valdivia, 2 Meilen von dem guten Hafen Correal. Ehemals nur ein befestigter Verbannungsort für chilenische und peruanische Verbrecher, ist Valdivia jetzt Hauptort einer aufblühenden Provinz, zwar nord- und seitwärts den Araucanern nahe, doch nicht dadurch in ihrer Verbindung mit dem übrigen Chile gestört. Die Araucaner, am Gebirg moluches, an der Küste costinos genannt, sind noch wenig an feste Wohnsitze und Feldbau gewöhnt; sie sind bekannt als unübertreffliche Räuber, die mit Blitzesschnelle ihre Züge ausführen, und lieben die Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit. Die

200 Q.-Mln. große Insel Chiloë, dicht vor der zerrissenen klippigen Küste der Araucaner liegend, wird hingegen nur von Weißen bewohnt, ihrer etwa 50000 und ist ein sehr werthvolles Besitzthum der Republik, voll Quellen, Wälder und fruchtbarer Felder, mit Perlbänken an der Ostseite. Der Hauptort S. Carlos oder Ancud liegt am Kanal, am Nordende der Insel. Die Insel bildet einen Teil der Provinz Chiloë, der südlichsten, in welcher gleichfalls viele Deutsche, besonders Kurhessen.

Außerdem gehört der Republik südlich der Provinz Chiloë der sehr lange Küstenstrich bis zur Magalhaensenge, voll Fjorde, waldig, auch streckenweis den Anbau lohnend; an der Magalhaensstraße (auf der Braunschweig-Halbinsel) sind einige Niederlassungen gegründet.*) Ja ganz Patagonien (bis zum Rio Negro) und die Feuerlandsinseln werden von Chile beansprucht, und eine der letzteren, Wollaston, wurde neulich faktisch in Besitz genommen, um darauf eine Kolonie für den Betrieb des Walfisch- und Robbenfanges zu gründen. Ferner gehören zu Chile die Inseln S. Ambrose und S. Felix im Australocean und die Juan-Fernandez-Inseln, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch menschenleer waren. Eine dieser Inseln war es, wo Alex. Selkirk, von der Mannschaft eines Schiffes ausgesetzt, Jahre lang als Einsiedler lebte („Abenteuer Robinson Crusoes"). Jener Selkirk hatte auf der Insel eine Pflanzung begonnen, die nachmals von Ansiedlern benutzt wurde; jetzt findet man Hütten und Häuser im Schatten von Feigen- und Weinlaub, während auf dem Gebirg Cedern zu Bau- und Schiffsholz gefällt werden.

Patagonien, Feuerland, der Südpolar-Continent u. s. w.

Der zerrissenen felsigen Westküste des südlichsten Amerika ist schon Erwähnung geschehen. Die Gebirgskette endet dort im Cap Froward an der 80 M. langen Magalhaensstraße, doch nur um sich jenseits mit Schneekuppen von 1600 bis 2000 m. auf den Feuerlandsinseln fortzusetzen, und macht mit der weiten meist steinigen Steppe, die sich ostwärts zum atlantischen Meere hinbreitet, das 18000 Q.-M. große Dreieck aus, das Patagonien heißt. Das Klima ist, aus Ursachen, die oben schon erwähnt wurden, kühler als man am 38. und 50. Grad erwarten sollte. Nur der nördlichste Theil der von Flüssen durchströmten Steppe, als Anfang der Pampas, ist nicht unbrauchbar; aus La Plata her hat sich verwildertes Rindvieh dort hinein verbreitet. Zu Niederlassungen hat aber das Land bis jetzt nicht einladend geschienen, Nebel, Stürme und Dürre schreckten ab.**) Während nämlich bei den herrschenden Westwinden aller Wasserdampf der Luft sich an der Cordillere niederschlägt und den schmalen waldigen Küstensaum feucht erhält, kommen die Winde trocken übers Gebirg in die steinigen Ebenen des Ostens herab, heiß im Sommer, furchtbar kalt im Winter. Nur in ein paar Monaten des Jahres fällt etwas Regen. — Obgleich 2 Republiken, die argen-

*) Schon seit 1843, zugleich die am weitesten nach Süden gelegenen festen Wohnsitze auf der Erde; sie zählen bereits 800 E. und sind für die Fahrt durch die Magalhaensstraße von großer Bedeutung.

**) Nur am Chupatfluß hat sich 1865 eine Gesellschaft von 150 Wallisern, Männern, Frauen und Kindern, unter Führung eines Independenten-Geistlichen niedergelassen; nach eingetroffenen Nachrichten sei der Boden fruchtbar, aber oft an Dürre leidend, das Klima gesund und fehle der Kolonie nichts, als Verkehr mit der übrigen Welt.

tinische und die chilenische, auf dieses südlichste Land Amerikas Anspruch erheben, so ist es thatsächlich doch nur im Besitz wilder indianischer Völkerschaften. Zunächst am Ostabhange der Andes streifen die Moluches, in der Nähe der argentinischen Grenzen die Pehuenches, die den Araucanos ähneln, in den östlichen Ebenen die Puelches (d. i. Ostvolk), und ferner weiter südlich die Tehuelches (d. i. Westvolk), mit denen Gonsalves de Magalhaens, als er den Winter 1520 im Port St. Julian und Santa Cruz zubrachte, verkehrte. Man bewunderte hauptsächlich die großen Fußstapfen, welche diese Leute durch ihre mit Thierhaut überzogenen Füße im Sande zurückließen, und nannte sie nach diesen Spuren Patagonés, d. h. Thier- oder Großfüßer. Der Name wurde dann auf alle diese südlichen Indianerstämme und schließlich auf das Land selbst übergetragen. Die Spanier und später namentlich die Holländer haben fabelhafte Gerüchte über die Größe dieser sogen. Patagonier in Umlauf gesetzt; neuere Beobachter geben die Durchschnittsgröße zu 178—183 cm., die größten gemessenen Körperlängen zu 208, 200 und 193 cm. an, Maße, wie sie auch bei uns einzeln vorkommen *), obgleich die Durchschnittsgröße der Tehuelchen die unsrige um etwas übertrifft. Die Zahl der Bevölkerung zwischen der Magalhaensstraße und dem Rio Negro wird ungeheuer verschieden geschätzt und schwanken die Angaben zwischen 24000 und 120000. Der brittische Kapitain Musters, der $18^{69}/_{70}$ das Innere seiner ganzen Länge nach durchstreifte und mit dem Häuptling Orkeke aufs freundschaftlichste verkehrte, schätzt die Gesammtbevölkerung gar nur auf 3000 und ist überzeugt, daß nicht mehr als 560 streitbare Männer vorhanden sind, die theils den südlichen, theils den nördlichen Horden, theils selbst den Pampasindianern angehören, auch sei die geringe Bevölkerung in starker Abnahme begriffen. — Einen Gegensatz zu den Patagoniern in Bezug auf Körpergröße bilden die Pescherähs an beiden Seiten der Magalhaensstraße, die Eskimos des Südens; sie sind klein, von geringen Fähigkeiten, in Seehunds- und Otterfell gehüllt, doch wissen sie Pfeile und Bogen, Halsbänder aus Muscheln, Körbe und Kähne zu verfertigen. — Hieher gehört noch die Inselgruppe der Falklands oder Maluinen (223 Q.-M.), 70 M. nordöstlich von der Magalhaensstraße. Es sind ihrer viele, darunter zwei größere. Sie haben Gebirge und Flüsse, vielerlei Pflanzen, Tussac-Gras, zwar keine Waldungen, aber Torf, Füchse und andre Thiere, am Gestade Robben, in der Nähe Walfische, und, obwohl unter 52° Br., nur ca. 800 Bewohner. Von Frankreich aus legte man einmal eine Kolonie an, gab sie jedoch als zu unfreundlich wieder auf. Nun hat die brittische Regierung Besitz genommen und auf Ostfalkland den Ort Port William angelegt, als Station auf der Fahrt ums Kap Hoorn und für Walfischfänger.

Was aber weiter noch im Südosten und Süden liegt, die Insel Süd-Georgien und die Sandwichgruppe, ist gänzlich unbewohnbar, außer für Albatrosse und Pinguine, und am 60. Breitengrad herrscht größere Kälte als am Polarkreis unsrer Nordhemisphäre. Die Gruppe der Süd-Orkneys und Süd-Shettland, nackt

---

*) Dr. Haushofer gibt in seinem „Lehr- und Handbuche der Statistik" u. a. folgende Körperlängen: Tehuelchen 178—180 cm., Schwaben, Kaffern und Polynesier 179, Tscherkessen 173, Engländer 169—171, Deutsch-Oesterreicher 166—168, Neger 165—168, Nordfranzosen 166, Altbaiern 164, Südfranzosen und Chinesen 163 zc. — Eskimos 130 cm.

oder höchstens bemoost, auf den Anhöhen voll ewigen Schnees, wird nur der Walfische, See-Elephanten und andrer Robben halber besucht.

Man hat versucht, das südliche Eismeer noch weiter zu durchforschen, wobei, wie im vorigen Jahrhundert Cook, so in diesem die Engländer Weddel, Biscoe und James Roß, der Anglo-Amerikaner Wilkes und der Franzose Dumont d'Urville sich auszeichneten. Enderby's Küste (unterm Meridian des persischen Golfs), Wilkes' Land (südl. von Neuholland) und Graham's Land nebst einer Reihe Inseln davor (südwärts der Falklands-Inseln), auch ein langer Küstenstrich noch südlicher wurden entdeckt, und zuletzt kam Roß, dem es trotz dem Eise gelang, sich unweit dieser Küste bis über 78° der Breite durchzuarbeiten, zu der Gewißheit, daß hier ein Südpolar-Continent vorhanden sei. Aber welch ein Continent! Nichts als nackte oder schneebedeckte Felsen, Berggipfel von 3—4000 m., einige Feuer speiend, und mit Gletschern dazwischen, die bis ins Meer herabhängen. Er benannte die (südl. von Neuseeland) mehrere 100 M. weit hinziehende Küste seiner Königin zu Ehren Victorialand, und die Vulkane, die er gesehen, Erebus und Terror.

La Plata-Staaten oder argentinische Republik.

37800 Q.-Mln., 1,812000 E.

Rio la Plata oder Silberstrom — so heißt das Aestuar des 460 Meilen langen Paraná, der nebst dem Paraguay aus Brasilien kommt und durch den eine Strecke weit die Grenze bildenden Pilcomayo aus Bolivia und den Rio Vermejo sich verstärkt. Der Fluß Uruguay, der sich in das Aestuar des La Plata ergießt, macht im Osten die Grenze des Gebietes, der Cusu oder Rio Negro im Süden. In der Nähe der Andes von Chile und besonders von Bolivia, ist das Land noch gebirgig, bald aber verflacht sich die Abdachung in das ungeheure Tiefland, das nordwärts in Bolivia an Palmengebüsche grenzt, südwärts an das eisigkalte Patagonien. Die Wasserscheide zwischen dem Madeira- und Paraguaygebiet liegt kaum 500 m. hoch. Von da zieht das Tiefland durchaus unmerklich nach Südosten abwärts. Die große Strecke von 20 bis 29° der Breite im Westen des Paraguay ist Jagdgebiet von Indianern (das Gran Chaco), wo nur an den Strömen, und so weit ihr Austreten reicht, reiches Wachsthum (Palmen u. s. w.) sich findet, sonst aber unabsehbare Gras-, Sand- und Salzebenen *), die oft bis unmittelbar an den Fuß des Gebirges reichen und auch den Namen Los Llanos führen. Wo diese Ebenen baumlos sind, wie im ganzen Süden (südl. der Sierra de Cordova), heißen sie Pampas. Hier findet sich höchstens in den höhern Lagen noch etwas Strauchwerk, sonst sind sie überall mit hohem Gras bewachsen und meist salzhaltig **), ein Aufenthalt zahlloser Rinder und Pferde. Auch gibt es Salzseen und Teiche in großer Menge, die manchen Steppenfluß, z. B.

---

*) Namentlich am 29.° d. Br. zieht sich eine große Salzwüste quer durchs Land.

**) Aehnlich der Mongolen-Steppe, die uns Humboldt so bezeichnet: Theils Grasebenen, theils mit saftigen immergrünen Kalipflanzen bedeckt, theils fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das wie Schnee den lettigen Boden verhüllt, theils voll blühender Kräuter, die waldartig und dicht gedrängt aufwachsen.

den Dulce verschlucken, aber den Herden willkommen sind. Dagegen am untern Paraná ist das Tiefland zugleich Fruchtland mit guter Vegetation, und was die Gebirgsstriche des Nordwestens betrifft, so sind große Stücke der Provinzen Mendoza, Cordova und Tucuman mit Südfrüchten, Wein, Pfirsichen und Oliven, mit Indigo, Tabak und Baumwolle gesegnet, während es in Rioja und Catamarca, neben dem metallreichen Nordchile, Silber- und Goldgruben gibt. Ueberhaupt ist das Land reich an Produkten der heißen und gemäßigten Zone, nur hat es Mangel an Arbeitskräften, und der Mangel an Verkehrsmitteln trug Schuld, daß bisher die Produkte des Westens (so namentlich eine Menge Erze) nicht in den Handel kamen, sondern nur die allerrohesten Produkte, die durch massenhafte Ausfuhr im Stande waren, den Import zu decken, z. B. Wolle, Rinder- und Pferdehäute, Schaffelle, Pferdehaare, Talg, Hörner, gesalzene Ochsenzungen 2c. In den letzten Jahren hat allerdings der Bau von Eisenbahnen, die bereits bis an des Fuß der Andes sich erstrecken, große Fortschritte gemacht, so daß der Werth der Produkte im Steigen begriffen ist; es wird nicht mehr lange dauern, so werden die argentinischen Bahnen eine Vereinigung mit denen von Chile, wohin der Telegraph bereits reicht, aufsuchen; bis jetzt allerdings spottete die die kolossale Höhe der Pässe innerhalb des bewohnten Theils von Chile noch jedes derartigen Versuches.

In der Bevölkerung überwiegt noch die Zahl der Indianer, deren mehrere Stämme (Charruas, Poyuches, Pamperas, Mamuelches 2c.) frei umherstreifen, unter gewählten Häuptlingen (Kaziken), die sie indes mehr als ihre Väter und Leiter, denn als ihre Herrn und Gebieter betrachten und bei denen sie bleiben oder die sie verlassen, ganz nach Lust und Gutdünken; der übrige Theil der Bevölkerung besteht aus Weißen, Mestizen, Mulatten 2c. Westlich des Rio la Plata ist aus der Vermischung Weißer (namentlich okkupirender spanischer Soldaten) mit Indianern ein eigenes Nomadenvolk, die Gauchos (spr. Ga-utschos) entstanden, das gewöhnlich zu Pferde erscheint, sehr geschickt mit dem Lasso (einer Jagdschlinge) und den Bolas oder Schleuderkugeln umzugehen versteht, und von der Hut und dem Fange des zahllosen wildgewordenen Rindviehes lebt *). Auch der Reichthum der dortigen weißen Grundbesitzer besteht hauptsächlich in Herden. Es gibt Estanzieros (Grundeigenthümer), die 50000 Stück haben; man läßt sie stets unter freiem Himmel. — Die Estanzien im Campo gehen jetzt immer mehr in die Hände von Fremden über, wie auch in den Städten der Großhandel. Der Eingeborne, von übertriebenem Stolze, ist ohne wirkliche Arbeitskraft und ausdauernden Unternehmungsgeist, und so vollzieht sich dort gegenwärtig ein Volks-Neubildungsprozeß, bei welchem die Deutschen am meisten interessirt sind. Denn obgleich gering an Zahl, gegenüber den in großer Masse einwandernden Italienern, Basken, Südfranzosen 2c., die dem Lande für immer den romanischen Charakter wahren werden, haben die Deutschen doch festen Boden gefaßt und infolge

*) „Der Gaucho führt ein Leben voll Entbehrungen, aber sein Luxus ist die Freiheit. Er ist stolz auf seine Unabhängigkeit, die keine Schranke kennt; seine Gefühle sind wild wie sein ganzes Leben, aber im Grunde gut und edel" (Head). Und Sarmiento, selbst ein Argentiner, schildert den Gaucho als einen Menschen, der wenig Bedürfnisse kennt, von Unterordnung gar keinen Begriff hat, ebensowenig von einer Regierung; jede regelrechte systematische Ordnung ist bei ihm ein Ding der Unmöglichkeit.

ihrer guten Eigenschaften sich eine sehr geachtete Stellung errungen. Deutsche Schulen und Vereine pflegen deutsches Leben und Denken. Hier läuft der Deutsche auch nicht Gefahr, in einer fremden Nation aufzugehen, sondern er hat es völlig in seiner Gewalt, seinen individuellen Charakter zu erhalten, wie es thatsächlich der Fall ist und wozu ihm die tolerante und freisinnige Verfassung die beste Handhabe bietet. — Die Indianer-Einfälle (namentlich auch der Araucaner) hindern noch das Vordringen der Kolonisten nach den äußersten Grenzen; sonst wird bald der größere Theil des weiten Landes mit vereinzelten Ansiedlungen bedeckt sein. — Seit 1816 ist das Land von Spanien unabhängig, und 1825 konstituirte sich eine Republik aus 14 vereinten Provinzen mit Senat und Deputirtenkammer und mit einem Präsidenten an der Spitze. Bald jedoch brach Zwiespalt aus, die Staatsordnung schwankte, öfteren Revolten der Parteien ausgesetzt, hin und her, und vor allem war es das Uebergewicht der einzigen großen Stadt Buenos, dem sich mehrere Provinzen nicht fügen wollten, und die deshalb mit ihrem Gebiet (3600 Q.-M.) sich von den übrigen trennte und eine Zeit lang einen besonderen Staat bildete; gegenwärtig sind wieder alle vereinigt.

Städte: **Buenos Ayres** (d. h. gute Lüfte), Hauptstadt und Haupthafen am La Plata-Golf mit 178000 E. und lebhaftem Handel. Die Deutschen der Stadt, obgleich verhältnismäßig gering an Zahl (6—8000), üben einen großen Einfluß auf die Sitten und Gebräuche der Eingebornen; sie haben eine eigene deutsche (protestantische) Kirche, vortreffliche Erziehungsanstalten (u. a. auch eine höhere Töchterschule, einen Fröbelschen Kindergarten), Gesang-, Turn- u. a. Vereine mit Lesekabinetten und Bibliotheken, deutsche Zeitungen ꝛc. An der Hochschule zu Buenos Ayres ist ein Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur und in den (14) Mittelschulen (Collegien) des Staates sind neuerdings diese beiden Fächer als obligatorische Lehrgegenstände eingeführt worden. — (**La Bajada de**) **Paraná** (S. Fé gegenüber) mit lebhaftem Verkehr auf dem Strome. **Mendoza** im Westen 138 Meilen von Buenos Ayres (wer kennt nicht Gerstäckers Ritt durch die Pampas ꝛc.?) nahe dem Fuß der Cordilleren und doch zwischen Weinbergen und Kornfluren. Ein Weg über den Cumbrepaß neben dem Erzberg Uspallata vorbei führt nach St. Jago in Chile. Vor der neulichen Zerstörung durch Erdbeben hatte Mendaza 20000 E., jetzt nur 9000. — **Córdova** mit 29000 E. liegt weiter im Innern der Conföderation und ist durch eine 65 M. lange Eisenbahn mit Mendoza verbunden. **Tucuman** am Dulce in der Provinz Tucuman, die wegen wüster Steppen und schöner Thalungen mit der asiatischen Bucharei verglichen wurde, nach Burmeisters Schilderung aber viel herrlichere Landschaften enthält. Bei der Stadt Tucuman steht ein sehr großer Orangenwald, der einen stets grünen Rasen beschattet. **Salta** im gebirgigen Nordwesten.

Republik von Uruguay oder Banda Oriental,

östlich des Uruguay, nördlich des La Plata-Golfs, deshalb auch Cisplatina genannt. Ehemals zu Spanien gehörig, seit 1828 als Freistaat anerkannt; die Verfassung von 1830 garantirt Religions- und Preßfreiheit. Auch hier fortwährende Kämpfe zwischen den Blanquillos (Provinzialen) und den Colorados (Stadtpartei von Montevideo). Aber das Land ist unverwüstlich: sowie nur einen Augenblick die Bürgerkriege ruhen, beginnt es zu blühen. Größe: 3300 Q.-M. mit 400000 E., meist spanischer Abkunft,

doch auch einige Tausend Deutsche. Neuerdings starke Einwanderung, aber meist Romanen. — Niedere Bergreihen von Brasilien her durchziehen den Osten; sonst ist das zum Feldbau brauchbare und zugleich mit den fettesten Wiesen reich ausgestattete Land eine einförmige Ebene, „not beautiful but useful," wie ein englischer Estanziero dem deutschen Reisenden Burmeister bemerkte. Hiedurch und durch die Lage am Golf sind Viehzucht und Handel die einträglichsten Gewerbe geworden. Millionen Rinder, Schafe, Pferde. Ausfuhr wie drüben von Buenos Ayres. Hauptstadt Montevideo, belebter Hafen am Golf mit hochliegender Citadelle und 105000 E. Außer in Montevideo treibt man noch in zwei Häfen Handelsgeschäfte, nämlich zu Maldonado unten am Golf, und in Colonia del Sacramento gegenüber von Buenos Ayres. Ein vierter Ort, Fray Bentos am Uruguay, vor wenigen Jahren noch eine kleine Ansiedlung von elenden Hütten, ist binnen kurzer Zeit durch den Genius deutscher Wissenschaft zu einer blühenden Stadt mit 2500 E. herangewachsen; die „Liebig-Kompagnie" läßt hier nach den Vorschriften J. v. Liebigs unter Leitung eines deutschen Chemikers Fleischextrakt bereiten, um die massenhaften Fleischvorräthe Südamerikas, die bisher verdarben, indem man von den Thieren bloß die Häute rc. benutzte, zu verwerthen. Die Fabrik beschäftigt 1500 Arbeiter, täglich werden 600 Thiere geschlachtet*). Die Stadt hat einen guten und sichern Hafen und es siedeln sich nun auch viele Engländer in derselben an.

Paraguay.

2670 Q.-M. mit ca. 1 Mill. Einw.

Begrenzt wird diese einzige Binnen-Republik Südamerikas von den Strömen Paraná (im O. und S.), Paraguay und Pilcomaya (im W.); die Nordgrenze gegen Brasilien zieht nun nach Beendigung des 6jährigen Krieges mit diesem und mit Argentinien von dem Salto Grande des Paraná längs des Igatimflusses nordwestlich bis zur Quelle des Apá-Flusses, dem sie bis zur Mündung in den Paraguay folgt. Der östliche Theil des Landes wird von bewaldeten niedern Sierren durchrankt, das übrige Land liegt eben und tief, ähnlich der Lombardei, nur viel ausgedehnter und unter noch milderem Himmel, der keinen Frost zuläßt. Hinreichend getränkt von Regen und Flüssen, ist das Land immer grün, fruchtbar und wiesenreich, im Norden und Osten voll ungeheurer Wälder. Reis und Mais, Weizen und Gerste, Bohnen und Manioc geben reichlich aus, und während nördlich des Wendekreises Palmen, Pisang und Vanille wachsen, gedeihen südlicher Trauben und Pfirsiche; Zuckerrohr, Indigo und Baumwolle sind leicht zu kultiviren. Die Wälder liefern Bau- und Nutzhölzer mannchfacher und selbst der kostbarsten Art, auch Arznei-, Farbe- und Gerbestoffe, Balsame, Kautschuk u. s. w. Der Mattee ersetzt den chinesischen Theestrauch. Das Mineralreich kann in dem meist flachen Lande nicht bedeutend sein, und doch hat man ergibige Erzlager, selbst Quecksilber, gefunden. Salz zur Genüge, Salpeter, Porcellanerde u. s. w. — Von besonderem Werthe ist die Schiffbarkeit der Ströme. Der Paraná hat nur noch im Norden, wo er aus brasilischen Bergen kommt, einen Fall, der Paraguay hat gar keine Stürze; die Dampfer fahren von Montevideo bis in die brasilische Provinz Matto

*) In Argentinien und in Süd-Brasilien sind nun ähnliche Fabriken angelegt worden.

Grosso. Ebenso bilden mehrere Nebenflüsse brauchbare Wasserstraßen im Innern, während der Pilcomayo und Vermejo die Verbindung mit Bolivia und den Nordprovinzen Argentinas zu befördern im stande sind.

Hier war keine rasche Beute an edeln Metallen zu hoffen. Es kamen statt goldgieriger spanischer Kriegsleute nur Missionäre herbei, jedoch von dem klugen Orden der Jesuiten, die sich von dem gesegneten Lande und von der Gutmüthigkeit der Eingebornen, besonders von dem Stamme der Guaranis angezogen fühlten. Sie bemerkten bald, daß die Indianer sich an priesterliche Herrschaft gewöhnen ließen, und als dies gelang, machten sie ganz im stillen, obwohl unter spanischer Hoheit, einen eignen Staat für sich daraus, legten Dörfer an, und waren darin Verwalter, Richter, Aerzte und Hauptleute. Das Volk wurde wie Kinder behandelt, man unterrichtete es in Gebeten, man hielt es in tiefster verehrender Unterthänigkeit, man leitete es zur Feld- und Gartenarbeit und zu allerlei Handwerken an. So begann ein seltsames, an das Entstehen indischer und ägyptischer Kultur erinnerndes Reich; doch als der Jesuitenorden stürzte, endete auch seine dortige Herrschaft. Seit der Losreißung der spanischen Kolonien hat sich Paraguay nicht mit Buenos Ayres vereinigt, es gerieth vielmehr unter den Diktator Francia, einen charakterfesten Mann, dessen starke Hand dem der Freiheit noch unkundigen Volke wohl that. Er starb nach langer Regierung 1840 hoch bejahrt, worauf man sich republikanisch einrichtete, doch bald seinen Neffen Lopez auf 10 Jahre zum Präsidenten wählte. In dem erwähnten unglücklichen Krieg (1865—71), der mit Landabtretungen an Brasilien und Argentina endete, hat der kleine Staat unter Lopez Leitung im Kampf gegen eine übermächtige Koalition (Brasilien*), Argentina und Uruguay) eine Lebensfähigkeit und eine Widerstandskraft entwickelt, welche ihm von keiner Seite, am wenigsten von den wider ihn Verbundenen zugetraut wurde. Auch schon bei früheren Gelegenheiten hatten seine Bewohner einen staunenswerthen nationalen Enthusiasmus gezeigt.

Außer mehreren tausend Creolen sind die Paraguayos meistens Mischlinge und Indianer, allzumal — mit Ausnahme der noch wilden Waldbewohner — hispanisirt; als Verkehrssprache wird jedoch vorzugsweise die schon von den Jesuiten kultivirte Guaranisprache geredet. Neger und Mulatten gibt es wenige; den Sklavenverkauf hat die Republik verboten. Die Bevölkerung wurde offiziellerseits (1871) auf 1,200000 angegeben, von anderen dagegen auf bloß ca. 230000 geschätzt.**) Der mittlere Theil des Gebietes ist am dichtesten bewohnt. Jedenfalls wird sich das Land nur schwer von den herben Schlägen erholen; nach zuverlässigen Berichterstattern sei der Ausspruch, daß es gegenwärtig nur von Greisen, Weibern und Kindern bevölkert sei, fast buchstäblich zu nehmen, die männliche Bevölkerung sei in der That bis auf 14 jährige Burschen herab im Kriege zu Grunde gegangen. Daher der dringende Ruf nach Einwanderung. Der Hauptort Assuncion (Assumption), in günstiger Lage, bis wohin große Schiffe gelangen können, soll jetzt nur noch 18000 E. haben (früher 40000). In der Umgegend von Villa Rica wird der meiste Paraguaythee (Hierba de Maté) gesammelt.

---

*) Paraguay verhält sich zu Brasilien etwa wie Anhalt zu Preußen.

**) Schon vor dem Kriege schwankten die Angaben über die Stärke der Bevölkerung zwischen 330000 und 1,337000.

Kaiserthum Brasilien.

Größe: 155000 Q.-Mln. Bevölkerung: 10 Mill. Volksdichtigkeit: 65.

So heißen nicht nur die paar tausend Quadratmeilen südlich des Aequators an der Ostküste, welche man von Portugal aus kolonisirt hat, sondern noch unbegrenzte Räume tief ins Innere hinein, auf welche die Eroberer Anspruch machten. Das Ganze erstreckt sich nordwärts noch über den Aequator hinüber, südwärts bis zu 33° S. Br. und hat eine weit ins atlantische Meer vorgebogene Küste von mehr als 800 Meilen Länge, woran Cap Roque und Cap Frio vortreten. Flüsse gibt es in nicht geringer Zahl, besonders: der 337 Meilen lange San Francisco, der 300 Meilen lange Tocantines, der an der Mündung Pará genannt wird; der Paranahyba auch 180 Meilen lang, die großen Küstenflüsse Belmonte, Parahyba ꝛc. Alle diese gehören in ihrem ganzen Laufe hieher. Der Amazonenstrom (richtiger Amassonas) aus Peru kommend, durchströmt den Norden, verstärkt durch die oben schon genannten Nebenströme. Zwei andere bedeutende Flüsse Brasiliens wenden sich südwärts in die Nachbarländer, der Paraná (Rio Grande), welcher nur 9 Meilen von der Quelle des Francisco entspringt, und der Paraguay.

Die Küste, mit Ausnahme der Aequatorgegend, wo das Tiefland des Amassonas ans Meer tritt, ist nicht flach, wie etwa die von Mexico am Golf, vielmehr läuft eine Felsbrüstung unter dem Wasser an ihr hin, und das Meer wird sogleich gehörig tief, weshalb es in allen Buchten gute Ankerplätze gibt. — Eine reiche Vegetation findet sich in dem Küstenstriche, man sieht die herrlichsten Reis- und Zuckerfelder, Kakao-, Kaffee-, Baumwoll- und Tabakpflanzungen u. s. w., und daß es an Kokos-, Kohl- und andern Palmen nicht fehlt, sowie am Pisang, der sich den meisten Palmarten gesellt, läßt sich leicht denken. Kaffee namentlich ist zum Hauptprodukt Brasiliens geworden; es erzeugt davon 150mal mehr als Arabien, und mehr als irgend ein anderes Land der Erde. Infolge der bedeutenden Preissteigerung des Kaffees ist namentlich in den letzten Jahren noch eine außerordentliche Vermehrung der Kaffeeplantagen eingetreten.*) Auch Vanille, Zimmt, Indigo, Cimhona ꝛc. werden mit unter den Produkten Brasiliens aufgeführt; chinesischer Thee fängt an neben dem Mattee sich zu verbreiten, und Gewürznelken werden mit Erfolg angebaut. Unter den Bäumen finden sich die kostbarsten Arten für Kunstschreinerei, und viele Farbhölzer; hat doch das rothe Holz (eine Glutkohle heißt auf portugiesisch Braza) dem Lande gleich nach der Entdeckung den Namen gegeben. Die 3 Hauptprodukte für den Export werden indes noch lange Kaffee, Zucker und Baumwolle bleiben.

Steigt man an den Flußufern, die mit Urwald bedeckt sind, in mehr oder minder großer Entfernung von der See aufwärts, so kommt man zu mäßig hohem Küsten-

---

* Nach der Größe ihrer Produktion haben die Kaffeeländer folgende Rangordnung: Brasilien, Cuba, Hayti, Java, Brittisch Westindien, Holländisch Guayana, das übrige Südamerika, Französisch Westindien, Portorico, Sumatra, Ceylon, Bourbon, Mokka. Die größten Quantitäten Kaffee gehen nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, nach Deutschland, den Niederlanden und Frankreich. — Daß mit der Vermehrung der Kaffeeproduktion auch große volkswirthschaftliche Nachtheile verknüpft sind, hat schon J. v. Tschudi nachgewiesen; so bezieht z. B. das reiche Kulturland Brasilien sein Mehl aus Oesterreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten.

gebirg durchschnittlich zu 1000 m., dessen jenseitiger Abfall nur schwach ist, und befindet sich bald auf Plateaux von 6—900 m. Höhe, die das Innere Brasiliens, über die Hälfte des Ganzen, ausmachen. Gebirgszüge strecken sich darüber hin als Ränder der Ebenen, als Wasserscheiden (Serras dos Vertentes) der Flußthäler, aber nicht als Hochgebirge. Die wichtigsten derselben sind in der allgemeinen Uebersicht des Erdtheils schon genannt. Flußthäler mit tropischem Pflanzenwuchse abgerechnet, sind die Hochflächen oder Campos steppenartig, mit hohem Gras und niederem Gesträuch bewachsen, zur Viehzucht geeignet; manche auch wasserleer, so daß Menschen und Thiere hier, wie noch an anderen Stellen Südamerikas von ähnlicher Beschaffenheit, ihren Durst nicht löschen könnten ohne den Wassersaft der Melonenkaktus;*) oder gar sandig und steinig. Sehr ergibig aber sind die Gebirgsstriche an Mineralen; kaum daß eines der Metalle fehlt. Eisen und Steinkohlen im Ueberfluß. Goldwäscherei treibt man an vielen Orten, selbst Platina wird plattenweis ausgebeutet; und edle Steine sind häufiger als in Ostindien. Der Diamant findet sich gewöhnlich in eisenhaltiger Kieselerde wie Erbsen gestaltet, besonders in öden Bergschluchten der Provinzen Minas Geraes, Matto Grosso und Bahia.

Wo Gebirg und Hochland aufhört, beginnt im Südwesten, also im Paraná-Stromgebiete, die Region der niederen Pampas mit Viehherden; und im Nordwesten das Tiefland der Selvas, das der Marannon als sein Reich betrachtet, und das, unter der tropischen Glut zur Regenzeit gewaltig bewässert, das ganze Jahr grün, mit wenig lichten Stellen darin, über 40000 Q.-M. bedeckt und bis zu den Llanos gegen die Grenze von Venezuela sich erstreckt. Hier wimmelt es von Affen, Tapirs, reißendem Gethier und Schlangen, von Papageien und anderem bunten Gefieder, aber auch verwildertes Rindvieh hat sich an vielen Stellen verbreitet. Der Indianerstämme gibt es dort eine Menge, meistens aber nur aus einigen 1000 Köpfen bestehend, als Jäger oder Fischer, auch von Wurzeln, Früchten und Honig lebend, oder auch elendiglich von Ameisen, Gummi und fetter Erde. — Am Amassonas selbst finden sich einzelne Missionsorte, und bald werden Städte daraus werden, wenn nur erst der Strom zur Handelsstraße geworden.

In der Bevölkerung Brasiliens sind ca. $2^1/_2$ Mill. (?) Weiße (Europäer und Brasileios), $4^1/_2$ Mill. Mischlinge,**) $1^1/_2$ Mill. Neger und 1 Mill. Indianer enthalten. Meist sind nur Theile der Küstenprovinzen kultivirt; die an Brasiliens bisher wichtigstem Strom, dem Francisco, gelegenen Provinzen Pernambuco, Bahia und Minas Geraes sind neben der kleinen, aber civilisirtesten Provinz Rio de Janeiro die bevölkertsten. Diese 4 Provinzen haben zusammen mehr Einwohner als die 16 andern, und sie repräsentiren deshalb das eigentliche tonangebende Brasilien. Die Schritte, welche der gegenwärtige Kaiser Dom Pedro II. seit Jahren zur Abschaffung der Neger-

* Vegetabilischer Quellen in der Wüste, wie Humboldt sagt.

** Die Mischlinge haben im portugiesischen Amerika zum Theil andere Namen als im spanischen; zwar bezeichnet man mit Mulatten (aus Weißen und Negern) in beiden dieselben, dagegen: Mamelucos (aus Weißen und Indianern), span. Mestizos; Cafuscos oder Carabocos (aus Negern und Indianern), span. Zambos; Xibaros (aus Indianern und Cafuscos.) Brasileiros sind Abkömmlinge eingewanderter Portugiesen, Europeos in Europa geborene Portugiesen u. a. Eingewanderte.

sklaverei gethan und welche bei der Pflanzer- und Aristokratenpartei auf großen Widerstand gestoßen, sind endlich (durch das Sklavenemanzipationsgesetz vom 1. Sept. 1871) mit Erfolg gekrönt worden, so daß nun auch auf dem südamerikanischen Continent jenes Institut in nicht ferner Zeit verschwinden wird. Von den Indianern sind etwa $^7/_{10}$ Mill. civilisirt, 300000 dagegen noch Wilde; die Botocuden, dem Küstengebirg nahe, mit Holzklötzen in Unterlippe und Ohrläppchen, ferner die Coroados, die Puris, und die berittenen Guaycuras am Paraguay sind am bekanntesten. — Die Regierung ist seit Jahren bestrebt, die europäische Einwanderung, namentlich die deutsche, zu fördern; aber bei dem häufig eingehaltenen Parceria- oder Halbpachtsystem, welches die Einwanderer der Ausbeutung gewissenloser Agenten preisgibt und die Ansiedler nicht selten zu Sklaven der Plantagenbesitzer macht, ferner bei der oft parteiischen Rechtspflege, besonders Ausländern gegenüber, ist die Einwanderung namentlich in die tropischen Theile eine geringe geblieben. Im Interesse der schon an 90000 Köpfe zählenden deutschen Kolonisten in den südl. Provinzen Paraná, Santa Catarina, besonders aber Rio Grande do Sul — in dieser allein über 60000 — ist dies zu beklagen, da sie, durch und durch deutsch geblieben und festhaltend an alter Sprache und Sitte, bei größerem Zuzug dort in jenen gesunden und gesegneten Landstrichen leicht ein Neudeutschland begründen würden. Aber diese Deutschen sind eben als selbständige Ansiedler eingewandert; deshalb stehen ihre Ansiedlungen (auch geistig) in hoher Blüte; sie haben, wie die in Argentina, ihre eigenen Schulen, Kirchen, Zeitungen, Vereine u. s. w. Ihr Wohlstand beruht zum großen Theile auf dem Anbau des Kaffeebaumes. Leider wurde in letzter Zeit durch eingewanderte (deutsche) Jesuiten die bisher unter den Kolonisten von do Sul vorhandene konfessionelle Eintracht zwischen Protestanten und röm. Katholiken gestört.*) — In den Provinzen Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro finden sich italienische Eingewanderte in bedeutender Zahl (20—24000).

Die Portugiesen, im 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts heroisch und unternehmend, später politisch und kriegerisch erschlafft, verstanden nicht zu kolonisiren. Das Land schwacher Wilden zu erobern und dann, soweit es von Natur schon reichlichen Ertrag gab, behaglich und von Negersklaven bebaut zu besitzen, Gold und Diamanten unter argwöhnischer Aufsicht sammeln, hie und da auch Indianer durch Mönche bekehren zu lassen — das war ihr Hauptgeschäft in Brasilien. Erst 1811, als die (1807) vor Napoleon geflüchtete Königsfamilie sich in Rio aufhielt, kam eine Buchdruckerpresse ins Land, und erst seit der, zum Theil durch die Rückkehr des Königs nach Portugal herbeigeführten Trennung vom Mutterlande (1822) hat einige Gewerbsamkeit begonnen, hat man Fremden und Naturforschern das Innere des Landes geöffnet, auch einheimische Produkte durch Anbau fremder, vor allen des Kaffees vermehrt; und daß der Seehandel dadurch belebt werden mußte, war natürlich. Es fehlt zwar noch an Straßen, und meist geschah bisher auf Maulthieren der Transport im Innern; aber auf den Strömen gehen bereits Dampfer, und in den letzten Jahren hat die Regierung wie auf Erforschung des ungeheuren Gebietes so auf Erbauung von Eisenbahnen viel verwendet

* Adalb. Jahn, Wichtige Beiträge zur Einwanderung und Kolonisation in Brasilien. 1874.

und unter andern auch eine (von deutschen Ingenieuren vorbereitete) Linie von der bolivianischen Grenze bis zur Schnelle von St. Antonio zur Umgehung der Stromschnellen des Madeira und zur Belebung der Schiffahrt auf dem Amassonas in Angriff nehmen lassen. — Brasilien steht unter einem erblichen Kaiser aus der portugiesischen Königsfamilie; erster Kaiser: Dom Pedro I., Sohn Königs Johann VI.; Senat und Deputirtenkammer. Doch ist die Partei, die eine Republik will, nicht gering, und die Provinzen haben schon eigene gesetzgebende Versammlungen, so daß sich das Reich einem Föderativstaate nähert. Auch ist der Reichstag fast souverän; der Kaiser darf z. B. ohne Erlaubnis des Reichstages das Land nicht verlassen. Der jetzige Kaiser, ein unterrichteter und intelligenter Fürst und aufrichtig um Hebung des Volkes bemüht, sucht durch persönlichen Einfluß zu ersetzen, was ihm an Rechten abgeht. Und das thut Noth. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die große Masse der Brasileiros ziemlich demoralisirt ist und Unterschleif und Bestechlichkeit in der Beamtenwelt nichts Ungewöhnliches sind. Das Budget beträgt 53, die Staatsschuld 500 Mill. Thlr. Der Staat unterhält ein stehendes Heer von 26000 Mann (Kriegsfuß 75000), wozu noch (auf dem Papier) 700000 Nationalgarden kommen. Die Kriegsflotte zählt 75 Schiffe und Kanonenböte mit 290 Kanonen, die Handelsflotte 750 Schiffe zu 232000 Tonnen. Einfuhr und Ausfuhr betrugen i. J. 1872 ca. 280 Mill. pr. Thlr. —

Bedeutende Orte an der Südostküste: Rio de Janeiro westlich vom Cap Frio nahe der gemäßigten Zone, also in gleicher südlicher Entfernung vom Aequator, wie Kalkutta in nördlicher, ist die Residenz des Kaisers und bis jetzt die größte Stadt Süd-Amerikas. Sie liegt in bergiger Gegend auf einer etwas hohen Landzunge, die sich in eine geräumige Meerbucht ausstreckt, und hat mehr als 275000 Einw., worunter 157000 Weiße, ca. 60000 Neger, 50000 Mulatten &c.; gewöhnlich werden auch die Vorstädte und umliegenden Ortschaften miteingerechnet, die ungefähr ebensoviele Einw. zählen wie die eigentliche Stadt, wodurch sich eine Gesammtbevölkerung von ca. 550000 ergibt. Stattliche Gebäude stechen hie und da hervor, weltliche wie geistliche: Kirchen und Kapellen, hohe Schulen und Akademien mit Bibliothek, Sternwarte und Museum, ein kaiserliches Schloß und Theater, aber auch eine Bank und eine Börse, die das reiche, bewegte Leben einer Seestadt nicht entbehren kann. Der Handel ist sehr bedeutend. Was man hier und überhaupt in Brasilien vom Auslande bedarf, sind besonders Baumwoll-, Seide-, Lein- und Wollwaaren, ferner Eisen-, Gold- und Silberfabrikate, auch Weizenmehl und Weine. Die Lage Rio de Janeiros ist herrlich und soll mit der von Neapel und Konstantinopel an Schönheit wetteifern.

Südwestlich davon: San Paolo einige Meilen seitab von der Küste und von dem Hafen Santos. Desterro 4° südlich vom Wendekreise des Steinbocks, auf der Insel Santa Catarina. Die Insel liegt dicht vor der Küste des gleichnamigen Landes, das wegen seiner üppigen Vegetation und zugleich milden und gesunden Luft wohl den Vorzug vor andern Provinzen verdient und wo unter andern deutschen Kolonien — zusammen sind über 20000 Deutsche in der Provinz — Blumenau (7000 Bew.), Santa Izabel und Theresopolis (miteinander 2000 Bew.), Brusque &c. Der den Walfischfängern willkommene Hafen Desterro gehört zu den besten in Brasilien. Südlich von Santa Catarina, gegen Uruguay hin, ist Viehzucht

das Hauptgeschäft, so daß aus der Provinz Rio Grande do Sul jährlich ungeheuere Massen Dörrfleisch und zwischen 3 und 400000 Rindshäute verkauft werden. Die Deutschen sind über diese ganze Provinz verbreitet, namentlich in den Städten, wenn auch nicht überall in so geschlossenen Massen, wie in dem Landstrich, der im Süden von der lagoa dos patos, im Norden und Westen vom Zug der Serra Geral begrenzt wird. Entschiedenen Widerwillen scheinen die Deutschen gegen den Camp, das offene freie Feld, zu haben; sie sitzen fast alle auf Waldboden und in den Thälern. Porto Alegre (20000 E.) ist Hafen und Hauptort für die deutschen Kolonisten, wozu Rio Pardo und S. Leopoldo (mit Umgegend 20000 E.) gewissermaßen Vorstädte sind; einige andere Orte versprechen Ausgangspunkte für neue Stadtanlagen zu werden, wie z. B. Santa Cruz, ferner S. Maria und der sogen. Hamburger Berg nördlich von S. Leopoldo. Die Deutschen der Provinz beschäftigen sich indes vorzugsweise mit Ackerbau, weniger mit Viehzucht; aber auch in ihren gewerblichen Leistungen lassen sie die Brasilianer bereits weit hinter sich. Die Nachkommenschaft dieser (von 1824 an) hier angesiedelten Deutschen (ursprünglich an 8000, meist aus Rhein- und Moselgegenden) ist ein schöner, kräftiger Menschenschlag. — Nordwärts von Janeiro: Am Cap Frio eine vom Lübecker Lindenberg angelegte großartige Saline und Fischerei, durch welche das Land weit und breit bis tief ins Innere hinein mit gesalzenen Fischen versorgt wird. Bahia (d. h. Bai), mit außergewöhnlich großem und sicherem Hafen, an Umfang und Handelsthätigkeit die zweite Stadt des Reiches, hat 152000 E. Nur 12° vom Aequator entfernt, wäre die Sommerwärme oft erdrückend, wenn nicht der Seewind Erfrischung brächte. Von den Plantagen der umliegenden sehr fruchtbaren Provinz werden Massen von Kaffee, Zucker, Reis, Tabak und Baumwolle versandt, ebenso von Farbhölzern, deren es in den Wäldern Brasiliens von allen Arten gibt. Im Eingange der Bai liegt die große und stark bevölkerte Insel Itaparika. 20 M. nördl. von Bahia liegt die kleine Hafenstadt Macejó, deren Umgebung als eine der anmuthigsten geschildert wird. Die Festung Natal nicht weit vom Cap Roque, und Porto Calvo sind belebte Hafenstädte, letztere mit Werften auch zum Bau von Kriegsschiffen. Wichtiger ist Pernambuco, die dritte Handelsstadt des Reiches, deren Hafen als vornehmster Markt für Baumwolle gilt; die Stadt hat, den Nachbarort Olinda mitgerechnet, 118000 E.

An der Nordküste: Unter mehreren Häfen sind Maranhao auf der gleichnamigen Plantagen-Insel vor der Mündung des Miraimflusses und Pará oder S. Maria de Belem hervorzuheben; Pará liegt an der Golfmündung des mit dem rechten Arme des Amassonas vereinigten Tocantines und ist Hauptort der 20000 Q.-M. großen Provinz Pará oder Unter-Amassonien. Bewohnt ist die Stadt größtentheils von Indianern, die als Verfertiger flacher Flußboote und Gummischuhe, als Händler und Schiffer ꝛc. vielfach beschäftigt sind. Unter den wenigen Orten aufwärts am Amassonas ist Obidos, 120 M. von der Mündung, wegen seines Kakaobaues bedeutend.

Im Hochlande: Villa Rica (Ouro Preto) nicht weit vom Itacolumi, Hauptort in Minas Geraes, dem an Diamanten und Gold, aber nicht an kulturfähigem Boden reichen Oberlande des Francisco. Tejuco, auch in der Provinz Minas Geraes, ist Mittelpunkt des lange Zeit berühmten Diamanten-Bezirks, der aber nicht

mehr der gehaltreichste ist, denn 1844 wurde in den Gebirgen der Provinz Bahia ein reicheres Diamantenlager entdeckt, dessen Hauptstadt Cincora ist. Die mit Mineralien, namentlich mit Gold gesegnete und vom Tocantin durchströmte Provinz Goyaz hat die hübsche Stadt Goyaz (sonst Villa Boa genannt), und die Provinz Matto Grosso, voller Steppen und Urwald, hat Villa Bella (Matto Grosso) zum Hauptort; Diamantino, in der Quellenlandschaft des Paraguay und in höchst ungesunder Lage, ist Hauptort eines Diamantendistrikts.

Kolonien in Guayana oder Guyana.

Der ganze Landstrich von der Mündung des Amassonas bis zum Delta des Orinoco heißt Guayana. Ein Theil davon gehört zu der großen brasilischen Provinz Pará, ein anderer zu Venezuela. In der Mitte zwischen beiden haben Holländer und Franzosen Niederlassungen angelegt und Negersklaven eingeführt; denn der Alluvialboden des etwa 12 Mln. breiten, tief liegenden Küstenstrichs, in welchen viele Flüsse aus dem bewaldeten Hochlande herabrauschen, ist in dem warmen Klima und bei zweimal wechselnder Regenzeit überaus ergibig. Und was die einheimischen kleinen Völker, theilweise caraibischen Ursprungs, betrifft, so waren sie nur in ihren Gebirgsthälern und Wäldern gefährlich. Man legte also Plantagen an für Zucker, Reis, Indigo, später auch für Baumwolle, Kakao und Kaffee und zwar am fleißigsten in den holländischen Besitzungen, wovon seit 1814 die größere Hälfte den Engländern gehört. Vor 40 Jahren machten die Negersklaven $^{11}/_{12}$, die Weißen nur $^{1}/_{20}$ der Bewohner aus. Jetzt sind in der Gesammtbevölkerung von 282000 höchstens 25 % Weiße; das übrige Neger, Mulatten, Chinesen, Kulis, Indianer 2c. Als Südgrenze der europäischen Besitzungen kann im allgemeinen der 2.° N. Br. gelten.

a) **Surinam** oder niederländisch Guayana (2170 Q.-Mln., 60000 Bew.) Der Hauptort ist Paramáribo mit 25000 E. Dort sollen die Plantagen, obwohl in wagrechter Fläche, gar reizend sein — üppige Gärten mit Landhäusern bestreut, nach holländischer Art von Kanälen durchschnitten und durch Dämme geschützt. Dahinter erhebt sich der den größten, d. h. den ganzen hochgelegenen innern Theil des Gebietes einnehmende schwarzdunkle Urwald, und das Gestade selbst wird vom lichten Meergrün der Wellen bespült. Die Straßen der Stadt Paramáribo stehen voller Bäume und duften von Pomeranzenblüte und andern Blumen. Harte Behandlung der Negersklaven vonseiten der Plantagenbesitzer hat viele der ersteren veranlaßt, in die Wälder und Gebirge den Indianern zuzuflüchten, von wo sie als Marronneger (Buschneger, sie zählen mit ihren Nachkommen ca. 7500) feindliche Einfälle in die Kolonie machten, bis endlich die Regierung (es war nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts) Friede mit ihnen schloß. Durch sie und durch die Indianer bezieht man die kostbarsten Holzarten, die auf dem Surinam und andern Flüssen herabgeflößt werden. Im Jahre 1862 gab es noch 37000 Negersklaven; 1864 wurden die Sklaven freigegeben. Der Kaffee- und Baumwollenbau ist seitdem fast ganz in Abgang gekommen. Ueberhaupt sind die sämmtlichen amerikanischen Kolonien der Holländer für das Mutterland so gut wie werthlos geworden, da sie allerlei Unbequemlichkeiten verursachen und nicht unbeträchtliche Geldopfer verlangen; keine einzige kann aus eigenen Mitteln ihren Finanzbedarf decken.

b) **Brittisch Guayana** (4000 Q.-Mln., 194000 Bew.) vom Flusse Corentyn bis an die Orinocomündung und über 80 Mln. weit ins Innere hinein. Es besteht aus drei Grafschaften, die nach den Flüssen Demarara, Essequibo und Berbice heißen. Wie in Surinam begünstigt der angeschwemmte Boden des Tieflandes die üppigste Vegetation, vor allen den Bau des Zuckerrohrs und Kaffees. Entfernter vom Meere, auf dem ansteigenden Boden, herrscht gesunde Luft; nur fehlt es noch an Ansiedlern, und seit Aufhebung der Sklaverei an Arbeitern, da der Indianer ein unstätes Leben liebt, und auch der freigewordene Neger gleich den Lazzaronis in Neapel nur so viel thut, als er zum Unterhalt durchaus nöthig hat. Deshalb hat sich auch hier seit dem Aufhören der Sklaverei die Kaffeeproduktion vermindert und ist der Baumwollenbau fast eingegangen; Zucker bildet das Hauptprodukt. In der Bevölkerung viele indische und chinesische Kulis. Georgetown (bei den Holländern Stabroek) mit 35000 E. ist der Hauptort. Neu-Amsterdam.

c) **Französisch Guayana** (2200 Q.-M., 28000 Bew.), an Boden und Klima dem holländischen und brittischen ziemlich gleich, nur noch feuchter, namentlich im Mai und Juni, wo der Regen am strömendsten, die heiße von Wasserdampf erfüllte Luft am ungesündesten ist und der Boden sich in Sümpfe verwandelt. Bevölkerung meist Freigelassene und Indianer, ca. 4000 Weiße (incl. Militär, Beamten- und Sanitätspersonal 2c.). Cayenne, Inselstädtchen vor der mit Sumpf und Wald umgebenen Mündung des Cayenneflusses, ist Sitz der Regierung und berüchtigt als Ort für Deportirte aus Frankreich, die außerdem noch auf 2 Inselchen und auf 2 Punkte des Festlandes vertheilt sind und nach Jahresfrist zur Hälfte dem mörderischen Klima erliegen. In neuester Zeit haben die Kolonisten ihre bisherigen Produkte noch durch Gewürznelken, Muskatnuß, Zimmt und Pfeffer vermehrt, doch ist auch hier seit der Sklavenemanzipation die Produktion zurückgegangen.

Westindien oder große und kleine Antillen.

Einige hundert Inseln und Inselchen liegen zwischen der Halbinsel Florida und dem Orinoco und scheiden den atlantischen Ocean vom amerikanischen Mittelmeer. Man kann sie nach Belieben zu Nord- oder Südamerika rechnen. Die längste von ihnen, Cuba, streckt sich der Halbinsel Yucatan entgegen, wodurch so ziemlich das Mittelmeer in den Golf Mexicos und in das caraibische Meer getheilt wird. Mit geringer Ausnahme sind die Inseln vulkanisch und gebirgig, sie haben folglich ein doppeltes Klima, das der heißfeuchten Tiefen und das der Berge. In der Regenzeit gießt es fürchterlich, sowie überhaupt Stürme und Gewitter dort äußerst heftig sind. Auch an gewaltigen Erdbeben fehlt es nicht; aber die Vegetation ist groß. Wir müßten ein Verzeichnis von mindestens 60 bis 70 Namen aufstellen, um nur die nutzbarsten Gewächse, die Arznei-, Nähr- und Würzpflanzen, die Hölzer für Kunstschreinerei und Färberei u. s. w. zu erwähnen. Hier hat sich zuerst nach Einwanderung der Europäer in Amerika Plantagenbau entwickelt, und überall trifft man reiche Pflanzungen von Zucker und Kaffee, Kakao, Indigo, Baumwolle, Tabak 2c., sogar ceylonischer Zimmt und australische Brotfrucht ist angepflanzt, Mais aber und anderes Getreide, das weniger einträgt, wird vernachlässigt. Obwohl meist sehr herabgekommen und obgleich in neuester

Zeit andere tropische Küsten auf gleiche Weise benutzt werden, behauptet diese Inselwelt doch noch immer einen wichtigen Platz unter den Ländern, die den europäischen Markt mit Kolonialwaaren versorgen. Die Bevölkerung, fast zwei Drittheile Neger, die übrigen Weiße, Farbige, Kulis ꝛc., beträgt etwa 4²/₁₀ Mill. Köpfe. — Westindien ist der Gesammtname der Inseln, der in Brauch kam, als man inne ward, daß Columbus nicht das von ihm gesuchte eigentliche Indien dort gefunden habe. Unterabtheilungen sind: 1) die großen Antillen: Cuba, Hayti (Haïti), Jamaica, Portorico; 2) die Bahama- oder lucayischen Inseln; 3) die kleinen Antillen oder caraibischen Inseln, von Portorico in einem Bogen bis zur Küste Venezuelas; insofern sie dem Ostwinde offen da liegen, nennt man sie auch windwards islands, d. h. Inseln im oder über dem Winde, während man 4) die Inseln längs der Küste Venezuelas leewards oder Inseln unter dem Winde heißt. — Wir wollen sie nach ihren Besitzern durchgehen.

1) **Hayti** (1318 Q.-Mln., 708000 Bew.), buchten- und flußreich, fruchtbar, durchzogen von Gebirgen, wo fast beständiger Frühling. In der Kette Cibao ist ein Gipfel von 2200 m. Hayti war die erste größere von Columbus entdeckte Insel und wurde Hispaniola, später S. Domingo genannt. Gegenwärtig ist sie die einzige unabhängige Insel Westindiens. Vor der Revolution war sie unter Spanien (Hauptort Domingo) und Frankreich (Hauptort Port au Prince) getheilt. In folge der französ. Revolution brach ein mörderischer Aufstand der Schwarzen aus, man riß sich unter dem Negerhäuptling Toussaint l'Ouverture, dem Enkel eines afrikanischen Königs, von der Herrschaft der Weißen los, einzelne Tyrannen (Dessalines, Christoph) folgten als Kaiser aufeinander; zuletzt 1821 ward Hayti eine Mulatten- und Negerrepublik, die sich gut verwaltete, sich von Frankreichs Ansprüchen mit 150 Millionen Francs abzulösen versprach und selbst für Bildung sorgte. Doch in den Jahren 1842 und 1843 trafen harte Schläge den neuen Staat, zuerst furchtbare Erdbeben, worin die Hauptstädte fast untergingen, dann nach Absetzung des Präsidenten Boyer eine politische Zerrüttung, die den Osten und Westen, d. h. den größeren ehemals spanischen Theil von dem kleineren französischen Drittel wieder trennte. Der spanische bildete nun (1843) eine Republik für sich, die dominicanische; in dem französischen aber warf sich wieder ein Tyrann auf, Namens Soulouque, der als König oder Kaiser Faustin von Hayti an die Spitze trat, hohe Adelstitel austheilte und überhaupt so verfuhr, daß man (1859) seiner überdrüssig ward und wieder zur republikanischen Verfassung zurückkehrte.

Es sind also 2 Republiken auf der Insel: a) die von San Domingo (838 Q.-M., aber nur ca. 136000 Bew.), verhältnismäßig geordnet. Die gleichnamige Hauptstadt hat 15000 E. Weiße können sich niederlassen und Bürger werden. — b) Die Neger-Republik Hayti, wo kein Weißer Bürgerrecht erhält (480 Q.-Mln., 572000 E.). Französisch ist Geschäftssprache; verwirrte Zustände. Hauptort Port Republicain (sonst Port au Prince) mit 30000 E.

2) **Spanische Besitzungen** — und zwar: a) Cuba (mit Einschluß von Pinos und einigen kleineren Inseln 2160 Q.-M., 1,400000 E.), die „Perle der Antillen," mit Sierren, worin es Gipfel von beinahe 2400 m. gibt. Von der Natur mannigfaltig und reich begabt, hat die Insel kaum an etwas Mangel, als etwa an Brenn-

stoffen, obgleich auch Wälder in dem fast noch unbekannten Innern des Landes vorhanden sind. Der westliche, dichtest bevölkerte Theil ist der kleinste, kultivirteste und reichste; im mittleren und im östlichen Drittel noch große Strecken als „terra incognita." Erst seit dem Verluste Mexicos und Perus hat Spanien der Insel mehr Aufmerksamkeit zugewandt. Zahl der Sklaven über 1/3 Mill. Seit Jahren tobt auf der herrlichen Insel ein gräuelvoller Insurrektions- und Bürgerkrieg, dessen die spanische Regierung nicht Herr werden kann; bittere Feindschaft zwischen den entarteten Creolen, den sklavenhaltenden Plantagenbesitzern, und den Peninsulares (Capuchinas), den eingewanderten Spaniern. Traurige Zustände. Hauptstadt ist die „sybaritische" Havana, in vortheilhaftester Lage, mit sehr geräumigem Hafen, von mehreren Forts geschirmt; 230000 E., einer der wichtigsten Handelsplätze Amerikas. Die Hafenstädte Sant Jago mit 96000 und San Carlos de Matanzas mit 27000 E. Im Innern ist die bedeutendste Stadt Puerto Principe mit 40000 (?) E., durch eine Eisenbahn mit Nuevitas verbunden. — b) Portorico (169 Q.-M., 625000 Bew.), mit Gebirg, worin ein Gipfel von 1100 m. Die Insel ist durch ihre Tabaksblätter besonders bekannt, doch ebenfalls wie Cuba mit Erzeugung von Zucker, Kaffee ꝛc. und mit Viehzucht beschäftigt. In der Bevölkerung 330000 Weiße, 255000 freie Farbige, 32000 Sklaven. St. Juan de Portorico mit 30000 Einw.*)

3) **Englische Besitzungen** (650 Q.-M. mit über 1 Mill. Bew., worunter nur ca. 60000 Weiße). Es sind hauptsächlich folgende: a) Jamaica, 200 Q.-M., mit vielen Häfen, sorgfältig angebaut, von den Zuckerplantagen des niederen Küstenstriches aufwärts bis zur Mitte der ca. 2000 m. hohen Blauberge. Seit die Sklaverei gesetzlich abgeschafft wurde, hat jedoch der Zuckerbau abgenommen, Einwohnerzahl (1871) 506000, darunter: 13000 Weiße, 100000 Farbige, 392000 Schwarze. Gefährlicher Negeraufstand i. J. 1865 und dessen grausame Unterdrückung. Da Freigelassene nicht so arbeiten wie Sklaven, haben die Besitzer Kulis aus Ostindien kommen lassen. Sitz der Regierung ist Spanisch Town (St. Jago de la Vega) am Fuß der Berge; der größte Ort aber, mit 36000 Einwohnern, ist der Haupthafen Kingston. — b) Einige virginische Inselchen, dann Anguilla, Barbuda, St. Kitts oder St. Christoph, Antigua mit dem stattlichen Orte Johnstown, Dominica, S. Lucia mit gelobten Kaffeeplantagen, Granada u. a. kleine Antillen. Die reizendste dieser schönen Gebirgsinseln, für den Landschaftsmaler wenigstens, möchte wohl S. Lucia sein. An murmelnden Bächen steigt man zu einem Gebirge auf, woraus zwei Gipfel, die sogenannten Schwefelkegel, oben mit Felsblöcken, Burgtrümmern ähnlich, hervorragen und seitwärts in steiler Tiefe das Meer braust. — c) Barbados, die östlichste der Antillen und nur 8 Q.-M. groß, doch höchst fruchtbar, sorgsam angebaut, mit 162000 Bew. Außer Kolonialwaaren liefert sie vorzügliche Kartoffeln, Orangen und Citronen. Hauptstadt Bridgetown mit 35000 E. — d) Trinidad (82 Q.-M.

*) In Nordamerika hat man sich schon öfters mit dem Gedanken befaßt, wie einerseits das brittische Canada, so anderseits die Inseln Cuba und Hayti mit der Union zu vereinigen; mehrere europäische Nationen (namentlich die Britten) haben wegen ihrer Besitzungen in Westindien und um des Handels willen daselbst und in Centralamerika, sowie nach Ostasien, begreiflicherweise ein Interesse daran, daß dies nicht geschehe.

und 110000 E.) mit Schlammvulkanen und einem Asphaltsee, und Tabago. Erst in neuester Zeit brittisch geworden, sind beide Inseln noch in der Kultur zurück. Trinidads Hauptstadt: Port of Spain (Puerto de Espanna). — e) Die lucayischen Inseln, gewöhnlich unterschieden in Bahama-, Caicos- und Turksinseln, nördlich von Cuba und Hayti, korallinischen Ursprungs, 400 an der Zahl, doch nur wenige bewohnt. Die köstlichen Ananas dieser Inseln werden gerühmt. Auf Providence liegt der englische Hauptort Nassau. Watling (Guanahani, S. Salvador) streitet mit andern Inseln dieser Gruppe um die Ehre, diejenige zu sein, auf welcher der Entdecker der neuen Welt zuerst den Anker auswarf.

4) **Französische Besitzungen** (51 Q.-M., 327000 E.) a) Martinique, mit guten Häfen in gezackter Küste, hat auf 18 Q.-M. 153000 E., worunter 80000 Schwarze, 10000 Indier und Chinesen rc. Tabak-, Kaffee-, Zucker- und Kakaoproduktion. Napoleons erste Gemahlin Josephine, Tochter des begüterten Tascher de Lapagerie und Wittwe des Vicomte Beauharnais, wurde hier geboren. Hauptort: St. Pierre mit 28000 E., doch Fort Royal (Fort de France) mit 25000 E. ist Sitz des Statthalters. — b) Guadeloupe (29 Q.-M.) und Dependenzen (Desirade, Maria Galante rc.), zus. 33 Q.-M. mit 174000 E.

5) **Dänische Besitzungen**: St. Croix und kleine Nachbarinseln (in der Jungfrauen-Gruppe), 4 Q.-Mln. mit 24000 E. — Die gleichfalls zur virginischen Gruppe gehörigen: St. Thomas (mit ausgezeichnetem Hafen, Mittelpunkt der Dampfschiffahrt in Westindien) und St. John (St. Jan), zusammen 2½ Q.-M. mit 15000 Bew., wurden durch Vertrag vom 24. Oktober 1867 an die Vereinigten Staaten von Nordamerika verkauft.

6) **Niederländische Besitzungen** (20 Q.-Mln., 36000 Bew.): St. Eustache (Eustatius), Saba und St. Martin (letzteres zur Hälfte in französischem Besitz) von den Windwards, Bonaire, Curaçao (mit der Hauptstadt Willemsstadt), Aruba und einige kleine Nachbarinseln von den Leewards Islands.

7) **Schwedische Besitzung**: Das Inselchen Barthélemy (0,38 Q.-M. und 2900 Bew.) nordwestlich von Barbuda, 1784 von Frankreich erkauft; Hauptort Gustavia, Freihafen und wichtiger Handelsplatz der kleinen Antillen. — Anmerk. Margarita, Tortuga u. a. Inseln unter dem Winde, von denen jedoch die Mehrzahl unbewohnt, gehören zu Venezuela.

V. Australien nebst Polynesien.

161105 Q.-M., 4,365000 Bew.

Der fünfte Erdtheil, der von den Holländern, deren Seefahrer ihn zuerst und nur auf der Westseite sahen, den Namen Neuholland erhielt, wurde hernach nebst den Ländern Neu-Guinea, Neuseeland und allen nicht

zu Asien und Amerika gehörigen Inseln und Inselgruppen des großen Oceans mit dem gemeinschaftlichen Namen Australien*) belegt. Was westlich von Neu-Guinea liegt, wurde zu Südost-Asien gerechnet. Seit aber die Engländer den Continent kolonisiren und ihn allein Australien nennen, heißt man die dazu gerechnete Inselwelt Polynesien.

Die für Geographie und Menschenkunde so wichtigen Entdeckungen dieser Inselwelt kann man aus den bekannten Sammlungen interessanter Reiseberichte kennen lernen. Indes mag hier der Beschreibung des jetzigen Zustandes von Australien und Polynesien ein kurzer Ueberblick jener Entdeckungen voraufgehen.

Während Spanien sich amerikanischer Länder bemächtigte, ließen sich Portugiesen an Küsten Afrikas und in Ostindien nieder, wo sie zugleich bedeutende Entdeckungen machten. Schon 13 Jahre nach Vasco de Gamas Fahrt kam Antonio Abren zu den Molucken (1511), und andere steuerten nordwärts bis Japan, ostwärts bis Neu-Guinea. So ward von Ostindien her der große Austral-Ocean eröffnet. Von Amerika her durchfuhr ihn zuerst, mit spanischen Schiffen, der Portugiese Magalhaens 1521,**) der, wie einst Columbus, „im Westen den Osten suchte," dann der Spanier Mendana 3 mal zwischen 1567 und 1595, und seine Landsleute Quiros und Torres 1605. Viele Inseln wurden durch sie bekannt, doch nicht genau. — Die Portugiesen überlebten unterdes ihre Thätigkeit und ihren Ruhm. Daß sie unter Philipps II. Joch geriethen, war auch der Ruin ihrer Kolonien; denn die neuen Republikaner Hollands bekämpften nun außer der spanischen auch die Seemacht Portugals, und wurden in den ostindischen Gewässern Meister. Von den Inseln, die sie daselbst erobert, fuhren ihre Hauptleute weiter nach Osten und fanden zwischen 1606 und 1619 einzelne Küstenstriche des Südlandes.***) Abel Tasman, einer von ihren berühmtesten Seefahrern, erblickte 1642 Van-Diemens-Land (Tasmania), Neu-Seeland, einige Freundschaftsinseln, Neu-Britannien &c. Durch Umschiffung des Südlandes hatte er auch bewiesen, daß der neuentdeckte Continent sich nicht ins südliche Polarmeer hineinerstrecken könne. Er war es ferner, welcher der von ihm besuchten NW.-Küste des Südlandes den Namen Neu-Holland beilegte, welcher dann lange Zeit für den ganzen Continent gebraucht wurde.

Inzwischen hob sich auch die englische Marine und William Dampier, der zwischen 1683 und 1705 mehrmals um die Erde fuhr, erwarb sich besondere Verdienste, indem er bereits auch die Bereicherung der Wissenschaften im Auge hatte, woran seinen Vorgängern wenig gelegen war. Der Geist seiner Zeit, der im 18. Jahrhundert sich immer herrlicher entwickelte, brachte in allen Zweigen der Naturkunde tüchtige Forscher

---

* D. h. Südland; die spanischen Seefahrer des 16. Jahrhunderts, die den großen Ocean durchfuhren, suchten nämlich nach einer sogen. terra australis, welche in ähnlicher Weise den Südpol umgebe, wie die großen Landmassen der alten Welt den Nordpol.

**) Magalhaens Leute kamen nach einer Fahrt von 1124 Tagen nach Spanien zurück, die Winterzeit, die er in Patagonien zugebracht hatte, abgerechnet.

***) Nach neueren Forschungen hätten indes Portugiesen und Franzosen schon früher einzelne australische Küsten entdeckt.

hervor. Jeder Fortschritt in Botanik, Physik, Chemie, Astronomie u. s. w. wirkte wohlthätig auf bessere Benutzung der Reisen. Man erfand Methoden, die Luft auf den Schiffen zu verbessern, Wasser und Proviant länger gegen Fäulnis zu bewahren, selbst Seewasser wo möglich trinkbar zu machen. Man fand Hilfsmittel gegen Seekrankheiten. Die Schiffe wurden zweckmäßiger gebaut, weite Seereisen also weniger gefährlich, und somit war man im 18. Jahrhundert besser zur Erforschung der Australländer ausgerüstet. Als Lord Anson mit der Schilderung seiner 1740—1744 gemachten Fahrten viel Beifall sich erwarb, fühlte sich der französische Gelehrte De Brosses dadurch veranlaßt, alle bisherigen Reiseberichte zu vergleichen. Er that dies in dem anziehenden Werke Histoire des navigations aux terres australes 1756, und forderte die Seemächte auf, den großen Ocean näher durchsuchen zu lassen. Der Aufruf war für den Augenblick vergeblich; es brach eben der siebenjährige Krieg aus, wo alles nur auf Politik und Kampf gespannt war. Allein kaum gewährte der Friede von 1763 wieder Muße, als das englische Cabinet an Entdeckungsreisen im Australocean dachte — Byron, Wallis, Carteret und das französische ihm nachahmte — Bougainville.

Was diese Männer Verdienstliches leisteten, ward durch die 3 Reisen des James Cook übertroffen, der eigentlich erst der wissenschaftliche Entdecker Australiens wurde. Diesem thatkräftigen, mit jeder nautischen Kenntnis ausgestatteten Mann gab die Londoner Admiralität 1768 den Auftrag, auf der Insel Tahiti den Durchgang der Venus vor der Sonne (1769) zu beobachten.*) Ein Astronom nebst den Naturforschern Banks und Solander begleiteten ihn. Das aufgetragene Geschäft machte, daß sie auf Tahiti geraume Zeit verweilten, und diese schöne Insel sammt ihren Nachbarn im Gesellschafts-Archipel näher kennen lernten. Von dort fuhr man nach Neu-Seeland, das Abel Tasman vor 126 Jahren nur flüchtig gesehen hatte, und fand, daß es 2 große Inseln waren, größer als England mit Schottland. Da Cook mit großer Beharrlichkeit verfuhr und in seinen Ortsbestimmungen und Aufnahmen nach der möglichsten Genauigkeit strebte, verweilte er überall, wo es sein Zweck erforderte; und so hatten die gelehrten Naturfreunde bei ihm Zeit genug, vieles zu betrachten und zu beschreiben. Von Neuseeland wandte er sich nach Neuholland, das nur im Westen und Norden an einzelnen Stellen bekannt war. Cook wollte die Ostküste untersuchen und fuhr unter großen Mühseligkeiten 500 Meilen an ihr hin von Süden nach Norden. Unweit Neu-Guinea verließ er den Austral-Ocean, um schon nach 2 Jahren wieder dahin gesandt zu werden. Für diese zweite Reise, die er im Juli 1772 antrat, wurden ihm 2 Astronomen, 1 Zeichner und 2 deutsche Gelehrte, Reinhold Forster nebst seinem Sohne Georg, mitgegeben, zu denen sich am Cap der guten Hoffnung noch Linnés Schüler Sparmann gesellte. Nach vergeblicher Mühe, einen Continent am Südpol zu finden, gings nach Neuseeland. Hierauf wurden die Gewässer der Societätsgruppe und niedrigen Inseln, sowie der Freundschafts-Archipel durchkreuzt, an Neuseeland hin ein neuer Zug südwärts bis 70° 10′ gemacht, dann zur Osterinsel und neben den Mendanas oder Markesas durchgesteuert, um nochmals das anlockende wohlbekannte

*) Dieser Durchgang wird wieder stattfinden am 9. December 1874 und am 6. December 1882; am 8. Juni 2004 und am 6. Juni 2012 u. s. w.

Tahiti zu besuchen und durch den Freundschafts-Archipel westwärts nach einer Insel zu gelangen, die Quiros und Bougainville gesehen. Cook fand, daß diese Insel einer großen Gruppe angehöre, die man Neu-Hebriden nannte. Alsdann ward Neu-Caledonien entdeckt, nochmals bei Neuseeland angelegt, und der Rückweg ums Cap Hoorn genommen. Von dieser dreijährigen Reise haben die beiden Forster eine höchst unterrichtende angenehme Beschreibung geliefert. — Da die englische Admiralität jetzt ihr Augenmerk auf den Norden des Austral-Oceans, besonders auf die Meere zwischen Asien und Amerika richtete, so ward Cook 1776 zum drittenmal ausgeschickt, wo er erst zum südlichen Polarkreis, dann zum nördlichen und zwar durch die Behringsstraße fuhr, vorher aber die wichtige Entdeckung der Inselgruppe machte, die nach dem unbedeutenden Admiralitätslord Sandwich den Namen erhielt. Leider fand der große Mann, als er vom Eismeere wieder zurück nach den Sandwich-Inseln kam, hier seinen Tod; die Bewohner von Hawaii erschlugen ihn am 14. Februar 1779.

Gleiches Geschick hatte der wackere Franzose La Perouse, der 1785 eine Entdeckungsreise antrat, die, obgleich er vorzüglich die tungusischen Küsten Nordasiens untersuchte, für unsere Kenntnis der Südsee doch nicht ohne Gewinn war. Nachdem er 1788 die von dem Engländer Philipps an der Botanybai in Neuholland eben angelegte Verbrecherkolonie, wohin er zur Ausbesserung seiner Schiffe gekommen war, verlassen hatte, hörte man weiter nichts von ihm, bis sich 1828 die Gewißheit ergab, daß er im Archipel von Santa Cruz Schiffbruch erlitten habe und sammt seiner Mannschaft umgebracht worden sei.

Daß Schiffer, die von der Kolonie Botanybai nach Europa fuhren, Inseln und Gruppen entdeckten, namentlich Marshall und Gilbert 1789, geschah nur gelegentlich und flüchtig. Blighs Fahrt war schon wichtiger; aber die Lust der Regierungen, eigene wissenschaftliche Reisen zu veranstalten, wurde durch die gewaltigen Kriege geschwächt, die seit der französischen Revolution in Europa wütheten und alle Staatskassen in Anspruch nahmen. Jedoch stellte Vancouver 1790 und in den folgenden Jahren bedeutende Untersuchungen sowohl der Sandwich-Inseln als der Westküste Nordamerikas an; und Flinders und Baß erforschten von Botanybai aus seit 1799 das südliche Neuholland, wo sich unter andern fand, daß Van-Diemens-Land eine Insel sei und nicht die Südspitze des Continents, wie Tasman geglaubt hatte. Der bekannter gewordene Ocean ward außerdem von vielen Handelsschiffen durchkreuzt. Selbst Rußland, dessen Schiffe bisher nur des Pelzwerks halber von Kamtschatka aus zur gegenüberliegenden rauhen Küste von Nordwestamerika gefahren, schickte Expeditionen von Europa dorthin. Dies geschah zuerst unter Leitung Krusensterns, dessen Weltreise von 1803—1806 sehr belehrend wurde, indem er kenntnisreiche Deutsche und Schweizer an Bord hatte. Ihm folgte Otto Kotzebue 1815, dem der russische Graf Romanzoff ein eignes Schiff in Finnland bauen ließ, um damit zwischen niedrigen Inseln und Korallenriffs fahren zu können. Durch seine Reise ward die Kunde der niedern Inseln, der Carolinen und der Marshalls erweitert, wo seine naturkundigen Freunde, besonders unser Dichter Chamisso, lehr- und genußreiche Tage verlebten. Auf einer spätern russischen Expedition unter dem Kapitän Lütke machten wiederum zwei Deutsche, der Zoolog Martens aus Bremen und der Ornitholog Kittlitz aus Schlesien, die Weltreise mit und brachten sehr werthvolle Zeichnungen und Notizen nach Haus.

Berühmter jedoch wurde die Entdeckungsfahrt des Franzosen Dumont d'Urville von 1826—1829, dessen große und glänzend ausgestattete Reisebeschreibung die geographischen und Naturwissenschaften besonders bereicherte. Unterdes hatten die Engländer auf ihre erste Ansiedelung an der Ostküste Australiens noch mehrere, und selbst auf Neu-Seeland, folgen lassen; und wie schon längst die Spanier sich die Kette der Marianen angeeignet, so thaten die Franzosen in neuerer Zeit mit den Marquesasinseln, mit Tahiti und Neu-Caledonien ein Gleiches. Viele der Inselvölkchen Polynesiens haben so ihre Selbständigkeit eingebüßt, anderen ist sie unter Anerkennung von Seiten der großen Seemächte verblieben; fast alle aber — die unbildsamen abgerechnet — sind europäisirt worden. Gehen wir jetzt zur besondern Betrachtung des Continents und der Insel und Inselpruppen über.

I. Australien.

138529 Q.-M., 1,674000 Bew.

Es liegt auf der Südhemisphäre, zum kleineren Theil in der heißen Zone. Die Entfernung vom nördlichsten Punkte, C. York an der Torresstraße, bis zum südlichsten, C. Wilson an der Baßstraße, beträgt 435 Meilen, die vom östlichsten, C. Byron, bis zum westlichsten, Point (Spitze, Cap) Steep gegenüber der Insel Dirk Hartog, dagegen 540 Mln. Vom nördlichsten Punkte der großen australischen Bucht (bei Pelunibi) bis zum Queen's Channel, in welchen der Victoria River mündet, sind nur 245 Mln. Cap Leeuwin ist die Südwestspitze. — Lange Zeit fand keine unsrer seefahrenden Nationen sich versucht, von diesem fast unbevölkerten Erdtheil Besitz zu nehmen. Die Berichte davon hatten zu wenig Anlockendes, besonders in jenem Entdeckungszeitalter, wo unter den herrlichsten Ländern der Erde nur auszuwählen war. Man gab sich nicht einmal die Mühe, es näher kennen zu lernen. Und in der That, wer noch vor 50 Jahren die Landmasse Neuhollands bloß im allgemeinen betrachtete und mit andern Erdtheilen verglich, konnte nicht sonderlich davon erfreut werden. Zuerst der Küstenumriß, wie einförmig! Unbedeutende Einschnitte des Meeres, also wenig Buchten und Halbinseln, nirgend eine bedeutende Strommündung, weder als Aestuar noch als Delta: im Norden neben der durch kleine Inseln, Korallenriffe und Sandbänke gefährlichen Torresstraße nur der weite Carpentaria-Golf, dessen sumpfige, schlammige, mit Mangrovewaldungen bedeckte Küsten fast unnahbar schienen, im Süden der flache, halbmondförmige Australgolf, neben dem im Osten die durch die Yorke-Halbinsel getrennten kleinen Golfe Spencer und St. Vincent. — Auch die Oberfläche, soweit man nämlich landeinwärts vordrang, zeigte keine günstige Gestaltung und Beschaffenheit. Es erhoben sich zwar in der Nähe einiger Küstenländer Gebirge, doch mit schwachen Thalbildungen und mit

geringem Stufensaume. Das Flachland, das sich gleich dahinter ausbreitet, schien unermeßlich und kein so glückliches zu sein, wie etwa am Mississippi, vielmehr unfruchtbar, den salzigen Pampas in Patagonien ähnlich, mit einzelnen Regengüssen bei großer Sommerhitze, weshalb die Flüsse bald austrocknen, bald übertreten und ungeheure Sümpfe bilden, je nach der Jahreszeit; und an Beschiffung derselben kaum zu denken. — Was die Küstenländer betrifft, so waren die an der Nordwestseite abschreckend öde, und die an der Nordostseite in einer Länge von 120 Meilen von gefährlichen Korallenriffs (Great Barrier Riff) eingefaßt, die nur etwa 6 Meilen von der Küste liegen und zwischen denen bloß schmale und gefährlich zu beschiffende Zugänge zu den ruhigeren inneren Meerestheilen führen, wo sich dann allerdings an der waldreichen Küste gute Ankerplätze fanden. Ebenso erschien die ganze Küstenlinie des Australgolfes westlich vom Spencergolf hafen- und schutzlos, und die Westküste nur im südlichen Theile, nördlich der Geographenbai, mit einigen guten Häfen ausgestattet. Nur den Südosten, von C. Otway bis zur Frazer-Insel, und jenseit der Baßstraße die Vandiemensinsel schien die Natur erträglich ausgestattet zu haben, besonders mit sichern Hafenplätzen, weshalb diese Küstengegenden, zumal die Baßstraße, ein Sammelpunkt für Walfischfahrer wurden. — Sehr mangelhaft zeigte sich auch die einheimische Flora; zwar Fächerpalmen und Cedern, auch neue Pflanzen in Menge, namentlich viele Arten von Eukalyptus, Akazien und Protaceen, doch wenige Nährpflanzen, wenige wohlriechende Blumen, selbst in den Tiefgegenden keine dicht bewachsenen Wiesenflächen, überhaupt große Eintönigkeit in der Pflanzenwelt und nirgend üppige Feuchtigkeit haltende Urwälder, wie man sie in andern noch unbebauten Ländern der Erde antraf. Was die Thierwelt betrifft, so erkannte man, daß sie ziemlich reich an bunten gesanglosen Vögeln (Tauben und schwarze Schwäne, Emus oder eine Art Strauße, und Papageien, sogar von schwarzer Farbe), doch sehr arm an Säugethieren sei, unter welchen nur die Beutelthiere zahlreich vertreten waren; der Dingo oder australische Hund, war das stärkste, das hüpfende Känguru das größte, das Schnabelthier das merkwürdigste Quadruped; andere jagdbare Thiere fand man nur wenige vor, und milchgebende, zu Viehzucht und Landbau anregende gar nicht. — Noch dürftiger erschien die Natur in den schwarzbraunen Eingebornen, die auffallend gering an Zahl und ohne stehende Wohnungen hin und wieder kleine Häuflein aber kein Volk bilden, ohne Heimat, ohne staatliche Einrichtungen, und fast nur mit dem Aufsuchen ihrer Nahrung (z. B. Wurzeln, Holzwürmer, Muscheln, Jagdthiere und Fische, im Nothfalle sogar faule) zu thun haben — die unbildsamsten und dümmsten unter den Völkerschaften im großen Ocean, nicht sowohl

ein noch roher und unentwickelter, als vielmehr ein geistig und leiblich verkommener Menschenschlag.

Rechnet man noch die weite Entfernung von Europa hinzu, so begreift sichs, daß die brittische Regierung, als Cooks grüne Botanybai allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, doch nur auf den Gedanken kam, hier einen Strafort für Verbrecher (1788, Sydney in Neu-Süd-Wales) anzulegen; freie Ansiedler aufzufordern, wäre zu kühn gewesen. Indessen die Kolonie wuchs, wenn auch in den ersten 30 Jahren nur langsam. Eine zweite auf Van-Diemens-Land gedieh ebenfalls und zwar beide in solchem Maße, daß man zuletzt nur entlegne Punkte für Verbrecher auswählte und andre Kolonien gleich von vornherein als freie Niederlassungen angelegt hat. 1815 entstand Bathurst, gleichfalls in N.-S.-Wales, die älteste Stadt im Innern; in das jetzige Victoria drang man 1824 ein, 1835 wurde dessen jetzige Hauptstadt Melbourne gegründet. Der Entdecker Sturt bemerkte zuerst die Fruchtbarkeit am Unterlaufe des von ihm 1829 aufgefundenen Murray; dies bewirkte das Entstehen der dritten Kolonie (Südaustralien), deren Hauptort Adelaide 1836 gegründet wurde. Daß überhaupt die Kolonisation nähere Untersuchungen veranlaßte, daß Wasserfahrten an den Küsten und Landreisen innerhalb der Küstenstriche und auch noch darüber hinaus gemacht wurden, war selbstverständlich, und siehe da — das Abschreckende des Continents, wenigstens dieser und jener beträchtlichen Landstriche, milderte sich immer mehr. Namentlich stellte der ganze Südosten sich als ein Gebiet dar, worin europäische Civilisation nicht bloß am Meere, sondern auch landeinwärts gedeihen könne. Von den Niederlassungen an der Ostküste gelangte man an mehreren Flüssen aufwärts zu schmalen, 6—900 m. hohen Hochebenen, denen zerstreute Bergketten (Ranges), meist in der Richtung der Küste, mit bewaldeten 1000 bis 1500 m. hohen Kuppen aufgesetzt sind. So z. B. im nordöstl. Theil von N.-S.-Wales Neu-England Range bis zu Macpherson Range, worin der 1740 m. hohe Mt. Lindsay, vom Mt. Sea View (1800 m.) bis zum Mt. Exmouth (900 m.) landeinwärts gerichtet Liverpool Range, im Durchschnitt 1200 m. hoch, aber mit vielen bedeutend höheren Kuppen. Südlich davon erheben sich die kuppenreichen (Mt. Hay, Mt. George, Mt. York ꝛc.) Blauberge, ein 900—1000 m. hohes Plateau mit einzelnen, unregelmäßig aufgesetzten Bergzügen und durch tiefe Schluchten zerrissen und unwegsam gemacht; der Cox-Paß verbindet hier Sydney mit Bathurst. Südwärts der Blauberge, gleichfalls mit der Küste parallel, sind Basalt- und Porphyrketten und weiter davon — in der Südostecke Australiens — erhebt sich 12 Meilen vom Meere das Warragong, das wegen seines Umfangs und einzelner, fast immer beschneiter Höhen von 2000 m. auch Austral-Alpen genannt wurde. Ein Gebirg, das südwestlich davon, also nicht weit von der Baßstraße liegt, betitelte man Süd-Pyrenäen, ein andres noch weiter westlich, wo der Williamsberg, 28 Meilen nordwestlich von Melbourne, 1166 m. Höhe hat, mit dem schottischen Namen Grampians. Zwischen diesen Berggruppen war angenehmer Wechsel von Hügel und Thal, Wald und Wiesen; und besonders fruchtbar eine Ebene am Südfuße der Warragongs, die jetzt nach einem der brittischen Statthalter Gipps-Land heißt. Meist fallen diese Gebirge gegen die Küste zu steil ab, ohne jedoch überall das Meer selbst zu erreichen, während sie nach dem Innern hin sich stufenförmig absenken. Auch im Innern ist unterdessen eine große Zahl von Bergketten gefunden

worden, besonders längs der schon öfters durchzogenen Mitte vom Spencergolf zum Queen's Channel; doch scheint das Innere zum größeren Theil aus verschiedenen lehmig-sandigen Ebenen zu bestehen, die mehr oder minder den Charakter von Wüsten und Steppen (oft mit salzigen, zur trockenen Jahreszeit fast austrocknenden Seen) an sich tragen und während des einen Theils des Jahres das Wasser selbst der bedeutenderen Flüsse aufsaugen, während des regnerischen andern Theils aber sich vielfach in Sümpfe verwandeln. Die Gebirge im N., die vom Cambridge-Golf bis zum C. Arnhem eine zerrissene, klippen-, aber auch hafenreiche Küste bilden, sind noch nicht näher erforscht; hier gilt als bester Hafen Port Darwin, den Inseln Melville und Bathurst gegenüber. Südwest-Australien scheint ein plateauartiges Bergland zu sein, dessen 600 m. hoher Rand ziemlich steil zur Küste absinkt.

Von den Flüssen des Continents, denen meist eine gleichbleibende Wassermenge mangelt, lernte man zuerst den Maquarie auf dem Stufenlande von Bathurst westlich der Blauberge kennen, dann den Darling nördlich der Liverpools und den Murrumbidgi, der zwischen den Porphyrketten entspringt. Man fand, daß sie allzumal zum Stromgebiet des aus dem Warragong und zwar vom 2187 m. hohen Berge Koscinsko *) herkommenden großen Murray oder Gulba gehören, dessen Gebiet sich aus 2 Abtheilungen zusammensetzt: der des eigentlichen Gulba, welchem Murrumbidgi und Kalare (Lachlan) zufließen, und der des Calewatta (Darling), der aus einer großen Zahl von Flüssen aus den östlichen Gebirgen sich bildet. Diese Flüsse, während der trockenen Jahreszeit dem Versiegen nahe oder in eine Reihe von Sümpfen sich auflösend, boten nun freilich nur geringe Hoffnung für eine künftige Binnenschifffahrt (es wäre denn, daß durch Anpflanzung unsrer Buchen, Eichen und andrer europäischer Baumarten sich dichte feuchte Wälder schaffen ließen) und umsoweniger, da selbst der Murray sich zuletzt in den ziemlich seichten Alexandrinasee verläuft, und dieser nur eine, durch Barren für größere Fahrzeuge gänzlich gesperrte schwache Mündung in die Encounterbai hat. Indes haben sich später die Flüsse des Murray-Stromgebiets doch brauchbarer gezeigt, als man anfangs glaubte — jetzt wird der Gulba mit Dampfern befahren — und die weiten, oft öden Räume zwischen inne konnten streckenweis sehr gut zu Viehzucht, besonders zu Schafweiden gebraucht werden, obgleich die weidenden Thiere dort größerer Räume bedürfen, da die Grasflächen (mit Ausnahme der Bergebenen) wenig dicht bewachsen sind. — Rechts des untern Gulba und weiter nach N. hin fand man auch ein System isolirter, nordwärts streichender Bergketten, besonders das Flindersgebirg, das zwar nicht hoch (6—900 m.), aber reich an Kupfer sich zeigte. Im Westen desselben ist der salzige Torrenssee, von dem man lange glaubte, daß er mit den Spencergolf zusammenhänge, und im Westen und Norden des Torrens eine große Zahl anderer salziger Flachseen, z. B. der Gairdner, Hart, Gregory, besonders aber der Eyre, in welchen der den „Lake-Distrikt" durchfließende Barcu (Cooper Creek) mündet, der mittels eines südlichen, von deutschen Missionaren i. J. 1866 erforschten Armes eines der größten Flußdeltas der Erde bildet. — Von andern Flüssen Australiens seien noch erwähnt: Der Fitzroy River, der (fast unterm

---

*) Ein Reisender aus Polen nannte ihn so wegen der Aehnlichkeit mit dem Hügel bei Krakau.

Wendekreis) in die Keppel-Bai mündet und aus den sich entgegenfließenden Rivers Dawson und Mackenzie entsteht; weiter nördlich der Burdekin, der das Leichhardtgebirge auf 3 Seiten umfließt; der Mitchell, in den Carpentaria-Golf mündend; Victoria River im NW.; Gascogne R. im W. fließt in den Geographe-Channel nördlich der Sharksbai; Swan R. im SW.

In dem Maße, als man das Land kennen lernte, wuchs natürlich auch die Zahl der Niederlassungen. An vielen Stellen, wenn auch meist nur oasenartig in den Flußthälern, zeigte sich der Boden immer geeigneter für Getreide, Kartoffeln und Gartengewächse, für Hopfen, Tabak und Flachs, für Obst und Wein, sogar für Südfrüchte. Wo sich Kohlen und Metalle fanden, wurden Gruben angelegt. Eine Stadt nach der andern entstand, und die Steppen sahen sich bald von Pferden, Rindern und Schafherden belebt. Auch außerhalb Englands bekam man Lust sich dort niederzulassen; namentlich viele Deutsche zogen hin und 2 deutsche Ansiedler in Bethanien (Fiedler und Habermann) waren es auch, die in Südaustralien zuerst Xeres und maderaähnlichen Wein erzeugten und so den Anstoß dazu gaben, daß dieses Land zum Weinland wurde. Ueberhaupt wie früher die römischen Legionen, wo sie hinkamen, die Rebe pflanzten, so sind es jetzt die deutschen Einwanderer, welche in den fernsten Ländern den Weinbau pflegen*)! Wenn in solcher Weise die Thätigkeit der Ansiedler, die Fruchtbarkeit des Bodens, das Aufblühen der Städte gepriesen wurde, so ergab sich aus Reiseberichten, daß es auch nicht an Naturschönheiten fehle, wie man anfangs glaubte. Im obern Theil des Murray-Stromgebiets z. B. breiten sich einige einladende Landschaften aus, und die Gebirge, wo seine Zuflüsse entspringen, bieten einzelne Partien, die von Malern bewundert werden. Namentlich sollen die Apsley-Wasserfälle, deren einer, durch ein Felsstück in zwei Flüsse getheilt, 70 m. hoch mit erschütterndem Getöse herabstürzt, an unsre Alpen erinnern. Die Gegend von Illawarra 7 Meilen südlich der Botanybai kann mit Recht der Garten des Landes genannt werden. Unerwartet indes und den Aufschwung der Kolonien noch rascher befördernd, war die Entdeckung reicher Goldgegenden. An den Blaubergen war es, unweit der Stadt Bathurst, wo im Frühling 1851 ein aus Californien heimgekehrter Kolonist (Hargraves) von der Aehnlichkeit einer Berggegend mit der am Sacramento veranlaßt, sich nach Gold umsah und seine Vermuthung bestätigt fand. Sofort strömten eine Menge Menschen aus der Nähe und Ferne herbei, und ganze Ortschaften entleerten sich, denn die Ausbeute war groß. Im nächsten Jahre aber folgte auf diese Entdeckung eine zweite noch bedeutendere in den Südpyrenäen im Thale Ballarat und am Alexanderberg. Immer neue Goldlager wurden gefunden, und immer zahlreicher wurde das Einwandern aus Europa, und ganz natürlich war zuerst Unordnung in den Kolonien, dann Verdoppelung und Verzehnfachung des Verkehrs die Folge davon. Schon als Goldland gepriesen, sind nun neuestens auch noch Diamanten gefunden worden und zwar, wie die „Times" erwähnt, so häufig, daß Weiber und Kinder sie in den Dörfern zum Verkaufe anbieten. Was Californien für die Union, das ist Australien für England geworden; und umsomehr, da schon vorher Steinkohlen, Kupfer, Blei und Eisenerze hier die Betriebsamkeit geweckt und sich die Viehzucht in so hohem Maße ausgedehnt hatte, daß Großbritanniens Fabriken alle ihnen

---

*) So auch z. B. in Missouri, Texas, Californien 2c.

noch nöthige Wolle fast nur von dort bezogen. Denn die Viehzucht bildet neben dem Bergbau bis jetzt noch die Hauptbeschäftigung der Kolonisten, und große Massen von Wolle, Häuten und Fett werden von dort in den Welthandel gebracht. Vieh findet auf weiteren Strecken, die zum Landbau ungeeignet scheinen, noch reichliche Nahrung, namentlich das genügsame Schaf, dem die mit Salzpflanzen bedeckten Striche besonders zusagen, wie denn die Kolonisten im Innern fast nur auf die Schafzucht angewiesen sind. So bedecken die Squatters (Ansiedler) mit ihren Stationen fast den ganzen Osten. Man zählt jetzt 40 Mill. Schafe, 5 Mill. Stück Rindvieh und 600000 Pferde, die zahlreich nach Indien ausgeführt werden. Mit der Einführung des Kamels — Oberst Warburton z. B. hat bei seiner letzten großen Reise durch Westaustralien $18^{73}/_{74}$ Kamele als Transportmittel mit vielem Erfolge gebraucht — und des Alpacas sind glückliche Versuche gemacht worden. Die jährliche Goldausfuhr beträgt etwa 70 Mill. Thl. jährlich; $^6/_7$ davon kommen auf die Goldfelder von Ballarat. Nur in Südaustralien ist der Ackerbau (Weizen, Mais, Reis, Tabak, Obst und Südfrüchte, Wein, Zucker, Kaffee 2c.) die Hauptnahrungsquelle. Die Fabriken sind noch wenig entwickelt, doch haben sie eine große Zukunft. Die Ausfuhr beträgt jetzt schon mehr als die Einfuhr, nämlich 32 Mill. Pf. St. gegen 28 Mill. Einfuhr, und der Handel Australiens mit Neuseeland, Tahiti, Ostindien, Insel Moritz, Brasilien, und vorzüglich mit dem Mutterlande Großbritannien ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Der Küsten- und Seeverkehr ist sehr lebhaft, der Landverkehr noch zurück, da die Straßen meist schlecht sind. Doch ist bereits eine große Zahl von Eisenbahnen, die in rascher Zunahme begriffen sind, in Betrieb, und Telegraphen verbinden nicht nur die Städte der Süd- und Ostküste, sondern es ist bereits eine Drahtlinie von Adelaide nach Port Darwin so ziemlich quer durch die Mitte des ganzen Continents gespannt, ja es ist bereits Aussicht vorhanden, daß diesem Telegraphen bald eine Eisenbahn folge.

Diese Kolonieländer oder Provinzen sind zwar der brittischen Krone unterworfen, aber beinahe freie Staaten mit englischen Governors oder Statthaltern (von denen der zu Sydney zugleich Generalstatthalter von ganz Australien) und kleinen Garnisonen, da sie fast alle Angelegenheiten selbständig verwalten; Doppelkammern und parlamentarische Ministerien. Es gibt gegenwärtig 6 solcher Kolonien auf dem Continente.

1) **Neu-Süd-Wales** (14500 Q.-Mln., 519000 Bew., wovon $^3/_4$ Protestanten, $^1/_4$ röm. Katholiken, meist Iren). Am Port Jakson, unweit der Botanybai, liegt der Hauptort Sydney mit 135000 E., Universität, Gymnasien und andern Schulen, Kirchen verschiedener Bekenntnisse, Bibelgesellschaft, Theater, Druckereien, Zeitungen, Gasbeleuchtung, botanischem Garten, Landwirthschaftsverein, Schiffswerften u. s. w. Haupthandelsstadt. Eine der andern Städte, Namens Paramatta, hat 16000 E.; sie liegt auch an der Jakson-Bai. Bathurst im Westen. Im Kohlenbezirk am Ausfluß des Hunter ist ein neues Newcastle entstanden.

2) **Victoria** (4160 Q.-M., 761000 B.), Australia felix; neben Südaustralien die blühendste Kolonie, namentlich seit den Goldentdeckungen. Melbourne in romantischer fruchtbarer Gegend an der Mündung des Yarra, hat bereits 194000 E.; zweiter Handelsplatz. Geelong. Ballarat 64000 E., durch Eisenbahnen mit Melbourne und Geelong verbunden. Sandhurst im Innern 27000 E.

3) **Südaustralien** (17900 Q.-M., 192000 Bew.) erstreckte sich früher durch den ganzen Continent bis an die Nordküste. In der Bevölkerung hier namentlich viele Deutsche. Adelaide mit 40000 E. Port Augusta am innersten Theile des Spencergolfes. Ausfuhr von Kupfer, Weizen rc.

4) **Westaustralien** (45900 Q.-M., 25000 Bew.), wo am Schwanenflusse die Stadt Perth. Der Anbau begann hier 1829, schreitet aber langsam vorwärts. Seit 1849 wurden Verbrecher dorthin geschickt; jetzt ist die Deportation nach Australien völlig eingestellt, da sie zu den heftigsten Beschwerden der Kolonien Veranlassung gab in Westaustralien erst seit 1867.

5) **Nordaustralien** (24600 Q.-M.) oder Nordterritorium, die Halbinsel Arnhem zwischen dem Timormeer und dem Carpentariagolf; noch in den ersten Anfängen. Die Ansiedlungen um die Adambai wurden 1867 verlassen, nachdem bereits früher in der Nähe Ansiedlungsversuche gescheitert waren, die letzte i. J. 1849 aufgegebene in Victoria am Port Essington (Halbinsel Coburg), in dessen Nähe wie überhaupt an der Nordküste Australiens Trepangfischereien *). Port Darwin ist Hauptort in Nordaustralien, das noch keine eigene Verwaltung hat, ebensowenig als das neuestens davon abgezweigte **Alexandra-Land**, zwischen Nord- und Südaustralien gelegen.

6) **Queensland** (31400 Q.-M., 140000 Bew.), erst 1859 von Neu-Süd-Wales abgetrennt. Neben steinigen Scrubs dehnen sich dort große Schafweiden aus; und wo es nicht an Bewässerung fehlt, ist die subtropische Vegetation keineswegs dürftig, so daß sich Baumwolle mit Erfolg anpflanzen ließ. Der an einem Strom malerisch gelegene Ort Brisbane (19000 E.) ist Hauptstadt. Möglich, daß der jüngst entdeckte Goldreichthum der Halbinsel York bald zu raschem Aufblühen dieses weiten Gebiets beiträgt.

Zu den australischen Kolonien wird gewöhnlich als 7. noch gerechnet **Tasmania** (1233 Q.-M., 103000 Bew.), so genannt nach seinem Entdecker, oft auch nach dem damaligen Statthalter in holländisch Ostindien Van Diemen. Seit 1803 von den Engländern kolonisirt (anfänglich Verbrecherkolonie), zu Viehzucht und Landbau geeignet, mit Bergen von 12—1600 m., schönen Basaltküsten und sichern Häfen; der Humboldtsberg im Süden fast 1700 m. Das kühlere Klima läßt den Anbau der Orange nicht zu, wohl aber den des Weinstockes. Hobart Town an der Mündung des schiffbaren Derwent mit 20000 E., trefflichem Hafen und viel Seehandel ist Hauptstadt. Die Bevölkerung der Insel ist durchaus europäischer Abkunft, da die den Neuholländern sehr ähnlichen Tasmanier (1815 noch 5000, 1835 noch 210, vor einigen Jahren noch 4 Personen) nun wohl vollständig ausgestorben sind. — Auch die Neuholländer sind in rascher Abnahme begriffen, jetzt vielleicht noch 55000. Die Kolonisten Australiens sind größtentheils englischen und deutschen Ursprungs; neben den Engländern viele Iren. Der verhaßten chinesischen Einwanderer, die nur des Gelderwerbes kommen und mit ihren Ersparnissen wieder nach China zurückkehren, hat man sich vergeblich zu erwehren gesucht; sie arbeiten besonders in den Bergwerken und machen ca. 25000 aus.

---

*) Trepang, auch eßbare Seegurke genannt, ist eine Strahlthierart, die geräuchert und mit Gewürz zubereitet als kräftige, reizende Delikatesse namentlich von den Chinesen hochgeschätzt wird.

Mit den aufgezählten Ansiedelungen ist natürlich die Reihe derselben noch nicht geschlossen, sind die Grenzen der Kolonien noch nicht für immer bestimmt. Wie die Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten sich von der Küste aus landeinwärts rastlos vorgeschoben hat, so hält sie auch jetzt nicht inne, und noch immer sind unternehmende Männer da, die für künftige Ansiedlungen nach brauchbarem Boden suchen, aber auch in rein wissenschaftlichem Eifer Gesundheit und Leben daran wagen, den Erdtheil mehr und mehr zu erforschen. Und dies ist keineswegs eine leichte Aufgabe; denn die Mühsale, Hindernisse und Gefahren, die sich damit verbinden, sind kaum geringer als die, welche von den Entdeckern in Afrika erduldet werden. Der größte Theil Australiens liegt nämlich in derjenigen Region, wo seltene Regengüsse mit mehrmonatlicher oft jahrelanger Dürre wechseln, so daß manche Landstriche in dem einen Sommer grün, in dem andern wie erstorben, und Flüsse, die noch vor kurzem ihre Ufergegenden sumpfig machten, völlig ausgetrocknet erscheinen. Hohe und umfangreiche Gebirge, um größere Ströme zu schaffen, sind ja außer dem Warragong nicht vorhanden. Bei dem häufigen Wassermangel ist auch die Thier- und Menschenwelt dürftig, manchmal ist auf 10 und 20 Meilen kein Vierfüßler zu sehen, und die spärlichen Eingebornen haben kaum etwas von Lebensmitteln zu bieten. Dort zu reisen ohne Weg und Führer, meist ohne leitende Bäche, genöthigt Lebensmittel, Wasserschläuche und oft Viehfutter auf Ochsen und Pferden mitzuschleppen, und dabei meist unter glühendem Himmel — man mag sichs leicht vorstellen, was für Entbehrungen und Elend, Hunger und Krankheiten dort zu ertragen sein müssen, besonders auf weiten Reisen. Rechnen wir noch dazu, daß auf dem einförmigen Boden Australiens schwerlich glänzende Entdeckungen zu hoffen waren, so müssen wir den Muth und die Ausdauer von Männern wie Eyre, Sturt, Leichhardt, Stuart, Forrest, Warburton u. s. w. nur umsomehr bewundern. — Vorhin haben wir der Insel-Entdeckungen im großen Ocean erwähnt; hier darf also auch ein Ueberblick jener Landreisen nicht fehlen.

Der Engländer Eyre, nachmals Statthalter einer westindischen Insel, war es, der 1839 den großen Torrens-, dann den Eyresee entdeckte und bald nachher das Küstenland des Spencer-Golfs trotz Dürre, Gestrüpp und Einöden durchwanderte und die ganze Südostküste bis Albany aufklärte. Sein bedeutender Nachfolger Sturt, der schon die Mündung des Murray gefunden, versuchte 1845 von der dortigen Gegend aus geradezu nordwärts in die Mitte des Erdtheils vorzudringen. Nachdem er jedoch an Durst und Sonnenglut genug gelitten und vergeblich getrachtet, eine mitgenommene Fahne inmitten des Landes aufzupflanzen, kehrte er zurück mit der Ansicht, daß wahrscheinlich eine sehr ausgedehnte Centralwüste vorhanden sei, welche den Norden Australiens vom Süden getrennt halte. Der wackere Mann, der sich, wie es 14 Jahr später klar wurde, in dieser Ansicht geirrt hat, verdiente übrigens das ehrende Lob, das ihm bei seiner Rückkehr nach Adelaide von allen Seiten zu Theil wurde, denn er hatte 150 Meilen vom 36. bis zum 26. Breitengrade durchzogen. Er starb am 16. Juni 1869 in Cheltenham in England.

Gleichzeitig (1844/45) wetteiferte mit diesem Engländer der Deutsche Leichhardt, der schon mehrfach die unbekannteren Landstriche in Neu-Südwales durchstreift hatte und nun den Entschluß faßte, die Frage zu lösen, ob sich von Neu-Südwales Randgebirge nach Norden erstreckten und ob von ihnen größere Gewässer, wie etwa

der Darling, in die innern Ebenen flössen, um dort einen großen Binnensee zu bilden, oder ob vielleicht ein schiffbarer ins Meer sich ergießender Strom zu finden sei, dessen Mündung bei Küstenumsegelungen versteckt geblieben wie die des Murray. Er wollte vom Quellengebiete des Darling nordwärts reisen und zwar stets in etwa gleicher Entfernung von der Küste, und zuletzt sich nach Westen wenden, um die kleine Niederlassung Victoria im Port Essington zu erreichen. Die überaus beschwerliche Reise dauerte doppelt so lange, als er gedacht hatte; erst nach $14^1/_2$ Monaten langte er mit seinen Begleitern wirklich in Port Essington an, aber in traurigstem Zustande, abgerissen, abgemagert, und — von 30 mitgenommenen Lastthieren — nur noch mit einem ganz abgetriebenen Ochsen. Als er gegen Ende März 1846 mit einem Schiffe in Sydney eintraf, wurde der schon verloren geglaubte Held mit Enthusiasmus empfangen. Er war der erste, der den Continent, und zwar von Südost nach Nordwest, durchschritten; er hat die Mittel ausfindig gemacht, die zu australischen Reisen nothwendig sind, er hat Queensland und Nordaustralien erschlossen. Man wußte nun, daß von den Randhöhen wohl manche Flüsse nach innen ablaufen, doch kein großer, sondern nur periodisch austrocknende oder Creeks; manche auch salzig. Uebrigens hatte man nicht überall steinige, mit Gestrüpp bewachsene Landstriche (scrubs) und Einöden mit verdorrtem Gras, sondern auch grüne Weideflächen, auch parkähnliche Wälder und jenseit des 20. Breitengrades Bäume mit dichterem Schatten, Feigenarten, Palmen 2c. angetroffen, und Arnhemsland, worin Port Essington liegt, schien fern ab von der niedern ungesunden Küstengegend kulturfähig zu sein.

Leichhardt hatte viel geleistet; doch ließ ihm der Gedanke, auch das Innere des Erdtheils zu eröffnen, keine Ruhe: er wollte Australien in ganzer Länge von Ost nach West, von Neu-Südwales bis zum Schwanenfluß durchziehen. Dem begeisterten Manne gelang es auch bald, Theilnehmer dafür zu gewinnen und ziemlich hinreichend ausgerüstet zu werden. 1846 genöthigt umzukehren, reiste er im Dezember 1847 von neuem ab; er kam auch über das Flußgebiet des Darling hinaus ins Unbekannte — ist aber nicht wieder zurückgekehrt. Die spätern Versuche, die Ursachen seines Todes oder wenigstens Spuren von ihm aufzufinden (z. B. Gilmore 1871), haben zwar bis jetzt keine genügenden Aufschlüsse gebracht, wohl aber zur genaueren Erforschung des Landes beigetragen.

Im Norden hat 8 Jahre später ein anderer Entdecker, August Gregory, einen Zug südwestlich Essingtons den Victoriafluß aufwärts gemacht, wurde aber im Kampf mit der Natur des Landes gezwungen, sich gegen den Golf von Carpentaria zu wenden. Dort lernte er den Albertsfluß näher kennen und schlug dann ungefähr den Leichhardtschen Weg in entgegengesetzter Richtung ein, der ihn glücklich nach Sydney brachte.

Unterdessen hatte seit Auffindung der Goldlager die Bevölkerung und der Verkehr in den südlichen Kolonien überaus zugenommen, die Städte waren blühender geworden und die Weideplätze dehnten sich stets weiter aus. Dem Entdecker des Torrenssees war dessen weite Umgegend noch höchst abschreckend erschienen; kaum aber hatten spätere Reisende eine andere Ansicht darüber verbreitet, als auch spekulirende Viehbesitzer dort anlangten, und große Schafherden sogar jenseit des Sees zu sehen waren und der Boden, wo sie hausten, sich zu bessern begann. So bildete sich allmählich die Meinung

aus, man werde mit der Zeit die Mitte des Continents und vielleicht eine innere Kommunikation mit der West- oder Nordküste ermöglichen. Zu diesem Zwecke wurde, von der Regierung unterstützt, in Melbourne eine große Expedition unter Führung des Irländers Burke ausgerüstet (1858/61), der es gelang, den Continent von Süd nach Nord zu durchschneiden; Burke gelangte mit einigen seiner Gefährten an die südliche Einbucht des Carpentaria-Golfs, unterlag aber den Strapazen und Krankheiten, wie noch 5 andere bedeutende Personen der Expedition, darunter auch ein Deutscher, Becker aus Darmstadt, der als Maler und Naturforscher sich angeschlossen. Einer der Ueberlebenden brachte die Trauerbotschaft, sowie Bruchstücke der Tagebücher nach Melbourne. Fast mehr noch als diese glänzende Expedition leistete für Erforschung des Erdtheils gleichzeitig die geräuschlose Unternehmung eines schlichten, mit ausdauerndem Muth und Besonnenheit ausgerüsteten Mannes, der nur mit ein paar Begleitern und mehreren Packpferden sich im Jahr 1860 auf den Weg machte, um jener größeren Expedition den Vorrang abzugewinnen. Es war Mac Stuart, ein ehemaliger Gehilfe Sturts auf dessen denkwürdiger Entdeckungsreise. Es gelang ihm auch über die Mitte des Continents hinaus und soweit nordwärts vorzudringen, daß er bis auf 40 Meilen der Reiseroute Leichhardts südlich des Carpentaria-Golfs nahe kam. Er würde die Küste dieses Golfs oder seitwärts den durch Gregory bekannter gewordenen Victoriafluß erreicht haben, wenn er nur 8 bewaffnete Begleiter mehr gehabt hätte, um der Eingebornen, die ihm dort mit ihren Bumerangs feindlich entgegen traten, sich zu erwehren. An einer Wasserstelle — er benannte sie Bishop Creek — wo er zur Herstellung seiner erschöpften Kräfte gern einige Tage verweilt hätte, mußte er umkehren und die 260 Meilen bis zur Stadt Adelaide wieder zurück wandern. Bei einem im Jahre 1861 wiederholten Versuche kam er noch 2 Breitengrade nordwärts über Bishop Creek hinaus; aber weiter zu kommen war nicht möglich. Doch hatte er insofern das Problem gelöst, als er die Mitte des Continents erkundet und — was besonders erfreulich — die Ansicht von einer großen Centralwüste widerlegt hat. Freilich war auch die schwache Hoffnung zu nichts geworden, irgend bedeutendes Gebirg, ein Hochland, große Seen, wasserreiche Ströme &c. zu finden. Was Petermann zu Gotha schon Jahre vorher für wahrscheinlich gehalten, daß Australien im ganzen überall die gleiche Beschaffenheit haben werde, hatte sich bestätigt. Ueberall Wechsel von Ebene und mäßiger Bodenerhebung; bald sind es öde Sandflächen, bald grasige Steppen, die man antrifft, bald undurchdringliches Gestrüpp auf steinigem Boden (scrubs), bald wasserhaltige Höhenzüge mit bewachsenen Thalfurchen, auch mit parkähnlicher Waldung.

Von späteren Reisenden sei nur noch erwähnt, daß Mac Kinlay, Jardine, Mac Intire, Gilmore u. a. wesentlich dazu beigetragen haben, die Osthälfte bis über die Mitte hinaus aufzudecken, während Frank Gregory (Augusts Bruder), Dempster, Forrest, Giles, Warburton, Gosse u. a. über die wüste Westhälfte uns soweit unterrichtet haben, daß überraschende Befunde kaum mehr zu erwarten sein dürften, wenn auch infolge künftiger Reisen noch eine Menge von Regenbetten, Sümpfen und Sumpfseen, Scrub- und Waldflecken, Sandebenen und Hügelketten u. s. w. in die Karte einzutragen sein werden.

II. Polynesien (d. h. Inselmenge).

Größe (mit Tasmania): 22576 Q.-Mln. Bevölkerung: 2,691000.

Die Archipele und zerstreuten Eilande der Südsee, die man darunter begreift, liegen, mit Ausnahme von Neuseeland und seiner Nachbarschaft, meist zwischen den Wendekreisen, also in der heißen Zone, doch angenehm gekühlt sowohl durch die umgebende Wasserfülle als durch die herrschenden Passatwinde. Die westlichsten grenzen so nahe an die abgerissenen Glieder Hinterindiens, daß beide als eine zusammengehörige Inselwelt betrachtet werden könnten, wenn die indische Natur nicht von der polynesischen verschieden wäre. Zwar hat diese manches mit jener gemein, z. B. Kokos- und andere Palmen, hie und da auch Bambusrohr, und ein allmählicher Uebergang läßt sich nicht verkennen; die vorhandenen Pflanzenarten sind zu einem großen Theil indischen Ursprungs, haben sich also gegen die Richtung der Meeresströmung und des Passatwindes verbreitet und nehmen in Bezug auf ihre Zahl in der Richtung nach Osten fortwährend ab. Auch in der polynesischen Thierwelt zeigt sich eine solche Abnahme der Arten nach Osten zu. Charakteristisch für die Pflanzenwelt Polynesiens ist auch, im Gegensatz zum Continent Australiens, das Vorkommen von Nahrungspflanzen, z. B. Brotfruchtbaum, hie und da Pandanus; auch Yams, Bataten 2c. werden gebaut. Auf Neu-Guinea sind Brotfrucht und Muskaten u. a. indische Gewürze noch vereint anzutreffen, sowie sich auch nur bis hieher und nördlich bis zu den Ladronen, die indische Sitte des Betelkäuens verbreitet hat. — Bezüglich der Menschen unterschied man bisher gewöhnlich Australneger (Negritos) und Malaien. Jene leben auf dem Continent Australien, auf Neu-Guinea und den Nachbarinseln bis zur Kreuzung des Wendezirkels mit dem 180.° der L. v. Greenw. Braune oder schwarzbraune Farbe, jedoch in sehr verschiedenen Variationen, auffallend magere Arme und Beine, breiter Mund und dicke Lippen 2c. sind, abgesehen von der Sprache, äußere Merkmale derselben; auf den meisten Inseln sind sie roh und grausam, furchtbare Kannibalen, und das Christenthum hat bisher wenig Eingang bei ihnen gefunden. Doch ist auch in dieser Beziehung große Verschiedenheit vorhanden, und während z. B. die Papuas auf Neuguinea im allgemeinen im Rufe der Wildheit und der größten Feindseligkeit gegen die Fremden stehen, zeigten sich einzelne Stämme derselben ganz zuvorkommend, oder wenigstens nicht feindselig. Nach neueren ethnographischen Forschungen trennt man die Australneger von den Melanesiern, und rechnet zu ersteren die Bewohner von Australien und Tasmanien, zu letzteren die Bewohner derjenigen Inseln, die weiter

unten bei den innern Inseln als der kleinere Bogen derselben aufgeführt sind*) (Neu-Guinea — Fidschi-Inseln). — Die Bewohner aller übrigen Inseln rechnet man gewöhnlich zur malaiischen Rasse, die sich in längst vergangener Zeit auch über den stillen Ocean verbreitet haben soll. Daß sich auf vielen Inselgruppen ein Menschenschlag findet, der dem europäischen näher kommt (auf den Marquesas z. B. sind die Eingebornen fast weiß und öfters blond), mit langem, ja mit weichlockigem Haar, mehr oder weniger gebräunter Hautfarbe, hie und da etwas kupfrig, könnte freilich dagegen stimmen, die Verwandtschaft der Sprachen aber spricht wieder dafür. Die Insulaner der Sandwichs können gar bald die der Societäts verstehen, und wer diese hört, soll sich an malaiische Idiome erinnern. Auch ihre Hausthiere (Schwein, Hund, Huhn), sowie ihre Nahrungspflanzen weisen auf malaiische Einwanderung hin. Neuerdings unterscheidet man auch in dieser Bevölkerung Oceaniens zwischen Mikronesiern und Polynesiern, indem zu den ersteren die Bewohner der Inseln nördlich vom Äquator von den Palaos und Marianen bis zu dem Gilbert-Archipel rechnet, zu den letzteren die aller übrigen Inseln von der Lagunen- oder Ellice- und der Tonga- oder Freundschaftsgruppe an bis zu der letzten der Tuamotu-Inseln und mit Einschluß der Sandwich- und Neuseeland-gruppe. Den Uebergang zwischen beiden Stämmen vermitteln die Bewohner des Gilbert- und des Ellice-Archipels. Der Einwanderungsweg ging also wohl über Mikronesien, und zwar betraten die Polynesier zuerst das vielleicht noch jungfräuliche Land, wohl vorwärts geschoben von den bald nachrückenden Mikronesiern. Wie nah oder fern aber auch ihre Sprachen untereinander verwandt sein mögen und wie ähnelnd dem Malaiischen, jedenfalls sind sie grundverschieden von den Sprachen der Melanesier. Eben solche Verschiedenheit läßt sich in der Lebensweise und Bildungsfähigkeit nachweisen. Die Eingebornen Neu-Guineas, und mehr noch die gewandteren auf dem Salomons-Archipel, auf Neubritannien u. s. w. haben allerdings vor den Neuholländern vieles voraus, namentlich

* Nicht nur körperliche Unterschiede, sondern auch die Sprachen veranlassen diese Unterscheidung; während z. B. die Tasmanier, wie heute noch die Australneger Suffixsprachen redeten, sprechen die Papuas Präfixsprachen. — Negritos (d. h. kleine Neger) finden sich übrigens als die ursprünglichen Bewohner auch auf sämmtlichen Inseln der Philippinen, jedoch bedrängt und zurückgedrängt von den eingewanderten Malaien, da sie minder begabt, auch schmächtiger und kleiner (im Durchschnitt von 144 cm. Größe) als jene. Sie sind hier in Körperbeschaffenheit wie in Sitten und Gebräuchen den Papuas sehr ähnlich; sie selbst nennen sich Ätas. Bernhard Meyer, der sich längere Zeit bei ihnen aufhielt, beschreibt sie so: „Physiognomie durchaus die der Neger im allgemeinen; Hautfarbe schwärzlich-braun; Haarwuchs wollig, schwarz und kurz geschoren (also ohne die eigenthümliche Kräuselung wie bei den Papuas); fast ohne Waden; lebhaft und geschwätzig.“

feste Wohnsitze, Bekleidung und Boote zum Fischfang, und dennoch stehen sie hinter den Inselvölkern des malaiischen Stammes zurück. Von diesen darf man behaupten, wenigstens von den meisten, daß sie in ihrer insularen Abgeschiedenheit geworden sind, was sie ohne milchgebende und wolletragende Thiere, ohne den Gebrauch des Eisens, ohne Verkehr mit größeren Nachbarstaaten irgend werden konnten. Was von ihnen erzählt wird, deutet offenbar auf ein glückliches Naturell, auf vorzügliche Bildungsfähigkeit, obgleich ihre Frömmigkeit noch der Menschenopfer bedurfte, und über viele Inselgruppen (mit Ausnahme von Tonga, Hawaii, Tahiti und einigen andern) der abscheuliche Brauch, Gefangene zu schlachten und zu essen, verbreitet war. Häuser, Dörfer, selbst Befestigungen, regelmäßige Pflege von Nutzpflanzen, Behendigkeit in Lenkung der Schiffe, großes Geschick in Bereitung und Färbung von Gewändern aus Bast und Federn, religiöse Ceremonien, Priester, Morais oder gottesdienstliche Gebäude — das alles fand man bei ihnen vor. Sogar das wilde Recht des Stärkern war bei mehreren dieser Völker einer gewissen Staatsordnung gewichen, worin es Erblichkeit der Herrschaft und eine Art von Lehnswesen gab. Fassen wir dies zusammen und rechnen noch hinzu: ihre Lust an Tanz und mimischen Darstellungen, ihr geselliges Leben, das selbst gewisse Feinheiten des Umgangs verlangte, ihr theilnehmendes Gefühl, ihre Lernbegierde ꝛc. — so begreift sich, daß die Seefahrer gern bei ihnen verweilten, aber auch, daß der Verkehr mit den Fremden außerordentlich, und sowohl im Bösen als im Guten, auf sie einwirken mußte. Die Europäisirung ging und geht noch wunderbar rasch von statten, und schon den nächsten Geschlechtern wird das Leben der Großeltern wie etwas Geträumtes vorkommen, das ihre künftigen Dichter trotz seiner Mangelhaftigkeit zu einem Arkadien, zu einem Unschuldparadiese ausmalen werden. Zum Glück sind übrigens die Fremden nicht mit Gewalt der Waffen gekommen, und zum Glück bewahrt sowohl die Bildsamkeit, als die hinreichende Anzahl der Bewohner die kleinen Inseln vor starken Einwanderungen. Um so eher werden sich einheimische Völker selbständig erhalten und zur Mannichfaltigkeit der Kulturstaaten auf dem Erdball beitragen können. Anders möchte aber wohl das Loos der Australneger und Melanesier sein; minder talentvoll und bildungsfähig, und den Europäern persönlich zu unangenehm, um eine Vermischung beider herbeizuführen, werden sie wahrscheinlich, gleich den Tasmaniern und Neuholländern und den Wilden Nordamerikas, unter der europäischen Kolonisation zu Grunde gehen. — Polynesien umfaßt:

1) Die inneren Inseln, in zwei Bogen von N. nach SO.

a. **Der kleinere Bogen.** Er enthält 1) das 12900 Q.-M. große Neu-Guinea, das von Australien durch die 20 Meilen breite Torresstraße getrennt ist —

und 2) die übrigen Inseln der Melanesier, nämlich: Neubritannien nebst den Admiralitäts- und Salomons-Inseln, den Luisiade-Archipel, die Gruppen von S. Cruz (worunter Vanikoro), die Neu-Hebriden, die Loyalty-Inseln Neu-Caledonien und die Fidschi-Inseln. — Papua oder Neu-Guinea wurde 1526 von dem Portugiesen de Meneses entdeckt und erhielt letzteren Namen wegen der Aehnlichkeit seiner Bewohner mit denen des gleichnamigen Theiles in Afrika. Erst in allerneuester Zeit beginnt das große und reiche Inselland aus dem Dunkel herauszutreten, welches durch Jahrhunderte darüber gebreitet war. Bernh. Meyer (1873) war der erste, der die Insel, zwar nur an ihrer schmalsten Stelle, aber doch von der Geelvinksbai (Gelbe-Finken-Bai) nach dem Mac-Cluer-Golf durchkreuzte; wie von ihm, so ist auch schon von andern Forschern das 3000 m. hohe Arfakgebirge im nordwestlichsten Theile der Insel von Dorëi und Andai aus bestiegen worden; der Russe Miklucho-Maklay hat sich über 2 Jahre (1871/73) an der Astrolabe-Bai aufgehalten und beabsichtigt einen neuen Aufenthalt auf der Insel. Das Klima an den Küsten ist für Europäer äußerst gefährlich. Der Produktenreichthum der Insel aber, des Vaterlandes der seltenen Paradiesvögel und der prächtigen Krontauben, soll außerordentlich sein. Den nordwestl. Theil bildet die Halbinsel Wonim-di-Bawa, vom Hauptlande durch die Geelvinksbai getrennt; die Ostküste ist flach, durch Schlammbänke und Schlammwälder fast unzugänglich. Im Hauptlande ist eine von W. nach O. ziehende Gebirgskette mit, wie es scheint, ewig beschneiten Gipfeln, also über 5400 m. Höhe; der südl. Theil des Hauptlandes ist flach, sumpfig, mit Urwäldern bedeckt und von bedeutenden Flüssen (z. B. Utanata) durchzogen. Den südöstl. Theil bildet die langgestreckte Halbinsel Wonim-di-Abas, von dem Owen Stanley-Gebirge durchzogen, das den Owen Stanley 4130 m., den Suckling 3975 m. und andere wahrscheinlich noch höhere Gipfel aufzuweisen hat; dieses Gebirge erfüllt so ziemlich die ganze Halbinsel, ein Areal zweimal so groß als die Schweiz, und dies ganze große Alpenland bleibt noch zu erforschen. Die Bevölkerung der Insel wird auf 1 Mill. geschätzt; die Bewohner sind die Papuas (vom malaiischen pua pua = gekräuselt), die ihren Namen von ihrem büschelförmigen Haarwuchse haben. Im Innern wohnt ein anderer schwarzer Stamm mit schwarzem schlichtem Haar, die Alfurus (Horaforas), vielleicht Stammverwandte der Bewohner des australischen Continents, aber den Papuas an thierischer Wildheit nicht nachstehend. Angesehene deutsche Landsleute in Australien haben vor mehreren Jahren die Besitznahme und Kolonisation Neu-Guineas durch Deutschland anzuregen gesucht. Die nordwestliche Halbinsel wurde bisher von den Holländern beansprucht, doch sollen diese neuerdings ihre nicht bedeutenden dortigen Kolonien an die Engländer abgetreten haben, die nun wohl die ganze Insel für sich in Anspruch nehmen werden.

Auch die meisten übrigen Insel dieser Reihe sind gebirgig; auf einer Luisiade-Insel sah man Gipfel von über 3200 m. — Die Neu-Hebriden haben gute Häfen, eine üppige Vegetation und alle Bedingungen für eine reiche Produktion, aber grausame und kannibalische Papuas zu Bewohnern; englische Missionäre haben sich dort niedergelassen. — Neu-Caledonien mit benachbarten Inseln (315 Q.-M., 45000 Bew.), 1774 von Cook entdeckt, 1853 von Despointes, der zur Befreiung französischer Missionäre im Hafen von Baladea (Balad, im NO.) erschien, für Frankreich in

Besitz genommen. Mildes Klima, üppige Vegetation: Sandelholz, Zuckerrohr, Bananen, Baumwolle, Südfrüchte, Reis ꝛc.; unter den mineralischen Produkten sind Kupfer und Gold zu nennen. Eine Gebirgskette von ca. 1200 m. Höhe durchzieht der Länge nach die Hauptinsel; der Humboldtsgipfel hat 1658 m.; prächtig ist der Mont d'Or über einer fruchtbaren Ebene. Rings um die Insel Korallenriffe, als schützende Dämme gegen den Anprall des Meeres und innerhalb derselben fahrbare Straßen für kleinere Schiffe. Unter der Bevölkerung ca. 40000 Eingeborene, nur ca. 1200 freie Kolonisten (meist Deutsche, Engländer und Irländer); jetzt von Frankreich als Deportationsplatz benützt („Communisten-Kerker der Südsee"). Trotz der günstigen Lage und des bedeutenden Naturreichthums will die Kolonie nicht gedeihen und muß die französische Regierung noch vorzugsweise die Kosten derselben bestreiten. Die Hauptstadt: Numea (Port de France), 1000 E. Napoleonsville am schönen und guten Hafen Kanala auf der andern Seite der Insel. — Oestlich davon die Loyalty-Inseln (39 Q.-M., 13000 Bew.), gleichfalls französisch; die Einwohner größtentheils Christen (meist Protestanten), der Kannibalismus seit 1855 ausgerottet. Die Hauptinsel Lifu wie auch die andern sind sogen. hohe Korallen-Inseln. — Weiter im Osten die Viti- (Fidschi-) oder Blighsinseln (380 Q.-M., 160000 eingeborene Bew.) Hauptinsel mit einem 1500 m. hohen Berg und dem Orte Suva ist Naviti Levu oder Großviti; die zweitgrößte Insel Vanua Levu. Es sind etwa 200 von der Natur begünstigte Inseln; Baumwolle, Zuckerrohr, Palmen, Aloë ꝛc. lassen sich mit Vortheil anbauen; vortreffliche Häfen, schiffbare Flüsse. Lange wild und den Lehren der Missionäre unzugänglich, haben endlich die Eingebornen dem Christenthum Eingang gestattet; 140000 sind verhältnismäßig civilisirt und dem Namen nach Christen, 20000 leben zurückgezogen in den Bergen; die alte Barbarei*) und das Sklaventhum sind im Aussterben. Die weiße Bevölkerung, meist von Australien gekommen, beträgt ca. 2000. Bis 1871 ein Bund conföderirter Kleinstaaten, erklärte sich am 5. Juni 1871 der mächtigste der Häuptlinge im Einverständnisse mit den übrigen als Kakobau I. zum König der Fidschi-Inseln, erließ sofort eine Konstitution und umgab sich mit Ministern und einem Parlamente. Diese Regierung hat sich nicht bewährt, infolge dessen politische Gährungen und Misstände, so daß nun (1874) die englische Regierung den schon früher gestellten und seitdem wiederholten Anträgen vonseiten der Bevölkerung auf Annexion willfahrte. — Die Norfolk-Inseln, etwa in der Mitte zwischen Neu-Caledonien und Neu-Seeland, waren bis 1856 eine englische Strafkolonie; etwas über 300 Bew.

b) Der **größere Bogen**, der den vorigen umgibt. Suchen wir zuerst die vom Aequator durchschnittene Gilberts-Gruppe auf, die mit den zuerst von Marshall erblickten Inselreihen Ralik und Ratak zusammen Mulgrave's Archipel genannt wird. Lauter niedrige Eilande von korallinischer Entstehung; Pandanus die vorzüglichste Nahrung der Bewohner. — Westwärts von den Raliks zieht die Kette der Carolinen hin, etwa 400 an der Zahl und, mit Ausnahme einiger wenigen, ebenfalls

---

*) Das letzte Menschenopfer wurde 1857 verzehrt; früher war nirgends so arge Menschenfresserei als hier.

niedrig; dies hindert sie aber nicht, oft ungemein reizend zu sein, sowohl ihrer Vegetation als ihrer Bewohner wegen. Auf Ualan besonders und auf den vorhin erwähnten Rataks fand man rührigen Geist, große Herzensgüte und eine Tugend, die sonst den Mikronesiern und Polynesiern wie überhaupt den Malaien meistens fremd ist, die Schamhaftigkeit. — Fährt man vom Ende der Kette südwestlich, so stößt man auf die Palaos, Palau- oder Pelew-Inseln, die uns Wilson und jüngst K. Semper so anziehend geschildert hat; wer kennt nicht den menschenfreundlichen König Abba Thule und seinen gutartigen in England gestorbenen Sohn Libu! In der Bevölkerung (10000) sind papuasische und malaiisch-mikronesische Elemente gemischt. Spanien rechnet die Palaos wie auch die Carolinen zu seinem Besitze; die Bevölkerung beider Inselgruppen zusammen wird auf 28000 geschätzt. — Nordwärts von den Carolinen gelangt man zu den 1521 von Magalhaens entdeckten Marianen oder Ladronen; sie sind hoch, vulkanischen Ursprungs und fruchtbar. Im Jahr 1668 wurden sie von den Spaniern in Besitz genommen und durch die gewaltsame Art, womit man das Christenthum einführte und die freundlichen und kunstfertigen Insulaner — einen den Tagalern auf den Philippinen nah verwandten Volksstamm — zum Kampf reizte, fast ganz entvölkert. Die jetzigen Bewohner, ca. 6000, stammen meist von der philippinischen Insel Luzon. Die Insel Tinian erscheint in Lord Ansons Reise überaus reizend, während spätere Seefahrer nichts von ihr zu rühmen wissen, außer alte Tempelruinen, die sich dort fänden. Der spanische Statthalter residirt auf der Insel Guam oder Guajan in der Hauptstadt Aganna (?500 E.)

Versetzen wir uns wieder zu den Gilberts und südlich des Aequators, so verbreitet sich von da bis zum südlichen Wendekreis gleichfalls eine Menge Inseln, sowohl einzeln als in Reihen und Gruppen. Zunächst die Vaitupu- oder Ellice-Inseln, nordöstlich davon die Phönixgruppe, deren einige Nordamerika beansprucht, und südl. von dieser die Uniongruppe oder Tokelau-Inseln. Vorzüglich aber stechen, mit Bergwaldung und reizenden Thälern geschmückt, die Samoa- oder Schifferinseln, und die Tonga- oder Freundschafts-Inseln hervor. Beide Gruppen liegen einander nahe und doch schienen ihre Bewohner, die jetzt gleichmäßig für Christenthum (meist protestantisch) und europäische Kultur gewonnen sind, anfangs von sehr verschiedenem Charakter. Die auf den Schifferinseln zeigten sich den Entdeckern feindselig und wild, die auf der Freundschaftsgruppe dagegen zuvorkommend und hilfreich, und ihre Kunstfertigkeiten mußte man bewundern. Unter den stark bewohnten vulkanischen Schifferinseln gilt Pola oder Sawaii (mit einem 3200 m. hohen Berge) für die größte; und in der theils vulkanischen, theils korallinischen Freundschaftsgruppe, deren Könige bereits europäische Häuser haben, ist Tonga oder Tonga Tabu die bedeutendste. (Das Wort tabu heißt so viel als geweiht oder heilig). Die Schifferinseln erkennen jetzt die Oberhoheit der Vereinigten Staaten von Nordamerika an.

2) Das östliche Polynesien

südlich des Aequators, aus einigen tausend Inseln bestehend, die man in 6 Hauptfelder abtheilen kann.

a) Der **niedrige Archipel** oder die Tuamotu-Inseln von 124 bis 149° w. L. v. Gr. Er wird von einer zahllosen Menge kleiner Eilande gebildet, worin man wieder verschiedene Gruppen unterscheidet, und die einen Meeresraum bedecken von 100 Meilen in der Breite und 380 M. in der Länge (SO. nach NW.). Sie sind rundlich, niedrig und, wie gewöhnlich solche Eilande, Korallenprodukt. Jede stellt sich als ein Ring dar, der mit Kokospalmen und andern Gewächsen über die Meeresfläche hervorragt und einen See oder vielmehr eine oft 30 bis 60 m. tiefe Lagune einschließt, die meistens noch durch eine Oeffnung des Ringes mit dem Meere zusammenhängt. (S. S. 377). Man trifft auch wohl dergleichen Eilande, wo der Ring bis 12 m. über dem Meeresspiegel sich erhebt und die Lagune im Innern zu einer Tiefebene geworden ist. Das korallinische Produkt verwittert an der Luft und bekommt eine fruchtbare öfters 2—3 m. dicke Erdschicht, die sich mit reicher Vegetation überzieht und zum menschlichen Wohnplatze wird. Was die seltsame Gestalt der Koralleninseln betrifft, so meint man, die Thierchen arbeiteten nur deshalb im Ring herum, weil sie am liebsten auf Kraterrändern gewesener im Meer befindlicher Vulkane sich festsetzten und alsdann ihrem Instinkt nach grade in die Höhe baueten. — Einer dieser Inseln ganz im Süden des gefährlichen Archipels müssen wir doch besonders erwähnen, nämlich Pitcairn; früher ohne Bewohner, hat sie jetzt Anbauer und schöne Pflanzungen, und verdankt dies dem Engländer Adam, einem Matrosen des Capitäns Bligh. Er regierte sein Völkchen als Patriarch und wurde sehr alt. Frankreich beansprucht das Protektorat über den Tuamotu-Archipel, zu welchem auch die Mangarewa- oder Gambierinseln gerechnet werden können. Tuamotu heißt Inselwolke. Ebenso hat Frankreich ein Protektorat über

b) die **Austral-** oder Tubuai-Inseln, die vom Wendekreis durchschnitten werden. Zu ihnen kann auch Oparo oder Rapa, eine Kohlenstation für die zwischen Panamá und Australien fahrenden Dampfer, gezählt werden, seit 1867 von Frankreich in Anspruch genommen. Rapa ist entschieden vulkanischen Ursprungs und hat einen guten Hafen; die Eingebornen (1826:1500, 1867:200) sind ein harmloses, bereits zum Christenthum bekehrtes Völkchen, das von Bananen, Yams, Kohl und Fischen lebt. Die Sprache derselben gleicht so sehr der Maorisprache, daß man sich in dieser leicht mit ihnen verständigen kann.

c) Der **Cooks-Archipel**, der auch nach den Inseln Hervey und Mangia benannt wird. Er umfaßt ebenfalls nur niedere zum Theil aber schöne Inseln, auf denen der Eifer der Missionäre die rühmlichsten Erfolge gehabt hat, während zur Zeit der Entdeckung die kriegerischen Bewohner noch Menschenfleisch aßen. Die Insel Raratonga mit dichter Bevölkerung, Kirchen, Schulen, Buchdruckereien u. s. w. wird als ein blühender Garten geschildert.

d) Die **Gesellschafts-Inseln** — nämlich: Tahiti oder Otaheiti (18 Q.-M. groß mit dem Hauptorte Papiti), Eimeo oder Morea, Huaheine, Rajatea, Borabora u. a. m. Zusammen 31 Q.-M. mit 18000 Bew. Davon sind frei (Societäts-Inseln im engern Sinne): 10 Q.-M. mit 4000 Bew., dagegen stehen unter dem aufgedrungenen französischen Schutze (Tahiti- oder Georgian-Gruppe): 21 Q.-M. mit 14000 Bew. Sie sind gebirgig, voll schöner Thäler und rieselnder Wasser, reich an Kokos, Brotfrucht, Yams, Schweinen, Geflügel &c. und von einem

Menschenschlage bewohnt, dessen heiterer geselliger Sinn, dessen geistige Anlagen und Geschicklichkeiten die ersten Entdecker fast bezauberten. Selbst im Kriege zeigten sich die Insulaner hier weit milder als anderwärts. Die Schilderung Tahitis und des dortigen Lebens gehört zu den schönsten Stellen der Reisewerke Forsters und anderer Beobachter. Der schon vor ihnen dort gewesene Bougainville, besonders erstaunt, daß er die Frauen, bei wilden Völkern sonst Sklavinnen des männlichen Geschlechts, hier geachtet und nicht einmal von der königlichen Würde ausgeschlossen fand, wollte die reizende Insel sogar Neu-Cythera benannt wissen; und noch später ward Tahiti gepriesen, obwohl die anziehende Natürlichkeit und Heiterkeit des liebenswürdigen Völkchens seit dem vielfältigen Umgange mit den Seefahrern ins Freche und Lüderliche auszuarten anfing. Forster würde schon nach 30 Jahren seine Tahitier kaum wieder erkannt haben, so hatten europäische Getränke, Laster und Krankheiten unter ihnen gewüthet. Unordnung war auf den Feldern, Zerwürfnisse in den Familien, und die Zahl der Bewohner auf den achten Theil herabgekommen. Keiner Inselgruppe ist aber auch die Ankunft der Missionäre heilbringender gewesen. Was hier die evangelischen Männer gewirkt, ist bewunderungswerth und wird stets auf der Lichtseite der christlichen Kirchengeschichte geschrieben stehen. Sie brachten nicht Glaubenssätze allein, sie stellten auch bessere Zucht her und drangen auf strenge Sittlichkeit. Daß die von Natur so glücklich begabten Insulaner nicht ganz zu Grunde gegangen, war ihr Werk *). Denn mit der Besserung des Lebenswandels erneuerte sich die frühere Thätigkeit, auch die Sterblichkeit ließ nach, und die Bevölkerung begann wieder zu steigen. Vom Jahre 1815 an hatte das Christenthum allgemeinen Eingang gefunden. Fast auf allen Inseln der Gruppe trifft man jetzt Kirchen, Schulen, Bücher in der Landessprache, die in eigner Druckerei zu Papiti erscheinen, Gerichtshöfe mit Geschwornen, und sogar eine gesetzgebende Versammlung. — Schade, daß England, von dem eine so friedliche Kultivirung ausgegangen, nicht daran dachte, sich auch zum ferneren Beschützer derselben zu erklären. Als das Volk schon evangelisch geworden, fanden sich auch römische Missionäre ein, was Anlaß zu Reibungen und Streit gab. Einer derselben, ein Franzose von Geburt, mußte auf Befehl der Königin das Land verlassen und brachte seine Klagen darüber nach Paris. Sofort wurden franz. Kriegsschiffe in die Südsee geschickt, um Genugthuung zu verlangen. Dies geschah 1838, und schon 1840 hatte der Capitain Thouars sich durch List den schriftlichen Wunsch einiger Tahitier nach französischer Protektion verschafft. Auf diese Weise ist die Hauptinsel der Societätsgruppe, nebst Eimeo, Mahitea und Tetuaroa unter fremde Hoheit gerathen. Der Widerstand der Königin Pomare war erfolglos; sie mußte weichen und verlegte ihren Sitz nach der minder großen, doch gleich reizenden und fruchtbaren Rajatea. Diese Insel nebst Huaheine und Borabora (Bolabola) wurden vor dem Protektorate Frankreichs dadurch gerettet, daß England 1817 ihre Unabhängigkeit anerkannte.

*) Die Missionen sind in Polynesien seit 1791 thätig. England ging mit dem Beispiel voran, indem die brittische Missionsgesellschaft ein Schiff unter Führung des schon früher bewährten Capitäns Wilson nach der Südsee schickte. Die Geistlichen, die man ihm mitgegeben, vertheilten sich auf verschiedene Eilande, und haben nicht allein der Humanität durch ihr Lehrgeschäft, sondern auch der Wissenschaft durch das Studium der Sprachen und Sitten der Insulaner große Dienste geleistet.

e) Die Maniiki- oder Tongarewa-Inseln, nordwärts der vorigen, gehören zur Union Nordamerikas, mit Ausnahme der unbewohnten Caroline-Insel, die (seit 1868) von England in Besitz genommen ist. Auch dort sind evangel. Missionäre mit Erfolg thätig.

f) Der Marquesas- oder Mendana-Archipel, östlich der vorigen. Nukuhiva mit zerrissenem Gebirg und prächtigen Wasserfällen ist die größte; ihre Bewohner sollen in der Kunst des Tättowirens alle andern Polynesier überbieten. Die Bewohner dieser Inseln stellten evangelischen wie katholischen Missionären stärkeren Widerstand entgegen; letztere zu beschützen bemächtigte sich Frankreich der Inseln. Zwei kleine Niederlassungen als Deportationsplätze.

3) Die Gruppe der Sandwichs,

(360 Q.-M., 57000 Bew.)

außerhalb der großen Inselwelt, nahe dem nördlichen Wendekreise, über 550 Meilen von Tahiti entfernt. Sie sind hoch, vulkanischer Natur, quellenreich und fruchtbar. Von Cook 1778 entdeckt, wurden sie ihrer vortheilhaften Lage halber bald zu einer Hauptstation für den Handel auf der Südsee, für Walfischfänger, ein Ausgangspunkt der Unternehmungen nach dem Behringsmeer ꝛc. Bald nahmen die Bewohner, ein unternehmender sehr anstelliger Menschenschlag, längst schon mit dem Meere vertraut, lebhaften Theil an den Geschäften der Ausländer, und europäische Sitten und Einrichtungen verbreiteten sich rasch. Zwar die ersten Geschenke der Civilisation, Krankheiten und der Branntwein, richteten auch hier starke Verheerungen an und machten die Zahl der Einwohner von Hawaï von 100000 auf 10000 zusammenschmelzen; aber das Volk hatte lange Ruhe vor den egoistischen Spekulationen der Europäer und 1797 langten die ersten englischen Missionäre an. Das Volk nahm den moralischen Kern des Christenthums in sich auf, ohne sich an die von den Missionären vorgeschriebene äußere Form zu binden, es gesundete und erstarkte, das Gemeinwesen kräftigte sich. Kamehameha I., den man den Peter den Großen der Sandwichs nennen könnte, war es, der die Reformation zu leiten verstand, die Häuptlinge der andern Inseln unterwarf, seine Regierung festigte und zuletzt 1819 den Götzendienst förmlich abschaffte. Um sicher zu bauen, nahm er das früher Bestandene soviel als möglich zur Grundlage des Neuen; die große Bedeutung der Inseln für den Handelsverkehr und infolge dessen die Eifersucht der großen handeltreibenden Mächte bewirkte, daß keine einzelne derselben hier zur ausschließlichen Geltung kam; 1844 als unabhängig von England, Frankreich und den Verein. Staaten anerkannt, seit 1852 mit freisinniger Verfassung, erfreuen sich die Inseln eines steigenden Wohlstandes. Nach der Verfassung besteht ein Oberhaus von Häuptlingen und ein Unterhaus von Volksvertretern, die alle 2 Jahre zusammenkommen, um Steuern und neue Gesetze zu beschließen; verantwortliche Minister, gute Verwaltung. Nach englischem Muster besteht die Staatskirche im Lande; die vom Bischof zu Honolulu regiert wird. Die Einwohner werden in Fachschulen zu tüchtigen Handwerkern und Gewerbsleuten gebildet; die Hochschule zu Lahuina Cula hat ein höchst interessantes nationales Geschichtswerk ausgegeben, die heimatliche Sprache ausgebildet und durch Wörterbuch und Grammatki normirt ꝛc. Seit dem Tode Kameha-

mehas V. (Januar 1873) folgten rasch nacheinander die Könige Lunalilo und nun Kalakaua, und die Ruhe fehlt seitdem im Lande; auch scheinen die zahlreich dort ansässigen Amerikaner den Anschluß an die Union zu befürworten. — In der Bevölkerung sind 49000 Eingeborne, 2500 Mischlinge und 5400 Fremde (worunter 2000 Chinesen als Arbeiter in den Plantagen, 900 Amerikaner, 600 Britten, 200 Deutsche 2c.)

Die zwei wichtigsten Inseln der Gruppe heißen Hawaïi (Owaihi) und Oahu. Auf der letztern liegt die königliche Residenz und Hafenstadt Honolulu mit stark besetztem Fort, Kirche, Schulen, Theater, Druckereien und 12000 Einw. Der Hafen ist sehr belebt durch fremde und eigne Schiffe. Man versendet selbstgebauten Kaffee, Zucker, Reis, Arrowroot, Talg 2c. — Hawaïi ist die größte Insel (229 Q.-M., 16000 Bew.), größer als unser griechisches Creta. Der Hafen Kailua ist Hauptort und Sitz des Statthalters. In der Umgegend derselben, überhaupt am ganzen Seegestade, findet man wohlbebaute Fluren, durch die man landeinwärts zu den herrlichsten Gebirgslandschaften aufsteigt, aus welchen sich der Mauna Kea von 4252 m. Höhe und der nur wenig kleinere Mauna Roa majestätisch emporheben.

Anmerk. Zwischen den Sandwichs und den Maniiki- und Tokelau-Inseln liegt eine Anzahl kleiner, meist unbewohnter Inselchen, die man als central-polynesische Sporaden benennt, und deren reiche Guanolager zum größten Theil von den Nordamerikanern ausgebeutet werden, mit Ausnahme von Starbuck und Malden (beide unbewohnt und südlich des Aequators), Howland und Fanning (beide nördlich des Aequators), die den Engländern gehören, und von Palmyra, das dem Sandwichkönigreich zugesprochen ist. — Weit im Osten und nahe bei Amerika ($10^1/_2{}^0$ N. Br. und 109° W. L. v. Gr.) liegt die seit 1858 von den Franzosen in Besitz genommene unbewohnte Insel Clipperton.

4) Neu-Seeland,

(5000 Q.-M., 303000 Bew.)

in der gemäßigten Zone der Südhemisphäre; der 41. Breitengrad geht mitten durch. Es sind zwei große durch die Cookstraße getrennte Inseln. Die südliche, wo Alpen in die Schneeregion ragen und Flüsse aus Gletschern entstehen (M. Coo 4000 m.), mit steiler doch hafenreicher Ost- und Südküste, auch mit reichbewässerten fruchtbaren Ländereien und Grasflächen, heißt bei den Eingebornen Wahi Punamu; schon Cooks Reisegesellschaft erfreute sich an ihren Uferlandschaften, vor allen an der wildschönen Umgebung der großen Dusky-Bai, deren einmündende Flüsse aufs prächtigste von steilen Felswänden herabstürzen. Die nördliche, wärmer liegende, von den Eingebornen Ikanamaui genannt, bietet ebenfalls dem Auge in manchfachem Wechsel Gebirge, Thäler und Ebenen von Flüssen durchschlängelt, hat jedoch mehr harten und felsichten Boden. Was die Vegetation betrifft, so ist sie reich zu nennen, wenn auch nicht an Kokos und Brotfrucht, doch an andern Nähr- und Nutzpflanzen, z. B. an dem geschätzten neuseeländischen Flachs oder phornium tenax und an Kohlpalmen. An den Bergen zieht dichte Waldung hin mit vorzüglich brauchbaren Stämmen zum Schiffsbau. Vortreffliches Klima. An sichern und geräumigen Häfen fehlt es auch nicht, vorzüglich an beiden Seiten der Cookstraße. — Die Eingebornen (Maoris),

bereits auf 36000 zusammengeschmolzen, sind wohlgestaltet und meist braun von Farbe. Man fand sie stark tättowirt wie die meisten Polynesier, kriegerisch und ritterlich und bewehrt sowohl mit Spießen als mit der berüchtigten Keule Pattu-Pattu, die sie aus Nierenstein zurecht schliffen. Sie standen unter Häuptlingen, bekämpften sich einander oft und heftig, umgaben ihre Dörfer mit Pallisaden und verzehrten ihre gefangnen Feinde. Trotz dieser Zeichen eines wilden Zustandes waren sie aber des Feldbaus und mancher Kunstarbeiten nicht unkundig. Da die Bemühungen der Missionäre (seit 1814) glückten, und der Handelsverkehr viele Leute aus Sydney herzog, so bildete sich 1837 daheim in England eine Gesellschaft zu förmlicher Kolonisirung der Insel. Nur daß sich hier das nöthige Land nicht ohne weiteres nehmen und an Pflanzer veräußern ließ man kaufte es den Eingebornen ab, legte 1839 auf der nördlichen Insel an der Cookstraße den Ort Wellington, später noch andre an, und bereits im April 1840 erschien eine auf Neu-Seeland gedruckte Zeitung. Kraft eines Vertrags mit den Häuptlingen wurde bald darauf die englische Souveränität über beide Inseln verkündigt und die neue Stadt Auckland (20000 E.) zum Sitz des Statthalters gewählt. Mit den Europäern, deren Zahl jetzt auf 267000 gestiegen, erhielten die Eingebornen völlig gleiche Rechte zugesichert. Auf der Südinsel liegen: Christchurch und Lyttelton, von welchen eine Eisenbahn nach Dunedin gebaut wird, das in der Nähe von Goldfeldern mit fabelhaftem Ertrage liegt, so daß selbst aus Australien viele nach Neu-Seeland wandern; Chinesen haben sich bereits an 4000 eingefunden. Auf der Nordinsel sind die Eingebornen noch zahlreicher als auf der südlichen; auch machen sie dort gegenwärtig noch den Kolonisten mitunter viel zu schaffen.

Auch die Neu-Seeland benachbarten Inseln sind von den Engländern in Besitz genommen, nämlich Stewart zunächst der Südinsel, die Aucklands-Inseln weiter im Süden, und die theils von Maoris, theils von Moreores bewohnten Chatham- oder Warekauri-Inseln im Osten.

Druckfehler und Berichtigungen.

Auf dem Kärtchen „Mitte des deutschen Landes“ lies „Streitberg“ (bei Muggendorf im Pegnitzgebiet) statt Streitbach.

Seite 35 Zeile 20 von oben lies „§. 35 und 36“ statt §. 38 und 39.
„ 46 „ 17 von oben lies „1855 m.“ statt 1852 m.
„ 80 „ 14 von unten lies „Steckelberg“ statt Stöckelberg.
„ 81 „ 5 u. ff. von oben muß heißen: „Haina an der Wohra (Zuflüßchen der Ohm), im Kreis Frankenberg, ehemals ein reiches Cistercienser-Kloster, seit 1527 ein Hospital für geisteskranke und gebrechliche Männer, ist die Heimat der Malerfamilie Tischbein.“
„ 111 „ 15 von oben. Die Zahl der Theater hat sich nun seit Aufhebung des Theaterkonzessions-Zwanges wenigstens verdoppelt.
„ 123 „ 19 von unten lies „Dievenow“ statt Diwenow.
„ 129 „ 19 von unten lies „Walstatt“ statt Walstadt.
„ 135 „ 13 von unten lies „50000“ statt 41000.
„ 136 „ 21 von unten lies „254000“ statt 180000.
„ 160 „ 19 von oben lies „Altmann 2435 m.“ statt Altmann 2530 m.
„ 230 „ 1 von unten lies „158000 E. statt 154000 E.
„ 253 „ 22 von unten lies „13800 E.“ statt 12800 E.
„ 254 „ 5 von oben lies „Enns“ statt Enz.
„ 271 „ 18 von oben lies „95 Mln. langen“ statt 25 Mln. langen.
„ 294 „ 19 von oben (und ebenso Seite 293 an der bezüglichen Stelle) lies „124“ statt 114. — Unterdessen sind 14 weitere entdeckt worden, so daß man bis jetzt 138 derselben kennt.
„ 324 „ 19 und 18 von unten lies „Kanchin Jinga 8582 m. (26419′)“ statt Kanchinginga 8551 m. (26325′).
„ 324 „ 17 von unten lies „8178 m.“ statt 8176 m.
„ 824 „ 6 von unten lies „Cumbre in 3809 m.“ statt Cumbra in 2900 m.
„ 347 „ 3 von unten muß heißen: „Brasilisches Gebirg. San Francisco. Südamerika. Atlantischer Ocean.“
„ 348 „ 13 von oben lies „Jenisséi“ statt Jenisei.
„ 413 „ 13 von unten lies „Rion“ statt „Riom“.

Zu Seite 494 und 500: Durch einen unterdessen zwischen England und Rußland geschlossenen Vertrag sind dem Emir von Afghanistan die Länder: Kafiristan, Wakhan, Badakschan, Kundus und Balch, sowie weiter westwärts die kleinen Chanate Andkhui, Schibergan und Meimene zugesprochen worden, so daß also künftig der Oberlauf des Oxus bis nach Chodscha Sala als Nordgrenze Afghanistans zu gelten hat.

Zu Seite 501 Zeile 16 von oben. Infolge des vonseiten Khiwas unglücklich geführten Krieges mit Rußland wurde das Chanat Chiwa auf das Land links des Amu und seines Mündungsarmes Taldyk beschränkt.

Seite 634 Zeile 2 von unten ist nach „Ostpreußen“ das Wort „nahezu“ einzuschalten.
„ 637 „ 4 von unten in der letzten Reihe (Europ. Türkei) lies „0,03“ statt 0,01.
„ 736 „ 12 von oben lies „hier ist das alte Völkerthor“ statt das Völkerthor.
„ 737 „ 2 von unten lies „Gascogne (=Vasconia)“ statt Gascogne-Vasconia.
„ 767 „ 1 von oben lies „1)“ statt 2).
„ 861 „ 3 von unten lies „Galizien“ statt Galazien.
„ 905 „ 4 von oben der Absatz: „Ungeheuer ist . . . . Sheffield“ gehört auf Seite 904 zwischen Zeile 9 und 10 von unten.

Register.

Druck von Chr. Friedr. Will in Darmstadt.

Schacht, Theodor,

Theodor Schachts Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte Mit 4 Karten, 3 Figurentafeln und dem Portrait des Verfassers

Mainz 1874